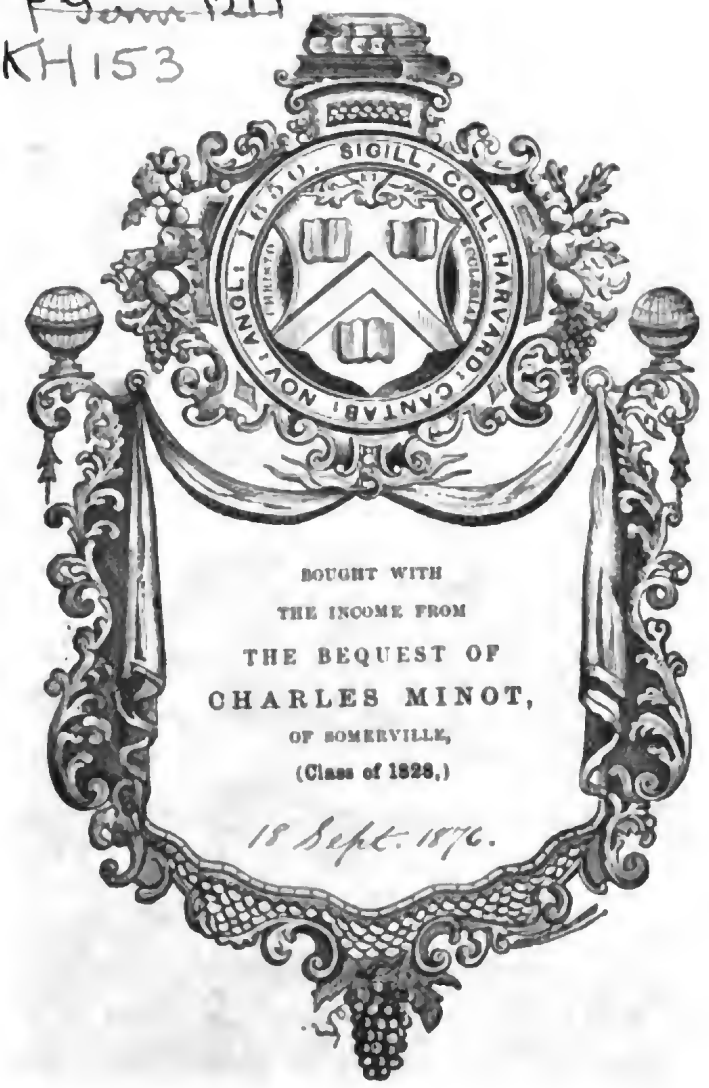
HD WIDENER
HU RABG R

Digitized by Google

~~3529~~ | ~~2 7.18~~

~~P Germ 1211~~
KH153



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)

18 Sept. 1876.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1843.

Digitized by Google

~~Pl Germ 121.1~~
KH153

1876, Sept. 18.

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1843.

A.

Abbott, Cap. – in China: 889.
Abenteurer, ein ferdischer – in Yucatan: 781.
Aberbaron, Dick –, der wallisische Sprachkenner: 277, 282, 286.
Acajou, die Gewinnung des Holzes auf Hayti: 1169.
Acordada, ein Besuch in der – zu Mexico: 261.
Adelbert, das Grab des heiligen – in Gnesen: 455.
Adulis, die alte Stadt –: 64.
Afrika. Aegypten und die dazu gehörigen Länder. Eine alte Stadt bei Fakhos: 43. Handelserleichterung in Suez: 80. Dr. Tattams Arbeiten für die ägyptischen Christen: 223. Anstalten zur dritten Nilfahrt: 291. Nachricht von der preußischen Mission in A.: 371. Schulen und Bildung: 1125. Die Magier: 1384.
— Abyssinien. Katholische Mission: 173.
— Barbareskenstaaten. Ein Besuch in Tanger: 89. Nachricht über diese Stadt: 1267. Bemühungen zur Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei in Marocco: 1312. Die Stadt Fez: 1457.
— Algier. Fortschritte der Provinz Constantine: 39. Baumwollenbau: 380. Kupfer- und Bleiminen: 404. Einiges über die Sitten der Bewohner von Algier: 673. Nachricht über die Colonisation: 747. Tabaksbau: 840. Die Flora von Algier: 877. Eigenthumsrecht: 1016. Ausflug von Algier nach Medeah: 1085. Auswanderung nach Algier: 1224. Ein See im Innern: 1372. System der Rechtsverwaltung im Innern: 1424.
— Negerländer. Mission in Ashanti: 4. Nachrichten aus dem Niger: 9. Afrikanische Auswanderung nach Westindien: 76; s. auch England. Huttons Reise nach Dahomey: 609. Entdeckung eines großen Stromes auf der Ostküste: 895. Ueber den französischen Handel an der Westküste: 1271.
— Cap. Bewegungen in Südafrika: 93. Ausflug eines schwedischen Naturforschers ins Innere: 221, 226, 230. Die Holländer im Verhältniß zu den Engländern: 293. Urtheil über die Boeren: 395. Die Bewegung am Cap: 532. Zustand der Dinge an der Gränze: 1081.
Affe, Kampf zwischen einem – n und einem Metzgerhund: 260.
Aguado, Ankündigung des Verkaufs der Galerie –: 156.
Albanien, die Stämme – s: die Dschegs: 1213. Die Tosken, Liapen und Dschamen: 1221. Das Gericht der Alten: 1357.
Albona in Istrien: 1376.
Alexander, angebliches Grab – s des Großen: 920.
Algier, s. Afrika.
Amerika. Nordamerika. Missionsnachrichten aus Texas: 97. Die Prairien zwischen den Canada-Seen und dem Mississippi: 528. Die Piutes und Land-Pitsches-Indianer jenseits der Felsengebirge: 567. Das Land vom Mississippi bis zur Südsee: 1029, 1035, 1038. Eine wunderliche Ansiedlung bei den Schlangenindianern: 1205. Das Land der Schlangenindianer: 1214. Ueber den Handel der Nordamerikaner nach Santa Fé: 1283. Religionsansichten der Schlangenindianer: 1341. Eine alte Sage bei denselben: 1353. Die Frauen derselben: 1373.
— Mittelamerika. Ueber die belgische Colonie in Guatemala nebst einigen Bemerkungen über das Project zu Errichtung einer großen Handelsstraße durch die amerikanische Landenge: 1, 6, 10, 14, 18. Nachrichten über Yucatan: 27, 32. Ueber eine wahrscheinliche Wasserverbindung der beiden Meere bei Panama: 31. Guadalarara in Mexico: 47 Die Trümmerstädte in Yucatan. Erster Abschnitt: 175, 179, 184, 187, 191. Zweiter Abschnitt: 199, 203, 207, 211. Die giftigen Thiere der Tierra caliente: 227. Das alte Yucatan. 1. Geschichte: 321. 2. Religionsverhältnisse: 357. Das Land der Musquitos: 383. Stephens Werk über Yucatan: 391. Die Herraderos oder das Bezeichnen der Stiere in Mexico: 401. Etwas über Californien: 599. Mission in Oberealifornien: 623. Etwas über die Minen in Mexico: 635. Plan zu einer antiquarischen Expedition nach Mittelamerika: 671. Das Fest des heiligen Christoval zu Merida in Yucatan: 721. Der Allerseelentag daselbst: 743. Krankheiten in Centroamerika: 789. Unternehmung zur Herstellung des Panamacanals: 804. Berichtigung: 872. Die Stadt Merida: 833. Ausstellung von Todtenschädeln in Yucatan: 869. Madame Calderon de la Barca in Mexico: Reise über die Havana; Aufnahme des Gesandten in Mexico; Theater: 949. Chapultepec, Guadeloupe: 1001. Ein Maskenball; Morgenvisiten; Räubereien: 1065. Neue Wohnung; Magueypflanzungen; Anblick der Landschaft: 1069. Tacubaya; Landhäuser; Frauenschönheit; Pasevs; Eintheilung der Stadt: 1074. Das Colegio Vizcaino: 1121. Die Viga; ein zweiter Maskenball; Verlegenheit bei einem

Digitized by Google

Besuche; Ausflug nach Santa Anita: 1153. Erinnerungen an Alt-Mexico; Ausflug nach San Joaquim; die Mineria; der botanische Garten, das Museum und die Akademie der schönen Künste: 1158. Die heilige Woche: 1162, 1166. Besuch im Kloster La Encarnacion; Wallfahrt nach Maria Hilf la Gachupina: 1289, 1294; Landaufenthalt; Hacienda Santyago; Stiergefechte; Bemerkungen über den socialen Zustand; Heimkehr: 1389, 1395. Yucatan: 1. Geschichtliches: 973, 978. 2. Alterthümer: 1093, 1098, 1102, 1106, 1109. Hr. Henry Wheaton und der Panamacanal: 1133. Die Bevölkerung von Mexico: 1243. Der Distrikt von Santo Thomas: 1247. Sklaverei der Indianer in Mexico: 1253. Der Hafen von Mazatlan: 1297. Das gelbe Fieber in Veracruz: 1329. Vertheilung der Bevölkerung in Mexico: 1445.

— Westindien. Sklavenempörungen in Jamaica: 95. Ausflug längs der Küste von Trinidad. Erster Abschnitt: 149, 154, 158. Zweiter Abschnitt: 633, 638. Stimmung in Cuba: 428. Sklavenhandel daselbst: 460. Die Colonial Gazette über den französischen Emancipationsplan: 508. Vortheile der Dampfschifffahrt: 587. Lage des englischen Westindiens: 1227, 1313.

— Südamerika. Allen Gardiners Besuch bei den Indianern in Chili: 57, 62, 66, 70. Nachricht über die Indios bravos in Peru: 207. Auswanderung aus den Canarien nach Venezuela: 240. Die Stellung von Uruguay: 257. Neuere Unruhen in Peru: 297. Die Provinz Tarapaca: 497, 501, 506. Klima von Buenos-Ayres: 513. Schulen in Chili: 631. Scenen aus den Laplata-Staaten. Erster Abschnitt: Lage der Sachen in Corrientes: 663; der irische Gaucho: 667; Corrientes und seine Bewohner: 671; Don Isidoro Martinez; die Beamten: 675; Handelsvertrag mit Don Pedro Campbell: 679. Zweiter Abschnitt: El Zapo; Hr. Tuckerman; Reise auf dem Parana nach Buenos-Ayres: 1127, 1132; der Hafen von Goya; Don Pedro Quesney; Belebung des Handels: 1136, 1139, 1143. Dritter Abschnitt: Rückreise aus Buenos-Ayres über Goya nach Corrientes: 1255; Einfluß des Handels; der Courier Leyva: 1260; Streit Don Pedro Campbells mit Hrn. Tuckerman; Beschuldigung der Falschmünzerei: 1263; Don Agustin Saenz; Ankunft der Familie Postlethwaite; Abreise nach Goya; Gefangensetzung daselbst; Abreise nach Buenos-Ayres: 1267, 1271. Indianische Ruinen um Cusco: 777. Nachricht von dem Handel auf dem Amazonenstrom: 879. Nachricht über Neugranada: 987. Peruanische Alterthümer: 1343. Ausdehnung der Dampfschifffahrt an der Westküste: 1444.

— Vereinigte Staaten. Die Botschaft des Präsidenten Tyler: 41. Der Streit über die Nordwestküste Amerika's zwischen den Vereinigten Staaten und England: 81. Oekonomischer Zustand des Landes: 265, 270. Journale: 340. Vergleichung der — mit Canada: 647. Finanzzustand: 649. Der Nachdruck: 665. Classische Studien: 761. Der Handel mit England: 1137. Ausflug von New-York nach den Canada-Seen: 1165, 1170. Galina die Stadt des Bleiminendistricts: 1215.

— Brasilien. Goldgewinnung: 792. Stellung des Landes: 927.

Arbeit, Wirkung der — auf die Gesundheit: 755.

Armenier, literarische Bestrebungen der — s. literarische Notizen.

Arsenik, als Heilmittel bei Schafen: 111.

Asien. China. Die Bevölkerung von Hongkong: 123. Verlegung des englisch-chinesischen Collegiums aus Malacca dahin: 144. Skizzen aus Peking: 1. Volksbildung; Prüfungen; ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug: 193, 197, 202. 2. Das chinesische Heer und die chinesischen Kriegsübungen: 517, 523. Landstraßen: 225. Uebersetzung englischer Bücher für die Chinesen: 244. Tempelraub der Engländer: 248. Geographische Kenntnisse der Chinesen: 268. Scenen aus dem chinesischen Kriege: 1. Abfahrt nach dem Hafen von Amoy; Vorbereitung zum Landen; Einnahme der Stadt; chinesische Plünderer: 339. 2. Ueberfahrt nach Tschusan; Eroberung des Hafens; Weiterfahrt nach Tinghai und Einnahme dieser Stadt: 343, 347. 3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst; Expedition nach Jin-jau und Tsi-ki: 411, 415, 420, 423, 427. 4. Einnahme von Tschapu; Einfahrt in den Yang-tse-kiang; Einnahme der Batterien von Wusung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-su; Friedensunterhandlungen: 595, 600, 603. Gegenseitige Stellung der Chinesen und Engländer: 349. Bericht über einige Alterthümer bei Nanking: 433. Die Handelsunterhandlungen zwischen England und China: 585. Morrisons Erziehungsinstitut in China: 613. Briefe aus Peking: erster: 625; zweiter: 630. Sendung von englischen Missionarien: 628. Alter gußeiserner Bau: 852. Revue chinesischer Truppen zu Albasinsk in der Mandschurei: 1061. Etwas über die Auswanderung der chinesischen Arbeiter: 1232. Die Folgen des englischen Vertrags für China: 1309, 1315. Unfriedliche Aussichten: 1336.

— Hinterindien. Zinnminen in Tenasserim: 456.

— Indischer Archipel. Die Philippinen: I. Allgemeine Beschreibung: 52, 56, 59. II. Ueber den Handel a. nach den südlichen Inseln: 75; b. nach China: 80; c. Küstenhandel; d. Ausfuhr: 83, 87; e. Einfuhr; allgemeine Bemerkungen: 91. Einiges über inländische Gerichtsverfassung und Gesetze auf Java: 129, 134. Etwas über Timor: 219, 223, 228, 232, 235. Die Eingeborenen und Nias in den holländischen Besitzungen auf der Westküste von Sumatra: 353. Notizen über die Tajaks auf Borneo: 393. Völker- und Handelsbewegungen im indischen Archipel: 481, 486, 490. Missionsarbeiten: 856. Die verschiedenen Menschenracen: 1183, 1188, 1191, 1195, 1199, 1203, 1208. Die Seeräuber: 1233.

— Indien. Die alte Stadt Sankyasa: 7. Seidenzucht: 15. Das Dehra-Dhun: 29. Gewinn der Kulis durch Auswanderung: 36. Betrachtungen über angloindische Verhältnisse: 105, 110. Stephensons Ansicht über die Dschains: 376. Zahl der Processe: 419. Die neuesten Nachrichten aus Indien. 1. Der Schlag in Sind und das Pendschab: 453. 2. Bundelkund: 454. Dwarkanath Tagore und seine Familie: 584. Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der angloindischen Gesellschaft: 605, 610, 614, 618. Erinnerungen an Sind: 773, 777, 781. Die Angelegenheiten von Sind: 829. Kulianswanderung: 832, 1336. Der Adel in Ceylon: 1003. Die Todawers: 1185. Die einheimische Gesellschaft im westlichen J.: 1225, 1231. Die freien Frauen: 1305. Literarische Nachrichten: 1385.

— Persische Länder. Rawlinson über die vergleichende Geographie Afghanistans: 185, s. auch Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient. Seide aus dem nördlichen Persien: 1000. Der Botaniker Aucher d'Eloy auf dem Zerda-Koh: 1157.

— Turkestan. Die Kirgiskaisaken: 263, 267. Die Mönchsbrüderschaften in Buchara: 311, 316. Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken: die Turkomanen: 929, 934; Räubereien derselben: 965; die Gefangenen in Chiwa; häusliche Einrichtung der Turkomanen: 970; das chiwanische Gebiet: 975. Der Handel von Buchara: 1173, 1178, 1182, 1186, 1190. Nachrichten über Chiwa: 1197, 1201, 1206, 1210.

— Arabische Länder. Skizzen aus Syrien: die syrische Wüste: 981, 986, 990, 994. Skizzen aus Arabien: 1. die Wahabiten: 1009, 1014, 1018. 2. Heurathen und Umgangssitten: 1025, 1030. 3. Sprache und Dichtkunst: 1033, 1037. 4. Die Hedajim; der Scheikh; der Kadi; Gesetze; Feste: 1299, 1303, 1307. 5. Wunderbare Kenntniß von Thier- und Menschenspuren; noch einiges über die Wahabitengeschichte: 1319, 1323. 6. Dschidda: 1331, 1335. Stellung der Engländer zu Moka: 1360. Die Einwohner von Hodeida: 1448. Die amerikanischen Missionäre in Kurdistan: 1431.

— Kleinasien. Ueberreste patriarchalischen Lebens in Georgien: 215. Samurzakanien und Abchasien: 335. Die Kirche zu Mzchet in Georgien: 473, 479. Völkerschaften im heutigen Kleinasien: Turkomanen: 727, 732, 735, 740, 743, 747, 751, 755. Antiquarische Forschungen: 1145. Siehe auch Chronik der Reisen.

— Sibirien. Allgemeine Ansicht des Landes: 141. Unterrichtsanstalt in Omsk: 296.

Astorhaus, das — in New-York: 373, 378.

Digitized by Google

B.

Baum, ein ungeheurer –: 1348.
Banditen, corsische –: 533.
Barcelona, Schilderung der Stadt, siehe Spanien.
Baschkiren, etwas über die –: 1056.
Belgien, Entwerthung der Kohlenminen: 1320.
Bessarabien, Nachricht über die verschiedenen Classen in –: 1013.
Betrug, wunderlicher –: 764.
Bilder, die – aus dem österreichischen Küstenlande: 19, 23.
Bildhauerarbeit, eine – für das Washingtoner Capitol: 760.
Blinder, ein merkwürdiger –: 680.
Bohemans naturgeschichtlicher Ausflug nach der Lappmark: 1181.
Borrow, ein Zusammentreffen mit Hrn. –: 441.
Brand, wahrscheinliche Entstehung eines – s durch Aërolithen: 179.
Brod, unverderbliches –: 1084.
Bretagne, Zustand des Unterrichts in der –: 304. Sitten und Aberglaube der –: 873, 878, 882, 886, 890, 893.
Buchara, der Handel von –, s. Asien.
Bulgarien, katholische Mission in –: 209. Wanderung durch –: 1229, 1233, 1237, 1241.

C.

Cacahuamilpa, die Höhle von – in Mexico: 429.
Cagots, die – in den Pyrenäen: 269.
Cairo, Scenen aus –: 493, 498, 503. Die Besonderheiten von –: 861, 866, 870. Etwas über die Bauart in –: 1261.
Calderon de la Barca, Madame – in Mexico, s. dieses.
Californien, s. Amerika.
Campmeeting, ein – in Illinois: 1201.
Capo d'Istria, der Marktplatz von –: 495.
Cararaca, der – und der Urubu: 1444.
Carthago, etwas über die Ruinen von –: 13.
Ceylon, s. Asien.
Chasaren. Sammlung von Nachrichten über die –: 75.
Cherson, etwas über die Stadt –: 499.
China, s. Asien.
Chinampas oder die schwimmenden Gärten in Mexico: 541.
Choral, der – bei den Burâten: 1433, 1439.
Chronik der Reisen. Reisen in Südamerika. 1. Rio de Janeiro: 99, 103. 2. Reise durch die Orgelgebirge und weiter ins Innere: 107, 112, 116, 119, 123. 3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio Janeiro durch die Serra do Mar: 767, 771, 775, 779, 783, 787, 791, 795, 800, 803. 4. Aufenthalt in Rio Janeiro: 1020, 1023, 1028, 1031, 1035, 1039. 5. Die Serinjolas: 1051, 1055, 1059, 1063, 1068. Hamiltons Reisen in Kleinasien. Erster Abschnitt: 127, 132, 135, 139. Zweiter Abschnitt: 155, 159, 163, 167. Dritter Abschnitt: 271, 275, 279, 283, 287, 291. Becrofts neueste Reise im Nigerdelta: 183. Clement de Bode's Reise im südlichen Persien: 196. R. Schomburgks Reisen in Guiana: Ausflug nach dem Canuku-Gebirge: 239, 243, 247, 251, 255, 259. Reise von Georgetown nach Pirara. Erster Abschnitt: 387, 391, 396, 400, 403, 407. Zweiter Abschnitt: 431, 435, 439, 443, 447. Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge. Erster Abschnitt: 1095, 1099, 1103, 1107, 1111, 1115, 1119, 1123. Zweiter Abschnitt: 1151, 1155, 1159, 1164, 1167, 1172, 1175, 1179. Die antarktische Expedition: 259, 1071, 1076, 1079. Tschichatschews Reise nach dem Ostabhang des Altai und den sajanskischen Bergen: 307. Brief eines Franzosen aus Mokа: 315, 320. Reise in Abyssinien, von d'Abbadie: 363, 368, 371, 375, 379. Allens Fahrt auf dem Cameroon: 451. Wanderungen in Meisur: 459, 463, 467, 472, 476, 480. Belchers Reise um die Welt: 496, 503. Reise eines russischen Officiers im indischen Archipel. 1. Pinang: 507, 511, 515, 519, 524. 2. Singapur: 531, 535, 539, 543, 547, 551, 555. 3. Manilla: 571, 575. Die Küsten von Texas: 563. Lessons Aufenthalt auf den Marquesas: 607, 611. Clement de Bode's Reise in das Land der Mammasenni oder Abogills, eines Lurenstammes: 660. Ausflug in Chili, von Ch. Gay: 684. Wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten: 811, 816, 820, 823, 824. Reise im europäischen Rußland und in Sibirien: Reise nach Jeniseisk: 831, 835, 839, 843, 847. Die Fahrt des Beagle zur Küstenaufnahme Australiens: 867. Beke's Reise in Südabyssinien: 923. Reise von Arbousset und Daumas im nördlichen Capland: 976, 979, 984, 987, 992. Abbotts Reise nach Chiwa: 1008, 1012, 1016. Reise von Lima nach Pasco: 1211, 1215. Ausflug ins Innere von Surinam, von Kappler: 1235, 1239, 1243, 1247, 1251. Meyers Reise im Altai: 1416, 1420. Das Land zwischen Sydney und der Moreton-Bay: 1440.
Collieries, die – von Newcastle: 1245, 1250, 1254, 1258, 1262.
Cordoba, etwas über die Kathedrale von –: 881.
Cordonazo, der – an der Westküste von Mittelamerika: 1281.
Cowana, das Ungeheuer –, s. naturgeschichtliche Notizen.
Crocodil, Besuch in den – gräbern zu Maabdeh: 559, 563, 568. – jagd: 1077.
Crotoy, die Stadt –: 744.
Cycladen, Wanderungen in den –, von Buchon: Syra, Delos, Paros, Naxos: 615, 619, 623, 627, 631, 635. Besuch von Apano Castro und Apollonia: 655. Amorgos: 720, 723.

D.

Daguerréotyp, Benützung des – s zum Fälschen: 1348.
Dahomey, Huttons Reise nach –, s. Afrika.
Dampfboot, das längste, besonders zur Flußschifffahrt erbaute: 275. Great Britain, das größte Schiff ein eisernes –: 667. Leicht gebautes eisernes –: 692.
Dieb, ein – welcher Gerechtigkeit übt: 192.
Dschani, der Belutsche: 639, 644, 647.
Dschegs, der Stamm der – in Albanien: 1213.
Duell, ein – in der Dunkelheit: 989.
Durchsuchungsrecht, neue Wendung des – s: 859.
Dürre, periodische – in Pinang: 593.

E.

Eiche, eine alte –: 768.
Eichhörnchenjagd, die – bei den Sprjänen: 771.
Eisbank, die – zwischen Nowaja Semlja und Grönland: 485.
Eisberg, der – in Virginien, s. naturwissenschaftliche Notizen.
Eisen, vermehrte Anwendung des – s: 576. Plan, Point-à-Pitre zum Schutz gegen Erdbeben aus – zu erbauen: 616.
Eisenbahnen, etwas über englische –: 445, s. auch England. Benützung der – zum Buttermachen: 1424.
Eisenstange, eine ungeheure –: 380.
Elephantenzauberer, der – in Ceylon: 1112.
England. Etwas über das Erziehungswesen: 53. Die Bewegung in der schottischen Kirche: 65. Nachricht über diesen Gegenstand: 108. Kirchliche Spaltung in London ibid. Etwas über Damenliteratur: 110. Die niedern Classen in England und das Parlament: 125, 130. Gesellschaft für nationale Musik: 136. Proceß wegen Sabbathbrechens in England: 153. Lord Ellenborough als Simson: 224. England und Canada: 241. Beisteuern für den literarischen Fonds: 260. Verbesserter Finanzzustand desselben: 348. Wolleinfuhr: 292. Ein chinesischer Tempel ibid. Schifffahrt ibid. Vorjährige Auswanderung: 384. Der Gang der Dinge in E.: 385, 390, 394. Missionsthätigkeit für China: 396. Eisenbahnunfälle: 399. Bestimmung des Zusammentritts der Naturforschergesellschaft: 420. Ertheilung der Wollaston-Medaille an Elie de Beaumont und Dufresnoy: 436. Zahl der Narren: 452. Vorschlag Zucker zum Branntweinbrennen und Bierbrauen zu verwenden: 508. Die theoretische Nationalökonomie im Parlament: 525. Ungeheures Vermögen: 584. Maschinenausfuhr: 632. Die irische Bewegung und das englische Parlament: 661, 667. Stellung des Puseyismus: 689. Denkmäler: 704. Die englische Gesellschaft für Verbreitung

Digitized by Google

des Christenthums in fremden Welttheilen: 723. Das englische Heer. Erster Artikel: 725, 730, 733, 737. Zweiter Artikel: 809, 814, 818. Petitionen gegen die Bill über Erziehung der Fabrikkinder: 840. Association der Minenarbeiter: 844. Der Untergang des Dampfbootes Pegasus: 901. Zahl der Journale: 908. Englands Reichthum in der Klemme: 925. Ankunft der Geschenke des Königs von Schoa: 928. Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der englischen Naturforscher: 1005, 1011, 1017, 1033, 1053, 1069, 1090, 1105, 1111, 1115. Maaßregeln zur Sicherung der Dampfbootschifffahrt: 1008. Kosten des Hinauswerfens einer Frau zum Fenster: 1016. Der Schluß des Parlaments: 1021. Schule für Locomotivführer: 1052. Ungeheure Ausfuhr weißer Kattunwaaren: 1080. Neue eiserne Dampfboote: 1119. Die Straßen: 1155. Vergrößerung Liverpools: 1172. H. B.s Carricatur über die Reise der Königin nach Frankreich: 1180. Versammlung über Stoddarts und Conolly's Schicksal: 1200. Schlimmer Stand der tragischen Kunst: 1232. Unbedautes Land: 1324. Angeblicher Plan eine schwimmende Insel zu erbauen: 1344. Vorschlag zu einer Reform des Eisenbahnwesens: 1345. Rattennoth: 1380. Robben als Dünger gebraucht: 1400. Eisenerzeugung: 1408. Das brittische Museum: 1417. Zahl der Baumwollenmanufacturen in – und Wales: 1432. Zunahme der Krankheiten in Glasgow ibid. Ueber das späte Arbeiten: 1456.

Epée, Statue des Abbé de l' –: 1040.

Erfindungen. Maschine zum Straßenfegen: 84. Gebrauch der Anthracitkohlen in den Eisenschmelzen Nordamerika's: 156. Neue Pflastermethode: 180, 852, 1120. Tragbarer Apparat zum Ausbrüten von Eiern: 280 Nachricht von Paperne's Taucherglocke: 287. Anwendung der Daguerréotypie aufs Gemäldecopiren: 348. Merkwürdige Münzmaschine: 388. Delvigne's neuer Carabiner: 392. Payne's Patentholz: 476. Blitzableiter für Schiffe: 624. Hohle und volle Achsen: 672. Elektromagnetischer Telegraph: 704. Neue Methode Wasser zu filtriren: 900. Beleuchtung der Dampfschiffe auf der See: 1067. Ein tragbarer Leuchtthurm: 1152. Vervollkommnetes System elektrischer Telegraphie: 1212. Entdeckung zur Reduction und Vergrößerung von Bildern: 1224. Elektrische Beleuchtung: 1280. Rasche Fabrication des Rübenzuckers: ibid., 1340. Neue Einrichtung der Percussionsgewehre: 1292. Gläserne Wasserleitungsröhren: 1392. Verbesserter Bau von Dampfbooten: 1432.

Eskimos, etwas über die Herkunft der –: 952.

Europa, Schilderung des nordöstlichen – s: 17, 22, 26.

F.

Finnland, Skizzen aus – (Nach Pastor Stockfleth): 583, 587, 591.

Fischerei, die – an den Lofoden: 121.

Fissaur, Schule des Abbé – für jugendliche Verbrecher: 1031.

Flamänder, ein dicker –: 1124.

Flora, die – von Algier, s. dieses.

Francisco, traurige Begebenheit in der Höhle von San – bei Villa Nova: 716.

Frankreich. Ueber die Benützung der Landes in der Gascogne: 21. Die Bewohner der Landes: 33. Zerstückelung des Bodens: 128. Küstenhandel ibid. Postertrag: 160. Wärmung der Diligencen: 208. Werk über die verworfenen Kasten des Landes: 211. Literarische Nachrichten: 217, 457. Katalog der Bibliothek des Ministeriums der Colonien und der Marine: 243. Ueber das Schmuggeln mit Hunden: 247. Umschmelzung der Kupfermünzen: 268. Ungewöhnliche Wildpretfülle im Norden: 292. Ueber den Zusammentritt des archäologischen und wissenschaftlichen Congresses: 324. Canaldau bei Marseille: 336. Institut der Prudhommes: 340 Tabaksregie ibid. Literarische Nachrichten aus Paris: 345, 1409 Vorschlag zu einer Ausdehnung der Polizei zum Vortheil der Armen: 363. Betrag und Ertrag des Grundeigenthums: 404. Wissenschaftliche Gesellschaft in Pau: 460. Größe des Budgets: 516. Gold- und Silbermenge: 520. Tolle Wette: 560. Das neuere französische Recrutirungsgesetz: 569, 574, 579. Das historische Institut: 580. Wettfahrt zwischen zwei Dampfbooten mit Maschinen von englischer und französischer Construction: 608. Ueber die Vertheilung des Vermögens: 621. Der einheimische Zucker: 624. Naturgeschichtliche Sammlung der Corvette Danaide: 676 Alte Leute: 684 Skizzen aus –: Fontainebleau: 701; das Loirethal; la Charité: 709; Nevers: 715; Berry; Nivernais: 741; Autun: 746; Avignon: 750; Marseille; Hyères: 761; allgemeine Bemerkungen; Dauphiné; Langres; Beaune: 769, 774; Burgund: 797; Niederlanguedoc: 817, 822; Lyon: 853, 858; Chalons; Macon; Bemerkungen über die Provinz: 863. Ueber die Wälder in Frankreich: 712. Die Theater und die Eisenbahnen: 776. Die großen Dampfboote: 784. Ueber die Bewässerung: 805. Zahl der Taubstummen in Frankreich und Journal für dieselben: 832. Ausflug in die bordelesische Haide: 841. Anpflanzung von Baumwolle im Süden: 848. Auffindung von Quecksilber: 852. Anzahl der Irren: 876. Plan zu einer Verbindung der Saone und Maas: 988. Unterirdischer Canal von der Rhone nach der Loire ibid. Ursachen der Geistesverwirrung: 996. Nachtheilige Vergleichung der Agriculturerzeugnisse mit denen von England: 1004. Seitencanal der Garonne: 1008. Der wissenschaftliche Congreß zu Angers: 1044. Die deutsche Philosophie: 1060. Ertheilung einer Medaille für den verbesserten Blindenunterricht: 1084. Betrag der Legate: 1108. Ueber die Centralisation der Literatur in Paris: 1128. Die französischen Bankbillets: 1139. Verkauf von Utensilien der Mdme. Lafarge: 1140. Neuerwachter Sinn für Alterthümer: 1199. Flandins Sendung nach Niniveh: 1200. Einwanderung der belgischen Eisenindustrie: 1264. Französische Lehrbücher der Geographie: 1273. Masse der edlen Metalle: 1285. Statistik der französischen Deputirtenkammer: 1308. Wirksamkeit der Prudhommes: 1335. Kosten der Einsteher: 1340. Zahl der Pferde: 1344. Archäologische Arbeiten: 1404. Zahl der erlegten schädlichen Thiere ibid. Wohlthätigkeitsanstalten: 1428.

Friaul, Bemerkungen über –: 759. Die Slawen in –, s. Slawenländer.

Fußspuren, künstliche –: 484.

G.

Gardiner, Allen –s Besuch bei den Indianern in Chili, s. Amerika.

Gelathi, das Kloster – in Imeretien: 309.

Georgien, die Kirche zu Mzchet in –, s. Asien.

Gesellschaft, die ethnologische – in London: 204. Bildung einer medicinisch-literarischen – in London: 352. Ertheilung der goldenen Medaille der Londoner geographischen –: 660. Jahresbericht der asiatischen – in Paris: 909, 914, 918.

Girshawkikloster, das – in Bessarabien: 997, 1002, 1006.

Giagolitische Literatur, s. Slawenländer.

Goldklumpen, außerordentlicher – im Ural: 575.

Griechenland, Unterrichtswesen in –: 295, 299. Griechenland im Jahre 1842. Einleitung. 1. Handel. 2. Schifffahrt: 323. 3. Geldwesen. 4. Industrie: 327. 5. Communicationsmittel. 6. Gesundheitszustand: 331. 7. Schulwesen. 8. Alterthümer: 332. Die Gesellschaft in Athen: 333. Die Insel Santorin: 953.

Guadalarara in Mexico, s. Amerika.

Guano, Nachricht über neue Auffindung von – Dünger: 1179. Afrikanische – inseln: 1408.

H.

Helgoland, die Rettung –s: 397, 402.

Herraderos, die – oder das Bezeichnen der Stiere zu Santiago in Mexico, siehe Amerika.

Heuschrecken, die – im südlichen Rußland: 419.

Heuschreckenvogel, der –: 456.

Hindu, Aufopferung eines –: 133.

Hochzeitschmauß, curiose Einladung zu einem –: 376.

Holzhauer, die Tochter des –s. Eine indische Erzählung: 161, 166, 170, 174.

J.

Jean, der Prügelprofoß in Constantine: 1141, 1146.

Digitized by Google

Indus, Schifffahrt auf dem –: 536.
Indianer, ein – als Missionär: 643. Einwendung eines – s gegen das Christenthum: 652.
Irland. Scattery-Island und die runden Thürme in –: 529, 533, 538. Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange: 557, 562, 566. Die Seen von Killarney: 641, 646, 649, 654. Bevölkerung: 536. Beförderung des Unterrichts in ersischer Sprache: 620. Census: 640. Die vereinten Irländer: 753. Der neunte Bericht der Commissäre für Nationalerziehung: 980.
Istrien, die Communalwachen in –: 1380.
Italien. Der Hafen von Brindisi: 36. Ackerbaugesellschaft in Piemont: 180. Das Schulwesen in der Lombardei: 407. Monographien einzelner Städte: 439. Die Canäle in der Lombardei: 857. Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen. Capitanata, Basilicata, Terra di Bari, d'Otranto u. s. w. Erster Abschnitt: 1265, 1270, 1275, 1277, 1282, 1285, 1290. Zweiter Abschnitt: 1301, 1306, 1311, 1313, 1318, 1322, 1325. Bilder aus Oberitalien. Verona: 1339, 1343. Padua: 1351, 1356. 1360, 1364. Industrieschulen in Florenz: 1363. Ein neapolitanischer Räuber: 1388, 1392. Etwas über die neueste italienische Poesie: 1401.

K.

Kadlian, Erscheinung von – s an der französischen Küste: 108.
Kaczurvn, Iwan –. Eine Erzählung aus dem polnischen Revolutionskriege: 45, 50, 54.
Kaimansprobe, die – bei den Madekassen: 1161.
Kaolin, der – und die Wanzen: 87. Vorschlag den – zu Schienen zu benützen: 1116.
Kartoffelbau, merkwürdige Verbesserung des – s: 779.
Katpflanze, die – der Araber: 1148.
Kehrmaschine, umfassendere Anwendung der –: 1120.
Klosterwein, Auffindung von altem vergrabenem – in Belgien: 184.
Kollar, Johann – s Reisen in Ungarn ꝛc. 1. Das transdanubische Ungarn: 653, 658, 662, 665, 670. 2. Das Land an der Mur; Steyermark: 685, 690. 3. Croatien und das croatische Uferland: 749, 754, 758, 762, 765.
Kolonialnachrichten. Vorneigung zu aristokratischen Einrichtungen in Canada: 148. Einfuhrzoll von drei Schilling auf amerikanisches Getreide ibid. Bevorzugung der französischen Canadier ibid. Sir Ch. Metcalfe's Ernennung zum Generalgouverneur ibid. Bevölkerung von Obercanada ibid. Ausfuhr aus Jamaica: 151. Weiße und schwarze Einwanderung ibid. Mittel diese zu befördern ibid. Klage über das Squatten: 152. Vermehrung der Wählerzahl durch den Landbesitz der Neger ibid. Ueber den Bodenreichthum Westindiens ibid. Schlechte Aussichten des großen Plantagenbaues ibid. Mißbilligung des gewaltsamen Verfahrens gegen die Boeren in der Capstadt: 171. Wahrscheinliche Colonisation von Port Natal ibid. Herstellung einer Postverbindung zwischen Port Natal und der Hauptstadt: 172. Angebliche Unabhängigkeitserklärung der Boeren am Moddersfluß ibid. Maaßregeln der englischen Regierung dagegen ibid. Fortdauernde Auswanderung von Boeren ibid. Wahrscheinlichkeit eines Kafferkrieges ibid. Zeitung in der Maorisprache: 196. Unzufriedenheit mit der Regierung in Neuseeland ibid. Census der Stadt Auckland ibid. Ansiedler aus Sydney ibid. Ein eingeborener Capitalist ibid. Fortdauernder Cannibalismus ibid. Schlechte Fürsorge für die Einheimischen ibid. Nachrichten eines Missionärs ibid. Zustand des Unterrichts in Canada: 299. Stellung der Boeren auf dem Cap zur Regierung: 880. Verhältnisse zwischen den Boeren und Eingeborenen: 884. Anwachsen der englischen Ansiedler an der Algoa-Bay ibid. Drohende Lage der Kafferngränze ibid. Der Tod des Missionärs Wrigdt ibid. Stellung der Regierung in Canada: 887. Aussicht auf starke Einwanderung: 888. Beabsichtigte Verbindung des Lorenzgolfs mit der Fundy-Bay ibid. Falsche Lage Sir Ed. Bagots ibid. Die amerikanische Fischerei auf den Seen ibid. Census von Obercanada ibid. Zustand der Dinge auf Mauritius ibid. Culis in Demerara: 1092. Bemerkungen über Neusüdwales: 1193. Militärisches Einschreiten der Engländer gegen die Kaffern: 1204. Anwendung von Dampfpflügen in Guiana: 1224.
Komet, Meinung der Mexicaner von den – en: 820.
Korallenriffe, über die Structur und Verbreitung der –: 189; s. auch naturgeschichtliche Notizen.
Kumys, etwas über den – (Nach Dahl): 935.
Kurland. Briefe aus –: 487, 491.
Küstenland, das österreichische – um Triest: 437.

L.

Lapeyrouse, Statue – 's von Ruggi: 1188.
Lappland, Wanderungen im russischen –: 229, 234. Die Religion der Lappen: 905.
Lenormand, Mlle. –: 911; ihre Papiere: 936.
London, Skizzen aus –: Engländer und Franzosen; Paris und London: 25, 30, 33, 38. Zahlreiche Dampfbootfahrt auf der Themse: 812. Elend und Verbrechen: 1287. Ungeheure Vergrößerung: 1396. Sterblichkeit: 1400.

M.

Magellansstraße, die – und die Falklandsinseln: 843.
Magnetisirung, merkwürdige – auf Ceylon: 1094.
Malerei, die sudalische –, s. Rußland.
Malta, Bevölkerung von –: 40.
Mammuthhöhle, die – in Kentucky: 49.
Mammuthleiche, neu aufgefundene –: 547.
Manillaratten, Verpflanzung der – nach Europa: 272.
Maragaten, die –, s. Spanien.
Maus, eine singende – 920, 1047.
Meer, Depression des todten – es: 868.
Meridianmessung, die – in Finnland: 544.
Mertwya-Solp (das todte Salz), eine merkwürdige Gegend in Rußland: 1227.
Meteor, merkwürdiges – in Finnland: 492.
Mexico, s. Amerika.
Missionsgesellschaft, die evangelische – zu Basel im Jahre 1842: 409. Geschichte der baptistischen – von 1792—1842: 593.
Mönchsbrüderschaften, die – in Buchara, s. Asien.
Monembasia, Schilderung von –: 449.
Mongolenbräten, die – im Kreise Nertschinsk: 1279, 1283, 1288, 1291, 1295.
Montenegriner, Zweikämpfe und Familienrache bei den – n, s. Slawenländer.
Mormonen, die –: 69. Weitere Nachrichten: 977.
Moskau in statistischer und Handelsbeziehung, s. Rußland.
Musikfest, großes – in Manchester: 724.
Mustapha-den-Ismael, Lebensskizze von –: 785, 790, 794, 798, 802.

N.

Napoleonisches Museum in London: 535.
Narren, zwei – in Jerusalem: 1040.
Negerauswanderung, die – nach Westindien; jetziger Stand der Frage: 177. Der neue Negerhandel: 417.
Negerland, das – der Araber: 201.
Negritos, die Sprache der –, s. ethnographische Notizen.
Nelson, Errichtung der Bildsäule – s: 1096.
Nicollet, Nachricht über – s Tod: 1328.
Nil, die Fahrten auf dem weißen –: 61. Ueber die Reise zu den Nilquellen (Bemerkungen von Pallme): 384. Vergleichung des – s mit dem Indus: 505. Unregelmäßiges Steigen: 780.
Nordpolexpedition, die beabsichtigte neue –: 1088.
Notizen, antiquarische –. Die lycischen Marmortafeln: 19. Römische Münzen in Indien: 132. Himjaritische Inschriften: 135. Die alten Grabhügel und Befestigungen am Odio: 151. Römische Alterthümer in Südfrankreich: 172. Celtische Alterthümer: 276. Punische Inschriften: 284. Merkwürdiger Münzenfund in der Bretagne: 304. Frankogallische Alterthümer: 424. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher Morviens: 452. Aufgefundene Gräber bei Rouen: 500, 536. Peruanische Gräber: 511. Die griechischen Inschriften

Digitized by Google

auf drn xanthischen Marmortafeln: 516. Römische Alterthümer in Frankrich: 728. Ein Grab im alten Veji: 731. Ein altes Grab bei Astrabad: 751. Ein altes Riesenbild in England: 760. Neu aufgefundener Tempel in Unterägyptrn: 791. Punische Gräber in der Nähe von Tunis: 811. Erforschung celtischer Alterthümer in Frankreich: 812. Altrrthümer im Gouv. Saratow: 944. Antiquarische Unternehmung nach Lycien: 956, 983. Urtheil über die xanthischen Marmortafeln: 968. Das altr Quantovicum: 1028. Die antiquarischen Forschungrn in Kleinasirn: 1145. Neu rntdeckte etruskische Grabdenkmäler: 1152. Das Alterthum von Kaminiec Podolski: 1188. Griechische Münzen im westlichrn Frankreich: 1312. Angebliche Entdeckung des Möris-Sees: 1352. Aufgrabung eines altrn Grabhügels in Virginien: 1365. Aegyptische Altrrthümrr: 1397. Merkwürdige altr Waffen in Brügge: 1400. Die Grabhügel in Dorsetshirr ibid. Archäologische Forschungen in Corsica: 1408.

— rthnographische –: Bemerkungrn über die Sprachen drr Negritos: 279. Erste ordntlichr Versammlung der ethnographischen Gesellschaft in London: 368. Uebrr die neuseeländischr Sprache: 369. Nachricht d'Abbadie's über dir äthiopischen Sprachen: 1131. Die tschudischen Sprachen: 1421.

— rologische –: Notiz über Alt-Europa: 16. Auffindung einrr großen Knochrnhöhlr in England: 55. Structur des Gangesthales: 96. Dir Fossilirn auf dem Berg Aorntin: 103. Lagerung drr Diamanten: 148. Lethæa succica: 187. Uebrr die gefurchten Felsen in Skandinavien: 255. Ueber die Lagerung der großen Thierknochen in Nordamerika: 283. Uebrr die Wasserabnahme des Mälarsees: 342. Steigen des Themsebettes: 372. Fossiler Wald in Australien: 379. Ueber dir vorweltlichen Thierknochen in der Auvergne: 412. Knochrn fossilrr Thierr im südlichen Rußland: 416. Erratische Blöckr in Nordamerika: 443. Korallenbäume in hohen Breitrn: 447. Weitr Verbreitung der Erdbeben: 448. Erdbrben in den Pyrenäen: 468. Merkwürdigr Fossilien: 484. Grologische Nachrichten über Sicilien und Calabrien: 612. Ueber aufrechtstehende fossile Bäume in drn Kohlrnschichten von Neuschottland: 619. Unterseeischer Vulcan in drr Nähe von Guadeloupe: 652. Fossilr Giraffe: 700, 1460. Neues Fossilienlager im Pariser Bassin: 716. Urweltliche Vogelspuren: 736. Die Königseidechse der Urwelt: 737. Erdbeben in Aderbeidschan: 787. Versteinrrte Spuren wandelnder Fische: 808. Merkwürdigrs Erdbeben an der Westküste von Sumatra: 967. Urweltliche Skelette in England: 972. Erdbeben auf Guadeloupe: 1060. Der Vulcan Ereebus: 1096. Mollusken und Schalthiere im ägäischen Meere: 1115. Angeblichrs fossiles Menschrnskelett: 1176. Ueber die Senkungsfläche im großen stillen Ocean: 1189, 1194. Medaille für die Lösung einer geologischrn Frage: 1244. Knochen vorweltlicher Thierr in Obercalifornien: 1276. Vulcan an der Küste von Arracan: 1332. Ausgebrochrr Vulcan bei Boulognr: 1380.

— literarischr –: Cullimore über die Zodiakalfiguren: 28. Dir briden Falstaffs: 59. Lebensbeschrribung Buddha's: 76. Journal in Jrrusalem: 80. Poésies béarnaises: 85. Biographia britannica literaria: 96, 928. Jüdische Litrratur in England: 116. Literarische Bestrebungen der Armenier: 131. Dänisch-magyarischr Entdeckungen: 163. Herausgabe drr altrn Bergen'schen Chronik: 191. Nachricht von der nordischen Altrrthumsgesellschaft: 216. Zeitschrift für schwedische Altrrthümrr: 220. Histoire-Musée de la révolution française. 2ter Theil: 236. Nachricht von Sacy's Bibliothek: 264. Bemerkungen über indische Litratur: 276. Ueber die Bildung der englischrn Sprachr: 319. Studium der Sprachr der Marquesas-Inseln: 324. Ein altirischrs Heldengedicht: 344. Nachricht von dem Oriental Translation Fund: 352. Schrift über Alt-Polen: 452. Ueber die Literatur der lebenden Sprachen Indiens: 456. Litrrarische Neuigkeiten aus Calcutta: 637. Bearbeitung von Drake's Leben: 668. Antwort auf Dickens Notes ibid. Preisfragen der französischrn Akademie: 696. Werk über das Museum Gregorianum: 756. Preisaufgabe der Brüsseler Gesellschaft für niederländischr Sprachr und Litrratur: 788. Persischr Literärgeschichtr: 803. Literarischr Sendung nach Spanien: 808. Literarische Nachrichten aus Paris: 813, 921, 1409. Wallisischr Büchrr im brittischen Museum: 836. Wieder aufgefundene Papirre Galilei's: 928. Dir Papiere drs Herzogs von Marlborough: 932. Englisches Urthril über Ponsards Lucretia: 976. Angebliche Auffindung uralter hebräischer Manuscriptr: 1100. Literarischr Sendung der HH. Delpit nach England: 1112. Schottisches Document: 1148. Palæographia sacra pictoria: 1164. Verbrritung der Mystères de Paris in Nordamerika: 1188. Preisfragr übrr dir Rachitis: 1192. Fortsetzung der Geschichtr der Mamrlukensultanr in Aegypten: 1220. Alte Weltkarte: 1237. Altfranzösischr Litrratur in Schweden: 1240. Sammlung drr Briefe Heinrichs IV: 1356.

— naturgeschichtliche –: Moosrosen: 16. Eine Winterschwalbe in Schottland: 112. Seltsamr Heilung einrs Wahnsinnigen: 124. Außerordentlich tiefer Barometerstand in England: 140. Bemerkenswrrthr Phänomenr am 13 Januar: 172. Folgrn des Eierbrütens durch fremdartige Vögel ibid. Künstlichr Erzeugung von Trüffeln: 176. Impfung von Kastanien auf Eichen: 220. Der Milchbaum auf Neuseeland: 228. Ueber den tiefen Barometerstand in der Mitte Januars: 251. Sommerpflanze – Winterwurm: 256. Ueber den Eucalyptus-Zucker: 284. Die Silphionpflanze der Alten und das Abu-Nefa der Araber in Nordafrika: 355. Der indischr Hanf: 356. Der tibetanische Bär: 375. Sonderbarr Lusterscheinung: 388. Chinarinde als Gegenmittel gegrn das Sumpffieber in tropischen Klimatrn: 432. Seltsames Phänomen einer erstickenden Luft: 475. Sklaverei bei den Ameisen: 483. Striche warmrn Wassers im Meere: 528. Verschirdene Temperatur in den Minen von Cornwallis: 572. Typhöses Fieber bei Thirren: 580. Fische im artesischen Brunnen von Grenelle: 632. Merkwürdiges Meteor: 712. Ein riesenhafter Vogel in Neuseeland: 728. Der Pfau-Cucucu: 739. Abhandlung über den Krebs: 800. Der Mannabaum in Australien: 808. Meteorologische Erschrinung in drn Anden: 816. Außerordentliche Bewegung des Wassers in der Mountsbay bei Penzance in Cornwallis: 835. Außerordentliche Strömung: 936. Lebendigr Würmer auf dem Eis im Gouvernement Moskau: 940. Verkommen der Bäume auf drn Pariser Boulevards: 991. Merkwürdigr Verbreitung eines Hagelwetters in Rußland: 1016. Auffallende Fluth an den Sandwichinseln: 1056. Merkwürdige astronomische Erscheinung: 1059. Die Thierre des antarktischrn Oceans: 1088. Ueber die Einwirkung drr Temperatur auf dir Vertheilung der Korallen: 1092. Das Kowdy-Gummi: 1096. Der Eisberg in Virginien: 1101. Eine Seejungfer oder Sirene: 1119. Das zoologische Ergebniß von Cap. Beichers Reise um dir Welt: 1175. Seltsamer Einfluß von Thierarten auf einander: 1196. Moschusthierr aus Hong-kong: 1228. Das Ungehruer Cowana: 1263. Außerordntliches Wachsthum: 1300. Sammlung von Beobachtungrn an Tagrn ungewöhnlicher magnetischer Störung: 1324. Ausbleiben drr Sternschnuppen im Novembrr: 1332. Ungewöhnlichr Witterung in Indien: 1336. Der Coipo Chili's: 1372. Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres: 1396. Thierchen im Magen von fleisch- und krautfressenden Thierren: 1444. Nachricht über den Baobab: 1448.

O.

Oceanien. Die Bewohner von Polynesien überhaupt: 469.

— Dir östlichr Inselwelt. Die französischrn Interessen in Oceanien: 501. Dir Marquisen. 1. Geschichte: 683. 2. Geographie: 687, 692. 3. Religion und Cultus: 695, 699. 4. Sprachr: 703, 708. 5. Sitten und Gebräuchr: 711, 716. Die Insel Otaheiti: 959, 963, 967, 971. Dir Viti- (Fidschi-) Insrin: 1412.

— Der australische Continent. Bemerkungrn eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien. Erster Abschnitt: 3, 7, 11, 16, 20. Zweiter Abschnitt: 35, 40, 43, 47. Naturgeschichtliche Bemerkungen über

Digitized by Google

Australien: 169. Wilde Heerden: 480. Einweihung der Knaben und Jünglinge: 1223.
— Neuseeland. Ansichten vom künftigen Leben bei den Neuseeländern: 179. Die Colonie Neuseeland: 213, 218. Ueber die neuseeländische Sprache, s. ethnographische Notizen. Ueber die Eingeborenen Neuseelands: 480. Skizzen aus –: 1. Die Eingeborenen: 545. 2. Krankheiten: 573. 3. Kinder; das Tättowiren: 597. 4. Die Ehe: 657. 5. Nahrung der Eingeborenen: 681. 6. Ursprung derselben: 717. Besetzung der französischen Colonie Akaroa durch die Engländer: 816. Die verschiedenen Rangclassen: 1023. Das Tabu: 1027.
Olymp, die Besteigung des asiatischen –: 205, 210, 214.
Orangenwein, Bereitung von –: 396.
Oplumhandel, der –: 465.
Orient. Lebens- und Landschaftsbilder aus dem –: 1. Bagdad: 301. 2. Nahar Malka: 306. 3. Susa: 310. 4. Kurdistan: 313, 318. 5. Semulgan: 325. 6. Die Eberjagd: 326. 7. Das Gurganthal: 341, 346. 8. Ein Turkomanenlager: 350. 9. Neugierige Dorfbewohner: 354. 10. Der Verirthurm: 358. 11. Finderisk: 365. 12. Astradad: 369. 13. Yezd: 374. 14. Herat: 377. 15. Gunabad: 389. 16. Merw: 405. 17. Schiras ibid. 18. Das Ehrenkleid: 410. 19. Der Kornwucher: 413. 20. Die Wöchnerin: 414. 21. Murgab: 418. 22. Die Bachtiari: 422. 23. Das heilige Dorf: 565. 24. Der Emporkömmling: 577. 25. Aderbeidschan: 589. 26. Persische Trachten: 617. 27. Duschistan: 621. 28. Der zweimal Geköpfte: 627. 29. Dalaki: 630. 30. Der Gebirgspaß: 645. 31. Kazrun: 651. 32. Nomadenzug: 669. 33. Fatima's Grab: 674. 34. Mohammed Mirza ibid. 35. Malek Sohar: 678. 36. Fernere Visiten: 679. 37. Mirza Hussein Chan: 682. 38. Der Moatimud: 686. 39. Die heilige Quelle: 713. 40. Der Demawend: 714. 41. Komaischah: 718. 42. Der Elbruz: 719. 43. Die Salzwüste: 722. 44. Die Bazars: 729. 45. Ormuz: 757. 46. Charakter der Perser: 793. 47. Cassim und Bajessid: 821. 48. Sirdara: 885. 49. Der Neujahrstag: 897. 50. Mirza Abdul Rezak: 898. 51. Semnun: 901. 52. Die Ebene von Danghan: 902. 53. Die persischen Truppen: 906.
Ossen, Nachricht über die –: 285.

P.

Parenzo, der Dom zu –: 957.
Paris, Krankheiten zu – im verflossenen Spätjahr: 100. Oeffentliche Esanstalten: 181, 185, 190. Oeffentliche Trinkanstalten: 245, 250, 254, 258, 262, 266. Zahl der Theater: 332. Zahl der Patentirten ibid. Plan zu einem großen artesischen Brunnen: 679. Verhältnißzahl der Armen: 1052. Fleischverbrauch: 1072. Allmähliche Ausrodung der elyseischen Felder durch die Gasleitungen: 1104. Der Milchhandel: 1216. Ertrag des Brunnens von Grenelle: 1336. Das Pflaster: 1392.
Park, Denkmal für Mungo –: 112.
Parsen, Religionsstreitigkeiten der – in Bombay: 233.
Pelasger, Schriften über die – 1. Steub über die alten Rhätier: 837. 2. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten der Römer: 845.
Peroi, Nachricht über das Dorf – auf der Halbinsel Istrien: 1348.
Pest, die walachische –: 115.
Pfarrhaus, ein schwimmendes –: 1184.
Pferde, arabische – in Frankreich: 707. Prächtiges Geschirr für –: 1356.
Pflanze, Auffindung einer – die den Indigo ersetzt: 1436.
Pisino, Nachricht über –: 963.
Pola, die Porta aurea zu –: 601.
Potschajew, das Kloster zu – s. Rußland.
Prairiebunde, eine Stadt der –: 1407.
Preisvertheilung, sonderbare –: 468.
Puma, der – oder amerikanische Löwe: 1404.
Puseyismus, Stellung des – s. England.

R.

Ramiseram, der Tempel zu –: 1057.
Redim Chan, eine wahre Geschichte aus Kbelat in Belutschistan: 1117, 1121, 1126.
Reisefrequenz, die – zwischen Dover und Boulogne: 900.
Reisenotizen. Dr. Beke in Südabyssinien: 4. Geographische Forschungen d'Abbadie's über Nordafrika: 92. Sendung von Fellowes nach dem Xanthus-Thal: 368. Die antarktische Expedition: 372. Der Reisende Domeiko: 552. Mir Izzet Ullah: 744. Audubons Reise in Nordamerika: 896. Becrofts Entdeckungen im Nigerdelta: 1144. Tod des Naturforschers Petit: 1304. Ankunft des Grafen Castelnau in Rio Janeiro: 1316. Expedition nach dem Torrens-See: 1424.
Rhone, Vorschlag zur Schiffbarhaltung der –: 120.
Rolandsbresche, die – in den Pyrenäen: 764.
Rost, über den – bei gegossenem und geschmiedetem Eisen und Stahl: 696.
Rovigno, auf der istrischen Halbinsel: 1312.
Rückblicke. Einleitung: 1337, 1341, 1345. England: 1349. 1353, 1358. Frankreich: 1361, 1366, 1370. Spanien: 1373. Portugal: 1377. Italien: 1378. Algier: 1379. Asien: 1381, 1385, 1390. Türkei: 1393, 1398. Ungarn: 1402. Rußland: 1405. Skandinavien: 1410. Niederland: 1411. Amerika: 1413, 1417, 1422, 1426. Brasilien: 1429. Westindien: 1434. Afrika: 1437, 1442, 1446. Die östliche und westliche Inselwelt Oceaniens: 1450. Die australischen Colonien: 1453. Der neue Menschenhandel: 1457.
Rufinen, die – in Galizien und Ungarn: 425, 430, 433, 435, 442, 446, 450.
Rußland. Schilderung von Kiew: 73, 79. Etwas über den Kornhandel: 145. Russische Architektur: der neue Winterpalast: 195, 199. Mittheilungen aus dem Tagebuch eines deutschen Reisenden in Südrußland: Sommerdürre; die Tatarenstadt Kostof; Ankunft in Jalta; die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim; Besuch in Alupka: 237, 242, 246. Neue Petersburger Skizzen: Klima und Gesundheit: 289, 294, 298, 303. Die Brautschau: 329, 334, 338. Die Osterzeit in Petersburg: 461, 466, 470, 474, 477. Strelna: 509, 513, 518, 521, 525. Der erste Mai in Katharinenhof: 537, 541, 546, 550, 554. Alte Opferaltäre: 413. Moskau in statistischer und Handelsbeziehung: 483. Die feudalische Malerei: 827. Handel mit China: 860. Drei Tage auf dem Ladoga-See: 917. 922, 926. Das Kloster Potschajew: 931. Bemerkungen über Rußland nach Hrn. v. Custine's Werk: 945, 950, 953, 957, 961. Hohes Alter: 948. Spuren ehemaliger Wälder in den Steppen des südlichen ibid. Zahlreiche Wölfe in Neurußland ibid. Alte russische Actenstücke in Wilna: 1011. Russificirung der Lappen: 1060. Ueberschwemmungen der Wolga: 1076. Die neurussischen Steppen: 1129, 1133, 1137, 1141, 1146, 1149. Das russische Heer: 1217, 1222. Die asiatischen Sprachen auf der Universität Kasan: 1317. Griechische Fresken in der Sophienkirche zu Kiew: 1369.

S.

Salzseen, über die – am kaspischen Meere: 801.
Santorin, geologische Nachricht über die Insel – s. Griechenland.
Scatterv-Island und die runden Thürme in Irland, s. dieses.
Schatz, der – des Piraten: 1219, 1223, 1227.
Schlachten, das – des Rindviehs und der wilden Pferde in Südamerika: 553, 559.
Schlangenfänger, der – in Aegypten: 1277.
Schmuggler, der gewissenhafte –: 564.
Schottland, die Secession in der schottischen Kirche: 629.
Sebastian, San – in Guipuzcoa, siehe Spanien.
Septemberklarheit, die – im Norden: 1377.
Sind, s. Asien.
Skandinavien. Die Predigerkrankheit in Westgothland: 200. Sammlung dänischer Sprüchwörter ibid. Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen: 292. Schweden unter Karl XIV Johann: 317, 322. Der Sprachenstreit in Schleswig: 337. Aufzeichnungen über die Finnmark: 367. Wissenschaftliche Unterstützung in Nor-

Digitized by Google

wegen: 488. Zunahme der Kaffeeconsumtion in Norwegen: 516. Schwedische Bibelgesellschaft: 548. Fortschritte der Mäßigkeitsgesellschaft in Schweden: 692. Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala: 825, 830, 834, 838, 842, 846. Klima von Norwegen: 865. Die Ureinwohner Schwedens: 884. Canalfahrt durch Schweden: 891, 895, 899. Die skandinavische Gesellschaft: 900. Das junge Skandinavien: 937. Der Branntweinverbrauch in Dänemark: 984. Der norwegische Bauer: 1441. Die Jahrmärkte in Levanger: 1453.
Skye, die Insel –: 764.
Slawenländer. Polnische Volkslieder mit Melodien: 8. Ankündigung des neuen polnischen Journals Lech: 60. Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft, von Jordan: 249. Literarisches und Volksleben der Slowaken: 305, 311. Die Uskoken von Schumbor: 361, 366. Zweikampf und Familienrache bei den Montenegrinern: 381. Die Rusinen in Galizien und Ungarn, s. Rusinen. Slawische Nachrichten: 464, 708. Nachricht über böhmische Literatur: 489. Die glagolitische Literatur: 561. Herausgabe einer altpolnischen Bibliothek: 680. Die galizisch-russinische Sprache: 705. Slawische Bewegung: 993. Die Slawen in Friaul: 1041, 1046. Nachrichten über böhmische und polnische Literatur: 1097. Die Familie Kniazewicz: 1187. Gründung gemeinnütziger Gesellschaften in Illyrien: 1249. Das serbisch-dalmatinische Magazin: 1252. Die slawischen Bewohner Istriens: 1368. Literatur der österreichischen Serben: 1425.
Spanien. Die Bevölkerung von Madrid 5. Die ehemaligen deutschen Colonien: 23. Die Provinz Catalonien: 117. Blick auf die Geschichte der spanischen Literatur: 137, 142, 146. Spanische Industrie: Metallurgie in Malaga und Almeria: 157, 163; Rosinen und Seide in Malaga: 165. Schilderung von Barcelona: 273. San Sebastian de Guipuzcoa: 281. Fortschritte der Seidencultur: 275. Die Maragaten: 421. Neuere spanische Poesie: 458. Belustigung in der Stadt Tarifa: 697. Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien: die baskischen Provinzen: 851; Navarra: 855, 860; Catalonien: 864, 867; Aragonien; Castilien: 871; die Mancha: 876; das Königreich Leon: 903; Valencia und Andalusien: 907, 912; Cordova; Ecija; Jaen; Murcia: 915, 920; Sevilla: 927, 932; die Majotracht; Cadiz; Advocaten; Escribanos; Alcaden: 939, 944: Cuenca; Priego: 947, 951; Saragossa: 969; Estremadura: 995; Galizien und Asturien: 999, 1004; Avila; Steuern; Zigeuner: 1043; Guadalarara; Siguenza; spanische Universitäten: 1047; Madrid: 1083, 1088.
Sparcassen, die – in England und Frankreich: 899.
Spielkarten, merkwürdige Sammlung von –: 611.
Spitzen, Werth der jährlich in Belgien fabricirten –: 924
Sprengung, ungeheure – durch Pulver: 167. Eigenthümliche Erscheinungen dabei: 197.
Steppen, die neurussischen – s. Rußland.
Stockholm. Beschreibung von – Erster Abschnitt. Geschichtliche Schilderung: 77, 82, 86, 90, 94, 98. Zweiter Abschnitt. Allgemeine Bemerkungen: 109, 114, 118, 122.
Stoddart, etwas über Obrist – und Cap. Conolly: 979.
Stonehenge, Schilderung von –: 933, 938, 942.
Strömungen, die – an der Küste von Norwegen: 1045.
Sultansgräber, die – in Konstantinopel: 985.
Sumpffieber, das – im Niger: 941.
Sutti, eine – in Europa: 24.

T.

Taman (Auszug aus Lermontows Roman: der Held des 19ten Jahrhunderts): 351, 356, 359.
Tanger, Nachricht über die Stadt –: 1267.
Tanghinprobe, die – bei den Malgaschen: 1195.
Tarapaca, die Provinz – s. Amerika.
Tarifa, Belustigung in der Stadt – siehe Spanien.
Tattam, Dr. –s Arbeiten für die ägyptischen Christen, s. Aegypten.
Temperatur, die – in Petersburg: 48.
Teras, s. Amerika.
Theater, Bemerkungen über die Pariser –: 581, 586, 590, 594, 598, 601.
Thierkämpfe, Verbot der – in Belgien: 916.
Tigerjagd, eine – in Indien: 37.
Todavers, die – in Indien, s. Indien.
Triest, Blicke auf – und seine Trinkwasserquellen: 101. Ueber die Wasserversorgung –s: 331.
Trinidad, Ausflug auf der Westküste der Insel – s. Amerika.
Tschichatschew, die beiden –: 328.
Tschitschen, einige Bemerkungen über die –: 733.
Türkei, allgemeine Geographie der europäischen – Einleitung: 1049. 1. Montenegro: 1050 2. Herzegowina: 1054. 3. Bosnien: 1057. 4. Albanien: 1062. 5. Thessalien: 1073. 6. Macedonien: 1077. 7. Obermösien: 1082. 8. Serbien: 1086. 9. Bulgarien und Thracien: 1089. Teppichbereitung: 1109. Innere Bewegungen in der Türkei: Allgemeine Bemerkungen: 1257. 1. Montenegro: 1269. 2. Bosnien: 1293, 1298, 1302. 3. Serbien: 1321, 1327, 1329. 4. Albanien: 1333.
Tunnel, Plan zu einem – unter der Faucille bei Ger: 24.

U.

Uhrenfabrication, etwas über die –: 956.
Ungarn, der Sprachenkampf in –: 849, 854. Volksunterricht und Volkssitten: 1113.
Unzenjagd, eine – in Brasilien: 913.
Uplosziche, die Felsenstadt – in Georgien: 253.
Uskoken, die – in Schumbor, s. slawische Länder.

V.

Venezuela, der Handel von –: 63, 68.

W.

Wachs, vegetabilisches – aus China: 1324.
Walachen, über den Aberglauben der –: der Murony und der Priculics: 521.
Wein, Ausfuhr von – aus Oporto und Xeres nach England: 140.
Weinstock, der – von Cumberland-Lodge: 1120.
Weltkarte, alte, s. liter. Notizen.
Wheaton, Hr. Henry – und der Panama-Canal: 1133.
Wolff, Abreise des Missionärs – nach Buchara: 1136.

Z.

Zante, der Carneval auf –: 1177.
Zigeuner, die – in der Walachei: 1209.
Zuckergesetz, das französische – und die Neger: 549.
Zuckerpflanze, neue –: 1312.

Digitized by Google

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1843.

Ueber die belgische Colonie in Guatemala,

nebst einigen Bemerkungen über die Projecte zur Errichtung einer großen Handelsstraße durch die amerikanische Landenge.

Die belgische Colonisations-Gesellschaft hat bekanntlich *) nicht allein den Vertrag des Obersten de Pupdt mit dem dermaligen Gouvernement von Guatemala über den Ankauf von Santo Thomas genehmigt, und die erste Expedition dahin definitiv beschlossen, sondern es haben sich auch Capitalisten gefunden, welche die dazu erforderliche Summe von 300,000 Fr. garantiren. Der Versuch wird jedenfalls gemacht, und die erwähnten Capitalisten werden auch ohne Zweifel alles thun was in ihren Kräften steht, um die weitere Ausführung und Dauer des Unternehmens zu sichern, weil sie sonst ihr Vorschußcapital verlieren würden; es ist also nicht mehr die Rede von einem jener vielen Projecte, welche sich auf dem Papiere so hübsch und lockend ausnehmen (wie z. B. die Colonisation des Isthmus von Tehuantepec, worüber wir weiter unten mehr zu sagen gedenken), sondern von einem wirklich ins Leben tretenden Unternehmen, das im Fall des Gelingens indirect auch für Deutschland von Wichtigkeit werden könnte. Deßhalb wollen wir die Aussichten auf den zu erwartenden Erfolg, unabhängig von den jedenfalls parteiischen Darstellungen des Lieutenants Petit einer- und des Obersten de Pupdt andererseits, etwas naher beleuchten.

Das ganze Unternehmen beruht auf einer doppelten Basis:

1) Ankauf des Hafens von Santo Thomas nebst Land zur Colonisation;

2) Errichtung einer Handelsstraße von dort nach Guatemala, zum Austausch belgischer und einheimischer Producte.

So eng auch beide Zwecke im Interesse der Gesellschaft miteinander verbunden sind, müssen wir sie in unserer Beleuchtung doch von einander gesondert halten, weil deren Ausführung durch Natur und Verhältnisse in der That ganz verschieden sich darstellt.

Was zuerst die Colonisation betrifft, so ist deren Fundament — der Ankauf selbst — allerdings sehr vortheilhaft, denn die Regierung hat der Gesellschaft, außer dem Hafenort, einen Bezirk von 400,000 Hectaren Land abgetreten, das Ganze für 800,000 Fr. in zehn Jahren zahlbar, und vorausgesetzt, daß der Anbau gelingt, wäre der Preis von 2 Fr. für den Hectare des überaus fruchtbaren Bodens so gut wie nichts. Die Gesellschaft scheint indeß trotz dem Vertrauen, das sie im Allgemeinen der glänzenden Schilderung des Obersten geschenkt hat, von der Colonisation vor der Hand keine großen Erwartungen zu hegen, denn es heißt: „Die ersten Etablissements sind darauf berechnet, den Handel mit Guatemala zu erleichtern — die Cultur des Landes kann dann später folgen." — Wir sind der Ansicht, daß gerade diesem nächsten Zwecke, ohne vorhergegangene Colonisation, sehr viele und große Schwierigkeiten im Wege stehen. Zur Colonisation aber wäre vor allen Dingen eine bedeutende Einwanderung erforderlich, und diese scheint nicht beabsichtigt zu werden; „mit der ersten Expedition," heißt es, „werden nicht über 30 Personen hinübergehen," und „die Compagnie will alles so viel wie möglich unter Leitung von Europäern durch Indianer thun lassen." — Letzteres wird freilich schon des Klima's wegen nothwendig seyn. Santo Thomas liegt neben dem Golfo dolce im Grunde der Bay von Honduras unter 15° nördlicher Breite, und, wie sich von selbst versteht, niedrig am Meer. Das würde allein schon genügen um zu wissen, daß Europäer dort keine schweren Arbeiten verrichten können, welche doch im Anfang gerade im niedrigen Waldlande des Küstenstriches ganz unerläßlich sind. Außerdem ist ja allmänniglich bekannt, wie in allen jenen Ufergegenden, selbst bei verhältnißmäßig günstiger Luftbeschaffenheit, zu gewissen Jahreszeiten die Fieber hausen, und das benachbarte Ufer des Golfs führt sogar den ominösen Namen der „Mosquito-Küste," was für jeden Kundigen gewiß eine höchst abschreckende Benennung ist. — Aber Balize, wird man sagen, diese blühende (?) englische Colonie, liegt doch nur wenig über zwei Grad nördlicher an derselben Küste. Freilich

*) Bericht aus London vom 30 Nov. 1842 in der Allgem. Zeitung Nr. 344, Außerordentliche Beilage.

Digitized by Google

und gerade dieß dient zum Beleg unserer Ansicht. Die Niederlassung englischee Abenteurer in Balize hatte zunächst keinen andern Zweck, als Mahagonybäume zu fallen und nach Europa zu verschiffen. Sie wußten sich mit den noch ganz wilden Indianern der Gegend*) in so gutes Vernehmen zu setzen, daß sie den Spaniern, die gegen ihre feste Ansiedlung protestirten, Trotz bieten konnten, aber zum Arbeiten brachten sie die Indianer nicht, dazu nahmen sie Neger. — Der Reichthum der undurchdringlichen Küstenwälder war genügend, die neue Anlage rasch empor zu bringen. Nach neuern Berichten hat Balize 6000 Einwohner, worunter nicht nur viele Mulatten und Cambos, sondern auch 4000 schwarze Holzhauer, welche schon vor der brittischen Emancipationsacte (1839) als Freie behandelt wurden. Es ward indeß in den Wäldern von Anfang an ohne Umsicht und Verstand gewirthschaftet; jetzt ist der Reichthum erschöpft, d. h. in der Nähe, und so weit der Transport ohne große Schwierigkeit beschafft werden konnte, sind alle guten Mahagonybäume gefällt. Das Land bildet zwar eine unabsehbare Ebene des fruchtbarsten Bodens, aber von Cultur desselben ist fast nirgends eine erkleckliche Spur zu sehen, keine einzige Straße führt ins Innere, und selbst der in der Nähe mündende beträchtliche Strom ist von Baumstämmen verschüttet und sein Lauf im Innern nicht einmal bekannt. Die Verbindung mit den Eingeborenen muß also wenig Vortheil verheißen, sonst würden die unternehmenden und beharrlichen Engländer mit Hülfe von 4000 schwarzen Arbeitern schon dafür gesorgt haben.

In neuester Zeit will es aber überhaupt mit dem Handel nicht mehr gehen; dieser war freilich, abgesehen von der Mahagonyausfuhr, auch früher nicht von großer Bedeutung, indeß ward doch schon lange ein steiger Verkehr mit Guatemala betrieben, nämlich zu Wasser längs der Küste bis Yzabal am Rio dolce, und von dort quer durchs Land und über die Cordilleren mit Maulthieren. Karren oder Wagen kennt man nicht, und der höchst beschwerliche Gebirgspfad bildet die einzige Communication mit Guatemala und der Westküste. Yzabal liegt aber in gerader Linie etwa 6 bis 8 Meilen westlich von Santo Thomas, d. h. um eben so viel näher an Guatemala, und die Entfernung bis zum Motaguasfluß ist von jenem Hafen nicht größer als von diesem. Dennoch haben die Engländer bis jetzt kein Mittel gefunden eine auch nur leidliche Handelsstraße herzustellen; ja noch mehr, wegen der stets zunehmenden Verarmung der durch Parteikämpfe zerrütteten Staaten von Centralamerika ist der Handel von Balize neuerlich im Abnehmen und muß vielleicht ganz erlöschen, wenn ihm nicht eine neue Bahn eröffnet oder der politische Zustand des Landes bald geregelt und gesichert wird. Wie wenig Hoffnung aber dazu vorhanden ist, werden wir weiter unten sehen. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß das Dampfschiff, welches die unregelmäßige Communication zwischen Balize und Yzabal unterhält, der einzige Ueberrest des Eigenthums jener großen central-amerikanischen Anbau-Gesellschaft ist, welche nichts weniger im Sinn hatte, als die Cultur des ganzen Landes durch Einwanderung und Landverkauf zu fördern, und welche in ihrem Hauptsitze, der reichen Ebene von Vera-Paz, den Grund zu einer großen Stadt, Neu-Liverpool, legte, welche indeß vergebens auf Einwohner und Häuser gewartet hat. — Uebrigens ist das in der Nähe von Santo Thomas gelegene Yzabal notorisch einer der ungesundesten Orte jenes ungesunden Landes, und deßhalb möchte es gerathen seyn, bis weiter dem in dieser Beziehung warnenden Urtheil des Lieutenants Petit mehr zu trauen als der offenbar sehr sanguinischen Schilderung des Obersten de Puydt.

Die Frage: was unter solchen Umständen, und zwar ohne Hülfe von Negern, von einer Colonisation in St. Thomas zu erwarten ist? werden sich die unbefangenen Leser nach dem bisher Gesagten schon selbst beantworten können. Wir haben nur noch ein paar Bemerkungen über die Indianer zu machen, durch welche die belgische Gesellschaft ihre nothwendigen Arbeiter verschaffen will. Zunächst ist dabei zu bedenken, daß die ganze Bevölkerung des Districts auf nicht mehr als 1000 bis 1200 Köpfe, Indianer und Mestizen, angegeben wird; rechnen wir 900 Indianer, so bleiben nach Abzug der Weiber, Kinder, Greise und Kranken höchstens 200 arbeitsfähige Männer, und wenn man, was undenkbar ist, diese sämmtlich gewinnen könnte, so würden sie nicht so viel leisten wie 100 Neger. Denn die Indianer dieser Gegend gehören zu einem gutmüthigen, aber äußerst indolenten Stamm, sind an keine andere Arbeit gewöhnt als auf ihrem Rücken, gleich den Maulthieren, Lasten über die Felsen zu tragen, und haben fast keine Bedürfnisse, da zu ihrer Bekleidung ein Gurt um die Lenden, zu ihrer Nahrung etwas Mehl und Wasser genügt, oder auch Bohnen und wildwachsende Früchte, so daß sie auch durch bessere Bezahlung gewiß nicht zu anhaltend schwerer Arbeit zu bewegen seyn werden. Es wird also nichts zu thun übrig bleiben, als die Indolenz der Einzelnen durch die Menge, d. h. durch Indianer aus andern Districten auszugleichen, was ohne den Einfluß ihrer katholischen Geistlichen gewiß nicht gelingen wird; wenn es aber der Gesellschaft nicht an Mitteln fehlt die überaus mächtige Kirche für ihr Interesse zu gewinnen, so wäre es vielleicht möglich, selbst rüstigere Indianer heranzuziehen, die zufällig in der Nähe zu finden sind. Die Parteikriege im Innern haben nämlich eine bedeutende Zahl von Indianern des Caribenstammes (Carib-Indians) bewogen ihre Heimath zu verlassen und sich an der Küste nordwärts von Yzabal niederzulassen. Diese sind bis jetzt ohne Patres, und wie alle getauften Indianer dem kirchlichen Gottesdienst leidenschaftlich ergeben, so daß es einem unternehmenden Geistlichen mit Genehmigung des Bischofs wohl gelingen könnte sie nach Santo Thomas zu ziehen. Auf die Sprache käme es dabei nicht an; die lateinische und der äußere Ritus sind für sie um so mehr genügend, da sie auch durchaus kein Spanisch verstehen und also an die Macht des Wortes nicht gewöhnt sind.

*) In dem westlich von Balize bis zu den Cordilleren sich hinziehenden Binnenlande in der auch von den ersten Spaniern nie eroberten, ja nie betretenen Sierra de Guerra, soll noch eine uralte, reichbevölkerte Indianerstadt existiren, bewohnt von heidnischen Caribones-Indianern.

Digitized by Google

Wir wenden uns jetzt zu dem andern Zweck der Gesellschaft, dem Handel mit Guatemala, den man, wie gesagt, als nächstes Ziel im Auge hat, zu dessen geregelter und lohnender Betreibung aber vor allen Dingen viel gebaut werden muß, und zwar nicht allein Wohnhäuser für die Ansiedler, sondern auch Magazine für die Waaren, und selbst ein eigentlicher Hafen für die Schiffe. Wenn man weiß, daß unlängst die HH. Ampudia und Pueroy den Bau eines neuen Hauses in Yzabal für 3500 Piaster (19 bis 20,000 Fr.) in Accord gegeben, und daß die belgische Gesellschaft zur ersten Expedition im Ganzen nur 300,000 Fr. bestimmt hat (wovon schon 80,000 als erste Ratenzahlung des Kaufschillings abgehen), so läßt sich ungefähr calculiren, wie viel von den nothwendigsten Bauten mit dem Ueberschuß wird ausgeführt werden können. Dazu kommt aber noch, was die Unternehmer für ebenso nothwendig erachten, eine Chaussee bis an den Motaguafluß zu bauen, die zwar nur wenige Meilen weit, aber durch ein überaus schwieriges Terrain geführt werden muß. Setzen wir indeß den Fall, daß Muth und Mittel ausreichen, um dieß alles herzustellen — was wird man damit erreicht haben? — den Motagua, d. h. einen wunderschönen, sehr romantischen Strom, dessen Beschiffung jedoch in der dürren Jahreszeit durch Wassermangel und viele seichte Stellen, in der Regenzeit hingegen durch reißende Stromschnellen, zu Berg wenigstens, sehr behindert wird. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß bisher der Waarenzug nach Guatemala nicht auf dem Strome, sondern im Süden neben demselben hin, von El Poso (in der Nähe der altindianischen Ruinen von Quiriguá) über Encuentros, Gualan, San Pablo und Zacapa bis Chimilapa geht, obgleich es nicht an Canoes — zum Theil 40 Fuß lang aus Einem Stamm — auf dem Strome fehlt. Ohne Zweifel wird daher zur Nutzbarmachung dieser Wasserstraße wieder eine beträchtliche Summe Geldes und sehr viel Arbeit erforderlich seyn; denn selbst von El Poso abwärts, wo der Strom in der weiten sumpfigen Waldebene breiter wird, soll derselbe nicht über drei Fuß Tiefe haben. Und wenn man auch endlich zu Wasser bis Chimilapa gelangen könnte, so ist man immer noch lange nicht in Guatemala; von dort führt der zum Theil fast unglaublich beschwerliche Weg erst nach Gualatoya (wo, beiläufig bemerkt, die Indianer nicht so freundlich gesinnt wie weiter östlich, vielmehr mit Raub und Mord ziemlich vertraut sind), von dort über hohe Gebirge, schön und romantisch wie die Pyrenäen, nur noch wilder, zum Dorfe El Puente, dann an einem prachtvollen Wasserfall vorüber wieder steil hinan auf die Vorhöhen der mächtigen Vulcane del Agua und del Fuego, und darauf erst in die üppige Hochebene von Guatemala. — Wenn auch vor etwa zwei Jahren die constituirende Versammlung dieses Staates beschlossen hat, behufs der Wegeverbesserung einen Piaster von jedem Waarenballen zu erheben, und wenn auch das dadurch eingehende Geld wirklich zu dem beabsichtigten Zwecke verwendet wird, was sehr zweifelhaft ist — wie lange wird es dauern, bis man hier eine ordentliche Handelsstraße zu Stande bringt? Wir wollen indeß nicht in Abrede stellen, daß die belgische Niederlassung, in gleichem Interesse dafür mit den Engländern von Balize vereint, zur Beschleunigung dieses Straßenbaues manches würde beitragen können, vorausgesetzt — einmal, daß der politische Zustand des Landes dergleichen überhaupt gestatten wird (siehe weiter unten), und dann, daß die Mittel ausreichen, um der neuen Ansiedlung eine dauernde Existenz zu sichern. (Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

Wir hatten im Ganzen genommen eine langweilige und stürmische Fahrt gehabt, und waren sonach des Lebens an Bord herzlich müde, als wir am 2 December 1841 einen fernen Küstensaum am Seehorizont gewahrten, und die Berechnung der Breite, mehr als irgend ein besonderes Zeichen (Landmark in der nautischen Sprache), uns die Gewißheit gab, daß wir gerade im Osten von Port Jackson uns befanden. Die Hoffnung, das ersehnte Land zu erreichen, wurde indessen durch Ungunst des Windes vereitelt, und ein voller Tag verging, ehe wir den schmalen Eingang des lebhaftesten Hafens von Australien wirklich erreichten. So unmalerisch reiht aber das Gestade des räthselhaften oder doch sonderbaren fünften Welttheils dem Ankömmling entgegen, daß es eben kein Wunder wäre, wenn dieser über das, was er als Täuschung seiner billigsten Erwartungen erkennt, unzufrieden würde. Ueber die Frage, ob die niedrigen Sandsteinfelsen Neuhollands oder die weißen Dünen an der deutschen Nordküste ein langweiligeres Schauspiel darbieten, mag ich nicht entscheiden, allein so viel ist gewiß, daß die Einförmigkeit der australischen Gestade die größere ist. Eine niedrige, weißlich graue, oben völlig horizontale, an den Seiten kaum irgendwo eingeschnittene Mauer von Sandstein umschließt das Land, dem so viele mit großen Erwartungen sich nähern. Keine Spur von Anbau, keine Kirchthurmsspitze, nicht einmal einzelne Baumgruppen erfreuen das Auge des müden Seefahrers. Man bedarf eben nicht der schärfsten Gläser, um bald zu erkennen, daß der dürftiggrüne Streifen, der oben auf den geraden Küstenfelsen hinläuft, nichts weniger als ein schattiger Wald sey, sondern nur aus weit verstreuten niedrigen Bäumen und Gebüschen bestehe. Unter solchen Betrachtungen hatten wir uns dem weißen Leuchtthurme, dem einzigen Zeichen von der Nähe eines besuchten Hafens, genähert. Da aus mehreren Gründen eben nicht zu erwarten war, daß unsere etwas schwerfällige Brigg mit beflügelter Eile den Ankerplatz vor Sidney erreichen würde, so zogen es zwei der Passagiere, welchen ich mich zugesellte, vor, an das Land zu gehen und den Weg nach der Stadt zu Pferd zurückzulegen. Wir landeten neben einem kleinen Meierhofe, dessen Aeußeres gerade nicht von Wohlstand des Besitzers zeugte, und mietheten zu ziemlich hohen Preisen die erforderlichen Thiere. Der Anfang unserer Wanderung war keineswegs geeignet die unfreundlichen Eindrücke zu verwischen, welche der erste Anblick des Landes in uns zurückgelassen hatte. Eine Anzahl Verwiesener war unter Aufsicht von Militär beschäftigt Steine zu brechen, aus welchen man eine Batterie zu erbauen beabsichtigt, indem bis jetzt dieser wichtige Hafen so geringe Befestigungen besitzt, daß eine einzige Fregatte, die im Fall eines plötzlich ausbrechenden Krieges hier unvermuthet ankäme, das größte Unheil anrichten könnte. Jene Arbeiter gehören zur schlechtesten Classe der Verwiesenen, und müssen, mit Fußschellen geziert, zur

Digitized by Google

Strafe wiederholter Vergehungen die schwersten der öffentlichen Dienste verrichten. Hilft auch solche Züchtigung nichts, so folgt als Letztes und Aeußerstes die Versetzung nach der Norfolkinsel, dem Sammelplatz des größten Auswurfes. Die Rücksichten, die man in Neusüdwales gegen die Verwiesenen hat, sind ziemlich groß; man macht jedem, der irgend guten Willen zeigt, die Strafzeit möglichst leicht, und daher gehört völlige Unverbesserlichkeit dazu, um einen nach der gefürchteten Zuchthausinsel zu bringen, wo allerdings keine feenrre Schonung geübt wird. Diese uns zuerst begegnenden Verwiesenen hatten interessen weniger das abschreckende Ansehen der Verbrecher, die man in manchen Staaten des Continents mit Ketten beladen bei Straßenbauten beschäftigt antrifft, als vielmehr die Physiognomien und das Benehmen von Menschen, die durch den äußersten Grad sinnlicher Ausschweifungen brutalisirt worden sind. In der That ist es gewöhnlich auch nur Trunksucht, Diebstahl und Schlägereien, welche den Verwiesenen diese härtern Strafen zuziehen, denn Mord kommt selten vor, und wird nur von den sogenannten Buforangees verübt. Diese sind entflohene Verbrecher, die in den Wäldern oder unter den Eingeborenen Sicherheit suchen, durch Mangel und die Furcht vor dem Ergriffenwerden zur Verzweiflung gebracht und wie wilde Thiere von der berittenen Polizei gejagt werden, indessen nur selten sich lebend einfangen lassen. Weit weniger gefährlich sind die sogenannten „Kriecher" (crawlers). Verwiesene, die aus dem Dienst der Privatleute, welchen sie übergeben waren, entlaufen, und, so gut es gehen will, bald durch Dieberei, bald durch Arbeit sich ernähren. Solche Menschen sind zahlreiche vorhanden, als man bei erster Ansicht der vortrefflichen Polizei von Neusüdwales vermuthen möchte; ist es einem Creamier einmal gelungen nach einem entfernten Landstrich zu entkommen, verschafft er sich einen gesitteten Anstrich zu geben und zeitig einen Dienst zu erlangen, so wird er leicht übersehen, verliert sich unter den freien Arbeitern, ohne Verdacht zu erregen, begeht aber in der Regel später wieder schlechte Streiche, die zu seiner Erkennung und Wiederaufgreifung führen.

Entlang der schönen Bay, aber durch eine höchst uninteressante Gegend, setzten wir unsern Ritt einige Stunden fort, ehe eine bemerkliche Veränderung in der Gesammtansicht eintrat. Je mehr wir uns von der Küste entfernten, um so mehr verlor sich das Ansehen hoffnungsloser Dürre, obgleich der Boden noch bei weitem nicht mit dem zu vergleichen war, den man in Europa für mittelmäßig fruchtbar erklären würde. Nicht nur hier, sondern auch in bessern Gegenden die ich später besucht habe, erscheinen dem Fremden die Wälder Neuhollands in unfreundlicher Gestalt. Die Idee von Vertrocknung wird sich immer aufdrängen, wenn gleich die Aeste belaubt sind. Es liegt dieses im allgemeinen Habitus der Bäume und Sträuche dieses Welttheils, nicht in einer wirklichen Abgestorbenheit. Die Zweige der meisten streben nämlich mehr oder weniger gerade empor und sind wenig getheilt; Kronen aus horizontal ausgebreiteten Aesten bestehend, wie unsere Eichen sie machen, kommen in den Wäldern Australiens selten vor. Eine andere sehr wesentliche Ursache ihrer Schattenlosigkeit und ihres meist nur scheinbaren Mangels an Laub liegt in der eigenthümlichen Stellung der Blätter, die, anstatt horizontal zu stehen wie an europäischen Bäumen, senkrecht gestellt sind, d. h. ihre Schneide oder ihren Rand dem Boden zukehren, also von unten betrachtet weder ein breites Dach bilden, noch die Sonnenstrahlen abhalten. Auf der andern Seite gewährt dieser Umstand allerdings wieder besondere Vortheile; der Boden dieser Waldungen, die nirgends einem Reiter den Weg sperren, deckt sich in der günstigen Jahreszeit mit reichlichem Grauwuchse und bietet den Hausthieren ein vortreffliches Futter. Wenige dieser Bäume werfen ihr bleichgrün gefärbtes Laub ab, wohl aber löst sich an vielen periodisch die Rinde von den Stämmen, die, in langen Streifen herabhängend und vom Winde bewegt, diesen Forsten das Ansehen gibt, als wären sie von einem allgemeinen Waldbrande zerstört worden. Mit Einem Worte, wer mit der Erwartung von Naturschönheiten nach Neuholland geht, wird sich bitter getäuscht fühlen, wo er auch lande und wie weit er in das Innere vordringe; denn wenn auch die neuesten Berichte der ausgesendeten Expeditionen Gegenden im Nordwesten und Nordosten dieses Welttheils als materisch schön und überaus fruchtbar beschreiben, so kann dieses doch nur als relativ verstanden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Dr. Beke hat wieder Nachrichten aus Südabyssinien gegeben, welche aus Dima den 15 Decembre 1841 datirt sind, und die Details seiner Reise von Angolola nach Godscham enthalten. Er verließ ersteren Ort am 19 October und ging nach Angertscha, im Lande Abbu Moalek, eines mächtigen Gallahäuptlings, der später für den sichern Uebergang des Reisenden über den Abai (Nil) sorgte. Er stieg hinab über eine Reihe basaltischer Felsen und kam durch eine weite Ebene nach dem Bergfort Dey. Dieß ist der Sitz des Gouverneurs von Moratt, 7887 Fuß über dem Meere, 6 bis 700 Fuß tiefer als Angolola. Dieser Platz ist wichtig als der Schlüssel zu dem Hochlande gegen Westen und weil er den Berg gegen Osten beherrscht. Nur drei Wege führen dahin, und von diesen ist nur Einer für Lastthiere tauglich. Der Reisende setzte über den Fluß Beesena, durchzog ein mit Tabak, Baumwolle und Mais bebautes Land, worauf der Weg wieder bergig wurde und er Wula erreichte, wo er sehr gastfrei aufgenommen wurde. Von hier zog er weiter nach Angertscha, wo neuerdings Gold aufgefunden worden seyn soll. Der Reisende durchzog ein sehr mannichfaltiges, im Ganzen aber wohlbebautes und zahlreich bewohntes Land, und erreichte am 24 November den Abai, 2936 Fuß über dem Meere, was einen Fall von 1 Fuß auf die englische Meile von hier an bis ans Mittelmeer gibt. Der nicht ganz 200 Yards breite Fluß ist ziemlich reißend, das Land auf beiden Seiten mit Gestrüpp bewachsen, in welchem jedoch keine wilden Thiere hausen. Hr. Beke ward öfters beraubt, und selbst seine Führer stahlen, was sie konnten. Er erreichte endlich die Kirche von St. Abbo und das obere Land von Godscham, wo er aber, wie er sagt, ganz hülflos war: in Schoa kann man ohne Vorwissen und Erlaubniß des Königs nicht reisen, ist aber dann auch geschützt; in Godscham kann jeder gehen, wohin es ihm beliebt, dafür wird aber auch kein Schutz gewährt. Endlich erreichte er Dima, gewöhnlich nach dem Kloster St. Georg, Dima Gurgis genannt. Die Stadt ist groß und die Kirche die größte, die Dr. Beke in Abyssinien sah.

Mission in Aschanti. Es sind Nachrichten eingelaufen von Hrn. Freeman, aus denen hervorgeht, daß die Mission in Kumasi allmählich festen Boden gewinnt. Die Missionäre genießen das Vertrauen und den Schutz des Königs, und stehen in gutem Vernehmen mit den mächtigsten Häuptlingen. Sie hoffen bis zum Ende des Jahres (1842) ein bequemes Missionshaus ausgerüstet zu haben. (Times of Africa Nr. 26)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1843.

Die Bevölkerung von Madrid.

George Borrow, der Verfasser des auch im Auslande mehrfach erwähnten Werkes über die Zigeuner in Spanien, hat eine neue Schrift herausgegeben unter dem Titel: „die Bibel in Spanien, oder Reisen, Abenteuer und Einkeerungen eines Englanders, welcher die heilige Schrift auf der Halbinsel einzufuhren suchte." Wir entlehnen aus derselben vorerst nachstehende, höchst eigenthümliche Schilderung Madrids.

„Ich habe die meisten große Stadte der Welt besucht, aber im Ganzen genommen hat mich keine je so interessirt als Madrid. Ich spreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebauden, den Brunnen, obgleich einige davon sehr merkwürdig sind, aber Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London prachtigere Plätze, während Schiras sich kostbareeer Brunnen, obgleich keines kuhleeen Wassers rühmen kann. Aber die Bevölkeerung! Innerhalb einer kaum anderthalb Leguas im Umkreis messenden Lehmmauer wohnen 200,000 menschliche Wesen, welche gewiß die außerordentlichste Menschenmasse bilden, die in der ganzen Welt sich findet, und diese Masse ist streng spanisch. Die Bevölkerung von Konstantinopel ist seltsam genug, aber zu ihrer Formation haben zwanzig Völker beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden — letztere, beilaufig gesagt, spanischen Ursprungs und unter sich die spanische Sprache redend,— aber die mächtige Bevölkerung von Madrid ist mit Ausnahme spaersam gesaeter Fremden, namentlich französischer Schneider, Handschuhmacher und Perrüquiers, durchaus spanisch, obgleich ein bedeutender Theil nicht am Orte selbst geboren ist. Hier sind keine Colonien von Deutschen, wie zu St. Petersburg, keine englischen Factoreien, wie zu Lissabon, keine Masse hochmüthiger Yankees lungert durch die Straßen, wie zu Havana, mit einem Ausdruck im Gesicht, der zu sagen scheint: das Land ist unser, sobald wir es nehmen wollen; hier in Madrid ist die Bevölkerung, so seltsam und eigenthümlich und aus so mannichfachen Elementen sie auch zusammengesetzt ist, spanisch und wird es bleiben, so lange die Stadt selbst besteht. Seyd mir gegrüßt, ihr Aguadores aus Asturien, die ihr in eurer Tracht von grobem Düffel und in euren ledernen Mützen zu Hunderten an den Brunnen sitzt auf euren leeren Wassereimren, oder schwankend mit den angefüllten bis in die höchsten Stockwerke hinaufsteigt. Seyd mir gegrüßt, ihr Caleseros aus Valencia, die ihr euch träge an eure Fuhrwerke lehnt und Tabak raspelt für eine Papiercigarre, während ihr auf eine Fuhre wartet. Seyd mir gegrüßt, ihr Bettler aus der Mancha, Manner und Weiber, die ihr in grobe Tücher gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes oder des Gefangnisses um Almosen bettelt. Seyd mir gegrüßt, ihr Bedienten aus den Bergen, Mayordomos und Secretare aus Biscaya und Guipuscoa, ihr Toreros aus Andalusien, Riposteros aus Galicien und ihre Kramer aus Catalonien! Gegrüßt seyd mir, ihr Aragonesen, Asturier und Estremenier jeden Standes. Und endlich ihr achten Söhne Madrids, Pöbel der Hauptstadt, ihr 20,000 Manolos, deren furchtbare Messer am 2ten Mai so schreckliche Verheerung unter den Legionen Murats anrichteten!

„Und die höhern Stände, Damen und Herren, Caballeros und Señoras, soll ich euch mit Stillschweigen übergehen? Ich habe in der That wenig von ihnen zu sagen, kam wenig in ihre Gesellschaft, und was ich sah, war keineswegs geeignet sie in meiner Achtung zu erhöhen. Ich gehöre nicht zu denen, die allenthalben die höhern Classen herabsetzen, um die Volksmasse auf ihre Kosten zu erheben. Es gibt Hauptstädte, wo die hohe Aristokratie, Herren und Damen, Söhne und Töchter des Adels, den ausgezeichnetsten und interessantesten Theil der Bevölkerung ausmachen. Dieß ist namentlich zu Wien und noch mehr in London der Fall. Wer nimmt es mit dem englischen Aristokraten auf in hoher Statur, würdevoller Haltung, körperlicher Stärke und Muth? Wer reitet ein edleres Roß und hat einen festern Sitz? Wer ist liebenswürdiger als seine Frau und seine Töchter? Was aber die spanische Aristokratie betrifft, je weniger man von Caballeros und Señoras sagt, desto besser. Ich gestehe, ich weiß wenig von ihnen, sie haben vielleicht auch ihre Bewunderer, und diese mögen ihnen Loblieder singen. Lesage hat sie beschrieben, wie sie vor beinahe zwei Jahrhunderten waren; seine Beschreibung ist nichts weniger als reizend, und ich glaube nicht, daß sie seit der Zeit der

Digitized by Google

Skizzen dieses unsterblichen Franzosen sich verbessert haben. Ich will viel lieber von dem Spanier der niedern Classen, nicht Madrids allein, sondern ganz Spaniens reden: er ist kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, er besitzt einen Geist der Unabhängigkeit, den man nur bewundern kann. Es ist allerdings unwissend, aber merkwürdiger Weise habe ich unter den niedern, wenig gebildeten Classen im Allgemeinen freiere Ansichten gefunden, als unter den höhern, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr diese letztern als die Masse des Volks."

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Fortsetzung.)

In dieser Beziehung wollen wir noch ein paar Bemerkungen hinzufügen. Das Land ist gegenwärtig allerdings sehr verarmt, doch werden sich auch innerhalb des Motaguagebiets vielleicht immer noch manche Producte zum Austausch finden. Nicht allein das fette und feuchte Flachland am untern Theile des Stromes, sondern auch die sehr hohen Gebirge von Mico und Vera-Paz, unmittelbar im Süden und Norden desselben (von Encuentros aufwärts), sind mit den herrlichsten Waldungen der Tropenländer bedeckt. Dann finden sich schon auf dem Wege nach Gualan bedeutende Cochenillepflanzungen; Gualan selbst hat etwa 10,000 Einwohner, meist Mestizen, welche den Strom in ihrer Nähe mit großen Booten aus Mahagonyholz befahren. Die alte Stadt Zacapa, weiter westlich, ist noch schöner und reicher, und in ihrer Nähe wird viel Cochenille und Mais gebaut. Auch tragen hier und südlich landeinwärts in San Jacinto, Chiquimula ꝛc. die Indianer viel buntes Baumwollenzeug (und viele Perlen, versteht sich); aber die Gegend ist unglaublich wild und der Handel äußerst beschwerlich; auch sind die einzelnen Hausirer auf ihren Zügen durchs Land stets wohl mit Waffen versehen. Die Thäler der wilden Gegend sind übrigens zum Theil reich an werthvollen Producten, und brauner Zucker u. a. wird zu ungefähr 2—2½ kr. das Pfund verkauft, ungeachtet der beschwerlichen, unvollkommenen Bereitungsart. Was die Landesproducte im Allgemeinen betrifft, welche hier entweder wild wachsen, oder doch, sobald Arbeiter da sind, mit Leichtigkeit gewonnen werden können, so bestehen sie bekanntlich hauptsächlich aus Cochenille, Indigo, Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Cassia, Jalappa, Sassaparill, Baumwolle, Tabak, Farbhölzern ꝛc. Aber Arbeit, das ist die schwer zu lösende Aufgabe.

Chimalapa endlich, der westlichste Ort am Motagua in der Richtung nach Guatemala, ist nur ein großes, ärmliches Dorf in wilder Felsengegend; doch ein Reichthum findet sich auch hier, wie überall an den Ufern des Stroms, nämlich der üppigste Holzwuchs. Wenn daher bei dem traurig-muthlosen Zustande der Bewohner bis jetzt, zumal diesseits der Cordilleren, nur wenig zur Ausfuhr oder zum Austausch gegen europäische Waaren producirt wird, so bleibt doch den Ansiedlern in Santo Thomas noch die Aussicht auf diejenige Quelle des Gewinns, welcher nicht allein die Stadt Belize ihren Ursprung, sondern auch die Stadt Laguna (auf der Insel Caemen vor der Bucht von Terminos, zwischen Yucatan und Tabasco) ihre Blüthe verdankt, wo eine wachsende und wohlhabende Bevölkerung fast allein vom Bauholzhandel lebt; denn die Riesenstämme der Cedern-, Mahagony und anderer Bäume könnten während der Regenzeit wohl auch ohne Stromcorrectionen auf dem Motagua bis an das Gebiet von Santo Thomas geflößt werden, und wenn die Gesellschaft hierauf ihr besonderes und nächstes Augenmerk richten will, so würde sich wenigstens ein Theil des in zehn Jahren zu zahlenden Kaufgeldes wohl aus dem Lande selbst ohne vorherigen Anlan einlösen lassen. Was dann die Zukunft bringen wird, bleibt freilich immer von den politischen Umständen und Ereignissen abhängig, die wir schließlich noch etwas näher beleuchten wollen.

Wann die Staaten von Centralamerika, und namentlich Guatemala endlich einmal zu einem Zustande ruhiger Entwicklung gedeihen werden, das ist noch völlig im Schooß der Zukunft verborgen. Sobald diese ehemaligen Provinzen des spanischen Amerika's das Joch der Colonialregierung abgeschüttelt und sich als ein unabhängiger, selbstständiger Staatenbund constituirt hatten, erhob auch sofort der Parteigeist sein verderbliches Haupt, und unter mancherlei verschiedenen Benennungen (Centralisten oder Servile, Föderalisten oder Demokraten ꝛc.) verfolgten die Aristokraten und Liberalen ihre entgegengesetzten Zwecke, indem jene, unter Leitung einiger mächtigen Familien und meist im Einverständniß mit der Geistlichkeit, die alten Gewohnheiten des Colonialsystems und ihre Vorrechte aller Art behaupteten, diese dagegen alles, was sie Mißbrauch nannten, plötzlich abschafften und in politischer und kirchlicher Beziehung ganz neue Einrichtungen und Zustände herbeiführen wollten, während die wenigen Gemäßigten wohl eine Reform nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika wünschten, aber bei den herrschenden Vorurtheilen einer so dünn zerstreuten Bevölkerung, und bei fast gänzlichem Mangel an Communicationsmitteln und andern Hebeln der Civilisation deren Ausführung für unmöglich erklärten. Es kam sehr bald zum förmlichen Bruch. In Guatemala ward der liberale Vicepräsident Flores, weil er den Geistlichen eine Steuer auferlegt hatte, von fanatischen Indianern und Mönchen auf der Kanzel, wo er Schutz zu finden hoffte, ergriffen, und „zur Ehre der wahren Religion" in der Kirche selbst greulich ermordet. In San Salvador dagegen gewann die liberale Partei von Anfang an festen Fuß, und schon 1827 brach besonders zwischen diesen beiden Staaten ein wüthender Krieg aus. Im J. 1829 ward Guatemala von General Morazan, dem Haupt der liberalen Partei und einem der ausgezeichnetsten Männer des Landes, erobert; die ersten aristokratischen Familien und viele Geistliche entflohen oder wurden verbannt. Zwei Jahre später ward Morazan Präsident, und von der Zeit an blieben die Liberalen acht Jahre am Ruder. Doch die Kirche und die Verbannten hatten während dieser Zeit, wenn auch äußerlich ruhig, fortwährend heimlich für ihre Sache gewirkt. Als im Mai 1839 die Dauer der Präsidentschaft ablief, ward keine neue Wahl vorgenommen. Vier Staaten, nämlich Guatemala, wo Carrera seine merkwürdige Laufbahn begonnen hatte, Nicaragua, Costarica und

Digitized by Google

Honduras (unter Ferrera), erklärten sich für unabhängig von der Bundesregierung; aber Morazan, an der Spitze der Truppen von San Salvador und Quezaltenango (letzteres war anfänglich ein Theil von Guatemala) überwand Ferrera und gewann so Honduras der liberalen Partei wieder. Jetzt standen sich also drei und drei Staaten gegenüber, und von einer anerkannt gültigen, diplomatischen Repräsentation fremder Staaten konnte nicht wohl die Rede seyn, obgleich die Consuln sich meist in ihren frühern Stellungen behaupteten. Morazan blieb der Lenker der einen Partei; ihm gegenüber an der Spitze der andern stand Carrera, ein eingeborner Indianer factisch als unumschränkter Herr, denn er that ohne Vorfrage und ohne Rechenschaft alles, was er wollte, und ernannte aus eigener Machtvollkommenheit den Rivera Paz zum Chef der Regierung von Guatemala. Dieser indianische Held war damals erst 25 Jahre alt, konnte weder lesen noch schreiben, ward aber von seinen wilden Landsleuten fanatisch verehrt und nur „der Sohn Gottes" oder „unser Herr" genannt. Glücklicherweise hat er, im Allgemeinen wenigstens, wie alle Indianer die größte Achtung vor der katholischen Kirche und ihren Dienern, und auch Verstand genug um einzusehen, daß der wachsende Haß der Indianer gegen alle Fremden gezügelt werden muß. Für jetzt sind natürlich alle früheren Bande des socialen Lebens durch dieses neue Element gelöst, mit alleiniger Ausnahme der Kirche, welche — von den Liberalen in ihrer Herrschaft beschränkt, wo nicht ganz zurückgesetzt — nur in den Aristokraten und Indianern ihre Zukunft gewahrt. Auch gibt es schon unter den Geistlichen selbst mehrere eingeborne Indianer, und diese — die directen Nachkommen des keineswegs ungebildeten Volkes, welches Alvarado vor mehr als 300 Jahren dort fand, fangen an, sich mit Stolz ihrer Vorfahren zu erinnern und sich der Schmach ihrer Abhängigkeit von den Weißen bewußt zu werden.

Der Kampf der Parteien war seit 1839 dauernd und blutig, und ward namentlich von Seite Carrera's und seiner Indianer gegen die besser disciplinirten und etwas menschlichern Truppen Morazans mit wüthender Erbitterung geführt. Obgleich aber der letztere vielleicht der einzige liberale Chef war, welcher als Krieger dem Carrera die Spitze bieten konnte, so ward er doch nach einigen unglücklichen Gefechten im März 1840 von den Seinen verlassen (wahrscheinlich wegen gezwungener Anleihen und Opposition gegen die Macht der Kirche), und bald darauf exilirt mit Androhung der Todesstrafe im Fall der Rückkehr ins Land. Seitdem haben wir aus jenen Gegenden nur sehr dürftige, unzusammenhängende Nachrichten. Morazan kehrte trotz der angedrohten Strafe von Chili, wohin er sich mit seiner Familie begeben hatte, nach Costarica zurück, ist aber (nach Berichten aus New-Orleans vom 12 Nov. 1842), als er mit seinen Truppen wieder gegen Guatemala aufbrechen wollte, von seinen eigenen Soldaten in San José auf der Straße erschossen worden. Wahrscheinlich ist man in jenen südlichsten Staaten des aufgelösten Bundes von Centralamerika, in Costarica und San Salvador, wo Landbau und Industrie weiter als in den übrigen fortgeschritten sind, der ewigen Kriegsstörungen und Contributionen überdrüssig, — und in diesem Falle könnte dort wohl am ersten dem Handel eine bessere Zukunft erblühen. Wie sich aber, auch selbst bei dauernder Ruhe nach außen, die Verhältnisse der Parteien und Volksclassen im Innern von Guatemala gestalten werden, darüber kann uns, wie gesagt, nur die Zukunft belehren. Bis jetzt müssen größere Speculationen auf einen ausgedehntern Verkehr mit diesem Lande jedenfalls sehr gewagt erscheinen, und wir wiederholen schließlich unsere Bemerkung, daß die einzige zuverlässige Erwerbsquelle für die belgische Colonisationsgesellschaft vor der Hand in der Holzausfuhr zu finden seyn dürfte. (Fortsetzung folgt.)

Die alte Stadt Sankhasa in Indien.

Ein Brief von einem Lieutenant Cunningham gibt Nachrichten über diese von dem bekannten chinesischen Buddhisten Fa Hian unter dem Namen Seng-kia-schi bezeichnete und im Ramayana benannte Stadt. Schon Remusat spricht in seiner Uebersetzung von Fa Hians Reisen die Ansicht aus, daß sie im Duab (zwischen Ganges und Dschumna) im Distrikt von Farrakabad liege, und Wilson war derselben Ansicht. Cunningham verfolgte die Straße des chinesischen Reisenden, und war so glücklich, die Ruinen der verlorenen Hauptstadt 12 Cos (etwa 10 Stunden) von Farrakabad und 25 (11 bis 12 Stunden) von Kanudsch am Norduser des Kali Nadi aufzufinden. Ein Dorf von 60 Häusern, auf einer Anhöhe, die einst befestigt gewesen, führt noch den Namen Samkassa, wie die Stadt in den Palischriften genannt wird, und dieß Dorf ist in einem Umfang von 6 (engl.) Meilen von Trümmerhaufen aus Erde und Backsteinen umgeben. Einer der Haufen war 80 Fuß hoch und oben stand ein aus neuerer Zeit stammender Siwatempel. Dieser ist aus großen alten Backsteinen aufgeführt, wie sie allenthalben sich finden, wo buddhistische Ueberreste sind. Ein interessanter Theil der Ruinen ist ein Backsteinhaufen, der Verehrung der Naga oder Schlange gewidmet, wohin die Weiber des Dorfes jährlich in Procession ziehen, Milch zum Opfer ausgießen und um Regen bitten. Dieß ist ohne Zweifel der Drache Fa Hians, welcher einmal des Jahres erschien, und durch dessen Gunst das Volk von Seng-kia-schi günstigen Regen erhielt. Auf Anstiften der indischen Braminen zerstörte der Radscha von Kanudsch die Stadt im Jahre 1183 n. Chr., machte sie dem Erdboden gleich und pflügte diesen in Felder um, welche Sage durch den Umstand bestätigt wird, daß man jetzt das ganze Feld bepflügt und die Backsteine an den Seiten der Felder aufgeschichtet hat. Alte Münzen finden sich in großer Zahl, aber von mohammedanischen Ueberresten nicht eine Spur. — Auch in der Stadt Malawan, auf der Straße von Mathura nach Samkassa, fand Cunningham einige Ruinen, die er für buddhistisch hält, und selbst zu Kanudsch sollen sich dergleichen finden. (Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft vom 3 Dec.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mit der Annäherung an Sidney veränderte sich die Scene. Wir gewahrten Landhäuser von sehr elegantem Aeußern, Gartenanlagen,

Digitized by Google

Windmühlen, die hohen Essen von Dampfmaschinen, endlich eine Reihe von dreistöckigen sehr massiven Waarenhäusern, den mit Schiffen fast angefüllten Hafen und bald die ganze Stadt, die wegen ihrer Lage an einer Anhöhe recht vortheilhaft in die Augen fälle. Ein Hôtel, dessen Eleganz in der größten Hauptstadt Europa's nicht übertroffen werden wäre, nahm uns auf, indessen bezogen wir schon am nächsten Tage eine glücklich aufgefundene Privatwohnung, indem die Preise in den Gasthäusern Sidney's höher sind, als in London und Calcutta, und auf die Länge kaum von den Reichsten ertragen werden können. Wenn man auch vorbereitet ist auf den Anblick eines regen Lebens und der raschesten Entwicklung, so übertrifft die Wirklichkeit hier dennoch jede Erwartung. Wo vor 60 Jahren eine Wildniß war, der Eingeborene das Känguruh jagte und wo mit Ausnahme der Entdeckungsschiffe sich kaum je ein Segel der Küste näherte, da breitet sich jetzt eine von mehr als 23,000 weißen Menschen bewohnte Stadt aus, da liegen Flotten von Kauffahrern vor Anker, welche mit Indien und China, mit Südamerika und Europa den immer zunehmenden Verkehr unterhalten, da laufen täglich Dampfboote ein und aus, welche, der Colonie selbst gehörend, regelmäßige Reisen nach den jüngeren Niederlassungen an Neuhollands Süd-West- und Nordküsten, nach Indien und den australischen Inseln unternehmen. Die geraden, breiten und sehr reinlich gehaltenen Straßen, die großen und sehr massiv gebauten Häuser, die rasche Vermehrung der Stadt, die dennoch dem Bedürfnisse so wenig entspricht, daß Hausmiethen nicht nur sehr theuer, sondern auch Wohnungen nur mit Schwierigkeit aufzufinden sind, zeugen von einem eben so großen als soliden Wohlstande. Das Leben in den Straßen ist zwar ganz europäisch und der Anblick eines Eingeborenen ist hier fast eben so selten, als der eines Negers im Innern von Deutschland, aber es imponirt durch die unerwarteten Zeichen von Luxus. Zwischen den zahlreichen, aber zierlichen Einspännern, in welchen Geschäftsleute herumeilen oder die Bewohner der näheregelegenen Landsitze ankommen, bemerkt man die eleganten Staatswagen der höhern Classe von Kaufleuten und Beamteten und eine größere Menge reicher Livreen, als in mancher die doppelte Einwohnerzahl besitzenden Stadt Europa's. Mit Ausnahme der auch hier nicht fehlenden, in Ketten arbeitenden Verbrecher ist Jedermann gut gekleidet; Dandyism hat seinen Weg auch hieher gefunden, und junge Männer, deren Väter einst transportirt wurden und später großes Vermögen erwarben, suchen ihren Stolz darin, die Europäer durch ihr Aeußeres und die Einrichtung ihrer Häuser zu überstrahlen. Die Kaufläden sind so vollständig mit allen nöthigen und unnöthigen Waaren versehen, wie in irgend einer der größten Städte Europa's, sind mit Gas beleuchtet und elegant wie diejenigen des Strands in London. An indischen und chinesischen Waaren herrscht aus begreiflichen Gründen hier mehr Ueberfluß als in europäischen Seestädten. Gerade aber darin unterscheidet sich, vor der Hand noch, das commercielle Treiben Sidney's von dem europäischen, daß es nie verfehlt demjenigen reichlichsten Lohn zu gewähren, der mit Geschäftskenntniß und Gewandtheit nüchterne Gewohnheiten und gewöhnliche Sparsamkeit verbindet. Man kennt kaum Fälle, daß mit solchen Befähigungen beginnende Geschäftsleute in Sidney unvermögend geblieben oder gar zu Grunde gegangen wären. Im Gegentheil hört man täglich von den Reichthümern, die hier gesammelt worden sind, und die auch jetzt noch, wenn gleich nicht ganz so leicht wie früher, erlangt werden. Capitalisten, welche über 40 bis 60,000 Pfd. St. verfügen können, sind durchaus nicht selten, Vermögen von 5 bis 6000 Pfd. St. sind sogar sehr gewöhnlich, indessen auch von keiner Bedeutung in diesem Lande, wo das Leben enorm theuer und Arbeitslöhne fabelhaft hoch sind. Der Stolz der Engländer ist sprüchwörtlich. Man wird aber geneigt ihn zu entschuldigen, nachdem man Zeuge von dem gewesen, was eben dieses Volk, sobald es ernstlich will, zu leisten vermag. Einen deutlichern Beweis von der Macht des Staates, vom Reichthum der Bürger und von Energie, Ausdauer und Verständigkeit, als Sidney oder vielmehr die ganze Colonie von Australien liefert, sucht man auf der übrigen Welt umsonst. Selbst die blühendsten Provinzen der Vereinigten Staaten können sich hinsichtlich so rascher und gedeihlicher Entwicklung mit Neusüdwales nicht vergleichen. In Abrede ist hiebei allerdings nicht zu stellen, daß in Nordamerika dieser Entwicklung keine bemerklichen Gränzen gezogen sind, und daß daher jenes Land dereinst doch das Uebergewicht gewinnen muß über den im Umfange gewaltigen Staat, der in Neuholland und dem Australocean im Entstehen ist, der aber von der Natur selbst an gleichförmigere Ausbildung gehindert wird. Wie dem aber auch sey, so bleibt diese brittische Antipodencolonie immer ein wahrhaft wunderbares Werk. Der Deutsche ist nicht genug ein rein praktischer Mensch oder vielmehr er hat nicht genug vom kaltberechnenden Egoismus, um ein Schauspiel, wie eben Neuholland es darbietet, nur aus dem Gesichtspunkte der Politik oder der Staatsökonomie aufzufassen, und ich will es daher nicht läugnen, daß mich das Poetische, was in dieser Verpflanzung Europa's nach Australien und in dieser unglaublich schnellen Verwandlung einer öden Wüste in eine blühende Colonie liegt, anfangs mehr beschäftigt hat als statistische Erwägungen. Ich habe mit so viel Enthusiasmus, als wäre ich in Neusüdwales geboren, wenige Tage nach der Ankunft (am 4 Februar) den Jahrestag der vor 54 Jahren geschehenen Gründung der Colonie mitgefeiert. Die nähere Beschreibung des Festes kann ich übergehen, da dergleichen sich in ihren Hauptzügen überall gleichen, zumal aber in Sidney, wo kaum einige unbedeutende, durch das Klima hervorgebrachte Abänderungen der stabilen englischen Sitte bemerkt werden, ein öffentliches Fest ganz europäisch aussieht. So viel möchte ich aber doch hinzusetzen, daß das Volk — ich meine nicht die Transportirten oder die heimathlosen Matrosen, sondern die hier geborenen Engländer — die Bedeutung des Festes weit besser gefaßt zu haben schien, als es in Deutschland bei patriotischen Feiern gemeiniglich der Fall ist. Gerade diese Eingeborenen haben sehr vielen Nationalstolz, und schreiben sich oder ihrer Colonie eine Wichtigkeit zu, die sie vor der Hand noch nicht besitzt, indessen dereinst erlangen wird. Daher der große Antheil aller an jenem Jahrestage. Die Banken, Bureaux und die Mehrzahl der Kaufläden blieben geschlossen, und aus kluger Rücksicht schlossen auch die Europäer ihre Geschäftslocale gegen 10 Uhr Morgens. Aufzüge, Diners und patriotische Toaste fehlten nicht; es war ein allgemeiner großer Feiertag, den eine Wettfahrt von Segelbooten unter dem Zulaufe von mindestens 7 bis 8000 Menschen beschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Volkslieder. Ein Hr. Kolberg hat angefangen eine Sammlung polnischer Volkslieder mit Musikbegleitung herauszugeben. Das erste Heft ist zu Posen erschienen, und die Art der musikalischen Behandlung namentlich wird im Tygodn. lit. Nr. 42 als eben so volksgemäß wie kunstgerecht gelobt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1843.

Nachrichten aus dem Niger.

Der „Friend of Africa" Nr. 26 theilt einige Nachrichten über die ländliche Anlage mit, welche die Nigereepedition in der Nähe der Einmündung des Tschadda in den Niger begründete. Dieselbe wurde, als sämmtliche Europäer sich entfernten, unter der Aufsicht eines verständigen amerikanischen Negers aus Sierra Leone gelassen, bei welchem 14 afrikanische Arbeiter, meist aus Sierra Leone, blieben. Man hatte bereits Baumwolle, Yams und Mais gebaut, Hütten und Häuser errichtet, und an Arbeitern fehlte es nicht, denn oft waren über hundert Männer, Weiber und Knaben an einem Tage daselbst beschäftigt. Anfangs gab man ihnen 100 Kauris (etwa 9 kr.) des Tags, als es aber an Kauris zu fehlen begann, verminderte man den Lohn auf 50, was nicht das mindeste Murren erregte. Dafür arbeiteten sie willig von Morgens 6½ bis Abends 5½ mit Unterbrechung von drei Stunden für Frühstück und Mittagsmahl. Die Vortheile, welche die Anstalt gegen die fortdauernden Angriffe der Sklavenjäger bot, veranlaßte viele der verfolgten Stämme, in der Umgegend der Anstalt sich niederzulassen, und den Ackerbau in weit größerer Ausdehnung und sorgfältiger zu betreiben, als sonst. Die Arbeiter erhielten stets ihren Lohn selbst, und die Häuptlinge nur gelegentliche Geschenke für besondere Dienste, oder um ihren guten Willen zu erhalten.

Der Preis des Sklaven in den umliegenden Districten wechselt von 40,000 auf 12,000 und 6000 Kauris (1000 Kauris etwa = 1 Pr. Thlr.), in Zeiten der Noth wurden viele sogar um 300 Kauris (27 kr.) und Kinder für 10 Yams verkauft. Die um die englische Niederlassung her wohnenden Eingebornen sind sehr friedlich gesinnt und äußerst fleißig; regelmäßige Märkte wurden sowohl in der Niederlassung als in den umliegenden Orten gehalten. Die Bassas werden als eine ruhige, folgsame Menschenclasse geschildert, welche äußerst begierig ist, die Sitten der Europäer kennen zu lernen; in etwa 6 Monaten lernten einige ihrer Kinder buchstabiren. Sie hausen der Sicherheit wegen auf einem hohen Berg in der Nähe von Mount Stirling. *) Die Kakandas sind indolenter, und trotz ihrer eigenen ausgesetzten Lage treiben sie Sklavenhandel. Sie bauen indeß auch das Feld und gewinnen namentlich Mais, Yams und Guineakorn. Die Agilahs in der Nähe von Mount Stirling sind verständige, unterwürfige, den Weißen ergebene Leute, und viele davon haben sich in der englischen Niederlassung angesiedelt. Westlich von der letztern ist ein Dorf, Awadu mit sehr ausgedehntem Anbau des Bodens, und man fand die Weiber mit Indigo gefärbtes Baumwollengarn aufwickeln. Zu Tschogu, andeethalb (englische) Meilen von der Niederlassung sind die Hütten ausnehmend reinlich, die Töpfergeschiere außerordentlich fein und man baut guten Tabak. Die Leichenbegängnisse werden mit großem Pomp und Lärm gefeiert, Kähne schießen Strom auf und ab mit unglaublicher Schnelligkeit, Trommeln werden gerührt, Musketen abgefeuert und die Weiber schreien und zischen wie Schlangen. Von dem Berge Patteh, etwa 1200 Fuß hoch, hat man eine weite herrliche Aussicht in das Land, und der Gipfel desselben, welcher eben ist, wie ein Schiffsdeck, ist mit üppigen Feldern von Korn, Yams, Hirse u. s. w. fast bedeckt. Die Eingebornen scheinen auch einige Ideen von Fruchtwechsel zu haben. Die großen Friedensstörer in diesem Theile Afrika's sind die Filatahs,**) mit denen die Nufis in engem Verbande stehen sollen. Diese kecken Räuber kamen häufig in die Nähe der Niederlassung, griffen die umwohnenden Stämme an, wagten sich aber nie in die Nähe der weißen Leute. Sie schickten drohende Botschaften, daß sie kommen und leben würden, weßhalb die Weißen hier seyen, und einmal kamen auch vierhundert Krieger, meist deritten, in die Nähe, wurden aber von den umwohnenden Stämmen zurückgetrieben. Man sagt, die Filathas zerfielen in zwei Abtheilungen, von denen die größere ausnehmend unruhig und kriegslustig sey.

*) So haben die Engländer den Ort ihrer Niederlassung in der Nähe der Einmündung des Tschadda in den Niger, auf dem rechten Ufer des letztern, genannt. A. d. U.

**) Ihre Hauptstadt ist Rabbah, und die Häuptlinge sind längst zum Mohammedanismus bekehrt. A. d. U.

Digitized by Google

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns jetzt zu der naheliegenden Frage: „Was im Allgemeinen von den Projecten zur Errichtung einer großen Handelsstraße durch die amerikanische Landenge zu halten sey?" so werden die Leser schon aus der obigen Darstellung den Schluß ziehen können, daß unsere Antwort für die Theilnahme an derartigen Unternehmungen nicht eben ermuthigend ausfallen wird. Wir wollen indeß der eigenen Beurtheilung anderer keineswegs vorgreifen, sondern nur in gänzlicher Unparteilichkeit die wirklichen Zustände und erforderlichen Bedingungen so weit anzugeben und ins rechte Licht zu stellen suchen, daß die Leser sich in den Stand gesetzt sehen, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder Nichtgelingens selbst zu beurtheilen.

Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß von Anlegung einer großen Land- oder Wasserstraße zur Verbindung des atlantischen Meeres mit dem stillen Ocean überhaupt wahrscheinlich nur auf drei verschiedenen Punkten die Rede seyn könne, nämlich durch die Staaten von Mexico, Nicaragua und Panama. Wir werden die Linie noch näher bezeichnen, zuvor jedoch (mit Bezug auf die spätern Aussichten der belgischen Colonisationsgesellschaft) noch Einiges zusammenstellen über die von manchen genährte Hoffnung, auch auf der projectirten Handelsstraße durch Guatemala das stille Meer zu erreichen. Vom diesseitigen Meere bis zur Stadt Guatemala haben wir schon die großen Schwierigkeiten des Wegbaues nachgewiesen. Dazu kommt nun noch die nicht unbedeutende, zum Theil nicht minder schwierige Strecke von der Hauptstadt westwärts. — Der jetzt bestehende Maulthierweg führt gar bald ins wilde Gebirg hinauf, am Amatitansee vorbei und wieder steil hinab ins Thal von La Antigua, der ehemaligen (nächstälteren) Hauptstadt des Landes, im Jahre 1542, also gerade vor 300 Jahren, in einer wunderschönen Gegend von den Spaniern gegründet, aber so oft von immer furchtbarern Erdbeben heimgesucht und zertrümmert, daß endlich am 29 Julius 1777 förmlich und gesetzlich beschlossen ward, die ganze Bevölkerung solle binnen Jahresfrist die Stadt verlassen und fortan in der neuen Residenz, dem jetzigen Guatemala, wohnen, wo die Regierungs- und obern Justizbehörden schon 3 Jahre früher ihre Sitze aufgeschlagen hatten. Jetzt sind indeß die wundrerschönen Reste der ältern Stadt wieder bewohnt, und auf der westlich hinlaufenden Ebene am Fuß des sogenannten Wasser-Vulcans gedeihen Cochenille und Zucker vortrefflich. — Dann führt der Weg über ein köstliches Weideland zur Ciudad vieja, der allerersten spanischen Hauptstadt von Guatemala, gegründet von Alvarado im J. 1524, aber schon 17 Jahre nachher durch Erdbeben und eine dem Krater des genannten Vulcans entstürzende ungeheure Wassermasse fast gänzlich zerstört. Etwas weiter, hinter einem prachtvollen Walde, beim Dorfe Escuintla am Ufer des schönen Michatoyaflusses, beginnt nun die große, niedere Ebene, durch welche der Weg noch etwa 14 geogr. Meilen weit, in völlig leblosser, dicht verwachsener Waldöde bis an die Meeresküste führt, wo ein paar mit Laub gedeckte Hütten an der Mündung jenes Flusses den sogenannten Hafen von Istapa bezeichnen, denn von einem wirklichen Hafen kann hier keine Rede seyn, man sucht sogar vergebens nach einer Bucht oder nur merklichen Einbiegung der Küste. Der Strand läuft nach beiden Seiten in ganz gerader Linie fort, und quer vor dem Flusse dehnt sich eine Sandbank hin, die selbst von größeren Booten nur bei hohem Wasser oder auf dem Rücken der lang hinrollenden Meereswogen überschifft werden kann, während die Schiffe ohne Ausnahme draußen auf offener Rhede liegen müssen, durch nichts als ihre eigenen Anker gegen die Macht der Stürme geschützt. Ueberdieß herrschen hier fast das halbe Jahr hindurch der Anfahrt widrige Nordwinde, und wenn diese zu wehen aufhören, treten die bekannten Windstillen ein, die zwar der Dampfschifffahrt sehr günstig sind, den Segelschiffen aber keine Bewegung gestatten, und bei welchen die Luft am Lande so ungesund wird, daß keinem Fremden ein längerer Aufenthalt zu rathen ist.

Der nächste Hafenort an dieser Küste, Acajutla, ist zwar etwas besser geschützt, doch auch nicht viel mehr als eine Rhede und überdieß schon mehr als 16 geogr. Meilen weiter östlich. Hier ist also in der That zu einem Handelsemporium für das stille Meer und China durchaus keine Aussicht vorhanden, und so wird auch der Weg über Guatemala wohl nie eine große Verbindungslinie der beiden Weltmeere werden können. Wir wenden uns daher nun zu den drei andern oben angedeuteten Linien, und zwar zunächst, weil eben lockende Aufforderungen zu deren Ausführung circuliren, zu der Straße von der Mündung des Goazacoalco, am Meerbusen von Vera-Cruz nach Las Brutosas oder San Francisco am Golf von Tehuantepec.

Dieser Weg liegt ganz auf mexicanischem Gebiet, unweit der Gränze von Guatemala, und Reisende, welche in neuerer Zeit von Süden kommend diese Gränze zu Lande überschritten haben, rühmen den Eindruck der geregeltern Administration ꝛc. unter der mexicanischen Regierung. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß hier nur von einem relativen Lob die Rede ist, im Gegensatz zu der völligen Zerrüttung der socialen Verhältnisse im Innern der central-amerikanischen Staaten. Und wie wenig man eben jetzt auf den politischen Bestand der Dinge in Mexico dauern dürfe, das wird mehr oder weniger allen Zeitungslesern bekannt seyn. Wir wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß nach neuern Privatberichten die Zustände im mittlern und nördlichen Mexico denen von Guatemala immer ähnlicher werden, und daß auch jener große Staat sich mehr und mehr einer gänzlichen Auflösung zu nähern scheint. Im Norden zumal ist schon jetzt von Zucht und Zügel nicht die Rede mehr, und, was noch schlimmer ist, keine Spur von Achtung vor Gesetz und Eigenthum, am wenigsten den Fremden gegenüber. Diese betrügt und plündert jeder, selbst im Angesicht und wohl gar mit Zustimmung der Behörden, und im täglichen Verkehr ist es dahin gekommen, daß man den Fremden zwingt, das Zwanzig- bis Dreißigfache des wirklichen Werths für irgend einen Gegenstand zu zahlen, sobald man merkt, daß er um denselben in Verlegenheit ist.

Die militärischen Aushebungen und Rüstungen Santa Ana's, die erneuerten, stets erfolglosen Streifzüge gegen Texas

Digitized by Google

und in allerneuester Zeit die Expedition gegen Yucatan, für dessen eigenthümlichen, socialen Zustand die fremdartigen Eingriffe der Regierung aus weiter Ferne nur drückend erscheinen konnten; alles dieß kann natürlich nur dazu beitragen, das ganze Volk immer mehr zu demoralisiren, und die Folge davon wird ein ganz rechtloser Zustand seyn, der am Ende vielleicht zu einer Herrschaft der Indianer führen wird. In einem solchen Lande muß aber eine jede, auf kräftigen Schutz des Eigenthums und Regelmäßigkeit des Verkehrs basirte Unternehmung höchst bedenklich scheinen, wenn sie auch unter andern Umständen noch so großen Vortheil versprechen sollte. In wiefern nun letzteres bei der projectirten Straße von Goazacoalco nach Tehuantepec der Fall ist, wird aus folgendem erhellen.

Die erste Aufforderung dazu beruht auf einem französischen Colonisationsplan (von T. Giordan) im Isthmus von Tehuantepec, der schon 1838 in Paris im Druck erschien, und zwar in einer Broschüre von 144 Seiten groß 8°, mit tabellarischen Beilagen und einer Specialkarte des Gebiets, auf welchem die der Gesellschaft von der Regierung im voraus zugesicherten, ausgedehnten Ländereien liegen. Wir haben selten eine Publication gesehen, die mehr das Gepräge der Verlockung zu wilder Actienspeculation trägt, als diese Broschüre. Früher hatte schon die mexicanische Regierung zu gleichem Zwecke einen Plan entworfen, wobei sie auf wesentliche Hülfe von Seite der Eingebornen rechnete; das Resultat war, daß die armen Menschen bei der unmäßigen Hitze, den zahllosen bösartigen Insecten, den Fiebern und andern tödtlichen Krankheiten dieser Paradieswüsteneien der schweren Arbeit als Opfer fielen und der ganze Plan bald wieder aufgegeben werden mußte. Aber es wäre doch zu verdrießlich gewesen, alle die schönen, kostspieligen Vorarbeiten umsonst gemacht zu haben, und so fanden sich denn einige speculirende Franzosen, welche, um der Sache Ansehen zu geben, sich bald mit mehrern aufgeklarten Mexicanern vereinigten, und den alten Plan im Wesentlichen nur darin änderten, daß derselbe in eine Actienunternehmung umgewandelt ward, angeblich, um europäische Colonisten heran zu ziehen, und dieselben Arbeiten, welchen die Indianer erlegen waren, durch Weiße verrichten zu lassen, in der That aber nur um den blinden Speculanten diesseits des Meeres das Geld aus der Tasche zu locken. Fast unglaublich ist indeß der Leichtsinn, mit dem man dabei zu Werke gegangen, denn, wenn es der Mühe lohnte, so ließe sich aus der Broschüre selbst die gänzliche Haltlosigkeit des Projects ziemlich gründlich erweisen. Wir wollen hier nur ein paar Einzelnheiten näher bezeichnen. Die Einleitung beginnt mit der Versicherung, „daß man in Europa schon fühle, wie die Ansiedlungen in Nordamerika keinen Vortheil mehr hoffen ließen. Die Emigration könne fortan keinen bessern Punkt wählen, als den Isthmus von Tehuantepec, wo dieselbe durch die neue „„europäische Colonisationsgesellschaft““ auf den von ihr erworbenen 300 Quadratlieues des herrlichsten Landes concentrirt werden solle u. s. w. Außerdem aber suche der Handel längst eine passende Durchfahrt, um den Weg von Europa nach China abzukürzen (wir werden am Schluß noch einige Worte über diesen seltsamen Irrthum sagen); doch sowohl bei Nicaragua wie bei Panama wäre man auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen, — nur bei Tehuantepec wäre die Sache leicht auszuführen. Um dieß recht augenscheinlich zu machen, sind auf der beigegebenen Karte die Flüsse so schön blau gemalt und breit gezeichnet, daß man glauben sollte, ein zweiter Mississippi ströme hier von den Cordilleren herab; es ist indeß nur der Goazacoalco mit seinen Nebenflüßchen, und man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, diese letztere in Uebereinstimmung mit dem Texte des Berichts zu verzeichnen. Doch wenn dieß auch geschehen wäre, dem aufmerksamen Leser konnten die großen Widersprüche der anpreisenden Einleitung und Beschreibung (S. 1 bis 19) mit dem darauf folgenden im Jahre 1835 der Regierung erstatteten Bericht des Generals Ordegozo (S. 20 bis 76) doch schwerlich entgehen. Nach der Einleitung ist der unter 18° 8′ nördl. Br. und 77° westl. Länge vor Ferro mündende Goazacoalco durch zwei Drittheile der ganzen Landenge für Dampfschiffe zur Betreibung des großen Verkehrs schiffbar. Nach dem officiellen Bericht dagegen ist schon die Einfahrt für große Schiffe durch eine feste Sandbank gehindert, freilich mit der tröstlichen Bemerkung, „daß deren Vertiefung möglich sey.“ Ferner ist danach der Fluß selbst 10 Lieues aufwärts für alle Schiffe tief genug, weiter hinan aber nur für kleinere, und bald werden auch diese durch Sand- und Steinbänke gehindert, — „welche indeß leicht zu durchstechen oder durch Verengung des Flußbettes zu beseitigen sind.“ In Betreff der obern Strecke heißt es dann: „die Pirogen, in welchen wir fuhren, gingen kaum 18 Zoll tief, und saßen doch häufig so fest auf dem Grunde, daß die Ruderer aussteigen mußten um die Boote zu heben und über die Niederungen wegzuschieben.“ — Und das war nicht einmal in der dürren Zeit. Aber obgleich diese Untiefen weiter oben „zum Theil aus Lehm, zum Theil selbst aus festen Felsen bestehen,“ — ist doch alles leicht zu machen, denn — „wenn nur eine thätige, industriöse Bevölkerung an den Ufern des Flusses sich anbaut, wird derselbe in kurzer Zeit ganz schiffbar seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

In 54 Jahren war das anfängliche kleine Häufchen von Verwiesenen zu einer Bevölkerung von 130.000 Menschen (in Neusüdwales allein, ohne Adelaide, Swanriver u. s. w.) angewachsen, eine Stadt aufgebaut worden, deren öffentliche Einkünfte seit 1834 regelmäßig um 40 bis 50.000 Pfd. St. jährlich zunehmen, und ein Handel mit Landesproducten entstanden, dessen mögliche Vergrößerung sich durchaus nicht abschätzen läßt. Jene Volksmenge ist an sich schon ansehnlich, allein sie erscheint dann erst in ihrer wahren Bedeutung, wenn man erwägt, daß sie keine Farbigen, noch weniger aber Negersklaven in sich schließt, und nur aus Europäern oder ihren unmittelbaren Nachkommen besteht. Geht die Vermehrung in demselben Verhältnisse

wie seither fort — und nichts macht dieses unwahrscheinlich — so wird die Bevölkerung von Neusüdwales in noch einmal 54 Jahren stärker seyn, als jene der Vereinigten Staaten es war zu der Zeit, wo diese sich vom Mutterlande unabhängig machten. Daß das baare Vermögen in dieser Colonie ebenfalls rasch wachsen müsse, wird Niemand in Zweifel ziehen, der die Rührigkeit der freien Einwohner beobachtet hat, und weiß, wie vielen Speculationen hier noch der unbeschränkteste Spielraum sich darbietet. Daß das Sammeln von Reichthümern vermittelst der Wollerzeugung jetzt nicht mehr so leicht sey, wie sonst, werde ich weiterhin zeigen, allein manche Zweige der Industrie sind hier noch gar nicht vertreten, in andern wird nicht sobald Concurrenz bedenklichere Art entstehen, weil das Bedürfniß sich täglich mehret. Einen Beweis liefert die große Zuckerraffinerie, die erste in Australien, welche eine Compagnie auf Actien in Canterbury, etwa zwei Stunden von Sidney, errichtet hat. Als ich sie im Februar 1842 besuchte, war etwas mehr als ein Jahr seit dem Beginn des Baues verflossen, und dennoch fand ich das Geschäft nicht allein in vollem Gange, sondern erfuhr auch, daß bereits die thatsächlichsten Beweise von seiner außerordentlichen Einträglichkeit vorlagen. Es ist erstaunlich, wie Vieles und Großes hier in kurzer Zeit, allerdings aber mit einem Anlagecapital von 30,000 Pfd. St., geleistet worden ist. Eine große Dampfmaschine von 50 Pferdekräften, zwei kleinere, jede von 12 Pferdekräften, setzen ein paar Mühlen und eine Menge von Maschinen in Bewegung, und sind, eben so wie die Arbeiter und die Familien derselben, direct von England importirt worden. Man vermag durch sie wöchentlich 50 bis 60 Tonnen (100,000 bis 120,000 Pfund) raffinirten Zucker zu bereiten, und die beste Sorte zu 6 Pence das Pfund, also für weniger als die Hälfte des Preises zu liefern, den man bisher in Sidney für englischen Zucker bezahlte. Nothwendig müssen die Unternehmer reich werden.

Wie glänzend aber diese Aussichten auch seyn mögen, so möchte ich mir weder Neusüdwales, noch seine Hauptstadt zum Aufenthalt ausersehen, vorausgesetzt ich könnte mich überhaupt dazu entschließen, als Emigrant auszutreten, und der Hoffnung der Rückkehr nach dem Vaterlande auf immer zu entsagen. Kein Deutscher, der es mit seinen Landsleuten redlich meint, wird jemals zur Auswanderung nach diesem Theil Australiens einladen. Die guten Aussichten auf Reichthum oder mindestens auf eine sehr unabhängige Existenz, die sich hier jedem unternehmenden Geschäftsmann und selbst dem geschickten Handwerker bieten, wiegen die Mißgefühle nicht auf, die bei näherer Kenntniß der Bevölkerung jeden feiner fühlenden, eigentlich wohl jeden unverdorbenen Fremden ergreifen müssen. Jener Charakterzug, welcher dem Neuling in Nordamerika so unangenehm auffällt, das Streben nämlich in möglichst kurzer Zeit reich zu werden, die daher entstehende Ueberschätzung des Geldes und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht directe Vortheile gewährt, durchdringen hier alle Classen so sehr, daß selbst im geselligen Umgange der widerwärtigste Egoismus, man möchte sagar sagen eine arge Rohheit, sich ungescheut kundgeben. Es ist an sich schon ein großer Uebelstand, daß die Bevölkerung in zwei sehr verschiedene, wenn auch vor dem Gesetz gleiche Classen zerfällt, in die Verwiesenen, welche ihre Strafe abgebüßt haben und im Lande freiwillig zurückgeblieben sind, und in die freien Einwanderer. Die ersten stellen den eigentlichen Stamm der Bevölkerung dar, und ihre Familien müssen schon darum zu den ältesten im Lande gehören, weil freiwillige Einwanderung nur seit etwa 30 Jahren gewöhnlicher worden ist. Viele, wo nicht die Mehrzahl dieser ältern Emancipirten, sind wohlhabend, ja es befinden sich eigentlich die großen Vermögen nur in den Händen solcher Leute. Wie auch die wahre Gesinnung des Vortheils wegen verborgen werden möge, so achten doch die freien Ansiedler jene sogenannten Emancipisten nicht, die ihrerseits dieses recht wohl wissen und mit stillem Hasse vergelten. Die Kinder derselben gehen aber nach weiter, denn ohne die Tüchtigkeit des europäischen Engländers zu besitzen, haben sie doch ganz seinen halsstarrigen Stolz geerbt. Sie betrachten sich daher als die eigentlichen und allein rechtmäßigen Besitzer des Landes, und feinden jeden Einwandeerer als einen Eindringling an. Es ist überhaupt sonderbar, wie schnell in diesem Lande der englische Charakter ausartet. Man kann den Engländern nicht Schuld geben, daß sie durch plumpe Aufschneidereien sich gegenseitig über den wahren Zustand ihres Landes zu täuschen versuchten, oder daß sie sich in hochtrabendem Bombast gefielen und über demselben das Wesentliche aus dem Auge verlören, gerade aber zu beidem zeigen die weißen Neusüdwalesier eine bemerkenswerthe Neigung. Hört man die Redner in gewissen Versammlungen oder liest man die im Interesse jener Partei redigirten Blätter, so sollte man meinen, Neuholland könne sogleich zu einer ansehnlichen Kriegsmacht sich erheben, sobald es den Anglo-Australiern beliebte, und England werde es in kürzerer Zeit nur besondern Rücksichten zu danken haben, wenn das schon jetzt reiche und ausgezeichnete Volk dieser Colonie noch länger sein Joch trägt. Welche Spaltungen in der Gesellschaft aus solchen Ursachen entstehen müssen, kann man sich leicht denken. Sie gehen so weit, daß man sich wegen der unbedeutendsten Dinge mit wahrer Giftigkeit bekämpft, und vertrauliches, freundliches Zusammenleben unter einer größern Zahl von Familien gleichen Standes so gut wie nicht bekannt ist. Dem letztern steht nebenbei sehr oft die Sittenlosigkeit entgegen, welcher sich einzelne Familien ganz offen hingeben. Solche Verderbniß kann da nicht ausbleiben, wo ein großer Theil der Bevölkerung aus Menschen besteht, die gegenwärtig wohl im Besitz von großen Vermögen sich befinden und gemeiniglich ein Haus machen, indessen von den Gerichtshöfen Englands wenigstens nicht ihrer Tugenden wegen zu den Antipoden verwiesen worden sind. Selbst die geordneten und achtbarsten Familien der freien Einwanderer sind vor solcher Ansteckung nicht sicher, denn sie sehen sich gezwungen Verwiesene als Dienstleute von der Regierung zu miethen. Wenn man sich erinnert, daß Niemand um einer Kleinigkeit willen zur Transportation verurtheilt wird, und daß man es sonach mit Leuten zu thun hat, unter welchen allerdings manche nur einmal fehlten und sogleich der Gerechtigkeit verfielen, sehr viele aber zu den schlechtesten Subjecten zu rechnen sind, so wird das Unangenehme oder vielmehr das Nachtheilige des gewöhnlichen Verhältnisses vollkommen einleuchten. Ich habe später, in den Familien der achtbaren Colonisten außerhalb der Städte, gerade hierüber die bittersten Klagen gehört. Freie Dienstboten sind nämlich kaum zu erlangen, ausnehmend theuer und sehr unbeständig, indem sich denselben bald Gelegenheit darbietet auf eigene Hand irgend eine einträgliche Beschäftigung zu ergreifen, die weiblichen zumal sich schnell und meist über ihrem Stande verheirathen. Man denke sich nun das Gefühl einer sittlich guten und zärtlichen Mutter, die durch Noth gezwungen ihre Kinder einer Verwiesenen aus der Classe überlassen müssen, welche die Londoner Polizei auf den Straßen aufgreift und die Gerichtshöfe nach Australien deportiren lassen!

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1843.

Etwas über die Ruinen von Carthago.

Schon mehrere berühmte Reisende haben die Ruinen von Carthago besucht, so Shaw im Jahre 1727; achtzig Jahre später Chateaubriand, neuerlich der Capitän Faidherbe, und der letzte war wohl Hr. Felix Flachenacker, welcher gegenwärtig eine „Reise in den Barbareskenstaaten während der Jahre 1838 bis 1840" herausgibt. Ein Bruchstück davon über die Ruinen Carthago's enthält das Novemberheft der „Nouv. Annal. des Voyages," und wir entheben demselben einiges Allgemeinere, da das Specielle ohne angefügte Karte nicht recht verständlich ist so wie eine Nachricht über die Cisternen.

„Im Nordosten von Tunis, drei Lieues von dieser Stadt auf einer Halbinsel, die auf der einen Seite vom Meere, auf der andern vom See (Baheira) vor Tunis gebildet wird, also auf einem Raum von drei Lieues, sind die zahlreichen Ueberreste des prachtigen Carthago zerstreut. Alle die oben aufgezählten Reisenden haben sich bemüht, mit den alten Schriftstellern in der Hand die Zweifel über die Lage der bedeutendsten Quartiere und Gebäude der Stadt aufzuklären, aber außer der Mangelhaftigkeit der Beschreibungen, außer der Schwierigkeit die verschiedenen Gebäude in einem Lande zu constatiren, wo die Bauart seit Jahrhunderten dieselbe blieb, ist auch zu bemerken, daß die wiederholte Zerstörung und Wiederherstellung der Stadt durch Römer, Vandalen und Araber, ihr natürlich den ursprünglichen Typus nehmen mußte, und darum haben die gelehrten Forschungen bis jetzt wenig Licht auf die Sache geworfen. Nach den schwachen Anzeigen jedoch, die man sammeln konnte, und nach den Zeugnissen der Alten (Appian, Strabo, Polybius) scheint es ziemlich gewiß, daß das phönicische Carthago auf einer Halbinsel von unregelmäßiger Form lag, die im Norden durch das Cap Gamarth (jetzt Dschebel Kawi), im Osten durch den Golf, im Süden und Westen durch einen See beschränkt war, von welchem an man die 25 Stadien Breite rechnen muß, welche die Landenge, die das feste Land mit der Halbinsel verband, bis zu der Lagune Sukara hatte, die allem Anschein nach den Hintergrund des Golfes von Utica bildete. Nur in diesen freilich sehr großen Räumen stößt man auf die mehr oder minder bedeutenden Spuren dieser stolzen Stadt, und hier allein darf man das phönicische Carthago suchen.

Die bedeutendsten und ohne allen Widerspruch am besten erhaltenen Ueberreste des Alterthums sind die unfern, in der Nähe eines Tempels und rechts von dem sogenannten Grabe des heiligen Ludwig gelegenen Cisternen. Diese sind 17 an der Zahl; ihr vorderer Zugang ist durch eine Masse ungeheurer Steine, zwischen denen die Zwergpalme (chamærops humilis) in Fülle wächst, versperrt; denn ihr Vordertheil war, wie man aus den noch ziemlich erhaltenen Trümmern leicht ersehen kann, mit zwei kleinen Thürmen verziert. Diese Cisternen sind parallel, eine hinter der andern, aneinandergereiht, und rechts und links an den Seiten sind Gänge, die bis zu den letzten führen, in die man sich aber wegen der Erdstürze nicht hineinwagen kann, um so mehr als der Boden so geneigt ist, daß ein falscher Schritt gefährliche Folgen haben kann; sie sind von elliptischer Form und in einem ziemlich niedern Terrain angelegt. Ihre mittlere Höhe ist 2,^{m} 25 bis 3,^{m} 898 wenigstens in den ersten, wo kein Wasser ist, und wo man hinabsteigen kann; sie sind 5,^{m} 982 breit und 12,^{m} 996 lang; die Mauern sind 1,^{m} 3 dick. In jeder Mauer, die eine von der andern scheidet, ist eine weite Oeffnung, wodurch das Licht hineinfällt, und die vielleicht auch eine andere Bestimmung haben mochte. Die Gewölbe dieser Cisternen sind nur 0,^{m} 216 dick, und bestehen aus kleinen schwarzen und rothen Steinen, die mit einem Mörtel aus Puzzolanerde, härter als Granit, gemischt sind; man muß den Hammer brauchen, um auch nur einige Stückchen loszubringen; dieser Kitt ist so hart, daß an mehrern Stellen die Seitenwand zerfallen ist, und doch das Gewölbe sich fast unversehrt erhielt. Die zwei oder drei ersten Cisternen, in die man hineindringen kann, sind trocken, und dienen oft ermüdeten Wanderern als Zufluchtsort. Die Mauern sind bedeckt mit Namen von Reisenden, welche diese Ruinen besucht haben; unter den obscursten Namen finden sich auch welche von sehr bedeutenden Personen.

„Oberhalb der kleinen Cisternen ersteigt man einen Hügel, an dessen Seite sich Ruinen von Souterrains finden, die in

Digitized by Google

mehrere kleine Cellen getheilt sind und wohl zu Bädern gedient haben können, da sie den Cisternen sehr ähnlich sind, obgleich sie, so viel man bis jetzt gefunden hat, durch keinen Canal mit denselben in Verbindung stehen, und vielleicht nur durch den Regen gefüllt wurden, wie die Reservoirs und Cisternen der Privaten in Tunis, was auch das ziemlich tiefe Wasser in einigen derselben noch jetzt zu beweisen scheint."

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Fortsetzung.)

In solcher Weise geht es fort. Wir wollen jedoch unsere Leser mit weitern Auszügen verschonen, denn unter solchen Umständen, und da überdieß an der Westküste auch kein Hafen vorhanden ist, sondern nur ein großes mit Sandbanken besetztes doppeltes Haff, an welchem ein für Seeschiffe tauglicher Hafen gebaut werden kann, so wäre es wirklich nicht der Mühe werth, über dieses Unternehmen hinsichtlich einer Communication der beiden Meere noch ein Wort zu verlieren, wenn nicht ein neues Ereigniß die Aufmerksamkeit wieder dorthin zu lenken geeignet wäre, nämlich das neue mexicanische Fremdengesetz. Durch dieses ist es bekanntlich jedem Ausländer, wenn er auch nicht der katholischen Kirche angehört, gestattet, Grundeigenthum zu erwerben, sobald er im Lande selbst wohnen will, und sich dann nach zweijährigem Aufenthalt daselbst auch zur Erlangung des mexicanischen Bürgerrechts zu melden. Damit wäre für die künftige Ansiedlung ohne Zweifel ein wesentlicher Schritt geschehen, vorausgesetzt, daß diese Bestimmungen auch bei jedem möglichen und nicht unwahrscheinlichen Regierungswechsel in Kraft bleiben, was sehr zweifelhaft ist, da vielleicht mit dem Tode oder Abgang des jetzigen Präsidenten alle bestehenden Institutionen wieder zusammenbrechen und ganz andere Regierungsprincipien an die Reihe kommen werden, deren Tendenz kein Mensch im voraus berechnen kann. Dennoch wird dieses Fremdengesetz vielleicht manche Ausländer veranlassen, sich nach Mexico zu wenden, und so könnten sich auch bald wirklich Käufer finden für die Ländereien im Isthmus von Tehuantepec, welche nach neueren Berichten ein Hr. Garay (vielleicht Nachfolger oder Associé des Hrn. F. Giordan) „behufs der Anlegung einer Wasserstraße nach der Küste von Tabasco" sich hat abtreten lassen. Wenn das aber geschieht, und sich die Wasserstraße auch als unausführbar darstellt, so würde doch mit der Zeit von den Ansiedlern ein practicabler Landweg angelegt werden, und wenn ein solcher nur erst von einer Meeresküste an die andere führt, so wird sich auch vielleicht ein beträchtlicher Theil des Welthandels dahin ziehen, wobei indeß hinsichtlich des Verkehrs mit China und Ostindien jedenfalls die Europäer weit weniger interessirt sind als die Nordamerikaner, und zwar aus folgenden Gründen.

Erstens mündet der Goazacoalco, wie schon gesagt, an der Küste von Tabasco im Süden des mexicanischen Meerbusens, nicht weit von Vera-Cruz. Dieser Haupthafen des mexicanischen Handels mit dem ganzen Osten müßte durch eine jede Erleichterung des Verkehrs mit der Westküste und der Schifffahrt auf dem stillen Meere ohne Zweifel sehr gewinnen, und dasselbe gilt umgekehrt für den Hafen von Acapulco oder andere Handelsplätze im Westen, deren Verbindung mit der mexicanischen Ostküste weit leichter über Tehuantepec zu beschaffen wäre, als quer durch das breite Land nach Vera-Cruz. Die Mexicaner selbst sind daher ganz besonders bei der Anlegung der fraglichen Straße interessirt, und möchten eben deßhalb fremdes Geld und fremde Arbeit dazu heranziehen; denn wenn auch die Unternehmer dabei zu Grunde gehen, sie würden jedenfalls die einmal vorhandenen Straßen benützen können. Das Gesagte findet aber gleichfalls Anwendung auf die entlegenern Häfen von Tampico (de las Tamaulipas), von Houston u. s. w. in Texas, und von New-Orleans u. s. w. in den Vereinigten Staaten. Für alle diese Orte und nicht minder für Havana würde eine gute Straße durch den Isthmus von Tehuantepec den Verkehr mit dem stillen Meere sehr erleichtern und heben, ja selbst nach den Osthafen der nordamerikanischen Freistaaten würde der aus dem stillen Meere kommende Waarenzug mit Vortheil diesen Weg einschlagen, weil der Golfstrom der Schifffahrt aus dem mexicanischen Meerbusen günstig ist. Die Nordamerikaner sind daher zunächst bei Erbauung dieser Straße interessirt und ihrer thatkräftigen Unternehmungslust dürfte man füglich die Ausführung anheimstellen. In entgegengesetzter Richtung würde freilich für ihre Osthafen wie auch für die meisten westindischen Inseln, für das nordöstliche Südamerika und für ganz Europa die Straße durch Panama bequemer liegen, als jene über Tehuantepec. Auch ist im Allgemeinen gewiß nicht zu läugnen, daß selbst für Europa die Errichtung einer oder mehrerer guten und sichern Handelsstraßen durch die große Landenge zwischen Nord- und Südamerika sehr wünschenswerth erscheint, und in Zukunft werden diese Communicationswege auf die Entwicklung eines bedeutenden Theils des Welthandels gewiß von entschiedenem Einfluß seyn; aber gerade darüber hat man doch, wie wir oben schon andeuteten, in der Regel sehr irrige Vorstellungen, und diese werden geflissentlich genährt, um leichtgläubige Capitalisten zur Betheiligung an den ausschweifenden und unreifen Actienspeculationen und Colonisationsprojecten der Gegenwart zu verleiten.

So heißt es namentlich auch in der erwähnten Broschüre des Hrn. F. Giordan: „Wenn die Communication der beiden Weltmeere die Entfernung zwischen Europa und China (nebst den Sundainseln) um 2000 Lieues abkürzt (wobei Humboldt als Autorität citirt wird), so muß dieselbe nicht allein in dem ganzen östlichen Asien, sondern auch in den Beziehungen desselben zu Europa und Amerika und umgekehrt eine große Veränderung hervorbringen u. s. w. Ohne Zweifel wird daher die Handelsstraße durch den Isthmus von Tehuantepec und die Errichtung eines Universal-Entrepots aller Producte des Erdballs auf diesem Isthmus dem mexicanischen Staate ein unbestreitbares Uebergewicht geben, und es bedarf keines großen Scharfblicks, um vorherzusehen, daß diese Republik bald die Erbin der ganzen Macht seyn wird, welche der Handel verleiht u. s. w." Zu einer so glänzenden Zukunft werden die Auswan-

Digitized by Google

derer der alten Welt von der „europäischen Gesellschaft von Tehuantepec“ eingeladen.“

Freilich wenn diese schönklingende Darstellung der Wahrheit gemäß wäre, so möchten eben jetzt bei der Hoffnung auf einen großartigen Aufschwung des Verkehrs mit China nicht wenige sich versucht fühlen, zur Realisirung eines solchen Planes Hand und Geld zu bieten. Aber — auch abgesehen von der großen Abkürzung des Weges von Europa nach Ostindien ꝛc. durch Eröffnung und Benutzung der Straße über Suez — ist die Vorstellung, „daß der Weg zwischen Europa und China über Central-Amerika kürzer sey, als der bisherige um Afrika herum, eine durchaus irrige.“ Das wirkliche Verhältniß der bei diesem Welthandel in Frage kommenden Entfernungen ist in runden Zahlen etwa folgendes.

Der Weg von England nach China beträgt:

1) über Suez	2570 geogr. Meilen.	
2) um das Cap der guten Hoffnung	3320	— —
3) über Panama	3590	— —

Hier ist also hinsichtlich der Distanzen für den europäischen Handel mittelst der Passage durch Central-Amerika nicht von Gewinn, sondern von Verlust die Rede, denn dieser letztere Weg wäre circa 270 Meilen länger als der um Afrika und 1020 Meilen länger als über Suez. *) Nur ums Cap Horn ist der Weg noch bedeutend weiter als über Panama, nämlich circa 4200 Meilen; aber wer sich überhaupt bewogen findet, diesen Weg zu wählen, der wird andere Gründe dazu haben, die mit Nebenspeculation, Rückfrachten oder andern Rhederei-Interessen zusammenhängen, und diese letztern fallen ganz weg, sobald in irgend einem Hafen der amerikanischen Landenge gelöscht und in einem andern an der Westküste wieder geladen werden muß, oder umgekehrt. Wenn also der gepriesene neue Weg für den europäisch-chinesischen Handel auch nicht weiter, sondern, wie man irriger Weise bisher anzunehmen pflegte, kürzer wäre als der bis jetzt gewohnte Seeweg, so könnte derselbe doch nur dann als vortheilhaft erscheinen, wenn zwei gesonderte Schifffahrtslinien eingerichtet würden, eine über das atlantische, eine zweite über das stille Meer, und wenn die zu erbauenden Entrepots an beiden Küsten der amerikanischen Landenge so großartig angelegt und ausgestattet würden, daß die Speculanten und Rheder in beiden zu jeder Zeit eine vollständige Auswahl aller Producte und Fabricate, die für den Bedarf der asiatischen und der europäischen Consumenten überhaupt begehrt werden mögen, in beliebiger Qualität und Quantität vorräthig fanden.

Wer den Handel nur einigermaßen aus Erfahrung kennt, wird die völlige Unmöglichkeit solcher Bedingungen ohne weiteres erkennen. Dazu kommt aber noch, daß wenn auch wirklich dereinst große Entrepotvorräthe in den neu zu erbauenden Stapelplätzen vorhanden seyn werden, doch immer ein bedeutender Theil der Schifffahrt den directen Verkehr vorziehen wird, theils wegen der schon erwähnten Interessen der Rhederei, theils wegen der unvermeidlichen Vertheuerung der Waaren bei dem Transport über die amerikanische Landenge, und diese Vertheuerung würde nicht allein durch den Land- oder Canaltransport hervorgebracht werden, sondern auch durch andere Mehrausgaben. Die Assecuranz namentlich ist in ununterbrochener Fahrt von Europa nach China nicht viel höher als nach dem mexicanischen Meerbusen, jedenfalls beträchtlich geringer, als diese zusammen genommen mit der zweiten See-Assecuranz über das stille Meer, und nun wäre noch eine dritte Assecuranz für die Landpassage hinzuzurechnen. Auch die doppelte Schiffsfracht auf beiden Meeren müßte sich nothwendig, selbst wenn dieser Weg der kürzere wäre, merklich höher stellen als die einfache um das Cap, denn auf dem stillen Meere wird es noch gar lange an erheblicher Concurrenz fehlen. Nun aber kämen noch ferner hinzu: 1) der doppelte anstatt des einfachen Betrages der Provision und sonstiger Nebenposten aller Art für den Seetransport; 2) zweifache Hafen- und Tonnengelder, Löschungs- und Ladungsunkosten und Lagermiethe nebst Provision ꝛc. in beiden Entrepots.

(Schluß folgt.)

*) Wir brauchen wohl nicht zu erinnern, daß bei allen diesen und den folgenden Distanzangaben nur das Fahrwasser in geraden Linien als Maaßstab genommen ist, ohne Berücksichtigung der durch Winde, Ströme ꝛc. erzwungenen Umwege.

Seide in Indien.

Dr. Lortet in Lyon theilt in einem Artikel über die Seide in Indien in dem Propagateur de l'Industrie de la soie Folgendes mit: „China, Hinterindien, das Thal des Ganges und Assam scheinen das erste Vaterland der wilden, so wie der heimisch gemachten Seidenraupen zu seyn. Man kann die Priorität weder für Indien, noch für China nachweisen. Die Benennungen für Seide, als Kitaja (Product eines Insects) und Kiuseya (Product eines Cocons) finden sich schon in den Gesetzen Menu's, also 1000 Jahre v. Chr. In den Wäldern des Dekkan und in Sylhet (östlich von der Gangesmündung) war das Einsammeln der durch wilde Raupen erzeugten Seide stets die Beschäftigung zweier verschiedenen Kasten. Walter kam auf dem Wege von Sylhet nach Pandua durch einen Wald voll großer grüner Raupen; wenn sie die Blätter eines Baumes abgefressen haben, versetzt man sie auf einen andern. Schützen werden aufgestellt, um sie gegen die Vögel zu vertheidigen. Sie ergeben eine gelbe Seide. — In Assam gibt es viel Seide, aber die Raupe des weißen Maulbeerbaumes ist die am mindesten verbreitete Gattung. Die gewöhnlichste Seidenraupe ist diejenige, welche sich auf dem Lorbeerbaume Moga theils wild, theils cultivirt findet. Wahrscheinlich ist es derselbe, den man in Bengalen Tasar nennt. Man erhält in diesem Lande vier Seidenernten: die erste in der trockenen Jahreszeit erzeugt eine rothe Seide; die zweite im Frühjahr eine weiße; die dritte, Medanggori genannt, gilt als die beste; die vierte, Erendi genannt, kommt von einer Raupe, die sich auf dem Wunderbaume (ricinus) nährt und der von Bengalen ähnlich ist. Von sechs Raupenarten, welche Hugon und Helfer in Assam beobachtet haben, sind drei unbekannt, zwei gleichen denen in Bengalen und die sechste ist unser Bombyx mori. In China, wie in Indien ist die verbreitetste wilde Gattung die Saturnia Cinthia, die sich vom Wunderbaume nährt. — In den Wäldern des hohen Gondwana ist eine wilde Seidenraupe, welche einen Coton (Koan) von der Größe eines Truthühnereies macht.

Digitized by Google

Die grobe Seide, die man davon gewinnt, heißt Tesur oder Tessir. Die daraus bereiteten Stoffe heißen Sali und Muschru. Schon zur Zeit der Ptolemäer brachte man sie nach Mirunda an der malabarischen Küste, wo man sie nach dem Occident einschiffte. (Echo du Monde Savant vom 22 December.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nach kurzem Aufenthalt in Sidney trat ich eine Reise nach dem Innern an, um meinem eigentlichen Zweck näher zu kommen. Die Absicht, mir einen eigenen Herd zu gründen, hatte mich nach Australien geführt, und als ehemaligem deutschen Landsmanne sagte mir vor allem der Plan zu, die Schafzucht zu betreiben, die kein zu großes Capital erfordert und bisher sehr gewinnbringend gewesen ist. Ohne weitere Nachforschungen auf ein solches Unternehmen einzugehen ist jedem Neuling um so ernstlicher zu widerrathen, da es in Sidney nicht an Speculanten fehlt, die ihre Umstände durch Verlockung von Fremden zu bessern streben und stets auf der Lauer liegen, um Emigranten, bei welchen sie irgend etwas Capital wittern, zu einer Compagnieschaft zu verführen. Man hat sich vor solchen Individuen eben so zu hüten, wie im Westen der Vereinigten Staaten vor den Speculanten im Landkaufe, die schon manchen Einwanderer um das Seine brachten. Oft besitzen sie nicht die Hälfte von der Heerde, zu deren Mitbesitz oder Vergrößerung sie baar einzahlende Theilnehmer suchen, und noch schlimmer geht es dem Unversichtigen, der ohne weitere Nachforschung sich mit einem dieser „Sheepfarmer" zur Begründung eines völlig neuen Unternehmens einläßt. Indem ich die Beschreibung meiner Reise über die „blauen Berge" auf eine andere Gelegenheit verspare, will ich diesesmal nur die Erfahrungen mittheilen, welche ich in Bezug auf jenen Industriezweig in Neusüdwales gesammelt habe.

Der Betrieb der Schafzucht im Großen beginnt in Entfernung einiger Tagereisen von Sidney. Die Besitzer der Ländereien, welche der Stadt näher liegen, finden es vortheilhafter Ackerbau zu treiben und den Markt zu versorgen, und halten daher selten Heerden von ansehnlicher Zahl. Am östlichen Fuße der blauen Berge trifft man die ersten großen Schäfereien (Stations), die dort selten weiter als zwei bis drei englische Meilen von einander entfernt liegen. Je weiter man nach Westen vordringt, um so mehr bemerkt man die große Ungleichheit in der Beschaffenheit des Bodens, welche als wesentliches Element hervorzuheben ist, wenn es darauf ankommt die Wahrscheinlichkeit künftiger Vergrößerung und Blüthe dieser Colonie zu berechnen. Zwischen den bessern und grasreichen Ländereien schieben sich nämlich breite Streifen ein, wo der Sandstein in Gestalt von horizontalen Stufen nackt an der Oberfläche liegt, Wasser in jeder Jahreszeit mangelt und die Vegetation nur in wenigem dürrem Gestrüpp besteht, Gräser hingegen entweder gar nicht gedeihen oder höchstens durch rauhe, sparrige Arten vertreten werden, die, in einzelnen Büscheln wachsend, Schafen ungenießbar, wo nicht nachtheilig sind. Aus diesem Grunde liegen dort die Stationen oder Schäfereien weit von einander entfernt, und niemals kann ein Besitzer von mehr als der Hälfte desjenigen Landes Gebrauch machen, welches ihm durch den Staat als „Location" überwiesen worden. Da dem letztern in dieser Gegend, und überhaupt innerhalb der jetzt angenommenen Colonialgränzen, nur wenig gutes Land zur Vertheilung übrig geblieben ist, so haben sich die Wollzüchter über die Gränzen hinaus in die Gegend des Murrumbidschi und in den Manero-Distrikt verbreitet, und wandern mit ihren Heerden bis über den Fluß Murray. Aus amtlichen Nachforschungen hat sich ergeben, daß ein volles Drittheil der den Colonisten gehörenden Heerden jenseits der Gebietsgränzen sich befindet. Da Neuholland an natürlichen Wasserwegen den größten Mangel leidet, Anlegung von Canälen aber wegen Unmöglichkeit gehöriger Speisung außer aller Frage ist, so finden es schon jetzt die Besitzer entlegner Stationen sehr schwer, oft unverhältnißmäßig kostspielig, ihre Wolle zu Markt zu bringen. Man hat mittelst Anwendung von Verwiesenen allerdings mehrere sehr schöne Landstraßen, namentlich eine über die Berge, gebaut, welche ein Meisterstück genannt werden darf, allein diese erreichen nicht die Hälfte der Entfernung, in welcher die äußern Stationen liegen. Da ferner das Innere, mit welchem man jetzt ziemlich genau bekannt ist, eben nur zur Schafzucht sich eignet und durchaus keine Vorzüge besitzt, die zur Anlegung von Dörfern oder gar von Städten führen könnten, so ist es auch nicht im geringsten wahrscheinlich, daß jemals große Landstraßen dorthin gebaut werden dürften. Wenn man sonach annehmen muß, daß die Wollzüchter ziemlich an der Gränze des Gebiets angekommen sind, und daß sie diese ohne Aufopferung der zeitherigen Vortheile nicht füglich überschreiten können, so ergibt sich der doppelte Satz, daß einmal die Production der Wolle (nächst dem Wallfischthran das wichtigste Erzeugniß Neuhollands) nicht so unbedingt vermehrt werden könne, wie man sanguinisch genug vorausgesetzt hat, daß also die Colonie auf diesem Wege allein nicht zu maaßlosen Reichthümern gelangen könne, und dann, daß der größte Theil des Innern für alle Zeit hin eine unnützliche und einsame Wüste bleiben müsse. Selbst der Ackerbau kann nirgends in Neusüdwales, ich möchte fast sagen nirgends in Neuholland, nach dem großen Maaßstabe wie in Mitteleuropa und den Vereinigten Staaten betrieben werden, und eben darum wird die zukünftige Größe dieses Welttheils nicht auf der Bodencultur, welcher Art sie auch sey, begründet werden können, sondern sie wird auf dem Handel beruhen, dessen Centrum für die südliche Hemisphäre später oder früher hieher fallen wird. Da an Kohlen Ueberfluß vorhanden ist und sonach bewegende Kraft leicht zu erlangen seyn wird, so kann vielleicht später eben dort ein großer Manufacturstaat emporblühen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Moosrosen. Man hat kürzlich in England bemerkt, daß die mit der größten Sorgfalt gepflanzten Moosrosen in kurzer Zeit ihr Moos verloren haben. Die Physiologen haben schon früher das Moos für eine organische Entartung angesehen, ob dieselbe aber einer allzu schwachen oder allzu üppigen Nahrung zuzuschreiben ist, läßt sich noch nicht entscheiden. Die obige Beobachtung kann dazu führen, die Frage allmählich aufzuklären. (Echo du Monde Savant vom 22 Dec.)

Notiz über Alt-Europa. Unter diesem Titel hat ein Hr. Dartley die neuesten Entdeckungen der Geologie und physischen Geographie mit den Traditionen der Alten zu vereinigen gesucht. Ein so dornenvolles Thema verlangt einen ungewöhnlichen Umfang von Kenntnissen und eine außerordentliche Schärfe der Beurtheilung. Man ist aber geneigt Hrn. Dartley beides zu bestreiten, wenn man ihn behaupten hört, daß die blonden Völker Mitteleuropa's nicht aus Asien gekommen, sondern Autochthonen seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1843.

Schilderung des nordöstlichen Europa's. *)

(Aus dem Tygodn. Liter. Nr. 45, 46.)

Schon ein Blick auf die Oberfläche des Baues von Europa zeigt den Hauptunterschied zwischen dem Südwesten und Nordosten. Die europäischen Ebenen im Nordosten sind nach einem so gewaltigen Maaßstab angelegt, daß zwar das Ganze wohl den Charakter einer fortlaufenden Vertiefung an sich trägt, daß man sie aber doch wieder in vier besondere Ebenen scheiden muß: die erste ist die deutsche, welche sich von dem westlichen Meere bis zum linken Oderufer ausdehnt; dann kommt die polnische, rußnische und litthauische Ebene längs dem baltischen Meere bis zum Kern der sarmatischen Gebirge, bis zum linken Ufer der Düna, den Höhen des Waldaigebirgs, dem rechten Dnieprufer, dem linken Dniesterufer und dem schwarzen Meere. Hierauf kommt die Ebene am linken Dnieprufer über Don und Wolga hin bis zur kaspischen Vertiefung, welche im Südosten den Uebergang von Europa nach Asien macht, und endlich fällt die vierte Ebene, welche den Uebergang von dem Nordosten Europa's zum Polarlande bildet, von dem rechten Dünaufer nach den Seen Amen, Peipus, Ladoga und Onega, so wie nach dem weißen und dem Eismeere ab.

Im Süden und Norden Europa's, wo sich viele Halbinseln und Inseln von der europäischen Küste losgerissen hatten, zeigen die von Meeren durchbrochenen Berge die Bewegung des Bodens. Im Innern des Landes drückt sich diese Bewegung durch das Auftürmen der Massen und das Ausfurchen der Thäler aus, und in Nordosten endlich zeigt sich eine tiefe von starken Flußbetten durchschnittene Landfurche. Im Süden und Norden Europa's bildet das Meer, im Innern desselben Gebirge, im Nordosten aber die Flüsse die Gränze; hier erst im Nordosten Europa's hat die europäische Wasserscheide eine so große Bedeutung, und wirkt so sehr auf die Gestaltung des Landes ein. So ist der Umkreis von Polen, Rußnenland und Litthauen nebst den geographisch dazu gehörigen Ländern begränzt durch das rechte Oderufer im Westen, im Norden durch das Ufer des baltischen Meeres, das linke Ufer der Düna und die Waldaihöhen, im Osten durch das rechte Dnieprufer, im Süden durch die Karpathen, das linke Dniesterufer und die Meerbusen des Liman am Pontus. Dieß ist der Umkreis des historischen Polens, denn ja weit reicht seine Geschichte, während seine politischen Gränzen mehrmals seine natürlichen überssprangen. Wenn wir nun bei den localen Benennungen der Gegenden verbleiben und vorerst alle politischen Abtheilungen und Namen bei Seite setzen, so finden wir, daß das Volk, welches diesen Umkreis ursprünglich bewohnte, von drei Nationalideen und hauptsächlich von den drei Centralpunkten Polen, Litthauen und Rußnenland ausging, und es nach den Natureigenthümlichkeiten und der Gestaltung seiner Oberfläche benannte, so daß in dem ganzen Umfang eine bestimmte Idee sich ausdrückt, welche in der Kenntniß des nächsten Landes ihren Ursprung hat. Die Benennungen verändern sich jedoch in etwas, je nachdem sie von einem Bergvolk oder von einem die Ebenen bewohnenden Stamme ausgehen.

Wenn wir uns bei den einzelnen Benennungen der kleinen Gebiete, Berge und Flüsse aufhalten wollten, würden wir das ganze System hier regelmäßig geordnet finden, wir beschränken uns aber auf die Hauptbezeichnungen ganzer Districte, wie das Volk sie nennt, und gewiß wird man bei näherer Kenntniß des Landes finden, daß das Volk mit der einfachen Benennung der Sache ihre Wesenheit aufs genaueste bezeichnete.

Da wo der Charakter eines Landes eine ausgetiefte Furche ist, liegt dessen Ausdruck in der Hauptrichtung der Flüsse, die man vor allem kennen muß. So drängen sich die Quellen der Oder, Weichsel und des Dniestes in den Bergen zusammen, welche in der Richtung der bekannten europäischen Diagonale liegen. Oder und Weichsel fallen ins baltische, der Dniestr ins schwarze Meer. Ebenso strömen drei bedeutende Flüsse

*) Der Verfasser ist nicht genannt, wohl aber deutlich genug bezeichnet, daß man ihn errathen kann; es ist vermuthlich Hr. Zeisner, der viele Reisen in den Karpathen gemacht hat, und nicht nur in Herausgabe eines geographisch-geologischen Werkes begriffen ist, sondern auch eine Sammlung von Volksliedern herausgibt, die er auf seinen Wanderungen in den Bergen sammelte. Der obige Titel ist nicht ganz richtig, denn der Aufsatz betrifft eigentlich nur das im Aufsatze selbst näher bezeichnete Polen in weiterem Umfang. A. d. U.

Digitized by Google

aus dem Umkreis der nördlichen Höhe heraus: Düna und Dniepr entspringen aus Seen, die auf dem Rücken derselben liegen, der Niemen an ihrem Fuße. Niemen und Düna fallen ins baltische Meer; der Dniepr, der sich von seinem Ursprung an gegen Westen gewendet, strömt zugleich mit dem Dniestr nach der großen Bucht des schwarzen Meeres. Zwischen diesen beiden Flußbetten liegt das kleinere des Bug in der Mitte.

Die vier baltischen Ströme im Norden umfassen ein so weites Land und überragen die kleinern Flüsse und Länder am Meere so sehr, daß dieselben im Vergleich mit den riesenhaften Ebenen von Polen und Litthauen und den großen Flußbetten der Oder, der Weichsel, des Niemen und der Düna fast ganz verschwinden. Im Südosten endlich schließt der Dniepr mit dem Dniestr einen so schmalen Keil ein, und die Gebiete dieser Flüsse sind einander so sehr genähert, daß sich an der Niederung des schwarzen Meeres gar kein Küstenfluß bilden konnte. So haben wir hier das allgemeine Bild des Landes, das wir beschreiben wollen, und jetzt geben wir an die einzelnen Benennungen über, wie sie der Geist des Volks den einzelnen Gegenden zugetheilt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Schluß.)

Unter solchen Umständen ist es entweder einfältiger Wahn oder absichtliche Täuschung, wenn in Hr. Glordans Broschüre gesagt wird: „Die Ausfuhr Frankreichs nach Mexico, Westamerika und Ostasien beträgt in jährlichem Durchschnitt über 170 Millionen Franken; angenommen, daß England, das übrige Europa und Nordamerika zusammen das Vierfache dahin exportiren, so gabe das eine Totalausfuhr Europa's (wozu also auch Nordamerika gerechnet ist) von 1000 Mill. Fr., und also mit Inbegriff des Retourhandels eine commercielle Gesammtbewegung von zwei Milliarden jährlich; dieß wird genügen, um die Wichtigkeit der projectirten Straße vom Goazacoalco nach Tehuantepec ins rechte Licht zu stellen.“ Wird sich ein verständiger Mensch durch so lächerliche Uebertreibungen noch dupiren lassen? Wir glauben nach unsrer obigen Darstellung der wirklichen Verhältnisse und Aussichten im Gegentheil behaupten zu dürfen, daß zur Betreibung des directen Verkehrs zwischen Europa und Ostasien (ohne Nebenspeculationen auf secundären Gewinn in Amerika selbst) kein einziger Kaufmann oder Rheder dem neuen Wege über die amerikanische Landenge den Vorzug geben werde vor der directen Fahrt um das Cap der guten Hoffnung. Ja dieser alte Weg wird immer, selbst neben der Communication über Suez, zu einem bedeutenden Theil dieses großen Handels benutzt werden, obgleich jener 750 M. länger ist als dieser (von Cdina ist die Rede, nach Ostindien ist der Unterschied natürlich weit größer). Dennoch wird ohne Zweifel der Weg über Suez wegen der großen Zeitersparniß mehr und mehr benutzt werden, und eben deßhalb wird Europa hinsichtlich des asiatischen Geschäfts durch die projectirten Straßen quer durch Centralamerika gar nichts gewinnen. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese Passage nicht in anderer Weise auch für den europäischen Handel sehr vortheilhaft werden könnte, namentlich für den wichtigen Verkehr mit der ganzen Westküste Amerika's, mit den östlichen Gruppen der Südsee-Inseln, vielleicht auch mit Neuholland (denn die Entfernung von England nach Guayaquil z. B. beträgt um Cap Horn 2520, über Panama nur 1310 geogr. Meilen, und der Weg von England nach Botany Bay ist um das Cap der guten Hoffnung 3710 M., dagegen um Cap Horn wie über Panama noch keine 3100 Meilen lang. In diesen Beziehungen, so wie für den Wallfischfang im Südmeere kann daher auch die Occupation der Marquesas-Inseln durch die Franzosen für den europäischen Handel von Wichtigkeit werden; wenn aber die französische Regierung, wie in öffentlichen Berichten angedeutet worden, bei dieser Besitzergreifung auf Beförderung des europäisch-asiatischen Verkehrs mit Benutzung der Straße über Panama ꝛc. speculirt, so wird sie sich ohne Zweifel in ihren Erwartungen getäuscht finden.

Anders verhält sich's mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Weg von New-York nach Cdina beträgt:

1) über den Isthmus von Tehuantepec circa	2940	geogr. M.
2) um das Vorgebirge der guten Hoffnung	3410	—
3) um Cap Horn über	4000	—

Hienach würden also mittelst der Passage des Isthmus etwa 470 Meilen oder circa ⅛ des kürzesten und circa 1060 Meilen oder über ⅓ des längern Seeweges erspart, was allerdings in Verbindung mit der entsprechenden Zeitersparniß ein Object ist, das wohl einige Extrakosten aufzuwiegen vermag. Noch vortheilhafter stellt sich natürlicherweise die Benutzung der Straße von Tehuantepec für New-Orleans und das ganze Mississippigebiet; die Entfernung von New-Orleans bis zum Goazacoalco wird auf 400 und von da bis zur Küste des stillen Meeres auf nur 46 Lieues angegeben. Dieß alles dient zur Bestätigung unserer Bemerkung, daß nächst den Mexicanern selbst besonders die Nordamerikaner bei der Ausführung dieses Projects interessirt sind; wenn aber die Hülfe der Europäer mit so augenscheinlich auf Verlockung berechneten, übertriebenen Darstellungen dafür in Anspruch genommen wird, so kann das bei Verständigen wohl nur dazu dienen, das Vertrauen zur Sache selbst für jetzt wenigstens zu schwächen.

Da diese Bemerkungen im Wesentlichen auf alle Passagen des amerikanischen Isthmus ihre Anwendung finden, so können wir uns in Bezug auf die beiden andern neuerlich wiederholt angeregten Projecte füglich kurz fassen, um so mehr da wir nur zu bestätigen haben, was unlängst in diesen Blättern (1842, S. 1091 f.) darüber bemerkt worden ist. Die Wasserstraße durch den See von Nicaragua würde der vielen Schwierigkeiten wegen, nach Angabe des Hrn. Mac-Queen, ein Anlagecapital von 150 Mill. Fr. erfordern, und Hr. Bailey, ein ehemaliger brittischer Marineofficier, welcher im J. 1838 in Auftrag der damaligen Regierung von Central-Amerika möglichst genaue Vermessungen und Berechnungen angestellt haben soll, schätzt die Gesammtkosten auf 20 bis 25 Mill. Piaster. Das in demselben Jahre wirklich begonnene dritte Project, die Verbindung

Digitized by Google

des Flusses von Chagres mit dem Dreifaltigkeitsfluß durch einen Canal in der Landenge von Panama, dessen Kosten auf nur 21 Mill. Fr. veranschlagt waren, ist wohl ohne Zweifel am leichtesten auszuführen, und wenn endlich einmal in dem durch Partei-Interessen aller Art zerrütteten Lande die Zeit des Friedens und der Ruhe eintritt, wird gewiß die Regierung selbst den Plan sofort wieder aufnehmen und durch Erneuerung der früher ertheilten oder durch Ertheilung neuer Privilegien auch die Mittel zur Ausführung herbeischaffen, — und daß diese Zeit nicht allzufern mehr sey, ist nicht allein dem Handel der civilisirten Staaten, sondern auch und insbesondere der Cultur und dem Wohl jener herrlichen amerikanischen Länder selbst recht sehr zu wünschen. A. v. B.

Die lycischen Marmortafeln.

Das Athenäum vom 24 Dec. enthält jetzt einige nähere Angaben über diese Marmortafeln, den wir in Nr. 359 nur kurz erwähnten. Es fehlt an Raum zur Aufstellung, deßhalb sind sie für das Publicum noch nicht sichtbar, und der Berichterstatter hat nur beim Auspacken einige flüchtige Blicke darauf thun können; er glaubt es seyen Stücke darunter, die über Cyrus hinaufreichen, und in mythologischer Beziehung von besonderem Interesse seyen. Auffallend findet derselbe eine Art von arabischem Styl, welchen man in Italien pelasgisch zu nennen pflegt, und der sich namentlich in einem eigenthümlichen Faltenwurf zu erkennen gibt. In der Anordnung des Haares, dem spitzigen Bart u. dgl. findet er einen persischen Charakter. Zahlreich sind die Abbildungen auf Friesen, wo Jagd- und Kriegsscenen mit einander abwechseln. Ein Zug von Gefangenen mit auf den Rücken gebundenen Händen soll besonders viel Aehnlichkeit mit persepolitanischen Figuren zeigen, kurz es ist wohl zu erwarten, daß die Kunstgeschichte und Mythologie hier eine bedeutende, jedoch nicht mühelose Ernte machen werden. Merkwürdig ist, daß fast alle diese Marmortafeln Spuren von Malerei an sich tragen, namentlich in den Ecken und tieferen Stellen finden sich Ueberreste, welche auf die vielbesprochene Frage über die vielfarbige Ausschmückung ein großes Licht werfen können, wenn nicht diese Farbenspuren in dem feuchten Klima Englands bald verschwinden.

Bilder aus dem österreichischen Küstenlande.

Die durch ihre trefflichen Kunstleistungen rühmlichst bekannten Maler W. Tischbein aus Triest und August Seld aus München haben gemeinsam das österreichische Küstenland bereist, die sehenswerthesten Gegenden, Städte, Burgen, Denkmale, Landestrachten nach der Natur aufgenommen, und sind nun beschäftigt, die gesammelten Bilder in zehn Heften, jedes von vier Blecen im Steindruck, zu veröffentlichen. Zur nähern Beständigung hat sich der gelehrte Archäolog Dr. Kandler in Triest erboten, dieselben durch beigefügten Text in italienischer Sprache zu erläutern, dessen Uebertragung ins Deutsche von dem Redacteur des Journals des österreichischen Lloyd, J. Löwenthal, besorgt wird. Bereits ist das erste Heft in der lithographischen Anstalt des Hrn. Kunz in Triest erschienen, läßt in Zeichnung und Ausführung nichts zu wünschen übrig, und liefert auch den erfreulichsten Beweis von den Fortschritten des Steindrucks in dieser Stadt. Der dazu gehörige Text wird in der neuen, mit den besten Schriftletteen reich ausgestatteten Typographie des Lloyd zum Druck vorbereitet, und der Erzherzog Stephan hat, als Zeichen seines Wohlgefallens an diesem Unternehmen, die Widmung desselben angenommen.

Den Plan, welchen die Herausgeber verfolgten, deuten sie in einem Vorworte folgendermaßen an: „Wir beabsichtigen nicht bloß den Freunden von Landschaften, Ansichten und Trachten eine Augenweide zu bieten, sondern wünschen zugleich durch treue Abbildungen zur Kenntniß eines Landes beizutragen, das, wenn auch oft Gegenstand der Erforschung, doch aus Mangel an wissenschaftlichen Behelfen bei den vielartigen Veränderungen in seinen örtlichen und sittlichen Zuständen nicht immer in seinem wahren Lichte angeschaut und dargestellt wurde."

Wiewohl in wenige, schmale Gränzen eingeengt, dürfte diese Landschaft an Mannichfaltigkeit wohl manches Land überbieten: hohe, jähe, pflanzenarme und rauhe Alpen, so durchhöhlte, nackte, felsige Hochebenen, daß man kaum begreift, wie Menschen sie bewohnen, wechseln mit gesegneten, lachenden Fluren; Sümpfe und Lagunen mit reizenden, reben- und olivenreichen Hügeln, mit Gestaden und grünenden Eilanden ab, wo die Agave blüht, die Dattelpalme ihre schöne Krone wölbt und die üppige Myrte die immergrünen Wipfel in die milden, freien Lüfte streckt.

Dieselben Gegensätze bietet der Mensch und seine Werke. Pracht, Wohlstand, Bildung und Gesittung wechseln mit Dürftigkeit, Rohheit und Unwissenheit; der Städter, der seine Kleidungsstoffe aus weiter Ferne holt; der Landmann, der selbst die Wolle zu seiner Bedeckung zieht, spinnt und webt, wie er seine rohen Schnürsohlen selber bereitet; der Hirte, der die kleine Ziegenheerde auf die Weide treibt; herrliche Denkmale des Alterthums, die selbst in Rom Bewunderung und Staunen erregen würden, und wieder von Menschen und Thieren gemeinsam bewohnte Hütten ohne Schornstein, prachtvolle Kirchen, stattliche Gebäude und ehrwürdige Burgen, schmucke Schiffe und ausgehöhlte Baumstämme statt der Kähne; Menschen jeder Race und Mundart: Friauler, Venetianer, Istrianer mit venetianischem und eigenthümlichem italienischem Idiom, Deutsche, Krainer, Morlaken, Croaten, Walachen, Zigeuner und gekreuzte Stämme, die ihre ursprüngliche Sprache nicht mehr kennen, alle diese mannichfachen Elemente einen sich zu einem höchst anziehenden Gesammtbilde.

Doch anders stand es um dieses Land im Alterthume; ehmlich glänzt in der Geschichte Aquileja als zweite Stadt Italiens. Pola, Triest, Parenzo, Egida (Capodistria) waren weit gekannte Namen. Dichter sangen ihr Lob und führten ihren Ursprung bis in die graueste Sagenzeit zurück, und der römische Adler breitete gern seine schützenden Fittige darüber aus.

Auch das Mittelalter zeugt von der Blüthe dieser Landschaft. Aquileja's Patriarchen waren als die ersten Prälaten Italiens zugleich Fürsten des deutschen Reichs. Wer erinnert sich nicht der Concilien in Aquileja! Groß war die Zahl der Bisthümer und Abteien, der Kirchen und Klöster; die Städte handhabten strenge die weisen Gesetze, die sie selber gaben, und schlossen Verträge, die sie mit gewappneter Hand beschützten. Groß war auch die Zahl der Edeln, Reichen, Mächtigen aus fürstlichem Ge-

Digitized by Google

blüte entsprossen, und Kunst und Wissen begannen in Italien kaum wieder aufzublühen, so wurden sie hier auch schon liebend gepflegt.

Diese bildlichen Darstellungen dürften demnach den Freunden der Kunst und des Vaterlandes eine willkommene Gabe seyn, da sie dadurch zur Ueberzeugung gelangen, daß das noch zu wenig gekannte Küstenland an reizenden, großartigen, anmuthigen, schauerlichen Naturscenen, wie überhaupt so viel des Stoffes zur Belehrung und Unterhaltung biete, daß das Unternehmen gewiß große Theilnahme finden wird. Der Text ist, je nach Gegenstand, bald ernst, bald humoristisch gehalten. Als Probe mögen hier zwei Skizzen ihren Platz finden.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Wollte man den auf ihr Land stolzen Anglo-Australiern oder den Berichten der sogenannten Einwanderungs-Commission unbedingt glauben, so dürfte es auf der Welt kein schöneres und sicheres Unternehmen geben, als das eines neuhollandischen Wollzüchters. Vor kurzer Zeit erschienen in den Zeitungen von Sidney gar verführerische Berechnungen über den Ertrag einer neu angelegten und gut bewirthschafteten Schäferei. Sie sind zu umständlich, als daß ich sie ganz copiren könnte, versuchen aber nachzuweisen, daß der mit einem kleinen Stammcapital von 2000 Pfd. St. beginnende Einwanderer am Ende des fünften Jahres im Besitze einer Schäferei seyn könne, die nach Abzug aller Betriebskosten bereits 500 Pfd. St. reinen Ueberschuß gewähre. Wären der Ausbreitung nicht die erwähnten Naturgränzen gesetzt, gäbe es keine sogenannten Handelsconjuncturen wie eben jetzt, wo die Preise der Wolle außerordentlich schlecht sind, träten in Neuholland nicht Jahre ein, wo die Dürre so groß ist, daß kein Grashalm grünt, und nicht allein die Schafe, sondern auch die andern Hausthiere vor den Augen ihres hülflosen Besitzers aus Wassermangel umkommen, zeigte sich nicht eine so drückende Verschlechterung des Erzeugs, daß (wie man glaubt in Folge des zu großen Zusammendrängens der Heerden) die Vließe jetzt ¼ bis ⅓ Pfund weniger wiegen als ehedem, kehrten nicht seit einiger Zeit tödtliche Epidemien (Katarrhe, Klauenseuchen) regelmäßig wieder, — so wäre wohl die Rechnung eine ganz gute. Meiner Ansicht nach sollte sich kein Deutscher durch solche Vorspiegelungen zur Auswanderung verführen lassen, und selbst dann, wenn er hier angekommen, dem Ackerbau den Vorzug geben, der freilich nicht in fünf Jahren reich macht, allein den Fleißigen hier noch weit weniger untergehen läßt als in Europa. Die deutschen Landwirthe in Südaustralien befinden sich sehr wohl und erregen bereits den Neid der Eingeborenen, wenn auch nicht durch ihre Wohlhabenheit, indessen doch durch ihr ruhiges, langsames Gedeihen. Vom letztern haben die Anglo-Australier aus eigener Erfahrung keinen Begriff, denn sie suchen nur durch schnell vergrößerte Unternehmen Vermögen zusammenzuwerfen. In der Regel haben sie hierin Glück; mißlingt der Plan, so sind sie darum im Ganzen nicht unglücklicher, denn sie beginnen alsbald etwas anderes. Ein solcher Rollenwechsel hat hier eben so wenig etwas Zweideutiges als in den Vereinigten Staaten, und führet am Ende doch zum Ziele. Vom dem Betriebe der Schafzucht ist zumal in den Weidegegenden (sheep-runs) jenseits der Colonialgränzen ein ächt nomadisches Leben ganz unzertrennlich. Den Neusüdwalesern sagt dieses zu, aber dem Europäer dünkt es anfangs eben so beschwerlich als langweilig. Zumal aus dem letztern Grunde entschließen sich wenige der eingewanderten Engländer dazu, Aufseher- oder Schäferstellen in jenen entlegenen Gegenden anzunehmen, ungeachtet die Bezahlung recht anständig ist, für jene 60 Pfd. St., für diese 50 Pfd. St. jährlich beträgt und die Nahrungsmittel geliefert werden. Im Ganzen sieht man es auch nicht, englische Schäfer in Dienst zu nehmen, denn theils bringen diese Leute eine Menge von Vorurtheilen mit und wollen sich nicht an die in Neusüdwales gewöhnliche Behandlung der Heerden gewöhnen, theils machen sie übertriebene Ansprüche. Am Murrumbidschi, also außerhalb der Gränzen, wo überhaupt der Betrieb sehr kostspielig ist und jener höchste Satz von 50 Pfd. St. bezahlt wird, sind solche Leute stets unzufrieden, und vermiethen sich nie auf ein volles Jahr, sondern auf Monate oder nur auf Wochen, so daß der Eigner der Heerde niemals mit Sicherheit sich auf sie verlassen kann. Die Pflichten eines Schäfers in dieser Colonie sind ohnein weder zahlreich, noch schwer zu erfüllen. Auf jeder irgend ansehnlichen Station oder Schäferei befinden sich gewöhnlich drei Schäfer, von welchen jeder eine Heerde von 600 bis 1000 Stück, unter welchen 4 bis 500 Mutterschafe befindlich, zu besorgen hat. Genau eine Stunde nach Sonnenaufgang treibt der Schäfer seine Heerde auf die Weide, bleibt den Tag über bei ihr, bringt sie Abends zurück, zählt sie durch und übergibt sie dem Nachtwächter, der eben auch keinen anstrengenden Posten hat, indem es außer den wilden Hunden keine Raubthiere gibt, und die schwärzlichen Eingeborenen höchst selten genug Muth haben einen Diebstahl zu versuchen, wo wachsame Hunde und Feuergewehr ihnen drohen. Zu der Jahreszeit des Lammens trennt man die trächtigen Schafe auf kurze Zeit von der Heerde und übergibt sie der Aufsicht eines besonders beauftragten und gut bezahlten (40 Pfd. St. jährlich) Wächters, welcher der herumwandernden Heerde sich erst dann wieder anschließt, wenn die Lämmer stark genug sind, um die Reise auszuhalten. Zur Zeit der Schur wandert der Schäfer wieder nach der Hauptstation zurück, und sorgt dafür, seine Heerde möglichst frei vom Schmutze zu überliefern. Versteht er das Scheren, so fallen dann noch einige Pfund Sterling für ihn ab, wo nicht, so wird dieses Geschäft von besonders bezahlten Leuten verrichtet, die sich dabei recht gut stehen und von Station zu Station reisen. Dem deutschen Landwirthe, der gewohnt war seine Leute zwar gut zu bezahlen, dafür aber auch gehörige Leistungen anzusprechen, überkömmt eine Art von Grauen beim Anblick dieser kostspieligen Wirthschaft, die nicht einmal abzuändern ist oder durch persönliche Thätigkeit eines Heerdenbesitzers beseitigt werden kann, indem die Natur des Landes und die daher entstehende Art des Betriebes durchaus eine große Zahl von Dienstleuten nöthig machen. Im übrigen sind die auf den Stationen lebenden Schäfer und Wächter gerade kein unleidlicher Schlag, ziemlich dienstfertig und nach Umständen auch gastfrei. Sie stehen weit über dem durch Rohheit und Neigung zur Gewaltsamkeit ausgezeichneten Stamme der Squatters und Backwoodsmen, der in den ungesunden Forsten am Mississippi und in Arkansas haust. Mit der Zeit wird sich dieses hier auch ändern, denn Gewöhnung an ein so heimathloses Leben und Mangel jeder Anregung und jeder geistigen Beschäftigung kann nicht verfehlen auf die in den entlegenen Districten Geborenen verwildernd einzuwirken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1843.

Ueber die Benützung der Landes in Gascogne.

(Nouv. Ann. des Voyages. Dec.)

Das Wort Landes bedeutet bekanntlich ein sandiges, unfruchtbares und unbebautes Stück Land, und namentlich bezeichnet man damit den Strich von der Mündung der Gironde bis zu der des Adour, wo die Küste auf einer Strecke von 60 Lieues nur eine gerade Linie bildet, und das Meer stets stürmisch ist, so daß kein Schiff hier stranden kann, ohne gänzlich zu Grunde zu gehen; nur im Bassin von Arcachon kann es vielleicht Rettung finden. Die der Küste zunächst liegenden Teiche haben noch einen Ausgang ins Meer, aber die entfernteren stocken ganz und verpesten die Luft. Zudem greift der Sand immer mehr um sich: die Sandhügel sind als einzelne Sandkörner durch die hier stets wehenden Westwinde aus dem Meere ans Land getrieben worden, sie rücken mehr und mehr ins Innere vor, so daß Wohnungen, die 2000 Metres vom Ufer angelegt waren, in weniger als einem Jahrhundert nach und nach vom Sande verschlungen wurden. An mehreren Orten liegen Flecken und Dörfer unter dem Sande begraben, Häfen sind ausgefüllt worden, eine Insel, die auf dem großen Atlas von Blaeuw verzeichnet war, existirt nicht mehr, und große Wälder sind verschwunden. Der Ingenieur Brémontier welcher im Jahre 1809 starb, hatte berechnet, daß wenn man dem Uebel nicht Einhalt thue, binnen 1800 Jahren Bordeaux unter dem Sande begraben seyn würde.

Seit langer Zeit hat dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich gezogen, und Gesellschaften sowohl als einzelne haben sich mit demselben abgegeben. Am eifrigsten war Brémontier von 1776 bis an seinen Tod. Durch Anpflanzung von Fichten im Sande hielt er den Fortschritt desselben auf, seit 1787 schmückten sich die Dünen mit einer schönen Vegetation, und allenthalben, wo Anpflanzungen statt gefunden hatten, wurden diese eine fast unüberwindliche Wehre gegen die Ausbreitung des Sandes. In den politischen Stürmen wurden die Landes und die Bepflanzung der Dünen vergessen, und das Meer setzte sein Zerstörungswerk ungehindert fort. Im Jahre 1810 berechnete man nach Brémontier das vom Sande bedeckte Terrain, in welchem der Lauf der Bäche gehemmt und Seen und Teiche entstanden waren, auf 300 Quadrat-Kilometres (75 Lieues). Mehrere Gesellschaften unternahmen Arbeiten, um dem Fortschreiten des Sandes ein Ziel zu setzen, und eine derselben gründete im Jahre 1837 eine Colonie zu Arcachon. Ein Hr. Baisse wurde 1839 beauftragt über die Landes zu berichten, und fand namentlich, daß ein großer Unterschied zwischen dem innern Lande und dem an der Küste sey; die letztere bot ungemein viel mehr Vortheile an, als das tiefer im Innern gelegene Land, und zwar aus sehr einleuchtenden Gründen.

Die Sümpfe und Teiche, welche seit undenklichen Zeiten hinter den Dünen sich befanden, trockneten aus und verschwanden allmählich ganz, nach Maaßgabe, als die Anpflanzungen auf den Dünen heranwuchsen, und die jungen Meerfichten sich über die benachbarten Gewässer verbreiteten. So bildeten sich hier Weideplätze, wohin die Einwohner bald ihre Pferde sandten, denn die Uferbewohner fanden ein einfaches Mittel gegen den Sand, indem sie Thon aufschichteten, und diesen durch Pfähle, die sie in die Erde trieben, fest machten; dieser Thon hielt den Sand ab, schützte das dahinter liegende Land, und die Kraft der Vegetation ist hier so groß, daß unter diesem Schutze die Pflanzen üppig wuchsen. In den innern Haiden sind sehr bedeutende Strecken einen großen Theil des Jahres hindurch überschwemmt, weil das Wasser nicht ablaufen kann, und man müßte hier mit großen Kosten eine Menge tiefer und breiter Graben ziehen. Die Vegetation ist ärmlich, man sieht nur wenige Pflanzungen und hie und da ein kleines Waldchen von Fichten oder verkrüppelten Meereichen (Quercus tauza). Am Ufer dagegen findet man sehr bewaldete Strecken, von Teichen und Weideplätzen unterbrochen. Auch bemerkt man an den gut gebauten Stellen Dörfer mit breiten Straßen und bequemen Häusern, so wie eine lebhafte, thätige Bevölkerung. Der Boden hat einen sanften Abhang gegen das Meer, aber dieser Abhang ist stark genug, um das Wasser ablaufen zu lassen und den Anbau möglich zu machen. Was dem innern Theile des Landes hauptsächlich noth thut, die Anlegung eines

Digitized by Google

großen Canals, ist immer noch ein frommer Wunsch, und es setzen sich dem Unternehmen auch nicht geringe Schwierigkeiten entgegen.

Schilderung des nordöstlichen Europa's.

(Fortsetzung.)

Dieser ganze Nordosten Europa's hat keine besonderen Berge, nur im Süden stützt sich das Gebiet von Polen und Rußnenland an die Karpathen. Während nun hier das Volk den Unterschied unter den Bergen festhielt, und jeder Kette einen abgesonderten eigenen Namen schöpfte, hatte das in dem oberen Polen und Rußnenland angesiedelte Volk für Berge nur den allgemeinen Namen Gora oder Hora. Die Benennung Karpathen ist dem Volke fremd, und man könnte das ganze Polen und Rußnenland durchwandern und nach den Karpathen fragen, es wüßte Niemand anzugeben wo sie liegen. Ein Theil des polnischen und rußnischen Stammes bewohnt jedoch dieselben nördlichen Auslaufer dieser Berge, kennt sie also in der Nähe, und gibt den einzelnen Ketten verschiedene Namen. Das Alpenland im westlichen Theile dieses Districts nennt der Goralle (Bergbewohner) Tatras, und da er, als ein Hirte, die Alpenweiden am höchsten schätzt, nennt er sie noch lieber Halla, das unten am Abhang liegende Land Podhalla und sich selbst einen Podhallonen.

Die breite Bergkette, welche von der Querkette bei Jablunka an der schlesischen Gränze beginnt, und bis in die Umgegend von Jassy im Osten allmählich abfällt, nennt der rußnische und polnische Goralle bis zu den Quellen der Theiß hinauf Beskiden, manchmal auch Bieszczaden (sprich: Bieschtschad), Tschad und Kid sind eins, denn sie bedeuten beide in der Sprache des Volks einen Ast von Nadelhölzern, und durch solche Wälder muß man sich durcharbeiten, wenn man über den Rücken der Beskiden geht. — Im Lande des Sanok beginnt eine Bergkette, welche von da gegen Osten streicht; hier laufen die Kämme der Beskiden in hohe Gipfel aus, welche von Wäldern entblößt sind und offene Weiden darbieten. Das Volk nennt sie Poloninen*) und dieß Wort bedeutet bei den Rußnen dasselbe, wie Halla bei den polnischen Goralen, denn eines wie das andere bezeichnet eine von Wald entblößte Landstrecke, und es ist dieß dasselbe wie Nahie**) in der Mundart der Serben und Montenegriner. Wie die Moskowiten von den höchsten Gipfeln des Ural sprechen und sie Werchoturen nennen, so nennen auch die polnischen Goralen die höchsten Gipfel der Tatras Turnien. Von den jablonischen Bergen bis zur Quelle des San zieht sich der Rücken der Beskiden als Scheidelinie (dzial) hin und zwar in leichte Wellenformen, denn niemals erheben sich scharfe Gipfel. Diesen Rücken nennt das Volk häufig Dzial, und das jenseits desselben wohnende Volk Zadzialanen (d. h. die jenseits der Wasserscheide wohnenden). Erst da, wo die Wasserscheide sich von den Gebirgen entfernt und nach der europäischen Niederung hinzieht gegen Nordosten, schießen häufig Berge in einzelnen abgesonderten Buckeln und Gipfeln auf, und darum spricht hier der Goralle nicht mehr von einer Dzial (Scheidelinie), sondern von Höhen (Werch), und nennt das Land Werchowina und sich selbst Werchowyniec. Die Bergketten der Beskiden, welche gegen Osten nach den Ebenen hin abfallen, sind mit ungeheuren Buchenwäldern bedeckt, und deßhalb hat das rußnische Volk sie Bukowina genannt. Die Huzzulen, welche zum Stamme der rußnischen Goralen gehören, verknüpfen mit dem Namen Beskiden einen noch weit umfassendern Sinn, und sagen, daß die Donau zweimal die Beskiden durchbreche; sie umfassen also mit diesem Namen den ganzen Bogen der Karpathen und Siebenbürgens bis zu den beiden letzten Durchbrüchen der Donau. Im Krakauischen, wo das Volk noch mehr Verbindungen mit den Goralen hat, nennt es die Gebirge Tatras, wie manchmal auch der Goralle, weiß aber nichts von Halla's. Die Gebirgsrücken der Beskiden, welche hier die Babia Gora überragt, und die hinter denselben sich zeigenden Gipfel der Tatras, nennt das Volk wohl auch die und da Bielawen (von biely, weiß), weil sie einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Im Gebirge selbst erhalten einzelne Ketten, Berge, Höhen, Thäler und Schluchten, ja selbst sehr geringe Vertiefungen besondere Namen, die jedoch alle nur den Umwohnern bekannt sind.

Von dem höchsten Rücken der Beskiden und des Tatralandes fallen die Berge gegen Norden ab, und die niedrigsten Ketten nennt man im Allgemeinen Podgorze (Unterberg). Diese Unterberge stoßen Krakau gegenüber ganz nahe an die Weichsel an, weßhalb denn auch der allgemeine Name Podgorze hier ein besonderer (für die Krakau gegenüber liegende Stadt) geworden ist. Von da zieht sich der Podgorze gegen Osten und trägt diesen Namen bis zur Wasserscheide im Lande von Przemysl, wo das Flußgebiet des Dniestrs beginnt. Auf dem rechten Ufer desselben tiefer hinab zieht sich eine nach dem Flusse benannte Gegend (zadniestranska strona, das Gebiet jenseits des Dniestrs), und an diese bis zu den Bergen an den Quellen des Peuth und der Czeremorz stößt keilförmig Pokutien*), oder wie die Rußnen sprechen, Pokutien an.

Den Strich von den Tatras und Beskiden an bis zu der Mündung des San, das Land auf dem linken Ufer der Weichsel mit eingeschlossen, nennt das Volk Zawisle, und das Land längs der Ebenen im Districte von Stanislawow und Zloczow bis zur Wasserscheide und der Quelle des Bug heißt Opole oder das Land, welches an die flachen Felder (pole) und an Podolien stößt. Der ganze flache keilförmige Strich, welcher zwischen der Mündung des San und dem rechten Ufer der Weichsel liegt, heißt beim Volke der Thalgrund (Doly) und die Bewohner von Rzeszow und Tarnow nennen ihn manchmal auch den Sandsteich (Rapiasky.)

Von den Quellen des Bug und der Mündung der Strypa, welche in den Dniestr fällt, weiter hin nach Osten jenseits des Dniestrs und des obern Bug liegt ein hohes, von einer Menge kleiner Flüsse durchschnittenes Land; die Flüsse laufen in tief

*) Weiter südlich auch Planinen. A. d. U.

**) Voa Nagl. nackt. A. d. U.

*) Man kann das Wort mit „Landwinkel" übersetzen.

Digitized by Google

eingesenkten Thälern und das Volk nennt deßhalb das Land Podole. Von ihm gegen Norden fällt ein fruchtbares, bald mit Wald bedecktes, bald aus Wiesen und Aeckern bestehendes Land ab, das Wolhynien (von wol, der Ochse) heißt, denn nach den Ansichten des Volkes ist ein halb waldiges, halb offenes Land zur Hegung des Rindviehs am tauglichsten. Bei den russinischen Gorallen heißen deßhalb die langen Moorgründe, auf denen die Ochsentreiber ihr Vieh weiden, Woldynen, und obgleich die Steppen gleichfalls gute Weide darbieten können, so nennt sie doch das Volk nicht Wolhynien, weil es an Kühlung und Wasser fehlt, die für das Vieh eben so nothwendig sind. Das Volk schätzt nichts höher als eine gute Weide, und nennt darnach gerne die Gegend: darum heißen die Tatras Halla, die nackten Gipfel der Beskiden Polonainen, und Wolhynien erhielt seinen Namen, indem auch die Art der Weide bezeichnet wurde.

Das Hochland Wolhynien fällt stark ab gegen Norden nach dem viel verzweigten Flußbett des Prypiec, der in den Dniepr fällt. Dieser ganze Strich ist mit dichten Fichtenwäldern bewachsen, und das Volk nennt darum das Land Polesien (von les, Wald.)

An das Land Polesien und Podolien stoßen gegen Osten große Ebenen bis zu dem Dniepr. Das Volk nannte dieß an der Gränze (u kraju) seines Gebiets gelegene Land Ukraine, und da an dem ganzen Flußbett des Dniepr russinisches Volk angesiedelt ist, so ist die Ukraine eine gedoppelte, nämlich die diesseits und jenseits des Dniepr gelegene.

Im südlichen Gebiet des Dniepr durchsetzen sein Bett zahlreiche Schwellen; die Namen der bedeutendsten ließen sich historisch ableiten und erklären, was jedoch in diese allgemeine Schilderung nicht paßt. Diese Schwellen nennt das russinische Volk Porogi; unterhalb derselben finden sich im Flußbett 70 Inseln. Die Dnieprschwellen liegen außer dem historischen Russinenland, denn das von Kiew abwärts gegen Süden gelegene Land, so wie die Inseln jenseits der Schwellen nannte das Volk Zaporogien. Aehnliche Schwellen, wie im Dniepr finden sich auch im Bug und Dniestr; von ihnen an fällt das Land in Keilform ab nach dem schwarzen Meere hin, und da es gegen das Russinenland viel tiefer liegt, so wird es auch das Niederland (Nishe) genannt. Den Saum am Ende Podoliens, welcher sich längs dem linken Dniestruser hinzieht, nennen die Russinen das Uferland (Pobereshe, von bereg das Ufer.) Damit endet also das Erbland der Russinen im Süden, wie gegen Osten mit dem Niederland (Nishe) und dem Gränzland, der Ukraine.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Colonien in der Mancha.

Borrow erzählt hierüber in seinem bereits erwähnten Werke folgendes: Wenn man von Carmona sich der Sierra Morena nähert, so betritt man eine Ebene, welche einen Theil der großen Despoblado oder Einöde von Andalusien bildet; sie war einst ein lachender Garten, und ist durch die Vertreibung der Mauren zur Wüste geworden. Städte und Dörfer sind von hier bis zur Sierra Morena dünn gesäet, und selbst diese datiren sich erst aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ein spanischer Minister (Olivarez) diese Wildniß mit den Kindern eines fremden Landes zu bevölkern suchte. Die Bemühungen von Olivarez sind bekannt, eben so wie sie durch den Einfluß der Geistlichkeit mißlangen. Hr. Borrow kam in einen Gasthof, und fand hier die Wirthsleute, obgleich sie spanisch sprachen, doch so wenig von spanischem Aussehen, daß er seine Verwunderung nicht bergen konnte; die Wirthin erklärte ihm auch, sie und ihr Mann seyen aus deutschem Blute entsprossen, und diesseits und jenseits Cordova fänden sich noch mehrere Colonien; die eine derselben heißt Luisiana, eine andere Carlota; selbst im Innern der Sierra Morena sollten sich noch mehrere befinden. Die Wirthin selbst hatte indeß nur die beiden genannten gesehen, und es ist wahrscheinlich, daß sämmtliche Colonisten seit jener Zeit, mit Ausnahme der sie noch immer verrathenden Körperbeschaffenheit, gänzlich zu Spaniern geworden sind.

Bilder aus dem österreichischen Küstenlande.

(Schluß.)

1. Ruinen der Burg San Servolo.

Von der Mündung des Timavo bis zum Kamme des Monte Maggiore zieht sich in gerader Richtung eine Höhenkette, Karst genannt. Die südlichen Abhänge sind fast senkrecht durchschnitten und nur wenige enge Päße führen vom Gestade zu den Höhen. Ein jäher Absturz, in der Landessprache Vena genannt, scheidet zwei Gebiete, verschieden an Bildung, Farbe, Klima und Wachsthum. Auf der ganzen Linie erheben sich die Ruinen der Burgen, die mehr das Uferland als die Höhen beherrschten und die Zugänge zu diesen nicht absperrten.

Die stolze Burg, deren Ruinen das Bild uns zeigt, stand auf einem fast abgeschiedenen Felsen, höher denn 1000 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie schützte die Thäler Ospo und Luffandra gegen die Macht des ihr zu Füßen gelegenen Triest, Muggia und Capodistria. Von der Warte überblickte der Vogt ganz Ober- und Mittelistrien, Gallignana, Piranо und Feianis Ebenen, Grado, Aquileja und Gaorle, Venedig, den adriatischen Golf und die Alpen von Belluno, über sich nichts gewahrend als das nähere Rollen des Donners und den kreisenden Aar.

Die Sage geht, es habe zur Römerzeit ein Triester Bürger, Servolo mit Namen, vom christlichen Glauben befeelt, der damals hier im Geheim gelehrt wurde, im Jünglingsalter in einer Grotte unweit der Burg ein frommes, einsiedlerisches Leben geführt. Dieser Servolo wird noch jetzt unter den Schutzheiligen Triests verehrt. Sein Bildniß ist in mußivischer Arbeit neben dem Erlöser an der Altarwölbung der Kathedrale des heiligen Justus zu Triest zu sehen. Noch jetzt zeigt man in der Grotte den ihm zu Ehren errichteten Altar, das Bett, auf dem er ruhte, die Quelle, aus der er trank, und noch im 19ten Jahrhundert weiht man ihm hier jährlich ein Fest. Dieser Heilige gab auch der Burg den Namen.

Wir wissen nicht, wann sie gebaut ward, doch deuten die in der Nähe befindlichen Spuren alter Werke auf die fernste Zeit ihres Ursprungs, wiewohl die Ruinen selbst das Gepräge späterer Tage tragen. Als die Venetianer sie mit der ganzen Provinz im 14ten Jahrhundert in Besitz nahmen, war sie von dem Geschlechte der Duenini bewohnt. Im Jahre 1413 vergrößerten die Venetianer die Festungswerke; im Jahre 1509 eroberte sie Graf Cristoforo Frangipani für den Kaiser, welchem sie

Digitized by Google

verblieb, wiewohl das Concilium von Trient sie am 17 Januar 1535 wieder den Venetianern zugesprochen hatte.

Vor mehrern Jahren ward sie durch Brand zerstört. Wir selbst kannten noch eine Person, welche in jenen Mauern das Licht der Welt erblickt hatte. In der Einrichtung glich sie vollkommen den zum Vertheidigungsschutze bestimmten Ritterburgen. Sie war mit Kanonen bewehrt, welche noch jetzt in Rüfenburg zu sehen sind. Ein Stellvertreter des Burgvogts bewohnte sie und auch eine Reitbahn fehlte nicht. In den letzten Jahrhunderten gehörte sie der gräflichen Familie Petazzi aus Triest, deren Eigenthum sie vielleicht auch vor den Venetianern war. Das letzte Geschlecht der Petazzi hatte sich mehr gewaltsam als aus freier Wahl in Triest zu einer bürgerlichen Stellung bequemt, und wir zweifeln nicht, daß nur die im Mittelalter so häufige Zwietracht und Eifersucht zwischen Municipien und Burgen sie zwangen, sich Bürger von Triest zu nennen, städtische Dienste zu verrichten, bürgerliche Kleidung ohne Waffen zu tragen und sich herablassend und wohlwollend zu benehmen, während sie zu ihren Burgen zurückgekehrt in ihren Prachtgewändern zu Gerichte saßen, als stolze mächtige Ritter und kaiserliche Vasallen Gesetze gaben, über die sie sich selbst erhoben, und als ebenbürtige Richter nur den eigenen Rechtsspruch anerkannten oder Krieger waren, je nachdem die Neigung oder der Zeitgeist sie dazu antrieb.

Der letzte der Petazzi starb am 13 September 1817 auf seinem Gute Schwarzenegg. Seine Asche ruht in der Kirche zu Sesania.

San Servolo gehört gegenwärtig den Marchesen Montecuccoli von Modena, den Enkeln des berühmten Generals dieses Namens.

2. Die Servolanerin.

Die Bäuerin auf unserem Bilde ist aus dem eine halbe Stunde von Triest entfernten Dorfe Servola. Sie ist slawischen Ursprungs. Ihre Muttersprache ist das Krainerische, doch spricht sie eben so geläufig das venetianische Idiom. Sie hat es in der Stadt gelernt, wohin sie täglich das Brod zu Markte bringt, das sie selber bereitet und gebacken. Sie ist am schwarzen, ärmellosen Kleide kenntbar, das sie gewöhnlich trägt. Ihre Wäsche ist fein und schneeweiß, sie hat sie selbst gebleicht und geplättet. Für eine Städterin hätte sie so blendend weiß wohl kaum gewaschen. Sie übt diese Kunst, die sie gründlich versteht, nur für sich. Ihre Spitzen sind kostbar und fein, doch täuscht die gelbliche Farbe, sie sind mit Kaffee gefärbt. Dieß feine, schöne, reiche Hemd ist Schaugericht; was man davon nicht sieht, ist minder zierlich, oder wohl auch als überflüssig gar nicht vorhanden. Die Schürze ist im alten Geschmack, mit Streifen und großen Blumen, doch bald wird sie gegen eine mehr modische sie vertauschen. Ihre Ohrgehänge gehören schon einem bessern Geschmack an, und daß sie von edlem Metall sind, lesen ihr in den selbstgefälligen Blicken der Trägerin. Sonst hat sie kein Gold. Der Ring an der rechten Hand ist von bäuerisch plumper Form und gemeinem Metall, daran ist nicht zu zweifeln. Ihre Strümpfe, ihre Schuhe sind derb und tüchtig, aber sauber. Im Koth geht sie lieber barfuß und macht Toilette vor der Stadt. Uebrigens trägt sie ihren Schirm gegen Sonne und Regen. Wie sie da steht, seht ihr sie immer in der Stadt, immer dieselbe Frische, dasselbe Milchweiß und rosenroth der strotzenden Wange, der aber nicht das Wohlleben, sondern Luft und Arbeit so heitere Farben geben.

Vielleicht ist sie verheurathet, aber auch ledig ist ihr Loos nicht neidenswerth. Um zwei oder drei, oft schon um ein Uhr ist sie wach, um das Brod zu backen, dann legt sie es in einem Sack auf ihren Esel, setzt sich selbst darauf und zieht so halbschlummernd in die Stadt. Oft trägt sie es auch in einem Korbe auf dem Kopfe. Im Winter kommt sie, ehe noch der Morgen graut, mit der Laterne, die sie bei Bekannten in der Vorstadt läßt oder verbirgt. In der Stadt nimmt sie ihr Frühstück im Kaffeehause, dann trägt sie das Brod zu ihren Kunden, plaudert hier und dort, bringt Zeitungen von einem Hause ins andere und kehrt dann mit Korn zum Dorf zurück. Das Mittagessen macht ihr wenig Sorge; sie hält nur karge Mahlzeit, ein wenig Brod, Kaffee und Milch ist so ziemlich alles und zugleich ihr Lieblingsmahl. Dann bereitet sie das Brod auf morgen und legt sich zur Ruhe, das Mädchen auf etwas Stroh, das Weib auf den Strohsack. Sie geht früh zu Bette, um es früh zu verlassen. Ihr Mann ist inzwischen vielleicht in der Schenke, und wenn er im Rausche heimtaumelt, zankt und keift er, fordert Geld und bietet ihr nicht selten Mißhandlung dafür, wie denn überhaupt die schwerere Hälfte der Lebensmühe ihr Theil ist.

Wahrlich ihr Mühsal ist groß. Tag für Tag, in jedem Wetter, in Frost und Regen, stets im Freien oder unter schlecht verwahrtem Dache. Sie hat kaum geboren, so war tet ihrer schon wieder die Arbeit. Sie nimmt keine Arznei, mag nichts vom Aerzte wissen. Mit dreißig Jahren ist sie alt. Doch umsonst hat sie sich geplagt, sie hat beim Brodbacken nichts gespart, nichts gewonnen. Vielleicht hat sie auch nicht einmal ein zweites Kleid. Sie ist gewöhnt zur Stadt zu gehen und kann es nicht lassen.

Miscellen.

Eine europäische Suttl. Französische Blätter melden, daß eine Frau aus dem Dorfe Cuire in der Nähe von Lyon, welche vermuthlich gehört hatte, wie die indischen Frauen nach dem Tode ihres Mannes sich den Flammen dieses Lebens entziehen, gleichfalls eine Art Scheiterhaufen aus altem Gerümpel errichtete, denselben anzündete und dann keck hinaufstieg. Die Flamme hüllte sie bald ein, aber der Schmerz und der Instinkt der Selbsterhaltung trieben sie an herabzuspringen, wo sie sich alsbald, um die Flammen auszulöschen, auf dem Boden herumwälzte, und so mit dem Schrecken und einigen freilich ziemlich schweren Brandwunden davon kam.

Projectirter Tunnel bei Gex. Die Straße von Paris nach Genf ist im Winter häufig nicht fahrbar, indem sich auf der sogenannten Faucille zwischen Montjour und Gex der Schnee oft so anhäuft, daß nicht durchzukommen ist. Es soll deßhalb im Plane seyn, unter der Faucille einen Tunnel von 1420 Metres Länge zu graben. Man schätzt die Kosten auf 1,200,000 Fr. an, welche einige Genfer Capitalisten übernehmen wollen, wenn ihnen die französische Regierung einen gewissen Zins auf 50 Jahre garantirt. (Fr. Bl.)

Die Bevölkerung von England und Wales in den Jahren 1821 und 1841 bietet einige wesentliche Verschiedenheiten dar in den Altersverhältnissen; unter 5 Jahren zählte man 1821 14,87 Proc., im Jahre 1841 nur 13,24. Die Verhältnißzahlen zwischen 15 und 20 Jahren sind einander nahezu gleich, während zwischen 20 und 30 das Jahr 1821 15,74, das Jahr 1841 17,80 ergibt. Die andern Unterschiede sind minder bedeutend.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1843.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihler.)

Engländer und Franzosen, London und Paris.

Der Contrast zwischen diesen beiden tritt haarscharf hervor fast in Allem, wodurch nur die Volksthümlichkeit beider Nationen dargestellt werden kann. Man glaubt zwischen England und Frankreich müßten Tausende von Meilen liegen, statt eines Meercanals, den man fast mit freiem Auge überschauen kann. Man hat vor wenigen Stunden das eine Ufer verlassen und wird am andern abgesetzt, und dem Auge zeigt sich ein so eigenthümlicher als mannichfaltiger Contrast. Die Zeichnung der Einzelheiten ist schwer; die Hinweisung auf die Allgemeinheit kann aber so leicht zur Ungerechtigkeit führen, die oft so großen Ausnahmen machen ihre Rechte geltend, und doch kann man nicht umhin wieder zur Allgemeinheit Zuflucht zu nehmen. In England ist in Stadt und Land die Ordnung, das Geregelte, Reinliche, die Benützung der Dinge zum angemessensten Zwecke der Grundcharakter; in Frankreich fehlt alles dieß nicht, ist aber nicht Regel; was dort Regel ist, wird hier als Ausnahme, in kleinerem und größerem Maaße befunden. In England Ernst, in Frankreich civilisirte Frivolität. Vielen scheint letztere weit liebenswürdiger als jener, oder besser, beim Britten gilt Liebenswürdigkeit gar nichts, beim Franzosen zu viel. Des Britten Denken wird von Phlegma begleitet; der Britte denkt mit Mühe, dem Franzosen macht dieß keine Mühe; seine Gedanken schaukeln leicht auf dem Elemente der Heiterkeit, es freut ihn, recht oft gar nicht zu denken, und diese Gedankenlosigkeit mit Gefühl (sentiment) demänteln und entschuldigen zu können. Der Franzose spricht mehr als er denkt, der Britte denkt mehr als er spricht, und wenn er den Gedanken ausspricht, so drängt er ihn zusammen. Der Franzose erweitert den Gedanken, wenn er einen solchen hat, macht ihn leicht, schlägt das Goldorz desselben Gedankens in eine breite Fläche, bis die Sache nach und nach gar zum Flitter wird.

Das Gefühl ist beim Britten eine Immortelle, beim Franzosen eine prächtige, bald verwelkende Rose. Freundschaft ist bei jenem eine immerfort brennende Lampe, bei diesem ein elektrischer Funken, mit dem Geräusche der knisternden Freundschaftsversicherung; im ersten Moment sagt der Franzose schon mon ami zu fast Jedermann, der ihm aufstößt, der ihm für diesen Moment gefällt; nach langer Beüfung, nach langer Zeit geht der Britte vom kalten Sir zum wärmeren dear ir und endlich zum dear friend über, den die Wärme nie mehr entweiht. Nur der Tod trennt brittische Freunde; beim Franzosen herrscht die Regel: aus den Augen aus dem Sinn! der Engländer glaubt, der Franzose nicht, beides aus Mangel an Denken; jener getraut sich nicht zu denken, dieser mag nicht denken in diesem Punkte. Jener liebt den Bestand, dieser den Wechsel. Ist der Engländer kalt, so ist der Franzose warm, heiß, glühend; jener, langsam sich erwärmend, behält die Warme länger; dieser evaporirt schnell wie ein eiserner Ofen, den ein nicht nachhaltendes Material zur Gluth brachte. Der Britte hält viel auf einen kraftigen, starken Körper; der Franzose will einen zierlichen, flinken, gelenkigen Körper, und strebt mit Gelenkigkeit die Kraft zu ersetzen. Unter den Britten findet man viele ungeschlachte Riesen, unter den Franzosen ein Heer zierlicher Krüppel. Jener Körper will dauerhaftes Kleid, dieser zierliches; darum dort zu häufig die plumpe Form, hier aber die abgeschmackte Zierdengelei! Die Engländerin und Französin affectiren beide, weil denn einmal bei weiblicher Bildung in der sogenannten gebildeten Welt Affectation Regel ist; jene prunkt mit Kälte und vergeht vor innerer Gluth, diese ist stolz auf Wärme, Lebhaftigkeit, und kann nur mit größter Kunst die ursprüngliche egoistische Kalte verbergen. Bekanntlich bindet sich die Brittin social und sittlich mit dem Eintritt in den Ehestand, die Französin wirft beim Anziehen des Eheringes die Kette der sittlichen Beschränkung ab, und wird ein freies Weib; jene unterwirft sich dem Mann, diese unterwirft den Mann sich, herrscht im Hause, ist das Factotum selbst im Bureau und am Kauf- und Verkaufstisch; wird die Brittin mit Sittlichkeitsaffectation so oft abgeschmackt, so wird die Französin durch ihre Weibmännerei (man verzeihe den Ausdruck) zu oft Caricatur, und beide müssen der deutschen Weiblichkeit weichen, wenn letztere gleich in England und in

Digitized by Google

Frankreich über die Achsel angesehen wird. Die Schönheit hat dem Weibe jenseits des Canals größern Antheil zugedacht; diesseits des Canals, in Frankreich, hat die Schwester der Schönheit, die Zierlichkeit, ihr Füllhorn über das weibliche Geschlecht ausgegossen unter der Nachhülfe der Schneiderei, welche über dem Canal sich vergebens Mühe gibt. Der brittische Schneider muß auf Solidität, der französische auf Zierlichkeit sehen. Da das Kleid den Mann macht, so macht der englische Schneider den Engländer und der französische den Franzosen, und diese Schneiderschöpfung ist beiderseitig scharf ausgedrückt.

Vom Schneider zum Koch ist nur ein Schritt. Der Engländer feißt, der Franzose nascht; jener will nahrhafte, derbe, einfache Kost, dieser Leckerbissen; zum Trinken gab die Natur dem Franzosen den feuerhaltigen Wein, dem Britten das nahrungsreiche Bier, und trinkt der Britte Wein (nur der Wohlhabende kann denselben trinken, weßwegen Bier allgemein ist), so zieht er den starken Wein vor. Der Britte ißt viel, der Franzose vielerlei, und stopft, da denn der Magen doch voll seyn will, ehe man die Leckerbissen auftragt, denselben vorerst mit einer Menge halb oder gar nicht gesalzenen Brodes. Der Britte kömmt im Essen dem Cannibalismus am nächsten, d. h. er verzehrt Fleisch zunächst aus der allgemeinen Gattung des Säugethiers, wozu der animalische Mensch selbst gehört; der Franzose gibt dem Geflügel den Vorzug; dem Britten ist der Säugethierbraten in einfachster, saftigster Natur Hauptessen; beim Franzosen ist die Fleischspeise verkocht und verbrüht, ist mehr zierlich als eßhaft und nur künstlich schmackhaft gemacht; das feinste französische Küchenproduct steht der kräftigen, englischen Hausmannskost weit nach. Diese Hausmannskost ist in England wesentlich gleich auf dem Tische des einfachsten Bürgers wie auf der Tafel des vornehmsten Aristokraten, sie heißt Roastmeat (Braten); welche Verschiedenheit dagegen in gleicher Stufenleiter der Esser in Frankreich! Der Britte überfüllt sich leicht den Magen, der Franzose verdirbt sich denselben nicht so sehr durch die Quantität, als die Vielerleiheit, daher die verschiedene Art der brittischen und französischen Indigestion. In dem Trunkbegriff liebt der Britte, um dem Urgermanismus Ehre zu machen, den Rausch, der Franzose höchstens den Taumel, denn er ist mehr dem Leckerbissen als Leckertrunk ergeben. Welch Heil für Frankreich, wenn die Franzosen eben so geistig besonnen wären, als sie körperlich nüchtern sind!

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung des nordöstlichen Europa's.

(Schluß.)

Wie im Norden dieses Gebiets das Flußbett des Pepplec die natürliche Gränze bildet, so schließen sich daran, wenn man in derselben Richtung weiter gen Westen geht, die Hügel um Lublin bis zur Weichsel hin, und dann macht von der Einmündung des San bis zur Mündung der Pezemsza bei Schlesien das linke Weichselufer, Zawisle genannt, eine gewisse Art von Gränze. Hier erhebt sich ferner im Bezirk von Sandomir eine unbedeutende Bergkette, welche wegen der nackten Stellen, die sich auf ihrem Rücken finden, die kahlen Berge (lysogory) genannt werden. Rückt man von hier weiter gegen Westen fort auf der Höhe der linken Weichselufers, so verschwindet die ausdrucksvolle Gestaltung des Landes, und mit derselben die charakteristischen Benennungen; erst im Krakauischen wieder nennt man einen gewissen Strich, wo man namentlich Hirse baut, das Hirsenland, nach der Art des dort gewonnenen Getreides, wie man Wolhynien nach der Art des dort weidenden Viehs benennt. Weiter im Osten im Krakauischen bis zur Einmündung der Pezemsza führen die Berge nur Localnamen, und von hier so wie von den Quellen des Bug an fällt die große polnische Ebene ab in dem Flußgebiet der Waetha und Weichsel bis zur Einmündung der Netze, der Brda und Narwa. Diesen Strich bewohnt im Wesentlichen nur polnisches Volk; die Oberfläche des Bodens ist hier gleichförmig, Wälder und Sand wechseln mit einander ab, die ausdrucksvolle Gestaltung des Landes verschwindet und eben so die charakteristischen Bezeichnungen. Im Westen begränzt diesen Strich die Oder, und das linke Ufer derselben heißt beim Volk in Schlesien und Großpolen das deutsche, das rechte das polnische Ufer. Wo die eigenthümliche Gestaltung des Bodens verschwindet, da bemüht sich der Mensch, den Mangel durch seine eigene Thätigkeit zu ersetzen: so erstanden in der kahlen Steppe die Grabhügel, so tritt in den Ebenen Polens die Geschichte hervor. Von den ebenen Feldern (pole) hat vielleicht das Volk seinen Namen, aber wie gewöhnlich ein Volk von Fremden mit andern Namen bezeichnet wird, als es sich selbst bezeichnet, so haben sich hier im Innern Polens die alten Stammnamen erhalten und dem Lande selbst überliefert. Nur Ein Unterschied im ganzen Umfang des polnischen Volkes ist durchgreifend, und auch später in die politische Theilung übergegangen: dieß ist die Benennung Groß- und Kleinpolen, denn wenn der mächtige Umkreis der Niederungen zwischen dem Bug, der mittlern Weichsel bis zur Waetha, Netze und mittlern Oder wegen der weiten Fluren Großpolen genannt wurde, so hat man sehr mit Recht der kleinen ebenen Fläche, die zwischen den Gebirgen und dem obern Weichselgebiet liegt, den Namen Kleinpolen gegeben. Die ältesten Sagen des Volkes gaben jedoch der Umgegend von Gnesen diesen Namen. Die fruchtbare Gegend am Goplan wurde zuerst ausgerodet, trat zuerst ans Licht (na jaw) hervor, und erhielt deßhalb den Namen Kujawien. Zwischen der obern Wartha und der Bzura, welche in die Weichsel fällt, lagen viele Auen, Wiesen (lengi) mit fruchtbaren Gefilden bewachsen, darum nannte das Volk diese Gegend Lenczyce. Ein Theil des Gebiets von Nakel liegt am Fuße der Höhen, welche die Weichsel unterhalb Foedun durchbricht. Für die Kujawier war diese Ecke an der Weichsel und der Mündung der Brda ein Grenzland, und darum nannten sie es Kraina.

Von den großpolnischen Niederungen, der Mündung der Brda und Wartha angefangen, zwischen der Oder und Weichsel, umfaßten diese beiden Ströme ein großes Stück Land bis

Digitized by Google

ans Meer (po morze), und das Volk nannte ſolches Pomorze (Pommern). In ihrem Unterlauf unterhalb Gniew (Mewe) theilt ſich die Weichſel, und wo dieſe Arme ſich wieder vereinigen, hat das Waſſer einen mit Wald bewachſenen Schlamm (Zul) in Bänken (Lawa) angeſetzt, welche das Volk deßhalb Zulawa*) nannte.

Schon früher haben wir bemerkt, daß das Flußbett des Prypiec die natürliche Gränze der Walder, Flüſſe und Sümpfe ausmacht; kleine Waldſtämme, deren Nationalität mit der der Ruſinen zuſammengefloſſen iſt, wie der Prypiec ſelbſt ſich in den Dniepr ergießt, bewohnen dieſen Landſtrich, der mit Wald bewachſen iſt, und eine ausgetiefte (zapadla) Furche bildet, weßhalb er auch das tiefe Poleſien heißt. Nordweſtlich vom Gebiet der großen polniſchen Niederungen verſchwindet die ausdrucksvolle Geſtaltung des Bodens, weßhalb der Blick des Volks von nichts beſonders ſtark betroffen wurde, und alle localen Namen aufhören. Nur einzelne Gegenden erhalten Benennungen, die für kleine Striche paſſen, ſo das Land zwiſchen den Flüſſen (Miedzyrzecze), das Land jenſeits der Flüſſe (Zarzecze) u. ſ. w.

Auf dem rechten Ufer des Bug am Gebiet der Narwa hin liegen große Einöden und Walder von Polen gegen Nordoſten; es iſt dieß die Naturgränze zwiſchen Polen und Litthauen. Die dieſſeits der Walder liegenden Striche nannte das polniſche Volk Podlaſien (das Land unter dem Wald), das jenſeits liegende die Einöde, und das im Nordoſten auf dem rechten Ufer des mittleren Niemen liegende Litthauen das Land jenſeits der Einöde (Krai Zapuszczanski).

Von dem linken Ufer des mittleren Niemen bis zu dem rechten Ufer der untern Weichſel bedecken das Land zahlreiche Seen (jezioro), deren Waſſer zum Theil gerade gegen Norden in das baltiſche Meer ſich ergießt. Dieſen nördlichen Abhang jenſeits der Seen nannte das Volk Zajezierze, und den ganzen mit Seen bedeckten Landſtrich in dem preußiſchen Litthauen und in Pommern das Seeland (Pojezierze).

Der Name Litthauen iſt national, und wie vorher bei Polen und Ruſinenland, ſo müſſen wir auch hier von der Mitte des Landes aus uns umſehen; ſo heißt das auf dem linken Ufer des Niemen von Grodno bis Kowno gelegene Land Zaniemne (das Land jenſeits des Niemen), der tiefer hinab am untern Niemen gelegene Diſtrict Zmudz, Zamaitis (Samogitien), was nichts anders als Niederland bedeutete. Dieſe Namen ſind alſo nach einem richtigen Begriff von der Oberfläche des Landes geſchöpft. Wenn es wahr iſt, was man gewöhnlich von einem Volke ſagt, daß, was es von der Geſchichte weiß und wiſſen ſoll, die großen Reſultate derſelben ſeyen, ſo kann man auch aus dieſen Namen die geographiſchen Kenntniſſe des Volkes richtig auffaſſen. Die Wiſſenſchaft hat allerdings ihre beſondern Zwecke und erfordert genauere Bezeichnungen als die allgemeinen Namen des Volkes, aber wenn man wirklich auf Fortſchritt Anſpruch machen will, ſo muß man auf die Ideen des Volkes fußen, man muß viele entſcheidende Stellen in dieſem Gebiet genauer bezeichnen, ſich aber ſtets bemühen, nicht die beſtehenden Namen umzuſtoßen, ſondern auf den Anſichten des Volks weiter zu bauen, und ſeine Benennungen beizubehalten, denn es wäre doch eine ſehr traurige Sache, wenn das Land unter den Händen der Wiſſenſchaft zu einer dem Volke fremden Sache würde.

*) Es ſind dieß die ſogenannten Werdee.

Yucatan

iſt bekanntlich, laut Nachrichten aus Mexico vom 23 Oct. v. J., von der Regierung in Blokadezuſtand erklärt worden, und eine Expedition von 15 Schiffen mit 3000 Mann Truppen war dahin aufgebrochen, um die widerſetzliche Provinz zum Gehorſam zurückzuführen. Nach den allgemeinen Verhältniſſen iſt wohl zu vermuthen, daß dieſe Maaßregeln, vorerſt wenigſtens, zu einer Wiedervereinigung führen werden. Andrerſeits iſt indeß der nordamerikaniſche Einfluß auch in Yucatan von Bedeutung, und wenn die mexicaniſche Regierung nicht fortan mehr Energie und Conſequenz entwickelt, als bisher, ſo muß doch das Sonderintereſſe der einzelnen Gegenden, Städte und Familien, wie in Centralamerika, ſo auch hier am Ende zu einer allgemeinen Auflöſung und Spaltung in kleine Kantons führen, bis irgend ein mächtigeres Ereigniß das Geſammtintereſſe wieder weckt und vorwalten läßt.

Mittlerweile wird eine kurze Darſtellung der eigenthümlichen Verhältniſſe von Yucatan unter dieſen Umſtänden zeitgemäß und willkommen ſeyn; wir benutzen dazu das ſchon mehrfach erwähnte intereſſante Werk des Amerikaners John L. Stephens, das 1811 in London erſchien.

Yucatan iſt die aus dem ſchmalen Theil von Mittelamerika nördlich vorſpringende große Halbinſel, welche den mexicaniſchen Meerbuſen (ſpecieller die Campêche-Bay) vom caraibiſchen Meere (oder ſpecieller vom Honduras-Meer) trennt, und deren Nordweſtſpitze, Cap Catorſe, von der Weſtſpitze der Inſel Cuba, Cap S. Antonio nur durch den Canal von Yucatan getrennt iſt. Im Süden gränzt dieſer Staat an das brittiſche Honduras (Balize) und den faſt ganz unbekannten Norden von Guatemala, im Südweſten an die mexicaniſchen Provinzen Chiapas und Tabasco. Wenn man von Vera-Cruz oſtwärts an der Küſte von Tabasco vorbeifährt, ſo beginnt hier Yucatan mit der Inſel Carmen, welche von der erwähnten Blokade ausgenommen iſt, um deren Ausfuhrhandel nicht zu unterbrechen. Ob ſich dieß auf die eigentlichen Producte der Inſel ſelbſt (Mehl u. ſ. w.) beſchränkt oder auch die Farbhölzer des benachbarten Feſtlandes mit umfaßt, darüber fehlt es noch an beſtimmter Nachricht. Letzteres wäre bei längerer Dauer der Blokade für Europa nicht unwichtig, denn auf dieſer den See von Terminos vom Meere trennenden flachen Inſel liegt die jetzt blühende Stadt Laguna, bekannt als Hauptdepot der großen Blauholzvorräthe, die aus den waldreichen Ebenen des Feſtlandes, auf dem Uſumaſinta und ſeinen Nebenflüſſen und über den genannten flachen See dahin gebracht und von Seeſchiffen aller Flaggen abgeholt werden. —

Nachdem Stephens die Ruinen von Palenque beſucht hatte, führte ihn ſein Weg durch dieſe Gegenden, und er berichtet unter anderm wie folgt: „Am Ufer des Rio-Chico erwarteten uns die Schiffer mit einem 40 Fuß langen, ſchmalen Kanot, auf welchem wir mit Stangen und Haken langſam gegen den Strom gezogen wurden, faſt immer von Alligatoren umgeben, — zum Theil recht gräßliche Ungeheuer von 20 Fuß Länge. Um 6 Uhr erreichten wir den Uſumaſinta und fuhren nun plötzlich faſt in derſelben Richtung ſtromab. Dieſer große

Digitized by Google

und mächtige, aus den Hochgebirgen Guatemala's kommende Strom, beicht sich nämlich an einem vorspringenden Landrücken und sendet einen Arm, den Rio-Chiro, in einem spitzen Winkel rückwärts durch das Flachland, während der breite Hauptstrom seine Richtung behauptet, bis er sich allmählich in viele Arme vertheilt. Die schöne Fahrt auf dem Hauptstrome war leider von kurzer Dauer; bald lenkten die Schiffer in den Rio-Palisada, der mitten durch einen dichten von Moskitoschwärmen wimmelnden Wald führt, durch das Centrum des großen Blauholzlandes; doch war der Wald hin und wieder schon gelichtet, und am Ufer sahen wir weißangestrichene Häuser und kleine von Ochsen gedrehte Zuckermühlen. — Palisada, der erste Ort, den wir in Yucatan betraten, liegt gleichfalls am Ufer des Flusses, doch auf einer etwas erhöhten üppigen Ebene. Hier mußten wir sofort zum Alcalde, Don Francisco Hebren, dem Chef der „liberalen Partei," die eben beschlossen hatte sich von der mexicanischen Regierung zu befreien. Tabasco und Yucatan hatten sich für unabhängig erklärt (im Mai 1840), längs der ganzen Meeresküste war alles unter Waffen und die Behörden der Centralregierung waren vertrieben; nur einige von der Landseite belagerte Hafenorte wurden noch von den Regierungstruppen behauptet. Uebrigens hatte diese Revolution einen weit mildern Charakter als in Centralamerika, und ihre Ursachen waren die Bedrückungen der mexicanischen Regierung, welche in ihrer weiten Entfernung die Bedürfnisse und Hülfsquellen der Provinzen nicht kannte, während diese von habsüchtigen Regierungsbeamten ausgesogen wurden. Auch ward der Schmuggelhandel in solcher Ausdehnung getrieben, daß der Kaufpreis vieler Artikel in Palisada den Betrag des Zolls nicht einmal erreichte. — Don Francisco war ein reicher und sehr gebildeter Mann, der von seinem Vorgänger, dem Beamten der mexicanischen Regierung, nicht allein mit Achtung sprach, sondern ihm auch den fernern Aufenthalt am Orte gern gestattete, obgleich er und die Seinigen keine solche Behandlung von den Centralisten erwarten dürften, falls diese wieder die Oberhand gewännen. Sein großes schönes Haus am Ufer des Flusses hatte ihm 20,000 Piaster zu bauen gekostet, und die ganze Einrichtung und Lebensweise glich der einer reichen Familie in New-York, wohin er auch seine Söhne zur Erziehung gesandt hatte. Wir verweilten dort zwei Tage als Gäste, hatten Gelegenheit uns zu überzeugen, daß es auch außer dem Alcalden an wohlhabenden und gebildeten Einwohnern nicht fehle, und setzten am dritten Tage, mit Proviant aus der Küche unseres gastfreien Wirths reichlich versehen, auf einem schwerfälligen Lastschiff (Bungo) unsere Reise fort. Die Schifffahrt ist hier überhaupt noch sehr unvollkommen, und die Matrosen waren die schlechtesten Schiffer die mir noch vorgekommen, obgleich der Schiffführer sie nie anders als „Herren" (Senores) anredete. Von hier an waren beide Ufer des tiefen Stromes wieder äußerst dicht bewaldet und voll von Alligatoren, deren wir mehrere tödteten (einer war gegen 30 Fuß lang); mit Kugelbüchsen hätten wir auf dieser Fahrt leicht an die Hundert erlegen können. Nach einer unbeschreiblich lästigen Nacht, durchnäßt von Gewitterschauern und furchtbar zerstochen von Moskitos, erreichten wir 10 Uhr Morgens den sogenannten See von Terminos (eigentlich ein Haff oder flacher Meerbusen), und hier zeigte sich erst recht die Unzweckmäßigkeit unseres Schiffes, die nur von der Unfähigkeit der Schiffer übertroffen ward. Nach manchen Leiden kamen wir indeß glücklich hinüber nach Laguna, in dessen nur 14 Fuß tiefem Hafen uns der Anblick der vielen großen Schiffe überraschte und erfreute, und wo wir überdieß bei dem amerikanischen Consul, unserm Landsmann, natürlich die herzlichste Aufnahme fanden."

Von hier ging Hr. Stephens mit einem nach New-York bestimmten Schiffe längs der Küste von Yucatan nordöstlich an Campeche vorbei, und ließ sich in Sisal, dem belebten Hafen der Hauptstadt Merida, am nördlichen Ende der Halbinsel ans Land setzen. Wir übergehen die ausführliche Beschreibung dieser Fahrt und der Aufnahme der Reisenden, und ziehen mit dem Verfasser ins Innere des merkwürdigen Landes. Zur Fahrt nach Merida ward eine Calèsche besorgt, d. h. ein altmodischer verdeckter Wagen ohne Federn, mit drei Pferden, von welchen zur Zeit nur eines vorgespannt war, während die andern zum stationsweisen Wechsel hintenangebunden wurden. Der Straßweg führt durch ein ganz ebenes, mageres Land, mit Buschholz bewachsen; doch häufig begegneten den Reisenden große mit fünf Maulthieren bespannte Karren, schwer beladen mit Häuten, Hanf, Honig und andern Landesproducten, zur Verschiffung in Sisal bestimmt. Sie fuhren durch einige Dörfer und erreichten gegen Abend die gut gebaute, reinliche Hauptstadt, die durch heiteres Leben und bunte Eleganz aller Art mit den düstern Städten Guatemala's auffallend contrastirte. Hier wurden sie von der Familie des Don Simon Péon, den Hr. Stephens früher in New-York kennen gelernt hatte, sehr freundlich aufgenommen, obgleich der Herr des Hauses eben in Urlaub war. Merida ward wenige Jahre nach der ersten Eroberung des Landes auf dem Boden eines indianischen Dorfes erbaut, und noch jetzt sieht man Ueberbleibsel altindianischer Gebäude, obwohl die 20,000 Einwohner fast alle in hübschen neuen Häusern wohnen. Alles war in Jubel über die Nachricht, daß Campeche sich den Belagerungstruppen ergeben hatte; man betrachtete den Unabhängigkeitskampf als beendet.

(Schluß folgt.)

Cullimore über die Zodiacalfiguren. Es ist bekanntlich eine noch immer nicht ganz gelöste Frage, ob die Zodiacalfiguren griechischen oder orientalischen Ursprungs sind; indeß unterliegt es keinem Zweifel, daß die Sternbilder ursprünglich mit einer Eintheilung des Zodiacus verknüpft waren, die sich von dem jetzigen Dodecatemorion oder den zwölf Zeichen unterschieden. Während jedes dieser Zeichen 30° einnimmt, sind die Sternbilder von unregelmäßiger Länge, und der Fehler zeigt sich am deutlichsten bei den vier Hauptbildern, dem Widder, dem Krebs, der Wage und dem Steinbock, deren eigenthümliche Stellung zu den andern, so wie eine verhältnißmäßige Kleinheit ihre spätere Einführung anzudeuten scheinen. Aus dem zwölftheiligen Zodiacus wird demnach ein achttheiliger, jeder Theil zu 45°. Dieß trifft zusammen mit den acht Wachen, in welche bei den alten Aegyptern Tag und Nacht getheilt war, mit dem ägyptischen Kairuder von acht großen Gottheiten, die erst später zur Zahl der zwölf dii majorum gentium der Griechen und Römer vermehrt wurden, und endlich mit der Zahl der phönicischen Cabiren, was alles auf die Eintheilung des Zodiacus Bezug hatte. Auch bemerkt Hr. Cullimore, daß die Eintheilung des Zodiacus in acht Theile sich auch auf mehrern alten Denkmälern, selbst auf dem Zodiacus von Dendérah finde neben der zwölftheiligen. Das Memoire, in welchem dieser Gegenstand ausgeführt ist und das in der Londoner literarischen Gesellschaft am 8 December vorgelesen wurde, schließt mit der Bemerkung, daß der achttheilige Zodiacus wohl aus einem ursprünglichen viertheiligen hervorgegangen sey, welcher Eintheilung den vier Jahreszeiten entspricht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1843.

Das Dehra Dhun.

Die Geschichte dieses Thales bietet einen merkwürdigen Beweis dar, welche Wechsel eine Gegend namentlich in einem so südlichen Lande wie Indien, in dem Laufe weniger Jahrhunderte, ja Jahrzehnte erfahren kann. Dasselbe ist von den Ebenen zwischen Dschumna und Ganges durch die Sewalik-Berge, eine etwa 2000 Fuß hohe Kette von Tertiärformation getrennt, und von der großen Himalayakette durch eine zweite Kette von Urgestein. Die durchschnittliche Entfernung dieser beiden Ketten von einander ist 3 bis 4 Stunden; das Klima ist feucht, wie das in Bengalen, aber kühler, der Boden ist gut und erzeugt alle Producte der heißen und gemäßigten Zone. In den Tagen Dschehangies (im Anfang des 17ten Jahrhunderts) war dieß Thal ein völliger Garten, dicht bevölkert, von Canälen und Wasserleitungen in allen Richtungen durchzogen, und bedeckt mit Früchten. Dieser fortschreitende Wohlstand ward aufgehalten im Anfang des 18ten Jahrhunderts durch einen Bürgerkrieg zwischen den Radschas von Sirinagor und Nahan, der nur durch die Dazwischenkunft der Gorkhas von Nepal ein Ende erreichte. Diese regierten das Dhun mit eiserner Hand, bis sie vor den Waffen der ostindischen Compagnie sich zurückzogen. Um diese Zeit war die Bevölkerung beinahe ausgerottet; wilde Dschungeln bedeckten die ehemaligen Felder und Garten, eine tödtliche Malaria vernichtete, was die schlechte Regierung übrig gelassen hatte, und die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner schleppten auf einzelnen halb angebauten Grundstücken ein ärmliches Leben hin, denn sie hatten um den Boden nun auch mit den wilden Thieren zu kämpfen, welche den größten Theil des Thals unsicher machten. In diesem Zustande blieben die Sachen bis vor etwa 15 Jahren, wo das Sanatorium von Landor und Masorie in der nördlichen Ecke des Thals auf Anrathen des R. Ragle*) errichtet wurde. Bald waren Hütten gebaut, europäische Früchte und Wurzeln wurden eingeführt, und bald sah man über hundert Häuser am Rande des Berges hin, in einer Höhe von 6—8000 F. über dem Meere mitten in Garten sich erheben. Der Anbau des Dhun machte indeß keine Fortschritte, und die Niederlassung bezog ihre Lebensmittel aus Saharanpur und anderen Districten, bis im Jahre 1837 eine Anzahl Engländer Land im Thale verwilligt erhielten. Damals umfaßte der Anbau etwa 20,000 Acres, alles andere war eine ungeheure Wildniß, angefüllt mit wilden Elephanten, Tigern, Ebern u. s. w., und das Ganze durch Malaria höchst ungesund. Als im Jahre 1837 Hungersnoth Oberindien verwüstete und eine Menge Landleute Hungers starben, schickten sich diejenigen Engländer, welche Landverwilligungen erhalten hatten, an, dasselbe in Besitz zu nehmen. Tausende von armen Unglücklichen wurden nach dem Dhun gebracht, Häuser für sie erbaut, Lebensmittel an sie ausgetheilt, und sobald ihre Kräfte wieder hergestellt waren, lieferte man ihnen Vieh, Pflüge, Saatkorn u. s. w. Alles dieß ging ganz gut bis zum Anfang Julius des Jahres 1838; das Volk war glücklich, das Klima prächtig und der Anbau breitete sich nach allen Richtungen aus. Um die Mitte des genannten Monats kam der Regen, und die halbbezwungene Malaria brach mit neuer Wuth aus, so daß von den neuen Ankömmlingen, die sich noch nicht von den erlittenen Drangsalen des Hungers erholt hatten, der zehnte Theil dingerafft wurde; die meisten andern entflohen, nahmen die Ackerwerkzeuge mit sich, und trieben selbst in manchen Fällen das Vieh weg. Die Hoffnungen der Landeigenthümer waren somit vereitelt, aber die Anbaufähigkeit und der Reichthum des Thales hinreichend erwiesen. Alles was man angebaut hatte, wuchs üppig empor, und der Indigo namentlich war sehr schön, aber auch die Ungesundheit des Klima's unzweifelhaft, obgleich alle Aussicht vorhanden ist, daß erweiterter Anbau das Uebel wesentlich vermindern wird. Tausend Familien, die sonst dem Hungertode verfallen gewesen wären, sind noch immer im Thal angesiedelt, 10,000 Acres Dschungelland ist angebaut, und die 250,000 Rupien, welche die Landeigenthümer aufwendeten, tragen doch schon 20,000 Rupien jährlich, obgleich der größte Theil der Auslagen an die flüchtigen Arbeiter und auf Expe-

*) Bekannt durch seine Werke über die Botanik des Himalaya und die Producte Indiens.

Digitized by Google

rimente verwendet worden wae. Die Bevölkerung des Dhun war im Jahre 1823 nur 20,179, im Jahre 1833 schon 30,817 und jetzt schätzt man sie auf 50,000.

Skizzen aus London.

Engländer und Franzosen, London und Paris.

(Fortsetzung.)

Bezüglich der geistigen Nahrung kann man sagen, der Engländee liebt die Freude, der Franzose das Vergnügen; die Musik muß jenem wohltönen, diesem rauschend klingen; jenem darf sie oft ernsthaft seyn, dieser liebt sie am meisten, wenn sie tändelt; der Britte gibt daher dem Oratorium, der Franzose der Oper den Vorzug; dort Bindung, hier Zerrissenheit, doet Accorde, hier Passage und Roulade. Im Drama will der Britte Affect und Handlung, der Franzose keine Handlung, sondern wohlklingende Rede im Uebermaaß, und Affect, um denselben bewundern und deklatschen zu können, aber nicht denselben subjectio in sich aufzunehmen und sich von ihm rühren zu lassen. Im Lustspiel will der Britte charakteristische, nationale Laune, derben Scherz; der Franzose socialen Witz, selbst ohne alle nationale Beimischung; er will Conversationsstücke, weßwegen das englische Lustspiel nur auf die englische Bühne paßt und auf keine andere Nation leicht übertragen werden kann. In der Poesie steht der Britte dem Franzosen unendlich vor; letzterem ersetzt zu oft der bloße Contrast, selbst im ernsthaftesten Stoff der bloße Witz, das Paradore, die Poesie; der falsche Glanz übertrifft das wahre Licht! Die französische Sprache ist für Poesie und Küchenzettel gleich; der Ausdruck, das Wort gibt fast gar keine Poesie; die englische Sprache ist streng in prosaische und poetische getheilt, beide sind brittisch reich. Nur ein schwaches Fadchen von Rhythmus ist der französischen Poesie eigen; die englische Poesie rühmt sich eines reichen Gewebes von Rhythmus auf dem festen Rahmen der Quantität gespannt. Voltaire hat den Shakespeare einen Wilden, einen Barbaren, einen Bären genannt; — Apoll steht nicht an, Voltaire in vielen Dingen das Diplam des großen Gecken auszustellen! Man muß Hamlet englisch von englischer Bühne hören und darauf den französirten (ich kann unmöglich sagen übersetzten) Hamlet auf französischer Bühne!

Die Engländer und Feanzosen baben wenige Maler; diesen gedührt der Vorzug; beide aber sind, im Veegleich mit den großen Meistern anderer Nationen, untergeordnet; im bloßen Zeichnen ist aber der Britte dem Feanzosen voraus; der Britte labt sich reichlich an den überaus reichen Peoducten des Grabstichels; in der Carricaturzeichnung steht bekanntlich die englische Kunst allen Nationen vor. Hat England den negativen Varzug, die meisten und mannichfaltigsten Narren hervorzubringen, so hat es auch den positiven Vorzug, dieselben am gelungensten zu zeichnen und lächerlich zu machen. Ueber englische Carricatur muß man lachen, über französische kann man nur lächeln; die englische Satyre geißelt und bessert, die feanzösische ist zu leicht, elegant und bestärkt den Narren in seiner Narrheit. Dee ächte Humor ist in Eagland zu Hause; der Britte geht mit dem Unglück, wenn es ihn trifft, streng um; er spottet sogar über dasselbe und dieser Spott ist wohl des Humors Quintessenz. Der Franzese, wenn ihn Unglück in seiner Frivolität stört, beginnt sogleich zu winseln und bekehrt sich; dauert sein Schmerz nicht lange — er hat doch gewinselt! Uebernimmt der Britte den Schmerz, so wird er wahehaft tragisch — und in dieser Stufe fängt beim Franzosen erst so recht die Carricatur an, es ist für ihn Glück, wenn er des Unglücks Opfer noch vor dieser Periode wird, um mit Ehren unglücklich zu seyn.

Gehen wir, die Naturen der beiden Nationen weiter verfolgend, auf die Sitte ein — welch' merkwürdiger Contrast! Der Britte ist sittlich aus eigener Kraft, aus Ueberzeugung, übrigens das Sittengesetz durchaus auf Religiösität bauend oder dieselbe doch wenigstens mit derselben bindend; rationalistische Freiheit ist in England Ausnahme und ungeachtet des sogenannten Socialismus und Chartismus eine seltene Ausnahme. Der Franzese macht Sitten zur Mode und nimmt keinen Anstand, die Unsittlichkeit zu derselben Stufe modischer Ehrenhaftigkeit zu erheben; er strebt dem Laster einen gewissen Charakter modischer Liebenswürdigkeit zu verschaffen. Der Britte sieht Unsittlichkeit jedesmal als Verirrung an und, in der Regel mit Kraft ausgerüstet, geht er leicht wieder auf den Pfad der Sitte zurück. Man strebt in England allgemein nach einem ehrendaften Charakter, nach Menschenliebe, Großmuth, Beharrlichkeit in Freundschaft, Ehrenhaftigkeit im gegebenen Wort, zunachst nach einer gewissen Ritterlichkeit; diese Grundzüge verlassen den größten englischen Wüstling nicht; hat diesem der Körper keinen Streich gespielt, hat er sich in seiner Verirrung nicht zufallig zu Grunde gerichtet, so wird der Wüstling als der nobelste Britte dastehen, nachdem ihn ein Zufall, eine moralische Mahnung, ein kraftiger Blick einer liebenden weiblichen Seele oder eigene Ueberlegung gerettet hat. Charles Surface (einer der Hauptcharaktere in Sheridan's Lästerschule) heißt dieser Britte. In Frankreich, relp. in Paris, wird das Laster eine größere Menge Opfer fordern; es wird der ganzen Population einen gewissen Stempel von Verkrüppelung aufdrücken; dieser Stempel ist so sichtbar, daß er dem Fremden nach einigen Stunden Aufenthaltes schon sichtbar wird. Man setze sich in der Zeit der größten Frequenz der sich auf den Straßen herumtreibenden Bevölkerung auf eine Bank der Boulevards und lasse die besagte Bevölkerung die Revue passiren; welches Heer ausgemergelter, puppenhafter, verkrümmter Körper! Ein großer Theil bildet lebendige, anatomische Peäparate, um daran die Knochenlehren studiren zu können. Der französische Schnurr-, Backen- und Knebelbart ist eine glücklich erfundene Schattirung und Verhüllung der grausenhaftesten Eingefallenheit auf dem Antlitze. Diese Gestalten und in ihrer Mitte der roduste John Bull! Dieser steht als Fels da, an welchem solche Franzosen wie morsche Kähnchen zerschellen. Man denke sich, sechs handfeste Johns sollten einmal einen Boulevardmenschenstrom säubern; man segnet unter diesem Gesichtspunkte die englische Plumpheit! Die feanzösische Un-

Digitized by Google

sitte und Verderbtheit hat sich so recht in die Bevölkerung eingefressen. Die in den Straßen von Paris sich bewegenden Massen tragen noch weit mehr die nationale Verdorbenheit und Verhunztheit, als die scandalosesten Erzeugnisse moderner, französischer Literatur an sich. Das weibliche Geschlecht trägt nicht weniger diesen Stempel mit sich herum.

Die Statistik von Paris zeigt darum aber auch nur immer eine Bevölkerung von heute. Wenige Familien können damit bis zum Urgroßvater verfolgt werden. Lasset im Saale der großen Oper in den glänzenden Logenreihen das Auge herumwandeln; wenn nicht die einzelnen Fremden die Ehre der Schönheit retteten, ihr fändet wahrlich nichts, gar nichts, als tournure! Lasset die Brittinnen sich noch so schlecht, ungewandt kleiden, das Auge verzeiht diesen Fehler über dem Blicke, der natürliche Schönheit, weibliche Kraft und ausgebildeten Körper trifft. Selbst das modische Behangsel, Kleid genannt, paßt zur französischen Verkrüppelung. An John Bull sitzt das recht solide, bequeme, jeder Bewegung freien Spielraum lassende Kleid vielleicht weniger elegant; allein der französische, knappe, verzwickte, verkürzte Anzug ist das Bild absoluter Verkümmerung. Zugleich ist diese Eleganz nur selten mit Propretät verbunden; wer zählt die Zahl der abgeschabten, fadenscheinigen Röckchen an den Körperchen der Elegants, während in London ein guter Rock immer mit Fashion und Respectabilität unzertrennlich verbunden ist. Nur der allerarmste oder an Seele ganz zerlumpte Britte trägt keinen guten Rock; der Britte sieht darauf, seinem tüchtigen Körper auch tüchtige Kleidung zu schaffen. Mit dem ersten Eintritt in London fällt dem Fremden der schöne und reinliche Anzug der Bevölkerung auf. Ist des Lastträgers Anzug auch wegen des Geschäftes schmutzig, so ist er doch solid, von trefflichem Stoffe gearbeitet und mehr werth, als des Pariser Elegants sämmtlicher Flitterstaat. Des Britten Nationaltugend, die Reinlichkeit, ist beim Franzosen viel zu wenig ins Leben geführt; hier ist ein schneidender Contrast, dessen Schattenseite der französische Luxus, die französische Pracht nicht beleuchtet. Bezeichnet diesen Glanz der Britte mit show (Prunk), so hat er vollkommen Recht. Englische Pracht und Solidität reißt wahrhaft zum Erstaunen hin; durch französischen Glanz wird man nur augenblicklich überrascht, die Eleganz bezaubert, aber nur auf kurze Zeit. Die ausnehmend eleganten, luxuriösen, glänzenden, in den gezierteſten Läden von Paris, im Palais royal, auf den Boulevards, in Rue Richelieu, Vivienne ꝛc. ausgekramten Dinge, beschaut der an die Ladenpracht von Ludgate Hill und Regentstreet in London gewöhnte Engländer nun einen Moment mit Ueberraschung; nach mehrerer Beschauung ruft er aber aus: nick-nack (Kram)!

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über eine Wasserverbindung zwischen beiden Seiten der Landenge von Panama.

In der Versammlung der Londoner grographischen Gesellschaft wurde ein Brief des englischen Consuls Perry in Panama vorgelesen, worin folgende merkwürdige Stelle vorkommt. „Ich war sehr erstaunt über die Erscheinung der Indianer von St. Blas, welche gelegentlich diesen Hafen (Panama) besuchen, und da sie aussagen, daß sie an einem Tage in denselben Kanoes von der Mandingo-Bay an der atlantischen Küste nach Chepo auf der Westküste kommen, so ist es in der That der Mühe werth, daß ein unternehmender Reisender diese Straße genauer untersuche. Da das Innere dieses Theils des Landes nie von einem Europäer oder einem sonstigen gebildeten Mann erforscht worden ist, so schwebt über die Frage, ob hier eine Wasserverbindung existire, noch ein Geheimniß. Die Eingeborenen sollen sehr eifersüchtig gegen Fremde seyn, sie gelten aber für eine fleißige, harmlose Race, und viele von ihnen sprechen englisch."

Yucatan.

(Schluß.)

Am nächsten Tage ward das Fest Corpus Domini mit großem Pomp gefeiert. Wir finden in der Beschreibung des gesellschaftlichen Verkehrs der Hauptstadt viel Wohlstand, auch spanischen Luxus und Geschmack, doch wenig eigenthümlich Nationales, mit Ausnahme der Schönheit der eingeborenen Indianerinnen, die Hr. Stephens rühmt. Bald aber beschließt derselbe, seinen Freund Peon in Uxmal aufzusuchen und beschreibt seine Reise dahin im Wesentlichen wie folgt: Um halb 6 Uhr Morgens verließen wir Merida zu Pferde, begleitet von einem Diener des Hauses und mehrern Indianern, welche Proviant ꝛc. trugen, unter anderen auch trefflichen Bordeaux-Wein. Das Land hatte anfangs noch denselben Charakter, wie nach der Seite von Sisal hin: Kalksteingrund mit Buschwerk bewachsen. Schon eine halbe Meile (1 League) vor der Stadt erreichten wir die erste der Familie Peon gehörige Hacienda (Landgut). Das äußere Thor führte in einen großen Viehhof; hinter diesem stand das steinerne Haus, 150 Fuß lang, mit einem Säulengang davor, in der ganzen Länge hinlaufend, und vor diesem wieder ein eben so langer Wasserbehälter für das Vieh, 10 Fuß breit und tief. — Das ganze Gebäude stand auf einer ziemlich hohen gemauerten Grundlage und von der andern Seite führten Stufen hinan; an dieses Fundament stieß ein Teich oder vielmehr ein Bassin, ganz von Stein und Cement gebaut, 150 Fuß im Quadrat und 20 Fuß tief, und am Fuß dieses Bassins war eine große Pflanzung von Aloes, aus deren Fibern der Hauf des Landes bereitet wird. Das Ganze machte einen imposanten Eindruck. — Hier wurden nur unsere Indianer mit andern vertauscht und dann ging's anderthalb Meilen weiter zur nächsten, ganz ähnlich gebauten Hacienda derselben Familie, wo wir frühstückten. Darauf ging's mit abermals frischen Indianern weiter; aber in Folge der großen Hitze und der unbequemen Sättel waren wir sehr ermüdet, als wir die dritte Hacienda der Peons erreichten, einen unregelmäßigen Weiler von großen Gebäuden, alle von dunkelgrauem Kalkstein, umgeben von einer gleichen Mauer mit einem großen, pyramidalisch zugespitzten Thorwege und einer sehr großen überdachten Seilerbahn. — Viehhof und Wasserbehälter lagen auf der einen Seite des Hauptgebäudes, auf der andern, vor den Stufen des Fundaments und einer 30 Fuß breiten Säulengallerie, standen prächtige dichtbelaubte Bäume, in deren Schatten wir absitzen. Der Säulengang führte um das Haus herum und auf dessen anderer Seite zu einer geräumigen und reich ver-

Digitized by Google

zierten Kirche für die Bewohner der Hacienda, zu welcher 1500 Indianer gehörten, die gewissermaßen als Hofbauern in lehnsartiger Abhängigkeit vom Gutsherrn stehn (welches wir weiter unten etwas näher bezeichnen werden). Wir hätten das großartige Treiben auf dieser Herrschaft gern näher kennen gelernt, der Diener aber sollte uns noch anderthalb Meilen weiter führen zu einer vierten Hacienda derselben Familie, wo wir übernachten sollten. Der Verwalter (Major Domo) mochte uns ansehen, daß wir müde und angegriffen waren, denn er fragte höflich, ob uns eine „Kutsche" gefällig wäre? und als wir dieß Anerbieten mit Dank annahmen, stieg er einige steinerne Stufen hinan zum Glockengerüst der Kirche und rief mit lauter Stimme, man solle eine Kutsche besorgen. Nach einiger Zeit sahen wir vom nahen Walde her einen Indianer heransprengen, dem bald mehrere folgten; in etwa zehn Minuten waren über zwanzig versammelt, welche frischgeschnittene Stangen aus dem Buschholz in die Säulenhalle brachten. Hier wurden zwei armdicke etwa 10 Fuß lange Stangen auf die Erde gelegt und durch zwei Kreuzstangen und Aloëfaden miteinander verbunden; dazwischen ward eine Hängematte befestigt, dann dünnere Stangen in Bogen darüber aufgerichtet und mit leichten Matten bedeckt — das war eine „Kutsche." In einer halben Stunde waren drei solcher Sänften fertig; wir legten uns hinein; vier Indianer hoben jede derselben in die Höhe und trabten mit uns davon. Dabei sahen diese Menschen keineswegs gedrückt und knechtisch aus, sondern recht fröhlich und frei. Auch waren es fast lauter hübsche Menschen, aber wir konnten leider nicht mit ihnen sprechen, denn sie verstanden nur ihre Maya-Sprache, welche auch von allen Spaniern des Landes gesprochen wird. — So kamen wir sehr angenehm bis zu unserem Nachtquartier, der imposantesten Herrschaft, die wir noch gesehen hatten. Auf einer etwa 20 Fuß hohen gemauerten Platform standen in einer Reihe drei weiße Häuser, durch einen 360 Fuß langen prächtigen Säulengang verbunden. Die Platform erstreckte sich noch ein paar hundert Fuß weiter, als Bedeckung eines großen Wasserbeckens, aus welchem viele Indianerinnen Wasser mittelst einer Walze hinaufzogen und in ihre Eimer füllten. An der Seite des Viehhofes war ein zweiter gigantischer Wasserbehälter, fast so lang wie das ganze Gebäude. — In dem ersten der schönen Gebäude war die Wohnung des Major-Domo nebst mancherlei Geschäftslocalen, im zweiten große schöne Herrschaftszimmer, vollständig eingerichtet (obgleich außer Hrn. Simon nie einer von der Familie dort gewesen war); das dritte war die Kirche; alles auf das trefflichste erhalten und überraschend grandios. Vor dem Schlafengehen wurden wir noch ins Bad geführt. Am andern Ende des bedeckten Bassins war noch ein offenes Reservoir, 20 Fuß tief und 50 Fuß im Quadrat groß, worin gegen 30 Indianer umherschwammen, ein öffentliches Bad zu allgemeinem Gebrauch; noch 200 Schritte weiter kamen wir an eine weite Oeffnung im Boden, stiegen 50 breite Steinstufen hinab und gelangten hier an den Eingang einer großen mit wilden Felsen überdeckten Grotte, auf deren Grund ein tiefes krystallhelles Wasser in einem weiten schönen Bassin von weißem Kalkstein zum Bade einlud. Das Ganze war so romantisch und eigenthümlich, daß griechische Dichter kein passenderes Bad für Diana und ihre Nymphen in ihrer Phantasie sich hätten ausmalen können. Man kann sich denken, wie nach der Anstrengung und Hitze des Tages ein solches Bad uns erfrischte.

Am folgenden Tage erreichten wir zu Pferde die fünfte Hacienda der Familie Peon, 50 englische Meilen von ihrem Aufenthalt in Merida entfernt, und von ganz besonderem Interesse durch die ungeheuren Ruinen der alten indianischen Stadt Uxmal (deren hohes Interesse hier nicht weiter besprochen werden kann). Diese von grauem Stein erbaute Hacienda hatte ein alterthümlicheres Ansehen und glich von fern einem mittelalterlich europäischen Ritterschloß, und in der Kirche war eine alte Statue „Unseres Herrn," deren Ruf durch die Gläubigen bis in die Hauptstadt gedrungen war. Die Einrichtung der Gebäude und des Hofes mit den Wasserbehältern u. s. w. war übrigens den frühern ganz ähnlich, und die dazu gehörigen Ländereien umfaßten 30 engl. Quadratmeilen, — doch war davon nur weniges angebaut, das meiste noch Wald und Weidegrund. Die auf dem Gebiete wohnenden Indianer zerfallen in zwei Classen: Vaqueros, welche die Viehwirthschaft besorgen und dafür 12 Piaster jährlich und 5 Maaß Mais wöchentlich als Lohn erhalten, und Labradores, d. h. Arbeiter, welche auch Laneros genannt werden, weil sie für die Erlaubniß, das Wasser der Hacienda zu benutzen, jeden Montag (lunes) für den Grundherrn arbeiten müssen. Aus diesen letztern besteht die große Masse der indianischen Bevölkerung, und das Wasser ist das Band zwischen ihnen und den großen aristokratischen Familien, die sich seit der ersten Eroberung als Gutsherren behauptet haben. Zwar sind seit der Unabhängigkeitsacte die Indianer in Mexico so gut Freie wie die Weißen, aber die Indianer sind fast überall arm, sorglos, nichts im voraus bedenkend, und daher doch immer von den umsichtigern Weißen abhängig. In Yucatan hätten sie daher, sich selbst überlassen, keine bleibende Stätte gefunden, denn fast das ganze Land ist ohne Flüsse und Quellen, und Wasser ist nirgends zu finden als in den künstlichen Bassins und Reservoirs der Haciendas. Das Wasser macht daher die ganze Bevölkerung von den Grundbesitzern abhängig, und auf diesem Naturverhältniß beruht der in seiner Art wohl einzige sociale Zustand dieses Landes. Jede Hacienda hat ihren Major-Domo, welcher in Abwesenheit des Herrn ziemlich unbeschränkt über seine Untergebenen herrscht. Er schlichtet alle Streitigkeiten, auch die der Indianer untereinander, und ist Richter und Strafvollstrecker in einer Person; es findet jedoch Berufung an den Gutsherrn statt, und wer auch mit dessen Urtheilsspruch nicht zufrieden ist, kann seine Entlassung aus dem Dienst verlangen und, falls er keine Schulden hat, sofort auf eine andere Hacienda ziehen; factisch sind aber fast alle eben dadurch an die Scholle gebunden, denn in ihrer Sorglosigkeit lassen sie sich immer Vorschüsse geben, welche sie dann extra abarbeiten müssen, und führen nicht einmal Rechnung darüber. Wer aber seine Schulden nicht bezahlen kann und doch wegziehen will, dem muß der Grundherr eine Schrift des Inhalts ausstellen: „Jeder Gutsbesitzer, der den Indianer Namens — aufzunehmen wünscht, mag dieß thun, sobald er dessen Schulden an mich berichtigt hat." — Dadurch tritt also der Indianer gleich wieder in ein Zwangsverhältniß zu seinem neuen Herrn, falls er einen solchen findet. — Uebrigens liegt eine gerechte Behandlung der Untergebenen im Interesse der Gutsherren, weil sie auf ihren ausgedehnten Ländereien nicht leicht Arbeiter genug haben, und daher das Wegziehen der vorhandenen zu verhindern suchen müssen, während andererseits die Indianer im Allgemeinen sanft und gutmüthig sind, auch körperliche Züchtigung, als Bestrafung wirklichen Unrechts, ohne Murren ertragen, aber doch durch Ernst und Strenge stets in Respect gehalten werden müssen, und immer geneigt sind, dem schlechten Beispiel eines einzelnen, wenn er ungestraft blieb, zu folgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1843.

Die Bewohner der Landes in Gascogne.

Wir haben vor einigen Tagen aus der Voyage dans les Landes de Gascogne et rapport à la société royale etc. par Mr. le Baron de Mortemart de Boisse einige Bemerkungen über den Zustand der Landes mitgetheilt und fügen jetzt noch Nachrichten über die eigentlichen, nämlich nicht neu eingeführten Bewohner derselben bei.

„Es ist nicht zu verwundern, daß die Bewohner eines Landes, wie die Landes, von etwas wilder Natur sind, sie verschmähen das Leben des Ackerbauers und alle Beschäftigungen, die sie an den Boden fesseln könnten, obwohl das Klima gemäßigt ist, der Wohlstand sich ausbreiten und allmählich ein höherer Grad von Civilisation Platz greifen könnte. Aber in ihren Gewohnheiten liegt nichts, was sie fähig machen könnte, die Wohlthaten derselben zu begreifen. Die Bewohner des Littorals sind Fischer oder Harzsammler; die erstern sind fast immer auf dem Wasser in ihren unbequemen Barken, die andern noch entfernter von aller Gesellschaft in ihren Wäldern. Der Harzsammler durchwandert unaufhörlich die Fichtenwälder, welche solches liefern, versehen mit einem kleinen Beil und einer Stange, woran Pflöcke in verschiedenen Entfernungen angenagelt sind, vermittelst deren er zu einer angemessenen Höhe hinaufsteigt, um seine Einschnitte zu machen. Er ist gewöhnlich sehr geschickt und gewandt: er setzt den rechten Fuß auf einen der Pflöcke, stemmt den linken an den Baum, um diese eigenthümliche Art von Leiter mit dem Fuß zu halten, und so bleiben seine beiden Hände frei, um das Beil zu gebrauchen. Er beschäftigt sich auch mit dem Einsammeln und Zubereiten der Harpüse. Diese Industrie muß schon sehr alt seyn, denn der heilige Paulin erwähnt ihrer schon im vierten Jahrhundert in einem Briefe an Ausonius, den bordelesischen Dichter. Der Harzsammler ist fast eben so wild, wie die Hirten in den Landes, aber sein hölzernes Haus mitten in den Wäldern ist von Weinstöcken umgeben, die sich bis ans Dach hinaufranken, sein kleiner Garten hat einige Birnen, ein Brunnen mit trinkbarem Wasser sorgt für die Bedürfnisse seiner Familie; er hat manchmal eine Kuh, die den Reichthum seiner roben Wohnung ausmacht, und stets Schweine, die den Tag über ihren Unterhalt im Walde suchen und am Abend in die gemeinsame Wohnung zurückkehren.

„Diejenigen Menschen, welche die Lust oder die Noth zum Hirtenleben in den großen Landes treibt, haben ein sehr eigenthümliches Aussehen; in Lammfelle mit der Wolle nach außen gehüllt, mit der baskischen Mütze auf dem Kopfe, von einem Mantel mit spitziger Capuze bedeckt, auf Stelzen, mit denen sie Schritte von 7 bis 8 Fuß Länge machen, stellen diese Hirten die seltsamsten Figuren dar, die man nur auffinden kann. Den ganzen Tag der glühenden Sonne oder dem strömenden Regen ausgesetzt und gegen beide völlig gleichgültig, bringen sie die Augenblicke ihrer Ruhezeit damit hin, träge und zerstreut Wollenstrümpfe zu stricken. Die Stelzen sind ihnen unentbehrlich, um die Wasserlacken und Sümpfe zu durchschreiten, auch haben sie den Vortheil, dem Hirten einen Ueberblick über die Haide zu gewähren, und seine Schafe zu übersehen; manchmal folgen sie auch einem Wagen oder Pferd im Trabe mehrere Stunden lang, ohne sich sonderlich zu ermüden. Wer einmal dieß Leben ergriffen hat, der hält daran fest, und lebt mit der Frugalität des Mauren, mit der Rohheit des Arabers und der Barbarei der alten Basken."

Skizzen aus London.

Engländer und Franzosen, London und Paris.

(Fortsetzung.)

Die englische Propretät, Solidität, fast so zu sagen rohe Pracht in den englischen Prachtgebäuden ist in der That erstaunlich, und dann alle diese Pracht in Verbindung mit dem absoluten Comfort, d. i. jener Bequemlichkeit, für deren Befriedigung das kunstbegabteste Nachdenken, die concentrirteste praktische Lebensphilosophie sorgt. Armuth und Fahrlässigkeit müssen in London weit gediehen seyn, wenn sie nicht mehr mit Comfort begleitet seyn sollen; ja nur bei Armuth und Fahrlässigkeit fängt Unreinlichkeit in London an; in Paris herrscht sie aber schon in höheren Kreisen und ist hier nur mit

Digitized by Google

Eleganz und Luxus maskirt. Man hebe in den elegantesten Restaurationen von Paris, wo äußere Pracht den Gesichtssinn gewaltig packt und ihn zu überwältigen droht, nur das Tischtuch auf und betrachte den Tisch, den der Engländer in öffentlichem Verkaufe kaum zu einem Sixpence anschlagen würde; das Auge bleibt unbesiegt. Dieß eine Beispiel ist bezeichnend genug; könnte man an vielen hundert andern Dingen in Paris die glänzende Außenseite wegnehmen, welche abschreckende Hauptsache würde sich zeigen. Man begebe sich aus den glänzenden Räumen des Innern im Palais Royal in jene Gassen, wo die Hinterseite dieses weltberühmten Luxushauses die Fronte bildet — welches grandios ekelhafte Bild! Das eigentlich schöne Paris ist auf einen sehr beschränkten Raum gewiesen; Börsenplatz, Palais Royal, Vendome-Platz, ein paar Boulevards, einige Straßen in der Gegend der Chaussée d'Antin, Rue Rivoli, Place de la Concorde, der Platz vor dem Stadthause, hinter Notre-Dame — und die Reihe ist geschlossen. Wollte man aber die schönsten Theile Londons zusammenstellen — welche ungeheure Luxusstadt würde entstehen, größer denn irgend eine Gesammthauptstadt der civilisirten Welt! Die seit zehn Jahren in London entstandenen Neubauten allein überragen die besagte Pariser Partie. Uebrigens wird in London die Ehre der Prachtbauten durch die königlichen Paläste verdunkelt, in Paris durch die Tuilerien nicht erhöht; der grandiose Louvre ist der einzige Raum in Paris, welcher die Ehre einer Hauptstadt rettet. Der Kern des eigentlichen Paris aber ist das Bild der großartigsten Schauderhaftigkeit an Schmutz und Dunkel; enge, labyrinthische, mit thurmhohen Häusern besetzte Straßen, in welche bei Regenwetter sich begeben zu müssen eine sündenabbüßende Strafe genannt werden kann. Keine Feder beschreibt den Schmutz und die Unreinlichkeit auf den Pariser Marktplätzen und der nächsten Gegend um dieselben, oder der nächsten Nachbarschaft auf der Rückseite des prächtigen Stadthauses, ein jammervolleres Bild erfindet die Einbildungskraft kaum; Saint Giles, die Rookery, die Schmutzpartien von Wapping und Rotherhithe in London sind Juwele dagegen. In London werden solche die Sinne beleidigende Stadtpartien von Tag zu Tag mehr entfernt und es steht zu erwarten, daß in wenigen Jahrzehnten die Londoner City an Pracht der Westminsterpartie nicht nachstehen wird. Die zu diesem Zwecke gemachten Anfänge sind grandios, in der Städtebaukunst der civilisirten Welt unerhört. Seit 15 Jahren sind in der City von London so viel neue Prachtstraßen nach Entfernung der vorigen Gebäude, die sich erst vom großen Brande 1666 herschreiben, angelegt worden, daß ihre Gesammtheit schon eine sehr bedeutende Continentalprachtstadt ausmachen würde. Nach Vollendung der neuen Börse wird in diese wegen ihrer Winkeligkeit so berüchtigten City ein Platz sich erheben, welcher zu den großartigsten aller Städte des Erdbodens gehören wird. Das Pariser Centrum, das lateinische Viertel u. s. w. scheinen aber zur Ewigkeit ihrer ekelhaften Existenz verurtheilt zu seyn. Wer von London kömmt, in welchem Vergrößerung, Verschönerung sich in einer beispiellosen Rührigkeit zeigen, wird in Paris vom Stillstand unangenehm betroffen; der Festungsbau ist zu weit entlegen, und eben dieser setzt der Entwicklung ein Ziel; das eingesperrte, befestigte Paris wird in kurzer Zeit darum der absolute Gegensatz von London seyn.

Paris stößt Frankreich ab, London zieht England an sich, theils durch Erweiterung, theils durch Eisenbahnen, mit welchen es geographisch entlegene Städte in die allernächste Nachbarschaft bringt: ganz England wird nach kurzer Zeit nur Eine Stadt bilden; das unbehauste Land wird eine Gartenparthie seyn! England bildet sein merkwürdiges Bild täglich mehr aus, Frankreich muß in seinem Continentaltypus fortbestehen. Hat die englische Architektur noch so viele Gebrechen, sind manche der neuern Bauten Muster in dem, wie man nicht bauen soll, so hat dieselbe Architektur dennoch in der Gesammtanlage das Rechte wunderbar getroffen. Man denke an englische Straßenpflasterung! Wer segnet in den englischen Städten, namentlich dem riesenhaften London nicht die Straßenfußpfade (Trottoirs) und wer verwünscht dagegen nicht die im Durchschnitt schlechte Pflasteranlage von Paris; der Fremde schämt sich für Frankreich, wenn er im Regenwetter über den berühmten Carrouselplatz gehen muß, wenn er sich von hieraus in den Louvre begeben will. Eine solche Schmach duldete London nicht einen Tag, und der Carrouselschmutzplatz besteht schon so viele Jahrzehnte! Die schlechte Pflasterung, die Enge der Straßen, selbst der vornehmsten in Paris macht Reinlichkeit fast unmöglich; der unterste Theil der prachtigsten Häuser ist fast immer beschmutzt. In Londons Straßen ist der Anblick der aus unbewesenen, braunlich und oft schwarzlich aussehenden Backsteinen aufgeführten Häuser von oben herab düster, allein das Erdgeschoß ist heiter, unbeschmutzt, da es durch breite Fußpfade und Souterrains geschützt ist; sollte es beschmutzt worden seyn, so muß es abgewaschen werden, so will es die Sitte, in großem Maaße, wenn auch nicht in holländischem Uebermaaße. Eine Pariserprachtstraße ist einem im Regenwetter durch die Straßen gehenden Elegant gleich, dessen Körperobertheil höchst geputzt, Körperuntertheil aber höchst beschmutzt ist, nur mit dem Unterschied, daß sich der Elegant Stiefel und Beinkleid augenblicklich rein machen lassen kann, während die Häuser diesen Vortheil nicht haben; man läßt den classischen Schmutz kleben, bis ihn eine günstige Sonne in Staub verwandelt; in schönem Wetter habe wenig Schmutz, aber doch keine Reinlichkeit, classischer Staub! da die Franzosen wenig auf freundlichen Häuseranstrich halten, so sehen die Städte nicht freundlich aus.

Zunächst gewährt die außerordentliche Höhe der Häuser in Paris keinen angenehmen Anblick; die engen Straßen werden düster, die Sonne kann fast nie in die unteren Geschosse leuchten; die Feuchtigkeit in diesen wird außerordentlich begünstigt, der Bewohner Gesundheitszustand gefährdet, zumal da die Bevölkerung in den einzelnen Häusern bei der Menge Miethsleute gegen die Bewohnung der Londoner Häuser das Verhältniß des Uebermaaßes darstellt. Paris sollte eigentlich nur halb so hoch und wenigstens nochmal so lang und breit seyn. Der Londoner geht nicht von seinem Systeme niedriger Häuser und der Einzelbewohnung ab, d. h. die Regel ist, daß jedes Haus

Digitized by Google

nur von Einer Familie bewohnt werde. London stellt das Bild des lebendigsten, raschesten Fortschrittes dar, Paris ist stereotyp, das Bild des Stillstandes; so ganz Frankreich nur das Bild des langsamen Fortschrittes. Die Industrie entfaltet sich nicht in dem Grade, als Ludwig Philipp es wollte, obgleich nicht zu verkennen ist, daß des Friedens Heil, der französischen Nation gegenwärtige Ruhe nur Folge der nach des Königs Willen und Kraft bestimmten Industrie ist. Diese ist immer die Glorie des Bürgerthums, welche mehr Glück, wenn auch weniger Glanz als das kriegerische Heldenthum verbreitet. England, die Beherrscherin der Weltgewässer, ist im Stande, den Fortschritt zu beschleunigen. Negatives und Positives treten gleich scharf hervor, in Frankreich bei weitem nicht in demselben Grade. Frankreich scheint daher oft im Ganzen gesicherter als England. Der kurzsichtige Politiker redet oft von Englands Krisis, Untergang, während er kaum Gelegenheit nimmt, von irgend einer Fortschrittrührigkeit in Frankreich zu reden. Derselbe Politiker, die Gegenwart unrichtig beurtheilend, denkt nicht an die Möglichkeit der zukünftigen Gestaltung; man sprach schon von Englands Culminationspunkt zu einer Zeit, wo, wenn man die heutige englische Entwicklung prophezeiht hätte, etwa für einen Narren wäre erklärt worden. England repräsentirt früher nicht geahnte Großartigkeit, und London ist die Concentration derselben; — allein der oberflächlichste Blick über dieses Stadtland bemerkt auch die Möglichkeit eines noch bei weitem höheren Grades der Aus- und Durchbildung, und zwar in modernster Idee, welche so prächtig durch die Privatenbauten in London repräsentirt ist. Zugleich macht England, namentlich London, gigantische Schritte in Versittlichung und Volksbildung; in Paris gewahrt man nicht ohne Mitleidsgefühl Rückschritte oder Stillstand, nur sind dieselben zum Glück mehr den sogenannten höheren und den niedrigsten Standen, als dem Mittelstande, dem Kern der Nation, eigen.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

Am 15 Februar 1842 verließ ich an Bord eines Dampfbootes Sidney und erreichte bereits nach vier Tagen die Mündung der Sturmbay in Vandiemensland oder, wie die Insel jetzt gewöhnlich heißt, Tasmania. Nicht leicht kann es irgendwo und in gleich geringer gegenseitiger Entfernung zwei Küsten geben von so ganz verschiedenem Ansehen, als diejenigen von Neusüdwales und dieser Insel. Während man sich dort fruchtlos anstrengt ein Bild zu erhalten, das sich einprägen ließe, um spät noch in der Erinnerung zu erfreuen, während dort alles eine untröstliche Einförmigkeit ist, tritt hier eine Natur entgegen von nicht allein großartigem, sondern auch sehr eigenthümlichem Charakter. Schon die Mündung der Sturmbay setzt in Erstaunen. Ungeheure Basaltsäulen von schwärzlicher Farbe steigen dicht aneinander gedrängt aus den Fluthen empor und bilden senkrechte Mauern, die an den meisten Orten jede Landung verbieten. Nach oben bilden sie kleine Ebenen, auf welchen sich aber in der Regel noch eine oder zwei Säulenterassen erheben. Der Stufenraum ist mit Bäumen und Büschen dicht bewachsen, deren saftiges Dunkelgrün vortheilhaft von den glatten Basaltwänden absticht und ein leicht erkennbares Zeugniß ablegt, daß Regen hier nie so ausbleiben, wie im verdorrten Neusüdwales. Die Sturmbay verdient übrigens ihren Namen, denn ungeachtet des eben nicht sehr heftigen Seewindes fanden wir sie doch in einer starken Bewegung, und begegneten einem kurzen, aber höchst unangenehmen Wellenschlage. Sie ist jedoch zu beschränkt im Umfange, um Bay zu heißen, und ist eigentlich nichts anderes als die erweiterte Mündung des Derwent, in welchen wir nach einer viertelstündigen Fahrt einliefen. Hier änderte sich wiederum die Scene, und zwar mit solcher Schnelligkeit, als sey der Ocean Hunderte von Stunden von uns entfernt. Ein Deutscher könnte sich hier in eine jener Donaugegenden versetzt meinen, wo schön geformte, bis an den Fuß dicht bewaldete Berge den klaren und geräuschlos fließenden Strom einfassen, aber reinlich und freundlich aussehende Maierhöfe in den kleinen Seitenthälern von Zeit zu Zeit sichtbar werden und die erfreuliche Nähe fleißiger Menschen verkündern. Am Derwent liegen eine Menge sehr einladender Maiereien, jede umgeben von Getreide- und Kartoffelfeldern, und rückwärts begränzt vom dichten hochstämmigen Forste, der sich bis zur Spitze der gar nicht unbedeutenden Uferberge hinaufzieht. Wir fuhren um Mount Nelson herum und befanden uns in einer ansehnlichen Erweiterung des Stromes, der hier wohl eine halbe Stunde breit seyn kann, völlig frei von allen Sandbänken und durchgängig so tief ist, daß selbst größere Schiffe ohne Gefahr sich dem Ufer bis auf geringe Entfernung nähern können. Eine kleine Ausbuchtung dieses schönen Wasserbeckens hat man zur Anlegung des Hafens benutzt, der an drei Seiten mit steinernen Werften eingefaßt und so tief ist, daß selbst Schiffe von 3 bis 400 Tonnen beim Ausladen sich hart an das Land legen können. Hobarttown, die Hauptstadt von Tasmanien, umgibt den Hafen und erstreckt sich landeinwärts in ein Thal, das durch hohe Berge, den Mount Wellington (3100 engl. Fuß) und einen Zweig des Nelsonberges gebildet wird. Als Stadt betrachtet imponirt freilich Sidney weit mehr, allein Hobarttown zieht jeden Empfänglichen an durch seinen ländlichern Charakter und die Schönheit der Umgebungen. Der erstere wird durch ein kleines Fort und eine Reihe recht stattlicher Waarenhäuser nicht zerstört, denn der Bergwald zieht sich bis an die äußern Straßen herab. Ich fand auch hier, obgleich erst nach längerem Suchen, eine Privatwohnung und freundliche Aufnahme in einer vor acht Jahren aus England eingewanderten Familie, die sich bereits in recht guten Umständen befand, obwohl sie mit geringen Mitteln angekommen war. Durch den Betrieb einer Kunsttischlerei und durch Sparsamkeit und Ordnung hatte der Familienvater sich nicht allein ein recht gut gebautes Haus, sondern auch einen Maierhof erworben, der gegen 200 Pfd. St. reinen Jahresertrag gewährte. In England war es demselben Mann nur mit großer Mühe gelungen sich und den Seinigen eine ärmliche Existenz zu sichern. Das Leben ist hier sehr theuer, in manchen Beziehungen kostspieliger als in England, obgleich Manufacturwaaren u. s. w. nur um weniges höher im Preise stehen als in Europa. Der Grund jener Theuerung liegt vorzüglich in den ausschweifend hohen Löhnen, welche Dienstboten und Handwerker darum ansprechen können, weil ihrer Zahl dem Bedürfnisse nicht entspricht und Concurrenz wohl nur in wenigen Geschäften eingetreten ist. Ein Diener ist nicht unter 25 Pfd. St. zu haben, erhält aber 40 Pfd.,

Digitized by Google

wenn er mit Pferden umzugehen weiß. Ein Haus, nur eben groß genug für eine nicht sehr zahlreiche Familie, kostet mindestens 60 Pfd. an Miethe. Die Preise der Restaurationen sind ungefähr wie in London, d. h. man zahlt für ein einfaches Mittagessen ohne Wein wenigstens drei Schillinge. Ein mittelmäßig gutes Reitpferd, welches in Norddeutschland etwa 100 Thaler werth seyn würde, kostet hier 75 bis 100 Pfd. Stuten sind noch theurer, indem die Farmers, der Zucht wegen, sie kaum veräußern wollen.

Hobarttown ist, wie erwähnt, nicht groß, allein sehr regelmäßig gebaut, reinlich und gut beaufsichtigt. Ich kenne manche deutsche Stadt von gleicher oder stärkerer Bevölkerung (15,200 Einwohner), die hinsichtlich der Straßenpolizei, der Beleuchtung, der Wasserleitungen und ähnlicher Einrichtungen nicht entfernt mit der Hauptstadt von Tasmanien sich vergleichen darf. Wenn man in Vandiemensland landet, fürchtet man zunächst auf Gesindel zu treffen, welches das Mutterland ausstieß, und selbst das Exil nicht bessern konnte. Allein man irrt sich, denn theils ist die Zahl der Verwiesenen hier nicht groß, theils ist die Polizei sehr aufmerksam und unnachsichtlich. In Neusüdwales fehlt es niemals an den obenerwähnten Bushrangers; sie haben bisweilen in gewissen Gegenden so zugenommen und sind dann so gefährlich worden, daß die männliche Bevölkerung ganzer Districte zu allgemeiner Treibjagd auf sie aufgeboten werden mußte. Solche entlaufene Sträflinge finden es doch leicht ihr Leben zu fristen, und erhalten von den schwarzen Eingeborenen Schutz und Beistand, indem sie diese dafür auf Raubzügen anführen. Allein auf Vandiemensland kennt man dieses große Uebel fehr wenig; die Züchtlinge sind zu gut gekannt und die Natur bietet dort viel zu wenige Hülfsmittel, um ein wildes Waldleben möglich zu machen. Die Classe der reich gewordenen Emancipisten, welche in Sidney so vielen Unfug veranlaßt, fehlt hier ganz, und daher findet hier nicht allein geselliger Umgang statt, sondern es herrscht auch im allgemeinen Tone eine wohlthuende Herzlichkeit und viel von der gerühmten, jetzt selbst in England seltenern ächtenglischen Solidität. Der schon im Aeußern der Bewohner europäischer Städte bemerkliche Rangunterschied verschwindet hier so ziemlich, weil die niedern Stände für jede Leistung sehr gut bezahlt werden, und daher nicht nur unter allen Umständen sorgfältig und feiner gekleidet einhergehen, sondern auch in ihren häuslichen Einrichtungen Comforts besitzen, an deren Erlangung Leute derselben Classe in Europa nimmermehr denken dürfen. Man lebt im Allgemeinen sehr häuslich, verhält sich weder so exclusiv wie in England oder in den Städten Nordamerika's, noch lebt man so im Saus und Braus wie in tropischen Colonien. Fremde werden daher sehr freundlich aufgenommen und finden selbst in dem höhern Kreise, welcher den Gouverneur (Sir John Franklin) umgibt, leicht Zutritt, allein sie würden gar bald von Langweile geplagt werden, sollten sie einer rigentlichen Beschäftigung entbehren. Es gibt ein Theater in Hobarttown, ein großes und schönes Gebäude, allein es steht nicht selten mehrere Monate ungebraucht da, oder dient Schauspielern, deren Vorstellungen man ohne Nothwendigkeit nicht leicht zum zweitenmal besuchen wird. Den Fremden öffnet sich außerdem ein Club, der mit derselben Absicht errichtet wurde wie die United-Service-Clubs in England und die in diesen gültigen Gesetze befolgt. Man hat da bisweilen Gelegenheit recht interessante Bekanntschaften zu machen, und trifft mindestens immer einige Reisende an, indem dieser Hafen von vielen Schiffen besucht wird, die von China und aus dem großen Ocean kommen oder dahin bestimmt sind. Kriegsfahrzeuge ziehen es vor hier einzulaufen, indem sie sich leicht und mit geringerem Aufwande Holz und andere Bedürfnisse verschaffen als in Sidney. Ackerbau ist bis jetzt der wichtigste Erwerbszweig dieser Insel, die wenig kleiner als Irland und im Allgemeinen sehr fruchtbar ist. Das Klima ist angenehm, niemals heiß, eher etwas zu feucht und im Winter nebelig, indessen wird das Urbarmachen des Bodens und Abnahme der Wälder sicherlich auch jene Feuchtigkeit vermindern. Schafzucht findet hier weniger Begünstigung durch die Natur als in Neuholland, und nimmt daher unter den Beschäftigungen des Landmannes nicht den ersten Platz ein. Vieh-, besonders aber Pferdezucht scheint künftig von Wichtigkeit werden zu wollen. Der Anbau europäischer Getreidearten wird eifrigst betrieben, und zwar fast ganz so wie in England. Man erkennt den Einfluß dieser gleichförmigen und sichern, aber niemals schnell bereichernden Beschäftigung auf Sitten und Umgangston auch hier. Die Farmers sind einfache, mäßige und anspruchslose Leute, und insofern sehr verschieden von den Pflanzern tropischer Colonien oder den großen Schafzüchtern in Neusüdwales. Ich habe wenigstens hier keine Spur bemerkt von der körperlichen Ausartung, welche angeblich die in Neusüdwales geborenen Engländer bezeichnet. Die Tasmanier, wie sie sich selbst nennen, von welchen freilich die ältesten kaum 35 Jahre alt sind (die Gründung der Colonie geschah 1803), sind eben so robust, wie Landleute gemeiniglich es sind in allen denjenigen Gegenden Englands oder Deutschlands, wo Fabriken noch nicht ihren verderblichen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt haben. Die hier geborenen Mädchen und Frauen sind meistens von sehr angenehmem Aeußern und besitzen viele Lebhaftigkeit, ein Reiz, der bekanntlich den Engländerinnen sehr abgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gewinn der Culis durch Auswanderung. Bekanntlich hat es in England und in Indien einen langen Streit gegeben, ob man den Culis gestatten solle, sich auf längere Zeit zur Arbeit in Mauritius zu verdingen. Die ostindische Compagnie war längere Zeit entgegen, vielleicht aus sehr eigennützigen Gründen, um den Zuckerbau in Mauritius eben so hinunterzudrücken, wie er auf den meisten westindischen Inseln hinabgedrückt ist. Indeß die Nothwendigkeit, den Zucker in England nicht auf einen zu hohen Preis steigen zu lassen, vermochte die Regierung in der Sache einen Machtspruch gegen die ostindische Compagnie zu thun, und die Auswanderung der Culis nach Mauritius wurde gestattet. Jetzt belegt ein indisches Blatt, der Spectator vom 16 Aug. v. J., die Nachricht, daß 70 Culis nach fünfjährigem Dienst auf Mauritius nach Indien zurückgekommen seyen, und die fast unglaubliche Summe von 34,000 Rupien als Ersparniß mitgebracht hätten, also beinahe 500 Rupien für den Kopf. Dieß wird wohl die Auswanderung nach Mauritius sehr vermehren, besonders da für das nächstr Jahr Indien abermals mit einer Hungersnoth bedroht seyn soll.

Der Hafen von Brindisi. Der alte Hafen von Brundusium soll wieder in seine frühere Wichtigkeit hergestellt werden; englische Ingenieurs sind beschäftigt ihn auszuräumen und erweitern zu lassen. Da auch eine Eisenbahn dahin im Werke ist, so kann man diese Verbesserung des Hafens von Brindisi als einen sehr wichtigen Schritt zur Erweiterung des Verkehrs von Unteritalien betrachten. (Litt. Gaz. 24 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1843.

Eine Tigerjagd.

(Nach dem Englischen.)

Eine solche Jagd ist immer, so oft man dergleichen auch erzählt hat, von mancherlei Vorfällen begleitet, die ihr wiederum ein neues Interesse geben. Dazu gehört auch nachstehende Erzählung von einer Jagd, die in der Umgegend von Heideradad im südlichen Indien stattfand.

„Wir hatten erfahren, daß in den Dschungeln ein Tiger hause, und ich eilte mich der Zahl der Jager anzuschließen, welche das Unthier in seinem Versteck aufsuchen wollten. Der Tag der Jagd war herangekommen, und unsere Elephanten warteten unsrer an der Thüre der Wohnung des Residenten. Der eine trug eine Truppe eingeborner Musikanten, welche die schmetterndsten Instrumente zu blasen sich anschickten; der zweite war mit einem vollständigen Assortiment von Feuerwerken beladen, um den Tiger zu beschießen, wenn er gerathen finden sollte in seinem Versteck zu bleiben, auf dem Rücken der übrigen befanden sich eine Art Käfige oder kleine Pavillons für die Jäger, die nicht mehr die ganze Gewandtheit der Jugend hatten, die letztern endlich bestiegen Thiere, die statt aller andern Ausrüstung nur mit dicken, gesteppten Teppichen belegt waren. Jeder von uns war mit einem Dolch und zwei Feuergewehren ausgerüstet; unsere Elephanten ließen sich auf den Knien nieder, um uns das Aufsteigen zu erleichtern, die Cornacs schwangen sich, jeder mit seinem Stachel bewaffnet, quer über den Hals der Thiere, und nun setzte man sich in Marsch. Wie man einigermaßen den Schritt eines Seemanns haben muß, um auf einem von den Wellen umher geschleuderten Schiff sich aufrecht zu erhalten, so muß man auch auf dem Rücken eines Elephanten sein Noviciat durchmachen, um den eigenthümlichen Gang eines trabenden Elephanten zu ertragen. Ich war bald fast seekrank und entsetzlich zerschlagen. Einige Erfahrung aber belehrte mich, daß es besser sey, den Stößen möglichst nachzugeben. Auf dem Wege hatten wir einen ziemlich tiefen Fluß zu durchsetzen, mein Elephant sprang hinein, verlor bald den Grund, und ich glaubte schon den Freuden der Jagd Valet sagen zu müssen, da bereits der Teppich auf dem ich saß, unter Wasser gesetzt war, und nur der Kopf des schweren Thieres noch aus dem Wasser hervorragte, wobei die Ohren das Wasser wie Ruder schlugen und der Rüssel mastartig emporstand.

Als wir durch ein Dorf kamen, lag ein Kind am Wege, ich glaubte es schon von den Füßen der Elephanten zertreten, aber der este hob es auf mit dem Rüssel, und legte es sanft auf das Dach eines Hauses nieder. Erfreut wie ich war durch diesen Beweis der viel gerühmten Liebe der Elephanten zu Kindern, fühlte ich bald mich gedegert, als ich sah, daß ein Cornac ohne allen Grund seinen Elephanten mit dem spitzigen Eisenstabe am Kopfe blutig stach. Das arme Thier ertrug es geduldig, ich erfuhr aber alsbald, daß ein Elephant seine Rache aufzusparen und abzupassen verstehe. Wir kamen endlich bei den Dschungeln an, wo die Musiker begannen, in ihre Instrumente zu stoßen; unsere Schaar fing an sich in Linie anzustellen und die Jagd nahm ihren Anfang. Es dauerte eine Viertelstunde, bis man die Spur des Tigers entdeckte. Endlich benachrichtigte uns ein Schuß, daß er aufgejagt sey, und bald sah ich ihn auf uns zukommen. Wir gaben Feuer zu gleicher Zeit mit den auf dem nächsten Elephanten befindlichen Jägern. Eine Kugel traf ihn, die andern kreuzten sich, glücklicherweise ohne Nachtheil für die Schützen. Das verwundete Thier kehrte um und verschwand in den Dschungeln. Während die Mehrzahl der Jager sich dahin wandte, hörte ich in einiger Entfernung ein herzzerreißendes Geschrei, ließ meinen Cornac dahin sich wenden, und erblickte bald ein furchtbares Schauspiel: der Cornar, welcher den Elephanten so mißhandelt hatte, war von dem zornigen Thiere mit dem Rüssel ergriffen, mit aller Macht zur Erde geworfen worden, und wurde nun von ihm mit den Füßen zerstampft. Als ich in die Nähe kam, war die Leiche nur noch ein unförmlicher Ballen. Nach vollbrachter Rache nahm das Thier seinen Weg zurück nach dem Dorfe.

Entsetzt begab ich mich zu meinen Jagdgefährten, wo sich bald eine andere Scene aufthat: der Tiger wollte nicht mehr heraus, und nun schoß man Raketen ins Dickicht ab, um den Tiger aufzuscheuchen. Unglücklicherweise fingen die Dschungeln Feuer, der Brand breitete sich aus, und einer der Elephanten, von Schrecken betäubt, war nicht mehr von der Stelle zu

Digitized by Google

bringen; die Jäger mußten absteigen, um sich zu flüchten. Die Flammen griffen um sich, und endlich sprang das Thier, wüthend vor Schmerz, in entsetzlichen Sprüngen heraus, eilte nach dem Fluß, stürzte aber, kaum auf dem andern Ufer angelangt, unter kläglichem Geschrei zu Boden. Wir näherten uns ihm — es war todt. Indeß dauerte der Brand mit Heftigkeit fort: alle wilden Thiere, auch die Schlangen suchten nach allen Seiten hin dem Flammenmeere zu entkommen; endlich erschien auch der Tiger, erhielt noch eine Wunde, entkam aber dennoch wieder nach dem Dorfe hin. Alles eilte nach, bald aber vernahm man zwei Schüsse, und von deren Knall geleitet kamen wir zu unserm furchtbaren Gegner, den die Kugel eines Bauern niedergestreckt hatte. Er war bewegungslos ausgestreckt und alles glaubte ihn todt, plötzlich aber erhob er sich wieder, stellte sich zum Sprunge, und einer unserer Gefährten, welcher sich ihm unvorsichtiger Weise zu sehr näherte, hatte kaum Zeit sich unter den Körper seines Elephanten zu flüchten. Wir folgten alle seinem Beispiel, und unsere Elephanten richteten, gleichsam um uns zu beruhigen, drohend ihre Rüssel empor. Der Tiger war einen Augenblick bestürzt, wußte nicht, welche Beute er wählen solle, machte endlich einen verzweifelten Sprung und fiel den Elephanten an, der die Musikanten trug. Wir hörten einen wilden Schrei und sahen, wie das wüthende Thier einem Gongschläger das Bein zerriß. Ein Dolchstoß machte, daß er den Unglücklichen losließ, und in demselben Augenblick packte ihn der Elephant, dem die Klauen die Haut zerrissen, mit dem Rüssel, und schleuderte ihn zu einer außerordentlichen Höhe empor. Als er wieder herunterfiel, gab er kein Lebenszeichen mehr, hatte sich aber gerächt, denn der Biß eines so gejagten Tigers ist vergiftet, und der arme Gongschläger unterlag bald seinen Wunden.

Ich hatte mir von der Jagd eine lebhafte Aufregung versprochen, aber kein so blutiges Schauspiel erwartet. Ein zertretener Cornac, ein vom Tiger zerfleischter Gongschlager und ein lebendig verbrannter Elephant, das war mehr Schrecken als nöthig war, um mich von der Luft künftig an solchen Jagden Theil zu nehmen, völlig zu heilen.

Skizzen aus London.

Engländer und Franzosen, London und Paris.

(Schluß.)

Dieser Mittelstand muß auf- und abwärts wohlthätig wirken: es ist der Mühe werth, die Thatigkeit dieses Sittlichkeits- und Bildungsexperiments in Paris zu beobachten. Hier müssen die in Frankreich und Paris so schroff hervortretenden Gegensatze mit England ausgeglichen werden, hier findet der philosophische, kosmopolitische Beobachter Beruhigung, während ihn das Bild der sogenannten Eleganz und Vornehmheit der obern und die grandiose Rohheit und Fahrlässigkeit der untersten Stände so unangenehm berührt. Das Lob, welches man Paris zu zollen hat, ist ohne diesen beruhigenden Blick in den Mittelstand ein gar zu materielles. Paris ist gegen London das Bereich der leichtern Magenbefriedigung. In London, wenn man nicht brittischen Verdienst hat, ist das Leben sehr theuer, in Paris wohlfeil. Die großgewachsenen Kinder der Continentalciviliſation können hier so recht con amore naschen, wohlfeilen Wein trinken, in oberflächlichem Luxus köstlich schmausen, zur Verdauung herumschlendern, mit dem Heer der Nichtsthuer auch nichtsthun, höchst vergnüglich die Zeit todtschlagen, nach Lust zungendreschen, den Weibern die Cour machen, in höhern Kreisen der glänzenden Leere des Salonslebens huldigen, die mühevollen Producte der neuesten schönen Literatur genießen, der Mode fröhnen, alle Varietaten des Bartes im Antlitze und den Anzug, die Glorie des Geckenthums, cultiviren, in einem Worte nach Vergnügen französiren. Dieß alles hat man in London nicht; in London ein ähnlicher Narr zu seyn, ist vorerst enorm theuer und dann schwer nachzuahmen. Englische Fashion, wie englische Sprache — beide sind gleich schwer; ja man kann am Ende leichter wie ein Britte sprechen, als wie ein Britte leben; London steht daher in der Schätzung der meisten Reisenden Paris weit nach, man athmet hier wieder frei, erholt sich vom Schrecken über die in London gemachten großen Ausgaben, geht zu Very, Vefour und ein langes et cætra weltberühmter Restaurateurs und Cafetiers, um sich für ein paar Franken weit gütlicher zu thun, als in London in einer mittelmäßigen Consumtionsanstalt mit dreimal so viel Shillingen! In Paris wird man Tag für Tag heiterer, in London bei dem Drucke der Großartigkeit und des Commerzes Regsamkeit Tag für Tag mißmuthiger, und man kömmt bald geisteskrank in Paris an, um sich curiren zu lassen, vor allem am Sonntag im frivolen Leben der elysäischen Felder des englischen Sonntags entsetzliche Langeweile zu vergessen, oder um einen höhern Maaßstab anzulegen, sich in den französischen Museen zu ergehen und zu erschauen. Das brittische Museum in London ist viel weniger behaglich, als der Louvre in Paris; um sich dort recht zu amüsiren, muß man Gelehrter seyn, hier im Louvre genügt schon oberflächliche belletristische Bildung. Ueber Malereien und vollständige Statuen urtheilt auch der Geck mit Herzenslust; um über die Elgin'schen Marmore reden zu können, dafür hängen ihm die Trauben zu hoch. Es gibt keinen Gelehrten, dessen Kenntnisse alle Objecte des ungeheuren Schatzes im brittischen Museum erfaßte; die Objecte des Louvre sind einem gewissen Bildungsgrade sammt und sonders erfaßlich. Nur wenige Reisende haben die englische Sprache in der Vollkommenheit inne, um mit Vortheil und Lust die englische Bühne genießen zu können, während die größere Kenntniß des französischen den Besuch der Pariser Theater so sehr erleichtert. Die Producte der englischen Dramatik stehen in ihrer ausgezeichneten Charakterzeichnung über den immerhin sehr bühnengerechten, aber charakterlosen französischen Conversationsstücken, von deren Uebersetzungen bekanntlich auch die deutsche Bühne lebt. Der Deutsche findet sich daher in Paris bald zu Hause, während er in London immer fremd, oder besser, entfremdet bleibt. Dort miethet er sich in einem Hotel Garni ein, allenfalls in thurmhoch gelegenem

Digitized by Google

Appartement sehr wohlfeil, ißt um zwei Franken bei den eesten Restaurateurs zu Mittag, oder selbst in fast nicht minder flitterhaft glänzenden Häusern um 32 Sous, besucht, wenn ihn das Queuemachen an den Theatern nicht verdrießt, um anderthalb Franken das Parterre selbst der berühmtesten Theater, um vier Franken selbst das Prachtparterre der großen Oper, cultivirt sich sogleich einen Bart, kleidet sich flunkerhaft französisch, flanirt Tag und Nacht durch die Straßen, weidet das Auge in den Passagen oder den Hauptstraßen, an den glänzenden, elegant ausgelegten Kaufmannswaaren, huldigt, wo es geht, dem Vergnügen, sieht gratis die großartigsten Kunstschätze, vermeidet auf seinen Wegen, namentlich im Regenwetter das Centrum von Paris, welches in solchem Wetter zu betreten immer ein Heldenstück ist, hält sich an den Börsenplatz, die Rue Vivienne, Richelieu, die obern Boulevards, und läßt das übrige Paris unberührt, geht zum Zeitvertreib in den Jardin des Plantes, um die Bären zu füttern und wie Hunde mit vorgehaltenen Brodbrocken aufwarten zu lassen; begibt sich, wenn es ihm in der Stadt zu enge wird, außer dieselbe, auf der Eisenbahn nach Versailles, um im Schlosse einen historischen Spaziergang zu machen, die Thaten von Chlodwig bis Ludwig Philipp in Gemälden beschauend, oder ergeht sich im haardeutelperiodischen, an geschichtlichen Thatsachen so erinnerungsreichen Parke, besucht eine Menge anderer Orte, lebt, wie es ihm gefällt, denkt wenig, plaudert viel, ißt und trinkt, hütet sich wo möglich vor den Orgien, und tröstet sich bei gestörter Gesundheit, wenn er dieselben nicht vermieden, damit, daß er sein Malheur in der ersten Modestadt der Welt gewissermaßen heldenmäßig errungen hat, ja brüstet sich sogar, wenn er zu solchem Unsinn Geck genug ist, mit seinem pariser Malheur — kurz er lebt in jeder Beziehung so recht à son aise. Und nun in London, dem Babel der Theurung für nicht englische Börsen! Nur mit allergrößter Vorsicht, mit einer Art Oekonomievirtuosität ist es ihm möglich, einigermaßen wohlfeil zu leben; er darf nun einmal durchaus nicht zu den Alltagsmenschen gehören, wenn es ihm im grundlosen, alles verschlingenden London, in der „Gorgeous Metropolis" gefallen soll; er kann unmöglich den Gecken spielen, denn als solcher erscheint er allen Britten ekelhaft abgeschmackt; gebärdet er sich in einer Art heldenmäßiger französischer Opposition in diesem Bereich, wo das Franzosenthum mit verachtendem Spotte behandelt wird, so spielt er eine wahrhaft miserable Rolle; eine nicht wenigee miserable aber, wenn er gar den englischen Dandy spielen will. Das englische Stutzerthum ist das kostspieligste der Welt; schon die allerletzten Nebensachen im Modekram des englischen Dandy kosten viermal mehr, als die gesammten Moderequisiten eines deutschen Stutzers; wer nicht Esterhazyisch reich ist, der lasse sich nicht einfallen, in der Modemenagerie der sogenannten feinen Welt einen Londoner Löwen vorstellen zu wollen. Und erst, wenn man auch solchen Mammon hätte, wie schwer ist es, gerade so und nicht anders löwenhaft seyn zu können, wie ein Londoner Dandy. Das englische Fashion ist so schwer als der Wiener Dialekt für den Braunschweiger, oder des letztern Dialekt für den Wiener; ein affenhafter Löwe ist in London unbeschreiblich abgeschmackt. Will man aber keinen Löwen spielen, so muß man in gewöhnlicher Sphäre bleiben, sich allerhöchst bescheiden, ja demüthigt vor John Bull benehmen, und alle Stärke des Charakters zusammennehmen, um nicht von der Menge und Größe der besehenswerthen Gegenstände erdrückt zu werden. Alles ist interessant, man muß selbst wider Willen die auf dem Continent gegen England gehegten Vorurtheile aufgeben, muß von Stunde zu Stunde mehr seine Kleinheit fühlen. Da sind keine kleinlichen, lärmenden Vergnügungen; das öffentliche Leben ist beschränkt, das englische, ausgebildetste Familienleben nur auf gute Recommandation zugänglich; findet sich in London schon der philosophische Spaziergänger bald gedrückt, so findet sich der Alltagsfremde bald erdrückt; will er sich nun mit unerlaubtem Vergnügen retten, so ist es vollends ganz verloren. Er wird daher besser thun, seinen Bündel zu schnüren, London Lebewohl zu sagen und dem genußreichen Paris zuzueilen, welcher Plan unter Hülfe von Dampf selbst in kürzester Zeit möglich ist.

In London wird der Fremde auch unwillkürlich zur Ordnung, Gesetzheit, Sparsamkeit und guter Sitte getrieben; er kann sich nur mit dem geltend machen, was er wirklich ist. Wir setzen den Fall, er sey ein tüchtiger, ächter Deutscher, verharrt er in London in diesem Charakter, so versagt ihm der Britte seine Achtung nicht. Der Deutsche steht hoch angeschrieben in Albion, es erkennt in dem Deutschen den Stammvetter und nach neuesten Industrieverhältnissen den Nebenbuhler; als beides ist der Deutsche beachtet und geachtet. Nur muß man nicht ängstlich zeitgenössischer Britte in allen Formen seyn wollen, wenn man sich nicht lächerlich oder gar verächtlich machen will. Ee kann sich den interessanten Genuß verschaffen, bei den Zeit und Raum zusammendrängenden Communicationsmitteln Land und Stadt in kurzer Zeit kennen zu lernen, allein alltägliche Genußsucht darf nicht seine Sache seyn. Um sich höhere Genüsse des Geistes zu bereiten, muß der Fremde mit bedeutendee Sprachkenntniß ausgerüstet seyn, um die dem deutschen Element so ähnliche und so zusagende Bühne genießen zu können; dann muß ee gegen Sonntagslangeweile gewaffnet und mit einem Spaziergang, oder bei schlechtem Wetter mit Zimmermeditation zufrieden seyn. Lebt man in Paris so leichtfertig und lustig, so muß man sich in London bequemen, würdig zu leben: fremder Dummkopf und Geck sind in London nun einmal nicht zu Hause. Wo sind in der Welt noch schneidendere Gegensätze als London und Paris, Engländer und Franzosen?!

Die Provinz Constantine,

welche so ziemlich zur Ruhe gebracht ist, erzeugt seit langer Zeit alles, was für die französischen Truppen nothwendig ist, und schickt sogar schon Korn und Vieh nach Algier. Korn bildet den Hauptreichthum dieser Provinz; das Land trägt zehnfältig, und würde weit mehr tragen, wenn der Boden besser gebaut wäre. Wenn der Feinde alle Eingeborenen dem Landbau zurückgegeben haben wird, dann kann die Bevölkerung und

die Armee das erzeugte Korn nicht mehr verzehren, und die Ausfuhr davon wird den Schiffen, welche jetzt von Bona mit Ballast zurückkommen, eine Rückladung geben, woraus der Handel Marseille's großen Vortheil ziehen könnte. Vieh ist in Constantine gleichfalls in Menge vorhanden, und es gibt Stämme, die ihre Heerden nach Hunderttausenden zählen. Man verbraucht zu Constantine 14,000 Rinds- und 40,000 Schaf- und Ziegenhäute. Trotz der ungeheuren Menge Wolle, die man zur Fabrication der Haiks und Burnus braucht, schätzt man doch die Masse Wolle, die man von Constantine nach den Märkten von Tunis bringt, auf 20,000 Centner. Die Kabylen fangen auch an die Bienenzucht zu vermehren, und Constantine selbst verbraucht jährlich 50,000 Kilos Wachs. — Man berechnet, daß Constantine gegenwärtig nach Philippeville jährlich für mehr als drei Millionen und nach Bona für mehr als eine halbe an Landeserzeugnissen schickt. (Fr. Bl.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mein Aufenthalt dauerte gerade lange genug, um mir Zeit zu einigen größern Excursionen zu gestatten. Man vermag mittelst kleiner Dampfboote, welche den Derwent und einen weit in das Innere dringenden Arm desselben befahren, die Reisen sehr zu beschleunigen. Zwei von diesen sind nebst den Maschinen in dieser Colonie gebaut worden, gewiß eine überraschende Thatsache, wenn man sich an das geringe Alter der Niederlassung erinnert. Der nördliche Theil der Insel ist mit dichtbewaldeten Bergen bedeckt, die eine mittlere Höhe von 2000 Fuß haben, und durch malerisch schöne, aber enge Thäler geschieden werden; die südliche Hälfte soll ebener seyn, und bietet an ihren tiefeingeschnittenen Küsten eine große Menge von Buchten und kleinen Häfen. Die meisten dieser Berge breiten sich auf dem Gipfel in Tafelebenen aus, die jedoch unfruchtbar und mit Felsen überschüttet erscheinen. Der Grünstein, der an vielen Orten in großen Massen vortritt und die wunderbaren Anhäufungen von Basalt geben vielen Landschaften jenen sehr romantischen Charakter, welchen man in Neuholland fast überall vermißt. Die zahlreichen Waldbäche bringen Leben in diese großentheils noch unbewohnten Wildnisse. Die Vegetation ist im Allgemeinen wie in Neuholland, allein die Wälder enthalten viele eigenthümliche Bäume, sind daher hochstämmig, schattig und feucht, und bergen manche seltenere Pflanzenformen, unter welchen ich besonders die baumartigen Farrnkräuter erwähnen möchte, deren Stamm oft 15 bis 18 Fuß hoch ist, und eine ungemein große, regelmäßig gewölbte Laubkrone trägt. Vor 14 oder 15 Jahren wäre es ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen sich ohne mehrere gut bewaffnete Begleiter in diesen Waldungen zu verliefen. Die schwarzen Eingeborenen schlichen sich damals oft bis in die Nähe der Stadt und verbargen sich, bis sie Gelegenheit fanden einen unvorsichtigen Weißen zu ermorden oder einen Maierhof zu überfallen, auszuplündern und anzuzünden. Sie hatten zeitig die Ueberzeugung erlangt, daß die Weißen, langsam, aber mit Sicherheit fortschreitend, nichts Anderes beabsichtigten, als sich endlich in Besitz der ganzen Insel zu setzen, und suchten dieses durch einen Buschkrieg zu verhindern, der den Engländern viele Menschen gekostet hat, und aller Anstrengung ungeachtet nicht zum Ende zu bringen war. Die Eingeborenen waren nicht allein sehr muthig, sondern auch genau mit dem Lande vertraut und sehr geübt in der gefährlichen Kriegsführung wilder Waldvölker, außerdem aber mit glühender Rachsucht gegen die Eindringlinge erfüllt. Man hat sie aber auch ohne Treue und Gewissen behandelt, und sich gegen die Eingefangenen große Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. In späterer Zeit scheiterten alle Versuche einer gütlichen Beilegung dieses verderblichen Kampfes an dem gerechten Mißtrauen der Wilden. Im Jahre 1830 hatten Räubereien und Morde in dem Grade zugenommen, daß die Regierung sich gezwungen sah ein Aufgebot aller waffenfähigen Männer zu erlassen. Man versuchte durch ein sogenanntes Sacktreiben, wie es deutsche Nimrode heißen, die gesammte schwarze Bevölkerung in einen Winkel der Insel zusammenzudrängen, um sie dann auf Einmal gefangen zu nehmen und fortzuschaffen. Eine Linie von parallel vordringenden Streifpartien, welche quer über die Insel reichte, trieb wirklich die Eingeborenen vor sich her, allein ehe sie sich ganz vereint hatte, schlichen eines Nachts die Wilden zwischen den Posten hindurch und begannen ihr altes Mordbrennerhandwerk. Man war in Verzweiflung über dieses Mißlingen eines wohlausgedachten Planes, der aber dennoch die Eingeborenen zu der Ueberzeugung gebracht, daß sie früher oder später erliegen würden. Einige Stämme überlieferten sich selbst, andere wurden durch einen Hrn. Robinson, der, wenn ich nicht irre, als Missionär nach Tasmanien gekommen war, überredet, und so geschah es denn, daß die Regierung endlich die lange beschlossene Versetzung nach einer Insel der Baß's Straße (Guncarriage-Island) zur Ausführung bringen konnte. Man transportirte die Schwarzen in schnell gemietheten Fahrzeugen nach ihrem neuen Wohnorte, hat aber hierdurch den Untergang beschleunigt, dem freilich auch auf ihrem vaterländischen Boden die Vandiemensländer eben so wenig entgangen seyn würden, als alle der Civilisation unzugängliche farbige Urvölker, die das Unglück gehabt mit Weißen in Berührung zu kommen. Jene Schwarzen sind mit ihrem neuen Aufenthalte sehr unzufrieden, obgleich sie von der Regierung mit allerlei Werkzeug, Kleidern, Decken u. s. w. ausgerüstet worden; sie klagen über den Mangel mancher Producte ihres eigentlichen Vaterlandes, zumal über das Klima, und sind schon zweimal durch so starke Epidemien ergriffen worden, daß binnen 30 — 40 Jahren ihr Stamm wahrscheinlich erloschen seyn wird. An die Stelle dieser vertriebenen, — man könnte wohl sagen vernichteten, — eingeborenen Horden ist eine weiße Bevölkerung getreten, die sich jetzt in der ganzen Insel auf 40,500 Köpfe beläuft, zwei Städte, Häfen und Landstraßen hergestellt, Schiffe und Dampfmaschinen gebaut hat, einen nicht unbedeutenden Handel treibt, sechs Point Stock Banken besitzt, sich thätigst bewegt und immer weiter ausbreitet. Alles dieses ist sicherlich ein großartiger Triumph europäischer Civilisation, und man könnte sich herzlich über ihn freuen, müßte man sich nicht dabei an das vielleicht naturgemäße, aber dennoch traurige Schicksal einer Bevölkerung erinnern, die vielleicht nicht culturfähig war, gewiß aber wie jede andere Menschenart Gefühl für Schmerz und Liebe zum Stammlande besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung von Malta. Nach dem im vorigen Jahe aufgenommenen Census beträgt dieselbe 114,499 geborene Malteser, mit Einschluß der Garnison etwa 120,000 Menschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1843.

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

Je mehr die Verbindungen Amerika's mit Europa sich entfalten, desto größeres Interesse gewinnt jedes Jahr die Auseinandersetzung der politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, wie sie der jedeswalige Präsident im Anfang Decembers bei Eröffnung der Congreßsitzung vorlegt. Am gespanntesten ist natürlich stets die Erwartung in England, wo man immer mehr, theils mit Furcht, theils mit Hoffnung auf das mächtig aufstrebende Nordamerika hinblickt. Nur wenige der englischen Blätter haben dießmal ihren Unmuth zu verbergen vermocht, und allerdings liegt in der Botschaft vieles, was für England, wenigstens insoweit dessen jetzige politische Macht und Stellung betheiligt sind, verletzend ist. Die Vereinigten Staaten — dieß ist der Sinn, welcher dem wichtigern Theil der Botschaft zu Grunde liegt — führen den Reigen im Kampf gegen Englands Meerherrschaft und Seegesetze, und sind entschlossen Englands Eingriffe in die Verhaltnisse der verschiedenen amerikanischen Staaten mit Kraft zurückzuweisen. Das Triumphgeschrei, welches die Amerikaner gleich nach Abschluß des Ashburton'schen Vertrags anstimmten, wird hier mit einer feinen Ruhe und Offenheit wiederholt, und noch mehr — die Concessionen, welche England dem mit Krieg drohenden Nordamerika gemacht hat, werden nur als Abschlagszahlungen bis auf weiteres angenommen. Die Sprache Nordamerika's ist der Art, daß sie binnen wenigen Jahren zum Krieg mit England oder aber zu einer wesentlichen Umgestaltung der innern Verhältnisse Englands, namentlich vor allem zur Aufhebung der Karngesetze führen muß.

Was zuerst das Durchsuchungsrecht betrifft, so sagt Tyler geradezu, Amerika sey aufgestanden als der Vorkämpfer für die Freiheit der Meere, und er hoffe, dieß Beispiel werde, wenn nicht von allen, so doch gewiß von einer der großen Mächte (d. h. von Frankreich) befolgt werden, und damit nicht zufrieden, gibt Tyler auch noch deutlich zu verstehen, daß den Engländern ohnehin das Durchsuchungsrecht als Mittel gedient habe den Handel anderer Nationen an der afrikanischen Küste zu stören, indem er sagt, daß nun „aller Vorwand wegfalle, dem amerikanischen Handel in jenen Meeren aus irgend einem Grunde in den Weg zu treten." Gleich auf diese sehr bittere Anspielung folgt die Erklarung, daß noch nicht alle Gebietsstreitigkeiten abgemacht, die Frage über das Oregon-Territory, d. h. das Gebiet des Columbiastroms, noch nicht beigelegt sey. Schon im vorigen Jahre hatte Tyler vorgeschlagen, eine Postenkette von den canadischen Seen bis ans stille Meer hinüber zu errichten, und jetzt wird dieser Vorschlag erneuert mit den Worten: „Ich möchte nichts vorschlagen, was im Widerspruch stünde mit den freundschaftlichen Unterhandlungen zur Bestimmung unserer Ansprüche in jener Gegend, aber eine kluge Vorsicht gebietet, Maaßregeln zu ergreifen, welche uns in den Stand setzen unser Recht zu behaupten." Der Gegenstand war schon bei den Unterhandlungen mit Lord Ashburton zur Sprache gekommen, die Engländer aber, welche im Besitze, wenn auch nicht im rechtlichen Besitze sind, und die Absicht verfolgen den ganzen Handel an der Nordwestküste Amerika's an sich zu reißen und wo möglich durch den Besitz von Californien sich darin zu behaupten, hatten durchaus nicht nachgeben wollen, und die Amerikaner, wie auch die Botschaft ausdrücklich bemerkt, vorerst sich mit dem begnügt, was der Vertrag ihnen gewährte, aber „eine richtige Staatskunst fordert, daß die beiden Regierungen allem aufbieten, um ihre respectiven Ansprüche in Ordnung zu bringen," und „obwohl die erwähnte Schwierigkeit noch auf mehrere Jahre hinaus den Frieden zwischen beiden Ländern nicht gefährdet, so wird doch nichts versäumt werden, Großbritannien die Wichtigkeit einer gänzlichen Beilegung dringend vorzustellen."

Wenn schon diese Bemerkungen einen ziemlich feindseligen Charakter an sich tragen, so ist dieß noch mehr der Fall hinsichtlich der Bemühungen Englands, den Vereinigten Staaten Feinde in Amerika selbst zu erwecken; „da wir" — so heißt es in der Batschaft — „sorgfältig uns der Einmischung in alle Fragen enthalten, welche die politischen Interessen Europa's betreffen, so dürfen wir wohl hoffen, daß auch die europäischen Regierungen sich der Einmischung in die Angelegenheiten der Staaten des amerikanischen Continents enthalten werden." Dieß heißt eigentlich auf eine höfliche Weise gesagt, England als eine

Digitized by Google

europäische Macht habe sich in die amerikanischen Angelegenheiten nicht einzumengen, und damit man nicht im Zweifel seyn könne, was damit gemeint sey, so folgt unmittelbar auf diesen Satz die Erzählung der Beilegung der Streitigkeiten mit Mexico, wo den neuesten Nachrichten zufolge der amerikanische Gesandte, General Thompson, den Präsidenten Santa Anna und die mexicanischen Minister äußerst friedfertig gesinnt fand, und ohne Mühe die Entschädigungsforderungen amerikanischer Bürger regulirte. Der Grund dieser raschen Beilegung ist sehr einfach: im Anfang des vorigen Jahrs hatte die englische Regierung, in Voraussicht eines Kriegs mit Nordamerika, die Mexicaner zum Angriff gegen Texas, d. h. eigentlich gegen die Vereinigten Staaten, aufgemuntert, hatte Geld und namentlich Land- und Seeofficiere geliefert. Bei der Ausgleichung der Streitigkeiten mit Nordamerika scheint stipulirt worden zu seyn, daß England solcher Schritte sich enthalte, und eine der neuesten Nachrichten aus dem mexicanischen Meerbusen besagt auch, daß England alle seine Land- und Seeofficiere aus dem mexicanischen Dienst abberufen habe. Mexico gab also, sobald ihm der Schutz Englands fehlte, in allen Stücken nach, und setzte auch die Gefangenen in Freiheit, welche im Spätjahr 1841 auf der wahrhaft räuberischen Expedition von Texanern und Nordamerikanern nach Santa Fé von den Mexicanern gefangen genommen und nach Mexico gebracht worden waren. Hr. Tyler nannte diese Gefangennahme widerrechtlich, welchen Ausdruck er allerdings hätte sparen können. Man ersieht indeß aus diesen Umständen, wie viel England den Yankees nachgegeben hat, wie wenig diese noch befriedigt sind, und wie sehr sie glauben auf die Verlegenheiten Englands pochen zu können. Die Erklärung dieser Stimmung liegt weit minder in den politischen Verhältnissen Englands zu Europa und namentlich zu Frankreich, als in einem einzigen Satze der Botschaft, welchen Tyler wohl nicht ohne Absicht allen andern voranstellte. Nach der Stelle, wo er der Vorsehung dankt, daß sie ihre Gaben in Fülle über das Land ausgegossen habe, fährt er fort: „während in andern Ländern angestrengter Fleiß nur mit Mühe die Mittel des Unterhalts gewinnt, ist das größte Uebel, welches wir zu befahren haben, ein Ueberfluß an Bodenerzeugnissen über den einheimischen Bedarf. Dieser Ueberfluß sucht einen Markt in andern Ländern, und findet ihn nur mit Schwierigkeit.“ Das heißt mit andern Worten: in England leiden die Arbeiter Noth und können oft nicht einmal das Leben feisten; wir haben Lebensmittel im Ueberfluß und verlangen nichts als solche absetzen zu können und gegen Industrie-Erzeugnisse auszutauschen, also — Abschaffung der Korngesetze in England, ohne welche an keinen Frieden und keine Ausgleichung mit Amerika zu denken ist. Sobald Nordamerika seine Erzeugnisse frei nach England absetzen kann, wird es den unglücklichen Fabricanten nicht an Arbeit fehlen; aber England muß dann auch auf sein Bestreben verzichten, in Canada ein neues, den Vereinigten Staaten feindseliges Reich begründen zu wollen, mit andern Worten, es soll sich in die innern Angelegenheiten des amerikanischen Continents nicht mischen. Nordamerika hat allzu gute Mitkämpfer an der englischen Mittel- und Arbeiterclasse, um nicht endlich doch gegen die Bestrebungen der englischen Aristokratie und ihre Herrschsucht durchzudringen.

Ueber die innern Verhältnisse ist Hr. Tyler ziemlich sparsam mit Auseinandersetzungen, und das Meiste betrifft wiederum die Geldverhältnisse, sowohl der Union als des Landes überhaupt. Er schildert den Gang des Papierunfugs, wie die Masse des Papiergeldes von 61,323,892 Dollars im J. 1830 auf 149,185,890 Dollars am 1 Januar 1837 gestiegen, und dann in wenigen Jahren unter den Stand im Jahre 1830 gesunken sey, historisch klar, deutet auf die Erschütterungen hin, welche das Vermögen der Staaten und der Einzelnen dadurch erfahren und macht mit Nachdruck auf den Umstand aufmerksam, wie sehr die Zahlungsunfähigkeit mehrerer Staaten auf den Credit der Union, welche doch stets redlich ihre Verpflichtungen erfüllt, eingewirkt habe. Wir können indeß hier nicht unterlassen zu bemerken, daß der von der Regierung eingeschlagene Weg der Baarzahlung der Zölle und eines gegen früher ziemlich hohen Tarifs wesentlich günstig auf die Papiere der einzelnen Staaten und den Credit derselben zurückwirken muß. Die Höhe der Zölle, welche sogleich baar bezahlt werden müssen, wirkt wesentlich einer leichtsinnigen Vermehrung der Einfuhr entgegen, und die Summe der Einfuhren bleibt deßhalb hinter der der Ausfuhr zurück. Dieß hat einen für England sehr ungünstigen Wechselcurs zur Folge, der Baarsendungen veranlaßt, und um diesen Baarsendungen möglichst auszuweichen, sendet man die amerikanischen Staatspapiere als Zahlung nach Amerika, und diese finden jetzt, wo baares Geld in Fülle vorhanden ist, bereitwillige Käufer, wenigstens die Papiere derjenigen Staaten, welche ihre Zinsen bezahlen, und dieß ist doch bei weitem die Mehrzahl. Die wenigen Staaten, welche ihre Interessen temporär nicht gezahlt haben und zum Theil auch wirklich nicht zahlen können, weil der mangelnde Absatz ihrer Producte eine gänzliche Stockung des Verkehrs und einen völligen Mangel an Ausgleichungsmitteln erzeugt hat, werden wohl bald das Aeußerste aufbieten müssen, um dem Beispiel der andern zu folgen.

Dieser Mangel wurde noch vermehrt durch die Creditlosigkeit der Banken und das Mißtrauen gegen alles von Privaten ausgegebene Papiergeld. Hier nun muß die Regierung einschreiten, und darum erneuert Tyler seinen alten Vorschlag eine Regierungsbank zu errichten, einen sogenannten „Fiscal-Agent,“ welche unter anderem berechtigt wird, für 15 Millionen Dollars Papiergeld auszugeben. Der Umstand, daß Webster, eines der Häupter der Whigpartei, in einer neulichen Rede geradezu erklärte, man könne bei dem gegenwärtigen Stand der öffentlichen Meinung auf keine andere Nationalbank rechnen, ist über diesen Punkt ziemlich entscheidend: das Mißtrauen gegen alles von Privaten ausgegebene Papiergeld ist zu stark und stört den Gang des Handels ungemein, da man den innern Verkehr, die Ausgleichung zwischen den Seestädten und dem innern Lande nicht mit kostspieligem Hin- und Hersenden baaren Geldes bewerkstelligen kann. Die hier entstandene Lücke muß die Regierung durch das von ihr garantirte Papiergeld

Digitized by Google

auszufüllen suchen. Ob die Whigpartei die ihr noch bis zum März d. J. verliehene Macht dazu gebrauchen wird, die Maaßregeln der Regierung wie im vorigen Jahre zu hemmen, steht dahin, auf keinen Fall aber kann sie den Gang der Dinge wesentlich stören. Die Regierung verharrt bei dem System der Baarzahlung der Zölle, und sucht dasselbe nur durch die Einführung des Entrepotsystems den Einzelnen zu erleichtern, da sonst aller Einfuhrhandel in die Hände einiger großen Capitalisten fiele. Die Wirkungen zeigen sich allmählich in England, wo die Regierung, wie wir an einem andern Orte zeigen werden, Gegenmaaßregeln zu ergreifen sucht; indeß können dieselben, so lange die Korngesetze dauern, nur von untergeordneter Wirkung seyn.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß in Amerika alles von Parteigeschrei abhänge: es gibt Staatsmaaßregeln, die über alles Partei-Interesse hinausreichen, und dazu gehört die Einführung eines ziemlich hohen Tarifs, der wohl vielleicht nach Tylers Vorschlag im Einzelnen, aber nicht im Ganzen verändert werden wird, so wie der Kampf gegen die englische Geldübermacht überhaupt, welcher seit sechs Jahren mit abwechselndem Erfolg geführt wird, und wozu die Botschaften Van Burens und Tylers, die letzte hier besprochene nicht ausgenommen, die bedeutendsten offenen Documente bilden.

Eine alte Stadt bei Fakhos in Unterägypten.

(Nach dem Journal einer Reise in Unterägypten und dem Delta. Col. Mag. Dec. 1842.)

Wir zogen durch die kleinen Dörfer Beniadi, Dschesiret el Schreich und El Fedadna, worauf wir in der Nähe von Fakhos auf die Ruinen einer großen Stadt stießen. Die hohen Trümmerhügel gleichen in Form und Lage denen zu Budastos, und schlossen, wie zu Metadil, eine in der Mitte gelegene Anzahl Häuser ein, welche nie höher als auf der ursprünglichen Grundlage angelegt gewesen waren. Dieser Raum war nicht bloß ausgedehnter als der frühere zu Budastos,*) sondern Straßen, Plätze und Privatwohnungen waren auch noch in Anbetracht des Materials, aus dem sie bestanden, nämlich der oft erwähnten an der Sonne getrockneten Backsteine, in einem merkwürdig gut erhaltenen Zustand. An einer Stelle steht noch ein gewölbter Thorweg, und seine gegenwärtige Isolirung läßt beinahe glauben, daß er nicht der Eingang einer einzelnen Wohnung, sondern das Verbindungsthor zwischen zwei Stadtquartieren bildete. Einige der viereckigen Plätze sind vollkommen erhalten, aber sehr klein, denn sie haben kaum 300 Fuß auf jeder Seite; die Straßen scheinen eng und ohne Ordnung, wie die der ägyptischen Städte jetziger Zeit, und die Privatwohnungen waren niedrig und eng, hatten augenscheinlich keine Dächer, sondern waren vielleicht von Bäumen beschattet, da der Zutritt der Luft stets angenehm und Schutz gegen Regen nicht nothwendig war. Das Mauerwerk ist selbst in seinem jetzigen Zustande allem, was gegenwärtig in Aegypten aufgeführet wird, weit vorzuziehen, die Backsteine gleichförmig groß, die Schichten regelmäßig gelegt, und der Kitt vortrefflich, kurz die Dauerhaftigkeit der aus solchem Material aufgeführten Gebäude, welche so viele Jahrhunderte lang sich erhielten, zeugt hinreichend für die Vortrefflichkeit der Bauleute.

Mit Vergnügen fand ich hier eine mindestens theilweise Erklärung für eine Sache, die bis jetzt noch immer nicht hinreichend aufgeklärt ist, nämlich die ungeheure Masse zerbrochener Töpferwaaren, die man stets über die Oberfläche der kleinsten wie der größten Ruinen ausgebreitet findet. Der übermäßigste Gebrauch von Töpfergeschirren in den Wohnungen scheint unzureichend, diese mächtigen Haufen zu erklären, wenn man nur Bruchstücke zerschlagener Gefäße, als zu weiterem Gebrauch unnütz, auf den Boden warf. Dieß scheint aber nicht der Fall gewesen zu seyn. Unter den Grundlagen der zerstörten Gebäude fanden sich hier große, 12″ bis 15″ im Durchmesser haltende und aus feiner, gut gebrannter Erde bestehende Röhren, um das Wasser nach jedem einzelnen Hause zu leiten. Auch die Mauern waren etwa vier Backsteine dick, und der Zwischenraum zwischen den äußern und innern Backsteinen mit abwechselnden Lagen von Kitt und zerbrochenen Töpfergeschirren aufgefüllt, was dem Bau eine große Festigkeit gab; wahrscheinlich wurden also zu diesem Ende die Scherben gesammelt. Bei Zerstörung dieser Stadt durch Feuer oder andere Mittel zerbrachen die an der Sonne gedörrten Backsteine zuerst und zerfielen in Staub, während die Töpferscherben dem Feuer wie der Luft widerstanden und unverändert blieben.

Unter diesen Ruinen, welche gegenwärtig eine Lieue im Umfang haben, während die alte Stadt, nach der Zerstreuung der Trümmer in allen Richtungen zu schließen, ursprünglich einen viel größeren Raum eingenommen zu haben scheint, sahen wir keine Spuren eines Tempels oder öffentlichen Gebäudes; Theile von solchen mögen indeß unter einigen der Haufen in der Mitte der Stadt vergraben seyn; über diesen Schutthaufen scheint man niemals mehr gebaut zu haben, denn sie bestehen ganz aus Asche, verbrannten Backsteinen und stark calcinirten Thonscherben; der Ueberrest ist ein ausnehmend feiner Staub, und beweist ohne allen Widerspruch, daß einst Feuer die alte Stadt zerstört habe, wovon überdieß auch der ganze südliche Theil die unzweideutigsten Spuren zeigt.

*) S. Nr. 278. Jahrgang 1842.

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Adelaide, Südaustralien, 13 Mai 1842.

Hätte ich nicht den festen Entschluß gehabt mich durch nichts irren zu lassen, so hätte beim Landen an der Südküste von Neuholland Kleinmuth mich ergreifen müssen. Sicherlich bin ich nicht der erste, der hier, ehe er den Fuß auf festen Boden setzte, den Wunsch in sich fühlte

Digitized by Google

daß ihm das Schickſal baldige Entfernung vergönnen möchte. Dem einzelnen fallen dergleichen Gefühle nie ſo ſchwer auf das Herz als Familienvätern, und wie viele der letztern mögen mit kummervollem Auge dieſe niedrigen, theils ſumpfigen, theils ſandigen Geſtade betrachtet haben, die ihnen die auf immer verlaſſene europäiſche Heimath erſetzen ſollten! Zu allem Glück aber ſind die Sachen nicht immer ganz ſo ſchlimm, wie ſie auf den erſten Anblick erſcheinen. So auch hier, denn hat man ſich einmal an die unmalerieſche Natur Auſtraliens gewöhnt und ausgeſöhnt mit dem langweiligen Bilde des Landes, ſo findet man daß es ſich hier am Ende auch leben laſſe, und daß zwiſchen dieſen dünnbebuſchten Hügeln manches freundlichere oder doch fruchtbare Thal liege, in welchen der praktiſch-proſaiſche Menſch mit Vortheil ſeine Hütte bauen könne. Von Hobarttown nach kurzer und glücklicher Seereiſe hier ankommend, ſah ich eine Küſte vor mir, deren Sterilität mich eben ſo in Verwunderung ſetzte, als bald nachher der Anblick der Stadt Adelaide alles übertraf, was ich hinſichtlich der Fortſchritte neuer Colonien für möglich gehalten hatte. Ein unabſehlich weit fortlaufender Seeſumpf, bedeckt mit Binſen und niederem Gerötheig, hin und wieder durch offene Waſſerflächen unterbrochen, aber nirgends einem Boote zugänglich, faßt den ſandigen, neuholländiſch dünn und ſchattenlos bewaldeten Strand ein. Weiter nach dem Innern zu erheben ſich flache dünenartige Hügel, die faſt kahl erſcheinen, bei näherer Unterſuchung aber bedeckt gefunden werden mit ſparrigem Buſchwerk und beſonders dem ſonderbaren Grasbaume, der einen ſchlanken, palmenartigen Stamm macht, aber ſtatt einer mächtigen Krone ſchöngeformter und glänzend grüner Blätter nur einen ſtruppigen, grauen Grasbüſchel trägt. Solche ſind allein die wenigen und armſeligen Beſtandtheile der Küſtenlandſchaft, des gerühmten Südauſtralien, des neuen Eden, dem Schaaren von Einwanderern ſeit einigen Jahren zugeſtrömt ſind, wo viele Tauſende von Pfunden mißglückenden Speculationen geopfert wurden oder durch betrügeriſche Käufe verloren gingen, wo jetzt erſt eine größere Zahl der Bewohner die Früchte der Erfahrungen zu genießen beginnt, welche ihre allzu raſchen Vorgänger für den Preis völliger Verarmung oder langedauernder Noth eintauſchten. Wir landeten an einem gut gebauten Damm, verfolgten eine hohe und breite Straße, welche den Strandſumpf durchſchneidet, und befanden uns in Adelaide, der Hauptſtadt von Südauſtralien. Wer von dieſer geographiſchen Wahrheit nicht auf anderem Wege Kenntniß erlangt hätte und ſie aus dem Charakter dieſer pilzgleich aufgeſchaffenen Stadt errathen ſollte, würde allen Anhalt entbehren und nie zum Reſultate kommen, ſo engliſch, ſo durchaus engliſch iſt alles, was man hier um ſich ſieht. An 16 oder 1700 Häuſer, von welchen wohl die Hälfte maſſiv iſt, ſind in regelmäßig ſich kreuzende Straßen vertheilt, Dachziegel, Schiefer, Thüren, Fenſterladen, Klingelzüge und eiſerne Gitter ſind aus England gebracht worden, der Bauſtyl iſt nach dem engliſchen Muſter, zierlich, aufgeputzt und etwas vornehm; in den Gaſſen bewegen ſich zahlreiche Menſchen, ſo gekleidet, daß ſie zur Stunde unbemerkt in London einhergehen könnten; ſelbſt die Verkäufer von Landesproducten ſind wie diejenigen Altenglands angethan, mit gleichen Karren, Maaßen, Gefäßen verſehen, und ſprechen in gleich eigenthümlichen Kunſtausdrücken wie jene daheim. Mit Einem Worte, was man ſieht iſt ein Stück von England, nur nicht von Englands ſchönem Grün, verſetzt an die Südküſte Neuhollands. Eben ſo aber wie die Natur dieſes Welttheils aller poetiſchen Reize entbehrt, ſo verhält es ſich auch mit dieſer neuen Schöpfung der Menſchenhand. Kein irgend erfaßbarer Charakter hängt der letztern an, es wäre denn, daß man die Wiederholung des europäiſch Regelrechten, Flachen, Zahmen in den Wohnungen, dem Leben und den Sitten der Coloniſten bemerkenswerth finde. In andern neuen Niederlaſſungen verhält ſich dieſes doch nicht ſo. In Nordamerika iſt nirgends ein eigenthümlicher Charakter zu verkennen. Bei Reiſen im Innern jenes Landes wird man, ungeachtet der überall bemerklichen Civiliſation, nie vergeſſen können daß man ſich fern von Europa befinde, und daß alles, was man ſieht, von der freundlichen Landſtadt bis zum Maierhofe des Deutſchen, — dem der Yankee nachſagt, er ſorge mehr für gute Wohnung ſeiner Kühe, als der eigenen Familie, — und bis zum Blockhauſe des Squatters am Miſſiſippi nicht das Werk eines Tages iſt. Die Anſicht der Niederlaſſungen ſelbſt lehrt es, daß ſie eine Geſchichte, wenn auch eine kurze, haben, daß hier manches große Hinderniß durch die Ausdauer einzelner überwunden werden mußte, daß manches Opfer vergebens gebracht wurde, daß viele Thränen gefloſſen ſind, viele Leben verloren gingen, ehe aus den geringen, mit kleinen Mitteln gemachten Anfängen etwas Ganzes und Großes heranwuchs. Ich glaube nicht, daß es in Amerika, von Canada bis Patagonien, eine Colonie gibt wie jene von Südauſtralien, die daheim fertig gemacht, ſauber verpackt und gehörig verladen wurde, und mit allen Beſtandtheilen, vom Gouverneur bis zum Büttel, ſo vollſtändig verſehen war, daß man nur nöthig hatte bei den Antipoden den hübſchen Bau ſogleich zuſammenzuſetzen, und ſich über die wunderbare Verwandlung einer neuholländiſchen Wüſte in eine engliſche Provincialſtadt mit zahlreichen Kaufläden, Dragshops, Clubs und ähnlichen ſchönen Dingen mehr kindlich zu freuen.

Südauſtralien lieferte einen Beweis, daß England Mittel beſitze, um Staunenswerthes zu leiſten, aber auch genug unbeſonnenen Speculationsgeiſt habe, um ſich an die unſicherſten Unternehmen zu wagen. Vor kaum ſechs Jahren haben engliſche Capitaliſten eine Colonie auf einem eben nicht dankbaren Boden gegründet, die bald auf eigenen Credit große Geldſummen vorgeſtreckt erhielt, und ſicherlich einſt viele Bedeutung erlangen wird. In andern Welttheilen und in früheren Zeiten war die Begründung europäiſcher Niederlaſſungen ſtets mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Fortſchritte aber geſchahen ſelbſt da nur langſam, wo alle Umſtände ſich günſtig verhielten. Man erinnere ſich, mit welcher Menge von phyſiſchen und moraliſchen Hinderniſſen der abſchreckendſten Art die nordamerikaniſchen Colonien zu ringen hatten, wie lange Zeit dieſer Kampf fortdauerte. Die Coloniſten jener Zeit waren freilich auch von anderem Schlage als die heutigen Auswanderer; ſie trugen vieles von dem Charakter in ſich, welcher Helden und Märtyrer hervorbringt. Nach Südauſtralien hat man eine weiße Bevölkerung und alle Einrichtungen Englands mit Einemmal verpflanzt. Allein daß jede Schöpfung ihre Entwicklungsperioden durchlaufen müſſe um zu gedeihen, und daß dieſer naturgemäße Gang nirgends ohne Schaden unterbrochen werden könne, dieſes hat man auch im vorliegenden Fall erfahren. Lobpreiſende Artikel über die fabelhaft ſchnelle Entwicklung von Adelaide haben über England ſicherlich auch nach Deutſchland ihren Weg gefunden; an Ort und Stelle geleſen haben ſie viel Lächerliches, und können wohl ſogar zum Unwillen reizen. In dieſer neuen Niederlaſſung iſt vieles nur auf äußern Glanz berechnet, die ſprüchwörtliche altengliſche Solidität wird gar ſehr vermißt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1843.

Iwan Kaczuryn.

(Eine Novelle von Szuman nach einer wahren Begebenheit des Jahres 1830. Tygodn. lit. Nr. 43—45.)

I.

Freundlich sind die polnischen Lande, wenn der junge Frühling von seiner jährlichen Wanderung wiederkehet, mit verschwenderischer Hand das liebliche Grün über die von der Winterkälte entblößten Bäume hinstreut, von den Feldern den Schneeschleier zurückwirft, den Teppich des grünen Winterkorns weit ausbreitet, die frischen Wiesen mit bunten Blüthen schmückt und mit murmelnden Bächen durchschneidet. Gleich jungen Rossen, die nie den Sattel getragen und schnaubend und bäumend herumtollen, strömen dann die jungen Flüsse dahin, und unterwühlen da und dort die unmächtigen Ufer. Freundlich sind die polnischen Lande im Frühling, wenn die schnelle Lerche neuerdings die vaterländische Flur begrüßt, und mit lieblichem wohlbekanntem Gesang den fleißigen Landmann zur Arbeit lockt, wenn mit Sonnenaufgang die Pfeife des Hirten ertönt über den niedern Strohdächern des zerstreut gelegenen Dorfes. Brüllend wandert das Vieh dahin, die Pflüge knarren und die Wagen kreischen. Junge Hengste schießen wie kühne Adler im Fluge durch das ganze Dorf in raschem Wettlauf, und hüllen den ganzen Weg in eine Staubwolke ein, auf Teichen und Pfützen sammeln sich Enten und Gänse mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft, wackeln mit den runden Köpfen, wie die Juden am Gerichtstage, und erfüllen die Luft mit ihrem zügellosen und durchdringenden Geärm. Der erste Elegant des Dorfes, der Herr Hahn, geschmückt mit rother Mütze und silbernen Sporen, schreitet, wie in tiefe Gedanken versunken, an seinem Zaune hin, und voll Zorn, daß Niemand seiner achtet, mahnt er mit gezogenem hohlem Geschrei an seine überaus wichtige Person, während die alte Henne sorglich mit dem Fuße den Sand auseinanderscharrt, und mit gebrochener Stimme einmal ums andere ihre gackelnde Nachkommenschaft ausschilt. Kurz, wohin man blickt, wohin man das Ohr richtet, allenthalben ist Lärm, Bewegung, Leben und Munterkeit. Aber wenn der düstere Wintertag mit seinem gleichförmigen Schneegewand wie mit einem Leichentuch die weiten Felder deckt, wenn dieser böse Feind der Freude die farbigen Blüthen von Wiese, Feld und Wald abreißt, und auf den heimischen Linden und Eichen die Farbe der Hoffnung nicht bleibt, sondern nur traurige, graue Zapfen noch an den röthlichen Fichten hängen, wenn rauhe Nebel die warmen Strahlen der Sonne verdecken, dann ist es auch dem Menschen schwer, traurig und unfreundlich ums Herz.

So war es auch im Winter des Jahres 1830 im Dorfe Jankow am Styr. Obgleich dort seit vielen Jahren auch im Frühling keine große Freude geherrscht, so lächelt doch die frische freudige Natur dem trüben Herzen nur noch mehr und tröstet es in seinem Kummer. Aber jetzt im Winter war das eine wie das andere trübselig, und die Menschen nicht fröhlich. Dennoch fanden sich dort drei so fröhliche Menschen, wie man sie nur finden kann, die trotz der strengen Kälte und des finstern Himmels, trotz der nackten Felder, des tiefen Schnees und der trübseligen Nachbarn in der sichern Hoffnung künftigen Glückes sich der innigsten Freude hingaben. Dieß war Iwan Kaczuryn, seine Braut Olechna und deren schon betagte Mutter Makryna.

Iwan, der Sohn eines alten Soldaten Kosciusko's, war der Förster der Herrschaft zu Jankow. Im ganzen Umkreis kam ihm kein junger Bursche gleich. Hochgewachsen, breitschulterig, hätte er einen Bären mit Einem Schlag hingestreckt. Auf dem männlichen Gesicht stach der schwarze Schnurrbart ab über den blühenden Lippen, und die kohlschwarzen Augen brannten wie Feuer unter der dichten Braue der hohen Stirn, auf der eine reine, schuldlose Freude längst ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Er hatte frühe Vater und Mutter verloren, und wuchs sich selbst überlassen zum arbeitsamen Burschen heran, der schon seit einigen Jahren das Vertrauen der Herrschaft genoß und den Wald besorgte. Neben seiner Hütte wohnte die alte Wittwe Makryna mit ihrer 17jährigen Tochter Olechna. Eine Kuh und ein kleiner Garten war ihr ganzes Besitzthum, das ihr nebst einigen Früchten, welche sie als verwittwetes Bauernweib erhielt, kaum die nothwendigsten Bedürfnisse lieferte. Ihr ein-

Digitized by Google

zigee Schatz war eine Tochtee, frisch, wie ein junges Reh, zierlich wie eine Taube. Ihee eabenschwarzen Haare in lange Zöpfe geflochten, fielen ihr auf den von der Sonne etwas verbrannten, aber dennoch feinen Hals und die runden Schultern hinab, und die kleine Nase schied zwei pechschwarze Augen. Obwohl arm, hatte sie doch selbst unter den reichen Hereenföhnen ihre Freier, aber allen zog sie ihren Nachbar Iwan vor, dee duech sein gutes Herz, seinen stets willigen Beistand und seine treue Liebe eben sowohl, wie durch sein munteres Gesicht und seine männliche Gestalt ihr Herz gerührt hatte. Schon lange hatten sie sich das Wort gegeben, und warteten nur das Ende des Advents ab, um mit dem neuen Jahre sich zu verheeaathen und ein neues Leben zu beginnen.

Die alte Mutter weinte vor Freude, wenn sie auf ihee geliebten Kinder sah, bat Gott um ein langes Leben, nur um noch Enkel wiegen zu können, segnete das junge Paar, und erwaetete, so ungeduldig wie sie selbst, den Tag ihrer Hochzeit.

II.

„Was ist denn dort Schwarzes an der Herberge; ich sehe nicht recht," fragte die alte Makryna, welche gerade die Vorbereitungen zu dem Christabend machte, ihre Tochter, und wies auf den Weg, auf welchem in langem Zuge etwas graues nach dem benachbaeten Dorfe Jaworow hinzog. „Ei, das sind ja Soldaten," sagte die Gefragte, „oder ich sehe auch nicht recht — aber Iwasko hat gute Augen, der kann uns sagen was es ist."

Iwan wurde gerufen, sah eine Weile hin, und rief dann: „Bei den Wunden des lebendigen Gottes! das ist eine Schaar Moskowiten, die nach Jaworow zieht!" Und halblaut murmelte er vee sich hin: „o ja, jetzt weiß ich, was dort aufgeht!"

„Herr Gott, verstoße uns nicht aus deiner Obhut!" rief die alte Makryna. „Waeum schleichen denn diese Teufel aufs neue hier herum?" Olechna, welche die letzten Worte Iwans gehört hatte, frug ihn: „was ist denn das, was du mir so sorgfältig verbiegst, darf ich es nicht wissen?" — „Du wohl," erwiederte Iwan, „aber jener Graukopf nicht; du sollst es bald erfahren." Aber Olechna, deren Neugierde duech das etwas geheimnißvolle Wesen ihres Geliebten noch mehr geschärft war, drang nur noch stärker in ihn, ihr die Sache zu erklären. „Sag' es mir jetzt," fuhr sie schmeichelnd fort, „deine Worte beunruhigen mich, denn ich merke schon seit der vorigen Woche, daß dir etwas auf dem Herzen liegt, und jetzt siehst du aus, als ob du vor den Moskowiten erschräckest. Fürchtest du, sie möchten dich zum Recruten nehmen?"

„Auch das liegt mir auf dem Herzen, aber noch etwas mehr, was ich dir jetzt sagen will, denn es darf nicht länger ein Geheimniß für dich seyn. Als ich am letzten Sonntag mit Maryn, dem Knecht unsers Nachbars Ostasiew, zur heiligen Messe und zur Predigt gegangen, traten wir auch in die Schenke und fanden dort den Jager der Herrschaft von Jaworow, mit dem wir ziemlich bekannt sind. Der nahm mich auf die Seite und erzählte mir, er habe von seiner Herrschaft gehört, daß die Herren Lachen die Moskowiten aus Warschau vertrieben und allenthalben geschlagen hätten; der junge Herr wolle zu ihnen gehen und ihn mit sich nehmen; deßhalb fragte der Jäger mich, ob ich nicht auch mitgehe."

„Du wirst doch nicht gehen," unteebrach ihn die alte Makryna, „wofür denn auch? Wenn sich die Herren mit den Moskowiten schlagen wollen, so sollen sie es thun. Sie sollen das Bier trinken, was sie sich gebraut haben, was geht das uns an. Der Bauer braucht sich nicht in die Angelegenheiten der Herren zu mischen."

„O sprecht nicht so, Mutter; unser Polen ist ja eben so gut unsee Vateriand, als das dee Herren. Wer weiß, vielleicht, wenn wir in den Kampf gehen und die Moskowiten verjagen, so gehen auch die Herren mit uns besser um, und geben uns was uns gebührt, und das versprechen sie auch, wie mir der Jäger gesagt hat, denen, welche sich für Polen schlagen wollen."

„Warte, bis es besser kommt. Mein Sohn, ich bin alt und denke schon lange. Ich erinnere mich der Franzosen und der Zeiten Kosciusko's. Immer haben uns die Hereen schöne Worte gegeben, und wenn unsere Männer, Söhne und Brüder auszogen, um sich für ihre Rechnung zu schlagen, so zwangen sie uns arme Weibee und Kinder zur Arbeit, daß wir die Frohne füe die Männer thun mußten;*) diese selbst aber wurden im Kriege veestümmelt und mußten ihr Brod betteln. Gott erbarm's, unser Loos ist hart, und unsere Noth wird nicht so bald sich ändern, wenn nicht der gnädige Gott sich unserer erbarmt; sie haben uns schon genug die Haut über die Ohren gezogen, aber nun weiß jeder goldene Berge zu versprechen."

„Und doch, Mutter, mag geschehen was da will, ich gehe. Mein verstorbener Vater focht und ließ sein Leben für das Vaterland, ich will dasselbe thun. Besser, daß ich für die meinigen fechte, und wenn es Gottes heiliger Wille ist, für die meinigen umkomme, als daß mich der Moskowiter mit fortnehme und auf meine Brüder schießen lasse. Wir wollen nur mit Gott das neue Jahr abwarten, daß ich mich mit Olechna verheurathe, dann ziehe ich fort, und sie wird mir das gewiß nicht wehren. Denn noch etwas muß ich euch sagen: als ich gestern Abend aus dem Walde nach Hause zurückkehrte und mich schlafen legte, erschien mir mein seliger Vater und befahl mir alsbald nach Warschau zu gehen und für Polen zu kämpfen, denn so lange würde ich keinen Frieden haben, als ich nicht bei dem polnischen Heere sey. Darum werdet ihr mich nicht aufhalten wollen."

Gegen einen so schlagenden Beweis schwieg auch die Alte, und Olechna sagte nichts, aber zwei große Thränen flossen aus den schwarzen Augen über die Wangen herab, und eine innige Umarmung bezeugte ihm, daß die Trennung ihr nicht wenig Thränen und Kummer kosten werde.

Schweigend kehrte die kleine Gesellschaft in die arme Hütte zurück, schweigend in trübem Sinnen über die dunkle Zukunft brachten sie den Weihnachtsabend hin, und Olechna goß kein Blei, wie sie sich vorgenommen hatte. Als aber Iwan der

*) Historisch.

Digitized by Google

Mutter und Tochter gute Nacht gesagt, nach seiner Hütte sich zur Ruhe begab, als die alte Makryna gleichfalls in ihre Kammer gegangen war und ruhig einschlief, da ließ Olechna ihren Thränen freien Lauf, und vor dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau niedergeworfen bat sie in brünstigem Gebet um Standhaftigkeit für sich, um glücklichen Ausgang für das Unternehmen des Geliebten und um Trost in ihren Leiden. Gestärkt und beruhigt durch das Gebet legte sie sich gleichfalls nieder und fiel alsbald in tiefen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Guadalajara in Mexico.

(Nouv. Ann. des Voyages. Septembre.)

Ich verließ Mexico am 29 Mai 1840 und kam am 11 Junius nach Guadalajara, und da ich in der Regenzeit reiste, so mußte ich dem Klima Zoll bezahlen. Wechselfieber hielten mich über drei Monate in der genannten Stadt fest, welche jetzt die Hauptstadt des Staates Jalisco und 150 Leguas östlich von Mexico liegt. Die Straße zwischen beiden Städten, obgleich sehr schlecht, ist doch für Wagen fahrbar, mehr aber als irgend eine andere von Räubern unsicher gemacht. Guadalajara ist der Sitz des Gouvernements, des Truppencommandanten und des Bischofs; es sind darin eine Menge Kirchen und eilf Manns- und Frauenklöster. Diese Stadt ist eine von denen, wo die Civilisation am weitesten zurück ist, wegen Mangel an Verbindung mit dem Auslande und an literarischen Institutionen. Es findet sich nur eine schlechte Druckerei, keine öffentliche Bibliothek, keine höhere Schule, und der Unterricht, den eine geringe Anzahl Schüler in dem geistlichen Seminarium erhalten, ist höchst unvollständig. Es gibt nur ein einziges Spital, und auch hier fehlt es den Kranken an allem. Industrie und Landbau sind indeß in diesem Staate ziemlich blühend, denn man schätzt den jährlichen Ertrag des Ackerbaues bei einer Gesammtbevölkerung von 600,000 Seelen auf 3 Millionen Piaster. Man erntet hauptsächlich Mais, Weizen, Hafer, Reis, Bohnen, Cochenille, Baumwolle und Mescal, so wie Magney zu Branntwein. Die Industrie besteht in der Erzeugung von gewöhnlichen Wollstoffen (Sarape und Cobertanes), glatten und gedruckten Baumwollenzeugen (mantas rebosos und sarasa). Man verarbeitet auch das Schildpatt sehr gut, es gibt mehrere Gerbereien, Hut- und Seifefabriken, welche letztere um so besser gedeihen, als an mehrern Orten der Boden ein mineralisches Laugensalz ausschwitzt, das die Indier Tequisquite nennen und im Monat October sorgfältig sammeln. Den Ertrag der Industrie schätzt man auf 4 Millionen Piaster, wovon 1 Million auf die Seife- und zwei auf die Baumwollenstoffe kommen. Der Tabakbau ist verboten, der Verkauf verpachtet und bringt jährlich 2 Millionen Piaster ein; man bezieht den Tabak aus Orizaba. Hanf, Flachs und Seide werden hier nicht gewonnen. Im Jahre 1839 schlug der Münzhof für anderthalb Millionen Piaster, zu neun Zehnthellen in Silber, das größtentheils aus den berühmten Minen von Bolaños und Hostotipaquilla kommt. Die Piaster tragen auf der Rückseite das Zeichen G^A und enthalten viel Gold, weil man mit dem Scheiden der Metalle nicht recht umzugehen weiß. Einige Kupferminen sind nicht angebaut, aber zu Tepic gewinnt man etwas Eisen. Die Stadt Guadalajara liegt in einer großen Ebene, hat weder Gräben noch Mauern, und nur 400 Mann schlechte Truppen zur Besatzung. Diese Stadt war stets der Herd politischer Intriguen; hier bereitete man die Erhebung und den Sturz Iturbide's vor, und der Föderalcongreß von Jalisco erließ das barbarische Decret zur Austreibung der Spanier. Diebstahl und Mord sind hier sehr häufig, in den Gefängnissen der Stadt finden sich gegen 1000 Uebelthäter, und aus diesen wird die Truppe ergänzt, denn das Volk hat Abscheu vor dem Militärdienst, und die Desertion ist arg.

Zu Guadalajara und in der Umgegend sind mehr als 60 Franzosen, die sich mit industriellen Unternehmungen beschäftigen: sie haben große Bäckereien und Mühlen angelegt, ebenso Brauereien, Brennereien und eine Färberei nebst Druckerei. Mehrere spanische Kaufleute wollen eine mechanische Baumwollspinnerei gründen und ein Engländer eine Sägemühle. Fremde Handwerker kommen überhaupt gut fort. Aller Handel ist in den Händen von vier Häusern, drei spanischen und einem englischen.

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Als man im November 1836 zum erstenmal von dem öden Strande Besitz nahm, richtete sich die Thätigkeit der Behörden und der Ansiedler keineswegs auf Untersuchung der natürlichen Hülfsmittel und der allgemeinen Beschaffenheit des Landes, und noch viel weniger dachte man an rasche Urbarmachung und Gewinnung marktbarer Producte. Das allgemeine Streben war auf schnelle Erbauung einer Stadt gerichtet, die auch in kurzer Zeit einigen Umfang erlangte, Kaufläden mit europäischen Galanteriewaaren, Werkstätten sehr unnöthiger Künstler, Kaffeehäuser u. s. w. in Menge enthielt, aber ihren Bedarf an Lebensmitteln von Vandiemensland, Sidney und sogar aus England bezog. Der Gouverneur Gawler gab selbst ein übles Beispiel. Anstatt mit den nothwendigsten Einrichtungen zu beginnen, verschwendete er große Summen auf ein Gouvernementshaus, auf öffentliche, vor der Hand noch unnöthige Gebäude, und sogar auf Verschönerungen der zukünftigen Hauptstadt. Ein gefährlicher Schwindel bemächtigte sich der Bewohner dieser von Einöden umgebenen Stadt. In der Erwartung einer zukünftigen Größe und eines Reichthums, über deren vermuthete Quellen aber Niemand Rechenschaft geben konnte, fing man an auf die Ländereien zu speculiren, auf welchen, dem Plane nach, späterhin Straßen errichtet werden sollten. Es sind bei diesem thörichten Spiel nicht allein große Summen verloren worden, sondern es litt auch die ganze Colonie, indem natürlich eine große Anzahl von Auswanderern es weit bequemer fand, auf den theuer erkauften städtischen Grundstücken sitzend, das Eintreffen der für Adelaide prophezeyten goldenen Zeit abzuwarten, als sich in Urbarmachung des Landes abzumühen. Bei der unglaublichen Theuerung haben in jener Zeit viele den Rest ihres Vermögens zugesetzt, und sind endlich zufrieden gewesen mit Verlust zu verkaufen und auf dem Lande sich anzubauen. Die Finanzen der Colonie geriethen in große Verwirrung, die Mittel waren durch verkehrte Unternehmen erschöpft, man mußte Schulden machen, und wäre die Regierung des Mutterlandes nicht eingeschritten, so hätte das Ganze ein trauriges Ende genommen. So weit ging die Sorglosigkeit der Behörden, daß bis Mai 1838, also in 18 Monaten, zur Vermessung der Ländereien außerhalb der Stadt noch gar nichts gethan war, ungeachtet die Emigranten in ganzen

Digitized by Google

Schiffsladungen von Europa ankamen, mit dem Gelde in der Hand nach verkäuflichem Lande fragten, abgewiesen werden mußten, und hiedurch in die Nothwendigkeit geriethen, ohne Zweck wartend, ihre Mittel zu erschöpfen. Ackerbau hat eigentlich erst seit 1839 begonnen, nachdem eine ziemliche Zahl der ursprünglichen Einwanderer verarmt oder weiter gegangen war, um in Neusüdwales ein besseres Loos zu suchen. Nachdem man einmal zu einer vernünftigen Ansicht gekommen, hat sich die Colonie auch wieder zu erholen angefangen, ist indessen noch jetzt weit davon entfernt in dem glücklichen und reichen Stande zu seyn, den man nach Ansicht der Stadt und ihrer öffentlichen Gebäude voraussetzen möchte. Ende 1839 betrug das eingehegte und urbar gemachte Land nur 482 Acker; 1840 im December 2915 Acker; Ende vorigen Jahres schon an 5000 Acker, allerdings nicht viel, wenn man bedenkt daß Südaustralien fast eben so groß ist als Frankreich, indessen immer ein Beweis daß die Ansiedler ihr eigentliches Interesse endlich erkannt haben. Die Bevölkerung belief sich im December 1840 auf 15,000 Köpfe, von welchen 6500 auf Adelaide (die Stadt) kamen; jetzt übersteigt sie 17,500, ohne daß die Einwohnerzahl der Stadt zugenommen hätte. Damals belief sich die erste ansehnlichere Weizenernte auf etwa 90,000 Buschel, die, nach Abzug des Samengetreides und den Consum nach dem englischen Maaßstab abgeschätzt, etwa für einen sechsmonatlichen Bedarf hinreichten. Im vorigen Jahre wurde bereits so viel gebaut, daß man hoffte die Einfuhr von Vandiemensland entbehren zu können, und in zwei bis drei Jahren glaubt man selbst, und zwar nach Port Philip, exportiren zu können, einer andern neuen Colonie, die ebenfalls nicht recht gedeihen will.

Wären anfangs nicht so große Mißgriffe begangen worden, so müßte Südaustralien bereits in sehr blühendem Zustande sich befinden. Es ist ein Land, welches weit mehr leistet als es verspricht, und an Fruchtbarkeit die ältern Niederlassungen Neuhollands weit übertrifft. Man hat bis jetzt ungefähr 600,000 Acker brauchbarer Ländereien vermessen und abgesteckt; der Umfang zwischenliegender und ganz steriler Flächen ist sehr gering, denn wenigstens bietet auch der zum Ackerbau ungeeignete Boden immer noch mittelmäßig gute Weidegründe. Die Meierhöfe liegen entlang der Flüsse oder in den Buchten der Küste parallel laufenden Thälern, und bilden nach einigen Richtungen schon Ketten, die allerdings hin und wieder unterbrochen, doch 28 bis 30 englische Meilen weit reichen. In Morpeth-Vale allein befinden sich 21 Ansiedlungen, und in ähnlichem Verhältnisse mehrt sich der Anbau in den andern Thälern. Ungefähr 250,000 Schafe und 18,000 Stück Rindvieh bilden einen Theil des Capitals dieser Colonie, welches jetzt auf 2,250,000 Pfd. St. angeschlagen wird. Die Heerden gedeihen recht gut, Schafe fast besser als in Neusüdwales; bereits sind mehrere Schafzüchter in Begleitung ihrer Heerden von dort auf dem langen Landwege eingewandert. Das Land ist nicht ganz so trocken wie an der Ostküste, und daher hält sich die Weide lange Zeit grün und frisch, ein großer Vortheil unter diesem Himmel. Man kann nicht läugnen, daß die Aussichten fleißiger Auswanderer, welche Landbau und Viehzucht gut verstehen, hier besser sind als in Neusüdwales, allein für Unbemittelte kann vor der Hand Südaustralien nicht als Ziel empfohlen werden, es müßte denn seyn, sie hätten erwachsene und arbeitsfähige Kinder zur Unterstützung oder sie wollten sich zur gemeinsamen Arbeit verbinden. Arbeiter zu miethen übersteigt das Vermögen, welches die gewöhnliche Classe deutscher Auswanderer mit sich bringt. Sechs bis acht Schilling Sterling ist noch immer das gewöhnliche Taglohn. Für den Deutschen, der sich nicht in Dienstbarkeit begeben will, sondern ein unabhängiges, wenn auch kleines Besitzthum sogleich nach der Ankunft zu erwerben wünscht, bleibt Nordamerika, vieler Uebelstände ungeachtet, immer noch das angemessenste Land. Von England kommen immer noch Auswanderer in Menge an, allein es herrscht dennoch Mangel an Arbeitern. Mit der Zeit wird hierin auch eine Aenderung eintreten, denn die Vermehrung der Bevölkerung durch Geburten stellte sich schon im vorigen Jahre auf neun Procent. Land ist gerade nicht theuer, ausgenommen näher um die Stadt, allein die erste Einrichtung eines Landgutes oder einer Schäferei erfordert hier ein sehr großes Capital. Der Handel ist sehr lebhaft und wird theils durch Fahrzeuge betrieben, welche nach Adelaide, Launceston und Hobarttown oder nach Sidney gehören, theils direct von London oder Liverpool kommen. Ehe die Südaustralier Producte im Austausche zu bieten hatten, mußten sie alle Bedürfnisse baar bezahlen. Da dieses ungünstige Verhältniß durch Schuld der Provincialregierung und der Colonisten selbst ein paar Jahre sich erhielt, so entstand ein völliger Mangel an Geld, der noch jetzt, wenn auch im geringern Maaße, fortdauert und sehr störend einwirkt. Zehn Procent ist bei übrigens größter Sicherheit der übliche Interessenfuß für baare Vorschüsse.

Das Innere soll in vielen Beziehungen interessanter seyn, als Neusüdwales. Ich werde mich nach kurzem Aufenthalt in Doctings-one einer kleinen Gesellschaft anschließen, welche die Beschaffenheit des Landes, ungefähr 120 englische Meilen von hier, in der Absicht einer gemeinsamen Ansiedlung, zu ergründen vorhat. Einen Bericht über diese Reise und über einen gleichfalls im Plane liegenden Besuch von Port Philip werde ich späterhin einsenden. Diese letztere Colonie gedeiht aller Opfer ungeachtet nur langsam. Ein Hauptgrund mag wohl die Ungesundheit ihrer sumpfigen Küste seyn, wo — in Neuholland eine seltene Erscheinung — Fieberepidemien alljährlich herrschen und die Sterblichkeit sehr bedeutend ist. In der Hauptstadt Melbourne hatten sich nicht weniger als 37 Aerzte und Chirurgen auf, die alle Beschäftigung finden.

Temperatur in Petersburg. Die Vaterländischen Memoiren (December 1842) bringen aus den Verhandlungen der k. Akademie in Petersburg einen Auszug aus einem Memoire Medlers über die mittlere Temperatur Petersburgs und Archangels, das neben vielen ziemlich überflüssigen Beobachtungen auch einige curiose enthält. Dazu gehört, daß vom 14 bis 20 Januar (26 Januar bis 1 Februar n. St.) die Kälte regelmäßig sich mildert, obwohl sie später gewöhnlich wieder steigt. Vom 23 Januar bis 23 Februar (4 Februar bis 7 März n. St.) ist in Petersburg die Temperatur regelmäßig gleichartig, nur daß sie Mittags etwas wärmer, des Morgens etwas kälter ist. Dagegen bemerkt man in Archangel vom 6 (18) Februar an regelmäßig eine Abnahme der Kälte, aber das Maximum derselben fällt in Archangel wie in Petersburg ziemlich regelmäßig auf den 14 (26) Januar. Im März und April ist die Temperaturverschiedenheit zwischen Morgen und Mittag in Petersburg minder bemerkbar als in Archangel, und dieß nimmt zu, so daß im Anfang Aprils der Morgen zu Archangel um 7° kälter ist, als der Mittag, während in Petersburg das ganze Jahr hindurch der Unterschied zwischen der Temperatur des Morgens und des Mittags nie über 5° steigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1843.

Die Mammuthhöhle.

Wir haben diese merkwürdige, in Kentucky gelegene Höhle schon früher (s. Nr. 236 vom vor. J.) kurz erwähnt, und entlehnen hier eine etwas umständlichere Schilderung den Annales de la Propagation de la Foi vom September vorigen Jahres.

„Der großartige und fast furchtbare Anblick der Berge und Thäler, in deren Hintergrund der Eintritt in die Mammuthhöhle ist, die riesenhaften Bäume, die aufeinander gethürmten Felsen, die wachsende Dunkelheit, alles ergreift die Einbildungskraft. Das erste Gefühl, wenn man sich der eigentlichen Höhle nähert, ist Staunen und eine Art Schrecken: eine Grotte, 35′ breit, 20′ hoch und 50′ tief, endet im Innern mit einer engen Thüre, welche die Gränze zwischen dem Licht und der Finsterniß ist, und von hier tritt man in die Haupthöhle, einen Raum von 100 Klafter Länge, 80 bis 110 Klafter Höhe und 50 Klafter Breite. Das Licht der mitgebrachten Lampen verliert sich hier in der Dunkelheit; eine Fackel vergrößert noch die Gegenstände, und man kann wohl sagen, daß die gothischen Kathedralen des alten Europa den Beschauer nicht in gleichem Grade unter ihrer riesenhaften Masse erdrücken.

„Von diesem Gange verzweigt sich die Höhle nach mehreren Richtungen hin, und hier stößt man bald auf einen Fluß, dessen Erforschung wir aber auf einen andern Tag verschoben. Durch mehrere Grotten und Gänge hindurch, wo manche Reisende an den Kalkstalaktiten vandalisch gehaust, und zum Andenken auch noch ihre Namen hinterlassen hatten, kamen wir in die sogenannte Geisterkammer (haunted chamber), wo man Mumien gefunden hatte, die jetzt in dem Museum zu Peale seyn sollen; die Leiche einer in Bänder, wie die ägyptischen Mumien, eingewickelten Frau verdiente namentlich Aufmerksamkeit. Einige andere Mumien sollen absichtlich von Leuten, die Salpeter in der Höhle suchten, verschüttet worden seyn, um die Ruhe der Todten nicht zu stören. Von der Geisterkammer gelangt man durch verschiedene Gänge in den sogenannten Tempel, einen freien Raum, dem unsere Führer einen Umfang von 8 Acres gaben, und der nach den mäßigsten Berechnungen wenigstens viere enthält. In der Nähe findet sich eine Schwefelquelle, aus der ich eine Flasche füllte, um später untersuchen zu können, ob sie verschieden von den übrigen Schwefelquellen Kentucky's sey. Leider zerbrach die Flasche, ehe ich dazu kommen konnte.

„Wir waren um 4 Uhr Nachmittags in die Höhle getreten, und verließen sie mit einbrechender Nacht, kehrten aber am andern Morgen zurück, um den Fluß zu untersuchen, zu welchem man fast 4 englische Meilen theils über den flachen Fels, theils über aufgehäufte Steintrümmer, theils über einen feinen, mit Kieseln gemischten Sand zu gehen hat. Ehe man an den Fluß gelangt, kommt man an den grundlosen Schlund (bottomless pit) der vor zwei Jahren noch das Ende aller Wanderungen war. Ein kühner Reisender maß den Schlund durch die Zeit, welche die hineingeworfenen Steinchen brauchten, um den Boden zu erreichen; er fand ihn etwa 140 Fuß tief, nicht besonders breit und legte nun eine Leiter an, auf welcher er nach der andern Seite hinüber kroch; seit dieser Zeit hat man eine hölzerne Brücke darüber geschlagen. Die Vermuthung, daß sich jenseits dieses Schlundes die Höhle wieder erweitern würde, bewährte sich; der zweite Strom auf den man stößt, erweitert sich zu einem See, über den man mit der Strömung 10 Minuten, auf der Rückfahrt 20 Minuten brauchte. Ein Schauder durchzuckte mich bei dieser Fahrt in der furchtbaren Finsterniß, umgeben von Felsenthälern. Sicherlich sind in verschiedenen Richtungen noch große Entdeckungen in dieser Höhle zu machen, und eine Karte derselben wäre gewiß ein höchst interessanter Gegenstand.

„Das Interessanteste bleibt aber die gänzliche Blindheit der Thiere, die sich hier finden. An einer Stelle fanden wir eine große Anzahl Krebse, meistens klein, verschrumpft und ganz weiß; an einer andern Stelle aber Krebse von gewöhnlicher Größe, fast schwarz und gut genährt. Die Augen fehlten ihnen gänzlich, wahrscheinlich weil sie völlig unnütz sind. Diese völlige Blindheit ist auch der merkwürdigste Charakterzug der Fische, welche den unterirdischen Strom bevölkern. Man kennt bis jetzt nur Eine Art von der Gattung Cottus. Der größte, den man je fing, mochte etwa 6 Zoll haben, gewöhnlich sind sie aber nur 3 bis 4 Zoll lang. Es wäre leicht, sie sich lebendig

Digitized by Google

zu verſchaffen, denn ich habe welche geſehen, die man in graues Papier gewickelt einen halben Tag in der Taſche herumgetragen hatte, und die, als man ſie in friſches Waſſer warf, wieder Lebenszeichen von ſich gaben. Aeußerlich kann man kein Sehorgan bemerken, und ein Arzt in Louisville will nach genaueſter Anatomiſirung mehrerer ſich von dem gänzlichen Mangel aller Sehorgane überzeugt haben. Außer den Fiſchen und Krebſen finden ſich in der Höhle noch mehrere Inſecten, namentlich Afterſpinnen und Grillen. Ihre Glieder ſind meiſt ſchwach und lang, ihre Haut wie geſchwunden und weißlich; das Sehorgan fehlt ihnen gleichfalls.

„Eine der charakteriſtiſchen Merkwürdigkeiten der Mammuthhöhle iſt auch noch die conſtante Temperatur, welche vermuthlich ihren Grund nur darin hat, daß die Luft ſehr ſchwer ſich erneuert. Am Eingang findet ein Luftzug ſtatt, im Sommer von innen nach außen, im Winter umgekehrt, allein er dauert nur einige Monate, und iſt nicht wohl hinreichend die Luft einer Höhle zu erneuern, in welche man 16 engl. Meilen weit hineingedrungen iſt, ohne das Ende zu finden.

Iwan Kaczuryn.

(Fortſetzung.)

III.

Noch hatte das Licht des wiederkehrenden Tages nicht ganz die Schatten der Nacht vertrieben, und ſchon kehrte Olechna durch den dichten Wald von Jaworow von dem Morgengottesdienſt zurück, denn die von Alter gebeugte Mutter ging erſt zu Mittag in die dritte Meſſe und arbeitete vom Morgen an zu Hauſe; aber auch hier waren ihre Gebete für die geliebten Kinder nicht minder inbrünſtig. Der Tag war, wie häufig um die Chriſttagszeit, neblich und unfreundlich. Graue, trübe Wolken umhingen, wie ein ſchmutziger Schleier, den ganzen Horizont, und die im Aufgang begriffene Sonne bezeichnete den öſtlichen Rand des nebelumdüſterten Himmels mit einem kaum ſichtbaren gelben Schimmer. Olechna ging trüben Sinnes dahin und nur das einförmige Kniſtern des Schnees unter ihren Füßen unterbrach die tiefe Stille rings umher. Schwere Seufzer drängten ſich häufig aus der gepreßten Bruſt, bis ſie ſich endlich unter einer dreiäſtigen Fichte in den Sand niederſetzte, und unfähig ihre Gefühle länger zurückzuhalten in einen Strom von Thränen ausbrach. „Ach, ich Arme,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „was ſoll ich verlaſſene Waiſe jetzt anfangen. Oh, dieſer unglückliche Krieg der Herren. Meine Mutter hat wohl Recht; jetzt locken ſie die armen Bauern, und am Ende iſt bittere Noth der Lohn für die Wunden und das Blut, welches ſie verſchwenderiſch und nicht für ſich vergoſſen haben. Möge Gott ſich meiner erbarmen und mir ihn geſund wieder ſenden. Oh! wäre nicht meine alte Mutter, die ohne mich bittere Noth leiden müßte, nichts ſollte mich zurückhalten. Ich würde ihm folgen bis ans Ende der Welt. So aber muß ich bleiben, doch du, o Gott, wirſt ihn nicht verlaſſen. Nimm ihn in deinen heiligen Schutz und führe ihn glücklich wieder zurück!“ Mitten im Walde faltete ſie die Hände, kniete nieder und betete lang.

Iwan war um dieſe Zeit noch in Jaworow, um ſich zum letztenmal mit dem Jäger Jakob über die Zeit des Abgangs und mit dem Geiſtlichen über ſeine demnächſtige Trauung zu beſprechen, und nachdem er noch dieß und das geordnet, eilte er durch den Wald, um Olechna noch vor dem Hauſe einzuholen. Auch ihn drückte eine unbegreifliche Angſt, er wußte ſelbſt nicht warum, aber unwillkürlich drängten ſich ſchwere Seufzer aus der männlichen Bruſt hervor; er mäßigte ſeinen Schritt, vor ſeiner aufgeregten Einbildungskraft ſtiegen finſtere, furchtbare Bilder auf, aber die natürliche Munterkeit der Jugend überwog bei ihm. Er ſchüttelte ſich als wolle er mit einem Ruck die ſchwarzen Bilder von ſich werfen, die ihm wie Blutegel am Herzen ſaugten, als mit einem Mal ein durchdringender Schrei, der durch den ganzen Wald tönte, ihn aus ſeiner Träumerei aufſchreckte. Wie raſend ſprang er nach der Seite hin, woher der Schrei tönte, denn er erkannte die Stimme ſeiner geliebten Olechna, und die Furcht eines Unglücks, das ſie treffen könne, gab ihm Kraft und Gewandtheit. Aber wer malt ſein Erſtaunen, als er nach kurzem Laufe Olechna aus allen Kräften vor einem moskowitiſchen Soldaten fliehen ſah, der zufällig die Betende betroffen, und ihr nicht auf die delicateſte Weiſe ſeine Bewerbung zu erkennen gab.

„Fort, elender Hund!“ ſcheie Iwan mit donnernder Stimme, faßte den Soldaten am Kragen und warf ihn einige Schritte weit zurück in einen Schneehaufen hinein. Durch den unerwarteten Angriff ganz beſtürzt rollte der Moskowite wie ein Stein unter eine Fichte hin, beſann ſich aber bald wieder, und griff Kaczuryn mit dem Säbel in der Fauſt an. Obgleich nur mit einem Prügel bewaffnet, ſchlug Iwan doch mit einem kräftigen Hiebe dem Moskowiten den Säbel aus der Hand, und als derſelbe, noch nicht zufrieden, einen rohen Aſt vom Boden aufraffte und Kaczuryn von hinten angriff, gab dieſer den empfangenen Schlag ſo kräftig zurück, daß der Soldat wie todt auf der Straße dahin rollte. Iwan aber hielt ſich nicht auf, ſondern wandte ſich nach der Seite, wohin die geſcheuchte Olechna geflohen war, und folgte raſchen Schrittes ihrer Spur bis nach Hauſe.

IV.

Es war am Abend des für Polen unvergeßlichen Tages im Monat September des Jahres 1831. Die Sonne hatte ihren Lauf vollbracht und ſank hinter den Geſichtskreis, ihre rothen Strahlen überzogen mit Blutfarbe den Rand der weißen Wolken, welche bleich wie vor Schrecken über der Erde ſtanden und auf deren minder ruhige Bewohner hinabblickten. Denn hier im Umkreis von Warſchau breiteten ſich, ſo weit das Auge die weiten Ebenen überſah, wie Ameiſenhaufen die Schaaren der Moskowiter aus, und wie eine mächtige Schlange das ſchwache Kaninchen, ſo umgaben ſie in vielfarbigem rieſenhaftem Ringe das ganze Warſchau, das ſich, wie aus Furcht, hinter ſeine hohen Schanzen verbarg, und nur von den Spitzen der höchſten Thürme vorſichtig über die treuen Wälle hinaus-

Digitized by Google

schaute; aber seine Vertheidiger tummelten sich geschäftig auf denselben umher, und zeigten, daß sie, wenn auch schwach an Zahl, doch die zahllose Schaar der wilden Angreifer nicht fürchteten. Die furchtbaren moskowitischen Geschütze, deren Gekrach wie ein fortrollender Donner auf der weiten Ebene widerhallte, erklangen wie Todtengloeken, wenn sie im schmeezlichen, düstern Ton den Tod eines Bruders verkünden, und das Zischen der Kugeln und Granaten tönte wie das höhnische Gelächter des Satans, wenn er einer neuen Beute sicher ist. Auf dem Wall, links an dem Wolaar Thore, standen zwei Kanonen. Schon lag der größte Theil der Kanoniere ausgestreckt auf dem Boden, und zeugte für die Hartnäckigkeit des Kampfes, aber der Uebereest antwortete immer noch dem unaufhörlichen Feuer der Moskowiter, in rascher Wendung bald dahin, bald dorthin, und bewies, daß der Muth und die Hoffnung noch nicht aus den Kindern des polnischen Landes gewichen sey.

Unter den Soldaten, welche diese Geschütze bedienten, zeichnete sich ein junger Lieutenant aus, der mit Wort und Beispiel die noch übrige Mannschaft aufmunterte. Diese Geschütze, trotz des Menschenverlustes gut gerichtet, thaten dem Feinde nicht geringen Schaden, und er hatte deßhalb Lust sie zu nehmen. Ein ganzes Regiment rother Husaren stürmte nach dem Wall. Der Lieutenant sah es. Die geladenen Geschütze verstummten auf einen Augenblick, und blickten mit weitoffenem Schlunde, wie mit drohenden Riesenaugen, die herannahenden Reihen der Moskowiter an. Die Erde erbebte, die Schwadronen setzten sich in Galopp, die Säbelscheiden rasselten und die gezogenen Klingen glänzten hell herüber. Inzwischen blitzte es vom Walle her ein-, zweimal, der Rauch breitete sich wie ein Leichentuch in schwarzer Woike über die moskowitische Schaar aus, weithin ertönte der Donner der Geschütze, die pfeifenden Kartätschen durchschnitten wie ein Schwarm gereizter Hornisse die Luft, und in einem Augenblick zerstäubte die furchtbare Colonne. Ueber den Rest fielen unsere Uhlanen her, und in kurzem war von dem Regiment nichts übrig als einige Gefangene, die lebend den Siegern in die Hände fielen, und einige Rotten Ungetroffener, welche eilig den rasch nachsetzenden Uhlanen den Rücken kehrten. Gleich beim ersten Zusammentreffen zog einer der feindlichen Soldaten die Aufmerksamkeit auf sich, welcher aus den Reihen heraustritt, die Waffen wegwarf, rasch zu den unsrigen herüberritt, sich schnell vom Pferde schwang, unverweilt zu dem Lieutenant hintrat, und sich anbot, den Dienst bei den Kanonen zu verrichten. Der Lieutenant, in der That schon über seine Kräfte damit beschäftigt, nahm das Anerbieten an und der Ueberläufer machte sich ohne Verzug und mit großem Geschick an die Arbeit. Um diese Zeit sank die Sonne blutig hinab, die Schatten der Nacht begannen allmählich den Horizont einzuhüllen, der Lärm des Kampfes erstarb, und nur die Klagen und das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden, die Losungsworte der ablösenden Posten und Wachen unterbrachen die düstere Stille der letzten freien Nacht Warschau's. Tausende von Lichtern schimmerten am Himmelsgewölbe, und sahen erstaunt sich zurückgeworfen von dem Erdboden, denn die weiten Auen von Warschau erglänzten von zahlreichen Feuern, um welche Soldatenhaufen in mannichfaltigen Gruppen vertheilt umher standen oder lagen; aber alle dachten wohl daran, was der heutige Tag gebracht hatte und der morgende bringen würde.

Auf demselben Walle, der dem Feinde so bedeutenden Verlust zugefügt hatte, lag der uns schon bekannte Lieutenant mit mehreren Kriegern um das angezündete Feuer. Er hatte sich auf den ausgebreiteten Mantel niedergelegt, den Kopf in die Hand gestützt, und betrachtete jetzt erst aufmerksamer den am Feuee stehenden Ueberläufer, der selbst bald auf den Lieutenant, bald auf seine eigene Uniform unruhige Blicke warf. Und je länger der Lieutenant ihn betrachtete, desto unruhiger wurde er selbst, er rieb sich die Augen, als ob er sich selbst nicht traue, endlich aber rief er: „Kaczuryn! bist du es wirklich? oder täuschen mich meine Augen und mein Gedächtniß. Das ist doch wirklich eine außerordentliche Aehnlichkeit."

Wie mit einem Mal aus einem tiefen Traume aufgerüttelt, raffte sich Kaczuryn — denn er war es wirklich — bei diesen Worten zusammen, besann sich eine Weile, seltsame Erinnerungen malten sich auf seinem schönen Gesicht, endlich aber lief er zu dem Lieutenant hin und rief: „mein Herr! mein lieber Herr! so sehe ich dich endlich wieder! Mein Gott," fügte er hinzu, indem er das Knie des jungen Lieutenants umfaßte, in welchem er den jungen Herrn aus Jaworow erkannte, mit dem er zugleich in den Krieg hatte ziehen wollen; „es schien mir doch gleich auf den ersten Blick, daß der junge Herr aus Jaworow sey, aber diese schöne Uniform, diese Narbe im Gesicht hatten mir den Herrn allzu sehr umgewandelt, ich glaubte mir selbst nicht, und traute mich nicht ihn anzurufen. Aber jetzt, Gott sey Dank, daß wir wieder beisammen sind und mit einander für unser liebes Polen fechten können. Nur Eine Gnade erbitte ich mir von dem Herrn, erlaubt mir doch diese häßliche Uniform abzulegen, die ich so lange, Gott weiß, wider meinen Willen tragen mußte, und laßt mir eure polnische geben, denn man könnte sonst glauben, ich sey ein Moskowite."

„Mein Iwan!" entgegnete der Lieutenant, indem er ihm freundlich die Hand drückte, „habe nur noch Geduld bis morgen, und erzähle mir inzwischen, auf welche Art du zu den moskowitischen Truppen gekommen, und warum du nicht, wie wir es verabredet hatten, zu der bestimmten Zeit in Jaworow eingetroffen bist, von wo wir mit einander aufbrechen wollten." — „O das ist eine lange, traurige Geschichte, lieber Herr! aber, wenn du willst, so werde ich es dir noch heute erzählen, da ich mich freuen muß, daß der gnädige Gott mir noch einmal beistand, und ich hieher kam und noch einmal gegen die Moskowiter ausziehen kann." Iwan sprach dieß nur mit Mühe, indem er die Thränen, die ihm bei den schmerzlichen Erinnerungen hervorbrachen, zurückhielt, setzte sich neben den Lieutenant nieder, schützte sich gegen den Wind durch den Mantel eines gefallenen Polen, der seiner zum ewigen Schlafe nicht mehr bedurfte, und sammelte eben seine Gedanken zur Erzählung, als mit einem Mal der Befehl, die Stellung zu räumen und sich in die Stadt zurückzuziehen, seinen Vorsatz störte.

Digitized by Google

Stille zogen die tapfern Vertheidiger des Walls von demselben ab, und begaben sich nach dem ihnen angewiesenen Platze. Die Feuer erloschen, die Schatten der Nacht hüllten Warschau ein, und ein furchtbares grabähnliches Schweigen herrschte in der ganzen Umgegend.

(Schluß folgt.)

Die philippinischen Inseln.

Erster Artikel.

Diese reiche Inselgruppe ist seit alten Zeiten in ganz Indien unter dem Namen „die Perle des Orients" bekannt. Ihr Oberfläche beträgt über 8000 Quadratmeilen. Die nördlichste, wenn man die kleinen Batuyanes und Botunes nicht in Anschlag bringt, ist Luzon, welche allein beinahe so groß als alle übrigen zusammengenommen ist und nebst der Hauptstadt auch den Hafen Cavite besitzt. Durch ihre Länge streicht eine Gebirgskette, von einigen in den Ebenen vereinzelten Bergen begleitet; unter die höchsten zählt man die kegelförmigen Vulcane Mayon oder Albay und Taal, der letztere in Mitte des Sees von Bombon, welcher 15 Meilen Umkreis hat und eben so viele von Manilla entfernt liegt. Man erinnert sich mit Schrecken, nebst ältern Ausbrüchen, an die von 1754 und 1814, besonders an die letztern, während welcher die Atmosphäre sich mit Steinen, Rauch und Feuer bedeckte, viele Ortschaften, Landgüter und Wohnungen zerstört wurden und die Asche bis zur Hauptstadt flog; in einer Chronik wird erzählt, daß in dem frühern Ausbruche das Wasser des ganzen Sees siedend wurde. Die vorzüglichsten Flüsse der Insel sind der Tajo, der Agno, der große und kleine Pampanga und der Pasig, der letztgenannte geht aus dem See von Bay von 30 Meilen Umkreis hervor.

Südlich von Luzon findet man unter andern die Inseln Mindanao, Paragua, Samar, Mindoro, Panay, Leyte, Negros, Zebu, Bohol und Masbate. Unter diesen ist Mindanao die größte, ebenfalls mit vulcanischen Bergen besäet; der gleichzeitige Ausbruch von drei derselben im Jahre 1641 war so stark, daß man das Getöse auf den Küsten von Cochinchina vernahm. Die fruchtbaren Ebenen und Thäler sind von einer Menge beträchtlicher Flüsse und Seen durchschnitten, der größte ist der ebenfalls Mindanao genannte, welcher den von Bay an Ausdehnung übertrifft. Die Einwohner sind von mittlerer Statur, braunen Gesichtsfarbe, dicken Lippen, ausdrucksvollen Augen, von lebhaftem, unbändigem und rachsüchtigem Charakter. Die Spanier besitzen nur drei kleine unter sich abgesonderte Districte oder Provinzen und den Deportationsort Zamboanga auf der südöstlichen Spitze. Der unabhängige Theil gehört dem Sultan von Mindanao oder völlig freien Stämmen; sie alle stehen in Bündniß mit den benachbarten Inselgruppen, welche den Archipelagus von Jolo ausmachen, und üben beständig räuberische Anfälle gegen die Niederlassungen der den Spaniern unterworfenen Indier aus, plündern und verbrennen die Ortschaften und führen unzählige Gefangene fort.

Die philippinischen Inseln sind im Allgemeinen mit hohen Gebirgen bedeckt, an welche sich in Folge ihrer tropischen Lage dichte Dampfwolken ansetzen und häufige Regen Quellen, Flüsse, Seen und Sümpfe hervorbringen. Die Regenfälle sind periodisch, in den westlichen und südlichen Gegenden vom Junius bis halben September und zuweilen bis zum December, alsdann beginnen sie im Norden und Osten. Die regelmäßigen Winde kommen vom Norden, Osten und Südosten (vendaval), man nennt sie Monsoon-Winde und jeder dauert drei oder vier Monate: zur Zeit ihres Wechsels blasen die Bagnios oder Tifones, Sturmwinde, welche in weniger als 24 Stunden die ganze Nadel durchlaufen, die stärksten Bäume ausreißen und die Felder fürchterlich verwüsten; zuweilen sind sie nicht so heftig, ihre Epoche, welche den Namen Colla führt, dauert manchmal über zehn oder zwölf Tage, dann sieht man das Meer aufgeregt und das Land mit Wasserströmen bedeckt. Ein Vortheil dieser Abwechslungen ist jedoch, daß dadurch die Hitze gemäßigt wird, und da der Boden natürlich fruchtbar ist, so wird das Land zu einem der reizendsten auf der Erde, und besonders das Frühjahr ist eine köstliche Jahreszeit.

Der Boden ist so abwechselnd wie das Klima, bald von der Reformation und voller Metalle, bald vulcanisch und von wundervoller Fruchtbarkeit. Wiesen, Felder und Wege bewahren ein ewiges Grün, die Bäume behalten stets ihre Blätter und bringen nicht selten Blüthen und Früchte zugleich. Aber die Erde trägt auch vieles Unkraut, die Insecten sind lästig, die Eingeborenen schlaff und die Sturmwinde zerstörend.

Der Palay oder Reis, Grundlage der Nahrung im Orient, ist auch hier der vorzüglichste Anbau, beinahe ohne Mühe erhält man eine doppelte Ernte und ein Product von 100 für 1 an den meisten Stellen; nicht minder ergiebig ist das von den Spaniern eingeführte Getreide. Der übrige Anbau besteht in Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak (nach dem Havanna der beste), Indigo, Baumwolle, Abaca, aus dessen Fibern die stärksten Taue und die feinsten Gewebe, die Nipis, welche den holländischen Battist bei weitem übertreffen, fabricirt werden. Die europäischen Fruchtbäume erzeugen wenig oder nichts, aber desto reichlicher und köstlicher sind die einheimischen und tropischen Früchte, unter andern der Mango mit seiner ausgesuchten Feucht, der Kokosbaum, der Brodbaum, die Palmen, von welchen über 25 Gattungen gezählt werden. Das Innere des Landes ist mit dichten, meistens unangetasteten Waldungen bedeckt; Färbehölzer, Ebenholz und andere zum Civil- und Schiffbau dienliche Arten sind im Ueberfluß zu finden. Eine ähnliche Mannichfaltigkeit von Palmen, Rohr, indianischem Rohr, Cassiafistolas u. s. w. bildet unermeßliche Gebüsche an den Sümpfen und an den Ufern der Flüsse.

In den Gebirgen streifen eine Menge von Hirschen und Büffeln (hier Carabaos genannt), die letztern werden gewöhnlich zum Landbau und Zuge verwendet. Die Spanier haben europäische Kühe und Pferde eingeführt; die Pferde, die man jetzt antrifft, sind klein, aber kräftig und wohlgebaut. Eine Menge seltener Vögel sind hier gemein, z. B. die Dolchtaube (paloma de la pugnalada), so genannt, weil sie auf ihrer weißen Brust einen rothen Fleck hat, der einer Dolchwunde sehr ähnlich ist. Unter den wilden Thieren ist die Algali- oder Zibetkatze merkwürdig, weil sie den Bisam liefert. Unter den Gefiefern die große und die kleine Schlange, diese ist unter dem Namen Dajum Palay (Reisblatt) bekannt und so schädlich als die Klapperschlange. Fische aller Arten und Kaimane wimmeln in den Gewässern, prächtige Schmetterlinge und Bienen in den Lüften; aber nicht minder häufig sind die Skorpione, die unerträglichen Moskiten und Heuschreckenzüge, welche die Sonne verfinstern und die Ernten auffressen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1843.

Etwas über Erziehungswesen in England.

Vor kurzem erschien der Bericht des Erziehungsraths (Committee of Council of Education) für das Jahr 1841/42. Das Athenäum vom 31 Dec. gibt Auszüge aus demselben, und macht zugleich Bemerkungen darüber, von denen wir einige als charakteristisch ausheben.

Es zeigen sich Symptome, daß man im Lande einzusehen beginnt, wie sehr England die tiefe und weit verbreitete Unwissenheit des Volks zur Schande gereicht. Die Beweise für diese Unwissenheit, so wie für die praktischen und moralischen Folgen derselben drängen sich nicht nur der täglichen Beobachtung auf, sondern sind auch officiell in zahlreichen Berichten und namentlich in dem vorliegenden Bande bestätigt. Nach dem gegenwärtigen System der Regierungsbewilligungen kommt eine magere Unterstützung sowohl der Kirche als auch den Dissenters zu, in der wirklichen Austheilung aber fallen mehr als 90 Proc. auf die Kirche allein, und auf die Dissenter in England nur etwa 7½; den Rest erhält meist Schottland. Vor zwei Jahren noch lag der Erziehungsrath unter dem Bann der Kirche, er galt als eine whigradicale latitudinarische Anstalt, deren Geld man nicht einmal berühren durfte ohne sich zu beschmutzen; seit aber die Ernennung der Inspectoren der Billigung der Erzbischöfe von York und Canterbury unterliegt, hat sich dieß sehr geändert; jetzt zieht die Staatskirche fast alles Geld, und die Dissenter fangen an zu klagen, daß man ihre Schulen in einem schlimmen Licht darstelle, um ihnen nicht auch Geld bewilligen zu müssen. Sie sträuben sich deßhalb mehr und mehr gegen die Inspection ihrer Schulen durch die vom Staat durch den Erziehungsrath ernannten Inspectoren.

Die Berichte dieser letzteren sollten nach der Ansicht des Athenäums wahre Geschichtsbücher des Nationalunterrichts seyn, und nicht bloß statistische Angaben über Zahl und Fortschritte der Schulen und Schüler, sondern auch Bemerkungen über Unterrichtsmethoden enthalten. Davon ist man freilich bei dem sehr fühlbaren Mangel einer Centralaufsicht über das Unterrichtswesen noch weit entfernt, indeß machen die Engländer, wie in allem so auch hier, im Einzelnen große praktische Fortschritte. Dazu ist namentlich zu rechnen, daß man von dem Unsinn zurückkommt, den Kindern die ganze Bibel ohne weiteres in die Hände zu geben. Noch vor wenigen Jahren hörte man von vielen Zeloten in England gegen die in Irland üblichen Auszüge der heiligen Geschichte u. dgl. eifern, und das Schlagwort war: „die Bibel, nichts als die Bibel, die ganze Bibel!“ Jetzt erklärt sich einer der doch nur mit Bewilligung des Erzbischofs ernannten Inspectoren, ein Geistlicher Namens Allen, entschieden dagegen.

In dem vorliegenden Berichte kommt auch eine Frage zur Sprache, die man in Deutschland nicht selten aufgeworfen hat, nämlich ob man die Kinder vom 6ten oder 7ten bis zum 12ten oder 14ten Jahre fortwährend in der Schule beschäftigen soll. Das Landvolk beklagt sich, daß die Kinder, welche bis zum 12ten oder 13ten Jahre regelmäßig des Tags 6 Stunden lang die Schule besuchten, weder so kräftig, noch überhaupt so brauchbar zur Arbeit seyen, wie diejenigen, welche frühzeitig sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigten. Noch stärker ist die Klage ganz armer Eltern, welche theilweise wenigstens in dem kleinen Erwerb ihrer Kinder eine Beihülfe finden wollen. Für solche ist der Schulzwang allerdings sehr hart. Dazu kommt aber noch, daß die Monotonie des fortdauernden Schulgehens, wie die der fortdauernden Arbeit, auf die Entwicklung der physischen wie der geistigen Kräfte der Kinder nicht sehr günstig einwirkt. Man schlägt deßhalb vor, nicht wie es in den Fabriken geschieht, die Kinder den halben Tag arbeiten und den andern halben Tag in die Schule gehen zu lassen, sondern Tag um Tag abzuwechseln. Einige Anfänge dazu sind schon geschehen. Das größte Hinderniß eines Fortschrittes ist aber immer noch, in England wie anderswo, der Mangel an guten Schullehrern und deren schlechte Bezahlung.

Das Athenäum schließt seine allgemeinen Bemerkungen mit den Worten. „Für jetzt kann man nur hoffen, daß die Kenntniß, wie tief die herrschende Unwissenheit, wie machtlos das jetzige Unterrichtswesen und wie schwach die Mittel zu seiner Verbesserung sind, sich verbreite. Dieß muß man von den Inspectoren erwarten. Wenn je das Parlament und das Land

Digitized by Google

nue bald ecwacht zu dem Gefühl dee Gefahe, welche „„das dunkle, zu iheen Füßen sich walzende Chaos““ dietet, dann ist zu hoffen, daß man es rathsam finden wird, eine wiekame Summe auszusetzen, um dafür öffentliche Sicheeheit zu erkaufen. Normalschulen, gutgeschulte Schulmeistee, eine geistige Erziehung, Entwicklung intellectueller Hülfsmittel für die Aemen und eine Menge andeeer, bis jetzt fast ungekannter Segnungen winken dann dem sanguinischen Philanthropen in der Ferne.“

Iwan Kaczuryn.

(Schluß.)

V.

Wie ein Grabgeleite zogen in langee Reihe langsam und düster die Regimenter des Nationalheers aus Warschau nach dee Veste Modlin zu. Keine Kriegsmusik spielte, wie sonst gewöhnlich, die muntere hoffnungsreiche Melodie, kein Gesang eines für sein Vateeland begeisterten Soldaten ermunteete das Heez seiner Gefaheten, und flößte ihnen Hoffnung auf die Zukunft ein — alles schwieg, wie vom Voegefühl ecgeiffen, daß sie mit dee Hauptstadt auch den Kampf fürs Vateeland aufgegeben hatten. Einmal ums andere waef bald dieser bald jener einen verzweifelnden Blick noch zurück auf die bereits veeschwindenden Thürme Warschau's, mit dessen Anblick auch die letzte Hoffnung zu fliehen schien; in das düstere und doch stolze Auge des tapfern Kriegees drängte sich unwillkürlich da und doet eine stille Thräne des Kummees, die aber, mit der eauhen Hand schnell abgewischt, nicht mehr sich zu zeigen wagte.

Am Ende des langen Zuges des abmaeschirenden Heeees unter den Abtheilungen, die den Nachtrab bildeten, befand sich auch dee Lieutenant mit Kaczuryn, der bereits in die Nationaluniform gekleidet war und aufs neue von dem Lieutenant aufgefordeet seine Erzahlung also begann. „Wenn du dich erinnerst gnädiger Heer, wollte ich gleich nach Neujahr, um Drei König, mich in Jaworow einfinden, von wo wir alsbald mit einander aufzubrechen gedachten. Indessen hatte es Gott andees gefügt: ich schlug im Walde einen moskowitischen Soldaten, der meine Olechna hatte angeeifen wollen, und glaubte ich hatte ihn eeschlagen; obwohl nun, wie ich später hörte, ihm nichts Schlimmes gescheden war, fürchtete ich doch, man möchte mich ergeeifen, hielt mich in meinem Häuschen veeboegen, wagte nicht mich zu zeigen und wartete nur den Deeikönigstag ab, um mich in dee Stille nach Jaworow durchzuschleichen. Inzwischen verfiel meine Olechna, waheeheinlich in Folge des großen Schreckens, in eine schwere Krankheit; nun war es mir schwer sie zu veelassen, um so mehr als die Arme fühlte, daß dieß ihre letzte Keankheit sey, und mich unaufhöelich um Gottes willen bat und beschwor bei ihr zu bleiben, und sie wenigstens bis zu iheem Tode nicht zu veelassen. Ich pflegte sie also nebst dee Mutee, welche selbst schwach und krank war, und keinen Schritt von dee geliebten Tochtee wich, Tag und Nacht. Bald aber war auch die Alte so entkeäftet, daß sie sich legen mußte, und nun hatte ich allein für beide zu sorgen. Guter Gott! das dauerte nicht lange. Wie der Schnee im Nachwinter, wenn die Sonne aufs neue hintee den Wolken hervorscheint, allmahlich sich erwärmt und von den Feldeen verschwindet, so weikte auch meine Olechna von Tag zu Tag hin. Es war noch weit bis Ostern, als sie eines Tages mir ihre abgewelkte Hand reichte und sprach: „mein lieber Iwan, Gott möge dich für alle deine Mühe und Aebeit lohnen; ich kann es nicht mehe, denn ich werde diese Krankheit nicht überleben. Weine nicht,“ fuhr sie foet, als ich die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „ich wäre doch vor Angst hingesiecht, wenn du in den Keieg gezogen wärst; jetzt wenn du uns begraben hast, gehe, gehe hin, und fechte für Polen, unsre Mutter. Kommst du um, so veriierst du nichts, wie sehen uns wiedee, bleibst du am Leben, so findest du ein anderes Madchen. O Herr!“ fuhr Kaczuryn fort, indem ee mit Gewalt die vordrechenden Theanen zurückhielt, „ich konnte den Anblick meiner sterbenden Olechna nicht mehr aushalten und ging nach Hause. Doch was soll ich so traurige Dinge der Länge nach erzählen. Noch in derselben Nacht starb Olechna und ihre Mutter übeelebte sie nicht lange. Drei Tage nachher, als beide in Einem Grabe unter Einem Kreuze lagen, und mir mein ganzes Leben und der Ort verhaßt waren, der mich an so vieles Schmerzliche eeinnerte, nahm ich meine paar Ducaten zusammen und ging nach Polen. Du waest langst fortgegangen, und so suchte ich auf gut Glück den Weg nach Warschau. Schon wae ich an den Bug gekommen, hoffte nun bald die nach diesee Seite vorgerückten polnischen Truppen zu treffen, und die immee weitee sich verbeeitenden Nacheichten von eueen Siegen vermeheten meine Freude und meine Hoffnung. Eines Tags aber wurde ich von einigen Kosaken überholt und voe den Genetal geführt; dee fragte mich über verschiedene Sachen aus, als ee sich aber überzeugt hatte, daß ich nichts wisse und kein Spion sey, ließ er mich trotz allee meinee Bitten und meines Widees tandes untee die Recruten einreihen. So mußte ich also gegen Polen selbst die Waffen fuhren. Wahrend einiger Monate Uebung, wo ich mich absichtlich dumm, schwach und keank stellte, gab man mir ohne Cebarmen Schläge, und doch konnte ich nicht entkommen, denn man hielt ein verteufelt schaefes Auge auf mich; endlich rückten wie, gerade nach der Schlacht von Ostecienka, weitee nach Polen hinein, und da erst ist es mir gelungen duech einen glücklichen Einfall zu meinem lieben Heern mich durchzufinden. Aber, lieber Heer,“ fuhr Kaczuryn nach einigem Besinnen fort, „warum verlassen wir denn unsee Nest? Wäre es nicht besser, dahin zurückzukeheen?“

Der Lieutenant antwoetete nicht, denn was sollte ee antworten. Er fühlte, daß ee zum letztenmal den feeten Boden Polens betrete, schüttelte teaurig den Kopf und ging schweigend weiter. Und Kaczuryn errieth seine Gedanken, er fragte nicht mehr, sondeen wiederholte nur noch einigemal für sich: warum keheen wir nicht zurück?

VI.

An der Gränze, welche jetzt die Reiche Preußen und Rußland scheidet, und einst die polnischen Lande vereinte, standen einige Keieger, unter ihnen der uns bekannte Lieutenant an

Digitized by Google

der Leiche eines polnischen Soldaten. Die eingefallenen Wangen und Augen, die geballten Fäuste und die zusammengekniffenen Lippen zeigten, daß kein gewöhnlicher ruhiger Tod in Folge einer Krankheit das Leben des noch jungen Soldaten beschlossen habe. Die Züge, in denen trotz der furchtbaren Blässe des Todes noch ein tiefer Kummer und harte, schwere Leiden sich kenntlich machten, deren Spuren selbst der alles verwischende Tod nicht auszulöschen vermochte, trugen noch deutlich den Stempel der letzten Augenblicke des Todten. Es war dieß die Leiche Kaczurons. Seine Gefährten, mit denen er zwar nur wenig verkehrt, aber immer in Eintracht gelebt hatte, und der Lieutenant, der einzige Freund, vor welchem er nichts verhaeg, leisteten ihm jetzt den letzten Dienst, still, wie sein ganzer Lebenslauf gewesen war. Die Sabel, mit denen sie einst den übermächtigen Feind abgewehrt, und die sie jetzt zum letztenmal mit freien Händen zogen, verwandelten sich in diesem Augenblick in ein unschädliches Grabscheit. Ohne Priester, denn der einfache, redliche, in seinem ganzen Leben offene Soldat bedurfte dessen nicht, legten sie die Leiche des todten Gefährten in die ausgetiefte Grube. Ein kleiner Grabhügel und ein Stein, einfach und schmucklos, wie Iwans Leben gewesen war, drückten ihn für ewig an den Busen der mütterlichen Erde, die er so innig geliebt hatte. Ein tiefer, inniger Seufzer der keiner Verstellung fahigen Gefahrten war sein ganzes Grablied, und eine Thräne seines geliebten Lieutenants, die sich aus der des Weinens ungewohnten Augenwimper stahl, seine schönste Grabrede.

Und wollt ihr wissen, wie Kaczuron starb? gebt in das Quartier des Lieutenants, der schon auf preußischem Boden, in einem preußischen Städtchen, sich befand; hier erzählte er einigen Gefaheten die Lebensumstände Iwans und seinen Tod. „Als wir aus Modlin abzogen und es schon keine Geheimniß mehr, sondern augenfällige Absicht war, auf preußischem Boden Schutz zu suchen, wuede Kaczuron, je mehr wir uns der Gränze näheeten, immer teauriger, nahm wenig Nahrung zu sich und wollte am Ende gae nicht mehr essen. Vergebens war all mein Zureden, und der Trost, mit dem ich seine Trauer zu lindern suchte, indem ich ihm vorstellte, daß noch nicht alles verloren sey. O Herr Lieutenant, antwortete er dann seufzend, ich danke für dein gutes Herz, aber ich weiß, daß es aus ist — auch mit mir. O mein Gott! waeum konnte ich nicht frühee kommen als ganz am Ende, dann hätte vielleicht eine moskowitische Kugel meinem Leben ein Ende gemacht, und ich wäre jetzt glücklich, ich ware für Polen gestorben, wäre im Himmel bei meiner Olechna, und bäte mit ihr Gott für unser liebes Polen. Gott hatte uns erhört. Aber ich werde meine Gebeine nicht in fremde Erde legen. Ich weiß, daß ich im freien polnischen Lande sterben werde, und dann, lieber Heer, leistet dem armen Burschen den letzten Dienst. — So sprach er oft, und am letzten Morgen, als wir bald darauf die Granze überschreiten sollten, kam er abgehärmt von Kummer und Hunger — denn er hatte alle ihm dargereichte Speise verschmäht — aber mit freudigem Gesichte zu mir und rief: Gott sey Dank, Hr. Lieutenant, meine Worte bewähren sich, und ich werde noch in der Heimath sterben. — Was ist dir denn? du wirst noch länger leben. Wir überschreiten allerdings jetzt die Geänze und verlassen das Vaterland, aber Gott wied uns bald dahin zurückführen, und es reinigen von dem Feinde, der es jetzt unterdeückt. — Mein liebee Heer, entgegnete ee, du wiest zurückkehren, das weiß ich, aber ich nicht. Und ich will auch nicht einen Schritt über mein noch freies Vaterland hinausgehen. Heute Nacht — nein, mie hat nicht geträumt, ganz deutlich erschien mir meine Olechna und mein seliger Vater, und sagten, daß ich heute noch bei ihnen seyn würde. — Vergebens bemühte ich mich, ihn von diesen Gedanken abzubringen, mit der größten Zuversicht und Ruhe bereitete er sich zum Tode vor, und am Abend, wiewohl ganz schwach, da er im Gefechte verwundet worden wae, schleppte ee sich heraus auf das Feld, letzte sich unter einer einsamen Weide nieder und erwartete die Stunde seines Todes. Er blieb sitzen bis zum Abend, und als die Sonne unterging, entwich auch, wie ee vorausgesagt hatte, die Seele aus dem Körper. Ich verließ ihn nicht bis zum letzten Augenblick, rief ihm alles, was ihn nur irgend trösten konnte, ins Gedachtniß zurück, aber alles umsonst; seine ganze Antwort auf alle meine Tröstungen war: lieber Herr, ich kann nicht länger leben."

So speach dee ehrliche Lieutenant, und weihte noch eine Thräne dem Andenken seines Cameraden, eines Russinen, der des besten Looses würdig war.

Eine große Knochenhöhle

wurde vor kuezem auf den Durham-Dünen nicht weit von Bristol entdeckt. Man hat sie noch nicht ganz bis in ihre Tiefe untersucht, aber eine ungeheure Menge Knochen sind schon herausgenommen worden. Sie finden sich in einer großen Felsenspalte etwa 30 Fuß unter der Oberfläche, und gleich den Höhlen zu Kirkdale und Banwell beweisen die Knochen, daß hier Bären, Hyänen, Wolfe, Ochsen, Rehe, Elephanten und andeee Thiere ihr Grab fanden. Der besondere Umstand, daß sich alles dieß zusammen in einer Felsenspalte findet, spricht gegen die Theorie, daß die Knochen der einen Thierr von den Raubthieren hineingeschleppt und verzehrt worden sind, obgleich die Spuren von Zähnen an einigen Knochen zu Kirkdale die Richtigkeit dieser Ansicht sehr zu bestätigen scheinen. (Litt. Gaz. 31 Dec.)

Die philippinischen Inseln.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Es gibt reiche und oberflächliche Minen von Gold, Kupfer und Eisen, nur das letztere wird in einem Bruche in der Provinz Bulacan ausgebeutet. Die Geduld der Einheimischen benützte den Goldsand der Flüsse; in der Nähe der feuerspeienden Berge erhält man vielen Schwefel, und an den Küsten wird häufig Perlmutter, schöne Perlen und grauer Ambar gefischt. Andeee Handelsartikel, welche das Land und das Meer liefern, sind der Sibucao und andere Färberingredienzen, Wachs, Schiffpech, Schildkröte, Vogelnester, welche in China sehr geschätzt werden, Balate, Njonjoli (eine Art Specereel) und die Siguey's oder

kleinen Muscheln, welche man in einigen Gegenden von Indien als Münze gebraucht.

Man weiß, daß die Philippinen von Magellan entdeckt wurden, als er in den Jahren 1520 und 1521 einen neuen Weg nach den Molukken suchte. Da diese letztern der Hauptgegenstand der Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal waren, so vernachlässigte man die neue Entdeckung, und erst im Jahre 1565 verdankte man dem Muth des Adelantado Miguel Lopez Legaspi und der Klugheit der Augustinermönche, die ihn begleiteten, eine Niederlassung. Damals befanden sich zwei Kasten oder Racen im Lande: die Aetas oder Schwarzen und die Indier. Ohne Widerspruch müssen die erstern als die Urbewohner angesehen werden; sie zogen sich ins Gebirge zurück als die letztern ankamen und in verschiedene Stämme getheilt die Ufer besetzten.

Der Hauptstamm, in Tagalen, nahm die Stelle des heutigen Manilla ein und bestand aus vielen Ortschaften und Weilern (rancherias) unter ihren Kaziken oder Königlein. Im Norden waren die Pampangos, Zambales, Pangasinanes und Cagayanes, im Süden die Camarines und auf den übrigen südlichern Inseln die Bisayos oder Pintados (die Gefärbten oder Bemalten), so genannt, weil sie den Körper mit verschiedenen Figuren bemalten.

Heute existirt nebst den erwähnten Racen eine neuere: die Mestizen von Sangley, aus der Mischung der Indianerinnen mit den Chinesen, die man Sangleyes nennt, von den chinesischen Hang-tay, reisende Handelsleute, da dieses in der That die Beschäftigung ist, welchen sie sich vorzüglich widmen. Im Innern des nördlichen Theils von Luzon sind außerdem die Stämme der Igorrotes, gemischte Abkömmlinge der Gefährten des berühmten Chinesen Limahon, welcher mit einer furchtbaren Expedition Manilla wenige Jahre nach seiner Gründung in große Gefahr setzte.

Die Neger bilden mehrere wandernde Stämme in den Gebirgen und Wäldern, sie sind Barbaren von geringer natürlicher Anlage, ihr Haar ist wollig, obgleich sie nicht so schwarz sind wie die Einwohner von Guinea, ihre Nase platt, ihre Statur nicht sehr hoch, aber von starken Gliedern; sie nähren sich von Wurzeln, Honig und Hirschfrisch; dieses Wild erlegen sie mit Pfeilen, in deren treffendem Gebrauch sie sehr geübt sind; ihre ganze Tracht besteht aus einem Gürtel von Baumrinde, sie haben keine Religion und sind rachsüchtig, unbändig und furchtbar in ihren Anfällen gegen die Niederlassungen der Indier.

Die Indier stammen nach einigen aus Südamerika, nach andern von den Malayen her; Männer und Weiber sind von gutem Aussehen, wohlgebaut, von regelmäßiger und in einigen Provinzen von erhabener Statur; ihre Gesichtsfarbe wie gesottene Quitten, die Nase platt, das Haar schwarz und nicht geringelt, wenig Bart; ihr Charakter ist menschlich, unterwürfig und friedsam, obgleich tapfer; sie sind faul, indolent, den Ausschweifungen ergeben, aber außerordentlich geschickt und von großer natürlicher Anlage, um alle Arten von Handarbeit nachzuahmen. Sie legen ihre Wohnungen an den Küsten und an den Ufern der Flüsse an, leben von ihren Gewerben, Landbau, Fischerei und Handel, die Weiber besorgen die Haushaltung, weben, spinnen und sind sehr geschickt mit der Nadel.

Die Mestizen von Sangley, nicht so dunkel als die vorigen, behalten die Gesichtszüge ihrer Väter, sie sind thätig, hochmüthig und kühn, sie zeichnen sich aus durch ihren Wohlstand, brüderliche Einigkeit, Arbeitsamkeit, Unterricht, Ehrgeiz und Neigung zu Handel und Lurus; zu stolz, um sich als Indier anzusehen und ohne gerechten Anspruch sich Spanier zu nennen, ahmen sie die Sitten der letztern und die Tracht der erstern nach.

Man trifft auch viele Chinesen und einige europäische Fremde an, welche der thätige Handel mit den Erzeugnissen dieser Inseln anzieht.

Die Sprachen der Indier oder vielmehr die Dialekte einer und derselben, welche jetzt wie vormals gebräuchlich sind, übertreffen an Zahl die Stämme selbst; die der Neger und der Zambalen vom Gebirge sind mannichfaltig und unbekannt; die ausgebreitetsten und bekanntesten Dialekte sind das Tagalische und das Bisayische. Ihre alte Dichtkunst ist mit der Eroberung verschwunden, statt der vielen Lieder, in welchen sie ihre Helden lobten und ihre Traditionen aufbewahrten, haben sie jetzt unvollkommene Nachahmungen unserer Gedichte, Tragödien und Farcen, welche die Missionäre eingeführt haben. Sie gebrauchen dabei verschiedene Versarten, aber nur Assonanzen, die Consonanzen oder eigentlichen Reime scheinen ihre Ohren zu beleidigen. Ihre Komödien, welchen gewöhnlich ein Lobstück (loa) vorhergeht, werden vorzüglich zur Feier des Schutzheiligen der Ortschaft oder sonst einer hohen Person aufgeführt und sind außerordentlich lang. Zuweilen dauern sie drei Tage hintereinander und an jedem Tage 5 oder 6 Stunden; der Buffo oder Gracioso spielt dabei eine Hauptrolle.

Die Wohnungen der Indier sind sich auf allen Inseln gleich, sie sind von einander abgesondert und ruhen auf Reigues oder hölzernen Pfeilern, damit sie den feuchten Boden nicht erreichen; man setzt sie aus Rohr oder Brettern zusammen und bedeckt sie nebst dem Dache mit Nipa-Palmblättern, welches sie gegen Unwetter beschützt, aber Feuersbrünsten ausgesetzt ist. Der unterste Theil wird für Geflügel, Hausvieh und sonstigen wirthschaftlichen Gebrauch bestimmt, und daher mit Rohr und Stäben umfangen; das einzige Stockwerk, welches zur Wohnung dient, ist bequem, obgleich spärlich eingerichtet; man steigt dazu auf Stiegen auf, die man aufziehen kann; auswärts haben sie Erker, die man im Lande Bataluans nennt.

Die Tracht der Männer besteht in einem losen Hemde von verschiedener Länge und Weite, und welches über eine mehr oder weniger kurze und weite Hose fällt, diese wird mit einem Gurt befestigt, in welchem sie gewöhnlich ein breites Schlachtmesser (machete) tragen. Sie zieren den Hals mit einem Rosenkranz oder einer Reliquie, und bedecken den Kopf mit einem ungewundenen Tuch oder einem kegelförmigen Hut aus Rohrrinde, den sie Salacot nennen, einige gebrauchen einen europäischen Hut. Die vornehmern Leute pflegen diese Tracht mit einer Jacke zu vermehren und sich an Festtagen auf spanische Art zu kleiden. Die Weiber tragen ein ähnliches loses, aber viel kürzeres Hemd, einen Rock (saya) und darüber den Teppich (tapis), d. h. einen gestreiften Zeug aus Baumwolle und Seide oder bloß von Seide, mit deren Anschluß vom Gürtel abwärts sie ihre schlanke und anmuthige Toilette hervorheben. Auf dem Kopf ein Tuch, und wenn sie in die Kirche gehen, einen kurzen schwarzen Ueberwurf. Außer dem auch unter den Männern gebräuchlichen Schmuck haben sie noch Armbänder, Ringe und Ohrgehänge, zuweilen mit großem Ueberfluß. Sie tragen viele Sorge für ihr schönes und langes Haar und verfeinern es durch den Gebrauch von Kokosöl. Beide Geschlechter gehen barfuß, nur außer dem Hause tragen sie Pantoffeln, welche bloß die Zehen bedecken und bei den Weibern oft mit Gold oder Silber gestickt sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1843.

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

Die Engländer sind im Missionswesen nicht allein sehr thätig, sondeen sie sorgen auch, daß ihre Leistungen auf diesem Gebiete der Welt nicht unbekannt bleiben. Es würde eine ganz ansehnliche Aufgabe seyn, sich durch die Berichte über Meetings, durch die Zeitungsartikel und Schriften verschiedenen Umfanges zu arbeiten, welche alljährlich über die drittischen Missionen erscheinen, und wenigstens insofern interessiren, als sie erklären, was aus den erstaunlichen Summen werde, die man in England für die sogenannte Heidenbekehrung zusammenbringt. Wer sich mit dieser Literatur bekannt macht, um die Vermehrung zu beobachten, welche, wie man voraussetzen möchte, durch Bereisen der entlegensten Erdgegenden, Länder- und Völkerkunde erhalten sollten, wird allerdings nur wenig Lohn für seine Mühe eehalten. Abgesehen von der nicht jedem Leser zusagenden Form der Darstellung, langweilen jene Mittheilungen gar oft durch den Ausdruck stockenglischer Gesinnungen und Ansichten, die von andern Völkern jetzt ungleich weniger vertragen werden als in veegangenen Zeiten, und trotz des äußeren Scheines von ächter Humanität oft weit entfernt sind. Begreiflich wird diese Beschränktheit dann erst, wenn man weiß, aus welchen Volksclassen eine große, wo nicht die Mehrzahl jener Missionäre stammen, und wie wenige von ihnen mit jener höhern Weltbildung ausgerüstet sind, die man verständigerweise zumal von solchen Mannern im voraus verlangen sollte, welche sich an die erste Erziehung rohee oder verwilderter Völker wagen. So wenig als ein Engländer des Mittelstandes seine Kinder einem ungebildeten Handwerker zur Erziehung übergeben wird, eben so wenig sollte man von England aus Leute der letzteren Classe nach Polynesien senden, um den Eingebornen Moral zu predigen, und sie an Sitte und den anfangs schwer ertragenen Zwang gesetzlicher Einrichtungen zu gewöhnen. Ob durch dieses Missionswesen entsprechend viel Gutes gestiftet werde, ist eine andere Frage, die man nicht ohne Noth berühren wird, seit sie eine Parteifrage geworden, die nicht allein dee in England ganz verrufene Weltumsegler Kotzebue und französische Seefaheer, sondern selbst der tüchtige Beechey ziemlich unverhohlen verneinen. Sonderbar bleibt es immeehin, wie das so praktische Volk der Engländer eines seiner eigenen Sprüchwörter „christliche Liebe fängt daheim an," so ganz vergessen konnte, daß während man zaetlich besorgt wae für die Civilisation der menschenfressenden Fidschi-Insulaner, der Aschantis und ähnlicher liebenswürdiger Stamme, und nach und nach Hunderttausende auf sie verwendete, unter den Arbeitern der Fabrikdistricte und der Kohlengruben eine Verwilderung einreißen konnte, deren neueste amtliche Schilderung mit Grauen erfüllt.

Ein auffälliges Beispiel, wie vorherrschend in manchem Individuum jene eigenthümliche Bekehrungslust werden könne, gibt Allen F. Gardiner, Capitän in der drittischen Marine, welcher seit seiner Jugend im Dienst, als Midshipman und Unterlieutenant sich in manchem Seetreffen befand, nothwendig ein sehr thatiges und viel bewegtes Leben führte, vor etwa acht Jahren aus dem actioen Dienst trat, seitdem die Welt durchzieht, und, wenn auch erfolglos, einen Platz sucht, um Missionen anzuzeigen. Die Lust an einem nomadisieenden Leben ist im Seemann erklärlich genug, nicht aber jene Umwandlung in einen methodistischen Peediger, die zumal aus Gardinees Reise zu den Zulahs deutlich heroorgeht. In gar zu große Veewunderung darf sie aber nicht setzen, wenn man sich erinnert, daß der geoße Buckland seine eigenen wichtigen Entdeckungen im Felde der Geologie so gut wie aufgab, und aus Frömmigkeit die heutige Wissenschaft mit dem mosaischen Mythus in Einklang zu bringen suchte, und daß Fitzroy, der klaee, muthige, wissenschaftliche Erforscher des Feuerlandes, als er heimkehrend Otaheiti berührte, in frömmelndes Peedigen verfällt und seine Vorliebe für die dortigen Missionäre dadurch bestätigt, daß er auf ihre Beschweede hin der armen Königin mit Beschießung ihrer kleinen Stadt droht und von ihr zum Besten der Beleidigten eine runde Summe erpreßt. Capitän Gardiner begab sich mit Frau und Kindern 1835 nach Port Natal, wo damals nur etwa sechs oder acht vom Cap gekommene Engländer sich angesiedelt hatten, um Handel mit den Eingebornen zu treiben. Undesorgt um die nicht geringe Gefährlichkeit des

Digitized by Google

Schrittes beſuchte er den furchtbaren Häuptling der Zulahs, Dingaan, der, im Innern lebend, mit kaum glaublicher Grauſamkeit die Macht aufrecht erhielt, welche ſpäter von den emigrirten Bauern nach zweijährigem, ſehr blutigem Kampfe gebrochen wurde. Erlaubniß zur Anſiedlung im Innern konnte Gardiner nicht erlangen, indeſſen geſtattete ihm der Häuptling in Port Natal ſich anzubauen, und verſprach ihm Schonung, vorausgeſetzt daß er ſeine Thätigkeit als Miſſionär nicht auf die Zulahs ausdehne, ſondern allein auf die wenigen Reſte größerer Völkerſchaften beſchränke, welche von den Zulahs aufgerieben, heimathlos und von unaufhörlicher Furcht gepeinigt, an der Küſte herumirrten. Aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, hauptſächlich aber in Gardiners gutgemeintem, aber ſehr verkehrtem Verfahren liegen, gedieh die Hamkanarti genannte Niederlaſſung durchaus nicht. Die Ankunft der vom Cap ausgewanderten Bauern brachte ihr bald darauf den Untergang. Da eine der weſentlichſten Urſachen dieſes Fortzuges der fruchtloſe Kampf gegen die Miſſionäre geweſen war, welche die Kaffern, trotz ihrer unabläſſigen Räubereien, gegen die Bauern in Schutz nahmen, ſo konnten die Ausſichten Gardiners in Natal keine erfreulichen ſeyn. Seine Zöglinge verbanden ſich alsbald mit den Einwanderern zu einem Raubzuge gegen die Zulahs, allein es erfolgten ein paar Niederlagen, welchen kaum zwölf entkamen, während die Bauern ſich ſelbſt mit Mühe retteten.

Gardiner, der fähiger zum raſchen Unternehmen als zum Durchführen eines Planes erſcheint, hatte ſich ſchon vor Eintreffen der Bauern zurückgezogen, indem ihm das Nichtgelingen ſeiner Miſſion klar geworden war. Von nun an hielt er es für ſeine Pflicht Südafrika zu verlaſſen und in einem anderen Welttheile nach „Beſchäftigung unter Heiden" ſich umzuſehen. Die Wahl fiel auf die Indierſtämme, welche ſüdlich von den Platataaten und Chile wohnen; ſie war in allen Beziehungen eine unglückliche, wie weiterhin ſich ergeben wird, und wäre ſicherlich nicht getroffen worden, hätte Gardiner einige geſchichtliche und politiſche Kenntniſſe beſeſſen, deren Mangel bei ſo praktiſchen Fragen, wie Anlegung einer Miſſion, oder auch einer Colonie, durch Frömmigkeit allein nicht ausgeglichen werden kann. Als Mann von ziemlich vorgerücktem Alter unternahm Gardiner in Begleitung ſeiner Gattin und einiger noch nicht erwachſenen Kinder unbedenklich eine Reiſe, auf welcher er innerhalb eines Jahres drei Viertheile des Weges um die Erde zurücklegen mußte, und die ſo viele Schwierigkeiten hat, daß ein jüngerer und allein ſtehender Mann ſich zu ihr nur nach reiflichen Erwägungen entſchloſſen haben würde. Er ſegelte vom Cap der guten Hoffnung am 16 Mai 1838 nach Rio Janeiro, fand dort eine andere Schiffsgelegenheit nach Buenos Ayres und ging dann auf dem gewöhnlichen Wege durch die Pampas nach Mendoza. Der Monat October iſt keineswegs günſtig zur Ueberſteigung der Anden, denn Schnee liegt dann nicht allein auf dem höchſten (12,000 F.) Punkte des Pfades, ſondern zum Theil auch in tieferen Thälern, und außerdem wird der von den Regierungen von Chile und Mendoza ganz vernachläſſigte Weg erſt dann gebahnt, wenn eine größere Zahl von Reiſenden und Waaren tragenden Maulthieren hin- und hergegangen iſt. Das loſe, von oben herabgerollte Geſtein will erſt feſtgetreten ſeyn, die größten Felsbrocken, welche im Winter auf dem engen Pfade liegen blieben, müſſen von den Vorüberziehenden nach und nach weiter geſchoben, Riſſe ausgefüllt ſeyn, ehe der Weg erträglich wird, und daher fällt der größere Theil der Arbeit auf die erſten im Frühjahr übergehenden Geſellſchaften. Capitän Gardiner ließ ſich durch den Gedanken nicht abſchrecken, daß ihm dießmal das Amt den Weg zu brechen anheimfalle, packte ſeine Kinder in eine Art von Körbe, welche er an die Sättel der Maulthiere befeſtigte, und gelangte, wenn auch mit Schwierigkeiten, doch ohne Unfall, über die Cordillera, obwohl er, anſtatt das gute Wetter zur eiligen Reiſe zu benutzen, die Unvorſichtigkeit beging einen vollen Tag liegen zu bleiben, weil ſonntägliches Reiſen ſeinen religiöſen Anſichten widerſprach. Ueber die Hauptſtadt Santjago, welche zu keiner irgend neuen Bemerkung Veranlaſſung gab, wurde endlich Concepcion erreicht. Die Verwüſtungen des großen Erdbebens vom Jahre 1835 traten um ſo deutlicher hervor, je mehr man ſich dem Süden von Chile näherte. In Talca, der Größe nach der vierten Stadt des Landes, war kein Haus unverletzt geblieben; an vielen fehlte das obere Stockwerk, andere waren eben wieder unter Dach gebracht worden, und alle Kirchen bildeten Haufen von unförmlichen Trümmern. Chillan, gelegen in einer der fruchtbarſten Gegenden von Chile und daher ehedem ſtark bevölkert, war ſo zerſtört worden, daß die Einwohner von dem Aufräumen der Ruinen abſtanden und in einiger Entfernung den Bau einer neuen Stadt, Nuevo Chillan, zu beginnen vorzogen. Indeſſen waren dieſe Verheerungen gering im Verhältniſſe zu dem Loose, welches Concepcion und die Hafenſtadt Talcahuano betraf. In der erſten dieſer Städte blieb keine Mauer aufrecht ſtehen, und die letztere wurde bekanntlich durch ein dreimaliges Hereinwälzen einer ſtundenbreiten, dreißig Fuß hohen Meereswelle bis auf die Grundlagen weggewaſchen. Darwin, welcher wenige Tage nach jenem furchtbaren Naturereigniß die Oertlichkeiten mit dem Blicke des geübten Geologen unterſuchte, führt Thatſachen an, aus welchen die ungeheure Kraft der Erdſtöße hervorgeht, die ſich ſo raſch folgten, daß die Fliehenden niemals umgeſtürzt wurden, ehe ſie eine ſichere Anhöhe erreichen konnten. Concepcion und ſein Hafen ſind bereits dreimal zerſtört worden, allein das Erdbeben von 1835 übertraf alle vorhergegangenen an Heftigkeit. Zum größten Glück trat es in den Tagesſtunden ein, wo die Mehrzahl der Stadtbewohner, ſüdlichen Sitten folgend, mehr im Freien als in den Häuſern ſich aufhielt. Wäre die Erſchütterung, welcher nur geringe Warnungen und Anzeichen vorausgingen, in tiefer Nacht erfolgt, ſo würden wahrſcheinlich nicht zwei Menſchen von Hundert das Leben gerettet haben. Ein anderer glücklicher Zufall war es, daß der eigentliche Herd oder der Ausgangspunkt jener furchtbaren Erſchütterung nicht unter dem Feſtlande ſelbſt lag, ſondern, wie von Darwin nachgewieſen wurde, in ziemlicher Entfernung unter dem Meere ſich befand, und alſo ein nicht unbedeutender Zeitraum verſtrich, ehe das ſogleich befürchtete

Digitized by Google

Hereinrollen des aus seinem Niveau gebrachten Oceans wirklich erfolgte. So erlangten wenigstens die Rüstigen und Erwachsenen unter den Bewohnern Talcahuano's Zeit, auf die nahen Hügel zu flüchten. Dennoch wurden viele von der entsetzlichen Fluth ergriffen, von diesen aber doch einige gerettet von den Matrosen der im Hafen liegenden, meist von den Ankern losgerissenen Schiffe. Wenn gegen ein Ereigniß der letztern Art keine menschliche Vorsicht den Hafenort schützen kann, der nothwendig in der Nähe des Steandes liegen muß, so verhält es sich doch anders mit den Städten, die vom Meere nicht erreicht und nur durch die Erschütterung selbst zerstört werden können. Als ob für ihn jede Erfahrung verloren sey, bauet der Chilene nach alter Sitte die dicken und nie nachgebenden Wände seines Hauses aus Lehm und Stein wieder empor, und legt zum Beschlusse ein schweres Dach aus plumpen Hohlziegeln auf den unzweckmäßigen Unterbau. Seit 20 Jahren bauen die Fremden sich dort Häuser aus wohl verschränktem Fachwerk, setzen die Felder nur mit dünnen Ziegeln aus und legen ein leichtes Schindeldach auf. Noch nie ist ein solches Gebäude völlig zerstört worden, und immer blieb den Bewohnern Zeit im schlimmsten Falle sich zu entfernen. Solche Beispiele befolgen die Eingebornen nicht, sondern sie vergessen schnell das erlebte Unglück und beziehen die neuen gefährlichen Wohnungen mit leichtem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Falstaffs.

Die Shakspeare-Gesellschaft in England ist unermüdet thätig, alles, was den großen Dichter betrifft, in möglichst klares Licht zu setzen; so hat ein Hr. Halliwell den ersten Entwurf zu den „lustigen Weibern von Windsor" in ihrem Namen herausgegeben, und bespricht in der Einleitung die Frage über die Zeit, wann diese Komödie erschien. Bekannt und fast allgemein geglaubt ist die Anekdote, daß Königin Elisabeth, höchlich ergötzt durch den Witz Sir Johns, wie sich derselbe im ersten und zweiten Theil Heinrichs IV entfaltet, den Dichter beauftragt habe, diese lustige Person nun auch in der Rolle eines Liebhabers erscheinen zu lassen. He. Halliwell sucht, und zwar mit ziemlich viel Glück, das Unhistorische dieser Anekdote, welche freilich über den Zeitpunkt der Abfassung des Drama's entscheiden würde, nachzuweisen, und behauptet entschieden, daß die lustigen Weiber von Windsor älter seyen, als Heinrich IV. Ueber den verschiedenartigen Charakter beider Falstaffs äußert er sich folgendermaßen: „Die Unähnlichkeit des Charakters liegt in der Intrigue mit den lustigen Weibern, nicht als ob er zu einem galanten Abenteuer mit Mistreß Ford oder Mistreß Page ungeneigt gewesen wäre, sondern in der persönlichen Eitelkeit und Leichtgläubigkeit, die der Glaube, daß sie wirklich in ihn verliebt seyen, voraussetzt. Von persönlicher Eitelkeit hat der fette Ritter Heinrichs IV nicht eine Spur, im Gegentheil seine unbequeme Dicke ist das unerschöpfliche Thema seines eigenen Witzes. Dieser hätte sich gewiß nicht dem Gelächter der beiden lustigen Weiber ausgesetzt, sondern in jeder zuvorkommenden Freundlichkeit gegen ihn sicher alsbald den Lauten gerochen, und entweder ihrer Hoffnung, ihn zu foppen, schnell ein Ende gemacht oder nur so lange sich preisgegeben, bis er die Lächerlichkeit gegen sie selbst gewendet hätte."

Die philippinischen Inseln.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Ihr gewöhnliches Essen ist die Mercisqueta, d. h. bloß mit Wasser und oft sogar ohne Salz gekochter Reis, einige auf dieselbe Art zubereitete Gemüse und Fische. Sie trinken Kokosbranntwein und machen davon an ihren Festtagen einen Mißbrauch. Das Essen wird auf einem bloß handhohen Tischchen aufgetragen, um das sie sich auf ihre Waden hocken, eine Stellung, welche ihnen die Gewohnheit bequem macht: sie gebrauchen keine Bestecke. Bei dieser frugalen Nahrung erhalten sie sich in guter Gesundheit und langem Leben; es ist nichts seltenes einen Indier an der Seite seiner zweiten Urenenkel zu sehen.

In ihren Sitten fällt besonders ihre Neigung zu Bädern, welche beide Geschlechter täglich und in Gemeinschaft gebrauchen, zum Tabak und zum Buyo auf; der Buyo besteht in Stückchen von der Nuß Bonga, Frucht eines Palmbaumes, welche mit ein bißchen Kalk in die Blätter des Schlingkrautes Betel eingewickelt sind. Dieser Gebrauch hat sich selbst unter den Spaniern verallgemeint, von welchen einige den Buyo den ganzen Tag nicht aus dem Munde lassen. Wer den Buyo zu kauen gewohnt ist hat die Zähne schwarz, die Lippen roth, den Mund schmutzig und die Zunge wie verbrannt. Die herrschende Leidenschaft unter den Indiern aber, welche alles übrige aufhebt und sie aus ihrer natürlichen Apathie herausreißt, ist der Hahnenkampf. Dem tödtlichen Sporn des Hahnes verdankt die Familie ihr Leben, das Weib ihr Halsband von Gold oder Glasperlen, der Mann seinen Tabak oder Buyo. Der Hahn ist der Hausgott, er wird Gatten und Söhnen vorgezogen, der Indier trägt ihn stets auf seinem Arm und überhäuft ihn mit Liebkosungen. Der Hahn ist sein Schatz und sein Verlust, als solcher wird er beweint. Die Regierung zieht ihren Vortheil von dieser Wuth; sie erhebt eine Taxe für das Privilegium einen Hühnercircus zu halten, in welchem der Unternehmer seinerseits sich den Eingang und die Zulassung der Kampfhähne bezahlen läßt. Nachdem die oft beträchtlichen Wetten abgeschlossen und die Kräfte der Gegner gemessen sind, rüsten diese mit einem sehr scharfen Messerchen bewaffnet, mit aufgesträubten Federn und entzündeten Kämmen aufeinander, und die Zuseher erwarten mit tiefem Stillschweigen, welcher von beiden über den Resten seines Rivalen den Siegesgesang anstimmen wird. —

Die philippinische Colonie hat der Regierung bis zu Anfang dieses Jahrhunderts eine jährliche auf die Casse von Mexico angewiesene Summe von 250,000 Thalern gekostet; jetzt bestreitet sie nicht nur ihre Ausgaben, sondern läßt über 1 Million Thaler zur Verfügung des allgemeinen Aerariums, ungeachtet der Landbau und die Industrie wegen der allgemeinen Unwissenheit und des Mangels an Capitalien in der Kindheit sind und der ehemalige reiche Handel von Manilla mit den amerikanischen Colonien durch den Abfall derselben einen empfindlichen Stoß erlitt. Aber die Zulassung des ausländischen Handels seit 1814 ersetzte diesen Verlust und vermehrte die inländische Erzeugung. So betrug die Ausfuhr der einheimischen Früchte in den 4 Jahren 1827 bis 1830 die Summe von 5,307,983 Thalern und von 1836 bis 1840 12,758,397 Thaler, ein Resultat, wovon man vorher kein Beispiel hatte.

Seit der im Jahre 1792 dem Hafen von Manilla verliehenen Handelsfreiheit mit dem Auslande nimmt die Bevölkerung stark zu. Zu

Digitized by Google

jener Epoche zählte man bloß 1,400,000 Seelen im spanischen Gebiete, der Census von 1837 weist 3 516,253 aus, worunter 102,600 Mestizen und 5000 Chinesen. Die weiße Bevölkerung, beinahe bloß auf die Hauptstadt beschränkt, betrug im Jahre 1839 4132 Seelen. Die Kriegsmacht, worunter bloß einige europäische Compagnien, bestand in 6300 Linientruppen und 7300 Provinzialmilizen; auch existirt eine Colonialseemacht, Corsarienflotte genannt, von 68 Feluken und größeren und kleineren Booten, vorzüglich um die Küsten gegen die malayischen Seeräuber zu vertheidigen.

Manilla, die Hauptstadt, liegt an der linken Mündung des wasserreichen Pasig an einer schönen geräumigen Bucht. Das großartige Ansehen der Gebäude, die vielen Fuhrwerke in den Gassen, die fröhliche Thätigkeit, die man überall bemerkt, entsprechen vollkommen der Idee einer reichen Handelsstadt. Der Anblick ist überraschend, man mag sich gegen die Bucht mit ihren unzähligen Fahrzeugen und den Farben und Trachten so vieler Nationen, unter denen alles Pracht und Reichthum verräth, aber gegen das reizende immergrüne Feld wenden, mit Ortschaften besäet und an dem schlängelnden Flusse und den in denselben einmündenden Canälen durchschnitten, auf welchen unzählige Barken hin und her schiffen.

Die eigentliche Stadt, die Stadt des Kriegs, hängt mit den Vorstädten mittelst einer steinernen Brücke von 149 Ellen Länge und 8 Ellen Breite auf zehn Bogen zusammen. Ihre Festungswerke, nach der Eroberung durch die Engländer 1762 ausgebessert, sind mehr als hinlänglich, um allen orientalischen Mächten und nicht zu schwach, um den europäischen Kanonen zu widerstehen. Unter den sechs Thoren zeichnet sich das des Parian zunächst an der Brücke wegen des großen Zulaufes aus. Die Straßen sind gerade und breit, mit guten Trottoirs und hinlänglicher Beleuchtung. Die Häuser sind rechtwinkelig und haben nur ein Obergeschoß. Das untere, von Quadersteinen, wird nicht bewohnt wegen der Feuchtigkeit und weil es zu Ställen, Magazinen und Cisternen bestimmt ist, doch gibt es einige Häuser, welche Kaufläden haben; das Obergeschoß von angeworfenem Holze hat auswärts einen Gang oder Galerie, dessen Fensteröffnungen mit Jalousien oder mit ziehbaren Coulissen von durchsichtigen Muscheischalen geschlossen sind, dadurch werden die Wohnungen ein wenig verfinstert, aber auch die Sonnenstrahlen abgewehrt. Die Stadt hat zwei Plätze: de las Armas und de la Fuerza. Auf einer Seite des erstern steht die solide und regelmäßige Kathedrale, rechts von ihr das schöne Stadthaus und gegenüber die Generalcapitänerie, schwerfällig und incorrect. Es fehlt nicht an andern guten Gebäuden, unter andern das ehemalige Jesuitenkloster, dessen Façade und geschmackvolle Baukunst sich gut ausnimmt, das neue Zollhaus, elegant, gefällig, geräumig, hoch und doch nicht schwerfällig, besonders aber das Kloster und die Kirche der beschuhten Augustiner. Der Bau wurde im Jahre 1589 begonnen unter der Leitung des Fray Antonio de Herrera, welcher ein natürlicher Sohn des berühmten spanischen Baukünstlers gewesen seyn soll, und welchen eine Ehrensache in diese entlegenen Gegenden austrieb. Die Grundlage, die hohen Bogen, die prächtigen Gewölbe sind von Quadersteinen, mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet und so solid, daß es bis jetzt nichts von den schrecklichen Erdbeben gelitten hat. Diese sind in der That häufig, richten aber selten großen Schaden an; das vom Jahre 1824 spaltete jedoch mehrere Gebäude und zwei Bogen der Brücke. Manilla hat eine ökonomische und eine Sanitätsgesellschaft, eine Marineschule, eine Universität und drei Collegien für Jünglinge und zwei Collegien nebst drei sogenannten Beaterien für Frauenzimmer, vier Mönchs- und ein Nonnenkloster, zwei Spitäler und elf Kirchen, die Kathedral- und die Klosterkirche eingegriffen. Die Klöster werden hier als durchaus nothwendig beibehalten.

Es mangelt an einem Schauspielhause wegen Mangel an spanischen Schauspielern, welche die Neigung zu dieser Unterhaltung zu bleiben im Stande wären. Es gibt bloß ein von Rohr und Nipa zusammengesetztes Gemach, in welchem seit zwei Jahren einheimische Schauspielercompagnien Stücke aus dem ältern und neuern Theater mit einiger Regelmäßigkeit aufführen. Die Einwohner, welche Freunde der großen Zusammenkünfte und des täglichen Genusses sind, entschädigen sich daher durch Wallfahrten und Ausflüge nach den nahen Ortschaften, wo das Fest des Schutzheiligen und dergleichen gefeiert wird. Diese Feierlichkeiten haben stets einen Anstrich von Religiosität, und unfehlbar sind dabei die Musikbanden von den Regimentern, die in Manilla liegen. Die Straßen werden mit Triumphbogen, Portiens und Tempelchen von Baumzweigen und künstlichen Blumen geschmückt, und gewähren besonders bei der nächtlichen Beleuchtung mit Transparenten, Farbengläsern und chinesischen Laternen einen eben so pittoresken als abwechselnden Anblick; der obligate Schluß ist immer ein Feuerwerk. An den gewöhnlichen Tagen wird die Hauptstadt gegen Abend und nach Maßstab als die Geschäfte des Tages abgethan sind, immer lebendiger; alle die verschiedenen Fuhrwerke — denn dieses Mobel ist dort unentbehrlich — nehmen die Richtung nach dem Spaziergang de la Calzada, den sie mit ungemeiner Schnelligkeit wiederholt durchkreuzen.

Außerdem hat die Stadt, wo der größte Theil der hohen und niedern Beamten wohnt, ein gewisses ernsthaftes Ansehen, und verräth den gravitätischen Charakter der alten Spanier, welche sie gründeten. Aber welcher Contrast, wenn man über die Brücke in die in zwölf Quartiere eingetheilten Vorstädte geht, welches Gewühl, welche Bewegung, besonders in den Vierteln von Binondo, Santa Cruz und Tondo, welche Menge von kleinen Barken, welche mit Personen oder Waaren angefüllt sich allenthalben durchkreuzen. Welche seltsame Mischung von Sitten und Trachten! Hier ist der Sitz der meisten spanischen und fremden Kaufleute, hier sind die mannichfaltigen Kaufläden und Werkstätten der Chinesen, hier ist die Stadt des Handels und der Gewerbsamkeit. Die Chinesen werden wie ungefähr die Juden in Europa angesehen; öfters durch Volksaufstände vertrieben, zu Zeiten taxirt und endlich mit Bewilligung der Obrigkeiten ansässig, haben sie sich völlig des Kleinhandels bemächtigt, ohne daß jene daran denken, daß die oberste Regierung die Zulassung der Chinesen nur unter der Bedingung, daß sie sich dem Landbau widmen, gestattet hat.

Alles ist hier noch in der Kindheit, aber die Lage, der natürliche Reichthum, die starke Bevölkerung, die Gelehrigkeit der Einwohner versprechen dieser Colonie eine glänzende Zukunft, nur muß das Mutterland hier mehr als irgendwo die Eigenschaften der hohen Beamten, die es hieher sendet, erwägen.

Unter dem Titel Lech (der Pole) wird in diesem Jahre ein neues polnisches, dem Fortschritt des nationalen Lebens gewidmetes Journal in 2 Bänden, jeder zu 20 Bogen, in Paris erscheinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1843.

Fahrten auf dem weißen Nil.

Es ist bekannt, daß Mehemed Ali in Folge seiner eigenen Reise nach dem Sudan im Jahre 1840 eine Expedition ausgeschickt hat, um den weißen Nil zu erforschen. Der Führer dieser Expedition war ein Türke, der Bimbaschi Selim. Das Tagebuch seiner Reise wurde von Jomard im Bulletin de la société de géogr. (Julius bis Sept. 1842) mitgetheilt, und es ergeben sich daraus, obwohl genaue geographische Beobachtungen fehlen, nachstehende mit der Karte des Engländers Bruce großentheils zusammenfallende Bemerkungen: 1) daß sich auf dem linken Ufer, also im Westen, keine Zuflüsse, sondern nur Sümpfe zeigen; 2) daß gegen das Ende der Fahrt, also nahe dem 6° Br., ein bedeutender Arm, Namens Bahr el Sebotb oder El Teikhy, auf dem linken Ufer einmündet, aber von Südosten kommt; 3) daß nach den Angaben der Eingebornen hier keine Bergkette existirt; 4) daß die Tiefe und Breite des Flusses so abnahm, daß die Schifffahrt gehemmt wurde; 5) daß der Bahr el Abiad in der Nähe des 6° N. Br. sich unbedeutend von dem Meridian von Kartum entfernte, und sogar noch östlich von dem Meridian von Cairo lag. Im Jahre 1841 fand nun eine zweite Reise statt, und dießmal befanden sich zwei Europäer,*) Arnaud und Sabatier, dabei, von denen sich namentlich der erstere mit naturwissenschaftlichen Forschungen abgab, deren Resultate indeß leider verloren sind, indem er auf der Rückreise am vierten Katarakt Schiffbruch litt. Die Resultate dieser zweiten Expedition, deren Einzelnheiten noch nicht bekannt gemacht wurden, sind, daß man um fast zwei Grade weiter südlich vordrang, daß man keine Bergkette sah, noch davon hörte, daß keine Zuflüsse von Westen oder Südwesten kamen, daß man keine Katarakten bemerkte, der Fluß immer seichter wurde, wenigstens in der trocknen Jahreszeit und daß endlich der äußerste von der Expedition erreichte Punkt noch unter 29½° O. L. v. P., also noch im Osten von Cairo lag. Dieß Resultat ist, wie das erstere, der gewöhnlich angenommenen Ansicht ganz entgegen.

Das erste ist, daß die fabelhaften Mondsberge, die man bisher unter 6° bis 7° N. B. gesetzt hatte, immer mehr zurückweichen, vielleicht nach Westen, besonders wenn ihre Richtung nicht, wie man vermuthete, eine westöstliche ist, sondern von Norden nach Süden geht. Möglich ist, daß in den unermeßlichen Sümpfen unter 9° N. B. irgend ein südwestlicher Zufluß den Beobachtungen der Expedition entging. Dieß ist um so möglicher, als die zahlreichen, gänzlich verschiedenen und mit einander im Krieg befindlichen Völkerschaften an beiden Ufern die Expedition oft versicherten, sie wüßten nichts von dem Lande außerhalb ihres Gebiets. Hier muß man auch Browne's Misselad erwähnen. Dieser zweifelhafte Fluß, den Browne unter 10° bis 13° N. B. 6 bis 8 Grade westlich von dem Bahr el Abiad verzeichnet und von dem man weder Quelle noch Ausgang kennt, kann er dem Bahr el Abiad so nahe seyn, ohne sich in ihn zu ergießen? Hierüber herrscht noch völlige Ungewißheit, die auch bei der Beschaffenheit des Landes nicht so leicht gelöst werden möchte.

Sicherer und in mancher Beziehung viel wichtiger ist die Existenz mehrerer längs dem Ufer des weißen Nils wohnender Völker, die alle durch ihre Sitten und Raceneigenthümlichkeit viel Interessantes darbieten. Von der großen Confluenz bei Kartum unter 15½° N. bis 4½° findet man abgesehen von den arabischen Stämmen sechs oder sieben verschiedene Völker: die Dinnkhas, die Schluks (Schelluks?), die Nowers, Heliads, Kyks, Bburs oder Behrs und Buderas. Die Dinnkhas verehren den Mond, und wenn zwei Stämme mit einander im Kampfe sind, so muß dieser aufhören sobald der Mond aufgeht. Die Schluks sind von hoher Statur und schöner Gesichtsform. Die Farbe der Nowers geht ins Röthliche, ihre Haare sind straff, nicht kraus; die Behrs sind von ungemein milden Sitten, da sie sich einzig von Wurzeln und Früchten, nicht von Fleisch nähren. Sie wurden von der ersten Expedition im Jahre 1840 mißhandelt, nahmen aber nichtsdestoweniger die des Jahres 1841 gut auf, obgleich sie wohl bewaffnet und nicht unkriegerisch sind. Es ist dieß für künf-

*) Schon bei der ersten Expedition befand sich ein Renegat, Namens Thibaut oder Ibrahim Effendi, er scheint aber keine wissenschaftliche Bildung zu besitzen.

Digitized by Google

tige Reiſen kein gleichgültiger Umſtand; wenn man im September abfährt, um das Hochwaſſer zu benützen, wird der weiße Nil wohl bis 3° N. Br. ſchiffbar ſeyn. Sollte eine europäiſche Expedition zu Stande kommen, ſo wird ſie namentlich zu erforſchen ſuchen, welchen Verkehr die Behes mit Indien unterhalten, denn man fand bei ihnen Stoffe aus Surat. Das Merkwürdigſte iſt aber die radicale Verſchiedenheit der Racen auf einem Raum, welcher noch nicht 300 Lieues in gerader Linie beträgt.

Dieſe Angaben ſind von Jomard einigen gleichfalls im Bulletin de la Société de géogr. November 1842 mitgetheilten Briefen entnommen, und werden wohl in kurzer Zeit vervollſtändigt werden.

Allen Gardiners Beſuch bei den Indiern des ſüdlichen Chile.

(Fortſetzung.)

Von Concepcion aus unternahm Gardiner die erſte Reiſe zu den unabhängigen Indiervölkern, deren Gebiet er weit näher vermuthet hatte, als es wirklich iſt. Verführt durch die herkömmliche oder doch in alten Büchern gewöhnliche Angabe, daß der Fluß Biobio die Gränze Chile's bilde, und, wie es ſcheint, nicht einmal bekannt mit dem Werke ſeines Landsmannes des Capitäns B. Hall über jenes Land, hatte er nicht nur gemeint, nahe bei Concepcion ſchon freie Indierhorden anzutreffen, ſondern ſich auch von ihren Zuſtänden und ihrer Sinnesweiſe ſehr eigenthümliche Vorſtellungen gemacht. Die langen Kriege zwiſchen den Spaniern und jenen Eingebornen haben es veranlaßt, daß zwiſchen dem beiderſeitigen Gebiete ein weiter Landſtrich geblieben iſt, der, durch einige unbedeutende Forts nicht vollkommen gedeckt, den Angriffen der Indier ausgeſetzt iſt, und von einer nach und nach entſtandenen Bevölkerung von Miſchlingen oder Meſtizen bewohnt wird, die zwar nicht civiliſirter als die Indier, doch die Oberherrlichkeit der Republik anerkennen und dem Aeußern nach zur katholiſchen Kirche zu zählen ſind. Da unter dieſem Schlage von Menſchen auf Erfolg nicht zu rechnen war, entſchloß ſich der zum erſtenmal enttäuſchte Reiſende am Fuße der Anden und jenſeits der militäriſch bewachten Gränze einen Häuptling aufzuſuchen, um die Erlaubniß der Anſiedlung zu erhalten. Ohne irgend genügende Kenntniß des Spaniſchen, natürlich aber ganz unvertraut mit der Sprache der ſogenannten Araucaner, begab er ſich muthig auf den Weg, und wurde von den Chilenen, ungeachtet er aus ſeinen Planen eben kein Geheimniß machte, freundlich aufgenommen, weiter befördert und endlich ſogar an den dort berühmten Krieger, den Kaziken Corbalan empfohlen. Der Empfang war, wie immer unter dieſen Völkern, ernſt und ceremoniös, aber gaſtfrei, denn ehe noch von den mitgebrachten Geſchenken irgend etwas verlautete, war für den Fremden ſchon ein Schaf geſchlachtet und zum Abendeſſen bereitet worden. Auch an der Reinlichkeit in der Bereitung der Speiſen war nichts auszuſetzen; geröſtetes Mehl mit Waſſer gemiſcht machte den Tiſchtrunk aus, die Samen der bekannten Araucaria, eines majeſtätiſchen Baumes, der nur in jenen Gegenden wächst und den Eingebornen ſo nützlich iſt wie die Cocospalme den Südſeeinſulanern, wurden zum Nachtiſch aufgetragen, und endlich eine glatte Büffelhaut für den Gaſt zum Lager ausgebreitet. Nicht wenig überraſcht ſchien aber der Häuptling, als Gardiner den Wunſch ausſprach mit ſeiner Familie ſich unter dieſem Stamme niederlaſſen und das Wort Gottes lehren zu dürfen. Etwas variante Fragen nach den Anſichten der Indier über Unſterblichkeit oder den Zuſtand der Seele nach dem Tode erhielten keine genügende Beantwortung; Corbalan entgegnete ziemlich trocken, daß ſein Stamm in ſolchen Dingen unwiſſend ſey, der eine ſo, der andere anders denke. Am nächſten Morgen erſchienen, vom Häuptling einberufen, einige vierzig Männer, Geſchenke wurden ausgetheilt und ein kurzer Spazierritt in Begleitung Corbalans erfüllte Gardiner mit Bewunderung über die Schönheit des Landes, welches zwar nirgends romantiſche Anſichten darbot, wohl aber einen höchſt angenehmen Wechſel von reichbegraſten Wieſen und parkähnlichen Baumgruppen, von bewaldeten Höhen und freundlichen Thälern, durch welche ſich der Blick nicht ſelten bis auf die beſchneiten Gipfel der Andenkette verlor. Ein paar Weiler von zehn oder elf einfach, aber ſorgfältig gebauten Indierhütten, kleine, mit Weizen, Gerſte und Bohnen beſtellte Felder brachten Leben in dieſes freundliche und friedliche Bild. Schon hatte Gardiner ſich im Stillen einen Platz für das Miſſionshaus auserſehen, als eine Erklärung Corbalans ſeinen Hoffnungen, die ſich allerdings nicht auf ein förmliches Verſprechen begründeten, mit einemmal ein Ende machte. Der Häuptling ſagte, daß er für ſeine Perſon nichts gegen die Anſiedlung einzuwenden habe, allein daß das benachbarte, zahlreiche und kriegeriſche Volk der Huilliches nie einem Fremden die Niederlaſſung in ihrer Nähe geſtatten, ſondern die Waffen ergreifen und den Stamm bekriegen würde, der einen Weißen unter ſich aufnähme. Ungeneigt ſich dieſes Umſtandes wegen mit den ſo furchtbar geſchilderten Huilliches in Unterhandlungen einzulaſſen, verabſchiedete ſich Gardiner ſogleich von Corbalan, erreichte nach wenigen Stunden das chileniſche Granzfort von San Carlos wieder, und kehrte zurück nach Concepcion, um in anderer Richtung beſſeren Erfolg zu ſuchen.

Zwei Tagereiſen ſüdlich von Concepcion liegt an der Meeresküſte in einer wenig fruchtbaren Gegend das kleine, durch das letzte Erdbeben zerſtörte Fort von Arauco. Schon im ſechzehnten Jahrhundert ſetzten ſich die erſten Eroberer des ſüdlichen Chile hier feſt, denn wenn gleich noch europäiſchen Anſichten über Kriegführung an einer ſolchen, rings umher von ſteilen Felſen beherrſchten Stelle kein Feſtungswerk angelegt werden darf, ſo ſchließt das Fort von Arauco doch einen gewöhnlichen Weg der berittenen, nur mit Lanzen bewaffneten Indier auf das vollſtändigſte. In der wenig bekannten und im Ganzen wenig anziehenden Geſchichte von Chile iſt daher das Fort von Arauco nicht allein in früheren Zeiten ein claſſiſcher Ort, ſondern noch während der Revolution leiſtete

Digitized by Google

hier ein einziges Bataillon chilenischer Truppen gegen Tausende von erbitterten Indiern einen äußerst verzweifelten, aber erfolgreichen Widerstand, welcher den überlebenden Resten den Ehrennamen des „Bataillons von Carampangne" verschaffte, zum Andenken des Gefechtes, das an dem gleichnamigen Flusse geliefert wurde. Einzelne kleine Ansiedlungen, meistens nur Viehhöfe (Estancias), erstrecken sich nicht allein bis zu jenem Fort, sondern sogar noch an 10 Meilen weiter südlich, also auch auf dieser Seite sehr weit in das Gebiet hinüber, welches, wie schon erwähnt, herkömmlich als Indierland angesehen wird. Da dieser Besitz keineswegs neu ist, sondern ehedem, als die Franciscanermissionen noch im südlichen Chile blühten, sogar unter geistlichem Einflusse und Schutz sich viel weiter erstreckten, so möchte man fast glauben, die Chilenen haben mit der allerdings auffälligen Unwissenheit Gardiners einen nicht zu billigenden Scherz getrieben, als sie ihm riethen um Arauco die ersehnten unabhängigen Indier aufzusuchen. Unverrichteter Dinge kehrte jener schon nach wenigen Tagen nach Concepcion zurück, entschloß sich aber zur See nach Valdivia zu gehen, wo, wie man erzählt hatte, weit eher Gelegenheit sich ergeben würde, mit Indiervölkern in Verbindung zu kommen. Die ganze Familie schiffte sich in Talcahuano ein und errrichte nach einer Reise von wenigen Tagen am 6 Januar 1839 den Hafen von Valdivia, dessen drei durch 118 Kanonen und 1600 Mann vertheidigte Forts der kühne Cochrane zwanzig Jahre früher mit 319 Mann den Spaniern entriß. Die sogenannte Stadt Valdivia bildet den Hauptort einer sehr großen, aber nur von halcivilisirten Indiern bewohnten Provinz, liegt drei geogr. Meilen oberhalb des eigentlichen Ankerplatzes am Flusse Callacalla, und besteht aus einer großen Menge von Holzhäusern, die ohne irgend einen erkennbaren Plan bunt durcheinander gebaut sind, häufig aber fast versteckt werden durch dichte Haine von Apfelbäumen, die hier und überhaupt in den südlichen Provinzen Chile's ohne besondere Cultur bald wild aufwachsen. Eine von Darwin zuerst bemerkte Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß sie aus den Aesten kurze Wurzeln treiben, man also nur nöthig hat, diese abzusägen und in angemessenen Boden zu versenken um in kurzer Zeit tragbare Bäume zu erhalten. In Europa kennt man wenige Fruchtbäume, welche sich auf so mühelose Art vervielfaltigen lassen; in England gibt es indessen eine ähnliche Spielart des Apfelbaumes. Für die Bewohner jener Gegenden Chile's ist die Frucht ein kaum entbehrliches Nahrungsmittel; man mag ohne Uebertreibung sagen, daß zur Zeit ihrer Reife Weiber, Kinder und Hausthiere von ihr allein leben. Der trübe, saure und faulig schmeckende Cider ist das Lieblingsgetränk der niedern Volksclassen, und ziemlich berauschend. Man gibt der Regierung der Gränzprovinzen Schuld, daß sie die wilden Indierhorden dadurch unschädlich zu machen gesucht, daß sie denselben jenes Getränk mit einem Antheil von Branntwein versetzt zu billigen Preisen oder auch als Geschenk in solchen Mengen zukommen lasse, daß die gewöhnlichen Folgen der Ausschweifung in abnehmender Zahl der Indier selbst, in innerem Unfrieden und sogar in gegenseitiger Bekriegung sich immer offenbarer darlegen.

Ungebeugt durch seine selbstverschuldeten unangenehmen Erfahrungen, gleichgültig gegen fremden Rath und ohne irgend einen begründeten Plan, suchte Gardiner nun auch von Valdivia aus ein Indiervolk zu entdecken, welches sich ohne weiteres zur Aufnahme eines ausländischen Missionärs bereitwillig erklären sollte. Wie weit der Einfluß der chilenischen Regierung sich ausdehne, vergaß er zu fragen; ein Bedenken, ob denn die Geistlichkeit des Landes die Ansiedlung eines mit solchen Absichten angekommenen Protestanten dulden werde, kam ihm nie in den Sinn. In Begleitung eines mit der Indiersprache vertrauten Landmannes begab er sich nach Quinchilca, einem Weiler von einem Dutzend übel gebauter Bauernhöfe, welcher in dieser Richtung die Gränze der von Weißen bewohnten Niederlassungen bezeichnet, und an einem Seitenflusse des Callacalla, ungefähr zwei Tagereisen ostsüdöstlich von Valdivia liegt. Der Weg dorthin führt durch einen ununterbrochenen Wald, und die ganze Natur trägt einen sehr eigenthümlichen Charakter, dessen Bild wir hier zu entwerfen versuchen, indem wir so tüchtigen Beobachtern, wie Darwin, Gay und Fitzroy, so wie einigen von Chilenen gegebenen Berichten folgen, und gegen das inhaltleere Buch des vor lauter Frömmigkeit oberflächlichen und langweiligen Gardiner zur Seite legen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand des Handels von Venezuela.

Paris, den 26 November 1842.

Das Handelsministerium hat kürzlich eine Note über die Handelsverhältnisse in Venezuela herausgegeben, welche aus den Berichten des Generalconsuls in Caracas gezogen ist, und aus der ich hier das Wichtigste ausziehe, theils weil es von Interesse für den nicht unbedeutenden Handel mit Deutschland ist, theils um an einem neuen Beispiel zu zeigen, wie wohl der Zollverein daran thun wird, zur Belehrung des deutschen Handels die Handelsberichte der Consuln und die Uebersetzung der Handelsdocumente fremder Länder bekannt zu machen, wie es die französische Regierung seit einer Reihe von Jahren thut.

Nach den neuesten Nachrichten hat das Handelsjahr, das mit dem 30 Junius 1841 zu Ende ging, folgenden Verkehr mit sich gebracht.

	Einfuhr.	Ausfuhr.
England	8,992,000 Fr.	4,604,000 Fr.
Nordamerika	4,764,000 —	7,040,000 —
Dänemark	5,800,000 —	2,764,000 —
Hanseestädte	5,292,000 —	2,316,000 —
Frankreich	1,892,000 —	2,968,000 —
Spanien	1,068,000 —	3,152,000 —
Holland	1,580,000 —	1,012,000 —
Mexico	48,000 —	328,000 —
Sardinien		160,000 —
Oesterreich	12,000 —	136,000 —
Verschiedene	52,000 —	160,000 —
Zusammen	29,600,000 Fr.	24,640,000 Fr.

Die Ausfuhrartikel des Landes sind: Kaffee, in zwei Arten, der von den heißen und der von den kalten Provinzen. Der Preis gewöhn-

licher Qualitäten ist 42 Fr. per spanischen Centner (zu 46 Kilogr.) Unter der spanischen Herrschaft hatte die Ausfuhr dieses Artikels nie 60,000 Centner überstiegen, aber im Jahre 1841 erhob sich die Ausfuhr auf 260,000 Ctr., zu einem Preise von etwa 10 Mill. Franken. Wenn man dazu rechnet, daß im Lande selbst 35,000 Ctr. consumirt werden, so kann die gegenwärtige Production sich auf nicht weniger als 300,000 Ctr. erheben. Das Land und Klima sind dieser Cultur überaus günstig, daher sich die Pflanzungen in den letzten Jahren sehr vermehrt haben, und der Ertrag muß, sobald diese in vollen Ertrag gekommen seyn werden, auf wenigstens 500,000 Ctr. steigen. Die letzte Ernte hatte durch Regen gelitten, aber die neue versprach sehr bedeutend zu werden.

Cacao. Der von Carracas ist der beste in der Welt, der rothe verkauft sich zu 64 bis 96 Fr. per 110 span. Pfund. Der graue ging vor allem nach Bordeaux, ehe die neuen spanischen Zollgesetze die baskischen Provinzen mit den spanischen Donauen vereinigt hatten; diese Art kostet in Carracas 48 bis 72 Fr. per 110 Pfd. Im Jahre 1841 belief sich die Ausfuhr auf 76,560 Ctr., zu einem Werth von 5,300,000 Fr. Dazu muß man etwa 15,000 Ctr. rechnen, die durch Contrebande ausgeführt und 36,000, die im Lande consumirt werden, so daß die Production etwa 130,000 Ctr. liefern muß. Unter den Spaniern war sie bedeutender und die Ausfuhr betrug damals 95,000 Ctr., aber während der Kriege um die Unabhängigkeit litten die Pflanzungen sehr, und auch später hatten die Besitzer entweder nicht die Mittel oder nicht den Muth neue Pflanzungen zu bilden. Aber seitdem die Ereignisse von 1835 die öffentliche Ruhe gesichert haben, sind neue Pflanzungen entstanden, und in 2 bis 3 Jahren wird sich die Production auf etwa 250,000 Ctr. erheben. Das Thal von Tuy, das neu umgebrochen ist und etwa acht Stunden südlich von Carracas liegt, liefert schon sehr gute Producte.

Indigo. Venezuela liefert davon drei Arten, die aber alle dem indischen nachstehen, der von Tuy ist der beste daeunter. Die Cultur dieser Pflanze hat sehr durch die Trennung von Spanien gelitten. Von 1820 erhob sich die Ausfuhr jährlich auf 10,000 Ctr. zu einem Werth von 6½ Mill. Fr. Im letzten Jahre betrug sie nicht über 5462 Ctr. — Baumwolle. Sie steht der von Nordamerika nach, und gilt etwa 54 Fr. der spanische Centner von 100 Pfd. Die Ausfuhr im letzten Jahre betrug 20,000 Ctr. zum Werth von 1 Mill. Fr. Nach officiellen Documenten, die in Carracas erschienen, sind im Jahre 1839 in Venezuela etwa 50,000 Ctr. Baumwolle producirt worden, wovon 28,000 Ctr. ausgeführt wurden. Unter der spanischen Regierung erhob sich die Ausfuhr nie auf mehr als 25,000 Ctr. — Häute. Die leichten Häute, die aus Puerto Cabello und Angostura kommen, sind in Frankreich geschätzt, ihr Preis ist 40 Fr. per Centner. Die schweren von Carracas kommen nicht nach Frankreich. — Dibidivi. Dieß ist eine Art von Schote, welche die Färber und Gerber brauchen, und die bestimmt scheint, eine große Rolle in dem Handel von Venezuela zu spielen. Um sich ihrer zu bedienen, wird sie gemahlen, gesiebt und 8 bis 10 Stunden in Wasser gekocht. Sie kostet im Großen etwa 4 Fr. per Centner. Die Ausfuhr des letzten Jahres belief sich auf 12,641 Ctr. — Farbhölzer und Galac. Sie sind wenig geschätzt und werden nur als Ballast genommen.

Tabak. Es gibt in Venezuela eine große Menge Arten desselben, aber außer dem Varinas ist der von Cumanacoa der einzige, welcher für Frankreich taugt. Wenn diese letzte Art gut gewählt wird, so ist sie vortrefflich und liefert gute Cigaeren, ihr Preis beläuft sich auf 42 bis 76 Fr. der Centner. Der Varinas kostet in Angostura am Orinoco nur 50 bis 54 Fr. per Centner. Gegenwärtig liefert die Cultur des Tabaks nicht über 60,000 Ctr. jährlich zu einem Werth von 2 Mill. Fr., aber sie könnte bei einer größern Nachfrage sich ins Unendliche ausdehnen. Wenn z. B. die französische Regie Tabak in Cumanacoa verlangt, so würden die Pflanzer, wenn sie sechs Monate zuvor in Kenntniß gesetzt würden, jede Quantität liefern. Die Ausfuhr im letzten Jahre belief sich auf 11,943 Ctr. Zur Zeit der Spanier hatte das Tabaksmonopol 3 Mill. Fr. jährlich getragen. — Zucker. Bis jetzt producirt Venezuela nur für seine Consumtion. Die Ausfuhr im letzten Jahre belief sich auf 8794 Ctr. Das Land ist dieser Cultur sehr geeignet, aber da sie mehr Hände erfordert als andere Culturen und das Land menschenarm ist, so liegt sie noch nieder.

Vieh. Dieses bildet den wahren Reichthum des Landes. Die Llanos am Orinoco sind mit Heerden bedeckt, die man auf 2,400,000 Stück Hornvieh, 1,900,000 Schafe und Ziegen und 400,000 Schweine schätzt. Seit 10 Jahren hat sich ihre Zahl bedeutend vermehrt, trotz der großen Consumtion im Innern und der Seuchen, welche die größten Heerden befallen haben. Der Handel mit Vieh könnte weit bedeutender seyn, wenn der Verkehr mit den Antillen auf einen bessern Fuß gestellt wäre. Eine Linie von Dampfschiffen von den Antillen nach Guiana und den Orinoco würde sich wahrscheinlich bezahlen, und ohne Zweifel zu einer großen Ausfuhr von Maulthieren von Angostura führen, welche wegen ihrer Unermüdlichkeit berühmt sind.

(Schluß folgt.)

Das alte Adulis. Die Ruinen dieser, von den Ptolemäern gegründeten Stadt liegen nach Rüppell unter 15° 15' 44" N. B. Ant. d'Abbadie glaubt (s. Schreiben an Hrn. Jomard vom 3 Dec. 1841 im Bull. de la société de géogr. Nov. 1842), es sey dadurch die Lage im Verhältniß zu andern benachbarten Orten etwas zu weit nördlich angegeben. Das Andenken an diese Stadt ist bei den Bewohnern von Afta und Zulah, welche im Süden und Norden der alten Griechenstadt liegen, noch nicht erloschen. Die Gesichter der Hirten haben einen europäischen Ausdruck, der dem neuen Ankömmling alsbald auffällt, und junge Mädchen führen noch den Namen Sophia, der im ganzen übrigen Lande unbekannt ist. Die Katastrophe, welche Adulis zerstörte, kann noch nicht sehr alt seyn, denn die Traditionen der Saho-Hirten sind noch sehr bestimmt und zahlreich über den ehemals blühenden Zustand dieses Hafens, wo die Einwohner einen andern Gott als den Mohammeds anbeteten. Bei dem berühmten Einfall des Imam Ahmed, den die Abyssinier Gran, d. h. den linken, nennen, griff eine Schaar Agaes oder Somalis die Stadt Adulis an, deren Bewohner sich tapfer vertheidigten. Der Anführer der Somalis kam mit mehreren der Seinigen um, und man zeigt noch ihre Gräber im Süden von Zulah. Später, zu einer Zeit, die sich noch nicht genau bestimmen läßt, griffen die Belaw von Harkiko, welche den Handel über Massawwa leiten wollten, Adulis an, und wahrscheinlich damals verließen die Adulay, welche die ältesten Familien von Massawwa sind, die griechische Stadt, um sich dem Willen der Belaw zu fügen. Indeß blieben immer noch Leute in Adulis, das erst in späterer Zeit gänzlich durch ein Erdbeben verheert wurde; dieß ist nämlich die in Harkiko herrschende Sage. Das Meer soll eingebrochen seyn und alle Einwohner, so wie die Gebäude vernichtet und letztere mit Sand überschüttet haben. Für die Richtigkeit dieser Sage spricht auch der Anschein des Landes. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß nach Sir Alex. Johnston die Einwohner der Insel Ceylon noch von Adulis als von einem mit Indien handeltreibenden Hafen sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1843.

Die Bewegung in der schottischen Kirche.

In ganz England sind die kirchlichen Elemente in einer seltsamen Aufregung, und die eigenthümlichen Ansichten über das Verhältniß der Kirche zum Staat und zur Gesellschaft, welche den Engländer oft so seltsam von dem Continentalbewohner, namentlich dem protestantischen, unterschieden haben, scheinen allmählich neuen Begriffen Platz zu machen. Der Puseyismus, den ein neuer Schriftsteller, der Geistliche R. Vaughan, einer Vorneigung zuschreibt, „lieber zu dem Christenthum und der Civilisation des Mittelalters zurückzugehen, als sich von den neuen Tendenzen der Gesellschaft nach einem unsichern Ziele weiter vorwärts treiben zu lassen," die mit dem Puseyismus eng zusammenhängenden Fortschritte der römisch-katholischen Kirche in England, die neue Bewegung gegen die Kirchenstühle, wodurch die aristokratische Ausscheidung von Reich und Arm, wenigstens in der Kirche, beseitigt werden soll, die Bemühungen einer gut kirchlichen Partei, der puritanisch-zelotischen Sonntagsfeier entgegen zu arbeiten, alles dieß und noch manches andere können wir vorerst nur als Symptome einer innern Thätigkeit des kirchlichen Englands ansehen, die zu neuen Gestaltungen des Kirchenwesens führen müssen, Gestaltungen, über welche sich bis jetzt noch nichts Positives sagen, sondern nur die negative Bemerkung machen läßt, daß in England wie auf dem Continent, wenn auch auf ganz anderm Wege, der Zeitpunkt eingetreten ist, wo die hergebrachten Kirchenformen mit den neuen Anforderungen der Zeit nicht mehr zusammenstimmen. Diese Thatsache, welche auf dem Continent die vielfach herrschende Indifferenz und andererseits die etwas wahnwitzigen Tiraden gegen das Christenthum selbst hervorgerufen hat, drängt in dem durch eigenthümliche historische Erfahrungen strenger an Kirchenformen haftenden England immer mehr auf Umgestaltung hin, und dieß ist es eben, was die kirchlichen Elemente in die jetzt herrschende Aufregung versetzt. Wir sind weder gesonnen, noch im Stande, jetzt schon über diesen Gegenstand umständliche Mittheilungen zu machen, denn bis jetzt noch sind die Bewegungen zu unreif, und dieser Mangel an Reife macht, daß die wahren Stimmführer der Parteien sich immer noch nicht aussprechen, und z. B. kein hochkirchliches Journal über den Puseyismus sich offen herausließ; so viel aber möchte sich jetzt schon behaupten lassen, daß alle kirchlichen Versuche durch Einfluß auf die Masse des Volks dem Staate oder vielmehr der bürgerlichen Gesellschaft zu imponiren und zu trotzen, an der durch keinen Zwang gehemmten geistigen Thätigkeit des englischen Volks scheitern werden. Dieß zeigt sich auch in neuester Zeit an den Bestrebungen eines großen Theils der schottischen Geistlichkeit. Diese ist bekanntlich seit acht Jahren durch einen Streit über die Art der Besetzung der kirchlichen Stellen unter sich zerfallen. Wir können auf diesen Streit, welcher andern Orts umständlich auseinandergesetzt wurde,*) nicht eingehen. Hier bemerken wir nur, daß die Mehrzahl der Geistlichen den Gemeinden ein absolutes Verwerfungsrecht der Predigtamtscandidaten gegen das Präsentationsrecht des Staats und der Gutsbesitzer zuspricht. Das hat nun auf den ersten Anblick ein sehr liberales, ja ultrademokratisches Ansehen, und aus diesem Grunde glaubten die Vertheidiger dieses Verwerfungsrechts mit den schottischen Whigs gemeinsame Sache machen zu können. Diese haben aber alle Eröffnungen zurückgewiesen, da sie den Zweck dieser Partei wohl durchschauen, welcher kein anderer ist, als die Kirche von der bürgerlichen Macht gänzlich unabhängig zu machen, durch Ausstoßung aller ihrer Gegner aus der Generalversammlung der Geistlichkeit eine unumschränkte Herrschaft über den bedeutendsten Theil des Volks zu erringen, und dann ihrem Zeloteneifer den Zügel gehörig schießen zu lassen. Sie äffen den alten Covenant nach, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß die zornseifrigen Puritaner des 17ten Jahrhunderts den Covenant in der einen und ihre guten Schwerter in der andern Hand führten, und daß sie bei aller Borniertheit ihres Treibens im Grunde doch für die Sache der Geistesfreiheit fochten, während es sich jetzt auf Seite der Geistlichen um eine kirchliche Herrschaft und vorgefaßte Begriffe von kirchlicher Heiligkeit handelt.

*) Auch in der Allgem. Ztg. vom 9 und 10 Dec. in der Beilage sehr gründlich.

Digitized by Google

Bei dem großen Einfluß, welchen die Kirche immer noch in Schottland genießt, hat der Handel Bedeutung genug, daß weder die Whig- noch die Torpregierung mit den geistlichen Herren anbinden wollte, diese sind aber auf eine andere Macht gestoßen, die in dem freien England stärker ist als eine Regierung und keine Rücksicht auf Parteieinfluß zu nehmen hat, nämlich auf die richterliche Gewalt. Lord Cunninghame, einer der Oberrichter Schottlands, hat als Anhängsel eines Gerichtsspruchs des obersten Gerichtshofs in Schottland seine Ansicht über die Sache ausgesprochen, und wir heben aus seiner dabei gehaltenen Rede nachstehende Sätze als besonders bezeichnend aus: „die Kirche ist in der Stellung einer wichtigen, vom Staate ermächtigten Corporation, nicht mit allgemeiner gesetzgebender Gewalt, wohl aber mit dem unzweifelhaften Rechte ausgerüstet, gleich andern Corporationen Nebengesetze (bye-laws) zu machen, nicht um die Zwecke ihrer Institutionen zu verändern oder aufzuheben, sondern um sie zu fördern, insofern dieß mit den allgemeinen Bestimmungen der sie betreffenden Gesetze übereinstimmt. Wenn sie aber unter der Form oder Hülle solcher Nebengesetze die Bestimmungen der bürgerlichen Gesetzgebung in irgend einem Falle antastet, so kann der oberste Gerichtshof ein solches Nebengesetz für null und nichtig erklären. Die Ansicht von einem Conflict der Gesetze und Gerichtsgewalt innerhalb der Gränzen eines denselben Gesetzen unterworfenen Staats ist eine reine Abgeschmacktheit. Es handelt sich hier von keinem Conflict der Gesetze, sondern von einem Gesetz, das die Kirche so, der bürgerliche Gerichtshof anders auslegt. Die Kirche hielt sich für berechtigt, ihre eigene Auslegung als die richtige anzunehmen und die des obersten Gerichtshofes zu verwerfen. Es gibt aber wohl kein juridisches System in der ganzen civilisirten Welt, wo eine solche Annahme als gültig anerkannt würde." Die geistlichen Herren haben sich darauf, ungefähr vier- bis fünfhundert an der Zahl, versammelt, und nicht nur alle Laien, sondern auch alle Geistlichen, welche nicht ganz mit ihnen übereinstimmen, von ihren Berathungen ausgeschlossen; sie werden aber wohl schwerlich ein Mittel aufgefunden haben, die bürgerliche Gerichtsbarkeit ihres Landes zu beseitigen, und die Regierung kann somit wohl den ganzen Streit noch auf geraume Zeit sich selbst überlassen. Die Geistlichkeit dürfte bald zu ihrem Schaden finden, daß sie ihren Einfluß und ihre Macht überschätzt und in beiderlei Beziehung wesentlich verloren hat.

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

(Fortsetzung.)

Die Provinz Valdivia liegt an sich schon unter einer ziemlich kühlen Zone (38° 45′ — 41° 12′ südl. Br.), allein gewisse Bodenverhältnisse veranlassen, daß zwar die Temperatur nicht ungewöhnlich niedrig sinkt, wohl aber, daß eine Feuchtigkeit herrscht, die außerhalb der Wendekreise ziemlich selten vorkommen dürfte, in Chile aber sonst beispiellos ist. Die Oberfläche wird zu 1425 Quadratlegnas (505 geogr. Q. M.) geschätzt, stellt eine hügelreiche Ebene dar, die durchschnittlich nur 600 Fuß über das Meer erhaben, aber ringsumher durch Bergketten eingeschlossen ist, nach Osten nämlich durch die Kette der Anden, deren Kamm in der Mittelzahl 10,000 Fuß hoch ist, nach Westen durch die sogenannte Küstencordillera, welche niegends die Höhe von 1800 Fuß übersteigt. Alle durch die im Winter vorherrschenden Nord- und Nordostwinde herbeigetriebenen Wolken bleiben gleichsam hängen, wenn sie Valdivia erreichen, denn nicht nur ziehen die Berge, sondern auch die Waldvegetation sie an, welche von der Linie des ewigen Schnees bis hinab zur Küste reicht. Man hat in den drei mittleren Wintermonaten April, Mai und Junius in Valdivia schon 54 volle Regentage gezählt, und an den andern Tagen einzelne Güsse, im Ganzen aber in derselben Zeit nur zwei ganz heitere Tage beobachtet. Während des Sommers zählte man in 182 Tagen 53 Regentage, 85 heitere, sonnige, zum Theil wolkenlose, 44 stark bewölkte Tage. Gay schätzte nach sechsmonatlichen Beobachtungen die Menge des in einem Kubikmeter atmosphärischer Luft enthaltenen Wassers während der trockenen Zeit zu 6 Grammen (96 Gran), in der Regenzeit zu 11 Grammen (176 Gran), in jährlicher Mittelzahl also zu 8 Grammen. Es läßt sich hieraus leicht folgern, daß der Boden dieser Provinz in eben dem Maaße wasserreich seyn müsse, als er in den nördlicher gelegenen Provinzen und den auf gleicher Breite befindlichen Pampas des nördlichen Patagonien sprüchwörtlich trocken, ja sogar bis zur Unbewohnbarkeit dürr ist. Einmal besitzt nun Valdivia die ansehnlichsten Flüsse der südamerikanischen Westküste, außerdem aber auch noch einen wahren Reichthum an größeren Landseen. Wie unvollkommen die geographische Kenntniß dieser seit 250 Jahren von Weißen in Anspruch genommenen, theilweise durch sie colonisirten Provinz, noch sey, ergibt sich am deutlichsten aus dem Umstande, daß man über Vorhandenseyn und Größe von mehreren dieser Seen bis heute die widersprechendsten Nachrichten in Chile selbst vernehmen kann. Am bekanntesten sind noch die Seen Huanahué, aus welchem der schöne Strom Callacalla hervorfließt, und der Ranco von 65 Quadratlegnas Oberfläche und ziemlich runder Gestalt. Hohe Waldberge umgeben dieses große Becken und nach Osten treten die beschneiten Anden so weit vor, daß man meinen möchte, sie streckten ihren Fuß bis an die Wasserfläche, deren Anblick noch durch acht, von Indiern bewohnte, bergige Inseln verschönert wird. Die herrlichsten Ansichten gewährt der See von Villarica, indem aus seiner Mitte der gleichnamige Vulcan emporsteigt, welcher von der regelmäßigsten Kegelgestalt ist, mit seiner Spitze beträchtlich über die Schneelinie hinausragt, und niemals völlig ruht. Allein nur wenige Weiße sind in neueren Zeiten bis dahin vorgedrungen, und unter ihnen niemals ein wissenschaftlicher Forscher, denn obgleich die Entfernung dieses durch seine völlige Isolirtheit doppelt imponirenden Feuerbergs von der chilenischen Gränze kaum 12 bis 15 geogr. Meilen übersteigt, so liegt er doch in einem Lande, welches als unabhängig aner-

Digitized by Google

kannt und von den Bewohnern mit größter Eifersucht dem Besuche aller Fremden verschlossen gehalten wird. Ueberhaupt ist die Gegend an dem Fuße der Cordillera, noch mehr dieses Gebirge selbst, auch da sehr wenig bekannt, wo die Oberhoheit den Chilenen zusteht. In der ganzen Provinz nämlich beschränkt sich der Andan auf Valdivia, auf die Ufer des Callacalla bis auf zwei Tagereisen Entfernung und auf den unbedeutenden Flecken Osorno. Noch nie ist ein Weißer auf der Breite von Valdivia über die Anden gegangen. Daß es dort Alpenpässe gibt, leidet keinen Zweifel, sie sollen sogar ziemlich niedrig und so bequem seyn, daß die Indier ohne Vorbereitung die Reise duech sie hin antreten. Indessen kann kein Grund zu ihrer genauen Untersuchung vorhanden seyn; die Aufgabe duech die Forste Valdivia's bis zum Fuße der Anden einen Weg zu bahnen, würde die Kräfte der armen und menschenleeren Provinz weit übersteigen. Die Auffindung eines bequemen und gefahrlosen Uebergangsortes würde von geringem Nutzen seyn, denn im Osten der Anden dehnen sich auf dieser Breite unübersehliche Steppen aus, ohne Wasser, ohne Pflanzen, mit einem salzigen Anfluge wie mit Rauhfrost überzogen, und von nomadischen Indieen der wildesten Art bewohnt, welche gegen die Weißen einen jetzt unversöhnlichen Haß nähren, seit Rosas und die sogenannten Generale der übrigen Plataslaaten gegen sie einen Vertilgungskrieg geführet, der in unsern Zeiten und als ein von civilisirten Völkern angeordneter duechaus nicht seines Gleichen hat. In der Unzugänglichkeit dieser Gebirgskette liegt auch der Grund der sehr verschiedenen Ansichten, welche über ihre allgemeine Beschaffenheit im Lande selbst herrschen. Manche der einigermaßen belesenen Bewohnee glauben noch an die Vulcane, die auf allen europäischen Karten figuriren, den Quecnchadi, Huanehue, Osorno, Rance, Chinal, die sicheerlich nur dadurch entstanden sind, daß die ersten Entdecker dieses Landes jede pyramidalisch geformte Spitze für einen Vulcan ansahen. Andere, auf deeen Urtheil mehr zu geben ist, z. B. Hauptlinge der Indier und reisende Krämer, welche die Eingedoenen aufsuchen, kennen nur die zwei Vulcane von Villarica und Yanquihue.

Mit Ausnahme der sogenannten Llanos ist die ganze Provinz mit einem Walde bedeckt, dee in allen Beziehungen Urwald heißen darf und nur da unterdrochen ist, wo die Flüsse sich maieerisch schöne Betten gebahnt oder die Eingebornen kleine Strecken urbae gemacht haben. Diese Forste unterscheiden sich auf den ersten Blick von denjenigen des übrigen Chile, wo immergrüne Bäume mit meist kleinen myetenartigen Blättern vorwalten, die Färbung des Landes daher dunkel und gleichförmig ist. Die Zahl der botanisch veerschiedenen Arten von Bäumen ist eben nicht groß, abee sie gehören dieser und den benachbarten Provinzen allein an, obgleich man sie mit Namen belegt, welche in den nördlichern Gegenden von Chile durchaus andere Bäume bezeichnen. Vermöge des dunkeln Schattens, der zu jeder Tageszeit in diesen dichten Waldungen herrscht, ist die Zahl von niedrigen, krautartigen Pflanzen nur gering. Ein baumartiges Gras, dem Bambus nicht unähnlich, von den Eingebornen Colligue genannt und von andern Reisenden auch in den nördlichern Provinzen angetroffen, erfüllt die Forste von Valdivia in solcher Menge, daß Dickichte entstehen, die an Undurchdringlichkeit die berüchtigten Dschungeln Ostindiens noch übertreffen. Die Stängel dieser von den Eingebornen für sehr viele Zwecke benutzten Pflanze erreichen nicht selten eine Höhe von 20 Fuß, sind völlig astlos, rund, im untersten Viertel ihrer Länge ohne Blätter, aber mit einer hochgelben, stark glänzenden und überaus harten Rinde bekleidet. Da sie im Innern niemals hohl sind, sondern durchaus aus holzigen, parallelen Faseen von großer Länge bestehen, so sind sie nicht allein sehr hart, sondeen auch zäh, elastisch und so leicht, daß die Indier nur aus ihnen ihre Chuzos oder Lanzen verfertigen. Der obere Theil eines jeden Halmes ist mit winkelförmig gestellten, schönen grünen Blättern überdeckt und neigt sich gewöhnlich etwas über. Größere Gruppen des Colligue sind daher sehr malerisch und verschönern zumal die steilen Abstürze der Flußufer, allein da ihre Halme sehr dicht stehen, zu sechs bis zwölf aus deeselben Wurzel empoeschießen, so ist es an vielen Oeten unmöglich, zwischen ihnen einen Weg zu bahnen. Die Einwohner der Provinz erhalten zwar die wenigen Waldpfade, welche die entlegenen Maieehöfe mit der Hauptstadt verbinden, möglichst offen, indem sie jene gewaltigen Geaser umhauen, allein diese Vorsorge daef nie Unterbrechung erfahren, weil der Colligue ungemein schnell wächst. Seine kriechenden Wurzeln gestatten kaum einen sichern Tritt, und die Stumpfe der Halme sind so scharf, daß gar oft die über sie schreitenden Pferde sich verwunden und unheilbar lahm werden. Wie dicht diese Waldungen sind, ergibt sich aus der von einem der neuesten Reisenden mitgetheilten Thatsache, daß ein Einwohner von Valdivia in der unmittelbaren Nähe dieser Stadt sich verlor, und erst nach mehrtägigem, mit großem Hunger verbundenem Umherirren den Ausweg entdeckte. Gerade dieser Mann galt für besonders vertraut mit der Gegend, weil er von Jugend an das Aufsuchen und Heimführen verlaufenee Rinder als ausschließlichen Beruf betrieben hatte. Der Ausländer wird solcher abwechslungsloser Wälder bald müde und fühlt sich beim Heraustreten auf die sogenannten Llanos wahrhaft erleichtert. Mit diesem Namen bezeichnet man nicht sowohl Ebenen, sondeen Gefilde, die von Wald mehr oder weniger frei sind, durch verstreute Baumgruppen und üppigen Graswuchs ein parkähnliches Aussehen erhalten, und bald in wellenförmige Erhöhungen bald zu wirklichen Hügelketten sich erheben. Daß Befreiung von einem Waldwuchse, dessen Ueppigkeit zu groß ist, als daß menschliche Fleiß sie bewältigen könnte, ein Vortheil seyn könne, gewahrt man zumal in diesem Theile Südamerika's, wo das feuchte und unbeständige Klima die Arbeit außerhalb des Hauses gar sehr beschränkt. Die Llanos des südlichen Chile sind verhältnißmäßig eben so dicht bevölkert als die Wälder menschenleer. Sowohl die weißen Chilenos als die unabhängigen Indiervölker haben dort ihre Wohnungen aufgeschlagen, und würden die Wälder nie betreten, wäre es möglich die Verbindungswege um sie herumzuführen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zustand des Handels von Venezuela.

(Schluß.)

Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel von Venezuela und die Länder, aus denen es sie bezieht, sind folgende: Baumwollenwaaren. Die Summe der Einfuhren im letzten Jahre belief sich auf 5,556,000 Fr., sie kommen fast ohne Ausnahme aus England, Deutschland und der Schweiz. Die Schweizer schicken nur Calicots von sehr schlechter Qualität und sehr mittelmäßigem Druck, so daß die Farben schon in den Magazinen nach einiger Zeit abstehen. Die Einfuhr der Schweizerfabricate hat daher auch seit einiger Zeit sehr abgenommen. Die Amerikaner haben dagegen seit drei bis vier Jahren angefangen grobe Baumwollenzeuge einzuführen. Der größte Theil der Einfuhr besteht aus Indiennes. Grobe und feine Leinwand kommt aus England und Deutschland. Tücher kommen aus Frankreich, England, Belgien und Deutschland, aber die deutschen Tücher sollen in den letzten Zeiten keinen guten Absatz gefunden haben, die französischen dagegen sind in der Mode, da man leichte und glänzende Tücher dorthin geliefert hat, wie sie der südamerikanische Markt verlangt. Doch ist zu bemerken, daß die sogenannten Zephire zu leicht befunden wurden und daher keinen Absatz fanden. Einige Partien dieser letzten Qualität, welche von Frankreich im Jahre 1841 kamen, waren im April des laufenden Jahres noch unverkauft. Die Einfuhr von Tüchern aller Art im Jahre 1841 betrug 638,000 Fr. — Seidenzeuge kommen aus Frankreich, Deutschland und England. Das letztere führt jedoch nur sehr unbedeutende Qualitäten ein, besonders indische Schnupftücher, Cravaten und Westenzeuge. Die Schweiz führt einfärbige Bänder ein; die französischen Bänder sind zu theuer und können schwer mit den deutschen concurriren, welche französische Zeichnungen nachahmen. Deutschland führt Seidenzeuge und Seidensammt ein; Frankreich ungemischte Seidenzeuge und façonniete. Die Gesammteinfuhr davon betrug 328,000 Fr. — Metallwaaren kommen aus England und Deutschland, die Einfuhr betrug 672,000 Fr. Frankreich hat nur einige kleine Partien geschickt, welche vermöge ihrer guten Auswahl Käufer gefunden haben; im Allgemeinen sind aber französische Metallwaaren zu theuer für diesen Markt. — Glaswaaren kommen ausschließlich aus Deutschland zum Werth von 24,000 Fr. — Wahre und falsche Bijouterie kommt ebenfalls aus Deutschland zum Werth von 272,000 Fr. Früher gehörte dieser und der vorhergehende Artikel ausschließlich dem französischen Handel an, der aber gänzlich vom Markt verdrängt worden ist. — Eisenwaaren und Ackerbauwerkzeuge kommen aus England, Deutschland und den Vereinigten Staaten zum Werth von 80,000 Fr. — Die Einfuhr von Bayenne, welche sehr im Zunehmen ist, gehört ausschließlich England, das zu sehr niedrigen Preisen liefert. Die Einfuhr des letzten Jahres belief sich auf 232,000 Fr. — Gläser und Spiegel, welche bei dem traurigen Zustand, in welchem sich die Straßen der Republik befinden, nur an sehr wenige Orte transportirt werden können, kommen in den niedern Qualitäten aus Deutschland, in den feinen aus Frankreich und zum Theil aus England. Ihre Einfuhr belief sich im letzten Jahre auf 148,000 Fr. — Meubeln kommen wahrscheinlich aus den Vereinigten Staaten zum Werth von 108,000 Fr. Diese ziehen sie jedoch wahrscheinlich selbst aus Europa; sie werden in Stücken gelandet, was theils wegen der Schwierigkeiten des Transports, theils wegen der Hitze nothwendig ist. — Eßwaaren liefert Nordamerika, Spanien und zu einem kleinen Theil Frankreich, im Ganzen werden für 920,000 Fr. eingeführt. — Weine kommen aus Spanien, Amerika und Frankreich. Dieses schickt Bordeauxweine in Fässern, die Spanier und Nordamerikaner liefern Malaga und catalonische Weine. Diese letztern haben die größte Aehnlichkeit mit den rothen Weinen aus Südfrankreich, das damit concurriren könnte. Die Einfuhr von Wein beträgt 740,000 Fr. und ist im Zunehmen. — Seife kommt fast ausschließlich aus Nordamerika; sie ist weich und wohlfeil, und man zieht sie daher der harten französischen und spanischen Seife vor, obgleich diese trotz des anscheinend höhern Preises im Grunde wohlfeiler sind. Die Einfuhr beträgt 686,000 Fr. — Die Parfumerie kommt lediglich aus Frankreich, das für 56,000 Fr. von diesem Artikel einführt. — Lederwaaren kommen aus Nordamerika und Frankreich. Aber dieser Handelszweig hat seit einer Reihe von Jahren durch die große Zahl von Gerbereien, welche im Lande errichtet worden sind, sehr an Wichtigkeit abgenommen und beträgt nur noch 68,000 Fr. — Waffen kommen aus Deutschland, Belgien und Frankreich. Die niedrigen Preise der deutschen und belgischen Fabriken erlauben den französischen nur bei Luxuswaffen die Concurrenz.

Im Allgemeinen sucht man in Venezuela, wie auf allen Märkten der ehemals spanischen Colonien, wohlfeile und gut aussehende Waaren, sieht aber wenig auf Dauer und Qualität, daher haben die mittelmäßigen, aber wohlfeilen englischen und deutschen Waaren den Vorzug über die französischen, welche meistens entweder zu gut und theuer oder zu unscheinbar sind. Die günstigste Zeit, Schiffe nach Venezuela zu expediren, ist vom September bis März. Die Häfen, welche den Vorzug verdienen, sind Laguayra, Puerto-Cabello, Angostura, Maracaibo, Cumana, Barcelona und Carupano. Die gesündesten Häfen sind die zwei ersten, der ungesundeste ist Maracaibo, wo überdieß die Schifffahrt schwierig ist. Provisionen verschafft man sich überall leicht, besonders in Laguayra, wo übrigens die Rhede gefährlich ist. Die Einfuhr des letzten Jahres überstieg die der vorhergehenden um ein Drittheil, und nach Briefen vom März des laufenden Jahres scheint sie übertrieben gewesen zu seyn, so daß die Magazine von Laguayra und Caracas noch mit europäischen Waaren überfüllt waren und der Verkauf schwierig war.

So weit das französische Document, aus dem sogleich hervorgeht, daß der Natur der Sache nach der Handel von Deutschland mit Venezuela weit beträchtlicher seyn sollte, als er ist, da unter allen europäischen Handelsstaaten es allein kein Interesse hat, die Hauptproducte von Venezuela mit hohen Zöllen zu belegen, um eigene Colonialproducte zu schützen. Ein großer Theil des Handels von Frankreich mit Venezuela ist Zwischenhandel; es zog im Jahre 1840 für 3,249,491 Fr. Waaren aus Venezuela, behielt aber davon für seine eigene Consumtion nur für 1,799,000 und verschickte den Rest nach Spanien und Deutschland; z. B. es erhielt für 845,135 Fr. Cacao, von denen es nur für 143,794 selbst consumirte; es erhielt für 925,470 Fr. Kaffee, behielt aber nur für 432,843 Fr.; es erhielt für 254,736 Fr. Färberrinde und consumirte nur für 10,312 Fr. Wann wird Deutschland lernen, seinen directen Handel mit den Productionsländern zu schützen, damit es dort seine Bedürfnisse direct gegen deutsche Waaren einkauft, anstatt sie durch Engländer und Franzosen kaufen zu lassen und dann aus Liverpool und Havre zu beziehen?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1843.

Die Mormonen.

Ueber diese oft genannte religiöse Secte in Nordamerika ist daselbst vor kurzem eine Broschüre erschienen, welche wahrhaft entsetzlichen Aufschluß gibt, nicht allein in Betreff des verworfenen Gewebes von Lüge und Verführung der an der Spitze stehenden Propheten, sondern auch über die traurige Wahrheit, wie leicht es noch immer dem schlauen Betrüger ist, andere hinters Licht zu führen und zu seinen nichtswürdigen Zwecken zu mißbrauchen, sobald es ihm nur gelingt dem Bedürfniß nach religiösem Halt bei einmal erschütterter Glaubensruhe eine Lockspeise vorzuhalten, welche in irgend einer Weise, wenn auch nur durch äußern Schein geeignet ist, die Hoffnung auf Befriedigung einer unbestimmten Sehnsucht zu nähren. — Der Verfasser der Broschüre, Dr. John C. Bennett, war seit 1825 praktischer Arzt und Chirurg in Ohio und 1835 Präsident der medicinischen Facultät der Willoughby-Universität am Erie-See. Doch sein schrankenloser Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe. Er ging 1838 nach Illinois, ward im J. 1839 Brigadegeneral und 1840 General-Quartiermeister des Staats, und trat dann zu den Mormonen über, nicht — wie er selbst sagt — als wirklicher Anhänger ihrer Lehre, sondern nur um eine Rolle zu spielen, und da sein Scharfsinn ihm bald sagte, daß er diesen Zweck auch an der Spitze ihrer militärischen Macht nicht erreichen werde, weil ihre Sache eine zu schlechte war, so beschloß er den Betrüger, in dessen Vertrauen er sich einzuschleichen wußte, zu entlarven und zu stürzen, was ihm denn auch vollständig gelungen zu seyn scheint. Und so wäre denn in diesem Falle durch ein an sich verwerfliches Mittel ein wirklich guter Zweck erreicht worden, wie aus dem folgenden Inhalt der Broschüre zur Genüge erhellen wird. *)

Im Jahre 1810 schrieb ein gewisser Solomon Spaulding von Conneaut in Ohio, einen historischen Roman, und ging mit dem Manuscript, nachdem er dasselbe mehrern Bekannten vorgelesen hatte, nach Pittsburg, um es drucken zu lassen. Hier aber verschwand er plötzlich, was eben kein großes Aufsehen machte, da er als ein höchst excentrischer Mann bekannt war. Sein Manuscript war gleichfalls verschwunden. — Ungefähr um dieselbe Zeit lebte im Westen des Staats New-York ein Mann, Namens Joe Smith, der mit seinen vier Söhnen aus Mangel an ordentlicher Beschäftigung sich mit der Schatzgräberei befaßte. Dabei fehlte es denn natürlich nicht an Beschwörungen und mancherlei Verkehr mit der Geisterwelt, und die oft wiederholte Erfahrung, wie leicht es sey ungebildete Menschen durch geheimnißvolles Treiben zu täuschen und zu verlocken, brachte den damals schon ganz verrufenen, allen Lastern fröhnenden Mann mit den seiner würdigen Söhnen auf den Gedanken als Religionsstifter aufzutreten. Angeregt mag dieser Plan auch durch jenes Manuscript worden seyn, das, man weiß nicht durch welchen Zufall, in Joe's Hände gekommen war. Im J. 1830 publicirte er dasselbe unter dem Titel „das Buch von Mormon," welches seltsame Werk, im Styl des alten Testaments geschrieben, einen Bericht enthält von den Wanderungen der verschollenen Stämme Israels aus Jerusalem, unter der Leitung Nephi's und Lehi's, von ihrer Ankunft in Amerika und von ihren dortigen Zwisten und Kämpfen, welche damit endigten, daß die Nephiten von den Kindern Lehi's vernichtet wurden, worauf aber diese letztern in Unglauben verfielen und ein dunkles, faules, schmutziges Volk wurden — nämlich: die amerikanischen Indianer. — Es versteht sich, daß dieses Buch, seiner neuen Bestimmung gemäß, auch einen geheimnißvollen Ursprung haben mußte. „Es war ursprünglich auf Goldplatten geschrieben, in Hieroglyphen, die den ägyptischen ähnlich waren." Der „Engel des Herrn" leitete den neuen Propheten Joe Smith zur Entdeckung dieses Schatzes; durch Inspiration von Gott belehrt, gelang es diesem die unbekannten Schriftzüge zu entziffern; er vollendete die Uebersetzung und beglückte die Menschheit mit dieser „goldenen Bibel."

Bald darauf ward die „Mormonen-Kirche" organisirt, deren Wirksamkeit sich anfangs auf die Staaten New-York und Pennsylvanien beschränkte. Als die Zahl der Anhänger bedeutend zugenommen hatte, ward dem Propheten offenbart, daß

*) Die Schrift führt den Titel: Mormonism exposed, und die nachstehenden Details sind aus der Zeitschrift „Boston Daily Bulletin," 12 November, entnommen.

Digitized by Google

er sich mit den Seinen zu „Kirtland" in Ohio niederlassen solle. Viele verließen ihren Wohnort und ihren bisherigen Erwerb, um dem höhern Ruf zu folgen, und Kirtland war nun bis 1838 das Centrum der neuen Kirche. Doch schon 1837 war die Gemeinde so verschuldet, daß sie für nöthig fand, ohne Privilegium die berüchtigte „Kirtland-Bank" zu errichten und ihre Schulden mit selbstgemachten Banknoten zu bezahlen, welche anfangs in der Umgegend willig angenommen, weiter östlich aber zurückgewiesen wurden, und daher bald mit großem Verlust gegen andere Banknoten umgetauscht werden mußten. Als sie nach Verlauf weniger Monate auf den achten Theil ihres Nominalwerthes gefallen waren, mußte die Bank fallen und der Prophet folgte einer neuen Offenbarung, welche ihn mit den Seinen in den fernen Westen rief, wo die Creditoren ihn vergeblich drängten. Ein Theil der Gläubigen war schon vorher nach Missouri aufgebrochen, wo sie, als von Gott unmittelbar Berechtigte, unentgeltlich Land verlangten und so anmaßend waren, daß sie vom erzürnten Volke bald hierhin, bald dorthin gejagt wurden. Als der Prophet selbst erschien, folgten sie ihm nach der Grafschaft Caldwell, die Gott zu seinem Königreich bestimmt hatte. Die Zahl der Anhänger, deren selbst in England und Schottland manche gewonnen waren, wurde damals im Ganzen schon auf 40,000 geschätzt. Jetzt entspann sich der sogenannte Missourikrieg — der Kampf der Mormonen mit den Autoritäten des Staats — welcher mit der gänzlichen Vertreibung der erstern endete. Mehrere der Anführer und Joe Smith selbst wurden gefangen, doch gelang es ihnen bald zu entkommen und sich mit der nach Illinois vertriebenen Menge zu vereinigen. Hier war nun (1839) das Elend und die Noth der Vertriebenen so groß, daß sie nicht allein aus Mitleid von den Bewohnern des Landes freundlich aufgenommen wurden, sondern auch im folgenden Winter auf ihre vielfach unterstützten Bitten von der Staatsgewalt mehrere Freiheiten und Privilegien erhielten, namentlich zur Ansiedlung in der am Mississippi, oberhalb der untern Stromschnellen, sehr schön gelegenen Stadt Nauvoo. Jetzt breitete sich die neue Kirche mit großer Schnelligkeit aus; im Mai 1842 hatte Nauvoo 10,000 Einwohner und eine wohldisciplinirte Legion von 2000 Soldaten, während die Gesammtzahl der Anhänger auf circa 100,000 Seelen gestiegen war. Der Prophet stand in lebhaftem Verkehr mit dem Himmel, und verkündete in dessen Auftrag, daß Nauvoo nur eine Ruhestatt für die Gläubigen ware, daß demnächst alle Heiligen zusammen berufen werden sollten, um Missouri zu erobern und in Zion den großen Tempel und das neue Jerusalem zu erbauen.

Um diese Zeit hatte der Eingangs erwähnte Dr. Bennet (Verf. der Broschüre) so großes Vertrauen unter den Mormonen erlangt, daß er nicht allein zum Chef der Legion, sondern auch zum Mayor (Bürgermeister) der Stadt, zum Kanzler der Universität ꝛc. ernannt worden war. Aber er durchschaute, wie gesagt, die Unhaltbarkeit des entsetzlichen Betrugs, und trat in öffentlichen Vorlesungen, wie auch mittelst der erwähnten Druckschrift, als Gegner der Mormonen auf. Auch war das Maaß der Ruchlosigkeit übervoll. Die Berichte über die unzähligen Verführungen, und namentlich über das Innere des Serails, über die Gotteslästerungen, Gemeinheiten und Grausamkeiten aller Art, sind zu scheußlich, um näher bezeichnet zu werden. Es ist die nackte Prosa eines Stoffes, der Schauerliches genug enthält, um von einem Thomas Moore zu einem modernen „Veiled Prophet" verarbeitet zu werden. Dazu kam noch die Entdeckung, daß ein Versuch, den Gouverneur Boggs zu ermorden, niemand anders zum Urheber hatte als den Propheten Joe Smith selbst.

Unter solchen Umständen war die plötzliche Enthüllung aller Betrügereien und Schändlichkeiten durch einen völlig Eingeweihten, durch einen Mann wie Dr. Bennet, der unter den Mormonen selbst fast allgemeines Vertrauen genoß, ungeheuer. Es heißt darüber in einem Schreiben aus Nauvoo vom 16 August v. J.: „die Verwirrung ist groß; alles ist von Entsetzen und Trauer ergriffen, Angst und Kummer erfüllen jede Brust. Joe Smith ist entflohen — seine Macht ist der Gefangenschaft überliefert, sein Ruf ist den Händen seiner Feinde, die Tage seines Ruhmes sind, als ob sie nie gewesen wären."

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

(Schluß.)

Diese Llanos, welchen man in Brasilien und Colombien unter den Namen der Campos mimosos und Savanas jedoch mit veränderter Vegetation wieder begegnet, sind von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß die Frage über ihre Entstehung bereits von mehrern Naturforschern angeregt worden ist. Humboldt hat umsonst nach einer Lösung derselben gestrebt. Drängt sich auch der Erfahrungssatz auf, daß Ebenen dem Waldwuchse, mindestens in Südamerika, nicht aller Orten günstig sind, so bleibt es doch unerklärlich, warum unter denselben äußern Bedingungen die eine Fläche mit fast unausrottbarem Urwalde sich deckt, die andere nur Gräser und Strauchwerk ernährt, und der Frost gewisse Gränzen sichtbarlich nicht überschreiten kann. Jedenfalls ist das Vorkommen solcher gänzlich waldfreien Orte inmitten der ewigen Wälder, welche z. B. die Thäler des Amazonas, des Orinoko und Madeira überziehen, eine bemerkenswerthe Erscheinung. Daß diese mit der Horizontalität der Oberfläche zusammenhänge, hat man lange schon geahnt, allein noch ist das Naturgesetz nicht ergründet, welches hier Anwendung findet. Wo große Feuchtigkeit in das Spiel kömmt, wie im Feuerlande, dessen Bergabhänge allein Wälder tragen, oder wo periodische, jedoch langdauernde Ueberschwemmungen den Boden während der einen Jahreshälfte versumpfen, ist die Erklärung allerdings leichter, nicht aber da, wie im Staate Uruguay, im südlichen Brasilien ꝛc., wo nur die Flüsse von schmalen Waldstreifen eingefaßt sind, das übrige sehr fruchtbare Land hingegen nur einzelne Bäume trägt, und die schwach wellenförmigen Ebenen wie natürliche Wiesen erscheinen.

Die Bevölkerung der Provinz Valdivia ist weder zahlreich noch wohlhabend und besteht zum großen Theile aus Farbigen, die indessen auf Namen und Rang völlig Weißer Anspruch machen.

Digitized by Google

Sie zeichnet sich keineswegs durch Rührigkeit aus, und scheint vollkommen mit ihrer armseligen Lage und geringen Civilisation zufrieden zu seyn. Baares Geld ist ziemlich selten, indem die Gegenstände der Ausfuhr wenige sind und nur in geringen Mengen hervorgebracht werden. Abgesehen von der hellern Färbung und einigen Sitten und Gewöhnungen, welche aus dem Verhältnisse des Unterthanen entstanden und nicht aus freier Wahl angenommen wurden, gleicht die Menge in den meisten Beziehungen den ächten Indiern, die theils unterjocht sind, theils ihre wilde Unabhängigkeit bis jetzt bewahrt haben. Sie begnügt sich mit dem Besitze einer Hütte aus Baumstämmen und Colignerohr, hat kaum ein bewegliches Eigenthum und lebt von einem Tage zum andern, ohne jemals eine Anstrengung zur Verbesserung ihrer Lage zu machen. Während in andern Provinzen der Republik europäische Einrichtungen schon lange Wurzel gefaßt haben, im Ackerbau und der Betriebsamkeit überhaupt sehr viele Verbesserungen eingeführt sind und im Allgemeinen eben so viel, wo nicht mehr Civilisation herrscht als in Spanien, sind Leben und Sitte in jenem großen Waldlande noch so primitiv wie zur Zeit der ersten Eroberung. Allerdings sind aber auch die äußern Umstände der Entwicklung des Volks nicht günstig gewesen. Die spanische Regierung bewahrte sich den Besitz von Valdivia nur in der Absicht, um fremde Mächte von der Ansiedlung abzuhalten. Der Hafen, welchen die Mündung des Callacalla bildet, ist sehr groß und sicher, und hätte um so mehr einem Feinde einen gefährlichen Stützpunkt geboten, als in geringer Entfernung Indierstämme wohnen, die, stets zum Kriege gegen die Spanier bereit, mit den Fremden gemeinsame Sache gemacht haben würden. Daher jene gewaltigen Festungswerke, die selbst in ihrer gegenwärtigen Zerfallenheit noch Staunen erregen.

Allein an einer Colonisirung des Landes lag einer Regierung nichts, die mehr Land besaß, als sie übersehen konnte. Die Kriege mit den Indiern dauerten mit seltenen Unterbrechungen an 200 Jahre, und sind Valdivia nothwendig sehr verderblich geworden. Da man durch Waffengewalt allein diese Eingebornen zu unterjochen nicht vermochte, so wurde, wie an vielen andern Orten, die Kirche in Anspruch genommen, um auf geräuschlosere Art und mit bleibenderem Erfolge die Unterwerfung der Indier herbeizuführen. Schon seit Anfang des 17ten Jahrhunderts bestehen an diesem äußersten Ende des „christlichen" Amerika Missionen, die oftmals zerstört, auf Kosten der Regierung immer wieder von neuem errichtet wurden, eine lange Zeit in Händen der Jesuiten und später der Franciscaner sich befanden, und bisweilen zu großen Erwartungen berechtigten. Nie sind diese aber völlig in Erfüllung gegangen, vielmehr hat es sich mehrmals begeben, daß der mit Umsicht begründete und mit großer Geduld fortgeführte Bau gerade dann umstürzte, wenn man von seiner Festigkeit glaubte überzeugt seyn zu dürfen. Wenn man es am wenigsten erwartete, standen die Indier mit einemmal zum allgemeinen Kriege gegen die Spanier und ihre Missionen auf, traten wieder in Stämme und Heeresheile zusammen, als wäre nie eine Unterbrechung ihrer volksthümlichen Einrichtungen vorgekommen, und stürzten sich mit so vielem Haß und so großer Entschlossenheit in den Kampf, als hätten sie sich niemals unter dem langsam zähmenden Einflusse der Kirche befunden. Die Energie, der Stolz und der Unabhängigkeitssinn dieser Indier sind zu allen Zeiten so groß gewesen, daß jeder Versuch der Unterjochung einen Krieg nach sich zog, und die häufige Wiederholung eben jener Versuche in den Indiern zuletzt das höchste Mistrauen erzeugte. Sobald der eigentliche Zweck der friedlich und sehr vorsichtig zu Werke gehenden Missionäre entdeckt war, traf auch sie die Abneigung, welche sonst nur gegen die Colonisten und die Garnisonen der Gränzprovinzen gerichtet war. Viele sind auf der Stelle getödtet worden, weil man sie als Verräther ansah, deren Absicht es sey heimlich die Freiheit der Stämme zu untergraben und der Macht der Weißen den Weg zu bahnen, und wo späterhin einzelne Priester zugelassen wurden, geschah es immer unter dem Vorbehalte, daß kein anderer Spanier sie begleiten dürfe, und daß sie selbst sogleich das Land verließen, sobald mit Chile ein neuer Krieg beginnen würde.

Es haben ehedem Missionen selbst in Gegenden bestanden, die jetzt ganz unzugänglich sind und, wie z. B. der vielbesprochene See Nahuelhuapi, geographische Probleme ausmachen; allein die Ausdehnung dieses kirchlichen Gebiets ist so zusammengeschmolzen, daß kurz vor der Revolution die noch vorhandenen Missionen alle in der Nähe der Stadt Valdivia lagen. Von 24 solchen Niederlassungen bestanden damals nur noch acht, im Jahre 1841 nur noch drei. Gewisse Völker, z. B. die Huilliches und Moluches, weisen mit Bitterkeit jeden Versuch der chilenischen Regierung ab Priester unter sie zu senden; beide sind in Frieden mit der Republik, haben aber erklärt, daß sie für das Leben keines Missionärs einstehen würden, der es versuchen sollte ihr Gebiet zu betreten. Mit den Eingebornen, welche zwischen Valdivia und Osorno wohnen, verhält es sich aber ganz anders. Sie sind von minder entschlossenem Charakter und sichtbar von jenen Bergvölkern verschieden, daher auch leichter zu zähmen gewesen. Alle sind „Reducidos y Cristianos," d. h. sie unterwerfen sich, so lange sie in der Nähe von Priestern wohnen, gewissen Formen, gehen, um die Strafe zu vermeiden, auch zur Kirche, ertragen mit ziemlicher Gleichgültigkeit in den meisten Dingen den Zwang, bleiben aber noch nach mehreren Generationen der Vielweiberei geneigt und ergreifen sogleich das wilde Leben ihrer freien Stammesgenossen, wenn der Zufall sie mit diesen in Berührung bring Ob unter den rauhen und sehr stolzen Völkern, welche seit Jahrhunderten ihr Land gegen die Weißen zu behaupten verstanden haben, und vom Rio negro und Valdivia südwärts bis an die Magelhaensstraße sich ausbreiten, jemals europäische Civilisation Wurzel fassen wird, steht dahin. Daß ein solches Ereigniß durch die Kirche nie vermittelt werden kann, lehrt die Erfahrung. Das Wahrscheinlichste bleibt es indessen, daß, wenn nach einem oder zwei Jahrhunderten Chile und allenfalls ein Theil der Platastaaten eine Nothwendigkeit fühlen sich auszudehnen, jene unabhängigen Indervölker den Waffen erliegen, nicht aber mit den Siegern verschmelzen werden.

Digitized by Google

Es läßt sich aus dem so weit Mitgetheilten leicht vermuthen, was die Erfolge des abenteuernden Gardiner in jenen Gegenden der neuen Welt gewesen seyn können. Ganz überrascht von der Thatsache, daß da, wo er eine Art von amerikanischem Kafferlande vermuthet hatte, seit ein paar Jahrhunderten Spanier sich Festungen gebaut und die Eingebornen unterjocht hatten, brach er auf nach den Gränzen der Provinz, wo neue Enttäuschungen seiner warteten. Alle Indier galten wenigstens im Aeußern für Christen und gehörten zu irgend einem oder dem anderen Sprengel, wo eben Priester eingetroffen waren, welche die republicanische Regierung, Spaniens ehemaligem Beispiele folgend, aus Italien berufen hatte. Die jenseits der Gränze wohnenden unabhängigen Indier betrachteten den Fremden mit Verwunderung, der nicht einmal das Spanische geläufig genug sprach, um sich durch einen Dolmetscher verständlich zu machen, dennoch aber zum Lehrer sich anbot, und ohne förmliche Erlaubniß einzuholen, mit Weib und Kind und Hausrath herbeizog, um eine Mission zu begründen. An zwei Orten wurde er von den Häuptlingen zurückgewiesen, die ihm ein Nachtlager gewährten, aber vor der Rückkehr warnten. Nichts blieb ihm übrig als mit Familie und Gütern den Rückweg durch die Wälder bis Valdivia zu suchen, und sich in das zu ergeben, was ihm himmlische Schickung schien. Mit der Abreise nach Valparaiso schloß sich das kurze und unüberlegte Unternehmen, dem die chilenische Regierung keine Hindernisse bereitete, obwohl sie eigentlich hiezu vollkommen das Recht gehabt hätte. Gardiner schiffte sich im Junius 1839 nach Neusüdwales ein, und ist später nach Otaheiti gegangen, wo er sich unter seinesgleichen und auf einem Felde bewegt, das seinen Gaben und seinen Bestrebungen unstreitig angemessener ist, als ein Aufenthalt unter den kräftigen Menschen des patagonischen Stammes, über welche einst selbst die klugen und sehr vorbereiteten Jesuitenmissionäre nichts vermochten.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

Der vorstehenden Beschreibung dieser Inseln wollen wir einige Nachrichten aus der in Cadix 1838 gedruckten, viel zu wenig bekannten Denkschrift des Hrn. Rafael Diaz Arenas beifügen.

Während des Monopoliums der philippinischen Compagnie war es den Einwohnern dieser Inseln verboten die fremden Häfen von Europa zu besuchen; die Generalcapitaine gab nur nach Indien und China Pässe, und die Schifffahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung war nur den Expeditionen nach Spanien erlaubt. Der Hafen von Manilla wurde indessen den Schiffen aller Nationen geöffnet und im Jahre 1820 die Ausfuhr der philippinischen Producte nach Spanien auf 10 Jahre zollfrei erklärt. Allein die Pässe nach Indien und China blieben noch immer den ältern Restrictionen unterworfen, die Schiffe mußten immer nach dem nämlichen Hafen, von welchem sie ausliefen, zurückkehren, und obgleich man Pässe zugleich nach mehreren Häfen begehren konnte, so war dieß nicht hinlänglich die sich darbietenden Gelegenheiten zu Frachten und unvorhergesehenen Handelsspeculationen zu benützen. Unter der Verwaltung des Generalcapitäns Pascual Enrile wurden Pässe auf zwei Jahre ohne Bestimmung der Häfen gegeben, und endlich den philippinischen Schiffen die freie Schifffahrt nach allen Meeren erlaubt und auf Ansuchen des D. Joseph Ramirez durch ein königliches Decret vom 17 Julius 1834 bestätigt.

Unter dem ältern Systeme waren verschiedene Versuche mit mittelmäßigen Fahrzeugen und geringen Capitalien gemacht worden, die Märkte von Batavia, Bourbon, Bombay, Neuholland, dem Cap u. s. w. auszuforschen, doch mit unbeträchtlichem Erfolge. Nicht vortheilhafter war der Fang des Balate oder Seewurms bei den Inseln Palaos wegen der Plackereien von Seite der dortigen Einwohner und der Unzuverlässigkeit oder Untreue der Beauftragten. Der Handel mit Calcutta nahm ab, sobald mit der Emancipation von Neuspanien die Fahrten des Schiffes von Acapulco aufhörten, und noch mehr seitdem die Wohlfeilheit der europäischen Zeuge die sonst von Calcutta herbeigeführten außer Gang brachten, doch werden noch einige geholt, um sie nach Jolo und den Molukken zu verführen. Seit der Handelsfreiheit sind (bis 1838) drei Expeditionen nach England und eine nach den Vereinigten Staaten gemacht worden, deren Resultate nicht bekannt sind.

Im Jahre 1833 (December) hörte die Zollfreiheit auf, die philippinischen Producte zahlten nun 1 Percent ihrer Schätzung; Gold und Silber, der Tabak und der rohe Abaca (philippinischer Hanf) auf drei Jahre blieben frei. Am 6 September 1834 wurden die Privilegien der philippinischen Compagnie abgeschafft. Der Transport von Militär und Civilbeamten, welcher von dem öffentlichen Schatz vergütet und immer häufiger wird, macht einen wichtigen Theil der Expeditionen aus.

Cadix und Santander sind es vorzüglich, welche mit den Philippinen Handel treiben. Ihre Fahrt nach Spanien werden die Mussonwinde von Nordost vom 1 November bis 1 Mai benützt, December und Januar sind die besten Monate, denn im November sind die Nordwinde noch stark und im April beginnen schon die Windstillen. In den ersten drei Monaten des Nordost-Mussons dauert die Fahrt von Manilla bis zum Ausgang aus der Meerenge von Sunda nur 12 oder 15 Tage, in den letztern drei dauert sie länger, und im April halten einige die Richtung nach Samboanga und den östlichen Meerengen für vortheilhafter, als die durch das Meer von China. — Die Fahrt von Spanien nach den Philippinen wird am besten im Mai unternommen, denn im Julius trifft man bei dem Cap die günstigen Nordwestwinde an, und man langt im September noch während der Collas von Südosten an; im October und November ist die Zufahrt nach Luzon schon gefährlicher, weil um diese Zeit die Vagnios wehen. Aus Spanien bringt man Wein von Catalonien, Malaga und Jerez, einige Bouteillen Liqueur und edle Weine, Anis- und catalonischen Branntwein, von welchem starker Verbrauch ist, Schreibpapier, Spielkarten, Bücher, die sonst gut verkauft wurden und nun keinen Absatz finden, weil man nur veraltete Werke dahin sendet, und Eßwaaren, vorzüglich Oel, Erbsen, spanische Würste (chorizos), Salamiwürste (salchichon), Käse, feine Butter (manteca de Flandes, die man jetzt auch in Spanien schlecht genug nachmacht), Oliven, Artischoken, Schinken u. s. w. Die Fracht, obgleich man nichts Bestimmtes darüber sagen kann, ist im Allgemeinen wohlfeil, die Commissionsgebühren in Manilla veränderlich von 2½ bis 5 Procent, doch frei von einer Menge kleiner Anrechnungen, die in andern Plätzen so häufig sind; die spanischen Häuser laden nicht auf Commission unter Garantie, wohl aber die ausländischen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1843.

Kiew.

(Aus den Reisememoiren eines Russen. *)

Als ich von dem Städtchen Borispol 10 Werste weit gefahren war, bemerkte ich links eine goldene Kuppel, die auf dem lasurblauen Hintergrund über die Gipfel der Bäume daher glänzte. Ich frage den Postillon: ist dieß etwa der Kirchthurm des Höhlenklosters? — Ja, erwiederte er. Bald, nach Maaßgabe nämlich, als wir uns der letzten Station Browary näherten, zeigten sich alle die goldenen Kuppeln dieser Kirche, unter deren Gruppe heraus sich der Glockenthurm majestätisch erhebt. Als wir die Pferde wechselten, dachte ich seufzend an die Langeweile des bevorstehenden Weges im Sand, von dem die Pilger so viel erzählen, erstaunte aber nicht wenig, als auf einmal unser Wagen auf einem ebenen, mit Steinschutt festgeschlagenen Wege, mit Einem Wort, auf einer Chaussée dahin rollte. Freut euch, ihr Pilger, und eilt nach Kiew, ihr habt den Sand von Browary nicht mehr zu fürchten, so wenig als die Räuber in den finstern Wäldern um diesen Ort, denn diese Wälder sind fast in Gebüsche umgewandelt, in denen man auch nicht ein wildes Thier mehr findet. Die Chaussée führt fast bis an den Dnepr, über welchen eben eine Brücke gebaut wird, und der Weg geht dann zwischen dem Höhlenkloster und der Nikolauskirche, in deren Nähe das Grab des Normannen Askold sich findet, den Berg hinan. Leider mußten wir hier von der Chaussée links abliegen, und doch mit dem alten Sande Bekanntschaft machen. Jenseits der Brücke, an der Barriere, hielt man uns an und fragte woher und wohin? Nach ertheilter Antwort hob sich der Schlagbaum und man ließ uns weiter fahren. Der Berg ist sehr steil und im Herbst möchte ich nicht hinauffahren. In der Stadt sieht man eine ungewöhnliche Bewegung, und es werden viele Privat- und Staatsgebäude aufgeführt. Wir hielten im grünen Gasthof in der sogenannten Höhlenstadt, einer weiten Fläche gegenüber, jenseits deren man das Lauraskloster, das Arsenal und die Festung sieht. Die Quartiere sind hier sehr theuer: für zwei Zimmer im Gasthof bezahlten wir 7 Rubel des Tages (nahe an 4 fl.) und in andern Häusern zahlt man, wie wir später erfuhren, nicht weniger. Im Allgemeinen sind die Quartierpreise hier höher als in Petersburg, was seinen Grund in der kürzlich (aus Wilna) hieher verpflanzten Universität und dem Institut hat, wofür noch keine Staatsgebäude errichtet sind, so wie in dem Bau einer Festung, des Militärlazareths, der Casernen u. s. w. Die Baumaterialien sind deßhalb auch unmäßig theuer.

Kiew zerfällt in drei abgesonderte Theile: die Höhlenstadt, die Altstadt und Podol. Die Höhlenstadt, der südlichste und dem Dnieprlauf nach gerechnet niedrigste Theil der Stadt ist sehr schlecht gebaut und es ist verboten hier neue Häuser zu bauen oder die alten auszubessern, weil dieser ganze Theil unter der Esplanade der Festung liegt, aber hier sind gerade die Heiligthümer Rußlands, das Höhlenkloster, das vornehmste und älteste in ganz Rußland. Ich begab mich zeitig dahin, trotz des Regens. Die Thore sind mit Heiligenbildern bemalt, und hier tauscht man auch Heiligenbilder und kleine Kreuze aus Cypressenholz um Geld ein.*) Nach der großen Kirche führt ein Trottoir aus Brettern, ebenso nach den Cellen und der Vorkirche. Ich trat in die letztere, wo man eben die Frühmesse feierte, betete und fragte einen der ersten Mönche, welcher mir aufstieß, ob man die heiligen Gebeine sehen könne? „O ja!“ antwortete er, „steigen Sie nur hinab.“ Auf Steinplatten rutschte ich beinahe bis zu der gedeckten Treppe, welche in die Kirche des heiligen Antonius führt. An dieser Treppe begegnete mir ein junger Mönch, und bot sich an mich in der Kirche herumzuführen; auf meine Fragen aber gab er keine Antwort und ich bemerkte endlich, daß er taub sey. Als ich in die Kirche trat, war der Gottesdienst bereits zu Ende, und das Volk wartete mit brennenden Kerzen auf die Eröffnung

*) Unter dem Titel „Reisememoiren in Rußland“ sollte Ende vorigen Jahrs von einem Hrn. Shdanoff ein Werk über Rußland herauskommen. Derselbe hat ohne speciellen Zweck 20 russische Gouvernements bereist, und sich alles Merkwürdige notirt. Das hier mitgetheilte Bruchstück steht in der Nordischen Biene vom 26 u. 27 Nov. v. J.

*) In Rußland werden Heiligenbilder und ähnliche Dinge bekanntlich nicht verkauft, sondern vertauscht.

Digitized by Google

der Höhlen. Nach einem kurzen Gebet öffnete der Mönch die Thüre, trat in den unterirdiſchen Gang und wir folgten ihm. Die Höhle glich einem regelmäßigen Bergſchacht. Auf den Seiten in geringer Entfernung von einander liegen in ſchmalen Vertiefungen die Gebeine der Heiligen. Die Gräber ſind mit Seidenſtoffen verhängt und mit Teppichen bedeckt; über jedem Heiligen iſt ein kleines Täfelchen, auf welchem der Name des Heiligen ſteht. Der uns geleitende Mönch ging zu jedem Heiligen, — weibliche Heilige finden ſich nur drei oder viere — ſprach ſeinen Namen aus und befriedigte die Wißbegierde derer, die nach der Lebensgeſchichte der Heiligen fragten. Sämmtliche Pilger verbeugten ſich vor jedem Heiligen und ſetzten dann ihren Weg fort. An einigen Orten wurden noch vor kurzem die mit dem heiligen Oele begoſſenen Häupter der Heiligen offen gezeigt, jetzt ſieht man ſie kaum durch das Glas. In den Höhlen des heiligen Antonius iſt die kleine, dunkle Celle des Heiligen noch immer bemerkenswerth. Das Kreuz, vor welchem er betete, wird jetzt noch darin aufbewahrt; neben der Celle war ein Brunnen, welcher aber jetzt verſchüttet iſt.

Nach der Kirche und den Höhlen des heiligen Theodoſius führt eine zweite gedeckte Treppe noch tiefer unter den Berg hinein. Einige Stufen, ehe man an die Kirche kommt, iſt rechts ein kleiner Platz angebracht, von dem aus man das Ufer des Dniepr überſieht, und herrlich iſt der Anblick des Stromes und der jenſeits ſich ausbreitenden Wieſen. Die Höhlen des h. Theodoſius ſind denen des heil. Antonius völlig ähnlich, und auch die Ceremonien der Verehrung vor den Heiligen ſind dieſelben. Die Rückkehr auf einer unendlich langen Treppe iſt etwas mühſam. Wenn da und dort auf dem Wege Bänke ſtänden, ſo würde man mit Vergnügen auf denſelben ausruhen.

Die Zeit der Gründung des Höhlenkloſters reicht bis zur Regierung Jsjaſlaws ums Jahr 1055 hinauf; den Namen hat es von den durch die Einſiedler im Berge ausgegrabenen Höhlen. Die erſten waren Antonius und Theodoſius, und darum wurden auch die Höhlen nach dieſen Heiligen benannt. Das fromme Leben derſelben zog eine Menge Schüler herbei, und bald breitete das Kloſter ſich aus. Der heilige Theodoſius war der erſte Jgumen; er ging nach Konſtantinopel und brachte von dort die Regeln für die Brüderſchaft mit. In beiden Klöſtern zählt man gegen 130 Heilige, deren Gebeine unverweſt bis jetzt aufbewahrt wurden; unter ihnen findet ſich auch der ehrwürdige Neſtor, unſer älteſter Chroniſt, und Elia von Murom, ein berühmter Held ſeiner Zeit, der ſein Leben im Kloſter beſchloß. Die Gebeine des heiligen Theodoſius und Antonius finden ſich aber nicht in den Höhlen.

Die Himmelfahrtskirche gleicht in ihrer innern Architektur der von Moskau, und hier liegen die Gebeine des heiligen Wladimir begraben.*) Einige Bilder, z. B. das des Heilands, ſind vortrefflich gemalt, wie es ſcheint, von griechiſchen Künſtlern. Das Wunderbild der Mutter Gottes, nahe am ſüdlichen Thore, iſt mit den koſtbarſten Steinen beſetzt. Die Schatzkammer der Kirche ſah ich nicht, ſie iſt aber, wie bekannt, ſehr reich. Die Kloſterbibliothek hat viele alte Bücher und ſeltene Manuſcripte.

Der Kirchthurm des Laura- (oder Höhlen-) Kloſters iſt von ungemein ſchöner Architektur; er iſt in drei Stockwerken mit Säulen gebaut von dem bekannten Raſtrelli, dem Erbauer des Winterpalaſtes, der Kirche des Smolna-Kloſters und anderer Gebäude in Petersburg. Die Höhe des Kirchthurms iſt 301 Fuß; er iſt alſo um 39 Fuß niederer als die Peter- und Paulsſpitze und um 76 Fuß höher als der große Jwansthurm.

Dem Lauraкloſter gegenüber iſt das Arſenal. Ich hatte keine Zeit, oder richtiger geſagt, keine große Luſt, die verſchiedenen darin aufbewahrten Waffen zu ſehen; im Kreiſe umher ſind ſchöne Pyramiden von Bomben und Kartätſchen aufgeſchichtet, und in den Ecken ſieht man Gruppen von aufrecht ſtehenden Kanonen.

Zur Seite der Höhlenſtadt findet ſich das Tribunal, das beſte Gebäude in der Stadt, und der ehemalige Palaſt, jetzt eine Anſtalt für künſtliche Mineralbäder. Die Wannen ſind ſehr reinlich und gut eingerichtet, der Saal obgleich nicht hoch, doch ziemlich groß; in dem einen Flügel befindet ſich der Gaſthof und die Quartiere für die, welche die Bäder benützen, im andern iſt eine Zimmerreihe für Bälle. Die Lage des Gartens in der Nähe des Bades iſt ausgezeichnet; oberhalb ſtößt an denſelben ein breiter, ebener Platz, der regelmäßig mit Lindenbäumen bepflanzt iſt, welche dichte Alleen bilden; rechts am ſteilen Abhang des hohen Ufers zieht ſich ein breiter Weg hin, der mit Kaſtanien und Nußbäumen bepflanzt iſt und ein ſchönes Luſthäuschen hat. Von da aus entfaltet ſich der breite Dniepr, die weite Wieſenlandſchaft, der Wyſchgoroder Berg,*) ein Theil des Podol, die Brücke über den Strom und die Chauſſée nach Browary. Von der Mitte des hohen Theils des Gartens ſieht man die Sophienkirche, die Kirche der Märtyrerin Barbara und den größten Theil der Altſtadt. Der Garten bei den Mineralbädern könnte in einem viel beſſern Zuſtande ſeyn. Ich weiß nicht, iſt Mangel an Mitteln oder an Aufſicht Schuld daran, daß keine guten Fruchtbäume, und ſelbſt nicht einmal eine Baumſchule ſich findet. Das Beſte, was darin iſt, ſind die ausgezeichneten, einzigen Georginen, welche ein Freund des Gartenbaues, der Graf Gurieff, wie man ſagt, für 40,000 Rubel kommen ließ. In dem Garten finden ſich ziemlich alte Nuß- und Maulbeerbäume; die erſtern aber haben im J. 1838 wegen der heftigen Kälte gar keine Früchte getragen.

Ein ſchmaler Pfad, der den ſteilen Abhang hinabführt, lockte mich, nach einer Capelle hinabzuſteigen. In der Hoffnung, daß mir nichts paſſiren werde, was in ſolchen Fällen ſehr gewöhnlich iſt, nämlich zu fallen und über Hals und Kopf den Berg hinabzurollen, entſchloß ich mich zu dem ſchwierigen Unternehmen; ich ſchritt vorwärts, hielt mich an Grasbüſcheln feſt, glitt über den weichen Thon hinab, ſprang von einem Abſatz auf den andern, und erreichte endlich glücklich die Capelle. Wißt ihr, an welchem heiligen Orte ich mich nun befand? An

*) Nach dieſem iſt die neue Kiewer Univerſität benannt.

*) Auf dieſem Berg blühte einſt das ſchöne Wyſchgorod, welches Olga, als Braut des Großfürſten, von dem Helden Oleg als Mitgabe erhielt.

Digitized by Google

der Stelle, wo Wladimir die Kiewer taufen ließ! Die Capelle wurde im Jahre 1802 von Kiewer Bürgern erbaut, und die Inschrift darauf lautet: Wladimir, dem Heiligen, dem Erleuchter Rußlands. In der Mitte ist ein Brunnen, dessen Wasser in ein Bassin fällt; rund umher sind die ausgeschnitzten Bilder des Heilands, dann der heiligen Olga, des heiligen Wladimirs, Boris und Glebs. Aus dem Brunnen schöpft man unaufhörlich Wasser; ich trank von dem lebendigen Quell, wusch damit die Augen unter einem Gebet an den Herrn, mich auf dem Lebenswege zu erleuchten, blieb einige Zeit hier unter Gedanken über jenes große Ereigniß, indem ich mir das feierliche Bild der Taufe des Volks ausmalte, und ging endlich auf dem gewöhnlichen, ganz gefahrlosen Wege zurück. Der ganze Theil der Stadt, welcher an diesen Ort stößt, heißt Kreschtschatik, zum Andenken an die Taufe (Kreschtschenie) der Bewohner von Kiew.

Die Altstadt liegt weiterhin hinter dem Kreschtschatik auf einem andern Berge. Ich ging an einer prächtigen, im neusten Geschmack erbauten katholischen Kirche vorüber nach dem Tempel der heiligen Märtyrerin Barbara, um die links davon in einem Cypressengrabe liegenden Gebeine derselben zu küssen. Für sieben Rubel tauschte ich einen geweihten goldenen Ring für eine Petersburger Freundin ein. Die Kirche des heiligen Andreas, des Erstberufenen, deren ursprüngliche Anlage in die Zeiten Jsjaslaws hinaufreicht, steht auf der Spitze des Berges, der das ganze Podol beherrscht, desselben Bergs, wo einst der heilige Apostel das lebenbringende Kreuz aufpflanzte und den künftigen Ruhm unserer alten Hauptstadt weissagte. Die Kiew'schen Berge waren damals noch nicht bewohnt.

Von dem freien Platze, der die Kirche des h. Andreas umgibt, übersieht man das ganze Podol, in dessen Mitte das Bruderkloster steht mit der Akademie, deren Bildungsanstalten wir so viele gelehrte Männer in unserem Vaterlande verdanken. Neben dem Kloster ist die Börse, oder das Contracthaus, ein weitläufiges, schönes Gebäude, wo alle Jahr im Januar sich eine Menge Kaufleute, Gutsbesitzer und Capitalisten sammeln, um ihre Handels- und Wirthschaftsgeschäfte abzumachen. Auf demselben Platze sieht man den eigentlichen Kaufhof, den Marktplatz mit dem auf- und abwogenden Volk, die auf verschiedenen Punkten springenden Brunnen, die Früchte aller Art, das Vieh das man zum Verkaufe hertreibt, alles dieß bietet eines von den wundersamen Bildern dar, wie es die Thurmwächter überschauen, ohne es zu genießen. Außer dem Podol übersieht man von dem Andreasberge aus auch das ganze Land jenseits des Dniepr. Der Kirche des h. Andreas gegenüber auf der andern Seite der Straße wird von neuem auf altem Fundament die Zehentkirche aufgebaut, und ist in der äußern Arbeit auch schon vollendet. Die Architektur gleicht einigermaßen der der Kirche der Märtyrerin Katharina, die kürzlich zu Petersburg nahe an dem Triumphthore erbaut wurde. Ein Gutsbesitzer aus dem Gouvernement Kursk ließ den Bau aufführen und verwandte 200,000 Rubel darauf. Nach Nestor war die Zehentkirche im J. 989 von Wladimir erbaut worden. Wladimir selbst, seine Gemahlin und die h. Olga sind darin begraben, aber in der Zeit der Noth des Vaterlandes, unter Batu, wurde auch dieser prächtige Tempel von Grund aus zerstört, und die den Russen heiligen Gräber vernichtet. Auf den Trümmern dieser Kirche baute der Metropolit Peter Mogila eine neue Kirche in kleinerem Maaßstabe, nach welchem sie, wie es scheint, jetzt nach der letzten Zerstörung gleichfalls wieder hergestellt wird.

(Schluß folgt.)

Die Chasaren.

Im südlichen Rußland, am Nordabhang des Kaukasus, vielleicht auch zum Theil jenseits desselben, wohnten vom 6ten bis 10ten Jahrhundert, — frühere und spätere Zeit sind gleich ungewiß, — ein Volk der Chasaren, vielfach mit den umliegenden Völkern in Kämpfe verwickelt, nicht ganz ohne Civilisation, einigen Nachrichten zufolge zum Judenthum bekehrt, sonst aber haben bis jetzt alle Nachrichten und alle Anhaltspunkte so sehr gefehlt, daß man noch immer auch nicht einmal sagen kann, zu welchem Stamm die Chasaren gehörten. Frähn hat zuerst, dann auch der bekannte Orientalist d'Ohsson, aus orientalischen Schriftstellern einiges gesammelt, was über die Geschichte dieses Volks Aufklärung geben kann. Frähns Schrift erschien schon im Jahre 1822 in Petersburg, die von d'Ohsson im Jahre 1828 zu Paris. Jetzt ist Prof. Dorn (s. Bulletin de la classe historique etc. de l'académie imp. de St. Petersbourg Tom. I. N. 3) aufgetreten, und hat namentlich aus dem bekannten arabischen Schriftsteller Tabary († 924 n. Chr.) die Nachrichten über die Kämpfe der Araber mit den Chasaren ausgehoben, wobei es nicht fehlen konnte, daß auch einzelnes über Lebensweise der Chasaren mit zu Tage kam. Prof. Dorn, welcher die Textstellen ganz mittheilte, sieht seine Arbeit nur als eine Einleitung zu weitern Forschungen in den orientalischen Schriftstellern an, die immer noch ein bloß schwach benützter Schatz sind, und auch auf die Geschichte des südöstlichen Europa's mehr Licht werfen können, als man bis jetzt gewöhnlich annimmt.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Handel nach den südlichen Inseln.

1. Nach Jolo. Diese an sich unbeträchtliche Insel ist der Vereinigungspunkt der Mohren *) aller benachbarten Inseln und daher der Stapelplatz eines beträchtlichen Handels, weßhalb zur Abkürzung der Formalitäten im Mai 1831 zu Zamboanga auf der Südostspitze von Mindanao gegenüber von Jolo eine Douane aufgerichtet wurde. Aber dieser Handel ist wegen der despotischen Regierung von Jolo so unsicher und unangenehm, daß die Spanier von Manilla, obgleich sie die Schiffe und den größten Theil der Ladung dazu hergeben, das Geschäft den Chinesen überlassen. Die Heeren von Jolo sind der Sultan und die Datos oder Großen, welche zwar dem ersteren unterwürfig sind, aber seinen Befehlen oft erklärten oder heimlichen Widerstand entgegensetzen;

*) Spanisch Moros, Mohammedaner?

Digitized by Google

die übrigen Einwohner sind Sklaven des Fürsten und der Großen. Processe kennt man dort nicht, wenn zwei Datos miteinander zanken, ziehen sie mit ihren Sklaven gegeneinander zu Felde, doch läuft es meistens auf Großsprechereien hinaus, bis der Sultan oder die andern Großen die Sache vermitteln. Wenn ein Dato gegen einen Sklaven Klage hat, so haut er ihm mit seinem Creis (Messer) den Kopf ab oder läßt ihn durch einen andern Sklaven mit der Lanze todtstechen; nur muß er, wenn der Sklave nicht sein ist, den Werth bezahlen oder den getödteten mit einem andern ersetzen. Auf diese Art kann weder Sicherheit noch Vertrauen herrschen, und auf dem Marktplatz selbst gehen oft Käufer und Verkäufer mit Lanze und Schild bewaffnet herum. Es ist also auch nicht möglich Handelscorrespondenzen zu unterhalten, noch von den chinesischen Kaufleuten eine ordentliche Rechnung zu erhalten; diese wird durch andere Methoden ersetzt, welche hier zu beschreiben zu weitläufig wäre. Der Sultan hat im September 1836 einen Zolltarif abgefaßt und seine Gewährleistung für die Effecten, die der Kaufmann den Datos übergibt, weil er sie auf andere Art nicht verkaufen könnte, versprochen, aber Niemand erzählt sich darauf; die Chinesen lassen den Datos alles hingehen und ertragen selbst Lanzenstöße, wenn nur das Geschäft im Ganzen glücklich ausfällt. Alle Jahre im Junius und Julius kommen in Jolo die benachbarten Mohren zusammen, und dann sieht man auch sechs bis acht Schiffe von Manilla, Visayas u. s. w. mit Spaniern, Mestizen, Indiern und Chinesen, welche letztere sich oft dort etabliren, indem sie sich mit Weibern von Jolo oder mit Gefangenen von andern Inseln verheurathen. Die Münzen sind der spanische Thaler, die indische Rupie, die chinesische Chapeca (Kupfermünze) und der chinesische Mauta Caleta, d. h. Naukin, wovon ein Stück für einen Thaler gilt, obgleich ihr wahrer Werth in Manilla zu 33 Thaler für 100 Stücke und die Zuschußkosten bis Jolo auf 18 Procent berechnet werden. Außer europäischen, bengalischen und chinesischen Stoffen, Metallwaaren, Geschirr, Eisen und Quincaillerie, Opium u. s. w. werden folgende philippinische Erzeugnisse dahin gebracht: Reis ohne und mit der Schale (palay im letztern Fall), der immer starken Absatz findet, Kokosöl, Tabak von Visayas, Zucker von geringer Qualität; diese Artikel werden von den Schiffen, die aus Manilla im März oder April auslaufen, zum Theil in der Insel Panay geladen. Im September bis October kehren die Schiffe mit folgender Rückfracht zurück: Vogelnester, ein hohler Halbcirkel, etwas größer als eine Pamcranze, ein dichtes Gewebe von weißen Fibern, die sich in allen Richtungen durchkreuzen; die weißen (nido blanco) werden fast dem Silber gleich, nämlich mit 20, 25 und mehr Thalern der Cate von 22 Unzen bezahlt; die röthlichen (nido sandacan) von dieser Insel, die dunkeln (blanco oscuro) und die Federnester (nido pluma, weil sie mit Federn bedeckt sind) nehmen stufenweise an Werth ab, so daß das Federnest nur 2 oder 2½ Thaler der Cate gilt. Dieser Artikel geht fast ganz nach China, in Manilla macht man zuweilen ein stärkendes Bouillon daraus für Kranke oder Wiedergenesende. Flossen von Haifischen (aletas de tiburan) und Hirschnerven, ebenfalls Eßartikel für China. Balate, ein Seewurm, der gesotten und getrocknet die Form einer Gurke annimmt, ein Reizmittel, das die Chinesen gebrauchen, es gibt viele Sinsen, darunter eine ausnahmsweise und seltene Jan-se genannt. Schildkröte, die weiße mit einzelnen Flecken, so wie die Gewürznelken verkaufen sich gut in China, das übrige geht nach Europa. Perlmutter, Perlen, meistens kleine, die man Alfosar nennt. Gold in Staub oder Stangen, in geringer Qualität und meistens verfälscht, so daß man den Magnetstein gebrauchen, die Stangen zerbrechen und mehrere andere Vorsichtsmaaßregeln anwenden muß. Wachs ebenfalls verfälscht; im Innern einiger großen Stücke hat man sogar Kanonenkugeln gefunden.

2. Nach den Häfen von Ternate, Manado und Amboina in den Molukken. Die Handelsartikel sind fast die nämlichen wie in Jolo, und außerdem Paradiesvögel, welche die Papuas von Neuguinea bringen, Cacao, etwas Gewürznelken und Muscatnuß. Die Expeditionen werden im December oder Januar, drei Monate früher als die von Jolo, gemacht, und die Schiffe fahren gewöhnlich von Zamboanga dahin, und machen ihre Geschäfte in Jolo bei der Rückkehr im Junius ab.

3. Nach Singapur. Man führt dahin die Muscheln Sigay, welche in Siam u. s. w. als Münze dienen, Kokosöl, Tabak, Tinturen, was alles dort aber in Batavia verzehrt wird, Zucker, Indigo von geringer Qualität, Hüte von Baliguat, Sibocao und andere Artikel, die in jenem Freihafen eine Niederlage zu ihrer Versendung nach Europa ꝛc. finden. Die Verkäufe sind vortheilhaft, bringen aber kein Geld ein, da sehr weniges in Singapur umläuft und alles durch Tausch umgesetzt wird; nun sind aber die Tauschwaaren meistens europäische Manufacturen, die wohlfeiler geradezu in Manilla ankommen, und einiger Pfeffer für die chinesischen Kaufläden und für die Schiffe, die nach Spanien gehen, die ihn aber besser unterwegs mitnehmen könnten. Man verliert also immer an der Rückfracht, auch ist wegen der Monsonwinde entweder die Hin- oder die Herreise immer schwierig, die Schiffstaue von Kokosfibern und andere Schiffseffecten sind noch das einzige, was man mit Zeit und Gelegenheit ohne Verlust verkaufen und also in Singapur ohne Nachtheil umtauschen kann. Alle diese Nachtheile sind viel geringer für die europäischen Schiffer, die nach Manilla gehen, und die mit Vortheil in Singapur, wo sie immer Fracht nach Manilla finden würden, anlegen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Afrikanische Auswanderung nach Westindien. Hr. Macgregor Laird, der standhafte Beförderer freier Auswanderung von Afrika nach Westindien, sagt in einem Schreiben an ein Wochenjournal: Die Regierung ist endlich entschlossen die Vorschläge der westafrikanischen Committee's zu genehmigen und die afrikanische Auswanderung nach Westindien, welche bisher schon vor sich ging, zu übernehmen. Die Colonien müssen die Kosten tragen, weil sie den Vortheil der Arbeiter haben; man scheint sich indeß wenigstens fürs erste keine starke Auswanderung zu versprechen, denn der Vorschlag, Dampfboote anzuwenden, um die Ueberfahrt von Sierra Leone nach Westindien zu machen, wurde nicht angenommen. (Comm. and Shipp. Gaz. vom 2 Januar.)

Eine Biographie Buddha's. Die im Jahre 1841 nach zehnjährigem Aufenthalt aus China zurückgekehrte Mission hat unter anderm eine tibetanisch geschriebene Lebensbeschreibung Sakyamuni's mitgebracht, die nach der Angabe des bekannten Akademikers Schmidt (Bulletin de la classe historique de l'académie imp. Tom. I. N. 3) den Sanskritwerken ähnlicher Art weit vorzuziehen seyn soll. Der elfte Abschnitt, welcher die Geschichte seines Lehramts umfaßt, ist bei weitem der größte und umfaßt zwei Drittheile des ganzen Buchs.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1843.

Stockholm. *)

Frei nach dem Schwedischen von Arenmund Welp.

Erster Abschnitt.

Stockholm, Schwedens Hauptstadt, befindet sich am Ausflusse des Mälar-Sees in die Ostsee und hat eine herrliche, von der Natur so begünstigte Lage, daß nur wenig Städte in diesee Hinsicht mit ihm verglichen werden können. Es ist auf mehreen größern und kleinern Inseln erbaut, von denen ein Theil bergig ist und die dadurch beitragen der Stadt ein rigenes, sehr abwechselndes Ansehen zu geben, man mag sie betrachten von welcher Seite man will. Sie besteht aus drei Haupttheilen, nämlich Norrmalm, der eigentlichen Stadt (Staden), die den Mittelpunkt des Ganzen ausmacht, und Södermalm. **)

An die westliche Seite der Stadt stößt der Mälar, an die östliche die Salz-See, worin der Hafen sich befindet. Die nördliche und südliche Seite begränzt der Nord- und Südstrom, die beiden Ausflüsse des Mälae. Diese sogenannte Stadt liegt auf deei Inseln. Von den Vorstädten ist Södermalm eine Insel; Norrmalm dagegen befindet sich auf dem festen Lande und ist der einzige Theil Stockholms, dee nicht vom Wasser umgeben wied. Die Abwechselung von Land und Wasser ist die lieblichste und angenehmste, welche iegend eine Stadt aufzuweisen vermag. Die Umgebungen sind reich an Naturschönheiten, und die nächste Nachbaeschaft, welche Stockholm daebietet, zeichnet sich duech einnehmende und eomantische Ansichten aus. Durch die größte der Inseln, welche die eigentliche Stadt ausmachen, länft die Gränze der beiden Landschaften Upland und Södeemanland, welche die Stadt im Norden und Süden umgeben.

Der Malar, einer von Schwedens größten und schönsten Landseen, mit seinen dreizehnhundert Inseln, woeauf ungefähr achtzig Schlösser, Königshöfe und Sitze, erstreckt sich nach Westen zwölf Meilen ins Land und ist umgeben von zehn Städten auf seinem Steande, zu reichen, fruchtbaren Provinzen gehörig, deren verschiedenartige Naturerzeugnisse die lebhafteste Schifffahrt und staeken Handel veranlassen. Im Osten geben duech die ganzen weitläufigen Schären die vier Segelschleußen in die Ostsee.

In dieser Gegend nun wurde Stockholm im Jahre 1260 von Birger Jarl angelegt. Allein schon vor der Anlegung wurde die Umgegend in Ruf gebracht durch wohlbekannte, einee längst entschwundenen Voezeit angehörende, hier statt gefundene Begebenheiten. Die älteste ist der Tod des Königs Agne, ungefähr 200 Jahre nach Christus. Der schwedische König, tapfer und siegreich als Krieger, war unglücklich in der Liebe. In einem Keiegszuge nach Finnland übeewand er den finnischen Füesten Froste und führte dessen Tochter Skalf gefangen nach Schweden; gefesselt von der Schönheit seiner Gefangenen beschloß Agne sich mit ihr zu vermählen, und sie war damit einverstanden; nne wollte sie zuvor das Todtenmahl ihres unter dem Schweete gefallenen Vaters feiern. Dieß geschah nun eben sehe stattlich in dee Gegend, wo Stockholm sich jetzt befindet. Aber während der Nacht, als alle nach der reichen Verpflegung tief im Schlafe lagen, ließ Skalf unter Beistand ihree gefangenen Landsleute Agne mit seiner goldenen Kette an einen Baum aufhängen. Hierauf ging sie zu Schiffe und segelte mit ihren Leuten auf und davon. Södermalm hing damals mit der Stadt zusammen und bildete eine Spitze, welche seitdem nach Agne's Unglück den Namen Agnefit (Agnesspitze) bekam.

Unter Olof Skötkonung (Schooßkönig, Glückkönig) machte ein uoedischer Peinz, Olof Haraldsson (nachmals König Olaf der Heilige) einen Verheerungszug im Mälae und braunte Sigtuna nieder. Aber seinen Rückzug hinderte Olof Skötkonung, der mit Ketten und Bäumen den damaligen einzigen Ausfluß des Mälae, den Nordstrom, verfperrte. Der norwegische Prinz rettete sich gleichwohl aus seinee schweren Verlegenheit, indem er südlicher einen neuen Ablauf für den Mälae ausgraben ließ, und während einer Nacht, als das Wasser hoch stand, absegelte. Für diesen neuen Ausfluß, den er grub,

*) Bruchstück aus den „Wanderungen im Norden," die nächstens im Buchhandel erscheinen werden.

**) Malm heißt im Schwedischen Erz; man könnte also etwa übersetzen Nordererz und Südererz.

Digitized by Google

hat man nun den Südstrom angesehen, und von den Stöcken und Bäumen, die Olof Skötkonung vor den nördlichen Ausfluß tragen ließ, haben einige den Namen der Hauptstadt hergeleitet.

Nach Finnlands Einnahme und Bekehrung durch Erich den Heiligen machte das wilde und heidnische Volk von der andern Seite der Ostsee verheerende Seezüge gegen die schwedischen Küsten. In einem solchen (1189) drangen die Esthen, Karelen und Ingrer in den Mälar, dessen Strand verheerend und alles niederbrennend. Das reiche und mächtige Forn-Sigtuna (Alt-Sigtuna) wurde eingenommen und bis auf den Grund zerstört; den schwedischen Erzbischof Johann überfiel man und tödtete ihn auf seinem Hof Almare Stäke (Almen Fähee), aber aus dem zerstörten Sigtuna flüchteten die Bürger auf die Inseln am Ausflusse des Mälar, woselbst unter dem Schutze von Verschanzungen, welche auf Kedjeskär (Kettenschäre, jetzt Ritterholm genannt) angelegt wurden, um die Esthen abzusperren, ein kleiner Flecken erblühte. Dieser Flecken war der Anfang von Stockholm.

Allein die eigentliche Anlegung dieser Hauptstadt ist ein Werk Birger Jarls, eines Mannes aus Schwedens Mittelalter, so berühmt wegen seiner kraftvollen, an großen und hohen Ideen reichen Seele, als auch wegen seiner vielen, dem Vaterlande nützlichen Handlungen. Von seiner weisamen und ehrenvollen Mitregierung ist Stockholm ein beständiges Denkmal. In der Zeit, wo er als Vormund seines Sohnes Waldemar, Schwedens König, die Reichsverwaltung führte, ließ er die Stadt aufbauen, umgab dieselbe mit Festungswerken, welche für damalige Kriegskunst fast uneinnehmbar waren, und bestimmte dieselbe zur Residenz für Schwedens Könige. Sie wurde auf derselben Insel von ihm erbaut, welche noch jetzt die eigentliche Stadt ausmacht. Da wo gegenwärtig das Schloß steht, wurde ein festes Castell „Drei Kronen" erbaut, vormalige Residenz der Könige Schwedens; ein anderes Castell befand sich am Südstrom; zwischen beiden zogen sich zwei Mauern hin, in der Richtung wo jetzt die Oester- und Westerlangaten (Ost- und Westlangstraße) laufen. Innerhalb dieses Umkreises wohnten die Bürger, und auf der Außenseite schützte die Mauern der Stadt das Wasser. Von den übrigen Inseln im Mälarstrom gehörten bloß Kedjeskär und Helge-Ands-holmen (Heiligegeistinsel) zur Stadt und waren in deren Befestigung mitbegriffen. Norrmalm war ganz und gar eingenommen von einem großen Sandrücken, nachher Brunkeberg genannt, welcher sich vom Nordstrom bis zur Brunswik (Brunsbucht) erstreckte; das einzige flache Feld daselbst war der niedrige Strand des Röstrandsees. Abgetheilt von Norrmalm war Blasiholm (damals Köpplingholm) durch einen kleinen Stromzug (Neckeström) vom Norrstrom nach der Nybro (Neubrücke) zu einer Insel gebildet. Das Ladugaardsland (Viehhofsland) war Weideboden; der Thiergarten (Waldemarsinsel), Königsholm (Arninsel, Lidarinsel), Südermalm (Asinsel, sprich: Ohsinsel) waren waldbewachsen.

Stockholms vortheilhafte Lage und sein Ansehen als Königsresidenz begünstigte dessen Zuwachs. Sein Gebiet erweiterte sich anfänglich durch Norrmalms erste Bebauer, als in dieser Gegend König Magnus Ladulas (Scheunschloß) ungefähr um 1285 das Clarakloster anlegte. In der Folgezeit bis zum König Gustav I erweiterte sich die Stadt nicht bedeutend, weder auf diesem noch auf dem südlichen Malm wegen beständiger Kriegsunruhen, welche damals eintraten. In diesen Kriegen, so wie unter den Streitigkeiten des Folkungergeschlechts, auch hauptsächlich nachher unter der Kalmarschen Union, war Stockholm öfteren Anfällen unterworfen, und die feste Lage der schwedischen Hauptstadt, wie auch deren gut angelegte Vertheidigungswerke, bewiesen ihre Stärke bei Belagerungen. Im Streite zwischen Magnus Ladulas Söhnen, König Birger und den Herzogen Erich und Waldemar, war Stockholm abwechselnd in den Händen beider Parteien. König Birger machte den ersten Versuch zu einer Belagerung, als er das im Besitz der Herzoge seiner Brüder befindliche Schloß einnehmen wollte, allein er stand ab davon, als er bemerkte, daß die Besatzung Widerstand leistete. In Folge dieser Streitigkeiten wurde sein Reichsmarschall, Johann Beunke, auf dem nach ihm benannten Brunkeberge hingerichtet, und Birgers unglücklicher junger Sohn, Prinz Magnus, starb gleichen Todes auf dem Helge-Ands-Holm. König Hakon von Norwegen, der seinen Vater, den abgesetzten König Magnus Smek (Schmeichler), befreien wollte, der von Albrecht gefangen genommen und auf dem Schlosse Drei Kronen saß, belagerte Stockholm 1371. Nach ihm ist die Kungsbacke (Königshügel) genannt: allein seine Belagerung mißglückte. Während des Krieges zwischen Königin Margarethe und Albrecht hielt Stockholm eine langwierige Belagerung aus. Die Besatzung bestand meist aus Deutschen, welche Albrecht getreu blieben, und alle Versuche von Seite der Schweden und der Völker Margarethens die Hauptstadt einzunehmen, vereitelten. Die schwedischen Bürger in der Stadt erlitten bei dieser Belagerung eine fürchterliche Bedrückung von den Deutschen. Einst wurden in Einer Nacht zweihundert schwedische Männer nach dem Kapplingholm (jetzigen Blasiholm) abgeführt und dort lebendig verbrannt. Erst durch Albrechts Entsagung der schwedischen Krone kam Stockholm in Margarethens Besitz. Unter den kriegerischen Zeiten der Kalmar'schen Union wurde Stockholm sehr beunruhigt durch Feindseligkeiten; damals suchte auch der schwedische Bauernstand, traurig über die ausländische Unterdrückung, die Freiheit wieder zu gewinnen und stritt wider die Danen, welche zu der Zeit das schwedische Volk von neuem unterjochen wollten. Beide streitende Parteien suchten stets in den Besitz von „des Reiches Herz" zu kommen, wie Stockholm so oft genannt wurde. Unter des edlen Engelbrechts Anführung zogen die schwedischen Bauern zweimal gegen Stockholm in den Jahren 1434 und 1435. Dabei ereignete sich eine Zusammenkunft mit König Erich XIII und es wurde unterhandelt, daß er „väterlich" regieren solle, worauf er entgegnete: „er wolle nicht Schwedens Jaberr seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kiew.

(Schluß.)

Die Sophienkirche, wie bekanntlich im Jahre 1037 von dem Großfürsten Jaroslaw gegründet, befindet sich gleichfalls in der Altstadt. Ihre Architektur ist ganz eigenthümlich. Auf dem Haupttisch im Allerheiligsten sieht man noch die Ueberreste einer vortrefflichen Mosaikarbeit, wie sie jetzt ganz außer Gebrauch gekommen ist. Alle Bilder dieses Tisches sind mit verschiedenfarbigen Steinen auf Goldgrund ausgelegt: Gesichter, Kleidung, Luft, alles ist Mosaik. Der Heiland und die zwölf Apostel in Lebensgröße sind wunderbar gearbeitet, die Frische der Farben ist staunenswerth. Die Worte des Heilands zu seinen Schülern: „nehmet hin und esset, das ist mein Leib," und „trinket alle daraus, das ist mein Blut," sind in griechischer Schrift gegeben. Ein ähnliches Mosaik sieht man auch außerhalb am Altar, an den Bogen und oberhalb am Bilde des Evangelisten Markus. Es ist zu vermuthen, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt war, eine außerordentlich mühsame Arbeit. Die Zerstörung dieser prachtvollen Antike schreibt man den Tataren zur Zeit von Batu's Einbruch zu. Links am andern Altar befindet sich das Grab Jaroslaws, der im J. 1054 starb; es ist aus weißem Marmor und auf dem Deckel sind Bäume, Fichten, Vögel, wilde Thiere und Weinreben ausgehauen. Hier ist auch noch eine Mosaikplatte erhalten, mit welchen wahrscheinlich früher der ganze Boden ausgelegt war.

Weiterhin, hinter der Sophienkirche, wird die Universität gebaut, ein ungeheures Gebäude. Nicht weit davon, mitten in einer grünen Wiese läuft der Bach Lybel, so genannt nach der Schwester Kii's, *) Schtscheks und Chorivs.

Die Anlage von Kiew ändert sich sehr bedeutend. Der Theil der Stadt, der nach den Höhlen benannt ist, geht allmählich zu Grunde; dagegen baut man eine Menge neuer Häuser auf den Bergen, die an den Kreschtschatik und die Altstadt stoßen, welche bis jetzt ganz vernachlässigt war. Der Theil, welcher Podol heißt, bleibt in seiner alten Lage. Betrachtet man diesen Theil der Stadt vom Andreasberge aus, so glaubt man, er liege in einer Fläche mit den Wassern des Dniepr, in der Wirklichkeit aber liegt er sehr hoch und wird nie überschwemmt.

Ich war früher nie in Kiew, aber man versicherte mich, daß in den letzten Jahren, namentlich seit der Ankunft des Generalgouverneurs Grafen Lewascheff, diese Stadt sich außerordentlich verbessert habe, die Berge sind an vielen Stellen abgegraben, regelmäßige Straßen geführt und recht hübsche Häuser aufgebaut worden. Hinsichtlich seiner Ausdehnung mahnt Kiew an das weißsteinige (bjelokamennaja) Moskau, und bis auf die neueste Zeit war es hier ausnehmend wohlfeil und gemächlich zu leben, so daß eine Menge alter Pensionäre sich hier niederließen, um den Rest ihrer Tage unter dem Schutze der Heiligthümer zuzubringen; jetzt leiden manchmal sogar reiche Einwohner durch die unglaubliche Theurung der Quartiere, des Holzes und manchmal sogar der Lebensmittel, besonders zur Zeit wo die Ueberschwemmung des Dniepr den freien Verkehr mit dem Gouvernement Tschernigoff hemmt. Sonst ist es in Kiew angenehm zu leben; ich war auf zwei Bällen, die denen der Hauptstadt wenig nachgaben. An tanzenden Männern fehlte es nicht, es sind meist Adjutanten der hier wohnenden Generale oder Kanzleibeamte des Generalgouverneurs. Verheurathete Frauen wie Mädchen tanzen sehr eifrig, namentlich die erstern.

In der Nähe von Kiew lebte einer meiner Petersburger Bekannten, ein ehemaliger Gardeofficier, ein vermöglicher Gutsbesitzer und guter Agronom. Er zog den ehrgeizigen Planen die bescheidenen landwirthschaftlichen Geschäfte vor, folgte mit Eifer den neuen Entdeckungen in verschiedenen Zweigen der Oekonomie, und hat selbst Versuche angestellt; mit jedem, den er trifft, spricht er von Agronomie, aber seine Stimme ist die des Predigers in der Wüste; die Leute hier herum verstehen nur Eines — das Branntweinbrennen. In den an seinen Gütern stoßenden Kronwäldern hatte der im August wüthende Sturm binnen wenigen Stunden gegen 18,000 Bäume niedergerissen. Ich war nach dem Sturm zur Stelle und sah hundertjährige Fichten durch die Kraft des Orkans mit der Wurzel ausgerissen, und starke Eichenbäume zur Hälfte gebrochen oder ganz gespalten. Beim Eintritt in den Wald vom Flusse Sboisch her lagen die Bäume wie eine Mauer, weiter hinein zeigte sich, vermuthlich weil die Kraft des Sturmes durch den anhaltenden Widerstand der Bäume gebrochen war, der Winddruch seltener. Ich sah dieß hier zum erstenmal und konnte mir nun denken, wie furchtbar es im Walde bei einem solchen Sturm aussehen müsse.

Die Wälder von Dymer gehören zu den besten Krongütern und es finden sich darin auch zum Schiffsbau bestimmte, verbotene Walddistricte. Man sagte mir, es gebe viel Wild, namentlich viel wilde Ziegen und schlug mir eine Jagdpartie vor. Wir nahmen Gewehre, einige Jäger und eine kleine Anzahl Treiber mit. In zwei Waldtheilen wurde getrieben, die Jäger stellten sich in Linie auf, die Treiber, in der Entfernung einer halben Werste, fingen an zu lärmen und zu schreien, um das Wild uns entgegen zu treiben. Endlich ertönte auf dem linken Flügel ein Schuß, dem bald mehrere folgten, sie galten einem ungeheuren Wolf, den endlich ein Knabe vollends niederstreckte. Im zweiten Trieb fiel eine wilde Ziege; leider konnte ich sie nicht im raschen Laufe sehen, sie sollen wie ein Pfeil dahin fliegen, über Schluchten und durch Gebüsche mit einer unglaublichen Leichtigkeit springen.

In den hiesigen Wäldern finden sich zahlreiche wilde Bienen, welche meist ihr Quartier in den dichten, höchsten Fichtenstämmen nehmen. Die Bienenjäger steigen mit einer außerordentlichen Gewandtheit an den glatten Bäumen hinauf bis zur Oeffnung, wo die Bienen den Honig hineinlegen, was gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 24 Fuß statt findet; sie bedienen sich dabei einer Schlinge an einem eisernen Haken, den sie in den Baum stoßen; manchmal stürzen sie aber auch herab. Der Honig und das Wachs von den wilden Bienen

*) Von dieser ziemlich fabelhaften Person soll Kiew den Namen haben.

Digitized by Google

soll besser seyn als von den zahmen, und ein berühmter Bienenkenner, Witwizki, hat behauptet, Rußland könne jährlich für 200 Millionen Rubel Wachs und Honig gewinnen, wenn es sich mehr und besser mit der Bienenzucht beschäftige. Aber genug des Gesprächs über Bienen, wir gehen von Kiew weiter nach Tschernigoff.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Handel nach China.

Der Handel mit Macao ist wesentlich für die Philippinen, da er einen Absatz für den vorzüglichsten Artikel der dortigen Cultur, nämlich für den Reis, verschafft; dennoch haben sich oft unwissende Personen dieser Ausfuhr, die der Gouvernement nach Umständen erlaubt oder verbietet, entgegengesetzt. Dieser Handel beschäftigt gegenwärtig 25 bis 30 größere und kleinere Schiffe; je größer sie sind, desto vortheilhafter ist der Transport, doch sollen sie nicht 500 Tonnen übersteigen, um nicht den Vortheil zu verlieren in den seichten Fluß von Macao einlaufen zu können, in welchem nur die portugiesische, spanische und chinesische Flagge zugelassen wird; die übrigen Nationen müssen auf der Rhede oder den nahen Inseln ausladen. Nicht nur Manilla, sondern mehrere andere Häfen auf verschiedenen Inseln sind zu diesem Handel berechtigt; auch bezahlt der Reis weder bei der Ausfuhr noch bei der Einfuhr Zölle, aber die portugiesische Douane erhebt unter dem Titel von Emolumenten 3 Chapeken für den Sack, d. h. 30 oder 40 Thaler auf 400 Tonnen. Die chinesische Douane läßt sich, wenn ein Schiff andere Waare als Reis bringt, die Tonnen oder Ausmessungssteuer bezahlen, welches auf 350 Tonnen etwa 8 bis 900 Thaler das erstemal und sofort nur ⅓ beträgt, daher die Platte (chapa), welche die Douane als Meerpfiff gibt, sorgfältig aufbewahrt wird. Der Verfasser der Denkschrift beschreibt als Augenzeuge die Ceremonie der Ausmessung. Eine Art von schwimmendem Hause voll Jalousien näherte sich der Barke; die Flagge war weiß und dreieckig mit einem Rande von rothen Halbkreisen und chinesischen Schriftzügen in der Mitte. Darin kamen fünf Chinesen und zwei portugiesische Dolmetscher; von den Chinesen trugen drei einen seidenen Talar von schwarzer und Maulbeerfarbe, ein schwarzseidenes Barett mit aufgestülptem Flügel; sie stiegen an Bord und setzten sich auf drei Stühlen auf dem Verdeck nieder, in der Mitte der Hoyn oder Zolladministrator; von den zwei Unterbeamten nahm der eine das Maaß vom Hauptmast bis zum Hintermast und dann in die Breite, welches er mit lauter Stimme aussprach; der andere wiederholte den Ausspruch, damit ihn der Hoyn vernehmen konnte und zeichnete das Maaß auf. Alsdann lud der Capitän den Hoyn und die zwei Beamten ein sich dem Tische zu nähern, auf welchem Schinken und Gebratenes, Wein und Zuckerwerk vorbereitet war; nach geendigtem Frühstück nahmen sie Abschied und entfernten sich so schnell sie konnten, denn es schien, sie hatten Furcht vor der Artillerie, welche nach Gewohnheit eine kleine Salve von drei Schüssen gab. Einer von den dreien hatte auf dem Hut außer der rothseidenen Quaste eine Glasperle von der Größe einer Haselnuß, dieses soll eine Decoration seyn, ungefähr wie die Europäer ein Kreuz auf der Brust tragen.

Es gibt noch andere Ausgaben, z. B. die Trescantne und die Lootsengebühren, welche etwa 150 Thaler auf 350 Tonnen betragen, die Bezahlung der Wächter u. s. w. Die spanische Flagge bezahlte vorher 7 bis 8 Procent Einfuhrsteuer (den Reis ausgenommen), und die Fremden bedienten sich dieser Ersparniß wegen der spanischen Schiffe, denn unter eigener Flagge mußten sie 14 Procent bezahlen, aber als die Zollcommission von Manilla unvorsichtigerweise vor einigen Jahren die portugiesische Flagge, die nur 10 Procent bezahlte, mit der fremden, welche 14 Procent bezahlt, gleichstellte, erhob der Senat von Macao den Tarif für die spanische Flagge auch auf 14 Procent. Diese Steuer wird nicht von der chinesischen, sondern von der portugiesischen Douane erhoben, aber der Procurator des Senats gibt dem Mandarin das Verzeichniß der einlaufenden Schiffe und ihrer Ladung. Die Ausfuhr ist völlig frei. Die Reise von Manilla nach Macao und zurück nimmt nach Umständen 30 bis 60 Tage ein und wird zu allen Zeiten unternommen, aber wegen der Zeit, die man zu Abthuung der Geschäfte braucht, werden gewöhnlich fünf Reisen auf das Jahr gerechnet. Den Reis verkaufen die Schiffseigner für ihre Rechnung; wegen der übrigen Artikel finden sie sich mit chinesischen Kaufleuten ab. Die Rückfracht besteht in Zimmt, Seidenwaaren, geschnitzten Holzwaaren, Artikel von Perlmutter, Elfenbein, Gold und Silber, alles dieses, um von Manilla nach Europa ausgeführt zu werden, Papier, Tapos, Leinen und Seidenwaaren und viele andere Dinge für die chinesischen Kaufläden in Manilla, auch europäische Effecten und Zeuge für die fremden Schiffe, welche sich der spanischen Flagge bedienen; die letztern Effecten werden in Lintin und den nahen Inseln, wo die Schiffe aller Nationen vor Anker gehen, geladen. Die Artikel zur Einfuhr in Macao sind: Vogelnester, Balate, Haifischflossen, Hirschsehnen, Jibi (trockene Seekrebse oder Camorones), Büffelhäute, Häute, die zum Leimmachen vorbereitet sind, Sohlenleder, Baumwolle, Ebenholz, Molaveholz, Perlmutter, Tintarron, Sibocao und einige andere Effecten. Die spanischen Thaler, welche nach China gehen, werden in jedem chinesischen Kaufladen, wo sie durchgehen, mit einem Stempel bezeichnet und zerfallen endlich in Stücke, die dann nach ihrem Gewicht angenommen werden; diese Münze gewinnt 8 bis 10 Procent. Nicht so die Goldmünzen, welche verlieren, denn eine Goldunze (16 Thaler) gilt nur 15 oder 15½ Thaler, aber Goldstaub und Goldklumpen, welche die Chinesen von Manilla heimlich ausführen, sind vortheilhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Handelserleichterung in Suez. Das neue Hôtel und das Waarenhaus schreiten jetzt rasch vorwärts, und beide sind bei Mehemed Ali's Sinn für Pracht eher zu groß als zu klein angelegt. Auch die Telegraphenlinie von Suez nach Cairo schreitet vorwärts. Ferner ist ein sehr gelungener Versuch gemacht worden, Dromedare zum Ziehen zu brauchen. (Comm. and Shipp. Gaz. vom 2 Januar.)

Journal in Jerusalem. Nach dem böhmischen Journal „Kwety" Nr. 1 v. d. J. soll in Jerusalem eine Zeitschrift in englischer, deutscher und hebräischer Sprache erscheinen. Woher diese Nachricht entnommen ist, wissen wir nicht. Der Redacteur soll kein geringerer Mann seyn, als der mit Weib und Kindern reichlich gesegnete Bischof Alexander selbst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1843.

Der Streit über die Nordwestküste Amerika's zwischen den Vereinigten Staaten und England.

Wir haben bei Gelegenheit der Botschaft des Präsidenten (s. Nr. 11) der erneuerten Bemühungen der Nordamerikaner gedacht, diesen Landstrich, welcher hauptsächlich das Gebiet des Columbiaflusses begreift, sich zuzueignen; daß die Verträge, so weit solche zwischen zwei gleich wenig Berechtigten gegen die im Besitz befindlichen Indianer gelten, den Vereinigten Staaten das Gebiet des Columbia und Multnomah zusprechen, leidet keinen Zweifel, und die Engländer zeigen sich jetzt auch, wo sie den Werth jener Länder kennen gelernt haben, hinreichend erbost über die „Unwissenheit, Schwäche und Nachlässigkeit" ihrer Regierung, welche das Anrecht darauf so leichtsinnig hinopferte. Als jenes ganze Gebiet von der Nordwestspitze des Obern Sees an gerechnet bis ans westliche Meer im J. 1783 den Amerikanern zugesprochen wurde, dachte man noch nicht an die Wichtigkeit dieses Landstrichs, obgleich Cook bereits im Jahre 1778 dort eine Menge werthvoller Pelze eingehandelt und nach dem Markt von Macao gebracht hatte. Seit jener Zeit wurde der Handel mit Pelzen an jener Küste von Engländern und Amerikanern getrieben, selbst Russen kamen von Kamtschatka herunter und führten die gewonnenen Pelze nach Kiachta, um sie dort an die Chineten abzusetzen.

Eine bestimmtere Gestaltung nahm die Sache erst an, als die Vereinigten Staaten im J. 1804 eine Expedition zu Lande unter den HH. Lewis und Clarke nach dem Columbiagebiet sandten, und auf die Ergebnisse dieser Expedition der bekannte Astor im J. 1810 seine „Pelzcompagnie der Südsee" gründete. Das Schicksal derselben bekannt. Das neuerbaute Fort Astoria fiel im J. 1813 während des Kriegs in die Hände der Engländer. Nach dem Frieden von Gent räumten die Engländer dem 1sten Artikel dieses Vertrags gemäß Astoria, und die Nordamerikaner schickten sich an, ihren Besitztitel geltend zu machen, indem sie im J. 1815 ein Gesetz erließen, daß kein brittischer Pelzhändler in diesem Gebiet Handel treiben solle. Da aber die englischen Pelzcompagnien, namentlich die Hudsonsbaycompagnie sich dort bereits festgesetzt hatten, und die Amerikaner nicht mit Waffengewalt sie vertreiben konnten, so konnte das Gesetz nur ein todter Buchstabe seyn. Die Sache blieb also wie sie gewesen war: beide Theile, Amerikaner und Engländer trieben dort den Pelzhandel, mehrere Conventionen, die darüber abgeschlossen wurden, bestätigten diesen Stand der Dinge, und so wurde die Frage immer weiter hinaus geschoben. Indeß setzte sich die Hudsonsbaycompagnie immer fester, und da China der Hauptmarkt für Pelzwaaren blieb, so wurde eine große Masse Pelze, die im Innern des nördlichen amerikanischen Continents zusammengebracht worden war, nicht mehr ostwärts nach Europa, sondern westwärts nach dem Gebiet des Columbia gesendet, und kam von da auf einem viel kürzern Wege nach China. Diese Masse Pelze beträgt nach dem Col. Magazine (Januar 1843) gegenwärtig eine halbe Million Pfund Sterling, und man kann sich denken, daß die Hudsonsbaycompagnie und alle bei jenem Handel betheiligten Leute aufs äußerste sich anstrengen, diesen reichen Handel nicht zu verlieren; die genannte Zeitschrift bemerkt deßhalb: „das Land ist hinsichtlich des Handels und des Bodens so werthvoll, daß unsere Regierung sich gewiß nicht der strafbaren Thorheit schuldig machen wird, daß sie die Drohungen der Amerikaner, welche uns aus dieser kostbaren Erwerbung verdrängen wollen, in Vollziehung bringen laßt." Indeß ist der Buchstabe des Rechts den Engländern gänzlich entgegen. Der Präsident hat im Jahre 1841 in seiner Botschaft erklärt, daß er eine Postenkette von den canadischen Seen bis ans stille Meer errichten werde, um den Ansprüchen der Amerikaner Achtung zu verschaffen; er hat in der Botschaft vom 7 Dec. 1842 seinen Entschluß erklärt, auf diesem Plan zu beharren, und ein Gouverneur soll um das Cap Horn herum nach jenem Landstrich abgegangen seyn. Ueberdieß ist ein für die Interessen der Engländer ungünstiger Umstand dazwischen gekommen, den wir mit den Worten des Colon. Mag. anführen wollen: „Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Localbeamten der Hudsonsbay-Compagnie hat man den Missionären aus den Vereinigten Staaten gestattet die Eingebornen in der Religion zu unterrichten, und diese schlauen Männer haben keine Zeit verloren, nach und nach so viele ihrer Landsleute kommen zu lassen, daß die kleine Anzahl ursprünglicher

Digitized by Google

brittischer Ansiedler dadurch ganz machtlos wurde. Diese Missionäre haben auch jetzt eine Anerkennung ihrer politischen Existenz von der Regierung der Vereinigten Staaten verlangt und erhalten, und wenn England nicht bei Zeiten dagegen wirkt, so werden seine Unterthanen bald vom ganzen Columbiastrom und den angränzenden Ländern ausgeschlossen werden." Diese Nachricht erhält eine noch größere Bedeutung durch den Umstand, daß die Vereinigten Staaten mit Mexico um die Abtretung von Californien, nicht Nieder-Californien, sondern wahrscheinlich Ober-Californien, wo die Mexicaner ohnehin durchaus nichts mehr zu sagen haben, unterhandeln. Dann würde das ganze Küstengebiet vom 33° bis 50° N. Br. den Nordamerikanern gehören, und um den Handel der Engländer zwischen China, der amerikanischen Westküste und den Sandwichinseln wäre es geschehen. Die Abtretung Obercalifforniens an die Vereinigten Staaten ist um so wichtiger, als in dieser Breite der Uebergang über die Felsengebirge viel leichter ist als weiter im Norden, und man ersieht auch daraus, weßhalb die Nordamerikaner in Verbindung mit den Texanern den Zug nach Santa Fé unternahmen, in der Hoffnung dieser Provinz sich demächtigen zu können.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Stockholm wurde damals von den Schweden eingenommen und mit mehreren Reichsräthen desetzt, welche nur auf diese Art in die Hauptstadt gelangen konnten. Zur Zeit Karl Knutsons, so reich an abwechselnden Veränderungen, kamen oft Belagerungen Stockholms vor. Eine dänische Flotte machte einen Anfall 1453, welcher jedoch abgeschlagen wurde; glücklicher war der kühne Erzbischof Jöns Bengtson. Nachdem er in einem Treffen den König besiegt, belagerte er ihn in Stockholm 1457. Die Bürgerschaft, welche sechsmal stärker als des Erzbischofs Mannschaft war, zeichnete sich nur dadurch aus, daß sie entfloh; der König mußte die Stadt übergeben und Christian von Dänemark hielt alsbald seinen Einzug als Schwedens König daselbst. Seine Regierung konnte eben so wenig des Volkes Ergebenheit gewinnen, als die der vorigen Unions-Regenten. Die Begierde nach Geld, welche ihn auszeichnete, konnte auf keine Weise gestillt werden, und da in Folge dessen der Anschlag nicht zureichte, ließ er die Schatzungen erhöhen. Dieses im Verein mit einer Menge anderer financieller Manipulationen erwarben ihm bei dem Volke den Namen einer „bodenlosen Leertasche." Seinen Witz und seinen Scherz sah man für keinen Ersatz an.*) Ein Haufe Bauern unternahm 1463 einen Zug gegen Stockholm; sie führten denselben mit nordischer Tapferkeit aus und nahmen den Helge-Ands-Holm ein; allein durch Unvorsichtigkeit, so gewöhnlich bei Volksunternehmungen, wurde der Ausgang durch des Feindes List und Treulosigkeit unglücklich; ein Theil der Bauern wurde gefangen, ein anderer wurde getödtet. Drohender war der Anfall, welcher im folgenden Jahre durch den furchtbaren Bischof in Linköping, Kettil Karlsson Wasa, geschah. Wohl mißglückte seine erste Belagerung Stockholms, allein nach Christians großer Niederlage, herbeigeführt durch den Bischof und die Dalekarle bei Hällefog, nahm der siegreiche Kirchenfürst Stockholm ein, und Karl Knutson wurde wieder auf den Thron berufen. Dieser blieb gleichwohl nicht länger König als bis zum folgenden Jahre, wo Stockholm zum drittenmale vom Bischof belagert und zum zweitenmal eingenommen wurde, nachdem Karl in einem Treffen auf dem zugefrornen Binnenwasser des Ritterholms überwunden worden war. Durch des Bischofs Tod wurde Karl zum drittenmal auf den Thron erhoben. Bei seinem Tode überließ er nicht die Krone, aber das Reich seinem Verwandten und Feldherrn Sten Sture. Dieser Mann, einer von Schwedens ausgezeichnetsten Helden im Mittelalter, gepriesen wegen seiner großen Tapferkeit, geehrt und geliebt wegen seines redlichen, treuesten Sinnes, wurde vom schwedischen Volke zum Reichsvorstand erklärt. Christian von Dänemark betrachtete sich gleichwohl berechtigt, seinem ehemaligen Hofpagen den Besitz Schwedens zu bestreiten. Aber in dem großen und denkwürdigen Treffen auf Brunkeberg bei Stockholm (den 11 October 1471) wurde das dänische Heer, welches in einer Linie auf dem Berge vom Neckestrom bis zum Clarakloster aufgestellt war, vom schwedischen Bauernstande unter Sten Sture überwunden und Christian fegelte zurück nach Dänemark. Hierauf blieb Schweden 26 Jahre frei unter Sten Sture's kraftvoller, vaterländischer Leitung, welches die glücklichste Zeit in der Kalmar'schen Union war, die Schwedens künftige Freiheit unter Gustav Wasa vorbereitete. Der Großen Neid zwang ihn seine Regierung niederzulegen.

Der Dänenkönig Johann, unterstützt von Sten Sture's einheimischen Feinden, belagerte Stockholm (1497); obschon er weder Stadt noch Schloß einzunehmen vermochte, wurde er doch vermöge freiwilliger Uebereinkunft König. Seine Gewalt dauerte gleichwohl nicht länger als vier Jahre, wonach Sten Sture, abermals zum Reichsvorstand erwählt, Stockholm belagerte, um es von den Dänen zu befreien. Die Stadt wurde bald vermittelst der Bürgerschaft genommen, allein das Schloß vertheidigte mit ausgezeichneter Tapferkeit des Königs Gemahlin, die Königin Christine; die Belagerung währte ungefähr ein halbes Jahr, vom 7 Oct. 1501 bis zum 26 März 1502. Da die Lebensmittel zu fehlen begannen und die Besatzung bis auf achtzig Mann zusammengeschmolzen war, mußte die Königin sich ergeben. König Johann kam zu ihrem Entsatze drei Tage zu spät an. Während dieses Krieges, der später zwischen Schweden und Dänemark zur Zeit des Reichsvorstandes Swante Sture's und seines Sohnes Sten Sture's des Jüngern fortdauerte, war Stockholm frei von Anfallen, bis Christian II (der Tyrann) seine Versuche begann, Schwedens Krone zu erobern. Er unternahm seinen ersten Kriegszug gegen Stockholm 1518; allein von Sten Sture, dessen Seele im Streite eben so voll kriegerischen Muths, als im Frieden rein und leidenschaftslos war, wurde er in der Schlacht bei Brännkyrka (Brandkirche) überwunden und mußte nach Dänemark zurück-

*) Undankbares Volk! T. W.

Digitized by Google

kehren. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er auf treulose Art und Weise Gustav Wasa in die Gefangenschaft fortführete. Der Streit zwischen beiden Gegenparteien erneuerte sich bald, und nach des edeln Reichsvorstehers Tode wurde Stockholm abermals von Christian dem Tyrannen belagert. Diesmal vertheidigte die Stadt des Reichsvorstehers würdige Gattin Christina Gyllenstjeena, welche unter den allgemeinen Unruhen und Verlegenheiten nach seinem Tode gleichwohl ihre Entschlossenheit beibehielt. Sie befestigte Stockholm und vertheidigte dasselbe gegen Christians Kriegsmacht während der Belagerung, die vom Mai bis zum Septembee 1520 dauerte. Den Muth und die Standhaftigkeit dieser jungen Frau besiegte Christian nicht. Sein Volk verminderte sich, die Lebensmittel begannen zu fehlen, der Heebst brach herein und die ungestüme Jahreszeit, die zum Rückzuge nöthigte, nahte; allein da wuede Stockholm aufgegeben von einem verzweifelnden und leicht bewegten Volke. Christian dee Tyrann hielt seinen Einzug am 7 Sept. Welchen Lohn ee den Schweden für ihre Bereitwilligkeit, ihm ihre Freiheit hinzugeben, zu Theil werden ließ, ist wohl bekannt. Nach dem Stockholmer Blutbade reiste er nach Dänemark ab, seines Besitzes der schwedischen Keone sicher. Allein eine Regierung wie die seine, konnte keinen Bestand haben; Schwedens Befreier, Gustav Wasa, rief das Volk zum Streite gegen die Unteedrückung. Das Jahr nach der Eroderung stand er mit den Schweden vor Stockholms Thoren, um dessen Befreiung auszuführen. Bei dieser Belagerung, welche jetzt vorfiel, bewies sich besonders die Stärke der Stadt und des Schlosses. Wäheend zweier Jahre, 1521—1523, vertheidigte sich die dänische Besatzung mit Muth und Standhaftigkeit, dessen ungeachtet, eingeschlossen zu Lande und zue See, ohne Entsatz gelassen, mußte sie sich endlich ergeben. Am Johannisabend den 23 Junius 1523 hielt Gustav Wasa seinen Einzug, und seit diesem Tage haben niemals ausländische Feinde sich vor Stockholm gezeigt.

Unter diesen kriegerischen Zeiten geschah nichts von einigee Bedeutung zur Erweiterung des Gebietes der Stadt, was deren Wachsthum beweisen könnte. Die Zeit war indeß den Handelsunternehmungen der Stadt nicht ungünstig, weil der blühende Zustand des Ackerbaues und der Bergwerke Waaren zur Ausfuhr lieferte, und durch seine vortreffliche Lage wurde Stockholm ein vielbesuchter Handelsplatz. Obschon dieser Handel meist durch die Hände dee Hansestadte ging, wuchs dessenungeachtet der innere Wohlstand *) und die Volksmenge nahm zu, trotz des geringen Umfangs der Stadt. Daß die Bevölkerung nicht unbedeutend war, geht aus der großen Anzahl Menschen hervor, welche an der Pest starben, als diese herrschte, nämlich 9000 Personen 1451 und 1500 im J. 1485. Während der Pest 1465 starben 7000, oder nach einer andern Angabe 18,000 Einwohner Stockholms. Die Häuser der Stadt waren ohne eine strenge Ordnung und meist von Holz erbaut, daher große Feuersbrünste entstanden, welche das Aussehen der Stadt veränderten. Im Jahre 1297 brannte der größte Theil der Stadt nebst dem Rathhause nieder; 1330 sowohl das Schloß als auch die Stadt; 1407 verbrannte Stadt und Rathhaus, wobei 400 Personen umgekommen seyn sollen: 1419 verbrannte das Schloß, die Stadt und deren Privilegien; 1458 wurde alles außer dem Rathhause zerstört; 1495 ein Drittheil der Stadt. (Fortsetzung folgt.)

*) Einer dee vielen Beweise, daß dee Passivhandel unter Umständen dem Activhandel vorzuziehen sey. T. W.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Aetikel.

(Fortsetzung.)

Küstenhandel.

Dieser ist bloß der spanischen Flagge voebehalten und begreift zwei Abtheilungen. Die eine besteht in den Transporten auf Kosten der Regieeung, die andeee in dem wechselseitigen Verkehr der Inseln. Die erste begreift a. den rohen Tabak von Cagayne, welcher nach der Fabrik in der Vorstadt Binondo von Manilla gebeacht wied. b. Den verarbeiteten Tabak, welcher an die Zollstationen von Ilocos, Pangasinan ꝛc. versendet waed. c. Die Situados oder bestimmten Quantitäten von Reis, Geld und andern Aetikeln, die nach den Posten von Zamboenga, Negros, Misamis, Mindoeo und den macianischen Inseln geführt weeden. Die Versoegung dee letzteen geschieht nur alle drei oder vier Jehre und kostet 8000 Thaler Fracht; die Reise ist wegen dee Entfernung und den beständigen Ostwinden langwierig. c. Die Beiführung meherer Abgaben in Natura, z. B. Pinagua von Ilocos, Schiffspech von Tayabas, Reis von Bulacan und Pampanga u. s. w. Der Wechselverkehr der Inseln ist nicht sehr beträchtlich, da sie ihn meistens in dem allgemeinen Handelsmittelpunkt Manilla abmachen, doch wied Reis von Capiz, Antigua, Camarines u. s. w. nach Cacaga, Misemis und andern, Nipis, Sinamais und Stoffe von Hanf von Camerines, Iloio, Zebu und andern nach Ilocos und andern, von dee letzten Peoving aber die Baumwollenzeuge nach andeen Inseln gebeacht.

In Manilla existiet ein Handelstribunal, von welchem man an die Audienz appellitet (seit 1834 neu organisiet), eine Junta de Comercio seit 1835 und 36, von zwölf Individuen, aber schlecht oeganisiet, ohne Vollmechten und ohne Reglement, eine Pilotenschule, aus welcher troß des beschränkten Unterrichts gute Piloten hervoegegangen sind (seit 1820), zwei Versicherungscompagnien, die der Beewaltungsjunta dee Stiftungen des Franciscanerordens (orden tercera) und die der Landsfreunde (amigos del pais), welche die beste ist, und außerdem die Agenten der Beesicherungscompagnie von Canton. Die Douane expediet viel schneller und einfacher, als die des Mutteelandes, aber die vielen Feieetage sind den Geschäften nachtheilig. Die veeschiedenen Tarife und Gebühren anzuführen ist hier nicht dee Oet, um so weniger, da sie wahrscheinlich mit dem neuen Zolltaeif des Mutterlandes eine Veränderung erleiden weeden. Die Münzen, Maaße und Gewichte findet man in andern Büchern. Eben so wenig können wie die für Handelsleute sehr interessanten, aber für die allgemeine Lesewelt langweiligen Details über die einzelnen Handelsaetikel anführen; wir beschränken uns also bloß auf einige Beobachtungen, welche den Zustand des Anbaues und dee Industeie auf den Philippinen zu erkennen geben.

Die Hauptpeoduete sind:

Reis, von welchem 7 bis 800,000 Ctr. ausgeführt werden; der

Digitized by Google

beſte und gewichtigſte iſt von Ilocos, der daher vorzugsweiſe nach Europa ausgeführt wird. Der Reis heißt Palay, wenn er ungeſchält iſt, und Pinagna, wenn man ihm nur die äußere Schale abgenommen hat, welche noch ein dünnes Häutchen zurückläßt; die äußere Schale wird im Lande Hipa genannt. Es iſt unglaublich, wie die Indier mit ihren kleinen ſchlechten Handmaſchinen die Reinigung ſo großer Quantitäten zu Stande bringen. Der Reis wird in Säcken (bayanes) mit Bejuco zugebunden, oder wenn es ungeſchälter Reis iſt, in Haufen ausgeſtreuet. Von der Saat bis zur Ernte vergehen nur vier Monate, er wird nicht gedroſchen, ſondern in Garben auf Pferde gelegt, deren Tritt das Korn abwirft; in Pangaſinan liegt das Korn ſo feſt, daß man den Reis in Garben aufbewahrt.

Zucker. Der meiſte und beſte von Pampanga, Balacan, Balonga und der Laguna. Die Zuckerſiedereien und Raffinerien ſind noch in der Kindheit und werden hauptſächlich von Chineſen betrieben. Hie und da fängt man an europäiſche Maſchinen einzuführen und Sparöfen anzulegen, in welchen das unnütze Zuckerrohr ſtatt des bisher aufgewendeten Holzes gebraucht werden kann.

Indigo. In Amerika gibt man den Färberpflanzen den generiſchen Namen Xiquilite, in Manilla nennt man den Indigo, Pflanze und Frucht Aguil. Er wird in Bulacan, Pampanga, Neu-Ecija, Pangaſinan, Ilocos, Batangas und der Laguna gebaut, der letzte iſt der beſte. Es gibt fünf Claſſen: der feinſte wird darin erkannt, daß der Nagel nicht eindringt, ſondern nur eine glänzende kupferfarbene Spur wie auf einem Probierſtein zurückläßt. Die vierte Claſſe iſt dunkel, die fünfte ſehr ſchön blau, aber zu hell. Alle Vorſichtsmaaßregeln ſind zu gering, um die Beimiſchungen und Verfälſchungen zu entdecken, oft muß man ihn an einem Lichte verbrennen, um den Beweis zu erhalten, wie ein dem Anſchein nach herrliches, aber mit Ochſenblut zubereitetes Stück ſeine Farbe verliert und zuſammenſchrumpft. Der Indigo, beſonders von geringerer Qualität, wird zuweilen flüſſig gelaſſen und heißt dann Tintaron, wovon große Töpfe nach China und Singapur ausgeführt und auch im Lande verbraucht werden.

Baumwolle nur aus Ilocos und Batangas, welche in Manilla verkauft wird. Die Reinigung wird ſchlecht mit kleinen Maſchinen gemacht, auch mit größern, die aber mit Eiſenſägen verſehen ſind und den Faden zerſchneiden.

Hanf oder Abaca von einem der Platane ähnlichen Baum auf den Camarines und Albay (ſüdlicher Theil von Luzon), Leite, Samar und andere Punkte der Provinz Biſayas. Die ganze Arbeit beſteht darin, die Fäden mittelſt eines Kammes abzuſondern und zu trocknen, die Fäden müſſen lang, weiß und fein ſeyn; die beſte Qualität heißt Lapis, die andere Bandala; der Hanf von Arlao iſt dunkel und grobfädig, er dient zu Schiffsſeilen im Lande. Die Ausfuhr nimmt zu, ſie geht zum Theil auch England und größtentheils nach den Vereinigten Staaten, daher auch zwei angloamerikaniſche Häuſer ſich dieſes Artikels völlig bemächtigt haben.

Kokosöl, geſottenes von der Laguna, und ſchlechteres bloß durch Fäulniß erhaltenes von Biſayas, es dient theils zur Beleuchtung, theils zur Ausfuhr nach Singapur; die Engländer haben außerordentlich dicke Holzfäſſer machen laſſen, um es nach England zu bringen, wo es in den Kerzenfabriken verwendet wird. In einigen Provinzen, z. B. Pangaſinan, gebraucht man ſtatt Kokosöl das Oel von Ajonjoli, welches röthlich iſt, zur Beleuchtung.

Coras unter dem Schatten der Platanen und ſelbſt in den Häuſern, denn ſtarke Hitze tödtet ihn. Er kommt von Samar und Zebu und wird jetzt ganz im Lande verzehrt; er verdirbt auf der Ueberfahrt nach Spanien.

Kaffee, von der Laguna, Tayabas u. ſ. w.; beſſer und theurer als der von Java. Man hat Prämien zur Ausbreitung dieſes nützlichen Anbaues ausgeſetzt.

Tabak, der beſte von der Inſel Luzon, wo er eine Regalie iſt. Das Gefäll verſteht ſich von Cagayan nach Japan, der erſtere iſt ſtark, der letztere ſanft und angenehm; daher wird der erſtere meiſtens nur zur Hülle verwendet. Die Heiden in den Gebirgen von Ilocos und Pangaſinan bauen ſehr guten Tabak, den ſie heimlich verkaufen. Der Tabak von Biſayas, wo keine Regalie iſt, hat weniger Stärke und Qualität als der von Luzon. Das Gefäll verkauft verarbeiteten Tabak zur (zollfreien) Ausfuhr, der von Biſayas wird auch nach den ſüdlichen Inſeln und Singapur verführt. Im Jahre 1837 iſt die Ausfuhr von rohem Tabak freigegeben worden.

Mongos, eine Art große Bohnen, man muß Acht haben, daß ſie trocken und reinlich ſeyen.

Getreide, ſehr gutes von Ilocos und von Cayapa in der Provinz Tayabas, auch in der Laguna; beſſer als das fremde Getreide, welches die Generalcapitäne zuweilen erlaubt von China herzubringen, wenn das einheimiſche wegen des zunehmenden Verbrauchs der Europäer nicht ausreicht.

Honig von Zuckerrohr wird in das Getränk der Pferde gemiſcht und in den Zuckerbäckereien verwendet, zuweilen noch Singapur ausgeführt. Auch wird einiger Rum von Nipawein und Kokos gebrannt und im Aufſtreich verkauft.

Pfeffer von Tayabas, nicht hinreichend, alſo kein Ausfuhrartikel mehr.

Schwefel von Biſayas, der beſte von Leite, wird auch nach China geführt, obgleich er dort Schleichwaare iſt, aber die Chineſen treiben dieſen Handel.

Vogelneſter, Haifiſchfloſſen, Hirſchhäuten, Balate, Schildkröte, Perlmutter, Wachs, Gold und Perlen. — Man ſehe oben: Handel nach Jolo. Alle dieſe Artikel werden auch in den Bergen und Meeren von Biſayas und einigen Punkten von Luzon gefunden. — Man nennt eine Caſa de Carey (ein Schildkrötenhaus), einen Bund, welcher die dreizehn Stücke der Schildkröte, die Ränder und Nägel enthält; die letztern, welche die chineſiſchen Weiber zum Kopfputz verwenden, ſo daß ihnen die Spitze auf die Stirne fällt, gelten am meiſten. Die ſehr feine und dünne Schildkröte, die man Papier nennt, dient nicht zum Handel. Der Preis iſt von 1000 Thalern auf 6 bis 700 el pico von 137½ Pfund herabgekommen. Gold iſt beinahe in allen Bergen der Philippinen; die wilden Bergbewohner bringen es in Stangen zum Verkauf, das beſte iſt von Cagayan, auch von Paracale und Mambulao in den Camarines. Auch an den Mündungen der Flüſſe wird von den Indiern Gold gewaſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Maſchine zum Straßenfegen. Eine ſolche von einem Hrn. Whitworth erfundene Maſchine iſt ſeit zehn Monaten in Manchester im Gange, verrichtet die Arbeit von 30 Menſchen, und ſoll Manchester, ſonſt eine der kothigſten, jetzt zu einer der reinlichſten Städte gemacht haben. Man will die Maſchine jetzt auch in London einführen. (Athenäum vom 7 Januar.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1843.

Poésies béarnaises.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Vignancour in Paris ein sehr interessantes Werk erschienen, das für die wachsende Theilnahme der Franzosen an der provinciellen Volksliteratur spricht, nachdem so lange die Pariser Stadtpoesie mehr und mehr abgeblaßt war, und mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen nur noch ziemlich fahle Blüthen trieb. Jasmins außerordentliches Talent (s. Nr. 338 f. vom vor. J.) hat das Interesse an solchen Volksdichtern geweckt, und dieß hat Herr Vignancour benutzt, um die Lieder des bearnischen Dichters Despourrins zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Cyprien Despourrins ist nicht, wie Jasmin, ein Mann aus der untersten Volksclasse, sondern seine Familie gehört, seit einer der Ahnherren sein Glück in Spanien gemacht, zu den ausgezeichneteren des Landes, und der Vater des Dichters, welcher am Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und sich durch Tapferkeit sowohl als durch Geist auszeichnete, verband sich mit einer Tochter aus der Familie Miramont, deren Schloß in der Nähe der berühmten alten Abtei St. Savin er nachher bezog. Das Schloß steht noch und wird von der Nachbarschaft vielfach besucht. Zwischen dem Volke von Bigorre und Bearn herrscht großer Streit, welchem von beiden der Dichter rechtlich zukomme, denn seiner Abstammung nach gehört Despourrins eigentlich nach Bigorre, da er aber das Patois von Bearn zur Sprache seiner Schäferlieder*) machte, so hat Bearn wohl den gegründetsten Anspruch auf ihn. Er wurde geboren zu Accous im Jahre 1698; von seinen zwei Brüdern wurde der eine Vicar, der andere Pfarrer des Dorfs, während er selbst nur kurzweg der Chevalier genannt wurde. Ein merkwürdiger Zug spricht für die Einfachheit der Sitten und die Freundlichkeit der Verhältnisse zwischen der adeligen Familie und den Hintersassen. Die beiden jüngern Brüder waren sehr musikalisch; der eine blies die Flöte, der andere spielte die Violine, und jeden Sonntag versammelte sich das junge Volk im Hofraume des Pfarrhauses, um zu tanzen, wozu die beiden Geistlichen Musik machten. Sobald die Glocke zur Vesper läutete, hatte der Ball ein Ende und die ganze folgsame Heerde begleitete nun die guten Hirten zur Kirche.

Der Chevalier hatte die kriegerischen Tugenden seines Vaters geerbt, und war, wie mehrere Vorfälle zeigen, stets fertig mit dem Degen. Als sein Vater sich zu Miramont in der Nähe von St. Savin niedergelassen und das alte Erbgut in dem Thal von Aspe ganz aufgegeben hatte, gab sich der junge Despourrins ganz seiner Neigung für Poesie und Musik hin, führte ein völliges Hirtenleben, machte sich mit den Sitten, Gewohnheiten und Vergnügungen dieses einfachen Volkes bekannt, bis er ganz in ihrer Sprache redete und ihre Sinnesweise sich aneignete. Wer das schöne Thal von Argelez besucht und in der Umgegend der einst berühmten Abtei von St. Savin sich herumgetrieben hat, kann die Freude des Dichters an dieser Gegend wohl begreifen, und wird sich nicht darüber wundern, daß Despourrins oft ganze Nächte in den Waldern zubrachte und seine Lieder sang, als wäre er in eine Nachtigall umgewandelt. Selbst jetzt sind seine Lieder in gutem Andenken, und obwohl die Pastous seiner heimischen Berge wohl kaum den Dichter kennen, so sind seine Lieder doch stets in ihrem Mund. Eins der berühmtesten ist die Romanze: La haüt sus las Mountagnes, deren ersten Vers wir als Probe des Dialekts mittheilen wollen.

La haüt sus les mountagnes ù Pastou malhurous
Ségut aü pé d'ù Haü, negat de plous,
Sounyabe aü cambiamen de sas amous.

(Da droben auf jenen Bergen saß ein unglücklicher Hirte am Fuß einer Buche, in Thränen versenkt und sinnend über die Wechsel seiner Liebe.)

Die Melodie, welche diese Hirtenlieder bezeichnet, ist einfach, äußerst sanft, und hat, wenn man sie in ihren heimischen Bergen hört, einen eigenthümlichen Reiz, der indeß im vorigen, wie in diesem Jahrhundert auch am Hofe und in der Hauptstadt gleichfalls anerkannt wurde.

Man hat oft von den Hirten in den Pyrenäen gesagt, sie hätten nichts Grobes an sich als ihre Kleidung: im National-

*) Die Familie führte in älterer Zeit ein Hirtenleben, das allerdings in den Bergen hohe poetische Reize darbietet.

Digitized by Google

charakter liegt ein rascher, scharfer Witz, verbunden mit Höflichkeit und Gastfreundschaft gegen Fremde. Zahllose abergläubische Meinungen und Sagen heften sich an seine Berge — man denke nur an die Rolandssage — und es ist nur zu verwundern, daß nicht mehr Dichter und Romanciers entstanden sind in einem Lande, wo man stets solche Schauspiele vor Augen hat, wie der bearnische Bauer, aber sie zeichnen sich hauptsächlich nur in Hirtenliedern aus, und Chevalier Despourrins steht unter diesen Dichtern oben an.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Durch diese Unglücksfälle wurden die städtischen Einwohner in spaterer Zeit veranlaßt steineene Hauser zu dauen. An der Schifffahrt hatten die deutschen Hansestädte zur Hälfte Theil, hauptsächlich war unter ihnen Lübeck sehr geschätzt und durch die Lübecker ging fast der ganze Handel Stockholms. Die Festungswerke, welche die Stadt umgaben und vertheidigten, waren stark und unter obwaltenden Verhältnissen fast uneinnehmbar. Auf dem Platze, wo jetzt das Schloß steht, befand sich eine feste Citadelle oder Burg, genannt Adelhuset (Adelshaus), der schwedischen Könige vormalige Residenz und Schloß, mit einem großen runden Thurm, welcher unter dem Namen Kärnan (der Kern, das Beste der Sache), später Drei Kronen bekannt und unter Birger Jarls Zeiten schon 57 Ellen Höhe hatte. Gustav I baute denselben 70 Ellen hoch. An das Adelshaus, oder das alteste Schloß, wurde spater die Vorburg (Förboegen) gebaut, welche sich zur östlichen Seite herabzog. Das Adelshaus und die Vorburg konnte von zwei sich gegenüberstehenden Parteien besetzt seyn und das Eine das Andere bezwingen. Das Ganze machte das königlich schwedische Schloß aus und war von Mauern und Graben umgeben; der Hauptpunkt in diesem Schlosse war der Thurm „Kärnan." Gegen den Eisenmarkt (Jerntorget) befand sich ein anderer befestigter Thurm; die innere Stadt zwischen diesen Thüemen war von starken Mauern eingeschlossen, in denen sich mehrere runde Thürme befanden, und zwar zehn auf der östlichen Seite und mehreee gegen den Mälar zu. Der Gramunkeholm oder Riddarholm war ebenfalls mit einer Mauer umschlossen und mit einem Thurme versehen, von dem noch jetzt ein Ueberrest sichtbar ist, in einem Rondell auf des Holms nördlicher Spitze, als altester Thuem in Stockholm. Der Helge-Ands-Holm war als eine Voeburg der eigentlichen Stadt anzusehen, daeinnen befand sich das innere und äußeee nördliche Thor, sie führete vermittelst Brücken nach der Stadt und war durch Thürme befestigt; die letzteren an der Brücke, welche nach Norrmalm führte, hatten drei Thürme, von wo aus eine Mauer ging, die den ganzen Holm einschloß; durch den mittelsten Thurm führte der Weg nach Norden. Das südliche Stadtthor befand sich zuerst in dem alten Thurme bei obengenanntem Eisenmarkt, allein da dieser Thurm durch Magnus Smek niedergerissen wurde, baute man das Thor näher an den Strom und der Weg ging von da über eine Zugbrücke zum äußern Thurm, von dem die Reste noch an der gegenwärtigen Eisenwage sichtbar sind. Außer dieser Befestigung von Mauern und Thürmen war die eigentliche Stadt und Gramunkeholm zusammen von einem in doppelten Reihen in der See angelegten Bollwerk umgeben, genannt der Kranz (Kransen), mit Oeffnungen für Fahrzeuge zum Durchsegeln, welche durch Bäume versperrt wurden. In Folge der letzten Belagerungen und der dänischen Herrschaft verfiel die Stadt außerordentlich. Die Anzahl der Haushaltungen, welche vor dem Kriege 1200 ausgemacht, war bei Einnahme der Stadt durch die Dänen bis auf achtzig vermindert.

Allein mit Gustav Wasa begann eine glücklichere Zeit für die Hauptstadt; in der Stille des Friedens wuchs dieselbe wieder heran unter den Maaßregeln, die dieser König zu des Landes Verbesserung und Wohlstand ergriff. Die zerstörten und verödeten Häuser wurden wieder hergestellt oder neu aufgebaut; des Königs Befehl (1552), daß kein Holzhaus in der eigentlichen Stadt mehr aufgebaut werden solle, gab Veranlassung zu Norrmalms besserem Anbau, welches seitdem beständig wuchs. Die letzte Kriegsunruhe, welche sich bei Stockholm zutrug, war der Streit, welcher zwischen Gustavs Söhnen, dem unglücklichen Erich XIV und seinen aufrührerischen Brüdern, den Herzogen Johann und Karl, ausgekämpft wuede; allein dieser Streit war von kurzer Dauer. Eeich siegte im Teeffen auf dem Beunkeberge gegen den herzoglichen Befehlshaber Pontus de la Gardie, welcher nach Röestrand weichen mußte; doch wurde den Herzogen durch des Statthaliers und der Bürgerschaft Vereätherei die Thore der Stadt geöffnet; das Schloß wurde genommen und Eeich gefangen.

Hierauf hat die Stadt einen beständigen Frieden genossen und ist im steten Zunehmen begriffen gewesen. Norrmalm wurde bald so wohl bebaut und devölkert, daß es unter Karl IX von der eigentlichen Stadt getrennt wurde und nachher eine Zeit lang eigene Verwaltung besaß. Auch Södermalm wurde bebaut, und zu Sigismunds Zeit wurde der Vorschlag einer Schiffraueinrichtung ins Werk gesetzt. Etwas spätee oeesuchte dieser Stadttheil, gleich Noeemalm, eigene Stadtprioilegien und eigene Verwaltung zu gewinnen; allein diese Piane, die ungleichen Stadttheile von einander zu trennen, wuede schnell aufgegeben und 1635 unter der Vormundschaftsregierung der Königin Christine wurde sowohl Norrmalm als Södermalm mit der eigentlichen Stadt vereint. Zur Zeit der Königin Christine und namentlich während ihrer Vormundschaftseegierung war es, wo Stockholm am meisten erweiteet und verschönert wurde. Ladugardsland wurde Norrmalm 1640 einverleibt und Kungsholm 1644. Eine neue Straßenregulirung und Eintheilung der Höfe wurde auf Norrmalm 1637—1640 vorgenommen und hiedurch wie durch eine große Feuersbrunst 1640 wurde dieser Stadttheil hübsch und ordentlich aufgebaut. Am Strande von Noerström, gerade gegenüber dem königlichen Schlosse, ließ Geaf Jakob de la Gardie auf 18,000 Pfahlen sein prächtiges Haus aufführen. Skeppsholm (Schiffsinsel) wurde die Station der schwedischen Kriegsflotte; daselbst ent-

Digitized by Google

ſtanden Gebäude und ein Haus für die Admiralität, Magazin, Schiffswerfte u. ſ. w.; auf dem Kaſtellholm wurde die kleine Citadelle errichtet. Die eigentliche Stadt wurde nach dem Brande von 1625 namentlich auf der linken Seite hübſch aufgebaut. Auf Södermalm geſchahen ebenfalls Raſirungen und Hofeintheilungen zur Inſtandſetzung einer regelmäßigen Bauart. Das Verdienſt dieſer Fürſorge und die Verſchönerung der Hauptſtadt zur Zeit der Königin Chriſtine gehört dem Oberſtatthalter Claes Fleming. Zwiſchen 1650 und 1680 verſchönerte ſich die Stadt durch mehrere hübſche Häuſer, errichtet durch die aus dem deutſchen Kriege heimkehrenden Sieger. Die Befeſtigung der Stadt, welche jetzt durch die veränderten Zeitumſtände und Schwedens ſiegreiche Macht unter Guſtav Adolf, deſſen Tochter und dem großen Karl für entbehrlich angeſehen wurde, fiel in Trümmer, weßhalb Guſtav Adolf auf Anfrage: „wo die Stadtſchlüſſel verwahrt werden ſollten?“ zur Antwort gab: „daß dieß von keiner großen Wichtigkeit wäre, wer dieſe Schlüſſel habe, da Thore und Mauern nicht in beſſerem Zuſtande ſeyen.“ Endlich wurden die Mauern abgebrochen oder überbaut; die Thürme und Thore wurden caſirt, und zwar der ſüdliche Stadtthurm 1695 und das alte oder innere Thor im Oſten 1685. Zu König Karls XI Zeit (1673) wurde Norrmalms Gränze, welche vorher bei der Ad. Frederikskirche war, hinaus gerückt bis dahin, wo ſie noch jetzt iſt. Stockholms Schloß, vergrößert und verſchönert von Johann III, wurde durch die großen Feuersbrünſte in den Jahren 1615 und 1642 unter der Königin Chriſtine verheert, und der Schein der Flammen ſoll in Nerike geſehen worden ſeyn; durch dieſe Feuersbrünſte wurde faſt der ganze öſtliche Theil des Schloſſes vernichtet, das Uebrige verfiel mit der Zeit. Dagegen begann unter Karl XI der Bau des herrlichen neuen Schloſſes unter Leitung des Grafen Teſſin. Die Zeit nach 1700 iſt ſehr ausgezeichnet durch Fürſorge um die beſſere Bebauung der Hauptſtadt; der Sandrücken des Brunkeberges, welcher ſonſt einen großen Theil des Norrmalm vom Nordſtrom an einnahm, bis dahin wo der ſteile Abhang ſich ſenkte, und in der Richtung nach der Brunswik verminderte ſich nachher. Im Jahre 1732 bildete dieß einen Knopf von 80 Fuß Höhe und 60 Fuß Breite, 400 Schritt im Umkreis; allein zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts war dieſer Reſt des ehemaligen Brunkeberges verſchwunden. Der Neckeſtrom, welcher früher Blaſiusholm von Norrmalm ſchied, war gegen 1697 größtentheils zugewachſen; ſpäter wurde derſelbe ausgefüllt. Das Schloß, welches von Teſſin zu bauen angefangen wurde, zerſtörte eine Feuersbrunſt bald nach des Königs Tode zugleich mit dem alten Schloſſe und dem Thurme „Drei Kronen;“ allein nach neuen Entwürfen und Zeichnungen begann der Schloßbau von neuem 1728 und wurde vollendet 1753. Der Hafen von Stockholm bekam zu dieſer Zeit ſein dermaliges Anſehen durch die Ausfüllung der vormaligen ſehr langen Schiffsbrücke und durch Steinverkleidungen. Große Feuersbrünſte, welche den beſſern Anbau von Norrmalm veranlaßten, ſind: die im öſtlichen Theile 1686, — wonach die Regierungsſtraße aufgebaut wurde, und die, welche 1751 den ganzen weſtlichen Theil von Norrmalm und die Clarakirche verwüſtete, worauf die Drottninggaten (Königinſtraße) ihr jetziges hübſches Anſehen erhielt. Auf Südermalm brannte ein Theil der Katharinenkirche mit faſt dem ganzen öſtlichen Theile 1723 ab; der weſtliche Theil und die Mariakirche 1759. Guſtavs III Regierung war äußerſt günſtig für Stockholms Verſchönerung; mehrere große Gebäude und Anlagen ſind die Denkmäler aus jener Zeit, wie z. B. das Opernhaus und Prinz Karls Palaſt; die neue Nordsbrücke (Nya Norrbro), welche mit ihren zubehörigen großen ſteinernen Kaien anſtatt der zwei Holzbrücken angelegt wurde, welche vom Helgeandsholm nach Norrmalm führten. Die Schiffbrücke (Skeppsbro) wurde von ihren vorhandenen Holzgebäuden befreit und zu einem offenen Platze am Schloſſe und Hafen gemacht. In ſpäteren Zeiten ſind mehrere Veränderungen im Anſehen der Hauptſtadt erfolgt: durch den Brand von 1802 wurde der mittelſte Theil des Ritterholms ein offener Platz, der neue Nordsbrückenbau wurde vollendet und der Kai am Blaſiholmshafen aufgeführt. Jacob de la Gardie's Haus, welches von 1694 bis 1793 Arſenal war, und in letztgenanntem Jahre zum dramatiſchen Theater eingerichtet wurde, brannte 1825 ab. Die Ruinen wurden niedergeriſſen und die Stätte wurde ein freier Platz. (Fortſetzung folgt.)

Das Kaolin und die Wanze.

Die Litt. Gaz. vom 7 Januar enthält hierüber eine etwas curioſe Zuſchrift, aus der wir Folgendes ausheben. In der Nähe der Stadt Korzec in Wolhynien iſt ein mächtiger Lager von Kaolin oder Porcellanerde, und dieß Lager hat die Errichtung einer Porcellanfabrik veranlaßt. Da ſich aber das Kaolin in viel größerer Menge findet, als man bedarf, ſo dürfen die Einwohner davon holen, und die benachbarten Bauern ſowohl als die Juden benützen dieß, um die Mauern ihrer Häuſer damit anzuſtreichen. Die einzige Vorbereitung, der ſie das Kaolin unterwerfen, iſt das Auswaſchen der darin befindlichen Quarzkörner; den ebenfalls darin befindlichen Glimmer läßt man darin, weil er den angeſtrichenen Mauern einen ſehr gefälligen Glanz gibt. Das Merkwürdige iſt aber, daß die Wanzen, die ſonſt in dieſem ziemlich unreinlichen Lande in Menge vorhanden ſind, niemals in einem Hauſe ſich finden, das mit Kaolin angeſtrichen iſt, und ſelbſt wenn man Wanzen an eine ſolche Mauer hinſetze, ſollen ſie alsbald todt herunterfallen.

Die philippiniſchen Inſeln.

Zweiter Artikel.

Küſtenhandel.

(Fortſetzung.)

Weitere Producte ſind:

Gibi, ein kleiner Meerkrebs aus der Laguna, wird nach China geführet.

Sigay, eine kleine Muſchel, die man am Strande einiger Inſeln findet, ſie muß weder zu groß, noch zu leicht und gebrechlich ſeyn, um ihrer Beſtimmung als Münze zu erfüllen; die beſte iſt von der kleinen Inſel Sibuyan im Gerichtsbezirke Capis, die von Zebu und andern Punkten iſt wohlfeiler; der letzte Preis war 10 bis 11 Realen der

Digitized by Google

Cuyan, ein Maaß, welches 25 Cantas und jede Canta 8 Chupas enthält, und beim Verkaufe vom Sigay und Cacao nicht mit dem Calo oder Streichmeſſer geſtrichen wird. Der gute Sigay wiegt beinahe einen Picol, 137½ Pfund, der Cuyan, der geringere kaum einen Centner.

Schiffspech, Brea, von Tayabes, das ſchlechtere wird zu Juepes gebraucht, einer Art von Fackeln, die zur Beleuchtung dienen.

Bejuco, eine ſehr nützliche Pflanze; die langen Streifen, die ſie gibt, ſind platt und dünn; zu allem, wozu man in Europa Seile gebraucht, ja ſelbſt die indiſchen Häuſer von Rohr und Nipa werden ſtatt der Nägel mit Bejuco zuſammengebunden; er dient bei den meiſten Waarenkiſten u. ſ. w. ſtatt der Bindfäden und Reife.

Bongo, Areca, ehemals eine Regalie; die Europäer gewöhnen ſich leicht daran unter dem Vorwande, daß es ihnen gegen Zahnſchmerz hilft; in Bengalen vermiſcht man ihn mit aromatiſchen Ingredienzien. Dieſe drei letzten Artikel werden im Lande verzehrt und nur etwas nach China ausgeführt, ſo wie auch die Tamarinde (sampaloc) und der meiſtens verfälſchte Ambar. Der Anbau und Verkauf des Opiums iſt verboten, obgleich die weiße Getreideblume (amapola blanca), aus welcher es gepreßt wird, ſehr gut fortkommt. Die Regierung hat bisher darauf beſtanden, daß der Verkauf dieſes Artikels monopoliſch und wegen der Aufreizung, die ſein Gebrauch erregt, beſonders unter den Malayen, gefährlich iſt, aber dieſe Ueberzeugung fängt an durch das Beiſpiel anderer Länder geſchwächt zu werden.

Fächer-, Meubel- und Bauholz. Von der erſten Claſſe der Sibucao von Iloilo, Pangaſinan und andren gibt eine röthliche, ſtärkere Farbe als das Braſilienholz und der indiſche Sapan; wird als Ballaſt ausgeführt. Von den beiden letztern wird vorzüglich Ebenholz und Malacc ausgeführt. Das Ebenholz von Camarines iſt ganz ſchwarz und ſo gut als das von der Inſel Mauritius; das Ebenholz von Cagayan heißt Camagon, hat weißliche Adern, aber größere Dimenſionen als das vorige. Das Molaveholz iſt von unglaublicher Solidität und Härte, widerſteht allen atmoſphäriſchen Einflüſſen, verſteinert ſich unter Waſſer und ſcheint überhaupt unverderblich. Der ganze äußere Theil der Häuſer, die Kämmen und Querbalken der Schiffe u. ſ. w. werden davon gemacht. Die Schiffe, welche nach Macao ſegeln, nehmen es als Ballaſt mit. Ein Stück von 3 bis 5 Ellen Länge koſtet 10 bis 14 Realen. Das Ebenholz erhält ſich wie das Wachs ſehr gut, wenn man es in Koth eingräbt. Außer dieſen Hölzern gibt es unzählige zu allen Arten von Gebrauch; die ſchönſten zu Meubeln ſind der Narra, roth, zuweilen ſchön gemärbert, von der Wurzel, die einige Ellen in ſeinen enormen Stamm eindringt, kann man Bretter zu Tiſchen von 2 Ellen Breite ſchneiden; der Tindalo, hochgefärbter als der Narra, wird aber zu dunkel mit der Zeit, der Alintatac, von ſchöner geröſtet gelber Farbe, der Malatapay, gelb mit kaffeefärbigen Adern. Nazareno, maulbeerfarbig, Lanete, weiß zum Einlegen u. ſ. w. Von Bauhölzern zeichnen ſich aus der Mangachapuy und Banaba, zu vortrefflichen Tafeln für Schiffe und Fußböden. Jacal, ein ſtarkes Holz zu Querbalken der Dächer u. ſ. w. Batitulin, zu feinen Kiſten und Plafonds. Dungo, ſolid und grau, zu Baumwoll- und Hanfpreſſen u. ſ. w. Ipil, ſehr ſolid und dauerhaft auf der Inſel Panay, wird in Balken und Brettern nach Manilla geführt. Unter vielen andern Hölzern, die in den Provinzen verſchiedene Namen führen, hat man auch Teakholz bei Zamboanga auf Mindanao und auf andern Inſeln entdeckt.

Häute, ein ſehr ſtarker Artikel der Ausfuhr nach Europa und China; auch bereitet man ſie zu Leim vor oder gerbt Leder daraus. Die Gerbereien ſind ſchlecht, denn die Sohle bleibt ſehr durchdringlich, doch macht man davon alle Schuhe im Lande und führt auch einiges nach China aus. Nach China gehen bloß Büffelhäute (carabao). Die Ochſenhäute, die man aber vielmehr Kuhhäute (vaca) nennt, gelten doppelt. Die Hirſchhäute ſind klein, haben aber langes Haar. Tapa heißt geſalzenes Büffel-, Ochſen- oder Hirſchfleiſch; geht nach China.

Manufacturwaaren. Die Indier werden nie recht induſtriös ſeyn, ihr Land iſt zu fruchtbar; es geht hier wie in den meiſten Plätzen von Indien, welche die Europäer beſuchen, es ſind wenigſtens dreißig, und von dieſen liefern nur Surate, Baroſch und Cambaya und etwa noch andere zwei oder drei zugleich Manufacture- und rohe Waare, und Madras und Pondichery auf der wenig fruchtbaren Küſte von Coromandel bloß Manufacturerzeugniſſe. Die Erzeugniſſe der philippiniſchen Induſtrie ſind:

Hüte von Nita und Bejuco, ſchwarze und weiße, die feinſten der erſten Art koſten bis 20 Thaler, viele weiße Hüte zur Ausfuhr werden zu Baliuag, einem ſchönen Orte der Provinz Bulacan, gemacht, ihr Preis 6 Realen bis 1 Thaler.

Petacas, geflochtene Etuis zu Cigarren; die Preiſe nach der Feinheit.

Petates, Decken von Buro, Sabutan und andern Stoffen, meiſtens von der Laguna; 22 bis 24 Thaler das Hundert.

Lana, Segeltuch, einfaches, doppeltes und noch dichteres, Lona de Curile genannt, weil dieſer Generalcapitän die Art, es zu weben, angab; auch geſtreift zu Vorhängen.

Midelmapar, ein dickes Gewebe von Hanf zu Futter und Unterröcken, wird im ſüdlichen Theil von Luzon und in Viſayas gewebt und meiſtens nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Die Ginuen, feiner und dichter, wird im Lande verbraucht.

Schiffsſeile (jarcia) von Abaca oder Hanf dient aber nicht zu den ſogenannten todten Werken, denn im Waſſer dehnt es ſich in die Breite und verkürzt ſich. Dagegen ſind die Taue de Cabo Negro (von ſchwarzem Faden), die aus einer Art ſchwarzer Binſe oder Eſparto auf der Inſel Negros geflochten werden, ſehr gut unter Waſſer, man macht im Lande oft die größern Jarcia davon.

Seife von Guiapo wird nach Singapur und den Südinſeln geführt.

Sinamais und Nipis, feine und ſchöne Gewebe von Abaca und Ananas (pina) mit verſchiedenen Streifen und Farben, auch durchbrochen und geſtickt, zu Hemden, Kleidern, Tüchern; die beſten von Iloilo und Camarines, die von Tondo ſind nicht ſo gut. Man miſcht ſie auch mit farbiger Seide. Preis von 1 Thaler die Elle bis 2 Realen, das Stück von 5 Ellen.

Cambaya, ein grober Baumwollzeug mit blauen Liſten ins Gevierte zu Röcken für die armen Indianerinnen.

Tapis, eine Art von Mantel um Gurt befeſtigt, für die indiſchen Weiber im Lande, von Seide, blau und maulbeerfarbig, von Seide und Baumwolle oder bloßer Baumwolle, verſchiedene Baumwollenzeuge von Ilocos als Tafelſervice, Zeug zu Kleidern und Pantalons, unter den letztern der Coyate, der ins geröſtet Gelbe fällt, Bettdecken u. dgl. Die ausländiſchen Stoffe, welche Abaca enthalten oder die hier genannten Zeuge nachahmen, ſind mit höheren Zöllen belegt, um die inländiſche Induſtrie zu befördern.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1843.

Ein Besuch in Tanger.

(Narrative of a Yacht Voyage in the Mediterranean etc.)

Kurz vor Mittag ließen wir uns ans Land rudern, und fanden uns hier alsbald unter einer wunderlichen Scene. Gruppen von wildaussehenden Negern und Mauren lagen da und dort in allen Arten von malerischen Kleidungen umher, einige in weißen, wollenen Gewändern, Haiks genannt, wovon sie einen Theil über den Kopf ziehen, andere in weiß- und braungestreiften Ueberröcken, die auch in Form einer spitzigen Mütze den Kopf bedecken und so ganz vortrefflich gegen Sonne und Regen schützen. Viele der Mauren hatten schöne, aber wilde Gesichter mit weißen scharfen Zähnen und glühenden schwarzen Augen.

Obgleich es keiner der großen Markttage war, welche nur Donnerstags und Sonntags stattfinden, bot dieser Marktplatz doch durch die verschiedenartigen Gruppen von Negern, Mauren und Juden eine höchst belebte Scene dar. Die meisten Verkaufsgegenstände waren Eßwaaren verschiedener Arten von Korn, Zwiebeln, Tomates (Liebesäpfel), Datteln, Trauben, Tollapfel und Töpfe mit einer öligen, weißaussehenden Salbe, die, wie sich zeigte, zwei bis drei Jahre alter Butter war; das lange Aufbewahren soll ihr einen besonderen Hautgout geben. Auf dem Zahltisch fast einer jeden Bude lag wenigstens Eine Katze, die man als eine Art Handtuch betrachtet, um die Hände daran abzuwischen, denn einmal müssen die Verkäufer weiche, geile Seife ausmessen, dann geben sie eine Handvoll Trauben oder Reis u. s. w., was alles gelegentlich ein Handtuch nöthig macht. Fast alle Eingebornen haben das Haar abgeschoren, einige aber tragen einen starken Schopf an der einen Seite, welcher manchmal auch in einen langen Zopf geschlungen ist. Die Neger, welche gerade aus dem Innern kommen, sehen, besonders in ihren zahlreichen Varietäten, oft gräulich aus.

Wir stiegen sehr enge, ziemlich schmutzige und abscheulich schlecht gepflasterte Straßen hinan zu einem maurischen, jetzt ziemlich zerstörten Gebäude mit einer geschlossenen Arcade rings um den Hof; dieß soll früher die Schatzkammer gewesen seyn. Von da ging es hinauf zur Citadelle, wo wir Spuren der ursprünglichen Mauer von Tanger sahen, zu dem zierlichen, wahrhaft schönen Thorweg, von welchem man den steilen Berg hinab eine liebliche Aussicht auf das die Stadt umgebende Land hat. Die Berge in der Ferne waren mit niederem Holz bedeckt, welches wilde Schweine hegt, und in dem Vordergrund waren Dickichte von riesenhaften Cactus, mit Stämmen wie kleine Waldbäume, Johannisbeerbäume, Feigen, Zwergpalmen u. s. w. Neben dieser freundlichen Scene bot sich aber, unter der alten Mauer, ein Anblick dar, welcher Gesicht und Geruch gleichmäßig beleidigte, nämlich eine Anzahl todter Pferde und Maulthiere, die man hier verfaulen ließ. — Eine Merkwürdigkeit anderer Art war ein großer Feigenbaum, der Leuten von allen Nationen und Glaubensbekenntnissen, Christen, Juden und Mohammedanern als temporäre Zuflucht dient, als ein Asyl, bei welchem man sie nicht antasten darf.

Auf dem Rückweg kam ein Zug Kamele, beladen mit Korn aus dem Innern, an uns vorüber, und als wir nach einem andern Marktplatz auf einem breiten, flach abfallenden Berge außerhalb der Stadt gingen, fanden wir hier etwa 200 Kamele mit ihren Treibern. Diese waren beschäftigt, das Korn, welches sie gebracht hatten, abzuladen, und um die Kamele zum Knieen zu bringen, brauchten die Treiber das eigene Mittel sie an der Kehle zu drücken; sie stießen sodann einen kurzen, widerwärtigen Laut aus und knieten augenblicklich nieder. Der Anblick der armen Thiere zeigt deutlich, daß sie von den Mauren sehr mißhandelt werden, was indeß nicht allein die Kamele, sondern so ziemlich alle Thiere, selbst die Pferde, trifft, denn die Mauren sind sehr fühllos. Ueber den ganzen Boden dieses Marktplatzes hin, welcher der gewöhnliche Sammelplatz der Kamele ist, sieht man eine Anzahl Erdaufwürfe verbreitet, was die Eingänge zu den Matamores (Silos) oder unterirdischen Kornkammern sind, in denen die Mauren seit undenklichen Zeiten ihr Korn aufbewahren. In diesen großen mit Stroh ausgelegten und etwa zwölf Fuß tiefen Löchern hält sich das Korn, wenn es gut zugedeckt ist, viele Jahre lang. Es ist bei ihnen ein Religionspunkt, nichts was Korn oder

Digitized by Google

Brod betrifft, zu ſtehlen oder zu verunreinigen. So ſah ich eine mauriſche Frau in der Straße ein Stück Brod aufleſen, es küſſen und dann in ein Loch in der Mauer legen, in der Anſicht, daß es ſo nicht verloren ſey, ſondern ein Vogel oder ſonſtiges Thier es freſſe.

Stockholm.

(Fortſetzung.)

Gegenwärtig beſteht Stockholm aus folgenden Haupttheilen: 1) Norrmalm, wozu auch nach allgemeiner Bedeutung gerechnet werden: 2) Ladugaardsland und 3) Kungsholm (Königsinſel); Inſeln im Mälar, Nordſtrom und der Salz-See gehören dazu; 4) Strömsborg; 5) Helge-Ands-Holm; 6) Schiffsholm; 7) Kaſtellholm; 8) die eigentliche Stadt mit dem Ritterholm und 9) Södermalm.

Norrmalm, der beſtebaute und volkreichſte Theil der Stadt, erſtreckt ſich vom Nordſtrom nach Brunswik und dem darauf im Norden befindlichen Sandhügel; im Weſten iſt die Röſteandſee und das Zubehör des Karlsbergſchloſſes Gränze, im Oſten das Ladugardsland. Es befinden ſich in dieſem Stadttheile vier Kirchen: Klara, erbaut von König Johann III auf ſeine eigenen Koſten 1572, auf den Ruinen des Klaren-Kloſters, mit einem ſpitzen Thurme von 166 Ellen Höhe; die kupferne Dachbedeckung ſoll 123 Sch.-Pf. wiegen, die ebenfalls kupferne Bedeckung des Thurmes 45 Sch.-Pf. Im großen Brande von 1751 wurde die Kirche mit ihrem großen Thurme zerſtört und hernach ſo aufgebaut wie man ſie jetzt findet; ſchöne Altäre mit Säulen von italieniſchem Marmor, die Capitäler und Vaſen mit vergoldeten ſymboliſchen Gruppen. — Jakobskirche: eine alte Kirche war hier erbaut, welche Guſtav Waſa niederriß. Johann III ließ auf ſeine Koſten 1588 den Anfang zum Bau der jetzigen Kirche machen, welche jedoch erſt 1645 vollendet wurde; deren hoher ſpitziger Thurm verbrannte bei dem Feuer von 1723, und der gegenwärtige wurde bis 1738 aufgebaut. Schöne Altartafeln vom Profeſſor Veſtini Adolf Friedrichs Kreuzkirche von Stein, die ſchönſte auf Norrmalm; erbaut unter König Adolf Friedrich 1768 bis 1774; berühmte Altartafeln von Seegel, das Monument des Carteſius von demſelben Meiſter. St. Johannis, Holzkirche, erbaut 1633; katholiſche Kirche, erbaut in ſpäteren Jahren. Unter den allgemeinen Gebäuden und Einrichtungen iſt bemerkenswerth: Prinz Karls Palaſt 1785—1793 von Palmſtedt aufgeführt in entſprechender Gleichheit mit dem königlichen, großen Theatergebäude, erbaut von Adelkranz 1774—1782, deſſen Aeußeres 210 Fuß in der Länge, 150 in der Breite und 57 Fuß Höhe mißt; das Theater mitten im Hauſe 56 Fuß lang, 48 Fuß breit, der ganze Theaterſalon 82 Fuß in der Länge. Königliche Akademie der Wiſſenſchaften. Das große imponirende Haus derſelben, an Adolf Friedrichs Kirche, erbaut von verſchiedenen Perſonen, wurde vor einigen Jahren angekauft; hier befindet ſich auch das Naturalienkabinet. Das aſtronomiſche Obſervatorium der Akademie, auf einem Sandhügel weiter nach Norden errichtet, iſt nach Zeichnungen Harlemanns 1748 bis 1753 aufgeführt. Akademie der freien Künſte, Muſikaliſche Akademie, Akademie der Landwirthſchaft geſtiftet 1811. Technologiſches Inſtitut nebſt Modellkammer. Außerdem ſind zu bemerken; das große Kinderhaus, das Feeimaureekinderhaus und das nordiſche Correctionshaus für Frauenzimmer, deren Anzahl ungefähr 290 beträgt. Die Obſtbaum-Vereinigung hat hier einen Obſtgarten angelegt, der dem Publicum geöffnet ſeyn ſoll. Auf Norrmalm ſind zwei Statuen zu finden: Guſtav Adolf II zu Pferde, modellirt von L'Archeveque, gegoſſen von Meyer, wurde 1796 aufgedeckt; ſie koſtete 174,000 Rthlr. und wiegt 182 S.Pfd.; ferner Karls XIII Standbild, angefangen bei ſeinen Lebzeiten und aufgeſtellt 1821. (Die vier Löwen ſind von Vogelberg.) Von öffentlichen Marktplätzen ſind erwähnenswerth: Guſtav Adolfs Markt (Torg) mit oben erwähnter Statue; Heumarkt; Karls XIII Markt, oder der ehemalige Königs-Baumgarten, welcher mit mehreren Reihen Bäumen an der Seite bepflanzt iſt und der einen Promenadenplatz im Sommer abgibt. Norrmalm zeichnet ſich auch noch ganz beſonders durch angenehme Umgebungen aus. Der Weg im Weſten geht nach der Röſtrandsſee vorbei Sabbatsberg, woſelbſt ein 1734 entdeckter Geſundbrunnen befindlich, und vorbei Röſtrands Porcellanfabrik, errichtet nach 1730 mit 100,000 Rthlrn. jährlichen Erzeugniſſen, nach Karlsbergs ſchönem Schloſſe an der Karlsbergbucht. Dieſes Schloß wurde vom Reichsadmiral Karl Karlsſon Gyllenhjelm ungefähr 1630 angelegt, erweitert von dem prachtliebenden Gabriel de la Gardie, welcher es ſpäter beſaß. Hier ſtarb Karls XI edle Gemahlin Ulrike Eleonore. 1792 wurde auf Karlsberg eine Kriegsakademie errichtet, zur Ausbildung junger Militärs in denen Gegenſtänden, welche zur Kriegswiſſenſchaft gehören. Hier iſt ein Baumgarten mit einem im antiken Styl erbauten Tempel, worin Karls X Bruſtbild. In der Nähe von Karlsberg befinden ſich mehrere Landorte: Elfund, Ingenting und andere mehr. In der Karlsbergallee, die von der Nordzollſtraße (Norrtullsgaten) nach Weſten bis zum Schloßgarten von Karlsberg führt, liegt der große Bergian'ſche Baumgarten (Bergianske Trädgaerden), der das Beſitzthum Bergelund ausmacht, welches von deſſen Eigenthümer Profeſſor Bergius der Akademie der Wiſſenſchaften teſtirt wurde, damit vermöge einer Baumgartenſchule daſelbſt die Baumgartenpflege befördert werden möge. Im Bergianiſchen Baumgarten findet ſich eine große Menge ſowohl ſchwediſcher, als ausländiſcher Bäume und Gewächſe; die Baumgartenſchule ſteht unter einem der Akademie der Wiſſenſchaften beigeordneten Profeſſor. Die Nordzollſtraße iſt eine Allee, welche vom Obſervatorium zum Nordzoll (gleichbedeutend mit Norddaerlere) führt; die Häuſer in dieſer Straße können mehr oder minder als Landhäuſer betrachtet werden mit großen Baumgärten, welche zumeiſt die ganze Länge der Straße einnehmen. Beim Nordzoll erhebt ſich ein großer Sandhügel, merkwürdig durch den Tod der Generale Buddenbrock und Löwenhaupt. Zwiſchen der Nordzollſtraße und dem Roslagszollwege befindet ſich Norrmalms Geſundbrunnen, entdeckt 1690. Claes på Hörnet (Klas auf der Ecke) am Roslagszollwege, ein Wirthshaus, war in

Digitized by Google

der Choierazeit Krankenhaus. Ingemarshof angenehme Landstelle. Im Norden an Stockholm liegt der kleine See Brunswik, welcher sich zwischen den beiden Landwegen von Stockholm nach dem Norden erstreckt und der von der Natur und Kunst durch Umgebungen verschönert ist. Der See selbst wird dadurch minder angenehm, weil zur Erhöhung des Wassers in den Canälen von Haga ein Damm am Ausflusse des Sees errichtet wurde, wodurch das Wasser zuweilen gestaut und in den heißen Sommermonaten, also stillstehend, in Fäulniß geräth und somit über die Umgegend eine ungesunde Luft verbreitet. Auf einer kleinen Landspitze südlich am See liegt der Stallmeistergarten und nahe dabei Norrbacke, Nordhügel, mit Hagalund, drei wohlbekannte Orte für Stockholms Spaziergänger. Etwas nördlicher, auf dem westlichen Strande, in der reizendsten Umgebung Haga, Lustschloß, angelegt von Gustav III 1786. Der Park im englischen Geschmack, mit schlängelnden Gängen und Canälen, Tempeln, Pavillons und Kiosks. Solna, Kirche im Westen, ist als die älteste Kirche in Upland bemerkenswerth, auch finden sich daselbst mehrere schöne Grabdenkmäler. In der Nähe liegt der jetzige allgemeine Begräbnißplatz Stockholms. In letzterer Zeit sind Verschanzungen zwischen Karlsberg und Solna errichtet, welche 38,000 Rthlr. gekostet haben. Auf Brunswiks nördlichem Strande liegt Jakobsthal und nördlich davon Ulrichsthal, ehemaliges Lustschloß; zu Zeiten der Königin Christine, Jakobsthal genannt, glänzend und voller Vergnügen und Lustbarkeiten, jetzt — Invaliden-Etablissement. Südlich in Brunswick, auf einer vorschießenden Spitze ist Belle Vue gelegen, ein Pavillon und schöner Park; hier ist Seidenzucht und Maulbeerplantage, welche unter dem Schutze der Kronprinzessin stehen. Der östliche Strand hat mehrere schöne Stellen; Albano, Kräfteriket, wodurch der Weg zum Thiergarten führt, Frascati und Tivoli. Am letzten Orte haben die Schweden dem größten musikalischen Genie, welches in Schweden lebte, Kraus, eine Art Monument errichtet, das jetzt zerfallen und mit Moos überwachsen ist.

Kunghoim. Eine Insel westlich von Norrmalm, umgeben vom Mälar und der Körstrands-See, ist jedoch nur zum kleinsten Theile der Stadt zugetheilt; es macht eine Gemeinde aus. Die Kirche ist 1673—1688 erbaut; der Thurm aber ist aus neuerer Zeit. Schöne Altartafeln von Westin. Auf Kungsholm ist zu bemerken: das große Serafinen-Lazareth 1752 eingerichtet; das Karolinische Medico-chirurgische Institut, errichtet 1823; das Garnisons-Krankenhaus, ein großes kostbares Gebäude, begonnen 1816. Owens mechanische Werkstätte dürfte endlich nicht zu vergessen seyn. Kungsholm ist bergig, in dem Theile, welcher nicht zur Stadt gehört, sind mehrere schöne oder merkwürdige Stellen, wie Marienberg, mit einer großen militärischen Unterrichtsanstalt, welche mit Recht Militär-Akademie genannt werden könnte; und Hornsberg, des großen Gustav Horns Eigenthum.

(Fortsetzung folgt.)

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Einfuhr.

Die Angloamerikaner, Engländer und Chinesen versehen den Markt von Manilla. Die französische Flagge sieht man nur ein- oder zweimal im Jahre und die übrigen in großen Zwischenräumen. Die Artikel haben eine gewisse Dirität, das Klima erlaubt nur den Gebrauch gewisser Zeuge, und der dortigen Gesichtsfarbe stehen nicht alle Farben an: gelbe oder matte Farben würden den dortigen Brünetten nicht gefallen. Um den Verkehr zu berechnen, muß man die dortige Art sich zu kleiden in Betracht ziehen. Die Spanier und europäischen Ausländer gebrauchen Stoffe von weißer Farbe oder wenigstens weißem Fond; die Männer zum Frack und Caputrock schwarze oder blaue Kubik oder sonstige leichte feine Wollenzeuge, nur das Militär gebraucht Tuch zu den blauen Uniformen mit weißen und rothen Aufschlägen. Die Frauen gehen in die Kirche in derselben Kleidung, die sie zu Hause tragen, nur daß sie den Kopf mit einem Tuche bedecken, der Verbrauch von Mantillen ist daher gering, aber der Spitzenzeug, dort Barcelona genannt, findet guten Absatz, weil sie davon Tücher machen, die sie nach ihrem Geschmack sticken. Auch gebrauchen die Frauen sehr wenig den Hut, den Regen- oder Sonnenschirm, den Handsack oder Ridicul und selten die Handschuhe, weil der Gebrauch von Fuhrwerken sehr häufig ist. Feine und leichte Männerhüte von schwarzer und weißer Farbe werden gut verkauft. Das Weißzeug ist meistens von Baumwolle. Hemden von Leinwand haben den Nachtheil, daß sie den häufigen Schweiß auf dem Körper erkalten lassen, doch wird Leinenstoff zu Bettzeugen und vorzüglich zu feinen Schnupftüchern gebraucht. Die Geistlichkeit zu Kleidern, Meßgewändern u. s. w. gebraucht inländische Stoffe und einigen chinesischen Seidenzeug. Die Einheimischen gebrauchen Baumwollenzeuge vom Lande und von Madras; die Zeuge von roher Baumwolle (coco crudo), die sie zu Hemden und Beinkleidern blau färben, haben die chinesischen Stoffe verdrängt. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Seidenzeuge und die Leinenzeuge von Amoy und Canton durch die Chinesen, die Stoffe von Baumwolle, Zwirn und Wolle durch die Europäer und Nordamerikaner, und einige Baumwollenzeuge zu Weiberröcken und Tüchern (cambayas und pannuelos de costa) durch die Armenier von Madras, letztere meistens unter spanischer Flagge eingeführt werden. Die Zölle sind zu 14, 25, 30 und für fertige Kleidungsstücke und einige andere Artikel zu 50 Procent berechnet.

Es wäre zu weitläufig, die Quincaillerie-, Metall- und Eßwaaren und die Schiffseffecten anzuführen, die aus Europa und China herbeigebracht werden. Die Chinesen bringen eine ungeheure Menge Papier, das nicht nur zum Schreiben, sondern mehr noch zu Papier-Cigarren verbraucht wird, auch Papier von Japan und Flußpapier. Sehr gemein unter den Einheimischen wird der Gebrauch von Payos oder papiernen Sonnenschirmen, die man auch Payos de Portugal nennt, weil sie von Macao herkommen. Baumwollengarn bezahlt 30 Proc., ausgenommen von gelber, rother, grüner und Rosenfarbe, welche zollfrei ist. Die Schiffsartikel kommen meistens aus Europa, außer Segeltuch von Bengalen und Seilwerk von Kokosfäden (cairo); das Seilwerk von Hanf zu todten Werken muß über 4 Zoll dick seyn, denn für das dünnere laufende Seilwerk gebraucht man den inländischen Hanf. Diese Artikel

Digitized by Google

bezahlen 14 Proc. und das Segeltuch von Bengalen 25 Proc. Die Eß- und Trinkwaaren bezahlen als Maximum 40 Proc. unter einheimischer oder spanischer und 50 Proc. unter fremder Flagge, doch sind Champagnerwein, Cider, dann Castanien, Nüsse und Bienen aus China, Schinken von Europa und China, Butter und Käse nur mit 7 und 14 Proc. nach der Flagge belegt.

Ausfuhr.

Die Ausfuhr nach Spanien begreift nicht nur die oben angezeigten philippinischen Producte, sondern auch chinesische und indische natürliche und Manufacturerzeugnisse. Der Ballast ist gewöhnlich Siboreo, der Keller wird mit Zucker ausgefüllt, und unter dem Verdeck Baumwolle, gesalzene Häute, Indigo, Schildkröte, Cassia u. dgl. angebracht. Die Franzosen holen einigen Indigo, die Nordamerikaner viel Abaca, die Chinesen Zucker, Siboreo und Tintarron, alles von schlechter Qualität und überhaupt alles, was wohlfeil ist, ohne daß sie darum unterlassen theure Artikel, z. B. Vogelnester, Balate, Schildkröte u. dgl., zu laden. Die Fremden bedienen sich, nachdem sie ihre Ladung in Manilla gelassen, des Privilegiums, welches der Reis in China genießt, um mit diesem Artikel den Fluß von Canton hinaufzufahren, ohne das Ausmessungsrecht zu bezahlen. Man hat öfters vorgeschlagen, die Reisausfuhr nur unter spanischer Flagge zu erlauben, aber die Furcht, diesen Anbau zu beeinträchtigen, hält von dieser Maaßregel ab. — Eine sehr nützliche Verbesserung ist die beabsichtigte Gleichförmigkeit der Maaße und Gewichte, da die Canta bisher fast in jeder Provinz verschieden ist, und eine Normalform für die Zuckerhüte in Pampanga u. s. w.

Wir wollen noch einige Bemerkungen über den Handel von Manilla insbesondere hinzusetzen.

Der Hauptsitz des Handels ist in den Vorstädten Binondo und Santa Cruz, die Häuser sind dort kühler und theurer als in der Stadt. Die drei Hauptplätze und Straßen von Kaufgewölben sind die Escolta, Quincaillerie- und Merceriewaaren von Europa und China ausschließlich in Händen der Chinesen; die schöne Straße bei Nasario, rechts die Stoffe von Chinesen und Mestizen, welche sehr leutselig und verständig sind, links die Quincaillerlewaaren von China, ausschließlich von Chinesen; man nennt diese Waaren Chucherias, ein Ausdruck, der in Spanien überhaupt Zierliches und Ueberflüssiges sowohl in Effecten als Eßwaaren bedeutet; endlich die Straße San Fernando mit Gewölben von Chinesen und Mestizen, welche Cambayas, Nipis, Tapis, Hüte, Petates u. dgl. Manufacturen aus dem Lande verkaufen. Es gibt auch bewegliche Läden und chinesische Colporteurs. Die Chinesen sind friedsame Leute, die sich zu helfen und die zu leben wissen; völlig unfähig zu offenem Widerstande; man begreift nicht, wie sie ehemals Aufruhre wagten, die selbst die Hauptstadt in Gefahr setzten, freilich mochten sie damals zahlreicher seyn — was sie recht gut verstehen, ist die Art, durch Verschmitztheit ihre Absicht zu erreichen und den ihnen nachtheiligen Verfügungen auszuweichen. Es ist ihnen eigentlich nur erlaubt Ackerbau zu treiben, aber nur sehr wenige bearbeiten Feuchtgärten. Die übrigen Fremden dürfen sich nicht dem Kleinhandel widmen, und man hat noch neuerlich (1841) gesehen, daß man sie im Kauf und Verkauf verschiedenen Plackereien unterwirft; eigentlich dürfen sie sich nur mit besonderer königlicher Erlaubniß dort aufhalten, und noch jetzt gibt man ihnen nur zeitweise Aufenthaltsbewilligungen, obgleich diese unter verschiedenen Vorwänden leicht verlängert werden. Der Generalcapitän ist die natürliche Obrigkeit der Fremden und selbst ihr Richter in erster Instanz. Die Franzosen und Nordamerikaner haben Consuln, aber mit sehr beschränkter Gerichtsbarkeit.

Die Ladungsverzeichnisse werden in der Douane in spanischer Sprache eingegeben, nur die chinesischen Champans sind von dieser Förmlichkeit befreit. Der Termin ist 20 Tage. Wenn ein Schiff ausläuft und vor 15 Tagen, und ohne einen fremden Hafen berührt zu haben, wieder einläuft, kann es seine Ladung zollfrei einführen. Absurd ist die Verfügung, daß die Effecten und Erzeugnisse spanischen Ursprungs, wenn sie von einem ausländischen Hafen herkommen, gleichen Zoll mit den fremden Effecten bezahlen müssen. Die Schiffe ankern während des Nordostmussons in der Bucht eine halbe Meile vom Lande, während des Südostmussons in dem Hafen von Cavite in der nämlichen Bucht, wo aber die Schiffsartikel theurer sind als in Manilla, woher sie gebracht werden. In den Fluß können nur Schiffe einlaufen, die unter 11 Zoll im Wasser gehen, doch wird das neue Dampf-Pontonschiff die Sandbank dieser aushöhlen. Die Brücke über den Pasig verhindert die Ausfahrt oder wenigstens die bequemere Stellung der Schiffe; man hat vorgeschlagen, einen Theil derselben beweglich zu machen, aber diese Sache, die im Lande selbst abgethan werden sollte, ist noch bei der Regierung zu Madrid anhängig. Die Stadt und die Schiffe gewännen dabei, und die kleinern könnten selbst die Laguna de Bay erreichen, welche rings mit Ortschaften umgeben ist und Stoff zu einem ausgedehnten Verkehr mit der Hauptstadt geben würde. Dieselbe Verzögerung erleidet die Errichtung einer Bank, die in Manilla so nothwendig wäre.

Es gibt keine autorisirten Unterhändler oder Mäkler; man bedient sich der Indier und Mestizen, die sich darauf verlegen und praktische Kenntnisse besitzen.

Der Wechselumlauf ist unbedeutend. Der Curs auf London stand im März 1837 auf 4 Sch. 9 P. für den Thaler auf 6 Monate Sicht, d. h. auf 50 Proc., welches außer dem Mangel eines Umlaufmittels daher kommt, daß England jährlich eine halbe Million Thaler als Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr zu bezahlen hat; die Wechsel auf China auf 15 und 30 Tage Sicht gewinnen 2 bis 3 Proc.

Was die Philippinen durch den Verkauf des Opiums in China gewinnen könnten, kann man daraus abnehmen, daß China jährlich über 16 Millionen Thaler Werth verzehrt, und daß ein Avisa von Canton nach Manilla nur 8 bis 10 Tage, nach Calcutta aber 30 bis 40 braucht. Der Anbau ist neuerlich erlaubt, aber nur in der Nähe von Manilla, wo der Boden nicht dazu taugt und unter Aufsicht der Zollwächter auch fordert man 25 Proc. Ausfuhrzoll, woraus erhellt, daß die Absicht war, das alte Verbot indirecterweise beizubehalten.

Geographische Forschungen d'Abbadie's in Nordafrika. In dem neuesten Briefe d'Abbadie's aus Adwa in Abyssinien vom 3 Jun. 1842 (s. Bull. de la soc. de géogr. Nov.) gibt er Nachricht von der Art, wie er einen mohammedanischen Pilger aus dem westlichen Afrika über das Innere der verschiedenen Länder ausfragte. Die nähern Umstände, die derselbe angab, betreffen namentlich das Land Schingethi oder Schanguit, das im Süden von Marocco liegt. Abbadie gab ihm einen offenen Brief an die französischen Consuln in den Barbareskenstaaten und namentlich zu Mogador, und versprach ihm eine kleine Geldbelohnung, wenn er zu diesem gehe, seinen Brief vorweise und sich über die Reise von Abyssinien quer durch Afrika hindurch gehörig ausfragen lasse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1843.

Bewegungen in Südafrika.

Vor zehn Jahren sind die und da einzelne Reisende tiefer ins Land nordwärts vom Gariep oder Oranjefluß vorgedrungen, seit dieser Zeit aber mehren sich die Reisen, die durch die Ansiedlungen der Missionäre nicht wenig begünstigt werden. Nichts hat indeß die Kenntniß Südafrikas mehr gefördert, und nichts wird im Laufe weniger Jahrzehnte zur Civilisirung der dortigen Stämme mehr beitragen, als der bekannte, viel besprochene Zug der holländischen Boeren über die Gränze. Durch die Festsetzung derselben, theils westlich von der Quathlambakette an den obern Zuflüssen des Gariep, theils östlich derselben gegen Port Natal hin sind die brittischen Interessen, welche bisher nur etwa bis 32° S. Br. oder bis an die eigentliche Colonialgränze reichten, mit einemmal um 6 bis 7° weiter nordwärts gerückt worden, und die Missionäre dringen immer tiefer ins Land ein, so ein Dr. Livingston, ein Missionär der Londoner Societät, der wohl den Wendekreis überschritten haben muß, wenn den bis jetzt davon gegebenen zerstreuten Nachrichten recht zu trauen ist. Die Engländer haben auch bald eingesehen, daß sie der Bewegung, welche durch die ausgewanderten Boers über die einheimischen Völker gekommen ist — welche, gelegentlich bemerkt, bis über den Wendekreis hinaus nur Eine Sprache, wenn auch in verschiedenen Dialekten reden — nicht fremd bleiben können, und sie haben damit angefangen, die Boeren von Port Natal wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen.

Dieß ist jedoch nur bis zu einem sehr geringen Grade gelungen, denn von den Unterwerfungsbedingungen derselben ist bis jetzt nur eine einzige — die alsbaldige Herausgabe aller gefangenen Engländer — erfüllt worden, die Rückgabe des von den Boeren weggenommenen Eigenthums ist nicht erfolgt, und die Kanonen, welche sie ausliefern sollten und deren sie jetzt sieben haben, sind nicht ausgeliefert worden. Zudem haben die Engländer die Unabhängigkeit der Boeren indirect anerkannt, indem die Gerichtsbarkeit der englischen Behörden zu Port Natal sich nur auf drei englische Meilen um diesen Platz erstrecken soll, während der Hauptort der Boeren, Pietermauritzburg, 20 bis 24 Stunden im Innern liegt. Im Wesentlichen ist durch die beiden englischen Expeditionen gar nichts bewirkt worden, als daß die zweite die dem Unterliegen nahe Truppe Capitän Smiths wieder befreite, und daß Port Natal wieder besetzt wurde, der Verkehr mit fremden Ländern und Völkern also den Boeren abgeschnitten ist. Ob dieß ein Vortheil oder ein Nachtheil sey, fällt mit der Frage zusammen, ob es besser für die Engländer sey, die Boeren zu Freunden oder zu Feinden zu haben. Ließ man den Boeren Port Natal und den Handel frei, so würden sie die Freunde der Engländer und ihre Verbündeten gegen die rohen Stämme; entreißt man ihnen Port Natal und sperrt den Verkehr zur See, so sind die Boeren die Verbündeten der Kafferstämme an der Gränze gegen die Engländer.

Letzteres Verhältniß hat sich noch nicht ausgebildet, ist aber für die Zukunft unzweifelhaft; vorerst haben die Boeren an den Zulas, welche, von den Engländern aufgereizt, über sie herfielen, Rache genommen, ohne daß die Engländer es hindern konnten. Jetzt hat eine zweite Bewegung begonnen. Jenseits der Gränze der Colonien haben sich seit etwa 15 Jahren eine Anzahl Bastaarden (Mestizen) unter dem Namen der Griquas niedergelassen.*) Diesen, welche von den Boeren unter einem ziemlich harten Druck gehalten worden waren, hatten die Engländer zur Freiheit verholfen, natürlich also waren sie den Engländern geneigter als den Boeren, obgleich sie die Sprache der letzteren sprechen. Als Oberstlieutenant Cloete die zweite Expedition gegen die Boeren von Port Natal führte, begannen die Griquas Feindseligkeiten gegen die Boeren an den oberen Zuflüssen des Gariep; wie weit diese gingen, ist nicht bekannt, jetzt aber trifft die Nachricht ein, daß die Boeren mit Macht gegen ihre Feinde aufgebrochen seyen, und das Ende dürfte wohl seyn, daß die Griquas unterliegen und wenn nicht aufgerieben werden, doch aus diesem Landgebiete sich in die weit unfruchtbarern Striche mehr gegen Westen entfernen müssen. Zugleich soll der Colonie ein neuer Kafferkrieg drohen, und in diesem Falle darf die englische Regierung nur sehr we-

*) Siehe Missionsarbeiten und Lebensbilder in Südafrika Nr. 285 ff. vom vor. Jahre.

Digitized by Google

nig auf die noch innerhalb der Gränzen zurückgebliebenen Boeren rechnen, da diese, durch frühere Erfahrungen belehrt, sich weigern werden, in größerer Anzahl gegen die Kaffern zu ziehen, und will man sie zwingen, so werden sie mit ihren bereits ausgewanderten Brüdern sich vereinigen; kurz die englische Regierung hat kein Mittel in Händen, die holländische Landbevölkerung auf die Dauer in Schranken zu halten und zur Unterwerfung zu nöthigen, sie müßte denn eine Militärmacht auf dem Cap unterhalten, die mit der Wichtigkeit der Colonie in gar keinem Verhältniß stünde.

Die feindselige Stellung der bereits ausgewanderten Boeren gegen die Engländer ermuntert die Kaffern in doppelter Hinsicht: erstens haben sie nicht mehr zu fürchten, daß ein Zulakönig, wie Chaka oder Dingaan, sie im Rücken angreife, und zweitens haben sie von den Boeren aus ganz natürlichen Gründen eher Vorschub als Feindseligkeiten zu erwarten. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Kaffern in der Nähe der Colonie seit dem letzten Kriege im Jahre 1826 ein baldes Reitervolk geworden und die Feuergewehre unter ihnen jetzt ganz gewöhnlich sind. Beides muß den Engländern einen Kampf mit ihnen ohne Vergleich schwieriger machen, als früher.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Ladugardsland (sprich Ladugohrsland). Dieß schließt sich im Westen an Norrmalm, im Norden und Osten umgibt es den Thiergarten, im Süden wird es von der Saitzee begränzt. Bildet eine Gemeinde. Zur Kirche wurde der Grund 1638 gelegt, alles vollendet erst 1730—1737: Ladugardsland ist regelmäßig angebaut. Bemerkenswerth: Frederikshof, ehemaliges königliches Lustschloß, zuerst erbaut von J. de la Vallée 1656, von neuem angelegt von Friedrich I 1733, und hinzugebaut von Adelkranz für Gustav III, dessen Mutter Luisa Ulrike es zum Winterpalast hatte. Nachher von 1793 bis 1802 Arsenal, jetzt Caserne der Svea Leibgarde zu Pferde. Nebenan die von Gustav IV Adolph für diese Garde erbaute Caserne; außerdem drei anderweitige Casernen; Artilleriehof mit Zeughaus und Magazinen. Veterinäreinrichtung; der Hopfengarten, gehörig einer Privatgesellschaft, war ein angenehmer Promenadeplatz. Das Ladugardsland hat schöne Umgebungen, nämlich Stockholms berühmtesten und lieblichsten Promenadeplatz, den Thiergarten, wozu auch das Viehhofsfeld gehört, einen Exercirplatz und ist bekannt durch die jetzt fast jährlich hier stattfindenden Lustlager. Von Ladugardsland geht eine Brücke zum gewöhnlichen, in eingeschränkter Bedeutung sogenannten Thiergarten, welcher eine Halbinsel bildet, im Norden begränzt von einer Bucht der Saitzee, (Thiergartenbucht) und vom Ladugardsfeld, im Westen, Süden und Osten umgeben von der Saitzee. Die Natur des Thiergartens ist wild, reich an Naturschönheiten und mannichfach wechselnden Aussichten, zwischen Bergpartien sind angenehme Flächen eingestreut. Der Thiergarten hat diesem Jahrhundert seine Verschönerungen und Anlagen zu danken. Zwischen den Anlagen in dieser von der Natur so angenehmen Gegend befindet sich: Rosendahls Lustschloß, vom jetzigen König angelegt; hier Blumenparterre und vor dem Schlosse eine große Porphyrvase von Elfthal, 42 Fuß im Diameter und 155 Centner an Gewicht: Manilla mit Mannheim und Friedheim (Manhem, Friedhem) woselbst vom Protokollsecretär Borg Institute für Taubstumme und Blinde eingerichtet worden sind. Listonhill, Täckandden (reizende Spitze), Bischofsudde, Waldemarsudde u. a. m., sind reizende Landstellen auf dem südlichen Strande. Im Südwesten ist der Thiergarten beinahe gleich einer Stadt bebaut; Schiffswerft (Skeppshoarf); außen vor dem südlichen Strande die Insel Beckholm. Auf dem nördlichen Strande befindet sich: Sirinshof, Framnäs, Fjellsten, Blaporten (Blan-Thor), ein sehr besuchtes Wirthshaus und mehrere Stellen. Weiter im Osten liegt die Heilquelle des Thiergartens mit zwei Quellen von ungleicher Stärke, die schwächere bekannt seit 1800 wie man sagt, die stärkere entdeckt 1750. Am Wege nach Rosenthal ist eine Büste des ausgezeichnetsten schwedischen Nationaldichters Bellmann aufgestellt worden; diese wurde am 26 Julius 1829 eingeweiht und zum Gedächtnisse dieses Tages wird jährlich ein Fest im Thiergarten gefeiert. Dort befindet sich auch ein Theater. Das Ladugardsfeld ist eine große Fläche, woselbst alljährlich die Landesbewaffnung in den Waffen geübt wird. Von dieser großen Fläche erhebt sich der Königinberg (Drottningsberget), mit Pavillons für die königliche Familie, um die vorfallenden Manövers zu beschauen. Bei der Ueberfahrt vom Ladugardsland nach dem Thiergarten liegt das Forstinstitut. Nördlich um das Ladugardsfeld, aber zum Thiergarten gehörig, befinden sich mehrere bekannte Stellen: die Eulenbucht (Uggeloiken) mit einer Quelle, Skuggan (der Schatten), Ropsten (Russtein), Fiskaretorpet (die Fischerfrohnstelle) mit Karls XI Fischerstube u. s. w.

Skeppsholm und Kastellholm, zwei Inseln zwischen Norrmalm und dem Thiergarten. Bei Skeppsholm ist die Station für die Stockholmsche Escadre der Schärenflotte, es befinden sich daselbst Stallgebäude und Casernen, Zeughaus und Vorrathshaus; eine unvollendete steinerne Kirche ist in den letztern Jahren in eigenthümlichem Style aufgeführt worden. Skeppsholm ist durch eine 40 Ellen lange Holzbrücke mit Norrmalm vereinigt; die Gänge der Insel sind mit Bäumen bepflanzt, unter denen im Sommer vielbesuchte Promenaden stattfinden; derselbe Fall ist es mit dem kleinen, hübschen Kastellholm, wohin man von Skeppsholm auf einer Holzbrücke gelangt. Auf der Höhe der Bergklippe, aus welcher diese Insel besteht, befindet sich eine Citadelle, von wo aus die einlaufenden größern Fahrzeuge salutirt werden und wovon die Insel ihren Namen hat.

Strömsborg, Stromburg, ist eine kleine Schäre (Klippe) im Mälar, westlich von Helge-Ands-Holm; es ist ein Steinhaus umgeben von Baumpflanzungen.

Helge-Ands-Holm (heilige Geist Insel) oder Stallholm im Nordstrom, gehört unter Norrmalm; hier befindet sich der königliche Stall — *) die Polizeikammer; der Stall ist

*) Damit ich bei keiner Polizeibehörde Anstoß gebe, muß ich mich hinsichtlich dieses Gedankenstrichs verwahren; derselbe ist von

Digitized by Google

ein großes Gebäude, nach einer Zeichnung des Grafen Teſſin errichtet 1696. Durch die große, neue Norddrücke, gebaut von Palmſtedt 1787—1797 iſt der Helge-Ands-Holm mit Norrmalm vereinigt; der Theil der Brücke, welcher die Inſel mit der eigentlichen Stadt vereinigt, wurde ſpäter vollendet. Unterwärts der Brücke am Strome, auf der Seite der Salz-See, iſt ein ſchönes, mit Bäumen bepflanztes Parterre, in ſpätern Jahren angelegt. Dieß wird durch einen kleinen Canal, über welchen eine Eiſendrücke führt, in zwei Theile getheilt; oben auf der Brücke iſt ein Bazar.

Die eigentliche Stadt; auf einer Inſel zwiſchen dem Nord- und Südſtrom, im Weſten begränzt vom Mälar, im Oſten von der Salz-See; die größte Zier der eigentlichen Stadt iſt das herrliche, königliche Schloß, erbaut von Schwedens größtem Architekten, Grafen N. Teſſin. Das neue Schloß wurde zu bauen angefangen unter König Karl XI; allein nach dem Tode des Königs brannte ſowohl das Neuaufgebaute als auch das noch vom alten Schloſſe Stehende ab. Nach neuen Entwürfen des Grafen Teſſin wurde mit einigen Veränderungen der Bau des jetzigen Schloſſes 1728 begonnen. Nach dem Tode des Grafen Teſſin führte die Oberaufſicht des Baues deſſen Sohn Graf C. G. Teſſin und ſpäterhin Baron Harlemann, bis das Schloß ſo vollendet wurde, daß die königliche Familie 1753 daſelbſt einziehen konnte. Dieſes Schloß iſt eines der ſchönſten, die man nur finden kann, belegen auf einer Höhe faſt im Mittelpunkte der Stadt; die Lage iſt dieſelbe des alten Schloſſes und der alte Schloßgraben, welcher ſo tief war, daß Schiffe darin ſegeln konnten, iſt als Gewölbe unter dem neuen Schloſſe beibehalten worden. Den Aufgang zum Schloſſe auf der nördlichen Seite bildet ein ſogenannter Löwenrücken (Rampe), welcher in ſpätern Zeiten erweitert und mit Granit verkleidet wurde, auf der öſtlichen Seite nach der See iſt ein Parterre (eine Gartenanlage). Außer dem Raume für die königliche Familie und den Hofſtaat befindet ſich noch im Schloſſe: die Schloßkirche; der Reichsſaal, woſelbſt jetzt die Trophaen verwahrt werden, welche im Kriege den Feinden abgenommen wurden; das Reichsarchiv; die königliche Bibliothek und das Muſeum; die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte und der Alterthümer; das Cabinet für auswärtigen Briefwechſel; die königliche Kanzleidirection; des Hofkanzlers Expedition; das Oberintendanten-Amt, das höchſte Domcapitel u. ſ. w.

Die Kirchen der eigentlichen Stadt ſind: die Hauptkirche (Stor Kirkan) in Stockholm, erbaut von Birger Jarl zur ſelben Zeit wie die Stadt, verändert von Guſtav I, hatte einen hohen, ſpitzen Thurm, welcher 1736 niedergeriſſen wurde, worauf der Thurmbau von Karlberg ausgeführt wurde wie er jetzt iſt. Reiche Altartafeln mit Silber und Elfenbein; das größte Orgelwerk im Reiche. Die deutſche Kirche, erbaut unter Johann III, vollendet 1619; deren Spitzthurm iſt 111 Ellen hoch. Die finniſche Kirche; eine reformirt franzöſiſche Kirche und eine Synagoge. Ausgezeichnete Gebäude ſind die Bank, erbaut von Teſſin 1680 am Eiſenmarkt; der mittelſte Theil 1710 hinzugebaut, die Façade an der Schiffsbrücke von Harlemann 1783. Ritterhaus nach dem Entwurfe von Jean de la Valée, aufgeführt 1648 bis 1680. Oberſtatthalterhaus, für ſich ſelbſt vom Grafen Teſſin erbaut, ſpäter von der Stadt angekauft. Rathhaus, ehemals das Haus des Reichsſchatzmeiſters Bonde, brannte 1753 ab, wurde jedoch ſpäter wieder aufgebaut und mit zwei neuen Flügeln verſehen; hier werden die Schlüſſel der Stadt verwahrt. *) Die Börſe, 1767 bis 1776 von Adelkranz erbaut. Das Poſthaus, ein Bauwerk aus neuer Zeit. Von Statuen ſind aufgeſtellt: Guſtav I auf dem Ritterhausmarkte, modellirt von L'Archeveque und aufgedeckt 1774; Guſtav III an der Schiffsbrücke, modellirt von Sergel, aufgedeckt 1808; eine Seltenheit **) iſt außerdem der Obelisk am Schloßhügel. Der öſtliche Theil der Stadtinſel wird von der Schiffbrücke gebildet, mit dem großen, vortrefflichen Hafen; die Häuſer auf dieſer Stadtſeite ſind groß und gut gebaut. Die Schiffbrücke wurde 1733 von Stein erbaut und nachher mit Bäumen bepflanzt, welche jedoch nicht gediehen, weßhalb ſie ſpäter weggenommen wurden; ***) Hier befindet ſich das Packhaus, das Waaghaus, das Hafencapitän-Comptoir und eine Menge Handels-Comptoirs. Auf der weſtlichen Seite der Stadt befinden ſich der Kornhafen und die Münzbrücke, beides Hafen und Landungsplätze. Im Süden liegt die rothe Schleuße von Polhem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut.

(Schluß folgt.)

Sklavenempörungen auf Jamaica.

(Nach dem United Service Magazine.)

Aus der „Military history of Jamaica by Lieutenant-Colonel Wilkie“ erfahren wie, daß in Jamaica vom Jahre 1678 bis 1832 nicht weniger als 25 Neger-Revolten ſtattgefunden haben, nämlich: 1678, 84 und 85, 1702, 17, 34, 36, 39, 45, 59, 60, 65, 66, 69, 71, 77, 82, 95, 96 und 98, 1803, 07, 09, 21 und 32. — Die bedeutendſten wollen wir mit einigen Worten etwas näher charakteriſiren. 1736 hatte ſich unter einem berüchtigten ſchwarzen Chef, Namens Cudjoe, eine große Räuberbande organiſirt, aus lauter Negerſklaven beſtehend, die von ihm den Namen Maroonen erhielten, und nach Aufhebung ihres Hauptmannes durch Capitän Sadler gewiſſermaßen als Hülfstruppen der Armee betrachtet wurden. — Die Verſchwörung von 1745 hatte nichts Geringeres zum Zweck, als die gänzliche Ausrottung aller Weißen auf der Inſel

---

mir nur getreu aus dem ſchwediſchen Original überſetzt, und es iſt alſo dem Verfaſſer, Herrn Schulz, das Zuſammentreffen der Polizei und dem königlichen Stalle aufgefallen — bei mir war dieß nicht der Fall! T. W.

*) Gute Notiz für diejenigen, welche ſich nicht in Stockholm finden können. T. W.

**) Sällſamhet heißt Seltenheit, aber auch Sonderbarkeit, Seltſamkeit; ich habe die erſte Bedeutung angenommen, ohne dem Verfaſſer dadurch vorgreifen zu wollen. T. W.

***) Man iſt demnach in Stockholm klüger als in Petersburg, wo man die Kümmerlichkeit der Baumpflanzungen an manchen Orten vor Augen hat, und dennoch fortfährt die Natur bezwingen zu wollen. Die ſtummen, krüppelhaften Bäume ſprechen lauter und wahrer den herrſchenden Geiſt aus, als viele in- und ausländiſche Beſchreibungen. T. W.

Digitized by Google

sie ward glücklicherweise kurz vor Ausbruch durch eine schwarze Kinderwärterin verrathen. Nicht so glücklich ging es im Jahre 1760, da um Ostern die Sklaven eines Hrn. Forrest, unter Leitung zweier Coromantin-Neger, Namens Jacky und Jamaica, sich des Forts von Port-Maria nebst Geschütz und Munition bemächtigten und bei dieser Gelegenheit alle daselbst zu einem Gastmahl versammelten Weißen ermordeten. Obgleich der Vicegouverneur Moore selbst mit zwei Regimentern und den jetzt mit ihnen verbündeten Marroonen gegen die Empörer auszog, blieb der Kampf lange unentschieden. Der Gouverneur sah sich genöthigt auf den Kopf eines jeden Rebellen einen Preis zu setzen, was bei dem treulosen Charaktee vieler Neger nicht ohne Erfolg blieb. Spätee wäre der Gouverneur beinahe das Opfer seines zu großen Eifers beim Recognosciren geworden; Geistesgegenwart und Sicherheit im Pistolenschießen retteten ihn. Als endlich nach vielen erbitteeten Kämpfen die Rebellion ganz unterdrückt war, zeigten sich leider die Sieger so grausam, daß man zu dem Glauben berechtigt ist, der wilde rachsüchtige Sinn der rohen Neger habe die Weißen angesteckt. 400 der Rebellen wurden auf scheußliche Weise zu Tode gemartert, 600 nach Honduras transportirt, was freilich auf den Bestand der Sklaven wenig Einfluß haben konnte, denn ihre Gesammtzahl belief sich damals auf circa 167,000 und die jährliche Zufuhr nach Jamaica auf 16,000. — Der Maroonenkrieg von 1795 ist eine historisch bekannte Begebenheit; die spätern Revolten aber waren fast alle direct oder indirect die Folge von Discussionen über die Abschaffung des Sklavenhandels; doch die furchtbarste von allen war die von 1832, oder genauer bezeichnet von Weihnachten 1831. Der 27 Dec. war, wie üblich, zu einer Musterung aller Sklaven anberaumt; obgleich einzelne Widersetzlichkeiten schon stattgefunden und schlimmere Gerüchte sich verbreitet hatten, waren alle Sklaven auf dem Platz, worauf ihnen, wie gewöhnlich, der nächste Tag freigegeben ward, aber schon bei Sonnenuntergang desselben Tages brach die verhaltene Wuth hervor. Alle Zuckerpflanzungen in der Umgegend der Montego-Bay standen plötzlich in hellen Flammen. Die Miliz trat sofort zusammen; am folgenden Tag war keine Spur von Brandstiftern zu finden, doch Abends stand weiter in anderer Richtung alles in Feuer, und mehr als 3000 Neger hatten sich auf dem Greenwich-Berge an der Mündung des Flusses in die Bay verschanzt. Ihr Oberbefehlshaber war ein Neger, Namens Sharp, ein zweiter Befehlshaber ward Colonel Gardiner genannt, ein dritter Dove. Die schnell herbeigezogenen Truppen griffen den Punkt in geschlossenen Colonnen von zwei Seiten an, fanden aber zu ihrem Erstaunen keinen Widerstand — und auch keinen Feind, sondern nur eine alte lahme Negerfrau, die emsig beschäftigt war in vielen eisernen Töpfen ein reichliches Frühstück zu bereiten, in der Hoffnung, daß die plündernden Soldaten sofort darüber herfallen würden; man fand dieß jedoch nicht gerathen, und es ergab sich bald, daß alle Speisen stark vergiftet waren. Die Beschreibung des grausamen Kampfes, der sich jetzt über die ganze Insel verbreitete, würde ein ganzes Buch füllen. Am 3 Februar entschloß sich Lord Belmore in einer Proclamation allen, die binnen 10 Tagen ruhig zu ihren Pflanzungen zurückkehren würden, Amnestie zu verheißen. Es meldeten sich nur wenige, nachdem aber Lord Belmore diesen persönlich ihre Lage und Ansichten einzeln genau geschildert hatte, vermochten sie ihre Genossen gleichfalls zurückzukehren. Darauf erklärten sie, im Allgemeinen keinen Grund zu besonderer Klage gehabt zu haben, aber die Baptisten-Missionäre hätten ihnen gepredigt: „sie sollten nicht zweien Herren dienen, — sie sollten das Joch der Sklaverei nicht tragen, — sie sollten in Wahrheit frei seyn" u. s. w. Auch habe man ihnen gesagt, der Gouverneur hätte ihre Freiheitserklärung schon erhalten, diese werde aber von den Weißen zurückgehalten, und sie hätten kein anderes Mittel frei zu werden, als Verbrennung der Wohnungen und Plantagen. Man schenkte diesen Angaben willig Glauben und nannte sogar diese Empörung „die Baptisten-Insurrection." — Der Unparteiische wird es aber begreiflich finden, wenn einerseits die reuig wiederkehrenden Neger jeden Vorwand ergriffen, um die Schuld von sich auf andere zu wälzen, andererseits die vielleicht unvorsichtig gewählten Texte der Missionspredigten von manchen Negern wirklich mißverstanden wurden. Auch hatte dieß ganze Gerede, obgleich die Klage gegen einen der Missionäre vor die große Jury kam, durchaus keinen Erfolg, weil es an allen glaubwürdigen Zeugnissen und Beweisen fehlte.

Nach diesen wenigen Details kehren wir zu den allgemeinen Bemerkungen zurück. Der Jammer und Schrecken, den alle jene Revolten zur Folge hatten, läßt sich nicht in Worten beschreiben, viel weniger in Zahlen abschätzen. Auch der wirkliche Verlust für die Pflanzer ist gar nicht zu berechnen, da über die verbrannten Gegenstände aller Art keine Angaben vorliegen, und eben so wenig über den Nachtheil der plötzlich stockenden Arbeit bei allen diesen Gelegenheiten. Man weiß nur von einzelnen Empörungen mit einiger Bestimmtheit, was deren Unterdrückung gekostet hat. Die von 1760 und 1832 zusammen etwa anderthalb Millionen. Im Jahre 1830 ward eine Volkszählung in Jamaica gehalten, und es ergab sich, daß der Werth der Sklaven damals ungefähr 36 Millionen Pfund Sterling betrug; somit ist es nicht zu bestreiten, daß die Pflanzer, welche den Sklavenhandel nicht ursprünglich veranlaßten, einen enormen Verlust erlitten haben. Auf der andern Seite ist es gewiß, daß alle Einwohner fortan von der Furcht vor ähnlichen Gräuelscenen befreit sind, denn diese Furcht hing in der That wie das Schwert des Damokles an einem Haar über ihrem Haupt, und eben so gewiß hat Jamaica, als militärischer Posten, durch die Sklaven-Emancipation unendlich viel gewonnen. — Ueber die Verhältnisse der Production dagegen kann uns nur die Zukunft mit Sicherheit belehren.

Miscellen.

Structur des Gangesdelta's. In der geologischen Gesellschaft in London am 16 Nov. las Lieutenant Baird Smith eine umständliche Nachricht über die Bohroperationen, die zu Calcutta vom Jahre 1836 bis 1840 vorgenommen wurden und bis in eine Tiefe von 480 Fuß reichten. Die obern Schichten waren binner Thon, Torf, kalkartiger Thon, Sand, Mergel, Sandstein u. s. w. bis auf etwa 380 Fuß hinab. Die Schichten, die von da an beginnen, stimmen ganz mit denjenigen überein, welche Capitän Cautley am Fuße des Himalaya beobachtete. (Athenäum vom 7 Januar.)

•

Biographia britannica literaria. Von diesem Werke ist der erste Theil, verfaßt von Th. Wright, erschienen und umfaßt die angelsächsische Zeit; die königliche literarische Gesellschaft protegirte dasselbe, und hat es auch großentheils bezahlt. Demnächst soll nun das Werk geschritten und die anglonormannische Periode ebenso behandelt werden. (Litt. Gaz. vom 7 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1843.

Missionsnachrichten aus Texas.

Die „Annales de la Propagation de la Foi" (Nov. 1842) enthalten das Schreiben eines Priesters, Namens Odin, Bischof von Claudiopolis (in part.), aus Texas vom 11 April 1841, also von keinem sehr neuen Datum. Auch kann man eben nicht sagen, daß der Brief viel Neues über das so viel besprochene Land enthalte, und dennoch ist er in mancher Beziehung interessant. Die Bevölkerung des gesammten Landes wird mit Ausnahme der Indierstämme auf etwa 130,000 Menschen angegeben, was natürlich mit den pomphaften Beschreibungen, wie sie einige Engländer vor mehreren Jahren gegeben, nicht sonderlich zusammenstimmt, aber wahrscheinlich der Wahrheit viel näher kommt, denn man darf nur die Zahl der Bewohner in den noch nicht zu Staaten herangewachsenen Territories der Vereinigten Staaten vergleichen, um diese letztere Angabe sehr glaublich zu finden. Interessant ist auch die Angabe der katholischen, d. h. mit andern Worten wohl der spanisch-mexicanischen Bevölkerung, die der Verfasser auf etwa 10,000 anschlägt. Sichtlich, und wenn es gelingt, von nicht geringer Bedeutung, ist das Bestreben der neuen Missionäre, ihre Bemühungen an die der alten Franciscaner unter spanischer Herrschaft anzuknüpfen. Ueber diese sagt der Verfasser: „als die Spanier sich vor mehr als anderthalb Jahrhunderten zuerst in Texas niederließen, gründeten die Franciscanermönche hier mehrere Missionen, um die wilden Stämme zu bekehren und zu civilisiren. Die berühmtesten waren San Antonio, la Conception, San Jose, del Refugio, San Sabas und Nacogdoches; sie wurden alle sehr blühend und zählten bald eine große Anzahl Neubekehrter. Jedes Jahr drangen die verehrungswürdigen Väter tiefer in die Wälder ein, gewannen durch ihre Geschenke und ihr freundliches Benehmen die Indier, und führten sie zu den Stationen, wo sie dieselben nach und nach zur Frömmigkeit und zur Arbeit bildeten. Im Jahre 1812 wurden diese werthvollen Anstalten unterdrückt und jetzt sind es nur noch Trümmerhaufen. Die armen, ihrer geistlichen Führer beraubten Wilden mußten sich zerstreuen, die einen zogen sich nach Mexico zurück, andere fielen unter den Streichen der noch wilden Indier und die übrigen verfielen wieder in Rohheit. Der Eifer, den ich bei der kleinen Anzahl derjenigen fand, die noch im Lande wohnen zeigt hinlänglich, daß sie durch gewandte Hände zur Frömmigkeit erzogen worden waren. Zwei Kirchen, die einzigen welche der Zeit und den neuern Kriegen widerstanden, sind von einer Schönheit, die dem Geschmack und dem Eifer der alten Missionäre alle Ehre machen." Hr. Odin wandte sich an den Congreß, der eben damals zu Austin saß, und bat diesen, dem katholischen Cultus alle ehemals von den Spaniern erbauten Kirchen zu erhalten — eine Bitte, die von dem französischen Geschäftsträger unterstützt und gern gewährt wurde. Wahrscheinlich werden die Missionsanstalten in Europa nach und nach zur Wiederherstellung der Kirchen, die, wie oben erwähnt, bis auf zwei mehr oder minder zerstört sind, beisteuern.

Das größte Hinderniß gegen die Fortschritte des Landes, und zwar ein Hinderniß das hier schwerer als weiter im Osten zu besiegen ist, sind die Indianer, von denen der Verfasser folgende Stammnamen aufzählt: Comanches, 20,000 Menschen, Tonakanies, Lipans, Tankanags, Karankanags, Bidaes, Nacoes u. s. w. Ob sie wirklich, wie Hr. Odin angibt, Menschenfresser sind, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Bei den Karankanags sind sowohl durch Hrn. Odin als durch einen zweiten Priester, Estany, Schritte geschehen sie zu einer Mission zu vereinigen. Von den Comanches, allerdings den wildesten und kräftigsten — und vielleicht am furchtbarsten, weil sie durchaus keinen Branntwein trinken — hofft Hr. Odin fürs erste noch gar nichts; sie sind bekanntlich ein Reitervolk geworden, durchziehen unaufhörlich das flache, schwach bevölkte Land, in welchem die wenigen Städte nur wie sehr sparsam ausgestreute Oasen sich erheben, in Schaaren von vierzig, fünfzig bis zweihundert Mann, und morden alles, was ihnen aufstößt; nur selten führen sie Gefangene fort, und zwar meist Frauen, wie die Pampa-Indianer. Hr. Odin zählte während seines zehnmonatlichen Aufenthaltes in diesem Lande nahe an zweihundert Personen, welche nur allein von den Comanches ermordet worden waren. In den spanisch-mexicanischen Städten findet sich selten eine Familie, welche nicht

Digitized by Google

ein Mitglied durch die Wilden verloren hätte, und unter den Weißen möchte es wohl kaum besser aussehen, namentlich in dem mittlern, flachen, prairieartigen Theil des Landes. An der Südküste freilich, in dem fruchtbaren, aber auch ungesunden Landstrich, wo der Weiße nicht arbeiten kann, wird wohl auch der Indianer der nördlichen Gegenden nur selten erscheinen, und daß die schwachen, dort ursprünglich hausenden Stämme ziemlich untergegangen sind, wissen wir aus andern Berichten.

Stockholm.

(Schluß.)

Auf dem Ritterholm befindet sich die Ritterholmskirche, wie dieselbe jetzt nach dem Brande vom 28 bis 30 Julius 1835 ist, welcher den schönen 146¾ Ellen hohen Thurm zerstörte. Diese Kirche wurde vom König Magnus Ladulas angelegt, als zum großen Graumönchskloster gehörend, umgebaut nach des Klosters Einziehung von Johann III 1561 bis 1589; später hinzugebaut sind die zwei königlichen Grabchöre (das Gustavianische und Karolinische) sehr ungleich zur Architektur. Bei einer Reparatur, welche 1713 in der Kirche angestellt wurde, fand man unter dem Dache auf einer Gewölbmauer mit Mönchsbuchstaben eine lateinische Inschrift, welche Deutsch also lautet:

„Sechs Ursachen des Unglücks in Schweden sind gewesen und sollen bleiben:

1) Eigennutz;
2) Heimlicher Haß;
3) Verachtung der Gesetze;
4) Sorglosigkeit um das allgemeine Beste;
5) Leichtsinniges Vertrauen zu allem Ausländischen;
6) Unauslöschlicher Neid gegen das Verdienst der Landsleute." *)

Die Kirche wurde seit 1807 nicht mehr zum Gottesdienst verwandt und ist jetzt als Grabstätte der schwedischen Königsfamilie anzusehen. König Ladulas und Kael VIII Knutson, nächstdem alle königlichen und fürstlichen Personen seit Gustav Adolf II, nebst mehrern berühmten Feldherren (worunter Torstenson und andere ausgezeichnete Schweden. Zu den vorzüglichen Gebäuden gehören das alte Königshaus oder der Wrangelsche Palast, den Platz schenkte die Königin Christine dem Feldherrn C. G. Wrangel, welcher hier einen Palast aufführen ließ, den während des neuen Schloßbaues die königliche Familie bewohnte (1697—1753), daher sein Name. Er verbrannte bei der großen Feuersbrunst 1802 und ist seitdem wieder hergestellt, wie wir ihn dermalen finden; er ist jetzt für mehrere Staatsbehörden eingerichtet. Am westlichen Strande des Ritterholms liegt im Mälar der Hafen für Dampfahrzeuge.

Södermalm, Stockholms südliche Vorstadt; eine Insel, umgeben vom Mälar mit dessen Bucht Arstabucht, von der Hammerby-See und der Salz-See, der gebirgigste Theil Stockholms, allein mit schönen Aussichten, hauptsächlich im Osten von der Mosedacke (Mosehügel). Södermalm ist in zwei Gemeinden getheilt: Maria, mit Kirche, erbaut 1576—1634, abgebrannt 1759 und nachher wieder hergestellt; Katharina, Kirche aus Karl Gustav X Zeiten 1756, eingeäschert durch den Brand von 1723, allein schon 1724 wieder hergestellt nach schönen Bauverhältnissen; es ist die höchstgelegene Kirche in Stockholm und gewährt von ihrem Thurm aus eine herrliche Aussicht *) über die Hauptstadt. Nahe bei der Kirche und mit ihr auf gleicher Höhe befindet sich der Telegraph. Im Uebrigen verdient Erwähnung das Stadthaus, woselbst die griechisch-russische Kirche befindlich. Bei der Salz-See liegt der Stadthofshafen (Stadsgardshamn) und östlicher die Ziegelbucht (Tegelviken) mit Schiffswerften; bei dem Dänenbuchtzoll im Osten zwischen dem Hammerby-See und der Salz-See befindet sich das Irrenhaus und das Hospital, genannt Dänenbucht (Danviken). Vom Schanzzoll zwischen dem Hammerby-See und der Arstavik (Arstabucht) geht ein großer Landweg nach Süden; durch Hornszoll, bei der Arstabucht geht der Landweg nach Söderteige; im Westen von Södermalm liegen die Inseln Räknings holm und Langholm. Auf der letztern ist die bemerkenswerthe Correctionsanstalt fürs männliche Geschlecht, enthaltend gegen achthundert Sträflinge. **)

Stockholm ist die Residenz des Königs (wie bekannt) und der Sitz vieler zur Reichsverwaltung gehöriger Beamteter (wie sich denken läßt); als beständige Garnison sind hieher verlegt: die k. Svea-Leibgarde, k. Leibgarde zu Pferd, die zweite Leibgarde, die k. Svea-Artillerie-Regimenter, eine Schwadron von Aggerhuns reitender Jäger, das Officiercorps der Leibdewaffnung, das Ingenieurcorps mit der Fortifications- und Feldmesser-Brigade; die Garnison befehligt ein Obercommandant und ein Commandant. Von der Flotte liegen hier: die stockholmische Escadre der Schärenflotte (Skägardsflottan); die Bürgerschaft bildet eine Schwadron zu Pferde, fünf Bataillons und 19 Compagnien zu Fuß; außerdem unterhält die Stadt eine Stadtmiliz.

Die Verwaltung besteht aus einem Oberstatthalter, Unterstatthalter und Polizeimeister in Vereinigung mit dem Magistrate; dieser besteht aus drei Bürgermeistern und 15 Rathsmännern. Auch findet sich ein Kriegsvogt vor.

Der Magistrat ist in drei verschiedenartige Collegien getheilt: 1) Justizcollegium, 2) Polizeibeamten- und Bau-

*) Diese sechs charmanten Sächelchen gestatteten auch außerhalb Schweden mancherlei Nutzanwendung. T. W.

*) Dazu sagt mit voller Ueberzeugung Amen! der Uebersetzer. T. W.

**) Schultz sagt: „Correctionister," für welche Benennung weder in meinem Gedächtniß noch in meinem schwedischen Wörterbuche eine Uebersetzung zu finden war. Ich suchte mir also mit dem deutschen Sträfling zu helfen, denn auch unsere deutsche Sprache hat noch kein eingebürgertes Wort für diese ausländische Bedeutung, es ließe sich wohl „Zurechtgewiesene" brauchen, allein kein Mensch würde dieß verstehen; vermuthlich weil bei uns das Bestrafen noch immer praktischer befunden wird, als das Zurechtweisen, und das von Rechtswegen. D. Ueb.

Collegium, 3) Handelscollegium — nächstdem vier Untergerichten: zwei für Norrmalm, eines für die Stadt und eines für Södermalm.

Die Bürgerschaft wird durch die fünfzig Aeltesten repräsentirt. Von diesen werden Mitglieder gewählt zur Bürgerschafts-Vermittlungs-Commission, welche das jährliche Einkommen*) der Bürgerschaft zum allgemeinen Bedarf der Stadt verwalten.

Es kommen in der Hauptstadt eine große Menge theils allgemeiner, theils solcher Anstalten vor, die der Staat erhält, theils auch einzelne Gesellschaften und Zusammentritte zur Beförderung verschiedener Gegenstände, wie die königliche Akademie der Wissenschaften, errichtet 1739, die königlich schwedische Akademie, bestehend aus achtzehn Mitgliedern, zur Beförderung der schwedischen Sprache, des Geschmacks und der Literatur; königliche Landwirthschafts-Akademie; die Akademie der freien Künste oder die sogenannte Mälar-Akademie; die musikalische Akademie; die Akademie der schönen Wissenschaften — der Geschichte und Alterthumskunde; die patriotische Gesellschaft, Gesellschaft pro patria; Gesellschaft für Handschriften, betreffend Skandinaviens Geschichte; Kunstverein; harmonische Gesellschaft; Baumgartenverein; Gesellschaft für Beförderung des wechselseitigen Unterrichts; Bibel- und Missionsgesellschaft; Stadt-Sparbank; Gesellschaft für Ausbreitung nützlicher Kenntnisse; Seemanns-Gesellschaft; Gesellschaft zur Einrichtung von Kleinkinderschulen u. a. m. Daneben kommen noch eine Menge Orden vor, z. B. der Freimaurerorden, Zimmermannsorden, Neptunsorden, Innocenten-Amaranthenorden u. a. m.**)

Unterrichtsanstalten hat Stockholm eine bedeutende Anzahl: ein Gymnasium, Kirchenschulen, Sonntagsschulen, Elementarschulen, Wechselunterrichtsschulen, das gymnasische Centralinstitut, Kleinkinderschulen und eine Menge Privatanstalten, mehrere Arbeitsschulen, außerdem auch ein technologisches Institut.

Milde und wohlthätige Stiftungen finden sich in Stockholm sehr viele, z. B. das allgemeine Kinderhaus, das Freimaurer-Kinderhaus, Armenversorgungen, Arbeitshäuser, das Lazareth, das Institut für Blinde und Taubstumme, das orthopädische Institut u. s. w. Eine Einrichtung, welche die Wohlwollenheit der neuen Zeit und die verdienstvolle Vorsorge für das heranwachsende Geschlecht beweiset, ist Prinz Karls Erziehungsanstalt für verwaiste Kinder, von einzelnen Personen gestiftet.

Stockholms Lage ist glücklich und begünstigend für den Handel; rund um den Mälar, bis wo er sich mit der Ostsee vereinigt, liegen mehrere von Schwedens fruchtbarsten und durch Naturkräfte meist begünstigten Provinzen, deren Producte über Stockholm ausgehen. Der große Hafen, welcher so sicher als bequem ist, kann eine bedeutende Anzahl von Schiffen fassen. Beinahe die Hälfte von des Reiches ganzem Handel concentrirt sich in Stockholm; am wichtigsten ist die Metallverschiffung aus den reichen Bergwerken in den Provinzen nördlich und westlich vom Mälar. Im Jahre 1835 machte dieselbe 297,764 Sch.-Pfd. aus, davon blieben im Lande 36,174 und ins Ausland gingen 261,590 Sch.-Pfd., der Eisenexport war in diesem Jahre im ganzen Reiche 493,000 Sch.-Pfd. — Waldproducte wurden 1835 ausgeführt 48,000 Dutzend Bretter, 400 Stück Sparren, 350 Stück Masten und Spiren, 20,000 Tonnen Theer. In Betreff der Einfuhr versieht Stockholm einen großen Theil des Reichs mit ausländischen Waaren.

Finnlands Einfuhr nach der schwedischen Hauptstadt ist sehr groß; die Zolleinnahme war 1835: Einfuhrzoll 1,193,166 Rthlr., Ausfuhrzoll 214,283 Rthlr. (der Einfuhrzoll des ganzen Reiches war 2,609,572 Thlr., Ausfuhrzoll 510,410 Thlr). — Stockholms Hafen besuchten in diesem Jahre 1590 Fahrzeuge, davon 1168 aus inländischen Plätzen, 105 von Finnland und 314 von anderweitigen ausländischen Plätzen. Die städtischen Handelsfahrzeuge, welche 1836 an der Zahl 212 mit 17,144 Lasten Tracht ausmachten, waren zu Anfang 1837 bis auf 122 von 9675 Lasten geschmolzen, mit 115 Schiffern und 928 Mannschaft; allein sogar diese Anzahl hat sich seitdem noch vermindert. Außerdem werden nach allen Richtungen hin Dampfbootverbindungen unterhalten, von denen sieben bis acht auf dem Mälar gehen; zwei gehen nach Norrland, fünf bis sechs nach andern Theilen der Ostküste, vier durch den Göthacanal nach Gothenburg, zwei nach Abo und eines nach Lübeck. Die Stadt hat zwei Schiffswerften, obgleich die Anzahl der Schiffe die hier gebaut werden, nicht bedeutend ist. Stockholm zeichnet sich auch als Fabrikstadt sehr aus; man findet daselbst mehrere Tuch-, Baumwoll- und Seidenfabriken, Zuckersiedereien u. dgl. mehr. Des Hüttenpatrons Owen mechanische Werkstatt ist die erste dieser Art in Schweden; eine Eisengießerei ist ausgezeichnet, und in letztern Jahren ist auch eine mechanische Baumwollenspinnerei errichtet worden. Die neuerrichtete Maulbeerplantage und Seidenzucht hat ganz guten Fortgang.

Stockholms Volksmenge betrug im J. 1830 80,675 Personen, im J. 1810 war die Zahl 65,474, im J. 1820 schon 79,473 Personen; allein in der Mitte und dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung so stark als jetzt. Die Anzahl der Gebornen ist jährlich 2600 (die höchste Anzahl ist 2800, die geringste 2500); die Zahl der Gestorbenen ist 3200. Höchst ungleich ist die Zahl derer, welche nach Stockholm ziehen, die Angaben schwanken von 2100 zu 607, durchschnittlich dürften also 1000 bis 1200 anzunehmen seyn. Nach einer Aufnahme vom Jahre 1830 wohnten auf ganz Norrmalm 44,109 Personen, davon 27,365 auf dem eigentlichen Norrmalm, 3223 auf Kungsholm und 13,521 auf dem Ladugardsland; in der Stadt wohnten 11,805 und auf Södermalm 24,761.

Den ganzen Umkreis der Stadt will man auf zwei Meilen anschlagen. Sie enthält etwa 560 Quartiere mit 5000

*) Schultz schreibt Sammanskott — Zusammenschuß, — allein dies klingt im Deutschen nicht respectmäßig genug, wo wir in den Magistraten noch nicht frei gewählte Verwaltee des Allgemeinen, sondern mehr befehlshabende Herren sitzen haben.

T. W.

**) Hiehee setzt Schultz abermals ein M. s. (med flere) um Niemanden zu beleidigen. Dermalen fand ich alle diese und einige andere Orden, die zu dem M. s. zu zählen sind, ziemlich innocent.

T. W.

Digitized by Google

Hausplätzen, welche mit 25,220,000 Rthlr. taxirt sind. Hiervon rechnet man auf Norrmalm 9,947,000 auf Kungsholm 848,000, auf Ladugardsland 2,582,000, für die eigentliche Stadt 5,806,000 und für Södermalm 6,037,000 Rthlr.

So weit mein trefflicher schwedischer Führer durch Stockholm; mögen nun noch einige selbstständige Beobachtungen und Ansichten im zweiten Abschnitt Platz finden.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

1. Rio de Janeiro.

Meine Bestimmung war für diesesmal Brasilien. Wenn man eine Vergleichung zwischen einer Seereise nach Nord- und Südamerika anstellt, so bietet jene nur wenig Anziehendes dar: immer derselbe prosaische Alltagshimmel, der dem Norden angehört und dem Ocean nicht jene liebliche Farbenmischung mittheilt, wie man sie auf der Ueberfahrt in tropische Länder, z. B. nach Südamerika, wahrnimmt. Auf der letztern nehmen der Himmel und das Weltmeer bald einen exotischen Charakter an, der immer schärfer hervortritt, je mehr man sich dem Aequator nähert und endlich von einer Hemisphäre in die andere übergeht. Die alten bekannten Sternbilder, an deren Anblick man von Jugend auf gewohnt ist, sinken immer tiefer am Horizont, bis sie endlich gänzlich verschwinden und an die weite Entfernung von der Heimath recht lebendig erinnern. Das Sternbild des großen Bären sieht man nicht länger, und das südliche Schiff, die Wasserschlange und mehrere andere stellen sich dem Blick des überraschten Seefahrers dar: der immer heitere, entwölkte Himmel theilt dem Meere jenes schöne Indigoblau mit, und namentlich sind der Sonnenauf- und Untergang und die Nächte von zauberischer Schönheit und unbeschreiblicher Wirkung. Endlich statt der flachen Gestade Nordamerika's taucht in kräftiger Jugendfülle die pittareske Felsenküste Brasiliens erst in schwachen, dann immer deutlichern, Bild und Gestalt annehmenden Umrissen imponirend aus dem blauen Spiegel des Ocean hervor. An diesen wunderbar gestarmten Massen, deren Schluchten dem Seefahrer mitunter die Aussicht in die große und schauerliche Wildniß dieses noch so wenig erforschten Landes eröffnen, und von deren Gipfel hohe majestätische Palmen, das Wahrzeichen aller Tropenländer, herabblicken, segelt man mehrere Tage hin, bis sich endlich der Eingang zu der großen amphitheatralischen, von einem Kranz von waldbedeckten Bergen eingeschlossenen Hafenbay erschließt, an welcher Rio de Janeiro so malerisch liegt. Diese etwa eine Meile breite Einfahrt wird von den Festungen Santa Cruz und Praya Vermelha, deren Geschütze den Wasserspiegel rasiren, zweckmäßig vertheidigt. Andere Forts, als Ilha das Cobras und Villagagnon, liegen in der Hafenbay selbst, die für eine der größten und sichersten der Welt gilt.

Für den Reisenden, der nach einer langen Seefahrt die Kaiserstadt des untarktischen Wendekreises betritt, muß der erste Eindruck überraschend seyn. Eine neue Welt ist ihm plötzlich erschlossen: der Himmel und die Erde, die Menschen und ihr Treiben, das Klima und die Producte, kurz alles ist von dem seiner Heimath so wesentlich verschieden. Gleich bei der Ankunft umschwärmt eine Menge von Kanoes das kaum gesunkene Schiff und bietet Früchte und andere Eß- und Trinkwaaren den Ankömmlingen zum Verkauf an. Endlich schifft man sich aus und man sieht sich auf einmal in das Gewühl einer volkreichen Handelsstadt versetzt; man begegnet Menschen von allen Nationen und Farben, vom schwarzen Sohne der afrikanischen Wüste bis zum weißen Nordländer nebst allen Zwischenschattirungen, und wohin sich der Blick wendet, wird er durch neue und fremdartige Erscheinungen gefesselt.

Rio de Janeiro, prachtvoll an einem weiten Busen des atlantischen Oceans gelagert, gewährt mit seinen weißen massiven Gebäuden aus der Entfernung einen herrlichen Anblick; die Stadt lehnt sich auf der einen Seite an hohe Berge, während sie auf der andern Seite in weitem Halbkreise von der prächtigen Hafenbay umgürtet ist. Einzelne Berge ziehen sich bis in die Stadt hinein und ihre Gipfel sind mit stattlichen Klöstern und Kirchen gekrönt. Da Rio nicht mit Thoren versehen ist, so erscheint die Stadt endlos und streckt weithin ihre Riesenarme in das Innere. Die Straßen sind meistens schnurgerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Rua de Sao Pedro vom Quai bis fast nach Sao Christovao, einem kaiserlichen Belevdere, laufend, ist fast eine Stunde lang. Die Stadt hat mehrere öffentliche Plätze, unter denen der Sta. Annaplatz, oder wie ihn die Brasilier nach ihrer Regeneration, d. h. nach der Abdankung Dom Pedro's I, nennen, der Campo da Honra durch seine Größe sich auszeichnet. In der Mitte desselben ist ein Pavillon gebaut, in dem die kaiserliche Familie die großen Paraden und andere militärische Schauspiele zu übersehen pflegt. Obgleich die meisten dieser öffentlichen Plätze mit Springbrunnen verziert sind, so bleibt der Hand der Kunst noch vieles zu deren Verschönerung vorbehalten. Der öffentliche Spaziergang (passeio publico), ein mit Mauern umgebener Garten, ist zwar keineswegs nach einem geschmackvollen Maaßstabe angelegt, bleibt aber seiner den erfrischenden Seewinden ausgesetzten Lage an der Hafenbay und seiner schattigen Baumgänge wegen immer eine freundliche Erscheinung. Mehr Interesse erregt der in Botafago belegene botanische Garten, in welchem sich sehr viele merkwürdige Pflanzen befinden, deren Pflege aber nicht immer den besten Händen anvertraut zu seyn scheint. Das Innere der vielen Kirchen ist meist prachtvoll, und besonders an hohen Festen und bei feierlichen Gelegenheiten wird eine Verschwendung und Pracht entfaltet, die alle Begriffe übersteigen. Je nach der Bedeutung dieser Feste, ist bald die ganze Kirche mit schwarzen, bald mit purpurnen Stoffen ausgeschlagen und mehrere tausend Wachskerzen auf silbernen Candelabern gießen ein blendendes Lichtmeer aus. Die reichen Prachtgewänder der Priester, die herrliche Kirchenmusik, welche von den besten Sängern und Sängerinnen unterstützt wird, der in ganzen Wolken aufsteigende Weihrauch — alles dieses vereinigt sich, um den lebhaftesten Eindruck auf die Gemüther der sinnlichen Einwohner zu machen.

Das Museum, am Campo da Honra belegen, scheint sehr vernachlässigt zu seyn; doch verdienen einige zoologische Merkwürdigkeiten Erwähnung, worunter außer seltenen Vögeln aus allen Gegenden des ungeheuren Kaiserreichs auch die prachtvolle Pennea sich befindet. Das Museum ist dem Publicum alle Freitage geöffnet.

(Schluß folgt.)

Krankheiten in Paris. Die Gazette medicale vom 6 Jan. d. J. enthält einen umständlichen Artikel über die Krankheiten, welche in den beiden letzten Monaten des vorigen Jahres in Paris geherrscht haben. Der Anfang Novembers war sehr kalt, aber vom 10 Nov. war die Temperatur bis ans Ende des Decembers etwa 10° C., und die Krankheiten hatten entschieden den Charakter von Frühlingskrankheiten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1843.

Blicke auf Triest und seine Trinkwasserquellen. *)

Nachdem man lange vergebens gefragt hatte nach den Resultaten der hydrotechnischen Untersuchungen des Ingenieurs Calvi, welchen der Magistrat von Triest eigens zu diesem Zweck im Sommer 1842 von Mailand hatte kommen lassen, erscheint in der Beilage zum Triestiner Beobachter vom 7 Januar 1843 Nr. 782 ein langer Artikel, überschrieben „Ansichten über das Aufsuchen von Wassern zum täglichen Gebrauch in der Stadt Triest," dem Hr. Calvi, wenn er ihn auch nicht selbst geschrieben hat, doch nicht ganz fremd seyn dürfte. So umfassend der Artikel beim ersten Anblick erscheint, wenigstens in der einen Richtung, so wären ihm doch leicht so viele Zusätze zu machen, daß er wie eine zweite Bearbeitung in anderer Richtung erscheinen würde.

Das Gebirge „Karst," eine Stalaktitformation, welche gegen Norden und Osten die Stadt Triest umgibt, circa 1000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, ist in einer Sandsteinschaale (Masegna) eingeschlossen, die durch ihre mit Thonerde ausgefüllten Klüfte den auf den Höhen des Karsts niedergefallenen Regen als spärliche Quellen wieder ausstickern, oder da, wo diese Sandsteinschaale oder Kruste ganz zurückweicht und der Kalkstein vortritt, auch gleich als mächtige Bäche und Flüsse (Timao) hervorbrechen läßt, nachdem sich an andern Stellen auch ganze Bäche (Rekka) in seine Höhlen versenkt haben.

Die Richtung der Klüfte des Sandsteindeckens nähert sich, je mehr sie zum Meere herabsteigt, der horizontalen, und erhebt sich je weiter vom Niveau des Meeres entfernt bis zur fast rechtwinkligen. Aus dieser Richtung und Beschaffenheit der Klüfte erklärt sich das häufigere Ausstickern von Quellen, je tiefer gegen das Meer herab man kommt, und das geringere, je weiter man sich über dasselbe erhebt.

Um für Triest Wasser in hinlänglicher Quantität zu erhalten, gibt es der Wege zwei: 1) entweder die wirklich vielen Quellen, welche am Alluvialgrunde herausstickern, fleißig zu fassen und zu sammeln, oder 2) die Sandsteinkruste, welche der Kalksteinstock mit seinen Höhlen und Quellen zusammenhalt, zu durchbrechen und aus des Berges Bauch das Wasser abzuzapfen, dessen er zweifelsohne voll ist. Der erstere Weg wird der sichere und weniger kostspielige genannt; aber, könnte man sagen, er ist auch der schon hinlänglich ausgebeutete und zu keiner frühern Zeit ergiebig genug befunden worden, geschweige denn jetzt bei verdoppelter und verdreifachter Population. Der andere Weg führt zu einem sehr wahrscheinlichen und genügenden Resultat, aber, sagt man, nicht leicht sey die Bestimmung des „Wo" und der Tiefe des einzutreibenden Schachtes, und noch weniger die der erforderlichen Kosten und der Zeit. Kaum glaublich.*) Es scheint uns immerhin demüthigend und für unsere geognostischen und hydraulischen Studien wenig erbaulich, wenn wir in 2000 Jahren nicht weiter gekommen sind, als das rohe Kriegervolk der Römer mit seinem gesunden Menschenverstande. — Wiederholte Versuche, mehrere und ergiebige Quellen aufzusuchen, fanden zu Triest statt in den Jahren 1803, 1807, 1819, 1820 und 1822.

In den Jahren 1830, 1831 und 1532 wurden sogenannte artesische Brunnen eingetrieben am Maresfelde, im Thale St. Giovanni und zuletzt im großen Spital, aber sämmtlich ohne besondern Erfolg, so daß man bei der geringen Tiefe von 200 Fuß annehmen muß, sie haben nur schwache Wasseradern und kein größeres Behälter getroffen. Es bleibt auch bei der zerrissenen Natur des Karstes sehr zweifelhaft, ob irgend ein günstigerer Erfolg erzielt werden kann, wenn man auch zu größerer Tiefe hinabdringt.

Daß alle bisherigen Unternehmungen und Sorgen der Privaten und Behörden nicht hinreichen, dem Wassermangel Triests zu steuern, dewies der Sommer 1842 und die neuerdings zu-

*) Vergleiche damit die Nummern 216 und 273 vom vor. Jahre. Die Anzapfung des Karst und die Ableitung der in seinem Innern rauschenden Gewässer ist ein in zu vielfacher Hinsicht interessanter Gegenstand, als daß wir nicht dem Gange dieser Angelegenheiten folgen sollten. A. d. R.

*) An die bisher benutzten Quellen werden auch die Reste römischer Wasserleitung angereiht, und zu ihrer Benützung der Vorschlag gemacht.

Digitized by Google

sammenberufene, magistratische Commission, Calvi an der Spitze, machte den Vorschlag, daß man auf Seite des schon bestehenden Aquedotto an den höher gelegenen Stellen der die Stadt zunächst umgebenden Hügel große Cisternen anlegen soll, die unter sich und mit dem Aquedotto in Verbindung zu setzen seyen; daß ferner die Brunnenstuden der Galerie St. Giovanni verlängert, und um diese wie jene mit hinlänglichem Wasser zu versehen, alles fernere Abholzen des Karstgebirges und der nächsten Hügel untersagt, im Gegentheile auf neue Besamung und Bepflanzung des Gebirges mit Gesträuchen und Bäumen angetragen werden soll, indem diese allein das sicherste und untrüglichste Mittel abgäben, das schnelle Abfließen der Regen und damit alles Wegschwemmen der tragbaren Erde zu verhindern, wodurch auch der zweite Vortheil erreicht werde, daß die Rhede oder Hafen nicht zum Nachtheile der Schifffahrt versandet werde.

Die Vorliebe für Cisternen zeigt sich so überwiegend, daß ihre Anlegung auch in der Stadt sowohl an Privat- als öffentlichen Gebäuden nachdrücklichst empfohlen wird, und sie als das untrüglichste Mittel gegen jeden Wassermangel angesehen werden. Mag das immerhin seyn, bei den vielen andern Nachtheilen, welche Cisternen und Cisternwasser für Gebäude und Menschen haben, dürften die HH. Commissarien mit diesem Vorschlage immerhin in der Minorität bleiben, so lange es noch irgend andere Auskunftsmittel gibt.

Nach erhobenem Calcul soll das nöthige Quantum Trinkwasser für Triest zwischen 47 bis 49,000 Cubikfuß betragen; die zur Leitung nach Triest bezeichneten Quellen geben nach Calvi's Messungen 68,815 C. F., somit einen bedeutenden Ueberschuß. Dieses gefeierten Technikers Vorschlag, jene Quellen zu benutzen, und von den andern, zumal den Bergwassern bei Trebich, Umgang zu nehmen, reizte um so mehr die Neugierde auch anderer, als das mit Calvi's Vorschlägen zu gewinnende Wasser doch nicht viel mehr als den Mundbedarf decke, bei dem andern hingegen vielleicht selbst große Wasserkräfte sich herausstellen. Der menschliche Erfindungsgeist, allzeit thätig, wenn es große und allgemein nützliche Unternehmungen gilt, säumte nicht, gar mancherlei Vorschläge aufs Tapet zu bringen, die sich auf sechs wesentliche zurückführen lassen. Obenan steht gleichsam als vox populi vox dei die Abzapfung des Wassers in der Höhle bei Trebich; den zweiten Platz behauptet die Zuleitung der Rekka von Prem (unweit St. Canzian) weg, den dritten nimmt ein die Zuleitung einer reichen Quelle bei St. Croce, Nr. 4 steht die chimärisch klingende Zuleitung des Timao, der erst aufgestaucht werden müßte, wenn es ja, was zu bezweifeln, möglich wäre; Nr. 5 wäre die Ableitung des Risanobaches und Nr. 6 die Fassung und Leitung der Quellen im Thale Zaule. Letztere drei Vorschläge dürften wohl nie die Kosten ertragen, wenn sie auch ausführbar wären, und gleichen als Vorschläge denjenigen medicinischen Mitteln gegen unheilbare Krankheiten, die man gar oft ohne rationelle Gründe, bloß um etwas Neues gesagt zu haben, in Vorschlag bringt, unbekümmert um Vater Cicero's nil tam absurdum etc.

Calvi's am 17 Junius 1842 vorgenommene Untersuchung des Wasserdeckens in der Höhle bei Trebich, die sich vor allen für Triest am besten eignen würde, ergaben im starken Gegensatze zu frühern Untersuchungen, daß der Wasserspiegel 10 Klafter über dem Meeresniveau stehe, daß ein Schacht von 2462 Klafter Länge und dagegen noch weitere 540 Klafter nöthig seyen, um das gewonnene Wasser in die Wasserleitung von St. Giovanni zu führen. Eine Kleinigkeit in dem stein- und höhlenreichen Karstgebirge. — Es wird diesem Bergwasser noch der triftige Vorwurf gemacht, daß es nur Klafter 7. 1. 6 hoch über dem Meeresspiel zu Tag zu bringen sey, also auch nur die tiefer gelegenen Stadttheile versorgen könne, und zudem in seiner Reinheit gar sehr von den Regengüssen u. s. w. abhänge, indem man bemerkt habe, daß es nach starken Regen im Gebirge in der Grotte um 25 Klafter (!!) gestiegen und sehr trüb geworden sey. Welche zugeleitete reichere Quellen erleiden aber nicht einen solchen ephemeren Mißstand, der, gegen ihre Nützlichkeit zu allen andern Zeiten in die Waagschale gelegt, in gar keinen Betracht kommt. Eine solche schnell vorübergehende Trübung ihrer Trinkwasser haben die oft citirten Römer mit ihrem praktischen Verstande selbst in ihrer Roma, geschweige in einer Provincialstadt, ganz unbeachtet gelassen. Zu Verfolgung dieses Unternehmens scheint der glückliche Fund einer neuen Grotte bei Trebich, die Triest um etliche hundert Klafter näher stehen, und auch ein starkes fließendes Wasser enthalten soll, neuerdings lebhaft aufzufordern. Und zu verwundern ists, daß man sich über die Identität dieser Wasser mit denen der bei Canzian versenkten Rekka noch nicht aufgeklärt hat. Die öffentlichen Blätter schweigen wenigstens über diesen ganz erheblichen Gegenstand.

Das zweite Project, die Rekka bei Prem zu fassen und nach Triest herab zu leiten, eine Entfernung von 19,400 Klafter, wird wohl auch nicht zur Ausführung kommen, weil die Anwohner aussagten, daß sie in trockenen Sommern selbst so wenig Wasser führe, daß man sie ganz ausschöpfen müßte. Wie sie sich 1842 verhalten, ist leider nicht angegeben, so wesentlich es auch wäre.

Das Ende dieses Aufsatzes schlägt jede Hoffnung einer baldigen Abhülfe dadurch nieder, daß er wiederholt und nachdrücklich als das sicherste Mittel der Bewässerung Triests die Bepflanzung des Karsts mit Gesträuchen und Bäumen empfiehlt (?!), die mit den anzulegenden großen Cisternen auf den Hügeln sowohl als in der Stadt, Weiterführung der Brunnstuben bei St. Giovanni, Tieferbohrung der artesischen Brunnen, und endlicher Zuleitung der Quellen von Bollung und Dollina — wie es scheint eine Lieblingsidee Calvi's — allen Anforderungen des Publicums entsprechen sollen. Daß die Anhänger dieser Meinung erst aus den Steinen wenigstens Erde und dann Brod machen lernen sollten, ist wohl eben so wahr, als daß der Karst ein kahles, unfruchtbares Gebirg ist, auf dem Jahrtausende hindurch nichts anderes gewachsen ist und wachsen wird als hin und wieder ein spärliches Pflänzchen oder Sträuchlein, das Menschenhände mehr gepflegt als ausgerottet haben. Wie weit sich aber diese Bollungisten und Dollinisten von dem wasserreichen Mosesfelsen in der Wüste entfernen, mag außer andern

Digitized by Google

ihnen auch der glückliche Zufall beweisen, daß erst dieser Tage unweit der Campagnia M. eine so reiche Wasserader beim Sprengen von Bausteinen aufriß, daß man Tag und Nacht arbeiten mußte, um nur vor der Hand einen Piston aufzusetzen, und größeren Verwüstungen in den Landgütern vorzubeugen, bis die geregelte Benützung dieser reichen Quelle möglich gemacht werden kann.

Wenn wieklich dieser köstliche Quellenfund sich eben so reich- als nachhaltig bewähret, wie er im ersten Augenblicke dargestellt wurde, so würden nicht bloß die bisher gemachten Plane, die römischen Wasserleitungen wiedee zu benutzen, aufgegeben werden, sondern man wird sich nicht mehr davon abbringen lassen, in den Bauch des Kaesis einzudringen, weiches Unternehmen immer noch die größte Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hat, und zu dessen Ausführung sich schnell Peivaten finden werden, wenn ja der Magistrat keine Summen daran setzen mag. Es dürfte mit diesem Unternehmen gar leicht auch so gehen, wie weiland mit der Construction des Canal du Midi, dessen Ausführdarkeit die ersten und besten Hydrotechniker Frankreichs mit apodictischer Gewißheit verneinten, dagegen der schlichte Veestand einiger peovenzalischen Privatleute möglich machte, die noch heutzutage Ehre, Ruhm und auch Gewinn davon haben.

Ueber die auf dem Aventin gefundenen Fossilien.

Man findet zu Rom, und namentlich auf dem Berge Aventin, Fossilien, besonders Elephantenzähne, große Ochsenhörner u. s. w. in ziemlich bedeutender Zahl, und das Museum des Collegio romano ist sehr reich daran. Da die Römer zu ihren Thierkämpfen eine große Menge Thiere brauchten, Löwen, Tiger, Elephanten, Giraffen u. s. w., so glaubten manche Gelehrte, es sey in diesem Umstande dee Ursprung der genannten Knochen zu suchen. Aber der Mönch Pianciani, Professor an dem genannten Collegium, hat diese Ansicht widerlegt, und bemerkt namentlich: 1) daß man diese Fossilien in einem Boden finde, der gar keine Spuren menschlicher Thätigkeit enthalte; 2) daß man nue einzelne Knochen, keine Skelette finde; 3) daß die Römer selbst ihren Consuln das Begräbniß innerhalb der Mauern verweigerten, und also nicht wohl Thiere hier einscharrten; 4) daß sich das Wegwerfen von Elephantenzähnen nicht mit dem unmäßigen Preis des Elfenbeins reime, und daß diese Fossilien mit Bimsstein untermischt seyen, der gewiß vor den historischen Zeiten auf den Hügeln Roms sich anhäufte. Hr. Pianciani behauptet also mit Entschiedenheit, daß es ächte Fossilien seyen, und daß man sie an andern Oeten als zu Rom in noch weit größerer Menge beisammen finde. Küezlich fand man auch auf dem Aventin einige Nilpferdzähne und den verstümmelten Schädel eines wilden Ochsen. (Echo du Monde Savant vom 15 Januar.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

1. Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Das Theater Dom Pedro d'Alcantara, obgleich es, was Styl und Großartigkeit anlangt, sich keineswegs mit den größern Bühnen Europa's messen kann, ist dennoch im Innern geschmackvoll eingerichtet, und die kaiserliche Loge wetteifert in Ansehung der Eleganz vielleicht mit den glänzendsten fürstlichen Logen Deutschlands. Es liegt am Constitutionsplatz und ist auf eine dem heißen Klima entsprechende Weise gebaut, indem auf allen Seiten, um der Luft Zugang zu verschaffen, spliuderförmige Windlöcher von 1½ Fuß Durchmesser angebracht sind. Die Decorations- und Maschinenkunst ist noch in ihrer Kindheit und das Orchester, großentheils mit Mulatten besetzt, armselig. Auf dem Repertoir befinden sich nur wenige Stücke, die sich im engen Cyklus ewig wiederholen. Opern und Ballette sind an der Tagesordnung: denn bei den sinnlichen Einwohnern werden nur buntes Spielwerk und äußeres Gepränge, welches das Auge blendet und die Sinne kitzelt, Anklang finden. Die wahee, einfach erhabene Kunst und der genialo Jünger derselben dürfen hier nicht auf Beifall rechnen, und Tiefe und Erhabenheit, die Herz und Kopf zugleich beschäftigen und dem Geweihten den höchsten Genuß gewähren, darf man hier nicht erwarten. Wallenstein und Hamlets „geharnischter Geist" würden ohne Theilnahme über die Bühne schreiten; dagegen aber macht leichte Waare, ein flüchtiges Operngebild, wenn es sonst nur Sinnenkitzel erregt und von einigen Theatercoups begleitet ist, Furore. Man geht abee eigentlich auch hier nicht deßhalb ins Theater, um sich am Bühnenspiel zu unterhalten, sondern um in den Logen ein Zwischenspiel anzuknüpfen, bei welchem Amor die erste Rolle spielt, und das auch interessanter seyn mag, als sich an den Kunstleistungen schlechter Schauspieler zu langweilen.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten verdienen das Hospital, die Santa casa de misericordia genannt, und das Findelhaus besonderer Erwähnung. In jenem werden Kranke von allen Nationen und Farben unentgeltlich behandelt und verpflegt. Die fürchterlichen Krankheiten, die hier, meistens von sehr ungeschickter Hand, behandelt werden, erfüllen mit Abscheu und Entsetzen. Die Lustseuche besonders richtet fürchterliche Verheerungen unter den üppigen Bewohnern dieses Südlandes an.

Von den Fluminensern, wie sich die Bewohner Rio's nennen, so wie von den meisten Brasiliern ist in sittlicher Hinsicht nicht viel Gutes zu berichten. Grobe Sinnlichkeit, Rachsucht, Verstellung, Hinterlist und Falschheit bilden die Grundzüge ihres Charakters. Stirn gegen Stirn ist der Brasilier feig, weiß dagegen aber in der Dunkelheit der Nacht desto besser den meuchelmörderischen Dolch zu gebrauchen. Zu seinen guten Eigenschaften kann man seine Gastfreundschaft, Artigkeit und Dienstfertigkeit rechnen. In allem übrigen ist Gewissen meistens ein Ding, das sie kaum dem Namen nach kennen. Der verderblichsten der Leidenschaften, dem Spiel, sind sie fast ohne Ausnahme bis zur Ausschweifung ergeben, und da sie gewöhnlich um bedeutende Summen spielen, so geschehen nicht selten die abscheulichsten Mordthaten bei diesen Hazardspielen. Die Sklaverei ist der Krebsschaden, der unheilvoll am Lebensmarke der ganzen amerikanischen Erdfeste frißt, denn daß diese den verderblichsten Einfluß auf den Charakter und die Sitten des Volks hat, ist einleuchtend; auch ist in dieser Hinsicht schon genug geschrieben, als daß ich noch ferner ein Wort darüber verlieren sollte. Die herzloseste Menschenrace besteht indessen aus den hier so häufigen Mulatten, und kein Verbrechen ist verabscheuungswürdig genug, wozu diese Bastarde nicht ihren Arm feil böten. Sie morden aus bloßer Wollust einen Weißen, gegen die sie einen gränzenlosen Haß nähren. Der weibliche Theil dieser Race treibt ohne Ausnahme einen Handel mit seinen Reizen.

Digitized by Google

Die Mulattinnen zeichnen sich meistens durch einen üppigen Körperbau aus und sind im höchsten Grade wollüstig und ausschweifend.

Die Neger, welche wahrscheinlich nicht weniger als $^{5}/_{6}$ Theile der brasilischen Bevölkerung ausmachen, sind im Allgemeinen ein harmloses, gutmüthiges Völkchen, das die Fesseln der Sklaverei, mit denen sie der christliche Barbar seit mehrern Jahrhunderten belastete, geduldig trägt. Bei einer gelinden Behandlung sind sie gutgeartet und man trifft oft eine Weichheit des Gefühls bei ihnen, die den civilisirten Europäer beschämen und in Erstaunen setzen würde. Hieher gehören besonders Züge der Dankbarkeit, der Freundschaft, der kindlichen Liebe. Nur wenn ihr Joch unerträglich und die Kette ihrer Leiden da und dort unerträglich wird, bewaffnet die Rache seinen Arm und der tyrannische Gebieter und seine Familie fallen als Opfer der entsetzlichsten Grausamkeit. Die Neger haben vielen natürlichen Verstand und man trifft sehr geschickte Handwerker unter ihnen. Zur Poesie und ihrer Zwillingsschwester, der Tonkunst, scheinen sie entschiedene Anlagen zu haben. Da sie jedoch nicht einmal die Elemente der ersten Schulwissenschaften und das Wort Erziehung kaum den Namen nach kennen, so können die Produktionen ihres Genies nichts anderes als reine Naturklänge seyn, die aber durch große Wärme, ja Tiefe des Gefühls den Beobachter höchst angenehm überraschen. Ihre Dichtungen sind nur Improvisationen, und mit welcher Rührung habe ich nicht oft diesen poetischen Ergüssen gelauscht, womit der arme Neger unter einer schweren Last seinem Gefühle Luft macht. Der Inhalt dieser einfachen, im Mollton vorgetragenen Stanzen bildet gewöhnlich die Sehnsucht nach der Heimath, die Klage über die Trennung von der Geliebten oder einem Freunde, und obgleich sie auch mitunter Stücke heiterer Tendenz vortragen, so bleibt dennoch Trübsinn der vorherrschende Charakter dabei.

Derselbe schwermüthige Charakter drückt sich in ihrer Musik aus, und wenn sie am Abend nach vollendeter Arbeit ihre Instrumente, die Erzeugnisse eigener Erfindung, spielen und mit ihrem Gesange begleiten, so ist ihr Vortrag zwar eintönig und klagend, aber keineswegs unangenehm. Mir hat es wenigstens immer viel Vergnügen gewährt, diesen einfachen Naturtönen zu lauschen. Ihre gewöhnlichen Instrumente sind die Macimba und Viola. Jene besteht aus einem Stück hohlen Holzes, über welches eiserne Tasten von verschiedener Länge und Dicke angebracht sind und die beim Berühren eine Verschiedenheit im Tone von sich geben. Die letztere wird aus einem trockenen Flaschenkürbis verfertigt, woran eine Leiste als Geigenhals angebracht ist.

Das gesellige Leben in Rio bietet wenig Reize dar, und nur eine vieljährige Bekanntschaft öffnet dem Fremden den Zutritt in den engern Familienkreis der höhern und mittlern Stände. Clubs und Versammlungsörter zum geselligen Vergnügen kennt man nicht in Brasilien; höchstens finden sich in den Kaffeehäusern einige politische Kannengießer zusammen. Die Eifersucht des Brasiliers hat eine scharfe Trennung der Geschlechter herbeigeführt, und die Frauen und Töchter stehen unter strenger Aufsicht; aber trotz dem tragen die meisten Ehemänner Hörner, denn Ueppigkeit und Ausschweifung charakterisiren das hiesige schöne Geschlecht. Zu Liebesabenteuern bieten die vielen Kirchen- und Heiligenfeste die besten Gelegenheiten dar, welche Feste denn überhaupt die große Lücke des geselligen Lebens ausfüllen müssen; denn was uns das Schauspielhaus ist, das ist dem Brasilier die Kirche und deren oft phantastische Umzüge und Festlichkeiten. Wenn der erhabene Stifter der christlichen Religion noch auf Erden wandelte, so würde er hier keine Spur mehr von seiner einfachen Lehre finden. Man spielt förmlich Komödie in den Kirchen und bei deren Festen: der Gottmensch erscheint mit der Dornenkrone und Pontius Pilatus in römischem Costüm hält Gericht über ihn; seine Ankläger sieht man in ihrer wunderlichen Tracht und römische Kriegsknechte umschanzen ihn. Zur großen Belustigung des vornehmen wie niedrigen Pöbels wird Judas am grünen Donnerstag gehenkt, und fast vor jedem Hause erblickt man den ihn repräsentierenden Lumpenmann, der später am Sonnabend Morgen den Negern preisgegeben und von ihnen zerrissen und mit lautem Jubel in das Meer gestürzt wird. Bei dergleichen Festen werden kostbare Feuerwerke bei hellem Tage abgebrannt und am Abend ist die Kirche von innen und außen illuminirt; das Geld dazu wird mit voller Musik bei den Gläubigen zusammengebettelt.

Rio's Umgebung ist in der That von bezaubernder Schönheit, und wenn die Hand der Kunst nur etwas nachhälfe, so könnte diese in chaotischer Unordnung schlummernde Landschaft in ein wahres Eden verwandelt werden. Um ganz im Genusse der malerischen Aussicht zu schwelgen, muß man einen der Berge besteigen, an die sich Rio lehnt. Einer der höchsten ist der Corcovado, dessen Spitze ein Telegraph ziert. Eine herrliche Wasserleitung, von einer doppelten Reihe gemauerter Arkaden von zwei übereinander stehenden Bogenreihen getragen, führt von dem über 2000 Fuß hohen Gipfel desselben das Wasser zu einem nahe der Stadt (bei dem Kloster St. Antonio) belegenen großen Bassin, wodurch alle Brunnen mit dem schönsten Wasser gespeist werden. Besteigt man den Berg, so führt der Weg am Sta. Theresia-Kloster vorbei, und von der Spitze desselben enthüllt sich wie ein Zauberbild die Stadt und ihre Umgegend mit ihrem großartigen Charakter vor dem Beschauer. Eine reiche, tropische Pflanzenwelt mit allen Zauberen und dem reichen Farbenschmelz, der dem Süden eigen ist, bekleidet die blühenden Thäler. Bäume von dem üppigsten Wuchse, Magnolien und Steelizia umgeben mit ihrem Riesengelaube die romantisch belegenen Landhäuser. Vor uns tief unten zieht sich die große Stadt mit ihren massiven Gebäuden, von dieser Höhe betrachtet, in chaotischer Unregelmäßigkeit hin und in ihren Straßen herrscht Leben und Bewegung. Die Hafenbay hat wie ein breiter Azurgürtel in weitem Halbkreise die große Handelsstadt umarmt, und auf ihrem breiten Spiegel, der sich weithin in das Innere dehnt, wiegen sich unzählbare Schiffe mit ihren flatternden Flaggen. Phantastisch und imponirend steigt am fernen Gesichtskreis das Orgelgebirge (serra das orgões), dessen sonderbar gestaltete Zacken und Pyramiden mit den Riesenpfeifen einer Orgel verglichen werden können, gigantisch empor und begränzt die Aussicht. Links durch blühende Thäler und Gärten wandert das Auge über Larangeiras und Catumbi nach Christovao mit einem kaiserlichen Belvedere und vielen romantisch belegenen Landhäusern, und stößt, über Praia Caju mit einem kaiserlichen Garten schweifend, auch hier auf die wilden Massen des Orgelgebirges. Im Rücken endlich dehnt sich der unermeßliche Ocean, ein Bild der Unendlichkeit, das von der schäumenden Brandung eingefaßt ist, aus. Wandert man so den Schlangenpfad des Berges wieder hinab, so wechselt dieß bis in die kleinsten Partien vollendete Gemälde wie die Bilder einer Zauberlaterne ab, immer neue und malerische Perspective eröffnend, zu deren Kopirung selbst eine Meisterhand zu arm wäre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1843.

Betrachtungen über angloindische Verhältnisse.

Eine neue Aera soll jetzt — so wird verkündet — für Indien beginnen, die Zeit der militärischen Eroberung und der Ausbreitung der englischen Macht soll vorüber, und die Anstrengungen der angloindischen Regierung nur auf das innere Wohl des Landes gerichtet seyn. Das klingt sehr schön, und der Vorsatz mag auch recht gut gemeint seyn; es fragt sich aber, ob die Gewalt der Umstände und der festgewurzelten Verhältnisse nicht stärker als die Entschlüsse und Ansichten der Menschen sind. Seltsam klingen diese Entschlüsse auch im Munde gerade der jetzigen Machthaber, deren schleuniger Rückzug aus Afghanistan einer Flucht glich, auf der sie wie in unmächtigem Zorn mit Feuer und Schwert das Land verheerten, und, wie so oft geschieht, den Unschuldigen für den Schuldigen leiden ließen. Einer der gefangenen und durch General Pollock befreiten Officiere schreibt aus dem Lager vor Dschellalabad wörtlich Folgendes: „es ist sehr zu bedauern, daß man Aminullah Chan, Häuptling von Logar, ungestraft durchkommen ließ; von allen unsern Feinden war er der unentschuldbarste, da er nichts als Wohlthaten von uns empfangen hatte, und unsere Truppen hätten nicht besser angewendet werden können, als wenn sie seine Hauptvesten, die in der Nähe von Cabul liegen, zerstört hätten. Aber General Pollock hatte unzweifelhaft starke Gründe, allen unnöthigen Aufschub zu vermeiden, und in der That hätte eine wirksame Bestrafung der Hauptverbrecher die Armee ein ganzes Jahr lang beschäftigt." Dieß ist die schlagendste Verurtheilung des barbarischen Verfahrens der Engländer, das als eine kleinliche Rache und keineswegs als eine gewaltige Behauptung ihrer militärischen Ueberlegenheit erscheint, um so mehr, als ihr Rückzug durch die Curd-Cabul-, wie durch die Kheiber-Pässe von steten Angriffen der einheimischen Stämme begleitet war, welche, wenn auch nicht sonderlich erfolgreich, doch ihrem Marsch das Ansehen einer Flucht gaben. Keine Redekünste werden je den Schimpf, welchen dieser Feldzug auf die Engländer wälzt, abwaschen; gerne hätte man, um dem ewigen Gerede von Verrätherei und Hinterlist einen Schein zu geben, Akbar Chan zum Sündenbock gemacht und aufgeknüpft, damit er in den Augen der Welt als ein gemeiner Verbrecher erscheine, wenn es nur geglückt wäre ihn zu ergreifen. Aber diese Genugthuung war den Engländern, so viel sie auch Verräther gegen ihn erkauften, nicht vergönnt, und je aufmerksamer man die Einzelnheiten des ereignißreichen Jahres durchliest, desto mehr findet man, daß Akbar Chan klug, edelmüthig und großherzig, wenn auch nicht gerade nach europäischem Zuschnitt, gehandelt hat. Hätte Akbar Chan königliche Gewalt bei den Afghanen besessen, und wäre er unter den Clanhäuptlingen nicht bloß der erste unter Gleichen gewesen, so wäre von den Engländern wohl kein Mann entkommen, denn die Besatzung von Dschellalabad war im Januar und Februar durch die Kälte so geschwächt, daß sie keines wirksamen Widerstandes fähig gewesen wäre, und die neuesten Nachrichten bringen das unverschleierte Geständniß, daß, wenn Akbar Chans Kriegsplan, nämlich Vermeidung offenen Kampfes und Wüstelegung des umliegenden Landes, befolgt worden wäre, General Nott nie nach Ghisni gekommen seyn würde. Einen solchen Feind muß man freilich auf jede mögliche Weise zu verkleinern suchen, und da man ihm den Gesandtenmord nicht mehr zum Verbrechen anrechnen und ihm keine Mißhandlung der Gefangenen Schuld geben konnte, ohne von den edelmüthig und rücksichtsvoll behandelten Gefangenen offen Lügen gestraft zu werden, so suchte man Akbar Chan noch durch den Erlaß vom 25 Oct. dem öffentlichen Hasse Preis zu geben, indem der Generalgouverneur ihm vorwirft, daß er aus eigennützigen Gründen nicht in die Auswechselung sämmtlicher gefangenen Engländer gegen seinen Vater und seine eigene Familie habe willigen wollen. Aber Akbar Chan, wohl wissend daß die Engländer sich nicht an seinem Vater und seiner Familie vergreifen könnten, handelte im wohlverstandenen Interesse seines Landes, indem er vor allem die Räumung desselben forderte, was die Engländer freilich um ihrer eigenen Ehre und Sicherheit willen nicht zugeben konnten, und worüber die Waffen entscheiden mußten. In der offenen Schlacht ist er, wie zu erwarten, vor der europäischen Waffenkunst erlegen, der Verrath entriß ihm die Gefangenen, von denen einige sich so gegen ihn zu Dank verpflichtet fühlten, daß sie

Digitized by Google

diesen Weg zur Befreiung gar nicht einschlagen wollten. Dennoch sieht sich die anglo-indische Regierung veranlaßt, seinen Vater und seine Familie auf freien Fuß zu stellen, und es wäre wohl möglich, daß dieß eine von Akbar Chan vorgeschriebene Bedingung wäre, wogegen er nichts Ernstliches gegen die abziehenden Truppen zu unternehmen versprach. So viel auch noch in den Begebenheiten des vorigen Jahres dunkel ist, so kann man doch mit Zuversicht behaupten, daß es eben so wenig gelingen wird, Akbar Chan in den Augen der Eingebornen Indiens, namentlich der Moslems, herabzusetzen, als die englischen Thaten mit einem Heiligen- und Ruhmesschimmer zu umgeben.

Die letzte Erinnerung an Afghanistan in den öffentlichen Actenstücken ist die pomphafte Ankündigung, daß die Sandelholzthore, *) welche aus Ghisni mit fortgeführt wurden, als ein den ungläubigen, feindlichen Moslems abgenommenes Nationalheiligthum dem Tempel von Somnath**) zurückgegeben werden sollten, aus welchem sie Mahmud vor 800 Jahren weggenommen hatte. Die englischen Blätter machen sich über den närrischen Einfall lustig, in solcher Weise sich als den Vorkämpfer des Bramanismus hinzustellen, Besserunterrichtete in England aber werden bald finden, daß ein solches Benehmen eben so unpolitisch als lächerlich ist, unpolitisch nicht bloß gegen die Mohammedaner Indiens, sondern auch in Bezug auf die mohammedanischen Länder vom Indus bis nach Transorania, vielleicht bis ans Mittelmeer. Seit acht Jahrhunderten betrachtet man in dem weiten Lande zwischen dem Indus und dem caspischen Meere und bis nach Ferghana Indien als das Land der Verheißung, als das Land, wo Milch und Honig fließt, wo der Tapfere mit leichter Mühe Schätze sammelt und selbst zum Fürstenrang sich emporschwingt; diese ganze mohammedanische Welt ist ohne Noth und Nutzen auf das bitterste beleidigt, und ihre Vorsprecher, an denen es nicht fehlt, werden sicherlich nicht ermangeln, den Rückzug aus Afghanistan als eine Flucht vor den zur Vertheidigung ihres Glaubens aufgestandenen Moslems auszuposaunen. Gegen diesen Fanatismus einen indischen aufhetzen zu wollen, ist eine Thorheit, die sich selbst rächen wird, denn man darf nur erwägen, daß ein Drittheil aller Sipahis, und zwar der tüchtigste und brauchbarste Theil, namentlich der Reiterei, aus Mohammedanern besteht. Seit Jahren ziehen Fakirs in Indien umher und suchen den muselmännischen Fanatismus anzufachen; hitzige Streitigkeiten sind schon in den einzelnen Garnisonen zwischen den Moslems und den Brama-Anhängern ausgebrochen, und die Regierung, welche alles thun sollte, um diese Spaltung unter den Gliedern Einer Armee zu beschwichtigen, wirft nun selbst den Feuerbrand hinein. Die angloindische Regierung wird im Innern, wie die englische Diplomatie in Westasien, die Folgen solcher Extravaganzen bald verspüren.

Es ist allerdings wahr, und wir haben es in diesen Blättern mehrmals angeführt, daß England durch eine Verkettung von Umständen zum Vorkämpfer des Hinduismus gegen den Islam geworden ist: seit der Entscheidungsschlacht zwischen Afghanen und Mahratten auf den Feldern von Panniput im Jahre 1761 führt das Verhängniß die Engländer zum Kampf gegen den Islam in Indien. Damals waren es die Engländer, welche die siegreichen Afghanen verhinderten die Herrschaft Indiens wieder an sich zu reißen; sie waren es, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, von denen damals die Mahrattenmacht unterstützt wurde, welche sie später selbst zu brechen genöthigt waren, und wenn dieß Verhältniß in den neuern Zeiten minder offen zu Tage lag, so erklärt sich dieß aus der Stellung Randschit Singhs, welcher an ihrer Statt einen mitleidslosen Kampf gegen den Islam führte,*) und dem sie durch ihr Bündniß mit ihm den Rücken deckten. Obwohl nun durch einen 80jährigen Geschichtsverlauf den Engländern die Beschützung der Hindus gegen die Moslems gleichsam aufgedrungen ist, zeugt es von Klugheit, diese Stellung so offen und so schroff vor der Welt hinzustellen, und jetzt den zündenden Funken in die gährenden Gemüther zu werfen? Man dürfte in England hievon Gelegenheit nehmen, der Generalgouverneurschaft Lord Ellenboroughs möglichst bald ein Ende zu machen.

Die genannte Proclamation zeugt von einem gänzlichen Verkennen asiatischer Herrschaft. Seit Mohammed und in noch höherem Grade seit dem Mongolensturm ist das Princip der Nationalität in Asien gebrochen, und wenn es gleich keinem Zweifel unterliegt, daß seit einiger Zeit sich Symptome kund geben, welche auf eine Wiederbelebung der Nationalitäten hindeuten, so ist vorerst in politischen Berechnungen keineswegs darauf zu zählen. In Vorderasien herrschen die Osmanlis, in Persien die Kadscharen, in Transorania die Usbecken, in China die Mandschuren, in Indien lange Zeit die afghanischen Stämme,**) jetzt die Engländer, kurz in allen großen Ländern herrschen Fremde. Wir wollen hier auf die Ursache und wahrscheinlichen Wirkungen dieser seltsamen Erscheinung nicht eingehen, sondern machen bloß auf den Hauptunterschied europäischer und asiatischer Reiche aufmerksam, daß in Europa seit geraumer Zeit mehr und mehr die Tendenz vorherrscht, daß alle Staatsangehörigen zu einer mehr oder minder gleichartigen Masse zusammenschmelzen, so daß der Begriff der Nation sich über den des Staats erhebt, während in Asien die Staa-

*) S. hierüber Nr. 359 v. vorigen Jahr.

**) Somnath wird in einigen englischen Blättern mit Dschaggernath gleichgestellt. Dieß ist aber ganz unrichtig. Der Tempel des Dschaggernath liegt in Orissa im Bezirk von Cattak, wohin Mahmud nie gedrungen ist; der Tempel von Somnath — Mirchond läßt es unentschieden, ob der Götze oder der Ort so geheißen habe, neigt sich aber einem angeführten persischen Vers zufolge zu der letztern Ansicht — lag in Guzerat, und dahin sollen die Thore auch wieder gebracht werden.

*) Man erinnere sich nur, daß der kühne Abenteurer Ahmed Schah, der so lange als Ghasi den Bestrebungen Randschit Singhs in der Provinz Peschawer Widerstand leistete, aus Indien, wahrscheinlich aus Rohilkund gebürtig war, und daß seine Emissäre von allen mohammedanischen Fürsten Indiens Geld zum Kampf gegen die Ungläubigen sammelten. S. Massons Reise. Nr. 311 vom vorigen Jahr.

**) Der Name des Mongolenreichs thut hier nichts zur Sache; die Stützen der Herrschaft Babers und seiner Nachkommen waren Afghanen.

Digitized by Google

ten aus einer buntſcheckigen Maſſe ungleichartiger Stämme beſtehen, welche zwar räumlich neben einander wohnen, ſich aber gegenſeitig haſſen und anfeinden. Eine ſolche Maſſe iſt gewiß nur durch ſtrenge Gewalt zuſammenzuhalten. Der intelligenteſte, der tapferſte Stamm, derjenige, welcher am meiſten innern Zuſammenhang hat, wird die andern verſchiedenartigen Stämme in Unterwürfigkeit halten, und das heißt dann ein Staat. Der herrſchende Stamm iſt natürlich der bevorzugte, er verhindert ſo lange er kann das Emporkommen mächtiger Männer aus den untergeordneten Stämmen, er ſchlägt, ſo lange er kann, die Spitzen ab, um es nur mit dem niedern, tributzahlenden Volke zu thun zu haben. Darum ſind die europäiſchen Ideen von gleicher Berechtigung aller Staatsangehörigen ein Unding, welches ſich mit der ganzen Lage der Sachen nicht verträgt, und die Engländer ſelbſt haben in Indien zur Genüge dieſe Erfahrung gemacht: die vielfachen Verſuche, Eingeborne zu Aemtern zu befördern und ſie bis zu einem gewiſſen Grade den Europäern gleichzuſtellen, ſind bis jetzt ſämmtlich mißlungen. Die Engländer haben von Anfang an eine Schranke um ſich gezogen, die kein Eingeborner überſchreiten konnte, es ſollte aber auch kein Eingeborner eine von ihnen unabhängige Macht erwerben; ſo waren dieſe factiſch ausgeſchloſſen, und wenn es den Engländern in einer Gerechtigkeits- oder Humanitätslaune plötzlich einfiel, den Eingebornen auch einen Platz einzuräumen, ſo fehlten alle Vorbedingungen dazu, und es meldeten ſich bloß Leute, die aus reinem Eigennutz ſich vordrängten. Die größte Schwierigkeit aber in Indien waren die verſchiedenen Stämme, Kaſten und Religionen, ſo daß es durchaus nicht gerathen iſt, dem einen eine Gewalt über die andern einzuräumen. Es iſt ſomit in Indien eine Thorheit ohne Gleichen, ein baarer Unſinn, ſich an eine Nation und an einen nationalen Ruhm zu wenden, wie Lord Ellenborough gethan hat, denn die eine exiſtirt ſo wenig wie der andere. Gewonnen alſo hat Lord Ellenborough mit ſeiner abgeſchmackten Proclamation Niemand: er hat ſich nur bei allen gebildeten Bewohnern Hinduſtans, Hindus wie Moslems, lächerlich gemacht, wenn nicht gar verächtlich, was nach dem kläglichen Mißlingen der ganzen afghaniſchen Expedition eben nicht nöthig geweſen wäre.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen in Südamerika.

2. Reiſe durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

Von Rio aus unternahm ich mehrere Reiſen in das Innere des Landes, und unter anderm folgte ich der Einladung eines Freundes, der ſich ungefähr 60 Meilen von der Hauptſtadt in einer jener romantiſchen Wildniſſe niedergelaſſen hatte, an denen Braſilien ſo reich iſt. An einem Sonntag Morgen ließ ich mich mit meinem Pferde über die breite Hafenbay nach dem Städtchen Praya Grande überſetzen, wo viele Reiche aus der Hauptſtadt niedliche Landhäuſer beſitzen, um dort die erquickende Kühle der Land- und Seewinde während der heißen Tageszeit zu genießen.

Mein Weg zog ſich anfangs durch eine weite Ebene hin, die Rio bis zu den Schluchten des Orgelgebirges und der Serra do Mar auf dieſer Seite umgibt und mit Weiden und einzelnen Holzungen angenehm abwechſelt, doch außer einigen hübſchen Landhäuſern und tropiſchen Gewächſen eben nichts Merkwürdiges darbot. Im Wirthshauſe eines ziemlich armſeligen Ortes, den ich gegen Mittag erreichte, traf ich den Pfarrer von St. Joao del Rei, einem etwa 8 Leguas entfernten Städtchen, der in der Umgegend Meſſe geleſen hatte. Er war ein aufgeräumter, munterer Mann, führte ſehr weltliche Geſpräche, ſprach der Weinflaſche weidlich zu und wechſelte mit der uns bei Tiſche aufwartenden, ziemlich hübſchen Mulattin ſo bedeutungsvolle Blicke und Winke, daß man es leicht merken konnte, ihre gegenſeitige Bekanntſchaft datire ſich nicht von heute. Die gelbe Schöne ſchien indeſſen dieſe Huldigungen nur lau aufzunehmen, und gab, wie es mir ſchien, mit einem Anflug von Eiferſucht zu verſtehen, daß er dieſelben bis zu ſeiner Zuhauſekunft ſparen möchte, wo er Gelegenheit genug haben würde, dergleichen Contoiſien beſſer anzubringen. Der würdige Diener der Kirche ließ ſich durch dieſen Seitenblick auf ſeine Haushälterin aber nicht irre machen, ſondern behauptete lautlachend und mit einer noblen Freimüthigkeit, daß die gelben Schönheiten immer einen mächtigen Eindruck auf ſein leicht entzündliches Herz zu machen pflegten, dergeſtalt, daß in ihrer Nähe alle Schönen von andern Farben in den Hintergrund gedrängt würden.

Das Wirthshaus hatte, wie überall im Innern Braſiliens, wenn man ja noch ſo glücklich iſt, eines anzutreffen, nichts Einladendes und unſer Tiſch war ſehr kargal beſetzt. Die Gerichte beſtanden aus Reis mit Hühnerfleiſch gekocht, gedörrtem Fleiſch (carne secca) und ſchwarzen Bohnen, die mit dem Mehl der Manioccawurzel vermiſcht werden. Brod kennt man kaum im Innern des Landes. Die Speiſen werden mit den ſtärkſten Pfefferarten gewürzt. Mit Südfrüchten, als Orangen und Bananen, war unſer Tiſch reichlich bedacht und der Portwein gut.

Nachdem wir unſere Eßluſt befriedigt hatten, ſtreckten wir uns, nach der hier allgemein üblichen Sitte, einige Stunden auf Matten hin, nicht aber um zu ſchlafen, ſondern um die begonnene joviale Unterhaltung fortzuſetzen, wobei von Seite meines launigen Geſellſchafters die heftigſten Erſchütterungen des Zwerchfells erfolgten, die er als ſchuldigen Tribut ſeinen eigenen humoriſtiſchen Einfällen darbrachte. Einem braſiliſchen Pater muß man nicht zumuthen, über Wiſſenſchaft und Kunſt zu reden, denn das Gebiet derſelben bleibt ihm in der Regel eine terra incognita. Die Braſilier lieben am meiſten Unterredungen, deren Inhalt erotiſcher, in das Schlüpfrige hinüber ſpielender Natur iſt. Dieſen Geſchmack ſchien auch der würdige Geiſtliche aus St. Joan del Rei mit ſeinen Landsleuten gemein zu haben.

Da mein Weg ebenfalls durch den Wohnort des Pfarrers führte, ſo machten wir Geſellſchaft. Er beſtieg ſein ſtattliches Maulthier, ich dagegen meinen Klepper. Mein Geſellſchafter war in der Chronique scandaleuse der Gegend ſehr bewandert, und bei jeder Fazenda (Landgut), an der unſer Weg vorüberführete, wußte er irgend eine, meiſtens pikante Geſchichte von den Beſitzern und deren Familien zum Beſten zu geben. Nur einmal ging er von ſeinen luſtigen Schnurren zu einem ernſthaftern Thema über. „Sehen Sie, Senhor! jene Fazenda dort?“ fragte er mit einer Miene, die gegen ſeine frühere Heiterkeit gar ſehr abſtach. „Ach! es iſt eine trübſelige Geſchichte,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort. „Dort wohnt jetzt der Eigenthümer bei allem Reichthum in trauriger Abgezogenheit, und Kummer und Unglück haben ſein Haar vor der Zeit gebleicht. Seine Gattin iſt wahnſinnig geworden.

Digitized by Google

Ach! Senhor! lassen Sie mich's kurz machen. Sie hatten eine Tochter, schön wie man die Engel sich denkt, und einen Sohn, die Hoffnung und die Freude ihres Alters. Der Vater hatte den letzteren zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Coimbra in Portugal geschickt. Unterdessen kommt ein junger Mann von guter Familie und einnehmendem Aeußern in diese Gegend, sieht die schöne Joaquina und rasch, wie die Liebe in unserem Südlande zu Werke geht, hat die heftigste Leidenschaft sein Herz entzündet. Auch die junge Dame bleibt nicht gleichgültig gegen die Reize des schönen jungen Mannes, sondern wendet ihm bald ihre volle Zuneigung zu. Da die Liebenden inzwischen nur selten Gelegenheit hatten, sich auf kurze Zeit zu sehen oder zu sprechen, so wurden diese flüchtigen Augenblicke bloß ihrer Zärtlichkeit gewidmet und von den gegenseitigen Familienverhältnissen war nicht die Rede. Er hatte keinen Zutritt bei der Familie, auch würde ihr Vater, ein ehrenfester Mann, wohl nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung gegeben haben. In einer Mondnacht nun, als der von seiner Leidenschaft rastlos umhergetriebene junge Mann durch die dem Vater seiner Geliebten gehörenden Pflanzung streicht, um noch einen Blick, ein Wort von ihr zu erhaschen, oder ihren Schatten im Zimmer zu sehen (Sie wissen, Senhor! welche Dinge von Wichtigkeit dieß für ein heftig liebendes Gemüth sind), gewahrt er zwei Gestalten in einem Seitengange sich entgegen kommen. Er verbirgt sich hinter Gebüsch und sieht seine Geliebte am Arm eines jungen Mannes im vertraulichen Gespräche. Sein Blut wallt furchtbar bei diesem Anblick und die Furien der Eifersucht fallen mit ihrer ganzen Wuth seine Brust an; er hält sich für verrathen, betrogen, und als jetzt das Paar in seiner Nähe zärtliche Küsse wechselt, da ist er nicht länger Herr seiner empörten Gefühle. Er stürzt sich mit einem Sprunge, wie ein Schognac, auf seinen vermeintlich begünstigtern Nebenbuhler und dieser sinkt, von seinem Dolche durchbohrt, sogleich todt zur Erde. Joaquina, die das Blut fließen sieht und das letzte Röcheln des Sterbenden hört, sinkt ohnmächtig mit dem Ausrufe zu Boden: „Mein Bruder, mein unglücklicher Bruder!“ Er war's in der That und eben erst aus Portugal zurückgekehrt. Im Nonnenkloster der heiligen Theresa in Rio wollte die Unglückliche ihr Leben beschließen, allein der Himmel hatte Mitleiden mit ihrem großen Schmerze, denn ehe noch das Probejahr verflossen, war das hartgeprüfte Herz gebrochen.

„Ich habe den unglücklichen Mörder wohl gekannt,“ fuhr der Geistliche mit sichtlicher Bewegung fort. „Er war mit mir auf der Hochschule zu St. Paulo, wo er seines sanftmüthigen Charakters und Fleißes wegen allgemein beliebt war. Allein seit jener Unglücksthat ist seine ganze Natur in ihren Grundfesten erschüttert und wie umgewandelt: seitdem wälzt er nur Pläne des Mordes und der Zerstörung in seiner zerrissenen Brust; denn, Senhor! es ist kein anderer, als der weithin gefürchtete Guimarens, der Räuberchef, der mit seinen Banden in jenen Gebirgen haust und die Umgegend der Hauptstadt unsicher macht.“

Von diesem Raubfürsten der brasilischen Urwälder, dessen Namen und Thaten damals im Munde aller Bewohner waren, hatte ich allerdings manches gehört, was lebhaft an einen Rinaldo Rinaldini und andere Industrieritter, deren Thaten in der deutschen Romanliteratur einen so großen Raum einnehmen, erinnerte. Ich sollte jedoch diesen merkwürdigen Mann von Angesicht zu Angesicht, wenn gleich nur im Tode, sehen, denn als ich etwa sechs Monate später durch eine Povoação (Ansiedlung) in der Nähe der Serra do Mar eines Nachmittags anlangte, fand ich den ganzen Ort in der größten Aufregung. Auf meine Frage nach der Ursache erwiederte man mir, der berüchtigte Guimarens sey erschossen. Ich begab mich nach dem Orte, wohin man vorläufig seinen Leichnam gebracht hatte. Er war von schlankem Körperbau, hatte regelmäßige und feine Züge, die aber dennoch eine große Entschlossenheit und Energie verriethen. Sein Haupt war von dunkeln Locken umschattet und auf der Stirne schien ein beständiger und düsterer Ernst gewohnt zu haben. Die Kleidung war elegant. Das Beinkleid und die Jacke, beide jetzt mit Blut befleckt, waren von feinem, weißem sogenanntem englischem Leder, der Mantel vom feinsten Tuch und an den Stiefeln befanden sich noch die dicken, massiven, silbernen Sporen. Den Schuß, der seinen Tod herbeiführte und durch die Brust gegangen war, hatte er bei einem Ueberfall von dem Besitzer der Plantage empfangen. Das Urtheil der Umstehenden über diesen verwegenen Räuber lautete sehr verschieden; während einige ihn verdammten und mit Schmähungen überhäuften, hörte man andere dagegen behaupten: „foi homem de bem; elle teve o coraçao generoso! (er war ein braver Mann; er hatte ein großmüthiges Herz!)

Unter diesen Gesprächen erreichten wir bei Anbruch des Abends St. Joao del Rei, ein Städtchen oder Flecken von etwa 1000 Einwohnern. Der Geistliche lud mich ein, in seiner Wohnung zu übernachten, und da ich hoffen durfte, bei ihm ein besseres Unterkommen zu finden, als in einem schlechten und schmutzigen casa do pasto (Wirthshause) des Orts, so lehnte ich sein Anerbieten nicht ab. Unsere Thiere übergaben wir einem Neger zur Verpflegung und beim Eintritt in die Wohnung bewillkommte uns eine schwarzäugige, recht hübsche Brasilianerin, bei deren Anblick mir die Anspielungen der Muiattin recht lebendig wieder einfielen. Die brasilischen Geistlichen leben fast ohne Ausnahme trotz des Gelübdes der Keuschheit im Concubinat, und dieses Verhältniß ist dort so allgemein an der Tagesordnung, daß es durchaus nicht auffällt oder gar ein Stein des Anstoßes für die Gläubigen würde.

Auch mein würdiger Wirth schien ein derartiges Verhältniß zu seiner Haushälterin keineswegs verschleiern zu wollen, denn bei der Abendmahlzeit nahm Marietta ohne Umstände Platz an der Tafel, ließ sich wie eine Gebieterin bedienen, und als der Vater mir den Vorschlag machte, einem kleinen Kirchenfeste, das eben heute gefeiert wurde, beizuwohnen, so bestand sie darauf, uns begleiten zu wollen. Der Geistliche schien anfangs nicht geneigt, diesem Ersuchen zu willfahren, allein ich unterstützte das Gesuch der Schönen und Marietta ging mit.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kabliaus an der französischen Küste. Nach den Blättern aus mehreren französischen Seestädten, so wie nach den Journalen von Jersey und Guernesey hat sich eine bedeutende Anzahl Kabliaus im Canal sehen lassen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 6 Januar.)

Die schottische Kirche. Die Vorkämpfer derjenigen, welche sich gegen jede Beeinträchtigung der Gemeindefreiheit in den Wahlen der Geistlichkeit erklären und in Wahrheit eine modernen Theokratie gründen wollen, haben sich mit ihren Beschwerden an die Regierung gewendet, sollen aber von dieser sehr bestimmt zurechtgewiesen worden seyn. (ibid. vom 12 Januar.)

Kirchenspaltung in England. Die Spaltung droht jetzt mit einem Ausbruch: der Bischof von London hat dem Andringen der sogenannten katholischen Partei der Staatskirche nachgegeben und seinen Geistlichen ein weißes Chorhemd zu tragen angerathen. Diesem widersetzt sich der protestantisch gesinnte Theil, und der Bruch ist fast unvermeidlich. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1843.

Stockholm.

Zweiter Abschnitt.

Ist man über die Zeiten der ersten Jugend und Unerfahrenheit hinweg, so gibt es nichts Langweiligeres, als fremd in fremder Stadt umherzuwandeln. Die todten Mauern haben kein Interesse, weil wir schon zu viel große Gebäude sahen, um bloße Außenseiten ohne historische Verknüpfungen zu bewundern. Vom Getriebe der Menschen begreifen wir keine Ursachen, und man befindet sich in der Lage eines Tauben, welcher Tanzende betrachtet. Ein erfahrner Freund sprach mir viel vom Auffallenden der Physiognomien in Schweden, zumal wenn man aus Rußland komme, und ich stimme mit ihm darin überein; nur kann ich nicht die allgemeine, überraschende Schönheit des weiblichen Geschlechts zugeben. Allerdings ist die niedere Classe in Schweden nicht so versumpft und verdumpft wie vis à vis gegen Osten, und es findet sich schöne Bildung an einzelnen Individuen; allein Schönheit als Regel annehmen zu wollen, heißt die Schönheit beleidigen. Wenn Reisende vielfach entzückt sind von schönen Schwedinnen, so liegt darin keineswegs Unwahrheit, allein man sah oft schöne Individuen und wurde durch diese bestochen. Die Ursachen sind großentheils in der weiblichen Bedienung zu suchen, welche in den Wirthshäusern Schwedens so gewöhnlich ist, und wozu allerdings stets die hübschesten Mädchen gewählt werden, zumal sie für den Wirth am wohlfeilsten werden, je mehr ihre Wohlgebildetheit steigt, weil angenommen wird, daß Nebeneinkommen in gleichem Maaße den Lohn reichlich ersetze. Die Wirthe sorgen mithin ihrerseits bestens für die Vernichtung des Schönsten im Lande, für Demoralisation künftiger Mütter. Pfui der Schande!

Mein schwedisches Papiergeld hatte sich verzettelt, so ansehnlich der vom Consul W. empfangene Pack gewesen war, denn ich gehöre zu den Thoren, die lieber zu Hause bleiben, als auf Reisen gehen wenn es gilt zu kargen. Darum beabsichtigte ich einen Theil der so mächtigen, goldgeharnischten Holländer in Papier aufzulösen. Eine solche Zersetzung oder chemische Auflösung besorgt in Deutschland jeder Wechsler; allein in Stockholm wird man damit zum — Goldarbeiter verwiesen. Ich habe nicht erfahren können, ob vielleicht das Klima offenen Wechselgeschäften unpassend sey, oder welchem Umstande ich es zuzuschreiben hatte, daß nur ein reicher Goldschmied auf Norrmalm so gütig war, mir mit ansehnlichem Gewinn seiner- und dito Verlust meinerseits, die schönsten geränderten, wichtigen und gewichtigen holländischen Ducaten in leichtes, zerlumptes, schwedisches Papiergeld umzusetzen. Von solchen Lumpen läßt sich der freie Menschensinn tyranniſiren, weil — er damit seinerseits auch wieder den Tyrannen gegen andere seinesgleichen zu spielen vermag! So lange die arme Menschheit von dem Dämon Geld geplagt wird, müssen alle Reformversuche scheitern und können ruhig rubricirt werden sub: much ado about nothing. Eine zweite göttliche Macht, gleich Christus, müßte erstehen, um den Wucher aus dem großen Welttempel zu vertreiben! Gleichviel alles! ich war wieder im Besitze des Dinges, wonach hier jeder mehr noch als anderswo willig tanzt, und wäre es der größte Freiheitsprophet, Freiheitsverfechter und Freiheitsstreiter; darum wanderte ich über den Helge-Ands-Holm zurück nach Stora Nygaten, wo ich dießmal v. St. antraf, der ausrief:

„Endlich halten Sie Wort! Nun, ich nehme Sie hiermit feierlichst in Beschlag, wo kann ich Ihre Equipage abholen lassen?"

„Meine Person, Bester," entgegnete ich, „steht von früh bis spät zur beliebigsten Disposition, machen Sie mit derselben je mehr je besser, allein ich gefalle mir eben, nach langer Entbehrung, im Mangel am Besitz einer Haushaltung und möchte es noch ein Weilchen im Hôtel de Commerce versuchen. Ich befinde mich auf der Beobachtungsjagd und wünschte mich verzehnfachen zu können, um in Ermangelung von Lesage's diable boiteux hier nicht zu kurz zu kommen!

„Stets der Alte und der Sonderling! Doch wie Sie wollen, mein Haus steht Ihnen jederzeit offen, und je eher Sie es zum Ihrigen machen, je mehr erfreuen Sie mich. Ich habe viel über Petersburg von Ihnen zu erfragen, und schlage dazu eine Ausfahrt vor. Sie können gelegentlich heut auch einer

Digitized by Google

Art Parade oder Proberevue auf den Ladugardsgärten beiwohnen."

Bald saßen wir in einer eleganten Haidchaise und rollten Norrmalm zu, wobei ich die Bemerkung machte, daß das Straßenpflaster Stockholms bei der Nähe und Wohlfeilheit des schönsten Pflastermaterials, des Granits, noch sehr unvollkommen, oft schlecht zu nennen ist. Ich hätte lieber einige Prachtgebäude der Stadt weniger und mehr Comfort beim Gehen und Fahren gehabt; allein so ist der Mensch! Vergeblich predige ich jetzt meinem Gärtner, er solle sich bei der Arbeit solidere Kleidungsstücke, z. B. Rahmstiefeln, Lederhosen u. dgl. anschaffen, anstatt der unsoliden Halbtuchlappen u. s. w., die zwar vierzehn Tage nett aussehen, aber schon bei der ersten Kniebeugung zerplatzen, und anstatt der leichten Stiefelchen von Leder aus einer Geschwindgerberei, denen kein Regen geboten werden darf. Der junge Bursche weiß es besser, denn ihm predigt die Eitelkeit, ihm schmeicheln damit ein paar Dorfschönheiten! und haben die Zeit, Stockholm und mein Gärtner nicht am Ende noch Recht? Die immer zunehmende Menschheit verlangt Beschäftigung, während Fabriken und Maschinen die Faulenzerei zu begünstigen, zu vermehren bemüht sind. Wollten wir also noch obendrein an alter Solidität festhalten, wo hinaus sollte es zuletzt laufen? Die neuere Zeit hascht nach Vergänglichem, und man fängt eben die meisten Fliegen nicht mit Essig, sondern mit Honig. Darum wird auch unsere Zeit gefüttert, wie sie es will; Gott allein weiß, wohin solche Fütterung führen wird! Folgt man den Beispielen in der Geschichte, so sind es Zeichen des Sinkens, die bei uns jetzt in so reichlichem Maaße sichtbar werden.

Endlich gelangten wir auf ungepflasterten, aber gut chaussirten Fahrweg, und mein Bericht über Petersburger Verhältnisse fiel mir weniger schwer. Nebenbei zeigte mir Norrmalm, bekannt als Stockholms schönstgebauter Stadttheil, daß man sich nicht mit höhern Ansprüchen hieher begeben darf, als welche die erste beste, nicht zu sehr vernachlässigte Stadt Norddeutschlands zu realisiren vermag; namentlich muß man nicht mit Petersburger Maaßstabe versehen seyn, dieser ist — trotz vieler parties honteuses — im Durchschnitte zu großartig, daß selbst anspruchsvollere Orte dagegen zurücksteden müssen. Nur das gigantische Schloßgebäude übertrifft sogar alles, was Petersburg dagegen aufzuweisen vermag, sowohl an Größe als an Reinheit des Baustyls.

Auf dem Ladugardsgärde (Exercirplatze) angelangt, fanden wir eine ziemliche Anzahl Militär daselbst aufgestellt und exercirend, umgeben von einer ansehnlichen Zuschauermenge.

„Des alten Sergeanten militärischer Geist scheint sich auf seine Truppen fortzupflanzen; wie schön die Leute aussehen, wie gut sie exerciren, welch' prächtige Cavallerie und wie glänzend die Officiere!" so rief ich meinem Freunde Russisch zu; von Petersburg her noch daran gewöhnt, alle Urtheile möglichst in gewissem Kreise zu halten; v. St. bemerkte zunächst:

„Sprechen wir immer Französisch, mir ist das Russische jetzt nicht geläufig, und hier hat man nicht nöthig solche Rücksichten zu nehmen wie in Petersburg; man spricht sich über alles ziemlich frei aus, und selbst in meiner Stellung brauche ich mich nicht zu geniren die divergirendste Meinung wenigstens anzuhören; es würde sogar nichts verschlagen, wenn ich mich zu einer oder der andern bekennen möchte, da man die personelle Meinung wohl von einer dienstlichen zu unterscheiden weiß. Was Sie in Betreff des Militärs bemerken, ist richtig; mais à quoi bon? möchte man bei solchem Zustande fragen. Wozu dem armen Schweden eine solche Last aufbürden, da es probablement mit Niemand Krieg führen kann? Gegen Rußland, seinen einzigen gefahrvollen Nachbar, so wie etwa gegen andere Möglichkeiten würde die einfachste allgemeine Landwehr, das mindest kostspielige und vernunftgemäßeste Schutzmittel seyn. Auch war es stets noch in Schweden ein ähnlicher allgemeiner Aufstand, der die Krone und Nationalität rettete."

„Aber womit die Menge des armen Adels beschäftigen?" fiel ich ein.

„Da liegt der faule Flecken!" erwiederte v. St. „Warum mit Gewalt die Ansprüche von etwa 15,000 Adeligen auf Unkosten von zwei Millionen geltend erhalten wollen? Hier ist es nicht wie anderswo; selbst die Intelligenz ist auf Seiten der Gegner des Adels und auch von einer Exclusivbildung wenig mehr die Rede. Unter solchen Umständen muß jeder, der es mit dem Adel gut meint, diesem rathen in der Zeit auf Deckung eines unvermeidlichen Rückzuges bedacht zu seyn, damit nicht noch zuletzt das Kind gar mit dem Bade verschüttet werde."

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über angloindische Verhältnisse.

(Schluß.)

Ein scharfsinniger englischer Beobachter macht über die Stellung der Engländer in Indien folgende Bemerkungen: „ein eigenthümlicher Umstand stellt den persönlichen Charakter der Engländer höher und reiner, macht aber gerade darum ihre Herrschaft widerwärtiger und drückender als die irgend eines fremden Stammes in einem der großen asiatischen Reiche. Die Armee und der Civildienst machen die Regierung Indiens aus; alle Aemter von Bedeutung sind im Besitze von Engländern, jede erledigte Stelle wird durch einen fortwährenden Zufluß roher Recruten von England ausgefüllt; Ansiedlung der Engländer in Indien ist durchaus verboten.*) Die Regenten und die Regierten amalgamiren sich deßhalb nicht, wie dieß doch mit allen erobernden Völkern geschah, die ihre alte Heimath verlassen haben. Die Engländer in Indien blieben Europäer, behaupteten eine höhere moralische Stellung, als dieß bei einer Halb- oder Creolenkaste der Fall seyn würde, aber sie blieben zugleich auch stets der übrigen Bevölkerung fremd, unbekümmert um deren Interesse und hochmüthig gegen die Einzelnen, — Abenteurer, welche nur die Mittel erwerben wollten, um in England zu leben, keine Staatsmänner, die mit

*) Der schwache Anfang in Dehra Dhun kann wohl kaum dagegen angeführt werden.

Digitized by Google

Herz und Seele sich ihrem Amte widmeten." Nicht mit Unrecht leitet der Verfasser von diesem Sachverhalte alle wesentlichen Gebrechen der anglo-indischen Verwaltung ab. Die unmäßige und ungerechte Besteurung des Bodens, worüber seit Jahren hin und her gesprochen und nichts entschieden wird, die Monopole des Opiums und des Salzes, welche Niemand vertheidigt und die man doch bestehen läßt, den Mangel an Volksunterricht, worüber man bei der mächtigen Priesterschaft anzustoßen fürchtet, das unschlüssige Benehmen gegen die einheimischen Fürsten, welchen man alle Macht genommen hat, nur die nicht, ihren unglücklichen Unterthanen auf alle mögliche Weise Geld abzupressen. Der genannte Verfasser meint, der unentschiedene Streit über das Recht des Grundbesitzes,*) die Monopole, der elende Zustand des Rechtswesens und der Gerichtsverwaltung, die Demoralisation der Eingebornen und ihr grober Aberglaube, alles dieß sey eine Schande für das mächtige, civilisirte England; er hebt ferner den beachtenswerthen Umstand hervor, daß die Beamten der Compagnie nur streng nach dem Dienstalter vorrücken, daß nur in der Diplomatie dem Talente mehr Raum gegeben sey sich emporzuschwingen, und zieht daraus nicht mit Unrecht den Schluß, daß hierin die Ursache liege, weßhalb die Aufmerksamkeit gerade der bessern Köpfe mit einer gefährlichen Ausschließlichkeit sich auf die auswärtigen Angelegenheiten werfe und das Innere vernachlässige.

Alle diese Uebelstände sind wahr und lassen sich nicht bestreiten, wie steht es aber mit den Mitteln zur Abhülfe? Hierüber läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Vor allem muß man eine öffentliche Meinung, ein Nationalgefühl in unsern indischen Besitzungen erschaffen, und zu diesem Ende sollten geborne Engländer sich im Lande niederlassen und Landeigenthum erwerben dürfen; man sollte englische Bildung und Denkungsart bei den Vornehmen und den reichen Kaufleuten Bengalens, so wie bei den Parsis in Bombay ermuntern, und eine anglo-indische Aristokratie bilden, vor der die feindliche, einheimische Aristokratie nach und nach zurückweichen, oder mit der sie sich verschmelzen würde. Die Vorrechte, welche man in neuerer Zeit den Halbkasten (Eurasiern) gewährte, sollten bestätigt und erweitert werden. Dadurch würde man ein Publicum bilden, das moralisch und geistig zwar nicht so hoch stünde wie das europäische, aber doch weit höher als irgend eines bisher in Indien bestand, und das selbst durch seine Vorurtheile mit England verbunden wäre." Auf diese Weise würde allerdings der schlimmste Charakterzug der englischen Herrschaft, der Mangel an Amalgamation mit dem Volke, allmählich verschwinden, aber diese Mittel sind von sehr langer Hand, sie brauchen viele Jahre bis sie zur Reife kommen, und es fragt sich, ob die Umstände auch eine ruhige Entwicklung dieser Mittel gestatten. Man darf nicht vergessen, daß die Engländer trotz ihrer Siege geschlagen aus Afghanistan zurückkommen, der vorwärts rollende Strom ihrer Eroberung ist schon im Rücklauf, sie können sich zwar noch Sind und den Pendschab einverleiben, aber dieß ist keine Trophäe mehr, der Nimbus ihrer Unüberwindlichkeit ist zerflossen; der Generalgouverneur nimmt zwar eine hohe Miene an, läßt Fürsten, von denen man allerdings weiß, daß sie in die Verschwörung des Jahres 1839 gegen die Engländer verwickelt waren, nicht vor sich, hat eine mächtige Armee aufgestellt, und ist auch für den Augenblick stark genug jeden bewaffneten Aufstand niederzuschlagen, aber, wie sich die anglo-indische Regierung gegen die im Finstern schleichenden Intriguen, Verschwörungen und einzelnen Ausbrüche in die Länge vertheidigen wird, jetzt wo der Zauber ihrer Allmacht gebrochen, das ist eine andere Frage. Ein zweiter kaum minder schlimmer Umstand ist der Mangel an baarem Geld. Die Engländer haben nach und nach durch ihr Handelssystem, das alle inländische Industrie vernichtete, dieß Land, einst das geldreichste von allen, so sehr von baaren Umlaufsmitteln entblößt, daß der kaufmännische Verkehr nicht wenig erschwert worden ist. Der Fall ist ziemlich derselbe, wie in Brasilien und auf Java, wenn auch auf anderem Wege herbeigeführt. Jetzt bringt man in die Regierung dem Mangel an baarem Geld durch ein von ihr garantirtes Papiergeld abzuhelfen. Dieß ist aber ein Auskunftsmittel, welches ebenfalls nur wenig Jahre dauern kann und auf welches auch die Regierung, wie es scheint, einzugehen nicht Lust hat. Es fragt sich also, wie man Indien aus der Verarmung, in welche es die englische Herrschaft und das englische Handelssystem gestürzt hat, herausreißen kann; und ehe nicht diese Frage gelöst ist, möchten alle andern ziemlich überflüssig seyn, denn wenn die bisherige Verarmung fortschreitet, so wird bald die Behauptung Indiens eine unerträgliche Last werden.

*) Wir erwähnen hier nur kurz, daß in Indien das Land aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich den Gemeinden gehörte, daß in den mohammedanischen Zeiten ein besonderer Beamter, Zemindar, die Steuern eines Districts erhob, auch nach mohammedanischen Gewohnheiten häufig pachtete, daß dieser Pacht erblich wurde, und die Engländer, theils durch den Namen Zemindar (Bureauinhaber) theils durch ihre aristokratischen Ansichten verführt, diesen als den wahren Eigenthümer des Bodens betrachteten, und ihn auch, wenigstens in den Hauptprovinzen, Bengalen und Behar, dafür erklärten. So ist aller Grundbesitz unsicher gemacht, die Entwicklung des Ackerbaues gehemmt, und in Verbindung mit der Höhe der Grundsteuer der Grund gelegt zu der häufig wiederkehrenden partiellen Hungersnoth.

Arsenik als Heilmittel bei Schafen.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 2 Januar machte Hr. Gasparin folgende Mittheilung: Hr. Cambassèdes besaß eine zahlreiche Schafherde, die durch Temperaturwechsel u. s. w. sehr an chronischer Seuche (pleuresie) litt. Viele waren schon gestorben, andere in einem hoffnungslosen Zustande, als der Besitzer hörte, daß ein Knabe in einem ähnlichen Fall eine starke Dosis Arsenik gegeben habe. Der schlechte Zustand von 20 seiner Schafe bewog ihn den Versuch anzustellen. Er gab jedem Schaf eine Dosis Arsenik mit gewöhnlichem Salz gemischt, und von diesen 20 starben nur zwei, die andern genasen nach acht Tagen. Der glückliche Erfolg ermunterte ihn den Versuch auszudehnen, und das Ergebniß war dasselbe. Arsenik scheint den Schafen im gesunden Zustande nicht zu schaden. Die Akademie will die Sache näher untersuchen lassen und das Ergebniß dann öffentlich bekannt machen.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Fortsetzung.)

Das Fest, welches man zum Besten der Kirche und besonders ihrer Diener beging, war ganz eigener Art: es war eine Auction. Die hier zur Versteigerung kommenden Gegenstände, unter denen sich sehr weltliche befanden, hatten vorher die kirchliche Weihe erhalten und gingen daher zum zehnfachen Preise ihres Werthes reißend ab. Ich kaufte ehrenhalber und um unserer Begleiterin einige Aufmerksamkeit zu bezeigen, z. B. einen Gürtel, und obgleich derselbe vielleicht keinen halben Thaler werth seyn mochte, so mußte ich dennoch 5 Thaler dafür zahlen.

Uebrigens hat das Fest einen recht heitern Anblick dar. Die Geistlichkeit hatte alles aufgeboten, um dem Feste Glanz zu geben und der versammelten Menge einen vergnügten Abend zu bereiten. Die Kirche war vom Fundament bis zur Thurmspitze mit farbigen Lampen erleuchtet, ein Feuerwerk wurde abgebrannt und Raketen prasselten beständig in den Lüften. Eine Musikbande von Negern spielte sehr weltliche und lustige Stücke auf, und besonders erregten die lustigen und barocken Einfälle des Auctionators, der zugleich den Buffo machte, eine allgemeine Heiterkeit. Mehr konnte man also billigerweise nicht erwarten, um sich mit Anstand prellen zu lassen.

Der schöne brasilische Abend hatte nicht nur die sämmtliche Einwohnerschaft des Orts, sondern auch die reichen Fazendeiros der Umgegend mit ihren Familien herbeigezogen. Auf dem grünen, vor der Kirche befindlichen Platze hatten sich malerische Gruppen auf Matten gelagert und alle scherzten, lachten und freuten sich des Lebens. Die meisten verzehrten ihr Abendbrod, wozu reichlich Portwein genossen wurde, hier unter dem mondhellen, bestirnten Südhimmel, und als wir so durch diese Gruppen wandelten, wurden wir mehr denn einmal zur Theilnahme an dem Imbiß eingeladen; denn die Gastfreundschaft übt so allgemein ihr schönes Recht in Brasilien, daß solche Einladungen an ganz Unbekannte und Fremde gerichtet werden, und sie auszuschlagen fast für Beleidigung gilt. Von den Vornehmsten, wie den Geringsten wird diese schöne Sitte geübt. Bis spät in die Nacht dauerte diese Lustbarkeit, und die Menge, wohlzufrieden mit der zärtlichen Mutter Kirche, die auch für die Belustigung und Erheiterung ihrer gläubigen Kinder Sorge trug, zerstreute sich in der vergnügtesten Stimmung.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise trotz der dringendsten Einladungen meines Wirths zum längern Verweilen bei ihm fort und kam in einigen Stunden nach Porta Carreiro, einer ziemlich lebhaften Villa von 800 bis 1000 Einwohnern, welche den Stapelplatz des Kaffees und der Producte bildet, die über die Serra do Mar gebracht oder dorthin verführet werden.

Gegen Mittag, nachdem ich den Makaku, einen zwar nicht breiten, aber ziemlich tiefen Fluß, an dessen Ufern ich zum erstenmal das Fliegenfängerhähnchen (muscicapa nigricans) entdeckte, überschritten hatte, erreichte ich das Städtchen gleichen Namens. Dieser Ort bot ein grauenhaftes Bild des Todes und der Zerstörung dar, denn der Hauch einer pestartigen Krankheit war darüber gegangen und hatte fast sämmtliche Bewohner hingerafft. Dieß Städtchen liegt in einer niedrigen, sumpfigen Gegend und hat ein schlechtes, ungesundes Trinkwasser von moorartigem Geschmack — Umstände, welche wahrscheinlich jene pestartige Seuche erzeugten, deren Opfer der größte Theil der Bewohner geworden war. Es ist dieß um so merkwürdiger, da das Klima von Rio und seiner Umgegend für besonders gesund gilt. Die Häuser waren verödet und geriethen immer mehr in Verfall. Eine Gestalt, die mir auf der Straße entgegenschwankte, gab mir auf meine Frage nach einem Wirthshause zur Antwort, daß ein solches nicht mehr vorhanden wäre, und daß ich, um mich zu erquicken, im Kloster einsprechen müßte. Ich that dieß, wurde von den drei Mönchen, die von den frühern, zahlreichen Bewohnern des Klosters übrig geblieben waren, gastlich aufgenommen, mit Speise und Trank geladt, und da der Pater Bibliothekar hörte, daß ich ein Deutscher war, so lud er mich ein im Kloster zu verweilen. Er sagte, wenn es mir gefiele, so wollten wir Nachmittags zu einem andern, einige Meilen entfernten Kloster hinüberreiten, wo ein Landsmann von mir schon seit 30 Jahren im Orden der Benedictiner lebe und wegen seiner Gelehrsamkeit und seines strengen und frommen Wandels bei Geistlichen und Laien in hohem Ansehen stehe. Ich war's zufrieden, denn meine Neugierde war rege geworden. Der Pfarrer von St. Joao del Rei hatte ebenfalls von diesem deutschen Mönch gesprochen, der im Geruch der Heiligkeit zu stehen schien.

Nachmittags machten wir uns auf den Weg, und bei unserer Ankunft trafen wir einige Mönche, welche sich die Zeit damit vertrieben Ratten im Klostergarten zu schießen. An diesem Ungeziefer schien kein Mangel zu seyn, denn die Geistlichen hatten davon bereits einen ganzen Haufen zusammengeschossen.

Pater Hilario fanden wir in seiner Zelle in einem großen Buche lesend. Er war ein hochbetagter, aber noch kräftiger Greis, und sein schneeweißes Haupt konnte man nicht ohne Ehrfurcht betrachten: auf seinem Antlitze lag etwas, das deutlich sagte, daß mancher Sturm darüber hingebraust. Er nahm uns mit der Freundlichkeit eines Weisen auf, und als ich mich ihm als Landsmann zu erkennen gab, sagte er: „Es mögen nun wohl 30 Jahre seyn, daß ich mich in meiner Muttersprache zum erstenmal wieder unterrede, und ich würde dieselbe vielleicht gänzlich vergessen haben, wenn ich nicht einige Bücher besäße, worin ich häufig zu lesen pflege.“ Da es schon anfing zu dämmern, so übernachteten wir im Kloster.

Uebrigens litten die guten Mönche durchaus keinen Mangel: unsere Abendtafel war sehr reichlich mit auserlesenen Gerichten besetzt, und mit dem Prior und dem Mönche aus Makaku plauderte ich bei einem Glase Madeira bis spät in die Nacht. Der würdige Vorsteher des Klosters warf zwar die Bemerkung hin, daß er heute eine Ausnahme von seiner gewohnten strengen Lebensweise mache, allein die Behaglichkeit, mit welcher er das oft gefüllte Glas schlürfte und das Hochroth seines Antlitzes schienen deutlich zu verrathen, daß dergleichen Ausnahmen eben nicht zu den Seltenheiten gehörten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Denkmal für Mungo Park. Ein passendes Denkmal ist dem Andenken Mungo Parks auf dem alten Kirchhof von Gainsthiels, wo seine Vorältern ruhen, errichtet worden. (Litt. Gaz. vom 14 Januar.)

Eine Winter-Schwalbe. Die schottischen Blätter erwähnen als einen der Aufmerksamkeit der Ornithologen würdigen Umstand, daß man am 1 Jan. d. J. im östlichen Lothian eine Schwalbe herumfliegen sah. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1843.

Etwas über Damenliteratur in England.

Eine Miß Elwood hat ein Werk herausgegeben: „Memoiren über die literarischen Damen Englands vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an.“ Es ist eine bloße Compilation, denn seit eine Frau auf dem Thron von England sitzt, hat es Werke von und über Damen geregnet, und das gute Publicum scheint immer noch nicht satt. Wir lassen aber diese Literatur bei Seite, und theilen bloß nach dem Athenäum vom 7 Jan. einige Bemerkungen über literarische Damen Englands überhaupt mit, die auch wohl eine allgemeinere Anwendung finden.

„Unter den literarischen Damen der Jetztzeit und ihren Vorgängerinnen ist ein auffallender Unterschied. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war eine Schriftstellerin eine viel seltenere Erscheinung, und sie scheinen damals in hohem Grade nach den Eigenthümlichkeiten des männlichen Geschlechts als nach einem Erforderniß ihrer Stellung gestrebt zu haben; der Blaustrumpf damaliger Zeit glich mehr einem alten Herrn im Unterrock als einer Frau, sowohl was das Benehmen als die Wahl der Gegenstände betraf. Eine männliche Bildung scheint mehr oder minder für nöthig gehalten worden zu seyn: Uebersetzungen aus gelehrten Sprachen, Kritik oder noch häufiger Theologie war ihre Aufgabe. Andererseits wenn Frauen am Anfang des vorigen Jahrhunderts in ihren Schriften mehr die weiblichen Eigenthümlichkeiten herauskehrten, so strebten sie doch es ihren männlichen Zeitgenossen an Gedanken- und Redefreiheit, um nicht zu sagen Zügellosigkeit, ja selbst in cynischer Moral gleich zu thun. Kurz das Schriftstellern war für Frauen etwas Fremdes, Unnatürliches, sie traten dadurch aus ihrem Kreise heraus, und die gewöhnlichen Folgen dieses Standes der Sache treten ein.

„Erst kurz vor der französischen Revolution nehmen die Schriften der Frauen im Allgemeinen mehr einen weiblichen Charakter an, und reflectirten mehr die eigenthümlichen Eigenschaften und Richtungen des weiblichen Verstandes. Die besondere Feinheit der Beobachtungen und das Eindringen in die innersten Winkel des menschlichen Herzens wandte sich zu mancherlei Dichtungen, gereimten wie ungereimten, zu allgemeineren Gegenständen, ihre warme Beredtsamkeit, ihr rascher, das Richtige auffassender Blick, bildete eine werthvolle Zugabe zu den kältern, logischern Formen der männlichen Literatur, und haben zum Fortschritt allgemeiner Bildung gewiß nicht wenig beigetragen. Wenn die natürliche Stellung einer Frau die einer Genossin und Gehülfin des Mannes ist, so sieht man nicht ein, warum ihr Einfluß sich nicht auch in der Literatur eben so geltend machen sollte, wie in der Verfeinerung und Reinigung der häuslichen Sitten. Die weibliche Literatur hat eine zartere Rücksicht nicht bloß für die Rechte, sondern auch für die Gefühle und die Schwächen anderer hervorgerufen, sie hat die menschlichen Sympathien erweitert und erwärmt, und wenn auch nicht die Schärfe philosophischer Begriffe und ein höheres geistiges Streben gefördert wurde, so hat sie doch selbst solche Gegenstände häufig in zierlichere Formen gebracht und der großen Leserzahl näher gerückt.

„Blickt man auf die Ursache der gegenwärtigen unablässigen literarischen Thätigkeit der Frauen, so ist die Entwicklung des Buchhandels mit in Erwägung zu ziehen. Ueberblickt man auch nur die sehr beschränkte Auffassung des Gegenstandes, wie sie Mrs. Elwood liefert, so drängt sich die unangenehme Bemerkung auf, daß Geld, und nicht die müßige, wenn auch lobenswerthe Eitelkeit der wirksamste Antrieb bei den Frauen war, und daß aus dieser Quelle nicht bloß die Mehrzahl, sondern auch die bessern weiblichen Werke entsprangen. Als ein Mittel persönlicher Unabhängigkeit und noch häufiger als ein Mittel um andern zu helfen und für andere zu sorgen, hat sich die literarische Energie der Frauen entwickelt aus dem innigern Gefühl der Pflicht und aus der Wärme ihrer Sympathien. Unter allen von Mrs. Elwood aufgezählten Frauen, welche sorgfältige Studien gemacht, oder wie man zu sagen pflegt, eine regelmäßige Erziehung genossen haben, und durch reichen Müßiggang zur Literatur geführt wurden, lassen sich die Werke nur von wenigen, allerdings höchst achtungswerthen, mit denen vergleichen, deren Verfasserinnen unter ganz entgegengesetzten Umständen geschrieben haben; indeß, so sehr auch diese Werke ihren Tribut an Bewunderung in Anspruch nehmen, war doch das Gefühl, welches sie als vortreffliche Frauen einflößten, noch viel lebendiger.“

Digitized by Google

Stockholm.

(Fortsetzung.)

„Da wir einmal auf dieß Thema gekommen sind," fuhr ich fort, „so sagen Sie mir, was läßt sich von Tegnérs Opposition gegen Volksbildung sagen?"

„Sie sehen in mir einen Vertheidiger derselben Meinung und ich glaube aus denselben Beweggründen."

„Darf man nach den letzteren fragen?"

„Langweilt Sie die Antwort, so tragen Sie selbst die Schuld; wer Menschen beobachtet, gelangt je mehr zur innigen Ueberzeugung, daß das alte „bete und arbeite" aller Menschheit am gesündesten ist, daß es die besten Lebensprincipien abgebe, je genauer man beobachtet. Sie gestatten sicher mit mir einen wohlerworbenen Besitz, denn ohne diesen mächtigen Sporn dürfte leicht die Menschheit zu sehr versinken. Wir sind und bleiben halbmaterieller Natur, dieß darf nie aus dem Auge gelassen werden; daher bedarf es der Reizmittel, der Zielpunkte, zumal da wo es schon so weit hinein verderbt ist, als beemalen mit der Menschheit. Sie müssen ferner gestehen, wie wenig die Menschen sich namentlich psychisch gleichen, von der physischen Verschiedenheit zu geschweigen. Es wird daher immer, zum Glück Aller, sich alle Thätigkeit niemals auf Einen Punkt werfen. Wir werden demnach Arbeiter und Denker, Praktiker und Theoretiker, Lernende und Lehrer, und endlich — Befehlende und Gehorchende bekommen, mögen wir uns stellen wie wir wollen! Der Mensch im rohesten Zustande hat dergleichen."

„Das Ringen um irdischen und geistigen Besitz soll meinetwegen Allen offen stehen, allein man überlasse dieß mehr der Natur, dem eigenen Triebe. Man gebe dem Volke Schulen, in denen, neben Gottesfurcht und Achtung vor dem Gesetz, Lesen, Schreiben und Rechnen etwa gelehrt werde, und ermahne zum Schulbesuch ohne Zwang. Fähige Köpfe, thätige Eltern und vor allem das Ringen nach Emporkommen, nach Besitz, diese Zugmittel werden dann schon selbst nachtreiben. Höhere Schulen stehen dann wieder jedem offen, und es mögen sich die Kräfte selbst üben im Weiterscheelten. Was zurück bleibt, wird dann weniger andern räsonniren, aber desto besser arbeiten und desto gläubiger beten, zu seinem und zu der Andern Heil."

„Das Volk wird aber alsdann gar leicht das alleinige Lastthier im Staate werden und keinen allgemeinen Aufschwung nehmen können."

„Dieß gehört nicht in die Schulfrage, doch ließe sich auch das leicht beseitigen, sofern keine Arbeit irgendwo gezwungen verrichtet werden darf. Wo aber einmal Abkommen getroffen sind, da soll das Gesetz die Aufrechterhaltung streng in Schutz nehmen, abgesehen natürlich vom Verjährten, Veralteten aus Olims Zeiten."

„Im Fall nun aber z. B. der höhere, wenn gleich unsichere Erwerb an Manufacturen, Fabriken und dergleichen einem Lande die der Bodencultur so nöthigen Hände entzieht und entfremdet?"

„Dagegen dürfte nur wohlgeordnetes Gemeindewesen und volksthümliche Aufklärung in Vorschlag zu bringen seyn, denn das Uebel liegt zu sehr in der Zeit. Allein hier wie anderswo findet man so ins Detail gehende Reformen unbequem; man erschrickt gewissermaßen über die Arbeit, welche sich dabei in Perspective zeigt."

„Wie es scheint, so ist die Moralität im Volke noch nicht vom Geist unserer Zeit betastet; ich schließe dieß aus den schönen Gestalten und glücklichen Gesichtsbildungen des hier versammelten Militärs."

„Sie machen Ihre Rechnung nicht ganz mit dem Wirthe, denn hieher in die Residenz werden die schönsten Leute gezogen, und wenn Sie dieselben zur übrigen Bevölkerung halten wollen, springt Ihnen der Unterschied gewiß in die Augen. Das Zusammendrängen der Menschen in Manufacturen und Fabriken zeigt auch hier seine nachtheiligen Wirkungen auf die Sittlichkeit. Trunk und geschlechtliche Ausschweifungen sind es namentlich, welche die Race herabdringen."

Die Exercitien waren geendet, das Militär marschirte vom Platze ab, die Zuschauermenge nach sich zirhend. Wir rollten dem Thiergarten zu. Mein unterrichteter Freund berührte noch eine Tagesfrage, die Fixirung der Geistlichkeit im Gehalte und meinte: „die Männer Gottes wollen sich nicht gern in ihre weltlichen Karten gucken lassen und sind überhaupt der Meinung, es gezieme sich die Diener des Herrn in sorglosen Lagen zu erhalten. Daß daraus Stolz, Ueberhebung, Mangel an Mitgefühl und dergleichen Dinge mehr hervorgehen, wird natürlich hart von der Hand gewiesen. Meiner Meinung nach sollte die Geistlichkeit, gleich dem Adel, sich hüten die Sache bis zu einem Aeußersten kommen zu lassen. Das Beispiel Norwegens liegt hier zu nahe; allein schwerlich dürfte ein Umsturz in Schweden so ruhig und gemessen ablaufen als dort. Der Nationalcharakter ist ein ganz anderer gewesen seit langer Zeit, und mit der Vereinigung unter Einem Scepter hat man sich eben nur vereinigt, offene Feindseligkeiten zu unterlassen; im übrigen herrscht die alte Verschiedenheit im Denken und Handeln fort."

Wer lange Zeit in den fetten Niederungen Norddeutschlands zubrachte, wer Jahre lang vielleicht in jener staubigen Residenz eingepfercht war, die der berühmte Semilasso, wenn ich nicht irre, recht bezeichnend Sandomir nennt, dem muß Stockholms Djurgarden, sprich Djurgohrden (Thiergarten), zauberhaft, entzückend erscheinen; denn hier ist keine Spur jener geisttödtenden Einförmigkeit, vielmehr eine Mannichfaltigkeit, die Geschwisterkind mit der Zerrissenheit genannt zu werden verdient. Ueberall dehnt sich das Gestrin durch, gleichsam an seine Herrschaft erinnernd; alles Grün ist dunkel, kräftig, wenn auch nicht brillant und keineswegs mit Staub belegt, nebenbei stete Durchsichten auf ansehnliche Wassermassen.

Brachte man jedoch längere Zeit im Norden zu, ohne daß Gewohnheit die Urtheilskraft abgestumpft oder befangen hat, dann sehnt man sich, wenn auch nicht nach Sandomir oder in eine Maeschgegend, so doch gewiß nach leichterem, saftigerem Grün, nach minderem Vorherrschen des Erstarrten, Versteinee-

Digitized by Google

ten, kurz nach mehr Wärme und größerer Fruchtbarkeit. Man kann daneben immer Freund eines Winters seyn und bleiben, nur soll der Sommer die Enveloppe abwerfen!

v. St. theilte mir auf dem Heimwege noch in Kürze mit, daß man sich eben um die Zahl der Kammern streite und nicht einig werde könne, ob man ein, zwei, drei, vier oder fünf Kammersysteme einführen solle; vielleicht wäre mit einem Ober- und Unterhause bei entscheidender Stimme der aus allen Ständen zu formirenden Regierung dem Ganzen am sichersten geholfen.

Wollte ich meinen geschätzten Leser überall mit herum führen, wohin mich Vermsten meine Stockholmer Bekanntschaften gebracht, es würde ein langweiliges Resultat geben, Trotz des Sommers, wo auch hier alles aufs Land strömt, fand ich dennoch zahlreiche Orden in voller Thätigkeit; d. h. die Mitglieder derselben spielten Karten, aßen und tranken, oder vertrieben sich sonst die Zeit, so gut es gehen wollte. Hier war das Getändel und Geklapper mit Formen und Ceremonien nicht bloß auf die lieben Brüder Freimaurer beschränkt, auch die Mitglieder eines Zimmermanns-, Neptuns-, Amaranthen- und mehrerer anderer Orden schienen keine andere Beschäftigung zu kennen, um sich zu nachfolgenden Tafelfreuden, dem eigentlichen „hohen Ziele" aller solcher Ordensvereine, würdig vorzubereiten. In den meisten dieser Gesellschaften stößt man fast lediglich auf Adelige oder deren Bannerträger, denn sie sind es, welche alle Stellen besetzt halten und mithin im Besitze der meisten Muße zu solchem Getändel seyn können. Es ist erstaunlich, dieses Heer von Beamteten für so ein kleines armes Land und wie wichtig sich diese Leute für die Existenz des Ganzen halten, fast so wichtig als ihre preußischen Collegen! Das geschäftige Nichtsthun der Obern hält gleichen Schritt mit der wirklichen, großen, dennoch aber kleinlichen, formenverwickelten Arbeitslast der Subalternen. Spaßeshalber stellte ich einem Hrn. v. P., welcher selbst einen hohen Posten bekleidete und die Nothwendigkeit der verwickelten Verwaltungsweise zu beweisen sich abmühte, einfach die Frage:

„Und war denn zu allen Zeiten Schwedens Landesverwaltung gleich complicirt?" Die Antwort lautete: „Nein! Indessen erfordern andere Zeitumstände andere Maaßregeln!"

„Wohl! Gewiß herrscht jetzt dadurch mehr innerer Wohlstand, mehr Wohlbefinden? Schwedens Finanzen sind dermalen blühender als je?"

„Beides kann nicht behauptet werden bei so allseitigen Beschwerden; der Adel klagt über Verarmung, die Geistlichkeit über abnehmende Einkünfte, unser Handel so wie unsere Manufacturen und Fabriken gewähren im Ganzen immer geringere Resultate, und der Landmann klagt jetzt wie immer. Allein dieß liegt in den Zeitumständen."

„Wenn aber die letztern trotz aller Verwickelung der Verwaltung zu keinem bessern Ende führen, so sollte man es in der That einmal mit Vereinfachungen wieder versuchen."

„Bewahre! Dadurch käme endlich alles in Stockung und Verwirrung!" Mit dieser Schlußsentenz mußte ich mich begnügen, so ungenügend sie war.

Wenn ich mir Rechenschaft geben soll von dem Eindruck, welchen die Schweden in Stockholm nach mehrseitigem Verkehr mit ihnen bei mir zurückließen, so steht obenan: ein süßliches weiches Wesen, das abgeschliffene Sitte zu seyn prätendirt, das jedoch mehr als ein Zeichen von Unmännlichkeit, von physischem Herabgekommenseyn erscheint. Vor einem Vierteihundert Jahren war das anders; der damals herrschende, chevalereske Ton trug das Gepräge eines männlichen Aufschwunges. Fast scheint es, die Nation sey mit dem König alt geworden.

Auch im Volke nirgends ein kräftiges Auftreten; alles geschmeidig und gefüge wie eingeölt! Tagelang trieb ich mich aller Orten umher, mischte mich unter die Menge und trat Einzelne an, wie sie mir aufstießen; und auch nicht Ein keckes Entgegnen, immer nur nachgiebiges Eingehen in das Hingeworfene. Man erkannte natürlich in meiner fehlerhaften Aussprache des Schwedischen sofort den Fremden, und ein Theil der Weichheit ist wohl auf Rechnung der Rücksichten zu setzen, welcher jeder Schwede Fremden schenkt; indessen zeigen andere Orte, wo man ebenfalls Fremde verhätschelt, nicht gleiche Uniformität aller Individuen. Offenbar liegt diese Weichheit in der Generation, ist mehr naturgemäß als angeeignet; selbst unter Seeleuten, die ich öfter auch antrat, fand ich nicht jenes Rauhe dieser Classe.

Nur wenn schwedische Politik zur Sprache gebracht wurde, entwickelten sich Zeichen des alten nordischen Feuers; dieß ist der entzündliche Flecken, oder der Zunder wenn man will, bei den sehr alt gewordenen Söhnen des Nordens.

(Fortsetzung folgt.)

Die walachische Pest.

In der Moldau und Walachei herrscht eine fast jährlich wiederkehrende Krankheit, welche namentlich in den südlichen Distrikten einen pestartigen Charakter annimmt, und nicht nur die Colonisten in Bessarabien, sondern auch die einheimischen Moldowlachen, je nachdem sie in stärkerer Form auftritt, in großer Anzahl hinrafft, besonders aber unter den russischen Armeen während der türkischen Kriege stark gehaust haben soll. Kürzlich erschien nun von einem Arzte, Namens Christian Witt (wahrscheinlich ein Deutscher) ein Werk „über die Eigenthümlichkeit des Klima's der Moldau und Walachei und über die sogenannte walachische Pest" in russischer Sprache in Petersburg. Die Nordische Biene vom 22 Dec. (3 Jan.) thut derselben kurze Erwähnung und bemerkt: „Neu ist an diesem Buche namentlich, daß der in der Moldau und Walachei wüthende südliche Typhus, der von sogenannten Pestzufällen begleitet ist, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, mit der aus Konstantinopel und dem Orient kommenden Pest zusammenhängt, sondern hauptsächlich aus Sumpfmiasma entspringt. Diese Ansicht gründet der Verfasser auf eigene Erfahrungen und auf Mittheilungen walachischer und moldauischer Aerzte. Das Buch hat nicht bloß medicinischen, sondern auch allgemeinen Werth, indem es außer der Schilderung dieses eigenthümlichen Klima's noch manche damit zusammenhängende Gegenstände behandelt, z. B. über das Miasma in der Luft oder die epidemische Constitution der Atmosphäre, über Malaria überhaupt u. dgl." Witts Mittheilungen sollen fast sämmtlich auf eigenen Erfahrungen beruhen.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Fortsetzung.)

Bei Tagesanbruch ging ich in den großen Garten des stattlichen Klosters, wo ich den Bruder Hilario bereits zwischen seinen Blumenbeeten arbeitend fand. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch den Garten, und ich konnte die Frage nicht unterdrücken, welche Kette von Schicksalen ihn zum Mitgliede eines geistlichen Ordens in einem brasilischen Kloster gemacht haben könnte? Er erwiederte: „Wohl mögen Sie, junger Mann, es eine Kette merkwürdiger Schicksale nennen, die mich in meine gegenwärtige Lage geführt hat. Meine Lebensgeschichte, aus welcher ich kein Geheimniß mache, da ich an der Schwelle des Grabes stehe und alle irdischen Hoffnungen und Wünsche längst beschwichtigt habe, würde inzwischen für jetzt zu weitläufig seyn; vielleicht daß man in dieser Beziehung nach meinem Tode etwas Vollständigeres unter meinem Nachlasse findet. Für jetzt möge Ihnen dieses genügen: Ich bin aus Straßburg gebürtig. Meine Eltern waren wohlhabend und bestimmten mich für die medicinischen Wissenschaften. Ich studirte in Jena, Heidelberg und Paris, und als ich eben mein Examen bestanden hatte, brach der Sturm der französischen Revolution los und seine Wirbel ergriffen auch mich. Bei diesem großen und blutigen Drama blieb ich kein stummer Zuschauer, sondern ich sollte eine active Rolle darin spielen. Gleich tausend andern Jünglingen ergriff ich mit hochbegeisterter Brust die Sache der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit. Ich ward der Freund von Aloys Schneider und anderer exaltirter Männer. Jener schreckliche Geist, der damals die Gemüther fast aller Franzosen bis zum Wahnsinn beherrschte und Frankreich zerfleischte, hatte auch mich erfaßt. Ich gehörte zur Bergpartei, zeigte mich in Reden und Thaten als ein wilder Jakobiner, wurde Mitglied des Nationalconvents und stimmte für den Tod Ludwigs XVI. Als das Vaterland von ausländischen Söldlingen bedroht wurde, eilte ich zu den republicanischen Fahnen. Auf der Brücke von Lodi erfocht ich mir das Hauptmannspatent und später ward ich Bataillonschef.

„Bis dahin war ich glücklich; ich glaubte für die heiligste Sache der Menschheit zu kämpfen, und der Ruhm und die Ehre entschädigten mich für das Stillleben des häuslichen Glücks, das ich gegen das wilde Getümmel des Kriegs vertauscht hatte. Allein bald gingen mir die Augen auf; der 4 Mai 1804 kam, Bonaparte wurde Kaiser. Ich begriff jetzt, daß ich kein Kämpfer der Freiheit, sondern ein eitles Werkzeug einiger Ehrgeiziger gewesen war. Ich hatte einem Phantom, einem Trugbild zu große Opfer gebracht: ein liebenswürdiges Mädchen, deren volle Liebe ich besaß, hatte ich verlassen, meine Eltern waren in Armuth und wahrscheinlich aus Gram über meine Ausschweifungen, die ich in wildem Freiheitsschwindel begangen, gestorben. Ich legte meine Stelle im Heere nieder, begab mich mit den Trümmern eines kleinen Vermögens nach Portugal und lebte dort in der Zurückgezogenheit nur den Wissenschaften. Jedoch die Philosophie allein vermochte die Leere in meiner zerrissenen Brust nicht auszufüllen, und ich suchte deßhalb im Schooße der Religion die Ruhe wieder zu finden, die mir außerdem die Welt versagte. Ich trat in einen geistlichen Orden und wurde in kirchlichen Angelegenheiten von meinen Obern nach Brasilien geschickt. Ich habe mehrere Jahre als Missionär unter einigen Stämmen der Ureinwohner dieses Landes gelebt und fand dann später Aufnahme in diesem Kloster, in welchem ich nun fast 30 Jahre lebe.“

„Und haben Sie, mein Vater,“ fragte ich den Greis, „in Ihrer jetzigen Lebensweise den Trost gefunden, den Sie sich davon versprachen?“

Er erwiederte: „Wenn eine unerbittliche Strenge gegen sich selbst und einige gute Werke, die ich als Arzt und Seelenhirt während einer langen Reihe von Jahren zum Besten meiner Mitmenschen ausgeübt haben mag, zu der Hoffnung berechtigen können, den Himmel zu versöhnen, so glaube ich, bei dem Hinblick auf die unendliche Gnade des Schöpfers, mich dieser Hoffnung wohl hingeben zu dürfen. In meinem Innern wohnt jetzt Frieden und ich sehe dem Augenblick meiner Auflösung ruhig entgegen.“ Er drückte mir die Hand und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Nachdem ich im Refectorium mit den übrigen Geistlichen ein vortreffliches Frühstück eingenommen hatte, an dem nur Pater Hilario keinen Antheil nahm, da er in seiner Celle von den einfachsten Speisen lebte, schickte ich mich zur Weiterreise an. Ich ritt jetzt gerade auf das Orgelgebirge los, und nachdem ich in Maja, einem kleinen Städtchen, Mittag gemacht hatte, ging die Reise weiter. Gegen Abend erreichte ich eine einzelne Venda am Fuße des Orgelgebirgs, wo ich mit mehrern Zugführern der Maulthiere, welche Kaffee über das Gebirge bringen, in einem Rancho übernachtete. Dieses ist ein offenstehendes, den Winden aus allen Compaßstrichen zugängliches Gebäude, welches bloß durch eine Bedachung gegen Regen schützt. Als Lagerstätte für die Reisenden findet man darin einige mit Matten bedeckte Bettstellen; der Sattel vertritt die Stelle des Kopfkissens, der Mantel dient zur Decke. In der Venda war für die Abendmahlzeit weiter nichts zu haben als trockener Käse und Rosque, eine Art Zwieback. Die Tropeiros, welche Lebensmittel mit sich führten, luden mich indessen zu ihrem Abendimbiß ein, wogegen ich ihnen einige Flaschen Wein zum Besten gab.

Die aufgehende Sonne fand mich bereits auf der Wanderung. Bisher hatte mein Weg nur durch eine bewohnte und angebaute Ebene geführt, allein nunmehr betrat ich das Orgelgebirge, eine große bewaldete, romantisch schöne Wildniß. Der Nordländer kann sich keinen Begriff von einem brasilischen Urwalde machen: die merkwürdigsten Gewächse, die in Europa bei aller Pflege der Kunst nur Krüppelpflanzen bleiben, stellt hier die Natur aus freier Hand dem überraschten Fremdling unter die Augen. Das Ganze bildet eine dichte Verflechtung und das Innere dieser Waldungen ist für einen civilisirten Menschen ohne die Schneide der Axt, die erst Bahn brechen muß, unzugänglich. Der Boden unter einer dichten Decke von Schling- und Schmarotzerpflanzen bleibt dem Auge verborgen. Hoch in den Lüften tragen die Riesenstämme des Waldes das stolze Haupt, und noch weit hinaus über diese Kolosse des Pflanzenreichs erhebt sich, schlank und ebenmäßig wie eine Säule, der gigantische Sapucaja in kühner Höhe seine majestätische, lilafarbige Blüthenkrone entfaltend. In dieser sieht man Fleisch- und Schmarotzerpflanzen in der üppigsten Fülle wuchern, deren Blüthen durch ihre wunderbare Gestalt und durch den blendenden Farbenschmelz entzücken.

(Fortsetzung folgt.)

Jüdische Literatur in England. Eine Zeitschrift, „die Stimme Jakobs“ vom 6 Januar, spricht von einer Gesellschaft zur Beförderung der jüdischen Literatur, wobei Vorlesungen, Bibliotheken und die Circulation fremder jüdischer Schriften die Hauptmittel bilden sollen. (Litt. Gaz. vom 14 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1843.

Die Provinz Catalonien.

Der Aufstand in Barcelona, welcher am Ende vorigen Jahrs so großes Aufsehen erregte, zeigt so mannichfache Anomalien, ist in manchen Beziehungen scheinbar so unerklärlich, hatte augenscheinlich so wenig einen bestimmten, wohl ausgedachten Zweck, daß man die bewegenden Ursachen wohl in allgemeinen Verhältnissen suchen muß. Ein Correspondent der Times vom 3 Jan. faßt die Sache von dieser Seite auf, und sagt: „Bei dem Mangel irgend eines bedeutenden Beweggrundes zum Aufstand gegen die Regierung und in der Nichtexistenz irgend einer systematischen Unterdrückung, die hinreichen könnte, eine Waffenergreifung einigermaßen zu entschuldigen, wird es nicht ohne Interesse seyn, gewisse Elemente der Aufregung, welche Catalonien eigenthümlich sind, etwas umständlicher zu beröhren." Nach diesem Eingang beginnt er die Elemente der Unzufriedenheit in nachstehender Weise aus einander zu setzen, und führt als die hauptsächlichsten folgende auf: die herrschende Abneigung gegen die Nationalarmee, das Conscriptionssystem, den Provincialgeist, die bisherige Steaflosigkeit der Ruhestörer, und vielleicht den kriegerischen Geist des Volkes.

„Die Nationalarmee wird von den Catalonieen mit ungünstigen Augen angesehen, und es herrscht keine Sympathie mit den Truppen: da sie das Recht haben sich mit Geld von der Verpflichtung loszukaufen, persönlich in den Reihen derselben zu dienen, so haben sie weder Söhne, noch Brüder, noch sonstige Verwandte, die als Soldaten dienen, und da sie wissen, daß ihr Benehmen gegen das Militär keinem Mitglied ihrer eigenen Familien in irgend einem Theile Spaniens vergolten werden kann, so sind sie nicht bloß gleichgültig gegen die Truppen, sondern sogar bei allen Gelegenheiten zu Feindseligkeiten geneigt. Die, welche sich für Geld verkaufen, um in der Armee zu dienen, gehören im Allgemeinen nicht zu den rechtlichsten, und die Stellvertreter, welche mit catalonischem Geld in andern Provinzen erkauft werden, und die Armee Cataloniens bilden, gehören zu den schlechtesten Subjecten der spanischen Armee. Es existiren deßhalb mehrere Ursachen, welche das schlechte Verhältniß zwischen Soldaten und Bauern unterhalten. Auch steht die Disciplin der regulären Armee dem Catalanen gar nicht an; der junge Bergbewohner führt lieber sieben Jahre lang einen wilden Räuberkrieg in seinen eigenen Bergen, als daß er nur einen Monat lang sich der Strenge der militärischen Disciplin unterwürfe.

„Die nöthige Summe zum Ankauf von Stellvertretern für die Jahre 1840/42 ist von den Bewohnern der Provinz vollständig entrichtet worden an die Ayuntamientos, welche für die vom Gesetze bestimmte Recrutenzahl zu sorgen haben; aber die Ayuntamientos haben die nöthige Mannschaft nicht gestellt, und namentlich das von Barcelona war notorisch damit im Rückstand; als es dem deßfalls ergangenen peremtorischen Befehl nicht offen Trotz bieten konnte, suchte es ihn zu umgehen. Auf die Verordnung, die Aushebung zu vervollständigen und dem Gesetze Genüge zu leisten, antworteten die Barceloneser mit Vorzeigung der Empfangscheine für das an das Ayuntamiento bezahlte Geld, die Regierung aber läßt sich hierauf nicht ein, und verweist sie an diejenigen, denen das Geld bezahlt wurde; das Volk wurde unwillig, und will nicht doppelt, d. h. Geld und Blut, zugleich zahlen. Wie wurde das Geld verausgabt? Niemand weiß es; gewiß ist nur, daß beide, Regierung und Volk, betrogen sind.

„Der Provincialgeist, welcher sämmtliche Catalonier belebt, kommt gleichfalls hier wesentlich in Betracht. Der rohe Stolz, welcher einen Hauptfehler ihres Charakters bildet, läßt sie ihre Provinz als das kostbarste Juwel in der Krone der Königin und als eben so wichtig wie das ganze übrige Spanien zusammen betrachten. Dieser Geist wird genährt durch ihre besondere Stellung. Ihre Sprache ist wesentlich von der der übrigen Provinzen verschieden; sie haben bedeutende Hülfsquellen längs ihrer ausgedehnten Küste am Mittelmeer, und einen wirksamen Schutz gegen fremde Angriffe in den Pyrenäen und in der Unzugänglichkeit der übrigen hohen Berge. Bei der furchtbaren Stellung, welche diese ihnen gewahren, sind sie kriegerisch, aber ihre Leidenschaft ist der Guerillakrieg, und kaum findet sich in dem Fürstenthum einer oder der andere, welcher sich nicht rühmen kann, drei oder vier Feldzüge ge-

Digitized by Google

macht zu haben. Diese Umstände haben sie mit jeder Regierung Spaniens in Conflict gebracht. Ihr Provincialgeist ist außerordentlich stark, und sobald der Ruf erscholl, daß auch nur zwei Häuser in Barrelona von den Truppen angegriffen worden seyen, zeigte sich auch unverzüglich ihre Abneigung gegen die Armee und die Geneigtheit jeden Catalonier, bloß weil er Mitglied der Provinz ist, zu vertheidigen.

„Die zahlreichen revolutionären Vorfälle, welche unglücklicherweise in der Hauptstadt Cataloniens auf einander folgten, haben einen krankhaften Geist der Ruhmsucht unter Leuten von obscurer Herkunft, ohne Bildung, ohne Redlichkeit und unruhigen Sinnes erzeugt und genährt. Der Pöbel zu Barcelona ist notorisch zu Unruhen und Aufständen geneigt, und die Stadt enthält unglücklicherweise unter ihren Einwohnern eine Anzahl Leute ohne bestimmten Beruf, deren einzige Beschäftigung ist, sorgsam jedes Mißvergnügen zu erlauschen, um möglicherweise daraus Vortheil zu ziehen; sie sind stets bereit sich irgend einer Partei anzuschließen, was deren Zweck und Streben auch seyn mag, wenn sie nur eine Bewegung beginnt. So lange dieser Zustand der Dinge dauert, wird die zweite Stadt Spaniens stets im Fall einer Volksgährung in der Gewalt von einem halben Duzend selbstsüchtiger Abenteurer seyn.

„In der Behandlung dieser Unruhstifter hat die Regierung gewöhnlich eine Milde gezeigt, die nicht wenig dazu beitrug, sie in eine falsche Stellung zu versetzen. Sey es Menschlichkeit oder ein anderer Grund, es war sicher, daß die ärgsten Ruhestörer stets entkamen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie nicht einmal eine politische Ueberzeugung zu ihrer Entschuldigung anführen konnten. Ihr einziger Zweck war Raub, und wenn sie ihre Raublust befriedigt hatten, flohen sie in ein anderes Land, und warteten bis ihre Thaten in Vergessenheit gerathen waren, um zurückzukehren, dasselbe Spiel aufs neue zu beginnen, und sich einer neuen Bewegung anzuschließen, mochte diese ein Feldgeschrei haben, welches immer sie wollte.

„Was auch die Ansichten über eine Einfuhr englischer Baumwollenfabricate in Spanien seyn mögen, so ist es jedenfalls gewiß, daß dieß nicht der Beweggrund für den letzten Aufstand in Barrelona gewesen ist. Wäre dieß auch nur entfernt der Fall gewesen, so hätte sich keine bessere Gelegenheit finden können, den Widerstand gegen die Regierung hauptsächlich hierauf zu gründen. Die große Anzahl von Katton- und andern Fabrikbesitzern, deren Interessen man hätte dabei betheiligt halten können, eine solche Bewegung mit Energie zu unterstützen, hätte diese Gelegenheit ergreifen können, die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten, sowohl gegen die Regierung überhaupt als gegen den Regenten insbesondere zu richten, da man diese für geneigt hielt, mit England einen Handelsvertrag abzuschließen; hätte ein solcher Beweggrund existirt, man hätte ihn zum Losungswort des Aufstandes machen können. Aber die Fabrikbesitzer nahmen durchaus keinen Antheil am Aufstand. Sie flohen von dem Schauplatz der Unordnung, und was man auch später dem Aufstand für eine politische Färbung zu geben versuchte, die Fragen über die catalonische Industrie und den Handelsvertrag mit England wurden von den Insurgenten selbst nie als der Beweggrund des Aufstandes angegeben.

„Es ist übrigens nicht wahr, daß die Provinz Catalonien der Einfuhr fremder Baumwollenwaaren so gar feindselig gesinnt ist. Der Boden des Landes ist fruchtbar, aber die Bevölkerung schwach und durch die bürgerlichen Kriege noch schwächer geworden; eine weitere bedeutende Menschenzahl wurde der Provinz durch die Fabriken entzogen. So ist der Boden vernachlässigt aus Mangel an Händen, die ihn bauen können. Auf dem Lande würde man eine Maaßregel, die einen Theil der Bevölkerung aus den Fabriken wieder zum Landbau ziehen würde, mit Freuden begrüßen. Hiezu kommt noch, daß die Stadt Barcelona von den Bewohnern des innern Landes mit Eifersucht und Abneigung angesehen wird, da man sie als die Ursache des sinkenden Ackerbaues betrachtet, und namentlich weil die großen Landbesitzer, die während des Bürgerkriegs eine Zuflucht in der Stadt suchten, seitdem nicht mehr aufs Land zurückgekehrt sind. Im Innern betrachtet man also die Stadt als den gewaltigen Schlund, in welchem der wahre Reichthum und die Hülfsquellen der gesammten Provinz verschlungen werden. Die Ansichten der Barcelonesen über Handelsangelegenheiten üben keinen Einfluß auf das übrige Catalonien aus, und welcher Art auch die Bewegungen in Barcelona seyn mögen, die wahre Macht zum Guten wie zum Bösen beruht im Innern. Das haben auch die Ereignisse des Novembers und Decembers deutlich genug gezeigt."

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Zeichen der Entartung, der Demoralisation des Volkes werden in der Hauptstadt vielfach sichtbar und lassen sich unschwer bis zu den Quellen verfolgen; diese sind im Heere unverheuratheter Beamteten und Militärs, so wie in allerhand Fabrikenetablissements hauptsächlich zu suchen. Letztere drängen sich auch in Schweden so wie in andern Ländern leider nach der Hauptstadt, daselbst den ohnehin schon stattfindenden Andrang der geringern Volksclasse noch vermehrend.

Der Dämon Geld ist dem Volke bis in die innersten Gefäße gedrungen; für Geld ist alles feil, um Gelderwerb dreht sich die ganze Existenz! Nicht aus eigener Erfahrung, wohl aber aus Mittheilungen einiger unterrichteter Aerzte weiß ich, welch schreckliche Verbreitung z. B. die Syphilis in der Hauptstadt sowohl als auch im ganzen Schweden erreicht und welche Verheerungen in der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung sie anrichtet. Es gehören ärztliche Kenntnisse dazu, um zu wissen, welche gräßliche Folgen diese Krankheit im nordischen Klima hat; und daß diese Angelegenheit noch viel zu sehr auf die leichte Achsel genommen worden ist, beweist wie oberflächlich die Regierenden unterrichtet sind; das Geld ist der eigentliche Träger dieser schrecklichen Seuche zu nennen!

Kinderversorgungs- und Kindererziehungsanstalten man-

Digitized by Google

cherlei Art liefern in Stockholm wie anderswo die sprechendsten Beweise für das allgemeine Sinken eines gesunden und kräftigen Christenthums; mögen Lämmleinbrüderschaften, Bibelgesellschaften und dergleichen Süßigkeiten auch äußerlich das Gegentheil zu predigen scheinen.

Hier im hohen Norden, wo ehemals der Sitz schönster Menschenkraft zu finden war, von wo die physische und psychische Regeneration der Race ausging, hier ein geschwächtes, weiches Geschlecht zu finden, ist recht betrübend! Wir werden fast zu Narren über Veredelung der Pferde und bleiben vollkommen gleichgültig bei dem sichtbaren Verfallen unsers eigenen Geschlechts, ohne den Gegenbeweis liefern zu können, daß in der Regel ein gesunder, kräftiger Geist von entsprechender Körperbeschaffenheit bedingt werde.

Die vielen Gesellschaften, welche auch Stockholm aufzuzählen hat, sind eben so viel schlagende Beweise für meine Behauptung des Verfalls der Kraft im Volke; fast bedarf es zur Ausführung der gewöhnlichsten Dinge stets des gesellschaftlichen Zusammentritts vieler, und dann erst scheint es möglich zu werden, durch einige Thaten sprechen zu können. Die Zeiten, wo sich ein jeder, oder doch sehr viele aus der Nation Mannes genug fühlten, auf eigene Faust hin etwas durchzusetzen, diese Kraftperiode ist untergegangen im Ringen mit unterirdischen Mächten, im Haschen nach ihren Metallschätzen. Das Geld hat alle körperlich und geistig heruntergebracht zur schimpflichsten Sklaverei, die jemals existirte. Wo gibt es noch Bande, die das Gold nicht zersprengte? Man zeige nur Gold und rechne sicher darauf, daß allen alles verkäuflich werde! die wenigen Ausnahmen auf welche man stoßen dürfte, gehören zu den Curiosen.

Ich vermag mich nicht von Stockholm in diesen Blättern zu trennen, ohne wenigstens einige Worte über meinen Schloßbesuch anzubringen. Recht eigen fühlt man sich bewegt, wenn man an allen Orten, wo Reliefs am Gebäude angebracht sind, etwa über Thüren u. s. w. diese verstümmelt sieht. Namentlich muß es auffallen, recht consequent immer die Königsfigur geköpft zu finden, unter welchen Umständen sich eine solche auch zeigen mag. Dieß sowohl, als die in der Kleiderkammer aufbewahrten, blutbefleckten Kleider Karls XII und Gustavs III, welche diese Könige am Tage ihrer Ermordung getragen, erinnern lebhaft an die Unwahrheit des angenommenen Satzes, der Adel sey die sicherste Stütze der Throne; dieß gilt überall nur so lange, als vom Throne die Adelsprärogative beschützt wurden. Am Bürger und Bauern hatten die Thrane stets geduldigere Lastträger als am Adel, an der Geistlichkeit und dem Militär! Nur etwa aufgereizt vom Adel wurden sie zu Aufständen gebracht, kehrten aber stets gern zur Gesetzlichkeit zurück, denn die Monarchie ist unter Bedingungen der beste Schutz gegen alle Tyrannen; der Tyrannei größte aber ist die Aristokratie.

Wir befanden uns eben in der Antikensammlung im Souterrain des Schlosses und ich schwelgte recht im Anschauen des göttlichen, durch antike Meisterhand geschaffenen schlafenden Endymion, nachdem ich mich an Sergels reizender Gruppe Amor und Psyche ergötzt, als draußen an die hohen Saalfenster, welche nach dem Blumenparterre der Schloßterrasse führen, heftiger Gewitterregen schlug. Dieß weckte mich aus meinen Träumereien über den Schlafenden, dessen Marmorbrust ich genau betrachtete, weil es mir schien, als müsse sich dieselbe jeden Augenblick durch lebendige Athemzüge heben. Ich sah hinaus auf die Terrasse und erblickte wirkliches Leben in vier allerliebsten Knaben, die trotz des Regens emsig beschäftigt waren, mittelst kleiner Schaufeln den Sand der Gänge in sich bildende Regenpfützen zu werfen. Der uns begleitende Führer sagte uns, die spielenden Knaben seyen Prinzen und Söhne des Thronfolgers, welche eben unter Aufsicht eines Gouverneurs eine Freistunde feierten. Selbst die Spiele der Aermsten, Hochvornehmen, werden beaufsichtigt und sie dürfen sich dabei weder ungenirt geben lassen, noch ihre Spielcameraden nach Belieben wahlen! Man führt sie, die Erdengötter, länger am Kinder-Gängelbande als andere Leute, und läßt sie nicht eher los, bis die Dressur vollendet ist, oder für vollendet angesehen wird. Daraus entstehen alsdann jene Leute, die das Andressirte nie verläßt, die vornehm auf alles herabzusehen wissen, was nicht ins Bereich ihrer Dressur gehörend erscheint und welche im Besitze jenes lieblichen je ne sais quoi sind, das viele Plebejer glauben macht, die Herren seyen aus anderm Teige geformt, mithin von Gott und Rechtswegen im Besitze aller Prärogative, welche die Masse zu Packesein stempeln, damit die Vornehmen auch vornehm thun können, selbst wenn sie nichts weniger als vornehm sind.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Fortsetzung.)

Zum erstenmal sah ich auf dieser Reise beim Ausgange des Orgelgebirgs auf der einem Engländer gehörenden Plantage den Mahagonybaum (Swietenia mahogani). Er ist vielleicht der majestätischste Baum, denn obgleich derselbe eine ausgezeichnete Höhe erreicht, so wird dennoch der Beschauer, eben so wie beim Anblick der Eiche und Ceder, von der Festigkeit und Dauer desselben überzeugt. Er wächst zu einem so großen Stamm heran, treibt so viele und kräftige Zweige aus und verbreitet mit seinem blendend grünen Laubwerk, zwischen welchem die Büschel seiner perlartigen Blüthen schimmern, einen Schatten über eine so ausgedehnte Erdfläche, daß es schwer hält in der Einbildung ein Erzeugniß des Pflanzenreichs sich vorzustellen, das in gleichem Maaße die Eigenschaften der Eleganz und Stärke, der Schönheit und Erhabenheit in sich vereinigte. Das Wachsthum dieses Baumes ist sehr schnell, obgleich zu seinem völligen Auswuchse oder seiner Reife, wie man vermuthet, nicht weniger als 200 Jahre erforderlich sind.

Wahr ist's, der Himmel und die Erde entfalten eine wunderbare Pracht in diesem Tropenlande, und überall, wohin der Blick sich wendet, stellen sich neue und wunderbare Gebilde des Pflanzenreichs dar. Es herrscht hier kein Stillstand in der Vegetation: des Winters eiserner

Digitized by Google

Scepter legt hier der in ewigem Festkleide des Sommers und Frühlings prangenden Natur keinen Zwang auf, sondern diese läßt fort und fort sprossen und keimen, blühen und Früchte hervorgehen. In dieser innen, krystallhellen Luft und unter dem tiefblauen fast immer heiteren Gewölbe des Himmels prangen die Blumen nur schöner und der Sinabaum trägt Blüthen und goldene Früchte zugleich.

Aber nicht allein das Pflanzenreich entfaltet hier seine Wunder, sondern auch von Thieren der mannichfaltigsten Gattung ist diese Wildniß bevölkert. Der Affen muntere Schaar treibt in den Bäumen ihr Spiel und ihr Gemurmel kann man in stundenweiter Entfernung hören. Das Gürtelthier (dasypus novemcinctus; dasypus longicaudus) ist sehr gemein und läßt sich leicht zähmen; der Brasilier zieht sein Fleisch selbst dem der Affen vor, das für eine große Delicatesse gilt. Einen rothbraunen Coati (nasua solitaris), bekanntlich zum Geschlechte der Fleischfresser und Sohlengänger gehörig, erlegte ich mit dem Gewehre. Auch der Tapir (tapirus americanus) lebt in diesen Wäldern, besonders in der Nähe von Flüssen. In Brasilien ist derselbe ein jagdbares Thier, dessen Fleisch gegessen wird. Ich habe deren später mehrere geschossen. Schön gesprenkelte Schlangen sieht man in den Straßen der Sonne sich wärmen oder scheu über den Weg in die Gebüsche fliehen.

Besonders aber zieht das bunte und goldglänzende Gefieder der vielfältigsten Vögel den Blick des Fremdlings auf sich. Colibri von allen Spielarten schwelgten in den Blüthenkelchen, während ein Zug der prachtvollen Arras mit brennendrothem und himmelblauem Gefieder über mich hinzog und ganze Schaaren der gemeinern Papageien die Lüfte mit lautem Geschrei erfüllten. Der Tukan oder Pfeffervogel ist ebenfalls sehr gemein hier. Der kleine, kaum eine halbe Hand große gelbe Flecken in seinem schwarzrothen und gelbbunten Gefieder wird von den vornehmen brasilischen Damen zum Putz und Besatz der Kleider verwendet, und Hunderte solcher Bruchstücke der Häute dieses Vogels, die künstlich zusammengenäht werden, sind vielleicht zu einer Garnitur erforderlich. Dom Pedro I pflegte an Gallatagen einen solchen Mantel zu tragen, der in der That eben so prachtvoll als kostbar war. Die sonderbare Stimme des Schopfvogels (uphalopterus ornatus), der die Größe unserer Dohle hat, wird häufig aus dem Dickicht des Waldes gehört, allein diesem scheuen Vogel ist schwer beizukommen und ich konnte keinen erlegen.

Heute Mittag hielt ich an einer der vielen Quellen des kühlsten und schönsten Wassers, womit diese Gegend so reichlich versehen ist; ich hatte nämlich einige Speisen, so wie Wein, Zucker und Limonen bei mir, und so war bald ein zwar einfaches, aber angenehmes Mahl bereitet. Als ich so im Schatten des dichten Waldes lagerte, gewahrte ich einen Legnan, ein harmloses, nützliches Thier, das von Schlangen und schädlichen Insecten lebt und zum Eidechsengeschlecht gehört. Ich schoß denselben; er war 5½ Fuß lang und hatte 1½ Fuß im Umfange. Es kam eben eine Truppe Maulthiere, welche Kaffee über das Gebirge führte, worüber und der Führer bat mich, ihm das Thier zu überlassen, denn sein Fleisch, welches an Geschmack dem der jungen Hühner gleicht, wird in Brasilien für keinen geringen Gaumenkitzel gehalten.

Mein Weg lief beständig bergauf und ab, oft an tiefen Abgründen hin, und von der Höhe der Bergspitzen öffnete sich die weite Aussicht auf die große und schauerliche Wildniß des Innern. Der Mond war längst aufgegangen, als ich in eine Kaffeepflanzung ritt, deren milchweiße und wie Schnee die Bäume bedeckenden Blüthen im Schimmer des Mondes einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährten. Bald erreichte ich eine Venda, in deren Wirthe ich einen Landsmann kennen lernte. Er hatte in dem ausländischen Militär in Brasilien gedient, welches Dom Pedro I über den Ocean schaffen ließ. Er war desertirt, da das brasilische Soldatenleben ihm, wie fast allen übrigen europäischen Söldlingen, keinen Reiz abgewinnen konnte. Später hatte er sich mit einer Brasilianerin verheurathet und führte in dieser zwar communischen, aber bis dahin sparsam bevölkerten Gegend ein sehr abgeschlossenes Leben. Ich theilte ihm Zeitungen aus Deutschland mit, auf die er sehr begierig zu seyn schien, denn die Trompete der Fama dringt nur sehr selten von daher in die brasilischen Wälder. Dagegen wurde ich denn auch seinerseits auf das beste bewirthet, und als ich beschäftigt war, die erlegten Vögel, welche in diesem heißen Klima leicht in Fäulniß übergehen, auszubalgen und zum Aufbewahren zu präpariren, leistete er mir hülfreiche Hand. Nachdem am andern Morgen mein Wirth mich eine Strecke begleitet und auf einen Richteweg gebracht hatte, der inzwischen gleich den meisten brasilischen Gebirgspfaden in der Regenzeit nur mit Lebensgefahr zu passiren gewesen seyn würde, hielt ich mich rechts und gelangte, meistens durch Hochwald und wenige haizlose Thäler meine Reise fortsetzend, nach Canta de Gallo. Dieses Städtchen liegt in einem tiefen Kessel von Bergen, deren Rücken mit Kaffeepflanzungen bedeckt sind. Der hiesige Kaffee gilt für eine der besten Sorten Brasiliens. Das Städtchen mag etwa 700 Einwohner, meistens Deutsche, Schweizer und Franzosen, zählen, die sich größtentheils von der 8 bis 9 deutsche Meilen entfernten, in einer ziemlich rauhen Gebirgsgegend liegenden Schweizer-Colonie Nowa Friburgo hieher gewandt haben, wo ihnen die Cultur des Kaffees eine größere und sichere Erwerbsquelle eröffnet. Dort nämlich will dieses zarte und empfindliche Product des Pflanzenreichs der Rauhigkeit des Klima's wegen nicht gedeihen.

In der Umgegend wohnen bemittelte Pflanzer, welche mit ihren Familien an den Sonn- und Festtagen zur Kirche kommend hier keinen geringen Luxus zeigen. Ueberhaupt lieben die Einwohner, besonders das schöne Geschlecht, den Putz. Die Damen in den größern Städten und deren Umgegend kleiden sich meistens nach französischer Mode und zeigen sich öffentlich nie anders als in Stoffen von Atlas, der sich den üppigen Gliedern so vortheilhaft anschmiegt und jede anmuthige Bewegung im gefälligsten Lichte zeigt. Den Brasilianerinnen, selbst den niedern Classen, ist, wie dieses überhaupt bei allen Südländern der Fall zu seyn scheint, eine natürliche Grazie eigen, wie man sie bei den Schönen im Norden nur selten antrifft.

(Schluß folgt.)

Schiffbarhaltung der Rhone. Diese ist seit der Entholzung der Höhen in den Alpen und der dadurch herbeigeführten rascheren Ueberschwemmungen sehr mühselig geworden. Ein Hr. Kerpilleux hat sich erbeten diese Freihaltung des Fahrwassers in Pacht zu übernehmen und auf eine von ihm erfundene Weise zu bewerkstelligen. Man hat den Pacht fürs erste nicht angenommen, aber Hrn. Kerpilleux aufgemuntert, seine Arbeiten zu beginnen; er braucht nicht die gewöhnliche Baggermaschine, sondern eine Art Dampfmaschine, die an einem Schiffe angebracht ist, und alle Kiesbänke gewissermaßen zerreißt und alle dauernden Anhäufungen unmöglich macht. (Moniteur industriel vom 19 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1843.

Die Fischerei an den Lofoden. *)

Die Kabeljaufischerei wird auf der Küste des Stiftes Bergen und Trondhjem, und vorzüglich in Nordland bei den Lofoden-Inseln getrieben, und wir wollen uns darum bei diesem letztern Orte etwas länger aufhalten, weil wir hier am besten einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Fischerei, so wie von dem Leben und Treiben der Fischer erhalten können. Der Skrei (Kabeljau, Gadus callarias) ist es, welcher den Gegenstand dieser Fischerei ausmacht, und mehrere tausend Menschen, von den entferntesten Gegenden Nordlands, in der rauhesten Jahreszeit an diese rauhen und unfreundlichen Inseln herbeilockt, und für sie einen unwiderstehlichen Reiz hat. Die Inseln von Lofoden liegen unter einer Breite von 68 bis 69°, und sind durch einen 8 Meilen breiten Meerbusen, der Vest-Fjord genannt, von dem festen Lande der Vogtei Salten getrennt. Gegen Süden und Westen sind sie den Stürmen des großen Weltmeeres ausgesetzt, und selbst die östlichen Stürme wirken mit fürchterlicher Gewalt auf das Land, denn die 8 Meilen entfernten Gebirge können demselben keinen Schutz gewähren. Die großen Inseln bestehen aus hohen Gebirgen und engen Thälern und sind gegen Osten von einer Reihe kleiner Inseln und Klippen umgeben. Die Gebirge sind kahl, und nur in den Thälern wachsen hie und da einige verkrüppelte Bäume, die kaum diesen Namen verdienen. Hier wird nur sehr wenig Ackerbau getrieben, die Inseln haben aber vorzügliches Gras und sind für die Viehzucht sehr geeignet.

Die Wohnungen der Einwohner liegen am Meeresufer und auf den kleinen Inseln, denn die Bewohner leben vom Meere und auf dieses ist ihr Blick gerichtet. Was das Land darbietet, ist ihnen Nebensache und lockt sie nicht. Es ist hinlänglich diese Inseln im Sommer zu sehen, um sich einen Begriff zu machen, welchen Anblick sie im Winter gewähren müssen, und doch sind sie gerade im Winter, in den Monaten Januar, Februar und März, von Menschen angefüllt.

Bei den Lofoden-Inseln ist der Fang des Kabeljau's immer sicher, verschieden aber, was die Ergiebigkeit, Güte und Fette der Fische anlangt. Die Fettigkeit der Fische nimmt in gewissen Jahren regelmäßig ab und zu, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß wenn die Fische das eine Jahr an Fette zuzunehmen angefangen haben, sie das folgende Jahr noch fetter werden, bis sie in demselben Verhältniß wieder abnehmen. Dieses regelmäßige Zu- und Abnehmen der Fettigkeit der Fische muß in der Natur oder in dem Herumziehen derselben seine Ursache haben, was indessen wohl immer nur Hypothese bleiben wird, weil ihre Spur nicht verfolgt werden kann und ihre Oekonomie unmöglich auszuforschen ist. Man behauptet gewöhnlich, daß sieben Jahre der Cyclus sey, innerhalb dessen diese Ab- und Zunahme stattfinde, allein mehrere erfahrene Leute wollen diesen Cyclus nicht anerkennen.

Im Anfange des Monats Februar fangen die Fische an, sich zu zeigen, anfangs durch einzelne Vorläufer, dann aber in ungeheuren Massen, die nicht uneigentlich Fischberge genannt werden. Sobald man die Vorläufer in den danach ausgeworfenen Netzen bemerkt, beginnt man auf den gewöhnlichen Fischbanken mit einem Lothe zu untersuchen, ob der Fischberg schon da ist. Dieses erfährt man dadurch, daß die dicht zusammengedrückten Fischmassen dem Lothe Widerstand leisten und das Loth dadurch von einer Fischmasse auf die andere herunterfällt. Sobald man dieß wahrgenommen, fängt der Fischfang an, denn jetzt ist der „Indsig," das Einziehen der Fische, vollendet, und letztere lassen sich nicht mehr durch die Netze stören, welches der Fall ist, so lange sie noch einzeln herumschwimmen.

Die Fische werden gewöhnlich erst an der Westküste der Inseln bemerkt, nehmen dann ihren Weg um die südliche Spitze derselben und ziehen in den großen Vest-Fjord hinein.

Ihr Zug ist indessen nicht alle Jahre derselbe; bald suchen sie die Fischbänke auf, welche eine halbe bis anderthalb Meilen von der Küste liegen (etwa drei geographische Meilen), bald drängen sie sich dicht an die Küste und werden daselbst gefangen. Die gewöhnlichen Fischbänke haben eine Tiefe von 360 bis 480 Fuß. Die Fische verlassen die Fischbänke auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen sind, gegen Ende des März

*) Aus G. P. Blooms statistischer Beschreibung des Königreichs Norwegen. Leipzig Weber 1843.

Digitized by Google

oder Anfang Aprils, doch kann ihre Ankunft so wie ihr Wegziehen um eine oder zwei Wochen abweichen.

Der Fischfang geht vorzüglich auf der Ostküste oder im West-Fjord vor sich; zwar gibt es auch auf der Westküste Fischbänke, wo sich Fische einstellen und gefangen werden, allein sie sind daselbst nicht in großer Menge vorhanden, und der Fischfang ist wegen des stürmischen Meeres, gegen welches die Küste keinen Schutz gewährt, beschwerlicher und gefährlicher. Die Fischer, welche an der Westküste wohnen, begeben sich deßhalb nach der Ostküste, um Fischfang zu treiben. Indessen sind die Fische auf der Westküste fetter.

Der Naturtrieb, welcher die Fische in solcher Menge nach diesen Küsten und in die Netze der Fischer lockt, ist das Laichen, und die Fische opfern demnach ihr Leben, um ihre Art fortzupflanzen. Es ist der große, bewundernswerthe Plan der Natur, daß durch die ganze Kette der Schöpfung das eine Geschlecht das andere ablösen soll, und für die Zusammenhaltung derselben ist Vernichtung eine eben so wichtige Bedingung, als Existenz.

Zu diesem Fischfang kommen die Fischer von ganz Nordland und Finnmarken, bis ans Nordcap hin, in ihren Booten und mit ihren Fischgerathen versehen zusammen. Aus Bergen und Trondhjem stellen sich kleine, mit Victualien beladene Schiffe ein, welche Fische einkaufen und einsalzen, um sie später zu Klippfisch zuzubereiten. Auch Fischrogen ist ein Gegenstand des Einkaufs. Die Fischer aus den entfernten Gegenden von Nordland bringen Yachten mit, um einen Theil ihrer Geräthe hinzuführen, und ihre Lebertonnen zurückzunehmen. Aus den näher gelegenen Gegenden bringt man alles auf Booten herbei. In den entfernteren Gegenden rüsten sich die Fischer gegen Ende des Monats Januar zur Reise nach Lofoden. Das Fischgeräth, der Proviant und alles, was sie mit haben sollen, wird in zwei gleiche Theile getheilt. Der eine Theil wird auf die Yacht gebracht, den anderen Theil führen sie auf dem Boote. Diese Theilung geschieht, theils um die schwer beladenen Boote auf dieser langen und gefahrlichen Reise zu erleichtern, theils um zu verhüten, daß die Fischer in Verlegenheit gerathen möchten, im Fall das Boot oder die Yacht verunglücken sollte. Die Yachten sind verpflichtet, während der Fischerei da zu bleiben und dienen den Fischern als Magazin. — Aus jedem Kirchspiel werden mehrere solche Yachten mitgebracht und heißen Bygdefahrer, „Kirchspielschiffe."

Die Fischer theilen sich in Baadlag „Bootvereine." Ein jedes Baadlag fischt gemeinschaftlich und theilt den Fang nach festgesetzten Regeln. Ein Baadlag besteht aus zwei Booten, jedes mit fünf Mann besetzt, und 20 bis 30 Baadlage vereinigen sich um eine Yacht, je nach der Größe derselben. Der Eigenthümer der Yacht spielt nur die Rolle des Schiffers, wogegen jedes Baadlag einen Mann zur Besatzung liefert. Wenn der Fischfang zu Ende ist, so werden die Leber- und Rogentonnen, welche die Fischerei eingetragen hat, und die Geräthe in die Yacht geschifft und nach der Heimath der Fischer gebracht. Sobald die Fischer nach Hause kommen, wird die Leber zu Fischöl gekocht, in die Yacht verladen und mit den Fischen, welche die Fischer zu Hause gefangen und zubereitet haben, nach Bergen verschifft, wo die Yachten gewöhnlich auf dieser ersten Reise, die hier Förste Staevne genannt wird, im Mai oder Junius ankommen. Die Yacht bringt den Fischern Korn und andere nöthige Bedürfnisse zurück, nimmt darauf die Tonnen, die zur Aufbewahrung der Lebern und Rogen im nächsten Jahre dienen sollen, Materialien zu Gerüsten worauf die Fische getrocknet werden, und übrige Bedürfnisse für den Fischfang des nächsten Jahres mit nach Lofoden, ladet dort die getrockneten Fische ein und segelt damit zum zweitenmal nach Bergen. Diese Reise heißt andet Stävne. Wenn die Yacht zurückkehrt, ist ihre Fahrt für dieses Jahr vorbei, und sie wird aufs Land gesetzt, um zur Fahrt für den nächsten Winter ausgebessert zu werden. — Die Fracht wird durch einen bestimmten Antheil an den gefangenen Fischen bezahlt.

Stockholm.

(Schluß.)

Theils allein, theils in Gesellschaft besuchte ich fleißig die Umgebungen Stockholms, und fand namentlich die Ufer des Mälar oft mit Laubholzgattungen sehr üppig bewachsen; auch der Pflanzenwuchs wuchert an vielen Stellen auf eine Weise, wie man ihn hier oben kaum zu finden gehofft. Der Maler muß sich jedoch auf dunklere Farbentöne gefaßt machen; das lichtere Buchengrün beginnt erst auf Seeland. Das Lichte kann hier nur im Menschen gefunden werden, da stoßen wir auf lichtes Haar, lichten schönen Teint, lichte, blaue Augen und lichten Verstand, alles schöne germanische Elemente, auf deren Conservation man Ursache hätte mehr bedacht zu seyn. Im Volke regt sich ein conservativer Sinn, demzufolge man namentlich höchst antirussisch gesinnt ist. Das Gegentheil findet am Hofe und bei der Hofpartei statt, da fließt man über von Bewunderung des Kaisers u. s. w. Alle diese Erscheinungen sind ganz natürlich und leicht erklärlich. Dem Volk ist der Despotismus zuwider, und seine Nationalehre kann den Verlust der Ostseeprovinzen und Finnlands an Rußland nicht verschmerzen; daher endliche allmähliche und vor der Hand noch einseitige Hinneigung zu einem Anschluß an Norwegen und Dänemark, in welcher Vereinigung von jeher das natürlichste, einfachste und sicherste Befestigungsmittel des germanischen Skandinaviens lag, wogegen aber der Freiheitssinn einzelner Theile stritt. Vereinigt würden die drei Staaten unüberwindlich seyn, darum hintertrieb auch die äußere Politik ein solches Zusammentreten immer nach Möglichkeit.

Der schwedische Hof kennt seine mißliche Stellung im Lande zu wohl, um nicht nach äußern Stützpunkten auszuspähen, und Rußland erscheint am geeignetsten ein immer mehr angefochtenes Adelsübergewicht aufrecht zu erhalten. Das Königshaus weiß, wie gefährlich der Adel jederzeit war und wie unzuverlässig das Volk; darum sucht es zwischen beiden hindurch zu segeln und versehlt nicht wenn auch russischen Wind dabei anzuwenden. Rußland empfing 1812 zu große Anhänglichkeits-

Digitized by Google

beweise, um nicht etwaige Zuckungen der bekannten langen Finger nach dem ohnehin armen blöden Schweden zu empfinden. Hätte Schweden Napoleons Angriff unterstützt, so dürfte die Wagschale vielleicht auf lange Zeit ungünstig für Rußland gestanden haben. Vielleicht beurtheilte aber Bernadotte die Lage der Dinge ganz richtig und sah ein, daß Rußland in Rußland endlich nur durch sich selbst besiegt werden kann, vermittelst innerer Ruhe! Darum ergriff er die klügste Partei trotz aller Neigung des Volkes zum Gegentheile, und behauptete von den napoleonischen Monarchen allein seinen Thron bis ans Ende. Wer andere Sympathien voraussetzen geneigt seyn sollte, irrt gewaltig; denn Russen vergessen es Niemanden, der sie einmal geprügelt, und sie haben von den Schweden der Schläge die Fülle bekommen. Die Neigung des schwedischen Königshauses kann nur auf politischem Fundament ruhen, und was den Hofadel anbelangt, so kennt er zu gut die Manier, wie am Hofe zu Petersburg mit dem Hofadel umgesprungen wird, um lebhafte Sehnsucht nach Aehnlichem zu fühlen.

In Stockholm forderte man von mir nicht mehr als 1⅓ Reichsthaler Banco (etwa ⅔ Thlr. Preußisch) Beisteuer zur Verbesserung der financiellen Lage des Staats; dafür aber erhielt ich zu meinem russischen Reisepaß noch einen schwedischen, damit ich ungestört überall im Lande umher wandern könne; außerdem fand keine Art Schererei statt, und mein freundlicher Wirth im Hôtel de Commerce besorgte die ganze Paßangelegenheit ohne mein persönliches Zuthun. Das arme Schweden ist reich genug, um den Reisenden keine ärgerlichen, mißtrauischen, beschämenden Hemmnisse in den Weg zu legen.

Die Bürger Stockholms abstrahiren davon, daß der Fremde sich zuvor wochenlang in öffentlichen Blättern ausbieten lasse, damit er nicht etwa Jemanden mit einer Schuld durchgehe! Jeder ist angewiesen, seine Interessen wahrzunehmen, und ich hörte in Stockholm weniger als in Petersburg über Verluste klagen, welche die Einwohner von Fremden erlitten. Und umgekehrt: wie übel ist derjenige daran, welcher diesen oder jenen Petersburgern creditirt! Die erbärmliche Justizpflege gewährt den Bewanderten allen Schutz und gefährdet natürlich in gleichem Grade den Fremden. Die mir von zum Theile hochgraduirten Petersburgern häufig auf Ehrenwort abgedrungenen und nicht zurückgezahlten Summen sind recht ansehnlich. Ich sage abgedrungen, weil gesellige Verhältnisse geflissentlich benutzt wurden, um mich in Lagen zu bringen, wo ein Mann von etwas Gentilität nicht den Anfordernden ausweichen konnte, und es ist mir wohl bekannt, daß meine einzigen Waffen nur noch in der Indiscretion bestehen, meine Gläubiger öffentlich namhaft zu machen.

Die Bewohner von Hong kong.

Auf dieser Insel erscheint seit dem März vorigen Jahres eine Zeitung, aus welcher die Lit. Gaz. vom 14 Januar dieses Jahres einige Auszüge gibt. Die Bevölkerung im Ganzen, die Engländer mit eingeschlossen, soll zwischen 18 und 20,000 betragen; davon müssen die Engländer mit ihrem Troß etwa 7000 ausmachen, denn die einheimische Bevölkerung ist nach einer genauen Liste auf 12,361 angegeben, wovon über 8000 in der Stadt Hong kong wohnen. Welcher Art diese Bevölkerung ist, kann man unter anderm daraus abnehmen, daß es 24 Häuser von Opiumverkäufern mit 131 Inwohnern und 23 Bordelle mit 439 Inwohnern gibt; 500 Menschen haben gar keine ostensible Beschäftigung und 2100 leben bloß auf den Booten. Im Ganzen wird angegeben, daß der größte Theil der Einwohner sich hieher gezogen habe, um der Strafe für ihre Verbrechen zu entgehen. Dabei muß man jedoch bemerken, daß die Zahl der Handwerker, namentlich der Zimmerleute und Maurer, nicht gering ist.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Schluß.)

Ich verweilte einen Tag hier, machte eine Treibjagd mit, auf welcher mehrere Rehe erlegt wurden, und setzte dann meine Reise weiter in das Innere fort. Mein Weg führte anfangs durch Hochwald, der später in eine freie Ebene ausläuft, worin mehrere Fazendas zerstreut liegen. Bald aber gelangt man wieder in Urwald und auch hier läuft der Weg beständig berauf und ab. Das Laubwerk des Waldes ist so dicht, daß selbst die senkrechten Strahlen der brasilischen Sonne nicht durchzudringen vermögen und man daher meistens im Schatten reisen kann.

Es gelang mir heute eine Guica Piaga (casmarhynchos variegatus) mit breitem, niedrigem Schnabel, der an der Wurzel biegsam und weich, an der Spitze zusammengedrückt und hornartig ist, zu erlegen. Ich hatte diesem merkwürdigen Vogel schon oft nachgestellt, ohne jedoch zu Schusse kommen zu können.

Der Tag war sehr heiß: der Wärmemesser zeigte Mittags 34° R., und ich freute mich, als ich gegen die Dämmerungszeit fast auf der Spitze eines hohen Berges eine gastliche Wohnung erreichte. Der Besitzer war aus der französischen Schweiz, noch jung und unverheirathet. Seine Schwester, eine niedliche Brünette, führte ihm die Wirthschaft. Die Gebirgsgegend, in welcher er hier lebte, mußte lebhaft an seine Heimath erinnern, aus daß in dieser weiten Landschaft ein großartigerer Charakter vorherrschte. Er schien mit seiner Lage zufrieden, aber seine Schwester klagte bitter über „die entsetzliche Eintönigkeit des hiesigen Lebens.“ Uebrigens wurde ich auch hier, wie dieß überall im Innern Brasiliens der Fall zu seyn pflegt, sehr gastfreundschaftlich aufgenommen, und wir plauderten nach der einfachen, aber gern gegebenen Mahlzeit noch eine lange Weile. Mein Wirth erzählte mir, daß in der Nähe ein jetzt civilisirter Indianer wohne und erbot sich, mich am andern Morgen zu diesem seinem Nachbar zu führen.

Als ich mich auf meine Kammer zurückgezogen hatte, öffnete ich den hölzernen Verschlag, der statt des Fensters diente, und hatte dann den vollen Ueberblick auf eine großartige und wilde Natur. Unabsehbar dehnten sich die Urgebirge in dem hellen Mondlicht vor mir aus und verloren sich in weiter Ferne in die Provinz Minas Geraes. Aber welche Zunge vermöchte die Zauberfeier einer brasilischen Mondnacht zu schildern? Still und hehr zieht der Mond durch die unermeßlichen Tiefen des Himmels und sein Silberglanz beleuchtet die Spitzen der schimmernden Wälder, die Riesenstämme derselben in phantastische Gestalten verwandelnd, in deren Schlagschatten die Feuerkäfer wie fal-

Digitized by Google

lende Sterne erglänzen. Die Sterne schimmern in wunderbarem Glanze, eine unbeschreibliche Ruhe ist über die ganze Landschaft ausgegossen, und nur der Flügelschlag eines Nachtvogels oder das Rauschen eines aufgeschreckten Wildes in den Gebüschen unterbricht dann und wann das erhabene Schweigen der Wildniß.

Ich war lange im Anblick dieses prachtvollen Naturschauspiels verloren und suchte erst spät das Lager. Ich mochte jedoch kaum eingeschlummert seyn, als ich mich am Arm gefaßt fühlte. Ich sprang vom Lager und wollte eben zum Gewehr greifen, als mir eine sanfte Stimme zuflüsterte: „Soyez tranquille, Monsieur, c'est moi.“ Es war die Schwester meines Wirths. Auf meine etwas befremdete Frage nach der Ursache ihres späten Besuchs versetzte sie: daß der unbezwingbare Widerwille in dieser Einöde zu wohnen, wo sie von der übrigen Welt abgeschlossen leben müsse, sie veranlaßt habe, mich noch so spät zu besuchen, da sie am Tage keine Gelegenheit haben würde, mich allein zu sprechen und mit ihren Wünschen bekannt zu machen. Sie wünsche nämlich, in Rio oder sonstwo ein Unterkommen zu finden, und da sie aus unserem gestrigen Gespräche vermuthete, daß ich in der genannten Stadt Verbindungen habe, so wolle sie mich bitten, sie zur Erreichung ihres Wunsches behülflich zu seyn; doch möchte ich vorläufig ihrem Bruder nichts davon mittheilen, der ihre Absichten nicht billige. Ich öffnete den Fensterverschlag und zeigte ihr die schlummernde, prachtvolle Nachtlandschaft, allein sie meinte, daß die Gewohnheit dagegen sehr bald gleichgültig werden lasse und der Mensch sey zur Geselligkeit geschaffen. Ich versprach ihr, mich in Rio für sie zu bemühen, und fand später wirklich Gelegenheit, ihr im Hause eines französischen Kaufmanns ein anständiges Unterkommen zu verschaffen.

Am andern Morgen begleitete mich mein Wirth zu seinem indianischen Nachbar, der ungefähr eine Stunde von ihm lebte. Er schien seinem frühern Leben noch sehr zugethan zu seyn, denn als wir ankamen, hatte er eben einen Pecari (dicotyles torquatus), einen plumpen Dickhäuter und zur Schweinegattung gehörend, erlegt. Beim Jagen bediente sich der Indianer noch immer seines Bogens, dem er deßhalb vor unserem Feuergewehr den Vorzug einräumte, weil der Knall des letztern das andere Wild verscheuche, während er aus einem Rudel wilder Schweine erst fünf und mehrere erlegen könne, bevor die übrigen ihren Feind gewahrten. Der Indianer gehörte zum Stamme der Tupinambas. Er war von einem portugiesischen Jesuiten zum Christenthum bekehrt, hatte den letztern mit seiner Frau auf mehrern Reisen im Innern begleitet und sich mit seiner Familie nach dem Tode des Geistlichen in dieser Gegend niedergelassen. Zum Ackerbau schien er wenig Neigung zu haben, und baute für seine aus einer Frau und zwei Kindern bestehenden Familie nur so viel Feldfrüchte, als zu ihrem Unterhalt unumgänglich nöthig waren. Dagegen flicht er Strohhüte und Körbe, welche er den Pflanzern verkaufte oder vertauschte, mit großer Geschicklichkeit. Ich kaufte ihm eine von seinem Schilfe geflochtene Cigarrenrose ab, deren Verfertigung die größte Kunstfertigkeit zeigte. Im übrigen hatte dieser Sohn der Wildniß nichts Abweichendes in seinem Aeußern, das alle Wilden der amerikanischen Erdfeste auszeichnet und das bekannt genug ist. Er sprach ziemlich geläufig portugiesisch, hatte dagegen aber seine Muttersprache, die wahrscheinlich noch auf der niedrigsten Bildungsstufe steht, fast gänzlich vergessen. Die wenigen Proben, die er uns daraus mittheilte, konnten meine Meinung von ihrer Rohheit und Barbarei, aber nicht zu ihrem Vortheile berichtigen. Inzwischen war mir die Bekanntschaft dieses Indianers von großem Nutzen, da er mich später auf mehrern Reisen in das Innere begleitete.

Von meinem Wirthe Abschied nehmend, setzte ich meinen Weg weiter fort, und in der Frische des Morgens und des Waldes und beim Anblick der wunderbaren Producte dieses von Natur so reich gesegneten Landes ging mir das Herz über vor Wonne. Welch ein Land könnte Brasilien seyn, wenn es statt von einem entnervten, verdorbenen Volke von 80 Millionen fleißiger Menschen bewohnt würde, um den lang gefesselten ergiebigen Boden zum Unterhalt des Menschengeschlechts aufzusuchen und blühende Städte und Dörfer in dieser menschenleeren und romantischen Wildniß zu gründen. Die Riesenströme der Erde mit ihren mächtigen Armen durchschneiden in allen Richtungen das ungeheure Reich und könnten dem Handel und der Industrie neue Wege eröffnen. Allein alles dieses wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben.

Gegen Mittag kam ich an den Parahyba, den bedeutendsten Fluß der Provinz Rio de Janeiro, der meistens durch große Waldungen fließt und wegen seiner vielen Wasserfälle (cachoeiros) in seinem obern Laufe nicht schiffbar ist. Ungeheure Granitblöcke liegen in seinem Bette zerstreut, und an vielen Stellen ist dasselbe so seicht, daß man bequem durchreiten kann. Es gibt viele Kaimans und Krokodile in diesem Flusse, welche man häufig auf den Granitstücken im Flusse und am Ufer sich sonnen sieht. Unter diesen ist besonders eine Gattung mit gelben Flecken am Halse (popa amarella von den Einwohnern genannt) besonders raubgierig und gefährlich. Sie greift im Wasser die größten Thiere und selbst Menschen an. Ungeachtet der Parahyba schon hier eine beträchtliche Breite hat, so bilden dennoch die Bäume an beiden Ufern, durch Schlingpflanzen und Lianen verknüpft, ein dichtes Gewölbe über demselben, welches den räuberischen Jaars und Coatis zur Brücke dient, um von einem Ufer zum andern zu gelangen.

Nachdem ich, durch dichte Waldungen und auf wenig betretenen Pfaden meine Reise fortsetzend, den Rio Paquequir, einen zwar nicht breiten, aber tiefen Arm des Parahyba erreicht und überschritten hatte, erreichte ich am Abend die Pflanzung meines Freundes, dessen liebevolle Aufnahme mich für alle die Ungemächlichkeiten entschädigte, die eine solche Reise immer mit sich führt, obgleich durch die Neuheit der Landschaften und Producte wie hinreichende Entschädigung geworden war.

Ed. Th. B.

Seltsame Heilung eines Wahnsinnigen. Ein Bewohner der Gemeinde Dunning, nördlich von Paris, verfiel in Wahnsinn und wurde nach Paris in ein Spital geschickt. Die Kunst vermochte nichts über seinen zerrütteten Verstand, und alles ließ glauben, daß die Heilung unmöglich sey, als er in einen Zustand von Schwäche fiel, der stets zunahm, ohne daß irgend ein Krankheitssymptom sich dem Auge der Aerzte bemerklich machte. Seine Lage wurde so ernst, daß man an seine Frau schrieb, und zwar so, daß man ihr keine Hoffnung der Wiedergenesung ihres Mannes übrig ließ. Sie eilte nach Paris, nachdem sie sich zuvor Trauerkleider hatte machen lassen, und erfuhr daselbst, daß ihr Mann gestorben sey, und daß man ihn eben begraben wolle. Im Augenblick aber, wo man ihn in den Sarg legte, glaubte man noch eine Bewegung zu bemerken und wartete. Einige Zeit später bemerkte man, daß der Todte wirklich noch lebe, und daß er bloß in eine Lethargie verfallen sey, die stark genug war, die Umgebung sämmtlich zu täuschen. Zum allgemeinen Erstaunen aber hatte der Todtgeglaubte in dieser Lethargie auch seinen Verstand wieder gefunden. (Voleur vom 20 Januar.)

Berichtigung.

In Nr. 30 S. 120 Z. 6 u. 9 v. u. steht der Name Kerpilleur statt Verpilleur.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 1 und Umschlag zum Monat Januar.)

Digitized by Google

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1843.

Die niedern Classen in England und das Parlament.

Da im Laufe dieses Monats das englische Parlament sich von neuem versammelt, und alle Zeichen dahin deuten, daß ein hitziger Kampf nicht um Ministerplätze — das möchte für einige Zeit wohl entschieden seyn — sondern über die Mittel zur Verbesserung des Zustandes der niedersten Classen der Gesellschaft sich entspinnen, auch die Regierung wohl bald mit ihren Maaßregeln hervortreten wird, so achten wir es nicht für überflüssig, über das Verhältniß, in welchem die niedern Classen zum Parlament stehen, hier Einiges zu berühren. — Man hat in neuester Zeit auch in Deutschland die Frage des Communismus philosophisch und historisch zur Sprache gebracht und auf die künftigen Gefahren hingewiesen, welche der europäischen Gesittung drohen. Ehe man sich aber so weit versteigt und ins Reich der Möglichkeiten verliert, thut es wohl noth fürs erste bei den ersten praktischen Fragen stehen zu bleiben, und auf diejenigen Länder zu blicken, wo diese abgehandelt werden. Dieß ist nun vorzugsweise mit England der Fall, und was ist der Grund, weßhalb hier die niedern Classen allmählich so eine furchtbare Stellung einnehmen? Ganz einfach, ein aristokratisch eingerichtetes Staatssystem, das die Lasten des Staats nicht sowohl auf den Besitz und den Luxus, sondern auf die ersten Nothwendigkeiten des Lebens, also auf den Armen und somit auf die Arbeit legt. Der Mann, der nichts hat als seine Hände und in der Regel auch nichts erwirbt und erwerben kann als seinen Lebensunterhalt, sollte von Lasten und Abgaben möglichst frei seyn. Statt dessen hat man berechnet, daß die Arbeiter in England in den Preisen für Lebensmittel verschiedener Art etwa zwei Drittheile als Steuer zahlen. Wenn dieß nun gleich im Allgemeinen genommen unrichtig und übertrieben seyn mag, so bleibt, wenn man auch noch so viel abzieht, immer noch genug übrig, um den Arbeiter und selbst die um mehrere Stufen über ihnen stehenden Classen schwer zu drücken. Die indirecten Abgaben auf Lebensmittel sind der Fluch unsrer modernen Staatsweisheit, die Größe ihres Ertrags und die Leichtigkeit der Erhebung sind so verführerisch, daß man unbekümmert darin weiter geht, bis die Abnahme der Steuern daran mahnt, daß das Volk dadurch in Armuth gestürzt ist. Das Streben unsrer modernen Staaten sollte dahin gehen, daß der Unbemittelte so wenig wie möglich zahlt, und namentlich nicht auf indirectem Wege. Das ist gewiß das beste Mittel, allen Gefahren des Communismus oder, richtiger gesagt, des Proletariats wirksam entgegen zu arbeiten.

Wir halten die Gefahren, womit das Proletariat die europäische Gesittung bedrohen soll, im Allgemeinen für chimärisch; es kann wohl einzelne Gesellschafts- oder auch Staatsformen, wenn man nicht zeitig entgegenarbeitet, zerbrechen, das Wesen der europäischen Gesittung aber wird es ebenso wenig zerstören, als die französische Revolution solches that, welche auch einige Jahre hindurch eine Herrschaft des Proletariats begründete, das aber bald wieder in sich selbst zusammensank; man kann nicht lange mit der gewaltsamen Rohheit der unteren Classen gegen die gebildeten Classen eine Herrschaft ausüben. Auch thut man sehr Unrecht, wenn man den Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden zugleich als einen Kampf der Rohheit gegen die Gesittung bezeichnet; es gibt unter den Besitzlosen der unterrichteten und gebildeten Leute genug, und unter den Besitzenden noch viel mehr Rohe und Ungebildete, welche man keklich jedem Proletarier an die Seite stellen darf. In Frankreich ist, wie sehr man auch die communistischen Verschwörungen und Aufstände von Babäuf an bis auf den Ausbruch in Lyon anführen mag, die Sache noch nicht gefährlich; zu allen Zeiten hat locale Noth auch locale Aufstände hervorgerufen, besonders wenn vorhergegangene politische Erschütterungen einen Funken in die Masse geworfen hatten; aber alle die geheimen Pläne, Organisationen, Verschwörungen, wie sie in Frankreich allerdings seit 40 Jahren in großer Anzahl und, wenn man nähern Aufklärungen glauben darf, mit Schrecken erregenden Tendenzen sich ergeben haben, sind mehr Traumereien als Wirklichkeit: sie mögen allerdings die Wachsamkeit der öffentlichen Macht in Anspruch nehmen, um einzelne Ausbrüche und Unthaten zu verhindern oder zu bestrafen, aber von einer wirklichen Gefahr für die allgemeine Bildung — wenn man

Digitized by Google

nicht allenfalls die superfeine, glacehandschuhige Theebildung daeunter verstedt — oder auch nur für den allgemeinen Besitzstand, ist noch nicht die Rede, obgleich nicht zu läugnen, daß Frankeeich auf gutem Wege dahin ist, wirkliche Gefahren herbeizuziehen. Von St. Simon und Fourier schweigen wir hier; so viel Richtiges sie auch über den Zustand der untersten Classen sagen, so haben doch ihre vorgeschlagenen Gegenmittel sich bis jetzt als höchst unreife Versuche bewährt, wie dieß mit allen denen der Fall seyn wird, welche eine Aufhebung des peesönlichen Eigenthumsrechts, oder auch nur eine Beschränkung desselben zur Grundlage haben. Das Associationswesen ist für die untern Classen allerdings eine höchst fruchtbare Idee, davon aber ist in dem praktischen Engiand, wo man weit weniger Systeme baut und mehr handelt, schon viel mehr in Ausführung gekommen, als in Frankreich auch nur versucht wurde.

Es ist sehr unrichtig, wenn man sagt, daß die französische Revolution bloß für die Mittelclasse viel, für die Besitzloten sehr wenig gethan habe; im Gegentheil, sie hat sehr viel für sie gethan, denn die Zahl der Besitzenden ist ohne allen Vergleich größer als vorher. Daß die Basirung der politischen Macht auf den Besitz des beweglichen Vermögens grundfalsch ist und zu einem unnatürlichen Uebergewicht der Städte und städtischen Gewerde über den Landbau, so wie eben damit auch zu einer Vermehrung der Proietariee führet, unterliegt wohl keinem Zweifel, und hat auch bereits die Folge gehabt, daß in der Hand dee großen Waid-, Hütten- und Fabrikbesitzee ein Einfluß und eine Macht geiegt sind, welche sich durch eine den arbeitenden Classen und der Entwicklung der Gewerde höchst nachtheilige Gesetzgebung kundgegeben haben, so daß der bekannte Cb. Dupin schon vor mehreren Jaheen die Befürchtung aussprach, das Netz, welches die Feudalheeren des modeenen Staats um Regierung und Volk gezogen hätten, werde wahrscheinlich nur durch einen gewaltsamen Ausbruch des letztern zerrissen werden. Allein die Franzosen, welche vom J. 1815 bis 1830 die Errungenschaft bee Revolution zu vertheidigen hatten, und als dieß nicht mehr nöthig war, aus lauter Gewohnheit sich in leerem Geschwätz ergossen, während welchee Zeit die eigennützigen Schlauköpfe ihren politischen Einfluß zu ihrem pecuniären Vortheil geltend machten, fangen in dee Presse alles Ernstes an, Hand an die eigentlichen Mißstände zu legen, die Monopolisten kommen, nachdem sie das Volk gehörig ausgebeutet, allmählich unter einander selbst in Steeit, und alles dieß wird dazu führen, die wahren Schäden des Landes, welche in bee Bevorrechtung der obengenannten Classen, dee Wäldee-, Hüttenbesitzer u. s. w. liegen, an den Tag zu bringen, und wo einmal die Peesse so festen Fuß gefaßt hat, wie in Frankreich, werden die Aufklärungen über diese Gegenstände sich immerfort mehren, bis die Ungeeechtigkeit endlich so nackt dasteht, daß Niemand sich mehe getraut solche zu vertheidigen. Sobald diese großen Ungeeechtigkeiten fallen, welche dem Aufschwung dee industriellen Thätigkeit so schwere Fesseln anlegen, wird ein bedeutender Theil der communistischen Plane aus Mangel an Nahrung gleichfalls zusammenbrechen. Hier ist der Mitteistand mit allen Mitteln ausgeeüstet, um die Gefahr von sich und dem Staat abzuwenden, und nur die gröbste Soegloßigkeit könnte sie wirklich drohend werden lassen.

Viel schlimmer sieht es in England aus, wo die Spaltung zwischen Reichen und Aemen weit gröber ist, wo die Geschlossenheit der Güter den Erwerb von Geunddesitz erschwert, und die nothleidenden Feldarbeiter in Schaaren in die Städte getrieben werden, um durch ihre Concurrenz den Preis der Aebeit noch tiefee zu drücken, als dieß schon durch das Hereinströmen der hungrigen Irländer der Fall ist. Seit der Reformbill mehrte sich die Bewegung unter den undemittelten Classen: einige Jahre der Wohfeilheit und des ungewöhnlichen Fabrikflors haben zwar derselben vorübergehend Einhalt gethan, abee seit der Wiederkehr der Noth hat sich die Bewegung ausnehmend gesteigert. Bis auf sehr neue Zeit betrachteten die höberen Classen die gährenden Elemente der Tiefe nur als verächtliche Statisten bei ihren politischen Schauspieen, als Helfershelfer, die sie mit einem Fußstoß in ihr Nichts zurückzuschleudern hofften, und der angeerbte Hochmuth der Engländer iegte allen diesen Bewegungen der unteen Classen nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit bei. Die Ereigniße des verflossenen Monats August scheinen indeß doch manche Augen aufgethan zu haben, die Stimmen mehren sich sichtlich, daß man den Abgrund, welcher zwischen Besitzenden und Besitzlosen liegt, auszufüllen suchen müsse, und die Anti-Cornlaw-League, als die Vertreterin der Mitteiclasse, rüstet sich mit Macht wenigstens das ärgste Hinderniß gedeihlichen Fortschrittes, die Korngesetze, aus dem Wege zu eäumen. Sie ist auch am meisten dabei betheiligt, da der jetzige drohende Zustand ihre eigenen Reichthümer und gewisseemaßen ihre Existenz am nächsten bedroht, weit unmittelbarer als die dee Grunddesitzer.

Alle bisheeigen Bewegungen der niedern Classe haben zu nichts geführt, weil in dem freien England, wo man nicht wie anderswo mit den niedeen Classen gegen die freie Entwicklung des Mitteistandes zu regieren versucht, der letztere noch die Kraft hat sich zu vertheidigen, wenigstens geistig, wenn gleich noch nicht physisch gegen unmitteibare Gewaltthat der niedern Classe, was aber auch mit der Zeit kommen muß, denn schon regen sich mehr und mehr die Forderungen zur Errichtung einer Art von Nationalgarde. Die Führer der niedern Classe verschmäben den Bund mit dem Mitteistaude, der doch allein ihr Loos erleichtern kann, und verhaeren hartnäckig auf der Idee eines gewaltsamen Umstuezes, was freilich ihre augenblickliche politische Bedeutung vermindeet, aber auch einen Blick in die Größe der Gefahr thun läßt. Sehen wir indeß von allen Streitigkeiten der verschiedenen Classen und von den Paeteikämpfen völlig ab, so ist es eine höchst auffallende Erscheinung, daß jetzt gerade, wo der Aufstand der Chartisten unteebrückt und die Zusammenkunft derselben, welche eine Aet Nationalconvent werden sollte, kläglich mißglückt ist, in dem aristokratischen England die Gesinnung immer lautee sich ausspricht, daß etwas Duechgreifendes zur Besserung des Zustandes der niedern Classe geschehen müsse. Am schäefsten drückte sich hierüber am Ende vorigen Jahres ein sehr reicher Mann, He. Sydney Herbert, ein Parlamentsglied, aus, welcher auf

Digitized by Google

einer ſonſt unbedeutenden Zuſammenkunft in Salisbury ſich über den jetzigen Stand der Sache folgendermaßen vernehmen läßt. „Es iſt unläugbar, daß wir die Verantwortlichkeit des Reichthums nicht in hinreichendem Maaße fühlen. Wir vergeſſen, daß wir nur die Verwalter unſeres Reichthums zum Vortheil unſerer ärmeren Brüder ſind. Ueberblicken wir den gegenwärtigen Geſellſchaftszuſtand Englands, ſo drängt ſich uns die Nothwendigkeit auf, Anſtrengungen zu machen, welche mit der Dringlichkeit der Sache im Verhältniß ſtehen. Wer in den letzten Jahren der Wirkſamkeit unſerer Staatsmaſchine mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, der muß einſehen, daß, mag nun der Grund in unſern Geſetzen und Einrichtungen, in unſerem Geſellſchaftszuſtand oder ſonſt irgendwo liegen, an den beiden Enden unſerer geſellſchaftlichen Stufenleiter große Veränderungen vor ſich gegangen ſind und noch immer vor ſich gehen: der Reichthum iſt an dem einen Ende ungeheuer im Zunehmen, und ebenſo raſch wächst an dem andern die Armuth, — die Reichen werden immer reicher, und die Armen mit jedem Tage zahlreicher und ärmer.“

Einen fatalen Commentar zu dieſen Worten bildet Sir R. Peels vorjährige Erklärung, daß das Maaß der indirecten Steuern erſchöpft ſey, und der furchtbare Ausfall, welchen die Finanzen in allen Zweigen — die Poſt ausgenommen — erlitten haben. Die Zeit iſt alſo eingetreten, wo die Regierenden, ſie mögen wollen oder nicht, ihre Maaßregeln nicht mehr bloß nach dem größern oder geringern Handelsreichthum, nach den politiſchen Vortheilen des Staats berechnen dürfen, ſondern Notiz nehmen müſſen von dem Zuſtand der niedern Claſſen. Die politiſche Haltung dieſer letztern, ob ſie, d. h. ihre Führer, aus dieſer oder jener Caprice, oder aus eigennützigen Gründen zu dieſer oder jener politiſchen Partei ſich halten, ob ſie ſich für Abſchaffung der Korngeſetze erklären oder nicht, darauf kommt es am Ende gar nicht an, denn einen parlamentariſchen Einfluß haben ſie doch nicht, ſondern es fragt ſich, ob die Lage der niedern Claſſen der Art iſt, daß die höhern Stände ſich gezwungen ſehen, auf Abhülfsmaaßregeln zu denken; man weiß in den höheren Kreiſen recht gut, was zur wirklichen Erleichterung des Volks führt, und es handelt ſich nur darum, ob man den Muth hat, den Standesintereſſen und Vorurtheilen gegenüber die rechten Mittel anzuwenden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

W. J. Hamiltons Reiſe durch Kleinaſien.

Erſter Abſchnitt.

Unter den neuern Werken, die zur Kenntniß dieſes Landes einen weſentlichen Beitrag liefern, nehmen die Researches in Asia minor, Pontus and Armenia by W. J. Hamilton, welche im vorigen Jahre in 2 Bänden mit Stahlſtichen bei Murray in London erſchienen, einen würdigen Platz ein. Der Verfaſſer, — Secretär der geologiſchen Geſellſchaft in London, — iſt ein ſehr fleißiger und gewiſſenhafter Beobachter, auf vorgefaßte eigene Meinung keinen übertriebenen Werth legend, doch auch auf die Meinungen anderer nicht bauend, wo ſie nicht mit ſeinen eigenen Beobachtungen übereinſtimmen. Dieß alles gilt ſowohl in Bezug auf Geologie und neuere Geographie, als auf geographiſche Beſtimmungen und hiſtoriſche Denkmäler des Alterthums. Uebrigens hat ſich der Wunſch des Verfaſſers, die jetzigen günſtigern Umſtände möchten zur Erforſchung jener Gegenden vermehrten Anlaß geben, zum Theil ſchon erfüllt, und wir dürfen vielleicht in wenigen Jahren erfreulichen Aufſchluß über manches erwarten. Deßhalb beſchränken wir uns hier darauf, aus dem inhaltreichen Werke in möglichſter Kürze zuſammenzufaſſen, was uns am bedeutendſten und beachtenswertheſten erſcheint.

Schon im Julius 1835 trat Hr. Hamilton ſeine Reiſe an durch Frankreich, Ober-Italien und Griechenland nach Smyrna, mit deſſen Beſchreibung das 4. Capitel beginnt. Die Jahreszeit (December) war zur Reiſe ins Innere nicht mehr paſſend; Hr. Hamilton beſuchte daher nur die nächſte Umgegend, namentlich die ſogenannten Cyklopen-Ruinen und das Grab des Tantalus. Er beſtreitet die Anſicht Texiers, daß dieß die Ruinen von Sipylus wären, und ſucht ſeine Meinung zu begründen, wonach es die Reſte des älteſten Smyrna ſind. Dagegen erſchien ihm die ſogenannte Höhle des Homer bei näherer Unterſuchung als ein Theil eines alten Aquäducts, doch wahrſcheinlich nicht von ſehr hohem Alter; noch jünger aber ſind nach ihm die Mauerreſte, welche in Smyrna der römiſche Aquäduct genannt werden, wahrſcheinlich ein Vertheidigungswall aus der ſpätern Zeit des byzantiniſchen Reichs. — Am 22 März 1836 fuhr Hr. Hamilton auf einem türkiſchen Boot über das Meer von Marmora nach Mudania und von da am folgenden Tage mit der Poſt nach Bruſſa, der ehemaligen Hauptſtadt des türkiſchen Reichs, noch berühmt durch ihre romantiſche Lage. Im erſten Jahre dieſes Jahrhunderts ward ein großer Theil von Bruſſa, und namentlich die Citadelle mit ihrer Moſchee, durch Feuer zerſtört, und in dieſer Moſchee (dem ſogenannten Silbre-Dom) war das Grab Othmans des Stifters des Reichs. Daß dieſes beim Einſturz der Moſchee unter Schutt begraben ward, betrachteten die Türken als ein Omen des nahen Untergangs ihres Reichs, was begreiflicherweiſe zur Entmuthigung des Volks weſentlich beitrug. Othmans Schwert wird noch als Heiligthum bewahrt; ja in der Nähe von Bruſſa wird noch eine Heerde von Schafen geweidet, welche unvermiſcht von Othmans Heerde abſtammen ſoll.

Von Bruſſa ging die Reiſe auf wenig beſuchten Wegen zum See von Apollonia und dann nach Kiemaſli, von wo aus am 27 März die Ruinen von Hammamli beſucht wurden, rohe Mauerreſte, vermuthlich von der von Ptolemäus erwähnten alten Stadt Hiera Germe. Die Ruinen beſtehen meiſt aus grünlichen Trachyt- und Porphyrfelſen. Weiter oſtwärts längs dem Rhyndacus hinaufziehend, erreichten die Reiſenden am 28 ein alpenartiges Gebirge, einen Theil des Bezirks, welchen Strabo Myſia oder Mäonia nennt, und ſahen den Berg Olympus im Nordoſten ſich erheben; doch ſchien dieſe Gegend ganz unbewohnt zu ſeyn; man ſah nichts als Fichtenwälder eingenommen, die indeß weiter aufwärts immer dünner wurden, während in den Thälern einzelne Dörfer lagen. Nachmittags erreichten ſie, „die erſten Franken — wie der Aga bemerkte — welche ſeinen Diſtrict beſuchten,“ den Bezirk Adranos (ehemals Orus). — Am folgenden Tage wurden verſchiedene Ruinen der Umgegend unterſucht, zum Theil Feſtungswerke aus neuerer Zeit, aber auch große römiſche Fliesen und Fragmente alter Marmorſäulen, ſodann die Reſte eines alten Thores und eines großen unverkennbar antiken

Digitized by Google

Gebäudes, wahrscheinlich eines Gymnasiums, und zweier Tempel mit dorischen und jonischen Säulen. Inschriften suchte Hr. Hamilton hier vergebens; doch in der Moschee des nahen Dorfes Beydschik fand er mehrere griechische Inschriften, worunter eine auf einem abgebrochenen Pfeiler erkennen ließ, daß dieser eine dem Aelius Verus (dem Adoptivsohn Hadrians) gewidmete Statue getragen hatte. Der Verf. überzeugte sich aus allem, daß er sich unter den Ruinen der alten Stadt Hadrians befand, der Geburtsstadt des Redners Aristides (im zweiten Jahrhundert n. Chr.), dessen Heimath nach dem Zeugniß alter Schriftsteller unweit der Quellen des Rhyndacus war. Bemerkenswerth ist, daß die Türken fast immer mit den alten Inschriften die Vorstellung verborgener Schätze verbinden, bei deren Aufsuchung gewiß vieles zerstört wird.

Hr. Hamilton rühmt die Gastfreundschaft dieser Gegend und das auffallend würdevolle Betragen der türkischen Bauern. So namentlich in Harmandschik, wo eben die Taxen beim Aga bezahlt wurden; einer der Bauern, eine schöne athletische Gestalt, überreichte bei dieser Gelegenheit dem Secretär des Aga eine Bittschrift nebst einem kleinen Geschenk (eine Papiertüte mit Zucker und Pfeffer), trat dann zurück in die Mitte des Zimmers und blieb in würdiger Haltung stehen, den rechten Fuß etwas vorgestreckt, beide Hände an den breiten rothen Gürtel gelegt. „Obgleich ich von der Rede, die er jetzt hielt, kein Wort verstand, — sagt Hr. Hamilton — mußte ich mir doch gestehen, daß die vollendetste Kunst eines Young oder Kemble nicht im Stande seyn würde, die natürliche Würde und Haltung dieses ungebildeten Bauern darzustellen. Als gleich darauf ein sehr alter gebrechlicher Mann in Lumpen seinen Sitz neben der Thüre verlassen wollte, um sein Anliegen vorzubringen, stand der stolze Aga selbst auf und ging zu ihm hin, um ihm die Mühe zu erleichtern — ein rührendes Beispiel der Achtung vor hohem Alter. Ueberhaupt machte die ganze Scene einen sehr vortheilhaften Eindruck in Betreff der Gebräuche und Sitten der Türken.

Etwa 14 englische Meilen von Harmandschik überschritten die Reisenden am 31 März während eines Schneegestöbers den Rücken einer Bergkette von vulcanischem Sandstein mit Hornblende und Tuff gemischt, und stießen hier auf ein seltsames Grabmonument, einen ausgehöhlten Tuffelsen mit architektonischer Façade von 21 Fuß Breite; mehrere wenigere gut erhaltene Gräber in der Nähe ließen auf eine Nekropolis schließen, doch war über sonstige Ruinen in dieser Gegend keine Auskunft zu erhalten. Von hier führte der Weg durch ein enges Thal an der kleinen auf einem Mnemosefelsen gelegenen Stadt Mohimul vorbei, wo mehrere Fragmente von antiker Architektur, zum Theil mit Inschriften versehen, untersucht wurden, ohne jedoch zu irgend einem interessanten Ergebniß zu führen, und bald darauf nach Tauschanli, wo gleichfalls viele Reste antiker Monumente an den Brunnen und Straßenecken angebracht waren, sämmtlich von der eigenthümlichen Art, wie man sie gewöhnlich in Phrygien sieht. — Am 1 April erreichten die Reisenden das 8 Stunden von Tauschanli entfernte Tschadur Hissar, inmitten der Ruinen von Azani, und freuten sich gleich am Eingang den von Major Keppel sehr genau beschriebenen jonischen Tempel zu finden, eines der vollkommensten aller jetzt bestehenden Monumente in Kleinasien, am linken (nicht am rechten) Ufer des Rhyndacus. Am folgenden Tage wurden die Ruinen näher untersucht, auch von den Bauern des Orts und der Umgegend einige interessante Münzen erhandelt, worunter kaiserliche von Augustus, Faustina, Claudius u. s. w., und eine von Messing mit einem Jupiter-Serapiskopf auf der einen und einem Adler auf der andern Seite und dem Worte *AIZANEITΩN*. — Zwei mitrömische Brücken sind noch jetzt die einzigen Verbindungsmittel zwischen den Flußufern; dagegen ist von einer Mauer oder Umwallung nirgends eine Spur, und der wohlerhaltene Zustand der übrigen Ruinen macht es sehr wahrscheinlich, daß auch eine solche nie existirte. Unter den größern antiken Gebäuden ist das große Theater das interessanteste; besonders schön und fein gemeißelt sind die Marmorsitze auf dem Theater selbst, wie im Stadium. Der Hügel über dem Theater ist mit vielen Fragmenten von Sarkophagen bedeckt, aber nirgends findet man in Kleinasien uneröffnete Grabmäler, sie sind alle ihres Inhalts beraubt, wahrscheinlich schon vor mehrern Jahrhunderten. Unter den Inschriften, deren der Verf. dreizehn mittheilt, ist die interessanteste wohl das Fragment eines aus Rom datirten Schreibens von Nero, wahrscheinlich ein Theil der öffentlichen Dokumente, welche man in den Wänden der Tempel einzugraben pflegte.

Am 3 setzten sie die Reise südwestlich fort und überschritten die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und Archipel einer- und dem Meer von Marmora und dem schwarzen Meer andrerseits, einen Arm des Demirdschi-Gebirge, das vom Ida bis zum Taurus sich erstreckt. Nach einer Tour von nur 14 englischen Meilen erreichten sie die malerisch gelegene Stadt Ghediz, obgleich sie nach Angabe der Türken 8 Wegstunden oder über 22 Meilen von Azani entfernt seyn sollte. Die Unzuverlässigkeit dieser türkischen Angaben erklärt denn auch die große Ungenauigkeit aller bisherigen Karten von diesen Gegenden.

Am 4 passirten sie einen ziemlich großen Fluß, den Hr. Hamilton für den Hermus der Alten erkannte, welcher am Fuß des Dindymene oder des jetzigen Schneebergs Murad-Dagh entspringt. (Der Verf. macht dabei noch einige Bemerkungen zur Beseitigung der widerstreitenden Angaben des Plinius und Strabo in Betreff dieses Flusses.)

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zerstückelung des Bodens in Frankreich. Die 52,678,678 Hektaren angebauten Landes in Frankreich waren im Jahre 1826 getheilt in 10,206,593 Parcellen. Im Jahre 1835 wurde die Zählung aufs neue gemacht, und in den vorhergegangenen neun Jahren war die Zerstückelung abermals um 596,835 Theilungen gestiegen. Damals zahlten trotz der Höhe der Grundsteuern 5,205,411 Parcellen weniger als 5 Fr. Steuer, und nur 13,362 zahlten mehr als 1000 Fr. Seit dieser Zeit hat die Zerstückelung rasche Fortschritte gemacht. (Moniteur industriel vom 15 Januar.)

Küstenhandel Frankreichs. Erst seit dem Jahre 1837 macht die Domanenadministration die Resultate der Küstenschifffahrt bekannt, und diese sind für den fortschreitenden Wohlstand des Landes und die zunehmende Schifffahrt — die Küstenschifffahrt ist bekanntlich den französischen Schiffen reservirt — äußerst erfreulich. Die Zahl der Küstenschiffe betrug im Jahre 1837 64,090, im Jahre 1841 111,251. Die Tonnenzahl im Jahre 1837 2,209,269, im Jahre 1841 3,128,892. Die Mannschaft im Jahre 1837 254,152, im Jahre 1841 424,896. Wenn die Zunahme, wie kaum zu zweifeln, auch im Jahre 1842 fortdauerte, so hat sich die Küstenschifffahrt in sechs Jahren nahezu verdoppelt. (ibid. vom 19 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1843.

Einiges über inländische Gerichtsverfassung und Gesetze auf Java.

Wenn wir hier von der Gerichtsverfassung auf Java sprechen, so ist damit nicht der größte Theil dieser Insel gemeint, welcher gegenwärtig unmittelbar holländisches Eigenthum, und wo das Institut der Landräthe und reisenden Richter (commegaande regters) bereits eingeführt ist, sondern jenes kleine Gebiet, welches man nach der Dämpfung des letzten javanischen Krieges mit einem Schatten von Macht dem Sultan von Djocjocarta und dem Kaiser von Suracarta gelassen hat, um diese Herrscher nicht auf einmal ganz des frühern Glanzes zu berauben. Dieses sind die Provinzen von Padjang und Sukowatte für Suracarta, und Mataram und Gunong Kidoal für Djocjocaeta. Bei dem in 1830 darüber geschlossenen Vertrag hat indessen der Sultan von Djocjo auf die freie Justiz- und Polizeiverwaltung zu Gunsten des niederländischen Residenten an seinem Hof verzichten müssen, so daß eigentlich nur Suracarta noch die ursprünglichen javanischen Einrichtungen behalten hat.

Hier zählt man drei Gerichtshöfe: nämlich den Surambi, Pradotto und Balemangu.

Surambi ist der Name des Vorhofes eines Tempels, wo das gleichnamige Gericht seine Sitzungen hält. Der zweite, Pradotto, heißt eigentlich „streitende Personen" und ist ein Häuschen nahe am äußeren Thor des erwähnten Tempels. Balemangu heißt „Schaudererregender Ort," und ist ein Gebäude vor der Wohnung des Adipatti oder Reichsverwesers. *)

Bei dem Surambi führt der Mas Panghulu (Oberpriester) den Vorsitz; als permanente Mitglieder sind ihm sechs Ketibs beigegeben, während er so viele Ulomos zu den Sitzungen hinzuziehen kann, als die Wichtigkeit der jedesmal zu berathenden Sache ihm zu erfordern scheint (Ulomo und Ketib sind Geistliche oder Schriftgelehrte). Die Rechtssachen, welche vor diesen Gerichtshof gehören, und welche nach den Kitabs (arabische Gesetzbücher) entschieden werden, sind: eheliche Angelegenheiten, Ehescheidungen, Erbschaftsangelegenheiten, Schulden, Verpfändungen, Kauf- und Verkauf, von welchen keine schriftlichen Beweise vorhanden sind; Verwundung und Mord, deren Thäter bekannt sind, und Verwundung und Tödtung durch Zufall.

Der Haupt-Djaksa oder Fiscal des Susuhunan ist Präsident des Gerichtshofes Pradotto; als Mitglieder sind ihm 13 Panewas beigegeben, welche im Rang über den Mantries stehen und den Titel von Djedjening (Unter-Fiscal) führen. Vor dieses Gericht werden Processe gebracht über Diebstahl, Raub, Brandstiftung, Verwundung und Mord in Verbindung mit Diebstahl und Raub, oder beim Würfelspiel, bei Liebeshandeln oder bei gewaltsamer Entführung von Frauen; ferner über Schulden, Verpfändung u. s. w., wo Beweise vorhanden sind. Abgeurtheilt wird von demselben nach dem Gesetzbuch Nawolo oder Hangger Pradotto, d. h. Verhaltungsregeln in Hinsicht auf processirende Personen.

Bei dem Balemangu ist der Adipatti oder Reichsverweser Präsident; er hat zu Collegen acht Bupatties und zehn Mantries, welche Mantrie Sepuluh heißen. Dieser Gerichtshof urtheilt über Streitigkeiten wegen der Befugniß von Beamten, wegen Granzscheidungen, Wasserleitungen für Reisfelder, über Verwundung und Mord entstanden aus einem Streit über Ländereien, und über alle Streitigkeiten entstehend aus Transactionen zwischen Europäern und Javanen. Er richtet sich dabei nach den Vorschriften der beiden Gesetzbücher Hanggen Sepuluh, d. h. Bestimmungen für die zehn Mantries, und Hangger Hageng, d. h. große Verordnung.

Ein jedes Urtheil dieser drei Gerichtshöfe muß, bevor es vollzogen werden darf, dem Reichsverweser vorgelegt werden, welcher mit sämmtlichen Regenten, seinen Collegen, darüber berathet, und wenn er nicht damit einverstanden ist, die Mitglieder des Gerichtshofes einladet, die Sache noch einmal mit ihm zu überlegen, im entgegengesetzten Fall aber das Urtheil dem Kaiser zur Unterschrift anbietet. Auch dieser kann indessen noch eine abermalige Untersuchung verordnen.

Die erwähnten Gesetzbücher, Hanggee Pradotto, Sepuluh und Hageng, denen sich noch drei andere unter gleichem Titel in Djocjocarta gültige anschließen, enthalten manchen werth-

*) Ueber die Titel vergleiche man Ausland 1841 Nr. 270 ff.

Digitized by Google

vollen Beitrag zur Kunde der javanischen Sitten und Zustände, und es würde sich in dieser Hinsicht gewiß der Mühe verlohnen dieselben vollständig mitzutheilen. In diesen Blättern ist aber, des großen Umfanges wegen, dazu nicht der geeignete Ort; es mögen daher nur einige der auffallendsten Bestimmungen hier eine Stelle finden. An eine systematische Ordnung ist dabei indeß um so weniger zu denken, als in dem Original alles bunt durcheinander steht und die Artikel auf einander folgen als wären sie vom Zufall dahin geworfen. Diese Unordnung selber ist übrigens charakteristisch.

Alle Rechtssachen, ohne Unterschied des Gegenstandes, müssen innerhalb drei Monaten entschieden werden; wenn sie jedoch so verwickelt sind, daß es unmöglich wäre sie in dieser Zeit zur Entscheidung zu bringen, so kann der Sultan auf den Vortrag des Hauptdjaksa einen Aufschub von drei Monaten zugestehen, binnen welchen der Djaksa bei einer Strafe von 50 Realen die Sache beendigen muß.

Alle Rechtssachen müssen binnen 40 Tagen durch die Oberhäupter der interessirten Personen bei dem Gerichtshof angegeben werden. Später werden sie nicht angenommen, aber wenn die Oberhäupter dieses durch ihre Nachlässigkeit verschulden, so zahlen sie eine Strafe von 30 Realen.

Die Zeit zwischen der Vorladung und der Erscheinung vor dem Gericht wechselt von 8 bis 15 Tagen, je nach der Entfernung zwischen dem Wohnort des Vorgeladenen und dem Sitz des Gerichtes. Nichterscheinen an dem bestimmten Tage wird bei dem Beklagten mit Geldstrafe, bei dem Kläger mit dem Verluste seines Processes geahndet. Wenn ein Beklagter sich durch die Flucht der Verfolgung entzieht, so muß sein Oberhaupt ihn in drei Monaten wieder zur Stelle schaffen oder Strafe zahlen.

Der Kläger hat die Hälfte des Betrags seiner Forderung bei dem Gerichte niederzulegen und der Beklagte den ganzen Betrag. Wenn letzterer verurtheilt wird und sich außer Stande befindet seine ganze Schuld zu bezahlen, so muß er für das Fehlende seinem Gläubiger als Pfandsklave dienen, was seine Schuld täglich um etwa 10 Cents (6 kr.) vermindert.

Jeder Beamte oder Büegee, welcher mit oder ohne Gepäck reiset und in einem Dorfe zu übernachten wünscht, muß bei dem Lurah, Bekel, Unter-Bekel oder Priester einkehren, welche alsdann verpflichtet sind ihn zu bewachen. Ein Beamter kann während der ganzen Zeit die er in einer Dessa verbleibt, fordern bewacht zu werden, ein Bürger nur während 24 Stunden. Wird nun ein solcher Fremder bestohlen, so hat derjenige, welcher ihn beherbergte, ihm ein Drittheil von dem Werthe des Entfremdeten zu vergüten; jedoch müssen beide sowohl als die übrigen Bewohner der Dessa mit einem Eid erklären, daß ihnen nichts von dem Dieb bekannt ist. Wird nachher der Schuldige ausfindig gemacht, so wird die obige Summe demjenigen, der sie bereits bezahlt hat, zurückgegeben. Wenn ein Fremder diese Vorschrift nicht befolgt, sondern bei einem andern Einwohner ein Nachtquartier sucht, so kann er, im Fall er bestohlen wird, keinen Anspruch auf Schadenersatz machen. Wenn jedoch die Oberhäupter u. s. w. abwesend sind, kann er einkehren wo er will, und behält sein Recht auf Schadenersatz, auch müssen in diesem Fall alle Dorfbewohner ihn bewachen.

Wenn derjenige, welcher einen Fremden bewirthet, selber bestohlen wird und beweiset daß der Fremde der Dieb ist, so wird dieser den Gerichten überliefert und muß den vollen Werth des Gestohlenen vergüten.

Wenn ein höherer Beamter in einer Dessa übernachtet, so wird der Lurah oder Bekel demselben sein ganzes Haus überlassen und ihn bewachen, ist aber im Fall eines Diebstahls nicht zum Schadenersatz gehalten, wenn er und mit ihm alle Dorfbewohner eidlich erklären, daß sie nichts von dem Diebstahl wissen.

Wenn ein in einer Dessa übernachtender Fremder mißhandelt, verwundet oder ermordet und der Schuldige nicht ausfindig gemacht wird, so werden alle Bewohner der Dessa zur Verantwortung gezogen und müssen im Falle der Verwundung eine Strafe von 25, im Fall der Ermordung eine von 50 Realen entrichten. Diese wird jedoch zurückgezahlt, wenn der Schuldige später entdeckt und zur Haft gebracht wird.

Wer des Nachts, ohne an den bestimmten Orten einzukehren, durchreist und beraubt wird, hat kein Recht auf Schadenersatz, denn er ist selber Schuld an seinem Unglück.

Wer des Abends ausgeht, muß sich mit Hobors (Fackeln) versehen. Wenn seine Fackel verbrannt ist oder verlöscht und er sich zu weit von den Wohnungen befindet um eine neue zu erhalten, so muß er mit seinem Gefährten oder Bedienten laut sprechen. Wird er von schlechtem Gesindel angefallen und kann er die Thäter nennen, so wird die Sache verfolgt werden. Wer aber angefallen wird, wenn er des Abends ohne Hobor ausgegangen ist, dessen Klage wird nicht angenommen. Wer sich weigert, Personen welche dessen bedürfen einen Hobor zu geben, muß Strafe zahlen.

(Schluß folgt.)

Die niedern Classen in England und das Parlament.

(Schluß.)

Die Erkenntniß, daß der Zustand der untern Classen in der ganzen Staatsgesellschaft immer gefährlicher wird, hat sich den höhern Classen, wenigstens den Leitern derselben, allmählich aufgedrungen; viel ist über den Gegenstand geschrieben worden, man hat auch ziemlich genau und richtig den Gang nachgewiesen, wie es kommt, daß die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, aber die Abhülfe — darüber ist wenig Kluges, und wenig was unmittelbar zum Zweck führt, gesagt worden. Die politischen Sprecher, wenigstens in der eigentlichen so genannten politischen Welt, sind alle so ziemlich von der Unmöglichkeit durchdrungen, gegen den Willen der Aristokratie ein mehr auf den Besitz als auf den Verbrauch und Verkehr basirtes Steuersystem einzuführen. Was würden die höhern und reichern Classen dazu sagen, wenn man vorschläge, die Accise welche in England jetzt 12 Mill. Pfd. Sterl. beträgt, aufzuheben und diesen Betrag von dem aufgesammelten unmäßigen Reichthum der Reichen zu erheben?

Digitized by Google

Und doch wird eine solche Auskunft nöthig werden, wenn man noch einige Zeit auf dem bisherigen Wege fortschreitet, oder wenn man nicht jährlich größere und umfassendere Absatzwege für die Fabricate auffindet, so daß endlich England wirklich, wie Einige träumen, zur Werkstatt der Welt (the workshop of the world) würde. Diese Aussicht ist eine Chimäre, und muß es immer mehr werden, je mehr andere Länder zur richtigen Erkenntniß ihrer Lage kommen und sich nicht zur Armuth Irlands und Indiens hinabstoßen lassen wollen. Wir gehören allerdings nicht zu denen, welche glauben, daß die europäische und namentlich die englische Industrie schon ihre äußerste Gränze erreicht habe; sie ist vielmehr in künftiger Zeit, ebenso wie die Production der Rohstoffe in fremden Welttheilen, noch einer bedeutenden Ausdehnung fähig; aber England kann diese Ausdehnung nicht mehr monopolisiren, und die herrschende Noth in England kann sich nicht auf künftige Jahre vertrösten lassen. Wird aber das englische Parlament in einem Anfall von Gerechtigkeit und Menschenliebe den Armen die Last abnehmen und den Reichen aufladen? Wir gestehen, daß wir stark daran zweifeln, aber immerhin muß nothwendig etwas geschehen. Die Chartisten verlangen eine möglichst ausgedehnte Volkswahl, um auch Leute ihres eigenen Standes, welche ihre Bedürfnisse und ihre Noth kennen und fühlen gelernt haben, in das Parlament zu bringen; es ist dieß aber immer nur die alte Geschichte, daß man politische Aenderungen verlangt, wenn man mit den augenblicklich gültigen Gesetzen seinen Zweck nicht erreichen kann. Die Chartistenpetition und eine wesentliche Erleichterung in der Besteuerung der Armen sind nur verschiedene Namen für dieselbe Sache; die drei Millionen Unterschriften haben den Sinn der Gesetzgeber im Parlament noch nicht beugen können, weil sie wußten, daß man ihnen die Forderung noch nicht mit Gewalt abtrotzen werde, sollte aber die Furcht vor einer gewaltsamen Forderung herrschend werden, so wird man schnell das Parlament Maaßregeln ergreifen sehen, welche die ungestümen Bettler möglichst befriedigen. Abschaffung der KornGesetze wird jedenfalls das erste seyn, aber nicht mehr ganz und nicht mehr allein befriedigen; dazu sind die Sachen schon zu weit gediehen.

Es ist eine durch alle Geschichte beglaubigte Erscheinung, daß in einer Revolution der besiegte Theil nicht nur seine eigenen Sünden, sondern auch die Sünden seiner Väter und Vorväter bis ins dritte und vierte Glied hinauf zu büßen hat. Nehmen wir das Wort Revolution nicht in dem beschränkten Sinne eines gewaltsamen und augenblicklichen Umsturzes, sondern in dem einer großartigen Veränderung in dem Gesellschaftszustand einer Nation überhaupt, so bieten England und Irland gegenwärtig ein merkwürdiges Schauspiel dar. Seit fünfzig Jahren etwa steigt der Reichthum auf der einen wie die Armuth auf der andern Seite, und es ist bereits dahin gekommen, daß man keine Steuern mehr auflegen kann, welche vorzugsweise die Masse des Volkes treffen, daß vielmehr, wenn geholfen werden soll, die Last immer mehr auf die Schultern der Reichen gelegt werden muß; die Reichen, welche von den großen, seit 1792 gemachten Anleihen die Vortheile geerntet haben, müssen nun auch die Last derselben tragen, anders werden sich bald die Zinsen der Staatsschuld nicht mehr aufbringen lassen: die jetzige Einkommensteuer wird nicht genügen, man wird sie erhöhen, und die großen Einkünfte über 10,000 Pf. ohne Vergleich schwerer belasten müssen; die jetzigen Reichen werden büßen, was die Reichen vor 50 Jahren verbrochen haben; infofern hat die Ansicht, die Einkommenssteuer sey eigentlich eine Kriegssteuer, eine Wahrheit: sie ist eine Steuer, welche die moralische Schuld aus der Kriegszeit her decken soll. Noch tiefer geht die Rückwirkung in Irland: hier ist der Pachtzins durch die unfreiwillige Concurrenz der Pächter so hoch, daß die Pächter fast zu Bettlern werden müssen, und die Rede davon ist, um dem gränzenlosen Elend zu steuern, die Pachtrente zu fixiren, also der Willkür des Grundeigenthümers zu entziehen, was so viel ist als diesem das Eigenthumsrecht abzusprechen. Der Gegenstand wird ungescheut in den irischen Blättern debattirt. So ist man durch einen seltsamen Kreislauf der Dinge darauf zurückgekommen, die ehemalige Beraubung alt-irischer Landbesitzer an den neuen Anglo-Iren zu rächen. Die Noth in Irland verlangt nicht minder dringende Abhülfe als die in England, denn wenn nicht die Staatsgewalt eingreift, so wird der agrarische Krieg fortdauern, und muß endlich, wenn ihm äußere Umstände einigermaßen günstig sind, dahin führen, daß der irische Bauer dem anglo-irischen Landbesitzer keinen Pachtschilling mehr bezahlt; dann ist die vor Jahrhunderten verhängte Confiscation irischen Besitzthums an den Engländern gerächt.

Was die Abhülfe der moralischen und intellectuellen Gesunkenheit der niedern Volksclassen betrifft, so kann hier wohl erst dann etwas Erkleckliches geleistet werden, wenn dem physischen Elend gesteuert ist.

Literarische Bestrebungen der Armenier.

Die Armenier, welche seit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts allmählich sich im östlichen und südlichen Europa verbreiteten, haben an verschiedenen Orten Schulen und Druckereien angelegt. Ihre bedeutendsten höhern Schulen sind in Italien die Rafaelische, in der Türkei die von Smyrna und Scutari, in Hindustan die zu Calcutta, in Rußland die Lazarew'sche, in Tiflis die von Jerfet. Die besten armenischen Druckereien sind die von Wien, Venedig, Petersburg, Moskau und Tiflis; ferner die in Calcutta, Smyrna, Konstantinopel, Scutari und Atakwa. Die Armenier haben jetzt Grammatiken, Wörter- und Elementarbücher zur Erlernung der russischen, französischen, deutschen, englischen, italienischen, persischen und türkischen Sprache, und kürzlich bildete sich auch in Konstantinopel eine Gesellschaft, die es sich zur Hauptaufgabe machte die besten Werke anderer Völker ins Armenische zu übersetzen. In Smyrna erscheint seit einiger Zeit eine armenische Zeitung unter dem Titel: „Archalous Araradian," d. h. die Morgenröthe des Ararat. Diese wird in der ganzen Türkei, in Aegypten, Syrien, in der Moldau und Walachei, zu Wien und in Calcutta gelesen. Hinsichtlich des Drucks und Papieres steht diese Zeitung den europäischen nicht nach, und Kenner der armenischen Sprache loben die Redaction sehr. (Russ. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. October 1842.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 5 wurden in Uschak die berühmten Teppichwebereien besehen. (Die einfache Maschinerie wird ziemlich genau beschrieben und die Schwierigkeit der Arbeit macht den hohen Preis begreiflich.) Dann eilten die Reisenden weiter nach Ahat-Kiöi (6 Stunden Wegs nach der Richtung von Sandukli), um die dortigen Ruinen zu untersuchen, und waren schon auf dem Wege dahin so glücklich, in der Mauer einer Moschee des Dorfes Chorek-Kiöi zwei Inschriften zu finden, deren eine die Worte *HTPAIANOΠOΛEITΩNΠOΛIΣ* enthielt. Von dieser Stadt Trajanopolis existirte bis dahin keine Spur, außer auf einigen seltenen Münzen. Die ganze Inschrift bezieht sich auf ein Monument zu Ehren des Kaisers, der diese Stadt gründete, die andere dagegen auf ein Monument, welches die Stadt den Kaisern Marc-Aurelius Antonius und Lucius Aurelius Verus errichtete. Auf dieser letztern fehlt der Name der Stadt, dafür aber enthält sie die Jahreszahl 251. Da Marc-Aurel in der Inschrift den Beinamen Parthicus hat und der parthische Krieg erst 165 n. Chr. beendigt ward, so muß das Monument auch nach diesem Jahre errichtet seyn. Nun hat Nikomedes IV im Jahre 75 v. Chr. Bithynien und alle seine Besitzungen dem römischen Volk vermacht; dieß war also ein sehr passender Zeitpunkt für den Anfang einer Zeitrechnung der Römer in Kleinasien, und wenn man von da an 251 Jahre zählt, so trifft das mit 176 n. Chr. zusammen, in welchem Jahre sehr wohl ein solches Monument für den 170 n. Chr. verstorbenen Lucius Verus vollendet werden seyn kann.

Etwas weiter trafen sie auf eine von Nordosten nach Südwesten laufende große Straße, welche Hr. Hamilton für die Römerstraße von Cotiaeum nach Philadelphia hält, auf welcher man daher die Ruinen von Aemonia und Alanda zu suchen haben würde, denn er ist nicht der Meinung Rennells und Sestini, daß die Ruinen von Ahat-Kiöi die von Aemonia sind. Am 6 April trafen sie früh in diesem letztern Ort ein, zogen aber alsbald eine halbe Stunde weiter, und erstiegen einen Hügel, worauf die Ruinen der Akropolis liegen. An der Seite des Berges gingen sie an mehreren in den Felsen ausgehauenen Gräbern vorbei, und stießen dann zunächst auf die Reste eines antiken Theaters. Die Mauern der Scena und des Proscenium sind von großen hellenischen Blöcken erbaut; ringsumher liegen viele Fragmente von Friesen, Architraven und Kornischen, und darunter auch ein schön gearbeiteter Titan in Basrelief, leider ohne Kopf. — Die weiter oben liegenden Ruinen sind in noch größerer Zerstörung, doch sieht man fast in der Mitte die Grundmauern eines zweiten kleinern Theaters, mit Sitzen von ähnlicher Construction, wie die in Ajani. An der Südwestseite des Berges sind bedeutende Reste der alten Stadtmauer aus massiven Marmorblöcken, theilweise von den Byzantinern mit Fragmenten anderer antiken Bauwerke restaurirt. An der Ostseite dagegen sind Ruinen anderer Art, auch ein Marmorblock mit einem griechischen Kreuz. Trajanopolis wird im Concilium von Konstantinopel erwähnt; dieß sind also vermuthlich die Reste einer alten christlichen Kirche. Etwas weiter südlich liegen wieder die Fundamente eines kleinen Tempels, am südöstlichen Ende der Akropolis drei halbrunde Thürme; dann wieder Mauern und Stufen eines antiken Tempels, und zuletzt sahen sie noch einen Theil der alten Straße, die von dieser Seite in die Stadt führte. An der andern Seite des Thales fanden sich auf dem Begräbnißplatze auch noch viele Bruchstücke alter Säulen und verschiedener Sculpturen, auch einige Inschriften, doch ohne besonders Interesse. — Der Verf. gibt gelegentlich den Reisenden einen Wink, den wir hier einschalten wollen. In den Dörfern ist kaum anderswo Nachtquartier zu finden, als in den sogenannten Odas oder öffentlichen Gasthäusern; hier ist man aber unaufhörlich der Neugierde der Eingeborenen ausgesetzt, deren imperturbable Schmarotzergeduld auf die Länge auch den langmüthigsten Europäer ungeduldig machen muß. Deßhalb muß man sich in Konstantinopel einen Ferman ertheilen lassen, wodurch man berechtigt wird in jedem Privathause Nachtquartier zu nehmen; dann erscheint die Wahl der Oda als eine Gefälligkeit, und mit solchem Ferman in der Hand und der Drohung, sich beim Aga des Bezirks zu beschweren, kann man sich schnell von den lästigen Besuchern befreien, weil sie fürchten, daß der Aga die Klage sofort zum Vorwand neuer Erpressungen nehmen werde.

Am 6 April erreichten die Reisenden das Dorf Segikier, in dessen Moschee sie zwei gleichfalls Inschriften fanden, woraus unzweifelhaft zu entnehmen, daß die hier gelegene Stadt des Alterthums nicht, wie Hr. Arundel meint, Eucarpia war (welches weiter östlich gelegen haben muß), sondern Sebaste, eine aus den Concilien, wie auch aus Münzinschriften bekannte Stadt in Phrygia Pacatiana. Die andere Inschrift bezieht sich auf den Sohn eines Sokrates, Namens Capito, der als Gesandter zu den Kaisern geschickt ward; doch findet sich weder Jahreszahl noch Kaisername. — Am 7 führte sie der Weg über Göbek nach Suleimanli, dessen alte Ruinen sofort untersucht wurden. Nahe am Fuß des steilen Weges der Akropolis liegt ein großer Haufen von Fragmenten des Theaters; nur einige Stufen und Sitze waren noch in ihrer ursprünglichen Lage, und diese geziert mit der Löwenklaue, wie in Ajani und Trajanopolis. Den wohlerhaltenen Thorweg, der auf einem schmalen Felsrücken in die Stadt führte, hält Hr. Hamilton nicht, wie ein anderer Reisender neuerer Zeit, für ein jüngeres Bauwerk, sondern mindestens für altrömisch. Die aus hellenischen Quadern erbauten viereckigen Thürme an beiden Seiten des Thorgewölbes waren ursprünglich von einem dorischen Fries mit Triglyphen überragt, wovon ein Theil noch erhalten ist. Nicht weit davon sind die Ruinen eines schönen Tempels so wild durcheinander geworfen, als ob das Gebäude plötzlich zusammengebrochen wäre. Die Verzierungen sind denen des Jupitertempels in Ajani und des Erechtheums in Athen ähnlich. Der Verf. theilt auch ein Paar unvollständige Inschriften mit, deren eine dem Tempel angehört hat, und erwähnt noch einer Menge anderer Ueberreste von öffentlichen Gebäuden, einem Aquäduct u. s. w. Den historischen Aufschluß über diese Ruinen gab aber eine vorher schon in Göbek gefundene Inschrift, die mit den Worten *BAAYNAEΩN MAKEΔONΩN* beginnt, und außer Zweifel stellt, daß diese Ruinen der alten Stadt Blaundus angehören.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Münzen in Indien. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft am 14 Jan. wurden zwei von dem oft erwähnten Lieutenant Newbold eingesendete römische Münzen von Tiberius Cäsar vorgelegt; sie sind sehr gut erhalten, und wurden in der Nähe von Coimbatore in einem irdenen Topf nebst mehreren hundert andern aufgefunden. Es ist nach der Bemerkung Wilsons sehr auffallend, daß solche Entdeckungen in diesem Theile Indiens am häufigsten gemacht werden. (Lit. Gaz. vom 21 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1843.

Aufopferung eines Hindu.

(Aus den Mittheilungen eines englischen Officiers.)

Ich hatte mich mit mehreren Officieren nach Behrampur begeben, um einer Jagd mit gezähmten Leoparden beizuwohnen. Die furchtbare Meute lief frei umher, war aber so gut gezähmt, daß sie neben ihrem Wächter schliefen, und ihn gleich Hunden bewachten. Die Jagd war eine der aufregendsten, welche ich je mitgemacht; ich fühlte mich aber nachher so zerschlagen, daß ich mich in Calcutta alsbald zu Bette legte. Ein Brief aus Behrampur von einem meiner Freunde, der mir anzeigte, daß ich von einem meiner Bedienten stark bestohlen worden sey, nöthigte mich indeß der Ruhe zu entsagen und mich alsbald auf den Weg zu machen. Ich hatte 116 engl. Meilen zurückzulegen und hätte zu Wasser 7 Tage gebraucht, wählte also die zweite Reisegelegenheit mich in der Sänfte tragen zu lassen, wo ich den Weg in 28 Stunden zurücklegen konnte. Wer nicht in Indien gelebt hat, kann die Raschheit dieser Reiseart nicht begreifen. Acht Träger lösen sich von 12 zu 12 Meilen ab, zwei tragen abwechselnd, die andern laufen nebenher, und führen Nachts Fackeln, um die wilden Thiere abzuhalten. Diese Reisemethode hat ihr Angenehmes, aber auch ihre Leiden, denn bei Tage wird man gebraten, bei Nacht läuft man Gefahr von den Tigern zerrissen zu werden.

Nach meiner Ankunft ließ ich sogleich den Weisen des Orts rufen. Diese Leute, halb Priester, halb Zauberer, sagen die Zukunft voraus, finden die verlorenen Gegenstände wieder und entdecken die Diebe. Ich kannte ihr Verfahren, und so kindisch es ist, so zeigte es sich doch wieder wirksam. Meine Diener wurden im Kreise aufgestellt, der Zauberer murmelte einige Worte über eine Platte mit rohem Reis, gab dann jedem eine Handvoll und erklärte, Wischnu werde nicht verfehlen den Schuldigen zu treffen, wenn er versuche den Reis zu kauen. Als die Reihe an einen kam, dem ich viel Vertrauen bezeigt hatte, sah ich, wie die Muskeln seines Gesichts sich krümmten, als hätte er den Starrkrampf, der Zauberer ließ ihn den Reis ausspeien, und ich sah, daß derselbe nicht gekaut war. Jetzt fiel mir der Schuldige zu Füßen und gestand nicht bloß den letzten, sondern auch frühere Diebstahle, wofür einige Unschuldige gebüßt hatten. Ein solcher Mißbrauch des Vertrauens empörte mich, da aber der Mensch schon lange in meinen Diensten gewesen war, begnügte ich mich ihn wegzuschicken.

Am Abend besuchte ich einen meiner Freunde, und saß eben beim Whistspiel, als man mir ankündigte, daß mein Sedanträger, derselbe der mich durch einen Freund von dem vorgefallenen Diebstahl hatte in Kenntniß setzen lassen, mich zu sprechen verlangte. Ich ging hinaus, und erfuhr hier, ein Freund zu Murschedabad, welches 10 (engl.) M. entfernt liegt, hätte mich bloß mündlich durch einen Boten entbieten lassen, ich möchte ihn doch unverzüglich besuchen. So seltsam mir die Sache vorkam, so reiste ich doch auf der Stelle ab, fand aber zu Murschedabad, daß alles erlogen sey, und kehrte alsbald wieder um, in der Absicht meinen Sedanträger für seine Lüge tüchtig zu bestrafen. Ich pochte meine Diener wach, fragte nach dem Schuldigen, aber keiner wollte etwas von ihm wissen, und das Suchen war vergeblich. Verdrießlich darüber, die Strafe auf den folgenden Tag verschieben zu müssen, begab ich mich nach meinem Schlafcabinet, fand aber hier mehrere Commoden umgeworfen, und ein Blick überzeugte mich, daß meine Garderobe ausgeplündert sey. Noch immer wollte ich nicht glauben, daß mein Sedanträger, derselbe der mir vor kurzem noch einen Beweis seiner Treue gegeben hatte, mich bestohlen haben könnte, aber sein Turban, welchen ich auf dem Boden liegend fand, zerstörte allen Zweifel, und über diese Entdeckung in der That mehr bekümmert als erzürnt, schickte ich meine Bedienten weg und ging in mein Schlafzimmer. Ich trete vors Bett, ziehe die Vorhänge auseinander, da liegt vor mir mein anderes Ich, den Kopf in mein Foulardtuch eingebunden. Ganz verblüfft trete ich mit dem Lichte näher, — es ist mein Sedanträger; ich rufe ihn laut an, erhalte aber keine Antwort; ich fasse den Arm, um ihn wach zu schütteln, dieser ist kalt und ich sehe, daß ich eine Leiche vor mir habe. Als ich die Decke zurückschlug, fand ich einen Dolch bis ans Heft in seine Brust gestoßen. Auf mein Geschrei eilen meine Diener herbei, und ein Kidmetzar überreicht mir ein

Digitized by Google

Blättchen, worauf der Unglückliche einige Zeilen in Hindustani mit der Nadel geritzt hatte, wie es die Hindus oft thun. Ich ließ meinen Munschi (Dolmetscher) rufen, und dieser las mit lauter Stimme: „der Mensch, dessen Diebstahl du entdeckt hast, wollte dich ermorden. Seine Maaßregeln waren so gut genommen, daß du seiner Rache nicht hättest entgehen können. Man hatte mich schwören lassen, das Geheimniß der Verschwörung bis zu meinem Tode zu bewahren; verzeihe mir, Herr, die Lüge, durch welche ich dich entfernte. Ich habe deinen Platz eingenommen und bin glücklich, für dich sterben zu können." Der Schuldige hatte die Flucht genommen, fest überzeugt, er habe mich ermordet. Meine sämmtlichen Diener bezeugten nicht das geringste Erstaunen, als ob die Aufopferung meines Sedanträgers die natürlichste Sache von der Welt wäre.

Einiges über inländische Gerichtsverfassung und Gesetze auf Java.

(Schluß.)

Wenn Jemand auf offenem Weg angefallen oder beraubt wurde, so muß er sich in die nächste Dessa begeben, um Hülfe zu suchen, und sind die Bewohner derselben gehalten, Hülfe zu leisten, auf den Reisblöcken Alarm zu schlagen und den Uebelthätern nachzueilen. Gelingt es ihnen nicht dieselben einzufangen, so müssen die sämmtlichen Bewohner zwei Drittheile von dem Werth des Geraubten vergüten; wenn sie aber den Thäter ergreifen können, so müssen sie ihn dem Beraubten ausliefern; macht er Amok (setzt er sich zur Wehr), so haben die Verfolger das Recht ihn zu tödten, ohne daß seine Verwandten darüber Klage führen können. Entweicht er nach einer andern Dessa, so ist der Lurah derselben gehalten ihn gebunden den Nachsetzenden auszuliefern.

Wer einen Dieb einfängt oder tödtet, muß sogleich auf dem Titis Alarm schlagen und den Gefangenen an das Gericht ausliefern. Wenn der Dieb jedoch getödtet wurde, so müssen nur seine Ohren dem Gericht eingesandt werden. Die Verwandten des also Getödteten dürfen, wenn sie vermeinen daß ihm Unrecht geschah, binnen 40 Tagen Recht deßhalb fordern; ergibt es sich aber bei der alsdann stattfindenden Untersuchung, daß der Getödtete wirklich schuldig war, so müssen sie für ihre ungegründete Klage 25 Realen Strafe zahlen.

Wenn Jemand einem Verwundeten Hülfe leistet oder eine Leiche in seiner Wohnung aufnimmt, und nicht innerhalb vierzig Tagen bei dem Gerichtshof Pradotto Anzeige davon macht, so wird sein Dessa's-Oberhaupt in eine Strafe von 25 Realen verurtheilt.

Wer sich eine Sache, die seinem Schuldner gehört, aneignet, um sich bezahlt zu machen, zahlt eine Strafe von 25 Realen. Die Strafe beträgt 50 Realen, wenn es sich zeigt, daß er nichts zu fordern hatte. Sollte man bei einem solchen Anlaß handgemein, und der vermeintliche Gläubiger verwundet oder getödtet werden, so ist eine Klage seiner Verwandten darüber nicht zulässig.

Wenn in der Hauptstadt Jemand von unbekannter Hand verwundet oder ermordet wird, und der Thäter binnen vierzig Tagen nicht ermittelt ist, so wird von der Stelle aus, wo der Verwundete oder Ermordete gefunden ist, ein Viereck übers Kreuz gemessen, dessen Seiten eine jede 140 Tjengkals (Ruthen) lang sind, und alle diejenigen, deren Wohnungen innerhalb dieses Vierecks liegen, müssen 25 Realen Strafe zahlen. Wenn von unbekannter Hand ein solches Verbrechen außer der Hauptstadt verübt wird, so müssen, im Fall der Thäter nicht entdeckt wird, alle Bewohner der Dessa die gleiche Strafe bezahlen.

Niemand, sey es ein angesehener oder ein geringer Mann, soll wegen einer Schuld Recht fordern können, wenn er dieselbe nicht mit einer schriftlichen und besiegelten Urkunde zu beweisen vermag, selbst wenn der Schuldner bereits Interessen bezahlt oder einen Theil des Capitals abgetragen hätte. Ebenso wird dem Schuldner keine Ausrede helfen, so lange der Gläubiger sich im Besitz des schriftlichen Beweises befindet.

Wenn eine Klage bei dem Gerichtshof vorgebracht wird, und die Gegenpartei erklärt dieselbe für ungegründet und erdichtet, so soll bei den Nachbarn der beiden Parteien die Wahrheit erforscht werden. Hat nun der Kläger wirklich gelogen, so soll er 25 Realen Strafe zahlen und seine Klage abgewiesen werden; wird aber seine Klage begründet erfunden, so muß der Beklagte die Strafe zahlen, worauf die Sache weiter fortgesetzt wird.

Wer etwas verloren hat und es, nachdem er bei dem Gericht Anzeige davon gemacht hat, zurückerhält, wird wieder in den Besitz desselben gesetzt, wenn es der in der Anzeige gemachten Beschreibung entspricht. Wenn derjenige, bei welchem der Gegenstand gefunden wird, vorgibt ihn gekauft zu haben, ohne es beweisen zu können, aber sich bereit erklärt einen Eid darauf zu schwören, so wird ihm geglaubt, im entgegengesetzten Fall aber wird er für den Dieb gehalten werden.

Wenn Jemand, um eine Probe seiner Unverletzlichkeit zu geben, sich in Gegenwart von Zeugen von einem andern stechen oder hauen läßt, und dadurch verwundet wird oder das Leben verliert, so wird keine Klage von seinen Verwandten angenommen werden. Dasselbe ist der Fall, wenn Jemand bei einem Gefecht mit Krissen aus Kurzweil zu Schaden kommt.

Wenn ein gerittenes Pferd Jemand tritt, daß er verwundet wird, so soll der Reiter gerichtlich verfolgt werden. Wenn aber das Pferd durchgegangen ist und Jemanden verwundet, so hat der Reiter nur eine verhältnißmäßige Vergütung zu bezahlen.

Wenn Büffel oder Pferde an dem öffentlichen Weg angebunden sind um zu grasen, und Jemand durch Stoßen oder Schlagen verwunden oder tödten, so soll der Eigenthümer des Viehes gestraft werden; wenn hingegen das Vieh sich auf der Weide oder im Walde befunden hat, so soll der Eigenthümer nicht belangt, das Vieh aber dem Verunglückten als Eigenthum übergeben werden.

Wer eine Frau entführt, verwirkt eine Strafe von fünf-

Digitized by Google

zig Realen oder, wenn er diese nicht zu zahlen vermag, von 200 Prügeln, und wird verbannt. Wenn er bei der Entführung einen Verwandten der Frau verwundet oder tödtet, so hat er im ersten Fall eine verhältnißmäßige Strafe, im zweiten eine Strafe von 500 Realen zu entrichten. Wenn er selber Schaden nimmt oder das Leben verliert, so wird keine Klage von seinen Verwandten angenommen.

Wer mit der Ehefrau oder Verwandten eines andern einen Liebeshandel hat, zahlt 50 Realen Strafe oder erhält bei Zahlungsunfähigkeit 200 Stockprügel und wird verbannt. Verwundung oder Tödtung der Verwandten wird ebenso gestraft, wie bei der Entführung.

Wenn zwei Männer, die dasselbe Mädchen lieben, darüber handgemein werden, und einer von beiden verwundet oder getödtet wird, so soll deßhalb keine Klage bei dem Gericht angenommen werden.

Den Bupattis und höhern Beamten ist es erlaubt, Hahnengefechte und Kemiriespiele zu veranstalten, wenn sie sorgen daß keine Streitigkeiten daraus entstehen. Wird bei einer solchen Gelegenheit jemand verwundet oder getödtet, so haben sowohl der Gastherr als der Thäter Strafe zu zahlen. Würfel- und andere Hazardspiele sind durchaus verboten; wer daran Theil nimmt, muß 10 Realen Strafe geben oder erhält 50 Streiche. Wegen eines bei solchem Anlaß verübten Mordes wird keine Klage angenommen.

Der Djaksa und die übrigen Gerichtsbeamten müssen einen Eid schwören, daß sie für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Bezirke sorgen und alle Uebelthäter sogleich ergreifen lassen werden. Wenn es ihnen an den nöthigen Mitteln dazu gebricht, so müssen sie den Reichsverweser davon benachrichtigen, welcher sodann Rath schaffen muß.

Wenn jemand öffentlich ein schlechter Mensch genannt wird, so muß eine genaue Untersuchung stattfinden, um die Wahrheit zu erforschen. Zeigt es sich, daß sein Betragen wirklich schlecht ist, und will er nicht versprechen, sich in der Folge besser aufzuführen, so wird der Hauptdjaksa ihn durch einen Eid dazu zu zwingen suchen. Wenn er sich weigert diesen Eid zu schwören, so wird er ins Gefängniß geworfen und sein Oberhaupt zu einer Strafe von 50 Realen verurtheilt werden.

Es ist einem jeden, ohne Unterschied des Ranges, auch den Mitgliedern des fürstlichen Geschlechtes, bei 100 Realen Strafe verboten, die Unparteilichkeit eines Gerichtes in Zweifel zu ziehen, oder die Vollstreckung von den Erkenntnissen desselben zu verhindern.

Ein jeder ist verbunden sich dem Ausspruch des Gerichts in seiner Sache zu unterwerfen; wer sich ohne Grund demselben widersetzt oder sich darüber beschwert, wird als Verleumder verbannt. Sollte es sich indessen zeigen, daß wirklich ein ungerechter Ausspruch stattgefunden hat, so wird der Richter eine Strafe von 100 Realen zahlen müssen.

Wenn die Frau eines Javaners Geld oder Waaren borgt ohne ihren Mann davon in Kenntniß zu setzen, und sich später außer Stande befindet, das Geborgte zurückzuerstatten oder zu bezahlen, so wird der Mann nebst seiner Frau als Pfandsklave dem Gläubiger dienen müssen, indem er keine Unwissenheit vorschützen darf.

Wenn jemand, der in einem Fuhrwerk sitzt, einen andern überfährt oder verwundet, so wird dieser letztere keine Klage vor das Gericht bringen können, wohl aber wenn ein Pferd mit oder ohne Reiter jemand tritt oder schlägt, in welchem Fall der Verwundete die Kosten seiner Cur von dem Eigenthümer des Pferdes zurückfordern kann.

Man soll nimmer einen Bach oder Fluß als Gränzscheidung nehmen, um den Umfang eines Hauses, Waldes oder Haidefeldes, oder den Umfang von Sawah's oder Tagalfeldern zu bestimmen, indem ein Fluß öfters seinen Lauf verändert. Die Gränzmarken sollen von gebackenen oder andern Steinen seyn, oder man soll dazu Pakel-, Wayang- oder andere Bäume anwenden. Der Stamm des Gränzbaumes wird beiden Parteien zugehören, während die Zweige und Früchte das Eigenthum desjenigen seyn werden, nach dessen Seite sie überhängen.

Wer eine Hofdame (von einem der beiden Höfe zu Surakarta oder Djocjocarta) entführt, wird je nach seinem Stande folgende Strafe erleiden: ein Kliwoe soll 20 Tage lang ohne Kris auf seinem Sessel sitzen; ein Mantrie-Paauket wird 20 Tage lang in einem viereckigen Pagger (Einzäunung) auf dem Markt sitzen; alle unter diesem Rang sollen 11 Tage lang vier Stunden auf dem Markt gebunden in der Sonne stehen; ein Wekkel wird 16 Tage lang auf dem Kreuzweg in der Sonne stehen. Jeder andere freie Mensch wird mit kreuzweise abgeschornem Haar auf dem Markte herumgeführt und aus der Stadt verbannt werden. U. s. w.

C. G. C.

Himjaritische Inschriften.

In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London am 14 Januar wurde ein Schreiben des politischen Residenten zu Aden an die Regierung in Bombay vorgelesen, welches die Entdeckung einer himjaritischen Inschrift, die bei der Anlegung einer neuen Straße ausgegraben wurde, meldet, und eine Abschrift mittheilte. Die Inschrift ist auf einer runden, ganz reinen und sehr weißen Marmorplatte eingegraben, welche 19½ Zoll im Durchmesser hat, und ist die einzige, die man bisher auf oder in der Nähe von Aden fand, obgleich dieser Platz der Haupthafen der alten himjaritischen Könige war. Andere Inschriften in ähnlichen Characteren fand man im Innern nordwärts bis Sana, aber stets auf länglichen Marmorblöcken, welche in den meisten Fällen in einem großen Thor eingefügt waren. Die Marmorplatte wurde nach Bombay geschickt, wo mehrere früher gefundene gleichfalls niedergelegt sind. (Litt. Gaz. vom 21 Januar.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Weg nordwärts von Suleimanli über Karadschah Achmet Kiöi führt durch eine ungemein wilde, kahle Felsengegend, die aber mit der

Digitized by Google

Katakekaumene in keinem Zusammenhange steht, wie die Reisenden anfangs glaubten. Sie übernachteten in einem einzelnen Landhause, und machten am 9 April eine starke Tour über Taemae nach Aktasch, und am folgenden Tage von da nach Kula durch das Thal des Hermus und den „verbrannten" Bezirk (Katakekaumene). Ueber diesen letztern berichtet der Verf. wie folgt: An der andern Seite der Schlucht, in welche wir hinabstiegen, waren die angeschwemmten Lager bedeckt mit einem dicken Ueberzug von unvollkommen säulenartigem Basalt; gleich darauf sahen wir zur Rechten mehrere konische Hügel, und unterschieden an einem derselben deutlich einen Krater mit zerbrochenem Rande; dann überschritten wir ein Lager von schwarzer, schlackiger Lava, die einem der Kegel entströmt war. Uebrigens war diese steinige Ebene gut angebaut und mit vielen Obstbäumen besetzt. Nachdem wir einen seichten nordwärts strömenden Fluß durchschritten hatten, hob sich der Boden allmählich, und um 10 Uhr erreichten wir den Gipfel eines Rückens von Glimmerschiefer und Quarzfelsen, der die Ebene von Kula von der östlichern Gegend trennt, und hier überschauten wir mit einem Blick einige der Hauptzüge der Katakekaumene; rechts im Norden war das Ende des kahlen Bergrückens, worauf wir standen, westlich davon erhob sich ein schwarzer, domartig geformter Berg von Schlacken und Asche etwa 500 Fuß über die Ebene, nämlich der Vulcan von Kula oder das sogenannte schwarze Tintenfaß, so steil, daß es unmöglich schien hinaufzuklimmen; gerade vor uns dehnte sich ein wüster schwarzer Lavastrom von der Rechten zur Linken, der mit seiner in tausend Formen aufgerissenen Oberfläche der Brandung eines Meeres glich, das während eines heftigen Sturmes plötzlich versteinert wäre, und so mit der reichen Ebene, die er zu durchfließen schien, den auffallendsten Contrast bildete. Weiterhin nach Nordwest sah man andere vulcanische Kegel, wahrscheinlich einer viel ältern Periode angehörend, da ihre gebuneten Oberflächen bis zu den Gipfeln hinan bebaut und großentheils mit Weingärten bedeckt waren. Noch weiter links erschien die Stadt Kula mit ihren hohen, schlanken Minarets, die Lavamassen überragend, an deren südlichen Spitze sie erbaut ist, und den Hintergrund dieses reichen Gemäldes bildete ein großer Halbkreis malerischer, meist wellenförmiger Berge. — Die von schwarzer Lava erbaute düstere Stadt enthält über 1800 Familien und darunter etwa 600 griechische. Die dunkeln Mauern der Häuser sind häufig mit Fragmenten antiker Bildhauerarbeiten geschmückt; der Verf. erwähnt namentlich einen schönen Sarkophag mit einer verstümmelten Inschrift, beginnend mit dem Namen Tiberi...., und einen großen sehr wohlerhaltenen Löwen, beide aus weißem Marmor.

Am 11 April ward die Reise fortgesetzt, anfangs durch eine ganz vulcanischer Gegend mit vorherrschend schwarzem, schlackigem Boden, untermischt mit großen Lavablöcken und Quarzfelsen, dann durch eine Thalebene an der Seite vulcanischer Kegel hin, deren einer dem „schwarzen Tintenfaß" bei Kula glich, und wie dieser einen wüsten Lavastrom ins Thal des Hermus streckte. Die drei Vulcane dieser Art, die sich den Augen der Reisenden in ihrer schneeichen Gleichförmigkeit auffallend genug darstellten, entsprechen ganz den τρεῖς φύσαι in Strabo's Beschreibung der Katakekaumene, und mögen zu seiner Zeit wohl noch Rauch und Dampf ausgestoßen haben. Später kamen die Reisenden durch ein Dorf Namens Dombaili, welches irrthümlich als die Lage des alten Tabala genannt worden ist, während die Reste dieses letztern jenseits Kula in dem Dorfe Tacala zu suchen sind; dann über den Hermus nach Adala, bis wohin einer der schwarzen Lavaströme sich erstreckt. — Am 12 April ging's weiter nach Sardis und zwar mit einem kleinen Umwege, um die Bin Tepeh (d. h. die tausend Hügel) zu sehen; es sind dieß eine Menge von Grabhügeln, eine Nekropolis lydischer Könige des Alterthums; das hervorragendste ist das Grab des Halyattes.' Wir erfahren aber nichts Neues über diese gigantischen Gräber, welche der zerstörenden Hand der Eroberer entgangen zu seyn scheinen, da die Krankheit eines Reisegefährten Hrn. Hamilton zur Eile zwang und von näherer Untersuchung abhielt. In Sardis stürzen die Reisenden dennoch sofort auf die alte Akropolis, durch welche ein doppelter Bergstrom fließt, dessen einer Arm den jonischen Tempel der Cybele durchströmt, und für den goldhaltigen Pactolus (Soph. Philoc. 391) gehalten wird. Am Fuß des Hügels sind zuerst die Reste zweier massiven Gebäude, wahrscheinlich Kirchen aus der ältern Zeit des Christenthums. Die Fundamente der einen, von Mauerwerk, sind 200 Fuß lang von West nach Ost, an dieser Seite ein Halbrund bildend; die andere hat sechs große Mauerpfeiler, ganz zusammengefügt aus Säulenstücken, Friesen, Architraven und andern Fragmenten korinthischer und jonischer Architektur. Der in der Apokalypse erwähnten Kirche von Sardis können diese Ruinen nicht angehören, wie mehrere Reisende voreilig behauptet haben; sie sind offenbar nach der Zerstörung der Tempel am Ende des 4ten Jahrhunderts erbaut worden. Das höher liegende alte Theater ist gleichfalls arg zerstört, doch ohne Zweifel von römischer Construction. Die den Gipfel der Höhe einnehmende, wahrscheinlich byzantinische Festung ist gleich den erwähnten Kirchenpfeilern hauptsächlich aus antiken Fragmenten erbaut gewesen; hier fanden sich manche Inschriften (deren der Verf. sechs mittheilt), doch nirgends eine Spur hellenischer Mauern. Sehr viele der noch vorhandenen Reste der alten Akropolis sind durch Regenströme schon unterminirt und gehen einer weitern Zerstörung rasch entgegen. Die Aussicht von dieser Höhe wird als überaus reich und reizend geschildert. Unten auf der Grundfläche der antiken Stadt werden unter vielen zerstreuten Resten besonders zwei gigantische jonische Säulen des Tempels der Cybele erwähnt, welche noch stehen, und die massiven Marmorfragmente eines andern Gebäudes, scheinbar von sehr hohem Alter.

Am 13 trafen sie auf dem Wege von Sardis nach Cassaba anfangs noch manche Grabhügel, und hörten auch Traditionen über ein untergegangenes Volk, dem diese Denkmale angehört haben sollen. Von hier an wird die Gegend immer cultivirter und zugleich malerischer, und am 14 April kamen die Reisenden durch den Paß von Karakli-Dere und an dem hübschen Dorfe Bunarbaschi vorbei über die Karawanenbrücke nach Smyrna zurück. — Am Schluß dieser Excursion finden wir eine seltsame Bemerkung: Hr. Hamilton gibt nämlich allen europäischen Reisenden den dringenden Rath, auf ihren Wanderungen durch diese Länder nur Kaffee und Wasser zu trinken, das überall von vorzüglicher Güte zu finden ist, weil der Genuß des Weines und anderer geistigen Getränke der Gesundheit durchaus verderblich sey.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gesellschaft für Nationalmusik hat sich in London gebildet, wo englische Lieder, schottische Balladen und irische Nationalgesänge miteinander abwechseln. Man erwartet jetzt auch noch einen Barden aus Wales, der die Zahl der Repräsentanten der Nationen voll machen soll. Ein gewisser Russell repräsentiert England, ein Wilson Schottland und ein Hr. Horncastle Irland. (Litt. Gaz. 21 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1843.

Blicke auf die Geschichte der spanischen Literatur.

(Nach Eugenio de Ochoa.)

Man kann in der allgemeinen Geschichte der spanischen Literatur vier Epochen unterscheiden; die erste umfaßt die eigentlichen Anfange, die zugleich mit der Bildung der Sprache zusammenhängen, eine Epoche von großer Rohheit im Ausdruck und im Gedanken; die Fortschritte sind langsam, die Nachahmungen häufig und nicht selten ungeschickt. Sie beginnt im 12ten und endet in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Eine naive, kräftige, bald wilde Poesie, Chroniken und eine einfache Philosophie voll sklavischer Nachahmung ohne Kritik und selbst ohne Urtheil, das sind die einzigen literarischen Früchte während solcher Kindheit eines Volkes. Die Gedichte von Cid und Alexander, die Legenden Berceos und des Erzpriesters Hita, und die Ritterromane, das ist alles, was spanische Literatur im Fache der Poesie liefert; in der Geschichte plumpe Chroniken, von denen nur die von Azala, Gomez, Guzman und Valera Aufmerksamkeit verdienen: in der Philosophie finden wir in erster Linie den „Grafen Lucanor" von dem Infanten Don Juan Manuel, und die „erfreuliche Vision," von Alphons de la Torre. Das große Werk dieser Epoche sind die „Sieben Partidas," das unsterbliche Werk Don Alfonso des Weisen, das durch die Schönheit seiner Sprache, wie durch den hohen Geist, den es athmet, mindestens um zwei Jahrhunderte der Zeit seiner Abfassung voraus ist.

Die zweite Epoche beginnt mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und geht bis zum Ende des 17ten. Es ist die reichste, diejenige, wo die Erzeugnisse des Geistes am meisten Originalität zeigen und zugleich die, wo sie einen wahrhaft nationalen Stempel tragen. Damals fühlte sich die spanische Literatur jung und kraftig, sie will ihren eigenen Flug beginnen, sie zerreißt die Windeln ihrer Kindheit, sie hört nicht mehr auf die geschriebenen Rathschläge der alten Weisheit, und auf der neuen Bahn, welche sie sich in ihrer ungeduldigen Neuerungssucht bricht, verirrt sie sich bald, erkennt aber auch selbst ihre Verirrung. Dieß ist der Augenblick einer wohlthätigen Rückkehr von früheren Irrthümern, man sucht auf einen besseren Weg zu gelangen, und fällt endlich, wie es so oft geht, in die entgegengesetzte Uebertreibung, in die allzusklavische Nachahmung älterer Muster. Dann verliert die Literatur ihre eigenthümliche Farbung, jedes Gefühl der Nationalität verschwindet, und sie ist nichts mehr als eine matte Nachahmung, allerdings mit einiger Regelmäßigkeit im Ganzen, allein das heilige Feuer ist erloschen.

Die dritte Epoche beginnt mit dem Jahre 1700 und umfaßt das ganze 18te Jahrhundert, so wie einige Jahre des 19ten. Von dieser Zeit an bis auf unsere Tage macht sich eine neue Bewegung fühlbar, vielleicht ein wenig zu heftig, nicht hinreichend aus dem Volke hervorgegangen, um dauerhaft zu seyn, nicht hinreichend begründet, um wohlgereifte Früchte zu tragen. In der neuern Zeit kann sich kein Volk mehr von der intellectuellen Bewegung der übrigen losreißen, kein Volk kann sich in seinen Sitten, seinen Einrichtungen und seiner Literatur zu sehr von den übrigen abscheiden. Jemehr aber diese Annaherung vorteilt, desto entscheidender wird auch der Einfluß der einen oder der andern Nation. Im 18ten Jahrhundert führt Frankreich den Reigen, und für Spanien dauert die Unterwerfung unter den literarischen Geist Frankreichs nun schon seit bald anderthalb Jahrhunderten. Tausenderlei Umstände haben dazu beigetragen. Hat nun die spanische Literatur dabei verloren oder gewonnen? Eine ernste Frage, die sich aber nicht geradezu beantworten läßt, denn Vortheile und Nachtheile scheinen stark im Gleichgewicht. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß am Ende des 17ten Jahrhunderts die spanische Literatur, 50 Jahre früher noch so reich und blühend, aufs tiefste gesunken war. Das spanische Theater, welches die Irrthümer Lope's, Moreto's und Calderons fortsetzte, ja noch überbot, zeigte nicht mehr einen Schatten von der Schönheit jener großen Geister. Die nationale Bühne war in die ungeschickten Hände eines Candamo, Zamora, Cantzares — und dieß waren noch die ausgezeichnetsten — gefallen, nur Solis in seiner Amor al uso (die Liebe nach der Mode) und einige andere allzuseltene Stücke erinnerten noch, wenn auch nur von ferne, an jene hohe Poesie, jene dramatischen Situationen von ergreifendem Interesse, an jene schönen, lebendigen Rol-

Digitized by Google

len, woran das alte Repertorium so überreich war. Ebenso erging es mit der lyrischen und mit allen andern Gattungen der Poesie. Es ist fast unbegreiflich, wie vernünftige Menschen so sehr ins Abgeschmackte verfallen konnten, wie dieß mit den meisten sogenannten Dichtern am Ende der unglücklichen Regierung Karls II der Fall war. Ein wirklich poetischer Geist, Don Luis de Gongora, hatte schon seit langer Zeit der Sprache den fruchtbaren Schlag versetzt, von welchem sie fast ein Jahrhundert lang nicht wieder genesen konnte. Dieser Don Luis impfte zuerst systematisch jene verderbliche Krankheit ein, die man Culteranismo *) nannte, welcher darin bestand, den Ausdruck und in Folge dessen auch die Gedanken zu verfälschen. Man kann sich eine Vorstellung machen, wie weit dieser Culteranismo in den Händen gemeiner Talente, bloßer Nachahmer ging, wenn Gongora selbst, der, wie gesagt, ein dichterischer Geist war, in seinem Gedicht „die Einsamkeit" mit den Worten anhebt: „diese wohlklingenden Verse, welche mir, o großer Graf! eine bukolische, wenn auch nicht gelehrte Thalia in jenen purpurnen Stunden eingab, wo die Morgenröthe rosenfarbig, der Tag hochroth ist. **) Und so geht es fort. Seine enthusiastischen Schüler gingen wie gewöhnlich noch viel weiter, und am Ende ließ sich gar nicht mehr begreifen, was die Herren sagen wollten, was freilich am Ende der geringste Nachtheil war, denn ihre Ideen waren gewöhnlich eben so gemein, als ihre Sprache pretentiös und verworren. Der Verfall der Prosa war nicht minder rasch als der der poetischen Sprache. Es war nicht mehr jene majestätische, klare, reiche und mächtige Sprache, welche Fray Luis de Granada, Mendoza, Antonio Perez und Cervantes in ihren bewundernswerthen Schriften zum Rang des Griechischen und Lateinischen erhoben hatten, sondern ein dunkler, lächerlicher Galimathias. Die Geschichte der Eroberung Mexico's von Solis ist, trotz ihrer zahlreichen Fehler als Geschichtswerk und unter dem kritischen Gesichtspunkt betrachtet, noch das einzige gute Werk, das am Ende des 17ten Jahrhunderts erschien, es gleicht dem Lebewohl, das die alte Literatur, deren letzte Gränze es bildet, noch der Nachwelt zurückwarf.

Bis jetzt haben wir in dieser raschen Uebersicht nur so zu sagen die Form der literarischen Erzeugnisse während dieser Periode des Verfalls im Auge gehabt. Betrachten wir nun ihren Geist, so finden wir, daß er, wie zu erwarten, nicht viel mehr taugte. Wenn je der Despotismus auf einem Lande lastete, so war es gewiß auf Spanien unter der eben so langen als verderblichen Regierung Karls II. Karl I (V) und Philipp II hatten ihren Völkern ein eisernes Joch auferlegt, aber unter diesen großen Königen gab es wenigstens einen Ersatz: Ruhe und Wohlfahrt im Innern, Ruhm nach außen entschädigten einigermaßen die Spanier für ihre alte Freiheit und gaben ihren Ideen Schwung und Erhebung. Unter Karl II nichts der Art; ein brutaler Despotismus, eine platte Ruhe ohne Würde und durch nichts unterbrochen als durch einige von Hunger und Verzweiflung erzeugte Aufstände, alle auswärtigen Eroberungen stückweise den schwachen Händen einer unfähigen Regierung entrissen, die Inquisition thätiger und den aufkeimenden Ideen feindlicher als je. Darum sank auch der öffentliche Geist auf den tiefsten Punkt: keine höhern Ansichten, keine Kritik mehr, nichts als eitle Wortspiele, verworrene, engherzige Ansichten und ein eben so grasser als unduldsamer Aberglaube. Dieß war im Ganzen genommen nach Form und Geist der Zustand der spanischen Literatur, als Karl II ohne Leben starb, und der Enkel Ludwigs XIV die Erbschaft des Hauses Oesterreich antrat.

Nach diesem nur allzu treuen Gemälde des Zustandes einer hinsterbenden Literatur möchte es scheinen, als ob sie bei jeder Veränderung nur gewinnen konnte, und daß also die oben aufgestellte Frage, ob die spanische Literatur bei der Unterwerfung unter die französische gewonnen oder verloren habe, für das erste entschieden werden müsse. Indeß haben wir bis jetzt die Sache nur von der günstigen Seite angesehen, wir wollen sie jetzt auch von der Kehrseite betrachten, um zu sehen, was die Literatur durch den Einfluß des französischen Geschmacks wurde, als sie nach dem langen und verderblichen Successionskrieg endlich wieder auf den Schauplatz trat.

Die Verirrung der Literatur war eine in Spanien von allen aufgeklärten Geistern anerkannte Thatsache, selbst zu einer Zeit anerkannt, als diese Verirrung den höchsten Grad von Narrheit erreicht hatte. Man suchte Abhülfe, und der König, welcher selbst ein fähiger Mann war, trug durch wohlthätige Reformen in den Universitätsstudien und durch die Aufmunterung, welche er Künsten und Wissenschaften gewährte, wirksam dazu bei. Er gründete die königliche Bibliothek zu Madrid, die beiden Akademien der Geschichte und der spanischen Sprache, denen man äußerst wichtige Arbeiten verdankt, und bereitete die Errichtung der Akademie San Fernando vor, welche die schönen Künste unterstützen sollte. Nichtsdestoweniger war die Regierung Philipps V zu stümisch, als daß die Literatur merkliche Fortschritte hätte machen können. Erst unter der friedlichen Regierung seines Nachfolgers Ferdinands VI fing sie an wirkliche Lebenszeichen zu geben. Drei Wege öffneten sich damals der spanischen Literatur, um aus ihrem schimpflichen Verfall sich zu erheben: Rückkehr zum alten Geschmack, Eröffnung einer neuen Bahn oder Unterwerfung unter eine andere Literatur, mit Einem Wort Nachahmung. Der erste Weg war ihr so zu sagen abgeschnitten; eine Literatur ist das Erzeugniß einer gegebenen Masse von Ansichten und Ideen, da aber diese Ideen eine ganz andere Wendung genommen hatten, konnte man auch nicht zum alten Geschmack zurückkehren.

Gelegentlich bemerkt, zählte die französische Philosophie jenseits der Pyrenäen bereits zahlreiche Anhänger, und was

*) Man nannte die Schriftsteller, welche diesen Styl annahmen, Cultos, die Gebildeten, oder eigentlich die Correcten; wohl zum Spott gab man ihnen später von ihrem Stifter den Namen Gongoristas.

**) Estas, que me dictó, rimas sonoras,
Docta no, mas bucolica Thalia,
Excelso Conde! en las purpureas horas
Que es rosa el alba y rosiclet el dia.

Digitized by Google

ist unvereinbarer und unversöhnlicher als der Glaube und der Zweifel, als die heilige Therese und Voltaire! Um sich eine neue Bahn zu brechen, dazu fehlte es dem ermatteten, gealterten Spanien an jener Kraft, jenem Lebensmark, welche nur das Eigenthum neuer Völker sind. Man mußte sich also zur Nachahmung einer fremden Literatur entschließen, und die französische des großen Jahrhunderts verbreitete einen zu hellen Schimmer, als daß man sie nicht zum Vorbild hätte nehmen sollen. Man begann also sie zu studiren, und mit Recht, aber man studirte sie ausschließlich, und verwies die alten großen Schriftsteller der Nation in den Stand der Bibliotheken; das war ein Unglück. Was war die Folge? Das Schlimmste, was einer Literatur widerfahren kann: man vergaß den Geist der Sprache, man dachte nur Französisch und schrieb in Folge dessen auch nur noch ein französirtes Castilianisch, welches ein Spanier des 16ten Jahrhunderts Mühe gehabt hätte zu verstehen. Dieser Einbruch des Gallicismus richtete in der Sprache viel größere Verheerungen an, als der Cultoranismus, welcher wenigstens den Geist, das Wesen der Sprache nicht angetastet hatte. So voll Abgeschmacktheiten und Extravaganzen auch Gongora und Quevedo sind, so schrieben sie doch ein reines Castilianisch; die klugen Schriftsteller zur Zeit Ferdinands VI sind wegen des ganz fremden Geruchs ihrer Sprache weit mehr zu vermeiden. Man kann gar nicht sagen, wie sehr die spanische Sprache allen Bemühungen widerstrebt, sie unter andere Gesetze zu bringen, als ihre eigenen, welche durch die Zeit und das Ansehen der großen Meister geheiligt sind. Obwohl sie fast das ganze 18te Jahrhundert durch nur als Werkzeug diente, um fremde Gedanken auszudrücken, und dabei keineswegs ihre ursprüngliche Reinheit bewahrte, so zeigt sie sich doch immer noch gegen alle Bemühungen ihrer Tyrannen widerspänstig. Man möchte sagen, sie protestire aus allen Kräften gegen die Gewalt, welche man ihr anthun will.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 6 Mai schiffte sich Hr. Hamilton abermals nach Konstantinopel ein, um einen daselbst angekommenen Verwandten zu sehen. Dort fand er alles in Bewegung, weil am 13 der Sohn des Sultans und gleichzeitig eine Menge anderer Kinder (man sprach von 10 bis 20,000) beschnitten werden sollten, deren jedes dann vom Sultan einen neuen Anzug als Geschenk zu erwarten hatte. Am 20 Mai ging Hr. Hamilton mit einigen Freunden zu Wasser nach Trapezunt, das sie aber widriger Winde wegen erst am 23 erreichten. — Wir übergehen die Beschreibung dieser malerisch gelegenen Stadt, wollen jedoch erwähnen, daß dem Verf. der bittere Geschmack und die berauschende Kraft des dortigen Honigs sehr auffiel, wie auch schon Xenophon und Strabo die Wirkungen dieser Eigenschaft auf die Griechen bei ihrem Rückzuge und auf die Krieger des Pompejus erwähnen. Plinius schreibt die Bitterkeit dieses Honigs dem hier häufig wachsenden Rhododendron zu, die Blume dieses Gewächses hat aber keinen Geruch; es wird daher wohl die Azalea Pontica seyn, womit die Hügel ringsum bedeckt sind, aus deren duftenden Blüthen die Bienen jenen bittern und berauschenden Stoff saugen. — Das Castell von Trapezunt ist byzantinischer Bauart, und war vermuthlich der Palast der Komnenen, als sie den Titel der Kaiser von Trapezunt annahmen. Er ward erst 1460 von Mohammed II erobert. Im Thorweg sieht man einige Fragmente schön gearbeiteter jonischer Karniese u. s. w., und über einem andern Thore eine griechische Inschrift in byzantinischem Charakter (welche der Verfasser mittheilt).

Am 25 Mai begann Hr. Hamilton seinen zweiten Zug durch Kleinasien, und zwar zunächst nach Erzerum. Die Straße führt durch eine Gegend, welche oft meilenweit dem schönsten Garten gleicht; immer üppiger wachsen, blühen und duften die prächtigen Rhododendren und Azaleen; doch plötzlich, auf einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß über dem Meere, verschwinden diese und weichen einem Walde von gigantischen Buchen. Dann schrumpfen auch diese zusammen, und in Karakaban, 20 englischer Meilen südsüdwestlich von Trapezunt und etwa 5500 Fuß hoch, hat fast alle Vegetation aufgehört. Auch trafen die Reisenden hier noch bedeutende Schneemassen, welche erst in der Junisonne schmelzen. Die Meinung, daß auf dieser Straße der Fleck sey, von welchem Xenophons Krieger zuerst die See erblickten, widerlegt Hr. H. durch triftig scheinende Gründe, und meint, dieser Punkt wäre weiter landeinwärts zu suchen in der Hügelreihe zwischen Baiburt und Jepie. Am 26 ging's mehr westlich und wieder bergab nach Gümischkhana, berühmt durch seine Silberminen (die bei einem spätern Besuch beschrieben werden). Von hier ging's, zum Theil durch sehr schöne Gegenden, nach Balahore, dann wieder durch ödes Land nach Baiburt, das sie am 27 Abends erreichten. Am andern Tage besichtigte Hr. H. die Kupferminen von Chalvar, deren Erz sehr reichhaltig ist. Hier waren 350 Männer und 150 Knaben in Arbeit, und jene erhielten 4, diese 2 Piaster Taglohn. Die jährliche Ausbeute an Kupfer schwankt zwischen 40 und 54,000 Pfund. Zur Production von 13⅓ Pfund Kupfer (= 1 Mann), welche 80 Piaster werth sind, gebraucht man 270 Pfund Kohlen, die 8 Piaster kosten. (Es wird nicht bemerkt, wie lange im Jahre die Arbeiter beschäftigt sind, um so viel zu producirrn; das ganze Jahr hindurch kann es nicht seyn, sonst würde das Geschäft nach obigen Zahlenangaben über 50,000 Piaster Verlust bringen.)

Am 29 kamen die Reisenden zu wiederholtenmalen in das Thal des Tschoruk, das an einer Stelle, etwa anderthalb englischer Meilen lang, nicht über 300 Fuß breit ist, während zu beiden Seiten die Felsen fast senkrecht 500 Fuß hinansteigen, und erreichten dann die gegen 10,000 Fuß über dem Meere erhabene Wasserscheide zwischen dem Euphrat und den Gewässern, welche dem euxinischen Meere zufließen. Nach einer schlechten Nacht auf dieser Höhe, von wo die Reisenden früh um 4 Uhr aufbrachen, ging es dann am 30 Mai rasch abwärts durch mehrere Dörfer in die baumlosen Ebenen des Euphrat, und schon bald nach 9 Uhr durchzogen sie die engen, schmutzigen, von wilden Hunden wimmelnden Straßen von Erzerum bis zum Hause des englischen Vicekonsuls, wo sie eine sehr freundliche Aufnahme fanden.

Unter den architektonischen Merkwürdigkeiten dieser Stadt ist besonders eine Moschee hervorzuheben, oder vielmehr die hohen Minarets dieser Moschee, wonach sie den Namen Tschifteh Minarey erhalten

Digitized by Google

hat. Diese beiden Thürme am Haupteingange des Gebäudes sind in ganz besonderem Styl von bunten und glasirten Ziegeln erbaut, von der Art, wie man sie häufig in Persien treffen soll. Das Hauptgebäude scheint ursprünglich eine armenische Kirche gewesen zu seyn, die vor dem 11ten Jahrhundert erbaut worden, denn unter Alp Arslan wurden in Erzerum allein angeblich nicht weniger als 300 Kirchen zerstört. Der Styl ist eine Modification des byzantinischen und saracenischen mit Verzierungen bedeckt (wie einige der maurischen Gebäude in Spanien). Eine antike Waffensammlung, die hier aufbewahrt ward, ist vor einigen Jahren von den Russen geraubt worden; doch dienen die kleineren Gemächer des Gebäudes noch immer als eine Art von Arsenal. Der Haupteingang ist an der Nordseite, und am entgegengesetzten Ende steht eine sehr zierlich gearbeitete Capelle, ganz von weißem Alabaster, mit dem Grabmal Chatounyahs, Sultans von Iran, welcher diese Capelle vor 570 Jahren erbaute. Wahrscheinlich wurden auch damals die beiden schönen Thürme erbaut. An jeder Seite des in saracenischem Styl reich decorirten Einganges ist ein zweiköpfiger Adler angebracht, getragen von Federn, die aus einem Halbmond aufsteigen; an jeder Seite erhebt sich ein Drachenkopf, und an einer Seite ist noch eine Sonne, aus der ein großer Federbusch aufsteigt. Alle diese Embleme, wie auch ähnliche Adler, Sonnen und Löwen an einem der andern Minarets, sind von der vollendetsten Arbeit. — Ueber dem Thor von Erzinghan, dem Hauptthor an der Südseite der Stadt, sind einige griechische Inschriften aus der byzantinischen Periode, doch fast ganz unleserlich. (Des Verf. Bemerkungen über den damaligen Zustand und Handel von Erzerum sind jetzt, nach 6 Jahren, von keinem besondern Interesse mehr. Einen starken, feurigen und schön gebauten Schimmel, der die Touren des ganzen Sommers vortrefflich aushielt, kaufte Hr. H. hier für 1200 Piaster (circa 150 fl.) — Der Winter ist in dem etwa 6000 Fuß über der Meeresfläche liegenden Erzerum streng und von langer Dauer; Anfang Junius war das Korn erst eben aus der Erde aufgeschossen.

Am 7 Junius begann Hr. H. eine Tour nach Anni in Gesellschaft des Colonel Macintosh. Bald nachdem sie das Flußbett des Euphrat verlassen hatten, gelangten sie in das des Aras oder Araxes. Die Gegend behielt auch hier, wegen gänzlichen Mangels an Holzwuchs, einen wüsten Charakter, zeigte aber manche Spuren vulcanischer Formation. Am 8 trafen sie bei Keupri Kiöi auf die Ruinen eines alten Karawanserai von festen Steinen erbaut und im saracenischen Styl reich verziert. Man sagte, es habe früher eine ganze Reihe solcher Gebäude auf der Linie von Trapezunt bis Tebris existirt, und diese wären, wie auch eine Linie von Festungen auf derselben Straße, von den Genuesen erbaut worden, zu Schutz und Pflege der Karawanen, als der große Zug ihres Handels durch diese Gegenden ging. Der Verf. kann aber dieser Meinung nicht beistimmen, und ist wenigstens in Bezug auf die Festungswerke von Baiburt und Ispir und auf das eben erwähnte Gebäude bei Köpri Kiöi überzeugt, daß diese viel älter sind als die Ansiedlungen der Genuesen und anderer Europäer in jenen Gegenden. Von dort zogen sie östlich weiter durch eine ziemlich wilde Felsgegend, und dann mehr nördlich nach dem Städtchen Bardes, das sie ohne Unfall erreichten, obgleich man sie wegen umherschweifender Kurden in diesen Gegenden, namentlich bei Chorasan, besorgt gemacht hatte. Bei Bardes ist ein ziemlich großer Kiefernwald, der einzige in der weiten Gegend, aus welchem sogar das 70 englische Meilen entfernte Erzerum mit Brennholz versorgt wird. Aus diesem Walde von Soghanli Dagh erhielten auch die Russen ihr Bauholz zur Errichtung der Festung von Gümri, welches die türkischen Bauern gratis für ihre Feinde fällen mußten, während der Pascha von Kars von den Russen 70,000 Ducaten dafür erhielt.

Am 10 erreichten sie die düstere Stadt Kars, welche in einem Amphitheater schwarzer Basaltberge sehr malerisch liegt, mit einer zertrümmerten türkischen Citadelle auf dem Gipfel eines hohen Berges mitten in der Stadt, in welcher auch sehr viele von den Russen zerstörte Häuser noch in Trümmern lagen. Am 12 ward die Reise immer weiter östlich fortgesetzt nach Hadschi Veli Kiöi, und am folgenden Tage von da nach Anni, ein wenig nördlich von den Ruinen der alten Stadt gleiches Namens. — Diese war in Form eines Dreiecks auf einem steilen Felsstücken erbaut, welcher zwischen dem Flusse Arpa Tschai und einer tiefen trockenen Schlucht spitz ausläuft. An der Felswand dieser letztern sind eine große Menge ausgehöhlter Gräber und Grotten. Dir der Felsenspitze gegenüberliegende Grundseite des Dreiecks war stark befestigt durch massive Mauern mit vielen runden Thürmen aus großen gelben Quadersteinen sehr gut gebaut. Diese Mauern sind theilweise noch jetzt 40 bis 50 Fuß hoch und mit Kreuzen und andern Ornamenten von schwarzem Stein geschmückt, was sich auf dem gelben Grunde sehr gut ausnimmt. Unter der Masse von Ruinen im Innern der Stadt zog besonders eine große christliche Kirche die Aufmerksamkeit auf sich, in Gestalt eines lateinischen Kreuzes und wohlerhalten, namentlich das spitze auf Bogen ruhende Dach. Der Hauptgang ist 107, der Kreuzgang 66 Fuß lang; der Styl ist byzantinisch mit saracenischem gemischt; Rundbogen auf hohen, schlanken Pfeilern mit vielen maurischen Verzierungen und armenischen Inschriften. In einer Capelle mit gewölbtem Dach sind schöne Mosaikarbeiten von farbigen Steinen, und mehrere Spitzbogen und andere sogenannte gothische Figuren. In dieser Beziehung, meint H., würde ein genaues Studium dieser und anderer armenischen Kirchen für die historische Entwicklung des Baustyls von großem Interesse seyn. Dicht an der westlichen Stadtmauer sind ferner die Reste eines ausgedehnten Gebäudes von mehrern Stockwerken; dieß war ohne Zweifel der Palast der Könige von Anni zur Zeit ihrer größten Macht. Auch an diesem Gebäude ist die Steinhauer- und Maurerarbeit ausgezeichnet schön, und an den erhaltenen Theilen liegen die Kanten der großen Quadersteine noch so fest aufeinander, als ob sie eben erst gelegt wären. Die Wände sind mit bunter Mosaik und der Thorweg ist reich im saracenischen Styl verziert. Auch in den Höhlen der Halbwand, worauf die Stadt liegt, sieht man verschiedene, doch meist rohe Sculpturen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Weinausfuhr aus Oporto und Xeres nach England. Aus Oporto wurden im Jahre 1842 27,422 Pipen (à 1144 fr. Litres) Wein ausgeführt, wovon nicht weniger als 21,798 nach England gingen. Die Ausfuhr aus Xeres und Santa Maria betrug 23,096 Pipen, wovon 23,381 nach England gingen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 19 und 21 Januar.)

Tiefer Barometerstand in England. Man meldet aus Bath, daß am 13 Januar während des heftigen Sturmes der Barometer auf 27,66 herunterfank, um 0,24 tiefer als seit mehr denn 30 Jahren. (ibid. vom 20 Januar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1843.

Sibirien.*)

Natürliche Eintheilung des Landes.

Man kann dieses Land, das um 73,940 Quadratmeilen größee ist als ganz Europa, seiner ganzen Länge nach vom Ural bis zur Behringsstraße in drei Striche eintheilen, von dem Eismeer bis zum 60° N. Br., vom 60° bis zum 52°, und endlich von diesem bis zur chinesischen und kiegisischen Gränze. Der erste ist wegen der langen Kälte und des rauhen Klima's keiner desondern Verbesserung fähig, indeß gewährt der Fang der Fische, der wilden Thiere und Vögel, die Vermehrung der Rennthier-Heerden, so wie die Ausbeutung der Goldsandlager manche Vortheile. Der mittlere Theil bildet von den uralischen Bergen bis Kolywan durch das ganze Gouvernement Toboisk hin, 1500 Werste weit, eine fruchtbare, auf einer Art Humus ruhende Fläche; weiter gegen Osten und Südosten, 2000 W. weit, besteht der ziemlich gebirgige Boden aus Thon und Sand, und die Ackerfelder werden gedüngt. Der Landstrich jenseits des Baikal bis an die chinesische Gränze durch den genannten See, durch verschiedene mächtige Bergäste und außerordentlich tiefe Schluchten getrennt, bildet mit den Keeisen von Werchneudinsk und Nertschinsk ein Land für sich, aus zahlreichen, malerischen Landschaften und prächtigen Thälern mit heilkräftigen Mineralwassern und einer üppigen Natur. Die dortige 200 Werste lange, vollkommen flache Chara-Steppe mit ihrem fruchtbaeen Boden und herrlichen Klima, umringt von waldigen Hügeln und durchschnitten von zahlreichen Flüssen und Bächen, ist eine Gegend, einzig in ihrer Art. Der Baikal selbst, umgeben von sehr hohen, mannichfach geformten Bergen, die selten sanft ablaufen, sondern meist steil abfallen, und bald mit Bauholz, bald mit rothen Blumen und fruchttragendem Buschwerk bewachsen sind, liegt da, wie ein Spiegel und ergötzt das Auge durch sein außerordentlich durchsichtiges Wasser. Den schönsten Blick auf dieß wunderbare Meer hat man von den Kultuk-Bergen herab, über welche eine Straße angelegt ist, unter der die Wolken umherwogen.

Diese Hälfte des Mittelstriches ist stärkee als die andern Theile bevölkert, ist reich an Wald und Gewässeen, an Metallen, namentlich Goldlagern; Ackerbau und Viehzucht, Fischfang und Jagd, Gewerbe und Handel bilden mit einander die Beschäftigungen des Volkes. Im Land an der Lena, in den Gebieten von Jakutsk, Ochotsk und Kamtschatka, an der Behringsstraße und längs dem Ufee der nahen Meere ist die Bevölkerung weit dünner, die Natur ärmer, das Klima rauher, aber Jagd, Fischfang und das Aufsuchen der Knochen von Mammuthen und andern vorweltlichen Thieren sind gewinnreicher als in den andern Strichen. Hier sind auch Goldlager, wie in Transbaikalien, abee Privatpersonen ist die Bearbeitung derselben nicht gestattet.

Der letzte Strich an der Irtyschlinie und in der Umgegend bis an die chinesische und kiegisische Gränze, namentlich um die Veste Jamyschenskaja bis zur Buchtorma und weiter hin hat ein ausnehmend gesundes und angenehmes Klima, das den besten europäischen nichts nachgibt, und der Boden ist reich und fruchtbar. Hier gedeiht der außerordentlich ergiebige chinesische und buchaelische Weizen, und auf den Feldern erntet man prächtige Arbusen, Melonen und alle andern Gaetenfrüchte. Die Wiesen sind mit hochrothen, aromatischen Pflanzen bedeckt. Hier gedeihen Rindvieh, Pferde und Schafe vortrefflich. In diesen Gegenden finden sich eine Menge mit Salz und Bittersalz (Sal sibiricum) geschwängerte Seen, die von selbst Salz absetzen, darunter die bekannten großen Seen von Jamyschewsk und Kocjákowsk. Aber dieser ausgezeichnete Landstrich ist fast eine Einöde, und liegt ganz entfernt von dem Centrum der Bevölkerung. Dieß kommt daher, daß die Kiegisen Einfälle in dieselbe machten und die dortigen Bewohner niederhieben. Jetzt schließen Kosakenvorposten und Redouten den größten Theil ein.

Diesee Landstrich, so wie Transbaikalien und einige Gegenden des mittlern Strichs mahnen an die Natur Mitteleuropa's, und wenn viele solcher Manner, wie vor kurzem Arschenewski, der die Bienenzucht einführte, im Lande sich aufhielten, so

*) Nach Kriloff in den „Vaterländischen Memoiren," vom December 1842.

Digitized by Google

würde es bald von Bedeutung werden. Der prächtige Irtysch, der ganz Westsibirien bewässert, könnte die Erzeugnisse auf seinem Rücken von der chinesischen Gränze bis zum Gouvernement Perm beingen, eine Entfernung von 2000 Werften. Auch Europa war einst eine Einöde, aber durch die Thätigkeit seiner Bevölkerung ist es ein Vorbild für die ganze Welt geworden, und ein gleiches Loos könnte Sibirien durch seine arbeitsame und kraftvolle russische Bevölkerung zu Theil werden.

Blicke auf die Geschichte der spanischen Literatur.

(Fortsetzung.)

So war es mit der Sprache in der dritten großen Epoche der spanischen Literatur beschaffen, und mit dem Geist war es dasselbe, wie mit der Form. Dem alten Aberglauben folgte ein cynischer Unglaube, die Schamlosigkeit und der kalte, spöttische Ton der encyklopädischen Schulen; man übertrieb noch die französischen und englischen Philosophen. Nicht geringer war die Nachahmung hinsichtlich des Theaters. Man war damals classisch in Frankreich, und wurde es in Spanien noch viel mehr, nur mit dem Unterschiede, daß die französischen dramatischen Dichter in der Schule von Plautus und Terenz, Sophokles und Euripides gebildet waren, daß sie an den ächten Quellen der classischen Schönheit geschöpft hatten, und daß die spanischen Dramaturgen es viel bequemer fanden, die Nachahmer ihrer Nachbarn zu seyn. Darum haben sie auch durchaus nichts hervorgebracht, was einen wirklichen Werth hatte. Man muß, was das Lustspiel betrifft, bis auf Moratin, was das Trauerspiel betrifft, bis auf Huerta und Cienfuegos herabgehen, um wirklich auf schöne und dauerhafte Werke zu stoßen, und doch blieb das Trauerspiel in Spanien unermeßlich hinter dem Lustspiel zurück. Moratin kommt Molière sehr nahe; Huerta und Cienfuegos bleiben weit hinter Corneille, Racine und Voltaire zurück, kaum kann man sie mit Crebillon vergleichen, und die übrigen verdienen gar nicht, daß man sie auch nur nennt. Don Ignacio Luzan, ein sehr mittelmäßiger Dichter, Don Augustin Montiano und Luyando, Verfasser einiger schlechten Tragödien, waren die Hauptbeförderer der unglücklichen Umgestaltung des Theaters und der lyrischen Poesie.

Spanien zählt allerdings auch während des 18ten Jahrhunderts einige verdienstvolle Dichter und Prosaisten, aber es handelt sich hier davon, den allgemeinen Charakter der Literatur während dieses Zeitraums darzustellen: gänzlicher Mangel an Eigenthümlichkeit und Originalität in den Ideen, Abnahme der prachtvollen, wahrhaft castilianischen Sprache und eine falsche Philosophie, das bildet die Hauptzüge dieser Literatur. Wenn man zur Ehre dieser Epoche doch einige große Namen nennen muß, so bieten sich zuerst die des gelehrten Benedictiners Feijoo von Mayans und des Jesuiten Isla dar. Man hat den erstern den spanischen Voltaire genannt, und vielleicht besitzt er auch dessen mannichfaltige, fast universelle Kenntnisse, seinen kaustischen Geist, seine beißende Ironie, seinen benennenden Haß gegen Vorurtheile, aber sicherlich hat er nicht seinen bewundernswerthen Styl, und ohne diese köstliche Eigenschaft gibt es kein dauerndes literarisches Werk. Sein „allgemeines kritisches Theater" ist, wenn man die Zeit und das Land erwägt, worin er schrieb, ein wahrer Riese von Gelehrsamkeit. Es hat ohne Zweifel gut gewirkt, eben so wie der „Fray Gerundio" des Paters Isla und eben so wie die Schriften unserer Philosophen; heutzutage aber, wo man durch eine traurige Erfahrung etwas aufgeklärter ist, darf man vielleicht wohl sagen, es wäre besser für Spanien gewesen, wenn diese Schriften das, was man jetzt mit so viel Emphase die alten Vorurtheile nennt, wenn auch nicht in allem, doch zum Theil etwas mehr respectirt hätten.

Die Regierung Karls III gilt mit Recht als eine der blühendsten für Künste und Literatur, so wie für die Wissenschaften, namentlich für die Staatswissenschaft in Spanien; sie bildet den Uebergang zu der neuen Zeit, der vierten Epoche der spanischen Literatur. Nützliche Reformen, zum Beispiel die Umgestaltung des Theaters, fanden durch den aufgeklärten Minister, Grafen von Aranda, statt. Um die literarische Wichtigkeit der Epoche zu zeigen, darf man nur die Namen Jriarte, Cadalso, Jovellanos, Melendez, Valdes, die Brüder Moratin, Cienfuegos und Capmani nennen, Männer, deren Namen auf die Nachwelt kommen werden, und einige derselben, Jriarte durch sein Fabeln, Jovellanos durch sein „agrarisches Gesetz," Melendez durch seine Dichtungen nicht weniger als durch den hohen Einfluß, den er auf die poetische Jugend seiner Zeit ausübte, *) Moratin durch sein Lustspiel, werden ohne Zweifel mit der Zeit unter den literarischen Celebritäten Spaniens glänzen. Die Nachahmung der französischen Literatur wurde aber noch auffallender, seitdem die Verbindungen zwischen beiden Nationen durch die politischen Ereignisse in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts häufiger wurden, und Spanien nahm sich solche immer mehr zum Muster.

Zwei Ereignisse von unermeßlicher Wichtigkeit bezeichnen den Anfang dieses Jahrhunderts, ein Nationalkrieg und eine politische Revolution. Diese beiden zugleich eintretenden Ereignisse mußten natürlich der Masse des Volkes einen gewaltigen Anstoß geben; alles was unter den weiter vorgeschrittenen Geistern von neuen Ideen gährte, mußte jetzt zum freien Ausbruch kommen, alle Leidenschaften wurden geweckt, und doch trug diese große Aufregung nur sehr magere, literarische Früchte. Unter den zahllosen patriotischen und kriegerischen Liedern, von denen die Journale jener Zeit wimmeln, sind die Oden Quintanas und einige schöne Lieder Arriazas, des einzigen wahrhaft populären Dichters, den Spanien seit langer Zeit gehabt hat, — was freilich nicht sagen will, daß er der beste gewesen — allein übrig geblieben. Unter den unzähligen politischen Werken jener Zeit hat sich ein einziges, die Theorie der Cortes von Martina, behauptet. Man ist ganz erstaunt

*) Er begründete auch eine besondere Dichterschule, welche man die Schule von Salamanca nannte, weil sie hier entstand, als Melendez mit Iglesias, Gonzalez und andern Dichtern, seinen Freunden und Anhängern daselbst studirte.

Digitized by Google

über die Unfruchtbarkeit, oder vielmehr über die falsche Fruchtbarkeit dieser Zeit, von der man nach so langem Drucke eine so reiche Quelle von Erzeugnissen hätte erwarten sollen. Nach dem Absolutismus, nach der Inquisition hätte man doch vieles zu sagen haben sollen; *) im Augenblick der anscheinend größtmöglichen Freiheit hatte man keinen Grund mehr zu schweigen, man hat aber nichts oder beinahe nichts gesagt — eine seltsame Thatsache, die sich jedoch erklären läßt.

Wo sind denn die großen Philosophen, die großen Publicisten, die großen Dichter dieser Epoche? Gewiß nicht in den Reihen derer, die sich Patrioten nannten, und dennoch gab es damals in Spanien Männer von wahrem Verdienst, aber sie waren in einer falschen Lage, sie konnten sich nicht Gehör verschaffen und warteten den Gang der Ereignisse ab. Die Zeit ist noch nicht gekommen, ein unparteiisches Urtheil über die beiden Parteien zu fällen, in welche sich damals der aufgeklärtere Theil der Nation spaltete, freilich nur der aufgeklärtere, denn die Masse des Volkes zögerte keinen Augenblick, ein instinctartiger Aufschwung riß sie fort zur Vertheidigung ihrer Nationalität und der alten Institutionen, gerade heraus gesagt, des absoluten Königs, der Inquisition und der Mönche. So verstanden freilich die Aufgeklärten die Sache nicht, alle seufzten nach einer Veränderung, aber sie waren nicht eins über die Art, wie diese bewerkstelligt werden sollte. Daher die Parteien der Patrioten und der Afrancesados. Das Volk wollte keine Veränderung, selbst nicht im Jahre 1814, dieß erfuhren die Neuerer zu ihrem Schaden bei der Rückkehr des Königs; keine von beiden Parteien war eigentlich national, nur hatte die erste die Gewandtheit, sich aufs Volk zu stützen, die zweite beging den Fehler sich für das Ausland zu erklären. Wie man indeß auch die streitenden Parteien deuetheilen mag, gewiß ist, daß die besten Köpfe Spaniens nur in Einer der beiden Parteien sich befanden, und daß diese Partei nicht die der Patrioten war.

Diese Bemerkung ist unerläßlich, um zu erklären, woher die Unfruchtbarkeit kommt, welche man während des Befreiungskriegs bemerkt. Für die Leute, welche die damals herrschenden Ideen nicht theilten, war die Freiheit nur ein leeres Wort. Mit der Rückkehr Ferdinands begann jene traurige, sechsjährige Epoche erbitterter Verfolgungen und blutiger Rache, sie war also schon darum dem Fortschritt der Künste und der Literatur nicht günstig. Diese sechs Jahre bezeichnen das Ende der alten Regierungsweise in Spanien, denn obgleich nach dem unglücklichen dreijährigen Versuch, die Constitution von 1812 wieder zu Ehren zu bringen, noch einmal eine Periode der Unduldsamkeit und des Obscurantismus eintrat, und die sogenannte apostolische Partei verzweifelte Versuche machte, um ihre Herrschaft wieder herzustellen, so waren doch die harten Lehren der Erfahrung an keiner Partei ganz nutzlos vorübergegangen; selbst die apostolische fühlte, daß sie vieles opfern müsse, um einiges zu retten. Nun folgte, was man nicht läugnen kann, eine ziemlich gemäßigte Regierung, und die Literatur nahm, wenn man erwägt, in welchem Marasmus sie gelegen hatte, einen wirklich außerordentlichen Aufschwung, der jetzt noch fortdauert, so daß zu hoffen ist, diese Periode werde in der künftigen Literaturgeschichte Spaniens eine rühmliche Stelle einnehmen.

(Schluß folgt.)

*) An dieser Stelle verräth sich der Afrancesado, als welchen sich der Verfasser später noch mehr kund gibt. Unmittelbar nach dem Druck ist die Literatur in der Regel arm und zwar aus begreiflichen Gründen; zuerst macht man seinem freigewordenen Unmuth durch Verwünschungen Luft, die zwar sehr natürlich, aber weder poetisch noch von literarischem Verdienst seyn können. A. d. U.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Die Geschichte dieser alten Stadt ist dunkel; an der Gränze von Armenien und Georgien ward sie im 5ten oder 6ten Jahrhundert die Residenz der Pakratischen Linie der armenischen Könige. Im Jahre 961 stiftete ein Zweig dieser Linie das Königreich von Kars; doch bald darauf ward das Land von den türkischen Horden aus Mittelasien überschwemmt und verwüstet. 1046 vermachte ein König von Anni sein Reich und Vermögen dem griechischen Kaiser, und seine Familie behielt nur einige Ortschaften in Cappadocien. 1063 ward Anni von den Tataren unter Alp Arslan, dem Sohn von Toghrul Bey, geplündert und dann einer kurdischen Familie überlassen, welche später nach verzweifeltem Kampfe durch einen König von Georgien wieder verjagt ward. Seitdem war die einst so reiche Stadt nichts als ein Zufluchtsort für wandernde Stämme und Räuber. Die Angst vor diesen letztern trieb leider Hrn. Hamilton nach eintägigem Aufenthalt wieder weg, so daß zu näherer Untersuchung und namentlich zum Copiren der vielen, gewiß zum Theil sehr interessanten Inschriften keine Zeit blieb.

Auf dem Rückwege nach Kars sahen sie am 14 Junius von den Höhen vom Thal des Arpa-Tschai das gegenüberliegende Gümri und die russischen Festungsarbeiten daselbst, zu welchen die türkischen Bauern fortwährend Holz heranschleppten. Von Kars ging's nun 16 weiter in nordwestlicher Richtung meist durch wilde Felsgegenden, unter welchen die zauberisch reiche Pflanzenwelt in der Nähe von Toctum wie die reizendste Oase in einer Wüste erschien; doch mußte der Plan nach Rizeh zu gehen wegen allzu großer Unsicherheit in den wenig bewohnten, nur von Räuberhorden durchschwärmten Felsenöden aufgegeben werden. Den 21 Junius erreichten sie Ispir und blieben den nächsten Tag dort. Die alte zertrümmerte Festung hat viel Aehnliches mit den Ruinen von Anni, namentlich eine große wunderschöne Kirche in dem erwähnten gemischten Styl. Ueber zweien von den alten Thoren waren Inschriften in persischer Schrift. Die Geschichte des Orts ist unbekannt. Man sagt, die Festung — vielleicht in neuerer Gestalt — wäre im 9ten Jahrhundert von den arabischen Kalifen erbaut worden, um die reichen Ebenen der Gegend gegen die wilden Gebirgsvölker von Lasistan (die alten Colchier) zu vertheidigen. Von nun an ging's wieder durchschnittlich in südwestlicher Richtung über Kara-Agatsch ins Thal des Tschorok-Su, und dann über Malassa nach Baiburt, wo die Ruinen der alten Festung besichtigt wurden; doch erfahren wir nichts Näheres

Digitized by Google

über die vielen arabischen Inschriften, welche sich dort noch vorfinden. Dagegen gibt der Verf. einige Nachrichten über den russischen Krieg und über die Silberminen von Gümüschhane. Die Unternehmer sollen bei gegenwärtigem Contract nicht bestehen können, während die Regierung 37,800 Piaster gewinnt. Am 29 Junius kehrte Hr. Hamilton wohlbehalten nach Trapezunt zurück und verweilte dort bis zum 6 Julius. Dann brach er wieder auf und zog zu Lande westlich am schwarzen Meere hin, dessen Ufer durch reiche Vegetation ausgezeichnet sind, namentlich bei Platana, einer Stadt von 340 Häusern, vermuthlich an der Stelle der alten Stadt Hermonassa. Von dort ging's weiter nordwestlich über Atschah-Kaleh (Cordyle) nach Cap Boros; dann südwestlich über Gellita-Kaleh nach Buyuk-Liman. Der Verf. macht einige Bemerkungen über die Lage der Städte des Alterthums (meist mit Cramers Conjecturen übereinstimmend), findet aber nirgends Ruinen. Am 8 erfreute er sich bei Elehö der vortrefflichen cerasischen Kirschen, welche Lucullus schon nach Italien verpflanzt haben soll, und zog dann weiter über Kara-Burun (wo nach Cramers Meinung Aegyria lag) nach dem romantisch gelegenen Tireboli (Tripolis) mit einer zerfallenen Festung, doch ohne Spuren antiker Ruinen; nicht weit davon aber, an der Mündung des Tireboli-Su, fand er verschüttete Silberminen, und hielt sich bei näherer Erforschung überzeugt, daß hier das alte Argyria gelegen haben müsse. Auch in Kerasunt-Ada (Insula Aretias, wo ein berühmter Tempel des Mars stand) war nur ein alter Thurm, doch nichts von griechischer Bauart zu sehen; dagegen untersuchte er die hellenischen Mauern neben der etwas weiter westlich gelegenen Stadt Kerasunt, welche noch von der Höhe der zerstörten Festung bis zum Meeresufer hinab deutlich zu erkennen sind. Man nimmt gewöhnlich an, daß hier Pharnacia lag. In Ordu sah der Verf. am 12 Julius einige Reste eines antiken Hafenbaues, und meint, Cotyora mögt dort gestanden haben; er erhielt dort gute Münzen, Originalgepräge von Pharnacia, Cabira, Neocaesarea, Amisus und Amastris. Am 13 ging er zu Wasser längs der Küste an der Insel Hoiat Kaleh (Cilicium) vorbei nach Cap Yasun (Jasonium), in der Hoffnung, dort alte Ruinen zu finden, fand aber nichts als die Mauern einer griechischen Kirche, so wie in Hayar Kaleh, bei Jatsah, nur die Reste eines genuesischen Forts. Statt der verheißenen antiken Ruinen fanden sich indeß bei Unieh Eisenminen, worüber der Verf. ausführlicher berichtet, weil ihrer (der Chalybes) schon in der Beschreibung des Argonautenzuges gedacht wird. Mit vieler Mühe erstieg er dann den Berg, worauf die zerstörte Festung liegt, mußte aber den Wunsch, auch den breiten Gipfel des Felsen zu erreichen, aufgeben; die ringsum senkrechte Wand ist in keiner Weise zu erklimmen, man müßte sich denn mit Stricken hinaufwinden lassen. Etwa 50 Fuß unter dem Gipfel führt in einem Winkel von 45° eine Treppe in den Felsen hinein, so tief, daß der Fall eines hinabgeworfenen Steines 25 Secunden deutlich zu hören war, und nach dem nicht plötzlich aufhörenden, sondern allmählich verhallenden Geräusch auch dann noch das Ende nicht erreicht hatte. Die ursprünglich sorgfältig behauenen Stufen waren aber zu sehr verfallen, um sich in die Tiefe hinabzuwagen.

Am 16 setzten die Reisenden über einen bedeutenden Fluß, der an der Mündung ein Delta bildet, den Ghenreh oder Thureh Jemak (im Alterthum Thoaris), und bald darauf auch über den Melitsch-Tschai (Berit) und den Thermodon, an welchem Themiscyra lag, das die Sage zu einer Hauptstadt der Amazonen machte, welche die weiten Ebenen dieser Gegenden bewohnt haben sollen. — In Tscharschambah verweilte Hr. Hamilton den 17 Julius, um Osman Pascha zu sehen, dessen großer Luxus ihm auffiel. Von hier mit einem andern, sehr dienstfertigen Tataren, Hafis Aga, am 18 aufbrechend, erreichten sie Abends Samsun, von wo der Verf. am folgenden Tage mit einem griechischen Führer zu den auf nahem Vorgebirge gelegenen Ruinen von Amisus ging, doch außer mancherlei Fragmenten von römischen Ziegeln und ein paar Spuren altgriechischer Mauern nichts von besonderem Interesse fand; nach Samsun zurückkehrend, sah er aber in der mit dreieckigen Thürmen besetzten Festungsmauer zwei kleine Basreliefs, Cupidos mit Guirlanden und Kränzen. — Nach einigen Notizen über den immensen Reichthum Osman Pascha's (man sagt, daß er jährlich etwa 360 000 fl. zurücklegte) fährt der Verf. fort in seiner Beschreibung seiner Tour längs der Küste des schwarzen Meeres über Kumjaas, Bafra, Alatscham (dem alten Zalecus oder Zalitcus), an der pittoresken Mündung des Ak-Su vorbei (wo nach seiner Meinung Zagaca lag) über Ghersch (dem alten Caensa) nach Sinab, wo er am 23 Julius eintraf und drei Tage verweilte, um sich genauer nach Resten des Alterthums umzusehen; denn Sinab ist das alte Sinope, die Geburtsstadt des Cynikers Diogenes und die Residenz des Königs Mithridates Eupator; doch ist von der alten Herrlichkeit nichts mehr zu sehen. Die Stadt selbst besteht aus circa 500 türkischen und 300 griechischen Häusern; die Mauer am östlichen Ende quer über den Isthmus ist fast ganz aus Fragmenten antiker Bauwerke aufgeführt; ebenso verhält sich's mit vielen Mauern im Innern, bei der Moschee, und mit den Fundamenten vieler Häuser; die interessantesten Reste dieser Art aber fand Hr. Hamilton in der westlichen Stadtmauer, nämlich einen großen Löwen von Marmor und mehrere Bruchstücke von Kaymießen mit dem Stierkopf, Kränzen, Inschriften, welche erweisen, daß diese Ruinen einem zu Ehren eines Kaisers errichteten Gebäude angehörten. (Vier dieser Inschriften werden im Appendix des 2. Theils mitgetheilt.) Darauf untersuchte er die Citadelle oder Usch-Kaleh, deren Mauern aus ähnlichen Fragmenten bestehen. Vor dem Thor stand ein zum Roßmahlen ausgehöhltes Piedestal einer antiken Statue mit einer Inschrift zu Ehren des Sohnes von Antoninus Pius, endend mit den auch auf den kaiserlichen Münzen von Sinope vorkommenden Buchstaben C. I. P. (Colonia Julia Felix). Die westliche innere Festungsmauer ruht auf schönen altrömischen Bogen, wahrscheinlich den Resten eines Aquäducts; Plinius der Jüngere wollte einen solchen bauen, doch hat der Verf. außerhalb der Stadt keine Spuren davon gefunden. Weiterhin scheint die ganze Mauer altrömisch zu seyn, die zweite äußere Mauer dagegen ist wohl byzantinischen oder genuesischen Ursprungs. In der nächsten Umgegend der Stadt fanden sich auch noch einige alte Inschriften, worunter eine lateinische (es werden im Ganzen zwölf mitgetheilt, die indeß wenig werthvollen Aufschluß geben). Auch von Münzen wurden manche interessante zum Kauf angeboten, doch nur zu sehr hohen Preisen, weil seit Errichtung der Dampfschifffahrt der Begehr im Steigen ist.

Anstalten zur Absendung von Missionen nach China. Am 18 Januar hielt die Londoner Missionsgesellschaft eine der zahlreichsten Versammlungen, die man sich je erinnert, und darin wurde namentlich beschlossen, daß das anglochinesische Collegium, das sich bisher in Malacca befand, nach Hong kong verlegt, und die Missionsarbeiten sich dort concentrieren sollten. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 19 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1843.

Ueber den Kornhandel in Rußland.

In Nr. 3 des Journals des Ministeriums der kaiserlichen Güter findet sich von einem Hrn. Protopopoff ein Aufsatz unter dem obigen Titel, welcher manche interessante Angaben über die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands enthält, und den wir deßhalb abgekürzt mittheilen.

Bei der Untersuchung über den Kornhandel stellt sich als die erste Frage dar: wie viel Korn erzeugt und verbraucht Rußland? Nach einer auf officielle Berichte gegründeten Berechnung beläuft sich der jährliche Mittelertrag auf höchstens 179 Mill. Tschetwerts (etwas über 348 Mill. Hektoliters). Allein die Regierung selbst hat diese Nachrichten als unzuverlässig betrachtet, und man kann sie auch wirklich als zu nieder ansehen. Was ist nun der wahre Betrag der Getreideernte Rußlands in mittlern Erntejahren? Diese Frage kann man natürlich nur annähernd lösen, da sie durch die Ausdehnung der angebauten Ländereien, die Zahl der Ackerbauer, und endlich durch die mittlere Ertragfähigkeit des Bodens bestimmt wird. Man schätzt die Ausdehnung aller angebauten Ländereien Rußlands auf 80 bis 100 Mill. Dessj. *) an. Rechnet man, daß darunter auch Wiesen und Gärten mitbegriffen sind, und nehmen wir nur 80 Mill. Dess. als Ackerland an, so fallen wohl nach zehn für Wege, Zwischenräume zwischen den Fluren u. s. w. weg, so daß nur 70 Mill. übrig bleiben. Diese Zahl wird nicht zu groß erscheinen, wenn man die Zahl der Bauern in weitere Berechnung nimmt. Diese betrug nach der letzten Revision über 20 Mill. Seelen männlichen Geschlechts, ungerechnet die Kosaken, die ackerbauenden Soldaten und Militäransiedler, die nomadischen fremden Völker, die zu den Ackerbauern gerechneten Juden, die Dienerschaft auf den Herrenhöfen, die Bauern auf den Fabriken und Hüttenwerken, so wie überhaupt alle diejenigen, die man zwar zu den Landbewohnern zählt, die aber nicht immer Land besitzen, wie z. B. entlassene Soldaten, freie Kirchen-, Priester- und Klosterdiener u. s. w. Auf jede der 20 Mill. der Revision unterworfener Bauernseelen kann man in Rußland 3½ Dessj. Land rechnen. Acht Millionen Krondauern im europäischen Rußland haben von der Krone 35 Mill. Dessj. Acker- und Weideland angewiesen, abgesehen von dem was einige derselben als Eigenthum erworben haben. Rechnet man von den 35 Mill. Dessj. 10 Mill. für Wiesen und Gartenland ab, so kommen auf jede Seele noch immer etwas mehr als drei Dessjätinen. Dabei sind noch die im Besitz der Gemeinden und außerhalb der Markung befindlichen Ländereien, so wie die mitten in den Wäldern umgebrochenen Strecken nicht gerechnet, so daß man gar wohl 3½ Dessj. auf die Seele rechnen kann. Die Bauern der Gutsbesitzer bilden die zahlreichste Classe der Landbauern (über 11 Mill. Seelen), und auf den mittelmäßig bevölkerten Gütern rechnet man gewöhnlich, wenn ein Frohnbauer in jedem Felde *) Eine Dessjätine hat, daß er für den Gutsherrn auch noch wenigstens halb so viel bebaut. Nach dieser Rechnung kommen auf jeden Bauern 4½ Dessj.; in den Gouvernements, wo des Bodens viel ist, wohl noch mehr. Nimmt man aber an, daß in Rußland auf jede Seele im Durchschnitt 3½ Dessj. Ackerland kommen, so beläuft sich die Gesammtheit des letztern auf etwa 70 Mill. Dessj. Auch darf man keck annehmen, daß ⅔ hievon oder 46⅔ Mill. Dessj. jährlich mit Winter- und Sommerfrucht angebaut werden. Rechnet man beide zu gleichen Theilen, so beträgt die Masse der Aussaat 24 Mill. Tsch. Winter- und 36 Mill. Tsch. Sommerfrucht, im Ganzen also 60 Mill. Tsch. Jetzt darf man nur noch bestimmen, was der Körnerertrag bei einer gewöhnlichen Ernte ist. Spärliche Ernten kommen nur in einem geringen Strich Rußlands, reiche Ernten dagegen auf einer bei weitem größern Ausdehnung des Landes vor. Man darf somit wenigstens das vierte Korn rechnen, und erhält etwa 250 Mill. Tsch. jährlichen Ertrags.

Nun fragt sich, wie viel Korn bedarf Rußland? Rechnet man fürs erste die Aussaat mit 60 Mill. ab, so bleiben 190 Mill. Die Einwohnerzahl Rußlands mit Ausnahme Polens und Finnlands, so wie der transkaukasischen Provinzen, besteht aus etwa 55 Mill.; für Volksnahrung und Viehfutter darf man also

*) Die Dessjätine ist beinahe um ein Zehntel mehr als ein französischer Hektar.

*) Nach der Dreifelderwirthschaft. A. d. U.

Digitized by Google

wohl 165 Mill. rechnen. Zum Branntweinbrennen werden nach der Berechnung Köppens wenigstens 5 Mill. verbraucht; Protopopoff aber schätzt den Verbrauch nach officiellen Papieren auf 10 Mill. Die Ausfuhr kann man nach einem zehnjährigen Durchschnitt auf etwa 2½ Mill. ansetzen. Alles dieß zusammen macht 237½ Mill., so daß 12½ Mill. übrig bleiben, als der Ueberschuß einer mittlern Ernte. Dieser Ueberschuß muß in günstigen Jahren weit größer seyn, in schlechten Jahren aber deckt die Ernte den nothwendigen innern Bedarf nicht, und dann muß man seine Zuflucht zu den Ueberschüssen der frühern Jahre nehmen. Wie groß können diese seyn? Geschichtliche Nachforschungen zeigen, daß von 1700 an bis auf die jetzige Zeit im Durchschnitt unter 9 Jahren eins war, wo sich in ganz Rußland ein allgemeiner Kornmangel zeigte, so daß man, um für den Verbrauch zu sorgen, zu außerordentlichen Maaßregeln seine Zuflucht nehmen mußte. Wir wollen aber annehmen, daß jede Localität im Lauf von 9 Jahren zweimal von Mißernten heimgesucht werden kann, es können also nur die Ueberschüsse von 7 Jahren her aufgespeichert seyn, welche 87½ Mill. Tsch. ausmachen. Dieß ist zur Befriedigung der jährlichen Bedürfnisse nicht hinreichend, man darf aber nicht vergessen, daß die vorstehende Berechnung der möglichen Ernte das niederste Maaß annimmt, und daß selbst die ärmsten Jahre stellenweise wieder mittelmäßige Jahre sind; folglich erhält Rußland auch dann die Hälfte einer gewöhnlichen Ernte, und an Getreide ist im allgemeinen kein Mangel. So hart auch die Jahre 1833 und 1834, so wie später 1839 und 1840 für Rußland waren, so hat es sich doch auch in diesen aus eigenen Mitteln ernährt: im J. 1833 wurden 202,766 Tsch., im J. 1834 1,094,583, im J. 1840 204,406 Tsch. eingeführt, wie unbedeutend im Vergleich zu dem allgemeinen Verbrauch!

Blicke auf die Geschichte der spanischen Literatur.

(Schluß.)

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir auf einige Hauptschriftsteller und ihre Werke eingehen.

Der berühmteste spanische Dichter dieses Jahrhunderts ist Quintana; hätte er auch nichts gedichtet als seine „Ode auf Padilla," jenen erlauchten Märtyrer der Freiheit, diese allein würde ihm einen großen Namen in der spanischen Literatur sichern. Seine wenig zahlreichen Dichtungen machen kaum einen Band aus. In Prosa hat er nur zwei Bände, „Lebensbeschreibungen berühmter Spanier," geschrieben, ein historisches Meisterwerk. Als Dichter wie als Prosaist gehört Quintana der reinen classischen Schule des vorigen Jahrhunderts an, d. h. er ist einer von den wenigen, welche die schönen antiken Formen mit den neuern Ideen vermählen wollten. Gallego, Reinoso und Lista gehören durch den Classicismus ihrer Formen derselben Schule an, von welcher sich nur der letztere einigermaßen entfernt, und er ist es auch, welcher die ganze poetische Jugend des Tages für den neuen Geschmack gebildet hat, obgleich er keineswegs Romantiker ist. Dennoch hat er durch sein Beispiel die Jugend auf den Weg der Neuerungen gezogen, wie es aber gewöhnlich geht, die Schüler sind viel weiter gegangen als ihr Vorbild. Gallego hat sehr wenig geschrieben, aber seine Dichtungen, das einzige was er herausgegeben, sind von einer untadelhaften Vollendung. In Spanien findet sich häufig etwas, wovon anderswo gerade das Gegentheil vorhanden ist. Spanien besitzt mehrere Männer von ungemein großem Wissen und von sehr großem Rufe, die indeß fast nichts oder wirklich nichts herausgegeben haben. — Dieß kommt daher, daß der Kreis der Leute, die sich mit Literatur beschäftigen, sehr beschränkt ist; man kennt sich gegenseitig und weiß sich zu schätzen nach dem Grad von Kenntnissen und Talent, die man in Discussionen bei den Sitzungen des Lyceums, der Akademien und des Athenäums entfaltet; oft gehen auch Manuscripte von Hand zu Hand, und werden in dem ganzen literarischen Spanien bekannt; so erlangt ein Mann oft einen großen Ruf, ohne daß er auch nur eine Zeile hätte drucken lassen; es ist dieß beinahe der Fall mit Gallego, denn was er öffentlich bekannt gemacht, nimmt bloß einige Druckseiten ein.

Hr. Reinoso, dessen neulichen Verlust Spanien noch beklagt, hat außer seinem schönen Gedicht „die verlorene Unschuld" und einigen lyrischen Dichtungen ersten Ranges ein Buch herausgegeben, das einen sehr hohen Rang in der spanischen Literatur dieses Jahrhunderts einnimmt, nämlich eine „Untersuchung des Verbrechens der Untreue gegen das Vaterland, das man den Spaniern unter der französischen Herrschaft vorwirft." Dieß Buch, das im Jahre 1816 erschien, zeugte von hohem Muthe des Verfassers, denn es vertheidigte die besiegte Partei, die Afrancesados; darum verbot es auch die Inquisition, und die liberale Partei erklärte es gleich von vorn herein für unpatriotisch. Es ist das Loos jedes Werkes, das Vernunft predigt, von den extremen Parteien verfolgt zu werden. Dieß Buch ist eben so vortrefflich hinsichtlich des Geistes, der es eingab, als hinsichtlich der Reinheit und Eleganz des Styls.

Von dem Standpunkte der Wissenschaft aus hat Spanien in diesem Jahrhundert einige Werke von großer Wichtigkeit erzeugt: so die „Sammlung der Seereisen und Entdeckungen der Spanier seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts" von Navarrete, dem gelehrten Director der Akademie der Geschichte. Humboldt nennt dieß Werk mit Recht eines der wichtigsten historischen Denkmäler der neuern Zeit. Dieß große Werk ist, jedoch nicht vollständig, ins Französische übersetzt worden. — Der Commentar Clemencins über Don Quixote ist ein kaum minder bedeutendes Werk als das von Navarrete, und wird auch gewiß so lange dauern, als der bewundernswerthe Roman von Cervantes selbst; der authentische Text ist hier unwiderruflich festgestellt, die dunkeln Stellen mit einer erstaunlichen Klarheit des Geistes erläutert, und die Arbeiten von Pellicer, Rios und Bowle sind dadurch gänzlich in Schatten gestellt. Die „Lobrede auf die Königin Isabelle, die Katholische," von demselben Verfasser ist eine der schönsten historischen Arbeiten unserer Zeit. Das „Wörterbuch des alten Spaniens" von Cortes und Lopez, ein zu wenig bekanntes Buch, ist

Digitized by Google

ein wahrer Schatz von Gelehrsamkeit. Dasselbe Lob kann man den Arbeiten der Väter Merino und La Canal spenden, den würdigen Fortsetzern des „heiligen Spaniens," so wie denen des ehrwürdigen Bischofs von Astorga, Torres Amat, des Verfassers der „Lebensbeschreibung des Erzbischofs von Palmyra," des „Wörterbuchs der catalonischen Schriftsteller," und einer Menge anderer minder bedeutender Schriften, die aber alle den Stempel einer wahrhaft christlichen Moral und Milde an sich tragen. Das „geographische Wörterbuch von Spanien und Portugal," die beste Arbeit dieser Art, die je in Spanien gefertigt wurde, ist das Werk eines der geistreichsten Satyriker, Hrn. Minano. Seine „Briefe eines armen Nichtsthuers," eines „Madrileño," und mehrere andere in der Form leichte, aber tief gedachte Werke sind in einer Sprache geschrieben, welche in der Reinheit und Anmuth an Cervantes erinnert, erschienen aber in den Jahren 1820—1823, wo die öffentliche Aufmerksamkeit für derlei Werke wenig Sinn hatte.

In dem Genre Minano's machten sich auch drei junge Schriftsteller, Larra, Mesonero und Segovia, einen Ruf; leider fand der erste derselben im Jahre 1837 ein tragisches Ende. Doch ehe wir auf diese jungen Leute eingehen, wollen wir die Manner von bereits bewährtem Rufe erwähnen. Hr. Burgos hat wenig geschrieben, ist aber bekannt als einer der gelehrtesten Manner im Punkte der Finanzen und der Verwaltung, was ihn nicht hinderte, drei sehr artige Lustspiele zu schreiben, „die drei Gleichen," der „Maskenball" u. s. w., so wie eine große Anzahl lyrischer Gedichte. Hermosilla, welcher vor einigen Jahren starb, ist der Verfasser eines Werks, das den Titel „Jacobinismus" führt und großen Haß erweckte, aber darum nicht minder vortrefflich geschrieben ist, so wie seine „Kunst in Prosa und Versen zu sprechen," die beste Abhandlung dieser Art ist, welche Spanien besitzt.

Das Werk des Grafen Toreno „Geschichte des Kriegs Spaniens gegen Napoleon" brauchen wir bloß zu nennen, da es sonst hinreichend bekannt ist. Hr. Martinez de la Rosa, bekannt in Europa durch seine politische Rolle, gilt in Spanien als einer der ersten Literatoren. Er hat sich in fast allen Zweigen mit Glück versucht. Eines seiner Lustspiele, „das junge Mädchen zu Hause und die Mutter auf dem Maskenball," welches auch auf der französischen Bühne nachgeahmt worden ist, wird den besten Stücken Moratins gleichgesetzt. Seine Tragödie „Oedipus," halten manche für die schönste nach der von Sophocles. Auch das modern-romantische Drama führte dieser fruchtbare Schriftsteller in Spanien ein; seine „Verschwörung von Venedig," ist ein Meisterwerk in diesem Genre. Seine „Lebensbeschreibung von Hernan Perez del Pulgar" sichert ihm einen Rang als Prosaist und philosophischer Geschichtschreiber, und gegenwärtig ist er mit einem Werke über den „Geist des Jahrhunderts" beschäftigt.

Zu Madrid erscheint unter dem Titel „Revista de Madrid" eine vortreffliche Zeitschrift, die von den ausgezeichnetsten der jungen spanischen Literatoren Donoso Cortes, Olivan, Morales de Sanmsteban, Benavides, Pacheco, Bravo Murillo, Perez Hernandez und einigen andern Notabilitäten der periodischen Presse und der Advocatur gegründet wurde. Jetzt ist die Gesellschaft durch die politischen Stürme zerstreut, und die Revista ist nicht mehr der Schatten dessen, was sie im J. 1840 war; dennoch ist sie noch die beste literarische Sammlung, die zu Madrid herauskommt. Einer der ehemaligen Redacteure, Pacheco, hat eine „Geschichte der Regentschaft der Königin Maria Christina" begonnen.

Das spanische Theater hat endlich, nachdem es aus Nachahmungssucht der französischen Bühne lange Zeit der etwas zu steifen Regelmäßigkeit der classischen Formen sich gebeugt hatte, seit zehn Jahren diese Fessel gebrochen. Dennoch ist es noch immer nur ein schwacher Abglanz des französischen Theaters, und lebt auch fast nur von Uebersetzungen der französischen Bühne. Indeß gibt es doch einige wahrhaft originelle Theaterdichter, so namentlich Breton de los Herreros, dessen Fruchtbarkeit der des Lope de Vega gleichkommt. Der Entwurf seiner Stücke ist zwar meist etwas schwach, aber Styl, Versification, so wie die Neuheit der Situationen und Charaktere sind bewundernswerth. Gil y Zarate und Hartzenbusch nehmen nebst Breton den ersten Rang unter den spanischen Theaterdichtern ein. „Die Liebenden von Teruel," des ersten und die „Donna Mencia" des zweiten werden leben, so gut wie irgend ein anderes Erzeugniß der romantischen Schule, und es ist nur zu beklagen, daß die spanische Literatur im übrigen Europa so wenig bekannt ist, nicht bloß die Dichter, deren Uebersetzung allerdings große Schwierigkeiten daebietet, sondern auch die Prosaisten.

Eine große Anzahl junger Dichter haben sich mit Glück im historischen Roman versucht. Der kürzlich in der Blüthe der Jahre verstorbene Espronceda, ein ausgezeichnetes Talent, das Spanien einen Nebenbuhler der größten Dichter des übrigen Europa's versprach, hat einen schönen Roman „Sancho Saldana" geschrieben, der mehr als viele andere eine Uebersetzung verdiente. Eben so der „Golpe en vago" (Schlag in die Luft), eine meisterhafte Schilderung der Sitten im vorigen Jahrhundert von Villalta.

Unter den Stützen des jungen literarischen Spaniens sind der Herzog von Rivas, der älteste, und Zorrilla, der jüngste, vielleicht die beiden berühmtesten Schriftsteller. Zorrilla ist augenscheinlich ein Talent ersten Ranges, aber incorrect, und seine besten Freunde geben ihm Schuld, daß er allzu sehr mit der Production eile. Zwei oder drei Bände Gedichte, drei oder vier Theaterstücke und da und dort jährlich einen Roman, das ist in der That ein starkes Gegenstück gegen das hartnäckige Stillschweigen einiger berühmten und gelehrten Männer. Vega, Gil, Campoamor, Madrazo, Pastor Diaz, Tasara sind gegenwärtig die rüstigsten Kämpen einer poetischen Schule, die den lobenswerthen Zweck hat, der spanischen Sprache ihre ursprüngliche Reinheit zurückzugeben, und den Nationalgeist von fremdem Joche zu befreien. Zu diesen gehört auch eine junge Dame, Avellaneda, deren neuerdings herausgekommene Dichtungen in Spanien großen Anklang gefunden haben. Wird diese junge Schule ihren Zweck erreichen? Das läßt sich noch

Digitized by Google

nicht sagen, aber wenigstens richtet sich die Nachahmung nicht mehr allein auf die französische Literatur, und das ist schon ein Gewinn.

Englische Colonialnachrichten.

Es ist merkwürdig, in welcher Art und Weise die Engländer ihre aristokratischen Einrichtungen allenthalben hin zu verpflanzen suchen, wo sie auch ihrem eigenen Geständniß zufolge nicht im mindesten passen. So will man in Canada, wahrscheinlich um es mehr und mehr von den Vereinigten Staaten zu trennen, eine Anzahl „sehr ehrenwerther" Familien gründen. Darauf deutet wenigstens folgendes Schreiben aus Canada vom Ende Octobers hin, wo es heißt: Obgleich Canada eine monarchische Colonie ist, so besitzt es doch sehr wenige Mittel, um gesellschaftliche Unterscheidungen herzustellen. In Canada gibt es nur zwei Baronets, die einzigen Colonialfamilien, denen die englische Regierung je erbliche Ehre ertheilte. Auch gibt es noch einen französischen Adelstitel, den eines Baron von Longueil, den aber unsere monarchischen Gouverneure seltsamer Weise nicht anerkennen wollten; endlich einen Ritter Sir A. Mac Nab, der seinen Titel für seine ausgezeichneten Dienste während des letzten Aufstandes erhielt, aber nicht Ein Colonist hat eine erbliche Auszeichnung für die Dienste erhalten, die während des Kriegs vom Jahre 1812 geleistet wurden. Ich halte es nicht für vortheilhaft, eine erbliche Aristokratie oder erbliche Ehrentitel zu begründen. Die großen Landeigenthümer und die reichen Kaufleute verschwinden allzu schnell. Viele derselben kehren, wenn sie Vermögen erworben haben, nach England zurück, und die Familien derer, welche bleiben, zerstreuen sich bald und ihr Reichthum nimmt so ein Ende. Indeß sehe ich die Bildung einer durch Rang ausgezeichneten Classe als wichtig an für die moralische Haltung (character and morality) der Provinz, und man könnte dieß erreichen durch eine Veränderung in der Art, wie der legislative Rath *) gebildet wird. Man könnte 2 bis 300 Personen als Mitglieder des geheimen Raths bezeichnen und ihnen den Titel „sehr ehrenwerth," ihren Frauen den von „ehrenwerth" ertheilen. Aus dieser Anzahl sollte dann der Generalgouverneur für jede Session den gesetzgebenden Rath berufen dürfen, übrigens auch das Recht haben, die Namen der Mitglieder, wenn er einen von der Krone gebilligten Grund anführt, zu streichen.

•

Man ist bekanntlich in Canada sehr gespannt, was in England hinsichtlich des canadischen Getreides geschehen wird, und hofft, daß es ganz zollfrei in England werde eingeführt werden können. In dieser Voraussicht wurde ein Einfuhrzoll von 3 Sch. auf amerikanisches Getreide gelegt, der Generalgouverneur will übrigens diesen Beschluß nur dann zur Ausführung bringen, wenn in England der Zoll auf canadisches Getreide ganz aufgehoben wird. (Col. Gaz. vom 23 Nov.)

•

Zum Zeichen, welch ein ganz anderer Wind jetzt in Canada weht, kann man anführen, daß Papineau, das bekannte Haupt der französischen Canadier, die Zahlung der rückständigen 4000 Pfd. St., welche ihm als Präsidenten der Assembly von Untercanada zukamen, jetzt mit den aufgelaufenen Interessen erhalten soll. (Montreal Herald vom 17 Nov.) Dafür liest aber auch die katholische Geistlichkeit Messen für die Wiederherstellung des kranken Generalgouverneurs. (Col. Gaz. vom 4 Jan.) Es ist augenscheinlich ein Bund zwischen der englischen Regierung und den französischen Canadiern gegen die Amerikaner geschlossen worden; es fragt sich nur, ob man nicht die Engländer in Canada, welche sich zu einem großen Theil zu den Amerikanern hinneigen, dadurch zu stark vor den Kopf stößt.

•

Welche Wichtigkeit man unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen auf Canada legt, davon kann die Ernennung Sir Ch. Metcalfe's zum Generalgouverneur an die Stelle Sir Ch. Bagots, den Krankheit zum Rücktritt nöthigt, das beste Zeugniß ablegen. Alle öffentlichen Blätter, die whigischen namentlich, loben die Wahl, und die ziemlich unparteiische Colonial Gazette (vom 25 Jan.) begleitet die Ernennung mit folgenden Worten: „Um den tauglichsten Mann für dieß Amt auszulesen, hat die Regierung alle andere Rücksichten zur Seite geschoben. Sir Ch. Metcalfe hat weder die aristokratischen Connexionen, noch die Parteiansprüche, noch den parlamentarischen Einfluß, welche gewöhnlich Anrecht auf die Aemter mit vicekönigicher Gewalt und Würde geben. Keine große Familie wird durch die Ernennung geschmeichelt, kein Cabinetsarrangement erleichtert, nicht eine einzige Stimme im Unterhause gewonnen." Aus diesen Bemerkungen geht hinlänglich hervor, welche Rücksichten früher über die Besetzung wichtiger Aemter in den Colonien entschieden, und wie sehr diese vor dem Ernst der Umstände jetzt in den Hintergrund treten. Sir Ch. Metcalfe trat im Jahre 1801 in die Dienste der ostindischen Compagnie, wo ihn zuerst Lord Wellesley als politischen Agenten der Armee Lord Lake's in den Jahren 1805 und 1806 beigab, ein Beweis, daß man schon früh eine scharfe Urtheilskraft und eine ruhige Besonnenheit an ihm wahrnahm, denn jener Posten war in den damaligen kritischen Verhältnissen höchst schwierig. Er blieb in Indien bis zum Jahre 1838, und hatte in der Zwischenzeit vom Rücktritt Lord Bentincks im März 1835 bis zur Ankunft Lord Aucklands im März 1838 die Stelle als Generalgouverneur bekleidet. Kurz nach seiner Zurückkunft ernannte ihn die Regierung zu dem ausnehmend schwierigen Posten eines Generalgouverneurs von Jamaica, zu der Zeit, wo die Whiggregierung die Constitution der Insel suspendiren wollte, aber von der Opposition daran gehindert wurde. Man kann sich die Schwierigkeit seiner Laufbahn denken, aber er hat sie nach allgemeiner Anerkennung vollständig gelöst.

•

Nach der Quebec-Zeitung beträgt jetzt die Bevölkerung von Oberode, wie man jetzt gewöhnlich sagt, West-Canada etwas über eine halbe Million Seelen.

Lagerung der Diamanten. Lomonoffoff hat der französischen Akademie Nachrichten über die Diamantengewinnung in Brasilien mitgetheilt. Es geht daraus hervor, daß sie in Felsen sich finden, die auf dem linken Ufer des Corrego dos Reis liegen an der Serra de Grammagoa, welche 43 Leguas nördlich von der Stadt Tijuco sich erhebt. Man hat mehrere Jahre lang hier mit Vortheil Diamanten aufgesucht, indem man die Felsen mit Pulver sprengte, die Stücke dann mit dem Hammer zerschlug und diesen Sand vermittelst der Batea auswusch. Gegenwärtig haben die Arbeiten hier aufgehört, weil die noch übrigen Diamantenfelsen der Ausbeutung mehr als Eine Schwierigkeit entgegensetzten und die Diamanten anderswo viel leichter zu erhalten sind. (Echo du Monde Savant vom 26 Januar.)

*) Eine Art Oberhaus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1843.

Ausflug längs der Westküste von Trinidad. *)

Erster Abschnitt.

Ich hatte viel von der Schönheit der Districte von Naparimas gehört, wo der beste Zucker erzeugt wird, und wo Wild in großer Menge sich finden sollte; da auch eine große Naturmerkwürdigkeit, der Pechsee, nur etwa 4 Stunden davon entfernt liegt, so sehnte ich mich um so mehr diese Theile der Insel zu besuchen. Ein Plantagenbesitzer aus Oropuche, zwischen Naparimas und La Brea, wo der Pechsee ist, gelegen, vernahm meinen Wunsch, und lud mich sehr höflich und dringend ein ihn dahin zu begleiten. Er versprach, mir bei einem Freund zu Süd-Napaeimas einige reichliche Jagdtage zu verschaffen, und wenn ich dort meiner Lust, in der großen Laguna Enten und Krokodile zu schießen Genüge gethan hätte, mich nach Oropuche, und von da in seinem Fischerboot nach dem Pechsee zu geleiten, wo er, wie er sich ausdrückte, zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen wollte; während wir nämlich den See besuchten und auf seinen Inseln einige Tauben schössen, sollten seine beiden Neger das Boot mit einem frischen Ueberzug von Pech versehen und zugleich eine hinreichende Ladung davon nach seiner Plantage schaffen, denn man braucht dasselbe stets, um alles gebrannte Holzgeschirr, das man in den Zuckermühlen verwendet, zu verpichen, und den Kreis, wo das Vieh läuft, welches die Zuckermühle treibt, zu pflastern.

Ich nahm meinen werthen Freund beim Wort, versicherte mich alsbald der Dienste meines getreuen Thomaso, eines mulattischen Jägers, mit seinen drei Paar Hunden, und miethete überdieß als zweiten treuen Achates einen Schwarzen, Namens Juan, einen vortrefflichen Schützen, der mit der großen Laguna in allen ihren Verzweigungen wohl bekannt war. Am folgenden Morgen befand ich mich zeitig bei meinem Freund und Gastwirth, Hrn. Muscovado, und bestieg mit ihm sein großes Plantagenboot, das mit einigen seiner Neger bemannt war. Er setzte eben ein Paar Angelruthen in Bereitschaft, um einige Schleimfische, von denen der Weg, den wir zu nehmen hatten, wimmeln sollte, zu fangen, indem, wie er sagte, etliche geröstete Schnitten uns keinen Schaden thun würden, wenn die Seeluft unsern Appetit geschärft hätte.

Unser Boot war eine wahre Arche Noahs. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein indianisches Canot, das man aufgehöht hatte. Ihr Inhalt bestand außer Muscovado, seinen Jagdhunden und der Schiffsmannschaft aus Miß Mary, meines Gastfreundes treuer Haushälterin, die von einem periodischen Besuch in Port-of-Spain zurückkehrte; sie war eine dicke, fette Frau, die ein junges Negermädchen bei sich hatte, welches einen großen Sonnenschirm über das Haupt ihrer Gebieterin hielt. Hart daneben befanden sich ein Paar Böcklein, ein junger Eber und ein Hahn von ungewöhnlicher Größe, sämmtlich bestimmt den Viehstand von Miß Mary zu vermehren; ein Halbdutzend Morocoys oder Landschildkröten krochen gleichfalls umher, und Thomaso's Hunde vervollständigten die Thiergruppe; neben dem Bug des Canots standen dagegen mehrere Kisten mit gesalzenem Rind- und Schweinefleisch, Lichtern und Seife, so wie ein großer Ballen von bunten Manchester Baumwollenwaaren, welche Miß Mary an die Negermädchen der benachbarten Plantagen zu dem mäßigen Profit von 500 Procent abzusetzen gedachte. Am Hintersteven war der Anblick etwas ermuthigender; einige Töpfe von marinirtem Fisch, ein Schinken, einige Flaschenfutter mit Madeira und Claret, und ein großer Krug mit Branntwein, diesem Sine qua non bei allen tropischen Reisen und Jagdausflügen, dienten als Ballast.

Muscovado ergriff das Steuerruder, und gab das Signal die Anker zu lichten, das heißt einen großen Stein, der diesen Dienst leistete, ins Boot zu heben, das gelegentlich bemerkt als Schooner ausgerüstet war. Bald waren wir alle bequem untergebracht. Es war bald 10 Uhr Morgens, ein frischer Ostwind, der in Trinidad während der trockenen Jahreszeit den größten Theil des Tages hindurch weht, erhob sich, und wir fuhren ziemlich rasch, etwa 5 Knoten in der Stunde, aus dem Hafen. Es war eine höchst belebte Scene, als wir an der Königswerfte von Port-of-Spain, einem 150 Fuß breiten und 500 Fuß weit ins Meer hinauslaufenden, aus Quadersteinen

*) Colonial Magazine, Jan. 1843.

Digitized by Google

erbauten Quai, hinfuhren. Westlich davon, nur wenige Schritt entfernt liegt eine schöne alte Batterie, die noch von den Spaniern, als sie Herren der Insel waren, erbaut wurde. Auf der Ostseite ist ein schönes und bequemes Lesezimmer, und in der Mitte läuft ein langer Schuppen hin, unter dem man Gruppen von Kaufleuten und andern Geschäftsmännern bemerkte, denn dieß ist die Börse von Port-of-Spain; unter einem Theile des Schuppens wird eine mächtige Zahl Zuckerfässer untergebracht bis zu dem Zeitpunkt, wo man sie nach England einschiffen kann. Der Quai war in diesem Augenblicke mit leichten, spanischen Fahrzeugen von der benachbarten südamerikanischen Küste, sogenannten Fiecheras, umgeben, welche mit Vieh, Bananen, Guarauno-Hunden, Hühnern, Papagaien, Affen, Schildkröten und Powis oder wilden Truthühnern beladen waren; ringsumher standen einige hundert Personen, Männer und Weiber, Weiße und Schwarze, Braune und Gelbe, Engländer, Spanier, Franzosen, Corsen, Afrikaner, Indianer und Chinesen *) — alles feilschte in einem wahren Babel von Sprachen um die genannten Waaren. Als wir an dem Quai hinfuhren, um das freie Meer zu gewinnen, kamen wir bald da, bald dort an Indianern vorüber, die in ihren Kähnen aus einem einzigen Baumstamm eine Anzahl Papagaien führten, welche auf quer über das Schiff gelegten Stäben saßen, und aus Herzenslust kackelten, während indianische Matrosen, die zu einigen 2—300 Schritt vom Ufer liegenden Fahrzeugen gehörten, mit kleinen Bündeln auf dem Kopfe ans Ufer und zurückschwammen, ohne die mindeste Furcht vor einem Unfall, so sehr fühlten sie sich daheim im Wasser.

Der Hafen bot gerade damals einen höchst belebten Anblick dar, indem ein Linienschiff, etwa 50 große Kauffahrer, und eine Menge kleiner Fahrzeuge darin vor Anker lagen. Die Stadt selbst machte in der Entfernung von einer Viertelstunde einen höchst imposanten Eindruck. Die festgebauten Kais, welche sich auf beiden Seiten der Kriegswerfte etwa 1000 Schritte weit ausdehnen und mit schönen geräumigen Waarenhäusern besetzt sind, die Menge der zierlichen Cabriolets, die vielen Reiter auf schönen südamerikanischen Pferden, die zahlreichen Karren, die alle in geschäftiger Eile dahin rannten, alles dieß bot ein äußerst lebendiges Bild, das mit den sonstigen Berichten von westindischer Apathie keineswegs zusammenstimmt."

Muscovado hatte die Segelkräfte seiner Seekradde — eine creolische Corruption von Cecrops — nicht überschätzt, sie durchschnitt rasch die Wellen; nach weniger als einer halben Stunde Fahrt längs einer sumpfigen dicht mit Mangrovebäumen besetzten Küste hin befanden wir uns dem Caroni-Fluß gegenüber, der eine starke Stunde von Port-of-Spain entfernt und der größte Fluß der Insel ist. Man könnte ihn mit wenig Mühe 9 bis 10 Stunden weit ins Innere hinein fahrbar machen, aber man klagt über die Barre an der Mündung, die bei der Fluth wohl nicht über 2 bis 3 Fuß Wasser habe; diesem Uebelstand ließe sich indeß wohl durch einen Canal nach Port-of-Spain abhelfen. Während eines Theils der Regenzeit, nämlich vom Julius bis November, bieten die Ufer des Caroni eine prächtige Jagd und schon jetzt im März entdeckten wir vom Schiffe aus lange Linien von großen Wasservögeln, die Flamingos gleichen und in der Ferne wie ein aufmarschirtes Regiment Soldaten aussahen. Wir kamen einer großen Anzahl Pelikans und einer Art kleiner weißer Möven, welche hastig über die jungen Fische herfielen, auf Schußweite nahe und schossen auch einige, hielten uns aber nicht auf, um sie zusammenzulesen. Als wir die Caronibank, wie die Schlamm-Anhäufung an der Mündung dieses Flusses heißt, hinter uns hatten, kamen wir in tieferes Wasser, obgleich die Küste nackt und mit Mangrovebäumen bedeckt blieb.

Muscovado legte jetzt eine Angelruthe aus, die er mit einem Stück von dem Schwanz einer Art Schleimfisch besetzte, und während er das Steuerruder führte, nahm ich die Leine in Acht. Einige Zeit hatte ich kein Glück, endlich aber bissen die Fische an, und in kurzer Zeit hob ich drei schöne spanische Makrelen heraus, von denen jede gegen 5 Pfund wog. Wir kamen nun bald an einen Ort, Namens Chaguanas, wo das Wasser wiederum sehr seicht wurde. Das Land ist hier so nieder und die Küste so vollständig mit undurchdringlichen Wäldern von Mangrovebäumen bedeckt, daß die Anwohner zwei große Boyen befestigen mußten, um den Eingang eines kleinen Flusses zu bezeichnen, der einen Durchweg durch die Bäume bis zu einem Landungsplatz gewährt, welcher etwa eine halbe Stunde weit oben am Flusse liegt. Die Bäume waren hier wenigstens eine halbe Stunde längs dem Ufer mit einer ungeheuren Zahl von Pelikanen bedeckt, die, wie es scheint, von der Anstrengung ihres Morgenfischfangs ausruhten. Sie saßen sehr verführerisch für unsere Gewehre, aber wir konnten uns nicht aufhalten, da wir baldmöglichst zu San Fernando, der Hauptstadt des Districts Naparimas, ankommen wollten, um noch vor der Nacht den Ort unserer Bestimmung zu erreichen, der etwa drei Stunden weit im Innern lag.

Als wir Chaguanas hinter uns hatten, kamen wir bald nach Barrancones, wo ein unternehmender Franzose eine ausgedehnte Backsteinbrennerei und Töpferei angelegt hatte; hier hört die Küste auf dem Wasser gleich tief zu stehen und erhebt sich um einige Fuß darüber. Weiter vorwärts liegt Couva, wo viele ausgedehnte Zuckerplantagen liegen, indeß versicherte mich Muscovado, daß dieß der ungesundeste Theil der Insel sey, indeß hätten mehrere englische Speculanten hier mit der Anlage von Zuckerplantagen ungeheure Schätze verschleudert, was der gesammten Insel nicht geringen Schaden zufügte, da die in ihren Hoffnungen getäuschten Speculanten unablässig das ganze Land als höchst ungesund verschrieen, obwohl der größere Theil vielleicht gesunder ist als die meisten andern Gegenden Westindiens.

Wir segelten nun längs einem Ort, Namens Savonette, der niedern Küste entlang, und kamen bald Pointe-à-Pitre gegenüber, wo das Land bergig wird und das Ufer steil vorspringt. Unsere gute Seekradde that immer noch ihren Dienst vortrefflich und durchschnitt rasch die leichten Wogen des Golfs

*) Durch einen Zufall sind schon vor mehreren Jahren einige Chinesen nach Trinidad gekommen.

Digitized by Google

von Paria. Muscovado, der die Gegend wohl kannte, legte abermals seine Fischleinen aus, und es dauerte nicht lange, so zog er einen prächtigen, etwa 3 Fuß langen Baracouta ins Boot herein, den der Koch augenblicklich in Stücke schnitt und ihn zu unserm Mittagsmahl in die Schmorpfanne warf. Kein Fisch kommt an Schmackhaftigkeit dem Baracouta gleich, wenn man ihn augenblicklich, so bald er aus dem Wasser kommt, in die Pfanne wirft und mit Citronensaft und feischem Pfeffer des Landes — einer Art Capsicum — verzehrt. Während wir dieses Mittagsmahl hielten, kam uns die Stadt San Fernando zu Gesicht, und wir langten bald, etwa um 3 Uhr Nachmittags, vor dem Hafen an.

(Fortsetzung folgt.)

Die alten Grabhügel und Befestigungen in Ohio.

(Aus Buckinghams: the Eastern and Western States of America. 3 Vols.)

Wir entheben aus dem oben genannten Buche über diese viel genannten und noch immer nicht hinreichend gekannten Alterthümer folgende Stelle: „der Staat Ohio enthält eine große Menge interessanter Alterthümer in den Ueberresten der Befestigungen und Grabhügel, die von einem in den Künsten des Lebens weiter vorgeschrittenen Indianergeschlecht erbaut wurden, als welches den Continent zur Zeit des Columbus bewohnte. Die Befestigungen scheinen sich in einer Kette von Nordost gegen Südwest von Canada bis Mexico erstreckt zu haben und eine unzweifelhafte Verbindung zwischen diesen beiden entlegenen Ländern in alter Zeit zu bezeichnen. Die innerhalb des Staates Ohio finden sich zu Granville, Circleville Chillicothe, Paint Creek und am kleinen Miamifluß. Die Erhöhungen, auf denen diese Befestigungen liegen, wechseln von 10 bis 30 Fuß senkrechter Höhe über der Ebene; die meisten sind oval oder elliptisch, einige jedoch viereckig, und ihre Seiten so steil, daß man nur mit Schwierigkeit hinaufsteigen kann. Ihr Flächengehalt wechselt von 2 bis 100 Acres. Ein einfacher, hie und da ein doppelter Erdwall bildet die äußere Einschließung, und die Zahl der Eingänge wechselt von 2 bis 8. Die Lage dieser Festungswerke auf natürlichen Erhöhungen, so daß sie die Ufer eines Flusses oder eine ausgedehnte Ebene beherrschen, ist der Art, wie man sie als Zufluchts- und Vertheidigsörter nothwendig wählen mußte. — Die Grabhügel sind noch viel zahlreicher als die Befestigungen, und über alle Theile der westlichen Staaten zerstreut, doch vermuthlich in Ohio zahlreicher als sonst irgendwo. Sie sind von sehr verschiedener Größe, 15 bis 70 Fuß hoch und haben 100 bis 3000' im Umfang. Manchmal sind sie spitz, so daß man oben kaum Platz zum Stehen hat, manchmal findet sich oben eine 40' ins Gevierte haltende Fläche. Ein solcher Hügel ist zu Gallipolis, ein zweiter zu Worthington, letzterer 50 Fuß hoch. Manche sollen aus einer ganz verschiedenen Erde bestehen, als der umliegende Boden darbietet, so daß man das Material aus der Ferne herbeischiffen mußte. Ein Hügel der Art findet sich zu Franklinton an den Ufern des Scioto, der aus Thon besteht, während der Boden auf dem er aufliegt, ein fetter Lehm ist. Die Anwohner benützten den Thon zu Backsteinen, und als sie zu diesem Ende den Hügel zerstörten, fanden sie eine ungeheure Menge menschlicher Gebeine, zum Zeichen, daß derselbe ein mächtiger Begräbnißplatz eines alten Indianergeschlechts war. Der größte dieser Hügel liegt am Ohiofluß, etwa 14 Meilen unterhalb Wheeling; der Bach, der daran vorbeifließt, wird Grave Creek genannt, weil man glaubt, daß hier viele indianische Krieger begraben liegen. Seine senkrechte Höhe ist 70 Fuß, seine Fläche an der Basis 33 Ruthen, und auf dem Gipfel ist eine Abplattung von 60 Fuß im Durchmesser; in der Mitte dieser Abplattung ist eine regelmäßige Aushöhlung, die etwa 3000 Kubikfuß betragen mag. Neben diesem großen Hügel sind fünf kleinere, die nur etwa 100 Fuß im Umkreis haben, und wahrscheinlich wie die größern zur Beerdigung von Todten bestimmt waren.

Englische Colonialnachrichten.

Die Ausfuhr der Stapelproducte aus Jamaica im verflossenen Jahre ist gegen das Jahr 1841 nicht unbedeutend gestiegen. An Zucker wurde ausgeführt 1841 22 691 Orbest, im Jahre 1842 36,012, an Rum im Jahre 1841 8298 Puncheons, im Jahre 1842 12,148, an Kaffee 1841 7570 Tierces, im Jahre 1842 8803. Und die Ausfuhr des Jahres 1841 ist noch von ein paar Orten, wie Port Maria, Lucea und Savanna la Mar nicht angegeben. Dieß ist augenscheinlich eine Folge der in den beiden letzten Jahren stattgefundenen Negereinfuhr. (Col. Gaz. vom 23 November.)

•

Einwanderung! ist das jetzige Losungswort der englischen Pflanzer in Westindien. Wir heben aus dem von dem Generalgouverneur von Jamaica mitgetheilten Bericht des Einwanderungsagenten, Dr. Ewart, nachfolgende Einzelnheiten aus: Seit dem October 1841 sind 393 Weiße eingewandert, nämlich 250 aus London, 142 aus Boston; unter den letztern war eine Anzahl Amerikaner, sonst waren es beinahe lauter Irländer. Der Erfolg war nicht günstig, die meisten zahlten es mit ihrem Leben, woran freilich ihre Trunksucht und der Umstand, daß sie trotz der Warnung von den Bergen herab sich nach den Städten zogen, das Meiste beitrug. Freilich fehlte es auch an den nöthigen Anstalten zu ihrer Unterkunft. Einige Dörfer in den Bergen, wo sich meist Nordamerikaner befinden, gedeihen indeß gut; eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist Seidenzucht. Die Zahl der schwarzen Einwanderer vom October 1841 bis dahin 1842 betrug 1382, größtentheils aus Sierra Leone und St. Helena. Die Farbigen aus den Vereinigten Staaten haben sich augenscheinlich bloß losgemacht von dem Druck, der daselbst auf ihnen lastet, sind aber keineswegs geneigt, auf Rechnung Anderer Feldarbeiter zu werden, so daß diese Einwanderung wenig nützt, immerhin aber ein Schritt weiter zur Begründung einer Negernation in Westindien ist.

•

Die Col. Gaz. vom 23 Nov. theilt mehrere Nachrichten mit, wie sehr die fernere Einwanderung von afrikanischen Negern in Westindien gewünscht wird, und führt unter anderm an, daß der Colonialminister, Lord Stanley,

Digitized by Google

an den Gouverneur von Trinidad ein Schreiben richtete, demgemäß man, um Neger zu bekommen, Abgeordnete (delegates) nach Afrika senden müsse, namentlich Frauen. Diese scheinen demnach als die besten Werber zu gelten, was auch gar nicht unrichtig seyn mag; ein Fluch der Negereinfuhr war bisher immer, daß unverhältnißmäßig mehr Männer als Frauen eingeführt wurden. Wäre in dieser Beziehung ein richtiges Verhältniß hergestellt, so würde die schwarze Race in Westindien sich gewiß eben so schnell vermehren als in Afrika selbst.

•

Eine Hauptklage der englischen Pflanzer in Westindien, besonders auf Jamaica und Trinidad, ist das Squatten, d. h. die eigenmächtige Niederlassung von Negern auf unangebauten Privat- oder Kronländereien. Mehrere Gesetze sind schon dagegen erlassen worden, und in neuerer Zeit, wo die Einwanderung afrikanischer Neger aufs neue beginnt, ist auch die Aufmerksamkeit abermals darauf gerichtet worden, aus dem sehr natürlichen Grunde, daß die Neger, die man einführt, sich bald auf unangebautem Boden niederlassen und so den Zweck vereiteln werden, wegen dessen man sie einführt. Alle Gegenmaaßregeln möchten indeß höchst schwierig seyn, da dieses Squatten schon eine Ausdehnung erreicht hat, daß man nur schwer die neuen Squatter von den alten unterscheiden wird. Ein Pflanzer auf Trinidad, ein Hr. Burnley, schreibt deßhalb (s. Col. Gaz. vom 28 Dec.) einen Brief an den Secretär der Colonie, daß er auf zufällige Anzeige gefunden habe, daß 15 bis 20 Familien auf seinem Grund und Boden sich niedergelassen und gute Häuser gebaut hätten; einer derselben habe sogar von der benachbarten Magistratsperson einen Schutzgerechtigkeit erhalten, sie hätten zwar, als er sie zur Rede gestellt, zu erkennen gegeben, sie wüßten wohl, daß ihnen der Boden nicht gehöre, man habe sie auch gewarnt, aber Niemand sey dagegen eingeschritten. So hätten sie fortgefahren mit ihrem Anbau. Noch besser sah es, demselben Schreiben zufolge, auf einem Landstrich aus, welcher der Krone gehörte und den Namen Avocado führte; hier saßen 19 Ansiedler, lauter ehemalige Sklaven benachbarter Plantagen mit Weib und Kindern, ferner 30 Familien Spanier, oder Peons (Bauern), wie man sie hier nennt, was aber das Aergste war, es befanden sich hier noch 13 Niederlassungen (establishments) von befreiten Afrikanern, die man sechs Jahre zuvor aus Cuba herübergebracht hatte. Ein Gleiches soll in der Hauptsache in allen Districten der Colonie der Fall seyn. Die Berichterstatter gebärden sich sehr possierlich über diese Angelegenheit. „Man wird sich erinnern," heißt es in dem genannten Blatte (Col. Gaz.), „daß die Afrikaner nicht aus ihrem Heimathland oder gar aus der Sklaverei hieher geschifft werden, um sich als Squatter in Trinidad oder Guiana niederzulassen, sondern um auf den Feldern zu arbeiten." Allerdings ist diese Schwierigkeit nicht gering, die Engländer geben sich unendlich viel Mühe und lassen es sich nicht wenig Geld kosten, Neger aus Afrika herüberzuführen und in Westindien zu „civilisiren," freilich dabei auch auf den Zuckerfeldern arbeiten zu lassen, und die Undankbaren wollen dieß gar nicht anerkennen, sondern werden zu Vagabunden und lassen sich auf unangebautem Lande, das, wie sie in ihrer Einfalt glauben, dem lieben Gott und dem Erstbesitzenden gehört, nieder, und bauen dieß an, um für sich und nicht für andere zu arbeiten. Die Sache scheint sehr weit gediehen, und die Gesetze gegen „Vagrancy and squatting," auf welche man jetzt so sehr dringt, möchten nur äußerst schwer zur Ausführung zu bringen seyn; alles, was man erreichen kann, möchte wohl darin bestehen, die Neger zu zwingen, eine gewisse Bodenrente zu zahlen; damit allein ist aber den Pflanzern nicht gedient.

•

Als einen weitern Fortschritt der Neger können wir folgende Nachricht aus Jamaica (Col. Gaz. vom 28 Dec.) beziehen. In dem District Manchester waren im Jahre 1830 nicht mehr als 282 Steuerzahlende, im Jahre 1842 aber 2463, weil eine Menge Neger kleine Stücke Land gekauft hatten und freie Eigenthümer geworden waren. Da nun alle diejenigen, deren Grundeigenthum jährlich über 6 Pfd. St. einträgt, auch Wähler sind, so tragen sie also auch zur Wahl der Abgeordneten mit ihre Stimmen bei; Aehnliches, wenn auch in minder ausgedehntem Grade, soll in vielen andern Kirchspielen der Fall seyn.

•

Es ist in neuerer Zeit öfters behauptet worden, der Boden Westindiens sey erschöpft. Die Colon. Gaz. vom 23 Nov. führt aus dem Guiana Herald zur Widerlegung Nachfolgendes an: In Betreff Guiana's und Trinidads läßt sich gar nicht berechnen, bis zu welcher Ausdehnung Zucker und andere Colonialwaaren erzeugt werden könnten, man kann aber ohne Uebertreibung behaupten, daß sie den Verbrauch der ganzen Welt zu liefern im Stande wären. Die Fruchtbarkeit des Bodens in diesen beiden Colonien ist so erstaunlich, daß ein Europäer es geradezu für fabelhaft erklären wird, wenn man ihm sagt, daß in vielen Fällen das Zuckerrohr eine Reihe von Jahren hindurch abgeerntet wird, ohne aufs neue gepflanzt zu werden. In Guiana bedarf der Boden keines Düngers, oder hat wenigstens nie einen andern erhalten als den natürlichen Blätterabfall des Rohres. Umgraben und Wasserableiten ist das allein Nöthige, um das einmal gepflanzte Rohr in üppiger Fülle zu erhalten. Bei hinreichender Bearbeitung ist gar nicht zu erwarten, daß der Boden je erschöpft werde. In Guiana und Trinidad braucht das Land nie brach zu liegen. Ein Jahr ums andere folgt Ernte auf Ernte, ohne die Beihülfe und den kräftigenden Einfluß von Dünger; Thau, Sonne und Regen ist alles, was man in diesen gesegneten Ländern bedarf. In den andern Colonien ist der Boden von Natur minder fruchtbar, aber gedüngt und umgebrochen ist sein Erzeugniß sogar größer als in Guiana und Trinidad. In Barbados ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Acre gut angebauten Landes vier Orhoft Zucker liefert, und in Guiana und Trinidad wäre dieß eben so der Fall, wenn hier eben so viele Arbeiter zu Gebot ständen. Auf vielen Inseln des Caraibenarchipels ist aller benützbare Boden angebaut, auf Jamaica, Trinidad und Antigua ist dieß aber nur zu einem sehr geringen Theil der Fall, so daß, wenn die Erschöpfung des Bodens gegründet wäre, andres Land in Menge angebaut werden könnte.

•

Die englische Regierung scheint sich keine großen Hoffnungen zu machen, daß die Pflanzer dahin gelangen den Taglohn herabzusetzen der allerdings nur für sie unerträglicher Höhe erreicht hat, sondern sie will dahin wirken, daß die Neger selbst Zucker bauen und eine Grundrente, sey es in Geld oder in Naturen, zahlen. So drückt sich wenigstens Lord Stanley in einem Schreiben an den Gouverneur von Guiana aus (s. Col. Gaz. vom 4 Jan.). Man kann daraus abnehmen, daß für den großen Plantagenbau schlechte Aussichten vorhanden sind, und daß die Besitzer sich genöthigt sehen werden, sie in kleinen Stücken an Neger zu verpachten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1843.

Proceß wegen Sabbatbrechens in England.

Die Trauer und Langeweile eines Sonntags in England ist sprüchwörtlich geworden, und die pharisäische Strenge, welche die Gesetze dictirt hat, fängt an in England selbst auf zahlreiche Widersacher zu stoßen. Interessant, fast possierlich in dieser Beziehung ist ein kürzlicher Vorfall in Liverpool, wo ein Zeitungshändler vor Gericht verklagt worden war, daß er am Sonntag seinen Laden geöffnet und Zeitungen verkauft habe. Der Verbrecher, der noch dazu den ominösen Namen Sheppard führte, erschien vor Gericht und hatte die Keckheit, sich völlig schuldig zu bekennen, fragte aber, weßhalb die öffentlichen Leseanstalten, das Lyceum und Athenäum, am Sonntag offen stehen dürften; er begreife nicht, weßhalb man ihn, einen armen Mann, vor Gericht stelle, während der Mayor ungestraft nach der Kirche und wieder zurückfahren dürfe, und daß überhaupt viele der vornehmen Einwohner manches treiben dürften, was den Sabbath nicht weniger entheilige. Damit nicht zufrieden, stellte er eine Klage gegen den Kutscher des Hrn. Mayors, daß er seinen Herrn nach der Kirche gefahren, und gegen die Inhaber von drei Lesecabinetten, die am Sonntag gleichfalls offen ständen. Zugleich machte er geltend, daß die reichern Leute ihre Zeitungen gleichfalls am Sonntag, freilich durch den Briefträger erhielten, was denn nun für ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen und ihm stattfinde? Im Gesetze heißt es, „kein Gewerbsmann, Handwerker, Arbeiter, Taglöhner oder sonstige Leute" sollten das Geschäft ihres gewöhnlichen Berufs am Sonntag ausüben. Es wurde den Advocaten nicht schwer zu beweisen, daß unter den „sonstigen Leuten" der Kutscher des Hrn. Mayor und die Inhaber der Lesecabinette nicht begriffen seyen. Der Kläger ward somit abgewiesen und in die gebührende Strafe von fünf Shillingen wegen gebrochenen Sabbaths verfällt. Was die Proceßkosten machten, ist nicht gesagt.

An komischen Incidenzpunkten und Bemerkungen bei der solchergestalt absichtlich herbeigezogenen Verhandlung, die nicht geringes Aufsehen machte, konnte es freilich nicht fehlen. Der anwesende Mayor, Hr. Gladstone, ein Bruder des Handelspräsidenten, bemerkte hinsichtlich seines angeklagten Kutschers, „er habe ihn allerdings gefahren, aber es sey dieß nicht um des Gewinnes oder des Vergnügens willen geschehen, sondern eine Sache der Pflicht, da das Beispiel des ersten Magistrats hinsichtlich des Kirchgangs geeignet sey, auch andere zu veranlassen, am Sabbath in die Kirche zu gehen." Das erregte theilweises Gelächter, und man meinte, der Herr Mayor sey kein so großer Herr, daß er nicht auch in die Kirche *gehen* könne. Da sind freilich die Nordamerikaner andere Leute, die sperren an vielen Orten die Straßen, daß gar kein Wagen fahren *kann*. Was die allgemeine Aufmerksamkeit bei der Verhandlung am meisten ansprach und überhaupt dieselbe veranlaßte, das ist die aristokratische Abfassung des Gesetzes, welches den Armen jedes Vergnügen am Sonntag absprickt, während der Reiche, dem Dienerschaft genug zu Gebote steht, sich alle Vergnügungen nach Gefallen verschaffen kann, und der Examiner macht über die ganze Sache die gewiß richtige Bemerkung: „Der Reiche hat seine Pferde, seine Diener u. s. w. jeden Tag, auch den Sonntag zu seinem Dienst; er braucht zu seinem Vergnügen keinen Gewerbsmann am Sonntag, denn er hat alles was er braucht zur Hand. Auf der andern Seite kann der Arme jedes Vergnügen das er sich macht, nur durch einen Gewerbsmann sich verschaffen; sein Sonntagsmahl wird in des Bäckers Ofen gebacken, seinen Sonntagsausflug macht er mit dem Omnibus, seine Erfrischung auf dem Wege muß er in einem Wirthshause genießen. Die Diener des reichen Mannes setzen ihre gewöhnlichen Beschäftigungen am Sabbath fort, und der reiche Mann bringt das Gesetz gegen den Armen in Anwendung, welcher zum Vergnügen der niedern Classen sein gewöhnliches Geschäft auch am Sonntag fortsetzt. Auch haben die Gesetzmacher schon dafür gesorgt, daß diejenige Art von Arbeit, welche zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Bequemlichkeit nothwendig ist, nicht von dem Gesetz erreicht werden kann." Die Reaction gegen den aristokratisch-pharisäischen Geist mancher englischen Gesetze erhält immer sichtlicher die Oberhand.

Digitized by Google

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

San Fernando ist nach Port-of-Spain die zweite Stadt der Insel, läßt sich aber hinsichtlich der Größe durchaus nicht mit ersterer vergleichen, obgleich sie wegen ihrer Lage im feuchtesten Theile der Insel eines Tages mit ihr rivalisiren, vielleicht sie übertreffen wird. Sie liegt 13 bis 14 Stunden von Port of Spain zwischen zwei niedren Bergketten, welche dicht neben ihr hinlaufen. Die Schlucht, in der sie somit liegt, wird plötzlich durch einen steilen, runden, ziemlich hohen Berg geschlossen, der von allen Theilen des Golfs von Paria aus einen schönen Anblick darbietet, und der auch seinerseits eine reizende Aussicht auf den größten Theil von Trinidad, auf die ruhige Wasserfläche und die benachbarten Berge der südamerikanischen Küste gewähret. Die Stadt hat nur ein paar hundert Häuser, ist sehr unregelmäßig gebaut, und ihre Straßen sind in der Regenzeit eine einzige Kothmasse.

Der Boden von Trinidad fängt hier an mit Asphalt geschwängert zu werden, wovon sich ein kleiner Teich am Fuße des oben genannten Berges, etwa tausend Schritte von dem Ankerplatz von San Fernando findet; längs der Bucht kann man zahlreiche Stücke eines Minerals finden, das die Einwohner für Kupfererz halten, welches aber nichts als Eisenkies ist. Ich hatte Zeit alle diese Merkwürdigkeiten zu untersuchen, während Muscovado von einem seiner Freunde ein Paar Maulthiere zu unserer Reise ins Innere miethete. Die Seekrabbe und ihre wundersame Ladung hatte unmittelbar nach unserer Ankunft zu San Fernando ihren Weg nach Oropuche weiter fortgesetzt, und der Negercapitän hatte zuvor noch von Muscovado die Weisung erhalten, an einem bestimmten Tag und einem bestimmten Ort zwei Canots an der großen Lagune zu unserer beabsichtigten Excursion auf derselben bereit zu halten.

Wir bestiegen unsere sichren Maulthiere, ließen Thomaso mit den Gewehren und Hunden folgen, und ritten auf einem erträglichen, an manchen Stellen vortrefflichen Weg weiter. Mein Freund sagte mir, vor mehreren Jahren sey dieser Weg zu Zeiten ganz unpassirbar gewesen, und sein jetziger guter Zustand sey der Anwendung von Asphalt zuzuschreiben, womit auch der größte Theil davon bedeckt war. Nach einem angenehmen Ritt durch ein anmuthig undulirendes Land mit vielen schönen Zuckerplantagen, zwischen denen aber immer noch der wilde Urwald in bedeutenden Strichen hervorblickte, kamen wir an die Niederlassung von Muscovado's Freund. Ich muß sagen Niederlassung, nicht Plantage, denn man sah zwar Zuckerfelder, aber die Anstalten zur Zuckerbereitung waren noch nicht getroffen, und man fing eben an, die zu dem Ende nöthigen Gebäude aufzuführen. Wir wurden inzwischen auf die herzlichste Weise willkommen geheißen, und bei der zuvorkommenden Freundlichkeit und Höflichkeit meines neuen Bekannten fühlte ich mich bald unter seinem wirthlichen, aber noch ganz rohen Dache völlig wie zu Hause. Der Contrast zwischen den geschliffenen Gesellschaftssitten und dem rohen Zustand der ganzen Umgebung war in der That höchst eigenthümlich. Seine Wohnung, die nichts mehr als eine bessere Art von indianischer Hütte mit einem Binsendach war, lag in der Mitte von 20 oder 30 Acres frisch umgebrochenen Landes, das noch ganz von riesenhaften Walddäumen umgeben war, und mit den zahlreichen verfaulenden Stämmen und Stumpen, welche das üppig aufschießende Zuckerrohr und den Mais überragten, alle Zeichen trug, daß kürzlich erst die Axt hier freie Bahn gemacht habe. In einem langen Schuppen, wenige Schritte von der Hütte unseres Gastwirths, saßen ein halbes Dutzend spanische Arbeiter (Peons) mit ihren Weibern, die von der Arbeit des Tages, dem Fällen der Bäume, dem Pflanzen des Zuckerrohres und Ausjäten des Unkrauts hier ausruhten, eifrig sich über die großen Töpfe mit rauchender Affensuppe hermachten, und Bananen oder große Stücke geräucherten Pecari-Fleisches brieten. Um die bunte Gruppe zu vervollständigen, saßen hart daneben in gespannter Erwartung ihres spärlichen Antheils am Mahle fünf oder sechs halbverhungerte, dünnhaarige Hunde.

Unser Gastwirth gab uns zum Mahle gesalzenen Neufundländer Kabeljau, ein gebratenes Lendenstück von einem Pecari, einige gesottene Tauben und einen Salat von Kohlpalmenfrucht; unser Gemüse bestand aus gesottener Kohlpalmenfrucht und Yams. Geröstete Bananen dienten als Brod und Geogruwürmer vertraten die Stelle des Käses. Dieß sind Würmer so groß wie ein Daumen und das Erzeugniß eines großen, schwarzen Käfers, welcher seine Eier in die Höhlungen verfaulender Bergpalmen legt, aus denen dann die Würmer auskriechen; sie nähren sich von den zarten Stoffen des faulenden Baumes, bis sie nach drei oder vier Wochen ihre volle Größe erlangt haben. Sie sind so consistent wie Mark, und ein äußerst schmackhafter Bissen, sobald man einmal den Ekel, welchen ihr Aussehen natürlich anfangs erweckt, überwunden hat. Manchen Leuten ist es bei dem ersten Anblick übel geworden, sie haben sich aber nachher, sobald sie es einmal über sich gewonnen davon zu kosten, nicht satt daran essen können. Branntwein und Wasser nebst ein paar Gläser guten Madeira ließen uns nichts zu wünschen übrig.

Es war jetzt dunkel und wir wurden von Myriaden von Musquitos angepackt, in welcher Lage uns ein paar Cigarren doppelt zu statten kamen, denn abgesehen von ihrem Wohlgeschmack dienten sie auch als Mittel diese tropische Pest aus vom Leibe zu halten. Die Anzahl der Musquitos wuchs nichtsdestoweniger zu unserer großen Qual so sehr, daß wir endlich Feuer in einer Art von irdenem Ofen machen mußten, worüber man grüne Blätter von wildem Tabak warf. Der dichte Rauch, welcher daraus emporstieg, befreite uns großentheils von unsern Peinigern, aber die Abhülfe war kaum minder schlimm als das Uebel selbst, und wir legten uns endlich in unsere Hamaks, wo die Verschärfung, trotz einzelner Angriffe unserer kleinen Feinde, uns bald in einen ganz erträglichen Schlummer wiegte.

Am folgenden Morgen machten wir uns, sobald wir Kaffee getrunken, auf den Weg, Muscovado, ich, Thomaso, Juan und

Digitized by Google

einer der Peons der Niederlaſſung. Wir brauchten einige Minuten, um über die längs dem Saume des Waldes friſch gefallten Stamme und die umherliegenden Zweige zu klettern, worauf uns dann der Wald aufnahm. Es iſt nicht möglich, eine richtige anſchauliche Beſchreibung eines Naparima-Waldes zu geben: die nordeuropäiſchen Bäume ſind kleiner als in irgend einem Theil von Trinidad, aber im Vergleich mit denen in dieſem beſondern Theil der Inſel wahre Stauden. Dieſe Walder beſtehen meiſt aus Cedern, Balata-Bäumen, Poney, Cipre, Moro und einer Menge anderer Bäume, die ein vortreffliches Bauholz geben; ferner finden ſich zahlreiche Palmenarten von der Kohl- oder Königspalme, und der Caratta- oder Fächerpalme bis herab zu der kleinen Grogru- oder Stachelpalme, die alle auf den Pflanzungen ihre beſondere Anwendung finden. Alle die vorerwähnten Bäume wachſen dicht untermiſcht mit einander und zahlreiche große Weinreben und Paraſitenpflanzen hangen daran herunter. Das Unterholz iſt indeß nicht ſtark, in der That gerade nur ſo viel, daß das Jagdmeſſer des Jägers, wenn er ſich Bahn brechen will, in mäßiger Arbeit iſt.

Die Balata-Bäume waren jetzt mit Früchten bedeckt, ein Umſtand, der uns hoffen ließ, eine gute Anzahl Pecaris *) aufzufinden, da ſie dieſe Früchte ungemein gern freſſen und eifrig aufſuchen. Ich koſtete die Frucht und fand ſie ausnehmend ſüß und ſaftig. Sie iſt ſo groß als eine Pflaume und hat eine dicke, zerbrechliche Rinde von gelbbrauner Farbe. Das Innere iſt braun und hat zwei flache Samenkerne, gleich denen der Frucht Sapotilla; ich fand auch in der That ſpäter, daß die Balata zu derſelben Gattung wie die Sapotilla gehört, der ſie an Geſchmack und Saftigkeit keineswegs nachſteht. Doch zu unſerer Jagd. Bald nachdem wir den Wald betreten, ſtießen wir auf eine Heerde von faſt zwanzig großen, rothen Affen von der Art, die man in Trinidad und Südamerika unter dem Namen „Heuler" kennt.**) Wir begrüßten ſie mit einer Salve, als ſie eben ſich an den Balatafrüchten gütlich thaten, und erlegten drei von ihnen, nachdem ſie uns nicht wenig Mühe gemacht hatten, denn ſie ſpringen durch die Bäume mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit, ſo daß ſie nicht leicht eingeholt werden, außer wenn die Aeſte der Bäume ſich nicht verſchranken, und ſie von einem auf den andern ſpringen müſſen. Ueberhaupt fand ich auf meinen Jagden in Trinidad, daß es ſchwer iſt einen Affen, wenn er einmal den Rückzug angetreten hat zu treffen, außer wenn man auf ihn ſchießt, während er von einem Baum zum andern ſpringt, oder wenn er nach dem Sprung ſich wieder aufrichtet, denn in beiden Fällen macht er eine kurze Pauſe, während er ſonſt außerordentlich raſch durch die Zweige klettert. Bei dieſer Gelegenheit beluſtigte mich eine Erzählung Thomaſo's ungemein. Er zeigte uns mehrere Merkmale auf dem Geſichte eines der geſchoſſenen Affen, und behauptete, dieſe kämen von den Blattern her, welche Krankheit unter dieſen Thieren ſehr gewöhnlich ſey; auch verſicherte er mich, es ſey eine unter den Jägern der Inſel ſehr bekannte Sache, daß dieſe Krankheit, als ſie vor einigen Jahren auf den Menſchengeſichtern der Inſel Trinidad furchtbare Verheerungen anrichtete, unter den Affen gleichfalls arg gehauſt und ihre Anzahl dermaßen vermindert habe, daß ſie ſeit dieſer Geißel in unendlich geringerer Anzahl ſich gezeigt hatten.

(Schluß folgt.)

*) Sus Pecari, gleicht dem gezähmten Schwein, iſt aber etwas kleiner; eigenthümlich iſt eine Eichel auf ſeinem Rücken, die eben eine Oeffnung hat, aus der eine gelbe Flüſſigkeit von unangenehmem Moſchusgeruch ausfließt. Beim Angriff vertheidigt ſich das Thier muthig und nicht ſelten werden die Jäger verwundet, zu getödtet; das Fleiſch iſt ſehr geſchätzt und wird dem des zahmen Schweins bei weitem vorgezogen.

**) Der Alouatta seniculus der Naturforſcher; es iſt ein großes, rothes Thier, das ſich durch ſeine laute, heulende Stimme auszeichnet.

Chronik der Reiſen.

W. J. Hamiltons Reiſe durch Kleinaſien.

Zweiter Abſchnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

Von Sinope aus zogen die Reiſenden am Ufer des ſchwarzen Meeres hin, dann hinter Dellifee ins Innere und längs den Ufern des Kirkerſchit-Tſchai hinan, den ſie, wie der Name anzeigt, vierzigmal überſchreiten mußten, und zwar auf recht ſchlechten Wegen. Sinope hat, zumal nach dieſer ſüdweſtlichen Richtung hin, wenig Communication mit dem Innern des Landes. Am dritten Tage (den 28 Julius) kamen ſie durch eine wilde, doch bewaldete Gebirgsgegend, an die großen vom Giaur Jemak bewäſſerten Ebenen, in welchen 88 v. Chr. G. der bithyniſche König Nikomedes und die Römer von Mithridat geſchlagen wurden, und erreichten Nachmittags die von Reisfeldern umgebene Stadt Boiabad mit einer auf ſchroffem Fels erbauten Feſtung, wie man ſagt von den Genueſen, wahrſcheinlich indeß von den Byzantinern erbaut. Am folgenden Tage bemerkte der Verf. in Ducaan in den Ruinen eines großen von Ziegeln gemauerten Gebäudes über dem Eingang einen Bogen von kunſtvoll behauenen Steinen, ähnlich einem früher im antiken Theater von Smyrna bemerkten, mit einer arabiſchen Inſchrift. — Am 31 beſuchte er die alten Ruinen von Vizir Köpri, einer freundlich gelegenen Stadt mit breiten Straßen, gefolgt von ein paar hundert Müßiggängern aller Claſſen, die jedoch nichts weniger als beläſtigend, im Gegentheil bemüht waren, ihn auf Inſchriften u. ſ. w. aufmerkſam zu machen. Der Verf. theilt im Appendix vier dieſer Inſchriften mit, konnte jedoch zu keiner Sicherheit gelangen, ob dieſe Fragmente dem alten Phazemon, oder Neapolis, oder den in der Nähe gelegenen heißen Bädern von Curuſa angehört haben, deren große Heilkräfte Strabo rühmt, und die noch immer, wenn auch nur von wenigen Kranken, beſucht werden. He. Hamilton beſuchte dieſe auf dem halben Wege zwiſchen Vizir Köpri und Ladik gelegenen Bäder am 1 Auguſt, fand aber nur einige Gebäude im byzantiniſchen und eines im ſaracenenſchen Styl, und an den Mauern der Moſchee ein Paar unleſerliche griechiſche Inſchriften. Am 3 kam er durch eine moraſtige Gegend an einem kleinen See vorbei, der ſeiner Lage nach nichts anderes als der Stiphane Palus ſeyn konnte; doch waren niegends Reſte der von Strabo beſchriebenen königl. Reſidenz Kiſtene zu ſehen; vielleicht ſtand dieſelbe auf einem hohen Kalkfelſen hinter Ladik, oder noch weiter öſtlich, wo jetzt das Dorf Kö-

Digitized by Google

Ogln liegt. Auch bei Suunlfa, in der Ebene, welche Strabo Phenrnea nennt, fachte der Verf. vergebens nach Ruinen, und ebenfo weiterhin an den Ufern des Jels, wo den Angaben nach Eupatoria gelegen haben mafs; dann aber gelangte er in eine große feuchtbare Ebene bei Heeek, welche, nach den Erzählungen der Türken, vormals ein von großen Fahrzeugen belebter See gewefen feyn foll. Am 4 paffirte er den Lykus auf einer aus antiken Fragmenten von den Türken erbauten Brücke, und fand darin auch eine Marmorplatte mit dem Bruchftück einer Infchrift, die nach den Schriftzügen der Periode nach Eroberung des Landes durch die Römer angehört. Bald darauf erreichte er Nikfar, das alte Neocäfarea, und fucht durch viele Zufammenftellungen die Vermuthung Mannerts zu begründen, daß auch Cabira (welche Stadt fpäter, obwohl noch zur Strabo's Zeit, Diospolis und dann Sebafte genannt ward) an demfelben Flecke lag. Einige Stunden weiter kam er an einen türkifchen Begräbnifsplatz mit mehreren Steinblöcken von hellenifchem Anfehen; der Ort heifst jetzt Gumenek. Cramer nennt ihn Kamanak, und wahrfcheinlich lag hier Comana Pontica, das nach Gregorius von Nyffa nicht weit von Neocäfarea entfernt war. Der in der Nähe befindliche, von Tavernier befchriebene große Felsblock mit zwei Grabhöhlen von antiker Arbeit wird nur kurz erwähnt.

Am 7 und 8 Auguft blieb der Verf. in Tokat, deffen Bevölkerung von etwa 20,000 Seelen meift aus Armeniern befteht. Auffallend war es ihm, alle Häufer aus an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut zu finden, obgleich die Stadt von den fchönften Marmorfelfen rings umgeben ift, auf deren einem die Ruinen einer alten Feftung fich fehr malerifch darftellen. Von der Seite diefes Felfens führen Stufen hinab ins Innere, ähnlich wie in Unieh-Kaleh, aber auch eben fo zerfallen. Von intereffanten Reften des Alterthums erwähnt der Verfaffer nichts, fchildert dagegen den traurigen Zuftand der türkifchen Adminiftration, der das ganze Reich einer gänzlichen Umwandlung rafch entgegenzuführen fcheint. — Am 9 fetzte er über den Jels in die Kara-Ova (Gänfe-Ebene, die Daralmoitis des Strabo), fah fpäter auf einem Begräbnifsplatz mehrere antike Säulenfchafte, worunter einer mit unleferlicher griechifcher Infchrift, und erreichte Nachmittags den ämlichen Flecken Turkhat, in reizender Lage am Fufs eines hohen ganz allein ftehenden Felfenberges, auf deffen Spitze die Ruinen einer bedeutenden, doch nicht fehr alten Feftung ftehen. Die Thore find jedoch aus ungeheuren Felsquadern erbaut, und der Verf. zweifelt nicht, daß hier die von Strabo erwähnte alte Stadt Gazioura lag, welche von andern für identifch mit Talaura gehalten wird, einem der feften Plätze Mithridats im Pontus. — Am 10 erreichte der Verf. die bedeutende Stadt Zilleh, und ward in dem Kanak des Gouverneurs, des reichen, gaftfreien Seid-Bey, prachtvoll bewirthet. Zilleh ift das alte Zela, zu Strabo's Zeit die Hauptftadt der Provinz Zelitis unter der Königin Pythodoris. Die jetzige türkifche Feftung liegt auf einem merkwürdigen fchwarzen Berge, der fich inmitten der Stadt ganz einfam aus der Ebene erhebt, und welchen Strabo die Mauer der Semiramis nennt. Die Mauern ftehen auf den Fundamenten einer alten byzantinifchen Feftung; auch finden fich auch noch Refte des älteften Baues, große Marmorblöcke, zerbrochene Architrave, Säulenfchafte, große jonifche Capitäle u. f. w., und zwei antike Infchriften werden im Appendix mitgetheilt. Am folgenden Tage führte der Weg in nordweftlicher Richtung ein Stromhett hinan, und in etwa einer Stunde an das berühmte Schlachtfeld, von welchem Cäfar mit den Worten „veni, vidi, vici" feinen Sieg über den König Pharnaces meldete. Mittags kamen die Reifenden in das fruchtbare Thal des Jels, mit großen wohlbewäfferten Maulbeerpflanzungen, fpäter an den Reften eines antiken Aquäducts vorbei, und gegen Abend nach Amaffia, das gegenwärtig 3 bis 4000 türkifche und gegen 900 armenifche und griechifche Häufer zählt.

In diefem Geburtsorte Strabo's verweilte der Verf. drei Tage, um wenigftens die intereffanteften Gegenftände: die Akropolis, die antiken Wälle und die Gräber der Könige, näher in Augenfchein zu nehmen. Der Berg, auf welchem die Akropolis liegt, ift fo fchroff, daß man von der Stadt aus nur auf einem beträchtlichen Umwege hinaufkommen kann; in diefer Beziehung heifst es in der alten Befchreibung, der Berg fey 5 bis 6 Stadien hoch. — Wo der Weg zuerft bergan geht, find zwei Infchriften, in alten rohen griechifchen Buchftaben in den feften Felfen gehauen; die Akropolis felbft enthält aber wenig antike Refte, worunter die großen Ruinen zweier hellenifchen Thürme von fchöner Bauart auf dem höchften Punkte, den Strabo κορυφην nennt, hervorragen. Die Steine der wohlerhaltenen griechifchen Mauerrefte find alle convex, d. h. in der Mitte ein paar Zoll vor den Fugen herausragend (stilo rustico). Wichtiger noch find indefs die Ueberbleibfel der in das Innere des Felfens führenden Treppe, weil fie ganz derfelben Art ift, wie die Stufengänge in die Felfen von Unieh, Tokat, Turkhal und Zilleh, und alfo darzuthun fcheint, daß auch diefe letztgenannten hellenifchen Urfprungs find, denn die hier in Amaffia befindliche Treppe ift ohne Zweifel diefelbe, welche Strabo σκαριγγες nennt. Das Herabfteigen von der altgriechifchen Eingangspforte an (welche 20 Fufs unter der Oberfläche ift) ward Hrn. Hamilton fehr befchwerlich; doch liefs er fich nicht abfchrecken und erreichte 300 Fufs tief ein von hellenifchem Mauerwerk eingefafstes Baffin mit klarem Waffer. Der ganze Treppengang ift durch den Felfen gehauen, und diefer befteht nur theilweife aus welchem Schiefer, meift aus buntem Kalkftein.

(Fortfetzung folgt.)

Miscellen.

Anwendung der Anthracitkohle zur Eifenfabrication in Amerika. Erft feit einigen Jahren hat man in Amerika angefangen, den Anthracit zum häuslichen Gebrauch zu verwenden. Seit noch kürzerer Zeit erft ift der Streit entfchieden, ob diefe Kohlengattung auch als Brennmaterial zur Erzeugung des Dampfes fich eigne, und obgleich die zahlreichen feftftehenden Maffchinen feit mehrern Jahren, namentlich zu Philadelphia, mit Vortheil durch Anthracitkohlen geheizt werden, fo hat man doch lange gezweifelt, ob fich diefelben auch ftatt des Holzes auf den Dampffchiffen und Eifenbahnen gebrauchen laffen. Alle diefe Fragen find jetzt bejahend gelöst, fo wie auch die über die Anwendung derfelben beim Eifenfchmelzen; man hat jetzt aber die Probe in Hoch- und Puddelöfen gemacht, und ein großer Theil der Eifenfabrication wird jetzt vermittelft derfelben betrieben. (Echo du Monde Savant vom 26 Januar.)

•

Galerie Aguado. Der Verkauf diefer reichen Sammlung ift auf den kommenden März feftgeftellt, und da diefelbe eine große Anzahl Meifterwerke enthält, fo glaubt man, daß eine Menge Kenner und Liebhaber nach Paris ftrömen werden. (Monit. industr. vom 26 Jan.)

München, in der Literarifch-Artiftifchen Anftalt der J. G. Cotta'fchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1843.

Spanische Industrie.

Erster Artikel.

Metallurgie von Malaga und Almeria.

Die französische Regierung, welche die vortreffliche Gewohnheit hat, zur Belehrung der französischen Handelskammern Notizen über den innern und äußern Verkehr aller Länder herauszugeben, hat oft versucht eine Handelsstatistik von Spanien zu erhalten, aber der Mangel an Centralisation hat es immer vereitelt, und alles was sich erhalten ließ, sind die Berichte der Consuln über die Häfen und Provinzen, wo sie aufgestellt sind. Die Regierung hat vor kurzem diese Berichte von fünfzehn spanischen Provinzen herausgeben lassen, sie sind aber so unvollständig, daß sich durchaus nichts Allgemeines daraus ziehen läßt, doch geben sie über einzelne Industrien einzelner Provinzen Thatsachen, welche wohl werth sind, allgemein bekannt zu werden, und wir entlehnen einige daraus.

Metallurgie in Malaga und Almeria. — Silber. Die Entdeckung silberhaltiger Erze in der Sierra d'Almagrera hat in der Provinz Almeria einen großen Eifer zu ihrer Ausbeutung hervorgerufen, und nach Erkundigungen, welche an Ort und Stelle eingezogen worden sind, haben sie seit dem Anfang von 1840 mehr als fünf Millionen Franken geliefert. Den 1 August 1841 schlug man die Zahl der Gruben auf 3000 an, und die der Gesellschaften, welche sie bearbeiten, auf etwa dieselbe Zahl, aber nur drei derselben, die Gruben Observacion, Carmen und Esperanza geben beträchtliche Producte von guter Qualität. Die erste derselben hatte in achtzehn Monaten für 80,000 Piaster Mineral verkauft, und alle drei zusammen liefern monatlich 75,000 Unzen Silber, auf den Fuß von 5 Unzen für jeden Centner Mineral. Im Allgemeinen bringen aber diese Minenspeculationen nicht mehr als 5 Procent von dem darein gesteckten Capital ein. Die plötzliche und übermäßige Speculation, in die sich das Land in Folge der Entdeckung der Mineralager in Almagrera geworfen hat, ist dem Ackerbau schädlich geworden, indem sie ihm eine allzugroße Menge von Arbeitern entzogen hat. Bloß in den Monaten April und Mai 1841 erhielt der Ingenieur von Malaga 138 Anzeigen von Eröffnung neuer Gruben, nämlich 36 von Antimonium, 29 von Kupfer, 29 von Blei, 18 von Steinkohlen, 9 von Eisen, 8 von Silber u. s. w. Die spanische Gesetzgebung hat durch die Liberalität, mit der sie das Zersplittern der Bergwerke erlaubt, die Zahl der Gruben sehr vermehrt, aber auf der andern Seite ihre Wichtigkeit sehr vermindert. Es gibt Gesellschaften, deren Capital zu der Eröffnung einer isolirten Grube zusammengeschossen, nicht über 500 Franken beträgt, die aus Actien von 5 bis 10 Fr. bestehen, und wobei vier bis acht Arbeiter angestellt werden können. Man fängt schon an einzusehen, daß es nothwendig seyn wird, die Arbeiten mehr im Großen zu betreiben, im Verhältniß als die Gruben tiefer werden, und man kann voraussehen, daß in einigen Jahren der dortige Bergwerksbetrieb sich in wenigen Händen concentriren wird. Uebrigens haben die Minen in ganz Spanien im Jahre 1841 einen sehr beträchtlichen Aufschwung genommen, man berechnet, daß die Steuer von 5 Proc., welche der Staat von dem Product dieser Industrie erhebt, in diesem Jahre 1,699,000 Franken betragen hat, was mehr als ein Drittheil mehr ist als im Jahre 1840. Aus dieser Berechnung sind die verpachteten Kupferbergwerke von Rio-Tinto, sowie die Quecksilberminen von Almaden ausgeschlossen; diese letzteren tragen dem Staate 672,000 Franken ein. Die ganze Bergwerksindustrie in Spanien scheint 500,000 Menschen zu ernähren.

Blei. Der Handel von Adra und Almeria hat in dem nordamerikanischen Blei eine furchtbare Concurrenz gefunden, welche früher unmöglich geschienen hatte. Man versichert, daß verschiedene Ladungen von Blei, von Neuorleans expedirt, in Hamburg, London und Marseille angekommen und zu niedrigern Preisen verkauft worden seyen, als die von dem Blei der Sierra de Gador vor ihrer Einschiffung sind, also ehe sie die Einschiffungskosten und die vom spanischen Schatz erhobene Steuer (nämlich 2 Fr. 32 Cent. per Centner von 100 Kilog. unter spanischer Flagge und 3 Fr. 10 Cent. unter fremder) bezahlt haben. Dieses unerwartete Ereigniß hat den Preis des Bleies in Almeria sehr herabgedruckt, so daß im August letzten Jahres der Centner von 100 Kilogr., welcher im Anfang

Digitized by Google

des Jahres noch 46 bis 48 Fr. kostete, auf 29 Fr. 12 Cent. gefallen war. Die Handelshäuser, welche das rohe Mineral um 20 Fr. 12 Cent. die 100 Kilogr. gekauft hatten, machten große Verluste und wollten nur mit einem Rabatt von 25 Procent ihre Einkäufe fortsetzen, aber die Minenbesitzer weigern sich herabzugehen, theils um nicht an ihrem gewohnten Gewinn zu verlieren, theils weil die Bearbeitung der zum Theil erschöpften Bergwerke zu theuer ist. Es ist schon voraus zusehen, was das Resultat einer Krise seyn mag, welche diesem einträglichen Zweig der spanischen Industrie einen ungeheuren Schaden bringen kann. Man versichert, daß der Handel vor allem von der Regierung die Aufhebung der Steuer, welche sie auf das Product erhebt, verlange.

Reisebiel. Die Bergwerke dieses Metalls sind ausschließendes Eigenthum der Regierung, die reichsten sind im District Maebella gelegen; sie gaben ehemals beträchtlichen Gewinn, aber die fiscalen Schwierigkeiten bei der Ausfuhr haben den englischen Handel, der sich früher in Spanien damit versah, veranlaßt, sich nach Deutschland zu wenden.

(Schluß folgt.)

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Unsere Hunde schlugen unaufhörlich an, und einmal um das andere brachte ein Schuß von einem unter uns einen Toucan, eine gehaubte Taube, einen Papagey oder eine Turteltaube herunter. Endlich ertönte ein einzelner Laut von dem Hunde eines Peons, worauf dieser sogleich ausrief: Lapa, lapa, vamonos caballeros! (Ein Lapa,*) vorwärts meine Herren) und fort flog er wie der Wind durch Stauden und Büsche, die ihm den Weg versperrten, so daß Muscovado, ich und unsere zwei Leute nur mit Mühe ihm so weit folgten, daß wir ihn nicht aus den Augen verloren. Endlich holten wir ihn glücklich ein, als er am Stamm einer ungeheuren, vor Alter zusammengestürzten Bergpalme stehen geblieben war. Der Lapa hatte sich in der Höhlung des Baumes verborgen, und rund um denselben kratzte und heulte nun unsere ganze Meute aufs eifrigste. Unser Peon rief die Hunde zurück, und machte nun Anstalt, den Ein- und Ausgang der Höhlung zu verstopfen, denn der Lapa hat unabänderlich ein Loch, durch welches er zu entkommen sucht, so wie eines das als Eingang dient. Es war die Absicht des Peons, wenn die beiden Löcher verstopft seyen, mit seiner Axt über dem Rücken des Thieres eine Oeffnung zu machen, groß genug, um mit seinem Jagdmesser hineinzustoßen, dann aber die Oeffnung zu erweitern, um sein Wild herauszuziehen. Der Plan mißglückte indeß, denn indem er das Ausgangsloch verstopfte, sprang der Lapa zum andern Loche hinaus, Muscovado und ich schossen nach ihm, jedoch ohne zu treffen, die Hunde verfolgten ihn und der Spanier rief: en la agua! (er ist nach dem Wasser!) Wir verloren bald unsern Peon aus dem Gesichte, bis er auf ein von Thomaso gegebenes Zeichen, ein eigenthümliches Pfeifen auf den Fingern, Antwort gab, und wir fanden ihn an einer breiten Schlucht, in der hie und da große Pfützen von trübem Wasser standen. Ohne Zweifel war der Lapa in eine derselben hineingesprungen. Unser Peon zog nun seine Halbhosen, das einzige Kleidungsstück, welches er auf dem Leibe hatte, aus, und watete nach einer Stelle, wo seiner Vermuthung nach sich das Thier versteckt hatte. Dessen vergewisserte er sich bald, indem er mit einem langen biegsamen Stab die Stelle näher untersuchte. Nun stieg er aus dem Wasser und machte sich sogleich an die Arbeit ein paar große Pfähle zuzuschneiden, um an der Seite das Ufer abzugraben, und so den Lapa zu nöthigen, ins Wasser zu springen. Als alles in Bereitschaft war, stellte er Muscovado und mich an geeigneten Stellen zum Feuern auf, während er selbst und Thomaso mit ihren braunen kräftigen Armen eifrig am Rande des Ufers gruben, und Juan mit einer Axt die Wurzeln eines Baumes abhieb, welche unmittelbar über dem Theil des Lochs sich befanden, wo der Lapa lag. Nach einer viertelstündigen harten Arbeit war die Wurzel weggeräumt und eine Oeffnung gemacht, groß genug, um einen unsrer kleinsten Hunde hineinzulassen. Bald darauf hörte man einen Plump ins Wasser, und der Hund kam stark blutend zurück. Jetzt forderte der Peon uns auf, längs der Schlucht scharf umher zu spähen und wir thaten dieß in gespannter Erwartung eines Schusses, in der wir uns auch nicht täuschten. Das Thier tauchte in unsere Nähe auf, um zu athmen, und Muscovado feuerte, wie es schien, ohne Wirkung, denn es tauchte alsbald wieder unter. Wir umstanden in lebhafter Spannung den Wasserpfuhl, und die Hunde, am Rande des Wassers vertheilt, mit gespitzten Ohren und emporgerecktem Schweif erwarteten unter leisem Knurren ihre Beute. Da nach dem Schusse einige Minuten verzingen, ehe wieder etwas zum Vorschein kam, so schloß der Peon daraus, daß das Thier wieder in sein Loch zurückgegangen sey, und suchte es mit demselben Hund, der es zuerst herausgetrieben, abermals anzugreifen. Der Hund hatte aber keine Lust, was nicht zu verwundern war, denn er hatte einen tüchtigen Biß am Kopf bekommen. Der Peon versuchte es nun mit einem Hund nach dem andern, aber keiner wollte hinein; nun schnitt er ein Blatt von einer Fächerpalme ab, machte eine Art von biegsamem Besen daraus, stieß diesen ins Loch hinab, und als er dieß eine Zeit lang gethan, sah sich der Lapa abermals genöthigt ins Wasser zu springen. In kurzem steckte er in meiner Nähe die Schnauze heraus und ich feuerte sogleich. Der Peon bemerkte alsbald, ich hatte das Thier getroffen, und dieß bewährte sich auch, indem bald das Wasser sich mit Blut färbte; nun sprang er selbst hinein, tappte eine Zeitlang darin herum, packte endlich das Thier und zog es heraus — es war völlig todt. Der Peon schnitt dasselbe — es war ein schönes Mann-

*) Der Lapa gehört zu derselben Gattung wie das Guineaschwein; es ist die Cavia paca der Naturforscher, gleicht so ziemlich dem Guineaschwein in äußerer Gestalt, ist aber um ein gutes größer, nämlich etwa 2 Fuß lang und hat kastanienbraune Haare auf dem Rücken, der bei dem Jungen weiße Flecken hat, welche indessen bei erwachsenen Thieren großentheils verschwinden.

Digitized by Google

chen und wog 25 Pf. — sogleich auf, und hing es dann nach indianischer Weise in einer Art von Korb aus Caratta-Blättern, den er Guayaca nannte, um seinen Nacken.

Wir wanderten nun weiter fort durch den Wald in der Hoffnung auf eine Heerde Pecari zu stoßen, da aber unsere Hunde nicht mehr so eifrig jagten und augenscheinlich stark durch die Hitze litten — denn es war jetzt die heißeste Tageszeit, etwa 11 Uhr Mittags — so machten wir Halt und ruhten gegen zwei Stunden lang an der Seite eines kleinen Baches aus. Als wir uns anschickten die Jagd fortzusetzen, war ich nicht wenig erstaunt, daß Thomaso und der Peon alle Hunde einen nach dem andern fingen, und ihnen Nasen und Augen mit gewissen Blättern rieben, die sie von einer kleinen in Menge wachsenden Staude gesammelt hatten. Als ich nach dem Grund fragte, sagten sie mir, es würde sie mehr zur Jagd antreiben. Ich war, wie man sich leicht denken kann, hinsichtlich des glücklichen Erfolges dieses wunderlichen Mittels ziemlich ungläubig, aber Reisende und Jäger bekommen oft seltsame Dinge zu Gesicht. Groß war mein Erstaunen, als die Hunde, sobald man sie abermals zur Jagd antrieb, mit ganz ungewöhnlichem Eifer jede Wurzel, jeden Busch und jedes beschnoberten. Dieß schrieb ich anfangs ihrer langen Ruhe zu, als ich aber später die Sache einem gewaltigen Nimrod der Insel erzählte, bestätigte er mir, wie es mir schon mein Freund Muscovado gesagt hatte, daß die fragliche Pflanze ohne allen Zweifel die ihr zugeschriebene Wirksamkeit habe. Wie sie auf die Hunde wirkt, konnte ich nicht erfahren. Der Strauch war etwa 2 Fuß hoch und hatte einen einzelnen Stengel. Es mag sich damit verhalten wie ihm wolle, in weniger als 10 Minuten hatte die Meute eine Schaar Pecaris aufgestöbert, die nach einem raschen, aber kurzen Rennen in einer tiefen Schlucht zum Stehen gebracht wurden, wobei jedoch die Hunde sich in respectvoller Entfernung hielten. Aus der Schlucht war nur auf einer Seite zu entkommen, denn rückwärts war der Ausgang durch eine 10 bis 12 Fuß hohe Wand gesperrt, die beiden Seiten waren zu steil um hinanzulaufen, der Eingang mußte also auch zum Ausgang werden und hier hatten die Hunde Posto gefaßt. Thomaso und der Peon, mit Jagdmessern und einem rostigen, auf eine Stange gesteckten Bajonnett bewaffnet, stellten sich an der Mündung der Schlucht auf, während Muscovado, Juan und ich aus geringer Entfernung eine Salve auf die Pecaris gaben, zwei davon tödteten und mehrere verwundeten; alle die noch laufen konnten, etwa sechs, stürzten nun nach der Mündung der Schlucht zu, wo sie von den Hunden, so wie von den Jagdmessern und Bajonetten unserer beiden braunen Jäger empfangen und mit Zurücklassung von zwei Todten wieder in die Schlucht zurückgetrieben wurden. Von unsrer Seite war nur ein Hund, aber sehr schwer verwundet. Inzwischen hatten meine Gefährten und ich wieder geladen, zielten schaef, tödteten noch zwei und verwundeten die übrigen. Jetzt stürzte alles nebst den Hunden hinein in die Schlucht, und bald lag die ganze Heerde am Boden. Das Gefecht war scharf auf beiden Seiten, und ohne unsere Gewehre und unsere bedeutende Zahl hätten die meisten Pecaris entkommen müssen. Außer dem schon erwähnten waren noch drei von unsern Hunden durch ihre Hauer übel zugerichtet.

Wir wandten jetzt nach Hause um, mußten aber den größten Theil unsers Wildes erst später nachkommen lassen, da unsere Leute mit einem Drittheil hinlänglich beladen waren. Muscovado und ich legten selbst mit Hand an, um die Affen und Vögel zu tragen. Nach einem langen, ermüdenden Marsch erreichten wir die Hütte unsers Freundes, der über unser Jagdglück nicht wenig erfreut war. Wir wechselten unsere Kleider und besprachen unsere Jagd bei Branntwein und Wasser. Bald ging es zum Mahle, das so ziemlich dem gestrigen glich, mit der Ausnahme, daß eine gebratene Affenschulter den Platz der Grogru-Würmer einnahm. Muscovado aß von diesem neuen Gericht, aber all sein Zureden war nicht im Stande mich zur Theilnahme zu bewegen. Bei Wein und Cigarren brachten wir den Abend zu, schlugen Musquitos todt und legten uns endlich zur Ruhe.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

(Fortsetzung.)

Gleich unterhalb der Citadelle sind im Süden die berühmten Gräber der Könige (βασιλέων μνήματα), fünf an der Zahl, zu denen man nur auf schmalem Pfade gelangen kann, welcher erst durch eine enge Höhle und dann durch eine in die senkrechte Felswand hinein gehauene offene Galerie führt. Leider finden sich in den Gräbern keine Inschriften. Unter denselben, ostwärts, sind bedeutende Reste einer antiken Mauer mit einem viereckigen Thurm im besten hellenischen Styl; es sind dieß ohne Zweifel dieselben Mauern, welche nach Strabo's Beschreibung die Einfassung der Königsgräber bildeten.

Unter den vier Brücken, welche innerhalb der Stadt über den Iris führen, ist die eine steinerne sehr alt, offenbar römischen Ursprunges, aber merklich gesunken. Unter den Gebäuden der Stadt bemerkte der Verf. nur eines, dessen Mauern aus antiken Bruchstücken bestand, und fand darunter auch einen Thorstein mit griechischer Inschrift. Zu näherer Untersuchung der in saracenischem Styl erbauten Gräber führerer Sultane am Eingange der Stadt blieb ihm keine Zeit. Ueber die Gründung und frühreste Geschichte Amasia's wissen wir nichts; doch unter der Dynastie der Könige von Pontus muß es ein wichtiger Platz gewesen seyn, und aus den vielen Münzen wissen wir, daß es nach der Eroberung Kleinasiens durch die Römer und während der ganzen Dauer des Reichs den Titel „Metropole des Pontus" führte, dagegen wird es unter den spätern byzantinischen Kaisern nur beiläufig erwähnt. Unter den Münzen, die der Verfasser hier erhielt, war keine von Amasia selbst (die sonst nicht selten sind), dagegen eine seltene Münze von Pimolisa, bemerkenswerth wegen der vollendeten Darstellung des kommen Schweifes des Perseus. Dieses ist das charakteristische Zeichen auf den Münzen verschiedener Städte im Pontus, so wie auf denen mancher Küstenstädte, wie Sinope, Amisus und Amastris, Perseus mit dem Medusenhaupt und einer Leiche zu seinen Füßen dargestellt ist.

Digitized by Google

In Bezug auf die Reste des Aquäducts am Eingange der Stadt erzählten die Türken folgende Geschichte. Eine schöne Amasierin versprach einem reichen jungen Mann, Namens Fer-hat, die Ehe, wenn er durch eigene Arbeit das Wasser aus einem entlegenen Thal in die Stadt geleitet haben würde. Er ging sofort ans Werk und arbeitete Tag für Tag, bis ihm eines Tages eine alte Frau sagte, seine Schöne wäre längst gestorben, und würde, wenn sie noch lebte, über 70 Jahre alt seyn; da gab Fer-hat seine Arbeit auf, starb an gebrochenem Herzen und ward neben der Leiche seiner Geliebten auf dem Gipfel eines nahen Berges beerdigt. — Amasia ist jetzt, ungeachtet der Seidenzucht, deren Production jährlich über 50,000 Okas (etwa für 6 Millionen türkische Piaster) beträgt, ein ärmlicher Ort. Auffallend war dem Vers., alltäglich in dem Schmutz der Straßen, anstatt der sonst gewöhnlichen Hunde, eine Menge weißer Geyer wühlen zu sehen.

Am 16 August, Tags nach der Abreise von Amasia, fand der Vers. bei dem Dorfe Tekiyeh zwei griechische Grabsteininschriften aus dem 3ten Jahrhundert, und besuchte Abends eine angeblich von Sultan Suleiman erbaute Festung bei der Stadt Tschorum. Die Mauern bestanden aus unzähligen architektonischen Fragmenten, besonders Grabsteinen mit verwischten Inschriften und Kreuzen, die mit Sicherheit auf das frühere Daseyn einer großen christlichen Stadt in dieser Gegend hinweisen, was um so interessanter ist, da der Ort unweit der Gränze des alten Galatia liegt. Daß Tschorum und Tavium nicht identisch sind, hat der Vrf. im Journal der geographischen Gesellschaft in London (VII. p. 75) dargethan. Die Türken sagten, diese alten Bruchstücke kämen von einem Orte Namens Kara Hissar, welchen der Vers. zu besuchen beschloß. Am folgenden Tage erreichte er diesen von Tekiyeh-Hatay drei Stunden südwestlich gelegenen Ort am Fuß einer hohen Bergspitze. Hier fanden sich zunächst die Ruinen einiger großen, wahrscheinlich türkischen Gebäude (Bar, Khan, Moschee u. s. w.), zum Theil aus alten römischen Ziegeln erbaut; aber ein halb Stündchen weiter nach Südsüdwest, bei einem turkomanischen Dorfe, überraschte Hrn. H. der Eingang eines antiken Tempels. Die beiden Hauptsteine bilden die gigantischen Seitenpfosten, deren Vorderseite zu monströsen Figuren mit Menschengesichtern, Vogelleibern und Löwenklauen in ägyptischem Styl ausgehauen sind. Die seitwärts laufenden Mauerreste bestehen aus enormen Blöcken von sogenanntem cyklopischem Charakter, theilweise mit flachen Reliefs versehen, die leider sehr gelitten haben. Man unterscheidet: Knaben, die auf Instrumenten spielen, drei Priester in langen Röcken, Widder, die zum Opfer getrieben werden, und einen Stier, alles sehr roh gearbeitet und unkenntlich. An der innern Seite des einen Pfeilers ist ein zweiköpfiger Adler eingehauen, vermuthlich in späterer Zeit. Auf einem großen Stein im Dorfe selbst fand der Vers. auch eine Inschrift, doch in Schriftzügen, die ihm ganz unbekannt waren (er hat eine Nachbildung im Werke mitgetheilt).

In Yenigadi, einer neuen von Achmet Pascha, dem Vater des bekannten Suleiman Bey Tschappan Ogln, begründeten Stadt verweilte er einen ganzen Tag, sah am 21 auf den Begräbnißplätzen bei den Dörfern Hassandschi und Nefez-Kiöi, besonders in letzterem, zwar manche Fragmente byzantinischer Architektur und römischer Töpferarbeit, auch einige Inschriften, fand sich aber in seinen Erwartungen (in Folge der Angaben früherer Reisenden) sehr getäuscht, und zog von da weiter nach Boghaz-Kiöi, wo Texier sich der interessanten Ruinen wegen acht Tage lang aufgehalten hatte. Im Osten des Dorfes ist ein beträchtlicher Raum mit einer Mauer umgeben, die an der Nordostseite aus großen cyklopischen Quadern besteht; weiter nach Südosten steht auf hohem Felsen ein zweites Fort, zwischen beiden aber sind die Ruinen eines großen Tempels aus enormen Blöcken in prächtigen Verhältnissen erbaut, die das wohlerhaltene Fundament genau erkennen läßt. Das ganze Gebäude mißt 219 und 140, der innere Raum 87 und 65 Fuß in der Länge und Breite. An der Südwest- und Nordwestseite waren Eingänge und vor der letztern eine Reihe granitener Treppenstufen; die gegenüberliegende Seite bildete eine lange Reihe kleinerer Gemächer. Ein Theil des Pronaos war aus schwarzem Trachyt oder Basalt, alles übrige aus Marmor erbaut; ringsum lief eine zwiefache Mauer, die erste 30 Fuß vom Tempel entfernt, die andere 70 Fuß weiter ab, und in diese sieht man am südlichen Winkel die Reste eines festen Thurmes; die Mauersteine sind 5 Fuß dick, und einige der Fundamentsteine 17 Fuß lang und 6 Fuß hoch.

Eine halbe Stunde nordöstlich sind in der Felswand merkwürdige Basreliefs, von welchen zwei, aus vielen hintereinander gehenden Figuren bestehend, eine Zusammenkunft zweier Könige vorzustellen scheinen, vielleicht behufs eines Friedensschlusses; Texier meint: eine Zusammenkunft der Amazonen und Paphlagonier, Hamilton ist nicht der Meinung; der Halys, der alte Gränzfluß zwischen Lydien und Persien, ist nicht weit entfernt, er hält daher die eine Hauptfigur mit langem Gewande und viereckiger Kopfbedeckung für einen König von Persien; die andere, auf einem nicht zu erkennenden Thiere stehend, in enganschließender Tracht, mit hoher kegelförmiger Mütze und Bart, für einen König von Lydien; auch gleicht die Kopfbedeckung des Gefolges dieses letztern der phrygischen Mütze. Das Thier, worauf der von Osten kommende König steht, ist dem Löwen ähnlich, wie er in den Monumenten von Persepolis erscheint, und mehrere seiner Trabanten stehen auf zweiköpfigen Adlern, ein auf persischen Gebäuden nicht ungewöhnliches Symbol. Mit den Amazonen stehen diese Thierfiguren in gar keiner Beziehung. Getrennt von diesen Zügen sind in demselben Hohlwege auch noch andere 7 Fuß hohe Figuren in den Felsen ausgehauen, zum Theil mit seltsamen Emblemen in den Händen.

Texier war ferner der Meinung, diese Ruinen gehörten der von Herodot erwähnten Stadt Pteria an, wo eine große Schlacht zwischen Crösus und Cyrus vorfiel; Hamilton dagegen glaubt, dieser Ort, der in Verbindung mit Sinope genannt wird, müsse weit näher am schwarzen Meere gelegen haben, hier aber, bei Boghaz-Kiöi, sey die wahre Lage des lange gesuchten Tavium oder Tavia, das unter anderem eines großen Tempels wegen berühmt war, und diese Annahme wird durch die alten Angaben der Entfernungen von Angora, Cäsarea, Amasia, Zela und andern Orten gerechtfertigt, was der Vers. ausführlich nachzuweisen sucht. (Fortsetzung folgt.)

Posterträgniß in Frankreich. Der allgemeine Ertrag der Posten belief sich im J. 1821 auf 24 Mill., im J. 1830 auf beinahe 34 und im J. 1841 auf 48 Mill., hat sich also binnen 20 Jahren verdoppelt. Im J. 1830 betrug die Zahl der täglich beförderten Briefe 174,841, im J. 1841 nicht weniger als 263,033. Darunter sind die Briefe der Behörden, welche frei von der Posttaxe sind, nicht mit einbegriffen. Die Zahl der Journale und Druckschriften, die im J. 1821 befördert wurden, war 76,240 täglich, im J. 1830 109,443, im J. 1841 155,679. (Moniteur industriel vom 26 Januar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1843.

Des Holzhauers Tochter.

Eine hindustanische Volkssage.

In einem Königreiche des Ostens lebte ein armer Mann, dem es so gänzlich an weltlichen Gaben gebrach, daß er nicht einmal die nothwendigsten Mittel sich anschaffen konnte, um sein Geschäft, nämlich das des Holzhauens, fortzusetzen, und sich darauf beschränken mußte in Vereinigung mit seiner Frau und Tochter altes Holz zu sammeln. Fanden sie genug, um sich das für den Bedarf des Tages erforderliche Mehl anzuschaffen, so freuten sie sich des saugalen Mahles; aber nicht immer ward es ihnen so gut, und die Nothwendigkeit zu fasten wiederholte sich am Ende so oft, daß sie alle vor Hunger schmachteten. Wenn aber Nur-Singh und seine Frau selbst in dieser Noth zu leiden hatten, so war ihnen diese Lage doch noch weit schmerzlicher ihrer Tochter wegen. Diese war in heurathsfähigem Alter, aber fast ganz ohne Aussicht, dem Schicksal eines Altenjungfernstandes zu entgehen; denn wie sollten es die Eltern anfangen die erfoederlichen Mittel zu einer annehmlichen Verbindung zusammenzuscharren? Was konnte ihr die Schönheit frommen, wenn keiner es der Mühe achtete den Ruf derselben in der Umgegend zu verbreiten? Sie lebten ja in tiefster Zurückgezogenheit, und die Gevatterschaft, stets mit ihrem Geschwatz bei der Hand, wo ein Gegendienst zu erwarten ist, fand hier durchaus keinen Grund zur Theilnahme.

Tulisa, die sich oft mit einigem Wohlgefallen im nahen Teich betrachtet hatte, war nicht ohne Ehrgeiz und konnte bei aller Armuth nicht umhin, ihren Traumereien nachzuhangen, und die trägen Stunden manchmal durch mancherlei Täuschungen zu versüßen. Sie bildete sich dann wohl ein, eine Prinzessin zu seyn und konnte in den Bildern eines luxuriösen Lebens, zu deren Verwirklichung auch nicht die geringste Hoffnung war, für eine Zeitlang die bittere Noth ihrer Lage vergessen. Auf dem kahlen Boden hingestreckt wähnte sie auf silbernem Divan zu ruhen, unter Decken vom reichsten Brocat, umgeben von allen Annehmlichkeiten des üppigsten Reichthums. Doch nur zu oft ward sie in diesen Träumen durch die Nothwendigkeit unterbrochen in den Wald zu gehen, um Holz zu suchen. Diese Wanderungen brachten sie eines Tages zu den Ruinen eines verfallenen, ganz mit langem Gras überwachsenen Brunnens, und hier entdeckte sie zu ihrer Freude, daß eine große Menge von Holz ringsumher lag, wovon sie eilig einen Haufen von mehr als gewöhnlicher Größe zusammenlas. In dieser Beschäftigung ward sie plötzlich durch eine Stimme erschreckt, die aus dem Brunnen zu kommen schien und sie bei ihrem Namen rief. Verwundert blickte sie um und horchte, Niemand erschien, doch hörte sie deutlich dieselbe Stimme sagen: „Willst du mein Weib seyn?" — Entsetzt raffte sie ihr Bündel auf und rannte davon, entschlossen, nie wieder dem unheimlichen Orte zu nahen. Aber der gute Preis, den sie für ihr Holz erhielt, mißfiel ihr gar nicht, und als der letzte Kauri ausgegeben war, und sie nirgends in der ganzen Gegend auch nur ein einziges Stück Holz zu finden vermochte, mußte sie doch die Furcht, einem Dschin zu begegnen, überwinden, und wieder zum Brunnen gehen. Der Anblick des Holzes, welches in noch größerer Menge als das erste Mal vor ihr zu liegen schien, bewog sie voranzugehen bis dicht an die gefürchtete Stelle. Rasch sammelte sie einen Bündel und hoffte schon ungestört mit ihrer Bürde den Rückweg anzutreten, als sie dieselben Worte vernahm: „Willst du mein Weib seyn?" — und noch mehr erschrocken als das erstemal wandte sie sich zur Flucht, lief so schnell die Last es nur irgend gestattete und erreichte unbeschadigt ihre Wohnung. Hier aber war die Noth bald wieder groß, denn auch die Eltern suchten überall vergebens nach Holz und bangen in Tulisa ihr Glück abermals zu versuchen, wodurch diese sich veranlaßt sah, sie mit dem Umstande bekannt zu machen, der ihr so große Angst einflößte. Der gute Mann und seine Frau fanden die Sache aber nicht so grauenvoll, wie die furchtsame Tochter, riethen vielmehr nochmals zu dem Brunnen zu gehen, und wenn sich die Stimme zum drittenmal vernehmen ließe, ihren unbekannten Bewerber an den Vater zu verweisen. Tulisa gehorchte, obgleich mit Unlust, und als sie wie gewöhnlich ihr Holz gesammelt hatte und eben damit zurückkehren wollte, ward die schreckliche Frage: „Willst du mein Weib seyn?" wiederholt. Allen Muth zusammennehmend erwiederte sie zitternd: „Wie kann ich einen

Digitized by Google

Vorschlag annehmen, der an meinen Vater gerichtet werden sollte?" — „Schicke deinen Vater her," erschall die Stimme, „und wir wollen unsre Uebereinkommen treffen."

Frah, unter so leichter Bedingung entlassen zu werden, ging Tulisa zu ihrer Hütte zurück und berichtete ihren Eltern treulich, was sich ereignet hatte. Der Vater aber machte sich sofort auf den Weg, den er zu seiner Verwunderung jetzt auch ohne Mühe fand. Auch brauchte er nicht lange auf die Stimme zu warten; deutlich genug erscholl es aus der Tiefe: „Du bist arm und elend; gib mir deine Tochter und ich will euch alle reich und glücklich machen; ihr sollt die schönsten Kleider und die besten Speisen erhalten; euer Schatten soll wachsen und eure Schätze sollen sich mehren, denn ich bin im Stande euch nach Herzenswunsch zufrieden zu stellen." Durch so glänzende Versprechungen geblendet, besann sich Nur-Singh keinen Augenblick auf den Vorschlag einzugehen. Der Tag zur Feier der Vermählung ward bestimmt und der Holzhauer kehrte wohl zufrieden mit den eröffneten Aussichten zurück. — Tulisa und ihre Mutter waren nicht wenig in Verlegenheit darüber, daß er mit leeren Händen heimkam, denn wie sollten sie es nun anfangen, die geeigneten Vorbereitungen zu treffen; es schien ihnen doch gar zu kränkend, bei so wichtiger Gelegenheit in ihrem elenden Aufzuge zu erscheinen. Doch wenige Abende vor der festgesetzten Zeit ward die Familie durch eine sehr unerwartete Erscheinung überrascht. Hundert Körbe wurden durch die Luft herbeigetragen und ganz in der bei Brautgeschenken üblichen Weise, nur daß die Träger unsichtbar waren; einige derselben waren mit der schönsten Auswahl von Früchten und Backwerk gefüllt, andere enthielten Shawls und alles was zur weiblichen Toilette gehört, während das Ganze nach orientalischer Sitte bunt aufgeputzt und von farbigen Lampen beleuchtet war. Diese Einleitung ließ das Beste erwarten, und Tulisa und ihre Mutter begannen von dem Geber solcher Geschenke die achtungsvollste Meinung zu fassen. Auch fanden sie sich zur bestimmten Zeit pünktlich am Brunnen ein, wunderten sich aber, denselben noch in seinem wildverwachsenen Zustande zu sehen; keine Zelte waren aufgeschlagen und nirgends eine Spur von Vorbereitungen zu einer Hochzeit. Endlich rief der getäuschte Holzhauer aus: „Wie soll ich meine Tochter verheurathen, wenn Niemand da ist, sie zu empfangen:" — „Wir sind alle zugegen," — antwortete die Stimme — „der Bräutigam und seine Freunde; stecke den Ring an deiner Tochter Finger und sie ist die meinige." — Zugleich erschien ein Ring vor Nur-Singhs Augen; er folgte der Weisung, und wie er sich umdrehte, erblickte er ein schönes Zelt, worin eine reiche Tafel gedeckt war. Ohne Zögern nahm er mit Frau und Tochter Platz, um dem einladenden, ungewohnten Genusse des Mahles sich hinzugeben. Als sie zur Genüge gegessen und getrunken hatten, hielt vor dem Eingang des Zeltes ein schöner Tragsessel, wie Damen vom höchsten Range sich deren zu bedienen pflegen, wenn sie ihre Wohnung verlassen; doch jetzt fühlten Tulisa und ihre Mutter einige Beängstigung, und die Braut, wohl fühlend daß sie in der Gewalt eines mächtigen Geistes war, mit dem jeder Versuch des Kampfes fruchtlos seyn würde, entschloß sich nur zögernd sich auf den Kissen des Sitzes niederzulassen, und zog als dieß geschehen war, die Vorhänge zurück, um ihre Eltern noch einmal zu sehen. Diese aber, besorgt um das Schicksal ihrer Tochter, folgten der Sänfte durch eine tiefe Schlucht, durch welche sie in eine ihnen völlig fremde Gegend gelangten. In der Mitte einer weiten, trefflich angebauten Ebene gewahrten sie einen prächtigen Palast, umgeben von einer hohen Mauer, durch deren Hauptthor der Tragsessel mit ihrer Tochter alsbald verschwand. Da sie nun sahen, daß der Bräutigam sein Versprechen erfüllt habe, kehrten die Eltern der Braut zufrieden in ihre eigene Wohnung zurück.

Auf dem Wege dahin fanden sie Holz in Menge und sauber in Bündeln zusammengebunden; auch brauchten sie von der Zeit an nicht mehr für ihren Unterhalt zu arbeiten, ihr Wohlstand wuchs mit jedem Schritte; sie mietheten Diener, bauten sich ein hübsches Haus und lebten jeden Tag in Freuden. Die Nachbarn, die sich während ihrer Armuth gar nicht um sie bekümmert und nie gefragt hatten, ob sie irgend etwas zur Erleichterung ihrer großen Noth thun könnten, kamen jetzt sehr häufig zum Besuch und erkundigten sich neugierig, wie sie es denn eigentlich anfingen, so gut zu leben und immer Geld zu ihrer Verfügung zu haben. Nur-Singh und seine Frau fanden es aber nicht gerathen ihre Neugierde zu befriedigen, und bald erreichte der Neid eine solche Höhe, daß einige der übelwollenden Nachbarn zum König des Landes gingen und ihn baten, er möge den Holzhauer zwingen die Mittel anzugeben, wodurch er eine so außerordentliche Veränderung in seiner Lage bewirkt habe. Der König gab den argen Einflüsterungen nach und ließ Nur-Singh an seinen Hof kommen, um ihn auf das genaueste auszufragen. Der arme Mann berichtete nun ohne Rückhalt und Verstellung, wie sich alles zutrug bei der Verheurathung seiner Tochter und welchen Vortheil er selbst davon gehabt hatte. Aber seine Freimüthigkeit half ihm nichts; der König wollte seiner Erzählung keinen Glauben schenken, befahl in großem Zorn ihn auf die Folter zu bringen, und als er auch da bei seiner frühern Aussage beharrte, gerieth er noch mehr in Wuth und drohte ihm mit dem Tode. — Der unglückliche Holzhauer und seine Frau begannen jetzt zu fürchten, daß ihr gutes Glück sie verlassen habe und daß sie Unrecht gethan ihre Tochter einer Person zu vermählen, von der sie nichts wußten und durch deren Gaben sie in ein noch größeres Unglück geriethen, als das worin sie früher schmachteten. Wenn sie damals auch die Pein des Hungers litten, waren sie doch sicher vor Bedrückung und Gewaltthat, und waren auch selten oder nie so ganz entmuthigt, daß sie nicht wenigstens auf bessere Zeiten gehofft hätten. Jetzt starrte der Tod dem unglücklichen Gatten und Vater ins Gesicht, und wenn er hingerichtet wurde, was blieb dann seiner trostlosen Gefährtin, die nicht wußte, wo sie in der weiten Welt ihre der Obhut eines Fremden zu voreilig anvertraute Tochter suchen sollte? — In Verzweiflung durch das Schreckliche ihrer Lage verbrachten sie ihre Zeit in nichtigen Klagen über ihre eigene Leichtgläubigkeit; doch sie irrten sich in der

Digitized by Google

Voraussetzung, daß ihrer Tochter Gemahl sie ihrem Schicksal überlassen werde. Am Vorabend des zur Hinrichtung bestimmten Tages kam eine Stimme zum König und sprach: „O König! Verletze kein Haar auf des alten Holzhauers Kopf; er hat dich nicht hintergangen; ich habe mich mit seiner Tochter vermählt und werde mich furchtbar rächen an denen, die ihm das geringste Leid zufügen." — Der König antwortete: „Einen Tag will ich ihn noch am Leben lassen, doch nur um zu sehen, ob du wirklich die Macht hast, deren du dich so anmaßend rühmst: am folgenden Tage muß er sterben, denn ich lasse mich nicht durch leere Drohungen von meinen Vorsatzen abbringen."

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Industrie.

Metallurgie von Malaga und Almeria.

(Schluß.)

Eisen. Man hat seit einigen Jahren im District von Marbella, anderthalb Stunden westlich von Malaga, beträchtliche Eisenlager entdeckt, deren wichtigstes das von Rio-Verde ist, welches aus einem Berg besteht, der fast ganz aus Mineral zusammengesetzt ist, so daß man es mit der Pickare und unter offenem Himmel ausbeutet. Die beiden Fabriken, welche dieser Berg mit Mineral versieht, sind in Malaga und in Marbella, und gehören einer Gesellschaft mit einem Capital von drittehalb Millionen Franken. Trotz dem Ueberfluß und dem niedrigen Preis des Minerals und der Geschicklichkeit des Directors, welcher selbst einer der größten Actionnäre ist, war diese Gesellschaft mehreremal am Rande des Ruins, aber sie überwand endlich alle Schwierigkeiten, und scheint jetzt vortheilhaft mit den Producten von Biscaya und den übrigen spanischen Provinzen concurriren zu können. Die Resultate der Fabrication waren im Jahre 1834 nur 14,033 Centr., waren aber im Jahre 1839 schon auf 58,841 Centr. gestiegen, im letzten Jahre betrug das Product täglich 240 Cntr., und ist seitdem noch gestiegen. Die Fabrik von Marbella ist zum Guß bestimmt. sie enthält drei Hochöfen, drei englische Blasbälge von 8, 14 und 26 Pferdekraft, die vom Wasser getrieben werden, und eine Kammer für heiße Luft zum Gebrauch der Anthracitkohle in den Hochöfen, doch wird diese jetzt erst versucht und das gewöhnliche Material ist Holzkohle aus den Waldern von Marbella. Das Mineral gibt zwei Drittel Gußeisen, aber man hat für nöthig gefunden es mit einem andern Mineral zu vermischen, was das Verhältniß auf 58 Proc. herabbringt. Die Fabrik in Marbella beschäftigt täglich 1054 Arbeiter zu einem durchschnittlichen Taglohn von 2 Fr. Das Gußeisen wird in die Fabrik von Malaga geschickt, wo es nach den besten englischen Methoden façonirt und in Stangeneisen, Blech- und Gußwaaren verwandelt wird. Diese Fabrik kann jährlich 110,000 Centner Waaren liefern, sie verbraucht 270,000 Centner Steinkohlen und Cokes. Die Steinkohle kommt aus Asturien und wird größtentheils von Gijon eingeschifft, sie kostete im Jahre 1840 an der Grube per hundert Kilogramme 1 Fr. 61 Cent. und in Malaga 3 Fr. 54 C. Man könnte zu diesem Preis in Malaga englische Steinkohlen haben, aber der Einfuhrzoll schließt die Concurrenz derselben aus. Diese Fabriken können dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen, daher hat sich eine neue Gesellschaft gebildet, welche aus englischen und spanischen Capitalisten besteht, und die übrigen Eisenminen von Marbella bearbeitet; sie hat eine Fabrik errichtet, welche schon Stangen auf den Markt von Malaga liefert.

Dänisch-magyarische Entdeckungen.

Das Fädrelandet vom 22 Januar enthält eine kurze Kritik einer kleinen Schrift von Hrn. Th. G. Repp, welche unter dem oben angeführten Titel erschienen ist. Hr. Repp soll sich viel und angelegentlich mit Sprachforschungen beschäftigt haben, und der Recensent, ein Hr. Kühnel, behandelt ihn, obgleich mehrere starke Verstöße herausgehoben werden, mit vieler Rücksicht. Wir können indeß den Versuch des Hrn. Repp nur als eine arge Verirrung ansehen, wenn er irgend etwas mehr als ein Curiosum zu Tage fördern wollte. Man kann ihm seine Behauptungen, 1) daß Magyaren und Gothen in vorhistorischer Zeit Nachbarn gewesen, 2) daß Attila's Krieg mehrere hunnische Worte im westlichen Europa verbreitet, 3) daß durch die Normannenzüge manches magyarische Wort nach dem skandinavischen Norden gekommen seyn möge, — man kann ihm dieß alles zugeben, und daraus folgt noch gar nicht, daß man von dänisch-magyarischen Entdeckungen sprechen darf, denn solcher Austausch einzelner Worte, der ganz mechanisch, aber nicht genetisch ist, kommt überall vor, und würde überdieß, wenn er je in der vermeintlichen Ausdehnung stattgefunden hätte, viel natürlicher auf die germanischen Sprachen überhaupt, als auf die dänische insbesondere Anwendung finden. Der Dänismus scheint gegenwärtig etwas in Paroxysmen zu fallen.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

(Fortsetzung.)

Am 23 brach Hr. Hamilton schon wieder auf, blieb aber auf dem Rückwege den folgenden Tag wegen Unpäßlichkeit seines Dieners in Yenzgatt, und hörte daselbst durch einen italienischen Doctor von merkwürdigen Ruinen bei Aladschah, weßhalb er so weit zurückzugehen und dann von da über Sungurli nach Angora weiter zu reisen beschloß. Er fand sich indeß abermals getäuscht; bei Aladschah war nichts zu sehen als die Mauern einer zerfallenen türkischen Citadelle. Am folgenden Tage (den 26) fand er indeß einige Meilen weiter nach Nordnordosten einen abgesonderten Felsen, an dessen schroffer Wand ein Pfad hinaufführte zu einem antiken Grabmal, bestehend aus einer in den Felsen gehauenen Galerie, deren horizontale Deckwand von drei kolossalen dorischen Säulen getragen wird, die unten 18 Fuß Umfang haben; zu beiden Seiten der Galerie sind Kammern von etwa 12 Fuß im Quadrat, mit Fensteröffnungen und Nischen. Weiterhin waren noch ein paar Grabhöhlen, aber alle ohne Inschriften und sonstige Kennzeichen. Am 27 zogen die Reisenden weiter von Aladschah in südwestlicher Richtung

Digitized by Google

über Sungurli nach den Steinsalzgruben von Garaf Hamisch, die umständlich beschrieben werden, dann über Kalfchuk Köi und Barsak-Dere nach Kalaldschik, wo der Verf. am 31 einige Ruinen untersuchte. Die zertrümmerte Festung ist ein türkischer Bau aus verschiedenen Perioden, unter den Trümmern aber findet man Fragmente antiker Grabmonumente, zum Theil mit unleserlichen Inschriften. Die Stadt selbst war erst vor wenigen Jahren durch einen berüchtigten Räuber, Kadi Keran, überfallen und ganz ausgeplündert worden. Drei Stunden nordwestlich, in dem Dorfe Akdschah-Tasch, fand der Verf. eine Menge antiker Baureste in den Mauern der Häuser, auch Inschriften (deren mehrere mitgetheilt werden) und Basreliefs, unter andern das Brustbild eines römischen Senators; andere Reste fand er auf dem Begräbnißplatz, und auch die Fundamente großer Mauern nach Süden hin. Offenbar lag hier im Alterthum eine bedeutende Stadt, aber es bleibt unentschieden welche; nur eine von den Inschriften läßt vermuthen, daß es Comr war, die Hauptstadt der Comenser, die Plinius als ein Volk von Galatia bezeichnet.

Am 1 September kamen die Reisenden durch das Lager eines kurdischen Nomadenstammes, und wunderten sich über die kühne Haltung und die bunte Tracht dieser ungebändigten Menschen. Am 2 erreichten sie Angora und nahmen ihr Quartier in einem großen armenischen Hause auf der Akropolis, mit einer freien Aussicht ins westliche Land hinein und über die große Stadt, wo nach den zuverlässigsten Nachrichten 50 bis 60 000 Einwohner in 9000 türkischen, 1800 armenischen und 300 griechischen Häusern leben. Die interessanten Antiquitäten in Angora sind so oft von frühern Reisenden, namentlich von Pococke und Kinneir, beschrieben worden, daß wir nur hervorheben wollen, was in Hrn. Hamiltons Bericht als neu erscheint. Es gelang ihm, die Erlaubniß zu erhalten, die Mauer eines eben unbewohnten türkischen Hauses abbrechen zu lassen, und so eine vollständige Copie der griechischen Inschrift nehmen zu können, welche, an der Außenwand der Cella des Augustus-Tempels eingegraben, zwar nur, wie Texier richtig präsumirt, eine Uebersetzung der lateinischen Inschrift im Innern der Antae, aber doch wichtig ist, weil sie manches Verstümmelte und Fehlende der letztern ergänzt, und unter andern das fast vollständige Verzeichniß der von Augustus neuerrichteten Gebäude enthält, nämlich: den Tempel des Mars, des Jupiter Tonans und Triumphans, des Apoll, des Julius Quirinus, der Minerva, der Juno, des Jupiter Eleutherius, der Heroen des Landes, der Juventas und der Mutter der Götter; ferner das Chalcidium, das Forum Augustum, das Theater des Marcellus, die Basilika Julia, den Hain der Cäsaren, den Portikus am Palatinus und im Hippodrom des Flaminius. Außerdem ist erwähnt, daß er das Capitol, die Via Flaminia, die Aquäducte, 82 Tempel und noch andere öffentliche Gebäude restaurirt, und Gaben vertheilen ließ an verschiedene Städte in Italien und den Colonien, welche durch Erdbeben oder Feuersbrünste zerstört waren. — Eine andere Inschrift, aus welcher man sieht, daß der Tempel dem Augustus und Rom geweihet war, enthält eine Liste vieler Könige und Tetrarchen von Galatia und andern benachbarten Ländern, welche zu Ehren des Kaisers Opfer oder Spiele veranstaltet haben.

Hr. Hamilton hat von den zahllosen Resten antiker Bauwerke, die sich hier vorfinden, viele Inschriften copirt und zum Theil im Appendix mitgetheilt, die bis dahin noch nicht publicirt wurden; die meisten und schönsten Alterthümer fand er in der mittlern Mauer der Citadelle und in der äußern Stadtmauer nach der Südwestseite hin. Er hielt sich elf Tage in Angora auf, und theilt über die gegenwärtige Lage der Stadt manche Details mit, woraus wir die Beschreibung der orientalischen Tracht hervorheben, in welche die schönen Töchter des Dr. Leonardi, der seit langen Jahren in Angora lebt, eine Armenierin geheurathet und ein bedeutendes Vermögen erworben hat, gekleidet waren; sie trugen einen langen anschließenden Rock von Goldbrocat und darüber einen engen Spencer von dunkelrothem Sammet mit Gold gestickt und mit weiten offenen Aermeln; um den Kopf breite Bänder von Goldketten, Perlen und Steinen, um den Hals lange Ketten von Zechinen, über den Händen reiche Armbänder und an den Enden der lang herabhängenden Haarflechten goldene Ketten und Münzen. Der Werth dieser Anzüge steigt durch immer hinzukommende Geschenke mit den Jahren, und bildet, wenn die Besitzerin heurathet, ihre Mitgift.

Am 13 September setzte Hr. Hamilton seine Reise nach Seyri-Hissar fort, und besah am folgenden Tage in der Nähe des Dorfes Balul Kuyumdschi die Trümmer einer sehr merkwürdigen Festung von hohem Alter auf einem kegelförmigen Berge von porphyrartigem Trachyt, genannt Affarli Kaiya. Die Bauart der Einfassungsmauer von massiven ungleichen Steinblöcken und des aus einer Menge von Abtheilungen bestehenden Innern hat eben so wenig Aehnlichkeit mit türkischem und sarracenischem, wie mit byzantinischem Styl, und der Verf. meint, der ganze isolirte Berg gliche sehr der Beschreibung des Olympus, wo nach Livius die Tolistobier sich gegen Manlius vertheidigten. — In Seyri-Hissar war viel Gerede von Ruinen nach allen Seiten hin, es fand sich jedoch nichts als von den Turkomanen zerstörte türkische Häuser und einzelne Fragmente älterer Bauten ohne besondern Werth; am 16 aber besuchte der Verf. die Ruinen einer alten Stadt bei Asiauli, anderthalb Stunden von Orta, konnte aber nichts entdecken, woraus sich der Name des Orts im Alterthum hätte bestimmen lassen, und Tags darauf die Ruinen von Bala-Hissar, vier Stunden südsüdöstlich von Seyri-Hissar, welche schon Texier als die Reste von Pessinus erkannt hatte. In der Akropolis traf er fast bei jedem Schritt auf Spuren prachtvoller öffentlicher Gebäude, Tempel und Triumphbogen und eines großen Theaters. Auch unterhalb des Dorfes im Thal waren antike Fragmente, worunter der Architrav eines schönen Grabmonuments mit einer Inschrift, welche besagt, daß dieses Grab einem gewissen Sagarius durch seine Frau Euphrosine gesetzt wurde. (Diese und viele andere Inschriften werden, wie früher, im Appendix mitgetheilt — im Ganzen bis dahin schon 146 Nummern.) Die Ruinen sind sehr großartig und mannichfaltig, aber leider so zerfallen, daß ihr Interesse für den Antiquar bedeutend verliert. Pessinus war die Hauptstadt der oben erwähnten Tolistobier, berühmt wegen ihrer Verehrung der Rhea und Cybele, wie unter andern Livius erzählt; die Statue der Cybele ward aber auf Geheiß der Sibyllinischen Orakel nach Rom gebracht. Die Gründe der Annahme, daß an dieser Stelle wirklich die Stadt Pessinus lag, werden vom Verf. ausführlich entwickelt, und überdieß fand sich der Name ΤΟΛΙΣΤΟΒΩ . . . ΠΕΣΣΙΝΟΥΝΤΙΩΝ auf der Inschrift eines aus Bala-Hissar nach Seyri-Hissar gebrachten Fragments. (Kinneir hat diese Inschrift auch copirt, aber gerade die Zeile mit dem Namen des Orts ist in seinem Werk ausgelassen.) Der Verf. erhandelte auch noch einige Münzen, worunter drei sehr wohlerhaltene kaiserliche Gepräge von Amorium, Juliopolis und Pessinus.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1843.

Spanische Industrie.

Zweiter Artikel.

Rosinen und Seide in Malaga.

Eines der Hauptproducte des ehemaligen Königreichs Valencia besteht in getrockneten Trauben, und der Handel damit hat eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Besonders seit 1832 haben sich die Bewohner der Küste zwischen Gandia und Alicante durch den großen Gewinn, welchen diese Cultur gibt, mit dem äußersten Eifer darauf geworfen. Man hat nicht nur die früher mit Brodfrüchten bebauten Ebenen mit Reben bepflanzt, sondern eine sehr beträchtliche Ausdehnung früher nie bebauten Landes dazu umgebrochen, und bisher ganz nackte Berge mit Weinbergen bedeckt, nachdem man steinerne Terrassen an den Abhängen aufgebaut und mit Erde ausgefüllt hatte, welche man auf dem Rücken von Lastthieren hinaufschaffte. Es gibt zwei Arten getrocknete Trauben: Muscateller, welche die beste Qualität bilden, und weiße Chasselas, die mit dem Namen „Planta" bezeichnet wird. Die Art der Bereitung ist sehr einfach, man macht eine Lauge aus aromatischen Pflanzen, Asche von Weinreben und einer kleinen Quantität ungelöschten Kalks, taucht die Trauben in die kochende Lauge und läßt sie dann an der Sonne trocknen. Drei Tage reichen gewöhnlich hin, die Frucht gehörig zu trocknen, aber diese Bereitung benimmt ihnen den feinen Geschmack, welchen man in den Rosinen von Malaga findet, die bloß durch Sonnenhitze auf einer Sandfläche getrocknet werden. Im J. 1834 erhob sich die Masse der so behandelten Rosinen nicht über 1000 Centner, aber im J. 1841 betrug sie ungefähr 230,000 Centner, nämlich 200,000 Muscateller und 30,000 Planta. Man schätzt den Werth dieses Products auf 4,644,000 Franken jährlich. Der Handel damit ist vor allem in Denia concentrirt, einem Hafen, welcher früher fast verlassen war, in dem aber gegenwärtig alle Jahre im October und November 20 bis 30 englische Schiffe ankommen, um für London zu laden. Die Zunahme dieser Ausfuhr nach England ist außerordentlich, sie betrug im Jahre 1826 nur 36,576 Centr., und war im J. 1840 auf 187,920 Centr. gestiegen. Man hat Mühe diese ungeheure Einfuhr zu begreifen, wenn man bedenkt, daß Smyrna, Corinth und Malaga ebenfalls zahlreiche Schiffe mit derselben Frucht nach England schicken; aber die Rosinen von Denia haben ihre besondere Verwendung, sie dienen nämlich zum Plumpudding, und ihre Qualität verbunden mit ihrem niedrigen Preis scheinen ihnen den Markt von London auf lange Zeit zu sichern. Die Ausfuhr nach Frankreich beträgt gewöhnlich nicht über 7 bis 8000 Centner. Die Durchschnittspreise während der letzten Jahre waren, an Bord geliefert, der Centner 16 Fr. 10 Cent. der Muscateller und 11 Fr. 75 Cent. der Planta. Es scheint, daß einige Häuser in Denia sich vornehmen, Expeditionen nach Nordamerika zu machen, wo sie neue Märkte zu finden hoffen, aber der Zoll von 100 Procent, den die Vereinigten Staaten auf dieses Product gelegt haben, gibt ihnen wenig Aussicht auf Gelingen dieser Speculation.

Seidenzucht. Spanien producirt bei weitem nicht so viel Seide als es könnte; seine ganze Ernte übersteigt nicht zwei Mill. Pfd., von denen Murcia etwa 400,000 liefert, Granada und Talavera etwa eben so viel und Valencia 1,200,000 Pfd. Der Werth dieser rohen Seide ist im Durchschnitt 21 Franken 86 Cent. per Pfd., also im Ganzen etwas über 43 Mill. Fr. jährlich. Die Ausfuhr roher Seide beträgt etwa 120,000 Pfd. für ganz Spanien, woran Valencia etwa 80,000 liefert; der Rest der Ernte wird im Lande und in den Colonien verkauft. In der Provinz Valencia werden 900,000 Pfd. verarbeitet. Die hauptsächlichste Seidenwaarenfabrication ist in Valencia, Barcelona, Requena und Granada; sie producirt im Allgemeinen nur glatte Zeuge und führt sie nur in die spanischen Colonien aus, dagegen exportirt Spanien für 2,600,000 Fr. gesponnene Seide. Eine Unze Eier liefert im Durchschnitt 90 Pfd. Cocons, und 9 bis 13 Pfd. von diesen geben ein Pfd. Seide; es gehen dabei 260 bis 280 Cocons auf ein Pfd. Man kann den Preis eines Pfundes Cocons auf 1 Fr. 25 Cent. anschlagen, so daß das Pfd. Seide auf 15 bis 16 Franken kommt. Im Allgemeinen liefert eine Unze Eier in Valencia 6 bis 7 Pfd. Seide zum Werth von 90 bis 112 Fr.; die Erziehung der Raupen dauert 43 Tage, und sie verzehren 1350 Pfund Blätter, welche 50 bis 65 Fr. kosten. Dieß ist eine sehr be-

Digitized by Google

trächtliche Anlage im Vergleich mit dem was sie in Frankreich*) ist, aber die übrigen Elemente die zur Production erfaederlich sind, ersetzen sie wieder. Man versucht in einigen Seidenhäusern die neuen Methoden einzuführen, welche die Bildung des Cocons in kürzerer Zeit möglich machen, was eine beträchtliche Ersparung an der Handarbeit geben würde. In der Provinz Valencia bezahlt man in den Seidenhäusern den Taglohn eines Mannes mit 1 Fr. 58 Cent., einer Frau mit 63 Cent. und eines Kindes mit 26 Cent. Man schlägt den Taglohn, der zur Erziehung von 5 Unzen Eiern nöthig ist, auf 78 Fr. an; die Erziehung liefert 450 Pfd. Cocons zu einem Werth von 600 Fr. Die allgemeine Verbesserung der Erziehungsmethoden so wie des Haspelns, verbunden mit den Pflanzungen ergiebigerer Arten von Maulbeerbäumen, versprechen in einiger Zeit eine beträchtliche Zunahme des Products und niedrigere Preise. Man hat der Regierung ebenfalls vorgeschlagen, den Zoll auf Steinkohlen herabzusetzen, um die Spinnereien mit diesen heizen zu können, was dem Ackerbau eben so zu gut käme als der Fabrication, indem man dadurch in Valencia allein 330,000 Centner Holz erspaete, das meistens von Oliven- und andern Fruchtbäumen kömmt, welche in den letzten Jahren durch diese Consumtion sehr gelitten haben, um so mehr als dazu eine große Trockenheit herrschte. Namentlich wurden so viele Olivenbäume zerstört, daß das Oel, welches vor zehn Jahren per Arroba (25 Pfd.) 5 Fr. 25 Cent. kostete, jetzt auf 16 bis 18 Franken gestiegen ist. Bis jetzt werden in Spanien nicht über 30 bis 40,000 Pfd. Seide durch Dampfmaschinen gesponnen.

Des Holzhauers Tochter.

(Fortsetzung.)

Als der König am nächsten Morgen von seinem Lager sich erhob, siehe! da waren er selbst und der Holzhauer die einzigen lebenden Personen in der Stadt; alle andern Bewohner lagen, von Schlangen gebissen, todt in ihren Häusern. Der König sah nun, daß er es mit einem mächtigen Geiste zu thun habe; er zitterte bei diesen Beweisen seines Zornes, eilte ängstlich ins Gefängniß und bat Nur-Singh seinen Einfluß beim Schwiegervahne geltend zu machen, um dieses furchtbare Elend vom Lande abzuwenden. Der gutherzige Mann, der keine Freude an der Rache hatte, versicherte den Monarchen, daß er bereitwillig seinen Wünschen nachkommen wolle, und obgleich er nicht wußte, ob das Gesuch das Ohr dessen an den es gerichtet war, erreichen würde, bat er seinen geheimnißvollen Verwandten, die Bewohner der Stadt wieder ins Leben zurückzurufen. Alsobald erhob sich ein rasselndes Geräusch, und die Stimme rief: „Ihr Schlangen, die ihr mein Geheiß vollzogen habt, ihr allein kennt das Heilmittel gegen euer Gift; wendet es an auf diese Menschen und entziehet sie den Schatten des Todes.“ — Die Schlangen gehorchten und die wieder aufgelebten Bewohner der Stadt umgaben den König, welcher, erstaunt und gedemüthigt durch die Gefahr, in der er geschwebt, mit eigenen Händen dem Holzhauer die Ketten abnahm und ihn mit schmeichelnden Reden und Geschenken in seine Heimath entließ.

Von der Zeit an hüteten sich die Nachbarn wohl, sich in Nur-Singhs Angelegenheiten zu mischen; die Furcht hielt sie zurück, und wenn auch lüstern im höchsten Grade wagten sie doch nie einen Versuch, sich den Reichthum, welcher ihre Habsucht reizte, anzueignen, aus Angst vor der schrecklichen Rache von Nur-Singhs unsichtbarem Beschützer.

Inzwischen lebte Tulisa sehr glücklich mit ihrem Gatten, den sie nur des Nachts sah, da er des Tages unabänderlich aus war. Er gab ihr herrliche Geschenke und verlangte nur, daß sie den Palast nicht verlasse und keinem Fremden den Zugang in denselben gestatte. Es fehlte nicht an Vergnügungen in den Räumen dieses prachtvollen Aufenthaltes; die Gärten waren mit Alleen von köstlichen Fruchtbäumen durchzogen, die Marmorbäder mit Achat und Jaspis ausgelegt; auch hatte sie Gesellschaft von Weibern, welche theils bezaubernd die Laute schlugen, theils eine Menge wunderbarer Geschichten zu erzählen wußten. Eines Tages auf einem Spaziergange durch die Gärten sah Tulisa, wie ein sehr kleines, zartes Thier von einem viel größern wilden verfolgt ward. Als sie vorbei ging, blickte das arme kleine Eichhörnchen sie mit flehendem Auge an, worauf die mitleidige Frau ein Rohr das am Wege lag aufhob, dem Verfolger entgegentrat und so dem kleinen Thierchen Gelegenheit gab zu entfliehen. Damit aber zufrieden und zu weich um irgend einem Wesen das Leben zu nehmen, begnügte sie sich, den Verfolger über die Mauer des Gartens zu jagen, damit er ihre kleinen Lieblinge ferner nicht störe. Sie verwandte einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit darauf, ihre Vögel zu füttern und zu liebkosen, dennoch wurden ihr die Tage zuweilen recht lang. Die Pforten des Palastes waren, wie schon bemerkt, stets verschlossen, und den Dienern war bei Todesstrafe verboten, außer den gewöhnlichen Bewohnern irgend Jemand einzulassen, so daß Tulisa nie selbst etwas kaufen, nie hören konnte was in der Nachbarschaft vorging, was ihr doch in den Tagen ihrer größten Armuth nicht versagt war. Immer Geschichten zu hören von Personen, die sie nicht kannte und um welche sie sich nicht bekümmerte, das war zuletzt ermüdend, auch ihres kostbaren Schmuckes ward sie überdrüssig, und gern hätte sie alle ihre Juwelen hingegeben für einen Kranz von Jasminen, wie sie ihn früher im Dickicht des Waldes ihrer Heimath zu pflücken und zu winden pflegte. Kurz, da sie den Schmerz des Mangels, der früher ihr Daseyn verbitterte, nicht mehr empfand, vergaß sie wie schwer es war ihn zu ertragen, und meinte alle die schönen Dinge, welche ihr Gemahl zu ihrer Verfügung stellte, könnten kaum den Mangel des geselligen Verkehres mit andern weiblichen Wesen gleicher Art aufwägen.

Eines Morgens erschien vor den Mauern des Palastes

*) In Frankreich braucht man ebenfalls in den Gegenden, wo die alten Methoden noch herrschen, 180 bis 200 Pfd. Blätter, um 4 Pfd. Seide zu produciren, aber in der Nähe von Paris und wo sonst künstliche Seidenhäuser nach dem chinesischen System eingeführt sind, liefern 100 bis 120 Pfd. Blätter ein Pfd. Seide. A. d. U.

Digitized by Google

eine Frau, welche Kauris verkaufte; der Pförtner verwehrte ihr natürlich den Eingang, als sie aber an den Fuß eines der Eckthürme gelangte, ward sie Tulisa gewahr, welche ganz oben durch ein kleines Fenster hinaussah. Die Frau redete sie mit vielen Schmeicheleien an und versprach Wunder, wenn sie nur zur Herrin hineinkommen könnte; in so großer Entfernung war es aber unmöglich, sich mit Annehmlichkeit zu unterhalten, und endlich ward die bezauberte Höerin verleitet, von der Höhe des Thurms ein Betttuch hinabzulassen, an welchem die Fremde mit großer Leichtigkeit hinaufkletterte. Es war recht einfältig von Tulisa nicht zu entdecken, daß nur ein Geist auf solche Weise zur Spitze des Thurmes hinaufgelangen konnte. Die angebliche Kaurihändlerin setzte sich an den Rand des Teppichs und begann der Herrin so geläufig und ansprechend zu erzählen, daß ihr die Zeit auf die angenehmste Weise verging. Sie wußte auch Auskunft zu geben über sehr vieles, was Tulisa zu wissen wünschte, und richtete dann auch wieder viele Fragen an diese. Zuletzt sprach sie: „Tochter, du sagst mir, daß dein Gemahl dich gut behandelt; ißt er auch mit dir, nimmt er jemals Speise aus derselben Schüssel, woraus du dich nährest?„ — „Nein," erwiederte Tulisa etwas verwundert, „die Ehre hat er mir noch nie erzeigt." — „Dann," sprach die Fremde — solltest du darauf bestehen, daß er sich in die gewöhnliche Sitte des ehelichen Lebens fügt, sonst wird er dich als kleinmüthig verachten; und wenn er sich weigert, so ist das ein offenbares Zeichen, daß er nicht die gebührende Achtung vor seiner Gemahlin hegt." Nachdem sie dem Ohr der unvorsichtigen Tulisa dieses Gift eingeflößt hatte, stand sie auf und eilte sich zu entfernen.

Die Verlassene aber fühlte sich beunruhigt und sehr unglücklich und wiederholte sich immer, was sie ihrem Gemahl, auf den sie noch die lange Zeit bis zur Nacht warten mußte, zu sagen habe, denn sie war entschlossen, den hinterlistigen Rath der Fremden zu befolgen und einen Wunsch zu wagen, der sie vielleicht auf immer unglücklich machen konnte. Das Abendessen stand noch unberührt vor ihr, als der Gatte ihr seinen üblichen Besuch machte; hastig sprang sie auf und bestürmte ihn so dringend mit ihr zu speisen, daß er seinen Platz an ihrer Seite nahm, doch stellte er sich nur, als ob er von den Speisen genieße, denn er merkte wohl, daß man ihm eine Schlinge gelegt habe, und gab, nachdem er sich entfernt hatte, noch strengern Befehl, Niemanden in den Palast einzulassen. Tulisa lebte darauf einige Zeit in gewohnter Weise fort und hatte beinahe vergessen, daß sie irgend einen Grund zur Beschwerde habe, als sie eines Tages zum Fenster hinaus blickend, unglücklicherweise unten eine alte Frau gewahrte, die als eine Antimoniumhändlerin verkleidet war. Sie ließ sich unvorsichtig mit der Alten in ein Gespräch ein, und da die Unterhaltung aus so großer Höhe beschwerlich war, verfiel sie wieder auf das schon versuchte Mittel. Die Alte kletterte so leicht wie die Kauriverkäuferin an dem Betttuch hinan und richtete nach vielen Complimenten und schönen Redensarten dieselben Fragen an Tulisa. Mit Stolz erwiderte diese, daß ihr Gemahl sich nicht geweigert habe, ihr den gewünschten Beweis seiner Achtung zu geben. Aber die Alte fragte weiter, ob er auch jemals einen Pân gekaut und ihr denselben dann zum Essen dargereicht habe, eine zarte Aufmerksamkeit, die wesentlich zur orientalischen Etikette gehört. Tulisa, der diese Unterlassung nie aufgefallen war, rief: „Niemals!" — und ließ sich wieder überreden, auch diesen Beweis seiner Achtung von ihm zu verlangen um ihren Einfluß über ihn zu erproben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ungeheure Pulversprengung.

Seit die Anzündung von Pulverladungen vermittelst Elektricität gewöhnlich geworden ist, werden in England eine Menge großartiger Sprengungen vorgenommen. Eine der bedeutendsten fand am 26 Jun. in der Nähe von Dover an dem sogenannten Rounddowncliff statt, wo Raum gewonnen werden sollte, um eine Straße an der See hinzuziehen. Die Pulverladung betrug nicht weniger als 185 Ctr. Als die Mineure diese durch die verbindenden Drähte anzündeten, erbebte die Erde auf mehrere tausend Schritte weit, ein dumpfer Schlag wurde gehört, und die Klippe wurde über 500 Fuß weit links und rechts von der Ladung in die See geschleudert. Man schätzt die aus ihrer Lage gerückte Masse auf nicht weniger als eine Million Tonnen an, wovon manches bis auf 2 oder 3000 Fuß weit ins Meer hineingeworfen wurde, und berechnet die Ersparung an Handarbeit, die damit erreicht wurde, auf nicht weniger als 1000 Pfd. General Pasley, derselbe der zuerst ähnliche Sprengungen in der Tiefe des Themsebettes geleitet hatte, war dabei anwesend. (Athenäum vom 28 Januar.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

(Schluß.)

Am 19 führte ihn eine Inschrift auf dem Begräbnißplatze des Dorfes Alekiam zur Entdeckung der Ruinen der alten Stadt Orrifius, etwa anderthalb Stunden südöstlich von genanntem Dorfe; der Grund war mit antiken Fragmenten ganz bedeckt, es fand sich aber nur eine Inschrift, die schon durch Poecke bekannt ist. Am folgenden Tage erreichte er auf einem Umwege nach Beiad über Hamza Hurschi schon wieder eine zertrümmerte alte Stadt, von den Turkomanen Hergan Kaieh, von den Türken Affar Kiöi genannt, mit einem aus großen Quadern erbauten gewölbten Thor am Eingang der Festung, doch ohne bezeichnende Inschriften und sichere Zeichen hellenischen Ursprungs; wahrscheinlich aus der frühesten byzantinischen oder christlichen Periode, gewiß nicht Anabura, wie Colonel Leake, durch unrichtige Angabe der Lage auf den Karten verleitet, vermuthete, — wahrscheinlich aber Amorium, wie der Verf. durch Zusammenstellung verschiedener römischen Straßen und Ortsentfernungen nachweist. Für die Ruinen von Anabura dagegen hält er die vielen Bruchstücke von Marmor und andere byzantinische Ueberreste, welche er am 21 September (abermals nur einen Tag später) bei Geumel Kiöi durchschritt. Auch hier wurden ein paar Inschriften copirt. Am 22 kam er auf dem Wege von Beiad nach Geli Kara Hissar zu den merkwürdigen Kreidefelsen von Kirk-

Digitized by Google

dinn, die theils in vielen Kegelspitzen, theils als senkrechte Wände aus der Niederung hinanragen. In den letztern sind eine Menge von Grotten und Nischen ausgehöhlt, aber wohl nicht Gräber, wie Leake meinte, sondern Troglodytenwohnungen, wie sie öfter in Kleinasien vorkommen. *) Bei Ceki Kara Hissar führt eine Marmorbrücke von antiker Bauart zu den berühmten Marmorbrüchen von synnadischem oder dokimitischem Marmor, wo noch viele angefangene Arbeiten in jonischem und korinthischem Styl umherliegen, auch einige mit Inschriften, die jedoch alle, wie der Verf. meint, zur Versendung nach andern Orten bestimmt gewesen sind. Der Marmor selbst, der in ungeheuren Blöcken gebrochen werden kann, ist sehr krystallinisch, und theils ganz weiß und bläulich weiß, theils weiß mit gelben oder blauen Adern und Flecken. Abends erreichte er Afiom Kara Hissar, eine bedeutende Stadt mit einer Bevölkerung von 8400 Familien und 2000 Mann Besatzung, einem Theil der neuerlich in Kleinasien errichteten Reniffe, einer Art von Nationalgarde. Der Verf. untersuchte ausführlich die geographischen Bestimmungen alter und neuer Zeit in Bezug auf diesen Ort, und kommt zu dem Resultat, daß entweder Dinian, Metropolis oder Synnada hier gelegen haben müsse, und meint, die meisten Gründe sprächen für Dinian. (Bei einem spätern Besuche im Jahre 1837 kommt er indeß nochmals auf die Frage zurück, und entscheidet sich für die Annahme, daß Afiom Kara Hissar und Synnada identisch wären.)

Den 26 kam er nach Yalobatsch und besuchte von dort die schon durch Arundel ausführlich beschriebenen Ruinen von Antiochia in Pisidia, wo er auf einer verstümmelten Inschrift auch den Namen dieser Stadt fand, wo bekanntlich der Apostel Paulus predigte und 1097 die erschöpften Heere Bohemunds und Tankreds einzogen. Am 28 erreichte er den großen See von Egerdir und war entzückt von dem zauberhaften Farbenspiel der Beleuchtung. Der Ausfluß des Sees soll, nach Angabe der Türken, vier Stunden weiter noch einen See bilden, dann aber verschwinden, und erst kurz vor der Mündung ins Meer, bei Adalia, wieder zum Vorschein kommen. Nach einem Wege von neun Stunden längs dem Ufer des Sees kam Hr. H. nach der schlechten Stadt Egerdir und eilt am 30 weiter nach Isbarta, wo er am 1 October die zum Theil schon von Arundel beschriebenen Ruinen der alten Stadt Sagalassus untersuchte. Es gibt wohl keinen andern Ort in Kleinasien, sagt der Verf., dessen ausgedehnte Ruinen eine so vollständige Vorstellung von der prächtigen Combination von Tempeln, Palästen, Portiken, Theatern, Gymnasien, Brunnen und Grabmalen geben, welche die Städte der antiken Welt schmückten. Die Reste der Akropolis stimmen noch überein mit der Beschreibung des Arrian in seinem Bericht über den Feldzug Alexanders. Von ganz vorzüglichem Interesse aber ist das Theater, dessen wohlerhaltene Reste ausführlich beschrieben werden. Am 2 kam er bis Baldur und ritt Tags darauf wieder einige Meilen rückwärts, um die Höhlen von Kadekli zu besehen, welche denen von Kirk-dinn ähnlich sind; nur ist der Felsen hier ein weicherer Tuffstein. Dann ging's weiter am See von Buldur vorbei nach Kehribarin, wo wieder Fragmente von antiker Architektur gefunden wurden (auch eine Inschrift zu Ehren des Kaisers Maximian), dann zur nahen Quelle des Mäander, einem schönen See in den antekretischen Bergen (nicht der See von Anboluzuit), und von da nach Dinair, dessen interessante Alterthümer Arundel vollständig beschrieben hat, und welche nach des Verf. Ueberzeugung dem alten Apamea Cibotus angehören. Ganz in der Nähe sah Hr. H. auch die Höhle des Marsyas und den wild hinabstürzenden Strom, der gleich unterhalb der Stadt in den Mäander mündet. Den Salzsee bei Tschardak erkannte der Verf. für den Anava-See des Herodot und zugleich für den Ascania Palus des Arrian. Die Ruinen des Dorfes Ghonos, welche Arundel beschrieben hat, sind nicht die von Colossae, sondern von Chonae, dem Geburtsort des byzantinischen Historikers Niketas. Der Verf. hat sich viele Mühe gegeben, die Unklarheit der frühern Angaben über den Lauf der Flüsse dieser Gegend (Tscheruk, Bunar-Bachi und Ak-Su oder Weiß-Wasser) und der Ruinen von Colossae zu beseitigen; er fand die letztern wenige Meilen nordwärts von Ghonos, und zwar Reste des alten Theatres und anderer Bauten an der einen und die Nekropolis an der andern Seite des Tschoenk oder Lycus, so wie auch die Stelle, wo nach Herodot dieser Fluß in einen unterirdischen Canal floß, und wo sich der Ak-Su in denselben ergießt; die durch Incrustation entstandene Decke des Flusses ist großentheils eingestürzt; der Ak-Su hat indeß noch immer die Eigenschaft, alles mit einem steinartigen Kalkniederschlag zu überziehen, weshalb Plinius schon meldet, daß er Ziegel zu Stein verwandelte.

Am 10 October besuchte Hr. Hamilton von Denizli aus die von frühern Reisenden schon beschriebenen Ruinen von Ceki-Hissar (Laodicea) und Pambuk-Kaleh (Hierapolis), welche — besonders die letztern — so schön und großartig sind, daß jeder Reisende sich Zeit zum Aufenthalt daselbst nehmen sollte; auch werden unter der Masse dieser Ruinen noch immer viele Münzen gefunden. — Von Sarai Kiöi besuchte der Verf. zwei Tage später (den 13) die Ruinen von Tripolis, neben dem Dorfe Kasch-Hendschi, wo der Mäander zum letztenmal aus einer Felsenschlucht in die Ebene tritt, die er dann bis zum Meere durchschlängelt; diese Ruinen sind aber weit weniger bedeutend, als die zuletzt genannten, und auch viel mehr zerfallen, doch immer noch interessanter, als die Reste von Antiochia ad Mäandrum in der Nähe von Kuyudscha, die der Verf. am 15 besichtigte. Am 16 ging er von Nazeli nach dem Dorfe Mastaura, um die Ruinen der gleichnamigen Stadt des Alterthums zu untersuchen, die aus antiken Münzen bekannt ist; er fand auch wirklich die Reste eines Theatres und mehrere Bogen und Gewölbe von hellenischen Steinblöcken. Von Nazeli, wo ihm die Schönheit der Weiber ganz besonders auffiel, setzte er die Reise nach Aidin (eigentlich Ghüzel-Hissar) fort, und stieß bei dem Dorfe Altsche Bazar schon wieder auf antike Baureste, die aber nach seiner Meinung nicht zu Tralles, wie Chandler annahm, gehörten, sondern die Lage von Nysa bezeichnen; später fand er auch Spuren von Achurka, berühmt wegen eines Tempels des Pluto, und dann bei Aidin selbst die Ruinen von Tralles, welche Chandler seltsamerweise für die von Magnesia hielt, die doch in Wirklichkeit 15 engl. Meilen weiter nach Südwest bei Inek Bazar liegen. Hr. Hamilton war in Folge der großen Hitze unwohl, gab daher den Besuch dieser Ruinen und derer von Ephesus auf, mit dem Vorsatz, später von Smyrna aus wieder dahin zu gehen, und eilte über Nasseluk und Turbali (Troboli oder Meteropolis) nach Smyrna, welches er am 21 October, gerade zur Eisbruch der Regenzeit, erreichte; nachdem er seit dem 20 Mai von Konstantinopel nach Kars, von da nach Sinope und über Angora nach Smyrna 2289 engl. Meilen zurückgelegt, und, immer mit 8 bis 9 Pferden reisend, doch im Ganzen nur 23,400 Piaster oder circa 2800 fl. verausgabt hatte.

*) Wir verweisen auf die Beschreibung der merkwürdigen Höhlenstadt bei Scandi-Dere in Nr. 170 des Ausland von 1842.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1843.

Naturhistorische Bemerkungen über Australien.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurden am 9 Januar von einem Hr. G. Sutter eine Reihe Bemerkungen über Australien und namentlich den südöstlichen Theil desselben mitgetheilt, aus denen wir nicht umhin können, das Bedeutendste herauszuheben, wenn auch nur vorläufig, denn diese bis jetzt erschienene Mittheilung ist selbst nur ein Auszug, den die Litterary Gaz. vom 28 Januar d. J. enthält, und hinsichtlich eines vollständigern Auszugs müssen wir das Journal der geographischen Gesellschaft selbst abwarten.

„Unter die mannichfachen Eigenthümlichkeiten, durch welche Australien sich auszeichnet, gehört vor allem der Charakter seiner Flüsse. In der nassen Jahreszeit sind ihre Betten voll bis an den Rand, und überströmen selbst in niedrigen Lagen die Ufer. In der trockenen Jahreszeit dagegen verschwinden die Flüsse so zu sagen, und es bleibt nur eine Kette von Teichen übrig. Indeß fließt das Wasser unter den trockenen Theilen des Bettes dennoch fort, so daß sich in den Teichen durch den Filtrirungsproceß immer süßes und klares Wasser findet. Dieß ist mehr oder minder der Charakter des Macquarie, Murrumbidschi, Bogan, Namoi und Darling. Das Bett des Macquarie ist sehr steinig, und diese Steine, meist ziemlich platt, häufen sich oft an einzelne Stellen an und bilden Fälle und oft sogar Furten. In der trockenen Jahreszeit stranden die Fischer in großer Anzahl daran, und die Eingebornen, welche schon mit diesem Umstand bekannt sind, beeilen sich die Fische lebendig zu fangen, bei der ungeheuren Zahl aber kommen viele um. Vielleicht bewirken die Veränderungen der Jahreszeiten nirgends eine so gänzliche Veränderung in der Natur, wie in Australien. In starken Dürren verschwinden alle Bäche und kleinen Flüsse, so daß man nur noch die Betten erkennt, und selbst die großen Flüsse nehmen so ab, daß man sie kaum bemerkt. Die Vegetation ist während der Dürre ganz vernichtet und ausgebrannt, mit Ausnahme der kräftigen einheimischen Stauden und der hohen Gummibäume, welche in dieser Jahreszeit einen besonders angenehmen Schatten gewähren; alles übrige ist unfruchtbar, und der reichste Boden wird für eine Zeitlang ganz dürre. Kaum fällt indeß der Regen, so ändert sich die Scene wie durch Zauber, die Erde bedeckt sich plötzlich mit einer üppigen Vegetation, zwei bis drei Tage, ja manchmal einige Stunden reichen hin, die erstaunlichste Veränderung im Aussehen des ganzen Landes zu bewirken. Die ganze Natur ist neu belebt. Um diese Zeit sieht man den Süßwasserkabeljau — wie ihn die Colonisten nennen — den Strom hinaufschwimmen, welcher mit der Geschwindigkeit von 4½ engl. Meilen in der Stunde dahin strömt, und er ist so gefräßig, daß er manchmal aus seinem Element hinausspringt, um seine Beute zu fangen, so daß man ihn auf dem trockenen Ufer findet. Der Macquarie-Fluß scheint erst das Land für Ackerbauer und Hirten zu bereiten durch seine Ueberschwemmungen: viele Sümpfe bieten in der trockenen Jahreszeit das reichste, durch eine Masse verfaulter Pflanzenstoffe noch verbesserte Erdreich dar, das durch die Furche des Pflugs gänzlich vom überflüssigen Wasser befreit und fest gemacht wird.

„Die einheimischen Pflanzen sind zahlreich und zum Theil höchst nützlich: das Gras ist äußerst nahrhaft, und Pferde, Rindvieh und Schafe gedeihen gleich gut dabei. In den Wäldern bieten zahlreiche Arten von Eucalyptus vortreffliches Bauholz, das unter andern guten Eigenschaften auch die hat, daß es nicht leicht in Brand geräth und höchst dauerhaft ist. Die einheimischen Acacien sind sehr schön und die Rinde von einigen wird als Gerbstoff benützt; andere erzeugen Gummi, ähnlich dem arabischen. Kein Waldbaum läßt die Blätter fallen, sondern sie tragen ihr Sommergewand das ganze Jahr hindurch. Die wohlriechenden Blüthen einiger Eucalypten ziehen eine Menge Bienen an, welche sich in den Höhlungen des von den Colonisten sogenannten Mahagonybaums (eigentlich eucal. robusta) aufhalten. Der Tabak ist einheimisch, die Eingebornen kannten aber den Gebrauch davon nicht, obwohl sie den ihnen gebotenen europäischen Tabak bald sehr lieb gewannen. Es gibt drei Arten einheimischen Indigo's, ebenso Flachs, der aber nicht benützt wird. Einige Colonisten haben die Rebe angepflanzt, und es wird jetzt guter Wein in Menge gezogen. Wahrscheinlich wird das Land mit der Zeit die europäischen Südfrüchte im Ueberfluß erzeugen. Schnee bleibt in den

Digitized by Google

niedrigen Gegenden an der Küſte ſelten auch nur einige Stunden liegen, während er auf der Höhe ziemlich häufig iſt; zu Sydney weiß man ein einzigesmal im Jahre 1837, daß der Schnee mehrere Stunden lang einen Fuß tief liegen blieb."

Der Aufſatz gibt am Ende noch einige ſehr intereſſante Details über die Vögel Auſtraliens, welche in Gonlds bekanntem prächtigem Werke ſo ſchön abgebildet ſind. Die meiſten haben ausgezeichnet ſchöne Farben. Das Rothkehlchen findet ſich auch hier und iſt eben ſo heimlich wie in Europa; die Lerchen ſteigen nicht ſo hoch wie in Europa, ſollen auch nicht ſo lange fliegen können. Während vierzig Jahre hörte der Verfaſſer nur ein einzigesmal eine Nachtigall.

Des Holzhauers Tochter.

(Fortſetzung.)

Abends fragte ſie ihren Gatten: „aus welcher Urſache haſt du mir noch nie einen Pân aus deinem Munde gegeben, wie andere Männer zu thun pflegen, die ihre Frauen achten?" — „Frage nicht ſo" — erwiderte der Geiſt — „ſey zufrieden wenn ich einen von dir annehme, und verlange nicht das, was uns für immer trennen müßte." — Tuliſa war ſo leicht nicht durch ausweichende Antworten zu beſchwichtigen; ſie verſuchte die Macht der Ueberredung, doch umſonſt, ſie mußte, wenn auch zögernd, für dießmal wenigſtens ihren Plan aufgeben. Darüber war ſie unruhig und verdrießlich, und beſchloß nichts unverſucht zu laſſen, um unbeſchränkten Einfluß über das Gemüth ihres Mannes zu erlangen.

Wahrſcheinlich würde indeß die Milde ihres eigenen Gemüths und die Freundlichkeit, mit der ſie behandelt ward, ſie bald mit jener Weigerung des Gemahls ausgeſöhnt haben, wenn nicht das abſcheuliche alte Weib zum drittenmale erſchienen wäre und nach Verneinung der Frage: „ob der Gemahl ihr jemals ſeinen Namen genannt habe?" — ſie überredet hätte, dieß von ihm zu verlangen, als einen Beweis der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe zu ihr. — Tuliſa trug gleich Abends ihr Anliegen vor, und beſtand hartnäckiger auf der Gewährung ihres Wunſches als in beiden frühern Fällen. Vergebens bemühte ſich der Gemahl, ihr das Unverſtändige ihres Begehrens zu zeigen; endlich war ſeine Geduld erſchöpft und er ſprach: „Wenn du dabei beharrſt, dieſen Beweis des Zutrauens von mir zu verlangen, ſo werde ich mich durch eine höhere Macht gezwungen ſehen, dir nachzugeben; aber ich warne dich und ſage dir vorher, daß dieſe Kenntniß deinem Glücke verderblich ſeyn wird; du wirſt dann nicht allein in den Zuſtand deiner anfänglichen Armuth zurückſinken, ſondern auch alle Schmerzen eines böſen Gewiſſens zu erdulden haben." Tuliſa blieb auch nach dieſer Erklärung und ungeachtet der nochmals wiederholten Bitten des Gemahls eigenſinnig bei ihrem Verlangen, ſeinen Namen zu erfahren. Als er ſah, daß alles vergebens war, ſagte er: „Gut, ſo ſey es, aber hier kann es nicht geſchehen." Er führte ſie darauf aus den Mauern des Palaſtes hinaus, bis an das Ufer eines Fluſſes, blieb dort ſtehen und ſprach, innerlich bewegt: „Biſt du noch entſchloſſen meinen Namen zu erfahren? Noch iſt es Zeit, das Begehren zurückzunehmen." — Tuliſa, durch unüberwindliches Verlangen getrieben und ohne Rückſicht auf die Folgen erwiederte: „Ich will ihn wiſſen." — Er ging darauf bis an die Knie ins Waſſer und wiederholte nochmals ſeine Bitten, ſie möge von dem Begehren abſtehen, allein ſie blieb unabänderlich bei ihrem Beſchluß. Während ſie ſprach, ging er noch tiefer in den Fluß hinein, bis nichts als Kopf und Schultern mehr ſichtbar waren, beſchwor ſie abermals in den zärtlichſten Ausdrücken, ſich mit der Verſicherung ſeiner Achtung und Zuneigung zu begnügen, und einen Wunſch aufzugeben, den ſie, wenn er erfüllt würde, bis zur letzten Stunde ihres Daſeyns bereuen müßte. Dann wiederholte er dieſelbe Frage zum drittenmal, und als ſie von ihrem guten Engel verlaſſen, auch jetzt noch dem gefaßten Entſchluß treu blieb, rief er: „Mein Name iſt Vasnak Dan!" In demſelben Moment erſchien ein Schlangenkopf auf der Oberfläche des Waſſers, ſchoß einen wüthenden Blick auf das eigenſinnige Weib und verſank in den Strom, in welchem der Gatte bereits verſchwunden war.

Da ſtand nun Tuliſa wieder allein in den zerlumpten Kleidern, die ſie vormals trug, und ſuchte vergebens nach dem ſchönen Palaſt. Alle Wege, die ſie betrat, führten zurück in ihre frühere Wohnung, in die alte, elende Hütte, die noch verfallener und erbärmlicher ausſah als zuvor. Die Eltern waren auch dort, aber beydes wie früher und überdieß durch die letzte Zeit des Wohllebens verwöhnt und zu jeder Anſtrengung unfähig; ſo fiel denn die ganze Laſt der Sorge für ihrer aller Unterhalt auf Tuliſa allein. Dazu mußte ſie noch der Eltern bittere Klagen und Vorwürfe hören, die durch das Bewußtſeyn, ſie verdient zu haben, nur noch peinigender wurden. Das war indeß noch nicht alles; jetzt, da ſie unwiderruflich von ihrem Gatten getrennt war, wuchs ihre Liebe zu ihm bis zu einem Grade, wie ſie ſolche nie zuvor empfunden hatte, und ſie mußte ſich ſchämen, jetzt ſo für ein Weſen zu fühlen, deſſen große Güte ſie eben noch in ihrer Herzhaftigkeit undankbar verkannt hatte. Mit jedem Tage ward ihr nun die alte Lebensweiſe peinlicher; anſtatt ſich um das Hausweſen zu bekümmern, brachte ſie ihre Zeit damit hin, nach dem Brunnen zu ſuchen, von welchem ſie doch nirgends eine Spur mehr entdecken konnte. — Früher war die Hütte trotz aller Mühen und Entbehrungen, welche die Bewohner zu erdulden hatten, doch ein Aufenthalt des Friedens; nach vollbrachter Morgenarbeit konnte Tuliſa ſich hinlegen und ihren Träumen nachhängen: jetzt war ihr kein Augenblick gegönnt, ſich von ihrem Elend zu erholen, von früh bis ſpät klagten die Eltern über ihr Schickſal, und ſelbſt des Nachts fuhren ſie mit Angſt- und Jammergeſchrei aus ihren Träumen auf. Tuliſa hatte keinen Troſt zu geben, und würde ſich in den Teich geſtürzt haben, wenn nicht die Angſt, daß die Eltern ohne ihre Hülfe verhungern würden, ſie davon zurückgehalten hätte.

Eines Tages, als ſie ganz troſtlos ihrer Arbeit nachging, lief ein Eichhörnchen vor ihr quer über den Weg. Dieſe Thierchen ſpielten zu Hunderten um die Hütte, und ſie würde den

Digitized by Google

Umstand kaum beachtet haben, wenn nicht ein besonderer Schein sie an das Ereigniß im Garten des Palastes erinnert hätte. Sie bemerkte, daß die weißen Streifen des Thierchens im Sonnenschein wie Silber glänzten, und es war überhaupt etwas in der ganzen Erscheinung, das sie bewog, demselben zu folgen. Das Eichhörnchen schien vergnügt, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, und hüpfte und schlüpfte umher, bis es an eine Stelle kam, wo viel Holz lag. Tulisa las einen Bund zusammen und ging damit nach Hause, wohl zufrieden mit dem Ereigniß des Morgens. Am nächsten Tage erschien das Eichhörnchen wieder und sprang vor ihr her bis zu demselben Flecke; es war ein lieblicher Platz, und nachdem sie Holz gesammelt hatte, so viel sie tragen konnte, setzte sie sich nieder und versank nach wenigen Minuten in festen Schlaf. Als sie erwachte, glaubte sie dicht an ihrem Ohr ein leises Flüstern zu vernehmen; sie sah sich um und gewahrte ein paar Eichhörnchen in ernster Unterhaltung. „Ach" — sagte das eine — „wie ist es nur gekommen, daß unser Feind so mächtig ward? Ich verließ unsern ganzen Stamm in Freiheit, und jetzt da ich wiederkehre, finde ich uns alle in elender Sklaverei." — Ein anderes entgegnete: „Das kam daher, daß Sarkasukis unerwartet einen Bundesgenossen erhielt. Du mußt wissen, daß die Mutter von Basnak Dau, dem Könige der Schlangen, entdeckte, daß ihr Sohn eine Tochter der Erde zur Frau genommen hatte. Nun wußte sie, daß wenn sie diese thörichte Person durch ihre Abgesandten verleiten konnte, ihres Gatten Namen zu erfragen, ihr alle Macht wieder zufallen würde, die sie beim Regierungsantritt Basnak-Dau's im Reiche seines Vaters verloren hatte. Sarkasukis brachte ihr die Nachricht von des Sohnes Verheurathung und schlich sich nachher als Kauribändlerin verkleidet in den Palast und beredete die erdgeborne Braut diese Handlung der Thorheit zu begehen. Nun ist die Königin-Mutter vollständig wieder eingesetzt auf den Thron; Basnak-Dau ist so gut wie nichts mehr und unser Verfolger ist in den Stand gesetzt worden, seiner Bosheit gegen uns volle Genüge zu verschaffen." — Darauf sprach ein drittes Eichhörnchen: „Ich habe Mitleid mit Tulisa, denn sie rettete mir einst das Leben, als Sarkasukis mich fast schon in seinen Klauen hatte; er aber zeigte sich in seiner ganzen Undankbarkeit, denn sie war zu gut, um ihn zu tödten, da sie es konnte und ließ ihn entlaufen, und für diesen Act der Gnade wie auch für ihre Freundlichkeit gegen mich verdient sie wohl belohnt zu werden. Ist keine Möglichkeit vorhanden, sie zu ihrem Gemahl und in die frühere glückliche Lage zurückzuführen?" — „Das könnte wohl geschehen," entgegnete der erste Sprecher, „doch nicht ohne große Schwierigkeit. Sie ist natürlich in gänzlicher Unwissenheit über alle Umstände, welche bisher vorfielen und kann daher auch die geeigneten Maaßregeln nicht ergreifen, um der Unternehmung den Erfolg zu sichern, selbst wenn sie den Muth dazu haben sollte. Sie muß ostwärts wandern, bis sie an einen breiten Fluß kommt; nun weiß ich aber nicht, wie sie da hinüber gelangen will, denn sie wird dort kein Boot finden und das Wasser ist voll von Schlangen, die sie unfehlbar verschlingen würden, wenn sie es versuchen wollte hinüber zu schwimmen. Kommt sie aber glücklich ans andere Ufer, so muß sie emsig nach einem Nest des Huma suchen, und wenn sie dieses und darin ein Ei findet, so muß sie das Ei an ihre Brust legen, wo es ausgebrütet werden wird. Dann muß sie sich verstellen und im Palast der Königin Wittwe ihre Dienste anbieten; diese ist aber sehr mißtrauisch, wird ihr viele Aufgaben geben, und wenn sie diese nicht gehörig löst und dadurch ihren menschlichen Ursprung verräth, wird sie augenblicklich von Schlangen verzehrt werden. Ich weiß nicht, ob das Ei des Huma sie vor diesen Gefahren beschützen wird, wenn es aber an ihrer Brust ausgebrütet ist, wird alsbald der Vogel, welcher allen Sterblichen, in deren Gewalt er ist, königliche Macht beingt, der grünen Schlange, welche immer den Hals der Königin Wittwe umkreist, die Augen aushacken, und so wie das geschieht, erhält Basnak-Dau sein Königreich wieder und versöhnt sich mit seiner Braut, welche nun, kraft Huma's Gehorsam selbst eine Königin, das Recht erlangt hat, mit seinem Namen bekannt zu seyn."

Tulisa war jetzt ganz wach, und obgleich die Gefahren der Unternehmung furchtbar schienen, hätte sie doch nicht gezögert, sich denselben zu unterziehen, wenn sie sich nur hätte entschließen können, ihre Eltern ohne Mittel des Unterhalts zu verlassen. Als sie aber ihr Holzbund aufhob, fand sie mehrere Goldstücke, die, wie sie mit Recht vermuthete, das freundliche Eichhörnchen dahin getragen hatte. Diese gab sie ihrer Mutter und traf alsdann die nöthigen Vorbereitungen zur Reise.

(Schluß folgt.)

Englische Colonialnachrichten.

Der wichtigste Gegenstand, welcher das Cap fortdauernd in Bewegung setzt, ist, wie man sich leicht denken kann, die Sache der ausgewanderten Boeren; Gewalt kann hier die Lage der Dinge nicht bessern, weil die Boeren unerreichbar sind, und sich nur etwas ins Innere zu ziehen brauchen, um vor allen Angriffen der Engländer sicher zu seyn. Wie man in der Capstadt selbst hierüber denkt, kann der Umstand zeigen, daß man daselbst im Laufe des Septembers eine öffentliche Versammlung in der Kaufmannshalle berief, um über die Schenkung eines Degens an Capitän Smith, der die erste Expedition geleitet hatte, zu berathen. Trotz unzähliger in den Zeitungen vorangegangenen Aufforderungen zu dieser Versammlung stellten sich im Ganzen nur neun Personen ein. (Col. Gaz. vom 30 Nov.)

Die einzige Maaßregel, welche den Streit mit den Boeren wahrscheinlich lösen wird, ist eine Colonisation von Port Natal. Darauf deuten zusammenstimmender Nachrichten hin, und es ist ein fast spaßhafter Umstand, wie auf diesem Wege die Ansichten gewisser Pseudophilanthropen einen Stoß erhalten. Seit zwanzig Jahren schreien diese, man solle doch die Kaffern in Ruhe lassen und die Gränzen der Colonie nicht weiter vorrücken. Das ist geschehen, nun werden aber die Kaffern selbst unruhig, und die europäischen Ansiedler können die Nähe derselben nicht mehr ertragen: sie wandern aus, stellen sich dadurch der Regierung feindlich gegenüber, und diese kann der Feindseligkeit kein anderes Ende

Digitized by Google

machen, als indem sie Port Natal colonisirt, das heißt fast sämmtliche Kaffernstämme in dem Umkreis der Colonie einschließt. Wilde Nationen und civilisirte können nicht auf die Länge nebeneinander ausdauern. Begeht man das Unrecht, einmal einen Theil des Bodens der wilden Nationen zu besetzen, so bleibt nichts übrig, als mit Ernst und Verstand sich an die Civilisirung der rohen Stämme zu machen. Sich von denselben abscheiden und nichts mit ihnen zu thun haben wollen, ist nichts als eine geistige Schwäche und Faulheit, die man mit dem Mantel der Philantheopie behängt. Daß die Engländer dem rohen und gewaltsamen Vorgehen der Boers gegen die Kaffern Einhalt thun wollten, mag ihnen zur Ehre gereichen, aber mit dieser negativen Tugend ist es nicht gethan, sie mußten dann auch dafür sorgen, daß beide nebeneinander leben konnten. Jetzt ist England durch sein bisheriges Verfahren genöthigt, auf Einmal den großen Schritt vom Fischfluß bis nach Port Natal zu thun, wenn es nicht den Boeren im Innern die volle Herrschaft überlassen und sich selbst für die Zukunft Feinde heranziehen will, deren es bald nicht mehr Meister zu werden vermöchte.

•

Die englische Regierung hat eine monatliche Post zwischen der Capstadt und Port Natal eingerichtet, ein sicheres Zeichen, daß die Besitzung des letztern Hafens dauernd und von einer Colonisation gefolgt seyn soll. (Col. Gaz. vom 28 Dec.)

•

Ein solcher Schritt scheint unerläßlich, wenn die Nachricht (Col. Gaz. vom 11 Jan.) richtig ist, daß die Boeren am Oranjestrom Maaßregeln ergriffen haben, sich definitiv an den obern Zuflüssen des genannten Stromes, namentlich am Modderfluß, niederzulassen und jede britische Einmischung zurückzuweisen. Ein solches Unternehmen kann nicht ohne schwere Folgen für die englische Herrschaft bleiben, und kann nur dadurch unschädlich gemacht werden, wenn Port Natal durch Engländer colonisirt und somit jeder Verbindung zur See den Boeren gesperrt wird.

•

Die englische Regierung auf dem Cap sieht indeß die Sache so ernsthaft an, daß der Gouverneur eine Proclamation erließ (Col. Gaz. vom 11 Jan.), er werde jede Beeinträchtigung der Eingeborenen in ihren Landbesitz mit den Waffen rächen. Zugleich wurden Commissäre an die Boeren abgesendet, um ihnen den Eid der Treue gegen die englische Regierung abzunehmen, allein nicht Einer leistete denselben. Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch eine andere Version des Vertrags, den Oberstlieutenant Clarke mit den Boeren geschlossen haben soll, denn die Boeren am Modderfluß erklärten, ihre Brüder zu Port Natal hätten dem Obrist. Cloete einen Waffenstillstand auf sechs Monate bewilligt, und wenn dieser ablaufe, ohne daß ihre Unabhängigkeit anerkannt sey, so würden sie wieder zu den Waffen greifen.

•

Viele holländische Boeren im District von Cradock und Colesberg haben die Gränzen der Colonie überschritten, um sich ihren Brüdern am Modderfluß anzuschließen, und viele andere sollen auf dem Punkte stehen, ihnen zu folgen. (Cape Front. Times vom 27 Aug.)

•

Die Blätter in Grahamstown sprechen von der Wahrscheinlichkeit eines nahen Kafferkriegs, indem sich mehrere Häuptlinge über gemeinsame Maaßregeln besprachen hätten. (Col. Gaz. vom 28 Dec.)

Miscellen.

Bemerkenswerthe Phänomene am 13 Januar. Wir haben vor einigen Tagen (s. Nr. 35) den außerordentlich tiefen Barometerstand, der im südlichen England beobachtet wurde, erwähnt, und entnehmen jetzt aus dem Athenäum vom 28 Jan. einen Auszug, den dieß Blatt aus dem Belfast-Whig macht, wo es heißt: Am Donnerstag (12 Jan.) Abends trat die Fluth, wie ganz richtig, um 7 Uhr 38 M. ein, und war um diese Zeit auf ihrer Höhe, blieb aber von da an bis halb 10 Uhr unverändert stehen. Die Fluth am 13 Morgens war um 8 Uhr 26 M. auf ihrer Höhe und stieg bis auf 11′ 3″, was um 2′ 3″ die vorhergehende Fluth übersteigt, ein sehr bemerkenswerther Unterschied, wenn man dabei den niedren Barometerstand in Erwägung zieht. Hiezu kommt noch, daß die Sturmgläser den ganzen 13 hindurch äußerst unruhig waren; der Index der Radbarometer lief rechts im Kreise herum, ging über das niederste Zeichen hinaus und stieg, verkehrt, bis über „schön" hinauf, später kam er auf demselben Wege zurück, und blieb dann auf dem niedersten Punkte, „sehr stürmisch." Die Seebarometer waren ganz in ähnlicher Weise afficirt. Aehnliche Erscheinungen fanden am 6 Januar 1839 statt, dem Zeitpunkt jenes furchtbaren Sturmes, der Leuchtthürme niederwarf und die mächtigsten Bäume entwurzelte.

•

Römische Alterthümer in Südfrankreich. Kürzlich wurden in der Nähe der Stadt Hyeres im Var-Departement Ueberreste einer alten römischen Stadt entdeckt. Ausgrabungen wurden in einer Entfernung von 80 bis 100 Metres vom Ufer gemacht und ein Hypocaust von sehr großen Dimensionen offen gelegt, ebenso mehrere mit merkwürdigen Gemälden, von denen eines halbrund ist, bedeckte Mauern. Die Malereien waren anfangs sehr frisch, schwanden aber, als sie dem Licht und der Luft ausgesetzt waren, bald dahin. Sie bestanden aus Arabesken, Figuren von Menschen und Thieren, Blumen und andern Zierrathen, phantastisch geordnet, ähnlich den schönsten derartigen, die man zu Herculanum und Pompeji auffand. Töpfergeschirre, Vasen, Münzen u. s. w. fanden sich gleichfalls. (Athenäum vom 28 Jan.)

•

Folgen des Eierbrütens durch fremdartige Vögel. Wir haben in Nr. 351 v. vor. J. aus der Litt. Gaz. die Bemerkung mitgetheilt, daß das Ausbrüten der Eier, je nachdem es von andern Vögeln geschehen, auf die Eigenschaften der Jungen Einfluß ausübe. Dieselbe Zeitschrift enthält nun unter dem 28 Jan. eine Zuschrift, welche Beispiele für diese eigenthümliche Erscheinung anführt. Ein Mann, der in seiner Jugend ein großer Liebhaber von Hahnenkämpfen war, ließ Hühnereier von Falken, Raben, Krähen, Elstern und Eulen ausbrüten, und der Erfolg war höchst verschieden. Wenn von Falken ausgebrütet, war der Hahn sehr muthig, aber auch so mordlustig, daß er kein Hühnchen im Hofe leben ließ. Wenn von Raben und Krähen ausgebrütet, waren die Hähne kaltblütige, standhafte, entschlossene Kämpfer, die, so lange sie noch Leben hatten, nie nachgaben. Von Elstern ausgebrütet waren die Hähne zwar tapfer, hüpften und sprangen aber beim Kampfe zu viel, nach Art der Elster. Wenn von Eulen ausgebrütet, waren die Hähne feig, und kehrten, wie die jungen Eulen selbst, stets um, wenn sie angegriffen wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1843.

Katholische Mission in Abyssinien.

(Nach den Annales de la Propagation de la Foi. Januar 1843.)

Im Jahre 1841 führte ein Lazarist, de Jacobis, eine Deputation von Abyssiniern nach Rom, um sie dort in der Hauptstadt der christlichen Welt an den Gedanken zu gewöhnen ferner eine Verbindung mit dem Papst zu unterhalten und bis zu einem gewissen Grade wenigstens dessen Oberherrlichkeit anzuerkennen. Es befanden sich in der Deputation mehrere Verwandte und Minister verschiedener Fürsten, und diese erklärten sich auch in der That geneigt, sich dem heiligen Stuhle anzuschließen. Das obengenannte Journal theilt nun ein Schreiben des Lazaristen de Jacobis aus Massawwah vom 23 April 1842 und eine „Nachricht über die katholische Mission in Abyssinien" mit, welche die Ingenieur-Capitaine Galinier und Ferret an den französischen Consul de Bourville in Cairo richtet. Das Schreiben enthält nichts besonderes, die Nachricht aber ist von Belang und lautet folgendermaßen.

„Hr. de Jacobis ist in Abyssinien in dem Augenblick angekommen, wo in Folge der Niederlage Ubié's, Königs von Tigré, Anarchie im Lande herrschte. Die Straße von Massawwah nach Adua bot die größte Gefahr dar, und alle Reisenden, welche um diese Zeit in Tigre einzudringen wagten, wurden geplündert. Trotz dieser schlimmen Verhältnisse nahm de Jacobis keinen Anstand sich an seinen Posten zu begeben, und alle empörten Häuptlinge, die er auf seinem Wege traf, behandelten ihn mit der größten Achtung. Alle seine alten Diener und eine große Anzahl Einwohner von Adua zogen ihm entgegen und empfingen ihn wie einen Vater, den man erfreut ist nach langer Zeit wieder zu sehen.

„Die Reise des Hrn. de Jacobis nach Rom trägt bereits seine Früchte. Die Abyssinier, welche ihn begleiteten, sind Katholiken aus Ueberzeugung und scheuen sich nicht, dieß ihren Landsleuten zu sagen. Sie haben die größte Verehrung für den heiligen Vater; früher glaubten die Abyssinier, es gebe nur in ihrem Lande wahre Christen, die aber, welche in Rom gewesen, sind von ihrem Irrthum völlig zurückgekommen. Der Alaka Aytr Sellassi (Sklave der Dreieinigkeit), der vornehmste Abyssinier, welcher Hrn. Jacobis nach Rom begleitete, sagte, als er uns verließ: „die Sonne glänzt in eurem Lande, aber Abyssinien ist noch in der Dunkelheit; hoffen wir auf Gott!" Bei de Jacobis befand sich noch ein Priester, der einen solchen Ruf der Heiligkeit hatte, daß die Abyssinier seine Worte als Orakel nehmen.

„Der König Ubié hat für de Jacobis die größte Achtung; er ist sehr dankbar dafür, daß er die Abyssinier schützte, welche den Abuna aus Aegypten herbeiholten, und namentlich, daß er dem Alaka Apte Sellassi, seinem Freund und Minister, eine so ausgezeichnete Aufnahme im Lande der Weißen verschaffte. Als wir (Galinier und Ferret) Abyssinien verließen, war Ubié im Unglück, dennoch aber schickte er aus den Gebirgen von Semen einen Boten an de Jacobis, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm zu versprechen, alles Mögliche für ihn zu thun, wenn er in sein Land wieder zurückkehre. Wenn dieß aber auch nicht der Fall seyn sollte, so bleibt de Jacobis darum doch nicht ohne Stütze. Der mächtigste Häuptling von Tigre, Balgadara, Neffe Rassahle Sellassi's, ließ ihn gleichfalls begrüßen, und gab ihm Erlaubniß, in seinem Lande (Woschscherat) eine Kirche zu bauen und seinen Cultus zu üben. Wer nun auch im Lande siegen mag, die katholische Mission wird sich immerhin festsetzen können. Man verdankt dieß glückliche Resultat der frommen Aufführung der Missionäre überhaupt, vorzugsweise aber der unerschöpflichen Güte, dem Eifer und der Fähigkeit des Lazaristen de Jacobis.

„Lange Zeit fürchteten wir, der Abuna möchte für den Fortschritt des Katholicismus ein unüberwindliches Hinderniß seyn, aber er wurde durch Ubié in den Krieg mit fortgerissen, dann gefangen genommen, und als er Gondar betrat, hatte er bereits viel von seiner Achtung und somit von seiner Wichtigkeit verloren. Ermüdet durch die religiösen Streitigkeiten der Abyssinier*) hat er nichts versäumt, sich mit den Europäern zu versöhnen, und hat sie nicht nur sehr gut aufge-

*) Der Abuna selbst ist ein Kophte.

Digitized by Google

nommen, sondern auch einen derselben versichert, er könne in Religionssachen sich mit ihnen viel leichter verständigen, als mit seiner eigenen Heerde."

Des Holzhauers Tochter.

(Schluß.)

Sie wanderte eine geraume Zeit, ohne irgend ein Abenteuer zu erleben; endlich, nach vielen Tagen kam sie an das Ufer eines Flusses, der sehr breit und tief schien, und aus dessen Wasser dann und wann die Köpfe grünlicher schwarzer Schlangen auftauchten, gleichsam um zu zeigen, daß sie zum Angriff bereit waren. Tulisa hatte sich mit einigen irdenen Krügen versehen, daran befestigte sie nun mehrere lange Rohrstöcke, durchflocht diese mit Zweigen und legte langes Gras oben darüber. Einige Eichhörnchen hatten ihrer Arbeit zugesehen, und als der Floß fertig war und von den leeren Krügen getragen auf dem Wasser schwamm, sprangen sie lustig hinauf, ohne die aufgesperrten Rachen der Schlangen zu fürchten, was Tulisa den Muth gab, sich auch den Fluthen anzuvertrauen, und wirklich kam sie unbeschädigt und ohne große Mühe hinüber ans andere Ufer. Die Eichhörnchen sprangen auch ans Land, und schienen zu ihrer Freude entschlossen ihr Gesellschaft zu leisten, worauf sie die Hoffnung baute, daß sie ihr auch behülflich seyn würden das Humanest zu finden. Bald darauf traf sie am Wege eine Hummel, was auch ihren Muth belebte, da diese Insecten immer Gutes bringen. Endlich hörte sie eine entzückende Musik; die Eichhörnchen sprangen vergnügt den Tönen entgegen, sie folgte ihnen in eine Schlucht und sah hier einen schönen Baum vor sich stehen der wie Smaragden glänzte. Die Humas aber waren unter fortwährendem Singen beschäftigt ihr Nest zu bauen, und wären Tulisa's Gedanken nicht auf andere Gegenstände gerichtet gewesen, würde sie gewiß den Glanz ihres Gefieders bewundert haben, wenn sie sich im goldenen Lichte schaukelten. Nach wenigen Tagen legte das Weibchen ihr erstes Ei, und beide Vögel schienen so glücklich in ihrem Familienleben, daß Tulisa sich erst nach ein paar Tagen entschließen konnte, ihnen einen Theil ihrer Schätze zu rauben. Am fünften Tage, als das Nestchen ganz voll war, nahm sie ein Ei heraus, legte es an ihre Brust und bedeckte es mit ihrem Schleier. Dann setzte sie ihre Reise fort und ließ sich immer von den muntern Eichhörnchen führen, welche vor ihr her von Baum zu Baum sprangen.

So kam sie bald an die Mauern eines schönen Schlosses. Hier nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, klopfte, obwohl zitternd, an die Pforte und begehrte in den Dienst der Königin aufgenommen zu werden. Sie ward in ein glänzendes Gemach geführt, wo sie ihre größte Feindin erblickte, auf weichen Kissen ruhend, mit der grünen Schlange um den Nacken. Obgleich sie noch den Schein der Jugend hatte und von großer Schönheit war, lag doch etwas Entsetzliches in der Erscheinung dieses furchtbaren Wesens; ihre Augen leuchteten wie Schlangenaugen, und auch die langen Haare waren schlangenartig geringelt. Wie verschieden war sie im Aeußern von Basnak-Dan! Tulisa überzeugte sich, daß auch unter Geistern die guten oder bösen Gesinnungen sich in den Gesichtszügen ausdrücken. Nachdem die Königin sie von Kopf bis zu Fuß mit ihren Blicken schweigend gemustert hatte, sagte sie, daß sie nie einer Person gestatte in ihren Dienst zu treten, ohne zuvor ihre Fähigkeiten zu prüfen. Wenn sie vor der Verantwortlichkeit zurückschrecke, könne sie wieder gehen, wenn sie sich aber anheischig mache die Befehle ihrer Gebieterin zu vollführen, so würde für kein Versehen eine Entschuldigung angenommen, und bei dem ersten Zeichen des Mißlingens würde sie eines erbärmlichen Todes sterben. — Tulisa wußte nicht, was man von ihr verlangen werde; dennoch erbot sie sich, die Probe zu bestehen. Man gab ihr eine Krystallvase in die Hand, führte sie in einen großen gepflasterten, mit hohen Mauern umgebenen Hof, und trug ihr auf, den Duft von tausend Blumen zu sammeln. Kein Baum, kein Kraut, keine Pflanze irgend einer Art war zu sehen, und Tulisa wäre verzweifelt, wenn sie nicht ihre Hoffnung auf die freundlichen Eichhörnchen gebaut hätte, obgleich diese ihre kleinen Gönner ihr noch gar nicht erschienen waren, seitdem sie den Schloßraum betrat. Auch jetzt spähte sie vergebens nach ihnen umher, als ein unzähliger Schwarm von Hummeln über die Mauer geflogen kam; jede derselben trug ein Säckchen mit Duft, und ließ dasselbe im Vorüberfliegen in die Vase Tulisa's fallen, und der Wohlgeruch war so stark und köstlich, daß bald die ganze Luft davon erfüllt war, und daß Tulisa von allen Seiten den Ruf des freudigsten Erstaunens vernahm. Bald öffneten sich die Pforten des Hofes, und sie stellte die Vase vor die Füße der Königin, deren strenge Züge einen mildern Ausdruck annahmen, als sie den köstlichen Duft einathmete, der diesem Born des Wohlgeruchs entströmte. Tulisa ward gnädig entlassen und in ein für sie bereitetes Zimmer geführt, wo sie bald in sanften Schlummer fiel und — zum erstenmal seit ihrer Trennung — von Basnak-Dan träumte. Am folgenden Tage brachte man ihr einen großen Krug voll Samen mit dem Geheiß, daraus den prachtvollsten Schmuck zu verfertigen, der je eine Prinzessin geziert hätte. Tulisa durchsuchte den ganzen Krug, ohne einen einzigen Edelstein zu finden; doch diesmal kamen ihr die Eichhörnchen zu Hülfe. Sie erschienen in großer Zahl und jedes einzelne nahm einige Körnchen aus dem Kruge und legte dafür eben so viel Edelsteine vom schönsten Wasser hinein. Tulisa, die viel Geschmack hatte, ordnete das Ganze mit großer Geschicklichkeit, und die Königin, obgleich bald ärgerlich durchaus keinen Vorwand zum Tadel zu finden, ward doch durch die Pracht der Krone, die Tulisa ihr zu Füßen legte, so besänftigt, daß sie die neue Dienerin abermals mit Lob entließ. Auf ihrem Zimmer angelangt, konnte sie aber nicht zur Ruhe kommen; das kleine Eichhörnchen, das nicht von ihrer Seite wich, war offenbar in großer Besorgniß; es zupfte wiederholt an seiner Herrin Schleier, und wußte diese am Ende zu bewegen, ihm aus dem Schlosse hinaus in den Wald zu folgen, wo auch die übrigen Eichhörnchen in großer Verlegenheit zu seyn schienen. Sie setzte sich darauf unter einen Baum, schloß die Augen und horchte aufmerksam den Berathungen der kleinen Thiere. Bald

Digitized by Google

erfuhr sie nun, daß ihr gemeinschaftlicher Feind, Sarkasukis, in der Nähe sey, und daß sie sein Eindringen in das Schloß nur durch Verbrennung gewisser Kräuter verhindern könne, indem der Geruch des Rauchs den Geistern von seiner Gattung verderblich sey, aber auch, daß die Wirkung dieses Geruchs sie des fernern Beistands der Eichhörnchen berauben werde, die zu derselben Gattung von Geistern gehörten, wie Sarkasukis, der sich die Herrschaft über sie angemaßt hatte; daß es daher fortan von ihrer eigenen Wachsamkeit allein abhänge, die Plane ihres Widersachers zu vereitlen, der zwar nicht im Stande sey in die Atmosphäre jener für ihn giftigen Dünste zu dringen, in seiner großen Schlauheit aber vielleicht andere Kräfte in Bewegung setzen könne, um seinen Zweck zu erreichen. Einige Tage mußten noch verstreichen, bevor die Beutezeit des Huma-Eis ablief; während dieser Zeit also mußte Tulisa fortwährend auf der Hut seyn. Es war ihr Geschäft, die Zimmer des Palastes zu durchräuchern, sie trug daher Sorge, in jedem Gemach eine Vase mit jenen Kräutern beständig in Brand zu erhalten und diesen Rauch stets mit dem köstlichen Duft zu mischen, welcher auf die Schlangenkönigin und ihre Umgebung so angenehm gewirkt hatte.

Endlich von Ermüdung und Angst fast erschöpft, hörte Tulisa ein leises Picken in ihrem Ei, und bald kroch der junge Huma aus seiner Hülle hervor. Sie eilte, ihn mit einer goldenen Kette an ihrer Hand zu befestigen, was freilich überflüssig war, denn das Vögelchen gewann die freundliche Herrin bald so lieb, daß es sie um nichts in der Welt verlassen hätte. An ihrem Busen wuchs es unglaublich schnell heran, und als die Kammerjungfer der Königin die Haare ordnete, flog es plötzlich auf der letzteren Schulter und pickte im Nu der grünen Schlange die Augen aus, deren Zauberkraft sich so lange und in so tyrannischer Weise geltend gemacht hatte.

Die Königin-Mutter wohl fühlend, daß die Macht von ihr gewichen war, schrie laut auf, die Mauern des Schlosses erbebten, und Sarkasukis, in seiner ursprünglichen Gestalt eines plumpen, verwachsenen Teufels, stürzte mit Ketten belastet auf das Pflaster der Halle nieder, während lange Züge von Genien, die befreiten Eichhörnchen und Legionen treuer Schlangen den rechtmäßigen Herrscher, Basnak-Dau, hereinführten. Tulisa's einfache Kleidung war in königliche Gewänder verwandelt, Huma hatte ihre Stirn mit einem Diadem umwunden, und jetzt war sie eine passende Braut für einen der mächtigsten jener Geister, denen es vergönnt ist, unter gewissen Bedingungen über Reiche zu herrschen, die für das Auge des Menschen unsichtbar sind.

Nichts kann das Entzücken übertreffen, welches jetzt durch alle Gegenden sich verbreitete, die von den Peris und andern liebenswürdigen und ordnungsliebenden Genien bewohnt wurden, während die bösen Geister durch den Sturz Sarkasukis und der Königin-Mutter sich grausam getroffen und wie vernichtet fühlten. Doch an keinem Orte war wohl die Freude größer als in der Wohnung Nur-Singhs und seiner Frau; nie waren zwei Menschen des elenden Lebens so überdrüssig wie diese beiden, und als zum erstenmal statt des fortan schlechtgebackenen Kuchens von grobem Mehl eine dampfende Schüssel mit Reis nebst köstlichen Früchten und feinen Gewürzen vor ihnen auf dem Ehtisch stand, da wußten sie, daß Basnak-Dau seine Macht wiedergewonnen hatte.

*

Diese Lieblingsgeschichte des Volks in Hindustan wird in verschiedener Weise erzählt; so wie sie hier nach dem „Asiatic Journal" wiedergegeben ist, kommt sie fast wörtlich aus dem Munde der Frau eines Wäschers in Benares.

Die Trümmerstädte in Yucatan. *)

Erster Abschnitt.

Das Interesse, das durch die von Zeit zu Zeit in Yucatan und Mittelamerika entdeckten riesenhaften Ruinen rege gemacht ist, scheint eben durch das, woran es sich nähert, zu wachsen. Das darf auch nicht Wunder nehmen, denn jeder nachkommende Forscher und Ausbeuter vermehrt nur unser Staunen und unsere Rathlosigkeit; ja man kann mit gutem Grunde glauben, daß der Boden ein verhältnißmäßig noch jungfräulicher und eine Unzahl den bis jetzt entdeckten an Pracht und Ausdehnung vollkommen gleicher Denkmale in dem wilden Innern noch gänzlich unbekannt ist. Ein zufälliger Reisender kann das Land nach keiner Richtung hin durchziehen, ohne auf Ruinen — Ruinen von Städten, Tempeln, Thürmen, Grabhügeln, pyramidenartigen Gebäuden, befestigten Lagern — regelmäßige, oft von gediegener Maurerarbeit aufgeführte Werke — zu stoßen. Dann, und sehr natürlich, kommen die Fragen, von wem und in welcher Zeit wurden diese Bauwerke errichtet? Wir wollen vor der Hand die vielen Speculationen und Theorien, zu denen der Gegenstand Anlaß gab, außer Betrachtung lassen. Es ist nicht so sehr das Alter der verschiedenen Bauwerke, was uns in Verlegenheit setzt, als vielmehr die Frage, wie sie im Laufe weniger Jahrhunderte so ganz und gar in Trümmer gefallen, die Civilisation, die sie emporsteigen ließ, so durchaus zu Grunde gegangen und alle Ueberlieferung von ihrem Gebrauch und ihrer Geschichte in Vergessenheit gerathen seyn können? Uns scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie von dem Volke errichtet wurden, welches im Besitz des Landes zur Zeit seiner Eroberung durch die Spanier war. Die ersten Eroberer gedenken ihrer mit deutlichen Worten nicht als Ruinen, sondern als Bauwerke, welche Bewunderung und Staunen erregt hätten. Sie werden als Tempel beschrieben, während von den Privatwohnungen des Volks gesagt wird, sie seyen von Holz gebaut und mit Pflanzenstoffen gedeckt gewesen, und es läßt sich nur annehmen, daß eine religiöse Kaste, ein Priesterorden, in welchem, wie in dem europäischen Clerus des Mittelalters, alle Kenntniß und alle Wissenschaft ihren Mittelpunkt hatten, sie aufführte und zu seinem Gebrauche aneignete, und daß mit ihm sie untergingen. Stephens**) hat als Beweis hiefür auf die Erzählungen der ersten Abenteurer sich bezogen und viele Stellen aus Herrera angeführt, welche deutlich diese Gebäude

*) Von K. v. K., nach dem Londoner Athenäum vom 17 und 24 Dec. 1842 und den so eben (New-York und London) erschienenen „Rambles in Yucatan, including a Visit to the remarkable Ruins of Chi-Chen, Kobah, Zagi and Uxmol, by B. W. Norman. Ein Octavband mit vielen bildlichen Darstellungen.

**) In seinem bekannten (auch im Ausland erwähnten) 1841 erschienenen Werke „Incidents of Travels in Central America."

beschreiben: andere, nicht minder wichtige, sind ihm, unseres Bedünkens, entgangen. So bemerkt Juan de Grijalva, als er im Jahre 1518 zu Cozumel landete, „sie hätten unterschiedliche gottesdienstliche Orte, Tempel und insbesondere einen gesehen, der in Gestalt einem viereckigen Thurme geglichen, breit unten und hohl oben, mit vier großen Fenstern und Galerien, und in dem hohlen Theil, der die Capelle vorgestellt, seyen die Götzen gewesen, hinter denen eine Art Sacristei angebracht, allwo die zum Tempeldienst gehörigen Sachen aufbewahrt worden; unten sey eine Umfangung von Kalk und Mauersteinen, mit Zinnen und verputzt, gewesen" u. dgl. m.; und an einer andern Stelle: „sie seyen an der Küste hingefahren, sehr erstaunt große und schöne Gutlichkeiten von Kalk und Mauersteinen mit unterschiedlichen hohen Thürmen zu sehen, weßwegen auch, da bis daher nichts desgleichen in den Indien ersehen worden, sie gesagt, sie hätten ein neues Spanien gefunden." Doch es wird sich eine andere und bessere Gelegenheit *) zur weiteren Berühmung dieses Gegenstandes ergeben; unser nächster Zweck ist nur, mit einigen jüngst geschehenen und wichtigen Entreckungen bekannt zu machen.

Hr. Norman, aus dessen Erzählung die unten folgenden Mittheilungen ausgezogen sind, dachte nicht daran, als er die Vereinigten Staaten verließ, Yucatan zu besuchen. Der Zufall führte ihn dorthin, und da ihn gleich zufällige Umstände mit einigen der wunderbaren Denkmäler, durch welche das Land so auffallend sich auszeichnet, bekannt gemacht hatten, so hielt er es für recht, seine Entdeckungen zu veröffentlichen. Auf die Vorbildung eines wissenschaftlichen Reisenden macht er keinen Anspruch — seine Vorkenntnisse und seine Mittel der Beobachtung waren, wie er nicht verhehlt, gleich beschränkt — ein Messer, ein Compaß, ein Bleistift und ein Notizenbuch waren alle seine Hülfsmittel und Behelfe. Er war gerade zu Valladolid, hörte da von einigen Ruinen in der Nachbarschaft reden, und entschloß sich, sie zu besuchen. Hören wir ihn nun selbst.

Die Ruinen von Chi-Chen. **)

Wie ich mich Chi-Chen näherte und davon kaum 4 bis 5 englische Meilen mehr entfernt war, sah ich schon überall den Weg mit Säulen, großen behauenen Steinen u. s. w., die mit Buschwerk und langem Grase überwachsen waren, bestreut. Bei unserer Ankunft Mittags wurden wir auf der Hacienda vom Mayor-domo aufs herzlichste empfangen: die Pferde wurden in gute Obhut gebracht und mich führte man nach einem zum voraus für mein Kommen bereiteten Quartier. Es war dieß in der Kirche nahebei, in der sogenannten Sacristei, und als ein recht bequemes Gemach erfand ich's für meine Zwecke. Diese Kirche steht auf einer Bodenerhöhung, die das Land auf eine beträchtliche Strecke umher, die Hacienda und die merkwürdigsten Ruinen aller Zeiten und Erdtheile mit inbegriffen, überschaut.

Als ich in den Gang der Hacienda gelangte, boten mir Wände und Estrich ein recht eigenes Aussehen. Hier erschien eine wunderliche, ja erschreckende Gestalt, der Gott vielleicht eines verschollenen Volks, und da eine schöne Rosette, und selbst unter meinen Füßen waren Stücke von gewölbtem Steinwerk und Bilderschriften, die — dünkte mir — sich bestrebten, mir das Verständniß der Geschichte ihrer wundervollen Entstehung zu erschließen. Im Bereich des Auges sah man die Bruchstücke und Zierrathen von Pfeilern, die einst das Prachtschloß eines stolzen Kaziken verschönert haben mochten, in die rohe Wand einer armen Indianerhütte eingesteckt!

Am Morgen des 10 Februars lenkte ich meine Schritte zum erstenmal den Ruinen der uralten Stadt Chi-Chen zu. (Chi-Chen bedeutet die Mündung eines Brunnens; Ihn, was der Name eines der alten Besitzer dieser Ruinen seyn soll, wird bisweilen von den Eingeborenen beigesetzt.) Bei meiner Ankunft in der nächsten Umgebung fand ich mich genöthigt, mir meinen Weg durch ein fast undurchdringliches Dickicht von Unterholz und Strauchwerk, das mit starken Ranken und Reben durchschlungen und verbunden war, auszuhauen, in welcher mühevollen Arbeit mir mein fleißiger Gehülfe und Geführte José treulich beistand. Es gelang mir endlich einen Durchweg zu bahnen, und nach wenigen Stunden fand ich mich vor den gesuchten Ruinen. Fünf Tage wanderte ich unter diesen zerbröckelnden Denkmalen einer Stadt auf und ab, die — wie ich getrost sagen mag — eine der größten, die die Welt je sah, gewesen seyn muß. Ich schaute vor mir auf einem Umkreis von vielen Meilen im Durchmesser *) die Mauern von mehr oder minder zerfallenen Palästen, Tempeln und Pyramiden. Die Erde war, so weit das Auge zu unterscheiden vermochte, mit theils zerbrochenen, theils noch fast erhaltenen Säulen überstreut, die da wie vom Geiste der Verödung, der über dieser schauerlich hehren Einsamkeit waltete, hingepflanzt waren. Inmitten dieser feierlichen Gedächtnißmale vergangener Menschengeschlechter, welche starben und keine Merkzeichen als diese nachließen, gewahrte man keine Spur wehenden Lebens außer den Fledermäusen, Eidechsen und Schlangen, die dann und wann aus den Ritzen der wankenden Mauern und bröckelnden Steine, welche unten an ihnen hingestreut lagen, hervorkamen. Keine Spuren menschlicher Fußtritte, keine Zeichen früherer Besucher ließen sich erkennen; auch mag man mit gutem Grunde glauben, daß keiner, dessen Zeugniß von der Thatsache der Welt mitgetheilt worden, je zuvor das Schweigen unterbrochen habe, das über diesen heiligen Gräbern einer verschollenen Volksgesittung herrschte. Als ich um mich schaute und diesen Betrachtungen nachhing, fühlte ich mich von ehrfurchtsvollem Schweigen durchdrungen ... Lange Zeit benahm mir die wimmelnde Masse von Gegenständen, die mir auf Geist und Sinn sich eindrängten, das Vermögen, sie im einzelnen zu betrachten, zu erfassen. Erst nach Verfluß mehrerer Stunden war meine Neugierde so weit gemeistert, daß ich im Stande war, sie einigermaßen genauer zu besichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Künstliche Erzeugung von Trüffeln. Man nennt einen Gutsbesitzer in der Dordogne, der ein Mittel gefunden habe, die Trüffeln eben so wie andere Vegetabilien anzupflanzen. Man weiß jetzt, daß sie in der Nähe oder im Schatten einer besondern Eichenart gedeihen. Der oben erwähnte Gutsbesitzer hat schon vor mehreren Jahren eine große Anzahl dieser Eichen auf seinem Grund und Boden gepflanzt, und man versichert, er habe im vorigen Jahre für 100,000 Fr. Trüffeln verkauft, und hoffe, im nächsten Jahre das Doppelte zu verkaufen. (Voleur vom 30 Januar.)

*) Bei Besprechung der neuen (zweiten) Forschungsreise Stephens' in Mittelamerika, dessen Bericht Ende Decembers u. d. T. „Second Visit to Central America, with 120 Plates by Catherwood," in 2 Octavbänden bei Murray in London ausgegeben werden wird.

**) Der Uebersetzer hat, Irrungen zu vermeiden, die Schreibung des Originals bei diesen Eigennamen beibehalten: die Aussprache würde Tschitschen seyn.

*) For a circuit of many miles in diameter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1843.

Die Negerauswanderung nach Westindien.

In der Geschichte des Sklavenhandels und der Bemühungen zu seiner Unterdrückung, so wie in Bezug auf die Streitigkeiten welche das Durchsuchungsrecht in neuester Zeit erregt haben, ist es eine merkwürdige, für die englische Regierung von vielen Verlegenheiten begleitete Erscheinung, daß zwischen ihr und den eifrigen Freunden der Neger endlich ein entschiedener Kampf ausgebrochen ist, in welchem die Regierung nicht einmal die volle Unterstützung der Pflanzerpartei besitzt, sondern einen fatalen Mittelweg eingeschlagen hat, wobei ihre gerühmte Humanität auf der einen und das Schicksal der westindischen Colonien gleich schlecht fährt. Wir haben früher schon erwähnt, daß im vorigen Jahre zwei Parlamentscommittees niedergesetzt wurden, von denen die eine den ökonomischen Zustand Westindiens, die andere die Lage und Verhältnisse der englischen Niederlassungen auf der Westküste Afrika's untersuchen sollte. Der Zweck war kein anderer als eine Auswanderung von afrikanischen Negern nach Westindien unter Regierungsaufsicht einzuleiten. Gegen Ende des vorigen Jahrs verbreitete sich nun das Gerücht, daß die englische Regierung entschlossen sey, auf die Resultate der beiden Parlamentscommittes hin die Auswanderung beginnen zu lassen. Die erste officielle Anregung hievon ist die Bekanntmachung einer Reihe von Vorschlägen, 30 an der Zahl, welche eine Deputation von Pflanzern dem Colonialminister Lord Stanley einhändigte, und welche dieser, wie in einer Capitulationsverhandlung, theils zugestand, theils modificirte, theils ganz abschlug. Die Specialitäten können wir für den Augenblick übergehen, und bemerken bloß, daß Lord Stanley's Absicht bei seinen Antworten dahin ging, dieser Auswanderung den Charakter eines neuen Sklavenhandels möglichst zu nehmen, obgleich es in der Natur der Sache liegt, daß dieser Charakter sich nicht so leicht austilgen läßt. Was zu erwarten war, geschah; die Bekanntmachung der oben erwähnten Vorschläge erfolgte am 7 Jan., die strengern Negerfreunde nahmen Anstoß an der Maßregel und der Anti-Slavery-Reporter vom 11 Jan. d. J. enthielt eine darauf bezügliche Mittheilung, worin es heißt: „Das Gerücht hat sich nun bewährt. Lord Stanley ist endlich vermocht worden die Einwilligung der Regierung Ihrer Majestät zu einem Plan der Auswanderung von Afrika nach Westindien zu erklären. Unserer Ansicht nach ist der Plan, wenn auch von der Regierung geleitet, eher geeignet, den Sklavenhandel an der Küste von Afrika zu vermehren, und eine neue Form von Sklaverei in den brittischen Colonien zu begründen.“ Diese Behauptung, wenigstens der erstere Theil, ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Die Auswanderung von Negern, welche bei dem gesellschaftlichen Zustand Afrika's nur in wenigen Fällen ganz freiwillig seyn kann, muß nämlich, wenn die Zahl der Auswanderer bedeutend wird, dieselben Folgen in Afrika nach sich ziehen, wie der Sklavenhandel, nämlich innere Kriege, um sich Auswanderer, d. h. im afrikanischen Sinne Sklaven, zu verschaffen. Den zweiten Theil der Beschuldigung halten wir für ungegründet, nicht als ob die nach Westindien ausgeführten Neger daselbst vorerst etwas Besseres als Sklaven seyn würden, sondern weil dieser Zustand der Sklaverei in den meisten Fällen besser als der Zustand der Schwarzen in Afrika ist, und zweitens weil derselbe nur wenige Jahre dauern kann und die Einwanderer dann in die große Masse freier westindischer Neger übergehen werden. Die Richtigkeit dieser Ansicht scheint aus der allgemeinen Erfahrung hervorzugehen, daß die Bozales in Amerika nie zum Aufstand geneigt sind, wohl aber die Creolenneger, daß also in den meisten Fällen das Loos der Neger in Amerika eher besser als schlechter ist, wie in Afrika.

Damit haben wir es indeß hier für den Augenblick nicht zu thun, sondern mit der Stellung, in welche sich die Regierung durch den Schritt und die Art, wie sie ihn gethan, versetzt hat, namentlich in ihrem Verhältniß zu fremden Staaten. Das erste wird die Beschuldigung seyn, daß sie in der Frage über Sklavenhandel und Durchsuchungsrecht nicht aus Humanitätsgründen handle, wie aus den Angriffen der Anti-Slavery-Gesellschaft deutlich hervorgehe, daß sie zum Vortheil der englischen Pflanzer einen neuen Sklavenhandel nicht nur zulasse, sondern selbst leite, während sie andern Nationen die Ueberführung von Sklaven nach Amerika verbiete, ja sogar ein französisches Schiff weggenommen habe, das im Jahre 1839

Digitized by Google

oder 1840 Neger, die mit Bewilligung des französischen Gouverneurs am Senegal zur Arbeit gemiethet worden waren, nach Cayenne bringen sollte. Daraus ergibt sich ferner ein weit ernsterer Einwurf gegen die Maaßregel: wenn England die Zufuhr afrikanischer Arbeiter in seine Colonien gestattet, mit welchem Rechte will es dasselbe andern Ländern, z. B. Brasilien und Cuba, wehren? England kann in dieser Beziehung nichts für sich anführen, als daß in seinen Colonien die Sklaven emancipirt, und daß somit nicht zu fürchten sey, daß die eingeführten Neger wiederum Sklaven werden; aber man wird entgegnen: in Cuba und in Brasilien gibt es auch freie Farbige in großer Anzahl, und die eingeführten Neger sollen so frei werden, wie diese. Ist der Unterschied zwischen dem, was Engländer, Spanier und Brasilianer thun so groß, daß er England das Recht gibt, die andern an der Herüberführung von schwarzen Arbeitern aus Afrika zu hindern? England wird vielleicht diesen Unterschied behaupten, aber die andern werden ihn läugnen, und wer soll dann den Streit entscheiden? Das Recht des Stärkern? Oder wird England seine ganze bisherige Politik in Betreff des Sklavenhandels aufgeben? Mit Einem Wort, die Spaltung zwischen den Interessen und dem vorangestellten Humanitätsprincip ist da: wenn die Engländer nicht eine größere Zahl Arbeiter, und zwar schwarze, für ihre westindischen Besitzungen erhalten, so geht der große Plantagenbau, welcher seit zwei Jahrhunderten den Reichthum der Inseln ausmacht, zu Grunde; führen sie aber schwarze Arbeiter aus Afrika ein, so geben sie ihre bisherige Stellung als Schirmherren der Negerfreiheit auf, und geben den Sklavenhändlern die Mittel an die Hand ihr bisheriges Gewerbe ohne fernere Belästigung von Seite der Engländer fortzusetzen, falls letztere nicht geradezu die Gewalt an die Stelle des Völkerrechts setzen wollen. Das ist die falsche Lage, in welche sich die englische Regierung sehr zur unrechten Zeit gesetzt hat, denn Amerikaner, Franzosen, Spanier und Brasilier werden nicht säumen, die obige Argumentation gegen sie zu kehren, ja dieß ist von Seite Brasiliens seit Jahren schon mehrfach geschehen, denn die Versetzung afrikanischer Negern nach Englisch-Westindien ist seit zwei Jahren im Gange, und das einzige Neue an der Sache ist jetzt, daß Lord Stanley die Angelegenheit von Regierungswegen regeln will.

In England macht man dem Minister besonders zum Vorwurf, daß die ganze Maaßregel in einer unofficiellen Form vor das Publicum kommt, durch die bloße Bekanntmachung der betreffenden Correspondenz in öffentlichen Blättern, sie tritt ins Leben nicht als eine große parlamentarische Maaßregel, sondern als eine reglementarische Verordnung eines einzelnen Ministers, die von einem spätern Minister wieder umgestoßen werden kann. Die Ansicht derer, welche dem Minister diesen Vorwurf machen — und es sind dieselben, welche diese Maaßregeln seit drei Jahren offen vor aller Welt vertheidigt haben — geht also dahin, daß man gestützt auf die Berichte der beiden oben erwähnten Committees mit einer umfassenden Maaßregel hätte vor das Parlament treten, und solche von diesem hätte sanctioniren lassen sollen. Vertheidigungsgründe für eine solche Maaßregel, auch aus dem Gesichtspunkte der Humanität, hätten sich wohl anführen lassen, um so mehr als dieselbe von einer offenen Erklärung hätte begleitet seyn müssen, daß Schwarze (und Farbige überhaupt) in Englisch-Westindien durchaus gleiche Rechte mit den Weißen genießen sollten. Gestützt auf eine feierliche Parlamentsmaaßregel und unter Zugabe von Instituten in Westindien, die wesentlich geeignet wären, den sittlichen und geistigen Zustand der Neger zu verbessern, hätte die englische Regierung wohl den Widerstand der Negerfreunde beseitigt, es wäre eine Vereinigung der so lange getrennten Negerfreunde und westindischen Pflanzer möglich, ja wahrscheinlich geworden, und diese Einigkeit, so wie die nicht zu läugnende Großartigkeit der Maaßregel selbst hätte auch vortheilhaft auf die Aufnahme derselben von Seite fremder Mächte gewirkt; so aber erscheint das Ganze als ein kleinliches Auskunftsmitel, um eine Anzahl westindischer Pflanzer mit der nöthigen Arbeiterzahl zu versorgen, weil sie sonst nicht mehr so viel Zucker liefern können als England braucht, und weil dieser Mangel, verbunden mit dem hohen Zoll auf fremden Zucker in England, den Preis auf eine unnatürliche Höhe hinaufschraubt.

Es ist ein großes Glück für die Menschheit und für die Negerrace insbesondere, daß ein so gewaltiger Schritt wie die Emancipation, gethan durch einen so mächtigen Staat wie England, nicht mehr zurückgethan werden kann. Viele und grade Fehler sind in der Sache begangen worden, und der größte war, daß man die Neger ohne allen Uebergang zur Freiheit führte, denn die sogenannte Lehrlingsschaft war nur eine Illusion. Die Folge dieser Thorheit hat England jetzt zu büßen: der erste Versuch, durch die wohlfeilere freie Arbeit die theurere Arbeit des Sklaven in andern Ländern zu verdrängen, ist mißlungen, nicht weil er unmöglich war, sondern weil er ohne Vorbereitung unternommen wurde. Das Bestreben der Engländer, andere Nationen, die minder großmüthig handelten und mehr auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren, mit theilnehmen zu lassen an den Folgen einer auf unkluge Weise unternommenen Emancipation ist bis jetzt gleichfalls mißlungen, und die Bemühungen ihre früheren Fehler durch neue Arbeiterzufuhr wieder gut zu machen, sind der Art, daß sie letztere unmöglich andern Völkern verweigern können, ohne offene Ungerechtigkeit zu begehen. Die Neger selbst befinden sich bei der Sache nicht übel: in Brasilien und Cuba scheint allmählich unter Zuthun der Engländer ein solcher Geist in die Neger gefahren zu seyn, daß man alles Ernstes an Zugeständnisse und Erleichterung ihres Schicksals denkt; je mehr aber diese Gedanken zur That werden, desto weniger kann England diesen Ländern verwehren künftig gleichfalls schwarze Arbeiter aus Afrika zu holen. Die Engländer verlieren dabei, aber die Neger in Westindien und die schwarze Race überhaupt gewinnen, und der Traum, daß Westindien vortheilhaft auf Afrika zurückwirken werde, kann dann allmählich zu einer Wirklichkeit werden.

Digitized by Google

Ansichten vom künftigen Leben bei den Neuseeländern.

Von Hrn. Servant, katholischem Missionär in Neuseeland, enthalten die „Annales de la Propag. de la Foi" (Jan. 1843) einige Mittheilungen über die Sitten der Neuseeländer oder wenigstens der Eingebornen um Hokianga, an welchem Ort er sich aufhielt. Ueber den Glauben an ein künftiges Leben heißt es darin: „ich habe mich überzeugt, daß die Neuseeländer stets an ein Etwas glaubten, das über die Materie erhaben sey, so wie daß ein künftiges, glückliches oder unglückliches Leben uns jenseits des Grabes erwarte. Die Reise, welche ihrer Angabe nach die Todten machen, setzt augenscheinlich diesen Glauben voraus. Nach dem Austritt aus dieser Welt nimmt der Todte den Tokuaiatau, d. h. den Weg, welcher zur Reise des Todes führt. Er kommt in einen Gang, Namens Pirita, steigt aufwärts und abwärts, ruht aus und seufzt nach dem Licht; dann setzt er sich wieder in Marsch und gelangt nach dem Hause Ana, verläßt dieß wieder und kommt zu einem Bach, dessen Gewässer klagend murmeln; er übersteigt den Hügel Herangi und ist nun in Reinga (Todtenreich, Hölle). Wenn er nun diese unter dem Meere gelegenen Ebenen verläßt, wirft er den durchsichtigen Schleier zurück, welchen man am Eingang des Wegs Motatau findet, und erreicht die Luftebenen, wo er sich an den Strahlen der Sonne erwärmt und dann zurücktritt in die Nacht, wo er der Traurigkeit, den Leiden und Krankheiten hingegeben ist. Endlich kommt er wieder auf diese Welt, um seine Gebeine zu holen, und kehrt dann auf lange Jahre nach Reinga zurück, wo er endlich zum zweitenmal und einigen Nachrichten zufolge zum drittenmal stirbt, um die Nachtreise noch einmal zu machen, und endlich in den Wurm Toke verwandelt zu werden, welchen man oft den Boden durchgraben sieht. Das Leben in Reinga ist übrigens dem gegenwärtigen Leben ganz ähnlich, man hat dieselben Bedürfnisse, dieselben Gewohnheiten, dieselben Lebensverhältnisse, daher die Hinrichtung der Sklaven beim Tode des Herrn und der Selbstmord der Frauen beim Grabe des Mannes, falls nicht Kinder ihre Sorge und Thätigkeit in Anspruch nehmen. — Es wäre hier auch der Ort, von ihrer Theogonie zu reden, aber was ich bis jetzt darüber erfahren habe, ist so unzusammenhängend, daß ich keine Ordnung hineinbringen konnte."

Brand durch Aërolithen.

Der Moniteur industriel vom 2 Februar enthält folgende nicht uninteressante Nachricht. „Mehrere Brände waren in der Umgegend von Bassy ausgekommen, und der Friedensrichter des Kantons von Montierrandee begab sich an Ort und Stelle, um die Ursachen zu erforschen. Die sorgsamsten Nachforschungen bewiesen indeß, daß hier keine Bosheit im Spiel sey, und da zu gleicher Zeit mehrere Aërolithen im Lande gefallen waren, so schrieb der Friedensrichter an die Akademie, er halte es für wahrscheinlich, daß die Brände durch den Fall entzündeter Meteore entstanden seyen. Bei Gelegenheit dieser Mittheilung, die ein gewisses juridisches Interesse haben kann, erzählte Arago, er habe sich im verflossenen November auf einem Landhause in der Nähe von Paris befunden und sey von dem Maire der Gemeinde befragt worden, ob er es für möglich halte, daß ein Kornschober durch den Fall eines entzündeten Meteors in Brand gesteckt werden könne; mehrere in der Nähe dieses Schobers spielende Kinder hatten nämlich zuversichtlich behauptet, sie hätten eine Sternschnuppe auf den Schober niederfallen und ihn augenblicklich das Feuer mittheilen sehen. Arago stellte die Möglichkeit nicht in Abrede, und nun wurden, in Betracht der umständlichen Aussagen der Kinder, die Untersuchungen gegen einige übelberüchtigte Personen, gegen welche aber kein weiterer Grund vorlag, eingestellt.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Fortsetzung.)

Die Indianer aus vielen Stunden in der Runde kamen, als sie von meiner Ankunft hörten, täglich mich zu besuchen, allein der Zweck meines Mühens ging gänzlich über ihre Fassungskraft. Sie gaben scharf auf jede meiner Bewegungen Acht, wobei sie einander dann und wann mit der Miene ungeheuchelten Erstaunens anblickten; ob aber eine Erklärung an den Gesichtern ihrer Nachbaen abzulesen, oder um ihre Verachtung über mein Treiben auszudrücken, darüber habe ich mir bis zur Stunde im Zweifel zu bleiben erlaubt. Von den Erbauern oder Bewohnern dieser Gebäude, die in Trümmern um sie lagen, hatten sie nicht die leiseste Idee; auch schien ihnen die Frage noch nie früher gekommen zu seyn. Nach dem sorgfältigsten Nachforschen konnte ich keine Ueberlieferungen, keine abergläubischen Meinungen, keine Sagen irgend einer Art auffinden... Alle Verbindung mit der Vergangenheit scheint hier abgeschnitten. Auch blieb jede Spur der Erinnerung, die ich in Bezug auf ihre Vorfahren oder die frühern Inhaber dieser mächtigen Paläste und Denkmälertempel anzuschlagen versuchte, selbst bei den ältesten Indianern der Umgegend ohne Wiederhall. Da denn meine Erwartungen von dieser Seite her fehlgeschlagen hatten, so schlug ich ohne Säumen den einzigen Weg ein, der mich einer möglichen Lösung dieser feierlichen Steinräthsel zuführen dürfte. Ich beschloß, mich einer sorgfältigen Untersuchung dieser Ruinen im einzelnen zu widmen.

Mein erstes Studium machte ich an den Ruinen des Tempels. Die Namen, mit denen ich diese Ruinen bezeichnet habe, nahm und bildete ich mir von ihrer besondern Bauart und den Zwecken, für welche ich sie mir entworfen vermuthete. Diese Ueberbleibsel bestehen aus vier deutlich geschiedenen Mauern. Ich trat an einer Oeffnung in der westlichen Ecke ein, welche mir der Haupteingang zu seyn schien, und dachte mir aus den gebrochenen Wänden, Decken und noch stehenden Pfeilern, daß das entgegengesetzte Ende der Platz für den Schrein oder Altar gewesen sey. Die Entfernung zwischen diesen beiden Enden beträgt 450 Fuß. Die Mauern stehen auf einer erhöhten Grundlage von ungefähr 16 Fuß. Von dem Eingang oder Westende steht noch ungefähr die Hälfte; das Innere zeigt zerfallene Gemächer und nicht ganz entstellte Täfeldecken. Das Aeußere besteht aus großen, schön behauenen und in Leisten und Simswerk gelegten Steinen. Das entgegengesetzte oder Altarende besteht aus ähnlichen Mauern, hat aber zwei reich ausgr-

Digitized by Google

meißelte Pfeiler, die durch die einstürzenden Trümmer sehr verunstaltet sind — nur 6 Fuß bleiben sichtbar über ihnen. Diese Pfeiler haben ungefähr 2 Fuß im Durchmesser. Die Mauern umhingen Massen von ausgemeißelten und von behauenen Steinen, zerbrochenen Säulen und Zierrathen, welche von den Mauern selbst abgefallen und von einem wuchernden üppigen Pflanzenwuchse, ja selbst von Bäumen bedeckt sind durch die ich mir mit meinem Indianermesser meinen Weg ausschneiden mußte. Hinter den Pfeilern sind die Ueberbleibsel eines Gemachs, von dem nur noch der hintere Theil der Decke vorhanden ist, immer aber noch so viel, um zu zeigen, daß sie von seltener schöner Arbeit war. Die südliche oder rechter Hand vom Eingang befindliche Mauer ist noch am besten erhalten, ihr höchster noch stehender Theil ist etwa 50 Fuß; hier sieht man auch noch die Ueberreste von Gemächern. Die andern Theile zu beiden Seiten sind etwa 26 Fuß hoch, 250 Fuß lang und 16 dick, und ungefähr 130 Fuß von einander. Die Innenseite oder innere Oberfläche dieser Mauern ist ganz schadlos, schön mit platten, gleichförmig in ungefähr 2 Fuß großen Vierecken gehauenem Stein ausgeführt. Ungefähr im Mittelpunkte dieser Mauern, auf beiden Seiten fast ganz oben, sind Steinringe angebracht, die aus einem ungeheuren Block ausgegraben und in die Mauer an einem langen (ein Stück mit ihnen bildenden) Schaft oder Stiel eingefügt sind und von ihr etwa 4 Fuß vorstehen. Diese Steinringe *) haben ungefähr 4 Fuß im Durchmesser und 2 in der Dicke — ihre Flächen sind zierlich ausgemeißelt. Die äußersten Enden der Seitenmauern stehen ungefähr gleich weit von denen der Altarstelle und des Eingangsorts ab. Der Raum dazwischen ist mit Steinen und Mauerschutt ausgefüllt, zeigt aber einen Zusammenhang in der Gestalt einer gekrümmten Linie. In dem von diesen Mauern gebildeten Raume sind Aufhäufungen von Steinen, ungenscheinlich ein Theil von ihnen; doch aber nicht so viele, um die Vermuthung zu unterstützen, daß dieser ungeheure Tempel je umfangen war. An der äußern Basis der Südmauer sind die Ueberreste eines Gemachs, dessen eine Seite nebst der die Ecke bildenden Decke ganz wohlerhalten ist und 14 Fuß in die Länge und 6 in die Breite mißt. Die noch vorhandenen Theile sind mit bemeißelten, ungefähr 1 Fuß ins Gevierte großen Steinblöcken ausgeführt, welche Indianergestalten darstellen mit Federkopfschmuck, die Nasen mit Ringen geziert, in der einen Hand Bogen und Pfeile, in der andern ein Tonwerkzeug, ähnlich den bei den gegenwärtigen indianischen Bewohnern des Landes üblichen. Zwischen diesen Gestalten waren da und dort Thiere, die Krokodilen glichen, angebracht. Nahe bei diesem Gemach fand ich einen viereckigen Pfeiler, von dem nur 5 Fuß über dem Getrümmer emporstunden. Er war auf allen Seiten mit Indianergestalten, in Lebensgröße und dem Anschein nach in kriegerischen Stellungen, bemeißelt. Bruchstücke ähnlicher Art lagen zerstreut in der Nähe umher. Von diesem Gemach ohne Fundament aus bog ich herum und stieg über mächtige Aufhäufungen der brückelnden Trümmer aufwärts, indem ich mich an den Resten von Bäumen, von denen sie überwachsen sind, oben auf die Mauer hinaufzog; dort fand ich einen Thürgang, voll von Steinen und Schutt, schaffte diese mit schwerer Mühe bei Seite und bahnte mir den Eintritt in ein 8 Fuß langes und 24 Fuß breites Gemach, dessen Decke von der schaefwinkeligen Bogenform und mit Lagen von platten Steinen ausgefüttert war. Die Wände waren hübsch mit reich verzierten Quadern ausgeführt; selbst jetzt noch konnte man die Köpfe von Indianern mit Schilden und Speeren deutlich in der Bemalung erkennen. Die viereckigen Pfeiler des Thüreganys sind mit Indianern, Binsen, Randeinfassungen und Lanzenspitzen, welche mir alle einst bemalt zu seyn schienen, ausgemeißelt. Die Oberschwelle des Eingangs ist von Suport-Holz. *) schön geschnitzt und gut erhalten. Einer der indianischen Kopfschmucke bestand aus einer Mütze und Federn. Gerade vor dem Thürgange steht ein Theil von einer Säule, an der weder Aufsatz noch Sockel angebracht war. Sie hielt ungefähr 3 Fuß im Durchmesser; ihre ganze Oberfläche war mit Meißelschrift bedeckt; diese war aber so verwischt, daß sich die Zeilen nicht verfolgen ließen. Nur vier Fuß von ihrer Länge ließen sich entdecken; sie war ungenscheinlich sehr tief hinab in den Trümmern vergraben. Eine Menge Quader und andere Steine, mannichfaltig und schön bemeißelt, lagen bunt übereinander bei dieser Säule.

Von der Außenseite dieser Mauern ist noch ein hinlänglicher Theil vorhanden, um die schöne und kunstreiche Arbeit der Karniese und Täfelungen zu zeigen, wirwohl letztere vielfach zerbrochen und verunstaltet sind. Sie bestehen aus ungeheuren, mit der größten Regelmäßigkeit und Genauigkeit aufgesetzten Steinblöcken, deren Vorderflächen mit Binsen, Randverzierungen und Thieren untermengt sind. Von diesem Theil der Ruinen aus hieb ich mir durch eine dichte Masse von Bäumen und Pflanzenwuchs Bahn nach dem östlichen Ende der Mauern, die oben sehr zerfallen und da und dort mit Aufhäufungen von zerbrochenen Hausteinen verlegt waren. Bei meiner Zurückkunft stieg ich und ging an dem Außenfundament der Mauer entlang hinunter zu dem hintern Theil des Scheins und über ungeheure behauene und bemeißelte Steinblöcke, von denen einige ohne Zweifel die Halter (butments) von Altarwänden waren; denn ähnliche Blöcke waren nicht weit davon zu solchen Zwecken verwendet. Ich kehrte an der Außenseite der nördlichen Mauer zurück. Die ganze Distanz war mit Haufen von Trümmern, die mit Bäumen und Rebengeschlingen überwachsen waren und durch die ich mir meinen Weg nur mit größter Schwierigkeit bahnte, ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach der dem Original beigegebenen Abbildung sehen sie hübsch gearbeiteten Mühlsteinen ähnlich, nur daß sie den erwähnten langen Stiel oder Schaft haben.

Miscellen.

Ackerbaugesellschaft. Der König von Sardinien hat eine Ackerbaugesellschaft gegründet, deren Hauptsitz Turin ist. Ein großer Congreß von Ackerbauern soll jedes Jahr in verschiedenen Distrikten gehalten werden, so daß die Versammlung nach und nach in allen Theilen des Staates abgehalten wird. Unter Aufsicht dieser Versammlung sollen auch Ackerbauschulen gegründet werden. (Monit. industr. vom 2 Februar.)

Neue Pflasterungsmethode. Man macht gegenwärtig in der Straße Faubourg-Montmartre zu Paris einen Pflasterungsversuch, der von den bisherigen abweicht, indem zwischen jeden Pflasterstein statt eines Cements eine dünne Platte aus Tannenholz gestellt wird. (ibid. vom 29 Januar.)

*) „Ich fand — bemerkt Hr. Norman — daß das Holz des Suport- (Zaporte-) Baumes an diesen Gebäuden ausschließlich zu Oberschwellen und Querbalken, sonst aber zu nichts verwendet worden war. An mehrern dieser noch vorhandenen Balken sind man fein ausgearbeitete Schnitzereien. Das genannte Holz ist bekannt wegen seiner merkwürdigen Dauerhaftigkeit und Solidität.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1843.

Oeffentliche Eß- und Trinkanstalten in Paris.

Die Anstalten zum Lebensgenuß für alle Stände in Paris sind unzählig. Den ersten Rang nehmen die Speisehäuser ein und man berechnet ihre Anzahl auf 600. Fast alle unverheiratheten und jungen Männer in Paris, diejenigen Leute aus den Departements, welche hier auf einige Zeit bleiben, und die meisten Fremden essen in öffentlichen Speisehäusern. Nur die Verheuratheten, welche noch keine eigene Wirthschaft führen, und Fremde, die ihre Weiber mit sich führen, lassen sich entweder das Essen für sich machen, wenn dazu Gelegenheit ist, oder aus einer Speisewirthschaft holen, denn nicht sehr häufig sieht man in Speisehäusern Damen unter den Männern, da sie hingegen in Kaffeehäusern mit diesen gleichen Schritt halten. Hier in Paris ist alles mehr abgesondert und sind alle Zweige mehr geschieden als an kleineren Orten, und man hat selten alles so beisammen, wie dort, wo man in demselben Hause logiren, essen, frühstücken und Kaffee trinken kann. Was man anderswo Gasthäuser nennt, gibt es hier fast gar nicht, sondern diese werden wieder in drei, vier besondere Wirthschaften zerlegt. Die großen Fremdenhäuser, welche unter dem Namen Hôtels laufen, schränken sich meistens auf das Vermiethen ganz ausgerüsteter Wohnungen und die Geschäfte und Störungen, welche damit verbunden sind, ein, und haben freilich auch genug damit zu thun. Sehr wenige dieser Häuser, z. B. die vornehmen Hotels der Friedens- und Rivolistraße, des Platzes Vendome, der Richelieustraße u. s. w. sind so eingerichtet, daß unten im Hause auch gespeist wird, weil es in Paris wirklich kaum der Mühe werth ist in den Hotels zugleich einen Speisetisch zu halten, da doch die meisten Fremden, mit Ausnahme der Engländer, selten zu Hause sind, und immer den lebendigsten Tisch vorziehen. Ist indessen diese Speisewirthschaft eingerichtet, so hält sie doch der Besitzer des Hauses fast nie selbst, sondern hat sie in der Regel an Jemand verpachtet, welcher für Leibesnahrung und Nothdurft der Hausbewohner sorgt. In kleinen Hotels, besonders denen der Vorstadt Saint-Germain, nimmt der Eigenthümer gern einen Theil seiner Miethsleute an den Tisch, um auf diese Art für sich selbst und seine Familie das freie Mitessen zu haben; aber ich rathe einem Jeden sich darauf nicht einzulassen, noch auf das andere, sein Essen sich aus der Küche der Hotelspeisewirthschaft holen zu lassen. Denn was man an Speise und Trank aus dem Hotel kommen läßt, ist gewöhnlich viel theurer, als was man außer dem Hause bekommen kann. Ebenso binde man sich an keinen bestimmten Tisch in einem Hôtel, denn für den Fremden haben diese festen Wirthstafeln das Nachtheilige, daß er der Mannichfaltigkeit und Neuheit der Gesellschaft entbehrt, warum es ihm doch am meisten zu thun seyn muß. Er lebt zwar billiger an Table d'Hôte, da man hier um 6 Franken eine sehr gute, um 3 Fr. schon eine hinreichende, oft auch sehr schmackhafte Küche mit Wein hat; aber gewinnt er auch an jeder Mahlzeit einen bis anderthalb Franken, so ist der Verlust doch weit größer, den er durch eine so unzeitige Sparsamkeit und Bequemlichkeit leidet. Wo die besten, die besuchtesten und elegantesten Speisehäuser sind, wo man gewöhnlich auch am meisten bezahlen muß, dahin gehe er essen, wenn es sich irgend mit seinen Geldmitteln vereinbart, und erspare lieber an andern Artikeln der täglichen Ausgaben, um hier keinem nachstehen zu müssen. Diese Lebensweise ist für diejenigen, welche es bezahlen können, bei weitem die angenehmste in Paris. Man ißt da für sein Geld bei völliger Unabhängigkeit und ganz nach seinem Sinn und Willen und, wäre man auch ein großer Gourmand, ebenso gut und fein bewirthet, als man es bei den größten Tafeln, oft mitten unter der lusttödtenden Langeweile nur immer seyn kann, und wenn man die Kosten des Wagens und der Kleidung mit in Anschlag bringt, manchmal auch wohl eben nicht mit größeren Ausgaben.

Die berühmtesten Speisehäuser sind im Palais-Royal und in der Nähe desselben, Véfour, Véry, die Freres Provençaux, Parip; den vornehmsten Ausschuß der Speisewirthschaften bilden indeß heutzutage die Maison dorée, das Café de Paris, das Café anglais, das Café de Foy, das Café Douix und Café Cardinal auf dem Boulevard des Italiens. Die Mode, die oberste Schiedsrichterin in allen Sachen des Geschmacks, hat diese prächtigen Etablissements der Boulevards in besondern

Digitized by Google

Schutz genommen, die vermöge dieser Gunst ihre älteren Nebenbuhler des Palais-Royal ausgestochen, und wenn auch nicht an Eleganz, doch an Frequenz übertreffen. Sonst sind als culinarische Superioritäten und Specialitäten anzumerken: der Rocher de Cancale in der Rue Mandar für bestellte feine Essen und besonders für Fische; das Cadran bleu auf dem Boulevard du Temple, und die Vendanges de Bourgogne am Canal Saint-Martin, für große Mittagessen, sogenannte Repas de Corps und Bankette; der Bœuf à la mode in der Rue Valois für provençalische, Terré in der Rue-neuve-des-petits-champs für spanische, Broggi in der Rue Lepelletier für italienische, Woods auf dem Platz des Italiens für englische Küche, Seran in der Rue de Tracy für altfranzösische Hausmannskost.

Man kennt diese Speisewirthe unter dem Namen „Restaurateurs." Sie sind erst seit der Revolution von 1789 in Schwung gekommen. In der abscheulichen Schreckenszeit, wo man weder Feuer noch Licht zu Hause hatte, und denen, die das nicht erwünscht fanden, noch obendrein das Lebenslicht ausgeblasen wurde, gab es natürlich wenig Privatküchenherde, wo gebraten und gesotten wurde. Damals mußte alles entfernt werden, was nur einigermaßen an die alte königliche oder aristokratische Zeit erinnerte, also vor allen Dingen das Dienstpersonal. Eine Köchin im Hause zu behalten war vornehm, folglich lebensgefährlich, und diesem Umstande verdanken die Restaurateurs hauptsächlich ihre Wichtigkeit und erste Bedeutung, welche seitdem immer zugenommen hat und das häusliche Leben in Paris ganz aufzuheben und alle Familienkochöfen auszulöschen droht. Die Restaurateurs schränken sich meistens allein auf das Essen ein, und man käme zur ungewöhnlichen Stunde unrecht, wenn man ein Glas Wein oder ein Schälchen Kaffee forderte, ja bei manchen auch, wenn man ein Frühstück halten wollte; denn es gibt eigene Kaffeehäuser und Restaurateurs für die Frühstücksliebhaber, welche nämlich eine Tasse Kaffee oder Chocolate, oder eine Portion Thee mit einem Schnittchen Brod und Butterbrod noch nicht für ein ordentliches Frühstück gelten lassen, und zwischen zwölf und zwei Uhr ein substantielleres Dejeuner à la Fourchette einnehmen wollen. Bei einem rechten Restaurateur findet man indeß von Morgens um eilf Uhr an bis eilf Uhr Abends immer mancherlei Essen bereit. Schon hierin liegt ein Grund, daß es bei ihnen theurer seyn muß, als bei andern Speisewirthen. Sie müssen beständig Feuer und fortwährend Casserollen über dem Feuer halten.

Selten bewohnt so ein Restaurateur ein ganzes Haus, sondern gewöhnlich nur einen Stock, wo eine gute Küche und mehrere in einander fortlaufende Zimmer dazu eingerichtet sind. Im Ganzen genommen sind die Restaurateursäle geräumig, geschmackvoll, bisweilen allzu reich und luxuriös verziert, und mit Spiegeln, Kronleuchtern und Vorhängen belegt und behängt. Das Bureau, wo die Wirthin mit der Casse wie eine regierende Kaiserin thront und bei allen ihren schönen Formen das Ganze mit eisernem Scepter dirigirt, ist von Marmor und kostbar mit Goldbronze decorirt; das Deckzeug zu Tischtüchern und Servietten sehr fein und immer blendend weiß, das Geschirr zum Trinken nicht minder fein geschliffen und transparent sauber, die Schüsseln, die Brühnäpfe, die Gabeln und Löffeln Silber, die Teller feines Porcellan, kurz das Aeußere der Pariser Restaurateurs ist wahrhaft prächtig, geschmackvoll und einladend. Es sind Tische für zwei, vier, sechs Personen da, so daß man wählen kann, ob man allein oder bei mehreren sitzen will. Man hat auch die Wahl unter einigen hundert Gerichten, unter mehr als fünfzigerlei Desserts, unter mehr als hundert verschiedenen Sorten Wein und mehr als zwanzig verschiedenen Arten Liqueurs. Schütteln Sie immer den Kopf, ich übertreibe nicht. Zum Zeitvertreib habe ich mir neulich folgende Daten aus der gedruckten Speisekarte angemerkt, die jeden Tag in der Maison dorée abgegessen wird, und wovon man auf jedem Tisch ein elegant gebundenes Exemplar findet; sie ist für unser einen ein vollständiges Küchenlexikon; die Speisen sind darin fast wie in einem Dictionnär angegeben und unter verschiedene Rubriken gebracht. Hören Sie und staunen.

Die Speisekarte der Maison dorée nennt im Ganzen 441 Gerichte von der Suppe an bis und mit den sogenannten Entremets, leckere, meistens süße Gerichte, die man hier hinter dem Braten gibt; Desserts, Weine und Liqueurs hinzugerechnet, findet man in allem 658 Artikel, von denen etwa 30 im Preise nicht aufgeführt, also nicht vorräthig sind. Alles Uebrige ist zu haben, und zu welchem Preise die Portion, liest man neben daran bemerkt. Die Potagen machen den Anfang, und man findet auf der Karte ihrer siebzehn Arten; dann kommt der Artikel der Primeurs und er umfaßt eilf Gegenstände; dann die warmen Hors-d'œuvre 17, und die kalten Hors-d'œuvre 20 an der Zahl; sodann die Entrées, und ihrer sind allein 191, nämlich 30 Entrées de Bœuf, 30 Entrées de Mouton, 36 Entrées de Veau, 39 Entrées de Volaille, 28 Entrées de Gibier und 28 Patisserien; sodann die Fische in dreiundvierzigerlei Arten; sodann die Braten (Rotis) und ihrer sind 51, nämlich 14 Geflügel, 23 Wildpret und 14 kalte Braten; sodann die Gemüse und ihrer sind 36; sodann die Eierspeisen, Mehl- und Fastenspeisen und ihrer sind 15, sodann die Entremets und ihrer sind 40; sodann die Desserts, 51 an der Zahl; sodann die Weine, und ihrer sind 83 mehr oder weniger feine Sorten, wovon 40 weiße und 43 rothe; sodann die extrafeinen und seltenen Roth- und Weißweine, und ihrer sind 54, und endlich die Liqueurs, und dieser sind 29 von verschiedenen Arten. Es ist fabelhaft, aber pure Thatsache.

Wenn man in den Saal tritt, so hüten einen die Aufwärter schon, in wessen Revier man sich niederlassen wird, denn jeder hat eine vorgeschriebene Anzahl Tische zu besorgen. Sobald man Platz genommen, springt einer hinzu und nimmt einem Stock, Hut und Mantel ab. Man nimmt die Speisekarte, die auf jedem Tische liegt und im Nu ist unser Couvert da. Wir lesen uns von den vielen Gerichten aus, welche wir wollen, und selbst das feinste und mühsamste steht in 10 Minuten dampfend vor uns. Man gibt alles in einzelnen Portionen. Der Wein ist kühl, das Wasser frisch, das Brod vom feinsten Weizenmehl. Wir werden eben so schnell und gefällig

Digitized by Google

bedient, wenn wir bloß eine Suppe, als wenn wir alle Gerichte bis zum Dessert durchessen. Schmeckt uns ein Gericht nicht, oder haben wir gegen die Zurichtung etwas einzuwenden, so nimmt man es eben so verbindlich zurück, als man es gebracht hat; mit dem Wein und Brod kann man es eben so halten, wenn sie einem nicht gefallen. Wenn man häufig in demselben Speisehause einkehrt und die Kellner mit einem ordentlichen Trinkgelde, 4 bis 6 Sous z. B. jedesmal bedenkt, so wird man durch sie von den besten Schüssein benachrichtigt und durch stille Zeichen gewarnt, wenn das Ausgewählte allenfalls nicht frisch oder sonst preiswürdig seyn sollte.

Der Mechanismus des Ganzen ist Geschwindigkeit und Gedächtniß. In den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 Uhr speisen hier auf jedem der eleganten Speisehäuser gewöhnlich mehrere hundert Menschen, und alle mit allen ihren verschiedenen Launen und Einfällen sind befriedigt, ohne Zank, ohne Saueresehen, ohne Zeitverlust. Wir können binnen einer Stunde zehn Gerichte bestellen und essen. Aber es greift auch alles sehr enge und rasch in einander. — Die Küche ist nämlich jedesmal im Keller- oder Erdgeschoß, geräumig und wohl versorgt. Kasserollen, Roste, Bratspieße, alles ist hier in ewiger Gluth und Bewegung; den Abend vorher wird alles für den künftigen Tag vorgerichtet. Die Gerichte, die am meisten gefoedert werden, oder die eine Vorbereitung leiden, sind mit allem Zubehör da und warten nur auf das Feuer. Jeder der Köche hat sein besonderes Fach und jeder seine besondern Aufwärter im Saale, die bei ihm in der Küche bestellen was sie haben wollen, und in kurzer Zeit ist es da. Der Koch behält, was jeder Aufwärter bestellt hat, eben so gut als dieser den Gast, der es bestellt hat. So geht alles, trotz dem Bestellen von 12 bis 15 Garçons, trotz dem Gedränge von fünfzig Gästen in der besten Ordnung, und es ist ein außerordentlicher Fall, wenn ein Gericht vergessen oder einem Unrechten gebracht wird. Garçon, ruft einer hier, Garçon einer da, und oft rufen mehrere auf einmal, und allen antwortet der schnellfüßige, geschmeidige Bursche: Oui, Monsieur! Je suis à vous, Monsieur! A l'instant, Monsieur! und er wird es nicht müde, drei bis vier Stunden hindurch auf solche Weise angerufen und hin und her gejagt zu werden, wie ein gehetztes Wild. In Absicht des Dienens und Aufwartens ist die französische Nation die einzige und vorzüglichste in der Welt.

Aber nicht genug, daß solch ein Bursche all' unsere Aufträge behalten und pünktlich besorgt hat, er weiß auch noch, wie viel Gerichte und was für Gerichte wir gehabt haben. Wenn wir geben wollen, sagen wir: Garçon, l'addition! und er läuft zum Bureau, dictirt der auf erhöhetem Sitze alles überschauenden Dame du Comptoir unsere Zeche, bringt sie uns, und wir können gewiß seyn, daß er uns keine Schüssel zu viel oder zu wenig angerechnet hat. Wir dürfen nur auf der Speisekarte nachsehen, was wir gehabt haben und wie es dort im Preise angeschlagen ist, so werden wir uns davon überzeugen.

Was nun alle diese Wunder möglich macht, ist das Geld. In der That, man muß den Appetit hier theuer bezahlen; das Geringste was wir hier haben können ist ein Biscuit, und das kostet 6 Sous. Das Theuerste z. B. ein Rebhuhn mit Teüffeln haben wir zu 10 Franken, also ein Biscuit an 2 gute Groschen und ein Trüffelrebhuhn 2 Thaler 12 Groschen! eine Suppe 10 Sous, eine Krebssuppe 2 Franken, eine Birne 15 Sous, ein Apfel einen Franken und so in allem übrigen. Nehmen Sie also an, als ein mäßiger Esser äßen Sie:

	Fr.	Sous.
1) Eine Suppe	„	10
2) Ein Voi au Vent	1	„
3) Ein Rindsfilet	1	10
4) Rosenkohl	1	5
5) Dessert, ein Stückchen Käse	„	10
6) ½ Flasche gewöhnlichen Tischwein	1	„
7) Brod	„	5
8) Trinkgeld an den Garçon . . .	„	5
Summa	6	5

So haben wir gegessen für einen Thaler 12 Groschen und sind kaum satt, und haben weniger aufgehen lassen als alle übrigen, mit denen wir uns zu Tische gesetzt haben. Wenn man zu Zweien oder Dreien hingeht und immer nur eine Portion sich geben läßt, kann man indeß mit 4 bis 5 Franken schon sehr anständig, mit sechs wahrhaft gut und trefflich essen; versteht sich von selbst, daß man in diesem Falle nicht gerade die seltenen und ausgesuchten Schüsseln wählen und keine feinen Extraweine, sondern allein ordinären Tischwein trinken darf. Jetzt werden Sie wohl etwas heller sehen, wie die großen Pariser Restaurateurs die ungeheuren Kosten ihres prächtigen Etablissements bestreiten können. Aber lassen Sie uns dieß ein wenig genauer untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Becrofts neueste Fahrt im Nigerdelta.

Hr. Becroft, Capitän des Dampfbootes Ethiope, im Dienst eines Liverpooler Kaufmannes, Namens Jamieson,*) erhielt den Auftrag, den östlich vom Niger befindlichen Groß River hinaufzufahren, um zu versuchen, ob man nicht vom Groß River aus, oberhalb des sumpfigen Delta's, in den Niger gelangen und so dessen pestartige Ausdünstungen vermeiden könne. Hr. Becroft fuhr am 7 September in den Groß River ein, und erreichte am folgenden Tage die Stadt Ommann, einen ziemlich bedeutenden Ort auf der Insel gleichen Namens. Die zweite bedeutende Stadt war Auronacona und die dritte Omen. Weiter hinauf aber wurde er alsbald durch Schnellen aufgehalten, oberhalb deren er nahezu auf einem Boote weiter fuhr, aber bald abstehen mußte; es scheint dieß

*) Dieser unternehmende Mann unterhält seit mehrern Jahren dieses Dampfboot in den dortigen Gewässern, treibt Handel daselbst, geht aber auch zugleich auf geographische Entdeckungen aus. Er widerrieth die Nigerexpedition, nicht aus eigennützigen Gründen, wie man ihm vorwarf, sondern weil der auf Regierungskosten betriebene Einfuhrhandel die Privatkaufleute verdrängen und eben darum auch den Begehr nach Landesproducten vermindern mußte. Er sagte auch den unglücklichen Ausgang der Expedition voraus, und ohne die durch sein Schiff geleistete Hülfe wäre die Zahl der durch das Sumpffieber gefallenen Europäer noch viel größer gewesen.

Digitized by Google

also ein Fluß für sich zu seyn, der mit dem Niger nicht in Verbindung steht. Die Anwohner zeigten sich ziemlich feindselig, wurden aber, als man ihnen zeigte, daß man nur Handel treiben wolle, bald freundlich. Es scheint, daß sie seit langer Zeit, vielleicht von jeher, sich dem Sklavenhandel entzogen haben, und Sklavenhändler und wahrscheinlich auch die eingeborenen Sklavenfänger mit Gewalt zurücktrieben. (Col. Ges. vom 1 Februar.)

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Fortsetzung.)

Von dem Tempel ging ich weiter nach der ein paar Ruthen südwärts befindlichen Pyramide. Es war ein großartiges Gebäude, gegen 550 Fuß an seiner Grundfläche messend und die Seiten den vier Himmelsgegenden zugerichtet. Die Ecken und Seiten waren schön mit Steinen von immenser Größe besetzt, die, wie das Werk dem Gipfel oder der Platform zustieg, allmählich abnahm. An der Ost- und an der Nordseite befinden sich Treppen von kleinen Steinstufen, die unten 30 Fuß breit sind und nach oben zu immer schmäler werden. An der Süd- und an der Westseite laufen stufenähnliche, je etwa 4 Fuß hohe Absätze hinauf, sind aber zerfallener als jene, auf denen die Stufen ungeeignet sind. Die Grundflächen waren mit Trümmern überschüttet und mit wucherndem Gras und Reben überwachsen, und erst nach großer Arbeit vermochte ich die nach Osten gekehrte Seite zu erreichen. Hier fand ich zwei mächtig große Steine theilweise in dem Geröll vergraben, das ich wegräumte. Sie waren einfach ausgemeißelt, und stellten irgend ein Ungethüm mit weitaufgesperrtem Rachen mit Zähnenreihen und einer heraushängenden Zunge dar. Diese Steine bildeten nach ihrer Lage augenscheinlich das Schlußstück der Treppenbasis. Auf dieser Seite stieg ich die eingestürzten und zerbrochenen Stufen durch Buschwerk und Bäume, mit denen sie theilweise bedeckt waren, zum Gipfel hinauf — 100 Fuß. Hier fand ich eine Terrasse oder Plattform, in deren Mitte ein viereckiges Gebäude steht, das 170 Fuß an seiner Grundfläche mißt und 20 Fuß hoch ist. Die östliche Seite dieses Zusatzbaues enthält ein 12 Fuß breites und 18 Fuß langes Gemach mit zwei 8 Fuß hohen viereckigen Pfeilern, die ein eckiggeformtes Dach auf starken Balken aus Suportenholz tragen, wobei das Stein- wie Holzwerk Sculpturen haben. Die Seiten des Thürgangs und ihre Oberschwellen sind vom nämlichen Material und auf dieselbe Weise verziert. Diesem Gemach gegenüber ist ein aus zwei runden, 3 Fuß im Durchmesser haltenden und 4 Fuß hohen, auf einer Steingrundlage von 2 Fuß stehenden Pfeilern gestützter Corridor; beide Pfeiler haben große Capitäler, die aber so zerschlagen oder zerbrochen sind, daß sich keine baukünstlerische Zeichnung mehr verfolgen und ermitteln läßt. Die Flächen dieser Pfeiler waren mit Figuren und Linien bearbeitet, die jetzt gänzlich verwischt sind. Die Thürseiten dieser Gemächer sind von großen Quadern erbaut, ähnlich denen des Tempels, aber mit dem Unterschiede, daß sie durch die innern Ecken gebohrte Löcher haben, welche dem Ansehen nach durch den Gebrauch glatt gerieben und erweitert waren. Die übrigen Seiten enthalten Gemächer und Hallen in leidlicher Erhaltung, welche dieselbe Verachungsform wie die eben geschilderten haben; sie sind mit besonderer Vollendung getüncht, und schattenhafte gemalte Gestalten lassen sich noch immer wahrnehmen. Die Außenseite des Gebäudes ist aus schönen behauenen und gleichförmigen Steinblöcken, mit Gesimsen von einer höhern Ordnung und mit hervorragenden Karnießen aufgeführt. Auf die Firste zu kommen fand ich keinen Zuweg, außer mittelst der Pfeiler und durch Einhauen von Stufen in den Stein und Mörtel der zerbrochenen Kante der Façade, wodurch und mit Hülfe des Strauchwerks ich mich oben hinauf arbeitete. Ich fand den Gipfel vollkommen eben und eine seiner Ecken zerbrochen und abfallend. Das Ganze war von tiefer Dammerde bedeckt, in der Bäume und Gräser in verschwenderischer Fülle wuchsen. Von dieser Höhe genoß ich einen prachtvollen Ueberblick der Ruinen und der weiten Ebene um sie.

Ungleich den meisten ähnlichen Bauwerken in Aegypten, deren „urzeitlicher Lauf zu Ende war, ehe das Alterthum anging," culminiret oben diese Pyramide nicht, wie ich schon bemerkte. Pococke*) hat indessen eine dieser ähnliche zu Sakhara beschrieben — die einzige, von der ich je hörte. Das Gediegene in der Structur der Pyramide von Chi-Chen, das Harmonische und Großartige ihrer Bauart müssen jedem einen hohen Begriff von der Geschicklichkeit und großen Anzahl derer, die sie ursprünglich aufführeten, geben.

Ungefähr im Mittelpunkt der Ruinen der Stadt ist der Dom, zu welchem ich mir wie gewöhnlich durch dichte Massen von verflochtenem Pflanzenwuchs, die ihn umgaben, meinen Weg bahnte. Dieses Gebäude stand auf einem doppelten Fundament, so weit ich urtheilen konnte, denn vollkommen mich zu überzeugen vermochte ich wegen der eingestürzten Trümmer, welche einst einen Theil desselben bildeten, jetzt aber seine Grundlage dem Anblick fast ganz verdeckten, nicht. Ich fand an der Ostseite zerbrochene Stufen, über welche ich zu einer etwa 30 Fuß von der Grundlage erhöhten Platform emporstieg, deren Seiten je 120 Fuß messen mochten. Die Mauern waren von schönen, oben kunstreich ausgeführten behauenen Steinen errichtet und die zum Theil abgefallenen Ecken geschmackvoll geschweift. Im Mittelpunkt dieser Plattform oder Terrasse war ein 12 Fuß hohes und in Trümmern liegendes Grundgemäuer, dessen vier zerbrochene Seiten je 50 Fuß messen mochten, und auf dem ein 50 Fuß hohes Viereck von pyramidalischer Gestalt erbaut ist, das sich in Gemächer abtheilt, wegen des baufälligen Zustandes der Mauern aber fast oder ganz unzugänglich ist. Doch konnte ich entdecken, daß die Innenwände bemalt und das die Decke tragende und verbindende Holz noch gut erhalten war. Im Mittelpunkt dieses Vierecks ist der Dom, ein Gebäude von schönen Verhältnissen, wiewohl theilweise in Trümmern. Er ruht auf einem vollendet ausgeführten Fundament, dessen Inneres drei kegelförmige Structuren, eine in der andern mit jedesmal einem Zwischenraum von 6 Fuß, enthält, wobei jeder Kegel mit den andern durch Thürgänge in Verbindung steht, der innerste bildet dann den Schlauch oder Schacht. In der Höhe von etwa 10 Fuß sind die Kegel vermittelst Heckbalken von Suportenholz vereinigt. Um diese Kegel zeigen sich Spuren von oben hinaufführenden Wendeltreppen.

(Fortsetzung folgt.)

Alter Klosterwein. In der alten Abtei St. Ghislain, die in der französischen Revolution zerstört wurde, fand man kürzlich durch den Einsturz einer Mauer einen vermauerten Keller mit 12,000 Bouteillen köstlichen alten Weins, man weiß nicht aus welcher Zeit. (Valeur vom 5 Februar.)

*) Der bekannte orientalische Reisende und Alterthumsforscher. D. R.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1843.

Rawlinson über die vergleichende Geographie Afghanistans.

Wenn man sich erinnert, in welchem Zustand unsere Kenntniß von Afghanistan noch vor 12 Jahren war, namentlich in Bezug auf die alte Geographie des Landes, so muß man in der That erstaunen, wie viel bereits aufgeklärt ist; je mehr indeß auch nur die gröbste Unwissenheit abgestreift wird, desto mehr entdecken wir, wie viel wir überhaupt noch doet zu suchen haben. Es ist längst kein Zweifel mehr, daß in zahlreichen Strecken, wo jetzt nur rohe Barbaren umher ziehen, und anscheinend Niemand einen bleibenden Unterhalt finden kann, ehemals blühende Städte standen, und man hat in völlig wüsten, sandigen Strichen Spuren ehemaliger Wasserleitungen gefunden, Beweis genug, daß ein civilisirtes Volk sich lange Jahre hier aufhielt. Griechen, Römer und Araber kannten diese Gegenden, namentlich die uns noch so unvollständig bekannten Provinzen Sedschestan und Beludschistan viel besser als wir, und man findet deßhalb in ihren Schriften Namen von Städten und Völkern aufgeführt, die wir gar nicht mehr oder nur sehr unvollständig deuten können. Der Aufenthalt der Engländer vom Jahre 1839 bis 1842 ist für die Wissenschaft und namentlich für geographische Kunde nicht unfruchtbar gewesen, wenn gleich der ewige Kampf, in welchem dieselben mit den Eingebornen lebten, antiquarischen Forschungen nicht günstig war, und bis jetzt auch allerdings nicht sehr viel, wenn auch einiges zu Tage kam. Meheeres scheint noch zu erwarten, und namentlich hat dee unermüdliche, freilich, wie man ihm nachgewiesen hat, in seinen Vermuthungen nicht immer glückliche Erforscher Westpersiens, Rawlinson, mannichfache Sammlungen und Nachforschungen angestellt. Das Journal der Londoner geogr. Gesellschaft (Vol. XII. Part. I.) enthält den Auszug eines Schreibens von Major Rawlinson aus Candahar vom 1 Mai 1841, worin mehrere Ruinen alter Städte erwähnt sind, und wir heben aus seinen abgerissenen Mittheilungen dasjenige aus, was er übee die alte berühmte Stadt Aeachosia sagt.

„Ich habe in dem Ghilzschi-Lande, südöstlich von Candahar einen Ort, jetzt Ulan Robat oder Schehri Zohak (Zohaksstadt) genannt, gefunden, der nichts anderes als die alte Stadt Arachosia ist, die in das fabelhafte Zeitalter der Semiramis hinaufreicht, und deren alter, von Plinius und Stephanus Byzantinus angeführter Name, Copben, Veranlassung zu der Benennung Kipin gab, womit die Chinesen das umliegende Land bezeichnen. Die Ruinen sind von sehr merkwürdiger Art, und die von Strabo, Plinius und Ptolemaus angegebenen Entfernungen sind entscheidend hinsichtlich der Identität des Orts. Aus dieser Lage erklärt sich, wie Strabo und Stephanus sagen konnten, Arachosia stoße an das Land der Massageten. Unter diesen verstehen sie die Saken, welche in ihrem Zuge vom Hindukusch nach Sakestan (Sedschestan) die Hazareh-Berge bevölkerten. Die arabischen Geographen nennen die Bewohner dieser Berge Sankan oder Sangan (mit einer in orientalischen Sprachen sehr gewöhnlichen Einschiebung eines Nasenlons), und wir haben den neuern Repräsentanten hievon in dem Namen Deh *) Zangi, der jetzigen Hauptstadt der Hazarehs.

„Arachosia, welches in den Keilinschriften des Darius vorkommt, ist ein höchst merkwürdiger Ort. Der neiprüngliche Name ist Harakhwati (das sanskritische Saraswati nur mit Umwandlung der Aspiration in s) woraus die Griechen ihr Arachotos und die Araber ihr Rachadsch machten, und woher vielleicht jetzt noch der Name des Flusses Arghand kommt. — Die Stadt Candahar ist ohne Zweifel das griechische Alexandria oder Alexandropolis, und war von der Hauptstadt Arachosia durchaus verschieden."

Major Rawlinson schließt seine Mittheilung mit den Worten: „die Anhäufung von Materialien zu einer gründlichen Geographie dieser Länder schreitet erfreulich fort, und ich hoffe die indische Regierung wird nicht lange zögern, ihre Schätze der Welt mitzutheilen."

Oeffentliche Eß- und Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir an, daß täglich vom Morgen bis um Mitternacht nur 250 Personen bei einem solchen Restaurateur

*) Deh heißt ein größeres Dorf oder Stadt.

Digitized by Google

essen, und daß jeder nur 4 Franken, was sehr wenig angenommen ist, bei ihm verzehrt, so steigt seine tägliche Einnahme auf 1000 und mithin die jährliche auf 365,000 Franken oder 91,250 Thaler. Es wäre eine ungeheure Einnahme, wenn nicht eine ungeheure Ausgabe davon abginge. Man bedenke was so ein Restaurateur, der in fünf, sechs Zimmern seine Tische gedeckt hat, täglich allein den Wäscherinnen bezahlen muß, denn jedesmal wird über dem Tischtuch eine neue Serviette aufgelegt, mithin jeder Tisch bei dem ewigen Ab- und Zulaufen vom Morgen bis in die Nacht wenigstens zehnmal gedeckt. Eine Serviette kostet aber zwei Sous zu waschen, mithin macht bloß die Wäsche für Servietten von einem einzigen Tisch für einen einzigen Tag 20 Sous oder 6 Groschen, die Wäsche für Servietten eines Saales von 30 Tischen täglich 30 Fr. (7 Thlr. 12 gGr.), mithin jährlich die unglaubliche Summe von 10,950 Fr. oder 2737 Thlr. 12 gGr. Man bedenke ferner, was dem Restaurateur die Köche, die Küchenjungen und Küchenmägde, die Aufwärter, Garçons und Comptoirdamen kosten, um wie vieles er bei der besten Aufsicht von seinen Leuten betrogen werden kann, welch eine Miethe er bezahlen muß, wenn er an einem menschenwimmelnden Orte sein Gewerbe aufgeschlagen hat; man bedenke dieß, und man wird die Preise, welche ich oben angegeben habe, nicht übertrieben finden. Machen wir einen kleinen Ueberschlag über seine Kosten.

	Franken oder Thaler.		
Er bezahlt jährlich Miethe	8000	—	2000
Er hält 20 Menschen in der Küche und in den Sälen, deren jeder im Durchschnitt ihm jährlich 500 Franken kostet . .	10,000	—	2500
Wäsche der Servietten nur	10,000	—	2500
Holz und Kohlen nur	12,000	—	3000
Zerbrochenes, gestohlenes, verbrauchtes Geschirr in der Küche und in den Sälen	5000	—	1250
Angenommen, daß er an den zubereiteten Lebensmitteln 50 Proc. gewinnt, so steigt der Einkauf für den oben angegebenen Verbrauch der 250 Personen	182,500	—	45,625
Summa	227,500	—	56,875

Da bliebe ihm ein Ueberschuß von 137,500 Franken oder 34,375 Thalern. Man rechne von dieser Summe ab, was er zur Erhaltung seiner Familie, zur Verzinsung des Grundcapitals der Unternehmung, zur Bezahlung seiner Gewerbesteuer, zur Quartierung und Bettung seiner Leute, zur Beleuchtung u. s. w. braucht, so wird höchstens ein Ueberschuß von 10,000 Fr. oder 2500 Thlrn. bleiben, und diese sind wahrlich des Geräusches, der Arbeit und der schlaflosen Nächte nicht werth, die Jahr aus Jahr ein bei ihm nicht abreißen. Auch sind von den vornehmen Restaurateurs wenige reich und es wird bei ihnen alles sehr genau zusammengehalten. — Hieraus ist zu ersehen, wie bei der unglaublichen Theurung in Paris ein Capital zusammenfallen kann, und wie der stärksten Einnahme die stärkste Ausgabe auf dem Fuße folgt.

Es sind in Paris mehrere Kocharten im Gange, von denen die eine mehr Beifall findet als die andere; das muß man ihnen aber lassen, daß fast keine zu verachten ist. Bei uns Deutschen sind die französischen Köche berühmt und verrufen, daß sie alles in dünne Suppen und zerfließende Speisen zu verwandeln, und aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas zu machen wissen. Aber mit dem Rufe steht es gerade so wie mit manchem andern Urtheile über die Franzosen und über französische Dinge: er ist nur halb wahr. Wo ich auch in Frankreich gewesen bin, so muß ich doch gestehen, daß man allenthalben die Speisen markiger und fester bereitet, als ich sie in Mitteldeutschland, in Sachsen, Thüringen, Franken und Bayern gewöhnlich gefunden habe. Die derbste und zugleich die leckerste Kochkunst ist indessen die sogenannte provençalische, welche viel von der italienischen hat. Aber allenthalben, wo man für das Geld, was man gibt, gutes Essen erwarten kann, sind die Speisen schmackhaft und nahrhaft bereitet. Der gewöhnliche Wein, den man in Paris trinkt, ist Burgunder von Macon, Volney, Pommars, Beaune u. s. w., welcher sehr gut ist, die Flasche zu anderthalb und zwei Franken. Viel theurer, aber nicht viel besser sind die Weine von Bordeaux, worunter man den Cahors, Medoc, Saint-Julien und Pontac versteht, die man bei uns in Nord-Deutschland, wenigstens in Hamburg und Mecklenburg, viel besser und wohlfeiler trinkt, als in Paris. Man trinkt hier aber nie Wein, um Wein zu trinken, sondern wie man bei uns Bier und Wasser während der Tafel trinkt, als Aufguß der härteren Speisen; die meisten mischen ihn noch mit Wasser, obgleich das anfangs der deutschen Kehle nicht recht einwill.

Bei den vorzüglicheren Restaurateurs findet man zu den gewöhnlichen Eßstunden immer muntere und feine Gesellschaft, und diese Stunden muß man mithalten, wenn man wahres Vergnügen und Vortheil von der Gesellschaft haben will. Wo man auch seine Stelle nehmen mag, man hat sogleich eine muntere und ungezwungene Unterhaltung, die immer in den Schranken der Artigkeit und Anstandigkeit bleibt, und es nie vergißt, daß, wo gesittete Menschen sind, die Sitte walten muß, und daß ein Ort, wo jeder für sein Geld lebt, kein Recht gibt, pöbelhaft laut und unhöflich zu seyn. Das Einzige, was meistens fehlt, sind Frauenzimmer, die man nur selten sieht, ein Artikel, den freilich nichts anderes leicht ersetzen mag. Sonst kann ich für meinen Theil, und wahrscheinlich jeder Fremde mit mir, die Aufmerksamkeit und Aufopferung der Franzosen nie genug rühmen. Man braucht nur ein Fremder zu seyn, um selbst hier mancher Auszeichnungen und Zuvorkommenheiten von den Einheimischen zu genießen. Hier kann man die Kunst der Geselligkeit und der leichten Unterhaltung lernen, hier kann man erfahren, was es ist, von allen Dingen unter der Sonne fröhlich und leicht, und doch nicht leidenschaftlich und wüthend zu sprechen, weil nichts so sehr einer allgemeinen Frohherzigkeit schadet. Alle politischen Dinge, alle Tagesgeschichten und Neuigkeiten, die Zuckersiege und die Ball-

Digitized by Google

angelegenheiten, Anekdoten der vornehmen Coketten und Loretten werden hier gefichtet, aber selten wird man etwas hören, woraus mit Recht eine Beschwerde und Anklage zu machen wäre.

Sehr lebhaft und gesprächig geht es bei den kleinen Mittagsmahlzeiten zu, die man seinen Freunden und Bekannten bei den eleganten Restaurateurs in besondern Zimmern geben oder mit ihnen verabreden kann. Oft geben selbst angesessene Familien hier ihren Freunden zu essen, wenn sie sich vor dem Geräusch einer Mahlzeit zu Hause schenen. Sie bezahlen nicht mehr als in dem großen Saal, in welchen fast nie Frauenzimmer kommen. — Zügellose kleine Nachtpartien sind bei diesen Restaurateurs aber auch nicht selten. Junge und alte Herren, denen ein Gesicht auf den Brettern oder hinter den Coulissen gefallen hat, veraccordiren es sich für einen Abend mit allen seinen Reizen, Launen und witzigen Einfällen, geben ihm hier ein feines Souper, und machen ihm ein anständiges Geschenk. Versteht sich, daß die Regeln des Wohlstandes, wenigstens unter den Augen der Aufwäeter, geschont werden müssen; im entgegengesetzten Falle wird man sich sehr höflich entschuldigen, daß Meisieurs und Mesdames nichts zu essen bekommen können. Unter fünf bis sechs Louisdor die Person ist aber solch eine Partie nicht gemacht.

Die Restaurateurs schaffen einem auch Essen und Trinken und alles, was an Geräth und Servietten dazu gehört, in sein Hotel, wenn man daselbst Freunde oder Freundinnen bewirthen will. Dieß kostet aber, wie man denken kann, noch mehr als in ihrem eigenen Locale; auch muß es nicht zu weit entlegen seyn. Das Essen ist besser zugerichtet und erlesener als man es sonst in Paris findet.

Es gibt auch unter diesen Speisewirthen manche Stufen, und von Véfour und Doutx bis zu Viot und Flicoteaux im Quartier Latin ist ein himmelweiter Sprung. Wer aber das Wörtlein Restaurateur über seiner Thür geschrieben hat, der muß mir auch zu jeder nachmittäglichen Stunde, wo ich eintrete, Essen machen. Ich habe bei meinem Herumschlendern in der Stadt, und auch des Spionirens halber, bei allen Classen die Probe gemacht und oft königlichen Spaß gehabt. Man komme in entlegenen Stadttheilen in so ein Häuschen, wo der Besitzer der Koch, der Aufwäeter und der Kellermeister ist und fordere, was man wolle, er verspricht und hat alles; man muß sich aber nicht ereifern, wenn man von manchem Versprochenen nur etwas Aehnliches, z. B. für eine Wachtel ein Viertel einer Taube, für grüne Erbsen grüne Bohnen bekommt, oder wenn er für das Ganze nur Fragmente oder Stücke von Stücken liefert; man muß sich auch nicht wundern, wenn die Rechnung endlich eben so hoch steigt, als im Maison dorée, denn die seltenen Kunden müssen eben dafür bezahlen, daß sie so selten sind. Nur im Quartier latin ist es bei dieser kleinern Gattung Restaurateurs ungemein wohlfeil, indem dieselben für Studentenwechsel von 400 bis 500 Thlrn. berechnet sind. Bei Viot in der Straße La Harpe, bei Flicoteaux auf dem Platz der Sorbonne, bei Rousseau in der Straße Saint-Jacques u. s. w. speist man nach der Karte, und viele Studenten geben dort für ihre Mittagsmahlzeit nicht mehr als 16 oder 18 Sous aus. Wie ist das möglich? höre ich Sie fragen. Die Zeche ist längst gemacht.

1) Suppe	3	Sous.
2) Eine Fleischspeise	6	—
3) Eine Schüssel Gemüse . .	3	—
4) Dessert	2	—
5) Brod	2	—
Summa	16	Sous.

(Schluß folgt.)

Lethæa Suecica.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Hisinger, der zugleich Bergwerksbesitzer ist, ein Werk über die Petrefacten Schwedens herausgekommen. Der erste Theil erschien schon im Jahre 1837, das letzte Supplement im Jahre 1841, es scheint aber, daß es dem Publicum doch damals noch nicht bekannt wurde, denn die Notiz, die wir hier darüber mittheilen, ist dem Aftonbladet vom 21 Jan. d. J. entlehnt, und augenscheinlich von einem Sachkundigen abgefaßt. Das Werk enthält die Petrefacten Schwedens in systematischer Ordnung und den meisten sind Abbildungen beigefügt, ja man kann sagen, das Werk selbst ist nur ein kurzer Commentar der zahlreichen Steinplatten. Die Diagnose soll gut, die Localität, so wie die Formation, worin die Versteinerung vorkommt, richtig angegeben und die Abbildungen im Allgemeinen vortrefflich seyn. Dagegen tadelt man den Mangel einer umständlichen kritischen Beschreibung, so wie die Unvollständigkeit in der Anführung der Arten. Das Werk enthält 408 vorweltliche Thiere und 27 Pflanzen, wozu noch in den Supplementen 25 Arten kommen, so daß es im Ganzen 460 Nummern sind, darunter 42 Arten Trilobiten, während dagegen die Sammlung des Adjuncten Macklin 50 hat; noch stärker ist die Unvollständigkeit in den Orthoceratiten, wo das Werk nur 12 Arten aufführt, während Macklin 20 hat u. s. w. Indeß ist das Werk immer höchst schätzenswerth, und die Zeichnungen meist nach Originalien gemacht.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Fortsetzung.)

Etwa drei Ruthen südwestlich von den Ruinen des Doms sind die Trümmer des Hauses der Kaziken. Ich hieb mir meinen Weg durch das dicht verwachsene Unterholz zu diesem hehren Bau, und mit Hülfe meines Compasses fand ich mich im Stande, die östliche Steinseite desselben zu erreichen. Hier fällte ich die sie verdeckenden Bäume, und die ganze Fronte lag meinem Anblick offen, die seltsamste und unbegreiflichste Schöpfung der Baukunst darbietend, die meine Augen je geschaut — ins Kleinste ausgearbeitet, zierlich und stammenswürdig, aber keiner uns bekannten Ordnung angehörig. Die Steinseite dieses wunderbaren Gebäudes mißt 32 Fuß und seine Höhe 20 Fuß und sie erstreckt sich 50 Fuß zum Hauptbau. Ueber dem Thüregang im ägyptischen Baustyl ist eine schwere Oberschwelle von Stein mit zwei doppelten Reihen Hieroglyphen und einer ausgemeißelten Zierath dazwischen. Ueber diesen sieht man die Reste von in Stein ausgemeißelten Haken mit erhabenen, durch sie hinlaufenden Blumenwerklinien, welche dem Ansehen nach durch das Abfallen des schweren Zierksteinwerks oben von

Digitized by Google

dem Gebäude zerbrochen wurden; über diesen aber, umgeben von einer bunten Abwechslung rein und schön ausgeführter Einfassungen, in einem Blumenring eine weibliche Figur in sitzender Stellung in halberhabner Arbeit, ums Haupt einen Federschmuck, Schnüre und Quasten und Zierrathen um den Hals. Die Ecken dieses Gebäudes sind geschmackvoll geschweift (curved). Die Verzierungen laufen um die Seiten fort, welche in zwei in ihrer Anordnung, aber nicht in ihrem Styl verschiedene Felder (compartments) getheilt sind. An den Ecken angemacht sind große hervorspringende kunstreich gearbeitete Steinhaken, und vollkommene Rosetten aus Steine nebst umgekehrten Spitzen sind mit der äußersten Genauigkeit zusammengesetzt. Die Zierrathen bestehen aus kleinen viereckigen Steinplättchen, die ungefähr 1 bis 1½ Zoll tief — dem Ansehen nach mit den feinsten Werkzeugen — geschnitten und mittelst eines Schafts in die Mauer eingefügt sind. Die Mauer selbst besteht aus großen, durchgängig viereckigen Kalksteinblöcken, die mit einem Mörtel verbunden sind, der dem Anschein nach so dauerhaft als der Stein selbst ist. In den Zierreinfassungen dieses Gebäudes konnte ich nur wenig Analoges mit den mir bekannten auffinden. Die auffallendsten waren die des Karnieses und Gebälks (entablature), des Spitzbogens (chevron) und des rundgeschnittenen Simswerks (cable moulding), welche der normännischen Baukunst bezeichnend eigen sind. Die Seiten haben drei Thürgänge, von denen jeder in kleine Gemächer führt, die von platten Quadern ausgeführt sind; die Böden sind von demselben Material, waren aber mit Cement überzogen, der jetzt zerbrochen ist. Die Gemächer sind (wie bemerkt) klein, was von den sie einschließenden massiven Mauern und der die Decke bildenden spitzwinkeligen Bogenspannung kommt. Die Bearbeitung und die Setzung der Steine ist so vollkommen, als dieß nur unter der Leitung moderner Baukünstler hätte geschehen können. An dieser Vorderseite hin stehen zwei unregelmäßige Gebäude. Das eine, zur Rechten einige 25 Fuß davon (etwa 2 Fuß von der geraden Linie ab) gelegen, hat eine Stirnseite von etwa 35 Fuß, seine Nebenseiten sind etwa 10 Fuß tief und seine Höhe beträgt 25 Fuß; es enthält ein dem vorbeschriebenen ähnliches Gemach. Die Stirnseite dieses Gebäudes ist aufs fleißigste mit Rosetten und Einfassungen und Zierlichen ausgemeißelt; die Hinterseite besteht aus schön behauenem, jetzt stark zerbrochenem Stein. Nahebei sind zahlreiche Haufen von zugehauenen und zerbrochenen Steinen, Sculpturarbeit und Pfeilern. Das andere Gebäude zur Linken steht ungefähr 8 Fuß von der Hauptfronte, mißt 28 Fuß in die Länge, 13 in der Tiefe und 36 in der Höhe. Der First ist ganz zerbrochen, und war, dem Aussehen nach, einst viel höher. Die Agave americana wuchs auf seinem flachen Dache in üppigem Gedeihen. Auf allen Seiten dieses Gebäudes sind ausgemeißelte Figuren, zerbrochene Bilder in sitzenden Stellungen; Rosetten und Zierreinfassungen in Felder abgetheilt, wobei jedes Feld drei ausgemeißelte Haken an jeder Seite und Ecke hat. Dieses Gebäude enthält auch nur, wie das rechts gelegene, ein Gemach.

Von diesen Theilen der Ruinen aus bahnte ich mir durch das sie umgebende wilde Dickicht meinen Weg nach der Nordseite des Hauptgebäudes, in dessen Mittelpunkt ich eine Treppe von kleinen steinernen Stufen fand, die mit Gebüsch und wilden Reben überwachsen war; diese hieb ich weg und klomm, mich emporarbeitend, zum Gipfel, einer Höhe von 40 Fuß. Diese Plattform ist ein längliches Viereck, 100 Fuß lang und 75 tief. Hier zeigte sich eine Reihe von Gemächern, die etwa zwei Drittheile des Flächenraums einnahmen; der noch übrige Raum bildete wahrscheinlich einen Gang zum Lustwandeln, ist aber jetzt mit zerdrückenden, von Bäumen und Gras bedeckten Trümmern angefüllt. Diese Gemächer sind von verschiedener Größe; die meisten waren verputzt oder mit einem schönen weißen Cement überzogen, wovon mehreres noch ganz unversehrt ist. Als ich die Bekleidung wusch, entdeckte ich Freskomalereien, allein sie waren arg verwischt. Was sie vorstellten, ließ sich nicht mehr herausbringen. An dem östlichen Ende dieser Gemächer ist eine quer herüberlaufende 4 Fuß tiefe Halle (mit der hohen spitzwinkeligen Decke), deren eine Seite mit einer bunten Menge von Meißelarbeiten, besonders Rosetten und Randverzierungen und mit Reihen kleiner viereckiger Säulen angefüllt ist, und dabei drei viereckige Nischen und rechts und links ein kleines Gemach hat. Ueber den Thüreingängen eines jeden sind steinerne Oberschwellen von drei Quadratfuß, mit Hieroglyphen sowohl an der Vorder- als an der Unterseite bemeißelt. Das westliche Ende der oftерwähnten Gemächer liegt fast ganz in Trümmern. Die Nordseite hat eine übrigens sehr verfallene Steintreppe, die zum obersten Theil des Gebäudes führt, der wahrscheinlich als Schauwarte diente, jetzt aber fast gänzlich in Trümmern liegt. Die südliche Reihe dieser Gemächer ist sehr zerfallen, noch aber zeigt ihre Außenseite die fleißige Arbeit, mit der das ganze Gebäude ausgeführt war. Umsonst versuchte ich, in Innern des Hauptgebäudes einzudringen. Ich entdeckte zwei, wahrscheinlich durch die ungeheure Wucht des Gebäudes verursachte Mauerlücken, und in diesen Oeffnungen machte ich Ausgrabungen, allein ich vermochte nichts Gemächern liegend Gleichendes aufzufinden. Das Ganze schien ein ungeheurer Stein- und Mörtelkörper, zusammengehalten durch die große Solidität der Außenmauer, welche mit Meisterkunst von wohlgeformten Materialien aufgeführt war. Die Ecken waren mit kreisenden Steinblöcken von großem und gleichförmigem Umfangverhältniß ausgesetzt.

In einer nordwestlichen Richtung von der (im Eingang dieses Berichts) schon erwähnten Hacienda sind die Ruinen eines Hauses, welches, wahrscheinlich weil es ohne alle künstliche Unterlage errichtet ist, sich noch gut erhalten zeigt. Es gleicht den andern nur wenig. Es enthält achtzehn Zimmer, deren größtes 8 Fuß in die Breite und 24 Fuß in die Tiefe mißt, und welche in doppelten Reihen oder mit Vorgemächern angelegt sind und nur von einem einzelnen Thürgang Licht erhalten. Sie alle haben, gleich den andern Gebäuden, die hohen spitzzulaufenden Decken, welche so viel Raum als die Gemächer selbst einschließen. Die dem Mittag zugekehrten sind die bemerkenswerthesten; die innern Thürgänge haben jeder eine steinerne Oberschwelle von ungewöhnlicher Größe, die 32 Zoll breit, 48 Zoll lang und 12 Zoll tief und auf deren innerer Seite die ausgemeißelte Figur eines Indianers in vollem Putze mit Mütze und Federn angebracht ist, der auf einem Polstersitze sitzt, ein Gefäß mit Blumen vor sich, die Rechte über dasselbe ausgestreckt, die Linke daneben aufs Kissen gestützt, das Ganze aber mit Hieroglyphen eingefaßt. An der Vorderseite dieser Oberschwelle sieht man zwei Reihen Hieroglyphen. Das Gebäude selbst ist unregelmäßig, hat in der Mitte einen Vorsprung von 8 Fuß auf der einen und von 4 Fuß auf der andern Seite. Seine ganze Länge mißt 150 Fuß, seine Weite 43 und seine Höhe 20; das Dach ist platt, ununterbrochen fortlaufend und in seiner ganzen Ausdehnung mit Bäumen und Gras angefüllt. Die Außenseite und die Scheidewände haben durchgängig eine Dicke von 3 Fuß.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1843.

Ueber die Structur und Vertheilung der Korallenriffe.

Ch. Darwin, welcher die Expedition des Capitans Fitzroy zur Aufnahme des südlichsten Theils des amerikanischen Continents als Naturforscher begleitete, hat kürzlich ein Werk über „die Structur und Vertheilung der Korallenriffe" herausgegeben. Es ist demselben eine genaue Karte aller bis jetzt bekannten Korallenriffe und Koralleninseln im stillen Meere, im indischen Archipel, im indischen Ocean, an der Küste von Afrika, im rothen Meere, in Westindien und an den Bermuden beigegeben, und dieselben sind noch in einem Anhang umständlich beschrieben. Das Werk zerfällt in sechs verschiedene Capitel; die drei ersten handeln von den verschiedenen Arten von Korallenriffen, nämlich sogenannten Atolls oder Lagunen-inseln, einschließenden (barrier oder encircling) und franzenartigen (fringing) oder Ufer-Riffen. Jeder dieser besondern Arten, die jedoch selten ausschließlich sich darstellen, sondern häufig in einander übergehen, ist ein besonderes Capitel gewidmet. Das vierte handelt von dem Wachsthum der Korallenriffe und von der Tiefe, in welche die Korallenthiere leben können, die höchstens 20 bis 30 Klafter beträgt. Das fünfte Capitel bespricht die Theorien über die Formation der verschiedenen Arten von Korallenriffen, und das sechste spricht endlich hauptsächlich Darwins Ansicht aus, die er mit Rücksicht auf die beigelegte Karte umständlich durchführt. Man kann nicht umhin zu gestehen, daß namentlich dieß Capitel für den Geologen, überhaupt für jeden, welcher sich mit der Geschichte der Erdrinde abgibt, von höchstem Interesse ist, und daß es einen Stempel von Richtigkeit an sich trägt, der geeignet ist, den Unbefangenen in hohem Grade einzunehmen.

Zur Unterstützung dieser Behauptung müssen wir freilich auf die allgemeinsten Züge uns beschränken. Atolls oder Lagunen-eilande sind solche, wo der vom Korallenriff gebildete Kreis in seinem Innern nur eine Lagune, kein festes Land einschließt, einschließende Riffe sind solche, die eine über das Wasser hervorragende Insel in bald größerer, bald geringerer Entfernung, je nach der sanftern oder steilern Abdachung des Kerns der Inseln umkreisen, wobei noch zu bemerken, daß dieser Kreis gewöhnlich Lücken hat, die den Hauptthälern des eingeschlossenen Landes entsprechen. Die franzenartigen Riffe unterscheiden sich von den einschließenden nur dadurch, daß sie dem Ufer ohne Vergleich näher stehen, und daß kein lagunenartiges, tiefes Wasser zwischen dem Ufer und dem Riff sich findet. Die Korallenthiere bauen an dem einen Orte, wie an dem andern, woher also dieser wichtige Unterschied? Darwin schreibt es dem Heben und Sinken des Bodens zu. Ein franzenartiges Riff wird zum einschließenden, wenn das Land allmählich sich senkt und größtentheils vom Meere überdeckt wird; geht dieß Sinken noch weiter, so daß das Land ganz verschwindet, so entsteht ein Atoll, d. h. es bleibt nichts übrig als eine Lagune. Die wichtigste Stelle des Buchs, nachdem diese allgemeine Erklärung gegeben ist, lautet im sechsten Capitel folgendermaßen: „So lassen sich die gewöhnlichen Formen und gewisse Eigenthümlichkeiten im Bau von Atolls und einschließenden Riffen erklären, namentlich der mauerartige Bau an den innern Seiten, die ringförmige Gestalt der außern und innern Riffe in den maldivischen Atolls, die Verbindung mehrerer Atolls wie durch ein Band, die auffallende Trennung andrer, und das Vorkommen theilweiser und ganzer Riffe in todtem und überschwemmtem Zustande, aber mit den Umrissen lebendiger Riffe. So läßt sich das Daseyn von Oeffnungen und einschließenden Riffen gegenüber von Thälern erklären, obgleich diese durch einen weiten Raum tiefen Wassers getrennt sind; ferner die Nähe zweier Arten von Riffen, die sich während des Sinkens der Berge bildeten, und ihre Trennung von solchen Stellen, wo franzenartige Riffe sich finden. Sucht man nach andern Beweisen für die durch unsere Theorie vorausgesetzte Bewegung, so finden wir Spuren von Veränderung in Atolls und einschließenden Riffen, so wie von unterirdischen Störungen unterhalb derselben. Freilich ist es der Natur der Dinge nach kaum möglich, directe Spuren vom Einsinken des Bodens zu entdecken, obwohl manche Andeutungen stark dafür sprechen. An den franzenartig mit Riffen besetzten Küsten zeigt die Anwesenheit in die Höhe gehobener Seethiere aus neuer Zeit augen-

Digitized by Google

scheinlich, daß diese Küsten, weit entfernt stationär zu seyn, meistens in die Höhe gehoben wurden."

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wichtigkeit die Anwendung dieser Theorie in der ungeheuren Inselwelt der Südsee hat, da viele seltsame Erscheinungen, auch ethnographischer Art, sich nur erklären lassen, wenn man den Untergang eines ganzen Continents annimmt.

Oeffentliche Eß- und Trinkanstalten in Paris.

(Schluß.)

Der Wein gilt in diesen Häusern für einen Luxusartikel, den der Aufwärter dem eintretenden Kostgänger gar nicht zuerst anbietet, sondern den man ausdrücklich verlangen muß. Manche Kostgänger verzehren im Durchschnitt nur 12 bis 13 Sous. Dennoch ist es auch hier auf Art der feinen Restaurateurs eingerichtet; die zahlreichen Gerichte sind auch hier in einem gedruckten Verzeichniß rubrikenmäßig angekündigt, freilich um viel geringere Bezahlung und von ungleich geringerer Zubereitung; die Säle sind auch hier geräumig und mit schönen Spiegeln geschmückt, das Tischzeug sauber, die Gesellschaft etwas laut gesprächig, aber anständig; ja auch hier (was bei den niedrigen Preisen unbegreiflich) wird man auf silbernen Schüsseln und mit silbernen Löffeln und Gabeln bedient. In diesen geringern Speisewirthschaften bekömmt der Garçon jedesmal nur einen Sous.

Eine etwas andere Art als die Restaurateurs sind die Traiteurs Marchands de Vin, obgleich jede elende Garküche, wo man Kaldaunen und Knackwürste brät, als seinen ersten Titel Restaurateur überschreibt. Ein solcher Traiteur Marchand de Vin bereitet, außer der gewöhnlichen Speisezeit und dem bestellten Essen für ganze Gesellschaften, auch wohl für einen und für mehrere flugs eine Mahlzeit, wenn sie verlangt wird; aber doch ist er nicht so schnell dazu gerüstet als ein ächter Restaurateur, der sich mit seinem Einen Titel und mit den Geschäften, die dieser Titel besage, begnügt. Sein Gewerbe schränkt sich in der Regel auf eine stehende Frühstücks- und Mittagstafel mit bestimmten Gerichten ein. Gewöhnlich hat er seine feste Gesellschaft, die zu einer gewissen Stunde kömmt, und dann alles bereit findet: doch ist auch für zufällige Fremde Platz. Weil er sicher auf seine Leute und seine Einnahme rechnen kann, weil er nicht zu jeder Stunde die Tische gedeckt und die Speisen bereit halten muß, weil er also nicht so viele Bedienung, so viel Holz und Wäsche gebraucht, und von seinen eingekauften Victualienvorräthen selten etwas verloren geht, so kann er wohlfeiler seyn, als die großen Restaurateurs, nichtsdestoweniger sind die Mahlzeiten da nicht wohlfeil, und die Gesellschaft sehr gemischt; denn der Traiteur Marchand de Vin hat seine besten Kunden unter den niedern Volksclassen. Ich habe mir manchmal den Spaß gemacht, zu einem solchen Traiteur zu gehen, wo Fuhrleute, Friseurs, Bediente und Stallleute aus guten Häusern u. dergl. zu essen pflegen. Es war auch hier im Ganzen genommen nett und elegant; auch hier machten Spiegel die Hauptdecoration und wurde auf Silber servirt; acht bis zehn Hauptspeisen von Fleisch und Fisch waren auf einem geschriebenen Zettel in die gedruckte Speiseliste eingeheftet, und aus diesen wahlte jeder, als aus den frischesten. Die Zubereitung war gut, die Bezahlung aber auch im Verhältniß. Ich sah keinen fortgehen, der mit seinem Wein nicht seine zwei bis drei Franken zu bezahlen gehabt hätte. Mancher bezahlte auch wohl mehr. Unter zwei Franken konnte sich keiner nur einigermaßen sättigen, und das ist denn doch dreimal so viel, als ein solcher Mensch gewöhnlicherweise bei uns gebraucht und verzehrt, und sonst dergleichen Leute, die sehr mäßig zu seyn pflegten, auch hier verzehrten. Aber wie in so vielen andern Dingen sind die Franzosen der niedern Classen auch in der bessern und reinlichern Nahrung den Engländern näher gekommen.

In allen diesen Speisewirthschaften ißt man nach der Karte; dagegen findet man auch Restaurateurs in Menge, die ihre Mittagstische mit Suppe, drei Schüsseln, Nachtisch und einer halben Flasche Wein zu anderthalb bis drei Franken ausbieten. Man erstaunt über den Unterschied des Preises mit den großen Restaurateurs, und glaubt, es müsse alles recht schlecht und ordinär seyn; aber die Erfahrung belehrt einen anders, wenn man einige dieser Restaurateen mit ihren Preisen, z. B. im Palais-Royal, im Passage de l'Opéra, besucht. Die Küche ist freilich geringer und magerer, als bei den großen Restaurateurs (und in unsern Gasthäusern für dasselbe Geld), sie ist aber doch nicht schlecht und der Unterschied der Speisen nicht so groß, als der der Zeche bei jenen großen Speisewirthen, bei denen man für dieselben Gerichte wenigstens das Drei- und Vierfache auf den Mann zu zahlen hätte. Es wird natürlich bei diesen das glänzendere Local, die größere Mannichfaltigkeit in der Auswahl der Speisen, die bessere Bedienung, der vornehmere Ton und auch die Mode mit bezahlt. Aber der Wein, den man zu dem Mittagsessen mit bestimmten Preisen bekömmt, ist so schlecht, daß man ihn gar nicht trinkbar findet, sondern andern für bestimmte Bezahlung nehmen muß. Denn im Weine soll der Mensch kein zweideutiges, gewagtes Experimene an seinem Leibe machen. So wohlthätig guter, reiner Wein für den Körper und guten Humor ist, so nachtheilig ist der schlechte für beides, und da dieser selbst im Trinken keinen Genuß gewährt, so ist es doppelt thöricht, ihn zu verschlucken.

Die Einrichtung dieser Speisehäuser zu 2 und 3 Franken die Mahlzeit ist übrigens ganz auf Art der großen Restaurateurs. Sie haben große Locale, mit Spiegeln, rothseidenen Vorhängen, Tafeluhren und Candelabern geschmückt; Gedecke und Geräthe sind sehr reinlich und sauber, und die Gesellschaft ganz anständig. Nur wird da durch den starken Zufluß von Menschen und das häufige Zwiebelessen der französischen Küche die Luft oft so verpestet, daß, wenn man nicht einer der ersten Kostgänger ist, einem eine widrige Atmosphäre entgegendustet, die nur der Hunger erträglich machen kann. Auch hier hat man die Wahl zwischen einer Menge von Schüssein, thut indeß am besten, alle französischen zusammengesetzten Feinspeisen, die culinarischen Arabeskenerfindungen, zu vermeiden und sich nur an ganz einfache Kochcontouren, an ganz gewöhnliche Dinge

Digitized by Google

zu halten, an denen man deutlich sieht, was sie eigentlich sind und was sie darstellen.

Im Quartier der Schulen findet man von diesen Restaurateurs welche zu 22 oder 26 Sous, von denen noch 2 Sous abgelassen werden, wenn man eine gewisse Anzahl Speisemarken nimmt, und für diesen Preis erhält man Suppe, drei beliebig auszuwählende Schüsseln, Nachtisch und einen Carafon ꝛc., eine Viertel Flasche Wein. Wie die Speisewirthe solches möglich machen, ist mir bei der Höhe der hiesigen Marktpreise nicht recht klar; da die Besitzer dieser Eßanstalten ihre Kostgänger indeß ohne Zweifel nicht aus reiner Menschenliebe und Barmherzigkeit speisen, so ist zu glauben, daß sie noch dabei verdienen; Gott weiß, wie sie das anstellen mögen und mit welchem Teufel sie im Bunde stehen, denn offenbar geht das nicht mit rechten Dingen zu und muß an geheimen Hexenkünsten liegen, worauf sich die Hexen und Kobolde allein verstehen und die sie den Sterblichen gegen Verbriefung ablassen. Was mich um so mehr in diesem Glauben bestärkt, ist der Umstand, daß, da ich eines Tages in einem dieser Eßinstitute Beefsteake aß, es mich däuchte, als stiege mir jener fantastische Geruch von verbranntem Juchtenleder in die Nase, der gewöhnlich auf die Nähe des Bösen deutet. In dieser Beziehung gibt es in Paris mehr als ein „altes Haus des Satans."

Die endlich für die ärmste Classe und für den eigentlichen Pöbel kochen und braten, die Garküchen (cuisines bourgeoises) und Gargottes, sind gleichfalls in Menge, wo man wie die Inschrift über der Thür besagt, „um jeden Preis zu essen und zu trinken gibt" (ici on donne à boire et à manger à tout prix) und wo der Maurer- und Steinhauergeselle, der Handlanger und Laufjunge sich für 6 bis 12 Sous satt machen und noch wohl einen Schluck verfälschten Wein oben drein nehmen kann. Beim Charcutier kostet die Schüssel durch die Bank 4 Sous. Das Aeußere dieser Etablissements ist so verdachtig, daß der Fremde nicht leicht versucht wird hineinzutreten. Von Tischtüchern, Servietten und silbernen Löffeln ist hier natürlich keine Rede mehr; nur in den Cuisines Bourgeoises wird noch der Tisch gedeckt.

Auf der untersten Stufe der Etablissements befinden sich die stehenden Garküchen auf den Markten der Fischweiber und Trödler aller Art, wo das, was in den Fischeimern und auf den Fleischbänken anfängt zu riechen, nebst den Caldaunen, Beinen, Kopf- und Ohrenstücken an einem dampfenden Feuer gesotten und gebraten wird, und wo die meisten, die in diesen Gegenden ihren offenen Verkehr treiben, für 3, 4 Sous sich ihr Mittagsessen holen. Die Pariser Polizei ist aber so gut, oder vielmehr der Sinn des Volkes für Wohlanständigkeit so groß, daß diese schmierigen und stinkenden Fleisch- und Bratenbuden sich nicht an den schönern Straßen und auf den bessern Plätzen der Stadt zeigen, sondern das Incognito enger Gassen und häßlicher Eingänge beobachten, wo auch diejenigen gewöhnlich zu finden sind, für welche sie das Feuer anzünden.

Außer allen diesen, welche ganz öffentlich für die eiserne Herrschaft der Bäuche sorgen, gibt es noch viele, die Pensionen halten. Da sind Pensionen, die Jünglinge und Mädchen aufnehmen und sich weiter zu nichts verbindlich machen, als ihnen Wohnung, Essen und Trinken zu einem maßigen Preise von 70 bis 100 Franken zu liefern; da sind Pensionen, sogenannte Pensions Bourgeoises, für kleine Rentiers und Studenten berechnet und von Balzac im Père Goriot meisterhaft geschildert, wo man schon für 40 bis 50 Franken seinen Mittagstisch haben kann; da sind endlich Pensionsanstalten für Fremde, deren Gelegenheit von 10 bis 25 Personen steigt. Sie geloben alle möglichen Gefälligkeiten und Bequemlichkeiten, einen angenehmen Umgang, schöne Wohnung, gutes Essen und Anleitung, die französische Conversationssprache binnen kurzer Zeit zu lernen, wenn man deren noch nicht ganz mächtig seyn sollte. Diese letztere Gattung Pensionen haben ihr Local meistens in der schönsten und lebendigsten Gegend von Paris gewählt. Täglich kann man ferner in den Petites Affiches lesen, daß diese und jene Familie, dieser und jener einzelne Mann und einzelne Frau einen, zwei, drei Kostgänger, die allenfalls auch bei ihnen wohnen können, auf billige Bedingungen wünschen. Ich wüßte nicht, wie man es besser anfangen wollte, um bald sprechen zu lernen. Die gute Laune und Gesprachigkeit der Franzosen, und noch mehr der Französinnen ist bewundernswürdig, und ihre Geduld zuzuhören, und mit Liebenswürdigkeit Fehler und Verstöße zu verbessern, unermüdlich. Es kömmt bei diesen Antragen und Anfragen nur immer darauf an, welchen Menschen man gerade in die Hände fällt.

Jetzt, glaube ich, werden Sie die Pariser Etablissements wohl kennen, in meinem nachsten Schreiben sage ich Ihnen etwas von den verschiedenen Trinkanstalten, die nicht weniger groß und glänzend, merkwürdig und mannichfaltig sind.

C. C.

Die Bergen'sche Chronik.

Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden (den 26 Januar) hat der Professor der Geschichte in Christiania, P. A. Munch, in einem Progamm von 18 Druckbogen zum erstenmal die unter dem Namen Bjærgynjar Kallsklaun bekannte, wahrscheinlich im 14ten Jahrhundert geschriebene Bergen'sche Chronik durch den Druck veröffentlicht, und zugleich mit erklärenden und kritischen Noten versehen. Das bei dem Brande in Bergen 1623 durch den Bischof N. Paasche geretttete und in Arne Magnus'sens Sammlung in Kopenhagen aufbewahrte Manuscript enthält auch ein Verzeichniß der zum Bisthum Bergen gehörigen Kirchenlandgüter und Einnahmen u. s. w. im 14ten Jahrhundert, und in dem neben den Namen freigelassenen Raum manche Bemerkungen, zum Theil von viel späterer Hand. Der Abdruck ist ganz nach dem Original eingerichtet; auch sind noch einige erklärende, bisher ungedruckte Documente und ein Register beigefügt, so wie ein paar Druckstücke des Manuscripts in lithographirtem Facsimile.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Schluß.)

Unter andern den vorbeschriebenen nahe gelegenen Ruinen entdeckte ich zwei abgesonderte, etwa zwei Ruthen von einander stehende Gantix

Sie waren auf etwa 20 F. hohen Fundamenten aufgeführt, welche von wohlverkitteten Mauern aus Hausteinen mit geschweiften Ecken umgeben und gehalten waren, die 240 Fuß in der Runde maßen und theilweise noch gut erhalten waren. Wir stiegen zu der Plattform des einen, des besterhaltenen, hinauf, in dessen Mittelpunkt die Ruinen eines 21 Fuß in der Länge und 40 Fuß in die Tiefe messenden Gebäudes stehen; die Westfronte davon ist ganz unversehrt und zeigt an ihrer ganzen Länge hin Meißelarbeit. Der einzig zugängliche Theil war eine Halle mit einer Reihe Hieroglyphen, die in der ganzen Länge über den Thürgängen hinliefen, deren Gemächer ganz in Trümmern lagen. Quer über diese Halle liefen hölzerne Balken, die Einschnitte hatten, als ob sie von Hängemattenstricken ausgerieben wären. In einer Linie mit diesen Ruinen und dem Tempel sind zahlreiche, mit losen Steinen und Pflanzenwuchs bedeckte künstliche Hügel (mounds). Zwischen diesen und dem Tempel sind die Trümmer einer gegen 40 Fuß hohen Unterbaumasse, die oben mit Aufhäufungen von zerbröckelnden Steinen und Ruinen eines dieses Fundament einst zierenden Oberbaues bedeckt sind. Diese Steine sind von ungeheurer Größe, einige viereckig, einige rund, und die übrigen entweder einfach, oder zubehauen, oder ausgemeißelt. Unter diesen sind zwei selbst noch größere als die andern, und den an der Basis der Pyramide vorgefundenen ähnlich. Ebenso fand ich unter diesen Ruinen schön mit Figuren und Zierrathlinien ausgearbeitete Pfeiler, von denen einige — dem Ansehen nach noch in ihrer ursprünglichen Stellung — standen; auch aufrecht stehende, 6 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Blöcke, von denen immer eine Seite mit Hieroglyphen bedeckt war. Nahebei waren sechs viereckige Bruchstücke von Pfeilern, die in gleichen Entfernungen von einander abstanden; diese waren ebenfalls mit Verzierungen und Hieroglyphen bemeißelt. Von der Basis des Gebäudes aus waren diese Trümmer nicht sichtbar, da sie in Bäumen vergraben und mit langem Grase und Gestrüuch überwachsen waren.

Außer denen, deren Beschreibung ich hier versucht habe, gibt es noch andere Ruinen, von denen einige Mauerreste stehen, und unfern davon liegen ungeheure Massen von bearbeiteten Steinen, welche zwar keinen neuen Zug in der Architektur dieser Bauwerke darbieten, aber doch dazu dienen, eine entsprechende Vorstellung von dem Umfang und der Großartigkeit dieser Stadt zu geben. Auf meinen meilenweit in jeder Richtung sich erstreckenden Wanderungen in der Gegend umher fand ich zerbrochene Mauern und Steinhügel (mounds), Bruchstücke von Säulen und behauenen und ausgemeißelten Steinen — einige davon von so außerordentlicher Größe, als irgendwelche der seither beschriebenen — tief im Boden eingebettet und durchaus mit keinem Bauwerk sonst in Verbindung, wiewohl sie ohne Zweifel die Ueberbleibsel prachtvoller und ausgedehnter Gebäude waren. Folgendes sind die allgemeinen bezeichnenden Merkmale aller dieser Ruinen: sie liegen auf einer viele Meilen im Umfang haltenden Ebene fast im Mittelpunkt der Provinz, über 100 (engl.) Meilen von der See und abseits von jeder Wasserverbindung. Sie haben keine anscheinende Ordnung oder Straßenanlage;*) daß sie aber von einem in den mechanischen Künsten, wie auch in einem Theil der Wissenschaften hochgeschickten Volk Zeugniß geben, muß meinen Lesern nach dem Bisherigen von selbst einleuchten. Die Gebäude, welche jetzt noch in dem vollkommensten Zustande der Erhaltung sich befinden, sind der Tempel, das Schloß, die Pyramide und andere Bauaufführungen auf einer Reihenfolge von Terrassen, die aus Schutt (rubble) bestehen, der in Mörtel eingebettet und durch vollendet ausgeführte Mauern von schönem veneretem Kalkstein zusammengehalten ist, wobei die Seiten durchgängig ohne Ausnahme mit Rücksicht auf die vier Himmelsgegenden angelegt und die Hauptfronten dem Morgen zugekehrt sind. Die Mauern der Gebäude steigen im Allgemeinen lothrecht empor bis zur halben Höhe, wo dann das Gesims (entablature) kommt; über diesem, bis zu dem Karniß, sind die Façaden in Felder ausgelegt, in schöner Ausführung verziert mit Steinsculpturarbeit über einem Rautengitteregrund (diamond lattice ground), illustrirt mit hieroglyphischen Figuren mancherlei Art, das Ganze aber untermengt mit Einfassungen im feinsten herrlichsten Geschmack und mit der größtmöglichen Kunstgeschicklichkeit und Genauigkeit ausgeführt. Die Steine sind in Parallelopipeden von ungefähr 12 Zoll in der Länge und 6 in der Breite gehauen, die Zwischenräume aber mit demselben Material, aus dem die Terrassen bestehen, ausgefüllt. Die Höhe dieser Gebäude beträgt im Allgemeinen 20, selten über 25 Fuß. Sie haben nur ein Stockwerk, lang und schmal und ohne Fenster. Die Gemächer sind auf eine doppelte Reihe beschränkt, und erhalten kein anderes Licht, als was durch die Thüregänge einfällt. Die Decken sind in der Form eines spitzwinkeligen Bogens mittelst Lagen von platten Steinen gebaut wobei die Kanten gleichgemacht (levelled) und zu der Spitze (apex) hinaufgeführt sind, auf welcher ein Stein ruht, der als Schlußstein dient. Das Innere einiger der bedeutendsten dieser Gemächer ist mit einer schönen weißen, mit der größten Geschicklichkeit aufgelegten Composition ausgeführt. Auch Frescomalerei ist in diesen Gemächern bemerkbar und die Farben immer noch wohlerhalten; himmelblau und hellgrün sind die hervortretendsten. Figuren von indianischen Schriftzeichen (characters) lassen sich unterscheiden, allein nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit, um den Gegenstand verfolgend zu erkennen. Die Böden sind mit einer harten Composition überzogen, welche Spuren von Abnützung trägt. Die Thüregänge sind fast ein Viereck von ungefähr 7 Fuß, in etwas den ägyptischen gleichend; die Seiten desselben sind von großen Quadern (large blocks of hewn stone) gebildet. In einigen Fällen sind auch die Oberschwellen (lintels) vom nämlichen Material, mit auf ihre Außenflächen gegrabenen Hieroglyphen und Linien. Steinringe und Löcher an den Seiten der Thürgänge zeigen an, daß einst Thüren an ihnen sich drehten.

Von diesem Punkte reiste Hr. Norman weiter nach Campeche, seinem Bestimmungsorte. Ueber das Ergebniß seiner fernern Forschungen berichten wir mit nächstem in einem zweiten Artikel.

*) Wie aus dem dem Norman'schen Werk beigegebenen Plan zu ersehen.

Ein Dieb, der Gerechtigkeit übt. Ein Hausbesitzer in Paris wurde kürzlich auf eine eigenthümliche Weise dafür bestraft, daß er ein Mädchen verführt, und als diese ihn um eine Unterkunft bat, um ruhig nieder zu kommen, sie auf die Straße hinausgestoßen hatte. Hier redete sie Jemand an, tröstete und verschaffte ihr schnell ein Unterkommen bei einer Hebamme. Am Sonntag darauf befand sich der Hausbesitzer auf einem Ball, und fand, als er nach Hause zurückkam, seine Wohnung erbrochen und ausgestohlen. Ein Blatt Papier war auf den Spiegel über dem Kamin geklebt, und in großen Buchstaben darauf geschrieben: Hr. X., Rentier, schuldet an Joubineau, Dieb, wie folgt: Niederkunft eines jungen Mädchens und Nebenausgaben 150 Fr., Wäsche für das Kind 60 Fr., sechs Monate für eine Amme vorausbezahlt 120 Fr., Nebenausgaben, als: falsche Schlüssel, Dietrich u. s. w., 100 Fr. Zusammen 430 Fr. Den Empfang bescheint: Joubineau, Dieb. (Br. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1843.

Skizzen aus Peking.

Volksbildung; Unterrichtsanstalten; Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; Prüfungen. — Ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug.

Man nimmt in Europa ziemlich allgemein dasjenige Land als das gebildetste an, in welchem die größte Anzahl der Bewohner lesen und schreiben kann; legt man diesen Maaßstab auch an China, so muß man dieß zu den gebildetsten Ländern der Welt zählen, weil im chinesischen Reich vom Kaiser bis zum geringsten Bürger, vom höchsten Staatsbeamten bis zum einfachen Bauern und Handwerker herab fast jeder seine Gedanken auf dem Papier ausdrücken und das von andern Geschriebene lesen kann. Versteht man aber unter den Worten „Volksaufklärung," „Volksbildung" eine wahrhafte Aufklärung des Verstandes, eine historische Entwicklung der Wahrheit, und nicht bloß einen todten Buchstaben, nicht eine unbeweglich erstarrte Form, dann erscheinen die Chinesen mit aller ihrer Kenntniß im Lesen und Schreiben, mit allen ihren unaufhörlichen Prüfungen, denen selbst siebzig- bis achtzigjährige Greise unterworfen sind, mit allen ihren Prätensionen auf Kenntnisse in Philosophie, Astronomie und Medicin, mit ihren classischen Büchern, vor denen die Nation seit Jahrtausenden anbetend liegt, doch in den Augen eines gebildeten Europäers als die unwissendsten Menschen. Diese Unwissenheit erscheint noch viel seltsamer, wenn ich hinzufüge, daß die Regierung selbst alle ihre Kräfte anstrengt, um Aufklärung allenthalben hin zu verbreiten: die Regierung unterhält Schulen, zahlt Gehalte an Lehrer, ernennt besondere Inspectoren für den Schulunterricht, wählt Examinatoren aus den zuverlässigsten und angesehensten Leuten, endlich nimmt der Kaiser selbst den lebhaftesten Antheil an den Prüfungen, um gelehrte Grade zu erlangen, und läßt Niemand zu einem Amte zu, der nicht das gesetzliche Examen bestanden hat. Woher kommt nun dieser Widerspruch? fragt man. Aus der einfachsten Ursache: das chinesische Unterrichtswesen gründet sich auf einen blinden Glauben an die Worte eines Buches, nach welchem Hunderte von Generationen unterrichtet wurden und wahrscheinlich noch viele andere werden unterrichtet werden.

Ein chinesischer Knabe von 7 bis 8 Jahren fängt an zu lernen, der Sohn reicher Eltern zu Hause, der Sohn armer Eltern in der Schule. In beiden Fällen ist der Unterricht derselbe. Die Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache läßt kein Alphabet zu, und deßhalb gibt man dem Knaben gleich das erste Buch des Sy-schu (4 Bücher) in die Hand, eine Sammlung von moralischen Sprüchen und Regeln der vier chinesischen Philosophen. Der Lehrer schlägt die erste Seite auf, und läßt den Knaben die auf derselben verzeichneten Worte so lange laut wiederholen, bis er sie auswendig gelernt hat. Wenn der Schüler seine Aufgabe inne zu haben glaubt, geht er mit niedergeschlagenen Augen und den Zeichen der tiefsten Achtung zu dem Lehrer, gibt ihm sein Buch, wendet ihm dann den Rücken zu, damit er ja nicht hineinsehen könne, und wiederholt mündlich das auswendig Gelernte. Auf eben diese Weise werden die folgenden Seiten auswendig gelernt, bis sämmtliche Sy-schu zu Ende sind. Nach diesen folgt das Wu-tsyn (5 Bücher), eine Sammlung geschichtlicher und poetischer Erzeugnisse alter chinesischer Schriftsteller. Die Bücher Sy-schu und Wu-tsyn gelten in China als die heiligen classischen Schriften, und ihre buchstäbliche Kenntniß bildet den ganzen Codex des chinesischen Unterrichts. Wenn der Schüler, wie ein Papagay, alle die bezeichneten Schriften ohne Fehler vom ersten Wort bis zum letzten — und auf dieses Lernen werden gewöhnlich 7 bis 10 Jahre verwendet — hersagen kann, dann erst schreitet der Lehrer zur Erklärung der Bedeutung jedes einzelnen schriftlichen Zeichens und des Textes selbst; im Laufe dieser sieben oder zehn Jahre lernt der Schüler nur die in den Unterrichtsbüchern befindlichen Worte aussprechen und schreiben, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Die Erklärung des Textes dauert wieder 7 bis 10 Jahre. Es erhellt daraus von selbst, wie langsam und wie tödtlich für wirkliches Talent eine solche Lehrmethode ist: hier ist durchaus keine Nahrung für den Geist, sondern höchstens für die Neugierde. Die bloße Aufmerksamkeit, die nur darauf gerichtet ist die fast unmerkliche Verschiedenheit unter den Zeichen aufzufassen, und das Bestreben, die lange

Digitized by Google

Reihe von Tönen, die für den Lernenden keinerlei Bedeutung haben, dem Gedächtniß einzuprägen, stumpfen stets die höhern Geistesfähigkeiten ab, und hemmen entschieden die Entwicklung. Hiezu kommt noch die Schulordnung: zwanzig oder dreißig Knaben, die in Einem Zimmer sitzen, suchen einander zu überschreien, und da jeder von ihnen seine eigene Seite auswendig zu lernen hat, so kann man sich vorstellen, welches Chaos von Tönen man auf einige hundert Schritte von der Schule weg hört. Der Lehrer ist unumschränkter Herrscher in seiner Schule, und innerhalb der Schwelle des Schulhauses verliert die väterliche Gewalt alle Rechte. Stets ernst, gemessen und streng, die Augen auf die Nase gerichtet, genießt der Lehrer die tiefe Achtung seiner Zöglinge und ihrer Eltern. Allerdings zeichnen sich die chinesischen Lehrer durch ihre Sittlichkeit und ihre Uneigennützigkeit aus, sehen ihren Beruf als etwas Heiliges an, und sich selbst als Patriarchen mitten unter ihren Schülern; so bewahren auch die Schüler bis ans Ende ihres Lebens die Achtung für ihre Lehrer und ihren Hauptexaminator, und selbst wenn sie Ehrenstellen in den Provinzen erlangt haben, halten sie es für ihre Pflicht ihnen jährlich möglichst bedeutende Geschenke zu senden. Als der Minister Ju, der einige Jahre lang Hauptexaminator gewesen war, in Ungnade fiel, seine Stelle und sein Vermögen verlor, und in die Verbannung geschickt wurde, brachten diejenigen, welche bei ihm das Examen zum letzten Grade gemacht hatten, auf einmal gegen eine Million Rubel unsers Geldes zusammen, und hörten noch immer nicht auf durch jährliche Geschenke ihm ein reichliches Auskommen zu sichern. Um die Aufmerksamkeit der Schüler zu beleben, die Ordnung herzustellen und der Trägheit entgegenzuwirken, bedienen sich die chinesischen Lehrer statt der Ruthe des Ban-tsy, d. h. eines Bambusstabs, 3 bis 4 Fuß lang, drei Finger breit und einen Finger dick.

Wenn die Lernung der heiligen Bücher vollendet ist, schreitet der Schüler zur praktischen Anwendung in eigenen Arbeiten. Diese Abfassungen behandeln gewöhnlich rhetorische Gemeinplätze, und bestehen in der Kunst irgend eine moralische Idee in Form einer Erzählung auszuspinnen. Hat der Schüler die Kunst erlangt, Wen-tschans zu schreiben, so wartet er die Zeit der Prüfungen ab, welche gewöhnlich einmal im Jahre statt finden, und begibt sich in die nächste Provinzialhauptstadt. In jeder Provinzialhauptstadt ist ein besonderes, für die Prüfung der Schüler, welche den ersten Grad erlangen wollen (siu-tsai), bestimmtes Gebäude, das auf allen Seiten von einer hohen Mauer umgeben ist. In der Mitte des Hofs steht das Haus für die Examinatoren, und um dasselbe her nach verschiedenen Richtungen sind noch einige andere Häuschen von besonderer Bauart aufgeführt. Jedes Häuschen ist durch einen Corridor in zwei Theile getheilt, und an beiden Seiten dieser Corridore laufen Zimmerchen hin, die nur so groß sind, daß ein einzelner Mensch, und zwar kein allzu dicker, in einer solchen Mäusefalle Platz hat.

An dem zum Examen bestimmten Tage kommen nun zuerst die Examinatoren zusammen, und diese lassen dann in die Umfriedung die Examinanden einzeln hinein, wobei jeder über die Schwelle Tretende sorgfältig untersucht wird. Der Schüler darf kein Buch, keine geschriebene Abhandlung, überhaupt nicht einen Fetzen beschriebenes Papier bei sich haben, nichts darf er mit sich bringen, als ein Gefäß mit Tusch, einen Pinsel und ein einziges Blatt weißes Papier; doch sind auch einige Lebensmittel gestattet, weil er volle 24 Stunden in dem Zimmerchen bleibt. Wenn alle, welche das Examen mitmachen wollen, eingetreten sind, werden die Thore geschlossen, sogar versiegelt, und außen sowohl als innen Wachen aufgestellt. Die Schüler werden nach Anweisung der Examinatoren in die Häuschen vertheilt, und nach den Zimmerchen geführt, wo jeder ein kleines Brett zum Sitzen findet, und ein zweites, das ihm als Tisch dient. Wenn die Schüler in die Häuschen vertheilt sind, eröffnen die Examinatoren in voller Versammlung ein Paquet und erfahren jetzt erst den moralischen Lehrsatz, welcher dießmal als Thema des Wen-tschan dienen soll; dieß Thema wird nun alsbald in den verschiedenen Häuschen verkündet, diese dann gleichfalls verschlossen, versiegelt und Wachen vor die Thüre gestellt. Alle diese Vorsichtsmaaßregeln werden aber von der mißtrauischen chinesischen Regierung noch nicht für hinreichend erachtet, und um den Examinatoren jeden Anlaß zu Parteilichkeit zu nehmen, erhält jeder Schüler ein Blatt Papier, auf dessen Ecke er seinen Familiennamen schreibt und dieß dann zukebt. Auf dieses Blatt schreibt er nun seinen Wen-tschan, bringt diesen in die besondere Abtheilung, wo die Schreiber solchen ins Reine schreiben, und erst diese Reinschrift erhalten die Examinatoren. Diese lesen solche, und wenn sie dieselbe gut finden, verlangen sie das Original, öffnen die Namensaufschrift, und der Schüler, dessen Name hier verzeichnet ist, erhält den Grad. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier, trotz aller bezeichneten Vorsichtsmaaßregeln, nicht ohne Betrug abläuft. Reiche Leute erkaufen Personen, die solche Abhandlungen geschickt abzufassen wissen, und bemühen sich dieselben in einerlei Corridor mit ihren Söhnen zu bringen. Hier übergibt der Gekaufte seinem Schützling die von ihm abgefaßte Schrift, ersterer schreibt sie um, und gibt sie als die seinige ab. Ich habe selbst einen gelehrten Chinesen gekannt, welcher zehnmal ins Examen ging, zehn Leuten die gelehrten Grade verschaffte, und selbst nicht einen einzigen erlangte. Zur Erlangung solcher Grade gehören indeß nicht bloß Kenntniß, sondern auch Glück; zum Examen stellen sich 5, 6, selbst 7000 Leute, und der erledigten Stellen sind anderthalb bis zweihundert. Die Examinatoren wählen eine volle Zahl von Abhandlungen aus, welche für gut gelten können, und sehen die anderen nur flüchtig durch, denn ihr Urtheil ist schon zum voraus gesprochen.

Die, welche das Examen nicht bestanden haben, dürfen erst nach drei Jahren wieder zur Prüfung sich melden, weil im folgenden Jahr das Examen für den zweiten Grad, im zweiten Jahr für den dritten Grad abgehalten wird. Es ist indeß zu bemerken, daß das Examen für den zweiten und dritten Grad nicht in den Provinzialstädten, sondern nur in Peking statt findet; sie bestehen gleichfalls im Abfassen eines Wen-tschan; man fordert aber von den Examinanden mehr Gründlichkeit in

Digitized by Google

den Ideen und einen fließendern Styl. Viele Arme raffen ihre letzten Mittel zusammen, um sich aus der fernen Provinz nach Peking zu dem Examen zu begeben, und wenn sie dieses nicht bestehen konnten, so reisen sie in einer traurigen Lage wieder ab, und sind nicht selten genöthigt von Almosen zu leben.

So ist also der ganze Zweck der Einrichtung der Prüfungen auf die Ausbildung der Wohlredenheit gerichtet, und wer sollte nicht daraus schließen, daß Wohlredenheit eines der wesentlichsten Erfordernisse der Gesellschaft in China sey und sich in blühendem Zustand befinde? Aber das Bedürfniß der Wohlredenheit und somit auch die Wohlredenheit selbst sind in China gar nicht vorhanden. All dieß lange und mühselige Lernen all diese schlauen und verwickelten Prüfungen sind nichts als ein Umschütten von einem leeren Faß ins andere, und wenn sie zu irgend etwas taugen, so ist es vielleicht nur zur Abstumpfung der Talente und zur Vernichtung jeder geistigen Entwicklung im Menschen. All diese chinesische Gelehrsamkeit kann man mit dem chinesischen Sprüchwort bezeichnen; „sie ziehen dem Leeren nach und verfolgen das Nichtige."

(Fortsetzung folgt.)

Russische Architektur.

Der neue Winterpalast.

(Athenäum, 4 Februar.)

Ein architektonisches Decennium in Petersburg gleicht einem Jahrhundert an vielen andern Orten. Die Baukunst scheint mit Dampf zu arbeiten, so erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der die riesenhaftesten Bauten ausgeführt werden. Der neue Winterpalast ist ein schlagendes Beispiel hievon; das frühere Gebäude wurde vom Feuer zerstört, und so gewaltig der Brand auch gewesen, so war doch der Verlust des Gebäudes das Geringste, denn der Palast enthielt Schätze von fast unberechenbarem Werthe, die alle in wenigen Stunden den Flammen zum Opfer fielen. Kaum war — wenigstens poetisch gesprochen — die Asche kalt, so stieg der Palast von neuem empor, mit gleicher Pracht und in verfeinertem Geschmack. Die folgenden Angaben darüber werden vielleicht nicht unwillkommen seyn, obgleich wir noch nicht das Ganze, sondern nur einzelne Gemächer schildern können. Der Plan hiezu wurde entworfen und ausgeführt von Alex. Brüloff, einem der ausgezeichnetsten russischen Architekten, begabt mit Einbildungskraft und Erfindungsgabe, die er bei dieser Gelegenheit so zu sagen all' improvviso zeigte, denn zwischen dem ersten Entwurf und dem Uebergeben der Zeichnungen in die Hände der Arbeiter verfloß nur sehr wenig Zeit, — eine gefährliche Eile.

Unter die bedeutendsten Zimmer derjenigen Reihe, an der Brüloff arbeitete, gehört der große Eßsaal (Bolschaja Stolowaja), welcher zum Theil der Zerstörung durch Feuer entging, und dem neuen Bau einverleibt wurde; obwohl aber Plan und Dimensionen dieselben sind wie früher, wurde er doch in andern Beziehungen gänzlich umgewandelt, da er jetzt mit 20 Säulen verziert ist, die eine gewölbte Decke tragen, während die frühere Decke flach war. Brüloff hat auch vielen andern Zimmern gewölbte Decken gegeben, wobei er große Mannichfaltigkeit in Zeichnung und Formen entwickelte. Neben dem großen Eßsaal ist der kleine (Malaja Stolowaja) im Style von Pompeji ausgeschmückt und sehr prachtvoll ausgeführt, indem die Muster und Zeichnungen nicht bloß auf die Mauern gemalt, sondern in Scagliola, auf einer Fläche von gleichem Material, eingelegt sind, was einen um so schönern Eindruck macht, als die Verzierungen eben so viel Geschmack als Phantasie verrathen. Dann kommt der Malachit- oder goldene Empfangssaal, welcher so lang ist als beide vorhergehende zusammengenommen; auch verdient er seinen Namen, denn Gold, Malachit und Marmor sind fast die einzigen sichtbaren Materialien, welche man angewendet hat, und trotz der außerordentlichen Verschwendung, die darin herrscht, ist doch das Ganze so geschickt angeordnet, daß durchaus keine Ueberladung fühlbar wird, im Gegentheil haben die Schönheit des allgemeinen Entwurfs und die hohe Vollendung aller Details, das Ameublement mit eingeschlossen, so viel Werth, als die Materialien selbst. Diesem Gostinnaja oder Empfangzimmer folgen andere kleinere Zimmer, alle im Styl der Renaissance, und äußerst anziehend, wenn auch nicht durch den reinen Kunststyl, doch durch eine Art von Coketterie der Kunst. Diese Zimmer stehen mit der Potschewalnaja oder dem Schlafzimmer in Verbindung, wo der Architekt wieder den griechischen Styl angenommen hat und nach Einfachheit strebte, denn hier sieht man kaum eine andere Farbe als weiß, und die Decke ist ganz einfach. Indeß ist das Zimmer selbst von bedeutender Größe und in drei Abtheilungen getheilt, von denen eine einen geräumigen und schön ausgestatteten Alcoven für das Bett bildet. Die Rosowaja Ubornaja oder das rosenfarbige Ankleidezimmer — so genannt nach den Draperien, denn die Mauern sind wie im Schlafzimmer völlig weiß — steht unmittelbar mit der Wanna oder dem Bade in Verbindung. Trotz dieser besondern Bestimmung ist dieß Zimmer doch eines der schönsten und anziehendsten in dieser Reihe. Der Eindruck beim ersten Eintritt wird als ganz magisch geschildert; es scheint eine Scene aus Tausend und Einer Nacht, ein Bruchstück der Alhambra in mehr als ihrer ursprünglichen Pracht. Indeß trotz dieser Versicherungen erhalten wir keine Beschreibung, und erfahren unter andern Dingen bloß, daß dieß das Meisterwerk des „großen" Brüloff sey, der sich hier arabischer als Arabien selbst zeigt; man wird mit der banalen Versicherung abgespeist, man könne unmöglich mit Worten einen richtigen Begriff von diesem außerordentlichen Zimmer geben. Ein anstoßendes Boudoir, dessen Zierrathen hauptsächlich aus geschnitztem Blättermerk bestehen, führt in den Zwetnik, ein kleines in zwei Theile, einen höhern und einen niedrigern, getheiltes Blumengärtchen, wovon der erste Theil als Terrasse dient, von der man auf den andern hinabsieht. Die Kunst erhöht aber noch die Annehmlichkeiten der Vegetation: gewürfelte Pflaster, Marmor und Mosaik, ein Springbrunnen und eine Grotte machen dieß Gärtchen wahrhaft bezaubernd. Von diesem Feenplatz öffnet sich eine Thüre in den „großen

Digitized by Google

Corridor," der wieder in den großen Speisesaal führt', so wie zur Rotunda, einem schönen Raum von griechischer oder vielmehr griechisch-römischer Architektur, mit einem Peristyl von korinthischen Säulen, welche eine Kuppel tragen, und mit Wänden aus blassem Marmor, in denen Nischen zu Statuen angebracht sind. Jenseits dieser Rotunda ist ein zweiter Corridor, der große mittlere Corridor genannt, welcher nicht wie im alten Gebäude ein finsterer, unbequemer Gang, sondern eine schöne, hellbeleuchtete Galerie von 42 Klafter Länge ist, die mit zahlreichen andern Zimmerreihen für die Großfürsten u. s. w. in Verbindung steht; über diesen sind entsprechende Zimmerreihen für die Großfürstinnen und andere weibliche Glieder der kaiserlichen Familie.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Clement de Bode's Reise in Südpersien.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 23 Januar wurden Auszüge einer Reise durch die Südprovinzen Persiens nebst einer Beschreibung der Sculpturen zu Tenghi Sulek von Baron Clement de Bode vorgelesen. Derselbe hatte, als er zu Behehan sich aufhielt, gehört, daß alte Sculpturen und Inschriften in den Baschmeli-Bergen sich fänden, und er beschloß sie aufzusuchen, um so mehr, als dieß noch ganz neuer Boden war. Er brach am 28 Januar 1842 auf, ließ die Straße, welche Macdonald Kinneir eingeschlagen hatte, links liegen und ging in nordwestlicher Richtung längs dem Fuße der Berge fort nach Tenghi Sulek. Hier fand er auf dem Felsen interessante Sculpturen, von denen, so wie von den Inschriften, er genaue Copien nahm, welche später dem Journal Asiatique mitgetheilt wurden. Er beschreibt die Sculpturen genau, und sagt, sie schienen ihm ganz verschieden von allem, was er zu Persepolis, Nakschi Rustam, Nakschi Redschib, Bisitun, Takhti Bostan, Schapur und Nakschi Bagram im Lande der Mammacenni gesehen. Der Character der Inschriften ist gleichfalls verschieden von der babylonischen Keilschrift und den Pehlwi-Buchstaben, und scheint mehr dem alten Zend- oder gar dem phönizischen Alphabet sich zu nähern. — Von Tenghi Sulek ging der Reisende über die Hauptflüsse Kurdistans und ihre nördlichen Zuflüsse, kam nach Mannidschak und von da über Kale Tui nach Mal Amir, eine Ebene mit mehrern Hügeln, an deren Ende sich Höhlen und Sculpturen finden. Von hier gedachte de Bode über die Berge nach Ispahan zu gehen, aber der Paß war durch Schnee gesperrt. Der Reisende wandte sich deßhalb östlich, überstieg ein Bergland, setzte über die südlichen Zuflüsse des Kuren und gelangte über die Dörfer Kurl-Schutur-Zee und Beitawend nach Schuster. Die Reise ging demnach über mehrere noch nicht betretene Strecken Westpersiens und bereicherte auch die geographische Kenntniß. (Athenäum vom 4 Februar.)

Englische Colonialnachrichten.

Zu Auckland (Residenz des Gouverneurs Hobson auf Neuseeland) erscheint seit dem Mai vorigen Jahres eine Zeitung in der Sprache der Maoris — so nennen sich die Einheimischen. Einige darin enthaltene Briefe sollen von neubekehrten Neuseeländern herrühren. (Col. Gaz. vom 23 Nov.)

•

In einigen Distrikten von Neuseeland sind die Einwanderer so unzufrieden mit der fortdauernden Ungewißheit hinsichtlich ihres Landbesitzes, da die Regierung ihnen die Urkunden nicht ausfolgen läßt, daß man von einer Verbindung spricht, welche den Häuptlingen der Fitschi- oder Marquesas-Inseln*) Land abkaufen will, um dort eine unabhängige Colonie „einigermaßen nach dem Muster der griechischen Republiken" zu gründen. Das Blatt, welches diese Nachricht mittheilt (Sydney Morning Herald), meint indeß, die englische Regierung werde ein solches Unternehmen nicht dulden. Einem andern Blatt, dem Bay of Islands Observer, zufolge soll der Plan schon weit vorgeschritten seyn.

•

Nach einem Census, der im Junius vorigen Jahres vorgenommen wurde, soll jetzt die Bevölkerung zu Auckland 1962 Seelen, zu drei Viertheilen Erwachsene, enthalten. (Col. Gaz. vom 11 Jan.)

•

Den neuesten Nachrichten zufolge kommen immer noch Ansiedler mit einigem Vermögen aus Sidney nach Neuseeland. (Col. Gaz. vom 25 Jan.)

•

Ein Hr. Davis, ein eingeborener Neuseeländer, der sich wahrscheinlich bei der Taufe diesen Namen gegeben, hat sich, wie es scheint durch Landverkauf, ein Vermögen erworben und treibt jetzt auf eigene Faust Handel; er hat sich einen Schooner bauen lassen, und am Tage, wo derselbe vom Stapel gelassen wurde, lud er eine Anzahl Neuseeländer und Engländer zum Essen ein, das ganz nach englischer Sitte abgehalten wurde.

•

Die Nähe der Engländer ist indeß noch nicht im Stande, dem Krieg und dem Kannibalismus der Eingeborenen Einhalt zu thun. Der Auckland Standard (Col. Gaz. vom 25 Jan.) erzählt ein furchtbares Beispiel von einem solchen Vorfall.

•

Man hat im Beginn der Ansiedlung Neuseelands durch eine Compagnie viel Lärm gemacht, daß man ein Zehntel alles Landes den Eingeborenen reserviren wolle. Nach dem Nelson Examiner vom 16 Jul. ist aber immer noch nichts geschehen.

•

Ein Missionär, der Geistliche Cotton, Caplan des Bischofs von Neuseeland, äußert sich in einem Schreiben aus Waimate vom 18 Aug. vor. J. folgendermaßen: Waimate, 13 (engl.) Meilen von der Inselbay landeinwärts gelegen, ist die Centralstation der Missionäre. Die Gegend ist angenehm und besteht aus einem bedeutenden Stück Tafelland, welcher schon in England zum Wohnplatz für die Missionäre ausgesucht wurde, weil man glaubte, die Eingeborenen würden leicht den Landbau lernen, aber in dieser Beziehung ist sehr wenig geschehen, da sie zu unbeständig in ihren Gewohnheiten sind. Es ist eine schöne Race, immer munter und bereit, ein Gespräch anzuknüpfen. Auch lernen sie mit wunderbarer Leichtigkeit lesen, sie unterreichten einander gegenseitig, so daß alles, was der eine lernt, sich bald über die ganze Insel verbreitet. Die Begierde, mit der sie nach Paka-aka (Büchern) fragen, ist sehr merkwürdig, und sie fragen nicht bloß aus Neugierde danach, sondern sie lesen sie auch und lernen sie auswendig. — Ich habe am ersten Sonntag zum erstenmal die Gebete in der Maorisprache gelesen und bald werde ich in derselben Sprache predigen müssen, denn der hiesige Geistliche ist nach einer neuen Station versetzt worden. (Col. Gaz. vom 1 Febr.)

*) Damals konnte man von der Besetzung derselben durch die Franzosen in Neuseeland noch keine Kenntniß haben. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1843.

Die große Explosion bei Dover.

Wir haben in Nr. 42 dieser Sprengung erwähnt, und theilen jetzt einige Bemerkungen Hrn. J. F. Herschels über diese große Operationen mit, die, neu in ihrer Art, auch Umstände darbietet, die von denen bei frühern großen Sprengungen wesentlich abweichen. Dazu gehört vor allem, daß die Sprengung von keinem irgend beachtenswerthen Geräusch begleitet war. „Ich kann es," bemerkt Hr. Herschel, „nur mit einem dumpfen Murmeln vergleichen, das kaum länger als eine halbe Secunde dauerte und so schwach war, daß, hätte Jemand zu derselben Zeit in gewöhnlicher Stimme neben mir gesprochen, ich es ganz überhört haben würde. Eben so wenig war der Fall der nahezu 400 Fuß hohen Klippe — von der nicht weniger als 400,000 Kubik-Yards binnen kaum 10 Secunden über eine Fläche von 18 Acres verstreut wurden — von irgend einem bedeutenden Geräusch begleitet, jedenfalls von keinem, das meine oder mehrerer anderer in meiner Nähe stehenden Personen Aufmerksamkeit in besonderem Grad in Anspruch genommen hätte. Ein zweiter und nicht minder merkwürdiger Umstand war der gänzliche Mangel an Rauch. Viel Staub quoll anfangs heraus und verbreitete sich wie ein halbflüssiger Körper, fiel jedoch bald nieder, von eigentlichem Rauch war aber durchaus keine Spur zu sehen, obgleich ich eine Wolke von pechartigem Rauche erwartet hatte. Ebenso war die zitternde Bewegung, die der Boden auf dem ich stand erhielt, nicht stärker als wenn ein schwerer Wagen über eine gepflasterte Straße hinfährt.

„Der merkwürdige Umstand, der diese Operation auszeichnete, daß der Lärmen und das Zittern des Bodens so gering war, erklärt sich aus der Structur des Kreidefelsens und dem zerklüfteten Zustand der ganzen Klippe. Von allen Stoffen ist vielleicht Kreide am wenigsten geeignet, Töne fortzupflanzen, und am besten, die durch einen schweren Schlag erzeugte Schwingung zu dämpfen. Der ursprüngliche hammerartige Stoß, den das neuerzeugte Gas den Wänden der drei zugleich springenden Minen mittheilte, wurde ohne Zweifel so stark gedämpft, indem er selbst auf dem kürzesten Wege wenigstens durch 75 Fuß Kreide hindurch ging, und dieß muß statt gefunden haben, ehe die Masse durch die erzeugte Expansivkraft merklich von der Stelle gerückt war; diese Expansivkraft, so groß sie auch war, konnte doch für die ungeheure Last keine stärkere Wirkung ausüben, als sie zu zerklüften und nach außen fallen zu machen, wo dann die Schwere das übrige thun mußte. Nichts kann die genaue, auf einer merkwürdig einfachen Regel ruhende Berechnung der Kraft jedes Pfundes Pulver in ein stärkeres Licht setzen, als der Umstand, daß keine überflüssige Kraft verschwendet wurde, um einen nutzlosen Lärmen und ein gefährliches Fortschiendern der Bruchstücke zu veranlassen, denn so wenig Lärmen die Explosion verursachte, so wenig hat man gehört, daß irgend ein einzelnes Bruchstück in irgend einer Richtung weit hinausgeschieudert worden wäre."

Skizzen aus Peking.

Volksbildung; Unterrichtsanstalten; Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; Prüfungen. — Ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug.

(Fortsetzung.)

So gesucht und mit rhetorischen Schnörkeln überladen die philosophische und literarische Sprache der Chinesen ist, so einfach und klar ist dagegen ihre juridische Sprache. Um von dem einen und dem andern ein Beispiel zu geben, und zugleich um den Geist und Charakter chinesischer Gesetze und chinesischen Gerichtwesens zu zeigen, führe ich einen kaiserlichen Befehl, einen juridischen Fall und die Einleitung in einen Roman an.

Befehl bei Gelegenheit des Vorschlags eines Censors, daß man den Beamten verbieten solle, Belohnungen für ihre Privatsecretäre zu verlangen.

Es sind kaiserliche Verordnungen aufgestellt über die Belohnungen zur Aufmunterung der Beamten, welche in ihrem Fache Geschicklichkeit gezeigt haben; Privatsecretäre aber, welche

Digitized by Google

nach dem eigenen Willen der Beamten berufen wurden, können in diese Ordnung nicht gehören. Wir haben bereits allen Generalgouverneuren und Gouverneuren erklärt, daß sie ihre Privatsecretäre nicht zu Belohnungen in Vorschlag bringen sollen, um jedweden Mißbrauch, der daraus hervorgehen kann, zu vernichten. Kürzlich schlug Lu-kun seinen Secretär Sun-fü zur Erhebung in die fünfte Rangstufe vor, für den Eifer den er bei einem Geschäfte gezeigt hatte, und wir, in Erwägung daß ein Knopf ohne Amt doch einige Auszeichnung gebe, willigten gnädig in seinen Vorschlag. Jetzt haben wir aus dem Bericht des Censors Schan-kai-mu ersehen, daß seit dieser Zeit jeder das Beispiel Lu-kuns nachahmen will, und selbst im Dienste befindliche Beamte als Privatsecretäre annimmt, um Gelegenheit zu haben, für sie Belohnungen nachzusuchen. Da wir einen solchen Mißbrauch gleich im Beginne abstellen wollen, so verordnen wir 1) den Knopf fünfter Classe, der Sun-fü verwilligt wurde, demselben sogleich abzunehmen; 2) den Generalgouverneur von Canton, Lu-kun, der es gewagt hat, eine ungesetzliche Bitte vorzubringen, vor Gericht zu stellen, und 3) allen Generalgouverneuren und Gouverneuren zu verbieten, die ihnen untergebenen Beamten zu Privatsecretären zu nehmen."

*

„Nach chinesischen Gesetzen ist es verboten, Ochsen, welche zum Pflügen des Feldes gebraucht werden, zu schlachten. Nichtsdestoweniger wurden im neunten Monat des jetzigen Jahres nach der Hauptstadt gegen 7000 Pfd. Rindfleisch gebracht, welches unverzüglich durch die thätige Polizei confiscirt und nach dem Criminalgericht gebracht wurde. Als die Rechtsverhandlung über die Verkäufer verhängt wurde, zeigte es sich, daß Ma, der Sechste, sechzehn für den Pflug taugliche Ochsen geschlachtet, und das Fleisch von vier crepirten Ochsen verkauft habe, wofür er nach dem Gesetz hundert Streiche mit dem Bambusstock erhalten und auf 3000 Li von der Hauptstadt weg verbannt werden soll. Ma der zweite und Gao der zweite haben 9 Ochsen geschlachtet, wofür sie die Canga 40 Tage lang tragen, 100 Schläge mit dem Bambusstock erhalten und auf 8 Jahre in die Verbannung geschickt werden sollen. Tschan der ältere, Kan der zweite, An der vierte, und Jan der ältere haben 4 Ochsen geschlachtet, wofür sie 40 Tage die Canga tragen, 60 Streiche mit dem Bambusrohr erhalten und auf ein Jahr in die Verbannung geschickt werden sollen. Da es nicht möglich ist, das Rindfleisch in kurzer Zeit zu verkaufen, so soll es an die Armen in den umliegenden Dörfern vertheilt werden."

*

Chun-lou-men (Traumgesicht auf dem rothen Thurm) oder Geschichte des Steins.

„Tschen-schi-in erfährt im Traume die Wiederbelebung des Steins; Jia-jui-zun verliebt sich in seiner Armuth in eine schöne Magd."

Im Anfang des ersten Capitels sagt der Verfasser selbst: „als ich die Eitelkeit der Welt erfahren hatte, verbarg ich die Wahrheit, und als ich die Wiederbelebung einer unbelebten Sache bewirken wollte, verfaßte ich die Geschichte des Steins; darum wird auch gesagt: Tschen-schi-in *) erfährt im Traum die Wiederbelebung des Steins" u. s. w. Um nun zu zeigen, welche Personen und Begebenheiten hier geschildert werden, sagt der Verfasser weiter: „da ich mich in Armuth, Noth und Kümmernissen befand, und nichts mir gelingen wollte, gedachte ich einmal der Mädchen, die ich einst gesehen, beobachtete jede derselben mit Aufmerksamkeit, und mußte unwillkürlich bekennen, daß ihr Benehmen so wie ihre Kenntnisse die meinigen weit übertrafen, und daß ich in solchem Alter und mit solchem Bart in Wahrheit mich nicht mit diesen, die solche Halsschnüre tragen, vergleichen könne. Ich fühlte ganz meine Schmach, aber auch die Reue war jetzt unnütz.

„Einmal als ich nicht wußte, was ich unternehmen sollte, kam mir der Gedanke, meine Geschichte zu schreiben, damit die ganze Welt erfahre, wie ich, der ich durch die Gnade des Himmels und die Milde der Vorfahren eine reiche Kleidung und geschmackvolle Speisen hatte, die wohlthätigen Lehren meiner Eltern, die milden Ermahnungen der Freunde und Lehrer verachtete, so daß ich bis jetzt noch in nichts gute Fortschritte machte und über ein halbes Jahrhundert nur in Ausschweifungen lebte. Ich weiß, daß meine Vergehen allzu groß sind, aber habe ich nicht, nur um meine Mängel zu verbergen, mich entschlossen die Welt zu verlassen, ohne die reizenden Bewohnerinnen des Tempels der Unschuld **) irgend zu kennen? Nein, selbst die Strohhütte mit Einem Fensterchen, mit dem Bett von Matten und dem einfachen Lehmofen hätte meine Einbildungskraft nie gehindert, um so weniger als die Morgenkühle, der Abendmond, das Gras vor meiner Treppe und der Wohlgeruch der unter meinen Fenstern wachsenden Blumen meinen Pinsel befeuchten mußte. Obwohl ich unerfahren bin, und nicht die Gabe der Wohlredenheit habe, was hindert mich, die einfachen Volksausdrücke zur Verbreitung meiner Erdichtungen zu gebrauchen? Indem ich den Vorhang aufhebe, der das Innere des Tempels der Unschuld verbirgt, verschaffe ich dem Leser ein Vergnügen und somit eine angenehme Zerstreuung.

„Träume und verschiedene unwahrscheinliche Verwandlungen bilden den wesentlichen Inhalt dieses Buchs und erhöhen das Interesse desselben.

„Du fragst, mein Leser, womit beginnt dieß Buch? Meine Erzählung erscheint dir vielleicht nicht ganz wahrscheinlich, aber lies mit Aufmerksamkeit, und du wirst dich dann überzeugen, wie interessant es ist.

„In jenen fernen Zeiten, wo Nui-gua-schi auf einem hohen felsigen Berge Steine schmolz, um den Himmel auszubessern, wurden 36,501 Stück roher Steine geschmolzen, von denen jeder 12 Klafter Höhe und 6 Klafter Breite und Länge hatte; zu seiner Arbeit brauchte er aber nur 36,500 Steine, ein Stein blieb übrig und wurde weggeworfen an den Fuß des Berges Ziu-geu-fen. Wer hätte glauben sollen, daß dieser

*) Tschen bedeutet nach einer gewissen Aussprache das Wahre, schi ein Geschäft oder einen Vorfall, in das Verborgene.

**) Unter dem Ausdruck „Tempel der Unschuld," versteht der Verfasser diejenigen Abtheilungen der chinesischen Häuser, wo die Töchter der Hausherren wohnen.

Digitized by Google

Stein, als er nach dem Schmelzen einige Jahrhunderte gelegen, eine Seele bekam, selbst gehen und kommen, und sich groß und klein machen konnte. Nichtsdestoweniger grämte sich der übrig gelassene Stein, als er sah, daß alle andern Steine zur Ausbesserung des Himmels verwendet und nur er untauglich zu solcher Bestimmung gefunden wurde, er schämte sich und hörte nicht auf, Tag und Nacht zu weinen.

(Schluß folgt.)

Russische Architektur.

Der neue Winterpalast.

(Schluß.)

An den eben erwähnten Corridor stößt die mittlere Treppe, von der andere Corridore auslaufen und mit den entferntesten Theilen des Baues eine Verbindung bilden. Diese Treppe und ihr Dach bestehen ganz aus gegossenem und geschmiedetem Eisen, und in dem großartigen Entwurfe, in ihrem kühnen, meisterhaften Bau hat Brüloff eben so viel Kenntniß und Geschicklichkeit, als an andern Orten seinen Geschmack und künstlerische Erfindungsgabe gezeigt. Eben so wenig haben seine strengen Studien der Einbildungskraft Eintrag gethan, denn wenn das oben erwähnte Bad eine Art architektonische Poesie in anakreontischem Styl ist, so ist der „Saal Alexanders" eine Art Epos. So imposant, fast colossal in seinen Dimensionen er ist, so merkwürdig ist die Erfindung, welche der Plan beurkundet. Die zahlreichen Säulen sind von korinthischer Art, aber die Capitäler sind Originalcompositionen, in denen der russische Adler mit eben so viel Glück als Geschmack angewendet seyn soll. Die mit Trophäen gefüllten Nischen und eine Reihe Basreliefs (nach den Zeichnungen des Grafen Tolstoi) an den obern Theilen der Mauern geben diesem Saal eine historische Würde, und machen sie zu einem wahren Denkmal der denkwürdigen Regierung Alexanders.

Ein anderer, im Innern des Palastes verwendeter Architekt ist Stasoff, und von ihm rühren mehrere der bedeutendsten Theile des Baues, namentlich die Prachtzimmer, her. Von seiner Geschicklichkeit zeugt vor allem die „Bolschaja paradnaja lestniza," die große Paradetreppe, welche an riesenhafter Größe vielleicht einzig dasteht, und durch den Reichthum des Materials — hauptsächlich polirter Granit und carrarischer Marmor — so wie durch die Neuheit und den Glanz der Decorationen nicht minder ausgezeichnet ist, denn statt auf einen Styl sich zu beschränken, hat der Künstler sich bestrebt, hier die Vorzüge vieler zu vereinigen, indem er ohne Rücksicht auf Chronologie oder sonstige Autorität das, was ihm für die verschiedenen Theile zu passen schien, zu einer Art von architektonischer Arabeske verwob, die vielleicht minder willkürlich, und gewiß anziehender ist, als manches, was man unter die Benennung „regelmäßige Architektur" einreiht. In dem ersten Vorzimmer der Reihe, zu welcher diese Treppe führt, herrscht der Rococostyl vor, den man jedoch später fallen ließ. Der sogenannte große Saal ist ein herrlicher Raum, aber höchst einfach und ruhig in seinem Charakter; seine Hauptzierde sind Marmorsäulen von blaßblauer Farbe. Daneben ist der Concertsaal in italienischem Styl, und weiter hin zwei Capellen, von denen die größere durch eine schöne Kuppel erhellt und mit Gemälden von Bassin und Bruni geschmückt ist. Die pompejanische Galerie, welche in dem neuen Bau den Platz einnimmt, der im früheren von verwickelten und dunkeln Gängen besetzt war, bildet einen reizenden Gang, namentlich Abends, wenn ein rothes Licht sich durch denselben verbreitet; das Licht selbst fällt durch gefärbtes Glas ein, in welcher Art ist aber nicht angegeben. Diese sehr lange Galerie führt zum „Saal der Feldmarschälle," zum „Saal Peters des Großen," zum „Weißen Saal," zum „Saal der Grenadiere" und zum „Saal der militärischen Portraits," lauter Gemächer von solcher Größe, daß sie fast in jedem andern königlichen Palast schon für sich allein dem Ganzen einen großartigen Stempel aufdrücken würden. In diesem Theile des Baues ist auch der „Saal Alexanders," welcher oben schon als das Werk Brüloffs erwähnt wurde. Das Athenäum schließt diese Schilderung mit den Worten: „Nimmt man auch an, daß die Farben hier etwas stark aufgetragen sind, so bleibt doch kaum ein Zweifel übrig, daß dieser Palast eines der glänzendsten, so wie eines der größten Gebäude in Europa ist."

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

Von den Ruinen von Chi-Chen begab sich Hr. Norman westwärts durch Yucatan nach Ticul und den Ruinen von Ichmul, denen er jedoch nur einen beeilten Besuch abstattete. Er berichtet:

„Die Ruinen von Ichmul liegen etwa eine halbe Stunde von der Stadt Ticul. Der Padre mit ein paar Bekannten ging mit mir, um sie zu besuchen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meiner Ankunft an diesem Orte eine Reihenfolge von künstlichen Hügeln oder Tumuli bemerkte, die sich viele Meilen in die Runde, überall hin so weit das Auge reichte, erstreckten — die Gräber vielleicht von Millionen. Die Gründe sind nun mit Gras und Bäumen bedeckt — ein Steinfweideplatz für's Vieh! einige dieser Hügel waren 40 Fuß hoch. Mehrere von ihnen waren auf die Anordnung und unter der Aufsicht des Pfarrers geöffnet worden, und innen fand man Gemächer und Skelette in sitzender Stellung, kleine Töpfe zu ihren Füßen, ganz wie die alten Mexicaner ihre Todten zu begraben pflegten. Die Wände und Decken waren vollkommen gut erhalten. Große Stücke von behauenen Steinen und Pfeilern lagen zerstreut um diese Plätze her, und lassen mit Grund vermuthen, daß sie ehedem Theile einer einst großen und volkreichen Stadt waren."

Von da ging Hr. Norman über das Gebirge und besuchte die Ruinen von Kabbah und Zayi. Er sagt:

„Ich betrat die Ruinen Kabbahs zuerst von der von Nocacab nach Bolen-Chen-Ticul führenden Hauptstraße aus. Auf der Westseite fand ich Bruchstücke von Gebäuden, Mauern u. s. w. umher zerstreut, besonders auf einer niedrigen Hügelkette. Erhaltene Gemächer waren keine zu sehen, wohl aber Theile von Wänden und Decken, und der Boden umher mit Schutt, vermischt mit zerbrochenen Pfeilern, Meißelarbeiten u. s. w., bedeckt. In dem am entferntesten von der Straße befindlichen Gebäude — dem besterhaltenen von allen auf der Westseite — bemerkten

Digitized by Google

wir zwei viereckige Pfeiler, welche von dem Thüreingange weggenommen und an die Decke des Gemachs aufgestellt worden waren — ohne Zweifel durch irgend einen Reisenden, der sie der Welt vor Augen zu stellen beabsichtigte. Sie sind ungefähr 6 Fuß hoch und 2 dick; ihre Vorderflächen sind tief ringeschnitten und stellen einen Kaziken oder sonstigen Vornehmen vor in vollem Staate — dem Ansehen nach einer ericke Indianertracht — mit einer verschwenderischen Fülle von Federn. In den hochgehobenen Armen hält er eine Geißel; vor ihm kniet, die Hände bittend ausgestreckt, ein Knabe; darunter sind Hieroglyphen. Das Gemach ist klein, die Decke leicht geschwift, worin es sich von denen zu Chi-Chen unterscheidet.

„Die Ruinen auf der Ostseite der Straße begreifen hauptsächlich drei Gebäude und eine ungeheure Masse von Steinen in pyramidalischer Gestalt und in viel besserer Erhaltung als die auf der entgegengesetzten Seite in sich. Diese Gebäude stehen auf einer Reihenfolge von Terrassen, welche ich auf einer Doppeltreppe von zerbrochenen Stufen zu einem vorn an jedem gebildeten viereckigen Platz hinanstieg; die Seiten des letztern zeigen, daß er einst mit jetzt fast dem Boden gleichen und mit Bäumen und Pflanzenwerk überwachsenen Mauern umgeben war. Indessen ist immer noch so viel von den zwei Gebäuden übrig, um ihre Aehnlichkeit mit denen auf der entgegengesetzten Seite erkennen zu lassen. Die Stirnseiten messen ungefähr 100 Fuß, und ihre Façaden sind mit der fleißigsten und kunstreichsten Arbeit, die nun aber freilich sehr zerbrochen und entstellt ist, geschmückt. Die Sculpturen ähneln denen zu Chi-Chen, sind aber viel kleiner und enthalten nicht so viel Regelmäßigkeit in der Anordnung. Zerbrochene Säulen von ungewöhnlicher Größe sieht man, offenbar aus ihren ursprünglichen Stellungen fortgerückt, in kleiner Entfernung von diesen Gebäuden. Der Thürtritt des innern Gemachs ist fleißigst bemeißelt und ganz verschieden von allem, was ich an andern Orten bemerkte. Inmitten eines der vorerwähnten viereckigen Plätze sieht man Fundamentmauern, welche jüngst ausgegraben wurden. Sie waren wahrscheinlich Fußgestelle. Die genannten Gebäude stehen durchgängig immer vier Ruthen von einander ab auf einer Linie, und alle haben künstliche Hügel und eine Folge reihe zerbrochener Mauern ihnen zunächst. Ein paar Ruthen nördlich von diesen Gebäuden ist eine Masse zerbrochener Steine in Gestalt einer Pyramide zusammen aufgehäuft, auf der oben in einer Höhe von 125 Fuß noch die Ueberbleibsel der verfallenen Mauern eines Gebäudes zu sehen sind. Sie ist mit Beziehung auf die vier Himmelsgegenden gleich der Pyramide von Chi-Chen gestellt, und diente wahrscheinlich zu denselben Zwecken (welche diese nun gewesen seyn mögen), obschon der Styl des Werks ihr nicht ähnlich oder gleich ist. Seine Seiten an der Basis messen 500 Fuß und sind meistentheils kahl; die losen Steine halten eben nur ihre Form aufrecht. Der von diesen Ruinen eingenommene Raum kann nicht weniger als eine Meile im Gevierte halten.

„Am 24 Februar mit Sonnenaufgang saßen wir wieder im Sattel, indem wir über dieselbe Straße wie gestern wegzogen und einem Führer mit seiner Tracht Maza und Wasser — dem Yucatane „Stab des Lebens" — auf der Jagd nach andern, ungefähr dritthalb Stunden südöstlich von den Kahbahern gelegenen Ruinen folgten. Die Straße war gut und führte durch mehrere Ranchos. An einem von diesen, unter einem von einer rohgebauten Indianerkirche errichteten Schuppen von Zweigen machten wir Halt und nahmen unser Frühstück ein. Unser Mahl war nicht so mannichfaltig oder trefflich bestellt, um uns lange aufzuhalten, so waren wir denn bald wieder auf unserem Wege durch gebirgiges Gelände nach Zayi. Ich fand mich mit geringer Schwierigkeit zu der Hauptruine hin, da sie, wie ich von den Eingebornen erfuhr, jüngst von Hrn. Stephens*) besucht worden war, dessen mühevollen Arbeiten ich so viel in der Nähernng zum Ziel meines Forschens zu danken hatte; denn die gewöhnlichen Hindernisse von Bäumen und wilden Buschdickichten, die es umgaben, waren weggeräumt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Predigerkrankheit in Westgothland. Wir haben diesen Gegenstand im vorigen Jahre mehrfach erwähnt, aber geraume Zeit hindurch haben die schwedischen Blätter darüber geschwiegen. Unter dem 16 Dec. bringt jedoch das Aftonblad einen Auszug aus dem Bericht des Pastors von Broddetorp, wo es heißt: „Seit einige Personen von den bisher mit dieser Krankheit behafteten Gegenden hieher kamen und sowohl in größeren Dörfern als in einzelnen Wohnern ungehindert auftraten, konnte es nicht fehlen, daß die Krankheit jetzt auch in Broddetorp einheimisch geworden ist. Viele junge Leute, namentlich Männer, sind bloß in gelindem Grade angegriffen, und die Epidemie äußert sich bei ihnen in einem Achselzucken, das ich nicht für freiwillig oder verstellt halten kann, da es sich manchmal selbst bei der Communion zeigt. Namentlich aber ist die Krankheit zu Hoenboerg mit drei größten Heftigkeit ausgebrochen, indem sechs Mädchen von 8 bis 18 Jahren von einer unbezwinglichen Predigerlust, verbunden mit häufigen Ohnmachten ergriffen sind, wobei sie ohne alles Bewußtseyn da zu liegen scheinen, und bald bei dieser, bald bei jener die gewaltsamsten Zuckungen in den Armen und im ganzen Körper sich zeigen. Daß die Natur bei ihnen in eine seltsame Unordnung gerathen ist, läßt sich sowohl aus ihrem leidenden Körperzustand, als aus der eigenthümlichen Farbe ihrer Augen schließen, obwohl sie selbst behaupten, an Körper und Seele gesund zu seyn, und während sie ohnmächtig dalliegen, Gesichte und göttliche Offenbarungen haben, die man doch, so viel ich davon höre, ihrem Inhalt nach schwerlich für etwas anderes, als für seltsame Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft halten kann." Indeß spricht sich der Berichterstatter im weitern Verlauf seines Berichts entschieden dahin aus, daß diese Erscheinungen zwar leicht von Betrügern sich nachmachen ließen und auch entschieden schon nachgemacht worden seyen, allein daß in der Mehrzahl keine Verstellung stattfinde, und daß man sehen müsse, wie viel sich mit ärztlicher Kunst leisten lasse. Der Geistliche warnte seine Kirchspielsangehörigen, ihre Kinder nicht öffentlich predigen zu lassen, und überhaupt alles zu vermeiden, was Aufsehen und eine Verbreitung des Uebels veranlassen könne, allein auch er stieß auf die fanatische Ansicht, daß hier Gottes Finger walte, und daß man diesem nicht Einhalt thun dürfe.

Dänische Sprüchwörter. Man kann eine kürzlich erschienene Schrift von Hrn. Fr. Beesemann in Kopenhagen, betitelt: Danske Ordsprog og Mundheld (Dänische Sprüchwörter und Ausrufungen) als eine nicht unbedeutende Bereicherung dieser besondern Art von Literatur, so wie auch der Sprache ansehen. Er hat alle möglichen ältern dänischen Quellen benützt, und auch viele isländische Sprüchwörter übersetzt.

*) Bei seinem zweiten Besuche, worüber sein Bericht, wie schon früher in einer Anmerkung erwähnt, im Laufe des Jahres 1843 bei Murray in London erscheint.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1843.

Das Negerland der Araber.

Unter dem Titel: the Negro Land of the Arabs examined and explained, hat ein Hr. W. Cooley einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Geographie des innern Afrika geliefert. Die arabischen Geographen und Geschichtschreiber enthalten eine Menge reicher Materialien, aber diese sind bis jetzt nur auf eine sehr ungenügende Weise benützt worden. Die Philologen, welche mit der Sprache hinlänglich bekannt waren, haben selten oder nie eine wahrhaft wissenschaftliche Kenntniß der Geographie besessen, und die Geographen, welche ihre Zuflucht zu arabischen Schriftstellern nahmen, um Beweise für ihre Ansichten darin aufzufinden, haben selten mehr als eine höchst oberflächliche Kenntniß des Arabischen besessen. Hr. Cooley besaß geographische und philologische Kenntnisse in hinreichendem Grade, um seine Quellen, namentlich El Bekri, Ibn Batuta, Ibn Chaidun und Edrisi kritisch zu vergleichen und zu beleuchten. So konnte er in klarer Weise den Umfang der Kenntnisse darstellen, welche die arabischen Schriftsteller von 1050 bis 1400 n. Chr. von den afrikanischen Ländern südlich von der Atlaskette und westlich von dem Oasenzug, der über Fezzan nach Bornu geht, besaßen. Künftige Forscher werden die Umrisse, welche Cooley mitgetheilt, in manchen Einzelnheiten mehr ausfüllen, aber er hat im Wesentlichen angegeben, welche Kenntnisse dieß Volk, das eine reiche Literatur besaß, in den vierthalb Jahrhunderten erlangte, welche den portugiesischen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer unmittelbar vorangingen. Die Bereicherung, welche die historische Geographie gewonnen hat, läßt sich somit auf einen Blick übersehen. Da wir jetzt wissen, was die arabischen Geographen dieser vierthalb Jahrhunderte kannten, und wie sie das Gekannte bezeichneten, so sind wir auch im Stande die Irrthümer, welche die geographischen Karten und Systeme des Mittelalters aufweisen, bis zu ihrer Quelle zu verfolgen. Der Gewinn für die Geschichte ist nicht minder groß, denn wir sehen auf einmal klar in den Begebenheiten, die während drei Jahrhunderten den Entdeckungen der Portugiesen vorangingen. Ob die Jahrhunderte, welche zwischen den Arabern einer-, und den römischen und griechischen Schriftstellern andrerseits liegen, je in gleicher Weise werden aufgehellt werden, das hängt von den Forschungen derjenigen ab, welche Cooley's Methode auf andere arabische Schriftsteller anwenden.

Letzterer legt die Reisen El Bekri's und Ibn Batuta's zum Grunde. Wir kennen demnach zwei Straßen, die am südlichen Fuße des Atlas beginnen, am Niger enden und sich auf dem Wege durchschneiden, ebenso die Querstraße, welche die Enden der beiden ersten im Süden verbindet. Hiezu kommen die Nachrichten, welche die Reisenden über die östlich und westlich von ihrer Straße gelegenen Länder sammelten. Nur die Lücken werden durch Zeugnisse zweiten Ranges, nämlich durch Verfasser von Erdbeschreibungen ausgefüllt. Auf diese Weise vermindert sich die Masse der Nachrichten, aber ihre Zuverlässigkeit steigt in demselben Verhältniß. Es ist sehr zu wünschen, daß die Forschung mit gleicher Vorsicht und Genauigkeit auch auf das Land zwischen Bornu und dem Nil sich wende, denn an dieser Straße sind bis jetzt noch alle Europäer gescheitert.

Wir können nicht umhin zum Schlusse noch eine Erklärung des Namens Guinea beizufügen, welche der Verfasser im Laufe seiner Erörterungen gibt: „Genewah scheint die allgemeine Bezeichnung des westlichen Negerlandes vom Westmeer bis über Tombuktu hinaus zu seyn. Dieß Wort Genewah ist vermuthlich der Ursprung des portugiesischen Ghinoja, von welchem dann die verschiedenen europäischen Modificationen des Namens Guinea kommen. Gnewah oder Genewah soll in der Sprache von Tombuktu „schwarz" bedeuten, und so ist Genewah gleichbedeutend mit Sudan, das Land der Schwarzen."

Skizzen aus Peking.

Volksbildung; Unterrichtsanstalten; Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; Prüfungen. — Ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug.

(Schluß.)

„Einmal zur Zeit großen Kummers erblickte er einen Chefchan und einen Dao-sy,*) die von ferne herkamen, und sich

*) Mönche zweier chinesischer Secten.

Digitized by Google

durch ihr Aeußeres, die Form ihres Gliederbaues und die Schönheit ihrer Gestalt auszeichneten. Sie sprachen mit einander, kamen bis zu dem Berge Zin-gen-sen und setzten sich an seinem Fuße nieder. Als der Che-schan diesen hellen, glänzenden, reinen Stein sah, welcher sich zu der Größe eines Fächerknopfs zusammengedrückt hatte, und wohl geeignet war jeden durch seine Schönheit anzuziehen, nahm er ihn in die Hand und sagte lächelnd zu ihm. „Obgleich dein Aeußeres einigermaßen einem wunderbaren Dinge gleicht, so kannst du doch jetzt noch keinen Nutzen bringen. Man muß zuerst einige Worte auf dir ausschneiden, an denen die Menschen auf den ersten Blick deine wunderbare Eigenschaft erkennen, dann muß man dich durch glänzende und blühende Reiche, durch wohlhabende und angesehene Familien, durch üppige, volkreiche Länder, durch freundliche, schöne Dörfer führen." Als der Stein dieß hörte, freute er sich außerordentlich und bemerkte: „ich weiß nicht, welche Worte man einschneiden, in welche Länder ich reisen soll, und hoffe, daß du mich darüber belehren wirst." „Frage jetzt nicht danach," antwortete ihm der Che-schan lächelnd, „in der Folge der Zeit wird sich das alles von selbst offenbaren." Nach diesen Worten ließ er den Stein in seinen Aermel fallen und verschwand nebst dem Dao-sy mit der Schnelligkeit des Windes.

„Man weiß nicht, wo sie sich verborgen, auch ist es unbekannt, wie viel nach dieser Zeit Jahrhunderte und halbe Jahrhunderte vergingen bis zu der Zeit, wo ein Dao-sy, welcher sich vollkommen von der fühlenden Welt ausgeschieden hatte und Rettung suchte, an dem Berge Zin-gen-sen vorüberging, und hier einen mächtigen Stein mit deutlich darauf ausgehauenen Worten bemerkte. Kaum hatte der Dao-sy die Umschrift gelesen, als er sogleich erkannte, daß dieß derselbe Stein sey, welcher von der Ausbesserung des Himmels übrig geblieben, der seine Gestalt verändert hatte und der Welt erschienen war; daß dieß derselbe Stein sey, welcher durch einen körperlosen Che-schan und durch einen heiligen Dao-sy zuerst in ein schönes Land versetzt und dann nach diesem Ufer getragen worden.*) Ferner war noch bezeichnet der Ort seiner Entstehung in der Welt, es waren alle näheren Umstände seines Lebens beschrieben, die reichen Dörfer, in denen er erschien, selbst alle die kleinen Umstände des häuslichen Lebens, ja die Liebesgeschichten unschuldiger Mädchen, ihre Verse und ihre Räthsel. Alles dieß war in gehöriger Verbindung auseinander gesetzt, nur die Zeitrechnung ausgelassen, und nichts, was erzählt war, durch Urkunden bestätigt. Auf der andern Seite des Steins sah man noch folgende Worte: „Ich, unwürdig zur Ausbesserung des Himmels verwendet zu werden, verbarg mich umsonst so viele Jahre in der schönen Erde! Wer beschreibt die wunderbaren Begebenheiten, welche vor mir und nach mir sich ereigneten."

„Der Dao-sy, welcher der Welt entsagt, las alle Seiten von Anfang bis zu Ende, und begriff, daß dieser Stein einen besondern Ursprung haben müsse; darum wandte er sich zu ihm und sagte: „Du Stein, mein älterer Bruder! Deine Geschichte hat deinen eigenen Worten zufolge einiges Interessante, und darum ist sie auch hier ausgehauen, damit sie der Nachwelt überliefert werden kann; aber wenn ich sie auch ganz abschreiben wollte, so bildet sie doch, wie mir scheint, kein ausgezeichnetes Buch, erstens weil darin nur die Rede ist von einigen Mädchen, die sich durch außerordentliche Leidenschaftlichkeit, oder besondere Dummheit, oder einige Tugenden, oder mittelmäßige Eigenschaften auszeichneten, und gar nicht darin gesprochen wird von Philosophen oder von treuen Ministern, welche die Staatsangelegenheiten leiten oder die Sitten des Volks verbessern könnten; und zweitens weil darin die Zeitrechnung ausgelassen ist."

„Wie bist du einfältig, mein Lehrer! antwortete ihm der Stein; alle Werke, die aus dem grauesten Alterthum auf unsere Zeiten gekommen, sind sie etwas anderes, als eine Aneinanderreihung von Personen und Begebenheiten aus den Dynastien Han und Thang, und können diese historischen Werke irgend sich vergleichen mit meiner Geschichte des Steins, wo ihrem Beispiel nicht gefolgt ist, sondern nur die eigenen Erlebnisse in vollkommen neuem Geschmack geschildert sind? Zudem werden in jenen Werken entweder die Handlungen der Herrscher oder der Minister verspottet, oder das Benehmen ihrer Weiber und Töchter getadelt; der Beschreibungen von Zwietracht, Grausamkeit und Hinterlist ist kein Ende, und der Pinsel der Schriftsteller gilt für um so schöner, je schneller diese Gräuel und Unanständigkeiten die unerfahrene Jugend verderben. Was nun die Romane berühmter Schriftsteller betrifft, so trifft man bei ihnen auf der ersten Seite die reizende Wou-zsiun, oder ganze Blätter sind angefüllt mit dem berühmten Zsi-zsian. *) In tausend Bänden findet man man immer dieselben Begebenheiten und allenthalben die gleichartigen Personen, und endlich fallen wiederum viele Gräuel und Unanständigkeiten vor. Wenn jetzt irgend ein Schriftsteller einige Zeilen seiner Liebeslieder aufs Papier gießen will, so bringt er unabänderlich einen Mann und eine Frau, und zwischen diesen noch eine dritte Person, welche beinahe dieselbe Rolle wie der Possenreißer auf dem Theater spielt, deren Dummheit ganz unerträglich, und deren Aufgeblasenheit ohne Verstand nicht nur den Leser nicht interessirt, sondern auch dem Schriftsteller selbst zum Schaden gereicht. Mit Einem Wort, nichts läßt sich mit dem vergleichen, was ich ganze Jahrhunderte durch sah und hörte. Ich wage es nicht, die von mir geschilderten Mädchen höher zu stellen, als diejenigen, welche in den alten Büchern gerühmt sind; aber wer ihre Handlungen überblickt, verschafft sich eine angenehme Zerstreuung, und selbst die Verse können manchmal machen, daß er die Schale umstößt oder den Wein verschüttet. Die hier beschriebene Eintracht so wie der Zwist, die Freude und die Trauer, die Erhebung und der Fall, alles hat seinen stufenweisen Gang, und an keiner Stelle ist das Runde mit dem Viereckigen, das Viereckige mit dem Runden ver-

*) Unter dem Worte „schönes Land" ist unsere sublunarische Welt verstanden, und der „Uebergang nach jenem Ufer" ist das Leben jenseits des Grabes.

*) Gewöhnliche Namen von Romanhelden.

Digitized by Google

wechselt; aber wer auch das Buch in die Hand nehmen mag am Tage nach einem wilden Trinkgelage oder in der Langeweile des Müßiggangs, der fühlt nicht nur in sich eine vollkommenen Veränderung und Klarheit in den Augen, sondern bewahrt auch in Wahrheit Kraft und Gesundheit, nicht wie beim Lesen derjenigen Bücher, wo der Verfasser dem Leeren nachjagt und das Nichtige verfolgt. Was meinst du nun jetzt von dieser Geschichte, mein Freund?

„Der Dao-sy bedachte sich eine Zeit lang, dann las er wieder die ganze Geschichte des Steins, und da er sah, daß hier nur Liebesgespräche und wahrhafte Begebenheiten aufgezeichnet waren, welche keine Veranlassung weder zum Sittenverderbniß noch zur Ausschweifung geben konnten, schrieb er alles vom Anfang bis zu Ende ab, um es der Nachwelt übergeben zu können.

„Der Dao-sy, der bereits völlig allem Irdischen entsagt hatte, begann von dieser Zeit an wieder mit der Welt zu fühlen; aus dem Mitgefühl entsprangen bei ihm Leidenschaften; er theilte sie andern mit, unterwarf sich der körperlichen Welt, und gelangte dann erst wieder zu seiner vorigen Würde; daraum nannte man ihn den leidenschaftlichen Dao-sy, und die Geschichte des Steins die Geschichte des leidenschaftlichen Dao-sy. Kun-chai-sy nannte diese Geschichte einen reizenden und kostbaren Spiegel, und als Zao-sju-zin sie zehn Jahre in seinem Cabinet erwogen, sie fünfmal abgekürzt und vollendet hatte, theilte er sie in Capitel, schrieb die Inhaltsanzeige und nannte sie die „zwölf Mädchen von Zsin-lin," wobei er noch folgende zwei Zeilen hinzufügte:

„Alles rief: der Verfasser ist ein Thor!
„Aber wer begreift den wirklichen Sinn?"

Die ethnologische Gesellschaft in London.

Diese neue Gesellschaft hielt ihre erste vorbereitende Zusammenkunft am 31 Jan. d. J., wo eine Mittheilung Dr. Dieffenbachs über den Gegenstand und Zweck einer solchen Gesellschaft vorgelesen wurde; sie soll „die zerstreuten Nachrichten einzelner über den so vorzugsweisen interessanten Gegenstand, nämlich die psychologischen, physischen und philologischen Kennzeichen der Verwandtschaft der verschiedenen Zweige des Menschengeschlechts sammeln." Der Verfasser steckte indeß die Gränzen sehr genau, so daß die Forschungen sich nicht in das Gebiet des eigentlichen Geographen und Geschichtsforschers zu sehr ausbreiten können, sondern sich an die Naturgeschichte des Menschen möglichst festhalten. Es wurde alsbald eine Committee gewählt, um die völlige Organisation der Gesellschaft zu berathen. (Litt. Gaz. vom 4 Februar.)

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

„Die Ruinen von Zayi liegen mitten in einer Reihe schöner Berge, die um sie auf allen Seiten eine bezaubernde Landschaft bilden. Die Hauptruine besteht aus einer einzigen Structur, einem ungeheuren Gebäude, das gegen Süden und auf einer leichten natürlichen Bodenerhebung liegt. Der erste Unterbau ist nun so zerfallen, daß seine ursprüngliche Form sich nicht vollkommen bestimmen läßt; doch bildete er wahrscheinlich ein Parallelogramm. Seine Vordermauer zeigt die Ueberbleibsel von Gemächern und Decken, mit Pfeilern da und dort, welche ohne Zweifel die Gänge (corridors) trugen. Die Höhe dieser Mauer beträgt etwa 20 Fuß, und so weit wie die Anhäufung von Trümmern an ihrer Grundfläche herum zu messen verstattete, ermittelte ich ihre Länge zu 268 Fuß und ihre Tiefe zu 116 Fuß. Inmitten dieses Fundaments steht das Hauptgebäude, davon aber bloß noch die westliche Hälfte mit einem Theil der außen oben hinaufführenden Stufen. Dieser Theil zeigt eine Reihe Gänge, welche die ganze Stirnseite des Gebäudes einnehmen, jeder von zwei Pfeilern mit einfachen viereckigen Capitälen und Plinten getragen und die Ruinen dazwischen mit Reihen kleiner verzierter Pfeiler ausgefüllt. Hinter diesen Gängen oder Corridoren sind Gemächer von kleinen Umfangsverhältnissen und mit spitzbogigen Decken, ohne irgend ein Licht außer dem, was die Vorderseite gewährt. Ueber diesen Gängen oder Pfeilerstellungen läuft ein schön ausgeführtes Simswerk, dessen Ecke mit einem, denen zu Chi-Chen ähnlichen Haken geziert ist. Ober diesem Simswerk ist eine ausgeführte Reihe von kleinen runden Pfeilern, mit Vierecken von schönen ausgemeißelten Ornamenten dazwischen, wobei der Mittelpunkt der Façade die Reste von noch zierlicherer, in einer Einfassung zusammengedrängter Meißelarbeit zeigt, allein die Anordnung davon ist nicht mehr zu ermitteln. Es besteht zwischen diesen Ornamenten und denen zu Kabah eine augenfällige Analogie, allein die Ordnung tritt nicht so hervor; mit denen von Chi-Chen dagegen vermochte ich durchaus keine Aehnlichkeit zu entdecken. Ueber diesen Gemächern des Hauptgebäudes ist wieder eine Terrasse oder Unterlage (foundation), in deren Mittelpunkt ein Gebäude in Ruinen, ähnlich denen unter ihr und ebenfalls mit zerbrochenen oben hinaufführenden Stufen, sich befindet.*) Es steht auf einem dem Ansehen nach 6 bis 8 Fuß hohen Unterbau und nimmt etwa zwei Drittheile der Grundfläche desselben ein, der noch übrige Theil bildet wahrscheinlich einen Luftwandelgang. Drei Thüregänge sind noch vorhanden, deren Oberschwellen und Seiten zerfallen sind und die das Herabstürzen der Mauern über ihnen verursacht haben. Die Mauern dieses Theils des Gebäudes sind aus behauenen Steinen ohne eine Spur von Verzierung aufgeführet. Ein einfaches vollendetes Simswerk läuft mitten durch; Theile vom Kranze sind noch vorhanden mit drei oder vier Stücken platter vorspringender Steine, welche einen Theil der Dachvollendung bildeten. Der hintere Theil in seiner ganzen Ausdehnung ist mit wüsten, darüberwachsenen Trümmermassen bedeckt. Nahe bei diesen sind Bruchstücke von Mauern und Gemächern mit wenigen, noch an ihnen vorhandenen Ornamenten. Einige der Gemächer scheinen einzelnstehend und abgesondert von allen andern gewesen zu seyn. Auch mancherlei künstliche Hügel (mounds) sind in der Nachbarschaft. Wenige Ruthen südwärts sind die Ueberbleibsel einer hohen Mauer mit zahlreichen viereckigen Oeffnungen wie Taubenhäuser. Ihr Fundament ist erhöht, und darum her sieht man denn die zerbrochenen Mauern und Decken. Die Höhen der benachbarten Berge sind viele Meilen umher mit grünen zerfallenen Mauern gekrönt. Hieroglyphen oder Malereien irgend welcher

*) Der ganze Bau, wie ihn Norman in seinem Werke abgebildet gibt, erinnert beim ersten Anblick auffallend an den Baero Budaar, jenem berühmten Buddhatempel auf Java. D. Uebers.

Digitized by Google

Art entdeckte ich nirgends, eben ſo wenig die in den Ziermetheilarbeiten entfaltete außerordentliche Kunſtgeſchicklichkeit, wie in Chi-Chen. Auf meinem Wege nach dieſen Ruinen machte ich Abſtecher von der Straße und fand überall zahlreiche Reſte von Mauern und Decken, auch künſtliche Hügel und kleine von dem wilden Pflanzenwuchs des Landes bedeckte Pyramiden."

Vier Stunden davon iſt Uxmal, ſchon von Waldeck beſchrieben, und der einzige von Stephens beſuchte Ruinencomplex in Yucatan. Norman ſagt:

„Das Haus der Hacienda war ſo eben vollſtändig ausgebeſſert und gereinigt worden, und bot vielerlei Anlockendes für mich, mein Quartier dort aufzuſchlagen; allein ich zog denn doch vor, dem Orte, wo ich meine Zeit zuzubringen gedachte, nahe zu ſeyn, und befahl deßhalb unſere Reiſehabſeligkeiten nach den etwa eine halbe Stunde entfernten Ruinen zu bringen, wohin ich nachkam. Ich war in Verlegenheit, welches der prächtigen Gebäude ich mir zum Gebrauch erkieſen ſollte; des Statthalters Haus ſah indeſſen am wohnlichſten oder vielleicht am meiſten in die Augen fallend aus; das wählte ich zu meiner künftigen Reſidenz, wandte alſo dahin meine Schritte — wobei ich an einer großartigen, hochaufſtrebenden Pyramide zur Rechten vorüberkam — und kletterte die zerfallenen Stufen der ſüdöſtlichen Ecke meines in Ausſicht ſtehenden Domicils hinauf. Ich nahm von drei Gemächern Beſitz, eines zur Küche, die andern zum Wohn- und zum Schlafzimmer. Der Schutt wurde weggeſchafft und mein Zimmergeräth, aus einem Tiſch und einem Stuhl beſtehend, mit denen mich der Major-domo gütigſt verſehen hatte, gehörig zurechtgeſtellt; für einiges Korn, getrocknetes Schweinefleiſch, Speck, unterſchiedliche Eier u. dgl. m. war beſtens geſorgt. Joſé las die ſchönſtausgeführten Stücke von ſculpturverzierten Steinen, die um der Thüre umher lagen, aus und vertheilte ſie ſchwelgend im Audienzzimmer herum als Sitze für die Unterbringung von Geſellſchaft. Wir fühlten uns ganz daheim und bereit, unſere Bekannten zu empfangen, ſobald ſie uns mit ihrem Beſuche zu erfreuen Luſt hätten. Von unſerer Thüre aus konnten wir, uns zur Rechten, ſchöne, gleich dem Wogengang der See hinwallende Hügel ſehen, links aber die Cordilleren, die wie wohlgefällig auf die Ebene unten niederſchauten. Die Natur verjüngt die Gefilde, ſo weit das Auge reicht, während im Vordergrunde die zeittrotzenden Denkmale anderer Tage ragen — umwunden von üppigen Sträuchern und Blumen, deren Gehänge zu tragen ſie ihr eigenes Ebenmaaß und Schönheit hatten aufgeben müſſen. Es war Natur in ihrer zweiten Kindheit. Des „Statthalters Haus" *) iſt ein weiter, prachtvoller, trümmerhafter Bau. Er ſteht auf drei Reihen Terraſſen, deren erſte leicht vorſpringt. Die große Plattform oder Terraſſe darüber mißt mehr als 500 Fuß in die Länge und 415 in die Breite. Sie iſt von einer 30 Fuß hohen und noch gut erhaltenen Mauer von ſchönen behauenen Steinen mit gerundeten Ecken eingefaßt. Inmitten dieſer Plattform, auf der Bäume, Geſträuch und Gräſer in verſchwenderiſcher Fülle wachſen, ſteht ein 12 Fuß dicker und 8 Fuß hoher Schaft von grauem Kalkſtein in geneigter Stellung, auf ſeiner Oberfläche ohne alle Spuren von Formung oder Verzierung, an denen man ihn von einem natürlichen Steinſtück unterſcheiden könnte. Nahe bei ihm iſt eine rohe Sculptur eines Tigers mit zwei Köpfen; auch ſah ich nahe bei ihren Ausgrabungen mit wagerechten Biegungen und platt ausgeſäheter Innenſeite, welche, wie man vermuthet, Ciſternen oder Fruchtbehälter waren. An der ſüdlichen Kante dieſer Plattform hin ſind die Reſte einer Reihe kleiner, jetzt zerbrochener und untereinander geworfener Pfeiler. An der nordweſtlichen Ecke dieſer Plattform iſt ein Gebäude, das ſeiner Stellung nach ohne Zweifel mit des „Statthalters Hauſe" in Verbindung war. Es iſt das kleinſte aller dieſer Ruinen. Seiner Verzierungen ſind wenige und einfache, die bemerkenswertheſte derſelben iſt eine zuſammenhängende Linie Schildkröten, je aus einem etwa 1 Fuß ins Gevierte haltenden Stein ausgehauen und unter den Kunſtſinn angebracht. Mit der ſüdweſtlichen Ecke in Verbindung ſtehen zwei pyramidaliſch gemachte Aufhäufungen von luſen Steinen, die eine 80, die andere 100 Fuß hoch, während die Seiten der Baſen gegen 200 Fuß meſſen. Die Gipfel dieſer pyramidenförmigen Aufhäufungen ſind breite Plattformen, über die noch an den Seiten hinab die Ueberbleibſel von Gebäuden zerſtreut ſind, als deren Unterbau dieſe Pyramiden wahrſcheinlich einſt dienten. Hier fanden wir Stücke von Töpfergeſchirr, Bruchſtücke von Vaſen und (vermutheten) Kochgeräthſchaften. Auf der Hauptterraſſe ſteht eine andere von kleinerem Umfangsverhältniſſen, welche die Unterlage des „Statthalter Hauſes" bildet. Dieſe Terraſſe mißt 338 Fuß in die Länge, 82 in die Breite und 30 in die Höhe, und hat vor dem Eingang eine majeſtätiſche, obwohl in der Mitte ſehr zerfallene Steintreppe. Dieſer großartige Bau liegt gegen Oſten, iſt 272 Fuß lang, 86 breit und 24 hoch. Das ganze Gebäude iſt einfach (ungleich denen zu Chi-Chen) von der Grundfläche bis zu dem in der Mitte aber den Thüregängen hinlaufenden Geſimſe, über dem dann bis zum Dach Ornamente und Sculpturen in verſchwenderiſcher Fülle und von der reichſten, ſeltſamſten und ſorgſamſt ausgeführteſten Arbeit ſind. Es iſt in doppelte Reihen von Gemächern, von der Vorderſeite zur Hinterſeite, getheilt. Zwei der vornehmſten liegen in der Mitte, ſind 55 Fuß lang, 10 breit und ungefähr 19 hoch mit einer ſpitzlaufenden Decke, welche die Hälfte des Ganzen einnimmt. *) Vorn und hinten ſind vierzehn andere Gemächer, auch zwei Gemächer an jedem Ende und eines vor und hinter den zwei Mitten, etwa halb ſo groß als durchſchnittlich die übrigen. Das Innere dieſer Gemächer iſt in einigen mit einem ſchönen harten Bewurf überzogen, in andern aber bietet es eine Oberfläche von gleichförmigen viereckigen Blöcken von platten Steinen. Die Fußböden ſind von Stein und mit einer harten Compoſition überzogen, welche ſammt dem Stein jetzt ſehr zerbrochen iſt. Die Oberſchwellen, von Sapotenholz, ſind ganz morſch und zerbrochen, welchem Umſtande in hohem Grade das Zuſammenfallen der Mauern beizumeſſen ſeyn möchte. Die innern Seiten der Thüregänge ſind durchbohret und Haken angemacht, an denen wahrſcheinlich Thüren eingehängt waren. Auch ſind Oeffnungen in den Mauern, wo Balken auflagen, um Hängematten zu halten, von welchen Balken noch einige vorhanden ſind und die Merkmale der Stricke zeigen. Feeres- oder ſonſtige Malereien oder Ausſchmückungen irgend welcher Art ließen ſich im Innern des Gebäudes nicht wahrnehmen. Die Steinſeite bietet die bemerkenswertheſte baukünſtleriſche Geſchicklichkeit, die am Gebäude zu finden iſt, dar.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Namen dieſer Gebäude (wenn gleich Mißbenennungen) rühren von den Leuten im Lande her.

*) Dieſe ſpitzlaufende Form der Decke wurde von Stephens auch unter den mexicaniſchen Ruinen bemerkt, und war wahrſcheinlich eine gemeinſam vorkommende.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1843.

Eine Besteigung des asiatischen Olymps.

Am 14 Junius 1842 stampften vor Sonnenaufgang vier türkische Klepper über das abscheulich holperige Pflaster der natolischen Stadt Brussa. Auf ihren geschundenen Rücken trugen die muselmannischen Klepper vier ungläubige Reiter mit unendlicher Geduld und Ruhe, denn diese guten Thiere sind an christliche Reitpeitschenhiebe eben so gewöhnt, wie ihre Herren an das klingende Bakschisch der fränkischen Börsen. Dieselben Miethgäule tragen die reisenden Europäer gewöhnlich von Kimlek nach Brussa und von dort zurück. Sie werden von den Reitern, die Eile haben den Fuß des Olymps zu erreichen, um vor dem Abgang des Dampfschiffs nach Kimlek zurückzukehren, so wenig geschont, daß ihre Kräfte frühzeitig hinschwinden. Die kümmerlichen Gestalten und das Phlegma dieser abgelebten Thiere geben so manchem oberflächlichen Beobachter Anlaß, über die schlechte Pferderace dieses Landes zu klagen. Das Klippklapp unserer Pferde rief einige Bäcker aus ihren Buden, die uns das frischdampfende Brod hinboten, welches heute unsern frugalen Schmaus auf dem Götterberg würzen sollte. Meine Reisegefährten waren der in Brussa ansässige Doctor Tirke, ein junger Ungar aus Pesth, welcher für den bekannten Entomologen Frivaldsky naturhistorische Gegenstände sammelte, und ein armenischer Diener, welcher immer still und ehrfurchtsvoll hinter uns herritte, und den ich den ganzen Tag nicht ein einzigesmal aus freiem Antrieb den Mund öffnen sah.

Es führen drei Wege von Brussa auf den Olymp. Der kürzeste, aber steilste, führt über Keferitsch nach dem ersten Plateau, der zweite geht bei Musselim-Kiosk vorüber, der dritte und längste, welchen ich den schlechten Bergsteigern als den bequemsten empfehle, führt über Elmatschukur-Jaila. Wir wählten den ersten, auf welchen wir schnell in die dichte Waldregion gelangten. Nußbäume, Platanen, Eichen und vor allem der prächtige Kastanienbaum, der Schmuck dieser Wälder, breiteten zu beiden Seiten ihre gewaltigen Laubschirme über den Weg, und verhüllten uns die Aussicht über die wunderschöne Hochebene, welche die olympische Berggruppe von der niedrigeren Gebirgskette trennt, die von der Küste zwischen Kimlek und Mudania sich hinzieht. Der Morgen war lieblich, der Horizont völlig klar, die Sonne tauchte fast ohne Morgenröthe hinter dem Katerli auf, und eine Temperatur von 17° R., die zwischen Kühle und Hitze in dieser Berggegend die rechte Mitte bildet, vermehrte das köstliche Behagen, das dem Olympbesteiger in der Umgebung einer solchen Natur bei Morgenfrische und Bergwälderduft unmöglich fehlen kann. Wie die große, gewerbreiche Stadt zu unsern Füßen, so schien auch der riesige Berg über unserm Haupt noch in Ruhe und Schlaf eingewiegt. Der singende Ruf der Gebetschreier von den 365 Moscheenthürmen Brussa's war noch nicht hörbar, und vom Berg herab trillerte weder ein Singvogel noch ertönte eine Leyer vom Göttermahl; nur der Hufschlag der Pferde und zuweilen der helle Klang meines geognostischen Hammers auf dem Gestein störte die erste Morgenstille. Das Gestein am Fuße des Olymps dicht über Brussa ist ein Süßwasserkalk der jüngsten Bildung, welcher Versteinerungen von Pflanzen und Schnecken, die noch jetzt lebenden Arten angehören, umschließt. Dieser Kalk ist von tiefen Höhlen durchklüftet. Eine der Höhlen, westlich vom Dorf Tschekirkeh, führt in eine bedeutende Tiefe hinab, aus der man Wassergeräusch hört. Die Enge und Schwierigkeit des Eingangs in diese Höhle hielten mich von einer nähern Untersuchung derselben ab. Eine andere Grotte in diesem Kalktuff, zwischen Brussa und den Thermalquellen gelegen, ist sehr groß, weit, geräumig, und hat für den Gastronomen ein fast noch größeres Interesse als für den Geognosten. Es sind nämlich allerhand Sorten und Jahrgange vom köstlichsten Olympwein darin aufgespeichert, die in dieser Kühle sich gut erhalten. Die Weine gehören dem Schweizer Handlungshaus Falkeisen u. Comp. zu; ein Deutscher, Hr. Buhl, ist Aufseher der Grotte. Wie gut es sey, freundlichen Landsleuten in des Göttersitzes Nähe zu begegnen, erfuhr ich, so oft ich diese wunderbare Grotte besuchte. Denn auf Hrn. Buhls Commando öffnete sich bei jedem gastlichen Besuch eines der Riesennektarfässer und sprühte eine Maaß seines wonneberauschenden Inhalts aus, der dem Gast mit herzlicher Einladung zum Zugreifen im Schwabendialekt gereicht wurde.

Digitized by Google

Unter dem jüngsten Süßwasserkalk lagert ein dichterer Tuffstein, in welchem ich keine Petrefacten fand. Aus diesem ältern Kalktuff entspringen viele Quellen, auch die sieden Thermalquellen bei Tschekirkeh. Die Vegetation auf diesem Boden ist mannichfaltig und üppig. Es sind hauptsächlich Maulbeerbaumpflanzungen von ungeheurer Ausdehnung, die den Fuß des Olymps umsäumen, aber auch der süße Kastanienbaum, welcher feuchten, humusreichen Boden vorzüglich liebt, gedeiht hier aufs prächtigste. Von niedern Pflanzen, welche Kleinasien eigenthümlich sind, blühten damals Borago orientalis, Orobus hirsutus, Hypericum calycinum. Letztere Pflanze gab den grasreichen Abhängen am Fuße des Berges, wo bei der sehr reichen Quellenbewässerung die niedere Pflanzenwelt des Baumschattens zu ihrer langen Erhaltung sogar im Hochsommer entbehren kann, sehr häufig die gelbe Tinte, welche die vorherrschende Wiesenblumenfarbe in den meisten Küstenländern des Mittelmeeres während der Sommermonate zu seyn scheint. Eine andere eigenthümliche Frühlingspflanze dieser Gegend, Daphne pontica, war bereits verblüht. Sie ist überhaupt am Fuße des Olymps nicht häufig, während sie in der Nähe der Küste auf den Abhängen des 4000 Fuß hohen Katerli in ziemlich großer Zahl wachsen soll. Es fehlte auch nicht an dem emsigen Volk der Insecten. Am frühesten wach sind hier die großen kriechenden Raubkäfer, welche auf den Bergabhängen im Dunkel nach Beute spähend umher spazieren. Taucht dann der Morgensonnenstrahl mit Licht und Wärme weckend über die Waldregion auf, dann regt sich auch das lustig tummelnde Heer der Flieger. Der Raubkäfer haben wir zwei wunderschöne Arten, Calosoma sycophanta und Procerus Olivieri, jener goldgrün mit Rubinfeuer, dieser indigoblau schillernd, ihre vornehmsten Vertreter. Der erstere hat eine bedeutende Verbreitung und ist wie in Ungarn, so auch hier als eifrigster Raupenjäger gar sehr bekannt und geliebt. Es kostet den guten türkischen Landwirthen ein gar zu großes Opfer, aus dem seligen Tschibukrauchen von der Rohrdecke sich aufzuraffen, um ihre Bäume gegen Raupenfraß zu schützen; sie überlassen dieses Geschäft gar gern jenen fraßgierigen Käfern, die alle Stengel, Stämme und Zweige gewandt erklettern und diese von allen nackten Insectenlarven besser als der fleißigste Gärtner zu säubern wissen. Viel merkwürdiger ist die zweite der genannten Käferarten. Der blaue Procerus Olivieri, welcher den Küstenländern des Marmorameers eigenthümlich ist, und von dem nahverwandten Procerus laurieus nur durch das längere Brustschild sich unterscheidet, ist der Goliath unter den Laufkäfern, die riesenhafteste Coleopterenform der europäischen Fauna. Alle Entomologen erkundigen sich so begierig nach diesem prachtvollen Insect, daß einige Bemerkungen über dessen Lebensweise hier wohl nicht überflüssig sind. Die Larve des Procerus Olivieri ist bis jetzt noch nicht entdeckt. Sie meidet wohl noch mehr als das vollkommene Insect das Tageslicht und hält sich wahrscheinlich einige Fuß tief unter der Erde verborgen auf, wo sie bis jetzt allen entomologischen Nachforschungen entging. Der Käfer erscheint bei Konstantinopel und Brussa mit den ersten Frühlingstagen, ist am häufigsten im Mai und verschwindet erst gegen Ende Novembers. Schon Pallas hat vom taurischen Procerus bemerkt, daß er nur zur Nachtzeit und nach Regengüssen zum Vorschein komme. Ich fand ihn gewöhnlich vor Sonnenaufgang, wo er im Morgenthau einsam schleichend Schnecken zu erhaschen suchte. Nur nach sehr feuchter Witterung scheut er den Sonnenschein selbst bis zur Mittagsstunde nicht, und wagt sich dann sogar aus den schattigen Orten, die er besonders liebt, hervor. Nichts ist prächtiger, als das Farbenspiel des Insects, wenn der Sonnenstrahl auf die breiten, glänzend blauen Flügeldecken fällt. Listig sucht der Riesenkäfer die kleineren Schneckenarten, welche ein Gehäuse von so enger Mündung haben, daß jener mit seiner Freßzange das Weichthier nicht bis ins Innere verfolgen kann, im Augenblick, wo sie den halben Leib aus dem Gehäuse auf die feuchten Pflanzen strecken, zu erhaschen, indem er sich ihnen sehr behutsam und leise schleichend nähert. Nie sah ich den Procerus andere Insecten verzehren. Er selbst hat am meisten die Ameisen zu fürchten, welche sich in großer Masse auf ihn stürzen, sobald er in der Nähe von ihren Wohnsitzen vorüberkommt. Sie dringen schnell unter seine harten Flügeldecken ein, zerreissen ihm den Leib und verzehren sämmtliche weiche Theile. Sehr häufig fand ich solche äußere Hornskelette des Procerus, dessen innere Theile ein Futter der Ameisen geworden waren. Gegen diese kleinen Feinde hilft ihm nur schleunigste Flucht, während er gegen große Gegner eine andere Wehrmethode hat. Spürt er Tritte eines nahenden Menschen, so hält er still und duckt sich unter die nächste Pflanze oder sucht auch sich schnell in die Erde einzugraben. Wird er ergriffen, so spritzt er einen Saft von sich, der auf der Haut stark brennt, und wenn er die Augen trifft, arge Schmerzen, sogar Entzündung verursacht. Merkwürdig ist, daß die Tropenländer, wo sonst fast alle Riesenformen der Pflanzen und Thiergeschlechter auftreten, keinen so colossalen Repräsentanten der Laufkäfer aufzuweisen haben. Der Lieblingsaufenthalt dieses Käfers sind die untern Abhänge des Olymps, der keinen prächtigern Bewohner hat.

Nach vierstündigem Ritt erreichten wir die erste Terrasse von den Türken Ghasi-Jaila „die Wiese des Siegers" genannt. Der Sage nach soll Sultan Orkhan von dieser Höhe aus die Belagerung von Brussa geleitet haben. Ich stellte hier die erste Messung mit dem Barometer bei einer Temperatur von 11° C. an und fand die Höhe von diesem Plateau 1200,6 Metres über dem Meeresspiegel und 941,1 Meter über der Stadt Brussa. *) Der Einfluß der hohen Lage dieser ersten

*) Ich bediente mich zu dieser Operation eines von Meinstein in Göttingen gefertigten Hebebarometers. Der windstille Tag war der Operation sehr günstig, indem die Atmosphäre fast völlig unverändert blieb. Der Stand des Barometers war beim Aufbruch von Brussa 742,3 mm und am Abend 740,1 mm. Die Höhe von Brussa bestimmte ich nach dem Haus des Dr. Tirke, das fast in der Mitte gelegen. Leider reichte die Zeit nicht hin, die Messung auch mit dem Hypsometer, der in neuester Zeit wegen des bequemen Transports und der leichten Verpackung häufig angewendet wird, vorzunehmen. Ich hatte ein sehr bequemes Instrument dieser Art, von Gavella in Wien gefertigt, bei mir.

Digitized by Google

Terrasse und der herrschenden Luftkühle auf die Vegetation war hier bereits allenthalben bemerkbar. Bis zu einer Höhe von etwa 400 Meter wachsen hier Platanen, Kastanienbäume, Eichen, Buchen, Nußbäume von stattlicher Größe; die Fichte kommt nur einzeln und selten vor. Von 800 bis 1200 Meter bestehen die Olympwälder fast ausschließlich aus Buchen, deren Größe sich auf der Höhe der ersten Terrasse bedeutend mindert. Hier waren die Buchen bereits in Masse von hochstämmigen Bäumen zu Busch und Strauch zusammengeschwunden. Die einzelnen Bäumchen, welche hie und da diese Büsche überragten, waren selten über 20 Fuß hoch. Die wilden Pflanzen waren ebenfalls kleiner, die Blüthenstengel kürzer geworden; einige Pflanzen sah ich bereits am Boden kriechend. Auf den hohen Gebirgen können nur solche Gewächse fortkommen, welche sich wenig über den Boden erheben, und mehr von ihm erwärmt als von der rauhen Luft erkältet werden. So wachsen die Himbeersträuche auf der ersten Olympterrasse nicht aufrecht, sondern schmiegen sich dicht an den Boden, weil nicht die Erde, sondern die Luft ihnen zu kalt ist. Der Wachholderstrauch, Juniperus Oxycedrus, bildet nächst den Buchen die höchsten Büsche. Der Graswuchs war ziemlich schön, und wir sammelten in einer Stunde etwa 30 Arten von blühenden phamerogamischen Pflanzen. Hohe Blumenstengel zeigte nur das Wollkraut, und eine prachtvolle, riesenhafte Umbelliformart. Es war zehn Uhr früh, als wir noch auf der Terrasse lagerten. Insecten wachten in Menge und waren die ersten Morgenmusikanten; es zirpten die Cicaden, es summten die Hymenopteren, und aus den Wäldern der zweiten Terrasse des Olymps rief der Kukuck seinen melancholischen, eintönigen Gruß herunter. Der weitverbreitete Papilio Cardui, welcher ein Bewohner aller fünf Welttheile zu seyn scheint, flog überall umher. Auf den dicken Blättern des Wollkrautes saß eine seltene, der Gegend eigenthümliche Coleopterenart, die von Friwaldsky beschriebene Saperda Zavadskii. Letztere flogen von Blume zu Blume, auf welchen der trägere Trichius fasciatus sich schaukelte. Meine Begleiter zerstreuten sich umher, Pflanzen und Insecten zu suchen, während ich nach beendigter Messung an der schönen Aussicht mich ergötzte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indios Bravos in Peru.

Das Londoner Journal der geographischen Gesellschaft (Vol. XII. Part I) theilt unter zerstreuten Notizen des bekannten, lange in peruanischen Diensten gestandenen General Miller hierüber Folgendes mit: Wenn man östlich von Cuzco etwa 30 Leguas weit über das gebirgige Land geht, so erreicht man die Gipfel der östlichen Andenkette, von wo aus man unmittelbar am Fuße derselben einige angebaute Flecken, das sogenannte Valle de Paucartambo, entdeckt. Weiter hin breitet sich ein unabsehbarer, mit fast undurchdringlichen Urwäldern bedeckter und von Bergströmen, die zum Amazonenfluß hinrollen, so durchschnittener Landstrich aus, daß die Bewohner, die sogenannten Indios Bravos, nie weder von den peruanischen Incas, noch von den Spaniern je unterjocht wurden. Kein Theil ist je mehr als 10 Leguas weit von dem östlichen Fuß der Andenkette in dieß Land eingedrungen, das sich zwischen dem civilisirten Peru und dem civilisirten Brasilien auf Hunderte von Meilen weit erstreckt. Im Jahre 1790 zog ein spanischer Subdelegado (Provinzgouverneur) mit 100 Soldaten und Schanzgräbern etwa 8 bis 10 Leguas weit, wurde aber bald von Scharen nackter Wilden, die nichts als Bogen und Pfeile hatten, zurückgetrieben. Kein zweiter Versuch wurde gemacht, bis zum Jahre 1835, wo General Miller selbst das Unternehmen versuchte, aber mit gleich schlechtem Erfolg. — Die Indios Bravos sind die zahlreichste Masse von Eingeborenen, die nie von civilisirten Stämmen unterjocht wurden, sich nie mit ihnen vermischten, oder sonst durch Missionäre, Handelsleute u. dgl. mit ihnen in Verkehr kamen. Sie bauen Mais, Yams und einige andere Pflanzen, aber essen kein Salz. Polygamie herrscht unter ihnen, die Weiber scheinen aber aus Neigung oder Furcht ihren Männern treu zu seyn. So viel General Miller von ihnen sah, gleichen sie mehr den Indianern am Neuorleans, den sechs Nationen am Buffalo und den Pahmenakes in den Schluchten der Anden unter gleicher Breite mit Concepcion, als den civilisirten Indianern von Peru, d. h. den Abkömmlingen derer, die zuerst von den Incas unterjocht und dann von den Spaniern bezwungen und bekehrt wurden.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Mauern waren von der dauerhaftesten Kalksteinart, über 3 Fuß dick, von den schönsten, mit der größten Sorgfalt aufgesetzten behauenen Steinen. Es waren da elf Thürgänge außer denen der Blenden. Die Ausführung der Ecken war im Allgemeinen so glatt, als ob das Material mit einem scharfen Messer geschnitten wäre. Die Verzierungen bestanden aus kleinen, mit unendlichem Kunstgeschick geformten und zwischen dem Mörtel und Gemäuer mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingefügten viereckigen Steinstücken. Ungefähr zwei Drittheile der Ornamente sind noch immer auf der Façade vorhanden. Die ausgearbeitetsten befanden sich über dem Mittel- oder Haupteingang. Diese sind aber abgefallen, und liegen jetzt — ein Trümmerhaufen — an der Grundfläche. Eines davon war eine männliche Figur mit einem Kopfputz von Federn und Quasten; ein Theil derselben ist noch vorhanden mit Hieroglyphenlinien darunter. Die Grundarbeit der Ornamente besteht hauptsächlich aus erhabenen, diagonal laufenden Linien, welche Rauten oder Gitterwerk bilden, darüber sind Rosetten und Sterne und in kühnem Relief die schöne chinesische Randverzierung. Vom Mittelpunkt des Gebäudes bis zu der Mauervertiefung an dessen östlichem Ende sind die Ornamente meistens abgebröckelt und liegen jetzt an der Grundfläche in Trümmern, und die andern daran fortlaufenden Theile scheinen bereit ihrem Beispiel zu folgen. Die hintere Seite dieses Gebäudes ist einfacher ausgeführt; der Haupttheil der Mitte ist eingefallen. Ober dem vornehmsten Thürgang sind die Ueberreste einer weiblichen Figur in sitzender Stellung. Die Hände und Beine sind abgefallen. Sie trägt einen schönen Kopfputz von Mütze und Quasten nebst Halsgeräthen. Die Taille steht ganz natürlich aus, und das Ganze war schön gearbeitet. Auf jeder Seite dieser Figur war Hieroglyphenschrift. Die innern Gemächer in der Mitte des „Statthalter Hauses" zeigen noch die Stellen der Ausgrabungen, welche vor einigen Jahren der Pfarrer von Ticul vornehmen ließ.

Digitized by Google

Die ausgedehnte, als das „Nonnenhaus“ bezeichnete Ruinenmasse liegt ein paar Ruthen weiter weg in nördlicher Richtung von des „Statthalters Haus.“ Sie umfaßt vier große Gebäudereihen, die auf einer viereckigen Terrasse hin stehen, welche ungefähr 1100 Fuß im Umfang und von 15 bis zu 24 Fuß in der Höhe mißt, und ihre Seiten den vier Himmelsgegenden zugerichtet hat. Der Haupteingang ist durch ein Spitzbogenthor im Mittelpunkt der südlichen Gebäudereihe, durch welches ich in einen geräumigen Hof trat. Die ebengenannte Reihe ist 200 Fuß lang, 25 tief und 16 hoch; sie enthält acht noch wohlerhaltene Gemächer auf jeder Seite des Haupteinganges. Die innern und äußern Façaden sind mit mannichfachen Steinzierrathen versehen. Unter ihnen bemerkte ich Zeichen, welche Gottheiten und die Zeit versinnbildlichen, wie wir dergleichen Symbole auch unter den auf uns gekommenen Gebräuchen der alten Mexicaner dargestellt sehen. Die entgegengesetzte oder nördliche Gebäudereihe war, nach ihrer viel größern Erhebung und ausgeführtern Arbeit, augenscheinlich der Haupttheil dieses ungeheuren Baues. Ihr 24 Fuß hoher Unterbau ist jetzt sehr zerfallen. Sie enthält Gemächer und Corridore, deren Mauern und Pfeiler noch vorhanden sind. Diese Reihe hat eine breite Terrasse oder Promenade vor sich, welche bei ihrer erhöhten Lage die sämmtlichen Trümmer übersieht. Die Vordermauer bietet fünf Thürgänge dar, deren Oberschwellen und Seiten eingefallen sind und die Gemächer mit ihren bröckelnden Trümmern angefüllt haben. Diese Gebäudereihe mißt ungefähr 246 Fuß in die Länge, 25 in die Weite und — jetzt nämlich — etwa 26 Fuß in die Höhe. Ein Drittheil etwa der Steinverzierungen auf der Façade sind noch vorhanden, und zeugen von großem Combinationsvermögen und außerordentlichem Kunstgeschick im Bauen. Kein Theil des Gebäudes ist jedoch vollkommen. Die östlichen und westlichen Gebäudereihen stehen auf 10 Fuß hohen Fundamenten. Sie messen ungefähr je 140 Fuß in die Länge, 34 in die Breite und 25 in die Höhe, und haben je vier Thürgänge mit je acht Gemächern. Die Gemächer der östlichen Reihe sind wohlerhalten, die der westlichen dagegen sehr zerfallen. Das größte dieser Gemächer befindet sich auf der östlichen Seite und mißt 30 Fuß in die Länge und 12 Fuß in die Breite. Die andern messen von 12 bis zu 18 Fuß, und haben rechts und links 9 Fuß lange und 12 Fuß tiefe Vorgemächer. Die Höhe der Decke ist durchgängig gleichförmig, und die Wände sind mit einer saubern, weißen, harten Substanz fertig gemacht. Ausführung und Art sowohl, wie Anordnung der Ornamente überall auf diesen Wänden sind verschieden; sie sind sehr zerbrochen und viele Stücke verloren gegangen, weßhalb es ganz unmöglich ist, die Zeichnungen zu ermitteln. Die nördliche Stirnseite war, wie gesagt, ohne Zweifel die vornehmste, wie ich aus dem noch Vorhandenen sowohl als aus dem Umstande, daß sie höher wie alle die andern ist, schließe. Die südliche Reihe ist einfacher in ihrer Vorder- wie in ihrer Hinterseite. Die östliche Façade ist voll von fleißig ausgearbeiteten Ornamenten, die von den andern ganz verschieden und kunstreicher ausgeführt sind. Die westliche Façade ist sehr zerfallen. Die Ueberreste zweier großer Schlangen sind jedoch noch ganz gut erhalten zu schauen; mit rückwärts gedrehten Köpfen und ineinander verschlungen strecken sie sich durch ein im reinsten Geschmack ausgeführtes, mit verschiedenerlei Rosetten untermengtes Grundwerk über die ganze Länge der Façade hin. Sie sind von kleinen, ganz vortrefflich gearbeiteten und mit der feinsten Geschicklichkeit und Genauigkeit geordneten Steinblöcken zusammengesetzt. Die Häupter dieser Schlangen sind mit Federbüschen und Quasten geschmückt, ihre Rachen weit aufgesperrt und ihre Schwänze von der Klapperschlangenart. Hinter der östlichen Reihe und nur wenige Schritte von ihr entfernt sind die Reste einer ähnlichen, jetzt fast ganz in Trümmern liegenden Reihe. Es scheinen da Verbindungsmauern oder Gänge von dieser Reihe aus nach der nahebei gelegenen Pyramide gewesen zu seyn, wie ich aus dem Schutt und den Steinen, die man von der einen zur andern verfolgen kann, schloß. Die Außenmauern des nördlichen Grundbaues, welche noch ganz erhalten sind, übertrifft an Vortrefflichkeit der Werkausführung keine Arbeit von Handwerkern der heutigen Zeit. Die äußern Ecken insbesondere sind mit einer ans Unglaubliche gränzenden Geschicklichkeit gearbeitet. Unter der großen Mannichfaltigkeit von Ornamenten, an welchen diese Gebäude noch jetzt überreich sind, entdeckte ich eine Anzahl großer, schön ausgehauener und insgesammt noch unzerbrochener steinerner Haken. Sie sind meist über den Thüregängen und an den Ecken der Gebäude angebracht, und müssen nach den für sie durchgängig gewählten ins Gesicht fallenden Plätzen ein wichtiger oder vorzüglich beliebter Zierrath gewesen seyn. Auch sieht man da Indianer vorstellende Menschengestalten in stehenden oder sitzenden Stellungen mit langen Keulen; sie sind aber roh in der Zeichnung, wie in der Ausführung. Innerhalb dieser viereckigen Gebäude ist eine ungefähr 6 Fuß breite Terrasse, die um den ganzen Hof herläuft, mit Treppen auf allen Seiten, welche zu dem großen Hofe unten hinabführen, der mit beträchtlich zerstreuenden Quadern belegt ist. Die Oberfläche war zerbrochen und mit Erde und Pflanzenwuchs bedeckt. Im Mittelpunkt des Hofes ist eine Aushöhlung, in welcher ein ungeheurer, dem aus der Area der Hauptterrasse des „Statthalter-Hauses“ ausgegrabenen ähnlicher unförmlicher Stein aufgefunden wurde.

Die Pyramide liegt ungefähr zwei Ruthen abwärts von den Ruinen des „Nonnenhauses,“ mit dem sie (wie oben bemerkt) irgendwie in Verbindung gewesen zu seyn scheint. Sie bietet eine schöne Außenseite von behauenen Steinen dar, die groß an der Grundlage sind und an Umfang, wie sie sich der Plattform nähern, abnehmen. Die Seiten sind jäh, sehr zerfallen und mit Bäumen bedeckt. Ihre Basis mißt 500 Fuß, von ihrer Grundfläche bis zum Gipfel oder zur Plattform beträgt ihre Höhe 100 Fuß. Zum Gipfel gelangt man auf einer Treppe von 100, je 1 Schuh hohen und etwa 6 Zoll tiefen Steinstufen, was das Hinaufsteigen sehr mühsam macht, wenn schon die Stufen noch gut erhalten sind. Die Bodenfläche der Plattform mißt 72 Fuß in die Länge und 12 in die Breite, und auf ihr steht ein 60 Fuß langes, 12 Fuß breites und 20 Fuß hohes Gebäude, mit je zwei Gemächern auf der Ost- und auf der Westseite und einem an jedem Ende. Diese Gemächer sind sehr verdorben und ihre Thürgänge zerfallen. Die östliche Stirnseite hat zwei Thürgänge und zwei 6 oder 8 Zoll von der Façade vorspringende und von einfachen Pilastern getragene Zelthäuschen (pavilions). Die westliche Façade ist mit karyatiden-ähnlichen, schön im Stein mit großer Kunstfertigkeit ausgemeißelten menschlichen Figuren geziert. Auf den Köpfen haben sie Helme (casques) und Ohrzierrathen, ähnlich den von den Aegyptiern getragenen. Um die Mitte der Leiber haben sie Gürtel. (Schluß folgt.)

Die Heizung der Diligencen scheint jetzt in Frankreich ziemlich allgemein zu werden. Nach dem Monit. industr. vom 9 Febr. ist jetzt in den Messageries Laffitte et Caillard eine äußerst einfache Einrichtung vermittelst zweier unter dem Fußboden angebrachter Oellampen zu dem Ende allgemein angenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1843.

Katholische Mission in Bulgarien.

(Nach den Annales de la Propagation de la Foi. Nov. 1842.)

Im Jahre 1782 wurde die Leitung der katholischen Mission Bulgariens dem Passionsorden übertragen, und seit dieser Zeit wurden 24 Missionäre hingesendet, deren Leben sich indeß mehr in verdienstlichen als in fruchtbringenden Anstrengungen verzehrte; dennoch hat sich die Zahl der Gläubigen einigermaßen vermehrt. Als zuerst die Missionäre ins Land kamen, waren die Katholiken Bulgariens ohne Kirchen und fast ohne Priester, ohne geistlichen Trost, der sie gegen die ottomannische Verfolgung aufrecht halten konnte, und nahe daran, ihren Glauben zu verfluchen, der nur ihren Herren als Vorwand diente, sie zu unterdrücken. Das erste, was die Missionäre thaten, bestand darin, die Heerde zusammenzuberufen; dieß geschah anfangs in Höhlen, dann in einer einsamen Hütte, noch öfter in einem Stalle, wo man in der Eile einen Altar errichtete, und zitternd vor dem Schwerte der Moslems die Messe hörte. Doch die Gewohnheit, sich vereinigt zu sehen, machte allmählich die Christen etwas minder furchtsam, und man ging endlich den Pascha an, die Erbauung einer Kirche zu gestatten, was in den Augen der Bulgaren als eine indirecte Anerkennung des katholischen Cultus gegolten hätte. Aber diese Bitten wurden trotz der Vermittlung hochgestellter Personen stets zurückgewiesen, und immer erfolgte die Antwort: Keller und Ställe seyen gut genug für die Christen, welche ohnehin den Kopf zu sehr emporreckten. Endlich erwirkte im J. 1832 Nicolaus Massa von dem Pascha zu Nicopolis, dessen Arzt er war, die lang gewünschte Erlaubniß, eine Anzahl katholischer Capellen zu bauen, doch aus Furcht, die Kirchen möchten mit den Moscheen des Landes an Größe wetteifern, bloß unter dem Vorbehalt, daß sie nur wenige Fuß über den Boden sich erheben und im Aeußern ganz arm und demüthig erscheinen sollten. Das war wenig, aber unter den vorwaltenden Umständen doch ein Triumph.

Im Jahre 1838 nahm sich endlich die Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens der bulgarischen Mission an, und sandte ihr Unterstützung. Jetzt ist die Lage derselben verhältnißmäßig blühend und ihr Einfluß auf die Gläubigen sehr vortheilhaft. Jeden Tag strömt alles auf ein verabredetes Zeichen in die Kirche zum gemeinsamen Gebet, zur Messe und einem kurzen Unterricht; dann gehen sie an ihre gewöhnlichen Arbeiten, und am Abend findet man sie wieder am Fuße des Altars vereinigt, um den Rosenkranz zu beten und fromme Lieder in bulgarischer Sprache *) zu singen. Am Frohnleichnam des Jahres 1836 wagten sie sich zu Bellini (?) in Procession heraus auf die Straße, zum großen Aerger der Türken, der jedoch bald sich legte, und in den folgenden Jahren beeilten sich diese sogar, selbst ohne Aufforderung, ihre Fenster mit Teppichen zu behängen, um das Fest zu verherrlichen.

Derjenige, welcher am meisten zur Erhebung der kleinen Heerde beigetragen hat, ist der Bischof Mulajoni von Nicopolis, dessen Lehre und Beispiel auch schon mehr als 300 griechische Christen in den Schooß des Katholicismus zurückführte. Der Proselytismus ist indeß gefährlich und, gegen Moslems versucht, fast unfehlbar verderblich. In dieser Beziehung sagt der Verfasser des Briefes, den wir hier im Auszug mitgetheilt, am Ende desselben: „Der Islamismus ist uns noch völlig feindlich, und dieser Haß, den man allgemein kennt, setzt unsern Bemühungen die größten Hindernisse entgegen. Wäre indeß unsere geistliche Thätigkeit auch nicht durch die Furcht vor den Moslems gehemmt, so würde dieß durch die Plackereien der schismatischen Griechen der Fall seyn. Wir kommen diesen Leuten mit aller Milde entgegen, wir lieben sie wie Brüder, und sie stoßen uns zurück wie Feinde. Verleumdungen gegen uns auszustreuen, die Wuth der Moslems, wenn sie sich zu besänftigen scheint, wieder anzufachen, Vorwände zu erfinden, um uns vor Gericht zu ziehen und uns zum Gefängniß oder zu unmäßigen Geldstrafen verurtheilen zu lassen, scheint ihr Vergnügen zu seyn, wenigstens ist es ihre stete Beschäftigung, und der Erfolg entspricht leider nur zu sehr ihren unseligen Bemühungen. Vor 24 Jahren verurtheilte der Pascha auf ihr Anstiften alle diejenigen, welche den griechischen

*) Dieß ist von besonderem Interesse, da die vornehme bulgarische Geistlichkeit, lauter Griechen, gewöhnlich gar nicht einmal bulgarisch versteht. A. d. U.

Digitized by Google

Glauben verließen und zum Katholicismus übertraten, zu 500 Piaster Strafe, und jetzt wird diese Verordnung gegen die Convertiten mit unbeugsamer Strenge ausgeführt. Und wenn nur noch der neue Gläubige zu diesem Preis Frieden hätte, wir würden gern das Opfer bringen und diesen ungerechten Tribut zahlen, aber wenn das strenge Gesetz vollzogen ist, so kommen die Gewaltthaten der Willkür an die Reihe: man verheert dem, welchen man der Apostasie anklagt, die Felder, aber steckt ihm das Haus in Brand, man verfolgt ihn nicht nur in seiner eigenen Person, sondern in seinen Kindern, seiner Familie und selbst in seinen Freunden. Wir haben gut in Konstantinopel klagen, man hört uns nicht, so daß wir ein Opfer der Gleichgültigkeit der Behörden werden, wenn wir nicht das Opfer des Uebermuths sind. So zwischen zwei Gewalten gestellt, die uns erdrücken, konnten wir bis jetzt unsern Eifer nur in einem sehr engen Kreise üben, und unsere Sorge beschränkt sich jetzt auf 2000 Katholiken, die einzigen Kinder der Kirche, die wir bis jetzt im Lande der Bulgaren erringen konnten."

Eine Besteigung des asiatischen Olymps.

(Fortsetzung.)

Der Blick über die weite Landschaft im Norden ist von dieser Höhe aus recht hübsch. Er umfaßt alle Gegenstände, die zu einer malerischen Gegend gehören: hohe Berge und ausgedehnte Ebenen, Landseen und Meer, prachtige Walder und überhaupt eine reiche Vegetation von den mannichfaltigsten Farbennüancen, aber ein reiner Tag und eine günstige Beleuchtung sind bei dem weiten Umfang dieses Panorama's hier nothwendiger als auf den Alpen. Dieß aber trifft man sehr selten auf dem Olymp, denn im Frühjahr und Herbst ist der Gipfel dieses Berges nur an wenigen Tagen von Wolken völlig frei und im Sommer verdüstern die unter dem Namen Höhenrauch bekannten trockenen Nebel die fernen Punkte so oft, daß wenigen Olympbesteigern der volle Genuß der Aussicht zu Theil wird. Wir hatten einen ziemlich günstigen Tag, aber der lichtblaue Horizont war doch nicht ganz frei von jenem trockenen Nebel, über dessen Entstehung die Meteorologie noch immer keinen genügenden Aufschluß gibt. Die Hochebene von Brussa mit der unglaublich üppigen Pracht ihrer Vegetation war in all ihren Details deutlich sichtbar und das Auge konnte bald dem Lauf des Nilufar *) folgen, der wie ein Silberfaden durch die grüne Decke sich webt, bald in dem weißgrauen Labyrinth der Häuser und Moscheen Brussa's sich verlieren. Auch die See konnte man sehr deutlich in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken, dagegen suchte ich vergebens nach einigen Punkten am Meeresgestade, welche an vollkommen hellen Tagen sichtbar sind. Die Hügel am Bosporus verlieren sich im Schleier des Höhenrauchs. Sehr deutlich aber traten die Umrisse des Katerli hervor, des höchsten Berges der Küste des Maemora-

*) Nilufar ist der Name des kleinen Flüßchens, das die Hochebene von Brussa der Länge nach durchströmt. Es soll den Namen einer griechischen Fürstin tragen, welche in die Gewalt des Sultans Osman fiel und mit dessen Sohn Orkhan vermählt wurde.

meeres, welcher Konstantinopel mit Eis versieht, das sich den ganzen Sommer hindurch in seinen Schluchten findet. Westlich vom Katerli erblickten wir den Apollaniasee, östlich den See von Jeni-Dschafer. Gegen Süden verdeckte der Gipfel des Olymps, der erst auf der Ghasi-Jaila sichtbar wird, die Aussicht auf die Gebirge.

Um 10 ½ Uhr Morgens verließen wir die erste Bergterrasse, nachdem wir vom Wasser einer Quelle getrunken, die eine Temperatur von 6½° R. hatte. Vor uns her scheuchten wir den ägyptischen Aasgeyer, Vultur percnopterus, der an der Quelle gelagert war und nun weiter gegen die Höhe flog. Das mit Flechten dicht überzogene Gestein, welches auf der Ghasi-Jaila nur an wenigen Stellen nackt hervortritt, ist Gneiß, der bis zu einer Höhe von 1300 Meter die Hauptfelsart bildet und als ein weiter Mantel den halben Olymp umgibt. Ueber der bemerkten Höhe geht er allmählich in Granit über. Im Gneiß wie im Granit sind große Massen von weißem Marmor eingelagert, deren Mächtigkeit an einigen Stellen 3—400 Fuß überschreitet. Das erste große Marmorlager beginnt auf einer Höhe von 1298 Meter: hier ist zugleich das Ende der Buchenregion und der Anfang der Region des Nadelholzes. Bis zur Höhe der ersten Terrasse ist die Fichte auf dem Olymp ein sehr seltener Baum, der an den wenigen Stellen, wo er in Gruppen unter den dominirenden Buchen steht, als ein eingedrungener Fremdling erscheint. Ueber der Ghasi-Jaila tritt die Fichte plötzlich in ungeheurer Menge auf, doch ist sie noch von so vielen Buchen begleitet, daß der Beobachter wirklich in Zweifel ist, welchen Baum er auf dieser Höhe als den herrschenden betrachten soll. Erst bei der erwähnten Höhe des großen Marmorlagers tritt die Buche entschieden gegen die Fichtenanzahl zurück, ja sie scheinen auf der zweiten Terrasse, deren Höhe ich 1608 Metres über dem Marmormeer halte, fast ganz zu verschwinden, aber seltsamerweise kommt sie weiter oben gegen die Gränze der Baumregion wieder zum Vorschein, so daß die Buche auf dem Olymp mit der Fichte zugleich aufhört. Das Ende der Fichtenregion und die oberste Gränze der Bäume ist hier meiner Barometermessung zufolge 2026 Metres über der Meeresfläche. Ueber das Vorkommen und die geographische Ausbreitung der Buche haben wir aus vielen Ländern genaue Angaben, und Schouw hat dieselben in seinem trefflichen Werke zusammengestellt. Als Pflanze der Ebene fehlt die Buche im ganzen südlichen Europa. Bereits am südlichen Abhang der großen Alpenkette in Italien erscheint sie erst auf einer nicht unbedeutenden Höhe und in Spanien fehlt sie gleichfalls in den Ebenen. In England steigt die Buche noch nicht so hoch als die Eiche, also nicht zu einer Höhe von 1600 bis 1800 Fuß. Wahlenberg bestimmt für die nördliche Schweiz ihre Höhengränze auf 4072 Fuß, Decandolle für die Alpen in Savoyen auf 4900 Fuß. In Sicilien ist ihre Zone 4000 und 6000 Fuß. Biberstein sagt, im Kaukasus erscheine die Buche nur in sylvis alterioribus. In der Krim fand ich die oberste Gränze der Buche auf der Jaila des Tschadir-Dagh bei einer Höhe von 4800 Fuß über dem schwarzen Meere. Daß die Buche auf

Digitized by Google

dem Olymp noch in derselben Höhe fortkommt, wo die Fichte ihre Gränze erreicht, ist eine merkwürdige Thatsache. In den Karpathen erreicht die Buche über 4000, die Fichte erst bei 4600 Fuß ihre oberste Gränze. Die subalpinische Region, mit welchem Namen Wahlenberg den Raum zwischen den höchsten Gränzen der Buche und der Tanne bezeichnet, fehlt am Olymp.

Auf der Höhe, wo die Buche völlig verschwindet, ist bereits der Anfang der Alpenregion bemerkbar. Schon über der zweiten Bergterrasse, wo Bäume und Büsche einzelner und seltener werden, ist die niedere Pflanzenwelt sehr schön, und von einer bunten Pracht der Farben, wie sie in Thälern und Ebenen nie zu finden. Während unten überall bestimmte Tinten auf den Wiesen dergestalt vorherrschen, daß z. B. von der Masse der gelben Ranunkeln wie der weißen Schneeglöckchen die andern Farben im Ganzen völlig verschwinden, sind hier die Blumenfarben so abwechselnd und in so dichter Nähe beisammen, daß viele Stellen geschmackvoll gepflanzten Blumenbeeten gleichen, wo ein emsiger Gärtner alles so sinnig und schön geordnet, um jedes Auge mit Lust und Behagen daran zu fesseln. Die wunderschöne hochrothe Orchis saccata bemerkte ich nur bis zu einer Höhe von etwa 1400 Metres, dagegen fand ich bis in der Nähe des Gipfels in Blüthe: Arabis alpina, Primula curtusoides, Geum coccineum, Cerastium alpinum, Gentiana nivalis. Letztere beginnt erst auf einer Höhe von 1800 Metres, wo sie in bedeutender Menge wächst und dem Boden stellenweise eine prächtige ultramarinblaue Färbung gibt. Einzelne Büsche von Juniperus oxycedrus wachsen bis nahe an den Gipfel des Berges; ich fand deren noch 300 Metres über der Baumgränze. Aber auf einer Höhe von 2000 Metres, wo eine Quelle, deren Temperatur fast unter 4° R. war, von der Kälte des Bodens zeugte, erhob sich keine Blume höher als 3 Zoll über den Boden.

Bis zu der dritten Terrasse ist der Weg ziemlich gut und für Lastthiere nicht allzu ermüdend. Höher hinaus wird der Weg beschwerlicher und man kommt mehr als einmal in den Fall, den sichern Tritt der Pferde dieses Landes auf die Probe zu stellen. Von der Hitze, welche in dieser Jahreszeit, besonders an einem so windstillen Tag wie der 14 Junius war, in der Ebene höchst drückend ist, hatten wir nicht zu leiden. Während in Brussa gegen die Mittagsstunde das Thermometer auf 27° R. stieg, hatten wir bereits auf der zweiten Terrasse eine milde, wohlthuende Temperatur von 14°. Der Baumschatten und der außerordentliche Quellenreichthum trugen gleichfalls bei, die Anstrengung des Steigens zu mildern. Nie fehlt es dem Olympbesteiger an reinem und frischem Labetrunk, denn Quellen und Bäche folgen sich am Weg in ganz kurzen Zwischenräumen. Die bekanntesten Bäche, welche munter und murmelnd den Abhang sich hinab stürzen, sind der Savalan, der Papas-Bunar und der Kirk-Bunar, welche von Forellen bevölkert sind. An diesen Bächen lagern vom Junius bis zum September türkische Nomaden, die, wenn im Thale sich einiger Futtermangel einzustellen beginnt, ihre Heerden auf diese Höhen treiben. Auf der dritten Terrasse wird die Gegend wilder, aber auch monotoner, da der Waldschmuck fehlt. Das Hochthal „Dschodan-kaja" oder das „Steinmeer," wo ungeheure Granitblöcke, losgelöst durch Verwitterung, bald eine tafelförmige, bald eine kugelförmige Absonderung zeigend, in wildester Unordnung durch einander liegen, hat mehreren Reisenden zu einer sehr malerischen Schilderung Stoff gegeben. Bei der letzten Quelle mußten wir unsere Pferde zurücklassen, da hier der Weg allzu steil und beschwerlich wurde.

(Schluß folgt.)

Ueber die verworfenen Kasten Frankreichs und Spaniens.

Ein Hr. Mazure hat kürzlich ein Werk über Béarn und das Baskenland herausgegeben, worin er namentlich die alte Geschichte erläutert. Besonders interessant sind auch seine Nachrichten über die verworfenen Kasten der Pyrenäen, über Cagots, Zigeuner u. s. w., obwohl auch hier über diese seltsamen Gegenstände wenig Licht verbreitet wird, wie dieß bisher immer der Fall war, wo ein Geschichtschreiber den andern abschrieb, oder dessen Ansicht widerlegte, ohne eine eigene zu geben. Diese Lücke wird indeß demnächst ausgefüllt werden durch den Eifer und Fleiß des bekannten Franciscaner Michel, jetzt Professor in Bordeaux, der gegenwärtig ein Werk über die verworfenen Racen Frankreichs und Spaniens, nämlich die Cagots in den Pyrenäen, die Capots in Languedoc, die Gahets von Guienne, Colliberts von Niedervoitou, Caqueux von Bretagne, Cacous von Le Mans, Macons von Auvergne, Chuetas von Majorca und Vaqueros von Asturien, unter der Presse hat. Michel hat mehrere Jahre fleißiger Forschung darauf verwandt, die Archive des westlichen Frankreichs und des nördlichen Spaniens zu untersuchen, und so wird man denn doch wohl endlich Licht erhalten über diese europäischen Parias. (Athenäum vom 4 Februar.)

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Auf der westlichen Seite, unmittelbar vor dem Thüregang, ist ein Altan oder Dach eines Gemaches, dessen Basis oder Boden ungefähr 20 Fuß von der geneigten Seite der Pyramide einschließt; zu ihm hinauf führet eine zerfallene, einst von den Stufen eingenommene Fläche. Hier sind zwei Gemächer, wovon eines von ungewöhnlich großem Umfang mit einem verhältnißmäßigen Thüregang, dem Nonnenhause gegenüber, ist. Das Innere dieser Gemächer war schön mit glatten Steinen ausgeführt. Sie scheinen nirgend wohin eine Verbindung zu haben. Die Fronte und die Seiten des Aeußern waren voll von Meißelarbeiten von der sorgfältigst ausgeführten und unbegreiflichsten Art. Derselbe Grad von Kunstfertigkeit und Genauigkeit, der die Gesammtheit der Ruinen auszeichnet, war auch hier wahrzunehmen. Unterhalb dieser Gemächer, an oder nahe bei der Basis der Seite, sind andere, wo Ausgrabungen gemacht worden waren. Sie sind jetzt sehr zerfallen und mit den eingestürzten Trümmern bedeckt.

Wenige Ruthen entfernt, in südwestlicher Richtung von des „Statthalters Hause," sind die Ueberbleibsel einer ausgedehnten Reihe oder Folge von Ruinen. Sie mochten einst von nicht unbeträchtlicher Bedeutung an dem Orte gewesen seyn. Sie bestehen aus Terrassen, Mauern, Gemächern und Corridoren und Höfen. Die vornehmste Ruine liegt gegen Norden und war einst wahrscheinlich mit dem „Statthalters

Digitized by Google

Hause“ in Verbindung. Eine Mauer von 200 Fuß steht noch auf einem Fundament von 10 Fuß. Ihre Höhe beträgt 25 Fuß; sie hatte zu beiden Seiten Reihen von Gemächern, von denen nur noch Theile vorhanden sind. Diese Mauer hat in der Mitte einen spitzbogigen Thürgang, ähnlich dem im „Nonnenhause,“ mit Gemächern auf beiden Seiten. Zuoberst an dieser Mauer sind zahlreiche viereckige Oeffnungen, die wie Taubenhauslöcher sich ausnehmen, und ihre Kante ist wie das Giebelende eines Hauses, gleichförmig ausgezackt, gebildet. Vor dieser Mauer scheint ein von steinernen Mauern eingeschlossener ungeheurer Hof oder Platz gewesen zu seyn, der nach dem „Nonnenhause“ führte. Das Innere dieses Hofraumes zeigt, dem Ansehen nach, die Trümmer von Wänden und Gemächern und Lustwandelwegen;' etwas Bestimmtes ließ sich aber nicht herausbringen, da die Trümmer fast dem Boden gleich und mit Bäumen und Gras überwachsen waren. In Zwischenräumen, längs der Außenmauer in nordwestlicher Richtung, waren die Trümmer von Gemächern zu sehen, die hier augenscheinlich in regelmäßiger Reihe hingelegen hatten. Auf der Hinterseite der Hauptmauer ist ein anderer Hof oder Platz, aber viel kleiner als der auf der Vorderseite, welcher zerfallene Gänge oder Corridore hat, und dessen Seiten zu einer künstlichen, etwa 50 Fuß betragenden Erhöhung, deren Gestalt wegen des zerfallenen Zustandes der Seiten und Ecken nicht zu ermitteln war, hinterwärts liefen. Ruinen von Gemächern und Gängen, unten sowohl wie oben, ließen sich wahrnehmen. Andere Plätze lassen sich nach den an diese ausgedehnten Ruinen gränzenden zerbrochenen Mauern bestimmen, auch zahlreiche künstliche Hügel; einer der letzteren, der westlich vom „Nonnenhause“ aufgefunden wurde, zeigte sich als ein unermeßlicher Wasserbehälter (reservoir or cistern) mit einem doppelten gemauerten Brunnenring (curb), dessen Inneres schön mit Stuck ausgeführt und noch gut erhalten war. Einige dieser künstlichen Hügel sind, wie bereits erwähnt, ausgegraben worden und schienen ursprünglich zu Gräbern gedient zu haben.*) Im Mittelpunkt des Zugangs zwischen dem „Statthalters Hause“ und dem „Nonnenhause“ in einer Linie mit dem Hauptthorgange des letzteren Gebäudes sind die Trümmer zweier Mauern, welche, etwa 12 Fuß von einander, parallel von Norden nach Süden laufen. Die östliche und innere Seite zeigt an deren Fläche hin die Reste einer Schlange, ähnlich der im „Nonnenhause,“ doch ist nur noch ein kleiner Theil vorhanden. Sie zeigt auch Gemächer und Decken, die aber jetzt ganz dem Boden gleich sind. Die westliche Mauer ist besser erhalten und hat einen in ihrer Façade eingefügten Ring, wie die von Chi-Chen, bietet aber — anstatt Ornamente — Hieroglyphen auf ihren Seiten dar. Der kurze Zeitraum, auf den ich leider bei der Untersuchung dieser hehren Trümmer beschränkt war (eine Bemerkung, die für alle von mir hier besichtigten Ruinen gilt), gestattete mir, selbst die, welche als die hervorragendsten erschienen, nur leicht zu berühren. Monate ließen sich unter ihnen zubringen, um sie verwenden, und da würde man erst die Schwelle des Forschens in ihren Wunderen betreten haben.“ —

Hier schließt Normans Erzählung, so weit sie diese Räthselruinen angeht; alle Speculation darüber müssen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten. Im Verlaufe seines Reiseberichts bemerkt Norman gelegentlich noch: „Ganz Campeche steht auf einer unterirdischen Höhle der alten Mayas. Es hält jetzt schwer, zu ermitteln, ob diese Steinbrüche oder Gänge, die nach den Sagen im Lande unermeßlich seyn sollen, zur Wohnung des Volkes dienten, welche das Werk ausführte. Nichts bekundet die Merkmale von der Menschen Aufenthalt hier, nicht einmal Spuren von Rauch an den Gewölben waren zu sehen. Es ist wahrscheinlicher, daß der größere Theil dieser ungeheuren Aushöhlung als ein Niederlagsort für ihre Todten diente. Diese Vermuthung hat Bestärkung erhalten durch die Entdeckung von vielen 7 Fuß tiefen und 20 Zoll breiten, wagerecht in die Höhlenwände gegrabenen Oeffnungen. Dieser Ausgrabungen sind jedoch wenige, und die Galerien oder Gänge sind nur wenig durchforscht und noch weniger verstanden worden. Selbst die Bewohner der Häuser oben wissen kaum etwas in Bezug auf diese dunkeln Wohnstätten... In der Nachbarschaft von Campeche sind viele Ruinen, welche die Beachtung der Reisenden wohl verdienen, die mir aber die Zeit, auf welche mein kurzer Ausflug beschränkt war, in einiger Ausdehnung zu besuchen nicht erlaubte. An einem kleinen Flusse bei Champoton, einige Stunden landeinwärts, da wo er sich zu einem sehr beträchtlichen See ausweitet, liegen viele Ruinen mit einer den feinsten Geschmack entfaltenden Sculpturarbeit; allein die Gebäude sind so unter dem Wasser und der Erde um sie her begraben, daß große Arbeit und Behutsamkeit zu ihrer Erforschung erfordert würde. Vier Stunden nordwärts von Campeche sind viele Tumuli, die ohne viel Gefahr und Unbequemlichkeit während der Regenzeit sich nicht besuchen lassen. Drei Stunden weiter nördlich ist eine kleine Jaina genannte Halbinsel. Hier liegt ein sehr großer Tumulus, um welchen her eine Anzahl kleiner irdener Figuren und einige kieselsteinerne Lanzenspitzen, alle sehr hübsch geformt, gefunden wurden. Dem Alterthumsforscher und dem Neugierigen bieten diese Trümmer viel Anziehendes. Von diesem Tumulus und andern an Ruinen ungeheurer Städte gränzenden Orten in der Nachbarschaft Campeche's wurden unter dem zerbröckelnden Gemäuer einige Menschengerippe und Gebeine, die augenscheinlich schon seit Jahrhunderten beerdigt waren, auch eine Sammlung von Götzenbildern, Kieselsteinlanzenspitzen und Aexten, nebstdem verschiedene gut gearbeitete glasirte und gebrannte Töpfergeschirrgegenstände hergebracht. Diese interessanten Alterthumsstücke sind jetzt in meinem Besitz.*) Jene Idole waren, wie man vermuthet, die Hausgötter des Volkes, das diese Gegenden bewohnte. Sie sind hohl und enthalten Kügelchen von der Größe etwa einer Erbse... Eines stellt eine sehr hübsch in einer schönen erdigen Substanz gearbeitete Schildkröte dar. Diese Figur war, nach ihrem häufigen Vorkommen in allen Ruinen von Yucatan, unstreitig eine von großer Wichtigkeit, wegen der Begriffsverbindungen, die mit ihr entweder in religiösen oder in bürgerlichen Dingen sich verknüpften... Die Idole, welche, so viel ich weiß, die ersten je aus Yucatan in dieses Land (die Vereinigten Staaten) gebrachten sind, gleichen durchaus nicht den in andren Theilen Mexico's gefundenen.“

Wir haben nun das Erscheinen von Stephens' neuem Werke zu erwarten, auf welches diese schnell hingeworfene Erzählung eines zufälligen Reisenden die Neugierde nur noch reger machen kann. Stephens besuchte das Land zuvor schon wohlunterrichtet und mit allen erforderlichen Hülfsmitteln; wir dürfen also mit Grund versichert seyn, daß sein neues Buch gleich belehrend und anziehend seyn wird.

*) Bei dieser Beschreibung wird man einestheils an die bekannte Hypothese eines dänischen Reisenden und Alterthumsforschers, welcher die Pyramiden in Aegypten nur als Ueberdaue angebener Wasserbehälter angesehen wissen will, und andertheils an die vielen „Mumiendrunnen“ in jenem Lande erinnert. A. d. U.

*) Normans Buch gibt davon verschiedene Abbildungen, eines der merkwürdigsten dieser abgebildeten Stücke ist ein Idol, das an ägyptische Figuren der Art mahnt. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1843.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Der Gang der Dinge in den australischen Colonien und namentlich in Neuseeland ist ein neuer Beweis für Oxenstierna's Wort, daß die Welt durch ein Minimum von Weisheit regiert werde, aber er zeigt auch, wie eine im Allgemeinen richtige Leitung und die Energie des Volkes alle im Detail begangenen Thorheiten nach und nach verbessern kann. Wäre in den Engländern nicht ein tüchtiger Fonds von Kraft, sporaten die Bedürfnisse des Mutterlandes nicht zu einer fast fieberhaften Thätigkeit, so müßte nicht nur die neugeschaffene Colonie Neuseeland zu Grunde gehen, sondern auch Neusüdwales selbst müßte hinsiechen, und Südaustralien wäre bereits am Absterben. Was ist natürlicher, als daß in einem neuen Land, wo des Landes viel, der arbeitenden Hände wenig sind, das Land wohlfeil und die Arbeit theuer ist; was soll man nun zu einem Zustand der Dinge sagen, wo das Land übermäßig theuer und die Arbeit wohlfeil geworden ist. Das kann nur die Schuld ganz verkehrter Maaßregeln seyn. Die Schilderung des Ganges der Sache hat nicht nur ein allgemeines Interesse, sondern auch noch ein besonderes, indem derselbe auf England zurückwirkt, und ein nicht ganz unbedeutender Theil der jetzigen Geschäftsstockung daselbst eine Folge des Zustandes in den australischen Colonien ist, und sobald dieser gründlich sich bessert, so wird auch der Handel in England sich wieder einigermaßen heben. Dieser Punkt verdient um so mehr Beachtung, als man in England von Seite der Regierung immer geneigter scheint, den Colonialhandel selbst auf Kosten des allgemeinen Handels zu heben, und dem Princip der Colonialbevorzugung, das der vorjährige Tarif aufgestellt hat, eine vollere Entwicklung zu geben — ein Gegenstand, auf welchen wir demnächst werden zurückkommen müssen.

Die neue für die australische Colonie aufgestellte Colonisationsidee beruht ganz einfach darin, das in den Colonien erworbene Land an Colonisten zu verkaufen und mit dem erlösten Gelde neue Auswanderer herbeizuführen, die, anfangs genöthigt als Taglöhner zu dienen, bald selbst Land zu kaufen im Stande seyn, und so den Reichthum des Landes vermehren würden; Landverkauf und Auswanderung sollten also gegenseitig auf einander einwirken und eines immer das andere vermehren. Dieß wäre wenigstens die natürliche Entwicklung der neuen Colonisationsmethode, und so ging es auch in den Jahren 1839, 1840 und 1841, in welch letzterem Jahre die Auswanderung nach diesen Colonien ihr Maximum, nämlich etwa 40,000 Menschen erreichte; von da an gerieth sie allmählich ins Stocken, und die ganze Maschine droht demnächst stille zu stehen, d. h. die Regierungsmaschine, denn das ärgste Resultat wird seyn, daß der Regierungsgouverneur in Neuseeland bankerott macht, wie vor anderthalb Jahren der Gouverneur von Südaustralien; einige tausend Menschen werden ihr Geld verlieren, und dann — wird die Emigration, wenn auch in etwas schwächerem Maaße, ihren Weg gehen, eben so wie die Thätigkeit der Colonisten selbst.

Der Hauptfehler, welcher gemacht wurde, bestand darin, daß man den Landverkauf, welcher in die Länge sich nur erhalten konnte, wenn man regelmäßig den Ertrag auf weitere Einwanderung verwandte, als eine Quelle des Einkommens ansah. Statt das Land zu einem bestimmten Preis zu verkaufen, und jedem die Wahl zu lassen, wo er sich niederlassen wolle, wobei dann die Vermehrung der Bevölkerung in natürlicher Folge den Begehr nach Land vermehrt hätte, — statt eines solchen durch die Bedürfnisse einer neuen Colonie gebotenen Verfahrens bot man nur wenig Land aus, versprach diesen oder jenen Platz zur Hauptstadt eines Districts zu erheben, theilte das Land in städtisches und außerstädtisches Gebiet, erweckte die Hoffnung, daß in solchen Strichen demnächst eine ungeheure Steigerung der Landpreise statt finden würde, kurz man wandte alle möglichen, allenfalls einem Privatmann gestatteten Mittel an, um den Preis des Landes möglichst zu steigern. Die Aufregung, welche bei Auctionen gewöhnlich herrscht, kam dazu, und die Regierung erhielt wirklich unmäßige Preise; wir brauchen bloß anzuführen, daß in Auckland, dem Sitze der Regierung von Neuseeland, der Acre ungebautes Land von 200 bis 1600 Pfd. St., sage 2400 bis 25,600 fl. verkauft wurde. Alles verfügbare Capital der jungen Colonien fiel in den

Digitized by Google

Schlund dieser Speculation, und abgesehen von dem ungeheuren Verlust Einzelner ist jetzt die ganz natürliche Folge, daß man kein Land mehr kaufen will, und daß somit auch kein Fonds mehr besteht, um die Einwanderung aus England zu unterhalten, mit Einem Wort, man hat die Henne, welche die goldenen Eier legte, geschlachtet.

Zu diesem allgemeinen Gang der Sache in den west-australischen Colonien kommen nun in Bezug auf Neuseeland noch einige Besonderheiten. Hier muß man die Regierungscolonie, die sich im Norden unter den Auspicien des Gouverneurs Hobson festsetzte, und die Compagniecolonien an der Cooksstraße unterscheiden. Gouverneur Hobson hat den Ertrag der Landverkäufe in unklugen Ausgaben vergeudet, und ist jetzt, wo die Verkäufe stocken, bankerott; in den Colonien der neuseeländischen Compagnien hat die Einwanderung gleichfalls, obwohl aus andern Gründen aufgehört. Die neuseeländische Compagnie war den Beamten des Colonialamts von jeher ein Dorn im Auge, obgleich die Regierung ihr um so mehr hätte verpflichtet seyn sollen, als das rasche Zugreifen der Compagnie wahrscheinlich verhindert hat, daß Neuseeland zu einer französischen Strafcolonie erklärt wurde. Lord John Russell stritt sich eine Zeitlang mit der Compagnie herum, gab aber endlich nach und gewährte ihr einen Freibrief; mit dem Eintritt der Tories ins Ministerium begann aber der Streit aufs neue, und ist noch nicht beigelegt. Die Regierung bestreitet der Compagnie das Eigenthumsrecht an das von ihr erworbene Land, und so kann dieselbe auch kein Land mehr verkaufen, denn da ihr eigenes Recht an den Boden nicht als gültig anerkannt ist, so kann sie natürlich auch keinen gültigen Verkauf mehr abschließen. Die Compagnie hat demnach die Verkäufe eingestellt, und somit ist auch hier kein Landfonds mehr da, um die Auswanderung aus England nach Neuseeland fortzusetzen. Dazu kommt noch, daß der Gouverneur Hobson systematisch feindselig gegen die Compagniecolonien verfährt und auf diese Weise vollends jedem Fortschritt Einhalt thut, da natürlich die Compagnie unter solchen Verhältnissen gerathen findet ihre Ausgaben möglichst einzuschränken.

(Schluß folgt.)

Eine Besteigung des asiatischen Olympo.

(Schluß.)

Wir hatten noch über eine Stunde bis auf den Gipfel zu steigen, welchen wir zehn Minuten nach 1 Uhr erreichten. Es wehte oben ein frostiger Wind; der Thermometer zeigte 10° R. Obwohl die drei Gipfel des Berges schneefrei waren, so lagen doch in den Schluchten ringsumher noch bedeutende Massen Schnee aufgehäuft. Die Bevölkerung Brussa's bezieht von hier den ganzen Sommer hindurch ihren Schneebedarf zur Kühlung des Getränks. Wenige Schritte vom höchsten Gipfel, auf welchem wir standen, lagen noch einige dünne Schneefelder, die aber bereits stark von der Sonne angegriffen waren. Es ist übrigens nur eine Ausnahme, in der Mitte des Junius den Olymp mit so wenig Schnee bedeckt zu finden. In manchen Jahren ist, wie man mir erzählte, die Ersteigung erst Mitte Julius möglich, da auf den erweichten tiefen Schneefeldern dem Besteiger einige Gefahr droht. Wir freuten uns daher gar sehr der Leichtigkeit, mit welcher wir den höchsten Punkt des Götterbergs erreicht hatten, und feierten diesen frohen Augenblick mit einigen Gläsern Olympweins, dessen köstliches Feuer wenigstens nicht zur Veränderung unserer heiteren Stimmung beitrug. Die Aussicht blieb freilich etwas hinter meiner Erwartung zurück, obwohl sie eine der großartigsten ist, die ich je genossen. Der Blick beherrscht hier eine Gegend von mehr als 200 Meilen in der Runde. Während man in der Abenddelenchtung in völlig reinen Tagen die südöstlichen Zweige des Baikangebirgs erblicken soll, gewahrt man im Süden sehr deutlich die Gipfel der Berggruppe bei Kutaia, und im Westen den Ida bei den Dardanellen. Vorzüglich schön zeichnen sich auf dem grünen Grund der Hochebene die spiegelglänzenden Umrisse der Landseen aus. Gegen Nordwesten erblickt man den Balikasarsee und den Apolloniasee (auch See von Lupadia genannt); an letzterem liegt die von Griechen bewohnte und bebaute Insel Kara-atsch. Im Nordosten zeigt sich der Isnikfee und der See von Jenischehr (Neustadt), hinter welchen die Bergumsäumung der Küste sich erhebt. Von dem Olymp hoch überragt, stört dieselbe die schöne Aussicht nach Norden keineswegs. Das Marmorameer mit seinen prächtigen Inseln, seinen Golfen und Vorgebirgen konnten wir zum Theil deutlich übersehen, aber der Bosporus und der Anblick Stambuls mit seinen stolzen Moscheenkuppeln ward uns von dem neidischen Höhenrauch nicht gegönnt. Nur schwach und undeutlich traten die Umrisse des Bulgurin und des Riesenberges (Yuka-dagh) am Bosporus so wie der höhern Berge von Alemta, südlich von Skutari, hervor. So grandios aber dieses Panorama, so abwechselnd dessen einzelne Bilder sind, so fehlt ihm doch ein Etwas, das sich schwer mit Worten bezeichnen läßt — ich meine eine natürliche Harmonie der so mannichfaltigen Gegenstände, jene schöne Einheit, deren Mangel wir so oft auch an Gemälden empfinden, wenn sie auch übrigens von großem künstlerischem Genie zeugen. Mit Einem Wort, der Totaleindruck der Aussicht vom Olymp befriedigte weder mich noch meine Begleiter, und wir mußten sämmtlich gestehen, daß so mancher andere Punkt der Umgegend von Brussa, besonders der erste Anblick dieser Stadt mit dem Olymp von den Bergen südlich von Kimlek aus trotz der unendlich beschränkteren Aussicht bei weitem mehr angesprochen hatte. Besser als die weite Landschaft im Norden gefiel mir die Aussicht auf die Gebirge im Süden und Südwesten, obwohl hier die Gegenstände viel einfacher und monotoner waren, denn man sah nichts als Waldberge und Thäler, darunter freilich viele von pittoresken Formen. Der Ida und der Jigas waren die fernsten und höchsten Berge, die wir deutlich unterscheiden konnten.

Der westliche Gipfel des Olymps erhebt sich 2499,5 Meter (7498 par. Fuß) über dem Spiegel des Marmorameers und 2240 Meter über der Hochebene von Brussa. Er besteht aus weißem Marmor, der als eine gewaltige Mütze von mehr als 500 Fuß Mächtigkeit dem Granitkörper des Berges aufgesetzt

Digitized by Google

ist. Dieser Marmor der höchsten Höhe ist körniger und krystallinischer als die tiefer unten im Gneiß und Granit eingelagerten Marmormassen, welche ein mehr blätteriges als körniges Gefüge haben. An einigen Stellen war dieser Gipfelmarmor von Löchern durchklüftet und gestattete dem Auge, in kleine Tiefen von 20 bis 30 Fuß hinabzudringen, wo die Weiße und Schönheit des aufgeschlossenen Gesteins zu bewundern war. Der Olympmarmor ist von solcher Reinheit, daß er zu Sculpturarbeiten sich vorzüglich eignen würde. Viele der schönen Grabmäler auf dem berühmten Kirchhof von Skutari sind aus olympischem Marmor gemeißelt, der aber von den untersten Lagern gebrochen zu seyn scheint. Der Marmor des Gipfels scheint nie zu technischen Zwecken angebrochen worden zu seyn; wenigstens ist jetzt keine Spur davon zu bemerken. Was die geognostischen Verhältnisse des Olymps anbetrifft, so widersprechen dieselben auf keine Weise den herrschenden geologischen Ansichten von der Entstehung der hier vorkommenden Felsarten. Der Gneiß umgibt hier den Granit als ein ungeheurer Gürtel, der bis zu einer Höhe von 1200 Meter hinansteigt. Der Granit ist, wie bereits bemerkt, der massige Kern, der Körper und in den höhern Regionen auch der äußere Panzer des Olymps, auf welchem das körnige Kalklager des Gipfels als weißmarmorner Riesenhelm aufsitzt.

Nachdem ich die Messung des Gipfels beendigt und an der Aussicht mich satt gesehen, schloß ich mich meinen Gefährten an, die auf der Insectenjagd sich zerstreut hatten. Die Ausbeute war ziemlich ergiebig, denn auf dem Schneefeld lagen erstarrt, aber noch lebend, mehrere sehr seltene Coleopterenarten, die wir weder in der Ebene noch an irgend einer andern Stelle des Berges beobachtet hatten. Merkwürdig war das Vorkommen von Chrysomela limbata, die häufig über den steinigen Boden kroch. Dieselbe Art findet man in Südrußland tief im Steppenland und hier in Kleinasien auf den höchsten Bergen, aber in den Zwischenländern fehlt sie. Die geographische Verbreitung dieses Insects ist wahrlich räthselhaft. Sehr häufig flog auf dem Gipfel im Sonnenschein Papilio Chloridice und der allgegenwärtige Distelfalter, Papilio Cardui, dem jedes Klima zu behagen und Berg oder Thal als Aufenthaltsort gleichgültig zu seyn scheint. Nach zweistündigem Aufenthalt mahnte uns die zunehmende Kühle zum Aufbruch. Wir verließen mit Felsarten, Pflanzen und Insecten ziemlich beladen den Gipfel, auf welchem frühere Besteiger nach den vorhandenen Spuren in anderer Weise sich amusirt zu haben scheinen. Wir fanden nämlich den Pfropfen einer Champagnerflasche und die Scherben eines Selterser Wasserkruges neben einigem alten Mauerwerk, das man für Reste eines ehemaligen Klosters hält. Es sind vielleicht Engländer gewesen, die den moussirenden Nectar der Champagne auf der Spitze des Götterberges geleert hatten. Dieß wäre um so weniger unwahrscheinlich, als auf der Höhe der ägyptischen Pyramiden ähnliche moderne Gentlemen-Reliquien bekanntlich keine Seltenheit sind. Daß aber auch ein deutscher Mineralwasserkrug so weite Reisen und so hohe Wanderungen macht, war für mich noch ein neues Factum.

Ich habe meinem Reisejournal über den mir so merkwürdigen Tag der Olympbesteigung nur noch hinzuzufügen, daß unsere phlegmatischen türkischen Reitpferde bei einbrechender Nacht uns wohlbehalten, aber sehr müde vor dem gastfreundlichen Hause des Doctor Tirk in Beussa absetzten, und daß uns nach dieser heroischen Motion Abendessen und Abendtrank so köstlich schmeckten, als hätte Jupiters Koch selbst für uns gebacken und gebraten und eine schlanke Hebe uns den Humpen gefüllt.

Ueberreste patriarchalischen Lebens in Georgien.

(Nach Kanewski. Nordische Biene vom 22 und 23 Jun.)

Wenn unter den Trümmern verflossener Jahrhunderte sich noch Ueberreste patriarchalischer Zeiten erhalten haben, wenn noch irgendwo auf der Erde Menschen leben, welche ihren Geist nähren mit Religion und die Gesundheit ihres Körpers befestigen durch eine innige Vereinigung mit der Natur, so haben diese, jetzt gewiß seltenen Zeiten und Menschen sich in Georgien erhalten, wo das ganze patriarchalische Leben der Völker sich noch wie in einem Spiegel reflectirt. Geboren in einem Lande, das einst auch mit die Wiege des Menschengeschlechts war, mußten die Georgier als eifrige Verehrer des Alterthums auf dem Boden ihrer Heimath eine Menge Gewohnheiten bewahren, die von ihren Vorfahren seit dem grauesten Alterthum befolgt wurden. Frömmigkeit und Friedensliebe, Gastfreundschaft und einfache Lebensweise sind solche Nationaltugenden, welche die Georgier von ihren frühesten Vorfahren überkommen haben. In religiöser Beziehung haben sie viele alte Gebräuche der christlichen Kirche bewahrt. So gehen z. B. die Georgier noch jetzt mit bloßen Füßen in die Kirche, wenn sie ihre tiefe Demüthigung vor Gott und den hohen Grad ihrer Reue ausdrücken wollen; sie küssen die Wände der Kirche und die Ringmauer, wenn sie daran vorübergehen, aber nicht Zeit haben, ihr Gebet in der Kirche selbst zu verrichten; sie besuchen die Trümmer der Kirchen, die in fernen Einöden liegen, vereinigen hier ohne Zeugen in der Stille ihr Gebet mit dem ihrer Vorfahren, und lassen zum Andenken ihres Besuchs auf den Ruinen einige Gaben zurück, Geld, Lichter, Wachs, Weihrauch u. s. w. Alle diese alten christlichen Gewohnheiten halten sie so heilig und wiederholen sie so oft, daß man unwillkürlich an die ältesten Zeiten der christlichen Kirche gemahnt wird.

Mit der Frömmigkeit der Georgier und der religiösen Richtung ihres Lebens ist eine andere Tugend, die Friedensliebe, unzertrennlich verbunden. Die Geschichte Georgiens ist die Geschichte eines tapfern, muthigen Volks, aber dieselbe Geschichte zeigt auch, daß die Georgier niemals sich der Eroberungssucht hingaben und stets friedlich mit ihren Nachbarn lebten, bis diese letzteren selbst die Ruhe Georgiens störten. Der blühende Zustand Georgiens unter der weisen Königin Tamar war nicht sowohl durch Siege und Eroberungen, als durch Befestigung und Ausbreitung der innern Ruhe und der Wohlfahrt des Volks bezeichnet. In der Geschichte Georgiens stößt man auf viele tapfere Leute, unter denen namentlich König David hervorragt, den man wegen seines Muths und seiner Tapferkeit Gurg-Aslan, den Wolfslöwen, nannte. Aber auch dieser tapfere und unternehmende Fürst verdiente seinen Ruhm bei der Nachwelt weniger durch seine Siege, als durch seinen Eifer für den Glauben und die Wohlfahrt seines Volks, und

Digitized by Google

den Ruhm der Tapferkeit erlangte er nicht in der Eroberung fremder Länder, sondern in der muthvollen Abwehr seiner unruhigen Nachbarn, die in Sorge Asien stets auf einen tapfern Helden trafen. Friedensliebe ist die alte Tugend der Georgier, und die Fürsten des Landes betrachteten sie als die Hauptgrundlage der innern Wohlfahrt des Volks. Selbst die Beschaffenheit des Landes mußte die Georgier zum Frieden stimmen, allenthalben Berge und Berge, als sollten die Georgier niemals daran denken, Gränzen, welche ihnen die Natur gesetzt hatte, zu überschreiten. Wie dem auch seyn mag, durch Friedensliebe zeichnen sie sich im häuslichen und im öffentlichen Leben aus, namentlich diejenigen, welche in ihren Sopelias oder Dörfern, fern von den geräuschvollen Städten, leben, wo nicht selten die Leidenschaft Ursache mannichfachen Zwiespalts wird. Hier blühen Friede und Ruhe wie vor alten Zeiten. Der sogenannte Nazwal oder Dorfvorsteher entscheidet alle Streitigkeiten ohne Ansehen der Person, und sehr selten kommt es vor, daß sein Urtheilsspruch Unzufriedene macht und eine Appellation an die Regierung stattfindet.

Gastfreundschaft und gesellschaftlicher Sinn ist bei den Georgiern so sehr entwickelt, daß sie in dieser Beziehung selbst die wegen ihrer Gastfreundschaft berühmten Bergstämme übertreffen. Allerdings halten diese das Recht der Gastfreundschaft heilig, und wenn der Wanderer bei ihnen ein Obdach sucht, so nehmen sie ihn willig in ihr Haus auf. Aber sie können dem Fremdling Brod und Salz im Kreise ihrer Familie vorsetzen, und verschwören sich zugleich gegen das Leben des Reisenden, für die Zeit, wo derselbe sich ohne Begleiter oder Kunak auf den Weg macht. Zum mindesten gibt es bei den Bergstämmen kein bestimmtes Gesetz, das die Beachtung der Rechte der Gastfreundschaft allenthalben und immer vorschriebe. Dagegen hat der Sinn für Gesellschaft und die Gastfreundschaft, demgemäß die Georgier ihr Brod nicht bloß mit Freunden, sondern auch mit Feinden theilen, bei ihnen Gesetzeskraft, und sie halten dieß heilig als eine Ueberlieferung ihrer Väter. Die Neigung der Georgier zur Gastfreundschaft ist häufig für sie mit empfindlichen Ausgaben verknüpft, namentlich wenn die Gäste nicht auf einmal, sondern nacheinander kommen. Bei den Georgiern gilt als Regel: für einen neuen seltenen Gast eine neue Bewirthung, und wenn man ihn gut aufnehmen will, so wird zu seiner Ehre ein ganzer Hammel oder ein Schaf gebraten; so kommt es nicht selten, daß mancher Georgier, der von vielen Gästen heimgesucht wird, nur schwer mit seiner Wirthschaft zurecht kommt. So drückend aber auch dem Georgier seine Gastfreundschaft werden mag, er bleibt stets sich selbst gleich, und unterläßt nie die Gastfreundschaft in seinem Hause. Wenn der Georgier diese Regel und das Gesetz seines Lebens irgend beschränkt, so geschieht es nur dann, wenn er auf dem Gesichte des Fremden etwas Verschlossenes bemerkt, und ihn nicht als Landsmann, sondern als Feind betrachtet; aber auch dann waffnet er sich nur mit Vorsicht und Mißtrauen, die Gastfreundschaft wird dennoch gewährt. Am meisten zeigt sie sich in ihrer patriarchalen Größe im Sommer, wenn die Natur den Georgier mit ihren Gaben reichlich beschenkt; dann ladet der gastfreie Georgier unter dem freien Himmelsdach in seinen üppigen Weingarten ein, selbst viele ungeladene Gäste besuchen ihn und werden freundlich aufgenommen: der Hausherr bricht einen Pfirsich und reicht ihn nebst einer Pfirsichblüthe von demselben Baume dem Gaste zum Zeichen, daß er ihn unter die Zahl seiner Freunde aufnimmt, mit denen er ihn das Mahl zu theilen bittet. Ist der Gast nicht gewöhnt nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, so wird schnell ein Schemel herbeigebracht und das Gespräch entspinnt sich laut und munter. Diese Munterkeit steckt vielfach auch die Russen an, besonders wenn ihnen nicht die Sehnsucht nach der Heimath das Herz schwer macht.

Die Einfachheit der Lebensweise der Georgier ist außerordentlich, und man kann sie ohne alle Metapher Naturkinder nennen, welche in ihrem Wesen viele Züge aus dem Leben der alten Völker bewahrt haben. Die Georgier halten es für eine große Undankbarkeit, der Natur durch Wissenschaft und Kunst etwas abnöthigen zu wollen, was sie von ihr nicht freiwillig erhalten können; darum begnügen sie sich auch meist mit dem, was ihnen die Natur selbst gibt; die Kochkunst der Georgier ist sehr gering, denn die größere Hälfte der Speisen besteht aus Kräutern. Diese sind aber so nahrhaft und gesund, daß die Georgier meist ein sehr hohes Alter erreichen; ein ganzer Stamm von ihnen, die Gurier, und ein Theil der Imeretier wissen gar nicht, was Brod ist, und brauchen statt dessen Gomi, was zubereitet wird, wie in Rußland die Schafgarbe. Diese Leute sind munter und kräftig, sie machen in Tiflis die Lastträger, und schleppen Lasten fort, die der kräftigsten europäischen Schulter zu schwer werden möchten.

Die Beschäftigungen der Landleute zerfallen in Landbau, Gartenbau und Viehzucht. Das merkwürdigste ist wohl das Hirtenleben. Einsam bleiben sie den ganzen Sommer hindurch in der Stille der weiten Fluren und Thäler, an den Ufern der eilenden Flüsse; ihr Bett ist der Boden, ihre Decke der Himmel, ihre Freunde die Schafe, die sie gewöhnen aus ihrer Hand zu fressen. Ein Theil der Georgier, namentlich die höhern Classen, steht auf dem Punkte, die frühere Lebensweise und die alten Sitten zu verlassen; viele ziehen allmählich das europäische Leben der todten Einförmigkeit des orientalischen Lebens vor. Aber die Georgier, welche weit von den lärmenden Städten, in der Stille der Dörfer und noch mehr diejenigen, welche in der Tiefe der Thäler und Wälder wohnen, sind in ihrer patriarchalischen Lebensweise und in ihren Sitten noch so unerschütterlich als die Berge, in deren unzugänglichen Schluchten sich diese Kinder der Natur vor dem Lärmen der Welt verbergen.

Nordische Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. Am 27 Januar fand die gewöhnliche Jahressitzung statt, und Secretär Rafn stattete Bericht ab über die Werke, welche die Gesellschaft im Jahre 1842 bearbeiten ließ. Dazu gehören: die Sagen aus Islands Vorzeit, dessen Colonisationsgeschichte vom 9ten bis 14ten Jahrhundert. Zu Are Frodes Landnamabok, das schon im vorigen Jahre vollendet war, kamen noch einige erklärende Stücke. Der eilfte Band der historischen Schriften der Isländer ist fertig und enthält unter andern auch die Jomsvikinga Saga. Bekanntlich erscheint dieß Werk isländisch, dänisch und lateinisch. Von „Grönlands historischen Merkwürdigkeiten" sind zwei Bände im Jahre 1838 erschienen, und drei sollen es werden. Von dem dritten ist nun ein Heft erschienen, das Auszüge aus den isländischen Annalen über Grönland, Urkundensammlung, geographische Aufzeichnungen aus der Zeit des Mittelalters u. dgl. enthält. Die weitern Hefte sollen namentlich die spätern Entdeckungsreisen und eine antiquarische Chorographie enthalten. Die dänisch geschriebenen Annalen für nordische Alterthumskunde, Jahrgang 1842, enthalten 10 Kupfertafeln mit Abbildungen neuentdeckter Alterthümer. Von den Mémoires de la Société Royale des Antiquaries du Nord ist ein Band unter der Presse, der unter andern Westgaards Untersuchung über das Verhältniß zwischen dem Sanskrit und dem Isländischen enthalten wird. (Berl. Ztd. vom 1 Febr.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, den 8 Febr.

Die katholische Partei hat jetzt auch ihre monatliche Revue gestiftet, unter dem Titel „le Correspondant," von dem so eben das erste Heft erschienen ist. Sie ist keine theologische Zeitschrift, sondern bestimmt, das Organ der gemäßigten Partei der Laien zu seyn, welchen die oberflächliche und leidenschaftliche Discussion der täglichen katholischen Journale zuwider ist. Sie ist eines der Resultate, welche die mäßige Gesinnung des neuen Erzbischofs von Paris hervorgebracht hat, denn dieser sah mit Unruhe dem wüthenden Treiben jener sogenannten Organe der Religion zu, und er sucht auf alle Art diese intolerante Tendenz zu mäßigen; so hat er Conferenzen gestiftet in denen er bisweilen präsidirt, um die Zeloten in Schranken zu halten; er hat den Abbé Dupanloup aus der Sorbonne entfernt, wo sein Cursus suspendirt worden war, und ihm den Abbé Cocas, einen etwas declamatorischen, aber mäßig gesinnten Lehrer zum Nachfolger gegeben. Die neue Revue ist in demselben Sinn, ihr Zweck ist Literatur, Politik und Philosophie vom katholischen Standpunkt aus zu besprechen, die Religion nicht zum directen Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen, aber alles von ihrem Gesichtspunkt aus zu beurtheilen. Die Folge wird zeigen, ob es ausführbar ist; ich glaube nicht, da hier in dem modernen Katholicismus mehr Mode als Glauben, mehr Intoleranz als Ueberzeugung ist, und darum wird also eine wahrhafte, aber nicht streitsüchtige Tendenz bei dieser Partei wenig Beifall finden, während sie für die große Masse wenig Interesse haben wird. Die Protestanten haben ebenfalls ein Journal dieser Art, den Semeur, der aber, glaube ich, ebenfalls wenig gelesen wird, obgleich er mit Talent und Aufrichtigkeit abgefaßt ist. Es ist vor kurzer Zeit hier ein Buch erschienen, das in den Salons und im Clerus großes Aufsehen erregt hat, es ist betitelt: Essai sur la formation du dogme catholique; es ist anonym und offenbar nicht das Werk eines Theologen, sondern eines Laien, welcher in den Kirchenvätern sehr gründlich belesen ist. Der Verfasser gibt eine Art von Lebensbeschreibung jedes Kirchenvaters, durch den ein Dogma definitiv ausgearbeitet, und aus Gelegenheit der Werke dessen es von der Kirche in seiner letzten Form angenommen worden ist. Die Individualität der Väter ist mit großer Sorgfalt, oft mit großer Vorliebe und oft mit sichtbarer Abneigung gezeichnet, und die Geschichte der Entwicklung der Dogmen erhält durch diese lebendige Darstellung ihrer hauptsächlichsten Gegner und Vertheidiger einen Reiz, den sie in einer bloßen Dogmengeschichte nicht hat.

Die Fourieristen existiren noch immer, machen aber keine Fortschritte, was für eine neue Secte immer ein Vorzeichen des Todes ist. Sie halten in ihrem Hotel alle Mittwoch eine Abendgesellschaft, in welcher ihre Theorie discutirt wird, und ihr Organ, die „Phalange," ist noch immer eines der besten Journale, im Grunde das einzige, welches neue Ideen in die sterile Welt der hiesigen Zeitungsliteratur wirft; denn diese wird täglich unwissender und mehr und mehr auf Declamationen und auf Feuilletons reducirt. Die Fourieristen haben vor einigen Jahren ein Capital, ich glaube von einer halben Million Franken, durch Subscription zusammengebracht, und von diesem bestreitet die Centralgesellschaft ihre Kosten; aber mit der Gründung eines Phalanstère steht es noch immer im Weiten. Ein Engländer, Namens Blount, hat ihnen das nöthige sehr beträchtliche Capital dazu angeboten, aber es scheint nichts zu Stande zu kommen, und die Sache ist, daß die Secte eine Idee betreibt, welche noch nicht reif ist, oder für welche die Welt noch nicht reif ist; sie wird sich unmächtig finden, irgend etwas zu gründen, und nach einigen Jahren auflösen, wahrscheinlich um in einer kürzeren oder längeren Zeit unter einer andern Form wieder zu erstehen.

Das große literarische Ereigniß des Augenblicks ist ein Mémoire, das Biot in der Akademie der Inschriften gelesen hat, und in welchem er den astronomischen Charakter des Thierkreises von Dendera vindicirt und sein Datum wieder herstellt; es ist gegen Letronne's bekannte Theorie darüber gerichtet, und dieser hat eine Antwort angekündigt. Es handelt sich dabei noch mehr als um ein interessantes historisches Factum, um das System von Kritik der Monumente des Alterthums. — Die gelehrten und philanthropischen Gesellschaften hier

Digitized by Google

haben sich kürzlich an die Administration der Stadt Paris gewandt, um von ihr ein gemeinschaftliches Local für ihre Sammlungen, Bureaux und Sitzungen zu erhalten. Die Zahl dieser Gesellschaften ist sehr beträchtlich, aber ihre Einnahmen sind nur mäßig, der Staat thut wenig für sie, und die Stadt bisher gar nichts. Doch wird die Sache bei der großen Zahl der Gesellschaften und der verschiedenen Art ihrer Administration schwer zu organisiren seyn. Aber etwas sollte für sie geschehen, denn sie haben nicht wie in England mit einer zahlreichen Classe reicher Leute zu thun, von denen jeder es für eine Ehre und eine Pflicht hält, Mitglied einer oder mehrerer Gesellschaften zu seyn; hier thun die Reichen im Allgemeinen nichts für solche Zwecke, der eine oder der andere ist wohl Mitglied einer Gesellschaft, wenn er gerade eine Liebhaberei hat, aber aus allgemeinem Interesse oder aus Anstand thut man nichts, und fast im Allgemeinen bestehen die Gesellschaften nur aus Mitgliedern, die sich wirklich und thätig mit dem Gegenstand beschäftigen; — sie sind daher zwar ärmer als die englischen, aber besser verwaltet, indem sie ihre geringern Hülfsmittel so viel als möglich auf ihren reellen Zweck verwenden und so wenig als möglich für Verwaltung und Luxus ausgeben. Eine englische Gesellschaft verwendet selten mehr als die Hälfte, und oft bei weitem weniger für ihre Arbeiten, der Rest geht in Logis, in Meublirung, in Bezahlung der Angestellten auf; eine französische gibt hiefür selten mehr als ein Fünfttheil ihrer Einnahme aus, und verwendet den Rest auf den Druck ihrer Arbeiten. Es kann nach den Verhältnissen beider Länder kaum anders seyn, aber hier sollte der Staat und die Stadt mehr thun, denn diese Gesellschaften sind zahlreich und wichtig genug, um einen wesentlichen Theil der geistigen Thätigkeit der Nation zu bilden. Sie sind eine durchaus nothwendig gewordene Ergänzung der officiellen Akademien und würden bei sehr mäßiger Unterstützung viel leisten.

Die Pest der schönen Literatur hier sind die Feuilletons. Wer irgend in der Literatur einen Namen hat und einen Roman schreibt, zerschneidet ihn wo möglich in Feuilletons, theils weil dieß mehr Honorar bringt, theils weil es zahllose Leser sichert. Daher diese monströsen Romane in vier oder sechs Bänden, welche Jahre lang die politischen Journale anfüllen. Da aber ein Feuilleton sehr kurz ist und doch jedes einzelne Stück sein Interesse haben soll, so werden natürlich die Entwicklungen der Charaktere den Abenteuern aufgeopfert, und der Roman wird zu einer ununterbrochenen Folge von melodramatischen Extravaganzen. Man wird, wenn die Mode einmal vorbei ist, kaum glauben, daß ernsthafte politische Journale ihre Blätter mit solchem Zeug füllen konnten, und daß dieses einmal das Hauptelement der Prosperität eines Journals gewesen sey, und doch ist es so, denn gegenwärtig trägt nichts mehr zur Verbreitung eines Journals bei als ein berühmtes Feuilleton, weil diese von den Frauen in den Familien gelesen werden, welche früher nie ein Journal anrührten. Ich weiß nicht, wie viele tausend Abonnenten der Siecle seinen Romanen verdanken mag, welche sich vor der Langeweile seiner politischen Artikel entsetzt hätten. Ich habe oft mit großem Ergötzen eine Scene mit angesehen, welche ein gutes Beispiel der Art von Popularität der Feuilletons und ihrer Ausbreitung gibt. Ich pflegte vor zwei Jahren oft Abends nach Passy zu gehen, wo einer meiner Freunde ein Landhaus hat, und nahm zur Rückfahrt gewöhnlich den Omnibus, der von St. Cloud über Passy geht. In der Mitte von Passy ist ein Spaziergang von Baumalleen mit Brunnen angelegt, und die Eingebornen pflegen sich an Sommerabenden dort zu ergehen; an dem Spaziergang läuft die Chaussee hin, und an dieser steht eine kleine hölzerne Bude, in welcher der Controleur des Omnibus haust, bei dem man sich einschreibt, und wo man den Wagen erwartet. Nun kam regelmäßig gegen acht Uhr ein alter Rentier, welcher seinen Abendspaziergang unter den Bäumen machte, und im Vorbeigehen seine Zeitung dem Controleur, einem ehemaligen Sergenten, lieh, welcher sie bei der Lampe seines Bureau eifrigst studirte, und dem alten Herrn zurückgab, wenn dieser nach Hause ging. Sobald der Sergent seine Lecture vollendet hatte, versammelte sich ein kleines Auditorium um ihn, dem er von Tag zu Tag das Feuilleton erzählte; es war Mathilde, von Eugene Sue, und es hätte dem Verfasser wohl gethan, wenn er zugesehen hätte, mit welcher Neugier die Versammlung die etwas confuse Redaction des Sergenten anhörte. Oft schien der Faden der Erzählung sich dem Vorhergegangenen nicht recht anzupassen, und das Auditorium versäumte dann nicht, aus der Erklärung der vorherigen Feuilletons Einwendungen zu machen, und den Erzähler wo möglich auf den rechten Weg zurückzubringen. Ich weiß nichts von diesem Roman, als was ich so zufällig mit angehört habe, aber im Allgemeinen ist diese Feuilletonsliteratur überaus schlecht.

Englische Colonien.

Neuseeland.

(Schluß.)

Neuseeland hat jetzt 7 bis 8000 europäische Einwohner, und davon wohnen etwa 2000 in Auckland, die übrigen fast sämmtlich in Port Nicholson, in New-Plymouth und Port Nelson, welche alle drei in der Cooksstraße liegen. Diese letztern Niederlassungen sind von der neuseeländischen Compagnie ausgegangen, die erste aber ist ein Machwerk des Capitän Hodson. Dieser hat in den Jahren 1840 und 1841 etwa 56,000 Pf. St. an Zöllen u. s. w. eingenommen und davon auf die drei letzten Etablissements 14 bis 15,000 Pf. St., alles Uebrige auf seinen Regierungssitz, namentlich auf seine Residenz, auf letztere nicht weniger als 12,000 Pfd. Sterl. verwendet, während die andern Colonien klagen, daß nicht einmal ein ordentliches Gericht eingesetzt sey, um säumige oder betrügerische Schuldner zur Zahlung anzuhalten. Den Vorwurf, daß er eine gute Anzahl ziemlich unnützer und übermäßig bezahlter Beamter geschaffen hat, können wir hier übergehen, obgleich aus der Vergleichung mit andern Colonien deutlich genug hervorgeht, daß der Vorwurf nicht unbegründet ist, und man beklagt sich sogar darüber, daß durch dieß neugeschaffene Beamtenpersonal jedem künftigen Gouverneur zum voraus

Digitized by Google

die Hände gebunden seyen, und alle Geschäfte nicht durch ihn sondern durch die Beamten und in ihrem Interesse würden geleitet werden, eine Erfahrung, die man schon mehrmals, namentlich in Canada gemacht hat. Doch wir sehen von diesem verhältnißmäßig gleichgültigen Umstand ab, und wenden uns zu der Lage, in welcher sich das so sehr begünstigte Auckland befindet, eine Lage, welche nichts weniger als erfreulich ist, und die ganze Thorheit des bisherigen Regierungswesens offen zeigt.

Auckland, im Norden der Insel auf einem nichts weniger als günstigen Terrain gelegen, ist durchaus nicht geeignet, der Hauptort der Colonie zu werden. Der Haupthandel und mit diesem die meisten Ansiedler zieht sich nach der Cooksstraße, wo die Compagnie in ihrem wohlverstandenen Interesse ihre ersten Niederlassungen gegründet hat. Capitän Hobson aber, von jeher, wie anfangs auch die englische Regierung selbst, im stillen oder offenen Kriege mit der Compagnie, blieb, wo er anfangs als Aufseher der europäischen Ansiedler hin ernannt worden war, nämlich an der Inselbay, in der Meinung, die Colonisten würden dem Gouverneur nachziehen. Als dieß nicht geschah, suchte er die Ansiedler durch alle möglichen Mittel herbeizuziehen, und so kamen allmählich 1500 bis 2000 Menschen meist aus den andern Colonien dahin, kauften das im Ausstreich ausgebotene Land, auf welchem ja die Hauptstadt der Colonie gegründet werden sollte, um theuren Preis an und hofften nun, daß ein reicher Segen von neuen Ansiedlern dahin strömen werde; diese kamen aber nicht, und am 25 März v. J. gaben die Einwohner eine Bittschrift an Capitän Hobson ein, worin es heißt: „was auch die Ansicht seyn mag hinsichtlich der Ursachen, weßhalb bis jetzt weder Capital noch Emigranten hieher kommen, so läßt sich doch die Thatsache nicht läugnen, daß sie nicht gekommen sind; daß Geschäfte jeder Art in den letzten Monaten rasch abnahmen und jetzt so ziemlich still stehen; daß keine Art von Besitzthum, weder Land noch Vieh, noch sonstige Waaren verkäuflich, daß das kleine Capital, welches hieher gebracht wurde, nahezu ausgegeben ist, und viele Arbeitsleute ohne Beschäftigung und von Mangel bedroht sind; es herrscht allgemeine Niedergeschlagenheit, und eine große Anzahl Einwohner sucht auf jede mögliche Weise ihr Eigenthum zu verkaufen und die Ansiedlung zu verlassen, kurz eine ganz ernstliche Krisis ist eingetreten, welche die jetzigen Colonisten mit gänzlichem Ruin bedroht, und nur sehr energische und augenblickliche Maaßregeln können uns retten." Was sollten diese energischen Maaßregeln seyn? Der Gouverneur hat bereits 43,000 Pfd. St. von Neusüdwales entlehnt, und hat für 25,000 Pfd. St. Schatzkammerscheine, die England zahlen soll, ausgegeben, er kann sich also nicht mehr um Hülfe an die Regierung wenden, obgleich dieß auf indirectem Wege geschehen ist, indem einzelne in Verbindung mit ihm stehende Privatpersonen vorgeschlagen haben, den Colonialminister um 100,000 Pfd. St. als ein Geschenk des Parlaments anzugehen. In seiner Noth hat sich der Gouverneur herabgelassen, die Compagnie, welcher er so lange alle möglichen Hindernisse in den Weg geworfen, um Beistand anzugehen, daß sie ihm in der Herbeiziehung von Colonisten nach Auckland behülflich seyn solle; die Compagnie hat aber, wie natürlich, sein Ansinnen rund abgeschlagen. Ein zweites Rettungsmittel, das die Einwohner von Auckland von Capitän Hobson verlangten, war, daß er das Land in der Nähe dieser Niederlassung zu 5 Sh. den Acre ausbieten und verkaufen solle. Damit hätte aber Hobson seine eigenen früheren Landverkäufe getadelt, und zudem kaum die Kosten der Landvermessung herausgeschlagen, welche sich auf nicht weniger als fünfthalb Shill. per Acre belaufen sollen, freilich ein unmäßiger Preis im Vergleich mit andern Colonien, wo sie einen halben Shilling betragen.

Capitan Hobson konnte also nichts zur Rettung der Einwohner thun, und diese, durch ihre üble Lage ungeduldig gemacht, hielten am 2 April eine Versammlung, worin sie einen öffentlichen Tadel gegen das Verfahren des Gouverneurs aussprachen, am 27 April eine zweite, worin sie das Parlament um Ertheilung einer Repräsentativverfassung angingen; aber alles dieß half ihrer üblen Lage keineswegs ab, und so verfielen sie endlich auf den Einfall, Neuseeland ganz zu verlassen, eine Insel von geringem Umfange in dem weiten Südocean von den Eingebornen zu kaufen, und sich unabhängig von der englischen Regierung auf derselben niederzulassen. Dieser Entschluß wurde sogar durch ein besonderes Schreiben dem Colonialminister, Lord Stanley, angezeigt, von seiner Ausführung aber ist noch keine Nachricht nach England gekommen.

Das Resultat der ganzen Geschichte ist, daß sich der Gouverneur Hobson durchaus nicht mehr halten kann, daß die ganze Sache vor das Parlament kommen muß, und die Colonialverwaltung einmal wieder einen unsanften Stoß bekommt. Inzwischen blühen die von der Regierung vernachlässigten, ja feindselig behandelten Colonien an der Cooksstraße; ihre Schifffahrt steigt mit jedem Jahr, und sie werden jetzt genöthigt seyn, selbst Gerichte und Polizei einzuführen, ohne den Gouverneur zu fragen. So viel ist gewiß, daß diese Ansiedlungen, wenn sie nicht noch gar zu schwach wären, in gerechtem Unwillen über die thörichte feindselige Behandlung dem Mutterlande den Gehorsam aufsagen würden, und daß jedenfalls ein Geist der Unabhängigkeit in ihnen erwacht ist, der sie den Amerikanern, deren Schiffe in weit größerer Anzahl als selbst die englischen in diesen Meeren sich finden, ungemein nähert. Diese Symptome sind nicht zu übersehen, da für die Inselwelt der Südsee eine Periode der Entwicklung angebrochen ist, die man noch vor wenigen Jahren kaum ahnen konnte, und es somit für England gar nicht gleichgültig ist, wie weit es auf die Zuneigung dieser Colonien zählen kann. Vielleicht ist der Tarif, welcher den Colonien so große Vortheile in Aussicht stellt, auch hier wie in Canada darauf berechnet, allen Unabhängigkeitsgelüsten ein Ende zu machen.

Einiges über Timor.

Diese größte und äußerste der sogenannten kleinen Sunda- oder Sumbawa-Inseln hat einen Flächeninhalt von 418 geographischen Meilen. In dem nördlichsten Theil liegt ein hohes Vorgebirge, und über die ganze Insel läuft die hohe mit dichten Waldungen bedeckte Bergkette

aan Umfoang, welche an vielen Orten ſehr ſteil und unzugänglich iſt. Der höchſte Berg, Gunung Kaku, liegt in der Mitte des Landes. Im Ganzen beſtehen die Berge aus Kalkſtein, und der Boden in den niedrigern Gegenden aus einer rothen Erde. Zu beiden Seiten der erwähnten Bergkette ziehen ſich kleinere ebenfalls bewaldete Bergreihen hin. Gegen die Küſten bilden dieſe Gebirge ſanfte Abhänge aber verlieren ſich in Ebenen, die größtentheils ſehr fruchtbar ſind. In dem Meere längs den Küſten liegen, mit Ausnahme von wenigen Stellen, unzählbare Klippen und Sandbänke, und hierin mag eine der Urſachen zu finden ſeyn, weshalb die Inſel ſo wenig von europäiſchen Schiffen beſucht wird, obgleich ſie durch ihre Fruchtbarkeit in allerhand Producten für den Handel ſehr wichtig ſeyn könnte. Zu dieſer Fruchtbarkeit tragen auch die vielen von dem Gebirge herabſtrömenden Bäche und Flüßchen bei, welche jedoch nicht fahrbar ſind, und mit Ausnahme des Fluſſes von Kupang kein trinkbares Waſſer haben.

Das von vielen ſo verrufene Klima Timors iſt nicht ungeſund; Inländer und ſogar Europäer erreichen daſelbſt bei einer mäßigen Lebensweiſe ein hohes Alter. Von Mai bis November herrſcht hier der ſogenannte gute Muſſon, der eine anhaltende trockene Hitze bringt; der ſtarke Oſtwind verkühlt indeß die Atmoſphäre, und auf dem Gebirge iſt es, ſogar in den heißeſten Monaten, öfters mehr kalt als warm, wahrſcheinlich in Folge des ſtarken Thaues, der auf den Bergen fällt. Von November bis April fallen täglich ſchwere Platzregen, begleitet von heftigen Nordweſtwinden. Bisweilen ſpürt man auf Timor Erdſtöße, gewöhnlich in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt, die man jedoch wenig beachtet und nicht für gefährlich hält.

Für die Vegetation iſt das Klima äußerſt günſtig, und dieſelbe zeigt hier eine Ueppigkeit, welche ſogar für die tropiſchen Gegenden faſt beiſpiellos iſt. Timor erzeugt mehrere Arten Reis und Bambus, Mais, Baumwolle, Tabak, Kartoffeln, allerhand Gemüſe, Waſſermelonen, Ananas, Zwiebeln, Mohn und Indigo. Aber leider iſt der Ackerbau ganz vernachläſſigt, und das Land könnte bei einer beſſern Behandlung ungleich mehr erzeugen. Die Timoreſen kennen den Gebrauch des Pflugs noch gar nicht. Wenn die Regenzeit kommt, leiten ſie das Waſſer auf die Grundſtücke, welche ſie beſäen wollen, und wenn der Boden gut durchnäßt iſt, jagen ſie eine Menge Büffel darauf, welche ihn tüchtig durchtreten. So iſt es kein Wunder, wenn nicht einmal für den eigenen Bedarf Reis genug gebaut wird; man behilft ſich mit Mais oder Djagong, und wenn die Ernte von dieſen fehlſchlägt mit wilden Kaſtanien. Unter den Fruchtbäumen verdienen Erwähnung der Brodbaum, die Kokos-, Aeeng- und Saga-Palme, der Mango-, Granat-, Piſong-, Limonien- und Papaja-Baum. Die Wälder liefern im ſüdlichen Theil der Inſel Sandelholz, welches gefällt, geſchält, in Blöcke von ungefähr 3 Fuß Länge gehauen und für den chineſiſchen Markt ausgeführt wird, um Käſtchen, Schachteln und andere Gegenſtände davon zu verfertigen; ferner den Kaſambie, von deſſen Baſt Taue geflochten werden; Djatiholz; die Sophora Grandiflora, Hypericanthera Moringa, Erythrina Corallodendron und viele andere. Einige Meilen von Kupang findet man an dem Flüßchen Teetu-Maos daſſelbe Holz, welches von Malaca für Schiffsmaſten nach Batavia gebracht wird. Kaffee und Cacao gedeihen vortrefflich, werden aber ſo wenig von den Eingebornen gebaut, als Indigo und Tabak; auch kommen in den Wäldern viele wilde Muscatnuß- und Zimmtbäume vor. Die herrlichſten Blumen und Gewächſe ſchmücken Berge und Thäler, und gewähren dem Naturforſcher ein weites Feld zur Unterſuchung. Aber vor allem iſt Timor reich geſegnet mit vielen heilſamen Pflanzen, während es deren nur ſehr wenig giftige gibt. Die Heilkunſt der Timoreſen beſteht einzig in der Kenntniß gewiſſer Blätter, Früchte und Wurzeln von Pflanzen und Bäumen. Man findet dort eine Wurzel, die eine erſtaunliche Kraft hat zur Heilung friſcher Wunden. Man ſchabt ein wenig davon, vermiſcht es mit Speichel oder Kalk und legt es auf die Wunde, welche ſich dann, ſo tief ſie auch iſt, in wenig Tagen ſchließt und vernarbt. Die Timoreſen bringen bloß mittelſt ihrer Kräuter unglaubliche Geneſungen zu Stande. Das folgende Beiſpiel wird von einem höchſt glaubwürdigen und achtbaren Augenzeugen, dem Reſidenten Grafen von Hogendorp, mitgetheilt. Ein Sklave hatte durch einen Fall ſeinen Arm gebrochen, und den dritten Tag offenbarte ſich in dem verwundeten Glied der kalte Brand. Die europäiſchen Chirurgen beſchloſſen die Amputation, aber als ſie zu der Operation ſchreiten wollten, bemerkten ſie, daß der Brand bereits die Schulter erreicht hatte, ſo daß ſie ihr Vorhaben aufgeben und den Unglücklichen ſeinem Schickſal überlaſſen mußten. Der Herr des Sklaven berief nun eine inländiſche Frau, die wegen ihrer Kenntniß der Kräuter berühmt war. Dieſe bereitete einen Umſchlag von friſchen Pflanzenblättern und bedeckte damit den Arm, der nach einigen Tagen an der Stelle des Bruchs abfiel und weiter hinauf in ſehr kurzer Zeit genas, ohne daß der Patient auch nur ein Fieber bekommen hätte.

Der gebirgige Theil der Inſel iſt weniger fruchtbar als die Ebenen an der Küſte; dagegen ſcheint der Boden daſelbſt mineraliſche Schätze zu verbergen. Die meiſten Bäche und Flüſſe führen Goldſand. Der ergiebigſte Goldfluß befindet ſich in dem kleinen Königreich Maia, wo während der trockenen Jahreszeit etwas Gold geſammelt wird, allein die Inländer vernachläſſigen dieſes Product, und laſſen ſich nicht bewegen danach zu graben, weil ein erſter Verſuch, durch Mangel an techniſcher Kenntniß und Unvorſichtigkeit, das Einſtürzen der Grube und den Tod zahlreicher Arbeiter zur Folge hatte, wodurch die abergläubiſchen Eingebornen in den Wahn gebracht wurden, daß böſe Geiſter in der Erde hauſen und ſich die edlen Metalle nicht wollen entreißen laſſen. Timor hat auch einige Kupferminen, welche bei zweckmäßiger Bearbeitung eine anſehnliche Ausbeute liefern würden. Das Kupfer iſt von ſehr guter Qualität; die Timoreſen vermengen es mit Gold zu einer ſchönen Compoſition, welche ſie Suuſſa nennen; aber auch die Einſammlung des Kupfers — welches ebenfalls in dem Sande der Flüſſe gediegen vorkommt — vernachläſſigen ſie, ſo wie die der Nophta, wovon man einige ergiebige Quellen findet, und deren ſie ſich bloß zur Vertreibung der weißen Ameiſen bedienen. (Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Zeitſchrift für ſchwediſche Alterthümer. Unter dem Titel „Runa“ erſcheint in Schweden eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften, welche Mittheilungen aus den verſchiedenſten Theilen Schwedens enthält. Die trockenen antiquariſchen Nachrichten wechſeln ab mit alten Volksliedern, wodurch die neuen Sammlungen, ſelbſt Arvidſons „Svenska fornsånger,“ vielfach bereichert werden. (Aftonbl.)

Die Impfung der Kaſtanie auf Eichen galt bisher für unthunlich, iſt aber ſeit einiger Zeit von einem Hrn. Moline in Dijon mit Glück in Ausführung gebracht worden. (Echo du Monde Savant vom 9 Februar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1843.

Ausflug eines schwedischen Naturforschers in Südafrika.

In der Versammlung der schwedischen Akademie am 12 Januar wurde ein Brief des Hrn. T. F. Wahlberg vorgelesen, welcher mit Unterstützung der schwedischen Akademie in Südafrika reist, und die Sammlungen derselben bereits früher mit mehreren seltenen Thieren der nordischen Fauna bereichert hat. Der Brief ist datirt vom 15 Aug. v. J., und lautet nach dem Aftonblad vom 18 Jan. d. J. wie folgt.

Den 7 Oct. 1841 brach ich von Port Natal auf, in Gesellschaft mit Willem Nel, einem Bauer von 21 Jahren, einem 20jährigen Zulukaffer und einem 13jährigen Jungen von demselben Stamme. Mein Wagen wurde von fünf Ochsen gezogen, und ich hatte denselben mit Proviant hinreichend begabt. Bis zum Drachenberg fuhren wir in einem stark coupirten Land, und der Weg war somit höchst beschwerlich, um so mehr, als es meist aufwärts ging. Hier herrscht sonst allenthalben der üppigste Graswuchs, aber jetzt noch so früh im Jahr war das Gras kurz, da in den Monaten Junius, Julius oder August das oft mannshohe Gras regelmäßig niedergebrannt wird. Fünf bedeutende Flüsse wurden durch Furten passirt, in der Regenzeit, im Sommer, wachsen sie aber oft dermaßen an, daß die ganze Communication Monate lang gesperrt ist. Ganze Tagereisen fährt man hier, ohne einen Baum zu sehen, und somit waren wir bereits genöthigt, mein Mahl mit getrocknetem Mist zu kochen, welcher auf der andern Seite des Drachenberges auf weiten Strecken das einzige Brennmaterial ist. Eine Menge Ruinen von Kraals und Häuschen aus Stein aufgemauert, finden sich auf der Ostseite des genannten Bergs. Die früheren Bewohner derselben wurden von den Zulas ausgeplündert und niedergemacht, oder verjagt. Von der Ostseite bietet der Drachenberg, bei den Kaffern Kaslambar (Quathlamba) genannt, einen wildschönen Anblick dar mit seinen hohen, lothrechten Klippen, über und hinter denen sich thurm- oder burgartige, noch mit Schnee bedeckte Spitzen zeigten. Das Hinaufsteigen mit einem schweren Wagen kostete mich, so wie meine armen Ochsen unsägliche Mühe. Nach dreistündiger Anstrengung näherten wir uns endlich der Höhe, und hatten nun nach der Seite hin, wohee wir kamen, eine weite Aussicht, nach der andern Seite hin stieß aber das Auge nur auf wilde Berggruppen. Hier ließ ich auf meinem Wagen einen kleinen Vorrath Holz aufpacken, bestehend aus einigen Aeten Protea, der letzten dannartigen Pflanze, die ich nun auf lange Zeit traf, denn je mehr man sich vom Drachenberg entfernt, destomehr wird das Land flach, bis nach einigen Tagen die unermeßlichen Grasebenen folgen, welche, gleich dem Meere, den Horizont in blauer Ferne schließen, und auf denen das umherspähende Auge vergebens einen Baum oder Busch sucht. Hier weiden in einzelnen Gruppen unzählige Schaaren von Wild, worunter Quagga's, Gnu's, Springböcke, Blauböcke und sogenannte Hartebeeste die zahlreichsten sind. Das Gnu zieht am meisten die Aufmerksamkeit auf sich durch seine tausenderlei seltsamen Sprünge, indem es sich jetzt dem Beschauer nähert, dann wieder flieht, wobei es die harte Erde hinten hinauswirft, so daß nur eine Staubwolke seinen Weg andeutet, und im eiligen Lauf mit seinem weißen Schweife seine Lenden peitscht. Niedergedrückt im hohen Grase und in den Wasserpfützen lauert hier der furchtbare Löwe, und das von Durst geplagte Thier ist genöthigt sich zu nähern und wird seine Beute. Der mit weißen Knochen bezeichnete Umkreis dieser Wasserplätze gibt den deutlichsten Beweis hiefür.

Am Rhinocerosfluß trifft man wieder die ersten Acacien in einzelnen Gruppen. Dann folgt der Vaal- oder Gelbfluß, einer der Hauptzuflüsse des Oranjestroms. Er hat eine ansehnliche Breite, aber da, wo ich über ihn setzte, betrug seine Tiefe nur 1 bis $1/^1_3$ Ellen; in der Regenzeit jedoch ist er oft mehrere Monate unfahrbar. Nun kommt der schöne Fluß, der Mooie Rivier der Auswanderer, an die Reihe. Er hat seinen Namen daher, daß sein Wasser fast in gleicher Höhe mit dem Ufer fließt, weßhalb es sehr leicht zur Bewässerung der Felder abgeleitet werden kann. Er entspringt aus zwei sehr starken Quellen, fällt aber nach einem kurzen Lauf in den Vaalfluß. Die Emigranten beabsichtigen hier am Mooiefluß eine Stadt anzulegen, und einige wenige, allerdings sehr anspruchslose Häuser, sind auch bereits fertig. Wenige Stun-

Digitized by Google

den von da in östlicher Richtung ist eine ungeheure von der Natur gebildete Höhle, in welcher bei Ankunft der Auswanderer ein Kafferhäuptling mit seinem Volk hauste. Leider nahm ich mir nicht Zeit, sie zu besuchen, da ich hoffte, wieder auf demselben Wege zurückzukehren. Der Beschreibung nach führt eine schmale Oeffnung in diese dunkle Wohnung, in deren Innerem ein unterirdischer Bach rauscht. Die Bewohner derselben hatten eine lange Belagerung von dem vertriebenen Bruder Dingaans, Mosilikatsi, dem gefürchteten Häuptling des Ossani-Stammes,*) auszuhalten, da sie aber mit Kaffeekorn und andern Nothwendigkeiten wohl versehen waren, wurde er der Belagerung überdrüssig und gab Befehl zum Sturm, welcher aber wiederholt abgeschlagen wurde. Nun wurde versucht, durch Rauch die unglücklichen Eingeschlossenen zu bezwingen, und es wurde ein ungeheurer Scheiterhaufen vor dem Eingang aufgerichtet, allein der Rauch drang nicht hinein, und der mächtige Häuptling gab endlich sein Vorhaben auf und ließ sie in Ruhe. Im verflossenen Jahre haben aber die Ausgewanderten in ihrer väterlichen Vorsorge sie gezwungen zu flüchten, und den größten Theil des Volks sich als Leibeigene zugetheilt.**)

Nach ein Paar Tagen weiterer Fahrt zeigte sich Makkalis gewaltiger Bergrücken, der sich von Osten nach Westen ausdehnt. Sein Name bei den Eingebornen ist Paama. Ich beschleunigte möglichst meine Reise, um das vor mir liegende Ziel zu erreichen und den Inhalt seiner waldbekleideten Seiten zu untersuchen. Auf einem Besuch bei einem der Auswanderer, der seine Wohnung an der südlichen Seite des Berges aufgeschlagen hatte, und ein Bruder des Commandanten Potgieter war, sah ich bereits verschiedene Fruchtbäume, Weinreben, ein herrliches Weizenfeld u. s. w., und erhielt die angenehme Nachricht, daß der wohlbekannte Zeyher sich mit zwei englischen Naturforschern auf der andern Seite des Berges befinde. Ich begab mich in ihr Lager, und sah hier auf einmal eine ganze Menge Naturproducte des Landes, denn diese Herren hatten bereits ein halbes Jahr hier zugebracht, und führten mehrere Thiere lebend und gezähmt mit sich. Die beiden letztern waren für Lord Stanley's Rechnung hier, vortrefflich equipirt, kehrten aber leider wenige Tage nach meiner Ankunft zurück. Mit dem eben so anspruchlosen als wohl unterrichteten Zeyher verflogen mir rasch einige Stunden, und ich begab mich dann weiter nach einem Ort, wo ein kleiner Bach sich vom Makkalisberg herab in den Krokodilfluß ergießt, längs dessen Ufer Trauerweiden (salix-gariepina) stehen, und ihre grünen, traurigen Häupter nach der stillen Wasserfläche hinabsenken, unter der die furchtbaren Amphibien, die dem Fluß den Namen gaben, in großer Anzahl lauern. Auf dieser Landzunge schlug ich unter Acacien am 16 November mein Zelt auf, und nun begann eine Zeit angestrengter Arbeit, wo die schreiende Eule und die heulende Hyäne mich noch wach fanden, und der Knall meiner Büchse schon wieder den Gesang der Singvögel unterbrach. Mit Anfang Januars fing ich an einzupacken, und rüstete mich auf eine Fahrt zu dem Commandanten Potgieter, um Erlaubniß zu erhalten mit Proviant versehen weiter zu ziehen, aber ein fataler Vorfall schob meine Abreise um mehrere Tage hinaus.

Es war am 3 Januar, einem der finstern Abende, wo der eilig heranziehende, heulende Sturm schwarze Wolken über den Himmel hinjagte, und die schönen, gelbblumigen Kronen der um mein Lager stehenden Acacien niederbog. Ich saß mit Willem unter meinem Zelt auf einer Strohmatte und trank Thee, als wir plötzlich die in dem engen Kraal befindlichen Ochsen erschreckt schnauben und blasen hörten. Wir erkannten sogleich die Veranlassung, und ich feuerte zwei Schüsse nach der Seite ab, woher der Feind sich näherte. Dieß schreckte ihn jedoch nicht ab immer näher zu kommen, und so konnten wir die Ochsen nicht mehr länger im Kraal zurückhalten: sie brachen hinaus und flohen. Das Geräusch der Fliehenden verhallte allmählich, aber es dauerte nicht lange, so hörten wir ein schweres Stöhnen, hie und da durch ein leises Brüllen unterbrochen. In der dunklen Nacht konnten wir dem armen Thier, das, wie sich am Morgen auswies, einer der besten Zugochsen war, nicht zu Hülfe kommen, und wir folgten nun der Spur der übrigen Fliehenden, aber ich kehrte nach mehrstündigem Umherwandern allein zurück, und ließ Willem und den Kaffer das Suchen fortsetzen. Sacht näherte ich mich dem todten Ochsen, in der Absicht, einen der zahlreichen Geyer, welche sich um denselben her einfanden, zu erlegen, als ich in dem dichten Gebüsch, in welchem der Ochse gefallen war, etwas aufspringen hörte, und beim Umschauen den Löwen einige Schritte von mir fliehen sah. Ich stieß nun einen Stock in den Busch und hängte mein Sacktuch daran, um die Vögel abzuhalten, und ging nach den Wagen. Kurz darauf kam ich mit meinem Kafferknaben, der eine Axt und ein zinnernes Gefäß trug, zurück, um einen Theil des Fettes und Fleisches zu holen. Abermals hatte der König der Thiere sich eingefunden, floh abermals, als wir uns näherten, dießmal aber augenscheinlich widerwilliger, was er durch einiges starke, kurz ausgestoßene Brüllen kund gab. Eilig setzte ich meine Doppelbüchse in Bereitschaft, um beide Schüsse auf einmal abzufeuern, that es aber nicht, aus Furcht, die Geyer alle zu verscheuchen. Bald darauf kam Willem und der Kaffer mit den übrigen Ochsen zurück, und nun begaben wir uns mit einander an Ort und Stelle, um alles in Ordnung zu bringen; wie erstaunt aber waren wir nicht, als wir den ganzen Ochsen verschwunden fanden. Das schlaue Thier hatte sich in dem hohen und dichten Schilf und Gebüsch, welches hier die Ufer des Krokodilflusses umgibt, versteckt, und ohne Hunde fanden wir es nicht räthlich, viel darin herumzustöbern. Das fette und schöne Fleisch, welches ich herausgeschnitten, ließ ich scharf einsalzen, leicht mit der letzten Portion Pfeffer, die ich hatte, überstreuen, und dann zum Dörren an eine Acacie aufhängen, die zwischen dem Zelt

*) Wir wissen nicht woher dieser Name kommt; in den englischen Nachrichten werden die Krieger Mosilikatzi's oder Mosolekatzi's Matabilis genannt. A. d. U.

**) Wahlberg zeigt sich hier, wie auch in einigen spätern Bemerkungen als entschiedener Feind der ausgewanderten Boeren, aus welchem Grunde, kann man wohl errathen. Obige Thatsache ist schon darum zweifelhaft, weil die Engländer, die den Boeren in keiner Weise geneigt sind, eine so schreiende Thatsache bekannt zu machen gewiß nicht unterlassen hätten, wenn sie sich als wahr zeigte. A. d. R.

Digitized by Google

ſtand, wo ich ſchlief, und dem Wagen, wo Willem und die Kaffern ihr Quartier hatten. Die Nacht war regnicht und ſtürmiſch, und beim Aufwachen fand ich meinen ganzen Fleiſchvorrath verſchwunden. Nicht wenig erſtaunt forſchte ich nach dem Fraßgierigen, und fand endlich deutliche Spuren einer Hyäne; in der folgenden Nacht machte eine Kugel dem Leben des unverſchämten Thieres ein Ende, allein mein Fleiſch war doch verloren. Am 8 Jan. brach ich endlich auf, und als ich einen der Auswanderten getroffen hatte, bot ich ihm 30 Pfd. Kaffee, womit ich überflüſſig verſehen war; für einen anderen Ochſen. Als ich mein Geſchäft bei Potgieter vollendet hatte, kehrte ich auf demſelben Weg zurück, paſſirte den Krokodilfluß nahe an der Stelle, wo ich meine erſte Station gehabt hatte, und ließ nun den letzten Poſten der Auswanderer hinter mir. Mein Vorſatz war, bis zum Affenfluß vorzudringen, zu welchem Ende ich mich aber mit ein paar Eingebornen als Wegweiſer und Ochſenwächter verſehen mußte.

Von meinem Kafferknaben gefolgt, beſuchte ich zu dieſem Endzweck den Baſutohäuptling Mammakali in ſeinem Kraal. Ein Theil ſeines Volks kam eben mit guter Beute von der Jagd zurück. Die andern ſaßen im Schatten des vorſpringenden Daches einer Anzahl Hütten und beſchäftigten ſich mit Bereitung von Häuten, Zuſammennähen ꝛc. Ich ſtellte dem Häuptling meine Sache vor, ſagte ihm, daß er mir zwei unerſchrockene Leute ausſuchen ſolle, und daß ich ihm für den Dienſt eines jeden eine Ziege bezahlen würde. Er verlangte noch einen Theil des Fetts von dem Wilde, das wir erlegen würden, als Zuſage, und da ich dieß zuſagte, war er zufrieden, und gab mir zwei ſeiner Leute, wovon der eine, abgeſehen daß er ein Krüppel war, über dem ganzen Körper furchtbare Narben hatte, Andenken von dem Kampf mit einem Löwen, den er jedoch glücklich mit ſeiner Aſſagaie erlegte; der andere war ebenfalls im Geſicht und auf der Schulter von einem Leoparden gezeichnet, dem die übrigen Jäger auf ſeinem Körper den Reſt gegeben hatten. Ich hatte indeß zum mindeſten keine Urſache mich über ihren Muth zu beklagen.

Der Baſutoſtamm gehört deutlich zu den Kaffern, denn Geſichtsbildung und Körperform ſind dieſelbe. Sie bewohnen einen anſehnlichen Strich auf der Weſtſeite des Drachenbergs, ziemlich nahe an der Gränze der Colonie. Weſtlich gränzen ſie an die Koranna's und Betſchuanas, wie weit ſie aber nördlich ſich erſtrecken, iſt mir nicht bekannt. Sie ſtehen unter einer Menge von einander unabhängiger Häuptlinge, und ſind im Allgemeinen friedlich geſinnt, was man ſchon aus ihren Tänzen und Geſängen ſchließen kann, die ſich von denen der kriegeriſchen Zuluſtamme wie Nacht von Tag unterſcheiden. Der Tanz beſteht nämlich in einer langſamen und graciöſen Bewegung der Arme, wobei ſie ſich rund herum drehen und jeder nur für ſich zu agiren ſcheint. Die Geſänge haben einen langſamen Takt, gehen oft in ein artiges Pfeifen über, und ſind meiſt begleitet von einem Schnalzen mit den Fingern. Die Männer tragen einen kleinen Ledergürtel, der ſich eng an die Lenden anſchließt und hinten mit einem abgerundeten Schooß verſehen iſt, über die Achſeln ein großes Fell als Mantel mit den Haaren nach innen und dem Schweife, der zwiſchen den Schultern hinabhängt. Die Beſchneidung iſt bei ihnen im Gebrauch. Einige von ihnen tragen eine Mütze oder Hut auf dem Kopf, welche koniſch und gewöhnlich aus einer Antilopenhaut gefertigt iſt. Andere tragen langes Haar, von der Stirne ſtark aufwärts geſträubt, oder ſie raſiren einige Daumen breit von den untern Haaren ab. An den Backenknochen zwiſchen Auge und Ohr machen ſie auf beiden Seiten des Geſichts Einſchnitte, ſo daß ein Knorpel entſteht. Moſolekatzi hatte den größten Theil der Baſutohäuptlinge vor Ankunft der Auswanderer ihres Viehs beraubt, und ſie ſtanden bis zur Ankunft dieſer letztern unter ſeinem Befehle, bis die Auswanderer ihn verjagten. Ihre Sprache ſtimmt in mehreren Worten mit der der Zulas überein, unterſcheidet ſich aber namentlich durch eine Menge r, welche darin vorkommen, während dieſer Buchſtabe in der Zulaſprache ſelten iſt, ſo z. B. ſagt ein Zula Maſuta, und ein Baſuto Maſura, fett; die Hyäne heißt bei dem Zula Piſi, bei dem Baſuto Piri. Ihre Kraals ſind mit einer cirkelrunden Steinmauer umgeben, innerhalb deren ihre Hütten ohne alle Ordnung verbreitet ſind; indeß ſind ſie gut gebaut und meiſt in zwei Abtheilungen getheilt.

(Fortſetzung folgt.)

Dr. Tattams Arbeiten für die ägyptiſchen Chriſten.

Dr. Tattam iſt zweimal nach Aegypten gereiſt, um dort ſyriſche Manuſcripte für engliſche Bibliotheken zu ſammeln und Verbindungen mit den dortigen Chriſten anzuknüpfen. Sein erſter Zweck wurde in ſo weit erreicht, als er 2 bis 300 ſyriſche Manuſcripte auf Pergament von hohem Alter zuſammenbrachte. Hinſichtlich des zweiten hat er mit dem Patriarchen Rückſprache genommen, um ein koptiſches und ein arabiſches neues Teſtament herauszugeben; der arabiſche Text des letztern ſoll in Cairo nach den beſten im Lande vorhandenen Manuſcripten corrigirt werden. Die zweite Arbeit, die Hr. Tattam beabſichtigt, iſt die Ueberſetzung der Werke von Macarius für die koptiſche Kirche ins Arabiſche. Bis jetzt beſteht weder eine koptiſche noch eine arabiſche Ueberſetzung davon. Hr. Tattam hat den gelehrteſten Chriſten Aegyptens, einen Hrn. Mazarra, mit der Ueberſetzung von Macarius Homilien aus dem Griechiſchen ins Arabiſche beauftragt. (Wie es ſcheint, übernimmt eine engliſche Geſellſchaft die Koſten.) (Litt. Gaz. vom 11 Februar.)

Einiges über Timor.

(Fortſetzung.)

Die Fauna iſt auf dieſer Inſel ſehr reich. Unter den Hausthieren hat man Büffel, Rindvieh, Pferde, Schafe, deren Wolle in Haar ausgeartet iſt; die Manben-Ziege, die ſehr gute Milch gibt; Schweine und Federvieh. In den Wäldern findet man wilde Büffel, wilde Pferde, Hirſche, den Bubirussa, wilde Katzen und eine ungeheure Menge Affen jeder Art, aber keine eigentlichen reißenden Thiere. — Unter den mannichfaltigen Vögeln erwähnen wir den Seeadler, den Rhinocerosvogel, die Loris und Cacatu's. — Das Krokodil hält ſich an den Mündungen der Flüſſe auf, und am Strande findet man mehrere Arten von Schildkröten, worunter auch die Karetſchildkröte. Das Land wimmelt von gefährlichen

Digitized by Google

Schlangen, Scorpionen und Scolopendren; die Inländer haben Wurzeln, welche sie kauen und auf den Biß dieser giftigen Thiere legen, wodurch derselbe sehr schnell heilt und jede schädliche Wirkung weggenommen wird. Jeder Timorese führt immer einige dieser Wurzeln bei sich, um sie im Nothfall sogleich anwenden zu können. Heuschrecken richten oftmals eine große Verwüstung in der Pflanzenwelt an. Schmetterlinge, Käfer und andere Insecten, in den prächtigsten Farben schillernd, so wie eine Art kleiner Bienen, findet man in Ueberfluß. In Höhlen und zwischen Klippen nisten die Schwalben, deren Nester theuer bezahlt werden. Das Meer wimmelt von allerlei Fischen, die in dem Haifisch und dem Krokodil gefährliche Feinde haben. Austern und Schalthiere gibt es in großer Menge und Mannichfaltigkeit. In der Nähe von Kupang liegt eine Sandbank, welche Perlenmuscheln liefert. Man hat mit der Perlenfischerei daselbst Versuche angestellt, die aber zu keinem befriedigenden Resultat geführt haben. Die Korallenriffe bestehen aus Cellaporen, Madreporen, Milleporen und Tubiporen, und liefern auch eine Art Korallen, Isis genannt, welche nach Japan gebracht und dort mit Gold aufgewogen werden. — In den Wäldern sammeln die Timoresen Wachs, welches für das beste und reinste des ganzen Archipels gilt.

Die Bevölkerung von Timor, welche man, wohl zu hoch, auf 400,000 Seelen schätzt, wird in Belonesen, Timoresen, Chriſten und Chinesen unterschieden. Die frühere (jetzt verbotene) Ausfuhr von Sklaven und die Blattern-Epidemien, die manchmal ein Viertel der Bewohner hinwegrafften, scheinen die Ursachen dieser verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung zu seyn. Die Belonesen, die ursprünglich von Gilolo hergekommen seyn sollen, bewohnen den östlichen und die von Ceram herstammenden Timoresen den westlichen Theil der Insel. Beide, gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen Timorasen begriffen, sind gut und stark gebaut; ihre Gesichtszüge sind unfreundlich und durch die platte fleischige Nase sehr häßlich. Ihre Haut ist kupferfarbig und durchscheinend. Der Hauptzug ihres Charakters scheint eine gewisse Unabhängigkeitssucht und Hang zur Faullenzerei zu seyn. Untereinander sind sie sehr duldsam, friedlich und sanft, aber in Kriegen und gegen unglückliche Schiffbrüchige, die an ihren Küsten landen, blutdürstig und grausam.

Außer in den Hauptorten, wohnen diese Völker nicht in festen Dörfern, sondern errichten ihre Hütten, die nichts weiter als ein spitzes bis an die Erde reichendes Dach sind, überall wo der Boden sich für den Anbau eignet, und ziehen wieder weg, sobald ihre Aecker erschöpft sind. In diesen Hütten oder Schweinkoben, wo wirklich auch die Schweine beherbergt werden, sind keine Rauchfänge, Thüren oder Fenster, sondern ein einziges Loch zum Hineinkriechen, so daß, wenn darin gekocht wird, alle Essenzen Arabiens kaum hinreichen würden, um die darin herrschende Atmosphäre für eine christliche Nase erträglich zu machen. Die Aecker der Timoresen werden umzäunt und diese Umzäunungen von Jedermann gewissenhaft beachtet. Die Wohnungen der Fürsten und Häuptlinge sind gut gebaut und liegen gewöhnlich auf Anhöhen, die mit Mauern oder Wällen befestigt sind.

In jeder Hauptnegerie befindet sich in der Nähe des fürstlichen Palastes ein großes, an allen Seiten offenes und nur mit einem Dach versehenes Schuppen. Unter diesem Dach hängen die Köpfe der im Kriege erschlagenen Feinde, und außen herum die Köpfe, Hörner und Kinnbacken der geopferten Thiere. Dieses Gebäude wird ferner als Rathssaal gebraucht.

Die Kleidung der Timoresen ist bei den Großen und Wohlhabenden jener der Malayen ähnlich; die Helden tragen ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und gehen sonst, mit dem Haar vorn auf dem Kopf um einen Kamm gewunden. Brust und Rücken verzieren sie mit kleinen Goldplättchen, und die Arme und Beine mit goldenen oder knöchernen Ringen. Ferner tättowiren sie sich, und haben also überhaupt viel Aehnlichkeit mit der Bevölkerung einiger australischen Inseln. Die Fürsten und Großen tragen einige Tücher um den Kopf gewunden und kleiden sich in geblümten Kabayen; an Festtagen schmücken sie beide Seiten des Kopfs mit goldenen Halbmonden, und einige, die sich besonders auszeichnen wollen, lassen ihre vorderſten Zähne in Gold fassen. Unter den Vornehmen gilt es auch für bedeutungsvoll europäische Kleidung zu tragen, wozu dann noch ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf gehört. Die Frauen der Vornehmen sind nur selten sichtbar; man kennt sie an ihren schweren goldenen oder silbernen Armringen; auch sind sie tättowirt.

Mais, Früchte und Honig bilden die Hauptnahrung der Timoresen; als Leckerbissen gelten ihnen Fledermäuse, Affen- und Pferdefleisch, und eine Art Sombal oder Eingemachtes von jungen Bienen. Branntweine und Liqueure sind sehr beliebt, vorzüglich die europäischen. Reis wird fast nur von den Vornehmen gespeist. Obgleich das Meer an den Küsten sehr fischreich ist, so wird doch der Fischfang durchaus vernachläßigt, denn die Timoresen haben einen Widerwillen gegen das Seeleben, und begeben sich nur im Nothfall und um nach andern Inseln überzufahren in ihren Canoes aufs Meer. Auf ihrer eigenen Insel reisen sie gewöhnlich über Land; der gemeine Mann geht zu Fuß und nimmt den nöthigen Vorrath Mais und etwas Pinang mit; am Tage ruht er in dem Schatten eines Baumes und setzt seinen Weg des Nachts und in den Morgenstunden fort. Bei ihrer Mäßigkeit haben sie fast gar keine Bedürfnisse. Zum Transportiren von Sandelholz, Wachs, Honig und Reis bedienen sie sich der Pferde, während die Büffel dienen, um statt des Pfluges die Felder zu bereiten. Pferde und Büffel haben auf dem Rücken ein eingebranntes Zeichen, woran der Eigenthümer sie kennt.

Die Timoresen sind gute Schützen, und brennen selten los, ohne ihres Schusses gewiß zu seyn; mit Flinten und Lanzen bewaffnet, jagen sie wilde Büffel, Pferde, Hirsche und Eber; auf die Schweinsjagd richten sie ihre Hunde ab. Die wilden Büffel, die sich hauptsächlich in dem hohen Gebirge aufhalten, sind sehr gefährlich; die Jagd auf dieselben geschieht fast nur von den Fürsten und Großen, welche ein zahlreiches Gefolge bei sich haben, um die Büffel zu erschrecken und in die Flucht zu jagen. So wie auf Ceylon zum Zähmen der Elephanten, werden auf Timor eigene Plätze umzäunt und die Büffel so lange gejagt, bis sie sich innerhalb der Umzäunung befinden, welche dann sogleich geschlossen wird. Darauf läßt man einige zahme Büffel zu den wilden, welche durch diese Gesellschaft in kurzem so weit gezähmt werden, daß ein sogenannter Zauberer sich zu ihnen begeben kann, der sie mit Kräutern und einem gewissen Pulver einreibt, worauf sie ihm ganz gehorsam folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Ellenborough als Simson. Der edle Lord ist wegen seiner Proclamation über die Sandelholzthore von Somnath, wie natürlich, den Caricaturisten nicht entgangen. In einer der neuesten Carricaturen H. B.'s trägt er als neuer Simson die Thore von Somnath fort, und Peers und Parlament sind mit lautem Halloh! hinter ihm her, wie hinter dem alten Simson die Philister. (Litt. Gaz. vom 11 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1843.

Landstraßen in China.

Die katholische Missionsgesellschaft von Lyon hat einen Brief von dem französischen Missionär Huc drucken lassen,*) in welchem er ein lebhaftes Bild des Zustandes der Straßen in China gibt, wie er es auf seiner langen Reise von Canton durch das ganze Reich bis nach Siwan in der Mongolei fand, wo er sich gegenwärtig in dem katholischen Seminar aufhält. Der Brief ist datirt von Siwan den 15 Sept. 1841, und ist der neuste, welchen man von dem dortigen Seminar erhalten hat, denn die Missionäre im Innern von China haben nur Eine regelmäßige Gelegenheit zu schreiben, da man ihnen jährlich von der Procuration von Macao aus einen Christen schickt, welcher ihnen Geld und andere Bedürfnisse aus Europa bringt und ihre Briefe mit zurücknimmt. Der Brief lautet so.

„Ich habe den 21 Februar Macao verlassen, habe China von einem Ende zum andern durchzogen, und befinde mich jetzt in Siwan in der mongolischen Tartarei. Ich habe diese viermonatliche Reise nicht so langweilig gefunden, als ich mir vorgestellt hatte, und habe auf den 700 Meilen, die ich gemacht, Gelegenheit gefunden, alle locomotiven Systeme, welche man in China findet, zu versuchen. Der bequemste und interessanteste Theil meiner Reise war die Schifffahrt auf einer großen Anzahl von Flößen auf einem großen See und den beiden schönsten Strömen der Welt, dem blauen und dem gelben Fluß. Dagegen ist die Landstraße das unerträglichste, was man sich denken kann. Bisweilen lag ich auf einem elenden Schubkarren, geschoben von zwei Menschen, die an jedem Wirthshaus und jedem Schoppen am Wege anhielten, um zu ruhen, Thee zu trinken, zu plaudern; ein andermal wurde ich auf einem ungeheuren Karren fortgeschafft, an welchem Pferde, Ochsen, Maulthiere und Esel bunt unter einander eingespannt wurden. Der Kutscher, welcher uns fuhr, war ein kleiner, fetter, breitschulteriger Chinese, den eine ungewöhnliche Schlafsucht beherrschte, er schlief beständig auf seinem Sitz, d. h. der Deichsel des Karrens ein. Alle Augenblicke mußte ich ihn mit meiner langen Pfeife stoßen und ihn bitten, etwas auf seine Maschine Acht zu geben, denn ich weiß keinen andern Namen für diese Equipage. Bisweilen fiel er in seinem Schlaf herab und blieb auf der Straße liegen, ich mußte dann absteigen und ihn wecken, worauf er halb lachend, halb auf sein Metier, das ihn am Schlaf störte, fluchend dem Wagen nachlief. Zu andern Zeiten bin ich bald auf Pferden, bald auf Maulesein geritten, und einige Tage auf einem kleinen Esel, der mich aber als Europäer erkannt haben muß, denn er wollte mich durchaus nicht auf seinem Rücken leiden. Oft bin ich zu Fuß gegangen, habe aber wenig zum Lob meiner Beine zu sagen, die nie große Läufer gewesen sind und für die chinesischen Landstraßen nicht gut paßten. Nach europäischen Begriffen gibt es eigentlich gar keine Straßen in China, denn ein Felsen ist doch keine Straße, ein Sumpf eben so wenig, das Bett eines Bachs noch weniger, und einige tiefe Geleise und enge Fußwege, die sich durch die Felder ziehen, verdienen den Namen ebenfalls kaum, und doch gibt es im Allgemeinen in China keine andern Wege. Bisweilen wird die Straße so unwegsam, daß man gar nicht fortkäme, wenn die chinesische Industrie einem nicht zu Hülfe käme. Wenn es regnet, so bilden sich Bäche und Sümpfe, über die der Reisende nie kommen würde, wenn er nicht Lastträger fände, die ihn auf ihren Schultern hinübertragen; ein anderesmal verwandelt sich der Weg in einen breiten Fluß, der mit Inseln übersäet ist, und man bedient sich dann seines Karrens wie eines Schiffs. Denn der Karren ist so gebaut, daß, wo der Weg trocken ist, man die Räder anbringt und wo das Wasser tief wird, man die Räder in die Maschine wirft und dann wie in einem Kahn schwimmt; die Maulthiere bleiben angespannt und ziehen an einem langen Strick die amphibische Maschine durch das Wasser. Wenn der Wind stark weht, so zieht man Segel auf den Karren und Schubkarren auf und kommt durch diese glückliche Combination von Fuhre und Schifffahrt etwas leichter vom Platz. Es ist ein eigener Anblick, diese Segel, die sich auf allen Seiten durch die Felder bewegen, zu beobachten, und die Marktplätze, wo sich diese besegelten Karren versammeln, sehen aus wie eine kleine Rhede. Im Verhältniß, als man sich Peking nähert,

*) Annales de la Propagation de la Foi. Januar 1843.

Digitized by Google

verbessern sich die Straßen, und in der Nähe der Hauptstadt sind sie wenigstens viermal so breit als europäische Landstraßen; allein damit ist dem Reisenden nicht viel geholfen, denn wenn es regnet, so steckt man bis ins Knie im Koth, und beim schönen Wetter erstickt man in den dicken Staubwolken, die Fußgänger gehen daher auf engen Fußpfaden am Rand der Felder hin.

Peking ist aus einer Menge von Städten gebildet, und hat sieben Meilen im Umfang; seine Mauern sind mit Bastionen und Thürmen versehen, und bieten einen imposanten Anblick dar; sie sind mit 46 Thoren von schönem Styl durchbrochen. Ein Boulevard, mit breiten behauenen Steinen gepflastert, läuft außen um die Mauer herum, und ist von einem bedeutenden Verkehr belebt. Tausende von kleinen Wagen circuliren mit großem Geräusch, Mandarinen mit ihrem Gefolge kommen und gehen, wandernde Schauspieler spielen, begleitet von einer höllischen Musik, endlose Reihen von Kamelen bringen Waaren in die Stadt, und eine Masse von Volk, das beständig schreit und sich zankt, gibt dem Boulevard einen lebendigen Anblick und zeigt die Nähe einer großen Stadt. Aber das Innere ist weit entfernt, den Erwartungen zu entsprechen; Peking enthält keine Monumente, wenigstens in dem Sinn, den man diesem Wort in Europa gibt, die Häuser sind niedrig und im Allgemeinen schlecht gebaut, und keines erhebt sich zur Höhe der Stadtmauer. Die Straßen sind lang und gerade, ungepflastert, kothig und übelriechend.

Von hier an hatte ich noch 90 Meilen bis Siwan, und dieser Theil meiner Reise war der beschwerlichste, denn nicht nur hat man einen ohne Ausnahme schlechten Weg, sondern ich hatte noch Abenteuer aller Art. Die Straße führt über steile Gebirge und an Abhängen hin, glücklicherweise hatte mein Maulthier einen sichern Tritt. Ich muß zum Lob des Thieres sagen, daß es mich mit bestem Willen getragen hat, doch einmal, als wir 12 Meilen ohne zu essen oder zu trinken gemacht hatten, ließ es sich vom Hunger bestechen und warf mich ab, aber auf das höflichste, es kniete auf den Vorderfüßen, beugte den Hals, schüttelte mich langsam in den Koth der Straße mitten in einem großen Dorf, und galoppirte triumphirend in ein Wirthshaus zur unbeschreiblichen Freude der chinesischen Zuschauer. Siwan ist ein großer Flecken, der an einem Berge liegt, die Bevölkerung ist christlich und besteht aus 800 Seelen. Die Mandarine kennen die Religion des Orts, lassen sie aber ungestört ausüben. Der größere Theil der Bewohner des Landes wohnt in Höhlen, d. h. in Zimmern, die in den Felsen gehauen und mehr oder minder wohnlich eingerichtet sind, je nach den Mitteln des Besitzers, und die große Kälte macht diese Bauart sehr zweckmäßig. Der Thermometer fällt im Winter auf 30 Grad unter Null.

So weit der Brief. Man kann jedoch die Beschreibung nicht in ihrer ganzen Ausdehnung annehmen, indem die Missionäre immer unter Leitung eingeborner Christen so geheim als möglich ins Reich geschmuggelt werden und daher die großen Straßen so viel möglich zu vermeiden haben. Im Süden des gelben Flusses gibt es keine eigentlichen Landstraßen, und die Canäle ersetzen sie, aber im Norden desselben sind regelmäßige Transporte von Reisenden und Waaren auf Wagen, die von Maulthieren gezogen sind, organisirt, was nothwendig bessere Straßen voraussetzt als die Schleichwege, auf denen ein Missionär geführt wird.

Ausflug eines schwedischen Naturforschers in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Doch ich komme zu meiner Reise zurück. Noch ein paar Tagereisen weit hatten wir gebahnten Weg, nämlich bis zu den hier gelegenen Salzpfannen, wo ein Theil der Ausgewanderten sein Salz holt. Eine ziemlich hohe, einsame, waldbewachsene, aber oben abgestumpfte Bergkuppe erhebt sich von der waldigen Ebene aus; wenn man von der einen Seite hinauf gestiegen ist, zeigt sich in ansehnlicher Tiefe ein ungeheures rundes Reservoir, das auf allen Seiten von den hohen, waldbewachsenen Seitenwänden umgeben ist. Das Salzlager befindet sich am Ufer in der Tiefe von einigen Fuß, bedeckt von Schlamm und Wasser, die aber immer tiefer werden, so daß nach der Versicherung der Eingebornen vor einigen Jahren ein aufgejagter Elephant, welcher dahin seine Zuflucht nahm, im Schlamm ertrank und verschwand. Ich war, als ich einen Hæmatopus melanopterus in den Flügel verwundet hatte, und denselben verfolgte, nahe daran, darin stecken zu bleiben, doch glückte es mir, mich voller Koth wieder heraus zu arbeiten. Wir fuhren nun ohne einen gebahnten Weg in östlicher Richtung weiter, fortwährend durch Wald, der meistens aus verschiedenen Arten Acazien bestand, und näherten uns am 22 Januar nach einer langen Fahrt dem Affenfluß, bei den Eingebornen Soane genannt. Hier richtete ich nun mein Lager klüger als am Krokodilfluß ein. Von den furchtbar dornigen Acazien ließ ich eine Menge fällen, und daraus rings um meinen Wagen und mein Zelt ein hohes Gehege mit zwei Ausgängen bilden. Alle Abende wurden die Ochsen an den Wagen und Bäumen innerhalb dieses Geheges festgebunden. Meine Ochsenwächter hatten auch einige Hunde mitgenommen, und wurden oft von ihren Bekannten, zehn bis zwölf an der Zahl, besucht, welche gewöhnlich gegen zwanzig Hunde mit sich brachten. Diese hielten dann die Raubthiere ab, so daß ich, abgesehen von einigen Rhinoceorosbesuchen, wenig von ihnen beunruhigt wurde, obgleich ihr Geheul und Gebrülle allnächtlich sich vernehmen ließ.

An einem schönen stillen Abend ging ich in mein Zelt zur Ruhe, und schlief bald ein. Plötzlich werde ich durch schnell aufeinanderfolgende Donnerschläge geweckt, ungeheure Blitze kreuzten einander; dazwischen durch, überrönend den rasenden Sturm und den fallenden Platzregen, hörte man das Brüllen der Löwen und der Hyäne widerliches Geheul, die jetzt, kecker als je, sich näherten. Blitz und Knall folgten auf einander, Schlag auf Schlag, und einen Waldriesen, der Jahrhunderte lang seinen Scheitel trotzig erhoben hatte, hörte man getroffen niederstürzen, die ungeheure Krone rings herum zersplittert;

Digitized by Google

obwohl frisch und grün, brannte sie doch noch mehrere Tage darnach. In diesem Strich schlägt der Blitz ungemein oft ein, wie man aus der großen Zahl überall herumliegender zersplitterter Bäume ersieht. Da ich nicht mehr als Einen Wagen hatte, konnte ich keines der größeren Thiere, wie Rhinoceros oder Giraffe, mitnehmen, denn die Haut von einem solchen hätte allein den halben Wagen angefüllt. Ich mußte dieß also auf ein andermal verschieben. Sowohl Rhinoceros africanus, als Rhinoceros simus sind hier sehr häufig; das erstere ist von sehr boshafter Natur, und verfolgt oft diejenigen, welche es aufstören. Mehrmals war ich mit diesem Thiere recht übel daran. Ich hörte einmal einen Buphaga *), und im Augenblick stürzte sich das Nashorn gegen mich. Da ich bloß meine kleine, mit Vogeldunst geladene Flinte hatte, floh ich aus Leibeskräften, und näherte mich endlich einem mächtigen niedergestürzten Baume, da schon das Schnauben der weit geöffneten Nasslöcher meines Verfolgers sich vernehmbar machte. Nach einer kurzen Weile wandte es sich plötzlich um, und floh eilig davon. Die Eingebornen fürchten es mehr als alle Raubthiere, und fliehen, wenn sie es ansichtig werden alsbald, indem sie einen Baum ersteigen. Ich hörte mehrere Unfälle erzählen. Dagegen ist das weit größere Rh. Simus von scheuer Art und viel milder, auch flieht es fast immer beim Anblick von Menschen. Die Eingebornen wagen es deßhalb manchmal, ein solches Thier mit ihren Assagaien anzugreifen, und tödten auch wohl eines oder das andere. Einmal, als ich einen Astur musicus eifrig verfolgte, bemerkte ich einen Buphaga, der im hohen Grase auf etwas saß; vorsichtig schlich ich mich zurück, und gab meinem Jungen ein Zeichen, mir mein schweres Gewehr zu bringen. Mit diesem bewaffnet näherte ich mich vorsichtig, wohl wissend, daß so lange ich dem Vogel verborgen blieb, auch das Nashorn, denn ein solches war das Thier, mich nicht bemerken würde. Ein kleiner Busch diente mir zum Schutz und ich konnte von hier aus das Unthier deutlich sehen, das etwas auf diese Seite geneigt auf den Füßen lag; die einzige Bewegung, die man bemerkte, war ein leichtes Watscheln mit den Ohren. Mein Schuß brachte ihn glücklicher Weise nach einigen wenigen Zuckungen aus seinem Schlaf in die Ewigkeit. Es war dieß eines von der boshaften Art. Ein andermal schoß ich einem ungeheuren Rh. Simus den Rückgrat entzwei, es stürzte augenblicklich, und nun folgte ein furchtbarer Todeskampf, unter welchem ein wässeriger dintgefärbter Schweiß in großen brennend heißen Tropfen von der Haut herabfloß. Zwei Kugeln machten seinem Leiden ein Ende.

Sobald ein größeres Wild niederstürzt und der Mensch sich entfernt, sieht man aus ungeheurer Höhe von allen Seiten Aasvögel sich sammeln, obwohl man zuvor auch nicht einen einzigen gesehen hat. Anfangs setzen sie sich auf einen nahestehenden Baum, oder lassen sich auf den Boden nieder, und nähern sich dann in eiligem Lauf. Alle Arten finden sich unter einander ein. Da sie mit ausgestreckten Beinen und etwas zusammengelegten ruhigen Flügeln, in sausender Fahrt sich wiegend, herniederschießen, so ist hier der treffende Ausdruck gebräuchlich: der Aasvogel fällt. Ein Quagga oder Wildebeest ist in Zeit von einer Stunde verzehrt, so daß nur Knochen und Hautstücke noch übrig sind. Des Nashorns Haut ist zu stark für sie; wenn aber Hyänen auch nur eine kleine Oeffnung hinein gemacht haben, so geht das Skelettiren rasch vor sich. Die seltsam gestaltete und ausgezeichnet schöne Giraffe sieht man oft in Trupps von 10 bis 15 Stücken die Spitzen von jungen Bäumen abbeißen. Ihren ausnehmend schweren Gang hört man auf bedeutende Entfernung. Willem erlegte eine, und da ich die mich begleitenden Basutos begierig die Beinröhren zerschlagen und das rohe Mark verzehren sah, versuchte ich es gleichfalls und fand es wohlschmeckend. Sonst legten wir gewöhnlich die Beinröhren des Wildes in die Asche, und aßen dann das Mark mit Reis. Die wehrlosen Thiere in den waldbewachsenen Theilen des Landes finden sich gewöhnlich in größerer Anzahl beisammen, wodurch sie um so leichter an der ungleichen Größe einen sich nähernden Feind entdecken, und wenn eines die Gefahr andeutet, so ist die Flucht allgemein. Beim Jagen muß man genau Acht geben, sich ihnen unter dem Winde zu nähern, denn sie haben alle eine außerordentlich feine Witterung. Unter den Vögeln gibt es sogar mehrere, die durch einen eigenen, auch von den Säugethieren verstandenen Laut die Absicht des heranschleichenden Schützen verkünden; die ärgerlichsten darunter sind in diesem Strich Charadrius coronatus (eine Art Regenpfeifer), Plocepasser Mahali, Chizernis concolor u. a.

(Schluß folgt.)

*) Ochsenfresser, ein Vogel, der die Larven großer Insekten aus der Haut verschiedener Thiere, wie Ochsen, Rhinocerosse u. dgl. herausfrißt.

Die giftigen Thiere der Tierra Caliente in Mexico.

Das geistvoll geschriebene Buch der Mdme. Calderon de la Barca, „Life in Mexico," aus welchem wir demnächst größere Mittheilungen machen werden, enthält über die giftigen Thiere der heißen Region folgendes: „Es gibt noch (außer Klapperschlangen u. s. w.) andere giftige Reptilien, gegen deren Biß kein Mittel hilft, und Nachstehendes ist eine auf bester Autorität beruhende Liste nach den einheimischen Namen. Es gibt eine Chicacilna, eine gestreifte Viper von schönen Farben, die Coralillo oder korallenfarbige Viper mit schwarzem Kopf, und den Vinageillo, ein Thier wie eine große Eeille; wenn dieser ins Zimmer kommt, so erkennt man ihn an einem starken Essiggeruch. Er ist orangefarb, und macht, wenn er einem über die Haut hinwegläuft, keine Schmerzen, läßt aber einen langen Streif von tödtlichem Gift zurück. Der Biß der eidechsenartigen Salamanquesa ist tödtlich; der Colaboncillo stirbt vor Wuth, wenn er sich auf Jemand wirft und am Beißen verhindert wird; der Cencoatl hat fünf Füße und leuchtet im Dunkeln, so daß man glücklicherweise von der Nähe dieser Thiere auf mannichfache Weise gewarnt wird. Ferner findet sich eine schöne, schwarze und rothe Spinne, Chinclaquill genannt, deren Stich durch alle Knochen Schmerzen macht; das einzige Mittel dagegen ist, sich mehrere Tage in einem mit Rauch gefüllten Zimmer aufzuhalten. Endlich gibt es Taranteln und Tacampulgespinnen.

Digitized by Google

Die erste ist ein abscheulich aussehendes, weiches, fettes, mit dunkeln Haaren bedecktes Thier, und man sagt, das Pferd, das auf ein solches trete, verliere augenblicklich den Huf; doch dieß bedarf der Bestätigung."

Einiges über Timor.

(Fortsetzung.)

Bei einem noch so rohen Volk, wie die Timoresen, sind natürlich die Erzeugnisse des Gewerbfleißes sehr gering. Die Weiber verstehen indessen die Zeuge für ihre Kleidung zu verfertigen, wie dieß fast in dem ganzen Archipel der Fall ist; während die Männer außer dem Bauen von Kanoes, dem Schlagen von goldenen Platten und dem Gießen von Ringen zum Schmuck und von Schellen für ihre Pferde keine Handwerke verstehen. Auf wie niedriger Stufe der Ackerbau steht, sahen wir bereits oben.

Der Handel wird hauptsächlich durch Chinesen und einige in Kupang ansässige Bügger getrieben, welche das Innere der Insel bereisen, um die Landesprodukte aufzukaufen und ihre eigenen Waaren zu verkaufen. Dieser Handel, so wie der, welchee längs der Küste und mit den benachbarten Inseln getrieben wird, muß als der inländische, jener dagegen, der mit Amboina, Macassar und Java besteht, als der ausländische betrachtet werden. Viele nordamerikanische Wallfischfänger, die meisten Schiffe, welche aus dem Archipel nach Neuholland segeln, und einige andere fremde Kauffahrer besuchen den Hafen von Kupang. Jährlich kommt dahin ein aus dem Gouvernement zu Batavia abgeschicktes Schiff, um einige Bedürfnisse für die Beamten und die Besatzung zu überbringen, und die vorräthigen Kaufwaaren, wie Sandelholz und Wachs, abzuholen. Außer diesem besteht die Ausfuhr in Pferden, Büffeln, etwas Gold und Mais, wogegen allerlei europäische Produkte eingeführt werden. Die Pferde, welche auf Timor und Rotti zu 25 bis 30 fl. gekauft werden, bringen öfters einen guten Gewinn. Die ganze Ausfuhr von Timor beträgt jährlich etwa den Werth einer Tonne Goldes, wovon neun Zehntheile nach Java exportirt werden.

Die Religion der Bewohner von Timor besteht, wie bei den meisten heidnischen Völkern, aus einem sehr unklaren Begriff von einem höchsten Wesen, welches sie in ihrer Sprache Uraft Nenn (Herr der Sonne) nennen, obgleich man bei ihnen keine Spuren der Verehrung weder der Sonne noch eines andern Himmelskörpers findet. Uebrigens haben sie eine Menge Feste, opfern aus Gewohnheit, ohne wie es scheint zu wissen wem, und suchen in den Eingeweiden der Opferthiere die Zukunft zu lesen. In der Nähe der portugiesischen Niederlassung zu Dilli bekennt sich ein großer Theil der inländischen Bevölkerung zur katholischen Religion, und in der niederländischen Besitzung zählt man 1400 protestantische Christen. Dieses Christenthum besteht indessen bloß darin, daß sie getauft sind; denn bis jetzt wird für den regelmäßigen Religionsunterricht auf Timor wenig Sorge getragen. Der frühere Aberglaube ist denn auch bei diesen Christen nicht ausgerottet; die Könige und Häuptlinge lassen ihre Kinder nicht taufen, ohne vorher ein feierliches Opfer zu bringen, um aus den Eingeweiden der Opfer zu sehen, ob daraus dem königlichen Geschlecht oder dem Reich kein Unheil erwachsen werde. Gewöhnlich dürfen auch die ältesten Söhne oder Thronerben nie getauft werden. Vor einigen Jahren hat der verstorbene Missionär Le Brun sich auf Timor-Kupang große Mühe mit Verbreitung des Christenthums gegeben; er errichtete Schulen für die holländische und malayische Sprache, und predigte in beiden diesen Sprachen, aber ohne besondern Nutzen für die Eingeborenen, wovon nur sehr wenige das Malayische verstehen, und deren eigene Sprache noch sehr wenig bekannt ist, auch von dem erwähnten Missionär nicht hinlänglich gekannt ward. Die Mohammedaner sind auf Timor nur dem Namen nach Islamiten; so wie die Christen enthalten sie sich des sogenannten Köpfeschnellens, welches unter den Timoresen sonst noch gewöhnlich ist, aber an den heidnischen Opfern nehmen beide noch Theil. Die Chinesen ersreuen sich auf Timor eines gewissen Wohlstandes, welchen sie ihrem Fleiß zu verdanken haben, während die Christen, die sich hier, wie überhaupt in dem Archipel, zu vornehm achten, um niedrige Arbeiten zu verrichten, größtentheils in Dürftigkeit leben.

Die Sprache der Timoresen ist, wie erwähnt, noch zu wenig bekannt, um viel davon sagen zu können; sie scheint eine Mischung der beiden auf Gilolo und Ceram herrschenden Sprachen zu seyn, unterscheidet sich aber von den meisten übrigen Sprachen des Archipels, daß sie die in denselben größtentheils fehlenden Buchstaben f und v besitzt. Wenn die Timoresen angeben wollen, zu welcher Zeit irgend ein Ereigniß stattgefunden habe, so wissen sie sich nicht anders zu helfen, als indem sie den Namen des damals regierenden Nay Luffu (Königs) oder eines ihrer Vorfahren nennen. Betrifft es etwas, das vor kurzem vorfiel, so muß die Zeit der Reisernte, oder der Tamarindenblüthe, oder dergleichen aushelfen, ohne daß sie genau die Wochen oder Monate anzugeben wüßten. Gleichwohl hat ihre Sprache Zahlen bis Tausend und höher, aber nur wenige wissen sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, und unter den eigentlichen Eingeborenen gibt es keinen, der sein eigenes Alter wüßte. Dagegen geben sie in manchen Fällen Beweise eines erstaunlichen Gedächtnisses, welchem sie durch einen mnemotechnischen Kunstgriff zu Hülfe kommen. Wenn z. B. Jemand ihnen Geld schuldet, so legen sie in eine Schnur gerade so viel Knoten, als verschiedene Posten der Schuld sind, und wissen die einzelnen Summen nach Jahr und Tag mit der größten Genauigkeit zu behalten.

Die Ehen werden bei den Timoresen auf eine sehr einfache Weise geschlossen. Der Jüngling, welcher Neigung für ein Mädchen hat, läßt bei ihrem Vater um sie anhalten, der für seine Tochter, je nach dem Rang und Vermögen des Bräutigams, eine Anzahl Büffel und eine gewisse Quantität Gold fordert. Dann werden einige Thiere geschlachtet und die Eingeweide derselben untersucht. Wenn diese günstige Anspielen enthalten, so wird die Ehe ohne weiteres vollzogen; sind die Zeichen aber ungünstig, so wird die Verbindung verschoben. Die Polygamie herrscht hier wie in ganz Indien, vorzüglich bei den Fürsten und Großen, indem der gemeine Mann selten die Mittel besitzt, mehr als eine Frau zu unterhalten. Ein Hausvater wird für sehr reich gehalten, wenn er unter seinen Kindern viele Töchter hat; denn bei dem Verheirathen derselben bekommt er jedesmal einen guten Preis für sie, und behält das Recht, so lange die bestimmte Summe nicht bezahlt ist, nicht nur seine Tochter, sondern auch die Kinder, welche aus der Verbindung geboren sind, zurückzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Milchbaum in Neuseeland. Dr. Dieffenbach erzählt in seinen Travels in New Zealand, er habe in der Nachbarschaft von Port Nicholson einen Baum entdeckt, der eine wohlschmeckende Milch gebe, könne aber nicht bestimmen, ob er zu derselben Familie wie der berühmte Kuhbaum von Guiana gehöre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1843.

Wanderung im russischen Lappland.

Der finnische Sprachforscher Castren, bekannt durch seine Uebersetzung des bedeutendsten finnischen Epos, Kalewala, machte vor kurzem eine Reise in die russische Lappmark, worüber schwedische Blätter (s. Aftonblad 6. 9 u. 10 Dec. 1842) Nachstehendes mittheilen.

Einige Meilen oberhalb Joalo-Elfs Mündung in den Enare-See endet oder vielmehr verbreitert sich der düstere Gebirgsstrich, der wie ein böser Genius den reißenden, in wilder Verzweiflung fliehenden Strom verfolgt. In der Ferne erblickte man noch die kahlen Felsenspitzen, rundumher aber breitete sich eine schöne, grasbewachsene Ebene aus. Der Fluß mäßigt seinen Lauf und bildet kleine Inseln, die mit buschigen Laubbäumen bekleidet sind. Endlich zeigen sich auch einige Spuren von Menschen, wie Felder, Gärten u. dgl. Man bietet seine äußerste Kraft auf, um vermittelst angestrengten Rudern schnell zu einer menschlichen Wohnung zu kommen, und traut kaum seinen Augen, wenn man statt jämmerlicher Hütten wohlgebaute finnische Höfe, umgeben von grünenden Wiesen und schönen Getreidefeldern sieht. Es ist unglaublich, wie wohlthuend ein solcher Anblick auf den Geist wirkt. Der unaufhörliche Anblick himmelhoher Felsen und brausender Waldströme betäubt endlich alle Gefühle. Der Mensch kann es in die Länge nicht aushalten, das wilde Spiel der Natur in sich selbst zu reproduciren. Der Geist verliert seine Spannkraft, und es bemächtigt sich seiner selbst ein stummes, thierisches Staunen. Wenn aber endlich die Natur wieder zur Ruhe zurückkehrt, wenn die kurz zuvor noch so wilden Elemente in friedliche Vereinigung der Natur wahre Schönheit abspiegeln, da erwacht auch beim Menschen wieder die Lebenslust. Es ist indeß bemerkenswerth, daß selbst die schönste Natur wie eine Leiche da zu liegen scheint, sobald sich nirgends eine Menschenspur zeigt, wogegen das geringste Zeichen, an welchem man den Herrn der Natur erkennt, ein wundersames Leben über die düsterste Landschaft verbreitet. Welches Paradies ist da nicht Kyrölv!

Die Geschichte dieser Colonie gibt ein eigenthümliches Bild des nordischen Lebens. Kittelä, ein Kirchspiel bei Sodankylä, ist in unsern Tagen und war wohl allzeit die eigentliche Heimath der Armuth. Hungersnoth hatte vor etwa 100 Jahren einen Finnen, Namens Henrik Kyrö, vermocht, sich hieher nach dem später von ihm benannten Kyrölv zu begeben, wo der fischreiche Enare-See und die vortrefflichen Wiesengründe ihm einen Unterhalt versprachen. Anfangs ging es ihm auch gut, bald aber bissen wilde Wölfe und Baren seine einsame Hütte aus, vernichteten seine Heerden und brachten ihn wieder in Armuth. Henrik hatte eine zahlreiche Familie; der ältere Sohn fand sich genöthigt, seine Heimath zu verlassen, und seine Rettung an fremden Orten zu suchen. Lars begab sich wieder nach Kittelä, und bot hier seine Ansiedlung, die er in Kyrölv im besten Zustande aufgegeben haben wollte, zum Verkauf an. Einer seiner Verwandten, Namens Thomas Kyrö, hatte die Armuth in Kittelä satt, und kaufte die unbewohnte Ansiedlung für eine runde Summe. Zeitig im Frühjahre begab er sich nach seiner neuen Heimath, und nahm seinen Weg den Joalo-Elf abwärts. Der Fluß war noch hoch und reißend, und die Gebirgsbäche brausten in Fülle herein. Thomas fuhr auf einem Boot den Fluß hinab, während seine Frau die Heerden längs dem Gebirgsrücken hinleiten. Es ist rührend, des alten Mannes alte Frau von den Gefahren und Mühseligkeiten reden zu hören, welche sie beide ausstanden; ihr einziger Trost war die gute Ansiedlung, welche ihnen eine sorgenfreie Zukunft verschaffen sollte. Als sie aber an Ort und Stelle kamen, fanden sie kein Dach für ihr Haupt und kein Stück Rasen umgebrochen. Nun brach das Weib in Thränen aus, aber Thomas sagte: „laß das Vergangene vergessen seyn, Frau; findet sich hier kein Haus, so findet sich doch Holz, um eines zu bauen, und brauchen wir wohl Pferde, um die Stämme aus dem Walde herbeizuschleppen? Nein! auf dem Fleck, wo jetzt das Haus steht, sind alle Bäume mit diesen beiden Armen gefällt worden. Die Sanddünen sind in grünende Wiesen umgewandelt, und diese nähren, wie du wohl weißt, sechzig Schafe und dreißig Kühe." Der Wohlstand, zu dem Thomas in kurzer Zeit sich hinauf arbeitete, lockte immer mehr Finnen von Kittelä und Enontekis herbei, und so haben sich etwa ein Dutzend Ansiedler hier am untersten Lauf des Joalo-Elf niedergelassen.

Digitized by Google

Getreu dem Winke der Natur haben die Bewohner von Kyröby eine Lebensart angenommen, welche im ganzen nördlichen Finnland die zweckmäßigste ist. Sie nähren sich vorzugsweise von Viehzucht, Fischerei und Jagd; Ackerbau wird mehr als Nebensache behandelt. Wiesen werden mit großer Sorgfalt gepflegt; ihre Butter führen sie Ende Novembers mit Rennthieren nach den norwegischen Fjorden, und setzen sie gegen Mehl ab, wovon jedoch bisher der größte Theil zu Branntwein verwendet wurde. Ueber den sittlichen und religiösen Zustand dieser Ansiedler haben mir die Prediger das vortheilhafteste Zeugniß gegeben, und wir selbst bemerkten, daß sie ihren Geistlichen mit großer Liebe entgegen kamen. Nachdem wir möglichst bewirthet worden waren, verließen wir die Ansiedlung, und befanden uns binnen kurzem auf dem weiten Enare-See. Bereits begann der Abend einzutreten; matt reflectirte die klare, blaue Fläche die Strahlen der Sonne, und finster war der Wald auf den felsigen, tannenbewachsenen Inseln. Zwischen diesen erblickte man da und dort ausgedehnte Wasserflächen, über welche die Nacht bereits ihren dunkeln Schatten ausbreitete. Unser gesprächiger Lootse ergötzte uns mit allerlei Erzählungen. Er glaubte zu wissen, daß der Enare-See 12 Meilen Länge, 8 Meilen Breite habe und so reich an Inseln sey, daß kein Sterblicher, mit Ausnahme vielleicht eines Mannes, Namens Päivis, sie alle kenne. Die Tiefe des Sees hatte in frühern Tagen ein Lappe messen wollen, indem er einen Kessel an einem langen Seil hinunterließ; als er aber 260 Klafter tief hinabgesunken war, kam die „Haitia" des Sees herbei und bemächtigte sich des Kessels. Seitdem hat Niemand des Sees Tiefe zu erforschen gesucht, und der Glaube ist allgemein, daß die großen Binnen-Seen bodenlos seyen.

Um schneller nach Juntas zu gelangen, hatten wir unsere Ruderer abgelöst, und ruderten nun abwechselnd, als aber meine Tour vorüber war, schlief ich ein, und wachte erst gegen Morgen auf an einer unbewohnten Insel, wo der Lootse hatte anlegen müssen, aus Furcht, sich in dem Nebel zu verirren. Als ich aufwachte, hatte der Nebel sich schon so weit zerstreut, daß der Lootse sich wieder hinauswagte. Nach mehrstündigem Rudern näherten wir uns einer Lappenwohnung, der ersten, die wir auf der Reise gesehen hatten. Der Anblick einer Lappenwohnung im Sommer gehört nicht zu den angenehmsten Dingen. Rund umher auf dem Boden liegen Fischdärme und Schuppen, verfaulte Fische und andere Unreinlichkeiten, die in Verbindung mit den zum Trocknen aufgehängten und oft selbst halbfaulen Fischen einen widerwärtigen und pestartigen Geruch verbreiten. Hat man diesen ersten Eindruck überstanden, so erfährt man bald einen noch peinlicheren. Durch den niedern Eingang in die Hütte kriecht eine Schaar so mit Schmutz und Ungeziefer überdeckter Menschen heraus, daß man bei ihrem Anblick fast zurückschaudert. Sie selbst nehmen die Sache ganz ruhig auf. Die Artigkeit gebietet, daß jedes menschliche Wesen in der Hütte, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit Handschlag begrüße. Wenn diese Ceremonie in aller Stille vorübergegangen ist, so kann man sich fast allezeit auf die Fragen gefaßt machen: Ist Friede im Lande? Wie befindet sich der Kaiser, der Bischof, der Landeshöfding? Zu Juntas wurde ich auch um meine Heimath befragt, und als ich antwortete, sie liege weit jenseits der Felsenberge, fragte mich ein Lappe, ob ich daheim sey in dem Lande, wo der Tabak wachse? Das mahnte mich an Goethe's: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?

Während des Gesprächs bemerkte ich eine ungewöhnliche Lebendigkeit unter dem weiblichen Personal. Es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Schnelligkeit diese anscheinend so unbehülflichen Wesen von einem Haus ins andere sprangen. Wenn sie an der Thüre angekommen waren, warfen sie sich auf die Hände nieder, und in einem Hui waren sie innen. Das Resultat dieser Lebendigkeit war, daß wir bald darauf in eine Stube eingeladen wurden. B. und ich nahmen unerschrocken die Einladung an, aber D. hatte bereits genug gerochen, und begab sich in den Wald, wo er einige Stunden blieb, bis er sich wieder in der Lappen schmutzige Nähe wagte. Nach mehreren Stunden war mein Muth so gewachsen, daß ich mich auch in eine der Sommerhütten wagte. Diese sind zu Enare folgendermaßen aufgeführt. Der Unterstock bildet ein Viereck, das aus zwei übereinander gelegten Balken besteht; der obere Stock hat eine pyramidalische Form, und ist aus Brettern zusammengesetzt, die in der Mitte ein Zuglock haben. In Utsjoki, wo es an Holz fehlt, besteht der untere Theil aus Steinen, die mit Rasen belegt sind, ebenso wie der obere Theil, so daß sie so ziemlich einer Haldkugel gleichen. Inwendig ist eine Lappenhütte auf folgende Weise eingerichtet. Von jeder Seite der Thüre geht ein Baumstamm durch die ganze Hütte; diese werden von zwei andern durchschnitten, welche quer durch den Raum laufen, so daß neun Abtheilungen gebildet werden, von denen die drei der Thüre zunächst gelegenen für Holz, hölzerne Gefäße und andern groben Hausrath benutzt werden. Von den darauf folgenden dient das Mitteiste zur Feuerstelle. Den Raum zunächst hinter dem Feuer nimmt das Lager des Mannes und der Frau ein, während links die übrigen Bewohner schlafen; ist die Hausgesellschaft groß, so dienen auch die andern Seitenabtheilungen zu Schlafstellen. Die drei innersten Räume sind zum Aufbewahren von Speisen und feinerem Hausgeräth bestimmt. Rund um die Wände sind Messer und andere kleine Geräthschaften aufgehängt. Reichere Lappen haben auch noch Wohnungen, die sie nur im Winter bewohnen.

(Schluß folgt.)

Ausflug eines schwedischen Naturforschers in Südafrika.

(Schluß.)

Am 2 März brach ich mein Lager am Affenfluß ab, und folgte eine Tagreise lang seinem Lauf, kehrte dann aber in die Nachbarschaft der Salzpfanne zurück und richtete am 5 hier mein Lager ein. Bis zum 10 April war ich hier in voller

Digitized by Google

Arbeit, und begann dann nach Makkalis Berg mich zurückzuziehen. Von allen Säugethieren, die ich erbeit, hat die schöne schwarze Antilope mich am meisten Mühe gekostet, denn 12 Tage lang jagte ich ausschließlich nach dieser, und doch konnte ich nur zwei erlegen, beides jüngere Weibchen. Man findet sie auf Makkalis Bergrücken in kleinen Truppen, sie sind aber sehr scheu und wie man sagt, wenn sie verwundet sind, höchst gefährlich. Als die Auswanderer zuerst hieher kamen, hatte einer derselben ein Elennthier (Antil. Oreas) verwundet, und die verfolgenden Hunde umringten es, plötzlich aber erschien ein schwarzes Antilopenweibchen, das sich auf die Hunde stürzte und sie nach allen Winden auseinander jagte, so daß das Elennthier entkam. Einen Tag war ich, ohne irgend etwas zu erreichen, weit umher über die Höhen und durch die wilden Klippenthäler gewandert, und die Sonne senkte sich schon gegen Westen. Ich und mein Waffenträger, ein Basuto, wurden von brennendem Durst geplagt. Auf einmal hörte ich etwas aufspringen, und sah eines dieser herrlichen Thiere entfliehen, doch das Aufschlagen meiner raschen Kugel konnte ich noch deutlich vernehmen. Wir verfolgten es, und fanden dasselbe in der Entfernung von einigen hundert Schritten mit dem Tode ringen. Mein durstiger Basuto eilte, warf sich sogleich an demselben nieder, saugte an dem Euter des gefallenen Thiers und stillte seinen brennenden Durst. Als ich ankam, nahm ich seinen Platz ein und stillte meinen Durst auf dieselbe Weise. Erquickt durch die kräftige Milch, streifte ich nun dem Thiere die Haut ab, und lud sie meinem Begleiter auf, aber inzwischen war die Sonne hinabgesunken, und in der Finsterniß fanden wir erst spät in der Nacht mein Lager auf.

Als ich zu dem Commandanten Potgieter zurückkam, fand ich alle Auswanderer versammelt in einem größern Lager aus Furcht vor einem Angriff der Kaffern; mich hatten sie längst umgekommen geglaubt. Ursache dieser Bewegung unter den Kaffern war, daß eine Abtheilung der Auswanderer ihnen Vieh und Kinder geraubt hatte; somit war Veranlassung genug vorhanden. Durch dieß zügellose Verfahren herrschte jetzt allenthalben die größte Unsicherheit. *) Am Vaalfluß erhielt ich Nachricht, daß englische Truppen durch das Kafferland nach Port Natal gekommen seyen. Diese wurden geschlagen und von den Boeren eingeschlossen, endlich aber durch neue zu Schiff angekommene Truppen entsetzt, worauf die Boeren sich nach kurzem Widerstand zurückzogen, und nun auch die Kaffern sich gegen sie erklärten. Jetzt folgten scheußliche Raub- und Plünderungsscenen, **) ich aber blieb, während diese blutigen Auftritte in Port Natal vorfielen, drei Tagreisen davon in Pietermaritzburg, um meine wichtigsten Sammlungen zu schützen, was mir auch gelang, aber ich verlor alles, was ich in Port Natal zurückgelassen hatte, Bücher, Kleider u. s. w. Jetzt wohne ich zu Port Natal im Hause des französischen Naturforschers Deleguergues, da das meinige zerstört wurde, und gedenke in einigen Tagen mich ins Land der Zulas zu begeben, wo derselbe sich jetzt aufhält. Der englische Befehlshaber, Cap. Smith, will mir Empfehlungsschreiben an König Panda mitgeben. Ich sende nun meine letzten Sammlungen auf englische Kosten nach dem Kap in drei Kisten ab, welche 85 Säugethiere, 555 Vögel, 12 größere Amphibien, sechs Schachteln mit Insecten u. s. w. enthalten. Auf meiner achtmonatlichen Reise ins Innere habe ich nicht mehr als 4 Schachteln mit Insecten gesammelt, größtentheils an der Nordseite des Vaalflusses, um den Krokodil- und Affenfluß. Auch habe ich aus Mangel an Schachteln einen Theil der größern Coleopteren gedörrt und in Baumwolle eingepackt. Die Sammlung besteht großentheils aus Curculionen, welche, so zu sagen, das Product von tausendmal wiederholter Umkehr von Steinen sind, denn die größte Anzahl erhielt ich auf diese Weise.

Verschiedene Insectenarten kommen in unglaublich großer Anzahl vor, so z. B. eine Art Scarabäus,] der uns gleich nach Sonnenuntergang in Millionenzahl durch sein rauhes Surren betäubte und in einer Nacht den Mist meiner zwölf Ochsen dermaßen bearbeitete, daß am andern Morgen nichts mehr davon zu sehen war, und nur die locker aufgearbeitete Erde den frühern Platz davon andeutete. Selbst unter allgemeiner Dermestes Cardarius fand sich in unzähliger Menge ein und suchte uns freilich auf alle Weise zu schaden. Stechfliegen und Bremsen waren in der wärmsten Zeit höchst zahlreich, die ersten beschwerlich am Tag, die letzten besonders bei Sonnenuntergang. Mücken gab es wenige. Im März und April wurde die Luft fast alle Tage verfinstert durch die verheerenden Heuschreckenschwärme. Am Abend ließen sie sich nieder auf Gras und Büsche, daß alles zur Erde niedergebeugt wurde, und man bei jedem Schritt Haufen davon zusammentrat; sie können dann nicht aufstiegen, sondern hüpfen kurze Strecken weit und geben dabei einen surrenden Laut von sich. So bleiben sie die Nacht über sitzen, sobald aber die Sonne sie zu erwärmen beginnt, so fliegen sie allmählich wieder fort, und zwar stets mit dem Wind, oft zu einer ansehnlichen Höhe, wenn die Bewegung der Luft sie begünstigt. Wenn die Eingebornen ihre Ankunft bemerken, so zünden sie rund um ihre Wohnungen Feuer an, denn die Heuschrecken lassen sich nicht nieder, so lange sie Rauch sehen. Eine Menge Vögel, Thiere und Menschen nähren sich davon; namentlich von den mit Eiern gefüllten Weibchen kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen, daß sie, wenigstens wenn man von Hunger geplagt ist, ein recht leckeres Mahl geben. Während einer eifrigen Jagd nach der seltenen schwarzen Antilope durchkreuzte ich, bloß von einem Basuto gefolgt, nach allen Richtungen Makkalis waldige Bergrücken, und erst die untergehende Sonne mahnte mich ein Nachtquartier im Walde am Fuße des Berges zu suchen, da ich den ganzen Tag ohne zu essen, mich mehr und mehr von meinem Wagen entfernt hatte. Von einem dienstwilligen Wegweiser geleitet, fanden wir bald ein reiches Bienennest in

*) Man bemerke hier, wie der Verfasser nur durch englische Brillen sieht: die umwohnenden Stämme waren von den Engländern gegen die Boeren aufgereizt worden, und hatten Feindseligkeiten verübt, dafür rächten sich diese, und nahmen Geiseln mit sich fort.

**) Von wem? Von den Engländern oder den Kaffern unter Panda? Die zu Port Natal zurückgebliebenen Boeren waren jedenfalls nicht der thätige, sondern der leidende Theil.

A. d. R.

Digitized by Google

einer Felsenritze, und mein Basuto schnitt mit seinem Assagai eine gehörige Masse Honigwaben heraus. Bei der ersten Quelle die wir trafen, errichteten wir eilig eine Laubhütte und zündeten vor derselben ein großes Feuer an, theils um uns vor der bereits nicht unbedeutenden Nachtkühle zu schützen, theils um die wilden Thiere abzuhalten. Hungrig, wie ich war, ließ ich nun meinen Diener unsere Mahlzeit aus Heuschrecken auf seine Weise zubereiten. Ungefähr 80 Stück, denen Beine und Flügel ausgerissen waren, wurden hart neben einander an einen dünnen zugespitzten Stab gesteckt und über dem Feuer gehalten, bis sie eine dunkelbraune Farbe annahmen. Als sie so weit fertig waren, tauchte ich sie in den Honig und aß sie mit gutem Appetit. Ich kann somit versichern, daß wenn Johannes in der Wüste, falls die Heuschrecken, von denen er lebte, so fett waren wie diese, und er so viel Honig hatte, wie wir an diesem Abend, er in Wahrheit keinen Grund hatte sich zu beklagen.

Einiges über Timor.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Fürst oder ein Mitglied seines Hauses krank wird, so hat immer irgend ein Unglücklicher die Schuld davon zu tragen, der der Zauberei und des Einverständnisses mit bösen Geistern angeklagt und eingekerkert wird. Ferner wird eine Menge Vieh geschlachtet und geopfert, um die Geister zu besänftigen, wobei bemerkenswerth ist, daß die Timoresen nichts anderes opfern, als was sie selber nicht essen mögen, wie die Hörner, die Ohren, den Schwanz, die Pfoten, mit Einem Wort, den Abfall des Thieres, während sie die guten Stücke untereinander vertheilen und selber aufspeisen. Indeß werden dem Kranken auch inländische Heilmittel eingegeben, welche, wie wir oben sahen, sehr kräftig sind, und dem Patienten gewöhnlich bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfen. Wenn aber der Fürst stirbt, so entsteht unter dem ganzen Volk die größte Trauer; wenigstens erheischt die Sitte, daß äußerlich alle Zeichen des tiefsten Schmerzes gegeben werden. Alle Einwohner müssen sich den Kopf scheren; die Weiber und Kebsweiber des Verstorbenen raufen sich die Haare aus und erfüllen die Luft mit Wehklagen. Um dem Verstorbenen desto größere Ehre zu erzeigen, werden auch eine Menge Weiber, die nicht zu dem fürstlichen Hofstaat gehören, bei einer solchen Gelegenheit eingeladen um mitzuweinen, wofür sie einen bestimmten Taglohn erhalten. Wenn diese Weiber ihr Gewerbe gut verstehen, so müssen sie nicht nur sehr laut brüllen, sondern sich auch wie von Convulsionen überfallen am Boden wälzen.

Während dieses Geschrei noch anhält, schlachtet man wieder eine Anzahl Büffel und Schweine, und legt dann die Leiche auf einen Tisch, mitten in der Pandopa oder dem großen Saal des Palastes, im fürstlichen Ornat, die Augen, Nase, Mund, Ohren, Kopf und Brust mit goldenen Platten bedeckt, und mit goldenen Ketten und Korallenschnüren um den Hals. So bleibt die Leiche, unter fortwährendem Wehklagen der Familie und der Weiber, zwei Tage lang ausgestellt, während bei dem Palast häufige Salven aus dem Gewehr und kleinen Kanonen abgefeuert werden. In der Zwischenzeit wird einer der größten Kapok- oder Arengabäume umgehauen und ausgehöhlt, um die Leiche mit sämmtlichen so eben erwähnten Kleinodien hinein zu legen. Wenn dieses geschehen, werden alle Ritzen und Oeffnungen des Baumes mit Gummi ausgefüllt und derselbe in ein benachbartes Gebäude gebracht, wohin die Verwandten und die Fürsten der umgränzenden Länder einige Monate lang Weiber schicken, um bei der Leiche zu weinen. Manchmal bleibt die Leiche ein, zwei, sogar drei Jahre daselbst liegen, ehe sie beerdigt wird, je nachdem der Thronfolger längere oder kürzere Zeit braucht, um die erfoderliche Anzahl Büffel und andere Sachen zusammenzubringen. Sobald für das Begräbniß alles fertig ist, werden die Verwandten und Nachbarfürsten aufs neue eingeladen, und dieselben Feierlichkeiten werden wiederholt, welche bei dem Sterben stattfanden. Wenn man die Leiche aus dem Hause tragen will, entsteht immer zuvor eine Art von Streit zwischen den Weibern und den Trägern, jene um die Leiche im Hause zu behalten, diese um sie fortzubringen. Endlich behalten die letztern die Oberhand, und dann wird die Leiche ohne weitere Umstände zur Erde bestattet, mit dem Gesicht nach Osten, oder auch aufrecht stehend in eine enge Grube gesenkt. Neben dem Grab stellt man Schüsseln mit Reis, Kokosnüssen und Pinang hin. Nun wird das zusammengebrachte Vieh, aus Hunden, Pferden, Büffeln und Schweinen bestehend, geschlachtet und nach dem Opfer das Fleisch nebst Reis und Mais unter der Menge vertheilt. Ebenso wird der dritte, siebente, neunte und zwanzigste Tag gefeiert. Vor der Ankunft der Holländer auf Timor wurden bisweilen einige Sklaven mit der Leiche eines Fürsten lebendig begraben. Der Thronfolger hat für den Unterhalt der hinterbliebenen Wittwen zu sorgen.

Das Begräbniß von Leuten aus der Volksclasse ist sehr einfach; die Leiche wird in grobe Leinwand eingenäht und öfters ohne Sarg in die Erde gelegt, und mit dem Schlachten eines Huhns oder Schweines hat die ganze Leichenfeier ein Ende.

Wenn die Fürsten auf Timor einander bekriegen wollen, so opfern sie vorher einen Büffel oder ein anderes Thier, um aus den Eingeweiden zu sehen, ob das Glück sie begünstigen wird. Wenn ihre Priester oder Wahrsager nichts Gutes prophezeyen, so warten sie einige Tage, und opfern dann aufs neue, so lange, bis die Vorzeichen günstig sind, in welchem Fall sie dafür halten, daß die Geister (Diwata) ihnen bei dem Streite Hülfe leisten werden. Dann ziehen sie, mit wildem Geschrei und bei dem Klang eines großen ausgehöhlten Büffelhorns, ins Feld, und fangen damit an, alles, was ihnen begegnet, zu zerstören und zu verbrennen, alle Menschen, die sie erreichen können, Greise, Weiber und Kinder, zu tödten und ihnen die Köpfe abzuhauen, welche als Siegeszeichen mitgenommen, geräuchert und in dem Rathssaal (Balihali) ihres Kampongs aufgehängt werden. Selten greifen die Timoresen einander im offenen Felde oder in einem geordneten Treffen an, und fast nie wagen sie den Sturm auf eine Verschanzung; gewöhnlich beschränken sie sich auf Scharmützel, und erwarten den Feind am liebsten in einem Hinterhalt. In dem Gefecht haben beide Parteien ihre Vorfechter oder sogenannte Orang berani, welche einen besondern Putz tragen und auf dem Kopf eben so viele Fähnchen haben, als sie in frühern Gefechten Feinde erlegten, während Arme und Beine mit zottigen, langhaarigen, schwarzen Bocksfellen bekleidet und mit einer Menge kleiner Schellen behangen sind. Diese Kämpfer fordern einander mit großen Worten heraus, aber sobald einer von ihnen fällt, entfliehen die übrigen. In dem westlichen Theil von Timor bestehen die Waffen aus Lanzen, Flinten und Säbel; in den östlichen Gegenden führen viele Eingeborne noch Bogen und Pfeile.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1843.

Religionsstreitigkeiten der Parsen.

Bombay, den 4 Januar.

Die Parsen von Bombay, eine reiche und im Allgemeinen überaus ehrenwerthe Secte, leben seit einer Reihe von Jahren theils unter sich, theils mit andern Religionen, in religiösen Streitigkeiten, welche von mannichfachem Interesse sind. Die erste Veranlassung dazu bildete eine Differenz im Kalender, indem ein Theil der Parsen ein Schaltjahr hat und der andere nicht. Daraus entstand natürlich eine immer zunehmende Ungleichheit der Tage, in denen sie ihre kirchlichen Feste feierten, und dieß führte schon im letzten Jahrhundert zu einer Spaltung in zwei Secten, von denen die eine (die welche nicht einschaltet) sich Kadimi, die andere (welche den Schalttag hat) Rasami betitelt. Damals wurde der Vater des später berühmten Großmobed der Kadimi, Mollah Firuz, nach Kirman in Persien geschickt, um von der dortigen parsischen Gemeinde die Documente zu erhalten, welche zur Entscheidung des Streits nöthig wären. Der Streit wurde aber, wie es zu gehen pflegt, immer heftiger, und Mollah Firuz, welcher seinen Vater begleitet hatte, wurde später der Hauptverfechter seiner Secte. Seit zwanzig Jahren haben diese beiden Parteien eine Menge Bücher gegen einander geschrieben, theils in persischer, theils in Guzzuratisprache, und die Rasami, welche die zahlreichere, aber nicht die gelehrtere Secte sind, haben sich sogar mohammedanischer Gelehrten zur Verfassung ihrer Controversschriften bedient. Sie haben auch an europäische gelehrte Corporationen appellirt, um Consultationen einzuholen; zuerst im Jahre 1825 an die Universität Oxford, welche keine Antwort gab, und dann einige Jahre später an die asiatische Gesellschaft in Paris, welcher die Rasami die Sammlung ihrer Streitschriften schickten, und eine Entscheidung verlangten. Die Gesellschaft verlangte, um zu entscheiden, auch die Schriften der Kadimi, welche ihr aber, glaube ich, nie geschickt worden sind, so daß der Streit noch ohne Urtheil bleibt. Der Anstoß, welchen diese Streitigkeiten, die eine große Gelehrsamkeit erfordern, den Studien der Parsen gegeben hatte, führte während dieser Zeit zu zahlreichen Publicationen über die alte Religion Zoroasters, z. B. zu einer lithographirten Ausgabe des Vendidad in Folio, zu mehrern Ausgaben des Khurda Aveſta in Guzzurati-Charakteren, zu Gründung einer Zeitung unter dem Titel Dschami Dschemschid (der Becher Dschemschids) in welcher die Parsen ihre Religion vertheidigten, theils gegen Hindus, theils gegen die Bekehrungsversuche der protestantischen Missionäre, welche sich in der Zwischenzeit hier gesammelt haben. Diese bestehen aus Leuten von Talent und Gelehrsamkeit, unter denen besonders Stevenson und Wilson einen ehrenwerthen Platz einnehmen, und auch in Europa durch ihre Werke bekannt seyn müssen. Eine Vorlesung über den Vendidad, welche Wilson drucken ließ, wurde die Veranlassung einer Controverse, welche noch lange nicht zu Ende ist und zur Herausgabe einiger merkwürdiger Werke geführt hat. Namentlich hat die Secte der Rasami, welche durch die Bekehrung zweier jungen Parsen besonders erbittert ist, den Handschuh aufgenommen. Sie hat ein monatliches Journal, betitelt Rahnameh-Zerduschti (der zoroastrische Wegweiser) gegründet, in der sie ihre Lehren vertheidigt und das Christenthum bitter angreift; ein anderes Journal, betitelt Chabuk, und herausgegeben von Naurudschi Darabschi, ist etwas gemäßigter.

Im Jahre 1840 ließ die Secte auf ihre Kosten einen Quartband unter dem Titel Talimi Zerduscht drucken, der eine Vertheidigung der zoroastrischen Lehren und einen Angriff auf das Christenthum enthält; es ist in Guzzurati geschrieben und verfaßt von Dosabhai Sohrabdschi, welcher sich in seinen Angriffen besonders der Werke von Voltaire bedient. Dosabhai ist übrigens auch in seiner eigenen Religion ein Rationalist, erklärt Ahriman als eine Personification der menschlichen Sünde, und das Feuer als einen Altar, an dem man bete, den man aber nicht anbete. Die Gläubigen seiner Secte haben daher für nöthig gefunden ein orthodoxes Buch schreiben zu lassen, unter dem Titel Madschazati Zerduscht (die Wunder von Zoroaster). Der Verfasser ist der Destur Edal Dara, Großmobed der Secte der Rasami, und das Buch wurde auf Verlangen und auf Kosten des bekannten reichen Parsen Sir Jamsetjee Jeejeebhoi, gedruckt (Bombai 1840, 4°). Der Verfasser ist ein festgläubiger Orthodoxe, der seit Jahren

Digitized by Google

in dem Heiligthum eines Feuertempels lebt, und der neuen rationalistischen Tendenz der jüngern Generation nichts nachgibt. Während dieser Zeit erschien in dem hiesigen Journal Durdin eine Reihe von Artikeln gegen Wilson, welche in einen besondern Band zusammen gedruckt wurden, unter dem Titel Nieengha (Betrügereien) von Kalam Kas; das Buch ist in Guzzuerati geschrieben, wie die vorhergehenden und von keinem großen Werth. Endlich erschien, Englisch und Guzzurati, ein Buch unter dem Titel Hadieh Gum Rahan (Wegweiser für die Verirrten) von Aspandiarjee Framjee (Bombay 1841), als neue Widerlegung der Vorlesung von Wilson. Dieser hat nun so eben eine Antwort auf alle diese Schriften herausgegeben, unter dem Titel: the Parsi religion unfolded and refuted. Es ist in der amerikanischen Missionspresse erschienen und bildet einen starken Octavband, Preis 10 Rupien. Die Missionäre haben dazu Zend und Pehlewischriften graviren lassen, die ersten die im Orient gegossen worden sind. Was auch der controversionelle Erfolg des Buchs seyn mag, so ist es ein Werk von beträchtlichem wissenschaftlichen Werth. Die Belege sind aus zoroastrischen Schriften der verschiedensten Zeiten und Sprachen gezogen, und der Anfang enthält die Uebersetzung einiger bisher unübersetzten Werke der Parsen. Die übermäßige Arbeit, welche es seinen Verfasser gekostet hat, nöthigt ihn Indien wenigstens auf einige Zeit zu verlassen, und in seiner Abwesenheit wird sich ohne allen Zweifel eine neue Masse von Controversen aufhäufen. Die Zeit wird das Resultat zeigen: aller Wahrscheinlichkeit nach wird es seyn, daß ein Theil der Jugend der Secte ihre Religion verlassen wird, ohne das Christenthum anzunehmen, wie es in Calcutta geschehen ist, wo sich kürzlich eine Gesellschaft junger Leute gebildet hat, um sich durch Bildung einer eigenen Religion gegen die Verfolgungen ihrer brahminischen Glaubensgenossen zu schützen. Sie erklären, daß sie Deisten seyen, Götzendienst und Kastenwesen aufgeben, und die Absicht haben für ihren Cult eine Liturgie aus englischen Büchern, die mit ihren neuen Ueberzeugungen übereinstimmen, zu compiliren. Ihr Zweck ist das Leben der Hindus, so viel als es die Umstände zulassen, durch eine liberale Reform zu erleichtern. Aehnliche Zeichen sieht man hier unter den Parsen, und es sollte mich nicht wundern, wenn ich in kurzer Zeit die Entstehung einer ähnlichen Gesellschaft hier unter ihnen erleben sollte.

Wanderung im russischen Lappland.

(Schluß.)

Was das Aeußere der Lappen betrifft, so kann ich die allgemeine Ansicht nicht theilen, daß sie von kleiner Statur seyen. Dieß gilt allein von den Weibern. In Utsjoki trifft man riesenhafte Männer; in Enaee sind sie von mittlerer Größe, aber es ist bemerkenswerth, daß die Männer im Allgemeinen ziemlich mager sind, so daß ihnen in den finnischen Liedern dieß auch als stehende Eigenschaft beigelegt wird; die Frauen sind dagegen ziemlich fett und fleischig. Eine tiefe, düstere Gedrücktheit liegt auf den Gesichtszügen der reinen Lappen, und sie sind auch geneigt, alles mehr von der trüben Seite anzusehen. Geht einem etwas gegen seinen Wunsch, so steht er da niedergeschlagen und hülflos. In seinem Zorn ist der Lappe schrecklich, in seinem Haß unversöhnlich. Hat er Grund zum Mißtrauen, so ist er äußerst vorsichtig, hat man aber einmal sein Vertrauen erworben, so ist er das aufrichtigste Wesen von der Welt. Gastfreiheit ist eine ihrer ausgezeichnetsten Eigenschaften, und gegen ihre Armen sind sie sehr mildthätig; überhaupt sind sie ein frommes, sittliches Geschlecht.

Enare's fischreicher See hat wahrscheinlich die Lappen von ihrem mühsamen Nomadenleben zu der bequemen Lebensart der Fischer verlockt. Gegenwärtig finden sich in dem Kirchspiel von Enare nur Berglappen, doch auch eine Anzahl sogenannter Waldlappen, die im Sommer sich mit Fischfang, im Winter mit Rennthierzucht beschäftigen. Indeß sehen sie doch den Fischfang als ihre Hauptsache an, und setzen die Wartung der Rennthiere bei Seite, weßhalb ihre Heerden auch in beständiger Abnahme seyn sollen. Wir wollen hier eine kurze Schilderung der Lebensweise der Fischlappen versuchen. Um Marienzeit ziehen ebenso wohl die Fischlappen von Utsjoki und Enaee, als die Bauern von Sodankylä oder der norwegischen Seeküste aus, um nach altem Brauch in dem sogenannten Felddistrict zu fischen. Ein am Meere wohnender Fischer, der mit Boot und gehöriger Seemannskunst ausgerüstet ist, nimmt zwei oder drei von den Fremdlingen zu sich, läßt ihnen die eine Hälfte des Fangs, und behält die andere für sich. Von diesem Fang müssen sowohl die norwegischen als die finnischen Fischer an die norwegische Geistlichkeit den Zehnten bezahlen, während Händler, die bereits in den Fjorden liegen, den Fischern das Ueberige gegen Mehl abhandeln. Die Lappen werfen diesen Kaufleuten eine gewissenlose Prellerei vor, und sehen es als ein Glück an, daß von Ende Julius bis Ende August, wo freier Handel gestattet ist, sie ihre Fische an die Russen absetzen dürfen, welche um diese Zeit in Menge sich einfinden. Wenn man sich auf die Angabe der Lappen verlassen kann, so fordern die Norweger für ihr Mehl das fünffache Gewicht an frischem, oder das einfache an getrocknetem Fisch, während die Russen sich für Mehl nur 2½mal so viel an frischen Fischen bezahlen lassen. Nur wenige der finnischen Lappen können diesen Vortheil benützen, da sie Mitte Sommers, wo die Landseen von Eis frei sind, größtentheils nach Hause zurückkehren, um im eigenen Wasser zu fischen.

Jetzt tritt des Fischlappens goldene Zeit ein, eine Zeit, deren er sich den ganzen folgenden Winter hindurch als eines verlorenen Paradieses erinnert, da er das alle irdischen Freuden einschließende Glück genießt, daß er, ungestört von den Mücken, in seinem Hänschen mit gefülltem Magen schlafen kann, undekümmert um den folgenden Tag. Daß der Lappe diese Seligkeit nicht gegen aller Welt Schätze vertauscht, ist ganz sicher. Einen Umstand in des Lappens Fischerleben kann ich nicht übergehen, da er einigermaßen seine gemächliche Ruhe stört. Dieß ist die Wanderung von der einen Wohnung in die andere. Die Lappen sind durch Verjährung in den Besitz einer

Digitized by Google

Menge kleiner Seen gekommen, und immer nach der Laichzeit fischen sie bald in dem einen, bald in dem andern. Oft hängen diese durch irgend einen Fluß zusammen, so daß man die Uebersiedlung auf Booten bewerkstelligen kann; ist dieß aber nicht der Fall, so hat der Lappe eine erschreckliche Arbeit mit Boottragen, Netztransportiren u. s. w. Da indeß Diebstahl eine fast unbekannte Sache in Lappland ist, so kann er alles Unnöthige zurücklassen.

Nun ist der Sommer zu Ende, und der Lappe sucht seine Winterwohnung auf, um hier von den im Sommer aufgehäuften Nahrungsmitteln zu leben. Diese aber, die meist aus gedörrten Fischen bestehen, sind bei weitem nicht hinreichend für den langen Winter. Das Herbstfischen unter dem Eise, Juongos oder Juomus auf finnisch genannt, befriedigt kaum den täglichen Bedarf. Lohnend dagegen ist der Fang der wilden Rennthiere, der im Herbst von der Kreuzmesse bis Allerheiligen und im Frühjahr von Lichtmeß bis zum Aufthauen des Bodens dauert.

Doch ich vergesse, daß wir uns immer noch in einer Lapphütte befinden, und nach so langem Verzug endlich wieder frische Luft schöpfen müssen. Wir nahmen Abschied von Juutas und setzten unsere Fahrt weiter fort. Wir wanderten eine Meile weit, bis wir ans Ufer des Stuorrajaur kamen, aber wie groß war unser Erstaunen, als wir die Wohnung hier öde und kein Boot fanden. Wir schickten unsern temporären Wegweiser Waoladda und unsern ständigen Führer Jessiö aus, und erhielten endlich ein Boot, aber ein so gebrechliches, daß wir nur bis zur nächsten Lappenwohnung auf eine Insel im Stuorrajaur fuhren. Hier hielten wir an, es war ein Sonntag, und unser Begleiter D. hielt hier Gottesdienst, worauf wir zwei Meilen weiter fuhren, und endlich an eine neue Ansiedlung an der Mündung des Kama-Elf landeten. Hier gab sich die Art von Elend zu erkennen, welche nicht ihren Grund in zwingenden äußern Umständen, noch weniger in mangelnder Bildung hat — die Frau war aus einer im nördlichen Oesterbotnien wohlbekannten Familie, — sondern in einer moralischen Erschlaffung und davon herrührender Neigung zum Schmutz. Wir verließen schnell diese Wohnung des Elends und traten unsere Wanderung über das Gebirge nach Utsjoki an. Hier befindet man sich in dem ächten Rennthierland. Die Gebirge sind bedeckt mit dickem Rennthiermoos: so weit das Auge reicht, sieht man oft nichts als dieß graue Gras, das den Geist herunterstimmt. Man schätzt sich beinahe glücklich, hie und da in einen Sumpf hinabzusteigen, wo die Farbe doch einigermaßen mit dem Grünen verwandt ist. Hier wird man auch von Mücken und einer Uebelkeit erregenden Luft geplagt, so daß man anfängt sich nach den Felsen zurückzusehnen. Uebrigens ist das Gehen in dem tiefen, glatten Rennthiermoos eben so beschwerlich, als in dem einsinkenden Schlamm. Zu unserem Unglück hatten wir einen höchst wortkargen Wegweiser erhalten, und nur mit der größten Klugheit und Geduld konnte man ihm eine entsprechende Antwort abgewinnen. Auf die gewöhnliche Frage über die Länge des Wegs erfolgte regelmäßig die Antwort: „on kyllä" (ja er ist lang); auf die Frage, wie lang er sey, kam das ärgerliche „en tiedä" (ich weiß nicht). Preßte man ihm endlich eine Antwort ab, so blieb er dann längere Zeit völlig mißmuthig und schwieg ganz.

Nach achtstündiger Wanderung hatten wir endlich 4 Meilen zurückgelegt, und langten um 2 Uhr Nachts an einer Hütte an, wo Waoladda's Vater sein Fischlager hatte. Wir hofften deßhalb gut aufgenommen zu werden und dennoch war gerade dieser Ort der einzige in Lappland, wo man widerwillig uns empfing. Wir brachen deßhalb bald wieder auf und kamen nach mehrstündiger Wanderung an eine Hütte, wo wir mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit aufgenommen wurden. Das Familienhaupt war ein munterer, gesprächiger Mann. Sein Sommerfischfang war ihm fehlgeschlagen, aber er tröstete sich indem er sagte: Im Allgemeinen braucht ein Lappe nicht mehr als eine Mücke. In unserer Armuth führen wir doch ein vergnügtes und sorgenfreies Leben, und verlangen nach nichts Besserem." Er äußerte unverstellt die Ueberzeugung, daß der Lappe seinem Grab zuwandere, sobald er seine heimischen Felsen verlasse, und führte als Beispiel einen jungen Burschen an, den sein Vater, „Teno Anders an einen reichen Herrn *verkaufte*!" Dieser Junge war gestorben, und der Alte lebte nun in trüber Traurigkeit, da er glaubte, Gott habe ihn strafen wollen, daß er seinen eigenen Sohn in einen fremden Dienst gehen ließ. Ich selbst sah später diesen Teno Anders an der Kirche von Utsjoki, wohin er gekommen war, um den Gottesdienst zu besuchen, bei näherem Besinnen aber hielt er sich nicht für würdig in Gottes Haus zu treten: stumm und düster wanderte er die ganze Kirchenzeit über unter Gräbern umher.

Unsere Wanderung über einen zweiten Gebirgsrücken war in hohem Grade beschwerlich, und das Benehmen unsers Führers der Art, daß wir zu besorgen anfingen, er führe uns in einer schlimmen Absicht in der Irre umher. Zum Glück hatte ich mir aufgemerkt, als er, des Sommerwegs nicht kundig, bei der letzten Station einen Bekannten nach dem Weg gefragt hatte. Sie hatten sehr leise zusammen in lappischer Sprache gesprochen, doch verstand ich genug davon, um zu wissen, nach welcher Richtung wir gehen müßten. Um Mitternacht erst kamen wir an eine Lappenwohnung in der Nähe des Utsjoki-Elf, wo wir ein, wenn auch geringes, Unterkommen fanden, und uns am andern Morgen auf einem Boote nach Utsjoki einschifften.

Einiges über Timor.

(Schluß.)

Die Regierungsform in den unabhängigen Reichen auf Timor ist scheinbar constitutionell, in der That aber despotisch. Die Timoresen haben keine geschriebenen Gesetze, und es sind nur die alten Gewohnheiten (adät), welche den Fürsten als Richtschnur ihrer Handlungen dienen sollen. Nach denselben darf kein König willkürlich über das Leben seiner Unterthanen schalten, indem jeder Angeklagte von einem Volksrath gerichtet werden soll, allein ein blinder Gehorsam ist so allgemein, daß der Rath dem Willen des Gebieters blindlings folgt, und

Digitized by Google

daß die Anklage dieses letztern hinreicht, um über Leben und Eigenthum des Beschuldigten zu entscheiden. Hat der Angeklagte reiche Verwandte, so gelingt es diesen manchmal, ihn durch Gold oder Vieh zu retten. Mord, auf welchen die Todesstrafe steht, wird meist mit einer schweren Geldstrafe gebüßt. Ehebruch wird mit Sklaverei gestraft. Die Unterthanen müssen ihren Königen Frondienste leisten, seine Felder bebauen, seine Wohnungen unterhalten und ihm Abgaben zahlen, welche in Vieh, Reis und Mais entrichtet werden. Der Titel des Königs ist erblich, und der älteste Sohn folgt gewöhnlich dem Vater in der Regierung; in dem Reich von Amacono können beim Erlöschen des Mannsstammes die Weiber den Thron besteigen. Die Könige von Kupang hatten ehemals, bevor die Holländer sich daselbst niederließen, bei ihrem Regierungsantritt eine grausame Gewohnheit. Sie behaupten nämlich von Krokodilen herzustammen, und brachten daher, sobald sie den Thron bestiegen hatten, ein erwachsenes, prächtig geputztes Mädchen in großer Feierlichkeit an das Gestade des Meeres, wo das Opfer hingelegt und bald von den Krokodilen fortgeschleppt und verschlungen wurde. Seit vielen Jahren werden aber solche Opfer von den holländischen Behörden nicht mehr geduldet.

In politischer Hinsicht kann man die Bewohner Timors in drei Kategorien vertheilen:

1. Die unabhängigen Völker, welche das Innere bewohnen und keine andere Macht anerkennen als ihre eigenen Fürsten.

2. Die Belonesen, auf der Ostküste, unter ihren Radschas, welche dem portugiesischen Einfluß unterworfen sind. Der portugiesische Gouverneur, — welcher den Titel eines Generalcapitäns der Inseln Solor und Timor führt, obgleich Solor den Portugiesen bereits im Jahre 1613 von den Holländern entrissen wurde und letztere auch den größten Theil Timors inne haben, — residirt zu Dilli auf der Nordküste der Insel. Das dortige Fort ist schwach und nur gegen einen Anfall der Eingeborenen zu vertheidigen, so wie überhaupt diese ganze portugiesische Besitzung höchst unbedeutend ist.

3. Die Timoresen in dem westlichen Theil der Insel, welche die holländische Herrschaft anerkennen.

Die Fürsten, welche sich dem niederländischen Gouvernement gänzlich unterworfen haben, sind die Radschas von

Amabin	mit 12,000	Seelen
Amfnang	— 12,000	—
Amaraffi	— 8,000	—
Amenuban	— 12,000	—
Kupang	— 3,000	—
Sonnabaya	— 20,000	—
Tabenu	— 4,000	—
Mandara	— 9,000	—
Zusammen	80,000	Seelen.

Die Fürsten von Waywiku, Wayhale, Sutrana und Fialarang führen die holländische Flagge, aber erkennen nur die Oberherrschaft der holländischen Regierung an, ohne sich völlig unterworfen zu haben. Außer diesen Landschaften gehören noch zum Gebiet der holländischen Residentschaft auf Timor die Inseln Pulu Samaauw, Rotti, Daw, Sawo, Flores, Sumba, Obonare, Lomblem, Solor, Pantar, Omboy, Pulu Kambing. Sämmtliche Fürsten dieser Staaten müssen bei ihrem Regierungsantritt dem niederländischen Gouvernement den Eid der Treue schwören; die der Inseln sind außerdem verpflichtet dem niederländischen Residenten auf Timor Truppen zu liefern. Der Sitz der holländischen Behörden ist in dem Königreich Kupang auf der Westküste Timors. Das Hauptcomptoir befindet sich daselbst in dem Fort Concordia, welches auf einem Felsen am Meeresufer liegt. Um dasselbe zu erreichen, muß man eine lange Brücke passiren, welche theilweise über ein Flüßchen geschlagen ist, das zu jeder Jahreszeit gutes Trinkwasser liefert, und daher für die Bewohner der Umgegend eine wahre Wohlthat ist. Dem Strande entlang erstreckt sich das stark bevölkerte Quartier der Chinesen. Nordöstlich von Concordia liegt das Dorf Babau, in einer Ebene, wo viel Reis gebaut wird und zahlreiche Viehheerden weiden. Daß die inländische Bevölkerung in hiesiger Gegend sich zum Christenthum bekennt, wurde bereits erwähnt. Bei Babau liegt ein kleines Fort, wo ein Officier der Schutterei (welche in allen ostindischen Besitzungen der Holländer in Nachahmung des Mutterlandes besteht) das Commando führt. Außerdem befinden sich Militärposten zu Atipopen, Amaraffi, Mandara, Noyiol, Sutrana, und auf den Inseln Samaauw und Solor. Ein solcher Posten, welcher früher auf Rotti bestand, wurde im Jahre 1837 aufgehoben und die Verwaltung dieser Insel der Missionsgesellschaft übergeben, welche aus den Einkünften derselben eine hinlängliche Anzahl inländischer Schulmeister unter den Rottinesen unterhält.

Reellen Nutzen bietet Timor der niederländischen Regierung sehr wenig, wozu der Charakter der Einwohner, ihre Rohheit und die ungünstigen Verhältnisse für die Einführung des Cultursystems das ihrige beitragen; aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wäre es daher vielleicht längst aufgegeben, wenn der Besitz dieser Insel in politischer Hinsicht nicht höchst wichtig geachtet würde, weil sie gewissermaßen an der Ostseite den Schlüssel der holländischen Besitzungen bildet, und die Holländer deßhalb nicht zugeben können, daß irgend eine fremde Macht sich daselbst niederließe, welches gewiß sogleich geschehen würde, sobald die Holländer sich von dort entfernten. Von dieser Wichtigkeit ist man so überzeugt, daß schon bereits öfters die Rede davon war, von den Portugiesen auch ihren kleinen Antheil und somit die Oberherrschaft der ganzen Insel zu erwerben; wie es scheint, haben indeß die dazu gemachten Schritte nicht den gewünschten Erfolg gehabt, welches um so mehr zu bedauern, da aus der Nachbarschaft zweier europäischen Mächte auf einem bezüglich so kleinen Gebiet nothwendig bisweilen Reibungen entstehen müssen. Für die Civilisation der Eingeborenen wäre es zu wünschen, daß das holländische Gouvernement sich an dieser Besitzung mehr gelegen seyn ließe, und wenn dieses geschähe, dann wären wahrscheinlich mit der Zeit auch größere Vortheile von derselben zu erwarten. Einstweilen sind seit 1836 niederländischerseits sämmtliche Häfen Timors für alle Schiffe ohne Unterschied, welche mit niederländischen Pässen versehen sind, geöffnet und dem Handel daselbst einige Aufmunterung gegeben.

Histoire-Musée de la republique française. Von diesem Werke A. Challamels ist jetzt der zweite Band erschienen, und führt die Caricaturgeschichte der Revolution bis auf Napoleon. Das Werk ist nicht nur höchst ergötzlich, sondern auch ungemein lehrreich. Namentlich zeichnet sich der Bericht über die Intriguen aus, welche dem Fall Robespierre's vorangingen. Dieser Bericht findet sich in der Erzählung des angeblichen Besuchs eines Provinzbewohners in der Hauptstadt, und ist für das damalige Leben in Paris höchst charakteristisch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 2 und Umschlag zum Monat Februar.)

Digitized by Google

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1843.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Reisenden im südlichen Rußland.

I. Sommerdürre. — Die Tatarenstadt Koslof. — Ankunft in Jalta. — Die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim. — Besuch in Alupka.

Der Sommer 1842 gehörte in Südrußland zu den regenärmsten, die man seit vielen Jahren gehabt. Obwohl man sich in den wälderleeren Steppen längst gewöhnt hat, der Hoffnung auf einen häufigen und ergiebigen Niederschlag der Wolken vom Junius bis September zu entsagen, so waren die Ansiedler dießmal doch ganz besonders übler Stimmung, und in Versuchung gegen den unbarmherzig blauen Himmel zu murren, der, wenn er auch hie und da mit leichtem Gewölke sich umkleidete, doch unsere deutschen Landsleute der Steppe und ihre dürren Aecker, aller Gebete ungeachtet, nie mit einem tüchtigen Platzregen begießen wollte. Immer war es nur der Cirrhus (die Federwolke) und der Cirrho-cumulus (die fedrige Haufenwolke), wie der Meteorolog sie nennt, oder eine ähnliche, nie Regen bringende Wolkenform, welche selten den Glanz der Sonne trübte; der Cumulus und der Nimbus, von denen der Ansiedler der Steppe sein ganzes Heil erwartet, ließen sich nie blicken, und die pontischen Sommerstürme wühlten dießmal beim heitersten Himmel die Wogen des schwarzen Meeres auf. Am 20 Julius, als ich Odessa verließ, betrug der ganze in diesem Jahre gefallene Niederschlag nach den Beobachtungen des dort ansässigen Professors Roedmann nicht über vier Zoll. In der großen Baumschule bei Odessa, deren Gründung man der unermüdlichen Fürsorge des edlen Grafen Woronzow verdankt, sahen selbst die Acacien, die einzige Baumart welche in den südrussischen Steppen ziemlich gut fortkommt, sehr leidend aus, und die deutschen Bauern der Colonie Lustdorf seufzten beim Anblick ihrer Felder, welche dießmal in vielen Gegenden kaum die Aussaat zurückgaben. Ich verließ die traurige Umgegend von Odessa, wo so manches Unangenehme mir begegnet war, recht leichten Herzens, und war froh, als des Dampfschiffes rauschende Räder uns den Staubwolken entführten, welche den Sommeraufenthalt in dieser großen Handelsstadt zur wahren Qual machen. Zwei Dampfschiffe unterhalten die Communication zwischen Odessa und der Krim: „Peter der Große," ein ziemlich gutes Fahrzeug, mit englischem Capitän, und der „Thronfolger," ein alter, morscher, langsam fahrender, schmutziger Kasten, welcher bei stürmischem Wetter kaum zu lenken ist. Ich machte die Ueberfahrt leider auf letzterem und durfte von Glück sagen, die Reise nach der krim'schen Südküste, welche dieses elende Schiff oft kaum in sechs Tage zurücklegt, dießmal in drei zu machen. Koslof ist der erste Ort der Krim, wo das Dampfschiff anhält. Diese Stadt, die in den öffentlichen Acten Eupatoria genannt wird, liegt am sandigen Ufer einer Bucht, welche, den Süd- und Weststürmen völlig geöffnet, den Schiffen wenig Zuflucht bietet. Dieser erste Eintritt in die Krim machte auf mich einen wenig erfreulichen Eindruck. Unter allen Städten dieser Halbinsel scheint mir das in baumleerer, dürrer Gegend gelegene Koslof die häßlichste. Kleine, armselige, baufällige Häuser, durch lange Mauern von einander getrennt, und traurige Schmutzgassen hat Koslof mit vielen Städten der Türkei gemein, aber es fehlt ihr selbst das Straßengewühl, welches bei der dichten Bevölkerung vieler anatolischen Städte dem Reisenden oft manche merkwürdige Scene zeigt, wenn sonst auch alle Merkwürdigkeiten fehlen. Vor Zeiten war Koslof eine der bevölkertsten Städte der Krim. Jetzt zählt dieselbe kaum 8000 Bewohner, worunter 1200 jüdische Karaiten, die übrigen Tataren sind. Unter letzteren ist die mongolische Gesichtsbildung der Steppentataren vorherrschend. Kleine, schiefstehende Augen, ziemlich hervortretende Backenknochen und fleischigere, plumpere Gesichter unterscheiden die Steppentataren der Krim von den schöneren Bewohnern des gebirgigen Theiles der taurischen Halbinsel, welche den Türken sehr ähnlich sehen. Mein türkisch sprechender Begleiter verstand von den Gesprächen dieser Tataren unter sich kein Wort und wurde nur mit Mühe verstanden. Von Russen wohnen dort nur Beamte, Deutsche habe ich nicht bemerkt; dagegen gibt es in Koslof ziemlich viele Griechen, die in allen taurischen Küstenstädten Kleinhandel treiben und übel berüchtigt sind. Koslof hat nur zwei sehenswerthe Gebäude: die Moschee

Digitized by Google

Dschuma-tschai, deren Größe und schöne Bauart von einer früheren Blüthe der Stadt zeugt, und eine sehr reich ausgestattete Karaitensynagoge, die der reiche Karaite Lobowitsch gewöhnlich den fremden Besuchern öffnet. In der Umgegend Koslofs, die ich bei drückender Sonnenhitze durchstreifte, konnte ich nichts wahrnehmen, was eine Schilderung verdiente.

Am 21 Julius fuhren wir nach Sewastopol weiter, wo das Dampfschiff wegen ungünstiger Witterung einen vollen Tag verweilte. Diese Zeit reichte aber nicht hin, alle Sehenswürdigkeiten dieses großartigen Kriegshafens, der am pontischen Gestade wie ein Meteor aufgetaucht, in Augenschein zu nehmen. Ich besah die Rhede, die Flotte, das Arsenal, die neuen Festungen und die Docks, das riesenhafteste und merkwürdigste von allen dortigen Bauwerken, nur in flüchtiger Eile, und bedeilt mir eine genauere Besichtigung auf einen zweiten längeren Besuch vor.

Elf Werste östlich von Sewastopol liegt die kleine, von Griechen bewohnte Hafenstadt Balaklawa. Dort beginnt an der Küste die Lias- und Jurakalkformation statt des Steppenkalksteins, den ich noch bei Koslof fand, und statt der Kreide, welche unweit Sewastopol blendend weiße Felsen bildet. Die Berge werden höher und waldiger; der Küstensaum der Krim ist dort weniger monoton und häßlich, als er bisher gewesen. Mit Sehnsucht sah ich dem südlichern Theil der tauriſchen Küste entgegen, von deren Naturschönheiten man in Rußland und besonders in Odessa so viel Rühmens macht. Der zackige Gipfel des Ai-Petri, ein grauer Felsberg von 3500 Fuß Höhe, wurde endlich sichtbar, und an seinem Fuße trat auch die dunkelgrüne Masse des berühmten Woronzow'schen Palastes hervor. Das Cap Ai-Todor ward umschifft, und nun entdeckten wir endlich die blanken, neuen Häuser des Städtchens Jalta und das elegante russische Kirchlein, welches auf dem Gipfel eines Hügels Thal und Meer dominirt. Ich hatte Jalta für die Dauer meines Aufenthaltes in der Krim zu meinem Hauptquartier auserkoren. Dort wollte ich alle meine naturhistorischen Sammlungen anhäufen, und nach Ost und West Streifzüge durch das Gebirge machen.

Ein Aufenthaltsort, wo man lange zu verweilen gedenkt und von dessen Wahl des Reisenden Wohl und Wehe mehrere Monate abhängt, reizt die Begierde ihn bald zu sehen und kennen zu lernen im höchsten Grad, und so blieben auch meine Augen unverwandt an dem appetitlichen, ganz neuen Städtchen hängen, das bei uns ein Dörfchen heißen würde, aber in einem Lande, wo es der wahren Städte so wenige gibt, sich immerhin mit dem stolzen Titel einer „Stadt," den ihm ein Befehl des Grafen Woronzow verliehen, brüsten darf. Die Küstenumsäumung der Bucht von Jalta hat fast die Form einer Pyramide, an deren stumpfer Spitze die Stadt liegt. Nur gegen die Stürme von Norden und Nordwesten sind die hier ankernden Schiffe völlig gesichert, während die viel gefährlichern Winde, die aus Südosten vom armenischen Plateau auf den Pontus herunterblasen, oft großes Unglück hier anrichten. Die Schiffe ankern eine halbe Werst vom Ufer. Bei mäßigem Wellengeschaukel landeten wir an dem kleinen Molo, wo eben russische Soldaten beim Bau des neuen Kai's beschäftigt waren. Da ich in Jalta keine Bekannten hatte, und meine Kenntniß der russischen Sprache noch so gering war, daß ich selbst die nothwendigsten Gegenstände nur mit größter Schwierigkeit verhandeln konnte, so flüchtete ich mich in die kleine Apotheke des Orts. In Südrußland sind die Apotheken ungefähr dasselbe, was die Barbierstuben in Konstantinopel. Wer irgend in Rußland Auskunft über Ort und Gegend, über Menschen und Dinge erlangen will, dem rathe ich immer in die nächste Apotheke einzutreten und durch Ankauf irgend einer Kleinigkeit, wie eines Riechfläschchens oder einer Pillenschachtel den Pharmaceuten sich zum Freund zu gewinnen. Der Apotheker wird des Reisenden Orakel seyn und ihn retten aus hundert kleinen Verlegenheiten, die eben so zeitraubend als unangenehm sind. Ein Deutscher hat dabei den Vortheil fast immer in der Apotheke einen Landsmann zu finden, wenn nicht am Herrn, so doch gewiß am Provisor. Unter Landsleuten verstehe ich nämlich auch die Deutschen der Ostseeprovinzen, die, wenn auch längst dem russischen Scepter unterthan, doch nie aufgehört haben, sich durch tüchtige Gesinnung als Deutsche vom wackersten Schlag zu bewähren.

Der deutsche Apotheker von Jalta wurde sehr bald mein Freund, und verschaffte mir sammt meinen hundert Kästen, Büchsen und Flaschen, welche ein reisender Naturforscher leider von so weit her mitschleppen muß, ein passendes Unterkommen bei einem russischen Kleinhändler. Es war die bequemste und hübscheste Wohnung des ganzen Ortes, und doch mußte ich als Lagerstätte mit sechs Stühlen vorlieb nehmen, auf welche ich meine bunte, türkische Wolldecke breitete. Alle kleinen, unentbehrlichen Dienste, wie das Stiefelwichsen und Kleiderputzen, muß man sich in diesen Ländern selbst leisten, da es schwer hält, passende Diener zu finden, denn die Tataren sind arbeitsscheu und die wenigen freien russischen Arbeiter Erztrunkenbolde. Von den kleinen schwarzen Springteufeln, die in Unmasse die neue Wohnung mit mir theilten, will ich nicht viel reden, denn diese Plage des Südens ist allzu bekannt. Mit dem Kärrner im Hamlet konnte ich jeden Morgen ausrufen: „ich bin so bunt gestochen wie 'ne Schleie; kein König in der Christenheit kann's besser verlangen, als ich gebissen bin!" Im übrigen ist der Aufenthalt in Jalta ländlich und angenehm. Ich durchstreifte von hier aus die ganze Südküste, besichtigte alle einzelnen Punkte en detail, verweilte in jedem Landgut, in jedem Dorf, auf jedem Berg, wo eine hübsche Fernsicht, eine Ruine, ein Wasserfall, eine Grotte oder sonst etwas malerisches zu sehen war; aber nirgends fand ich eine Gegend, welche die Umgebung von Jalta übertroffen hätte. Dieser hübsche Punkt gewährt vor vielen andern den Vortheil, daß hier das Jailagebirge, welches etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt, nicht dicht am Ufer emporsteigt, sondern einer kleinen Ebene und zwei hübschen waldigen Thälern zwischen sich und dem Meere Raum gönnt, so daß man mit einer weitern, freiern Aussicht den Reiz eines Spaziergangs dicht an der brandenden See und der Ausflüge in die erwähnten schönen Thäler genießen kann.

Digitized by Google

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes besuchte ich das zwei Werst von Jalta entfernte Gut des Hrn. Aeschlimann, eines Architekten aus der Schweiz, der eine Gegend bewohnt, die wirklich einigermaßen an sein malerisches Vaterland erinnert. Hier erreichen die krim'schen Gebirge im Norden ihre höchste Höhe; der Kamal-Agerek, der das Jailaplateau überragt, ist um 11 Fuß höher als der Tschadir-Dagh bei Aluschta. Die Berge sind unten mit Eichen, Cornelluskirschen, Ulmen, in der Mitte mit tauriſchen Fichten, oben mit Buchen ziemlich schön bewaldet, so daß neben nacktem Gestein auch wieder allerlei Nüancen von Farbengrün das Auge trösten, während das Rauschen kleiner Bergströme, in der Krim eine nicht allzu häufige Musik, die Ohren angenehm durchsummt. Als ich in dem Gerölle eines Bächleins nach Versteinerungen suchte, trat Hr. Aeschlimann aus seinem Hause und bat mich, seine kleine Steinsammlung zu besehen und davon zu nehmen was mir beliebe. Ich lernte an ihm einen eben so wackern als gefälligen Mann kennen, der weit und breit der größten Achtung genießt.

In der Nachbarschaft des Hrn. Aeschlimann bewohnt Graf Apraxin, ein reicher Edelmann, der noch in hohem Alter schöne Kleider, Champagner, leckere Bissen und hübsche Mädchen liebt, das dem Herrn Islenief zugehörige Gut, welches durch die ipmmetrische, höchst geschmackvolle, graziöse Bauart der Wohnhäuser angenehm in die Augen fällt und einen Besuch der Reisenden wohl verdient. Der Garten des Isleniefschen Gutes ist im Gegensatz zu den meisten Landgütern der Krim viel mehr zum Vergnügen als zum Nutzen eingerichtet; ich fand hier reife Erdbeeren bis zum September, und hübsche Blumen geschmackvoll gepflanzt. Einen Gegensatz zeigt das benachbarte Gut des Grafen Mordwinoff, welches ohne Lurus rein nur zu geldeinbringender Cultur benützt wird. Der Verwalter dieses Gutes ist ein Deutscher, Hr. Roller, dem ich viele interessante Mittheilungen über die landwirthschaftlichen Einrichtungen in der Krim verdanke. Das Mordwinoff'sche Gut zieht seinen Hauptgewinn aus der Ernte der Nüsse, des Luzerner Klees und des Weines. Die natolischen Haselnüsse waren dieses Jahr besonders gut gerathen, die Zweige bogen sich unter der Last der dicken Nußbüschel, und die Ernte eines einzigen Gartens wurde um 4000 Rubel an Tataren verkauft, welche ihrerseits durch den Kleinverkauf noch einen hübschen Profit machten. Der Luzerner Klee gedeiht in diesem Land an Stellen, wo Bewässerung nicht fehlt, außerordentlich schön, die Stengel sind dicht, die Blätter breit und üppig, und man kann in guten Jahren bis viermal mähen. Als Pferdefutter ist dieser Klee gesünder, sättigender, stärkender als der Hafer, und da an der Südküste fast kein Getreide gebaut wird, und die Weideplätze äußerst beschränkt sind, so findet dieser Klee sehr guten Absatz bei allen Pferdebesitzern, welche zur Sommerszeit, wo die niedere Vegetation vertrocknet, so oft wegen Futtermangels in Verlegenheit sind. Der Weinbau würde gleichfalls gewinnbringend seyn, wenn der Absatz gesichert wäre. Unter allen Rebsorten, meinte Hr. Roller, seyen die Rießlinge vom Rhein auf diesem Boden die einträglichsten, weniger die französischen und spanischen Trauben. Aber merkwürdig ist, daß all den verschiedenen Weinsorten, die nach der Krim verpflanzt werden, ein herber Beigeschmack eigen ist, welcher den Bordeaux- und Rheinwein der Krim eben so sehr als den hiesigen süßen Tokayer von den gleichnamigen Sorten, die in Frankreich, Deutschland und Ungarn wachsen, unangenehm unterscheidet. Dieser Beigeschmack verliert sich etwas beim alten Wein, und es ist recht schade, daß die Gutsbesitzer der Krim ihre Weine nicht sechs Jahre liegen ließen, ehe sie dieselben ins Innere Rußlands versendeten. Diese herben jungen Weine in der Krim wollten den reichen Gourmands in Moskau und Kiew nicht behagen, und man fuhr dort fort, lieber die hochbesteuerten Weine Frankreichs oder die sehr beliebten Weine der griechischen Inseln zu trinken. Jetzt hat man in Rußland allenthalben gegen die Güte der tauriſchen Weine eine voreilige Abneigung gefaßt, die schwer zu beseitigen seyn wird, wenn auch später bessere Sorten kommen. Die Weinbergbesitzer der Krim aber sind muthlos geworden und scheuen neue Kosten für die Verbesserung einer wenig einträglichen Cultur.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach dem Cannku-Gebirge in Guiana. *)

(Von Richard Schomburgk.)

Daß sich unsere Kriegsoperation gerade nicht in die Länge ziehen würde, hatten wir alle vorhergesehen, daß sie aber so schnell abgethan seyn sollte, hatte keiner von uns geahnet. Pirara lag vor uns, aber vergebens suchte unser Auge die brasilianischen Wachposten, vergebens die wehenden Fahnen, nur ein Paar neugierige Indianer steckten die Köpfe aus ihren Hütten hervor, und waren über den nie gesehenen Anblick eines ganzen Bataillons englischer Soldaten mit Kanonen und allen übrigen Geräthschaften zur Aufwerfung von Schanzen u. dgl. eben so erstaunt, als wir über das Verschwinden der Brasilianer. **)

So waren freilich die Träume mancher thaten- und siegesdurstigen Seele weiter nichts als Träume geblieben, und das Feld der Ehre war zum Schauplatz harter Arbeit geworden, da es jetzt galt, sich so sicher als möglich zu verschanzen, um einen Ueberfall so viel als unmöglich zu machen. Uns Leuten des Friedens dagegen war dieser Ausgang um so erwünschter, als wir so in keiner Weise in unsern Bestrebungen und Zwecken aufgehalten wurden, was gewiß der Fall gewesen wäre, wenn sich die brasilianische Soldateska absurder Weise hätte einfallen lassen, den Platz zu behaupten. Einige Pferde und drei kranke Soldaten, die man der Barmherzigkeit und Menschlichkeit der Engländer anheimgestellt hatte, war alles Leben, was wir vorfanden. Nachdem mein Bruder ein Schreiben nach St. Joaquim, dem in der Nähe liegenden brasilianischen Fort, abgeschickt, erschien nach mehreren Tagen der Commandant desselben, Senhor Gado, um diese und alles übrige Eigenthum der Brasilianer, welches man in der Eile vergessen hatte mitzunehmen, abzuholen.

*) S. Nr 121 ff. v. vor. J.

**) Einsender verweist den Leser auf die nächstens erscheinende Fortsetzung des im Maiheft abgebrochenen Reiseberichts, in welchem die politischen Verhältnisse, auf die hier angespielt wird, näher auseinander gesetzt werden.

Digitized by Google

Freilich erkannte mein Bender das noch im Jahre 1838 so blühende Indianerdorf nicht wieder; von der Menge Hütten, die sich damals aneinander reihten, standen jetzt noch zehn, das Bethaus und die Wohnung des Missionärs Youth war zur Caserne verwendet worden, und schon im bösen Zustande; von den vielen Indianern fand er nur noch acht Familien, und unter diesen auch nur zwei bekannte, alle andern waren aus Furcht vor den Brasilianern und in Folge der rohen Behandlung der hiehin verschlagenen Soldateska geflohen, und hatten sich nach andern Niederlassungen begeben.

Da sich die nächsten Umgebungen des „Sees mit galdreichen Ufern" meinen Sammlungen nicht gerade ergiebig zeigten, sondern bald erschöpft waren, wir aber unsere Reise erst nach mehreren Wochen weiter fortsetzen konnten, so entschloß ich mich unterdessen zu einem Ausflug nach dem nicht allzu entfernten Canuku-Gebirge, auf dem sich mir reichere Ausbeute sowohl in botanischer, als zoologischer Hinsicht in Aussicht stellte. Dort sollte ich den schönen Felsenhahn (Rupicola elegans), dort den so interessanten Casmarynchos carunculatus und dort auch die Strychnos toxifera finden, jene berühmte und berüchtigte Schlingpflanze, aus welcher die Indianerstämme ihr so fürchterliches Pfeilgift bereiten.

Nachdem ich alles Nöthige zu meinem kleinen Ausflug vorbereitet, verließ ich Pirara in Begleitung von sechs Macusi, die ich mir theils als Jäger, theils als Träger gemiethet hatte.

Anfänglich hatte unsere Reise freilich wenig Interessantes, da sie uns durch die, Pirara nach allen Seiten umgebende Savanne führte. Nach einem Marsche von einigen Stunden erreichten wir den höchsten Punkt in dieser weiten Fläche, der sich etwa 120 Fuß über den Spiegel des Sees Amucu erheben mochte, von wo aus ich eine der freundlichsten Aussichten genoß. Wie ein großer, reicher Teppich lagen die freundlichen, flachen Thäler vor mir ausgebreitet. Zahlreiche Flüsse und Bäche zogen sich wie dunkle Bahen durch die hellere Schattirung des Savannengrases, da ihr Lauf immer durch eine üppigere Vegetation und das hervorstechende Colorit der Mauritia-Palme bezeichnet wird; einzelne zerstreute Baumgruppen, die sich wie Oasen über das gleich gefärbte Colorit der Savanne erhaben und nach denen ganze Heerden wilder Tauben flogen, erhöhten den eigenthümlichen Reiz der Landschaft nur noch mehr.

Wo sich irgend eine Stelle über das allgemeine Niveau erhob, da hatte sich auch das nimmerruhende und ewig rastlose Völkchen der Termiten angesiedelt, deren Wohnungen sich wie Pygmäendörfer über solche wasserfreie Strecken verbreiteten. Gewöhnlich sind ihre Bauten 10 Fuß hoch, aus einem harten, gelben Lehm in einer Art schneckenförmiger Gestalt erbaut, undurchdringlich für den Regen und fest genug, um selbst einem tropischen Wirbelwind zu widerstehen. Eine zweite Species bewohnt mehr die niedere Savanne. Ihre Hügel sind gewöhnlich nur zwei bis drei Fuß hoch und haben ganz die Form eines umgestülpten Bienenkorbs.

Nachdem wir ungeachtet der drückenden und verzehrenden Hitze von 128° F. bis gegen 6 Uhr durch die offene Savanne, in der man den vollen und ungebrochenen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, gewandert waren, erreichten wir da darauf einen Waldsaum und damit auch das Macusidorf Amara, wo wir zu übernachten beschlossen, um für den andern Morgen neue Kräfte zur Fortsetzung der Reise zu sammeln. Ruhe war uns wahrlich allen nöthig, vorzüglich aber mir, da ich gestehen muß, daß ich ganz wirr geworden, und schon die ganze Umgebung für mich in Feuerregen stand und sich wie im Kreise herumdrehte. Von oben die brennenden Strahlen, von unten die reflectirte Wärme der Savanne, so daß die Füße wie in einem heißen Ofen fortschritten; — es war wahrlich kein Scherz!

Nachdem wir am folgenden Morgen bei Zeiten aufgebrochen, gelangten wir bald an die Ufer des Quayé; — vergebens aber suchten wir mit unsern gierigen Blicken die erfrischenden und kühlenden Wellen, — die nimmersatte Sonne hatte sie ein verzehrt. Das Bett lag voller Muscheln, unter denen sich besonders die schöne Ampullaria guyanensis auszeichnete. Doch welch passionirte Austernesser mußten die Wasser- und Sumpfvögel dieser Gegend seyn! denn unter den Tausenden von Schalen war auch nicht eine unbeschädigte aufzufinden. Der Weg führte uns von jetzt an längs den trockenen Ufern des Quayé, bis wir sie nach einiger Zeit wieder verließen und bald darauf in die Macusi-Niederlassung Nappi Ipiriwaki gelangten.

Wahrhaft grandios war hier die Aussicht auf das Canuku-Gebirge, das in seiner ganzen Ausdehnung vor uns lag.

Unser Aufenthalt in Nappi Ipiriwaki war nur kurz, da wir ungeachtet der fürchterlichen Hitze doch noch ein gut Stück Wegs zurücklegen wollten, indem ich beschlossen hatte, heute noch die Ansiedlung der Macusi's am Flüßchen Nappi zu erreichen.

Zum Glück verließen wir jetzt die offene Savanne, denn war mein Hirn noch nicht an diese brennenden Strahlen gewöhnt, aber welcher andere Umstand es seyn mochte, kurz lange hätte ich der innern Versuchung nicht mehr widerstanden mich niederzuwerfen und zu meinen Indianern zu sagen: geht weiter, ich bleibe. Wir betraten einen dichten Wald, und zwar einen so üppigen Wald, wie ich ihn noch nicht gesehen hatte. Jeder einzelne Baum war ein Riese, dessen Größe und Breite durch die zahllosen Lianen und andern Schlingpflanzen, die wilden Reben und ganze Massen von Orchideen noch bedeutend vermehrt wurde. Einer besonders erregte mein Erstaunen in solchem Grade, daß ich seinen Stamm messen mußte, wo ich denn fand, daß er nach Entfernung aller Parasiten und anderweitigen Zuthaten im Umfang 67 Fuß hatte. Die Höhe mochte ungefähr 180 Fuß betragen.

Vor allen häufig fand ich hier den Spondias Myrobalanus, und da die Früchte gerade in voller Reife standen, so bedeckten sie den Boden in zahllosen Massen; — der Geruch, welchen sie verbreiteten, war ein sehr angenehmer und durchzog den ganzen Wald.

Nachdem wir mehrere Stunden in einem gewissen Halbdunkel fortgegangen waren, indem die dichte Belaubung und die zahllosen Schlingpflanzen nur wenigen Sonnenstrahlen den Durchgang erlaubten, lichtete sich plötzlich unser Weg, worauf wir bald das Flüßchen Nappi und mit ihm die lang herbeigesehnte Niederlassung von sieben Hütten erreichten, die ich zu meinem Standquartier zu wählen beschloß, da sie für meine Excursionen in die Berge ungemein günstig lag.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung aus den Canarien nach Venezuela. In den Urkunden über den äußern Handel, welche das französische Ministerium des Ackerbaues und des Handels herausgibt, findet sich (Moniteur vom 19 Febr.) über Venezuela die Angabe, daß im J. 1841 nicht weniger als 3500 Canarier dahin auswanderten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1843.

England und Canada.

So rasch und offen die englische Regierung im vorigen Jahre mit ihren Maaßregeln hervorrückte, so sehr hält sie dießmal mit denselben zurück, und die Ungeduld einiger Gegner entreißt ihr keine offene Darlegung derselben. Das wird ihr indeß nur darum so leicht, weil die Führer der Whigs nicht mehr ihre eigentlichen Gegner sind. Russell hat sich so gut wie Peel selbst gegen die Anti-Cornlaw-League ausgesprochen, und sogar Lord Brougham ihr offen den Fehdehandschuh hingeworfen. Daraus ergibt sich, daß das Ziel der Anti-Cornlaw-League nicht mit dem jetzigen Parlament zu erreichen oder demselben nur durch Furcht abzupressen ist. Die parlamentarischen Führer, welcher Partei sie auch angehören mögen, haben noch etwas anderes als die Lage und Verhältnisse der großen Volksmasse vor Augen, sie müssen auch Englands jetzige politische Stellung aufrecht erhalten, und es geht mehr und mehr aus allen Umständen hervor, daß die von der League geforderten Rettungsmittel mit der jetzigen politischen Stellung Englands sich nicht vertragen wollen, und daß weil diese aufrecht erhalten werden muß, die Noth des Volkes nicht die Berücksichtigung findet, die ihr sonst zu Theil werden würde.

Wäre es nicht aus dem Gange des Handels seit den zehn letztrn Jahren klar, so würde man es aus den endlosen Reden in den Versammlungen der League entnehmen müssen, daß das Hauptstreben dahin geht, den Handel mit Nordamerika wieder auf den alten Fuß der Blüthe zu bringen, wie er in den Jahren 1833 bis 1838 gewesen war. Dieser Handel hat die in den bezeichneten Jahren ungeheuer gesteigerte Gewerbsthätigkeit hauptsächlich hervorgerufen, und seit dieser Handel abgenommen, seit dem Jahre 1839, ist auch die fieberhafte Gewerbsthätigkeit ins Stocken gerathen. Aber in jener Zeit strömten Capitalien und Auswanderer in Masse aus England nach den Vereinigten Staaten, und die Macht und der Flor dieser letztern stiegen in demselben, ja in noch höherm Grade als die Gewerbsthätigkeit in England. Den Ausfall in der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten kann aus Gründen, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde, weder Brasilien, noch Indien, noch China ersetzen, darum bemüht sich jetzt England denselben durch die möglichst vermehrte Ausfuhr nach seinen eigenen Colonien zu decken, und hat zu dem Ende den Colonien fast in allen Erzeugnissen, die sie nur immer einführen können, einen Vorzug vor der Einfuhr anderer Länder eingeräumt.*) Dieß System soll nun hinsichtlich Canada's, welches dem gefürchteten Rivalen zunächst liegt und als Bollwerk gegen denselben benützt werden soll, in noch weiterem Umfang ausgedehnt werden. Das was Nordamerika verlangt, und wenn es nicht verarmen soll, verlangen muß, freie Einfuhr aller Lebensmittel in England, das soll Canada in vollem Maaße gewährt werden. Im vorigen Jahre gab man ihm einen Maximum-Zoll von 5 Shill. per Quarter bei einem Preis von 55 Sh. in England; hierauf wurde dem canadischen Repräsentantenhause der Vorschlag gemacht: wenn ein Zoll von 3 Sh. per Quarter auf die Einfuhr von den Vereinigten Staaten nach Canada gelegt würde, so könnte sich wohl die Regierung zu einer abermaligen Ermäßigung des Einfuhrzolls von canadischem Getreide und Mehl veranlaßt finden. Der Zoll wurde bedingungsweise aufgelegt, und nun hat die englische Regierung augenscheinlich ihren Entschluß gefaßt: neuere, im Anfang Februars d. J. nach Canada abgegangene Depeschen des Colonialamts sollen die letzten, nur auf Detailfragen sich beziehenden Schwierigkeiten aus dem Weg raumen, und wahrscheinlich nach Ostern wird die englische Regierung den Vorschlag ans Parlament bringen, das canadische Getreide und andere Lebensmittel gegen eine bloße Recognitionsgebühr in den englischen Häfen zuzulassen. Der Zweck dieser Maaßregel ist unverkennbar: das englische Volk soll wohlfeiles Brod bekommen, Canada soll bereichert werden, damit ihm nicht die Lust nach Unabhängigkeit komme, der Handel soll durch drittische Seeleute und drittische Schiffe geführt, die nordwestlichen Staaten der amerikanischen Union durch die erleichterte Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Canada moralisch von den amerikanischen Seestaaten New-York, Pennsylvanien u. s. w. losgeschieden werden, und der amerikanische Tarif durch eln ausgedehntes Schmuggel.

*) S. englische Verhältnisse: der Tarif. Nr. 136 ff. v. vor. J.

Digitized by Google

system an den canadischen Seen ein Loch erhalten, nicht zu gedenken einiger Nebenvortheile, als z. B. des Zunders der Uneinigkeit, welcher in die amerikanische Union geworfen wird, der allmählichen Abnahme aller Getreideausfuhr aus Deutschland nach England u. s. w. So weit ist Plan und Ziel leicht zu erkennen, ob aber der Erfolg den Erwartungen entspricht, ist eine andere Frage.

Wird die erhöhte Ausfuhr nach Canada, das eine Million Einwohner zählt, den Ausfall der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten mit seinen 17 bis 18 Mill. ersetzen? Man wird diese Frage durchaus verneinen müssen, und dann ist auch der nächste Zweck, Wiedererhebung der Gewerbsthätigkeit auf den vorigen Standpunkt, nicht zu erreichen. Die englischen Blätter predigen immer davon, man müsse die Auswanderung in umfassenderem Maaßstabe betreiben, und die Einwohnerzahl der englischen Colonien vermehren, um den Verbrauch von englischen Manufacturwaaren zu steigern. Der Satz ist völlig richtig, aber sollen die Vereinigten Staaten, die größte, schönste und volkreichste Colonie Englands, bloß darum aus der Berechnung bleiben, weil sie zufälligerweise sich seit 50 Jahren unabhängig erklärt haben? Diese Rechnung mag wohl staatsrechtlich richtig seyn, aber nach dem Naturrecht und der Nationalökonomie ist sie falsch. Sie bringt England in ein fortdauernd immer feindseligeres Verhältniß zu Nordamerika, ein Verhältniß, welches endlich zum Kriege führen muß, wozu sich auch England, wie seine Befestigungen auf den Bermuden deutlich genug zeigen, mit aller Macht rüstet.

Die Frage stellt sich jetzt also ziemlich einfach: Aufhebung der Korngesetze und Gleichstellung aller Länder in der Einfuhr von Lebensmitteln, Friede mit Nordamerika und Aufgeben des bisherigen Seerechts und Handelssystems, also freie Concurrenz mit der ganzen Welt, oder — Begünstigung Canada's und Aussicht auf einen Krieg mit Nordamerika. Stellt man die Frage so, dann muß man der englischen Regierung völlig Unrecht geben, aber dabei ist die weitere Berücksichtigung aus der Acht gelassen, ob England mit seiner ungeheuren Schuldenlast die freie Concurrenz mit andern Völkern, namentlich im Handel mit den so gut wie unbesteuerten Nordamerikanern aushalten kann. Diese Frage möchte kaum jemand zu bejahen geneigt seyn, und die Mehrzahl der denkenden Engländer selbst am wenigsten. Ein freier Getreidezoll, aber **ohne** Begünstigung Canada's, war ein Mezzo termine, aber die Möglichkeit eines solchen tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Nordamerika wird sich bald genöthigt sehen seinen dritten Unabhängigkeitskrieg zu führen.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Reisenden im südlichen Rußland.

I. Sommerdürre. — Die Tatarenstadt Koslof. — Ankunft in Jalta. — Die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim. — Besuch in Alupka. (Fortsetzung.)

Am 7 August machte ich einen Ausflug nach Livadia, dem Eigenthum des Grafen Potozki. Dieses schöne Landgut enthält 200 Dessjätinen angebauten Landes, wovon ein großer Theil zum Weinbau verwendet wird. Man zählt in Livadia 150,000 Rebstöcke, auf eine Dessjätine kommen in der Krim gewöhnlich 8 bis 2000 Stöcke. Graf Potozki, der für einen der einsichtsvollsten und tüchtigsten Landwirthe gilt, verwaltete sein Gut mehrere Jahre selbst bis zu seiner Ernennung als Gesandter in Neapel. Der gegenwärtige Intendant des schönen Gutes ist ein Deutscher, Hr. Marco, der mir selbst in Livadia alle Schönheiten dieses köstlich gelegenen Landsitzes zeigte. Die vierjährigen Olivenbäumchen schienen mir hier frischer und besser gedeihend als die in Alupka und in Nikita. Wir pflückten an diesem Tag die ersten reifen Feigen, die in der Krim nicht zu den gemeinen Früchten gehören. Das Landhaus des Grafen, welches in weißer Farbe recht blank, nett und glänzend aus den Baumgruppen hervorblickt, ist mehr bequem, als prachtvoll eingerichtet. Einige große Vasen aus Marmor, der in der Krim gebrochen worden, ziemlich viele italienische Antiken, kleine Statuen und Gemälde mögen darin allein als Luxus gelten. Zimmer, Meubles u. s. w. sind einfach, aber ganz geschmackvoll.

In der nächsten Nachbarschaft von Livadia liegt Oreanda, das Privateigenthum der Kaiserin von Rußland. Hier war man eben beschäftigt, eine passende Stelle für den neuen Schloßbau auszuwählen, zu welchem die Kaiserin eine Summe von 600,000 Rubel angewiesen. Das jetzige Wohngebäude des Intendanten, Hrn. von Staritsch, ist sehr klein und für den Besuch hoher Gäste nicht eingerichtet. Die kaiserliche Familie, welche im Jahre 1834 die Südküste der Krim bereiste, war über die Naturschönheiten von Oreanda hoch entzückt, und in der That zeigt mit Ausnahme von Alupka kein Landgut eine solche Abwechslung von wilden Felspartien, Parkanlagen, Blumengärten, Wasserfällen u. s. w. Merkwürdig ist die Aussicht von dem großen Felsen, der inmitten dieses Landsitzes isolirt sich erhebt und dessen Gipfel ein hohes, metallenes Kreuz trägt. Der Blick auf Meer, Gebirge, Thal und Wälder ist ganz geeignet, einen aus dem Norden kommenden Russen, der auf der weiten Fahrt von Petersburg nach der Krim nur eine einförmige Natur von Föhrenwäldern oder baumleeren Steppen gesehen, in Enthusiasmus zu versetzen. Ich konnte diese Begeisterung aber nicht theilen, denn wenn ich die Reize der taurischen Südküste mit der halbtropischen Natur der Umgebung von Belida am Atlasgebirge, von Brussa am Fuße des asiatischen Olymps oder mit dem Bosporus von Stambul verglich, so mußte die Augenweide der Gegenwart vor der Erinnerung an jene großartigern und lieblichern Naturschönheiten bedeutend zurücktreten.

Im Park von Oreanda sah ich zum erstenmal einen wildwachsenden Erdbeerbaum (Arbutus Andrachne) in der Nähe. Das Vorkommen dieses schönsten Gewächses der taurischen Flora ist an der Südküste der Krim sehr beschränkt. Man findet nur noch einige hundert solcher Bäume auf den steilsten Abhängen des Aju-dagh und der Felsen oberhalb Oreanda. Sie wachsen an den unzugänglichsten Stellen und es ist eine wahrhaft haarsträubende Aufgabe für einen Pflanzenliebhaber,

Digitized by Google

sich Ableger von diesem prächtigen Baum zu holen. Ein sehr großer Arbutus findet sich im Garten von Oreanda, kaum 200 Fuß über dem Meere. Er sproßt dort aus einer Lücke des Felsgesteins hervor, worin sich Humus und verwitterte Thonschiefererde angehäuft hat; der Fels bildet hier eine Art von Blumentopf für den Erdbeerbaum. Man hat, um den Anblick dieses mächtigen, sehr malerischen Gewächses allen fremden Besuchern zugänglich zu machen, hieher einen eigenen Weg gebahnt. Der Baum hatte an einigen Stellen eine feuerrothe Rinde, die ihn überall auf weithin erkenntlich macht, abgestreift, und die junge, noch grüne Rinde blickt hinter den rothen Fetzen der alten hervor, wodurch der Arbutus ein merkwürdig buntscheckiges Ansehen erhält. Obwohl in Oreanda neben den Anlagen, die nur zum Luxus und Vergnügen dienen, auch einiger Weinbau betrieben wird, so trägt dieser Landsitz doch lange nicht die Kosten der Unterhaltung, und die Kaiserin steuert jährlich 32,000 Rubel bei, um Oreanda in gehörigem Stande zu erhalten.

Auf Oreanda folgt in westlicher Richtung das Gut der Fürstin Gallizin, Gaspra, wo gegenwartig der greise, erblindete Fürst Alexander Gallizin, der Liebling zweier Kaiser, in ländlicher Zurückgezogenheit lebt. Der alte Staatsmann, welcher eine so lange Zeit im Hofglanz, unter dem Geräusche des Wohllebens und der Feste einer reichen und verschwenderischen Aristokratie zugebracht, und, wie einer der ersten Günstlinge des mächtigsten Herrschers, so einer der einflußreichsten und geschmeichelsten Grossen Rußlands gewesen, gefallt sich jetzt hier, auf einsamem Spaziergang die greisen Glieder im Sonnenschein zu baden, und am Geräusche des Meeres, am Zwitschern der wenigen Singvögel, den einzigen Naturreizen, welche ein blinder Greis noch genießen kann, die letzte stille Freude zu suchen, welche einem an glänzenden Genuß unendlich reichen Leben einen einfachen, sanften Schluß gibt. Die kaiserliche Familie behandelte den Fürsten Gallizin in Petersburg immer wie einen nahen, innigen Freund, und Kaiser Nikolaus schrieb bei seinem letzten Besuch in der Krim unter das Bildniß des Fürsten mit eigener Hand: „er freue sich, hier das Portrait des alten, treuen Dieners zu sehen; das Original wünsche er noch lange fern von hier." Der Kaiser kennt des alten Staatsmannes stillen Wunsch, im milden Klima der taurischen Südküste seine letzten Tage zu verleben. Da er aber die Nähe eines so erfahrungsreichen und geistesklaren Staatsmannes ungern entbehrte, suchte er ihn noch lange in Petersburg zurückzuhalten, bis endlich bei dem erblindeten Greise die Sehnsucht nach dem milderen Süden die Gewohnheit der Reize des Hof- und Residenzlebens überwand. Er scheint in seiner Einsamkeit den Tausch noch nicht bereut und eine unerschütterliche Heiterkeit bewahrt zu haben.

(Schluß folgt.)

Katalog der Bibliotheken des französischen Ministeriums der Marine und Colonien.

Der Moniteur vom 12 Februar enthält eine umständliche Auseinandersetzung der Arbeiten des Marine- und Colonialministeriums, und führt unter diesen auch auf, daß die für die speciellen Gegenstände der Länderkunde und Schifffahrt bestimmten Bibliotheken, die unter der Aufsicht des Ministeriums stehen, im Laufe der letzten 6 Jahre in einen Katalog gebracht und derselbe in 4 Octavbänden herausgegeben wurde. „Diese ganze bibliographische Arbeit," heißt es im Moniteur, „ist mit großer Geschicklichkeit und vollkommener Klarheit ausgeführt worden. Es ist zugleich ein allgemeines Inventarium der literarischen Schätze der Marine und der Specialkatalog jeder einzelnen Abtheilung. Die Bücher sind nach der bibliographischen Ordnung classiet, und eine besondere Colonne zeigt an, in welcher Bibliothek sie sich finden. Der Leser sieht auf einen Blick alles, was Wichtiges über eine besondere Frage oder ein besonderes Land erschienen ist, und das Ministerium sieht auch daraus, was in einer Bibliothek fehlt, und kann die Lücken nach und nach ergänzen."

Ausflug nach dem Caukun-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Ich wurde auf das freundlichste empfangen, und noch war ich nicht fünf Minuten im Dorfe, als auch schon der Calabasch mit dem sauberen Padwari mir als „Willkommen" erwiesen wurde. Ich muß gestehen, die Kenntniß seiner Bereitung und der Gedanke an all die zermalmenden Kinnbacken hatte schon viel von dem Ekel und von dem Schauder verloren, den er mir noch vor einem Jahre erregte.

Als ich meinen freundlichen Macusi meinen Entschluß, einige Zeit bei ihnen zu bleiben, zu erkennen gab, überließen sie mir eine gerade durch Zufall leerstehende Hütte zu meiner Wohnung, und das ganze Dorf legte thätige Hand an, um mich sobald als möglich unter Dach zu bringen und mir die Hütte so wohnlich als möglich zu machen, versteht sich nach den Begriffen der Macusi von Bequemlichkeit oder Wohnlichkeit. Die Macusi sind überhaupt ein höchst gutmüthiger und gastfreundlicher Indianerstamm, der sich nicht allein durch seine Reinlichkeit und Sauberkeit, sondern auch durch einen erhöhten Grad von Thätigkeit, durch mindere Indolenz, vortheilhaft vor allen andern Stämmen auszeichnet, die ich bisher Gelegenheit hatte kennen zu lernen. Wie überall müssen zwar auch hier die Weiber alle schwere Arbeit thun, das Feld, Tisch, Küche und alle Geräthschaften besorgen, die in der Haushaltung gebraucht werden, sie werden dafür aber auch viel freundlicher und aufmerksamer von ihren Männern behandelt, als dieß bei den andern Stämmen der Fall ist.

Da sie sahen, daß ich naturhistorische Gegenstände sammelte, so verging fast kein Tag, an welchem sie mir nicht Insecten, Vögel, Pflanzen u. dgl. gebracht hätten; — freilich meist in einem Zustande, daß ihre Geschäftigkeit für mich verloren ging, und ich den Willen für die That nehmen mußte.

Schon lebte ich mehrere Wochen unter ihnen und meine gute Meinung von ihnen hatte sich während dieser Zeit nur noch mehr befestigt, als ich eines Morgens durch ein heftiges Gekreische und Getöse und durch ein dreimaliges Schießen in einer meiner Nachbarhütten aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Ich sprang daher eiligst aus meiner Hängematte empor, um mich von der Ursache dieses ungewöhnlichen Lärms zu überzeugen, begab mich nach der Hütte, aus der mir das Getöse immer wieder von neuem entgegenschallte, und fand, daß eben eine der Frauen des Besitzers gestorben war.

Schon wollte ich mich wieder in meine Hängematte zurückbegeben

Digitized by Google

als ich durch das Herannahen von etwa zwölf Frauen in der indianischen Reihe, d. h. eine hinter der andern, davon abgehalten und begierig wurde, den fernern Ceremonien beizuwohnen. Die Frauen traten in die Hütte ein und stellten sich anfänglich stumm um die Leiche herum. Bald aber sollte diese Stille eine schauerliche Unterbrechung erfahren, ja, wäre der Wunsch, den ferneren Vorgängen bei dem Leichenbegängniß beizuwohnen, nicht zu lebhaft in mir erwacht gewesen, die Töne der Wehklage, die meine Ohren vernehmen mußten, hätten ihn wankend machen müssen.

So wie dieß Wehklagen und Gestöhne begonnen, schickte sich der Sohn der Verstorbenen auch an, in einer Ecke der Hütte das Grab zu graben. Bis hieher hatte aber mein Ohr noch immer nicht die höchste Höhe eines indianischen Todtengesanges vernommen, denn das Gekreische, welches mich aus dem Schlafe erweckt, war ein bloßer Schatten gegen das, welches nun folgen sollte. Mochte es nun Sitte oder Ansteckung seyn, kurz, bald hatten sich, wie bei unsern Leichenbestattungen auf den Dörfern, alle weiblichen Wesen der Niederlassung in und um die Hütte versammelt, und jede Neuangekommene that ihr Möglichstes, um durch die thätigste Unterstützung das Wehgeheul, denn so nur kann ich diese Töne nennen, zu vermehren. Nachdem das muldenförmige und etwa 3 bis 4 Fuß tiefe Grab vom Sohne beendet war, begannen die Angehörigen sämmtliche Geräthschaften der Wirthschaft, der Jagd und Fischerei, kurz alle Gegenstände, die sich in der Hütte befanden, hinauszuräumen, wobei sie von dem Chor der Klageweiber durch den Gesang unterstützt wurden. So wie das letzte Stück die Thüre passirt war, erschien der Priestmann oder Zauberer, der schon die ganze Nacht hindurch den bösen Geist durch Heulen, Schreien und Grimassen hatte verscheuchen wollen — leider aber nicht im Stande gewesen war, das Opfer den Krallen desselben zu entreißen, und stellte sich mit ernster Miene zu Häupten der Leiche, neigte sich zu ihrem rechten Ohr herab und schrie ihr zu drei verschiedenen Malen mehrere Machtworte in dasselbe. Jetzt trat er wieder zurück, die Angehörigen lösten die Hängematte von den Balken los, legten den Körper nach dem Grabe, das man während dieser Zeit mit Palmblättern sorgfältig ausgelegt hatte, ließen denselben in dieses hinab und zogen dann die Hängematte unter der Leiche hervor.

Hatten vorher schon die Angehörigen und Leidtragenden in Klagen und Wehgeheul ihr Möglichstes gethan, so suchte von jetzt an einer den andern wahrhaft zu überbieten, ja eine wirkliche Berserkerwuth im Schreien schien sie alle ergriffen zu haben, so daß ich in diesem Zustande alles fürchten zu können glaubte. Fast schien es, als ob sie sich gegenseitig in der Aufzählung der guten Eigenschaften der Verstorbenen übertreffen und überbieten wollten, wenigstens, glaube ich, mich zu diesem Schluß dadurch berechtigt, daß ich im Stande war einige artikulirte Worte aus diesem Chaos zu erhaschen, die mir bekannt und die alle Epitheta ornantia waren.

Alle Angehörigen und entfernteren Verwandten umkreisten jetzt das Grab, und jeder sprang bei seiner Rückkehr auf seinen frühern Standort einmal über das Grab hinweg, von welcher Verpflichtung die Nachbarn und dergleichen ausgeschlossen waren.

Bis hieher hatte der trauernde Wittwer theilnahmlos und stumpf in einer Ecke der Hütte gesessen, alles war spurlos an ihm vorübergegangen; plötzlich erhob er sich, ergriff einen Calabasch, der mit rother Farbe gefüllt neben ihm gestanden, trat an das noch offene Grab heran, streute das rothe Pulver über die Leiche aus und zerschlug dann den Calabasch über derselben, wobei alle Stücken in das Grab fielen, mit Ausnahme des Theils, womit er den Calabasch angefaßt, den er in der Hand behielt und zur offenen Thüre hinausschleuderte.

Während dieses Vorgangs hatten sich alle Verwandten entfernt, und kehrten jetzt mit allerhand Kleinigkeiten, als Stückchen Knochen, Früchten, Brod u. s. w., zurück, die sie sämmtlich auf die Leiche warfen. Diese wurde nun mit breiten Stäben belegt, die so dicht aneinander paßten, daß auch nicht die mindeste Erde hindurchfallen konnte. Als dieß beendet, trat der Zauberer abermals hervor, wobei er dießmal ein großes Bündel Haare in der Hand trug, beugte sich zu dem Grabe hinab, entfernte zu Häupten der Leiche mehrere von den Stäben, bis das ganze Gesicht zum Vorschein kam, und spie ihr in dasselbe, stopfte ihr dann die Haare in Augen, Ohren und Mund, wobei er fortwährend die Peinerne des Spuckens wiederholte, und mit der Leiche zugleich in einem auffallend starken und barschen Tone sprach, worauf er abermals zurücktrat. Nun wurden die Stäbe wieder mit gleicher Sorgfalt an ihre alte Stelle gebracht und mit Palmblättern belegt. Unterdessen hatten sich mehrere der Leidtragenden unter Gesang und Geschrei nach dem nahen Bach begeben, dort Wasser geschöpft und kehrten nun wieder damit zurück. Der Wittwer und die Schwester der Verstorbenen nahmen dieses in Empfang, gossen es über die aus dem Grabe ausgeworfene Erde und begannen diese unter fortwährendem Wehgeheul zu mengen, worauf sie mit dieser angefeuchteten Masse die Palmblätter, welche unterdessen auf die Holzstäbe gelegt waren, etwa einen Fuß hoch bedeckten. Die Verwandten trugen nun wieder mehrere Geräthschaften der Verstorbenen, wie mir es schien besonders solche, die sie im täglichen Gebrauch gehabt, herein und übergaben sie dem Wittwer, der sie auf die nasse Erdschichte auslegte; wie dieß geschehen, warf er das Grab vollends mit trockener Erde zu. Jetzt waren endlich meine Ohren von den fürchterlichen Tönen erlöst; denn plötzlich stellten die Klageweiber ihr Wehgeheul ein und verließen die Hütte, worauf diese von den Verwandten mit der größten Sorgfalt gereinigt und die hinausgeschafften Utensilien wieder an ihre alte Stelle in die Hütte zurückgetragen wurden. Mit der größten Vorsicht hatte man aber vorher die Sachen der Verstorbenen ausgesucht, die nun nebst der Hängematte verbrannt wurden, worauf der Wittwer die zurückgebliebene Asche rund um die Hütte herumstreute.

Die Schwester der Verstorbenen setzte ihre Weh- und Klagelieder noch 14 Tage sowohl bei Tag als auch bei Nacht fort; — glücklicherweise aber allein! — Während dieser ganzen Zeit hatte sie ihre Perlenschnüre, so wie jeden andern Schmuck abgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Werke für die Chinesen. Nach einem Schreiben Gützlaffs in dem Indian News Nr. 35 sind die Engländer stark beschäftigt die Chinesen zu endoctriniren; sie haben eine Abhandlung über den Handel nach dem Wörterbuch Mac Cullochs gefertigt, Malthiesons Abhandlung über Staatsökonomie und mehrere ähnliche Werke übersetzen lassen, und Gützlaff ist sehr geschäftig, solche den Mandarinen und andern angesehenen Leuten verabfolgen zu lassen. Namentlich sollen die Chinesen bei der Verhandlung des Handelsvertrags sich eifrig nach den einschlägigen Werken erkundigt haben. Es wäre nicht unmöglich, daß die Chinesen sehr gelehrige Schüler würden; manche früher bekannt gewordene Staatsschriften zeugen dafür, daß sie viel Sinn für die Sache haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1843.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

Für den Magen ist, wie wir gesehen (s. Nr. 46 ff.), in Paris gut genug gesorgt, wenn nur der Beutel gut versehen ist; eine andere Frage ist, wie es mit dem Getränke steht? Wenn der Deutsche vom Getränk spricht, so meint er nicht solches, was, wie Wasser, bloß den Durst stillt, oder, der gesellschaftlichen Langeweile zu steuern und die Verdauung zu fördern, aus Tassen oder Gläschen geschlürft wird, sondern solches, durch welches er allenfalls auf dem Platze liegen bleiben kann. Vor allen Dingen erwartet man nun wohl, etwas von guten Weinhäusern, Rathskellern, Schoppenwirthschaften u. s. w. zu hören — denn wie wäre es möglich, daß es dergleichen nicht gebe in der ersten Stadt des Landes, wo der beste europäische Wein wächst? — aber ich muß leider zum voraus ankündigen, daß dieser Artikel sehr kahl und für jeden Trinker niederschlagend ausfallen wird. Die Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt ist und umgeht, verlieren viel von dem Reiz und von der Gefahr des Reizes, welche sie sonst haben würden; dieß ist eine Erfahrung, so alt als die Welt. Wie selten werden aus Kindern beides Geschlechts, die von Kindesbeinen auf in Einer Familie gelebt haben, Verliebte! Wie selten gilt ein Prophet in seinem Vaterlande etwas! Der Italiener, der Spanier und Franzose trinkt seinen Rebensaft als etwas Alltägliches, und mischt gewöhnlich Wasser darunter; selten ist er lüstern nach feinen und alten Weinen, und trinkt höchstens ein paar Gläser eines edleren Saftes, ohne lange davon zu nippen. Wie selten sieht man in diesen Ländern auch einen Trunkenbold, der sich recht hinsetzt, um zu trinken! Nur in den Seestädten ist es anders durch die Gewohnheit viel mit Fremden umzugehen, und durch die vielen Aus- und Nordländer, welche sich dort auch häufig niederlassen. Aber doch ist dieß kein Schatten von dem deutschen, polnischen, schwedischen und russischen Leben. Je näher gegen den Norden, destomehr Trunkenbolde und eigentliche Säufer. Zu uns Norddeutschen kömmt der Wein, wie eine süße Gabe der Götter, fernher auf Schiffen; unser zehrenderes Klima bedarf zuweilen eines feurigen Aufgusses auf die in der Kälte und den Nebeln erstarrenden und erschlaffenden Leiber; unser Gemüth selbst ist mehr wechselnd und unserem Klima gleich, daher stürmen und lärmen wir oft so bei unseren Freuden und Vergnügungen, wenn der Franzose bei seiner Weinflasche nicht frohherziger und lauter ist, als bei seiner Brodsuppe und seinem Wasserglase. Daß sich mehrere Leute zu Sechsen und Zwölfen zusammenthun und hingehen, um zu probiren, wer beim Zechen unter den Tischen fällt, das scheint ihnen eben so abscheulich, als lächerlich, und von diesen alten Sitten, die immer mehr auch bei uns veralten, heißen wir Deutschen immer noch Säufer bei den Leuten hinter den Bergen. Boire comme un Suisse, ivre-mort comme un Allemand, soûl comme un Polonais sind Redeformen, die hier jeden Tag im Gespräch vorkommen.

Bei uns hält man auch, weil man den Traubensaft aller Art mehr schätzt, mehr auf ordentliche Häuser, honnete Anstalten, wo er von allen Arten zu haben ist, und läßt sich bei einer fröhlichen Zeche ein paar Thaler nicht reuen. Aber in Paris sind diese löblichen Anstalten gar sehr im Verfall und Verruf. Die meisten Eingebornen legen nicht viel Gewicht auf treffliche und ausgesuchte Weine, oder haben höchstens einige Sorten still bei sich im Hause, wovon sie zuweilen ein Gläschen sich und ihren Gästen zum Besten geben, mehr des Aufwandes und der Ostentation, als der Trinklust wegen; daß sie aber nach guten Weinen ordentlich ausstellen sollten, um sich einmal bene zu thun, wäre fast unerhört; eher wird der Franzose jeder ersten glatten Dirne, jedem Gaukler nachlaufen, und die besten Weine stehen lassen, auch wenn sie ihm umsonst eingeschenkt würden. Man sollte denken, für die vielen Fremden, die Deutschen, Engländer, Polen, Russen u. s. w. seyen Trinkhäuser angelegt, aber auch das ist nicht der Fall. Die rechten Säufer der nördlichen Nationen sind gewöhnlich die schlechtesten Reitenden; überdieß sind es meistens die reicheren und höheren Classen, welche ihre Söhne ausschicken, die auch nicht füglich ins Wirthshaus gehen könnten, zu geschweigen daß es meistens Jugend ist, die zum ächten Trinken wegen anderer An- und Abziehungen noch nicht Sitzfleisch genug hat. Man findet hier freilich in mehreren Wirthschaften, wo Frühstück ausgeboten wird, auch mancherlei Weine, aber diese

Digitized by Google

sind meistens sehr schlecht, weil so wenig Absatz ist, und es ist, wie gesagt, überdieß nirgends Mode, bloß zum Wein sich hinzulagern, sondern man nimmt höchstens einige Hiebe zur Zugift der Speisen. Nur bei den Weinhändlern in kleinen, meist engen Buden, findet man die schlechtesten Arten für den schlechtesten Pöbel und den gemeinen Mann, der hier stehend seinen Canre (eine Vierteiflasche) leert, und in den Spiel- und Billardstuben wird auch der Trunk mehr ernsthaft und systematisch behandelt, weil man vielleicht seine wohlthätigen Wirkungen dort kennen gelernt hat. Der eine trinkt sich Muth, oder ihm wird Muth zugetrunken, um anzufangen; der andere sucht in diesem Nepenthes eine galgenfristende Vergessenheit seines Verlustes und seiner Verzweiflung. Daß nicht mancher Deutsche und andere Fremdling in ein solches angebliches Weinhaus geführt sey und noch geführt wird, um ihm durch den Trank den Verstand und dann durch Würfel und Karten sein Geld zu stehlen, will ich nicht läugnen. Ich habe in diesen Löchern gerade die Gauner und Compiotisten am schärfsten trinken sehen, um den andern Tölpeln gleichen Muth zu machen. Da waren nicht bloß Weine, sondern die derberen Mittel mancher Liqueure und die melancholischen Kinder Englands, Punsch, Rum und Rack. Doch ist dieß Saufen eben so wenig französisch, als die Niederträchtigkeit, womit hier geraubt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Reisenden im südlichen Rußland.

I. Sommerdürre. — Die Tatarenstadt Koslof. — Ankunft in Jalta. — Die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim. — Besuch in Alupka.

(Schluß.)

An Gaspra reiht sich der dem Hrn. v. Narischkin gehörige Landsitz Miskhor, welchem ein Lorbeerwäldchen einen besondern südländischen Charakter verleiht. Im Schlosse von Miskhor, das sehr selten von einem Mitgliede der Narischkin'schen Familie heimgesucht wird, bewunderte ich die höchst geschmackvolle Einrichtung des Saales und die hübschen Gemälde. Auf den weichen Divan mich hinstreckend, wachte recht lebhaft der Wunsch in mir auf, meine Ungezieferbehausung in Jalta mit diesem so wohnlichen, heitern, eleganten Landschlößchen vertauschen zu können. Seufzend sah ich den hellen, herrlichen Saal hinter mir zuschließen und kehrte wieder zu meiner bescheidenen Wohnung in Jalta zurück, welche ich mit einer Leiter besteigen mußte, da die morsche Treppe Tags zuvor eingestürzt war.

Am 10 August machte ich einen Ausflug nach Alupka, welches 15 Werste von Jalta in westlicher Richtung liegt. Hier hat der Generalgouverneur von Neu-Rußland, Graf Woronzow, auf den Bau eines gothischen Schlosses, auch auf die Anlagen von Park und Gärten, auf großartige Pflanzungen von Rebstöcken und Olivenbäumen viele Millionen verwendet. Der Schloßbau, der vor mehr als fünfzehn Jahren begonnen worden, naht seiner Vollendung. Es ist ein merkwürdiges Stück gothischer Architektur, welches nach dem Plan und unter der persönlichen Leitung des englischen Architekten Hunt ausgeführt, hinsichtlich der Reinheit des Styls und der soliden Masse des Materials seinesgleichen sucht. Das Schloß steht auf einer Anhöhe, einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel. Unter ihm steigen sehr schroffe Dioritfelsen aus dem Meer hervor und über ihm ragt das steile, nackte, graue Kalkfelshaupt des Ai-Petri, welches sehr wild zerklüftet und zerrissen, an Form den zerfallenen Ruinen einer Ritterburg ziemlich ähneit. Die Natur hat für Alupka viel gethan; die Gegend ist durchaus malerisch. Die Kunst kam überdieß der Natur allenthalben sehr verschwenderisch zu Hülfe, und man muß nur beklagen, daß bei der Anordnung des Ganzen nicht immer ein guter Geschmack vorgewaltet hat. Die Lage des Schlosses wurde wegen zwei Cypressen in der Nähe gewählt, welche der berühmte Potemkin hier gepflanzt haben soll. Graf Woronzow bewährte dadurch sein lebhaftes Interesse für historische Erinnerungen, aber der Kunstfreund dürfte mit dieser Wahl weniger zufrieden seyn. Auf einem höhern, mehr dominirenden Standpunkt würde das Schloß durch eine reichere Aussicht gewonnen haben, während der Anblick desselben vom Seeufer aus viel imposanter geworden wäre. Jetzt ist die Hälfte des Schlosses hinter dem Vorsprung einer Hügelterrasse versteckt und das Gebäude zeigt sich trotz seines bedeutenden Umfangs sehr wenig großartig; nicht minder ungünstig ist die Farbe des Gebäudes. Der Baustein ist Diorit, der in der Nähe gebrochen wird, eine plutonische Felsart von ungemeiner Härte und Festigkeit. Nächst dem Granit läßt sich kaum ein soliderer Baustein finden, und wenn nicht ein Erdbeben die Grundveste des Ai-Petri erschüttert, so mag dieser Palast wohl für Jahrtausende unversehrt stehen. Für ein Landschloß aber ist die Farbe des Diorits nicht glücklich gewählt. Die schmutzig grünen Wände des Palastes heben sich aus dem edlern und reinern Grün der Südküste und der Cypressen, der glänzend belaubten Magnolien nicht so heiter und lieblich hervor, wie dieß in Livadia beim weißen Schlößchen des Grafen Potozki, einem unendlich bescheideneren, aber für einen solchen Landsitz gewiß viel passenderen Bau der Fall ist. Auch der gothische Styl macht beim Schloß in Alupka keine günstige Wirkung, er ist zu ernst und düster für eine ländliche Umgebung.

So groß und mächtig der Eindruck gothischer Bauwerke bei Kirchen, Klöstern, oder selbst bei Stammschlössern altehrwürdiger Monarchien ist, so wenig gefällt dieser Styl bei einem Parkpalast, wo man neben Myrte und Lorbeer lieber einer modernen freundlichen Villa Italiens als einem mittelalterlichen Gebäude von melancholisch-klösterlichem Ansehen begegnen möchte. Mir lag ein Vergleich dieses Schlosses mit dem neuen Sommerpalast des Sultans Abd-ul-Medschid am Bosporus sehr nahe, denn ich hatte die türkische Hauptstadt erst vor wenigen Monaten verlassen und das Bild der Natur wie der Bauwerke Stambuls lag mir noch so ganz frisch vor der Seele. Jener Sultanspalast hat vielleicht nicht den vierten Theil der Summe des Woronzow'schen Schloßbaus gekostet und ist an

Digitized by Google

Solidität gar nicht mit ihm zu vergleichen, denn nur die Säulen sind dort von weißem Marmor, das übrige Gebäude ist von Holz, aber übertüncht mit der Marmorfarbe, welche die Augen der meisten Spazierfahrer im Bosporus täuscht. Bei diesem Palast ist der antike Styl mit der modernen Bauart so glücklich verschmolzen, daß der Anblick des höchst zierlichen, leichten, symmetrischen Gebäudes auf den Beschauer den anmuthigsten Effect hervorbringt. Wie lieblich müßte ein so graciöses Schlößchen an der Krim sich ausnehmen, wo die Vegetation reicher und die Bergformen im Hintergrund höher und schöner als am Bosporus sind! Das Innere des Woronzow'schen Palastes entspricht ebenfalls nicht ganz der hohen Erwartung, die der fremde Besucher, der in Odessa viel Wunder darüber gehört, gewöhnlich hegen mag. Am besten gefiel mir das im chinesischen Geschmack mit Wänden vom zierlichsten Strohgeflechte und mit allerlei hübschem Holzschnitzwerk geschmückte kleine Zimmer der Gräfin. In dem großen Speisesaal ist das schöne Zimmerwerk der Decke, aus der geschickten Hand des Engländers Williams hervorgegangen, der prächtige Kamin von geschliffenem Diorit und die rothe Marmorfontäne, aus der das beste Quellwasser der Gegend sprudelt, besonders erwähnenswerth; alle übrigen Zimmer sind einfach und mehr solid und bequem, als blendend eingerichtet. Den englischen Baugeschmack, welchen der Graf wie alle englischen Sitten und Gewohnheiten bei seinem langen Aufenthalt in London liebgewonnen, sieht man in diesem merkwürdigen Schloß überall vorherrschend. Ich habe über den Betrag der Kosten des Woronzow'schen Palastes nichts Sicheres erfahren können, doch meinte ein Architekt in Jalta, derselbe dürfte wohl 4 Millionen Rubel übersteigen. Die Gärten des Grafen stehen unter der Leitung eines Deutschen, Hrn. Kabach, dem es gelungen, viele südliche Gewächse, die vordem in der Krim unbekannt gewesen, glücklich fortzubringen. Die Orangen- und Citronenbäume, so wie eine riesenhafte Agave americana, die von Felsen eingeschlossen in einer Vertiefung sich befindet, werden im Winter blos mit Brettern bedeckt, und Magnolien übersteden die rauhe Jahreszeit auch ohne diesen Schutz. Lorbeer, Oelbäume, Myrte, Feigen- und Granatbaum, das prächtig blühende Cercis Siliquastrum, welches hier verwildert vorkommt, Diospyros lotus, Fucus elastica, Prunus laurocerasus und ähnliche Südgewächse, die eine Winterkälte von 8 bis 10 Grad vertragen können, gedeihen hier ziemlich schön. Der Gärtner zeigte mir eine vom Marschall Marmont gepflanzte Platane, welche bereits hoch und schön emporgeschossen, zwei Lorbeerbäume, die der Kaiser und der Thronfolger, und eine Eiche, welche die Kaiserin während ihrer letzten Anwesenheit in der Krim eigenhändig gepflanzt hatten. Im Ganzen leidet auch die Umgegend von Alupka an Trockenheit, und der Gärtner klagte über die Mühe die er habe, die Bäume grün, die Blumen lange frisch zu erhalten. Diese Trockenheit der taurischen Südküste steht einer Mannichfaltigkeit der Cultur durchaus im Wege, und Pallas irrte sich sehr, wenn er glaubte, daß Baumwolle und alle Culturzweige Griechenlands und Siciliens hier gedeihen würden.

Ueber das Schmuggeln mit Hunden in Frankreich.

Der Monit. industr. vom 5 Febr. enthält unter anderm folgende Mittheilung: Der Donanendirector hat dem Finanzminister vor einigen Jahren einen Bericht über die Contrebande vermittelst Hunden vorgelegt; diese begann im Jahre 1835, als man die Contrebande zu Pferde unmöglich gemacht hatte. Man schätzt die Masse der Waaren, welche auf diese Weise eingeschmuggelt wurden, auf 1,190,000 Kil. jährlich, und rechnet dabei nur 2½ Kil. auf den Hund, während dieselben manchmal 10, ja 12 Kil. tragen. In einigen Strichen rechnet man, daß ein Hund von zehn, in andern, daß ein Hund von zwanzig erlegt wird, aber diese Annahmen sind sehr unsichere, und mehrere Zollbeamte behaupten, daß nur einer von fünfundsiebzig erlegt würde, selbst wenn die Schutzwache benachrichtigt sey. Tabak und Colonialwaaren sind der Hauptgegenstand des Schmuggels, ferner Twist und Manufacte. Man hat in der Gegend von Dünkirchen Hunde gefangen, die einen Werth von 6, 8, ja 1200 Fr. trugen; auch sind auf diesem Wege manchmal Schriften nach Frankreich gebracht worden, die der Regierung feindlich waren. Alles, was man bisher gegen diese Art von Contrebande versuchte, ist im Wesentlichen fruchtlos geblieben, und sie dauert immer noch in einem erschreckenden Grade fort; es ist unter anderm bewiesen, daß auf diesem Wege nur allein an Tüll aus England, der in Frankreich ganz verboten ist, für 10 Mill. Fr. jährlich eingeführt wurden.

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Für meine Sammlungen hatte ich ein besonders günstiges Feld gewählt, und bald war ich auch im Besitz mehrerer Rupicola elegans und des Casmarynchos carunculatus, obschon beide äußerst schwierig zu schießen sind, und meine Indianer meinen Bitten u. s. w., mir auf die äußersten Felsen zu folgen, lange kein Gehör geben wollten, da ihre ganze Furcht dadnech in Aufregung kam. Denn daß diese so wunderlam geformten und auf- und durcheinander gewürfelten Felsen nicht das Residenzschloß und Bellevue von wer weiß wie vielen der mächtigsten bösen Geister seyn sollten, war wohl keinem Zweifel unterworfen. Sich muthwillig und mit Bewußtseyn in eine solche Gesellschaft zu begeben, hieße bei ihnen: mit großen Herren Kirschen essen, vor welcher Ehre sie aber gar gewaltig Furcht hatten. Endlich vermochte ich zwei derselben, die mir so eine Art von Freigeistern zu seyn schienen, bei denen sich der Aberglaube und das Vorurtheil aber doch noch ziemlich festgeklammert hatte, mir zu folgen.

Nachdem ich mit ihnen einen ziemlich steilen Abhang, der hie und da durch ungeheure Riesengranitblöcke fast unwegsam gemacht wurde, ungefähr 1600 Fuß erstiegen haben mochte, trafen wir auf einen kleinen Platz, wo der Boden ziemlich eben und mit Gebüsch stark bewachsen war. Meine Indianer gaben mir zu verstehen, daß ich mich mit ihnen hier platt auf die Erde legen möchte, worauf sie mit großer Kunstfertigkeit das lockende Geschrei des Weibchens der Rupicola elegans nachahmten; augenblicklich wurde von einem nicht sehr fern weilenden Männchen diese Aufforderung beantwortet, dem bald ein zweites und drittes folgte. Jetzt geboten mir meine Indianer die größte Ruhe, denn im schnellsten Fluge, der ungemein viel Aehnlichkeit mit dem unserer Waldschnepfe hat, kamen einige durch das Gebüsch herangeflogen, setzten sich einen Augenblick nieder, um sich nach der lockenden Damenstimme

umzusehen, und verschwanden eben so schnell wieder. Diese kurze Ruhe muß der Jäger zum Schuß benutzen, da es fast der einzige Augenblick ist, wo ein solcher sicher gelingen möchte. Wir waren so glücklich sieben zu erlegen. Das Weibchen ist braun gefärbt, und auch das Männchen erhält erst im dritten Jahre sein prachtvolles Orangegefieder. Eigenthümlich ist es, daß die Aupicola sorgfältig die Gesellschaft aller übrigen Vögel vermeidet und daher immer allein angetroffen wird.

Beinahe noch schwieriger, vorzüglich mit nicht weittragenden Gewehren, ist die Jagd auf den Casmarynchos, da dieser sich meist nur auf den äußersten Gipfeln trockener Bäume niederläßt, wo ihn das Schrot nur selten erreichen kann.

Nach langem mühsamem Herumstolpern unter den zahlreichen Granitblöcken, wo ich einigemal nahe daran war auszugleiten und eine ganz ansehnliche Höhe hinabzuschlagen, zeigte einer meiner Gefährten auf einen solchen Gipfel, auf welchem ich einen blendendweißen Vogel sitzen sah. Ich bedeutete meine beiden Begleiter, daß wir zugleich schießen wollten, wo denn doch der Vogel vielleicht von einem Schrote erreicht werden möchte; — ein verneinendes Schütteln des Kopfes war die Antwort, denn sie sahen nur zu gut ein, daß es bei unserer jetzigen Stellung in das Blaue schießen hieß, ein Unternehmen, welches der Indianer förmlich verabscheut; denn er wird nie eher die Flinte zum Schuß ergreifen, als bis er einen sichern Erfolg vorhersieht. Da mir aber sowohl das Indianerauge, als auch ihre Gesinnung fehlten, so versuchte ich den Schuß allein, hatte aber freilich bloß das spöttische Lächeln meiner beiden Begleiter zum Gewinn, denn der Vogel flog unter seinem sonderbaren Geschrei unbeschädigt auf und davon. Schon teilte ich in meinem Unmuth über das Mißglücken meines Schusses die beiden Indianer an, mit mir weiter zu gehen, als sie mir zu verstehen gaben, daß der Vogel bald auf seinen alten Platz zurückkehren würde, wovon ich mich auch in kurzem überzeugte. Ich suchte mir daher so schnell als möglich eine günstigere Stellung aus, und kaum hatte ich diese eingenommen, als ich auch schon wieder das Geschrei des Vogels hörte, und diesen bald auf seiner alten Stelle sitzen sah. Diesmal war das spöttische Lachen und Triumphiren an mir, denn ich war so glücklich, den Vogel in meine Gewalt zu bekommen. Er hat die Größe einer Drossel und blendendweißes Gefieder. An der Basis des Schenkels erhebt sich ein eigenthümlicher muskulöser, dabei aber hohler Zipfel, der in directer Verbindung mit dem Gaumen steht, von schwarzer Farbe und mit einzelnen weißen Federchen besetzt ist. Vom Gaumen aus kann dieser eigenthümliche Auswuchs mit Luft gefüllt werden, wo er sich dann wie ein Horn erhebt; ebenso kann auch dahin die Luft wieder zurückgezogen werden, und der Zipfel hängt dann, wie die sogenannte Nase unserer Truthähne, über den Schnabel herab. Schreit der Vogel oder befindet er sich überhaupt in einem gewissen Zustande des Wohlbehagens, so bläst er den Zipfel auf, der sich dann sogleich um seine eigene Basis herumdreht, wo er gleichsam die Form eines Trichters beschreibt. Das Geschrei hat ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Klang einer Glasglocke und tönt in ziemlich weite Fernen hin. Das Weibchen weicht im Colorit bedeutend von dem des Männchens ab, denn sein Gefieder ist grün gefärbt.

Da es bisher noch keinem Indianer gelungen seyn soll, das Nest desselben aufzufinden, so ist er natürlich mit in die Reihe der Wundervögel eingereiht, von denen man sich ganz sonderbare Geschichten zu erzählen weiß.

Noch war bis jetzt mein Suchen nach der Muralipflanze vergeblich gewesen, und ich gab daher auch alle Hoffnung auf, sie in diesem Theil des Gebirges zu finden. Da ich hörte, daß sie in großer Menge auf dem Jlamikipang, einer der Felsenhöhen des Gebirgszugs, wachsen sollte, so brach ich mit fünf Indianern dahin auf. Nachdem wir den Cucasawaka, einen kleinen Fluß, überschritten, schlugen wir eine südwestliche Richtung ein, wo wir am Fuße eines der Ausläufer des Gebirgs hingingen, bis wir am Nachmittag eine verlassene Indianerniederlassung von vier Hütten antrafen.

Ist auch der Indianer nicht so fest an die Scholle gebunden, die er eben bewohnt, vermag ihn oft eine geringfügige Ursache, sein Jagdgeräth und alles andere Tragbare mitzunehmen und sich eine andere Wohnstätte zu suchen, so thut er dieß doch nur in sehr seltenen Fällen, wenn das Cassava-, Zucker- und Tabaksfeld noch nicht eingerentet ist. Es mußte daher ein tiefer und höchst wichtiger Grund gewesen seyn, der die frühern Bewohner vermocht hatte ihre im schönsten Gedeihen stehenden Felder zu verlassen und auf und davon zu gehen. Die Gomphrena globosa wucherte und gedieh hier in ungeheurer Menge.

Da es ziemlich heiß war, so war uns das saftige Zuckerrohr ein höchst willkommener Fund, mit dem wir auch unsere trockenen und verschmachtenden Gaumen weidlich letzten, worauf wir unsern Marsch wieder fortsetzten.

Bald lichtete sich der dichte Wald, durch den wir bisher gegangen, und wir betraten eine weite Savanne, die wir immer noch in gleicher südwestlicher Richtung durchschritten, wo wir nach einigen Stunden das Macusidorf Cumeré erreichten, das am Fuße des Jlamikipang, dem Ziel unserer Reise, erbaut war.

Freudig stimmte man in meine Bitte ein, einige Tage bei ihnen verweilen zu dürfen, und als meine Begleiter den Bewohnern wohl einige Personalia über mich mitgetheilt haben mochten, wie ich aus den lebhaften und forschenden Blicken schließen konnte, kamen mehrere auf mich zugestürzt, und wußten kaum ihre Freude lebhaft genug erkennen zu geben, in mir den Bruder von Schomburg, wie sie meinen Bruder nannten, zu finden. Alles wurde herbeigeschafft, womit sie mir eine Freude machen zu können glaubten, zehn, hundert Fragen an meine Begleiter über meinen Bruder gerichtet, so daß ich durch diese Anhänglichkeit und Freude wirklich tief ergriffen wurde.

Vor allem lieb aber war mir, als ich unter ihnen auch denselben Macusi traf, der vier Jahre früher auch meinem Bruder als Führer gedient hatte, und der zugleich einer der berühmtesten Giftbereiter der ganzen Umgegend war. Aus diesem Grunde konnte ich um so gewisser seyn, daß er den Standort von allen Muralipflanzen der ganzen Umgebung kannte.

(Fortsetzung folgt.)

Tempelraub der Engländer in China. Die Hongkong Gazette vom 27 Oct. meldet, daß der Vorstand eines chinesischen Klosters sich bei Sir Henry Pottinger beklagt habe, daß die Engländer an dem großen Porcellanthurm allerlei Beschädigungen sich erlaubt hätten. Die Sucht, Merkwürdigkeiten mit nach Hause zu nehmen, veranlaßte nicht weniger als 40 Officiere und Matrosen Stücke von dem Porcellanthurm abzubrechen und selbst die Götzenbilder und andere Figuren mit fortzunehmen. Die Sache erregte, wie natürlich, eine große Erbitterung unter dem Volke und es bildeten sich drohende Gruppen. Sir Henry that natürlich, sobald er von der Sache hörte, alsbald Einhalt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1843.

Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft,

herausgegeben von J. P. Jordan.

Wir haben in diesen Blättern schon mehrmals auf das neue Leben aufmerksam gemacht, das sich in den slawischen Völkern regt, und die slawischen Literaturen, so verworren sie auch noch immer in manchen Beziehungen dalliegen, deuten doch alle auf eine neu erwachte Regsamkeit hin, die um so bedeutender ist, als sie mit der Errungenschaft der westlichen Völker ausgerüstet auf Völker wirkt, die literarisch weit minder diafirt sind. Die Zeit ist längst vorbei, wo man die Völker Osteuropa's als eine geistig träge, fast todte Masse betrachten konnte, im Gegentheil, das geistige Leben nimmt dort allmählich eine gegen den Westen ziemlich widerhaarige Richtung, und es ist nun Hrn. Jordans Zweck, in dieser Beziehung als Vermittler aufzutreten, und namentlich dem deutschen Publicum die Kenntniß slawischer Zustände und Bestrebungen näher zu bringen. Darum trägt seine Zeitschrift das Motto: Verständigung, Versöhnung, Vereinigung! Wer wollte diesen Zweck nicht loben? aber der Redacteur möchte seine Aufgabe sich kaum in ihrer ganzen Schwierigkeit gedacht haben — obwohl er sich letztere keineswegs verborgen hat — und die größte möchte ihm leicht nicht von außen her, sondern im Innern, im Verhältniß zu seinen Mitarbeitern erwachsen, unter denen sich, wie schon das erste Heft zeigt, einige gar scharfe Geister finden. In rein literarischer Hinsicht möchte gegen Anordnung und Auswahl, so weit sie sich aus dem ersten Heft entnehmen läßt, wenig einzuwenden seyn, wohl aber manches gegen die polemische Haltung, und der Redacteur wird wohl Mühe haben diese zu zügeln.

Es kann nicht in unsrer Absicht liegen, eine Recension dieses ersten Heftes einer Zeitschrift vornehmen zu wollen, deren Aufgabe schwierig genug ist, und wir begnügen uns, einige Ansichten über den Kampf zu geben, den der Panslawismus erweckt hat. Es bedarf wohl keines Beweises mehr, daß auch der literarische Panslawismus, so weit ihn Rußland begünstigt, einem klar erkannten, wohl überlegten Zweck dient, daß vielleicht nur wenige Westslawen wissentlich, viele unwissend diesem Zwecke behülflich sind; aber es handelt sich in dem Kampfe um nichts mehr und nichts weniger als um die klar zu stellende Frage, ob die nationalslawische Anziehung stärker ist, als das Gewicht der westeuropäischen Bildung, und ob die erstarrte, orientalische Kirche siegen soll, oder das regsame Leben der abendländischen. Wir sind mit dem Verfasser der Skizze „Ljudewit Gaj und der Illyrismus" vollkommen einverstanden, daß es von deutscher Seite höchst unklug wäre, sich mit der „aufgewachten Slawenwelt" anders als auf dem Wege der Humanität vertragen zu wollen, wie aber, wenn einst „die ungarischen Slawen mit den Magyaren den unvermeidlichen Kampf auf Leben und Tod beginnen," ist es dann auch Deutschlands Sache still zu sitzen und den aufgeregten Sturm der Elemente mit eitlen Humanitätssprüchen besänftigen zu wollen? Eben der genannte Aufsatz über „Ljudewit Gaj und den Illyrismus" zeugt von der ganzen Tiefe der Kluft, welche in Ungarn die kämpfenden Parteien scheidet, und welche das temporäre Aufgeben des Parteinamens „Illyrier"*) keineswegs ausfüllen wird, denn Geist und Tendenz sind dieselben geblieben. Der Verfasser der Skizze, ein Hr. Künick, stellt sich ganz auf den slawischen Standpunkt, und ist dem magyarischen durchaus feindlich, bei unbefangener Beachtung aber dürfte man wohl finden, daß der Zweck der Magyaren mehr als entschuldbar, und nur das Mittel falsch gewählt ist, daß sie indeß wohl genöthigt seyn werden, wie sie durch das versöhnende Dazwischentreten der Regierung von der ganzen Strenge ihrer Ansicht in Bezug auf Croatien abgewichen sind, so auch in Bezug auf Slowaken und Russinen abzustehen. Doch wir wollen auf diesen viel besprochenen und doch keineswegs erschöpften Gegenstand nicht näher eingehen. Die zwei oder drei nächsten Hefte, wo die Stellung der ungarischen Slawen zu den Magyaren,

*) Die von Ljudewit Gaj redigirte Agramer Zeitung nannte sich bis Ende vorigen Jahrs Ilirske narodne novine (illyrisches Volksblatt) und die literarische Beilage Danica ilirska (illyrischer Morgenstern); jetzt heißt erstere nur noch Narodne novine schlechtweg, und die letztere führt den Titel Danica horvatska, slavenska i dalmatinska.

Digitized by Google

das Illyrenthum und Croatiens Verhältniß zu Ungarn besprochen werden sollen, gibt uns vielleicht nähere Veranlassung, und wir mahnen hier nur noch an das Wort des Grafen Leo von Thun, daß die Südslawen wohl kaum das rechte Maaß halten würden. Ueber den Panslawismus im Norden der Karpathen kommen wir wohl demnächst zu reden.

Deutschland ist seit seiner ältesten Geschichte so mannichfach mit den slawischen Völkern verflochten, die deutsche und slawische Bevölkerung ist in manchen Ländern so unter einander gemischt, daß panslawistische Bestrebungen nur Erbitterung und Haß erregen und Ereignisse herbeiführen könnten, deren Ausgang wohl keinem der jetzt mitsprechenden Theile frommen möchte. Dennoch halten wir die Besprechung dieser Verhältnisse für sehr zeitgemäß; sie werden nicht besser dadurch, daß man, wie der Vogel Strauß, den Kopf in die Ecke steckt, man muß sie messen und wägen lernen, um das rechte Maaß zu ihrer Behandlung zu finden. Obwohl unsere Hoffnungen zu einer allezeit friedlichen Ausgleichung der obschwebenden Fragen nicht sehr groß sind, so ist doch, wenn irgendwo, schon der Wille und das Streben zu loben, und darum sehen wir diese neue Zeitschrift mit lebhaftem Vergnügen, denn am Ende, nach allem Streit und Hader, wird man sich doch wieder vertragen müssen, und kein Theil wird eine unbeschränkte Herrschaft über den andern erringen.

Zum Schlusse können wir uns nicht enthalten, auf die kurze Abhandlung oder vielmehr Inhaltsanzeige der „slawischen Alterthümer von Schaffarik aufmerksam" zu machen, ein Werk, das bis jetzt in Deutschland, wohl aus Unkenntniß der Sprache zu wenig Beachtung gefunden hat, und wenn wir gleich über manche Annahmen in demselben ziemlich starke Zweifel hegen, so wird doch auf der andern Seite jeder bekennen müssen, daß die Geschichte des östlichen Europa von Herodot bis zur Christianisirung der Namen nur ein slawischer Gelehrter genügend wird behandeln können.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Wein zum allgemeinen Gebrauch ist in Paris im Ganzen genommen der schlechteste in Frankreich. Allerdings findet man auch die feinsten, ächtesten und wohlschmeckendsten hier, aber sie kommen nicht zu den mittleren Classen herab. Vielleicht versteht man nirgends in der Welt so gut, den Wein zu taufen, zu färben und zu stärken, wie hier, deßhalb hat man sich aber auch nirgends in der Welt so sehr vor übermäßigem oder auch nur vor reichlichem Genusse desselben in Acht zu nehmen, als in Paris. Der rothe Wein wird am meisten getrunken, namentlich der Vin d'Orléans und der Burgunder. Seine Farbe erleichtert schon manche Verbesserungen, die man ihn aushalten läßt. Man hat das Litre von 8 bis 20 Sous, aber alle die verschiedenen Sorten sind herb, abschmeckend und widrig. Es ist unmöglich, hier den gewöhnlichen Wein ohne Wasser, so wie das gewöhnliche Wasser ohne Wein zu trinken. Es gibt in Paris nur drei oder vier Weinhändler und etwa ebenso viel Speisewirthe, wo man guten Wein bekommt: aber sie sind, ungeachtet Frankreich diese herrliche Gabe der Natur in seinem Schooße hat, sehr theuer, denn die Abgaben davon sind ausschweifend. Im Stück bezahlt der Litre Wein 20½ und in Flaschen 25 Centimes städtischen Eingangszoll, d. h. nahezu so viel, als guter Burgunder an Ort und Stelle, und viel mehr als starker Wein im Süden von Frankreich kostet. Aus diesem Grunde hat auch der Verbrauch des Weines in Paris nicht im Verhältniß der Einwohnerzahl zugenommen. Von 1809 bis 1841 ist die Bevölkerung von Paris von 600,000 auf 912,000 (die Garnison und die Fremden ungerechnet), also um 52 Procent gestiegen; die Weinconsumtion dagegen, anstatt zu steigen, in demselben Maaße gefallen. Im Jahre 1809 kamen auf jeden Einwohner durchschnittlich 166 Litres, im Jahre 1840 nicht mehr als 95, welche Abnahme nicht etwa bloß vorübergehend, sondern anhaltend gewesen ist. Von 1806—1811 consumirte jeder Kopf 162 Litres, von 1830—1835 nur 103 Litres. Nun aber unterliegt es gar keinem Zweifel, daß jetzt eben so viel getrunken wird, als sonst, und man daher auch keck behaupten darf, jener anscheinende Consumtionsausfall von 59 Liters per Kopf werde hauptsächlich durch künstliche Weine gedeckt. Der hohe Flor der Weinverfälschung und Weinfabrication in Paris liefert den schlagendsten Beleg dazu. Der leichte Burgunder wird mit schweren Weinen aus dem südlichen Frankreich, mit Alkohol und einer ungeheuren Menge Wasser vermischt. Die schwachen Weine aus der Umgebung von Paris und der Gegend von Orleans stärken die meisten Weinhändler ebenfalls mit südlichen Weinen, und thun etwas Zucker hinzu, um den sauern Krätzergeschmack zu mildern. Viele aber unterdrücken auch den Wein in ihrem Gemisch und lassen aus Färbholz, Alkohol, Zucker, Treberaufguß, Schwefel und Wasser ein scheußliches Gebräu zusammengähren, das in den Buden der Weinschenken und bei den schlechten Garköchen ausgeschenkt wird. Alle Anstrengungen der Polizei, dem Uebel der Weinverfälschung zu steuern, sind vergebliche Arbeit, und aller Aufpassung zum Trotz werden hier gewiß über hundert Millionen Litres Wein jährlich aus andern Substanzen, als aus Trauben bereitet. Man kann sich denken, welchen Einfluß diese Consumtion auf die Gesundheit der niedern Classen haben muß, und bis auf welchen Grad dieser Zustand der Dinge den Weinbauern schadet.

Die Halle aux vins ist die Niederlage für die noch zu verzollenden Weine. Es ist eine Sammlung mehrerer großen Gebäude, die nach der Wasserseite neben dem Pflanzengarten durch ein langes, eisernes Gitter begränzt werden und im Innern verschiedene freie Plätze und besondere Straßen mit den Namen der französischen Weinländer bilden. Obwohl auch unter dem Kaiserreich gebaut, hat die Weinhalle doch nicht den monumentalen Charakter wie die Schlachthäuser, diese trefflichen Denkmale des Napoleonischen Baustyls, ist übrigens bequem und solid eingerichtet. Jeder Weinhändler hat darin seinen Keller und ein kleines Comptoir, den Keller in einem der großen Gewölbe mit hohen Dachungen, das Comptoir im

Digitized by Google

Freien vor dem Keller. Hier steht Häuschen an Häuschen, alle mit Blumengärtchen oder Gittern umgeben. Die Keller sind beständig sehr reichlich versehen. Die großen Weinhandlungen haben ihre eigenen Canäle an Ort und Stelle, wodurch sie sich gute Weine verschaffen und sie sind immer mit den feinsten Sorten versorgt, während die geringern Häuser sich mit dem begnügen müssen, was jene nicht gewollt haben.

Seit längerer Zeit ist der Bordeaux in Paris Mode geworden, denn hier ißt und trinkt man auch nach den Regeln der Mode. Es ist ein braunrother, schwerer Wein, etwas herbe, aber weniger zusammenziehend als die Sorten, die wir in Norddeutschland, besonders in Mecklenburg, Holstein u. s. w. unter dem Namen Pontak, Medok, Konstans, Kabors ꝛc. trinken. Seine Farbe und sein natürlicher Geschmack geben den Weinkünstlern ein weites Feld, ihre Talente zu üben: darum findet man ihn auch selten ächt und er macht meistens eine unnatürliche Hitze.

Im Ganzen und im täglichen Laufe des Lebens ist der Pariser im Genuß des Rebensaftes mäßiger als ein deutscher Großstädter, und trinkt selten mehr als eine Flasche über Tisch, oft nur eine halbe Flasche in 24 Stunden. Aber an Sonn- und Festtagen, wenn das Wetter es nur irgend erlaubt, geht der Handwerker und Arbeiter, der Taglöhner und Professionist vor die Thore um zu kneipen und den Freudenbecher des Sonntags bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Diese Volksclassen arbeiten sechs saure Tage hindurch, um sich den siebenten zu erholen, und trösten sich während der Mühseligkeiten jener sechse mit der lachenden Aussicht auf den siebenten. Sehr charakteristisch ist der klägliche Ausruf eines Schuhflickers bei Mercier, der einen Soldaten betrunken sieht: Qu'il est heureux! sagte er: il est ivre; je ne pourrais l'être que dimanche. An solch einem Sonn- und Festtage ist aber auch in und um Paris alles in Bewegung von des Morgens um 8 Uhr an bis nach Mitternacht. Das Volk steigt aus seinen Kellerlöchern herauf und aus seinen Dachkammern herunter, um „die böse Luft auszujagen" (pour chasser le mauvais air), und sich in die Cabarette und Guinguetten außerhalb Paris zu vertheilen. Es strömt schaarenweise nach Bercy, Belleville, Gentilly, Montrouge ꝛc., geht erst eine Weile spazieren, und setzt sich sodann zum Frühstück und zur Weinflasche, tanzt darauf, lärmt, singt, ist witzig und zänkisch, mehr aber als alles andere angerissen und betrunken. Den größten Zusammenfluß des Volks der untersten Classen trifft man in den Guinguetten zu Belleville und Vaugirard. Diese Guinguetten, die sämmtlich außerhalb der Barriere liegen, verkaufen den Wein nahezu um die Differenz des Octroi wohlfeiler, weil sie die Eingangsgefälle nicht zu entrichten haben, die Lebensmittel aber eher theuer als in der Stadt, der Wagniß des Verlustes wegen, wenn, wie so oft geschieht, schnell Regen einfallen sollte. Cabaret liegt da an Cabaret, Kneipe an Kneipe; jede sucht auf ihre Weise anzulocken, durch Salons pour 300 Converts, Carroussels, Jeu de Siam, Kegelschieben, Pistolenschießen, gewöhnlich aber mit einem Anweesspiel, in welchem große Kupfermarken in numerirte Löcher auf zehn Schritte geworfen werden müssen, ein Spiel, welches auch in den Kneipen der Stadt, wo der Platz es nur irgend gestattet, nie fehlt. Die elendesten Plutenschenken prahlen mit der aus halbellenlangen Buchstaben bestehenden Inschrift: Commerce de vins en gros et en détail, und mit der vollständigen Liste aller seinen Weine, die an den Fensterläden angeschrieben stehen. Die Ueberschriften dieser Kneipen sind oft äußerst prahlerisch und komisch. Ein Cabaret in La Chapelle vor der Barriere von Saint-Denis hat auf dem Schilde: aux Ruines d'Hippône; ein anderes vor der Barriere du Maine: aux mille Colonnes; ein drittes vor der Barriere der Courtine: au petit Palais-Royal, und ein viertes vor der Barriere Rochechonart gar aux grottes de Calypso, — Löcher, in der That, die Schornsteinfegern zur Auflage zu dienen scheinen, so schwarz und rußig sind sie von innen und außen. Die größern Guinguetten haben manchmal geräumige Säle, die oft mehrere hundert Menschen fassen, an deren Seiten herum Tische stehen und deren Mitte zum Tanz bestimmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Außerordentlich tiefer Barometerstand zu Parma am 12, 15 und 16 Januar.

Wir haben bereits in Nr. 35 und 43 einige Nachrichten aus England über diese Störungen in der Atmosphäre mitgetheilt, und geben jetzt nach einem Briefe des Directors des Observatoriums zu Parma, Hrn. Colla (s. Echo du Monde Savant vom 16 Febr.), ähnliche Berichte aus Italien. „Die Tage vom 11 bis 16 Januar," heißt es in dem erwähnten Schreiben," waren fast in ganz Europa und an den Nordküsten Afrika's durch furchtbare Stürme und außerordentlich tiefen Barometerstand ausgezeichnet. Alle Journale berichteten von zahlreichen Unfällen, die durch die atmosphärischen Störungen veranlaßt wurden, aber nur wenige haben von dem außerordentlich niedrigen Barometerstand gesprochen. Meine Absicht ist, Bemerkungen darüber mitzutheilen, wenn ich von meinen Correspondenten die nöthigen Erkundigungen eingezogen, für jetzt theile ich meine eigenen Beobachtungen vom 12, 15 und 16 Jan. mit. Mein Barometer ist von Goetin, eingetheilt in Zolle, Linien und Zehntellinien nach dem Pariser Fuß; die mittlere Barometerhöhe ist nach mehrjährigen Beobachtungen etwa 27 11,0." Nach der mitgetheilten Tabelle stand der Barometer am 12 Jan. Morgens 8 Uhr (d. J.) auf 27 3,0 und sank bis 4 und 5 Uhr Nachmittags auf 26 11,9, worauf er bis 10 Uhr Nachts wieder bis 27 1,2 stieg. Am 15 stand der Barometer Morgens 8½ Uhr auf 27 4,5 und sank bis 7 Uhr Abends auf 27 0,9, hob sich dann wieder etwas und sank Nachts 11 Uhr auf 27 0,3. Am 16 sank der Barometer um 7 Uhr Abends auf 26 11 8, ein Standpunkt, den er seit dem Jahre 1825 nur einmal am 6 Oct. 1841 erreichte, und auch nur einmal, nämlich am 26 Febr. 1839, wo er auf 26 10,4 sank, überschritten hat.

Ausflug nach dem Cannku-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Wir brachen daher mit dem frühesten Morgen auf und begannen den Berg zu ersteigen, was wirklich fast nur durch die kundige Führung von Mullato (der Name des alten Indianers) möglich wurde, das Steigen

Digitized by Google

war dabei nicht nur äußerst beschwerlich, sondern auch in demselben Grade gefährlich.

Hier schien die Verwirrung ihren eigentlichen Herd aufgeschlagen zu haben; Block thürmte sich auf Block, der eine immer größer und gewichtiger als der andere; ja einige, die wir zu umklettern hatten, hatten wenigstens eine Höhe von 50 Fuß. Zahlreiche Bäche und Quellen stürzten sich in größerer oder geringerer Höhe, je nach den Blöcken, auf welche sie stießen, über diese herab, rieselten jetzt über die platte Fläche eines derselben zu unsern Füßen hin, waren dann plötzlich verschwunden und erschienen eben so unerwartet im Stillen wieder, wo wir es nicht vermuthet hatten. Die zahllosen Cascaden und kleinen Wasserfälle, das ununterbrochene Plätschern und Geräusch des fallenden Wassers erhöhten das Grotteske der Scenerie ungemein; machten das Ersteigen der Blöcke, wie überhaupt den ganzen Weg aber auch um so mühlicher und gefährlicher, da man bei jedem Schritt vorwärts fürchten mußte, auf der schlüpferigen Fläche auszugleiten und einen Fall zu thun, der wohl in den meisten Fällen von bösen Folgen hätte begleitet seyn können.

Nachdem wir etwa 600 Fuß gestiegen, zeigte mir mein Führer die erste Wurzlipflanze; vergebens aber suchten meine Augen nach den Blüthen, ja nicht einmal Früchte fanden sie. Bald darauf fanden wir mehrere andere; doch auch hier war ich nicht glücklicher, denn der starke Stamm dieser Schlingpflanze umrankte einen der Riesenbäume, die hier hatten Wurzel schlagen können, ohne weder die einen noch die andern zu tragen. So waren denn alle meine Hoffnungen für jetzt vernichtet, ja ich war nicht einmal so glücklich als mein Bruder, der doch wenigstens Früchte gefunden hatte. Die Blüthe muß überhaupt sehr klein und unansehnlich seyn, da mir Mallato begreiflich zu machen suchte, und trotz meines ungläubigen Schüttelns und Lächelns fest auf seiner Angabe verharrte: die Pflanze blühe gar nicht.

Je höher wir stiegen, um so belebter wurden auch unsere Umgebungen, da die Felsenhähnchen immer häufiger sich zeigten, und die schwarzen Granitblöcke in zahlreichen Trupps umschwärmten. Ich versuchte mehrere Schüsse, aber vergebens. Da ich sie hier so häufig fand, so hoffte ich auch gewiß, ein Nest ausfindig zu machen, doch ich war dabei nicht glücklicher, als bei der Wurzlipflanze.

Mitten unter diesen Trümmerhaufen gedieh und wucherte eine eigenthümliche Flora. Myrtaceae, Clusiae, verschiedene Species Epidendrum, Pleurothallis, Brassavola, Maxillaria bedeckten und hingen in phantastischen Festons von den alternden Riesenbäumen herab, die überall emporgewachsen waren, wo sich nur irgend eine von Blöcken freie Stelle gefunden, während jede Felsenspalte mit Tillandsien ausgefüllt war.

Nach manchem Tropfen sauer vergossenen Schweißes, nach vielfach mißglückten Versuchen, aufwärts zu kommen, hatten wir endlich den Gipfel des Jamikipang erreicht, der eine kleine Plattform bildet. Reich aber und groß war der Lohn, den das Panorama, das sich vor meinem Auge ausbreitete, mir für meine Mühe bot.

Wir mochten etwa eine Höhe von 2550 Fuß einnehmen; — es war dieß der höchste Punkt, den ich seither in Guiana erklimmt, noch hatte ich daher die Savannen nicht von einem so hohen Punkt aus übersehen können. Ungehindert schweifte das Auge über die weiten Flächen mit ihrem falben Colorit hin, bis sich hie und da ein einzelner unbedeutender Berg erhob, an dem es haften blieb, um diesen in Gedankenschnelle zu überspringen und am fernen Horizont seine Gränze an entfernteren Gebirgszügen zu finden. So ward es im Nordosten durch das Makarapan-, im Norden dagegen durch das Pakaraima-Gebirge aufgehalten, während es im Westen über die schrankenlosen Savannen des Rio Branco hinschweifte. Auch von dieser Höhe aus konnte man deutlich den Lauf der Flüsse durch die üppige Vegetation in ihrer unmittelbaren Nähe unterscheiden. Nur ungern wandte ich gegen Abend meine Schritte rückwärts, das zauberhafte Bild hielt mich noch gefangen, was wohl seinen Grund in der Neuheit einer solchen Landschaft haben mochte.

Mein Führer, der, wie ich schon früher bemerkte, einer der kundigsten Giftbereiter war, hatte mir versprochen, in meiner Gegenwart Wurzlgift zu kochen. Dieses in seinen Wirkungen so schreckliche Gift wird fast von allen Indianern Südamerika's, zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco, sowohl zur Jagd, wie im gegenseitigen Kampf gebraucht. Jeder Stamm aber weicht in den Einzelnheiten der Bereitung von den andern ab, woher es auch kommt, daß seine Stärke und die Zeit seiner Wirkung fast gerade so vielfach verschieden ist, als es eben solche Stämme gibt. Die Macusi sind allgemein als die kundigsten Bereiter bekannt, weßwegen auch jährlich ganze Karawanen vom Rio Negro zu ihnen kommen, um sich ihren Bedarf einzutauschen.

Am andern Morgen wurde mein Wunsch, die Bereitung dieses Giftes, über die so vielerlei gefabelt worden ist, wie nur über irgend eine Sache, die in ein gewisses Dunkel gehüllt liegt, mit ansehen zu können, erfüllt, und ich fand diese, einige nichtssagende Ceremonien abgerechnet, so einfach als möglich.

Mitten im Dorfe stand eine einsame Hütte, die eigens zu diesem Zweck erbaut worden war, das Wurzlihaus, welche Niemand außer dem Zaubrer oder Giftbereiter betreten durfte.

Bald erschien Mallato mit einem großen, aber ganz neuen Topf, der etwa vier Quart fassen mochte, und vier andern kleineren, ebenfalls ganz neuen Töpfen, und stellte diese unter tiefem Schweigen neben dem Hause nieder. In dem ersteren sollte das Gift gekocht, in den letztern der Sonne zum Verdicken ausgesetzt werden. Jetzt kehrte er wieder in seine Hütte zurück, und brachte einige Zeit darauf einen großen Trichter aus Palmblättern und einige Händevoll Seidengras, die zum Durchseihen der gekochten Flüssigkeit in den Trichter gesteckt werden sollten, mit. Diesen Utensilien fügte er bald noch einen großen hölzernen Mörser hinzu, in welchem die verschiedenen Pflanzen und Pflanzenrinden zerquetscht wurden. Als er alles sorgfältig und ängstlich genau geordnet und zurechtgestellt, entfernte er sich abermals, um, wie ich erfuhr, sein Feuerzeug zu holen, denn obschon unmittelbar neben uns ein großes Feuer brannte, so durfte er sich dessen doch nicht zum ersten Werke bedienen, da es von profanen Händen angezündet worden war, was ohne Zweifel die ganze Arbeit zu einer vergeblichen gemacht haben würde. Eben so wenig darf Wasser, welches nicht in dem zum Kochen bestimmten Topf aus dem Bach herbeigeholt ist, wie überhaupt irgend ein Werkzeug, von anderer Hand bereitet, benutzt oder irgend eine Hülfsleistung von Seite der Nachbarn in Anspruch genommen werden; die geringste Uebertretung dieser Gesetze würde das Gift ganz unwirksam machen. Das sorgfältig aufgeschichtete Holz ward jetzt angezündet; die verschiedenen Rinden und Pflanzen wurden gestampft, um in den am Feuer stehenden Topf gewogen zu werden. Leider konnte ich bloß die Rinden der verschiedenen Pflanzen sehen, die er zur Bereitung benutzte, aus diesen aber die Pflanzen selbst zu ermitteln, war nicht gut möglich; allem Anschein nach mußten es lauter Schlingpflanzen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1843.

Die Felsenstadt Uplos-Ziche in Georgien.*)

Wir erreichten endlich das elende Dorf Uplos-Ziche, und erstiegen, von einem Einwohner daselbst begleitet, die steilen Felsen des aus Molasse bestehenden Berges. Der Weg führte im Zickzack hinauf, so daß Jemand, der ihn nicht genau kennt, leicht auf einen Irrpfad und auf diesem in die größte Gefahr gerathen könnte. Er war nur so breit, daß einer dem andern folgen konnte. Je höher wir kamen, um so steiler wurde der Weg. Zuerst gelangten wir noch tief unten an eine eingehauene armenische Kirche aus einer spätern Zeit. Nach vielem Hin- und Hergehen traten wir endlich durch das Thor einer zum Theil verfallenen Mauer, und wir befanden uns in der Felsenstadt. Ich glaube nicht, daß es auf der Erde eine zweite Stadt dieser Art gibt, und Wardsia in Samsche, so wie Petra in Arabien besitzen nur eine entfernte Aehnlichkeit.

Diese merkwürdige Stadt ist auf der Höhe des Berges gerade so ausgehauen, wie man jetzt die alten römischen Städte Herculanum und Pompeji ausgräbt. Sie ist nicht wie Petra und Wardsia in den Felsen eingehauen, sondern die Felsen, welche die Spitze des Berges ausmachen, haben nur dazu gedient an Ort und Stelle das Material zur Fertigung der Häuser zu geben. Diese stehen frei auf der Höhe des Berges, von dem sie früher einen integrirenden Theil ausmachten, und sind durch Straßen und Gänge von einander geschieden. Sie gleichen nach ihrem Aeußern den unsrigen, und haben zwar (jetzt, ob auch früher?) ein plumpes Aussehen, sind aber um so schöner in ihrem Innern, wo sie oft acht bis zehn Gemächer besitzen. Die großen Zimmer werden in der Regel in der Mitte durch Säulen getragen. Die Decke ist wie diese Säulen oft mit den herrlichsten Zierrathen geschmückt und erscheint nicht selten gewölbt; Oeffnungen dienen als Fenster und zum Durchzuge der Luft. Viele Zimmer sind mit Balconen versehen. In den Straßen sieht man noch Rinnen und Canäle, in denen wahrscheinlich das Regenwasser gesammelt wurde. Auch einzelne Cisternen erblickt man hie und da. Dubois, der wenige Jahre vor mir diese interessanten Ueberreste einer vergangenen Größe besuchte, und so viel ich weiß, der erste Europäer ist, welcher sie gesehen, hat in dem Atlas zu seinem Reisewerk vorzügliche Abbildungen der ganzen Felsenstadt und der einzelnen Theile derselben gegeben und verspricht ihnen noch andere hinzuzufügen. Nach ihm zeigt die darin enthaltene Baukunst zwei verschiedene Zeiten, in denen Uplos-Ziche geblüht hat.

Die Gründung von Uplos-Ziche reicht weit über unsere Geschichte hinaus, und verliert sich in den ältesten Sagen über die Bevölkerung Grusiens. Wahrscheinlich entstand es in der Zeit, als die oben genannten drei Ebenen noch mit Wasser bedeckt waren, und nur die höchsten Spitzen des Swenak aus den Fluthen herausragten. Wachtang V läßt in seiner schon mehrmals citirten grusischen Chronik nach der Verwirrung der Sprachen Armenien, Transkaukasien und den Kaukasus durch einen Urenkel Japheths, Thaegames mit Namen, bevölkern. Unter den vielen Kindern, die dieser hatte, zeichneten sich acht durch Tapferkeit aus, und theilten das väterliche Erbe unter sich. Karthlos erhielt die beiden Ufer des Mtkwari (Kur) von dem Einfluß des Aragua aufwärts bis zu seinen Quellen, und theilte diesen Gegenden seinen Namen mit. Einer seiner Enkel Uplos erbaute nun Uplos-Ziche, d. h. Herrenschloß (wie die Chronik sagt). Wann dieses geschah, läßt sich nicht genau bestimmen; wenn aber wirklich dieser Sage etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, so muß die Zeit auf jeden Fall weit über das erste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden. Indier und Perser befanden sich übrigens schon damals auf einer hohen Stufe der Cultur, und es ist zu vermuthen, daß, zumal wohl Grusien zu jener Zeit einen Theil Persiens ausmachte, die geschmackvollen Zierrathen von Persiens Künstlern verfertigt seyn mögen.

Zum zweitenmale wird Uplos-Ziche in der Geschichte unter dem neunten grusischen König Arschak, von dem es heißt, daß er an Größe und Kraft dem Goliath glich, genannt und von ihm wird gesagt, daß er Uplos-Ziche vergrößert habe. Es geschah dieses im ersten Jahrhundert vor Christus. Seitdem wird es in der Geschichte kaum noch erwähnt, und es heißt

*) Aus Karl Kochs Reisen im Kaukasus.

Digitized by Google

nur noch in der Geographie des Wachusch, daß die dt zur Zeit des Dschingis-Chan verlassen worden sey. Damals war sie wohl aber nur noch unbedeutend, da sie sonst nicht erwähnt wird.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Nichts ist anziehender als solch einen Saal, wenn es gegen Abend kommt, zu besuchen und die mannichfachen Gruppen darin zu mustern. Die erste Minute ist man wie betäubt; das Krächzen der Musik, das Lallen schwerer Zungen, das Juheischreien der Tänzer und der Tänzerinnen, die Courbetten verliebter Schuhflicker, Soldaten, Sack- und Wasserträger bilden ein Ganzes, das in keiner Stadt, die nicht von queckfildrigen Franzosen bewohnt ist, seinesgleichen findet. Man sieht alles im Taumel und Getümmel, aber doch selten stört ein Gezänk oder gar eine Balgerei die Gesellschaft; die Tische und Bänke sind bis 11, 12 Uhr Nachts gedrängt voll und immer von denen belagert, die essen und zechen wollen. Bei diesem Gedränge von Menschen niedriger Sorte, bei den mancherlei Leidenschaften und Begierden, die hier rege sind, bei den vielen Hülfsmitteln seinen Verstand und sein Herz toll zu machen, verliert sich der gemeine Franzose nicht leicht, und bleibt äußerlich weit mehr seiner Herr, als ein Deutscher aus derselben Classe. Keiner belästigt den andern Nachbar mit seinen Herzensergießungen, seinen Grillen und witzigen Einfällen, keiner mit seiner Empfindelei und Kränkelei, mit seiner Freundschaft und Feindschaft, wenn der Wein und die Nacht sein Herz und seine Zunge gelöset hat.

Der Wein ist ein blaurothes Getränk, das der Himmel weiß aus welchen Substanzen gebrant ist, dennoch aber in erstaunlichen Quantitäten getrunken wird. Der Wirth eines der besuchtesten Cabarets zu Belleville versicherte mir, daß er im Sommer oft an einem Sonntage 3600 Litres ausschenke, dabei dennoch alle seine Gäste gesund und guter Dinge (sauls et gaillards) nach Hause schicke. Wie und durch wessen Hülfe verschwieg er; ich muß Ihnen aber sagen, daß jedesmal zwei minder Betrunkene den ganz betrunkenen Cameraden, eine bespitzte Tochter und eine glühende Mutter den taumelnden Vater, und eine gefällige Geliebte oder Braut den berauschten und courbettirenden Bräutigam oder Freund nach Hause führen.

Nur glauben Sie nicht, daß die mittleren Classen die Quinquetten und Cabarets besuchen. Für diese höheren Classen im Volke, von dem wohlhabenden Schneider, Friseur, Goldarbeiter u. s. w. an bis zum wohlhabenden Kaufmann, Börsenmäkler, Banquier ꝛc. sind alle die Anstalten für Lebensgenuß, welche sich über die Tummelplätze des gemeinen Volkes erheben, allen ihren Gattungen und Abarten nach, berechnet. Den ersten Platz nehmen die Kaffeehäuser ein, deren es in jedem Stadttheil eine Menge gibt. Ihre Errichtung in Paris ist nicht viel über 150 Jahre alt. Ein Armenier, Namens Pascal, hielt das erste Kaffeehaus auf dem Jahrmarkt von Saint-Germain, und verpflanzte es, als der Markt vorbei war, nach dem Kai de l'Ecole, wo er Glück damit machte. Nach ihm war der berühmteste Kaffewirth ein gewisser Procope, ein Sicilianer, der auch anfangs auf der großen Herbstmesse von Saint-Germain eine sehr elegante Kaffeebude hielt, sich aber zu Ende der Messe dem Théatre français gegenüber in der Rue de l'ancienne Comédie setzte, und hier das Kaffeehaus errichtete, welches nach der Zeit unter seinem Namen eine so große Berühmtheit erlangte. Die Pariser Kaffeehäuser haben nicht bloß in der Geschichte der Magen lange eine bedeutende Rolle gespielt, sondern auch während der Revolution in der der Köpfe und Kragen. Sie waren die ersten Wiegen der Republik, die ersten Bühnen, wo die Demagogen und Rädelsführer sich bildeten. Wie mancher Tisch im Café de Foy würde Wunder und Erstaunlichkeiten erzählen, wenn er sprechen könnte. Vor der Revolution sprach in diesem Kaffeehause alles für den ersten und zweiten Stand, während für den dritten im Café du Caveau geraset wurde. Es war auch beständig eine Art von Eifersucht zwischen beiden, und sie vereinigten sich eben so langsam, als die drei Parteien in der Nationalversammlung selbst. Als aber die ersten abgehauenen Köpfe durch das Palais-Royal getragen wurden, trieb auch hier die Angst, wie zu Versailles, den ersten und zweiten Stand ohne Beding zum dritten, und das Café de Foy verlor die Mehrzahl seiner Gäste. Die feurigsten Redner in demselben blieben weg, weil Gründe und Beredsamkeit nicht mehr entscheiden konnten, seitdem Köpfe kugelten. Nach dem ersten gewaltsamen Uebergange kamen sie zwar zurück, aber mit ganz andern Grundsätzen, weil doch immer dem Menschen unter allem, was er nicht entbehren kann, der Kopf das unentbehrlichste ist. Nach der Zeit bildeten sich die Clubs hier, welche Gesandte und Deputationen an die Nationalversammlung abschickten, Motionen machten und Paris wechselsweise beruhigten oder aufregten: die Masse von Verstand, Erfahrung und Kenntnissen, welche sie stellen konnten, behielt die Oberhand über die flammenden Ausbrüche des Blut- und Freiheitsdranges im Café du Caveau, bis die tolle Sansculottenwirthschaft unter dem Nationalconvent dem Unverstand, der Naseweisheit und Unwissenheit Thür und Thor öffnete, und dem Café du Caveau das dominirende Uebergewicht zuwandte. Vor dem Café de Foy, außerhalb der Arcaden im Garten des Palais-Royal, an der Stelle, wo einst Camille Desmoulins von einem Stuhle herab die Pariser aufforderte, zu den Waffen zu greifen, stehen nun bei guter Jahreszeit eine Menge Stühle und Tische, die von Rauchern nie leer werden, und die Atmosphäre ist jetzt nicht sowohl von feurigen Reden, als von Cigarrenqualm erhitzt. Ihre politische Wichtigkeit verloren die Kaffeehäuser unter dem Kaiserreich. Die Restauration gab ihnen einen Theil davon wieder, und im Palais-Royal fand man damals einige Kaffeehäuser von streng politischen Meinungsnuancen, wie das Café Lemblin und das Café Valois, wo es mehreremale zu blutigen Handeln und Raufereien zwischen Liberalen und Royalisten kam; aber das ist vorbei, und die Kaffeehäuser sind jetzt wieder geworden, was sie vor der ersten

Digitized by Google

Revolution waren; doch gibt es keine Gesellschaft mehr, wie die des Café Procope, welches ehemals der Sammelplatz der berühmtesten Schöngeister und Starkköpfe war, und vor welchem man oft Wache haben mußte, weil alles hinein wollte, und doch nicht alles Platz darin hatte. Wenn man wußte, daß irgend ein großes Genie darin war, so wimmelte es von ungestümen und zudringlichen Neugierigen, wovon viele oft ganze Tage gewartet hatten, um den Wundermann nicht zu verfehlen. Das Kafferhaus ist noch auf derselben Stelle, in der Rue de l'ancienne Comédie, vorhanden, und ein ausgezeichnet gutes Kaffeehaus, hat aber nur noch seinen berühmten Namen und den Tisch, an welchen Voltaire sich zu setzen pflegte, und der noch heutzutage „la Table de Voltaire" heißt. Das Publicum, welches jetzt dahin kömmt, hat nichts ausgezeichnetes mehr, und besteht aus Studirenden und Bürgern der Nachbarschaft.

Man hat versucht, die Kaffeehäuser in der ganzen Stadt zu zählen; das ist aber eine sehr vergebliche Arbeit und kann nie genau erforscht werden, weil so viele Zwitter oder Amphibien sind, die man Kaffeehäuser, Bierschenken, Billardstuben, Estaminets und Divans nennen kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, weil sie von allen diesen Sachen etwas an sich haben. So viel ist gewiß, daß derselben eine große Zahl ist (man rechnet über tausend), und daß man sie von allen Ordnungen findet, bis zu denen, worin die gemeinste und lumpigste Liederlichkeit um die Mitternachtstunde unterzugehen pflegt. Sie sind für alle Südländer ein unentbehrliches Bedürfniß, und haben ja auch seit längeren Jahren angefangen, selbst in den größeren Städten unseres kälteren Nordens Wurzeln zu fassen. Die vorzüglichsten Kaffeehäuser sind im Palais-Royal, in der Nähe der Theater, an den Boulevards, an den Tuilerien und an den lebendigsten Plätzen und Gegenden der Stadt. Das Café Véron, zwischen der Rue neuve Vivienne, dem Boulevard und dem Passage des Panoramas, ist wegen seiner glänzenden Ausschmückung, einer für Zweck und Saal zu kostbaren Nachahmung der Logen des Vaticans, das Café de la Banque auf dem Platz des Victoires wegen seiner geschmackvollen gothischen Ausstattung und das Café Frascati auf dem Boulevard Montmartre am Eck der Richelieustraße wegen seiner zierlichen, aber etwas überladenen Renaissancedecoration berühmt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gefurchten Felsen in Skandinavien.

Von Hrn. Daubrée, Professor der Mineralogie und Geologie in Straßburg, findet sich im Echo du Monde Savant vom 19 Februar eine „Note sur le phénomène erratique du Nord de l'Europe," worin er sich auch über die ungeheuren Bewegungen des skandinavischen Bodens verbreitet. Wir heben einige Notizen von allgemeinem Interesse aus dieser Mittheilung aus.

Die gleichförmige Richtung der Furchen und Streifen (an den Felsen), welche Sefström in einem Theil Schwedens, und Böthlingk, so wie Durocher in Finnland und den anstoßenden Theilen Lapplands beobachteten, findet sich nicht mehr in den bergigen Gegenden Norwegens, hier laufen die Spuren des Fortschaffens großer Eismassen und des Reibens von den höchsten Gegenden nach verschiedenen Richtungen aus, und nähern sich den Linien der größten Senkungen der Massen. Dieß bemerkte ich in mehreren der großen Thäler, welche in den gebirgigen Gipfeln von Bergkrystall beginnen und zwischen Aerndal und Christiania nach dem Meere auslaufen: die Richtung der Streifen folgt dem Laufe der Thäler und richtet sich nach deren Hauptkrümmungen. Die vom Prof. Keilhau und Hrn. Siljeström in andern Theilen der skandinavischen Alpen und bis zu einer Höhe von 4000 norwegischen Fuß gemachten Beobachtungen führen zu demselben Resultat. Dennoch scheinen die Massen, durch welche die Erhöhungen des Bodens in Norwegen abgerundet und gestreift wurden, strahlenförmig von den Hauptkämmen ausgegangen und den Thälern gefolgt zu seyn, wie in der Schweiz. Erst weit entfernt von den eigentlichen Gebirgen, auf den schwach wellenförmigen Hochebenen von Schweden Lappland und Finnland, nehmen die Streifen die gleichförmige Richtung an, die man anfangs allzu ausschließlich als dem ganzen Norden zukommend betrachtete. — Man trifft beim Ausgang aus Christiania auf dem Wege nach Aggersbach den augenscheinlichen Beweis, daß der Thon, der einen Theil der Uferegenden Norwegens bedeckt, zu einer Zeit, und zwar im ruhigen Meere, niedergeschlagen wurde, wo die Felsen schon glatt gerieben und die Seitenwände mit den Streifen bezeichnet waren. Ein Felsen, der etwa 70 Metres über dem Meere liegt, wurde vor einiger Zeit von dem Thon, der ihn umgab, befreit, und an einer seiner Wände, welche tiefe Streifen hat, bemerkte man etwa 40 Wurmröhren, gleich denen, welche jetzt am Meere leben. Das Thonlager, von dem es sich hier handelt, reicht nach Keilhau bis auf 12 Myriameter ins Innere des Landes hinein und bis zu einer Höhe von 188 Metres hinauf. Da nun auch die felsigen Inseln und Inselchen an der Küste abgerieben und stark mit Streifen gezeichnet sind, die sich augenscheinlich unter die Meeresfläche hin verlaufen, dagegen nicht angenommen werden kann, daß Gletscher auf 10 bis 12 Myriametres vom Ufer und in einer Tiefe von 200 Metres noch die Kraft haben sollen, Streifen an den Felsen hervorzubringen, so muß also das Land in Schweden und Norwegen zu einer gewissen Zeit noch höher als jetzt über dem Meeresniveau gestanden haben, und es sind allem Anschein nach in verhältnißmäßig neuer Zeit zwei Bewegungen, jede von 150 bis 200 Metres Höhe, eine sinkende und eine steigende, vor sich gegangen.

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenen Namen, die mir genannt wurden, so wie die Quantitäten jedes einzelnen Bestandtheils, waren:

Wurari, Rinde vom Strychnos toxifera	2	Pfund
Uremaru	½	—
Ja-re-reng	½	—
Yak-kie	½	—
Waka-rima	½	—
Ja-re-remu, Wurzel von Ja-re-reng	½	—
Ma-ra-muk, eine Zwiebel	1½	—
Ma-nei-ca, vier kleine Stückchen.		

So wie der mit Wasser gefüllte Topf kochte, warf er in bestimmten Intervallen immer eine Handvoll von den wohl durcheinander gemischten Rinden hinein, und unterhielt dabei nur so viel Feuer, als zu einem gelinden Kochen nöthig war. Hatte er eine Handvoll der gestampften

Digitized by Google

Rinden hineingeworfen, dann beugte er seinen Kopf über den Topf und hauchte einigemal stark in die Masse hinein, was viel zur Stärke des Giftes beitragen sollte. Zwei Tage und zwei Nächte kam Mullato nicht von seinem Feuer weg, da er dieses immer in gleichem Brennen erhalten mußte. Jetzt war die Masse ziemlich dickflüssig geworden, und hatte die Farbe von starkbraunem Kaffee erhalten. Sie wurde nun in den großen Teichtee geschüttet und in die kleinern Töpfe geseiht, worauf er diese der vollen Sonne zum Verdicken aussetzte. Nachdem wieder drei Tage verflossen waren, brachte Mullato das Gift zu mir, um es in meiner Gegenwart zu probiren. Zu diesem Zweck fing er mehrere große Eidechsen ein, tauchte dann die Spitze einer Stecknadel, die ich ihm zu diesem Zweck gab, in die zähe Masse, stach damit die eine der Eidechsen in eine Zehe des Hinterfußes und ließ sie laufen. Noch aber war sie keine Strecke von 5 Fuß gelaufen, als bei ihr die eigenthümlichen Krämpfe eintraten und sie starb. Eine zweite und dritte wurde in den Schwanz gestochen, wo das Gift dieselbe schnelle Wirkung ausübte. Eine ungiftige Ratte, die von einem Indianerknaben erwischt worden war, wurde ebenfalls in den Fuß gestochen und starb fast noch schneller. Den Hahn, den ich zu meinem Mittagsessen bestimmt, gab ich Mullato zum Verwunden, und nach anderthalb Minuten war er todt. Jetzt war ich hinlänglich von der Stärke des Gifts überzeugt. Je älter aber dasselbe wird, um so schwächer werden seine Kräfte.

„Der englische Reisende Hr. Waterton, der diese Gegend ebenfalls besucht hatte und die Ergebnisse seiner Reise in seinen „Wanderungen" niedergelegt, sagt über die Bereitung des Gifts, der er beigewohnt haben will, folgendes: „Einige Tage zuvor, als der Indianer sein Gift bereiten will, geht er in den Wald, um die dazu nöthigen Bestandtheile zusammenzusuchen. In diesen Bergen wächst eine Schlingpflanze, die sie Wurali nennen, und von ihr erhält das Gift seinen Namen, wahrscheinlich weil dieß der wichtigste Bestandtheil desselben ist. Ist er im Besitz einer hinlänglichen Menge der Wuralipflanze, so gräbt er eine Wurzel von sehr bitterem Geschmack aus dem Boden. Dann sieht er sich nach zwei Arten von Zwiebelgewächsen um, die einen grünen und sehr klebrigen Saft besitzen, und sucht zuletzt zwei besondere Species von Ameisen auf. Die eine von diesen ist sehr groß und schwarz, und so giftig, daß ihr Stich starkes Fieber hervorruft. Die andere dagegen ist klein und roth, sticht aber wie eine Nadel; ihre Nester hat sie gewöhnlich unter den Blättern der Sträucher. Außer diesen Bestandtheilen braucht er auch noch eine bestimmte Menge des schärfsten indianischen Pfeffers, so wie mehrere gestoßene Giftzähne der Labari- und Conacouchi-Schlange (die giftigsten ganz Guiana's), die der Indianer immer vorräthig hat, da er jeder, die er tödtet, die Zähne ausbricht und aufbewahrt.

„Hat er dieß alles zusammengebracht, so schabt er die Rinde von dem Wurali und der bittern Wurzel und thut diese in eine Art von Durchschlag, der aus Palmblättern bereitet ist. Diesen befestigt er über einen Topf und schüttet dann Wasser auf die Rinden; die Flüssigkeit, welche hindurchläuft, hat das Ansehen von starkbraunem Kaffee, worauf er die Rinden wegwirft. Er quetscht nun die Blattstiele der Zwiebel und preßt eine bestimmte Quantität ihres Saftes zwischen seinen Händen in den Topf. Schlangenzähne, Ameisen und Pfeffer werden ebenfalls zerstoßen und dann in den Topf geworfen, den er nun über ein kleines Feuer setzt und fortwährend etwas Wurzelsaft hinzufügt; den Schaum schöpft er mit einem Blatt hinweg. Ist das Ganze zur Stärke eines dicken Syrups eingekocht, so werden einige Pfeile damit bestrichen, um seine Kraft zu erproben. Entspricht es den Anforderungen, so wird es in kleine Calabasche geschüttet und sorgsam mit Blättern oder Stücken Rehhaut bedeckt. Diese Calabasche werden dann an der trockensten Stelle der Hütte aufbewahrt u. s. w.

„Der Act der Bereitung dieses Gifts wird bei den Indianern nicht als ein gewöhnlicher angesehen, er bestreicht daher auch seine Pfeile stets in der Hängematte. Nach der Bereitung ist ebenfalls die größte Vorsicht nöthig, da sowohl bei dieser, als auch später, die Frauen und Töchter nie gegenwärtig seyn dürfen, indem ihnen der böse Geist Yabahou Schaden oder Leid zufügen würde. Die Hütte, in welcher er es gekocht, wird daher nach der Bereitung niedergerissen. Will der Indianer das Gift kochen, so muß er, so lange die Operation dauert, nüchtern bleiben u. s. w."

Ich frug daher Mullato, warum er keine Schlangenzähne, keine Ameisen und keinen Pfeffer zu den Rinden gefügt, worauf er mich ungläubig lächelnd und mit dem Kopf schüttelnd ansah, und mir zu verstehen gaben ließ, davon habe er nie etwas gehört, noch weniger füge er dergleichen zu seinem Gift, wie ich ja gesehen hätte. Das Einzige, was mit aller Strenge zu beobachten, wäre, daß während des Kochens kein Indianer, noch weniger eine Frau, am allerwenigsten aber ein Mädchen in das Wuralihaus treten dürfe — denn dann helfe alle Kunst, alle Wissenschaft des Bereitens nichts, die Masse würde so unwirksam, wie die Erde, die vor uns läge.

Ueberhaupt enthalten die „Wanderungen" Watertons eine Menge Unwahrheiten, und obschon er ausdrücklich sagt, daß er bei der Bereitung gegenwärtig gewesen, so muß ich dieß doch bezweifeln, und vielmehr annehmen, daß er diese nur nach fabelhaften Berichten mitgetheilt hat.

(Schluß folgt.)

Sommerpflanze-Winterwurm. Dieß ist der Name eines chinesischen Arzneimittels, worüber ein Dr. Pereira in der pharmaceutischen Gesellschaft zu London am 8 Febr. berichtete. Der chinesische Name nach du Halde ist Hiao-tsao-tong-tschong, was eben Sommerpflanze-Winterwurm bedeutet. Es ist dieß eine Raupe, aus deren Nacken eine vegetabilische Substanz, eine Art Schwamm, herauswächst. Man bringt sie nach Canton in Bündeln von je ein Dutzend Würmern, die etwa 3 Zoll lang sind. In der halben Länge hat die Raupe die gewöhnliche cylindrische Form und ist von lichter hellbrauner Farbe. Kopf, Hals, Segmente des Körpers und Beine sind deutlich zu unterscheiden. Aus dem Hintertheile des Halses wächst ein schwacher knopfförmiger Körper heraus. Dieß ist der Schwamm. Dr. Pereira hält die Raupe für eine Sphäria. Der Schmetterling, auf dessen Larve dieser Schwamm wächst, ist noch nicht ermittelt; Hr. Doubleday vom brittischen Museum hält ihn für eine Art Agrotis. Nach du Halde kommt das Thier namentlich in Tibet vor, und ist in Peking eine Seltenheit, weßhalb es auch unmäßig theuer ist. Schwarze, alte, verfaulte Thiere kosten viermal so viel an Silber, als sie wiegen. Die Aerzte des Kaisers wenden das Mittel nur im Palast an, und die Art der Anwendung ist seltsam genug. Man stopft den Bauch einer Ente mit fünf Drachmen von diesem Schwamminsect aus und läßt das Thier an langsamem Feuer braten. Dann ist die Kraft des Arzneimittels in das Entenfleisch eingedrungen, und dieß wird acht oder zehn Tage lang zweimal im Tage gegessen. Es gilt für ein Stärkungsmittel bei allzu großer Anstrengung oder nach langer Krankheit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1843.

Die Stellung von Uruguay.

Unsere Nachrichten aus diesem Lande reichen bis Ende Octobers, also bis zum Anfange des Frühjahrs, wo der dortige Krieg aufs neue beginnt und auch bereits begonnen hat, denn schon ist ein, wenn gleich unentschiedenes, Gefecht zwischen Ribera, dem Oberhaupt von Uruguay oder der Banda Oriental, und den Truppen von Rosas vorgefallen. Ob dieser Feldzug eine Entscheidung herbeiführt, ist sehr zweifelhaft, es gewährt aber ein besonderes Interesse sich den Grund des jetzigen Streites und die Stellung der kämpfenden Parteien zu den umliegenden Staaten zu vergegenwärtigen.

Der Unabhängigkeitskrieg der Laplataprovinzen führte einen Kampf der Banda Oriental (damals unter dem Gauchohäuptling Artigas) mit Buenos-Ayres herbei. Brasilien glaubte diesen Kampf benützen zu können, um sich (im J. 1817) der Banda Oriental zu bemächtigen. Artigas setzte den Kampf gegen Brasilien und Buenos-Ayres drei Jahre lang fort, und erst dann entwich er nach Paraguay, worauf die Banda Oriental sich Brasilien unterwarf. Bald aber regte sich das Volk und im J. 1825 stand es unter Lavalleja und Fructuoso Ribera, dem jetzigen Präsidenten, gegen die Brasilier auf, und verjagte diese, worauf Uruguay im J. 1828 als eigener Staat anerkannt wurde. Im J. 1835 wurde Oribe durch den Einfluß von Rosas Präsident, hatte aber bald sich gegen einen wiederum von Lavalleja und Ribera geleiteten Aufstand zu wehren, der jedoch damals fruchtlos blieb. Als die Franzosen gegen Rosas ihren sonderbaren Zug unternahmen (s. Nr. 34 ff. o. J. 1841), verband sich Ribera, der den mächtigsten Anhang unter den Gauchos seines Landes hatte, mit ihnen, und so gelang es ihm Oribe zu verjagen; er setzte sich auch im Lande um so fester, als die Stadt Montevideo durch die anhaltende Blokade von Buenos-Ayres fast den ganzen Handel der Laplataprovinzen an sich zog und sich bereicherte. Die Franzosen hatten sich indeß seiner nur als Mittel bedient, und eben so sollte die vertriebene Partei der Unitarier unter Lavalle ihnen als Mittel gegen Rosas dienen. Als die Franzosen von der Blokade abstanden und ihren Frieden mit Rosas machten, war es diesem nicht schwer sich des Restes der Unitarier zu entledigen: er ließ sie bis an die Gränze von Bolivia und Chili verfolgen, wo sie theils in Gefechten umkamen, theils sich über die Gränze flüchten mußten.

Sobald dieß geschehen war, wandte sich Rosas gegen seinen Erzfeind Ribera, den er nicht nur als rivalen Gauchohäuptling, sondern auch als Haupt des rivalen Montevideo haßt, welches allmählich der Handelswichtigkeit von Buenos Ayres immer mehr Eintrag thut. Der nächste Streit ist um die Provinz Entrerios, d. h. das Land zwischen Uruguay und Parana, in welchem beide Parteien seit dem Jahre 1839, wo der von Rosas eingesetzte Gouverneur Echagüe vertrieben wurde, mit abwechselndem Erfolg sich zu behaupten suchten. Die Neigung des Volks scheint mehr für Ribera als für Rosas, wie aus dem Umstand sich ergibt, daß die von Rosas ernannten Gouverneure, sobald die Truppen von Buenos Ayres entfernt waren, immer wieder weichen mußten. Aber mit diesen Hülfsmitteln kann Ribera nicht ausreichen, und so hat er sich mit den Gauchos der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul in Verbindung gesetzt, und sucht sie ganz auf seine Seite zu ziehen. Ihr Haupt ist ein gewisser Bento Manuel Gonzalvez, seit Jahren im Kampfe mit der brasilianischen Regierung. Im vorigen Jahre ließ er sich bewegen, nach Rio Janeiro zu gehen, und man gab sich nun der Hoffnung hin, daß er aus Eifersucht gegen Ribera sich der brasilianischen Regierung enger anschließen werde; diese Hoffnung ist aber zu nichte geworden, denn im September oder October vorigen Jahres erkannte auf einmal Ribera den Bento Gonzalvez als Präsidenten von Rio Grande an, und lud ihn zu einer Zusammenkunft in Paysandu ein, wo er ihn als das Haupt eines unabhängigen Staates empfing, zum großen Verdruß von Rosas, der darüber sehr erbittert seyn soll, noch mehr aber des brasilianischen Gesandten in Montevideo, welcher seine Päße zu fordern drohte. Ein Bündniß zwischen Rosas und Brasilien ist unvermeidlich, merkwürdig aber der Antheil, den die europäischen Mächte nehmen; England ist jetzt für Ribera, also gegen Rosas und Brasilien, während Frankreich mit letztern in enge Verbindung tritt, und man sogar schon von einer französischen Legion ge-

Digitized by Google

sprochen hat, die in Rio Grande gegen die Insurgenten verwendet werden soll. Damit bringt man die Heurath des Prinzen Joinville mit der brasilianischen Prinzessin Januaria in Verbindung, bei welcher Gelegenheit ersterer zum Gouverneur von Guiana gemacht und ihm eine nicht unbedeutende Landmacht zur Verfügung gestellt werden soll. Kurz man sieht, es ist von Seite Frankreichs darauf abgesehen, das bisherige Bündniß zwischen Brasilien und England zu vernichten, und dieß wird ihm wohl auch nicht schwer werden, da die Handelsverhältnisse dieser beiden Staaten für Brasilien unerträglich geworden sind. Vom Marañon bis zum Laplata ist durch diese Verhältnisse alles in einer merkwürdigen Bewegung.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Eine sehr merkwürdige Specialität unter den Kaffeehäusern ist das Café de la Régence, wo hauptsächlich Schach gespielt wird. Es liegt im lärmendsten Theile der Stadt, in der Straße Saint-Honoré, vor dem Palais-Royal, und ist das stillste von allen. Die Tische darin sind zwar immer besetzt, aber von solchen, welche entweder selbst Schach spielen, oder mit der ernsthaftesten Gebärde und ängstlichsten Neugierde den Schachspielern zusehen. Ich nenne sie immer für mich die „Stillen im Lande." Was das Café de la Régence für die Schachspieler, ist das Café Manoury auf dem Kai de l'Ecole für die Brettspieler. Auf dem Boulevard des Italiens aber findet man die Quintessenz von allen andern Kaffeehäusern; es sind ihrer fünf, alle mehr oder weniger groß und glänzend: das Café Tortoni, das Café de Paris, das Café de Foi, das Café Cardinal und das Café anglais. Diese haben ihre berühmten fünf Schwesteranstalten im Palais-Royal: das Café de Foy, das Café Lemblin, das Café de la Rotonde, das Café d'Orleans und das Café Corazza überholt und das feinere Publicum an sich gerissen; auch sind gewöhnlich die Sachen, so gereicht werden, dort um einen oder zwei Sous theurer, als anderswo. Diese Kaffeehäuser ersten Ranges kann man als ewige Visitenzimmer ansehen, und zu einer so leichten Unterhaltung braucht sie auch der Franzose. Kleine Marmortische, Tabourets und Stühle mit Sammetmanchester beschlagen, findet man in fast allen Kaffeehäusern, und Kronleuchter, Spiegel und ein Zahltisch für die Comptoirdame sind ganz gewöhnliche Erfordernisse dabei. In den besseren ist alles aufs eleganteste eingerichtet, die Wände schön bemalt und mit großen Spiegeln bekleidet, die Decken hübsch getäfelt, die Tischplatten von feinem, gesprenkeltem Marmor, die Sessel von kostbarem Holze, die Comptoirs reich mit Golddronze verziert, die Fenster hell und vom besten Glase, die Vorhänge zierlich und vom feinsten Stoffe. Auf diesen eleganten und feinen Ton stimmt sich auch die Gesellschaft. Das Toben und Lärmen, das laute Streiten und Disputiren ist vorbei, seitdem diese Häuser aufgehört haben, politisch zu seyn. Man kömmt und geht mit Anstand, wie in einer freien Unterhaltung, unterhält sich mit dem Nachbar, den man zufällig trifft oder aus der Menge sucht, über allerlei leichte Gegenstände, genießt was man verlangt hat, liest einige Zeitungsblätter und geht weiter, um bald vielleicht in einem andern Kaffeehause ebenso wieder anzufangen. Auf schickliches Betragen wird sehr gehalten, selbst wenn man nach zu reichlichem Mahle dort verdauen will. Der Franzose weiß nichts von dem deutschen Wahn, der meint, an öffentlichen Orten für sein baares Geld ein Recht zu haben, grob oder auch nur voriaut zu seyn auf Kosten der Unterhaltung und der Ohren der übrigen Gesellschaft; er bittet, wo er fordern könnte, er empfängt als eine Gabe der Freundschaft und Gefälligkeit, wofür er sein baares Geld hinlegt; er vergißt nie, daß hier die Pflichten der Feinheit und Urbanität nicht aufhören, die er sich ewig schämen würde, als Wirth oder Gast in einem Privathause zu verletzen; er grüßt jedesmal beim Eintreten und Fortgehen die Dame du Comptoir, kurz benimmt sich als ein feiner, wohlgebildeter, mäßiger, galanter Mann. Und wie schön, wie frei ist dieser Umgang der Artigkeit und Schonung! welche süße Gefühle erregt er, und wie viele häßliche erstickt er in der Geburt. Wenn diese äußere Form des Schönen zu einer immerwährenden Uebung wird, im geselligen Leben der Häuser wie im öffentlichen, wie sollte bei ihm sich nicht auch das innere Schöne, das ewig Blühende und Unverwelkliche des Herzens leichter entfalten? Und blüht etwa diese Blume so selten auf französischem Boden? Man müßte die Nation schlecht kennen, wenn man diese Frage mit Ja beantworten wollte.

Die meiste Artigkeit, die an solchen Orten zu zeigen ist, ist mit den Tagsblättern, deren jedes Kaffeehaus nach dem Verhältniß seines Verkehrs von fünf bis zu zwanzig und dreißig von den gelesensten und interessantesten hält. Ich habe es in Wien und Frankfurt oft mit Unwillen gesehen, wie ein Grobian sich mit dem einen Ellenbogen über drei Blätter legte, während er das vierte las. So etwas kennt man hier nicht; jeder nimmt dasjenige, was gerade vacant ist und belegt bei den Lesenden die folgenden, wo sie nicht schon einem andern zugesagt sind. Jeder Anwesende bringt sie, sobald sie ausgelesen sind, mit der größten Artigkeit dem, der sie belegt hat; ja, wenn man weiß, daß er ein Fremder ist, geht es zuweilen an einen Wetteifer, der erste zu seyn, der ihm seine Aufmerksamkeit bezeugt. Diese Zeitungsblätter kosten bei dem jetzigen Stempel manchem Hause jährlich 350 bis 400 Reichsthaler. Sie sind für viele Neugierige und Politiker die Anlocker, und halten manchen so lange auf, daß er das Doppelte verzehrt von dem, was er sonst verzehrt haben würde. Man kann hier das Geld, was man anderswo ausgegeben haben würde, doch mit auf den Leib wenden. Denn es gibt im Palais-Royal, auf den Boulevards und an allen andern muntern Stellen geräumige Lesezimmer für Zeitungen, Romane, Zeitschriften ꝛc., wo man für ein Eintrittsgeld von 5 bis 6 Sous sich an allem möglichen politischen Unrath satt und übersatt lesen kann. Doch da sieht man viele überirdische und unterirdische Käuze, die in den feinsten Kaffeehäusern nie erscheinen würden.

Es gibt hier in Paris keine Kaffeehäuser der Art, wie

Digitized by Google

man sie einiger Orten in Deutschland trifft, wo oft ein ganzes großes Gebäude bloß dazu eingerichtet ist, und in mehrern Sälen und Zimmern fortläuft, wovon einige zum Auf- und Abgehen, andere zum Spielen u. s. w. bestimmt sind. Hier sind die meisten, gewöhnlich auch die besten Cafés im Erdgeschoß, haben höchstens noch einige Zimmer im Zwischengeschoß, und machen oft nur ein geräumiges Zimmer zu ebener Erde aus, welches hinten eine Küche und einige kleine Seitenzimmerchen hat, die bloß für den Wirth und seine Familie sind. Uebrigens sind sich alle bessern Kaffeehäuser in den Waaren die sie geben, und in den Preisen wofür sie solche geben, fast ganz gleich. Kaffee, Thee, Chokolade, Orgeat, Liqueurs und dergleichen gewöhnliche Artikel findet man in allen von besserer oder schlechterer Gattung, aber immer besser als in den deutschen Kaffeehäusern. Wenn man bedenkt, daß so ein Haus eine ungeheure Miethe kostet, daß darin unglaubliche Capitalien stecken, daß ein Mann mit seiner Frau und mehreren Aufwärtern, deren oft ein Dutzend sind, davon leben will, daß der Consument zu seiner demi tasse oder seinem petit verre Winters ein angenehm geheiztes Zimmer, Sommers einen kühlen Salon und zu jeder Zeit ein wohl versorgtes Lesecabinet hat, so wird man die Preise zwar hoch, aber nicht übertrieben finden. So kostet z. B. in den guten Kaffeehäusern eine ganze Tasse Milchkaffee (die gewöhnliche Frühstücksportion) mit einem feinen Weizenbrödchen nebst trefflicher Butter 20 Sous, und die halbe Tasse (die gewöhnliche Dose nach dem Essen) mit oder ohne Sahne 8 Sous. Zu beiden wird viel Zucker gegeben, von welchem viele ohne Scheu und falsche Scham den Ueberrest in Papier wickeln und in die Tasche stecken. Eine große Tasse Chokolate mit Semmel und Butter kostet 24, eine Kaffe Orgeat 12, ein Glas Zuckerwasser mit Orangenblüthenwasser 10, ein Glas Liqueur besserer Sorte 8, das Gläschen gewöhnlichen Cognac 4 Sous; am theuersten ist der Thee, den sich der Besteller selbst bereitet und unter 36 Sous die Portion nebst einigen Butterschnitten nicht haben kann. Sommers werden Groseilles Framboisées, ein rothes, süßes, sehr kühlendes Getränk von ausgepreßten Johannisbeeren mit Eiswasser, und Bavaroises-Milch mit Frauenhaarsyrup, Winters Punsch und Grog am häufigsten begehrt; aber der Kaffee ist doch das ganze Jahr hindurch der Hauptartikel des Absatzes.

Alle bessern Kaffeehäuser nennen sich zwar Limonadiers und haben auch verschiedene Arten Limonade, Liqueure, Crêmes, Sorbets, Piombières, eingemachte Früchte u. s. w.; aber doch fehlt wieder manches, und wer ein feiner Kenner und Liebhaber von Leckereien und Stärkungen und Erfrischungen ist, geht wegen der größern Mannichfaltigkeit und Auswahl lieber zu den ersten Limonadiers, die freilich von Limonade den Namen haben, aber unter diesem Namen gar mancherlei Artikel zusammenfassen, die ein tägliches Bedürfniß des Pariser und Franzosen sind. Sie sind auch im Besitz aller Arten Gefrorenes, bereiten manche feinere und giftigere Geister und Liköre, erfinden durch Umtaufung und Umfärbung neue Getränke, verfeinern manche beliebte Wasser noch mehr, kurz, wer das Ding nur beim rechten Ende anzufassen weiß, der verdirbt in Paris mit keinem Gewerbe so leicht. Was der Limonadier bereitet und verkünstelt, liebt der Franzose auch weit mehr, als den reinen und einfachen Saft der Traube. Bei den Nordländern zechen die Männer und die Weiber trinken kaum; aber mit dem Süden wird es anders. Schon in Wien ist die Mode allgemein, daß nach dem nachmittäglichen Kaffee auch dem jüngsten Mädchen ein Glas Likör gereicht wird; so geht es in Italien fort, und in Frankreich wird sogleich zu jeder Tasse ein Gläschen gestellt und vollgeschenkt, und die feinste und jüngste Dame erröthet nicht, ihr Schnäpschen wegzuschicken. Man kann hier auch sagen: ländlich, sittlich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Antarktische Expedition.

Durch Lieutenant M'Murdo sind sehr gute Nachrichten von Capitän Roß eingelaufen. Lieutenant M'Murdo ist derselbe Officier, der mit Capitän Back in der Nähe von Southampton Island auf der Expedition zur Aufsuchung von Sir John Roß vom Eise eingeschlossen wurde. Nach seinem Bericht sind alle Aufträge, welche Capitän Roß erhalten hatte, völlig in Ausführung gebracht worden. Das Schiff Terror und der Erebus unter Capitän Crozier gingen auf ihrer zweiten Fahrt südwärts, hielten sich wie früher zwischen 177° und 180° L., und untersuchten noch einmal das früher entdeckte Land, das in einen hohen Berg ausläuft. Wir vermuthen, daß sie den magnetischen Pol da, wie man erwartete, entdeckten, und ihren gefährlichen Weg bis in die höchste, je von einem Menschen erreichte südliche Breite, nämlich bis zu 80°, S. B. fortsetzten. Capitän Weddell ist um 4 Grade weniger vorgedrungen, und war auf dem Bugspriet seines Schiffes hinausgeschritten, um sagen zu können, er sey weiter gegen Süden gekommen, als irgend ein anderes menschliches Wesen. Capitän Roß will jetzt in entgegengesetzter Richtung abfahren, um der Bahn von Capitän Weddell zu folgen, und dann erst im Mai zurückkehren. Einige naturgeschichtliche Gegenstände sind aus der höchsten Breite, welche die Expedition erreichte. Zwei schöne Meerquappen, in der Größe der kleinen Seemöven, vom reinsten Weiß und mit schwarzen Füßen, sind mit Ausnahme von Fischen die einzigen Thiere, die man beobachtete. Beide Vögel und Fische waren voll Krabben, der einzigen Speise für Luft- und Wasserthiere. M'Murdo hat auch eine große Anzahl Sämereien von den Falklandsinseln und andern nach südlichern Ländern mitgebracht. (Litt. Gaz. 18 Februar.)

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Schluß.)

Noch existirt ein zweites schreckliches Gift unter den Macusi, das man aber häufiger bei den Akawais antrifft. Es besteht aus einem einfachen Pulver, das man aus einer Zwiebel bereitet. Obschon mir Mallata die einfache Bereitung mittheilte, so konnte ich ihn doch auf keine Weise vermögen, mir etwas Näheres und Genaueres über die Pflanze, der die Zwiebel angehört, zu sagen. Ob diese von andern Reisenden gekannt ist, weiß ich nicht anzugeben. Will man das Gift

Digitized by Google

bereiten, ſo ſchneiden ſie die Zwiebel in feine, dünne Schnitzchen, ſetzen dieſe der Sonne aus und zerreiben ſie, ſobald ſie ganz trocken geworden, zum feinſten Pulver.

Hat der Indianer beſchloſſen Gebrauch von dieſem Gift zu machen, ſo ſchleicht er ſeinem Opfer auf jedem Schritte und Tritte nach, verfolgt es wie der Schatten, bis es ihm gelingt, daſſelbe im Schlafe zu finden, wo er ſich ihm leiſe wie eine Katze nähert und ihm eine kleine Portion entweder in den offenen Mund oder auf die Lippen ſtreut, welche dann bald von dem Schlafenden unbemerkt eingeathmet wird. Nach einigen Tagen fühlt das ſorg- und argloſe Opfer der Rache, meiſtentheils das Opfer der Eiferſucht, ein heftiges Brennen in der Magengegend, das ſich bald über die ganzen Eingeweide verbreitet, worauf die heftigſten und dabei täglich wiederkehrende Fieber folgen. Mit dieſen verliert der Kranke aber auch allen Appetit, magert ungemein ſchnell ab, und in ſechs bis acht Wochen, wenn nicht ſchon früher, iſt er zum Skelett abgefallen und wird in ein paar Tagen die ſichere Beute des Todes. Mallato ſagte mir, daß von der Stunde des Genuſſes bis zum Tode nie eine längere Friſt als acht Wochen verſtreiche. Einmal genoſſen, und alle Hoffnung auf Rettung iſt verſchwunden, da er behauptete, daß kein Gegenmittel exiſtire; nur die weißen Leute würden einen ſolchen Vergifteten retten können, wenn man ſie mit der Pflanze bekannt mache. Die Furcht, dieſes Specificum einer ſicheren Rache, und dabei einer ſo ausgeſuchten, wo ſich der Unglückliche Wochen hindurch mit den fürchterlichſten Qualen und mit den Gedanken des unvermeidlichen Todes hinſchleppen muß, durch Mittheilung an die Europäer zu verlieren, ſcheint mir der einzige Grund der Verheimlichung zu ſeyn.

Nachdem ich ſieben Tage in Jlamikipang verweilt, verließ ich es wieder, um nach Nappi zurückzukehren, wo ich Briefe von meinem Bruder vorfand, die mich eiligſt nach Pirara zurückeilen, da die Expedition nach den bisher noch nicht aufgefundenen Quellen des Takutu aufbrechen wollte.

Bevor ich Nappi verließ, hatte ich hier auch noch Gelegenheit einer Verheurathung, wenn man es ſo nennen will, mit beizuwohnen. Die Kinder werden ſchon in früher Jugend von den Eltern für einander beſtimmt, und nur der Tod kann von der Verpflichtung der Erfüllung erlöſen. Iſt der Bräutigam ſo weit herangewachſen, daß er einen eigenen Hausſtand gründen und die ihm beſtimmte Braut heimführen kann, ſo muß er ſich einer Art Ordalie unterziehen, die zeigen ſoll, ob er auch werth iſt, den Namen Mann zu führen. Die Proben die er zu überſtehen, ſind verſchieden, zuerſt hat er in einer beſtimmten Zeit ein ihm genau zugemeſſenes Stück Caſſavafeld umzugraben und zu bepflanzen, dann muß er einen Baum fällen und endlich eine Reiſe in einer ihm beſtimmten Stundenzahl zurücklegen. Geht er ſiegreich aus dieſen Kämpfen hervor, ſo iſt er fähig zum Heurathen, und würdig in der Geſellſchaft der Männer zu erſcheinen und an ihren Berathungen Theil zu nehmen. Beſteht er ſie dagegen nicht, ſo muß er noch ein Jahr warten, wo er ſich den Proben von neuem zu unterwerfen hat, bis es ihm endlich gelingt ſiegreich zu ſeyn.

Die Hochzeit ſelbſt findet ohne alle Ceremonien ſtatt; der junge Mann hat nur an dem Tage, wo ihm die Braut übergeben wird, dem Schwiegervater mehrere Geſchenke in Bogen, Pfeilen und andern Waffen zu machen.

Dieß ſind Erfordeniſſe bei allen erſten Verheurathungen. Will ſich der Ehegemahl ſpäter noch mehrere Frauen wählen, ſo iſt das willige Eingehen in ſeine Abſichten von Seite der noch nicht verſprochenen jungen Mädchen durch ſeine männlichen Tugenden bedingt. Ein guter Jäger, der nie ohne Beute nach dem Dorfe zurückkehrt, ein geſchickter und ſchlauer Fiſcher, deſſen Netze ſelten leer ſind, dieß alles ſind Eigenſchaften, die den Beſitzer ſicher verbürgen, daß er nie von der begehrten Schönen einen Korb bekommen wird.

Sehnſüchtig von meinem Bruder erwartet, reich mit Ausbeute beladen und in jeder Hinſicht von meinem Ausfluge befriedigt, kehrte ich wohl nach Pirara zurück, um in einigen Tagen nach dem Takutu aufzubrechen.

Miscellen.

Kampf zwiſchen einem Affen und einem großen Metzgerhund. Die Gazette des Tribunaux entlehnt aus einem Provincialjournal folgende Anekdote: Auf dem Wege von Montbeliard nach Ville Franche trafen ſich ein Fleiſcher mit einem großen ſtarken Hund und ein Bärenführer mit ſeinem Bären und einem Affen. Beide kamen auf die Stärke ihrer Thiere zu ſprechen, der Streit erhitzte ſich und der Fleiſcher ſchlug dem Bärenführer vor, den Bären und den Hund miteinander kämpfen zu laſſen. Dieß geſchah, und der Bär ſpielte allmählich eine ſchlechte Rolle gegen den Bullenbeißer. Als dieß der Affe ſah, ſprang er auf den Rücken ſeines Cameraden des Bären und vertheidigte dieſen, aber ſein Herr rief ihn zurück und man trennte die Kämpfenden. Der Fleiſcher, ſtolz auf ſein Thier, rief aus: ſchade, daß ihr unſern Affen zurückgerufen habt, mein Hund hätte ihn mit Einemmal verſchlungen. Darüber erhitzte ſich der Streit und der Fleiſcher wettete 20 Fr. gegen einen, daß der Affe, wenn man ihn den Angriffen des Hundes bloßſtelle, binnen zehn Minuten todt ſeyn würde. Ein gültiger Vertrag wurde vor Zeugen geſchloſſen, und alsbald bildete ſich ein Kreis um die Kämpfenden. Der Affe führte, der Verabredung gemäß, nichts als einen Stock von etwa ein Fuß Länge. Der Kampf begann: der Bullenbeißer ſtürzte ſich auf den Affen, der, von dem Angriff verblüfft, über und über kugelte, als aber der Hund ihn ergreifen wollte, ſchlug er auf einmal einen Buxelbaum, ſprang dem Hund auf den Rücken, packte ihn tüchtig an einem Ohr, daß der Hund den Kopf drehen mußte, und bearbeitete ihm nun die Schnauze mit ſeinem kleinen Stock ſo tüchtig, daß der Hund heulte und der Fleiſcher endlich um Gnade bat. Letzterer mußte ſeine Wette zahlen, und verließ den Kampfplatz unter den Spöttereien und dem Gelächter der Menge.

Beiſteuern zu dem literariſchen Fond in England. Es beſteht in England ſeit 50 Jahren ein literariſcher Fond zu Unterſtützung verarmter und nothleidender Schriftſteller. Die Gründung desſelben hat viele Mühe gekoſtet, und als es endlich gelang, floſſen die Beiträge höchſt ſpärlich, ſo daß die Vertheilung von Unterſtützungen in dem reichen England von 1790 bis 1841, alſo binnen 42 Jahren, nur etwa 28,000 Pfd. St. betrug, die, an 1985 Individuen vertheilt, nur etwa 14 Pfd. auf den einzelnen geben. Selbſt dieſe geringe Unterſtützung wäre ohne zwei oder drei großmüthige Literaturfreunde, von denen mehrere Tauſende dem Fond geſchenkt wurden, nicht möglich geweſen. In neuerer Zeit ſcheinen die Geſchenke etwas reichlicher zu fließen, und die Litt. Gaz. vom 18 Februar berichtet von einem bedeutenden nicht näher angegebenen Geſchenk des Königs von Preußen, und von 1000 Silberrubeln, die der Kaiſer von Rußland durch den Geſandten Brunnow übermachte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1843.

Ein Besuch in der Acordada (Gefängniß) in Mexico.

(Aus: Life in Mexico by Mme C. de la B.)

Die Acordada ist ein großes, solides, geräumiges und gut ventilirtes Gebäude. Es findet sich hier eine Junta oder Gesellschaft von Damen der ersten Familien, welche sich dem Unterricht der weiblichen Verbrecher widmen. Es hat etwas widriges, die ersten Damen Mexico's mit Frauen, die sich der gräulichsten Verbrechen, namentlich des Mords ihrer Männer, — das gewöhnlichste weibliche Verbrechen — schuldig gemacht haben, vertraut sich unterreden und sie umarmen zu sehen. Es befinden sich jedoch unter den Verbrecherinnen keine Galgenphysiognomien, und wahrscheinlich nicht eine einzige, die ein vorbedachtes Verbrechen beging. Augenblickliche Eifersucht in der Betrunkenheit, heftige, schnell erweckte und eben so schnell erloschene Leidenschaften haben zu diesen furchtbaren Verbrechen geführt. Man wies uns zuerst in ein großes, ziemlich reines Zimmer, wo die weiblichen Gefangenen vornehmern Standes abgesondert gehalten werden. Einige lagen auf dem Boden, andere arbeiteten, einige waren gut, andere schmutzig und nachlässig gekleidet; wenige sahen niedergeschlagen, die meisten sorglos und fröhlich aus, keine davon schien sich ihrer Lage zu schämen. Unter ihnen fanden sich einige der schönsten Gesichter, die ich je in Mexico sah. Eine hübsche, aber gemeine Frau, mit einem äußerst lustigen, freundlichen Gesicht und hinkend, kam herbei uns zu begrüßen; ich fragte was sie gethan habe? — „Ihren Mann ermordet und unter dem Backsteinboden vergraben." Schatten Lavaters! Es ist ein wahrer Trost zu hören, daß ihre Ehemänner gewöhnlich solche rohe Thiere sind, daß sie es kaum besser verdienen. Unter andern, die hier eingesperrt sind, ist die Frau, oder vielmehr Wittwe eines gewesenen Gouverneurs von Mexico, die ihren Ehemann aus dem Weg geräumt hatte. Wir sahen sie nicht, und sie soll sich gewöhnlich bei Seite halten, wenn Fremde kommen. Eine sehr hübsche und kokette kleine Frau mit einem äußerst verständigen Gesicht und vornehmem Anstand, eine Verwandte des Grafen ... befindet sich im Gefängniß unter dem Verdacht, ihren Liebhaber vergiftet zu haben. Uns begleitete eine Frau, welche den Titel Presidenta führte, und nach einigen Jahren guter Aufführung die Aufsicht über ihre Mitgefangenen erhalten hatte — auch sie hatte ihren Ehemann umgebracht. Wir gingen, von mehrern dieser vornehmen Verbrecherinnen begleitet, in das Zimmer hinauf, von wo man in die Capelle hinabsieht, wo die Damen die Gefangenen im Lesen und in der Christenlehre unterrichten. Bei der Zeit, welche dieser Dienst der Mildthätigkeit erfordert, so wie bei den zahlreichen Religionsübungen und der Sorge für das Hauswesen kann man nicht sagen, daß das Leben einer mexicanischen Dame müßig sey. Wir stiegen nun in die niedere Region hinab, wo in einem großen, feuchten, gewölbten Gang Hunderte von unglücklichen Weibern der niedersten Classe zu gezwungener Arbeit, die freilich nicht hart ist, angehalten werden. Sie backen nämlich Tortillas (Maiskuchen) für die Gefangenen. Schmutzige, zerlumpte, elend aussehende Geschöpfe sind in diesen trüben Gewölben versammelt, die wie das Fegfeuer aussehen, und riechen, — der Himmel weiß wie! Man hat indeß in Mexico mehrfach Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß der Geruchssinn eine Gabe von sehr zweifelhaftem Werthe ist. Ein anderer großer Saal daneben, den die Gefangenen reinigten und fegten, hat wenigstens frische Luft und öffnet sich nach einer Seite hin in einen Hof, wo arme kleine Kinder, die Kinder der Gefangenen, sich herumtreiben.

Wir verließen die Seite, wo die Frauen wohnen und gingen nach einer andern Galerie, von wo aus man in einen ungeheuren gepflasterten Hof mit einem Brunnen hinabsieht, wo mehrere hundert männliche Gefangene ohne allen Unterschied ihres Verbrechens sich zusammenfinden: der mitternächtliche Mörder mit dem Taschenbied, der gebrandmarkte Mörder und Räuber mit dem politischen Angeklagten, mancher junge, gedankenlose Mensch, den Unwissenheit und Unbesonnenheit hieher brachte, neben dem verhärteten Verbrecher. Es gab einige dieser letzten Classe, denen das Verbrechen auf der Stirne geschrieben stand, aber auch viele sanfte, gutmüthige Gesichter; keiner zeigte Traurigkeit oder Scham, und alle schienen sehr

Digitized by Google

erfreut, so viele Damen zu sehen. Doch zeigte man uns auch eine Reihe Zellen, wo Verbrecher wegen ihres widerspänstigen Benehmens eingeschlossen erhalten werden.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Man hat auf diesen Kaffeehäusern eine ziemlich gleichförmige Methode in der Einrichtung. Um acht Uhr kommen die ersten Morgengäste und die hungrigen Politiker, welche gern die ersten seyn wollen, Neuigkeiten erzählen zu können; gegen zehn Uhr ist die höchste Fluth, welche gegen eilf meistens abfließt. Man trinkt Kaffee, Chocolade, Thee mit Milch in einer großen Schale, und ißt Brod und Butterbrod, auch wohl zwei weiche Eier, ein Omelett und dergleichen dazu. Von zwölf bis zwei Uhr werden jetzt in allen guten Kaffeehäusern Déjeûners à la fourchette gegeben, nicht gerade zur Verbesserung der Atmosphäre für den Besucher nach Tisch. Diese Frühstücke sind elegant, aber theurer als bei den Speisewirthen, wahrscheinlich weil hier noch außer dem Weizenbrod Journalbrod à discrétion gereicht wird. Von zwei bis fünf, sechs Uhr Abends ist die größte Leere. Einzelne kommen, die ihr copiöses Déjeûner dinatoire um zwei, drei Uhr eingenommen haben, trinken eine halbe Tasse schwarzen Kaffee und setzen nach südlicher Weise ein Gläschen Liqueur darauf; andere füllen mit einer Bouteille Bier und mehreren Kuchen die Lücken, welche der schmale Frühstückstisch gelassen hat, oder trinken einen Absinth, um den Appetit fürs Mittagsessen zu wecken. Von sechs und sieben Uhr wird es wieder lebendiger; die vornehmere und feinere Welt hat dann zu Mittag gegessen, und es dauert ein Stündchen, wo die Theater und die Lust der Promenaden und Tanzsäle angehen. Nun wird überall Domino mit großem Geklapper und besonderer Lebhaftigkeit gespielt, gewöhnlich nur um die halbe Tasse und ihren beinahe unzertrennlichen Gefährten, das kleine Glas Cognac, und der politisch Nüchterne findet sich zu aller seiner Lieblingsspeise ohne Nebenbuhler. Zwischen neun und eilf Uhr Abends ist die letzte glänzende und lebendige Epoche, und Weiber aller Classen mischen sich jetzt häufiger, als in den andern Stunden, unter die Männer. Die Nacht, diese Erfreuerin so vieler Menschen, erzeugt einen letzten Strahl der Freude, welcher sich über alle Herzen und Gesichter ergießt, und mit einem lustigen, lachenden und spielenden Bienengeschwärm wird der letzte Act des leichten Kaffeehauslebens durchgespielt.

Eine Menge Aufwärter sind in diesen Stunden beständig im Fluge, und eben so nett gekleidet und frisirt, eben so gefügig, willig und schnell, als die Aufwärter der Restaurateurs. Es ist auch in den Kaffeehäusern Sitte, jedesmal ein kleines Trinkgeld von zwei bis drei Sous zu geben, und der tägliche Besucher kargt nicht mit einem Christgeschenk an den Aufwärter; dieser gießt ihm dafür mehr ein, als dem Zugvogel, und versäumt nicht, ihm sogleich beim Niedersitzen seine Lieblingszeitung zu bringen, oder dieselbe augenblicklich zu belegen, wenn er sie ihm nicht sogleich geben kann. Trotz dem nie abreißenden Gewühl während der Stunden des größten Besuchs in diesen Kaffeehäusern wird man nie erinnert, das Geld voraus zu geben, wie es wohl an stark besuchten öffentlichen Orten in Deutschland zu geschehen pflegt, was beständig eine drückende Unhöflichkeit ist, die rechtliche Menschen einiger verächtlichen Halunken wegen über sich ergehen lassen müssen. Wenn man, nachdem man seinen Kaffee getrunken oder sein Eis geöffelt hat, keinen Garçon rufen will, so legt man das Geld zu seiner Tasse oder zu seinem Glase und geht. Wer es durch einen Zufall vergißt, ist nicht in Gefahr zurückgerufen, oder selbst, wenn er wieder kommt, und sich nicht daran erinnert, gemahnt zu werden. Ah! Monsieur, vous êtes bien sûr, oder vous êtes bien bon! sagen die Garçons, wenn man sich selbst daran erinnert, und wenn sie einen das erstemal in ihrem Leben gesehen haben. Doch wollte ich Niemand rathen, daß er auf diese Nachsicht hin das Vergessen hinter einander oft wiederholte. Sie haben einen sehr geübten Blick, und würden nach mehreren Fällen, wenn man wieder etwas verlangte, mit einem verbindlichen Achselzucken sagen: Mille pardons, Monsieur, und nichts bringen, aber sich auch weiter in keine Erläuterung einlassen. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Benehmen wahre Feinheit und Cultur finde, der Betrüger wird solchergestalt nicht öffentlich zu Schanden gemacht, und der Betrogene entgeht der Nachrede, daß er um solche Kleinigkeit öffentlich Lärm anfangen kann.

Damit in einer solchen Frequenz nicht zu viel Betrug vorgehe, sitzt die Wirthin vor einem budenartigen Zahltisch, gewöhnlich so angebracht, daß sich von da aus das Ganze übersehen läßt, und schreibt an, was ausgegeben und eingebracht wird, und die einzelnen Aufwärter haften für die Bezahlung. Oft wählen sie zu diesem Buchhalterposten auch eine hübsche, witzige und freundliche Dirne, welche den Lockvogel macht und oft mehr als zwanzig Journale wirkt, indem sie mit jedem Sprechlustigen anbindet, Jedem freundlich zulächelt und gleich verbindlich dankt, sowohl dem, der ihr seine vier Sous für ein bescheidenes Petit verre entrichtet, als dem, der ihr eine Frühstücksrechnung von 40 Franken bezahlt, auch nach geendigtem Gewimmel oft noch zu etwas Besserem zu gebrauchen ist, als zum dürftigen Zählen und Rechnen. Man findet deßwegen wohl in den Petites Affiches Nachfragen nach einer feinen Dirne für einen Kaffeehäusler und Limonadier, doch meistens mit der Bedingung, daß sie nicht häßlich, noch über dreißig Jahre, und daß sie unterhaltend und witzig sey. Worauf raffinirt man nicht in einem Paris? Auch andere Locker und Anköderer sollen sich dergleichen öffentliche Personen halten oder gehalten haben, als die Zeit politisch munterer war, Leute, die witzige Einfälle hatten, immer neue und neuerfundene Nachrichten zu erzählen wußten, und die Gäste amusirten. Aber man ist jetzt ganz bürgerlich und philiströs geworden, und geht mit einander um, wie in einem freien Salon, wo ein Bürger anständige und honnette Gäste geladen hat. Ungeachtet man in den meisten Kaffeehäusern zur gegebenen Stunde immer dieselben Gesichter wieder findet, und ungeachtet der Gewalt,

Digitized by Google

welche die Gewohnheit auf den Pariser übt, ist die Physiognomie der verschiedenen Säle nicht so unähnlich, als man vermuthen könnte. Jedes Kaffeehaus hat seine stehenden Gäste, die man zu gewissen Stunden des Tages immer wieder findet, und die sich hier zu einer gewissen Vertraulichkeit zusammengesessen haben, welche sich auch wohl in Einräumung der Sitze und Zuschauung der Tagblätter, jedoch ohne den Schaden eines Dritten, einen kleinen Gefallen thun. So finden sich die Pariser Freund- und Gevatterschaften zusammen, denn in seinem eigenen Hause macht Niemand in Paris dieselben, er gehöre denn zu den Großen und Reichen. Zu diesen Stehenden kann man manche zählen, deren ganzes Leben in diesem einförmigen Cirkel umrollt, welche gleichsam die Pfeiler des von ihnen auserkornen Kaffeehauses bilden, und darin frühstücken, zu Mittag und zu Abend essen, dort hinter den Tischen schlafen und zuweilen sterben. Da ist ewig Kaffee und petit pain, Limonade und petit pain, Orgeat und petit pain, und, um diesen kalten und weichlichen Mahlzeiten Feuer zu geben, ein kleines Glas Liqueur von dieser oder jener Sorte. Diese genügsamen und faulen Leute sitzen vom Morgen bis in den Abend am Fenster oder vor der Thür der Kaffeehäuser, sehen in das Gewimmel vor denselben hinein, denken oder denken nicht dabei, und haben dies oft zwanzig Jahre hindurch gethan, ohne einen andern Genuß als ihre Trägheit oder ihren Egoismus zu haben. Die Aufwärter kennen ihre Bedürfnisse und ersparen ihnen selbst die Mühe zu fordern. Es sind von den Pauvres honteux, die durch den feinfühlenden Sterne so berühmt geworden sind und noch immer in Paris ihren Sitz haben. Es gibt fast kein stark besuchtes Kaffeehaus, worin nicht eines oder mehrere Wesen dieser Art vegetiren, welche vielleicht vor langen Jahren zu den muntersten und angesehensten Leuten gehörten, die nur in ein Kaffeehaus traten. Sie sind in ihrem Kaffeehause wie zu Hause, thun unbefangen, wie alle übrigen Gäste, mischen sich in die Conversation, lesen die Zeitungen und reden einen an, ohne daß man von Anfang herein ihr Handwerk ahndet. Sitzt man ihnen gegenüber, so rücken sie unvermerkt näher, spinnen ein Gespräch von gleichgültigen Dingen an, lenken es allmählich auf die Armuth in Paris im Allgemeinen und auf ihre eigene insbesondere, wo sie einem denn, aber nicht geradezu, Winke geben, worauf es ankömmt. Wenn sie sehen, daß man verstanden hat und mit der Hand in die Tasche fährt, so bieten sie einem ihre Dose, oder reichen einem ein Zeitungsblatt, oder werfen ihr Schnupftuch mit darunter gelegter Hand wie von ungefähr hin; kurz auch dieß versteht man, und sie bekommen ihr Almosen, ohne daß es Jemand sieht. Diese Delicatesse erhält ihnen ihr Plätzchen in ihrem respectiven Kaffeehause. Die Aufwärter und die gewöhnlichen Kunden kennen sie, und sie sprechen mit allen mit einer Offenheit und Unbefangenheit, als ob man nichts wüßte, und als ob sie dort täglich Louisd'ors verzehrten. Mit seltenem Scharfblick lesen sie sich jedesmal ihre Leute aus, von denen sie ihre heutige Existenz hoffen. Die Franzosen wissen sie mit kalter Höflichkeit schon wegzucomplimentiren, aber ein Fremder müßte sicher hart und unhöflich seyn, wenn er für eine so theilnehmende Unterhaltung nicht ein Zehn- oder Zwanzigsousstück missen könnte, und wenn der Arme so ein Paar erwischt, ist er für den Tag geborgen, und der morgende Tag findet schon wieder seine Freuden, wie seine Plagen.

(Schluß folgt.)

Die Kirgiskaisaken.

(Nach den Schilderungen von Lewschin.)

Die Kirgiskaisaken werden jetzt, und schon seit mehrern Jahrhunderten, in drei Hunderte oder Horden — ius, hundert, bedeutet im Türkischen, wie in vielen andern Sprachen, auch im Allgemeinen Masse, Mehrheit — eingetheilt, die große, mittlere und kleine (uin, urta, kitschi) genannt. Ueber den Grund dieser Eintheilung, so wie über den Volksnamen selbst werden uns mancherlei Sagen berichtet, aus welchen für die Geschichte nur so viel erhellt, daß die Kaisaken heutigen Tags noch, ungeachtet ihrer starken Vermischung mit Mongolen, sich der Stammgenossenschaft mit allen türkischen Völkern erinnern. Es gab eine Zeit, dieß leuchtet aus allen ihren Mythen hervor, wo das türkische Volk sich noch als ein einziges Ganze fühlte, wo es noch nicht, in Stämme zerspalten, sich gegenseitig plünderte und mordete. Aus innern Zwistigkeiten, so wird uns berichtet, sey die Trennung in Stämme, wie die gegenseitige Feindschaft, hervorgegangen. Es waren nach der einen Sage Kirk-Kaisak, d. h. vierzig Mann, nach der andern drei gesonderte Hunderte, die an diesem oder jenem Orte von der Türkmasse sich losrennten und so die Veranlassung wurden sowohl zu dem Namen als zur Eintheilung des Volks.

Seit dem Beginn des 16ten Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, erhielten die Russen einige Kunde von den verschiedenen Bewohnern der Länder östlich vom Kaspisee bis gen Hindostan und Katais, — auch die Kaisaken sind ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Herberstein erwähnt ihrer bereits nach den in Moskwa erhaltenen Nachrichten. Iwan der Grausame sandte im Jahre 1573 eine Gesandtschaft in die kaisakischen Steppen, die aber ihr Ziel nicht erreichte; im folgenden Jahre ward der Familie Stroganow, welche große Besitzungen in den Gegenden der Wolga und des Jaik hatte, gestattet mit den Kirgisen Handel zu treiben, ohne an der russischen Gränze Zölle entrichten zu dürfen. Die Eroberung Sibiriens (1578 bis 1587) brachte die Russen in ausgedehntere Verbindungen mit diesem Volk; doch vergingen noch 150 Jahre, bis die mittlere und kleine Horde — die große erkennt zum Theil die Oberherrlichkeit des Mittelreichs — die Oberhoheit der Russen anerkannten — und auch diese Huldigung, welche im Jahre 1730 unter der Kaiserin Anna erfolgte, geschah bloß zum Schein. Lug und Trug, so berichten uns wenigstens die meisten russischen Schriftsteller, mit welchen auch die Chinesen übereinstimmen, sind die hervorstechendsten Eigenschaften der Kirgiskaisaken; sie erkennen heute, wenn es ihnen vortheilhaft dünkt, die Oberherrschaft des Czars, morgen die des Himmelssohnes zu Peking, und beraubten dessen ungeachtet gleich am folgenden Tage, wenn sich Gelegenheit hiezu ergeben sollte, die befreundeten Unterthanen dieser beiden großen Reiche. Bloß aus Furcht vor der großen Macht der Dsongaren, welche sich seit dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts zum herrschenden Volke in Mittelasien erhoben, unterwarfen sich die Chane und Sultane dieser beiden Horden der slawischen

Digitized by Google

Herrschaft. Kaldan Zereun, Chan der Dsongaren (reg. von 1721 bis 1745), hatte bereits (1723) Turkestan, die Residenz des Chans der Kirgisen Abulchair, Taschkent und Sairam erobert, und die Kirgisen, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten, mußten gen Westen hin nach Samarkand, Buchara und Chiwa entfliehen. Es hat aber eine Oberherrschaft Chiua's, Rußlands und der mittelasiatischen Chanate über die Steppen der Kirgiskaisaken östlich des Jaik, im eigentlichen Sinn des Worts, zu keiner Zeit stattgefunden. Das Volk hat seine Freiheit behauptet bis auf den heutigen Tag. Die Kirgisen zahlen weder regelmäßige Abgaben, noch leisten sie ihren sogenannten Oberherren eine thätige Hülfe bei bevorstehenden Kriegszügen. Für den sogenannten Tribut, welchen ein Theil der großen Horde jährlich nach Peking sendet, erhält sie regelmäßig Geschenke von weit größerem Werth. Die benachbarten großen Staaten bemühen sich aber dessen ungeachtet um eine solche Schutzherrschaft oder wenigstens um ein gutes Vernehmen mit diesem Räubervolk, damit die Gränzen ihrer Länder der Ruhe sich erfreuen und die Karawanen mit größerer Sicherheit die Steppenländer durchziehen möchten. Anders gestaltet sich freilich das Verhältniß, wenn die Kaisaken ihr Wanderleben auf den Haiden zwischen dem Kaspi- und Balkaschsee, zwischen dem Altaigebirge und dem Amudaria aufgeben und sich innerhalb der Gränzen des russischen oder chinesischen Reichs ziehen; sie sind dann die Unterthanen dieser Staaten, welche nach Gutdünken mit ihnen schalten. So ward, abgesehen von der großen Wanderung der Kirgisen unter Buket westlich vom Jaik, welche wir weiter unten berichten werden, eine Anzahl Zelte der großen Horde 1789 und 1793 innerhalb der sibirischen Gränzen aufgenommen. Andere ließen sich mit Bewilligung der chinesischen Regierung, nach der Vernichtung der Macht der Dsongaren (1756), eine Epoche machende Thatsache in der Geschichte Mittelasiens, in der Markgrafschaft Ili nieder. Die Chinesen hatten nämlich den größten Theil der Dsongaren unmenschlicherweise niedergehauen und deren Länder, zwischen dem Altai und dem Himmelsgebirge, in eine Einöde verwandelt, welche dann einem Theil der Kirgiskaisaken überlassen wurden. Man bestrebte sich von chinesischer Seite, gleich wie die Voreaten so auch sämmtliche Horden der Kirgisen innerhalb der Gränzen des chinesischen Reichs zu locken, — ein Unternehmen, welches die Russen mit gutem Erfolge auf alle Weise zu hindern suchten. Die Kaisaken bringen dem himmlischen Chan von hundert Pferden je eines als Abgabe dar, und ebenso von den Schafen eine bestimmte Anzahl.

Nachdem Peter der Große den Krieg gegen Schweden glücklich beendigt hatte, dachte er, wie uns Rytschkow berichtet, ernstlich daran, die Kaisaken durch Waffengewalt zu bändigen, um dem Staate eine sichere Handelsstraße nach Buchara, Samarkand und Indien zu eröffnen. Mitten unter diesen großen Entwürfen überraschte ihn der Tod. Es schien aber, als wenn Rußland, einige Jahre hernach, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen, seinen Endzweck erreichen sollte. Abulchair, welcher sowohl bei der kleinen als bei der mittlern Horde eines großen Einflusses sich erfreute, unterwarf sich, wie wir wissen (1730), der Kaiserin Anna, und versprach den Russen zur Bezwingung aller ihrer Feinde beizustehen; man möchte ihm nur in seinem Kampfe gegen die Karakalpaken oder Schwarzmützen, eine andere türkische Horde, und die Bewohner des Chanats Chiwa behülflich seyn. Die Freude, welche man in Petersburg über diese friedliche Eroberung hatte, dauerte nur kurze Zeit; Abulchair ward bei den Hoeden, die nichts von der Unterwerfung unter Rußland wissen wollten, verhaßt und die räuberischen Einfälle der Kirgisen wurden immer häufiger. Der Chan mußte endlich gestehen, daß es nicht in seiner Macht läge, die Räubereien seiner sogenannten Unterthanen zu hindern. Man möge ihm, sagte er, einige Festungen in den Steppen bauen und sie mit schwerem Geschütz versehen, vielleicht wäre er dann im Stande, die Kirgisen zum Gehorsam zu zwingen.

Abulchair, schon lange dem größten Theil der Kirgisen wegen seiner Verbindung mit Rußland verhaßt, ward endlich (1748) ermordet, und sein Sohn Nuralі in einer Versammlung der kleinen Hoede als Chan ausgerufen, mit welchem dann die Russen alsbald sich zu befreunden suchten. Man dachte damals neuerdings ernstlich daran, auf dem Wege durch die Kirgisensteppen sich eine Handelsstraße durch ganz Mittelasien bis nach Indien hin zu eröffnen, und zu diesem Endzweck wollte man jetzt (1752) eine Stadt und Festung an der Mündung des Syr anlegen. Doch alle diese Unternehmungen, alle die bereits getroffenen Vorkehrungen scheiterten an dem Freiheitssinn der Kaisaken, in deren Sprache es weder ein Wort für Herr geben soll, noch für Untrethan. Dem Chan gehorchen sie nur, so lange es ihnen beliebt, und auch dieß nicht in sklavischer Weise. Der gemeinste Kirgise setzt sich neben seinen Gebieter und raucht seine Pfeife. Bekommt der Chan ein Geschenk, so begehrt das Gesinde seinen Theil, und reißt es ihm wohl auch aus der Hand, wenn er zaudert mit ihm zu theilen. Unter diesen Umständen empörte sich aber neuerdings (1755) ein anderer Turkstamm, die Baschkiren, über welche Rußland seit der Regierung Iwan II, dem sie sich im Jahre 1553 unterwarfen, eine unbedingte Herrschaft zu erlangen suchte. Man mußte fürchten, die Baschkiren möchten sich mit den Kaisaken verbinden, und so die ganze slawische Herrschaft in diesen Gegenden der größten Gefahr aussetzen. Um dieses zu verhindern, ward eine Schandthat begangen, welche Lewschin vergebens durch die Noth der Umstände zu entschuldigen sucht. Man überzog die aufrührerischen Gegenden mit großen, aus allerlei Volk zusammengerafften Heerhaufen; die Baschkiren, deren Anzahl Rytschkow, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im Ganzen auf 106,170 Seelen schätzt (Orenburgische Topographie, Riga 1772, S. 74), konnten den Russen keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen; ein großer Theil derselben entfloh zu den Kirgisen, und die im Lande Zurückgebliebenen flehten um Gnade. Da ersann Repnin, der Anführer der Russen, ein teuflisches Mittel, um Kirgisen und Baschkiren auf ewige Zeiten durch den tödtlichsten Haß zu trennen; er schlug nämlich seiner Regierung vor, die Frauen und Töchter der entflohenen Baschkiren den treulosen Kirgiskaisaken unter der Bedingung als leibeigen zu übergeben, daß alle Baschkirenflüchtlinge männlichen Geschlechts den russischen Beamten ausgeliefert würden. Und so geschah es. Seit dieser Zeit ist des Kämpfens und Mordens zwischen diesen beiden Turkstämmen kein Ende geworden.

(Schluß folgt.)

Sacy's Bibliothek. Französische Blätter zeigen an, daß die Bibliothek dieses berühmten Orientalisten, welche besonders reich an arabischen, türkischen, persischen und syrischen Manuscripten seyn soll, am 18 April dieses Jahres zum Verkauf kommen werde. Auffallend ist, daß die Regierung nicht die ganze Sammlung übernimmt, und als eine besondere Bibliothek in der Bibliothek aufbewahrt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1843.

Der ökonomische Zustand der Vereinigten Staaten.

Dieß Land hat im Laufe der letzten vier Jahre eine financielle Erschütterung erfahren, die wohl kaum in irgend einem europäischen Lande ohne politische Umwälzung vorübergegangen seyn würde. Man ist im Laufe derselben und noch jetzt gegen die Amerikaner mit dem Vorwurfe betrügerischen Bankerotts nicht sparsam gewesen, man hat ihren moralischen Charakter sehr tief heruntergesetzt, man ist nur allzu geneigt gewesen, was einzelnen, allerdings zahlreichen Localitäten zukommt, dem Ganzen aufzubürden, und hat, wie sich von selbst versteht, nicht ermangelt, den republicanischen Institutionen den größten Theil zuzuschieben. Schon der berühmte Bülow hat in seinem vor mehr als 40 Jahren erschienenen Werk über den kaufmännischen Charakter und die Redlichkeit der Amerikaner ein nicht sehr günstiges Urtheil gefällt, was wohl um so herber ausfiel, als *seine* republicanischen Ansichten mit denen der Nordamerikaner in einem ziemlich schroffen Contrast standen. Auch der gute Fr. Schmidt hat in seinem vor 20 Jahren erschienenen Werke ein eben so hartes, ja viel härteres Urtheil gefällt, obgleich er den Maaßstab republicanischer Grundsätze nicht anlegte. Wollte man das Wahre und das Falsche von diesen Ansichten auseinandersetzen, wollte man nachweisen, wo und warum sie irrig oder schief urtheilen, so müßte man den innern Zustand, die Verbreitung einer verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung über ein weites Gebiet, das colouiale Verhältniß, in welchem das Land zu Europa steht, umständlich aus einander setzen, ein Unternehmen, zu dem uns Raum und Kräfte fehlen. Wir haben die beiden obigen Namen nur darum angeführt, um zu zeigen, daß der Vorwurf, den man in den letzten Jahren abermals gemacht hat, gar nichts neues ist, und daß also wohl die Sache Grund haben muß, wenn gleich das Verdammungsurtheil viel zu allgemein und schneidend ausgefallen ist.

Vom Jahre 1792 an bis zum Jahre 1815, d. h. während der europäischen Kriege, trieben die Amerikaner einen meist ziemlich gefährlichen, aber auch äußerst gewinnbringenden Zwischenhandel, wobei sie so zahlreichen, aber auch häufig ganz unverschuldeten Verlusten ausgesetzt waren, daß die Zahl der Bankerotte groß war, die Abneigung gegen Bankerottirer aber unmöglich stark seyn konnte. Man beklagte sich schon vor zwanzig, dreißig Jahren, daß man in einer kaufmännischen Gesellschaft in Newyork, Boston oder Philadelphia nicht unglimpflich von Bankerottirern sprechen dürfe, weil man sich der Gefahr aussetze, einer Anzahl Leute sich gegenüber zu finden, die zwei- bis dreimal Bankerott gemacht hätten, und doch geachtete Leute geblieben seyen. So unverschuldet nun auch viele in ein solches Unglück hineingerathen seyn mochten, so stumpfte sich der Sinn doch gegen das Peinliche der Lage eines Bankerotteurs ab, und man betrachtete auch Leute, die keineswegs unschuldig hinein gerathen waren, mit gleichgültigen Augen, abgesehen davon, daß die Art des oben erwähnten Handels ohnehin etwas schwindelhaftes mit sich führte, schon darum also ungünstig auf den kaufmännischen Charakter, der in den Seestädten so vorherrschend ist, einwirkte. Das wahre Unheil begann aber erst nach den großen europäischen Kriegen, wo der ehemalige gewinnreiche Zwischenhandel großentheils wegfiel, und alle möglichen Mittel hervorgesucht wurden, dem Handel aufzuhelfen; man wagte jetzt noch mehr wie vorher, wenn auch auf andere Weise, und man glaubte, durch Vermehrung des umlaufenden Geldes, d. h. durch Papiergeld, dem Uebel abhelfen zu können. Diese Täuschung mußte schnell sich rächen. Schon in den Jahren 1816 und 1817 und noch mehr im Jahre 1820 erfolgte ein Rückschlag gegen die Papiergeldvermehrung; diese hatte die Preise aller Dinge unnatürlich in die Höhe getrieben, und als das Vertrauen auf das Papiergeld verflog, fielen die Preise selbst unter ihren natürlichen Standpunkt. Nach einer zehnjährigen Pause begann der Papierschwindel aufs neue und vom Jahre 1831 bis 1839 erreichte derselbe eine nie gesehene Höhe; damals stieg durch die Vermehrung des Papiergeldes der Preis des Getreides auf den vierfachen Stand gegen den, wie dasselbe jetzt steht; damals konnte man aus Deutschland mit Vortheil Getreide nach Amerika führen, jetzt führt man solches aus Nordamerika bereits nach deutschen Häfen. Im Verhältniß zu den Producten fiel auch der Werth des Grundeigenthums, und so bietet der jetzige ökonomische Zustand Nord-

Digitized by Google

amerika's ein praktisches Beispiel des national-ökonomischen Satzes dar, daß mit der Vermehrung der Umlaufsmittel (mögen diese nun Geld oder Papier seyn) der Preis aller Dinge steigt, und umgekehrt mit der Abnahme der Umlaufsmittel auch wieder fällt.

Der ökonomische Zustand des Landes ist gegenwärtig vielen ein Räthsel: der rasche Sturz der Banken seit drei Jahren, die Regierungsmaaßregeln, der Tarif, der Zustand des Handels, der Stand der Parteien, alles dieß gibt einen solch bunten Durcheinander, daß man nur dann zu einer klaren Uebersicht kommt, wenn man seit Jahren dem Gang der Dinge in den Vereinigten Staaten gefolgt ist. Der Sachverhalt ist einfach dieser: seit der ersten Krise im Jahre 1837 bis zum gänzlichen Sturz des Banksystems in den Jahren 1840 und 1841 ist das Eigenthum allmählich auf die Hälfte, ja im Westen auf ein Viertel des frühern Werths gesunken, ungeheure Summen sind für die Privaten verloren gegangen, das Mißtrauen gegen Papiergeld ziemlich allgemein, und die Rückkehr zu einem Papiergeldsystem nach und nach fast unmöglich geworden. Jetzt aber sollen die Schulden, welche man in der Zeit des Geldüberflusses ziemlich leichtsinnig gemacht hat, zurückbezahlt werden, und wie Tausende von Einzelnen sich in der Unmöglichkeit befanden, ihre Verbindlichkeiten zu befriedigen, so sind es mehrere der Staaten jetzt auch, und bei einigen derselben ist vorerst nicht abzusehen, wann sie wieder zahlungsfähig werden. In der Zeit des Geldüberflusses hat man im Westen eine Menge Ländereien umgebrochen, deren Ertrag jetzt keinen Absatz findet, somit ist auch das Vermögen, die eingeführten Waaren zu kaufen, nicht da, und die Regierung hat, abgesehen von andern Rücksichten, sehr wohl daran gethan, die Einfuhr durch ziemlich hohe Zölle noch mehr zu hindern, denn sonst kämen die Amerikaner nie aus ihren Schulden heraus. Die Zeit des künstlichen Geldüberflusses hatte auch einen sehr nachtheiligen Luxus im Gefolge gehabt, und jetzt müßten die Amerikaner sich bestreben, der Ermahnung Van Burens nachzukommen und sich republicanischer Einfachheit zu befleißigen. Mit Einschränkung der Ausgaben der Einzelnen mußte am Ende jede gründliche Verbesserung anfangen, und daß diese Einschränkung seit mehr als einem Jahre alles Ernstes begonnen hat, zeigt die stark verminderte Einfuhr, worüber in den europäischen Manufacturländern, namentlich in England, solche unablässige Klage erhoben wird. Die Jahre 1840 bis 1850 werden sich in Amerika wohl durch einen eben so nüchternen Handel auszeichnen, wie die Jahre 1830 bis 1840 durch einen extravaganten, und die Folgen des erstern können für Europa eben so wenig ausbleiben, als die Folgen des letztern ausgeblieben sind, wobei keiner, der dem Gang des Handels seit einem Jahrzehend gefolgt ist, verkennen kann, daß die nordamerikanischen Handels- und Geldverhältnisse auf die europäischen, die continentalen, wie die Englands, einen überwiegenden Einfluß ausgeübt haben und auch ferner ausüben werden.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Schluß.)

Der Verkehr ist in diesen Häusern außerordentlich, und die besten auf den Boulevards und im Palais-Royal haben Tage, wo sie 300 Thaler und darüber einnehmen, durch die gewöhnliche Ausschenkung, dazu kommt noch, was außer dem Hause verzehrt wird. Ein paar Aufwärter sind des Morgens in beständiger Bewegung, Frühstück in das Quartier auszutragen. Sie versorgen die meublirten Hotels und Häuser, in denen sich weder Wirth noch Wirthin mit Kaffeekochen, Theemachen u. s. w. abgibt. Man sagt dem Aufwärter des nächsten Kaffeehauses ein für allemal, was man des Morgens zum Frühstück wünscht; es wird einem pünktlich gebracht und kostet nur so viel als im Kaffeehause selbst. Man macht aber dem Aufwärter von Monat zu Monat und zu Neujahr jedesmal ein Geschenk, das nicht groß seyn darf, um ihn zufrieden zu stellen. Der tägliche Umtrieb des Capitals erklärt den Reichthum, welchen jeder ordentliche Kaffeewirth unfehlbar in zwanzig Jahren seines Verkehrs erwirbt.

Geraucht wird in keinem guten Kaffeehause, außer vor dem Café de Foy und im Pavillon des Café de la Rotonde, aber destomehr in den Billardstuben, welche neuerdings mit den meisten Kaffeehäusern verbunden sind, und in den Estaminets, wo sich eine oft mehr als zweideutige Gesellschaft ein- und aufdringt, so daß Niemand, der etwas auf sich hält, gern gesteht, ein Estaminet besucht zu haben. Die Zahl dieser Rauchstuben, deren Namen aus Flandern stammen soll, hat sich sehr vermehrt, nebst dem Gebrauch des holländischen Tabakrauchens. Vormals trieb man letzteres nur als einen Spaß, und hatte bloß Cigarren im Munde, aber jetzt sieht man nicht bloß mehr im Munde der Deutschen oder Polen die mächtigsten Pfeifenköpfe aus Meerschaum und Holz, ganz auf deutschem Fuß, mit Silber beschlagen. Die fashionablern Rauchstuben haben neuerdings den Namen Divans erhalten, und sind aufs comfortabelste eingerichtet; auch hält man hier auf ein anständiges, gewähltes Publicum, aber der Tabaksqualm ist hier, wie dort, fürchterlich.

Endlich noch von den Bierhäusern. Ich hatte wegen des Reichthums und der Wohlfeilheit der Weine davon in Frankreich eben so wenig erwartet, als in Italien, wo man an manchen Orten das Bier nicht viel besser kennt, als etwa die Römer zu Tacitus Zeiten es von den Deutschen gelernt hatten; aber selbst in Südfrankreich fand ich herrliches Bier und viele bierinnige Trinker, z. B. in Lyon. In Paris indessen, dachte ich, würde es etwas zu Gemeines seyn, als daß ein feiner Mann es sich merken lassen dürfe, daß er es die Kehle hinabdringen könne, aber auch hier fand ich das Bier doch in Ehren und Ansehen. Freilich einige Kaffeehäuser, wie die auf dem Boulevard des Italiens, sind noch zu aristokratisch und hochnasig, als daß sie dem Bier zu sich den Zutritt gestatten sollten; aber die meisten Kaffeehäuser schenken doch zugleich Bier, und nachmittäglich und abendlich wird es sehr viel getrunken. Das Bier ist so in Ehren, daß man es in den bes-

Digitized by Google

seren Kaffeehäusern und bei ganz guten Restaurateurs während der Mahlzeit trinkt, und Niemand sich darüber wundert, da doch in einer guten Stadt Deutschlands jeder den Hals lang machen würde, wenn Jemand an einer Gastafel sich für Wein Bier geben ließe. Die englischen und deutschen Biere haben den Appetit wie die Nacheiferung der Pariser rege gemacht, und sie trinken jetzt Bier eben so gern, als sie es gut machen. Es wird aus Weizen gebraut, ist meistens gut, nur nicht alt genug, und kostet die Bouteille 6 bis 8 Sous, das nachgemachte Straßburger Bier 12 Sous die Maaß. Letzteres wird aber nur in Estaminets ausgeschenkt. Wenn man in Kaffeehäusern eine Bouteille Weiß- oder Braunbier fordert, so wird sogleich ein Körbchen mit Kuchen und Weißbrod dazu hingesetzt, wovon man dazu beißt, und nachher mit der Zeche zusammen liquidirt. So hält mancher seine Mittagstafel in einem Kaffeehause, dessen frohem Gesichte und nettem Rocke man es nicht ansieht, daß das Glück oder vielmehr das Unglück ihn zum Schmachtriemen verdammt hat. Das Abendbrod dieser genügsamen Franzosen besteht ganz im Verhältniß in einer Caraffe Orgeat oder Bavaroise, wozu sie die Halbscheid Wasser gießen und worein sie ein oder zwei kleine Brode, das Stück zu einem Sous, tunken. Was man aber im Vaterlande, wo gutes und starkes Bier getrunken wird, so viel und häufig sieht, nämlich die dicken Bäuche und Mondscheinsangesichter des Gerstensaftes, ist hier was seltenes, selbst in den schlechten Löchern und Kneipen, welche man eigentlich Bierstuben nennen kann. In jeder Bierstadt Deutschlands finden sich einige Prahler, die sich vermessen und allenfalls durch eine Probe erhärten, daß sie in Einem Nachmittage 30 bis 40 Maaß Bier wegstechen können; aber von solcher Prahlerei hält der Franzose nicht viel, noch von dem Phlegma, das sich bei der Tonne und dem Kruge festmachen läßt.

In diesen Häusern, wo man Bier schenkt, kann man auch Cyder bekommen, welcher aber wenige Liebhaber findet, obgleich der alte Cyder dem deutschen und englischen in nichts nachstehen soll. Er muß dem französischen Magen doch ein zu schlaffes Getränk seyn. Den besten und meisten Cyder bekommt man aus der Normandie, und auch der schlechteste wird für solchen verkauft. Die Brüder der Engländer, die Normannen, haben in ihren Sitten, wie in ihrer Lebensweise, ihrem Ackerbau und Klima, manches mit diesen gemein. Im Landbau, in Weiden, Viehzucht, Obst, trefflichen Pferden, den besten in ganz Frankreich, wetteifern sie mit ihnen, so wie sie eben so arm an Reben sind, die der Cyder ersetzen muß.

E. E.

Die Kirgiskaisaken.

(Schluß.)

Man ließ in den letzten 50 Jahren von russischer Seite kein Mittel unversucht, um die freien Kiegisen der kleinen Horde — die mittlere und große verstanden es besser, sich den slawischen Umtrieben zu entziehen — in gehorsame Unterthanen zu verwandeln. Bald suchte man die Würde des Chans ganz aufzuheben und seine Macht unter einige Synoden, die von Rußland aus Sold erhielten, zu vertheilen; bald gab man wiederum diesen oder jenen Creaturen die Würde des Chans, hoffend, sie würden durch Verrath und Hinterlist den freien Sinn des Volks zu brechen verstehen. Innerhalb der Steppen sind alle diese verschiedenen Versuche durchgängig mißlungen. Man verstand es aber den Samen der Zwietracht unter der Horde auszusäen, so daß ein großer Theil derselben die heimathlichen Lande freiwillig verließ und sich mit Erlaubniß Pauls I (1801) innerhalb des russischen Reichs zog, in die von den Torgaten verlassenen Gegenden zwischen dem Ural und der Wolga. Es führete Bukei, Sohn des Nurali Chan, zehntausend Zelte oder Familien jenseits des Ural — dieß sind die Kirgisen der innern Horde, so genannt, weil sie innerhalb des russischen Reichs sich theils einem Nomaden-, theils einem ackerbautreibenden Leben widmen. Die neuesten Nachrichten über den Zustand dieses Theils des kiegisischen Volks gibt uns Prof. Göbel in seiner vorzüglich für den Naturforscher und namentlich für den Chemiker interessanten Reise.*) Göbel hatte nämlich die Reise unternommen, um die Salzseen der Steppen zwischen der Wolga und dem Ural, so wie die andern salzhaltigen Stoffe der südlichen Gegenden Rußlands zu untersuchen. Der Naturforscher ward von Dschangir, dem Sohn des Bukei, — nach Göbel (S. 67) sey der letztere erst im Jahre 1805 in diese Gegenden gezogen, — sehr freundlich aufgenommen. Dschangir war damals (1834) ein kräftiger Mann von ungefähr 30 Jahren, mit vorherrschender mongolischer Gesichtsbildung. Er spricht das Russische sehr geläufig, und scheint auch in anderer Beziehung an europäischer Weise seine Freude zu haben. Es ward für Hrn. Göbel ein sogenanntes Frühstück nach russischer Weise servirt, bestehend aus Liqueur, Wein, Kumis, Butter, Käse, Kaviar und Pferdeschinken; hierauf ward er zur Tafel geladen, wo der Chan präsidirte. „Außer mir und meinen Reisegefährten," sagt Göbel (S. 70), „war die Tafel noch besetzt mit dem Leibarzt des Chans, dem Kosaken-Commandeur, einem Orenburger Beamten, dem Schwager des Chans und mehrern Sultanen. Eine Menge Schüsseln, worau die meisten Schafffleisch auf verschiedene Weise zubereitet enthielten, folgten aufeinander; auch fehlten dabei der orientalischer Pillaw und Pferdeschinken nicht. Als Champagner servirt wurde, brachte ich die Gesundheit des Chans aus, was ihm sehr schmeichelhaft zu seyn schien; denn kurz darauf beauftragte er den Orenburger Beamten, mir seinen Dank auszusprechen und in seinem Namen meine Gesundheit zu trinken, da ihm der Koran Wein zu trinken untersage. Er und die Sultane begnügten sich mit Kumis, während wir Europäer uns den Wein schmecken ließen. Jene Enthaltsamkeit mag indeß wohl nicht immer stattfinden, denn nach der Versicherung des Leibarztes soll die jährliche Weinrechnung des Chans gegen 14,000 Rubel betragen. Was jedoch die auf europäische Weise zubereiteten Speisen anbelangt, so soll er dieselben nicht gern, sondern nur aus Höflichkeit gegen Gäste mitgenießen; außerdem aber mit seinen Kiegisen, oft mit hundert bis zweihundert, auf kiegisische Weise, d. h. mit den Händen, und zwar einfach zubereitetes Schaf- und Pferdefleisch, schmausen." Nach dem Chan, der sie nach Rußland führte, werden nun diese innern Kiegisen auch die Bukei'sche Horde genannt. Sie treibt einen sehr lebhaften Handel mit den russischen Kaufleuten; denn den im Journal der Manufacturen und des Handels

*) Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Göbel, Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat. Dorpat 1838.

Digitized by Google

mitgetheilten Nachrichten zufolge verkauften die Kirgisen dieser Horde im Jahre 1828 an russische Kaufleute 400,000 Schafe, 3000 Pferde, 4000 Pud Ziegenwolle, 15,000 Pferdehäute, 100,000 Schaffelle, 10,000 Hasenfelle, 10,000 Pud Schaffett für einen Werth von nahe an drei Millionen Rubel (Göbel S. 69).

Ueber die Familien- und Seelenanzahl der verschiedenen Kirgisenhorden ermangeln wie aller sichern Nachrichten; man glaubt, daß die Annahme einer Bevölkerung von dritthalb Millionen Seelen der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Lewschin schätzt sie (S. 300) bloß auf 2,400,000, wobei er aber die innere Horde nicht miterechnet. Die Horden zerfallen wiederum in eine Anzahl Racen, Geschlechter und Familien, welche sämmtlich in Farbe und Gestalt, in Sprache und Religion, in Gesetzen und Sitten vollkommen übereinstimmen. Allen diesen Unterabtheilungen sind aber ihre bestimmten Räume in den Steppen angewiesen, von welchen sie sich, ohne dazu gezwungen zu seyn, namentlich zur Winterszeit, nicht entfernen. Alle Kirgisen sind Freie und es herrscht keine Verschiedenheit des Standes unter ihnen; nur die Nachkommen der Chane, Sultane und mohammedanischen Heiligen bilden eine Art edlicher Aristokratie, welche durch die Worte Leute weißer Abstammung bezeichnet wird; von dem andern Volke heißt es, sie seyen schwarzer Abstammung. Aus den Kirgis-kaisaken selbst kann Niemand zum Sklaven herabgewürdigt werden; die Knechte der Chane wie der Gemeinen sind entweder andersgläubige oder auch schiitische Kriegsgefangene. Ueberdieß werden Teleuguten, ein mongolischer Stamm, welcher von den Kirgisen unterworfen wurde und jetzt die Sprache seiner Herren, das Turki, angenommen hat, zur Verrichtung der Sklavenarbeit verwendet.

Die Kirgiskaisaken sind nach ihrer physischen Gestaltung ein turkomongolisches Mischlingsvolk. Ihr Gesicht ist zwar nicht so breit wie das der Kalmüken, aber ihre schwarzen zusammengedrückten Augen, der kleine Mund, die hervorstechenden Backenknochen, die barthaarigen Haarbüschel am Kinn — alles dieß zeugt hinlänglich von der starken Mischung mit ihren mongolischen Nachbarn im Osten und Westen. An der Sprache bemerkt man aber keineswegs die Spuren davon; sie ist ein rein turkischer Dialekt. Der Kirgise ist, wie alle Menschen, die in freier Luft leben, festen und gesunden Körperbaues. Die Entbehrungen, deren natürlich ein Nomaden- und Jägerleben in Menge darbietet, trägt er mit Geduld; er entschädigt sich dafür bei der nächsten Gelegenheit durch Wohlleben und Schwelgerei. Fleisch und Milchspeisen sind seine gewöhnliche Nahrung; dazu trinkt er sauer Milch und brennenden Kumis. Das Brod ist zwar nicht ganz dem Ackerbau entfremdet; an den Ufern der Flüsse, Bäche und Seen baut es einige Getreidegattungen, vorzüglich Gerste, welche sechzigfach tragen soll; doch gilt Brod bei ihnen für einen Luxusartikel, und die Kosten für Reisspeisen, welche die Kaisaken außerordentlich lieben, können nur die Reichen erschwingen.

Der Kirgise bekennt sich zum Mohammedanismus, nach der Weise der Sunna; doch hat er, so wie der zum Buddhismus oder Islam übergetretene Mongole, eine Menge abergläubischer und abenteuerlicher Gebräuche aus dem alten, mit dem Paganismus verwandten Heidenthum der tatarischen Völker, wie es durch die Chinesen und Byzantiner kennen, beibehalten. Viele Vorschriften des Korans können natürlich auch von einem armen, in einförmigen wasserlosen Steppen herumziehenden Volke gar nicht befolgt werden; die Kirgisen beobachten weder die gebotenen Fasten, noch beten sie fünfmal des Tags; sie baden sich nicht, und das Reisen zu dem Grabe des Propheten gehört zu den seltensten Unternehmungen. Es scheint demnach, als wenn beharrliche, alle Mühseligkeiten mit Geduld ertragende Missionäre des Evangeliums hier einen fruchtbaren Boden finden würden. Den Schiiten hassen diese Sunniten, gleich wie den Christen und den Anhänger des Dalai Lama, und er wird, eben so wie die Anhänger einer fremden Religion, geraubt und als Sklave verkauft; ein Gleiches darf mit einem Bekenner der Sunna — und Sunniten sind alle Mohammedaner Mittelasiens — nicht geschehen. Neben dem Koran, welcher bei allen mohammedanischen Völkern die Quelle des Staats- und bürgerlichen Rechtes ist, besitzen die Kirgisen eine Gesetzessammlung, deren vorzüglichste Anordnungen einem bei den Horden in hohem Ansehen stehenden Chan früherer Jahrhunderte, Tiaura genannt, zugeschrieben werden; sie enthalten, wie die sogenannten Leges Barbarorum und die Gesetze aller barbarischen Völker, beinahe durchgängig bloß peinliches Recht. Derjenige, welcher irgend ein Vieh, Kamel, Pferd, Schaf u. s. w. stiehlt, wird mit dem Tode bestraft; meistentheils wird ihm mit einem Messer der Kopf abgeschnitten. Ein Todtschläger, Mörder, hingegen muß als Sühne eine gewisse Summe in Schafen bezahlen, 500 bis 2000 Stück, je nachdem er ärmer oder reicher ist. Dieses hat in dem kirgisischen Dialekt einen besonderen Namen und heißt Kun. Kann er diese Summe nicht erlegen, so wird er mit dem Tode bestraft. Um zu verhüten, daß die Pferde nicht fortlaufen, werden ihnen mit einem eigens dazu gemachten Riemen, Dreifaß genannt, drei Füße zusammengebunden; dem, welcher einen solchen Riemen stiehlt, werden beide Ohren abgeschnitten. Andere kleine Verbrechen, Streit, Schlägereien u. dgl. werden mit Peitschenhieben bestraft. Der Delinquent, welcher vom Leben zum Tode gebracht wird, wird gebunden auf die Erde gesetzt, dann muß er gewisse Gebete, die der Koran lehrt, laut hersagen; kennt er sie nicht, wie es fast immer der Fall ist, so werden sie ihm von einem Mullah vorgesagt, dem er sie nachspricht; ist dieß geschehen, so ruft man: es ist beendigt, greift an! und der Henker, der eine willkürliche Person ist, verrichtet sein Werk.

Miscellen.

Umschmelzung der Kupfermünzen in Frankreich. Die Münzenmmissionn hat dem Minister zweierlei Vorschläge zur Umschmelzung der Sous gemacht. Nach dem ersten würde zu den neuen Münzen kein Glockenmetall, sondern nur Kupfer und Zinn genommen; dann würden ein Decime (2 Sous) nur 10 Grammes wiegen, welche nicht den nöthigen innern Werth hätten, und wobei der Staat 20 Millionen ersparen würde. Nach dem zweiten Vorschlag würden die alten, aus Glockenmetall bestehenden Sous auch zu der Masse genommen, die Decimen würden dann 15 Grammes wiegen, genau den Werth haben, aber der Staat würde 20 Millionen verlieren. (Monit. industr. vom 19 Febr.)

Chinesische Geographie. Man hat eine chinesische Weltkarte nach England gebracht, die von den geographischen Kenntnissen der Chinesen keine hohe Meinung gibt. Sie hat 1,67 Metres Höhe, und China allein nimmt sieben Achttheile dieses Raumes ein. Ganz in der Ecke ist ein Meer von geringem Umfang, worin nur sehr kleine Inseln, Frankreich, England, Portugal und Afrika, liegen. Noch etwas weiter liegt Holland das allein größer ist, als die vier genannten zusammengenommen. (Constit. 26 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1843.

Ueber die Cagots.

Der französische Militärarzt Guyon theilt in dem Echo du Monde Savant vom 19 Februar einige Bemerkungen über diese seltsame Race mit, die zwar noch manches Absurde enthalten, wie z. B. die Ableitung des Worts von den Gothen, daß es nämlich „Gothenhunde" bedeuten soll, andrerseits aber auch wieder manches Interessante mittheilen. Das Hauptsächlichste ist folgendes.

„Viele sehen das Wort Cagot für gleichbedeutend mit Cretin an, obwohl aber viele Cagots verunstaltet sind, so bilden doch die Verunstalteten nicht die Mehrzahl, und die körperliche Entartung ist ihren Wohnsitzen in den Tiefthälern zuzuschreiben, wohin sie von den andern Landesbewohnern gedrängt wurden. Die Cagots, welche nicht in Thälern, sondern in offenen Gegenden, auf Bergen oder Ebenen wohnen, sind meist hochgewachsen, ziemlich hager, musculös, haben einen gut entwickelten Schädel, eine lange, vorspringende Nase, stark ausgeprägte Züge und dichte, kastanienbraune Haare. So weit würden sie sich von den übrigen Landesbewohnern wenig unterscheiden, aber eine andere fast allgemeine Eigenthümlichkeit macht sie kenntlich, nämlich die runde Form ihrer Ohren, denn die Läppchen fehlen. Leute, welche lange in den Pyrenäen gelebt haben, versichern, daß man den Cagot nicht mit den andern Landeseingeborenen verwechseln könne, und daß er sich von denselben moralisch wie physisch unterscheide. Man schreibt ihm allgemein eine große Geschwätzigkeit zu, und diese Geschwätzigkeit ist unter den Basken sprüchwörtlich geworden. Ich selbst habe die Erfahrung an einem derselben im Thale von Campan gemacht: er war eine wahre Klappermühle. Ein Geistlicher, welcher nicht weniger als 400 Cagots in seinem Kirchspiel hat, schilderte sie mir von der vortheilhaftesten Seite, und bezeichnete sie als gelehrig, gehorsam, religiös und dankbar. In dem Thale von Campan aber, wo ich die Cagots zum erstenmal sah, genossen sie keines so guten Rufes. Ein Forstwart, mit dem ich die Grotte des Thales besuchte, klagte, daß er hinsichtlich der seiner Obhut anvertrauten Wälder allzu vielen Verkehr mit ihnen habe, und behauptete auch noch, ihre Moral sey ziemlich lax, sie hätten wenig Neigung zu einer dauernden Verbindung u. s. w. Ich hatte noch keinen gesehen, und als ich den Forstwart eine Zeitlang über sie ausgefragt hatte, rief er einmal, als er die Ohren eines meiner Begleiter sah: „aber der Herr da ist ja selbst ein Cagot." Dieser widersprach nicht, denn seine Ohren zeugten für seine Abstammung. Es war dieß übrigens ein sehr rechtlicher Mann, der es über sich genommen hatte, uns in der Grotte herumzuführen.

„Geraume Zeit durften die Cagots mit den andern Eingebornen nicht an Einem Orte wohnen, und später wenigstens nur in einem abgesonderten Quartiere. Kein Cagot konnte Priester werden, und daher das im Baskenlande gewöhnliche Sprüchwort, um etwas Unmögliches zu bezeichnen: „das geschieht nicht eher, als bis ein Cagot Priester wird." Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zum Jahre 1793, zu welcher Zeit die ungerechte Gesetzgebung, die auf ihnen lastete, verschwand. Leider aber sind in den Vorurtheilen noch tiefe Spuren davon übrig geblieben. Eheliche Verbindungen z. B. unter Cagots und Basken sind sehr selten, und finden nur bei reicher Mitgift der Töchter statt; ein baskisches Mädchen heurathet nie, oder fast nie, einen Cagot, außer wenn irgend ein Fehltritt ihr die Heurath unter den ihrigen erschwert hat. Fast allenthalben, wo Cagots und Basken an Einem Orte wohnen, sind sie in verschiedene Quartiere getheilt; so im Dorfe Campan im Thale gleiches Namens, wo der Adour beide scheidet; in St. Palais, wo das Quartier der Cagots jenseits der Stadt auf der Straße von Roncevaux ist. Auch viele Kirchen in den Pyrenäen haben noch die besondere Thüre, durch welche die Cagots eintraten; ihr Platz war hinter dem Weihkessel, denn sie durften nicht weiter vor ins Heiligthum.

„Die Cagots sind noch sehr zahlreich in den Pyrenäen; nachstehende, in der Umgegend von St. Jean-Pied-de-Port gelegene Dörfer zählen ihrer eine große Zahl, nämlich Andaux, Olhegup, Ousouron, Michelene, Eyrenalde, Valgory und Harttalde; die Weiler de la Madelaine und Chuditha in derselben Gegend sind, wie früher, allein von Cagots bewohnt, und zum Beweis, daß der Crétinismus unter ihnen nicht gewöhnlich ist, findet man häufig sehr alte, und noch im hohen Alter

Digitized by Google

sehe eüstige Leute. Wahescheinlich werden aber die Cagots sich bald in der übrigen Bevölkeeung verlieren, trotz der Vorurtheile, welche sie noch von derselben trennen. Eine andere Ueesache ihees baldigen Erlöschens sind die seit einiger Zeit erfolgenden Auswanderungen, denn die baskischen Auswanderer, welche nach Amerika*) gehen, sind größtentheils Cagots."

Daß Francisque Michel sich seit einiger Zeit mit dee Geschichte der verworfenen Racen Frankreichs und Spaniens beschäftigt, haben wir voe kurzem (s. Nr. 53) erwähnt, und hoffentlich wird er eine bessere Ableitung ihres Ursprungs geben, als die bisherigen.

Der ökonomische Zustand der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Wenn von der schlimmen ökonomischen Lage dee Vereinigten Staaten die Rede ist, so muß man wohl zwischen den bevölkerten östlichen Staaten und den westlichen unterscheiden: Pennsylvanien hat sich durch unvoesichtige und allzu easche Unteenehmung großer, öffentlicher Werke in Schulden gestürzt, deren Zahlung schwierig ist, aber Pennsploanien kann zahlen, sobald es seine Kräfte ansteengen will, und den Aeußerungen des Gouverneurs Porter zufolge in seiner neuesten Botschaft an die gesetzgebende Versammlung ist auch zu eewarten, daß solches geschehen werde. Die stärkeee Bevölkerung des Landes, die größere Anzahl von Menschen, welche keinen Ackerbau treiben, macht die Zahlung möglich, in den westlichen Staaten aber, wo nahezu alles Ackerbau treibt, wo sehr wenig Gewerbsleute durch den Ueberschuß, den jedee einzelne Ackerbauer hat, genährt werden, da ist die Zahlung vorerst wieklich unmöglich. Die Lage der Dinge im Westen schildert ein Engländer in einem Schreiben aus Neu-York vom 4 August vor. J. folgendermaßen: „Voe wenigen Jahren war der Westen dee Vereinigten Staaten im Stande, eine große Menge drittischer Manufacturwaaren auf indirectem Wege zu zahlen, obgleich seine Erzeugnisse nicht nach England gehen konnten. Damals war dee Preis der Baumwolle hoch, die Pflanzee im Süden verwendeten alle ihre Arbeitee auf die Erzeugung von Baumwolle und kauften die Lebensmittel größtentheils im Westen; da die größte Masse der Baumwolle nach England ging, so wurden die von dem Westen veebeauchten Waaren auf diese Weise bezahlt. Ein andeees Zahlungsmittel wae der ungeheure Belauf westlicher Staatspapiere, die bereitwilligen Absatz in England fanden. Gegenwärtig steht die Baumwolle so niedee, daß die Pflanzer auf alle Weise sparen müssen, und ihre Sklaven bauen jetzt Mais genug zu ihrer Nahrung. Von Staatspapieeen aus dem Westen kann jetzt kein Dollae mehe abgesetzt werden, darum fehlt es duechaus an Geld im Westen, und das ganze System von Bankoorschüssen und langem Ceedit, wodurch frühee das Land in Stand gesetzt wurde, starke Einfuhren zu machen, ohne im Tausch dagegen eine entsprechende Ausfuhe von Waaren zu geben, ist an dee Wurzel abgeschnitten. Dee Handel im Inneen des Landes ist aus Mangel an Umlaufsmitteln auf Tausch reducirt; ein Bauer gibt zwei Pfund Wolle füe ein Pfund aus der Hand gesponnenes Garn, und schickt viee Bushels Weizen an den Müller für Mehl von drei Bushels. Allenthalben ist ein Ueberfluß an Naturproducten: Weizen, Mais, Schweine- und Rindfleisch, Holz u. dgl., und überall ist das Volk in den Agriculturdistricten entsetzlich arm (wretchedly poor), was das Vermögen betrifft, alte Schulden zu zahlen und neue Waaren zu kaufen. Die Märkte von New-Orleans und New-York sind überführt und die Preise so niedrig, daß die Transportkosten — eine Ausgabe, welche wesentlich dieselbe bleibt — den ganzen Peeis aufzehren. Einer meiner Feeunde, der sich längere Zeit in New-Orleans aufhielt, erzählte mir, er sey auf einem Kai dieser Stadt gestanden, und habe die Schiffee beobachtet, welche ihre Abrechnung für das hinabgeführte Schweinefleisch, Mehl u. s. w. vor ihrer Rückkehr nach der Heimath erhielten, und er habe geseben, wie der Capitän jedes Boots ein bis zwei Dollaes als Reinertrag seiner Ladung nach Abzug von Fracht, Commissionsgebühe, Stadtabgaben u. s. w. eehielt." Diese Schilderung kann einen Begeiff geben, in welchee Lage der Landmann sich momentan befand: Ueberfluß an Nahrungsmitteln, und gänzlichee Mangel an Geld. Die Abstufungen zwischen Districten, welche bloß Ackerbau treiben und solchen, in denen bedeutende Städte liegen, mag freilich groß seyn, indeß mußte die Zufuhr aus den erstern immer auf die Preise in den letztern wesentlich einwirken. Die Unfahigkeit der westlichen, übrigens so blühenden Staaten, die Zinsen ihrer Schulden zu zahlen, fällt somit in die Augen, und alle Ausfuhe konnte voreest die nöthigen Summen nicht herbeischaffen, da die Transportkosten den Werth der Waaren nahezu veeschlangen.

Dieser Stand dee Dinge war natüelich dee Todesstoß füe alle nicht zahlungsfähigen Banken, und selbst die zahlungsfähigen mußten ihre Papiercirculation auf das Allernothwendigste beschränken. Das Kaufen auf Credit hatte ein Ende, das Geld fehlte, also unterblieb der Ankauf, so weit ee nicht dringend nöthig war. Einfuhe von baarem Gelde war die nächste Folge, und es ist in dieee Beziehung höchst bemerkenswerth, daß der Curs in New-York auf London in dee ersten Hälfte Octobers, wo ee sonst sehe hoch zu stehen pflegt, von 108½ auf 106½ gefallen ist, und seitdem auf 105½ fiel. Da dieß im Anfang des „Baumwollenjahees" dee Fall wae, so kann man sich leicht vorstellen, welche Fluth von baarem Gelde nach Amerika strömen muß; man berechnet solche in England für die Monate Nooembee 1842 bis Mai d. J. auf nicht weniger als 3 Mill. Pfd. Steel., welche theils dieect, theils indirect aus England kommen würden. Diese Geldmasse wird sich duech sämmtliche Staaten, auch durch den Westen verbeeiten, und die Wiederaufnahme dee Baarzahlungen von Seite einiger halbdankeeotten Staatsbanken beschleunigen. Auch ist die Unionsregierung dadurch bereits in den Stand gesetzt worden, ihre Anleben im eigenen Lande unterzubringen, da bei der Ceeditlosigkeit der

*) Meist nach dem Staate Uruguay.

Digitized by Google

Privaten und dem Ueberfluß an baarem Gelde die Capitalisten, welche lange Zeit die Regierung hatten in Verlegenheit bringen wollen, ihr Geld nicht mehr unthätig liegen lassen konnten.

Indeß diese Verbesserung der Sachlage kann keinen sehr wesentlichen Einfluß auf die Preise der ersten Lebensbedürfnisse haben, eben so wenig auf die Baumwolle, da die Masse beider zu groß ist, als daß nicht die Preise gedrückt bleiben sollten. Man sieht zwar in Amerika fast allgemein diese niedern Preise als unnatürlich an, aber doch macht sich bereits bei dem großen Stapelartikel, der Baumwolle, die Ansicht geltend, daß ein fleißiger, sparsamer Pflanzer auch bei den jetzigen Preisen noch einen hinreichenden Vortheil herausschlage, und eine kurze Zeit wird hinreichen, die Ansicht allgemeiner zu machen, daß mit der Abnahme der Umlaufsmittel auch die Preise aller Dinge weichen müssen, und daß sie jetzt ihrer natürlichen Höhe weit näher stehen, als man bisher gewöhnlich glauben wollte. Dieß ersieht man auch schon daraus, daß der Lohn der Matrosen, der Bergleute oder sonstiger Arbeiter in Unternehmungen, die während der letzten schlimmen Zeiten suspendirt waren, bereits herabgesetzt wurde, und so die Werke wieder aufgenommen werden konnten. In Lowell, der großen Manufacturstadt, sind zwar die Löhne noch nicht herabgegangen, ein Theil der Arbeiterinnen, welche die Herabsetzung nicht annehmen wollten, hat sich entfernt; andere Unternehmer, namentlich die Spinner, denen das Stillstehen ein empfindlicherer Verlust ist, als der augenblickliche hohe Taglohn, arbeiten mit Verlust fort, aber es kann nicht fehlen, daß die allgemeine Tendenz der Ermäßigung des Taglohns sich allmählich auch hier fühlbar machen muß. Im Westen dagegen, wo es zu sehr an Händen fehlt, und der Taglöhner sich nicht mit geringerem Lohn begnügen will, wird er selbst sich Land kaufen, die Bewirthschaftung größerer Güter durch gemiethete Arbeiter also sehr schwierig werden, die Zahl der kleinen unabhängigen Landeigenthümer dagegen mit raschen Schritten zunehmen.

Frägt man, welchen Einfluß diese Sachlage auf Europa haben werde, so müssen wir hinsichtlich des Ausströmens von baarem Gelde vorerst unser Urtheil suspendiren, was aber die Ausfuhr von Manufacturwaaren betrifft, so ist zu erwarten, daß sie auch in den nächsten Jahren nicht sehr bedeutend ausfallen werde. Indem die Preise aller Dinge in Amerika, auch die des Taglohns, fallen, müssen die Manufacturen in Amerika sich heben, mit oder ohne hohen Tarif. Der letztere ist bei den ausgedehnten Gränzen und bei der Denkungsart des Volkes, die so rasch auf die Entschlüsse der Regierung einwirkt, schwerlich auf die Dauer zu halten, aber auch eine bedeutende Ermäßigung wird die Zufuhr nicht sehr wesentlich vermehren. Was die Zahlungsfähigkeit der verschiedenen Staaten betrifft, so wird die der östlichen Staaten, Pennsylvanien z. B., wahrscheinlich bald genug sich heben, daß solches seine Verbindlichkeiten erfüllen kann. Minder glänzend sieht es mit den westlichen Staaten aus. Der Werth des Grundeigenthums, welcher in den dichter bevölkerten östlichen Staaten nur mäßig erschüttert wurde, ist in den westlichen sehr tief gesunken. Die Producte werden, wie wir oben gezeigt, ihren jetzigen niedern Stand wohl auf Jahre hinaus behalten, und somit ist ihre Zahlungsfähigkeit mehr von der allmählichen und an einigen Orten, wie in Illinois, außerordentlich rasch steigenden Bevölkerung abhängig. Das aber ist in keiner Weise zu läugnen, daß das Schlimmste längst vorüber ist, und daß sich das Land zwar langsam aber sicher aus der financiellen Zerrüttung wieder erhebt. Folgt Amerika der Stimme seiner wahren Freunde — und das gänzliche Darniederliegen der Whigpartei scheint dafür zu sprechen — nimmt es ferner durchaus kein Papiergeldsystem, ausgenommen einen schwachen Belauf von Schatzkammerscheinen, mehr an, macht es seinen innern Verkehr auf dem natürlichen Wege durch Wechsel ab, dann wird man zwar die Producte nicht mehr auf den unnatürlich hohen Standpunkt steigen sehen, wie in den letzten 25 Jahren, die Masse des Geldes wird sich wesentlich vermindern, aber das Ganze wird sich auf der sichern Basis eines Metallgeldes mit größerer Stetigkeit entwickeln, und Amerika wird stärker seyn, als zur Zeit des Dunstes, den Banken und Papiergeld um dasselbe verbreitet haben. Mit der größern Stetigkeit wird auch die Zahl der Bankerotte sich vermindern, und die öffentliche Meinung ein strengeres Urtheil über Bankerottirer fällen.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Drittes und letzter Abschnitt.

Der zweite Theil des reichhaltigen Werkes beginnt mit der Beschreibung einer Tour von Smyrna nach Rhodus, mit mancherlei interessanten Details über die Ruinen von Erythrae, Teos, Ephesus, Halicarnaß, Knidus und die Alterthümer auf Rhodus selbst, die wir jedoch, da neuere Reisen in diese Gegenden gemacht wurden, hier übergehen. Nach Smyrna zurückgekehrt machte Hr. Hamilton noch einige Excursionen in die Umgegend und ging dann am 16 April 1837 wieder nach Konstantinopel, um von dort aus mit einem gewandten, unternehmenden Tataren wieder ins Innere von Kleinasien zu dringen; er konnte diese größere Reise aber erst am 24 Mai antreten, und segelte, wie das erstemal, zunächst nach Mudania und begab sich von dort über Brussa und Abullionte nach Aidindschik, wo er am 28 und 29 die alten, zum Theil hellenischen Ruinen von Cyzicus besuchte und mehrere Inschriften copirte. Die Türken nennen diese Ruinen Bal-Kiz, d. h. Honig-Mädchen, weil, wie sie sagen, einst eine schöne, honigsüße Königstochter dort begraben worden; doch hat schon Colonel Leake sehr richtig bemerkt, daß Bal-Kiz in Wirklichkeit nur zwei Abkürzungen sind von dem griechischen *παλαιὰ* und Kyzikos, und daher nichts bedeutet als „das alte Cyzicus."

Von Aidindschik aus nahm er nun seinen Weg südlich, fast in paralleler Richtung mit der frühern Tour über Tauschanli, Ghiedis und Uschak, doch zwischen dieser Route und der Meeresküste, zunächst am östlichen Ufer des Sees von Manyas hin nach Kazakli, und dann am 31 Mai zu den Ruinen von Menyas, die er für die Reste des alten Poemanenus hält. Im Dorfe fand er eine verstümmelte Inschrift von dem Grabmal eines römischen Statthalters. Die Wälle der byzan-

Digitized by Google

tinischen Akropolis bestehen großentheils aus Fragmenten früherer Bauwerke. Unter den zu Tage liegenden Inschriften bezieht sich eine auf Hippias, den Sohn des Aesculap, dessen Tempel in Pergamenus, wie Aristides meldet, berühmt war. Von dort ging's weiter über Sufugherli durch eine romantische, reich bewachsene Gegend am Macestus nach Ildiz und Kespil, wo der Tradition nach einst eine große Stadt gelegen haben soll; es finden sich auch noch viele Inschriften auf Marmorblöcken von altchristlichen Grabmonumenten. Der Vers. wünschte längs der Ebene von Balukhissar hinzuziehen, mußte jedoch oft wegen Mangel an Wegen und bewohnten Orten in die Berge hinein. Bei Kalburdscha ward die Gegend belebter, man übersah hier von den Höhen eine Menge von Dörfern, und weiter südlich, um Bogaditza, wird viel Valonea und Opium gewonnen. In der zerstörten Festung dieser Stadt fanden sich mehrere antike Bruchstücke, namentlich eine Säule von rothem Trachyt, mit einer Inschrift, die mit den Worten *ΚΑΙΣΑΡΙΤΡΑΙΑΝΩ* beginnt, sonst aber unleserlich ist. Bis Singerli ging der Weg immer südlich, mit der Richtung des Macestus; hier aber macht dieser des Gebirgs wegen eine Wendung, und mit ihr wandte sich auch der Weg nach Osten, über 10 geographische Meilen weit bis nach Simaul, doch immer dem Strom, der hier kleiner wird, entgegen, zum Theil durch überraschend schöne Gegenden. Auch fand Hr. Hamilton auf diesem Wege sehr heiße Quellen, von den Türken Ildschah genannt.

Am 5 Junius erreichte er das auf waldreicher Hochebene gelegene Simaul (auch Siman geschrieben, ohne l), und fand daselbst noch selbigen Tages zwei interessante Inschriften, aus deren einer er folgert, daß hier das alte Synaus lag, während die andere auf Amyzo zu deuten scheint. Drei Stunden nordwestlich an dem See, aus welchem der Macestus (Simaul-Su) entspringt, bei dem Dorfe Kilisse-Köi, fand er die Ruinen einer Akropolis und verschiedener altgriechischen Gebäude, und zweifelt nicht, daß dieß Amyzea war. — Am 7, nach Ueberesteigung des Rückens des Demirdschi-Gebirgs, kam er wieder in eine äußerst romantische Gegend, doch ward an den südlichen Bergabhängen die Vegetation spärlich, und bald zeigten sich die vulcanischen Kegel der Katakekaumene und der Koca-Dewlit bei Kula, welche Stadt der Vers. am 8 Junius zum zweitenmal betrat, denn schon auf der ersten Reise, im Frühjahr 1836, führte ihn sein Weg von Uschak nach Adala durch diese Gegend. Ueber die damals schon in allgemeinen Umrissen beschriebenen Lavagebilde der Katakekaumene gibt der Vers. jetzt im 39. Capitel einen ausführlichern Bericht, und fand auch in der Umgegend von Kula, wo er dießmal neun Tage verweilte, die Spuren mehrerer Städte des Alterthums, namentlich auch den Felsen von Hamamli,*) ein den Lunus darstellendes Basrelief, dann verschiedene Alterthümer in Megné (Mäonia) und bei Indschikler die Ruinen von Sidas Kaleh (Saittae); doch leider keine Inschriften von besonderem Interesse.

Auffallend ist die folgende Wetterbeobachtung. Des Morgens wehte regelmäßig ein frischer Ostwind, allmählich abnehmend bis zu völliger Windstille von 11 bis 2 Uhr; dann erhob sich ein leichter Westwind, allmählich wachsend, und zwischen 5 und 6 zu einem Sturm werdend, der dichte Staub- und Sandwolken über die Berge hinteieb, später nur in einzelnen Stößen noch sich äußerte und etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang wieder zur Windstille überging. Hr. Hamilton meint, dieß Phänomen sey unerklärlich, wenn es nicht durch den starken Reflex der Sonnenstrahlen auf dem weißen Kalkboden des Landes hervorgebracht werde.

Am 17 Junius verließ der Reisende Kula, verfolgte die erwähnte frühere Reiseroute, in umgekehrter Richtung, nur bis Aktasch, und wandte sich dann südöstlich über Keanlidöll nach Haloanar, wo er eine Inschrift copirte, die wahrscheinlich den früher besuchten Ruinen von Blaundus angehört. Am 19 erreichte er das Thal des Mäander, und zog in demselben aufwärts über Sevé-Köi, Demirdschi-Köi, Baklan, Daessi-, Sokma- und Omer-Köi nach Ischekli. An allen diesen Orten und zwischen denselben fand er viele türkische Begräbnißplätze, zum Theil mit antiken Steinen und Inschriften, von welchen mehrere mitgetheilt werden. Bei der letztgenannten Stadt sind am Fuß eines hohen malerischen Berges die Quellen des Glaurus, umgeben von vielen Fragmenten antiker Architektur, deren sich auch unzählige in der Stadt selbst finden, wahrscheinlich von Eumenia, das hier in der Nähe gelegen haben muß, obgleich die vielen Inschriften, die er hier copirte, keine Gewißheit darüber geben. Eine dieser Inschriften betrifft die Spiele, die hier unter einem kaiserlichen Proconsul gefeiert wurden. Am 22 traf er bei Emir-Hossan-Köi wieder auf Ruinen, vermuthlich der alten Stadt Euphorbium, und erreichte Abends Sondukli, wo nach Rennell Celänä lag, jetzt aber keine Alterthümer mehr zu finden sind, außer einigen Bruchstücken, die vermuthlich von Euphorbium hingebracht wurden. Von Kula bis Demirdschi-Köi war die Richtung des Weges südöstlich, von da bis Sandukli im Ganzen nordöstlich, und in dieser Richtung ging's auch weiter bis Afiom-Kara-Hissar.

Daß Sandukli nicht am Ufer des Mäander liegt, wie General Köhler 1801 glaubte, bedarf wohl kaum der Erwähnung mehr. Bei Sooran fand Hr. Hamilton viele Höhlen (vielleicht Troglodyten-Wohnungen), große Blöcke von hellenischem Ansehen und die Quellen des Sandukli-Tschai oder Obeimos, also wahrscheinlich das alte Akrabos Kome, wo Manilius sein Lager aufgeschlagen hatte, als Seleucus von Azanea zu ihm kam, wie Livius berichtet. Es folgt aus diesen und andern Bemerkungen, daß bei Afiom-Kara-Hissar weder die Quellen des Mäander noch die des Obeimas waren, hier also auch nicht Celänä lag, wie d'Anville supponirte. Die Alterthumsreste an letztgenanntem Orte könnten wohl von benachbarten Ruinen dahin gebracht worden seyn, vielleicht von Docimia; der Vers. begründet indeß die Annahme, daß auch Synnada ganz in der Nähe dieses Orts gelegen haben müsse. Er war schon auf der zweiten Reise, von Sinope über Angora nach Smyrna im Herbst 1836, durch Afiom-Kara-Hissar gekommen, und hielt es damals für Dinlä, entscheidet sich aber jetzt, nach genauer Vergleichung aller Berichte und den Angaben über die altrömischen Straßen, für Synnado.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf der Specialkarte der Reiseroute ist in der Gegend von Kula kein Ort dieses Namens verzeichnet, und das Hamamli am See von Manias kann doch nicht gemeint seyn. Uebrigens kommen gleichnamige Orte in Kleinasien vielfach vor.

Manilla-Ratten. Das Journal d'Anvers vom 21 Februar erzählt, die englische Barke Orisso habe eine Masse Manilla-Ratten mitgebracht, welche die Größe einer gewöhnlichen Katze haben sollen. Sie sind so zahlreich und so gefräßig, daß bei Seite gelassene Kleidungsstücke in einem Augenblick verschlungen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1843.

Barcelona.

Diese reiche und stark bevölkerte, jetzt so gebeugte Hauptstadt von Catalonien wetteiferte an Wichtigkeit mit dem römischen Tarragona. Ihre Stiftung fällt ungefähr 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung; gewöhnlich nimmt man an, daß Hamilkar, der Vater Annibals, sie gebaut und ihr den Namen Barcino zu Ehren seiner Familie (Barca) gegeben habe.

Catalonien ist wegen seiner Lage die spanische Provinz, welche am meisten Verkehr mit dem übrigen Europa unterhält, und eben darum größere Mannichfaltigkeit in seiner Geschichte darbietet. Sie hat etwa 44 spanische Meilen von Norden nach Süden und 40 von Westen nach Osten; vor der karthaginensischen Eroberung war sie von vielerlei barbarischen Nationen besetzt; sie war die erste Provinz, welche von den Römern unter ihre Herrschaft gebracht, und die letzte, welche von ihnen verlassen wurde. Die Gothen besaßen sie nicht lange; Italien und der Norden von Europa, Asien und Afrika gaben ihr Heeren. Aber auch die arabische Besetzung war von kurzer Dauer, da die Schlacht von Poitiers, welche Carl Martel gewann, diese Eroberer so schwächte, daß sie sich bis in den Süden von Spanien zurückziehen mußten. Nun aber, als Carl Martel dem Lande einen Prinzen von seiner Familie vorsetzte, begann für dasselbe die Glanzepoche seiner Geschichte. Die Regierung von Catalonien war unabhängig, der thätige Geist seiner Einwohner entfaltete sich; damals war es, daß die Catalonier Sicilien und Sardinien eroberten, mit dem griechischen Reiche es aufzunehmen wagten, und ihm selbst einen Theil von Griechenland entrissen, während zu gleicher Zeit Handel und Schifffahrt Europa Muster gaben und Künste und Wissenschaften mit der arabischen Civilisation wetteiferten. Nicht als ob die Catalonier eines beständigen innern Friedens genossen hätten, denn ihr stolzer, unruhiger Geist fand genug Anlaß zu Zwistigkeiten mit ihren eigenen und den übrigen spanischen Fürsten, aber er bewies auch schon damals, daß er sich deßwegen nicht in großen und nützlichen Unternehmungen stören lasse.

Diese kurzgefaßte Uebersicht der Schicksale Cataloniens enthält auch die Geschichte Barcelona's, denn in dieser Stadt, Leben und Brennpunkt des ganzen Landes, erhielten immer die großen Ereignisse desselben ihren Vollzug; hier entschieden sich die Kriege und die Zahl und Bedeutenheit der Belagerungen, welche Barcelona aushielt, machen sie in dieser Hinsicht zu einer der merkwürdigsten Städte in der Geschichte.

Von den Arabern besetzt, widerstand sie im J. 902 während 17 Monaten dem Feldherrn Ludwigs von Aquitanien, die Hälfte der Einwohner starb und die Befestigungswerke wurden ganz zerstört; dennoch hielten die Christen eine neue, merkwürdige Belagerung von den minder mächtig gewordenen Sarazenen aus, in welcher sie unterlagen und Sklaven blieben, bis der Graf Bonel sie befreite. Im 15ten Jahrhundert stand Catalonien gegen seinen Souverain Johann II von Aragonien auf, und wurde zweimal (1462 u. 1472) streng belagert. Im J. 1640 war Barcelona der Brennpunkt des Aufstandes gegen Philipp IV, als nach 12 Jahren die Catalonier, der französischen Herrschaft müde, sich wieder mit Spanien vereinigten. Von neuem im Kriege mit Karl II (1689), unterlag Barcelona erst im J. 1697, nachdem die Laufgräben schon 52 Tage lang eröffnet waren. Im Erbfolgekrieg wurde es 1706 von Philipp V in Person, doch fruchtlos belagert. Als schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt und selbst die Oesterreicher und Engländer Barcelona seinem eigenen Schicksale überlassen hatten, entschloß es sich doch, den vereinigten spanischen und französischen Waffen zu widerstehen. Diese Belagerung (1713) ist die merkwürdigste von allen; die Bürger zählten bloß auf sich selbst, Bataillone von Studenten, Fabricanten, Geistlichen, selbst von Weibern bekrönten die Mauern, vertheidigten die Breschen und schlugen alle Capitulationsanträge aus. Endlich, nachdem fast alle Werke genommen, fast alle Vertheidiger vernichtet und die Stadt selbst an verschiedenen Orten in Brand gesteckt worden, konnte der Marschall Berwik am 10 Sept. 1714 seinen Einzug halten. Catalonien verlor seine Landesfreiheiten, und Barcelona selbst einen Theil seines Umfanges, denn die neue Citadelle wurde an der Stelle gebaut, wo vorher 6000 Menschen ihre Wohnungen gehabt hatten. — Die neuern Belagerungen sind bekannt genug, um davon nicht sprechen zu müssen.

Digitized by Google

Diese berühmte Stadt, vortheilhaft am Meeresufer gelegen, nördlich durch eine Gebirgskette, südlich durch eine vereinzelte Anhöhe (Mons Jovis, Monjuich) bedeckt, nimmt das Ende eines herrlichen Thales ein, welches die Flüsse Llobregat und Besos bewässern, und ein sorgfältiger Anbau befruchtet. Zur Zeit der Carthaginenser bekrönte Barcino bloß den Hügel, welcher jetzt in der Mitte der Stadt liegt; zur Zeit der Römer begann Faventia Pia, Augusta (das waren ihre Namen) sich im Thale auszudehnen, aber die vielen Kriege waren ihrem Anwachs hinderlich; erst als Catalonien unabhängig wurde, nahm auch Barcelona den Rang unter den vornehmsten Städten Europa's ein.

Die Häuser von Barcelona sind einfach, solid und viele sogar mit Zierlichkeit erbaut, aber in einem Geschmack, der sich mehr dem nordischen nähert, und gegen die freundliche und auffallende Baukunst Andalusiens eintönig und traurig erscheint, um so mehr, da sie sehr hoch sind, und die meistens engen Gassen verfinstern. Unter den letzteren gibt es einige breite und schöne, besonders die Rambla, eine Art von innerem Boulevard, das von dem Fort de las Atarazanas herabkommt, la Riera ampla, die Straße des Conde del Asalto und die neue Ferdinandsstraße, wo die reichsten Gewölbe sind —; auch ist das Pflaster zu bemerken, welches aus viereckigen Steinen von einer oder anderthalb Palmen im Geviert besteht und von der Municipalität durch eine Art von Lotterie oder Ausspielung bestritten wurde. Die Seemauer, welche zum Spaziergang und selbst für Kutschen dient, ist ein erstaunliches Werk, welches nur darum nicht Bewunderung erregt, weil man schon daran gewöhnt ist; nicht minder schön ist die Landmauer, und beide bieten die interessantesten Aussichten dar. Von den öffentlichen Gebäuden, der Kathedralkirche, der uralten Pfarrkirche Santa Maria del Mar und andern Tempeln, dem königlichen Palast, wo der Generalcapitain wohnt, dem Zollhaus, der Börse, den Häusern der Municipalität und der Provincialdeputation, den Spitälern u. s. w. ist hier nicht der Ort zu sprechen; viele derselben sind durch das letzte Bombardement beschädigt, und das sogenannte alte Municipalitätsarchiv (welches man jedoch von dem Archiv der Krone Aragonien unterscheiden muß) sogar von den Flammen verzehrt worden — dasselbe Schicksal haben viele Privathäuser erlitten. Doch ist die Zahl der völlig zerstörten nicht groß, und viele haben den größten Schaden im Innern, da die Bomben alle Stockwerke durchbrachen, ohne daß jedoch die Façade litt; das Unheil war auch um vieles geringer, weil, wie es scheint, die meisten Zündgranaten in der Luft zerplatzten. Ein Ministerialblatt gibt die Zahl der beschädigten Häuser auf hundert und die der völlig zerstörten auf acht an, gewiß viel zu gering, obgleich noch immer viel zu viel, wenn man bedenkt, daß es nicht ein auswärtiger Feind war, welcher diesen Schaden anrichtete, noch daß die Nothwendigkeit es erheischte.

Der Hafen von Barcelona wird durch die Versandungen der Flüsse Llobregat und Besos immer unzugänglicher, und die Summen, welche zu seiner Verbesserung durch mehrere Auflagen zusammen gebracht werden, erhalten leider meistens eine andere Verwendung. Nur mittlere Schiffe, welche 10 bis 12 Fuß tief im Wasser gehen, können einlaufen, die größern bleiben auf der Rhede, wo sie den Winden von der See her ausgesetzt sind und bei dem geringsten Anschein von Gefahr sich entfernen müssen. Ungefähr 1000 Schiffe laufen jährlich aus und ein.

Barcelona cultivirt die Künste und Wissenschaften, nach Madrid ist keine andere Stadt in Spanien wo so viel gedruckt wird, besonders Uebersetzungen der großen französischen, mit Stichen versehenen Werke; freilich sind die Uebersetzungen nicht meisterhaft, aber sie dienen doch dazu, die geographischen, naturhistorischen ꝛc. Kenntnisse zu verbreiten. Indeß die Hauptsache sind die Fabriken, welche mehr als 25,000 Menschen beschäftigen und Baumwolle, Seide, Garn, Biberfelle, Eisen, Porcellan, Thon, Glas und eine Menge anderer Materialien bearbeiten. Auch hat sich eine Compagnie gebildet, welche mit den englischen und französischen Dampfschiffen rivalisiren will, und zu diesem Ende eine beträchtliche Gießerei angelegt hat. Eine Thätigkeit wie in Barcelona sieht man nirgends in Spanien; von allen Seiten erschallt das Getöse der Webstühle *) und Werkzeuge; Männer, Weiber und Kinder sieht man im Freien oder im Innern der Häuser und Läden und selbst auf den Dächern emsig wie ein Bienenschwarm sich bewegen, Räder und Cylinder umtreibend, Fäden drehend oder Nadeln durchstechend, um die rohen Stoffe zu Kunstwerken umbilden. Aber wenn der Sonn- oder Feiertag eintritt, da verläßt der Kaufmann sein Comptoir oder den Hafen und eilt nach seinem prächtigen Thurme (torre, Landhaus), um einen Tag des Landlebens mit seiner Familie zuzubringen; der Gewerbsmann läßt das Weberschiffchen ruhen und begibt sich mit seinen Freunden und Angehörigen nach Grazia oder Sarria zu einem fröhlichen Schmause, und wenn es Abend wird, so kehren alle vor der Thorsperre zurück, und ruhen in ihrer Wohnung aus oder hören in einem der schönsten Schauspielhäuser eine italienische Oper oder ein neues Melodram.

Das Gewühl von Barcelona, welches in einem nicht sehr ausgedehnten Umfange 150,000 Menschen faßt, wird nicht wenig durch den täglichen Zulauf von den nahen Oertern, welche Lebensmittel zum Verkauf senden, vermehrt. Barcelona ist das Lyon von Spanien, aber das Schicksal der Arbeiter ist daselbst bei weitem erträglicher — indessen ist eben der höhere Preis des Tagelohns und die geringe Benützung mechanischer Kräfte die Hauptursache, warum die wichtigste Industrie der Catalonier, d. h. die Baumwollenmanufactur, nur mittelst eines nicht mehr haltbaren Monopoliums existiren kann, und daher schon jetzt die Folgen des Pauperismus, wie in den großen englischen und französischen Fabrikstädten, sichtbar zu werden anfangen.

*) Unter 30,000 Webstühlen, die es in Catalonien gibt, zählt man nur 200, welche durch den Dampf oder Wasserfälle, die so häufig im Lande sind, getrieben werden.

Digitized by Google

Das längste Dampfboot.

(Courrier des Etats Unis.)

Zu Newyork wurde kürzlich ein Dampfboot vom Stapel gelassen, das seines Gleichen in der Welt nicht hat. Seine Länge beträgt 330 Fuß, sechs Fuß mehr als das Ungeheuer, welches gegenwärtig zu Liverpool für die Compagnie des Great Western erbaut wird. Das amerikanische Fahrzeug kommt indeß in seinen übrigen Verhältnissen dem englischen bei weitem nicht gleich. Das letztere wird über 3000 Tonnen Trächtigkeit haben, während das erstere kaum 1000 hat. Diese Verschiedenheit erklärt sich durch die geringe Breite und Tiefe des letztern: es ist nur 30½ Fuß breit und 9′ 9″ tief. Es ist ein wahrer Wasserpfeil, ausdrücklich mit Rücksicht auf die größtmögliche Geschwindigkeit erbaut. Dieß seltsame Fahrzeug zeichnet sich übrigens durch die Schönheit und Zierlichkeit seines Baues und durch den Reichthum seines Salons aus, der nicht weniger als 300 Fuß Länge hat, und an dessen beiden Seiten sich zwei lange Reihen Cabinette hinziehen.

Um dieß Dampfboot in Bewegung zu setzen, werden zwei horizontale Dampfmaschinen zu dem Kaliber von 48, welche zusammen 450 Pferdekraft haben, verwendet werden. Die Räder sollen 32½ Fuß im Durchmesser und 12½ Fuß Dicke haben. Die Maschinen, nach einem neuen Modell gebaut, um den Formen des Schiffes zu entsprechen, sind sehr platt und schmal, haben dagegen eine Länge von 48 Fuß. Dieß wunderliche Schiff ist für den Hudson gebaut, und soll zwischen New-York und Albany hin und her fahren. Man behauptet, die Geschwindigkeit desselben werde so bedeutend seyn, daß es diese Entfernung, 145 engl. Meilen (etwas über 32 deutsche) in sieben Stunden zurücklegen werde. Man ist auf die Idee ein solches Fahrzeug zu bauen erst nach mehreren Proben gekommen. Bisher versah das Dampfboot South-America den Dienst zwischen New-York und Albany am schnellsten, nämlich in acht bis neun Stunden. Letzteres Fahrzeug hat eine Länge von 266 Fuß bei einer Breite von 36½ Fuß; man fand dieß noch nicht hinreichend und beschloß, nun ein noch längeres und noch schmäleres zu bauen. Dagegen hat das Dampfboot South-America nur Räder mit 21 Fuß im Durchmesser, und die Schaufeln haben 11 Fuß Breite.

Fortschritte der Seidencultur in Spanien.

Als Beweis, wie sehr man bestrebt ist, in Spanien die Seidencultur emporzubringen, führen wir aus dem Eco del Comercio vom 20 Februar nachstehenden Artikel an.

Don Francisco Monfort hat eine interessante Schrift: „Apuntes sobre la industria de la seda morera filipina y los gusanos trevoltinos" zur Verbesserung des Seidenbaues in Spanien bekannt gemacht. Er suchte sich vor mehreren Jahren mit großer Mühe eine Art Seidenwürmer zu verschaffen, die er gusanos trevoltinos nennt, und die sich an einzelnen Punkten Italiens befinden; ebenso eine Art weißen Maulbeerbaums, morera multicaule, von dessen Samen er eine größere Anpflanzung machte. Der Versuch fiel sehr glücklich aus: jener Wurm, genährt von diesem Blatt, gibt jährlich drei überaus reiche Ernten, und ist, wie der Baum in Spanien ohne jede Schwierigkeit zu akklimatisiren. Die morera multicaule ist in China heimisch, schnell und kräftig wachsend bis zu mächtigen Bäumen, oder auch leicht zu ziehen in Hecken und Spalierer zur Umzäunung; ihre außerordentlich großen Blätter dienen nicht bloß zur Zucht der Seidenraupen, sondern eignen sich auch eben so sehr zum Futter für jede Art Vieh; nur in äußerst dürrem Boden kommt sie nicht gut fort, sonst überall, und vorzüglich im sandigen. Der Verfasser hat aus seiner eigenen Anpflanzung Proben nach Barcelona, Zaragoza, Tortosa, Valencia, Madrid und andern Städten gesandt, und beschreibt dabei auf das genauste die Behandlung. Von der allgemeinen Einführung dieser Zucht dürfte sich ein neuer Aufschwung der spanischen Seidenindustrie herschreiben, die jetzt noch immer aus verschiedenen Gründen darniederliegt, und die stets eine Hauptquelle des Reichthums für die Provinzen Valencia, Granada und Murcia bildete.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von hier aus nahm seine Reise (am 25 Junius ꝛc.) wieder eine südöstliche und östliche Richtung, über Tschai-Kiöi, Isakli, Ak-Scheher, Ilghun und Konieh bis Karabunar. Isakli liegt am Fuß des hohen Gebirgs Sultan-Dagh, von wo sich das Land nordöstlich bis zum großen Landsee von Ak-Scheher abdacht. Auf dem Wege zur Stadt dieses Namens ist der sogenannte Paß der großen Quelle (Oin Bunar Debrent) zu bemerken, weil dieß ohne Zweifel die von Xenophon erwähnte Quelle des Midas ist. Sieben englische Meilen weiter südöstlich führt nun der Weg durch wohlangebautes Hügelland, Dörfer und Gärten nach Ak-Schehre, welches nach vielen antiken Baureſten und Inschriften das alte Philomelium ist; den erwähnten großen See aber hält der Verf. für den See der vierzig Märtyrer. Die Stadt ist auch merkwürdig durch mehrere wohlerhaltene altsaracenische Gebäude, von denen eines durch Sultan Aladdin erbaut seyn soll. Ilghun war wie ausgestorben, die Pest herrschte dort.

Der Verf. eilte am 28 weiter und verließ die Hauptstraße, um das große Dorf Kadun-Khona zu besuchen und auf dem Begräbnißplatz mehrere Inschriften zu copiren; von dort ging er südwärts nach Bedel-Kaleh, das inmitten eines Waldamphitheaters auf einzelnen vulcanischen Kegeln liegt, und von den Ruinen eines alten Gebäudes, wahrscheinlich eines Klosters, eine wunderschöne Aussicht gewährt (es liegt 4500′ über der Meeres- und etwa 1300′ über der Thalhöhe). Fragmente griechischer Inschriften schienen der altchristlichen Zeit anzugehören. Gegen Abend erreichte er Ladik, einen elenden Ort, aber offenbar auf dem Grunde einer antiken Stadt erbaut, mit einer Menge von Ruinen, meist von dunkelm blaugrauem Kalkstein. Die Inschriften gaben keine sonderliche Ausbeute; es leidet indeß keinen Zweifel, daß hier Laodicäa lag, dessen verbranntes Aussehen durch die vulcanische Natur des Bodens eingenommen keineswegs erklärt wird, wie man wohl geglaubt, denn es findet sich nirgends eine Spur der Art. Der Ort mag also im Alterthum wirklich abgebrannt und wieder aufgebaut worden seyn. Nach Durchwanderung einer

Digitized by Google

dürren traurigen Ebene erreichte er Nachmittags den 29 die Stadt Koniyeh, die ihm mit ihren saracenischen Gebäuden und Gärten wie eine Oase in der Wüste erschien. Schon der Begräbnißplatz vor der Stadt hat einen ganz orientalischen Charakter; auf den Stadtmauern erheben sich viereckige Thürme, reich verziert mit Karnießen, Arabesken, Löwenköpfen und arabischen Inschriften. Ueber dem Thor steht eine kolossale Heldenfigur, gestützt auf eine Keule mit einem Löwenfell, wie ein Hercules, — leider ohne Kopf. In der Thurmwand darüber ist ein Hautrelief von mehrern Figuren, offenbar byzantinisch; noch höher große arabische Inschriften. Obgleich das Innere der Stadt den Eindruck einer ärmlichen Gegenwart machte, beschloß der Verf. doch einige Tage dort zu verweilen und die Spuren des alten Iconium näher zu untersuchen. Er beginnt seine Beschreibung mit einer Untersuchung und Bestimmung des Weges, den Cyrus durch diesen Theil Kleinasiens genommen hat, und geht dann zur jetzigen Beschaffenheit der Stadt über, die großentheils sehr verfallen ist. Auf dem Gipfel des Festungsberges steht eine vom Sultan Alaedin erbaute und nach ihm genannte Moschee, die aber nicht so schön ist, wie die „mit den zu den Sternen reichenden Minarets.“ Diese unglaublich reichen und zierlichen Thürme sind aus glasirten bunten Ziegeln erbaut, mit vorherrschend rother und blauer Farbe. — Interessant ist auch ein altes türkisches Gefängniß, mit Thürmen, Mauern und Gräben, ähnlich denen einer gothischen Burg, und die Wälle und Thürme der Stadt im saracenischen Styl. Der Verf. kommt hier auf seine frühere Bemerkung zurück, daß der gothische Baustyl, namentlich auch der Spitzbogenstyl aus der Vereinigung der byzantinischen und arabischen Bauart hervorgegangen zu seyn scheine.

In den folgenden Tagen machte der Verf. von Koniyeh aus eine Tour nach Sarvi-Kiöl, am Fuß des Kara-Burdscha, einem vulcanischen Berge mit vielen Höhlen und Grotten, wohin die Griechen der Gegend häufige Wallfahrten machen, und fand dort einige Reste sogenannter cyklopischer Mauern. Dann ging er weiter nördlich nach Zilleh, einem Orte von 800 Häusern, wo nur Griechen wohnen, die den Türken nicht unterworfen sind. Nach der Tradition haben sie sich bei der Eroberung von Iconium hier angesiedelt und in Unabhängigkeit zu erhalten gewußt. Iconium war bekanntlich zu Cicero's Zeit ein bedeutender Ort, wo er sich auf dem Marsche nach Cilicia zehn Tage aufhielt; wichtiger aber ist, daß Paulus und Barnabas, nach ihrer Vertreibung aus Antiochia, in der jüdischen Synagoge von Iconium predigten, bis sie, auch von hier verjagt, sich nach Lystra und Derbe in Lycaonien flüchteten.

Am 3 Julius setzte der Verf. seine Reise weiter fort, immer östlich über Ismil nach Kara-Bunar. Am ersten Tage beobachtete er viele Luftspiegelungen in der Ebene, die wie ein großes Wasser erschien, während man die wirklich vorhandenen Gegenstände hoch darüber erblickte u. s. w. Zuweilen traten aber auch die Umrisse des hohen Gebirgs Kara-Dagh jenseits der Ebene deutlich hervor. In Ismil, das in 8 Stunden erreicht ward, fielen ihm die großen Schafheerden auf, weil schon Strabo von dem Tetrarchen Amyntas in Lycaonien meldet, daß er 300 Heerden besessen habe: vielleicht waren dieß ihre Nachkommen. Am nächsten Tage sah er bald den vulcanischen Bezirk von Kara Bunar vor sich und fern im Südosten den hohen Tauerustücken. Die Stadt hat manche Spuren frühern Reichthums; noch jetzt werden jährlich 20 bis 25,000 Okas Salpeter daselbst gewonnen, die auf Lieferung in Konstantinopel mit 56 Paras per Oka bezahlt werden, was bei der großen Entfernung aber nicht lohnend ist. Der Age ist aber gezwungen, ein bestimmtes Quantum dafür zu liefern, und darf sonst nichts verkaufen.

Von hier wandte er sich nordöstlich, die hohen Gebirge des Karadscha-Dagh und Hassan-Dagh rechts lassend. Der letztgenannte Berg erhebt sich wie eine gigantische Pyramide hoch über den ganzen Gebirgszug. Uebrigens durcheilte er möglichst rasch die einförmigen Ebenen dieses Landstrichs und kam am 7 Abends in die zerstörte Stadt Ak-Serai. Von hier aus machte er zuerst einen Ausflug südöstlich nach den Ruinen von Euron Scheher, am Fuß des schon erwähnten 8000 Fuß hohen vulcanischen Hassan-Dagh. Der Weg führt an einem Salzsee vorbei, an dessen Südseite gegen die Felswand gebaut das Dorf Halvar-Dere liegt. Auf der Höhe dieser Vorberge führt ein enger Felspaß (Demir Kapu oder das eiserne Thor) zu einem großen hügeligen Raum, bedeckt mit vielen cyklopischen Mauerresten der ältesten Zeit, die sich sofort als die Reste einer alten und bedeutenden Stadt darstellten. Besonders auffallend waren die vielen Thore und Portale, oben durch einen einzigen großen Steinblock gedeckt, ähnlich den Gräbern von Knidus. Weiterhin zeigten sich auch unterirdische hellenische Grabstätten. Inmitten dieser Gräber waren die Ruinen einer großen Kreuzkirche im altbyzantinischen Styl, offenbar neuern Ursprungs als die übrigen Gebäude, vermuthlich zu Anfang des 4ten Jahrhunderts von Gregorius, dem Vater des Gregorius Nazianzenus, erbaut; denn Hr. Hamilton hält diese Ruinen für die Reste der Stadt Nazianzus (die auf dem Jerusalem'schen Itineratium auch unter dem Namen Anathango vorkommt), und also den Hassan-Dagh für den Berg Athos. Ak-Serai läge demnach an der Stelle des alten Archeiois, und zwischen diesem Orte und Halvar-Dere finden sich wieder auf einer Anhöhe viele massive Mauern und eine Menge römischer Ziegel, wahrscheinlich dem alten Momoassos angehörend.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Celtische Alterthümer. In der Gesellschaft der englischen Alterthumsforscher am 16 Februar legte ein Dr. Bromet die Beschreibung eines behauenen Steines vor, der einen Theil eines Geomlechs zu Loc Mariaker in der Bretagne ausmacht. Die ausgehauenen Gegenstände sind gerade Linien, und Kreise, die etwas einer Blume oder den Speichen eines Rades ähnliches einschließen. Dr. Bromet hält dieß, im Widerspruch mit den bisherigen Ansichten, für Buchstaben oder Zahlen, verweist dabei auf Cäsars Nachrichten über die Schreibart der Druiden, und macht aufmerksam darauf, daß aus einer Vergleichung mit alten asiatischen Inschriften sich wohl manches erklären lassen könne. (Litt. Gaz. vom 25 Februar.)

Indische Literatur. In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft am 11 Febr. wurde eine interessante Uebersicht der indischen Literatur vorgelesen, die der Verfasser, Hr. Stevenson, in brahminische, buddhistische, mohammedanische, persische und neuindische eintheilt. Die Litt. Gaz. vom 25 Febr. gibt einen Auszug der Bemerkungen über die erste, der freilich des Interessanten wenig enthält, was indeß vermuthlich nicht die Schuld des Verfassers, sondern des Extractors ist, denn Stevenson ist einer der wenigen anglo-indischen Gelehrten, welche die indische Civilisation nach den verschiedenen Zeiten und Völkern am schärfsten beurtheilt haben, und der Gesammtaufsatz möchte wohl höchst interessante Details enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1843.

Dick Aberdaron.

(Aus den Mittheilungen eines deutschen Reisenden.)

Als ich einmal während meines Aufenthalts zu Carnarvon in Nordwales (im Jahre 1840) einen Gang durch die Stadt machte, fiel mir ein Mann auf von sonderbar ärmlicher Kleidung, mit einem ungewöhnlich langen Bart, welcher nebst dem buschigen Haupthaar das Gesicht verdeckte. Ich ging an ihm vorüber, konnte mich aber nachher nicht enthalten, wiederholt nach ihm umzublicken, so ungewöhnlich war sein Aufzug. Nach einiger Ueberlegung schloß ich am Ende, er müsse ein Jude seyn, denn solchen Bart hatte ich in England nur bei Söhnen Israels gesehen.

Einige Tage später stieß ich in der Biographie des „Barden vom Snowdon," Richard Llwyd, auf die Beschreibung eines eben so armen als originellen Mannes, dessen sich Llwyd thätig angenommen hatte. Augenblicklich stand das Bild des vermeintlichen Juden vor meinen Augen, und es wurde mir klar, daß Dick Aberdaron (so hieß der Günstling des patriotischen Dichters) nicht anders aussehen könne, als der Mensch, den ich kürzlich gesehen hatte. Allein Dick war, nach der kurzen Notiz, die mir vorlag, im Jahre 1780 geboren, die Notiz selbst war schon vor drei Jahren geschrieben: wie leicht möglich, daß der Mann unterdessen gestorben war! und wie wenig wahrscheinlich war es, daß ein Zufall mir den Menschen vor die Augen gebracht haben sollte, welchen persönlich kennen zu lernen ich durch jene Beschreibung so begierig geworden war!

Ich erkundigte mich auf der Stelle, ob Dick Aberdaron noch lebe und ob er in der Stadt sey; beides wurde mir bejaht. Natürlich mußte ich ein solches Original sehen. Allein ihn in mein Logis kommen zu lassen, war nicht thunlich, denn das fragliche Subject war von zu bettelhaftem und schmutzigem Aussehen, als daß die Eigenthümerin es mit der „Respectabilität" ihres Hauses hätte vereinigen können, ihm den Eintritt zu gestatten. So blieb mir denn nichts übrig, als ihm in seiner Wohnung meine Aufwartung zu machen, wobei ich auf den Vortheil rechnen konnte, ihn in seiner gewöhnlichen Umgebung, in seinem Seyn und Wesen getreuer beobachten zu können. Ich ließ mir also den Weg zu seiner Wohnung weisen. — Ehe ich jedoch meine Leser zu unserem neuen Bekannten führe, muß ich sie mit der Person, die ich ihnen vorstellen will, vorläufig bekannt machen.

Der Vater unseres Dick (die familiäre Verketzerung von Richard), genannt Robert Jones, ein Zimmermann, lebte in Aberdaron, einem Städtchen an dem südlichen Ende der Halbinsel, welche einen Ausläufer von Carnarvonshire bildet; hier wurde Dick im Jahre 1780 geboren, und von seinem Geburtsort hat er den Namen Aberdaron, unter dem ihn das Volk in Wales kennt. Sein Vater wollte ihn in seinem eigenen Handwerk unterrichten; allein abgesehen von körperlichen Mängeln, welche den Knaben zur Handarbeit untauglich machten, namentlich Schwäche des Gesichts, stellte sich ein erhebliches Hinderniß in den Weg, nämlich ein auffallender Mangel an Gelehrigkeit und Fassungskraft für alles in der Welt, außer — den Sprachen. Für letztere hat er aber ein außerordentliches Talent von Jugend auf gezeigt, so wenig auch diese Gabe durch Umstände und Lebenslage begünstigt wurde, denn vor seinem neunten Jahre kam er nicht so weit, daß er die Bibel in seiner Muttersprache, d. h. welsch, lesen lernte, er hatte nur seine Mutter und einen jüngern Bruder zu Lehrern. Später versuchte er englisch zu lernen, fand es aber sehr schwer; als Grund dieser Schwierigkeit gab er in reifern Jahren den Umstand an, daß im Englischen die Orthographie nicht recht festgesetzt sey, und daß die Aussprache alle zehn Jahre sich verändere.

In seinem 15ten Jahre fing er unter der Leitung eines Cameraden an, Latein zu lernen. Wiewohl er nicht mit den andern Knaben in die Schule gehen durfte, mußte er doch häufig Wege zu finden, um in das Schulzimmer zu kommen, wenn die Andern weg waren, und aus den Büchern, die er daselbst antraf, soll er nach der Angabe einer Person, welche ihn damals kannte, in Einem Monat mehr gelernt haben, als irgend ein anderer Knabe in sechs Monaten zu lernen im Stande war. Um diese Zeit lernte er auch schreiben, völlig ohne fremde Anleitung; seine Handschrift ist zwar steif und ohne Fluß, aber sehr deutlich, und er weiß sie auf jede Sprache

Digitized by Google

mit gleicher Leichtigkeit anzuwenden. Ungefähr in seinem 19ten Jahre hatte er Gelegenheit, von einem welschen Barden, Evan Richards, eine griechische Grammatik zu kaufen; durch beharrliches Studium derselben brachte er es in kurzem dahin, daß er Griechisches lesen und verstehen konnte: er hat namentlich Homer und Hesiod im Original gelesen. So ging es Schritt vor Schritt weiter; das Jahr darauf wurde er mit einem Auszug aus Burtorfs hebräischer Grammatik bekannt: dieser Umstand gab ihm den Gedanken ein, Hebräisch zu erlernen, und es mag dazu dienen, die Geistesart unseres Autodidakten zu charakterisiren, wenn ich die folgenden Zeilen aus einem Schreiben von seiner Hand mittheile. „Wären nicht die Umstände dagegen, so möchte ich wohl ein wenig hebräische Musik studiren. Kurz ehe ich Hebräisch zu studiren anfing, hatte ich einen Traum, und ich sah in meinem Traum Johann Burtorf, wie er hebräische Psalmen zur Harfe sang, nämlich während er Psalmen sang, spielte er die Harfe mit seinen Händen, und sang dazu mit seiner Stimme. Er stand auf einer Mauer meines Vaters Hause gegenüber." Als ein Freund ihn fragte, wie er denn habe wissen und verstehen können, in welcher Sprache Burtorf sang, wenn er nicht schon angefangen gehabt habe Hebräisch zu lernen, gab er zur Antwort, er habe zur Zeit, wo er jenen Traum gehabt, noch sehr wenig vom Hebräischen gewußt; aber Burtorf habe den 12ten Psalm gesungen (Richard sagte denselben auswendig her), und habe ein hebräisches Buch mit Punkten vor sich liegen gehabt, seine Harfe sey sehr groß gewesen und habe die Gestalt der alten welschen Harfe gehabt.

Alle diese Kenntnisse in Sprachen erwarb sich Richard im elterlichen Hause, nicht nur ohne äußere Begünstigung, sondern sogar unter dem härtesten Kampf mit Hindernissen, welche jeden zurückgeschreckt haben würden, der nicht von einem durchaus unerschütterlichen Entschluß beseelt gewesen wäre. Die Zeit, welche Richard den Sprachen widmete, hätte er nämlich nach der Meinung der Seinigen auf Holzsägen, Feldarbeit, Fischfang u. dgl. verwenden sollen. Allein statt Fische zu fangen, setzte er sich ans Meeresufer und las in einer Grammatik, und statt auf dem Felde zu arbeiten, versteckte er sich in eine Hecke, wie sie in England als Feldgränzen dienen, um ungestört zu studiren. Seine Unfähigkeit zu Handarbeiten und seine leidenschaftliche Neigung Sprachen zu lernen, zog ihm den Zorn seines Vaters zu, der von Warnungen zu Drohungen, von Drohungen zu Schlägen schritt, wenn er ihn zu einer Zeit, wo er hätte an der Arbeit seyn sollen, hinter den Büchern fand; der ältere Bruder that es in dieser Behandlung dem Vater gleich, kurz, man behandelte ihn auf eine Weise, für welche nur die Armuth der Familie und ihre völlige Unbekanntschaft mit dem Gegenstand der Studien Richards als Entschuldigung dienen können.

Im Jahre 1804 durfte Richard seinen Vater auf einer Reise nach Liverpool in einem kleinen Boot begleiten. Bei seiner Ankunft in der Stadt war das erste Geschäft Richards, einen Buchladen aufzusuchen; hier wurden einige Personen durch das Auffallende seiner Erscheinung aufmerksam auf ihn, und da sie fanden, daß er Sprachkenntnisse habe, gaben sie ihm einige Geldunterstützung und versahen ihn nachher mit englischen, lateinischen und griechischen Büchern. Allein die Freude über dieses Glück sollte nicht lange währen: auf der Heimfahrt scheiterte das Fahrzeug an der Küste von Carnarvonshire und füllte sich mit Wasser, so daß die Bücher alle theils verloren gingen, theils verderbt wurden. Noch größer war das Mißgeschick, welches ihn daheim erwartete: in gleichem Verhältnisse mit seinem Wissensdurst stieg auch die Härte, mit der ihn sein Vater mißhandelte, so daß einige Schläge mit einem Schüreisen, welche auf seinen Rücken fielen, ihn bewogen, seine kleine Bibliothek zusammenzupacken und das elterliche Haus zu verlassen. Von da an beginnt die zweite Periode seines Lebens.

Richard schlug den Weg nach Carnarvon ein, ohne auch nur einen Penny Reisegeld zu besitzen; er sah sich demnach genöthigt, einen Theil seiner Bücher zu verwerthen, und da sein Bündel je länger je leichter wurde, so langte er endlich am Ziel seiner Wanderung wohlbehalten an. In Carnarvon verkaufte er einige weitere Bücher, so daß ihm nur noch ein lateinisch-griechisches und ein lateinisch-welsches Wörterbuch übrig blieb, von denen er selbst in der äußersten Noth sich nicht zu trennen entschlossen war. Nun wanderte er weiter nach Bangor, wo er das Glück hatte die Aufmerksamkeit des damaligen Bischofs, Dr. B. Cleaver, auf sich zu ziehen. Dieser entdeckte, daß seine Sprachkenntnisse für einen Menschen in seiner Lage ganz ungewöhnlich seyen, verschaffte ihm anständige Kleider, ermunterte ihn zur Fortsetzung seiner Studien, indem er ihm einige werthvolle Bücher zum Geschenk machte, und nahm ihn in seinen Dienst, indem er ihn in Garten und Feld beschäftigte. Ob Richard der Ansicht war, daß diese Arbeiten seinen Studien zu viel abbrechen, oder ob ein anderer Umstand sein Verhältniß zu dem Bischof störte, weiß die Geschichte nicht zu entscheiden; so viel ist gewiß, daß Richard nach einem zweimonatlichen Aufenthalt der Einladung eines Geistlichen nach Anglesea folgte. Während seines dortigen Aufenthaltes machte er die Bekanntschaft einiger Emigrés, welche ihn mit einer französischen Grammatik versahen; aus dieser lernte er mit Hülfe jener Franzosen so viel, daß er nicht nur Französisch lesen, sondern auch mit einem guten Accent sprechen kann. Später hat er sich gleiche Kenntniß des Italienischen verschafft, und er soll im Stande seyn, in beiden Sprachen mit gleicher Leichtigkeit sich zu unterhalten, indem er die Sprache, in welcher man ihn anredet, nie wechselt, so lange man darin fortspricht.

In Anglesea traf der Bischof von Bangor bei einem Besuch, welchen er jenem Geistlichen abstattete, unsern Richard, und benützte diese Gelegenheit, ihm zu erklären, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe, und bald nach diesem Besuche des Bischofs verließ Richard auch dieses gastliche Haus, und begab sich nach Liverpool, wo dieselben Männer, welche ihm bei seinem ersten Besuch in dieser Stadt beigestanden waren, sich freundlich seiner annahmen. Sie machten zuerst den Versuch, ihn ordentlich zu beschäftigen; da aber dieß mit Holzsägen, was er gelernt zu haben behauptete, nicht gelang, so verschaffte

Digitized by Google

man ihm eine Lage, in der er freie Muße hatte seine Studien fortzusetzen: man gab ihn einee Peeson ins Haus, welche zugleich sich verpflichtete, sein Benehmen zu beobachten und ihn an Reinlichkeit zu gewöhnen. Dick hatte jedoch nicht weiter als ein Halbjahr hier zugebracht, als er unruhig und seiner Lage überdrüssig wurde. Da er häufig den Wunsch äußerte, in seine Heimath zurückzukehren, so versah man ihn mit einer kleinen Summe Geldes, und so verließ er Liverpool wieder mit einigen hebräischen und aeadischen Büchern, die man ihm geschenkt hatte.

So versehen betrat er wieder das Haus seines Vaters, dee (nach Dick's eigenem Ausdruck) „nicht so gesinnig gegen ihn wae, so lange er für den Unterhalt bezahlt wuede, als zu der Zeit, wo er mit leeren Händen bei ihm studirt hatte." Allein die kleine Casse war bald erschöpft, und Richard mußte wieder helfen Balken sägen zu Fischerboaten, wiewohl sein Vater „sie nachher nicht zu diesem Zweck verwandte, und das Bauholz unvorsichtiger Weise verfaulen ließ." Bald ergaben sich aufs neue Mißverhältnisse zwischen Richard und seinem Vatee und die frühere baebaeische Behandlung wiederhalte sich. Daher verließ ee zum zweitenmal das väterliche Haus, begab sich nach Liverpool, und als er dort in die Nothwendigkeit kam sich von seiner hebräischen Bibel zu teennen, beschloß er eine Reise nach Laudon zu machen, um — eine andere hebräische Bibel daselbst zu kaufen, und zugleich Unterricht im Chaldaischen und Syrischen zu suchen. Ee veeließ im Sommer 1807 Liverpool, einen kleinen Bündel auf dem Rücken, eine lange Stange in der Hand, um welche eine Straßenkarte gerollt war, die wenigen Bücher, die ihm übeig geblieben waren, in den verschiedenen Falten und Taschen seinee Kleidungsstücke angebracht. Da aber in London seine Wünsche nicht in Eefüllung gehen wollten, schlug er den Weg nach Dover ein, wahescheinlich nicht ohne den Gedanken, auf den Continent überzusetzen. Doch hier wendete sich sein Geschick: ee fand untee dee Leitung eines wohlwollenden Aufsehers Beschäftigung auf der königlichen Schiffswerfte und verdiente sich einen Taglohn, mit dem er nicht nur seine Bedüefnisse besteeiten, sondern auch den Rabbi Nathan, einen tüchtigen Hebraisten, für den Unterricht und die Bücher, deren ee dazu bedurfte, bezahlen konnte. Während seines Aufenthaltes zu Dover hatte Richard wieder einen Traum, dessen Inhalt er nebst einer Zeichnung dem Papier anvertraut hat: „ich sah mich in einem Teaum auf einee Ebene, nahe dem Fluß von Babylon, wo ich die Harfen der Gefangenen Israels an den Weiden aufgehängt sah (Ps. 137), und ich sah die Weiden zu einee außerordentlichen Höhe gewachsen und die Harfen waren an denselben aufgehängt bei der Nacht, wahrend es Regenwetter war." — Im Jahee 1810 kehrte Richaed von Dovee nach London, und von da, mit Unterstützung dee Welsh Barbic Society, nach Wales zueück. Ee hielt sich bald in Bangor, bald in Chester, bald in Liveepool auf: in letzterer Stadt war es besonders William Stanley Roscoe, dee sich seiner annahm: er ließ sich von Richard seine Lebensgeschichte eezählen und gab dieselbe (im J. 1822) zu seinem Besten heraus; er nahm so viel ein, daß er ihm 10 Jahre lang wöchentlich 6—8 Shillinge geben konnte. Das Capital ging auf, und von da an war Dick wieder an die zufällige Wohlthätigkeit des Publicums gewiesen.

(Foetsetzung folgt.)

Die Sprachen der Negritos.

Unter dem Namen Negritos versteht man bekanntlich eine Menge verschiedener Stämme, welche in ihrem physischen Charakter sich dem afrikanischen Typus nähern, und sich über eine lange Inselreihe von den Andamans bis zu den Fidschi-Inseln im Osten und von Formosa im Norden bis Vandiemensland im Süden verbreiten. In den Molukken scheinen sie die ursprünglichen Einwohner zu seyn, die vor der herrschenden Malayenrace da waren. Von Neuguinea südlich und östlich sind sie die einzigen Bewohner großer Inseln. Ihre körperliche Gestalt zeigt sehr verschiedene Racen an, aber das Zeugniß der Sprachen ist bis jetzt noch vernachlässigt worden. In der Versammlung der philologischen Gesellschaft am 10 Februar las Hr. Latham eine Abhandlung darüber vor, und theilte, nachdem er die verschiedenen Wohnsitze aufgezählt, eine Anzahl Wörterbücher mit, deren Umfang jedoch noch immer bei weitem nicht hinreicht, um ein Urtheil zu fällen. Am reichlichsten waren die Mittheilungen über den australischen Continent. Im Allgemeinen zog der Verfasser aus seinen Mittheilungen folgende Schlüsse: 1) daß die Sprachen jeder einzelnen Insel, selbst Australiens, radical dieselben seyen; 2) daß die Sprachen von Neuguinea, Neuirland, den Salomonsinseln, den neuen Hebriden und wahrscheinlich auch Neucaledonien radical dieselben seyen; 3) daß zwischen den Sprachen von Vandiemensland und Australien Verwandtschaft bestehe, und 4) daß die Sprachen sämmtlicher Negritostämme, von denen wir Wörterbücher besitzen, in derselben Weise mitsinander verwandt seyen, wie die indogermanischen Sprachen. (Athenäum vom 25 Februar.)

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 11 Julius verließ der Verf. Ak-Serai und wandte sich nordwestlich zum großen See Tuz-Göl und an diesem hin bis Kodjch-Hissar. Er bemerkt, daß der durch die Stadt und später in den See fließende Bias-Su wahescheinlich der Fluß sey, der bei den Alten als südlicher Arm des Halys vorkommt (oder des Kizil-Irmak), und daß dieser Arm, wie er auf allen frühern Karten verzeichnet ist, gar nicht existirt. Die Gegend zwischen dem Gebirgerücken im Osten und dem großen See hat wieder einen ähnlichen Charakter, wie die Ebenen zwischen Konieh und Kara Bunar. Die Bewohner sind meist Turkomanen, Hirten. Bei Sonnenuntergang, wenn die großen Heerden von Schafen und anderem Vieh heimkommen, die weiten Ebenen nach allen Richtungen in langen Reihen durchziehen, und nun die Mädchen und Kinder aus ihren Zelten kommen und laut rufend umherlaufen, um die ihnen gehörigen Thiere herauszufinden und in die besondern Stallungen zu treiben, während die Frauen vor ihren Zelten und Behausungen

Feuer anzünden, ihren heimkehrenden Heeren die Abendmahlzeit zu bereiten, dann bildet dieß geschäftigrührige Leben und Treiben einen seltsamen Contrast mit der lautlosen Stille des Tages, wo die Lagerplätze fast verödet und verlassen scheinen. Dem Fremden wird indeß die Freude an solchen Abendscenen durch den übeln Geruch der Kochfeuer gestört, da in diesen holzarmen Gegenden nichts gebraucht wird als Kuhdünger mit Lehm gemischt. Und eben darin liegt auch ein großes Hinderniß der bessern Cultur des Landes, weil die Kraft des Düngers auf solche Weise dem Boden entzogen wird. Uebrigens zerfallen die Bewohner dieses Theils von Kleinasien im Ganzen genommen in vier Classen: 1) Türkische Bauern, die in Dörfern wohnen und Land- und Gartenbau treiben. Obgleich viele davon in den Sommermonaten der Hitze wegen in kühlere Gebirgsgegenden wandern, haben sie doch alle feste Wohnungen, und zwar ordentliche Häuser. 2) Turkomanen, jenen in mancher Hinsicht sehr ähnlich, auch den Winter über an bestimmten Plätzen wohnend, die jedoch nur rund, von Zweigen geflochten und mit Decken belegt sind, und fast nie Ackerbau, sondern nur Viehzucht treibend, und den ganzen Sommer mit ihren Heerden von Schafen, Rindvieh und manchmal auch Kamelen umherwandernd. 3) Eurunken, eigentliche Nomaden, die, wie man sagt, türkisch sprechen, sonst aber den Kurden weit ähnlicher sind, als Hirten und Kohlenbrenner immer in den Gebirgswäldern leben, und zwar in Zelten von schwarzem Ziegenhaar. 4) Die Kurden, die wildesten von allen, die unter ihren eigenen Stammfürsten ein ganz unabhängiges Leben führen und außer der allgemeinen Schafzucht auch besonders Pferdezucht treiben. Sie haben ihren Aufenthalt meist in zwei ganz verschiedenen Distrikten, Sommers in einem, Winters im andern, sind aber, mit Ausnahme der Euphratgegend im Süden des Argäusgebirgs, in Kleinasien nicht zahlreich und in neuerer Zeit etwas zahmer geworden. Das Verbergen und Verhüllen der Weiber vor dem Auge des Fremden ist nur bei den eigentlichen Türken Sitte, nicht bei den andern drei Classen.

Die Turkomanen in dem Bezirke zwischen Ak-Serai und Kodschi-Hissar gehören zu dem großen Stamm der Beregli-Affirete Turkomanen, die auf 8 bis 10,000 Mann geschätzt werden und deren Chef in Saei-Karaman lebt (wovon später die Rede ist). Er ist ein von der Pforte angestellter Woiwode, gehört aber zu ihrem eigenen Stamm. — Neben der Hirtenwirthschaft ist ihre Hauptbeschäftigung der Transport von Blei und Kupfer aus den Minen des östlichen Kleinasiens nach Konstantinopel; sie erhalten dafür nominell 100 Piaster per Ladung (load), wirklich aber nur 25, indem Dreiviertel als Abgabe zurückgehalten wird. Im Gebirge leben außer ihnen auch Kurden, die im Sommer bis an den Fuß des Hassan-Dagh streifen.

Am 12 Julius ging der Weg nordwestlich durch das sumpfige mit Salzkruste bedeckte Uferland des großen Salzsees Tuz-Göl, das fast von aller Vegetation entblößt ist, bis die Vorhöhen des Gebirgs weiterhin ans Ufer heraustreten, von wo man die ganze Fläche der Salzkruste und des Wassers dahinter übersieht, so weit das Auge reicht, denn das jenseitige Ufer ist nicht sichtbar. In Kodschi-Hissar, einem großen Turkomanen-Dorf, mußte der Verf. den 13 verweilen, weil keine Kamele zu bekommen waren, und ritt an das Ufer des Sees, um einen Dammweg zu besichtigen, der quer hinüber führt an das hier näher heraustretende gegenseitige Ufer und von den ottomanischen Sultanen erbaut seyn soll, jetzt aber ganz zerstört und mit einer dicken Salzkruste überzogen war. Der Salzhandel ist Regierungsmonopol, wofür der Pascha von Konieh 26 Beutel bezahlt und 24 einnimmt, also nur 8 Beutel (circa 480 fl.) jährlich gewinnt.

Am 14 ging's mit Kamelen weiter, doch jetzt wieder ostwärts, den Bergen entgegen, wo reiche Lager von Alabaster den Verf. an eine darauf bezügliche Stelle des Strabo erinnerten. Am 15 bemerkte er, unweit Boghaz Kiöi, bei einem Wasser, Namens Ak Bunar, einen Berg voller Höhlen, in welchen jetzt die Kurden vor den Türken, ehemals wohl die Christen vor ihren heidnischen Verfolgern Schutz suchten. Nachmittags erreichte er Saei-Karaman, und fand dort den obenerwähnten Bey des Turkomanenstammes, einen schönen Mann in glänzender bunter Tracht. Die Turkomanen dieser Gegend sind berühmt wegen ihrer trefflichen Pferdezucht. Die Straße durchläuft hier ein hügeliges Vorland an der Nordostseite desselben Gebirgerückens, an dessen Südwestseite der große Salzsee liegt, nämlich des Kodschah-Dagh, und wird zuweilen von tiefern Schluchten durchschnitten, die ihre Wasser dem etwa 2 Stunden weiter nördlich (in der Richtung von Südost nach Nordwest) fließenden Kizil-Jemak zuführen (dem Halys, welcher, nach langem Laufe nordwärts, unweit Sinope ins schwarze Meer fällt). Eine dieser Schluchten bei Tatlar ist besonders interessant durch die Basaltformation und die ganze vulcanische Beschaffenheit der anstoßenden Höhen, auf welchen die Ruinen einer alten Festung liegen. Die seltsam romantische Lage des Orts paßt sehr wohl zu den wunderbaren Sagen, die dort im Schwange sind, besonders von einem geheimnißvollen Buche, das, in einer der vielen Höhlen aufbewahrt, Verderben über jeden bringen soll, der es wegzunehmen sich unterfängt, und unfehlbar am nächsten Tage wieder an derselben Stelle liegt. Man erlaubte Hrn. Hamilton, dieses Wunderbuch zu besehen, doch mit vielen ernsten Warnungen, es nicht zu berühren. Zwei alte Männer mit Wachskerzen führten ihn in die Höhlen, die in großer Menge in den Tuffsteinfelsen hineingehauen sind, und deren eine aus drei abgesonderten Gemächern besteht. In dem mittlern Raum sind zwei kleine Altäre und auf einem derselben lag das Buch, ein griechisches Menologion auf Pergament geschrieben, wahrscheinlich aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, aber stark beschädigt. Die Wände der Höhle waren von Ruß geschwärzt, doch ließen sich bei näherer Besichtigung gemalte Figuren in altbyzantinischem Styl darauf erkennen, und darunter eine im Waffenrock, vermuthlich den h. Georg von Kappadocien darstellend. Auch sind an den Wänden viele, meist neugriechische Inschriften, und obgleich in Tatlar keine Griechen wohnen, wird der Ort noch immer von fremdwohnenden Griechen, wie auch von armenischen Pilgern besucht. Unter den übrigen Höhlen war eine offenbar eine griechische Capelle, anscheinend von hohem Alter. Die Reste der Festung auf der Höhe mit ihren runden Thürmen sind dagegen von der neuern Bauart des Mittelalters.

(Fortsetzung folgt.)

Ein tragbarer Apparat zum Ausbrüten der Eier wurde kürzlich von einem Hrn. Todd erfunden. Derselbe hat außer der Tragbarkeit auch noch den Vortheil, daß man nur wenig Acht geben darf auf das ganze Verfahren, und daß die Kosten, um denselben in der gehörigen Temperatur zu erhalten, nur gering sind. Das Ganze ist in einem Gefäß von cylindrischer Form eingeschlossen, besteht aus Eisenblech und hat nur 24 Zoll im Durchmesser und 22 Zoll Höhe. (Athenäum vom 25 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1843.

San Sebastian in Guipuzcoa.

Wenn Barcelona in Ungnade gefallen ist, so genießt dagegen San Sebastian die Gunst der heutigen Regierung von Spanien, welche letzthin die Militärbehörden, deren Sitz immer in Vitoria war, dahin übertragen hat. San Sebastian verdient übrigens eine Auszeichnung wegen des Contrastes, welchen der constitutionelle Geist der Einwohner immer gegen die erzwungene Anhänglichkeit der übrigen Vascogner an ihre veralteten Einrichtungen gebildet hat; Einrichtungen, welche zwar an sich etwas populäres haben, aber doch nicht verhinderten, daß die baskischen Provinzen fast ohne Ausnahme feroile Deputirte zu den spanischen Nationalversammlungen sandten.

Die Stadt liegt an der Mündung einer kleinen Halbinsel, welche nördlich von dem Berg Urgull beherrscht wird und die Citadelle enthält. Die Halbinsel selbst wird vom Meere und dem Hafen gebildet, an dessen östlicher Seite die Stadt in viereckiger, doch verlängerter Gestalt von Norden gegen Süden sich ausdehnt; östlich von derselben und längs ihrer Mauern fließt der Urumea, welcher sich dort ins Meer ergießt, und da der Sandboden zwischen diesem Flusse und dem Hafen nur einen Flintenschuß breit ist, und bei hohem Meere überschwemmt wird, so kann man San Sebastian beinahe als eine Inselstadt ansehen. Der Urumea kommt von Süden aus dem schönen Thale von Loyola, welches bei Astigarraga beginnt; ganz nahe bei San Sebastian bricht er durch eine Hügelreihe, welche rechts (östlich) mit dem Berg Ulia den Hohlweg nach Passages, links aber die Vorstadt San Martin (etwa 600 Ellen von der Stadt) und den Hafen bis zur Vorstadt Antigua begränzen, und sich zuletzt an die Ausläufer des Berges Igueldo anschließen. Diese Hügelreihe beherrscht völlig die Stadt, und um ihren Besitz kämpften die Carlisten, welche dort ihre Verschanzungen anlegten, und die Christinos, um sich von einer lästigen Blokade zu befreien.

Die Gegend um San Sebastian ist schön, voll abwechselnder Hügel, Baumpflanzungen und schöner Pflanzen, unter deren Grün die gelbe Blume jener dornichten Argoma hervorsticht, welche der cantabrischen Küste von Fontarabia bis zum Cap Finisterre eigenthümlich ist. Das Seegras, die Hecken mit Lorbeeren, wilden Rosen und Lilien, die Maulbeerbäume und Erdbeergesträuche verbreiten angenehme Ansichten und Wohlgeruch; die Wasserfälle, welche dem Urumea von den nahen Bergen ihren Tribut bezahlen, erheben die Scene; die reichliche Jagd auf Ehre, Rehe, Hasen, Füchse in den Wäldern und Bergwinkeln, auf Kaninche, Enten, Schwäne und Seemöwen, in den Buchten und Mündungen setzt das Solide an die Seite des Poetischen. Aber in der Stadt selbst fehlt es an Trinkwasser, denn die einzige Wasserleitung, welche von einer guten Quelle herkommt, ist leicht abzuschneiden. Das Klima ist sehr gemäßigt, obgleich der Regen häufig. Der Boden, auf welchem die Stadt gebaut ist, enthält wenig Kreide und verhindert daher bei seiner sandigen Natur die Bildung des Kothes.

Die Stadt ist ganz neu, nach einem 1816 von dem Rathe von Castilien gebilligten Plane gebaut; die Häuser werden nun in Linie und mit größerer Bequemlichkeit aufgeführt, so daß 120 neue den Grund von 237 alten einnahmen; sie sind von gleicher Größe, ihre Kaniese und Balcone alligniet und durch Pilaster verschönert, welche, je zwischen zwei Häusern angebracht, zugleich nützlich sind, denn sie fangen alles Regenwasser auf und leiten es bis zu einer Oeffnung am Fußboden, so daß man durch keine Dachrinnen belästigt wird. Der Hauptplatz im Mittelpunkt der Stadt enthält auf 53 Schwibbögen die eleganten, drei Stockwerke hohen Häuser, deren Quadersteine und Verzierungen bis zum 2ten Stockwerk mit blauem Kalkstein von Hernani gemischt sind, welches ihnen viele Anmuth verleiht. Ueber den vier Eingängen, welche von eben so vielen Straßen in den Platz einbrechen, sind ebenfalls Erker gebaut, so daß man alle vier Seiten des Platzes umgehen kann, ohne sich dem Regen auszusetzen. Merkwürdig ist die neue Hafenstraße, welche gerade vom Hafen auf den Platz zugeht, zu welchem Ende man mehrere Häusergruppen und einen Sandhügel von 30 Fuß Höhe durchbrechen mußte. Ueber derselben und sie durchkreuzend läuft die Straße bei Campanario auf eine elliptische Brücke gestützt; beide sind mit großen und schönen Häusern versehen. Auch die Brücke von Santa Catalina über den Urumea, 510 Fuß lang und 28 breit, erst 1827 beendigt, auf

Digitized by Google

8 hölzernen Bögen, ist eben so solid als durch anpassende Verzierungen geschmackvoll.

Die Ost- und Westseite haben 1600 und 1700 Ellen, an jener ist die Mauer 11 bis 12 Fuß, an dieser 7 Fuß dick; an ihrem südlichen Ende stehen die Cubos oder großen viereckigen Thürme Torrano und el Ingente, zwischen welchen die 32 Fuß dicke Mauer die Front schließt, und vor dem hier angebrachten Landthor ist ein Tambour oder rundes Vorwerk und der Hauptgraben. Zwischen der westlichen Mauer und dem Hafen bleibt bei der Ebbe nur ein enges Defilé, welches daher keine Formirung zu einem Angriff erlaubt.

Der Hafen enthält in der Mitte seines Eingangs im Norden die Insel Santa Clara. Er ist nur klein, schwer zugänglich, und obgleich er beim Eingang Wasser für Kriegsschiffe hat, so wird er bald seicht und von den Wellen stark bewegt. Die Rhede zwischen dem Schlosse Mont Urgull (oder Santa Cruz) und der Insel Santa Clara hat sieben Klafter (Brazos) Wasser, aber sie ist den Winden von Nordost und den Windstößen von Südost sehr ausgesetzt, und, außer im Sommer, ein schlechter Zufluchtsort. Dessenungeachtet ist San Sebastian eine der ältesten Handelsstädte; dieß beweist die Charte oder der Fuero von San Sebastian, im J. 1150 von Don Sancho, dem weisen König von Navarra ertheilt, in welchem merkwürdige Verfügungen für den Seehandel gegeben, die aus- und eingeführten Waaren ausführlich angezeigt und die besonderen Verhältnisse von San Sebastian mit den damals berühmten Seeplätzen Bayonne und la Rochelle erwähnt werden; die Aufrichtung eines Almirantazgo, vielleicht das älteste in Spanien, bestätigt die Wichtigkeit seines Seeverkehrs. In neuern Zeiten nahmen die philippinische und die Caracas-Compagnie hier ihren Ursprung. San Sebastian versieht die Provinzen Guipuzcoa, Alava, Navarra, Logroño und zum Theil Soria, selbst nach Madrid gelangen von dort einige französische und englische Waaren. Die Ausfuhr besteht in Eisenwaaren und etwas Wolle. In der Stadt sind Fabriken zur Verfertigung von Tauen und Rudern, auch einige Gerbereien.

Die vortheilhafte Lage und das milde Klima, das jugendliche Aussehen von San Sebastian, seine Seebäder, der leutselige, gebildete Geist der Einwohner, deren Zahl sich auf 10,000 belaufen mag, machen San Sebastian zu einem der angenehmsten Aufenthalte in Spanien.

Dick Aberdaron.

(Fortsetzung.)

Das war also der Mensch, dem ich einen Besuch zu machen gedachte. Man führte mich in ein abgelegenes, geringes Gäßchen von Carnarvon, das den großen Namen Waterloostreet führt. In dem Haus, das man mir wies, diente der Raum zu ebener Erde als Wohnzimmer, Küche und Waschhaus zugleich; ich mußte aber die Treppe hinauf, auf der obersten Stufe der kurzen Treppe stand ich bereits unter dem Dach, in einem Raum, welcher, durch zwei kleine Fenster spärlich erhellt, Schlafkammer der Hausleute und Dicks Studirzimmer zugleich war. In der Fensternische zunächst der Treppe war ein Haufen Bücher aufgestapelt, vor dem Fenster stand ein kleines, rundes Tischchen, und ein schmales Kinderbänkchen stand vor dem Studirtisch. Als ich neben diesen Tisch trat, erhob sich von der Bank ein menschliches Wesen, von dessen Aeußerem eine Vorstellung zu geben schwer ist. Der Kopf war anfangs mit einer abgetragenen Pelzmütze bedeckt, welche aber sogleich abgenommen wurde. Nun sah ich vom Gesicht fast gar nichts, indem es theils durch die höchst ungekünstelt herabwallenden Locken des schwarzen, aber stark ergrauenden Haupthaars, theils durch den buschigen Bart bedeckt war, welcher drei Zoll lang herabhing; überdieß waren die Augen mit einer Brille bewaffnet, deren Stangen durch ein den Hinterkopf umzingelndes, schwarzes Band zusammengehalten wurden. Die Kleidung bestand fürs erste aus einem Obergewand, dessen Farbe ehemals braun gewesen seyn mag, von dem aber bestimmt auszumachen, ob es einen Mantel, oder eine Kutte, oder Jacke vorstellen sollte, ich nicht wagen möchte. Unter diesem Oberkleid entdeckte ich etwas, das mit der Gestalt eines Fracks einige Aehnlichkeit hatte; folgen zwei schwarze Westen, eine der andern zur Ergänzung der Lücken dienend. Ein über das ziemlich geschwärzte Hemd unordentlich herabhängendes Halstuch, blaue Hosen und Pantoffeln vollendeten den Anzug.

Ich redete den kleinen Mann, der so cynisch bekleidet vor mir stand, englisch an, und er antwortete, nachdem er einige Worte walsch gesprochen, englisch. Seine Stimme fand ich außerordentlich hoch und mißtönig; liest er, so ist dieß, besonders bei Poesie, in ganz singendem Tone; er spricht äußerst schnell und lebhaft und lacht dazwischen auf eine Weise, daß ich es oft vom Husten kaum zu unterscheiden wußte.

Dick war mit Briefschreiben beschäftigt, indem er dem wälschen Gelehrten und Dichter John Jones (Tegid) in Orford, der ihm beim Eisteddfod zu Liverpool im Junius 1840 einige Geldunterstützung hatte zu Theil werden lassen, erzählte, wie ihn irische Diebe in jener Stadt um seine wenigen Shillinge gebracht hatten; in dem Briefe ging Englisch, Griechisch und Hebräisch bunt durch einander. Aus Veranlassung des Hebräischen in diesem Briefe zeigte er mir sein hebräisches Wörterbuch, sein hebräisches Neues Testament, sodann sein griechisches Neues Testament, von dem aus er endlich den Uebergang zu Homer machte. So wie ein Buch erwähnt wurde, suchte er dasselbe sogleich hervor, sey es aus dem Bücherhaufen in der Fensternische, sey es aus den Taschen und Falten seiner Kleider; denn die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Kleidungsstücken sind bei ihm mit Büchern gefüllt, die ihn in successiven Lagen umgeben; jedes Buch nimmt seinen bestimmten Posten ein, je nachdem das Format zu der Gestaltung des Körpers paßt; dabei ist Richard mit dem Platz eines jeden genau bekannt, so daß er es, ohne je fehlzugreifen, hervorholen kann, wenn die Reihe an dasselbe kommt. So, wenn er zu Hause ist; wenn er aber ausgeht, was er möglichst vermeidet, weil er meist der Kinder Spott ist, wodurch er in schwere Verlegenheiten kommt, so packt er mit Hülfe eines Bündels

Digitized by Google

alle seine literarischen Schätze um und auf sich, so daß er wörtlich eine wandelnde Bibliothek ist.

Als wir im Gespräch auf Homer gekommen waren, hielt ich ihn dabei fest. Weil ich gehört hatte, daß Dick bei all seiner Lectüre für den Inhalt keinen Sinn und kein Interesse habe, daß ihn nur die sprachliche Form beschäftige, so daß er auf die Frage, was er von Andromache wisse, dreimal antwortete: „Andromache heißt der Kampf der Männer," so machte ich die gleiche Frage an ihn, erhielt aber zur Antwort: „sie war Hektors Gemahlin, und wollte ihn bewegen, nicht in die Schlacht zu gehen;" die Geschichte sey sehr merkwürdig, meinte er. Auf der Stelle schlug er wie Hektors Abschied in der Ilias auf, fand augenblicklich den Abschnitt, und fing an mir vorzulesen, in singendem, auf- und abschwebendem Tone, langsam, aber mit ziemlicher Fertigkeit, wenn ich die vielen Abbreviaturen seines griechischen Homer in Anschlag bringe. Ich sagte ihm, daß wir in Deutschland das Griechische fast ganz so lesen, wie er es lese, während die Engländer das Griechische durchaus anders aussprechen, ob er denn nicht einen englischen Lehrer gehabt habe. Da lachte er laut auf und erwiederte: ich habe keinen Lehrer gehabt; das Buch ist mein Lehrer gewesen. Ich fand, daß er einen unbegränzten Respect vor Homer hatte, und nahm daher Anlaß zu fragen, was er denn von seinem Landsmann Shakspeare denke, wenn er ihn gegen Homer halte. Nach einer Pause der Verlegenheit, welche mir bewies daß er mit Vergleichungen und Reflexionen der Art sich nicht viel plage, antwortete er: „Homer ist weit größer als Shakspeare, Homer macht so herrliche Vergleichungen, und ich glaube, er wußte auch viel mehr als Shakspeare je in seinem Leben wußte, er war ein großer Alterthumskenner, Homer und Hesiod waren sehr gelehrte Alterthumsforscher; er wußte auch von den Juden, und von Jerusalem, und von den Weisen aus Morgenland, den μαγοι."

Daß Homer von den Juden etwas gewußt habe, bewies mir Dick aus der Odyssee, wo Poseidon, von den Aethiopen zurückkehrend, den Odysseus erschaut von den Bergen der Solymer (Jerusalem). Nun ging's über auf Poseidon, diesen hält unser Autodidakt für den Lucifer; warum? weil Poseidon bei Hesiod und Homer der Erderschütterer heißt, der die ehernen Thore des Tartarus schließt, während Jesaia 14 den Sohn der Morgenröthe, Lucifer, ebenso schildere: „die dich erblicken, schaurn dich an; ist denn das der Mann, der die Erde zittern machte und Königreiche beben, der die Welt zur Wüste machte und ihre Städte zerstörte, und seinen Gefangenen das Haus nicht öffnete." Poseidon hält die Thore der Unterwelt geschlossen und läßt die Gefangenen nicht heraus, „Poseidon," sagte mir Dick unter Kichern, „ist Pluto's Primeminister." Dieß als Probe der mythologischen Forschungen des Mannes.

Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß ich auch in deutscher Sprache eine Frage an den Linguisten stellte, die er mir zwar nicht deutsch, aber doch richtig beantwortete, zum Beweise, daß er unsere Muttersprache denn doch versteht.

(Schluß folgt.)

Ueber die Lagerung der großen vorweltlichen Thiere in Amerika.

In der Londoner geologischen Gesellschaft wurden am 1 Februar zwei diesen Gegenstand betreffende Mittheilungen vorgelesen, eine von Hrn. Hamilton Cooper „über die fossilen Knochen, die man beim Graben des Neubraunschweiger Canals in Georgien fand, und „über die geologischen Lagerungsverhältnisse des Mastodon giganteum und anderer Fossilien in den Vereinigten Staaten und Canada." Letzterer Artikel ist von dem bekannten Geologen Lyell, der ausdrücklich die verschiedenen Localitäten besuchte, um die Lagerungsverhältnisse kennen zu lernen und daraus Schlüsse auf die Periode zu ziehen, bis in welche diese Thiere herein reichten. Wir übergehen, als nicht hieher gehörig, die geologische Auseinandersetzung und kommen auf die Resultate. Hr. Cooper fand bei einander Ueberreste des Mastodon giganteum, des Mammuth, des Megatherium, des Flußpferdes und des Pferdes in Verbindung mit Muscheln, die jetzt noch an den benachbarten Ufern sich lebend finden. Die Temperatur des Meeres war also wohl damals, wo diese Thiere in dem Sand und dem Thon-Alluvium begraben wurden, dieselbe wie jetzt; auch konnten keine bedeutenden Veränderungen der Erdoberfläche vorgegangen seyn. Ferner fand Lyell, daß die genannten Thiere mit den jetzigen Arten der Mollusken zu gleicher Zeit bestanden hätten, und daß kaltes Klima nicht die Ursache ihres Untergangs gewesen sey. (Athenäum vom 25 Februar.)

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von hier aus ostwärts erstreckt sich ein großes wüstes Lavafeld; dann folgt wieder ein ähnliches Hügelland bis Nemd Schehr, einer vor 120 Jahren erbauten Stadt mit einem starken Fort auf hohem Basaltfelsen, wo der Verf. am 17 Julius eintraf. Die blühende Stadt von etwa 4000 Häusern soll zur Hälfte von Türken und zur Hälfte von Griechen bewohnt seyn, aber nur von 10 bis 12 armenischen Familien. Nach Osten hin erstreckt sich ein wohlbewässertes und angebautes Thal, an dessen anderem Ende eine äußerst merkwürdige Erscheinung sich darbietet, nämlich ein ganzer Wald von einigen Tausend zuckerhutförmigen Bergspitzen, zum Theil von beträchtlicher Höhe (bis 200 Fuß), und voll von Höhlen und Grotten mit künstlich ausgehauenen Portiken in dorischem Styl, auch bunt, besonders roth bemalt und mit griechischen Inschriften umgeben. Im Innern der Höhlen sind noch oft griechische Heilige in Fresken gemalt, in sehr altem Styl, doch gut erhalten. Noch weiter östlich ist eine ähnliche Erscheinung in dem Thal von Negub, das Texier schon besucht und beschrieben hat, und von hier aus erblickt man schon im Osten ganz deutlich den hohen Erdschisch-Dagh (Argäus). Die Gegend wird hier sehr bevölkert, und besonders auffallend ist die Bauart in einigen Dörfern, zumal in Dak-Tasch, dessen Häuser aus behauenen Steinen in eigenthümlich türkischem Styl hübsch und solid gebaut sind. Bei der Stadt Jadsche-Su sind die Bergwände des Thals wieder mit Höhlen und Grotten durcharbeitet. Nicht weit davon sind die Quellen des Kara Su oder des Melas, der nicht südwärts in den Euphrat, sondern nordwärts in den Kizil Irmak fließt; dann folgt

die reich bebaute Ebene von Kaisarieh (Cäsarea), welches der Verf. am 19 Julius erreichte, und wo er sich eine ganze Woche aufhielt, ein paar Excursionen in die Umgegend eingerechnet.

Im Norden der Stadt glaubt er mit Sicherheit die Stelle gefunden zu haben, wo der König Ariarathes den Damm aufwarf, um das Wasser des Melas zu einem See aufzustauen; gewann aber die Ueberzeugung, daß dieser Melas unmöglich, wie in Strabo steht, dem Euphrat zufließen konnte, sondern daß dieß nur eine Verwechslung mit einem andern bei Malatia mündenden Fluß dieses Namens ist. Alle Wasser in der Gegend von Cäsarea fließen nordwärts dem Halys zu. Dann besuchte er mehrere Dörfer und Klöster an den Vorhöhen des mächtigen Argäus, unter andern auch Nirse oder Nissa, wo, wie die Armenier behaupten, ihr h. Gregorius, der Bruder des h. Basilius, gebaren ward, und auch die Quelle, in welcher er die Taufe empfing. — Das gegenwärtige Kaisarieh soll 10,000 Häuser enthalten, an engen schmutzigen Straßen. Die Bazars sind groß, und waren auch mit europäischen, namentlich russischen und deutschen, Waaren wohl versehen. Die Hauptgegenstände des Ausfuhrhandels sind: Gelbbeeren, Galläpfel, Tragant und Sultan-Rosinen.

Nachdem der Verf. in dieser Gegend eine bedeutende Anzahl antiker Münzen erhandelt hatte (namentlich von Mopsus, Tyana, Anazarba, Tarsus, Alexandria, Augusta, Samosata, Epiphania, Nicopolis, Gamana Pontica, Gazura und Flaviopolis, eine Tetradrachme von Lebedus, einige schöne Intaglios und eine kleine in Cäsarea aufgegrabene Marmorstatue des Aesculap), verließ er diesen östlichsten Punkt seiner Reise, und begab sich südlich und dann südwestlich auf den Rückweg, zunächst am östlichen Fuß des Argäus vorbei über Evereh-Kiöi nach Develi, einem Ort von 550 türkischen Häusern. Von hier aus unternahm er die Besteigung des jetzt nordwärts liegenden Argäus oder Erdschisch-Dagh, dessen Höhe in diesem Lande so außerordentlich ist, daß er von der ganzen Bevölkerung mit einer ängstlichen Ehrfurcht betrachtet wird, und zu einer Menge fabelhafter Erzählungen Anlaß gegeben hat.

Die Erstiegung von der Südseite ist nicht übermäßig beschwerlich, selbst die Pferde konnten bis zu einer bedeutenden Höhe hinan benutzt werden; doch mußten die Wanderer in einer öden, ganz kahlen Gegend übernachten, von nichts als ein paar Felsblöcken gegen Wind und Regen geschützt, obgleich es hier in einer Höhe von 9 bis 10,000 Fuß schon sehr kalt war. Hin und wieder war der Fels mit nach Moschus riechenden kriechenden Pflanzen bedeckt, deren große Blumen den Distelköpfen ähnlich sahen, und die nach Aussage des Führers nur dort gefunden werden. Früh am 30 Julius brachen sie von hier auf und erreichten, über Steingeröll hinanklimmend, bald den ersten Gletscher, und nach weiter oben mußten Stufen ins Eis gehauen werden, um weiter vorzudringen. Um 8 Uhr ward der höchste Gipfel gewonnen, von welchem jedoch noch ein ganz unzugänglicher Felsen etwa 25 Fuß aufwärts sich erhob. Leider war bei heiterem Himmel oben die Aussicht nach unten durch Wolkenlager gehemmt. Die höchsten Felsenmassen bestehen aus Trapp, Trachyt und Porphyr, und die Höhe des Gipfels über dem Meere beträgt nach den Messungen des Verfassers circa 13,000 Fuß. — Beigab wählte er einen andern Weg, um die Ruinen von Geramek zu besehen, und stieß zuerst auf eine verfallene Kirche in einfachem strengbyzantinischem Styl von nur 40 Fuß Länge; weiter unten bei dem genannten Dorfe aber auf eine ähnliche größere Kirche, und daneben auf ein Gebäude von massiven hellenischen Blöcken, ohne Fenster, wahrscheinlich ein römisches Grabmal. Um 7 Uhr Abends war er wieder in Develi und erhandelte noch einige Münzen von Anazarba und Tarsus.

Am folgenden Tage kam er in südwestlicher Richtung bis Kara-Hissar, und hatte von dort einen herrlichen Anblick des ganzen Gebiets über die durchwanderte Ebene hinweg, welche in den Wintermonaten ganz überschwemmt zu seyn pflegt, jetzt aber, bis auf einen kleinen Landsee, trocken lag. — Zugleich übersah er nach Süden hin die schönen Formen der Gebirgskette Allah-Dagh, einen Zweig des Taurus oder Anti-Taurus. — Von hier aus machte er einen Abstecher nach Soanli-Dere. (In Betreff der äußerst merkwürdigen Höhlen bei diesem Orte verweisen wir auf Nr. 170 des Auslands a. vor. J., und erwähnen hier nur, daß auch einige Baureste aus altgriechischer oder römischer Zeit die Aufmerksamkeit erregten und die Meinung zu begründen scheinen, daß sie der von Strabo erwähnten Stadt Soandus angehörten.)

Am 2 August kam er nach Misli, dessen unabhängige griechische Bewohner freiwillig in den Bleiwerken des Madra-Dagh, eines andern Zweiges des Taurus, arbeiten. — Auf dem Wege von da nach Nigdeh traf er auf die Trümmer einer alten, dem h. Konstantin geweihten Kirche, an einer Stelle, wo ehemals Andarilis lag. — Um 4 ging er über Vor, durch eine von Tschappan Oglu stark verwüstete Gegend, nach Kiz-Hissar, wo er viele, zum Theil schöne Reste antiker Baukunst und Sculptur und auch ein paar alte Inschriften fand. Ein paar kleine Seen in der Nähe bestätigten ihn in seiner Meinung, daß hier Tyana lag; auch fand er die von Ammian und Philostratus erwähnte, dem Jupiter geweihte Quelle von Asmabäus, mit einem zierlich gearbeiteten Altar von Marmor. — Von hier aus führt der Weg nach Eregli, immer südwestlich, großentheils durch eine weite Ebene, im Südosten vom Taurus, im Nordwesten aber vom Karadschah-Dagh begränzt, welches letztere Gebirge der Verf. auf seinem Wege von Kara-Bunar aus rechts liegen ließ. (Wenn der Verf. sagt, der Argäus sey ihm von Kiz-Hissar aus im Nordwesten erschienen, so ist das ein offenbarer Fehler; es muß heißen der Hassan-Dagh, denn der Argäus liegt auch nach seiner eigenen Karte von dort nordöstlich.)

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber den Eucalyptus-Zucker. In den Wäldern von Vandiemensland und Australien herrschen bekanntlich die Eucalyptus-Arten vor, und dieser Baum schwitzt einen Zucker oder Manna in Tropfen aus, die man in großer Menge sammeln kann. Wenn man ihn krystallisirt, so enthält er dieselben Bestandtheile, wie Traubenzucker, ist aber hinsichtlich der Hitze und anderer Eigenschaften verschieden, so daß man ihn für eine neue, auch nicht dem Manna gleicher Art von Zucker hält. (Athenäum vom 25 Februar.)

Punische Inschriften. Eine Anzahl punischer Inschriften, zum Theil mit Uebersetzungen ins Lateinische, sollen in der Regentschaft Tunis aufgefunden und für das brittische Museum angekauft worden seyn. (Litt. Gaz. vom 25 Februar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1843.

Nachricht über die Ossen.

(Aus Kochs Reise im Kaukasus.)

So oft ich mitten unter den gefürchteten Ossen mich befand und diese interessanten Bewohner des Kaukasus betrachtete, so fühlte ich mich unter dem fremden Volke heimischee, und fand mich zu den biedern Männern, die in den Ebenen als Räuber betrachtet werden, auf eine Aet hingezogen, wie es mir sonst nirgends gescheben ist. Dieselben kräftigen und schönen Gestalten, wie ich sie häufig im Thüringer Walde, besonders in der Gegend von Schmiedefeld oder in der Ruhl gesehen, traten mir hier freundlich entgegen und hießen mich eben so heezlich willkommen, wie es dort mir häufig geschehen wae. So müssen die alten Deutschen gewesen seyn! und häufig schienen mir die dunkeln Erinnerungen, die mie aus des Tacitus Geemania geblieben, jetzt ins Leben geteeten zu seyn. Wie ganz anders fand ich das Volk, als es Klaproth und nach ihm Dubois geschildert hat!

Die Ossen bilden einen schönen Menschenschlag und können hinsichtlich iheer Schönheit den Tscheekessen und Grusiern (Circassiern und Geoegieen) an die Seite gesetzt weeden. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von den letzteen und können deßhalb mit diesen eben so wenig wie die Deutschen mit den Italienern verglichen werden. Wie der Thüringee des Gebirges hat der Osse eine keäftige Constitution und einen gedrungenen Gliederbau. Dee Köepee ist duechaus nicht schlank, abee mehr groß als klein, und desitzt das was man bei uns untersetzt nennt. Abee es sind die starken Muskeln, die ihm eine breite Brust und volle Aeme und Schenkel geben, und nicht Fettunterlagen, wie bei der mongolischen Race. Klaproth läßt die Ossen nne 5 Fuß und 2 bis 4 Zoll hoch seyn, ich habe abee nicht selten Frauen gesehen, welche diese Größe desaßen. Das Gesicht hat bei geoßee Regelmäßigkeit interessante Züge, und wenn auch der Geist der Bildung nicht in ihm thront, so spricht sich doch auf ihm der rege Sinn für alles was vorgeht aus. Blondes odee beaunes Haar umwölkt den mehr rundlichen als länglichen Kopf, und eelaubt der nicht geoßen, aber auch nicht kleinen Stirn deutlich hervoezutreten. Die meist blauen und geoßen Augen haben bei den Frauen etwas Mildes, bei den Männern hingegen etwas Ruhiges. Der wilde Blick, der sonst den Tscherkessen wie jeden Kaukasiee auszeichnet, mangelt den Ossen. Die Nase ist durchaus nicht so klein wie Klaproth sie angibt und eben so wenig eine sogenannte Stumpfnase, sondern eescheint ganz in der Form, wie man sie in Thüringen und fast durch ganz Deutschland findet. Dee Mund ist nicht klein, und häufiger fand ich ihn sogar etwas zu geoß. Die Hände dee Ossinnen sind von einer großen Schönheit, aber die Füße stehen denen der Tscherkessinnen weit nach und sind wenigstens mittelmäßig.

Wie dee Charakter aller Beegvölkee sich duech Gutaetigkeit auszeichnet, so ist auch dee Osse ein bravee und guter Mensch, wenn er mit seinen Verhältnissen richtig aufgefaßt wird. Was den letztern zukommt, darf ihm nicht zugeeechnet werden. Daher kommen die wideesprechenden Nachrichten, welche man von den Ossen desitzt. Ein undenannter russischer Officiee gibt ihnen dasselbe Zeugniß, was ich eben aufstellen will. Klaproth und Dubois stützen ihre Aussagen auf feembes Urtheil, und der Russe Gregoriewitschky hat ebenfalls Uneecht, wenn ee die Ossen feig nennt. Geade er hatte die meiste Gelegenheit ihre Kühnheit und Tapferkeit zu bewundern, und seinee Bescheeidung nach sollte man es auch gar nicht von ihnen ewaeten.

Der Osse erkennt nur Eine Tugend an, die männliche Kraft, und von ihr gehen alle seine Handlungen aus. Sie beseelt ihn in allem was er thut. Je vollkommenee sie bei einem Menschen ist, um so höhee wird ee geschaßt und um so mehr gibt sie diesem ein Ansehen. Demjenigen, dem sie am meisten inwohnt, gehorchen die übeigen in nöthigen Fällen und folgen ihm willenlos auf allen Raubzügen. Der Zustand der Cultur hat den Begeiff von Eigenthum noch nicht so festgesetzt, als es bei unsern bürgerlichen Einrichtungen der Fall ist, und aus dieser Ursache raubt und plündert der Osse ohne zu glauben daß er ein Verbeechen begangen habe. Es steht ja nach seinen Ansichten jedem Beraubten frei, sich zu wehren, und er würde une sich die Schuld zumessen, wenn er beraubt würde. Was ee in der Fremde nicht mit Gewalt ee-

Digitized by Google

langen kann, ſucht er durch ſeine ihm angeborne Schlauheit zu gewinnen. Die Tſcherkeſſen machen immer ihre Raubzüge in großer Anzahl, und bedienen ſich dabei mehr der Gewalt als der Liſt; nicht ſo der Offr, der oft allein oder nur von wenigen begleitet auszieht und kein Mittel ſcheut um ſeinen Zweck zu erreichen. So furchtbar und ſelbſt ſcheußlich er außer dem Bereich ſeiner Wohnung iſt, ſo freundlich und liebevoll iſt er in derſelben. Die Familienglieder leben friedlich neben und mit einander, und es ſtießen mir in der Folge nicht ſelten dieſelben patriarchaliſchen Scenen auf, wie ſie die Bibel uns ſchildert. Wer zu ihnen kommt, wird bereitwillig aufgenommen und nicht allein geſpeiſt und getränkt, ſondern er erhält auch denſelben Schutz, deſſen ſich jedes Familienmitglied erfreut. Wenn einer ſeiner Mahlzeit hält, ſo hat jeder andere, der zufällig es ſieht, das Recht mit zu eſſen, und vielleicht ſelbſt hungrig mußte er nicht im geringſten über den Abzug der ihm bedürftigen Speiſen. An Ausdauer und Entbehrungen gewöhnt trotzt er allen Stürmen eines rauhen Klima's und allen Unbequemlichkeiten eines unfruchtbaren Vaterlandes. Im Kampfe iſt er tapfer und ſieht dem Tode keck entgegen. Sieben Offen trotzten einſt in einem Thurme einem ganzen Bataillon.

Dick Aberdaron.

(Schluß.)

Dick hat ſchon große Bücher geſchrieben, namentlich ein hebräiſch-griechiſch-engliſches Wörterbuch, das aber nur als Manuſcript exiſtirt; überhaupt iſt ſeine Neigung Sprachen zu lernen von einer gleichen Neigung, die Kenntniß derſelben Andren mitzutheilen begleitet, und er hält es für ſeine Pflicht ſeine Dienſte überall anzubieten, wo er vorausſetzt, daß ſie erwünſcht ſeyn könnten. Es iſt aber ſeine beſtändige Klage, daß ſeine Erwartungen in dieſer Hinſicht ſo häufig getäuſcht wurden, und daß er ſo viel Gleichgültigkeit gegen ſeine Studien bemerkt; zugleich klagt er aber auch, daß er wegen ſeiner Bemühungen um Gelehrſamkeit und Wahrheit ſogar verachtet und verfolgt werde. „Ich kann nicht erwarten," ſchrieb er einmal an Roscoe, „daß ich in Caernarvon viel begünſtigt werde in meinen Verſuchen Griechiſch und Hebräiſch zu lehren, denn ich bin bereits überzeugt, in dieſer Hinſicht hier ſo ſehr verachtet und gehaßt zu ſeyn, daß man mich als einen Menſchen anſieht, der keine Aufmunterung verdient." Ein andermal ſcheint es Richard nicht für unwahrſcheinlich zu halten, daß er ſeiner religiöſen Anſichten halber in Gefahr ſtehe verfolgt zu werden. „Ich freue mich," ſagt er, „daß ich würdig geachtet werde für die gerechte Sache zu leiden, für welche ich bereit bin mein Leben zu opfern, falls mein Leib verbrannt oder zu den grauſamſten Qualen verdammt werden ſollte." Dieſe Aeußerungen, welche zugleich die Stärke ſeines Entſchluſſes und die Schwäche ſeiner Urtheilskraft offenbaren, ſind mit der Gewandtheit und dem Scharfſinn, den er in der Erlernung von Sprachen an den Tag legt, kaum zu vereinigen. Bei Richards Mangel an aller Lebensart, ſeinem Cynismus in Perſon und Kleidung und der unglücklichen Schwäche ſeines Geſichts iſt es nicht zu verwundern, daß er keine Gelegenheit erhält als Lehrer aufzutreten. Ohne Zweifel würde er, falls er Sprachen lehren müßte, eine eigenthümliche Methode wählen, wenigſtens iſt er auf die gewöhnliche Schulmethode übel zu ſprechen, er meint, man verwirre die Knaben abſichtlich, um ſie deſto länger in der Schule zu behalten. Er wurde einmal gefragt, welche Methode er bei Erlernung einer Sprache wähle. — A. Es kommt darauf an, von welcher Art die Sprache iſt.

„Wie würdet Ihr es angreifen eine neuere Sprache zu lernen?"

A. Wenn es z. B. das Spaniſche wäre, ſo würde ich ein ſpaniſches Lexikon nehmen und unterſuchen, welche Wörter in demſelben den Wörtern einer andern mir ſchon bekannten Sprache, z. B. Latein, Franzöſiſch, Italieniſch, ähnlich ſind. Dieſe würde ich dann ausſtreichen und nur ſolche Wörter ſtehen laſſen, die jener Sprache ausſchließlich angehören, und dann würde ich mit Hülfe einer Grammatik bald im Stande ſeyn, einige Kenntniß jener Sprache zu erlangen."

Ueber ſeine religiöſen Anſichten iſt es nicht leicht ins Reine zu kommen, er läßt ſich nicht gern auf Geſpräche in dieſer Richtung ein. Doch ſo viel weiß man, daß er eine Zeitlang zu den Juden gehalten und die Synagoge beſucht hat; er gab aber durch ſeine Aeußerungen Anſtoß, es erfolgte ein Wortwechſel und die Proſelytenſchaft hatte ein Ende. Er pflegte übrigens auch ſpäter noch, wenn man ihn fragte warum er ſich den Bart nicht ſcheeren laſſe, zu antworten, das ſey wegen des Meſſias, der Meſſias ſey noch nicht erſchienen; ja man will wiſſen, daß er nicht alles in der Bibel für wahr halte; „der arme Richard," ſagte mir ein Gentleman, welcher mir das anvertraute, „iſt zu bedauern, er iſt nicht ganz geſunden Verſtandes!"

Ich überzeugte mich bei dieſem Beſuch, daß er ſich keineswegs unglücklich fühlt in ſeiner Lage, und es wurde mir aus der reſpectvollen Art, mit der er ſeine Bücher handhabt, klar, daß wenn größere Geldſummen ihm zu Gebot ſtänden, ſie nur auf Anſchaffung alter Bücher würden verwendet werden, und daß es ſein letztes ſeyn würde ſich mehr Comfort im äußern Leben zu verſchaffen. Trotz ſeiner Dürftigkeit bittet Richard nie ſelbſt um etwas; wird ihm aber irgend ein Geſchenk angeboten, ſo nimmt er es mit einigem Zaudern an, indem er gewöhnlich die Worte braucht: I am not worthy; auch pflegt er, um eine Gefälligkeit zu erwiedern oder ſein Wohlwollen zu bezeigen, Bücher, die er hoch ſchätzt, als Geſchenk anzubieten; er hat dieſen Charakterzug auf einem der Papierſchnitzel, auf die er ſeine Gedanken niederzuſchreiben pflegt, ſo gezeichnet: „wenn mir irgend eine Gefälligkeit oder Gunſt erwieſen wird durch eine Perſon oder Perſonen, einen Feind oder Freunde u. ſ. w., ſo iſt mein Wille und die natürliche Neigung meines Herzens darauf gerichtet ihm dieſelbe mit Tugend und guten Werken zu vergelten, nicht mit Böſem; und wenn man mir irgend eine Aufgabe ſtellte, ſo würde ich mich bemühen ſolche Arbeit nach meinen beſten Kräften zu thun."

Digitized by Google

In seiner Lebensart ist er außerordentlich frugal; er kauft sich für eine Kleinigkeit etwas zu essen, sein Getränk ist bloß Wasser oder höchstens Milch, in betrunkenem Zustande hat man ihn niemals gesehen. In der Regel besitzt er etliche Shillinge baar, die er dann mit unendlicher Sorgfalt zusammenhält, indem er dafür besorgt ist, sie nicht vollends auszugeben, selbst wenn er sich genöthigt sehen sollte, einige seiner Bücher zu verkaufen der nothwendigsten Bedürfnisse wegen.

Das ist der arme Autodidakt, die lebendige Polyglotte von Wales. Dieses so außerordentliche und excentrische Exemplar unserer Gattung gibt in psychologischer Hinsicht manches zu denken. Man hat ihn schon als einen thatsächlichen Beweis dafür nehmen wollen, wie wenig Verstand erforderlich sey zum Studiren der Sprachen. Allein, abgesehen von dem schlechten Compliment das hiemit den Sprachforschern gemacht wird, ist wohl zu bedenken, daß aus dem Mangel an Talent und Fähigkeit, selbst an der gewöhnlichsten Fassungskraft für andere Dinge, sich doch gar nicht ergibt, es sey eine so ganz kleine Kraft des Geistes, welche jener Mensch den Sprachen zuwendet, vielmehr hat sich in diesem beschränkten Kreis sein Geist so sehr vertieft, daß er darin gleichsam aufgeht, und daß für andere Dinge nichts von Geist mehr auszugeben ist. Man hat das so ausschließende als intensive Talent Richards bei einigen Gelehrten wiederfinden wollen, aber wie mir scheint, mit zu wenig Rücksicht darauf, daß Dick ein Autodidakt ist, der in niedriger, meist gedrückter Lage zu erstaunlichen Sprachkenntnissen gelangt ist. Daneben ist die Nationalität von Dick Aberdaron nicht aus den Augen zu verlieren, indem das welsche Volk überhaupt durch ungemeine Wißbegierde und Lernlust, durch geistige Rührigkeit und Unternehmungstrieb sich auszeichnet: Barden aus den niedern Volksclassen, Handwerker welche historische Magazine herausgeben, Geographien schreiben u. s. w., sind unter den Kymry keine Seltenheit; Dick stellt diesen nationalen Zug zum Wissen in seiner Anwendung auf Sprachen dar.

Da ist es nun merkwürdig, daß das einzige Beispiel, welches sich diesem Sohne von Wales nach seiner eigenthümlichen Geistesrichtung zur Seite stellen läßt, dem verwandten bretagnischen Boden angehört.

Als Jacques Cambry im Jahre 1794 das Departement Finisterre bereiste, so fand sich unter den Personen, welche ihm Notizen über die Geschichte ihrer Heimath lieferten, ein gewisser Leclerc zu Plougasnou, ein Mensch ohne Vermögen, der ihm die umständlichsten Nachrichten über den Zustand und die alterthümlichen Sitten seines Vaterlandes zu geben vermochte; er war Archivar der Capelle von Plougasnou gewesen und kannte alle Papiere derselben. Cambry schildert ihn als einen äußerst schüchternen, aber sehr gut unterrichteten Menschen, als einen Sonderling, der erst nach vielen Bemühungen offenherzig gegen ihn wurde.

Dieser Leclerc gehört nach Cambry's Urtheil zu denjenigen Bretons, welche ihre celtische Muttersprache am besten kannten; er hatte dieselbe 22 Jahre lang mit größter Beharrlichkeit, fast ohne sich irgend einer Erholung zu gönnen, meist ohne Bücher studirt, und war, ohne fremden Beistand, bloß durch eigenes Nachdenken über seine Muttersprache, dahin gekommen, eine Art Philosophie der Sprache zu erfinden und in einem vollständigen System darzustellen, welchem, so bizarr es auf den ersten Anblick erscheint, wenigstens das Verdienst einer originellen Phantasie nicht abgesprochen werden kann.

Leclerc unterscheidet zwei Zeiträume der Sprache, den paradiesischen und den nachparadiesischen: dem erstern gehört die Bildung der Vocale an, im zweiten kamen die Consonanten hinzu. Es gibt fünf Urworte: das sind die fünf Vocale. Die Worte a, e, i, o, u drückten nichts anderes aus als die Größe, Schönheit und Erhabenheit Gottes; in diese Ausrufungen brach der erste Mensch aus, umgeben wie er war von allen Wundern der Schöpfung und von der Gegenwart Gottes; die Engel im Himmel haben keine andere Sprache.

Vertrieben aus dem Paradies war Adam genöthigt zu arbeiten im Schweiße seines Angesichts, diese Lebensart veranlaßte ihn neue Wörter zu schaffen: er erfand die Consonanten und verband dieselben mit seinen Urworten, welche durch diese Beimischung verändert wurden und ausarteten, so wie der Zustand ursprünglicher Reinheit durch die Sünde verändert worden war. Und indem sich die Sprache vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, veränderte sie sich in den verschiedenen Klimaten durch die Vermischung der Völker, welche von der Urfamilie sich getrennt hatten; allein die Urworte haben in den verschiedenen Zusammensetzungen ihre ursprüngliche Bedeutung behalten.

Auf ein solches System, in welchem die Vocale als eine Sprache für sich angesehen werden, mußte die Eigenthümlichkeit der kymrisch-brittischen Sprache nothwendig führen, denn im Kymraeg und Breton hat jeder Vocal seinen Sinn als selbstständiges Wort, so daß das Walsche einige Strophen aufzuweisen hat, die keinen einzigen Consonanten enthalten.

Während Dick Aberdaron sich auf das Erlernen vieler Sprachen eingelassen und davon möglichst viele sich angeeignet hat, ist Leclerc von Plougasnou bei seinem Breton geblieben und hat dieses gründlich zu durchschauen und zu analysiren sich bestrebt. Der eine hat das extensive, der andere das intensive Sprachstudium erwählt; der eine hat auf den gleichen Gegenstand ein empiristisches, der andere ein speculatives Talent angewendet. Hinsichtlich des Drückenden der äußern Lebenslage, der Stärke innerer Neigung, der Beharrlichkeit in der Richtung, auch wohl der Originalität des Charakters, scheinen beide sich ziemlich zu gleichen. Und am Ende sind sie, obwohl durch Zeit und Raum getrennt, einander ergänzende Brüder innerhalb der Einen celtischen Volksfamilie.

Payerne's Taucherglocke.

Der Moniteur industriel vom 2 März entlehnt aus dem Journal „le Rhone" Nachstehendes aus Payerne's Erfindung. „Die von unserem Landsmann erfundene Taucherglocke wurde zuerst in der Themse probirt. Admiral Codrington schloß sich selbst mit Hrn. Payerne in derselben ein. Auf ein gegebenes Signal verschwand die Glocke und stieg auf

Digitized by Google

den Grund des Flusses, der hier ein Kiesbett hat, hinab. Hier unten in der tiefsten Einsamkeit besprachen sich die beiden Experimentatoren, lasen die Journale und frühstückten sodann sehr gemächlich. Die Probe dauerte vier Stunden, und sie fühlten nicht die mindeste Ungelegenheit, weder im Athmen, noch sonst. Am Ufer erwartete eine unzählbare Menge Menschen die Rückkehr der Glocke, und als sie endlich erschien und der Admiral mit dem Erfinder ganz heiler Haut herauskrot, wurden sie mit donnerndem Zuruf empfangen. Man behauptet, Payerne's Glocke könne eine furchtbare Maschine in Seeschlachten werden, von der aus die Taucher den Boden der Schiffe einstoßen oder sie in Brand stecken könnten. Die Erhaltung der Luft in der Glocke, die Erneuerung derselben und ihre Bewahrung in dem zum Athmen nöthigen Zustand der Reinheit, dieß war die schwierige Aufgabe, welche Payerne zu lösen hatte, und die er auch auf eine Weise gelöst hat, daß er seine Vorgänger und seine gleichzeitigen Rivalen weit hinter sich ließ. Der Grundsatz seiner Entdeckung läßt verschiedene Anwendungen zu, und Hr. Payerne ist gegenwärtig mit einer Probe in den Minen beschäftigt, indem er überzeugt ist, daß die schlagenden Wetter, die schon so vielen Minenarbeitern das Leben gekostet haben, durch eine nach seinem Verfahren eingerichteten Verdünnung der Luft verhindert werden können. Zu diesem Endzweck hat er kürzlich eine Reise nach St. Etienne gemacht, hat hier die Minen untersucht, und jetzt in Lyon die Apparate bestellt, die er zum Erfolg seiner neuen Unternehmung nöthig hat."

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Bei Eregli besuchte er einige heiße Quellen und erreichte dann den morastigen See Ak-Göl, dessen Wassermasse im Winter so anschwillt, daß es das ganze niedrige Land bis nach Konieh hin bedecken soll; dennoch hat der See nur einen Abfluß südwärts, der sich unter die Erdoberfläche verliert. Etwas weiter westlich stieß er auf die Ruinen einer alten Akropolis, vielleicht von der Stadt Derbe, die jedoch nach andern Angaben weiter südlich bei Dirle liegen soll. Auch in dem nahen Dorfe Ak-Chesche waren viele Reste alter Marmorarbeiten. Dieser Ort liegt nicht sehr weit im Süden von Kara-Bunar, das der Verfasser, wie oben gemeldet, am 4 Julius, also beinahe fünf Wochen früher, verließ. Der jetzt betretene Rückweg lief von hier aus im Ganzen genommen ziemlich parallel mit dem Heimwege über Konieh, nach weiter im Süden und also dem Taurus näher, bis beide Wege in Ischokli wieder zusammenstießen.

Am 8 August besuchte er von Cheria aus die Ruinen von Bin Bir Killisseh oder Maden-Schehr (Minenstadt), am Fuß des Kara-Dagh, der mit dem Erdschisch-, Hassan- und Karadscha-Dagh demselben Höhenzug angehört. Er fand hier die Trümmer von zwanzig byzantinischen Kirchen verschiedener Größe, dann eine Mauer mit runden und viereckigen Thürmen, viele alte Gräber u. s. w., und sucht darzuthun, daß hier nicht, wie Colonel Leake meinte, Derbe, sondern Lyssa lag. Von hier wandte er sich südwärts und erreichte Abends die Stadt Karaman, die 2 bis 3000 Häuser haben soll. Am 11 ging er wieder westwärts über Illistera nach Cassaba, einer bedeutenden Stadt am Fuß des hohen Allah-Dagh (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gebirgsarm im Süden von Kara-Hissar). Im Nordwesten dieses Berges auf dem Wege nach Cimasun fand er wieder Fragmente antiker Bauten, ohne sie näher bestimmen zu können. Am 12 aber kam er nach Hadschilar und entdeckte von hier aus die Ruinen von Isaara. Die Dorfbewohner nämlich erzählten von einem benachbarten Berge mit einer zertrümmerten Stadt, die sie Zengi Bar nennen, folgende Sage: Das Oberhaupt dieses Ortes und seine Angehörigen waren in alter Zeit berüchtigte Räuber, die ihre verheerenden Züge bis nach Kara-Dagh ausdehnten. Eines Tages aber verliebte sich der Beherrscher von Zengi Bar in die Tochter des Königs von Kara-Dagh und begehrte sie zur Gattin; der letztere aber gab ihm wirklich seine Tochter unter der Bedingung, daß er eine gute ebene Straße von seiner Stadt bis nach Kara-Dagh erbaue, damit die Tochter hin und her reisen könne. — Man sieht daraus, daß die Gelassenheit an die Roubsucht der alten Isaurer noch im Volk lebt. — Die Ruinen selbst aber fand der Verf. von großem Interesse, und eine der Inschriften setzte die Identität derselben mit dem alten Isaura außer allen Zweifel. Die Gebäude sind sämmtlich zusammengestürzt, doch sind deren Fundamente sehr stark und oft mehrere Stufen hoch über dem Erdboden. Von sehr alter schöner Bauart sind namentlich die starken Mauern der Festung mit vielen Thürmen, aber der Baustyl ist von ganz besonderer Art, nämlich von regelmäßig abwechselnd großen und kleinen Marmorblöcken, so daß die oblonge glatte Außenfläche eines jeden großen Blocks gleichsam in einen Rahmen von etwas vorspringenden kleinern Steinen eingefaßt ist; die Thürme sind alle sechs- oder achteckig. Am besten erhalten ist eines der Thore mit einem schönen gewölbten Bogen von schräghauenen Blöcken und zwei kunstreich ausgehauenen Schildern an den Seitenwänden. Auch sonst sind viele der größern Steine verziert mit halberhabenen Blumen, Löwenkatzen u. s. w. Weiterhin sieht man die Reste des Forums und dann einen mächtigen Triumphbogen aus gelbem und rothem Marmor, zu Ehren des Kaisers Hadrian erbaut, wie man aus der Inschrift im Architrav ersieht. Am Fuß liegt eine kolossale Marmorkugel, die wahrscheinlich als Bild des von Hadrian beherrschten Erdballs oben auf dem Denkmal lag. Der Verf. erwähnt noch einer Menge interessanter Fragmente, großentheils von vollendet schöner Arbeit, wie auch vieler Grabmonumente, und gibt im Anhang die Copien vieler Inschriften. Die Lage dieser interessanten Ruinen im Norden von Taurus und im Süden von Koniyeh (Iconium) ist 32° 34' O. L. von Gr. und 37° 10' N. B. — Die merkwürdige Gleichförmigkeit des von allen übrigen abweichenden Baustyls an allen Gebäuden dieses Ortes führt auf die Vermuthung, daß die sämmtlichen Bauten zu Einer Zeit und unter der Leitung Eines Meisters aufgeführt wurden, und zwar auf Geheiß Eines mächtigen reichen Fürsten, sonst würden nicht die Festungsmauern und Thore mit derselben Pracht und Eleganz ausgeführt seyn, wie die übrigen Gebäude. Auch hat alles ein verhältnißmäßig frisches Ansehen, als ob alles vor der Vollendung wieder zerstört worden. Nur die Fundamente schienen zum Theil von ganz hohem Alter. Uebrigens hat Isaura nach manches Jahrhundert nach dem Tode des Amyntas geblüht und im 5ten Jahrhundert Konstantinopel einen Kaiser gegeben, nämlich den Trakholiffens, bekannt unter dem Namen Zeno der Isaurier.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Klima und Gesundheit.

Nota mala res optima est.
PLAUTUS.

Sofern ich nur mein liebes Ich im Auge behalte, ist es meine Pflicht zu gestehen: Petersburg könne eine sehr gesunde Lage haben, denn — ein paar leichte Unpäßlichkeiten abgerechnet — genoß ich während meines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst das beste Wohlseyn in körperlicher Hinsicht. Allerdings befolgte ich dort strenger als anderswo gewisse Sanitätsregeln, weil mir von einem aufrichtigen Arzte gesagt wurde: unter dem 59° 55′ 31″ nördlicher Breite bei 47° 59′ 30″ östlicher Länge von Ferro müsse man sich vor Krankheiten eben so zu bewahren suchen, wie vor Berührungen mit Behörden; denn es sey mit beiden nicht zu spaßen! Ich folgte diesem guten Rathe um so gewissenhafter, als ich — unbeschadet des festesten Glaubens an ein *besseres* Leben jenseits — ein großer Verehrer des *leiblichen* Diesseits bin. Alles wohlerwogen kann ich durchaus nicht umhin, dem Klima Petersburgs volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem ich zugebe: man könne dort mit *wenn* und mit *aber* schon durchkommen.

Wollte ich die Sache nun auf diesen zweit Säulen der Ausreden des berühmten Bürger'schen Abtes beruhen lassen, so würde dieselbe wohl schnell und kurz abgethan seyn; allein ich schmeichle mir, daß es dennoch wohl Leute geben könne, die solche Weise ein allzu alexandrinisches Verfahren nennen möchten. Daher nehme ich alles Bezügliche aus dem ganzen Bereiche meiner Bekanntschaften und Erfahrungen an Andern zusammen, um damit einen Sack zu füllen, der gepreßt werden soll zur Gewinnung einer Quintessenz für meinen freundlichen Leser, der vielleicht einen theuren Angehörigen im Czaarenstitze sitzen hat, dem er weise, wohlmeinende Rathschläge zu geben geneigt ist, die jener ruhig ad acta legt, weil sie nicht in den Kram seiner Wünsche und Neigungen passen, wie dieß fast immer mit guten Rathschlägen zu geschehen pflegt.

Es darf angenommen werden, daß alles Auffallende in der Welt seine Vertheidiger finde, und die bei solchen Gelegenheiten aufgestellten Behauptungen erscheinen oft um so origineller, je mehr die Verfasser im Grunde hauptsächlich nur selbst damit aufzufallen beabsichtigen. So ist es eine Erfahrung, die fast ausnahmslos von allen nach Petersburg kommenden Fremden gemacht werden muß, daß nämlich der Genuß des Newawassers anfänglich stark abführende Wirkungen verursache; dennoch las ich da und dort sehr wortreiche Inschutznehmungen der Newa gegen solche Beschwerden. Man behauptet: nicht das Wasser, sondern die veränderte Lebensweise u. s. w. veranlasse die allgemeine Erscheinung und nun wurden Beispiele citirt, wo sich die Wasserwirkung durchaus *nicht* gezeigt. Mir kömmt dieß gerade vor, als lasse sich die Veranlassung der Seekrankheit ableugnen, weil einzelne Individuen keine Unbequemlichkeiten von der Schiffsbewegung zu erleiden haben.

Mich selbst schützte weder das Vermischen des Wassers mit Wein, noch die möglichste Enthaltsamkeit im Trinken überhaupt; was ich nothwendigerweise von der Newa zu mir nehmen mußte, und wenn es noch so vermischt und versteckt wurde in Speisen oder Getränken, reichte hin, mir nach etwa acht Tagen dreitägige, höchst unangenehme Beschwerden zu bereiten und mich ganz von Kräften zu bringen. Nach der Zeit aber war ich wie gefeit und erlitt keinerlei Anfechtungen mehr. Auch Personen, welche das Wasser nicht hauptsächlich nur zum Waschen geeignet halten, wie dieß bei mir der Fall ist, und die dasselbe vielmehr sogar unvermischt zu den Getränken zählen, versicherten, nach gezahltem Tribut sich ganz wohl mit dem Newawasser zu vertragen. Hieraus erhellet zur Genüge, daß man sich in einer Hinsicht leicht mit dem genannten Element einzurichten vermag; anderweite Berührungen, die unangenehm werden könnten, lassen sich leicht vermeiden, und wenn nicht etwa durch Ueberschwemmung der Wohnungen in den Erdgeschossen ansteckende Krankheiten herbeigeführt werden, so übt der Wasserreichthum in der Nähe Petersburgs nicht sonderlich nachtheilige Folgen auf die Gesundheit und das Leben der Einwohner aus, es sey denn, daß dem Wasser sein gebührender Antheil an Erzeugung schädlicher Ausdünstungen in heißen

Digitized by Google

Sommern, da wo Sümpfe sich befinden, hier nachgetragen und voegeworfen werden müsse.

Mit dem Antipoden des Wassers, dem Feuer, sollte man meinen, könne das menschliche Wohlseyn im hohen Norden nur innigste Freundschaftsverbindungen schließen; dennoch ist dieß nicht so ganz und unbedingt der Fall. Abgesehen von den, bei der noch immee übergoßen Menge hölzerner Wohngebäude hier stattfindenden haufigen Fenersgefahren zeigt die Wirkung des Feuers in Petersburg höchst nachtheilige Folgen an Fremden und Einheimischen, sofern man nicht beständig auf dee Sanitätshut ist. Unterlassen wir es nämlich, unsern Körper tagtäglich durch Bewegung in der freien Luft abzuhärten, so wird derselbe duech die Stubenwärme dermaßen empfindlich gemacht, daß der geringste Zufall hinreicht, uns fatale Erkältung zuzuziehen. Unsere Nerven werden durch die Stubenwärme reizbar, während wir andrerseits sogae die Kraft verlieeen, uns erstarkenden Bewegungen und Luftbadern hinzugeben. Zwar paßt diese Bemerkung nicht allein auf Petersdueg, indessen treten dort eine Menge die Sache verschlimmernder Umstände dazu, wie z. B. besonders luxuriöse, unregelmäßige Lebensweise, öftere, schnelle Temperotursprünge von Extrem zu Extrem, fast immee herrschende Zugwinde nnd dergleichen mehe.

Aber auch der Wärme an Sommertagen ist nicht zu teauen, so groß dieselbe auch oft zu seyn pflegt. Bei 20 Grad Sonnenwäeme weht nicht selten eine Luft, die uns ein Fröstein erzeugt, das wir durchaus nicht einheimisch werden lassen dürfen, ohne befürchten zu müssen, zu einee Reise ins Ausland vom Arzte beordert zu werden, um dort den kalten Gast nebst seinem widerwärtigen Gefolge zu vertreiben, was im hiesigen Klima sehr oft nicht gelingen will. Es trifft sich, daß wir bei seltenee Windstille und 24 Grad Wärme ausfahren; wer denkt unter solchen Umständen daran, sich obendrein noch mit warmer Kleidung zu versehen? Plötzlich aber erhebt sich ein reiner, steifer Wind, der uns zuerst die feuchten Poren teocknet und angenehm erfrischt, allmählich indessen dermaßen auskühlt, daß wir wohlthun den Wagen zu verlassen, um uns durch Bewegung voe ernstlicher Erkältung mitten im Sommee zu bewahren.

Wir wollen demnach nicht bloß wegen der Wärme unserer Empfindungen in Petersdueg auf dee Hut seyn, wie uns dieß im Leben überhaupt von dee kühlen Weisheit vorgeschrieben wird, auch mit der rein physischen Wärme müssen wir uns, der Umstände halbee, wohl in Acht nehmen. Es ist das Land der Kälte, welches wir dort bewohnen; mit ihr haben wir uns in jeder Beziehung zu beseennden, oder es fallen auf uns die Folgen der Thorheit mit eisernen Consequenzen. Dem warmen Gemüth widerfährt über kurz oder lang dasselbe, was den warmen Körper unaufhörlich bedroht; das warme Wort fährt nicht selten in dee Gesellschaft wie das glühende Eisen ins kalte Wasser; Erkältungen, Verhärtungen werden stets unausbleiblich seyn.

Das dritte Element, „die Luft," ist schon in Vorstehendem als übel renommiet angedeutet worden, allein sie verdient ganz besonders besprochen zu werden. Ganz abgesehen davon, daß Hofluft überoll nicht sonderlich in gutem Rufe steht und Petersburgs politische Luft insbesondere als stark nach der Nagalka, dem beliebigen Kautschuk, schmeckend onerkannt ist, so verdient das nordische Babel schon wegen seiner Luftverhältnisse mit einer Art Warnungstafel versehen zu werden, wenn man die Sache vom rein physischen Standpunkte auffaßt.

Man setzt sich heutzutage in der Welt durch Zahlen in Respect, weil olle Welt sehen will um zu glauben, darum sey hier erwähnt: daß nach fleißigen Beobachtungen irgend eines Menschen, der Zeit und Lust hatte, stets auf den Wind Achtung zu geben, innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren nue an 142 Tagen Windstille zu St. Petersdneg geherrscht. Das stillste Jahr war 1831 mit 36 windstillen Tagen; ob darum, weil es damals politisch stürmte und der Beobachter minder genau anspaßte, mag dahin gestellt seyn. Das Jahr 1827 hatte dagegen nur einen windstillen Tag und Viele wollen wissen, der Beobachter habe eben an diesem Tage nur die Studirstube nicht verlassen, sonst würde selbst in seinem Tagebuche keine Windstille geherrscht haben.

Hauptwind in Petersburg ist der vom Hofe wehende, nach ihm aber der Südwest; er regiert im November, December, Februar nnd März, und gönnt dem lieblichen Süd- und Nordost nur kurzes Zwischeneegiment im December und Januar, während der reine Ostwind das Memento boreale der Monate Julius und August bildet. Der ächte, reine Septentrio schalt unser zartes Antlitz im September und October, allein der das Kind im Mutterleibe nicht schonende, einzig-wahre Boreas, der Nordost, befiehlt, daß wir uns im Mai und Junius hübsch die Pelze über die Ohren stülpen sollen. Süd- und Südwestwinde pflegen sich meistens nur im December und Januar einzustellen, nnd somit hoffe ich die Wahrheit des hyperbolisch klingenden Sprüchwortes dargethan zu haben, welches den Petersdurgern räth: „die Pelze voe Johanni nicht abzuthun und sogleich nach diesem Termine wieder anzulegen."

Mog der Wind in Petersdurg herwehen aus welcher Himmelsgegend er wolle, immer ist es rathsam gegen ihn auf der Hut zu seyn; er pustet oft so heftig und plötzlich aus einer dee langen Straßen, daß Kopfbedeckung und Gesundheit fest sitzen müssen, um nicht deeangirt zu werden. Stadtpatrioten behaupten, die Luft sey immer eein in der Residenz, allein wer genauer in Details eindringt, fühlt sich veranlaßt, — abgesehen von so manchen Beispielen gespielter politischer und anderer Umtriebe — anzumerken: daß von dieser Regel manche Höfe und eine ungeheure Anzahl Wohnungen ausgenommen werden müssen; der Ausdünstungen von Canälen ꝛc. nicht zu gedenken. Ich habe die Bemerkung gemacht, es sey nur bedingungsweise rathsam, die Fenster zum Einströmen frischer Luft zu öffnen, und man habe sich vorher genau zu informiren, wie die Nachbarschaft beschaffen ist. Wohnt z. B. in der Nähe ein „Lawotschnik" (Victualienhändler), dann hat man das ganze Jahr hindurch sorgfaltigst auf geschlossene Fenster zu halten, widrigenfalls die Zimmer vom Dunste in Gabeung übergegangenee Victualien, welche dee „Mjeiotschnaja lasta" (dem Vic-

Digitized by Google

tualienverkaufsladen) entströmen, angefüllt und durchdrungen werden.

Von der Erde geziemt es dem Erdgebornen nichts Uebles zu sagen, daher will auch ich über sie, nach dem bereits Angedeuteten, ein respectvolles Stillschweigen beobachten, und von den Elementen auf bedingtere Zustände übergehen.

Familienhäupter pflegen in Petersburg sich und ihre Angehörigen, sofern es die Vermögensumstände irgend gestatten, bei einem Arzte in Gesundheitsassecuranz zu begeben, und zahlen, je nach Verhältnissen, größere oder geringere Summen dafür, sanitätlich unter Vormundschaft zu stehen. Arnommirte Aerzte nehmen dergleichen Vormundschaften selten unter einer Honorarsumme von 300 Rubeln (90 Thlrn.) an, und anständige Häuser zahlen etwa bis 1200 Rubel (360 Thlr.). Viele russische Großen versprechen noch viel mehr!

Wer solche Summen nicht aufzubringen vermag oder zu zahlen Lust hat, muß sich entweder mit minder berühmten Jüngern Aeskulaps begnügen, oder nur bei wirklich eintretenden Krankheitsfällen Besuche erbitten, wo es denn den Begünstigten wohl hin und wieder geschehen mag, daß sie lege artis erst recht krank gemacht werden, ehe man die Morbus vertreibt oder den Mors herbeiführt, um jedenfalls auf das Honorar für zahlreiche Besuche zu kommen. Als Eigenthümlichkeit wohlhabender russischer Kaufleute wurde von mehrern sehr bekannten Aerzten angeführt, daß sie dem Arzt stets für jedes Recept, jeden Besuch sofort Zahlung leisten und sich nicht auf unbestimmte, unverlangte ärztliche Besuche einlassen möchten; überhaupt gebe es bei ihnen durchschnittlich nur wenig zu thun. Man überlasse da noch der Natur zu viel für die Wünsche und Neigungen der etwa Tausend in Petersburg practicirenden Mediciner. Je mehr aber der Russe in der Civilisation fortschreitet, um so unentbehrlicher wird der Arzt; Familien ersten Ranges halten sogar eigene Leibärzte, die namentlich der Dame vom Hause nicht von der Seite weichen dürfen.

Ich gestehe, mich dem peinlichen Benehmen der russischen Kaufmannswelt in Betreff ärztlicher Hülfe von jeher hingegeben zu haben, dennoch brachten mich Verhältnisse in nähere Bekanntschaft mit Petersburger Aerzten, ja einer aus ihrer Zahl gehörte zu meinen intimsten Bekanntschaften. Zufällig besuchte ich diesen Freund mehrmals hintereinander in den Morgenstunden, um mit ihm Rücksprache über kleine Ausfahrten zu besprechen, die wir im Laufe des Tages, wenn er seine Praxis beseitigt, zusammen vornahmen. Lachend kam er mir einst entgegen und sagte:

„Sie waren gestern früh bei mir, ohne mich zu treffen, ich war zeitig zu einem plötzlich sehr gefährlich Erkrankten gerufen worden! Rathen Sie einmal, wie mein Bedienter, der Ihren Namen nicht weiß, Sie mir bezeichnete? Doch wie könnten Sie auf die Alternative des Menschen verfallen. Derselbe meinte: „„Der lange Herr, welcher die Brille trägt und schon so lange bei Ihnen Morgenpatient ist, war da!““ Sie müssen nämlich wissen, daß ich eine ganz eigene Morgenpraxis im Hause habe, bestehend in jungen Leuten aus guten Familien, die an gewissen galanten Uebeln leiden, von denen natürlich ihre Angehörigen nichts merken sollen. Für einen solchen Hülfsbedürftigen hat Sie der dumme Teufel genommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Nilfahrt.

Das Journal „la Presse“ vom 1 März enthält ein Schreiben aus Alexandrien vom 6 Februar, worin es heißt: „Man beschäftigt sich hier viel mit der dritten Expedition zur Aufsuchung der Nilquellen, und will von einer Armee von 15,000 Mann wissen, die bei dieser Gelegenheit gegen ein unbekanntes Land erobern soll. An allem dem ist aber nichts, als daß der Vicekönig befohlen, die zweimal unfruchtbare Aufsuchung der Nilquellen zum drittenmal zu versuchen. Die Expedition ist mit allem versehen, was ihren glücklichen Ausgang befördern kann. Ein seit langer Zeit in Cairo befindlicher Prinz von Daefur hat Erlaubniß erhalten die Expedition zu begleiten und nimmt einige irreguläre Truppen, etwa 800 Mann mit, wovon die Hälfte Reiterei. Der Grund, weßhalb Truppen zur Verfügung des Prinzen gestellt werden, ist folgender: in Daefur, aus welchem Lande der Prinz gewaltsam vertrieben wurde, herrscht Unordnung. Der gegenwärtige Sultan hat alles mögliche gethan, um die Handelsverbindungen zwischen Innerafrika und Aegypten zu unterbrechen. Die Karawanen werden von seinen Truppen angegriffen, und kommen jetzt nicht mehr an.“ Nähere Nachrichten über diesen Prinzen von Daefur und die Verhältnisse jener Länder ertheilt Pallme in seiner Schrift: „Kordofan“ (Cotta'sche Buchhandlung, 1843). Er floh vor seinem Bruder, der ihn aus dem Wege räumen wollte, und fand eine Zuflucht in Kordofan und später in Cairo. Diese Aufnahme machte den Sultan von Darfur zum bittern Feinde Mehemed Ali's.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Schluß.)

Etwas weiter westlich in Ola Bunae fand der Verf. auch eine Menge Fragmente, architektonische Verzierungen, Basreliefs u. s. w. aus alter Zeit. Abends erreichte er Tria-Madra, am Flusse gleiches Namens, der die Hauptbeschäftigung der Einwohner anzeigt: es werden hier nämlich aus den Erzen der Berge im Süden jährlich 8 bis 900 Oka Blei geschmolzen. — Auf dem Wege von dort an den See von Soghla copirte er von einem Piedestal aus gelbem Marmor eine lateinische Inschrift; wahrscheinlich sollte eine Statue des Kaisers Claudius darauf stehen. Dann ging's am nordöstlichen Ufer des genannten Sees (auch der See von Seidi-Scheher genannt) über Valeyruk nach Eski-Serai, wo wieder einige Ruinen untersucht wurden, und dann durch eine sumpfige Wiesengegend, voll von Enten, Schnepfen, Pelicanen u. s. w., nach Kara-Euean. Auch hier fand der Verf. eine große Menge antiker Baureste, und zwar ganz anderer Art, als die von Isaura, sowohl dem Stoff als der Arbeit nach; auch Basreliefs und verschiedene Inschriften. Hier verließ er den See und wandte sich

Digitized by Google

wieder westlich durch die Ebene nach Seidi-Schehr, gleichfalls reich an antiken Fragmenten, doch ohne sicheren Nachweis über deren Ursprung, obgleich nothwendig in der Nähe eine Stadt des Alterthums gelegen haben muß.

Der Verf. wünschte von hier über den Taurus südwärts an die Küste des Mittelmeeres zu gehen; man versicherte ihn aber, daß die Schwierigkeiten zu groß wären, so gab er denn den Plan auf und wandte sich nordwestwärts über Akschar zu dem großen See von Bey-Scheher, dessen weite klare Wasserfläche noch schöner und reicher und nicht minder romantisch von hohen Gebirgen umgeben ist, als die schönsten Schweizerseen. Er ist 20 englische Meilen lang und auch sehr breit. An der Südostseite liegt die Stadt Bey-Scheher zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses, über welchen eine steinerne Brücke von sieben Bogen führt. Die Stadt ist ein lebhafter Handelsplatz, doch sehr schmutzig und jetzt eben voller Pestkranken, weßhalb der Verf. außerhalb der Mauern am See sein Lager aufschlug.

Der obenerwähnte See Seidi-Scheher oder Segbla ist der Tropitis des Strabo, der Bey-Scheher aber ist der Caralitis, und Cramer irrt nur insofern, als er nicht wußte, daß Bey-Scheher und Kereli an demselben See liegen. Auch ist dieß derselbe See, der bei byzantinischen Schriftstellern unter dem Namen Pusgusa oder Pasgusa vorkommt. Auf dem Wege nach Kereli, am nordöstlichen Ufer des Sees, kam der Verfasser nach Eflatun, wo eine Menge Frischwasserquellen einen kleinen See bilden und dann als ein bedeutender Strom aus diesem in den großen See fließen. Neben diesen Quellen steht ein großes sehr altes Monument, ähnlich denen von Persepolis, von gigantischen Steinblöcken, deren oberster über 22 Fuß lang und 2½ Fuß dick ist; die Steine sind sehr gut behauen und an der Südseite mit menschlichen Figuren in Basrelief verziert. Der Verf. sagt, er habe nirgends in Kleinasien ein Monument von gleichem Charakter mit diesem gefunden. In Kereli (dem alten Caralis), am nördlichen Ende des Sees, hatte die Pest so stark gehaust, daß die Stadt wie ausgestorben schien, der Verf. eilte daher weiter, nordwestwärts, nach Kara-Aghatsch, und von da aus demselben Grunde über Akschiffar und Denkler (unweit Baladatsch, wo er seine zweite Reiseroute vom Sommer 1836 durchkreuzte), an dem nördlichen Ufer des Hoiran-Sees vorbei (dessen südliche Abtheilung den Lesern als See von Egerdir schon bekannt ist), und dann etwas südwestwärts nach Sangerli, dessen Begräbnißplatz viele Alterthümer enthält und wo er mehrere Inschriften copirte. Dann verließ er die Ufer dieses erzeugenden Sees und eilte in gleicher Richtung weiter nach Ola Borla, das er am 20 August erreichte, und wo er sogleich die Ruinen der Akropolis von Apollonia (38° 4' N. B.) besichtigte. Von Denair, das er auch auf seiner früheren Reise schon besuchte, wandte er sich nordwestlich und folgte dem Thal des Mäander bis Ischekli, darauf einige Stunden dem auf der Hinreise gewählten Wege südwestwärts bis gegen Demirdschi-Köi, und ging dann westwärts über Gönech und Aineh-Göl nach Allah-Scheher. Auf diesem ganzen Wege traf er nur im Osten von Gönech einige griechische Ruinen, von den Türken Kepedschik genannt. Von Allah-Scheher oder Philadelphia, das oft von Reisenden beschrieben ward, ging's am 24 über Caralli nach Sardis, und von da am 25 über Cassaba nach Smyrna zurück.

Um schließlich noch den Lesern von der Reichhaltigkeit des Werks, dessen Inhalt wir skizzirt haben, eine Vorstellung zu geben, bemerken wir nur, daß es außer zwölf schönen Stahlstichen und zwei Karten noch in einem Anhang von 126 Seiten folgendes enthält: 1) fünf Notizen über die Bestandtheile verschiedener Mineralquellen u. s. w.; 2) ein Verzeichniß von elf verschiedenen Reiserouten durch Kleinasien mit Angabe der Entfernungen von Station zu Station; 3) die aufgenommenen Breitengrade von 60 verschiedenen Orten; 4) eine vollständige Angabe der Richtungen des Wegs auf der letzten Reise; 5) die Copien von 455 griechischen Inschriften und 6) ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Miscellen.

Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. Die Anzahl alterthümlicher Gegenstände, welche sich hier unaufhörlich, nimmt fortwährend mit raschen Schritten zu. Seit die Alterthumsgesellschaft im Jahre 1836 ihren „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde" herausgab, der an vielen Orten eine größere Aufmerksamkeit auf alterthümliche Gegenstände erweckte, haben die Einsendungen von verschiedenen Seiten her eifrig fortgedauert. Sie betrugen im Jahre 1837 512 Nummern, im Jahre 1838 480, im Jahre 1839 415, im Jahre 1840 460, im Jahre 1841 382 und im Jahre 1842 579 Nummern. (Berlingske Tidende vom 5 Februar.)

•

Walleinfuhr in England. Im Jahre 1840 wurden in England an fremder Wolle eingeführt 137,198 Ballen, im Jahre 1841 148,980 Ballen, im Jahre 1842 96,597 Ballen. Diese Abnahme ersetzt sich durch die gesteigerte Einfuhr von Colonialwolle; diese betrug im Jahre 1840 52 752 Ballen, im Jahre 1841 67,936 und im Jahre 1842 70,499. Diese Zufuhr kam von Neusüdwales, Vandiemensland, Cap und Ostindien. (Shipp. and Comm. Gaz. vom 20 Februar.)

•

Ein chinesischer Tempel in England. China scheint in England stark in die Mode zu kommen. In dem Garten des Buckinghampalastes hat man einen kleinen chinesischen Tempel erbaut, welcher der Königin und ihrem Gemahl als Pavillon dienen soll. Nach dem Globe vom 21 Februar ist derselbe bereits vollendet.

•

Englische Schifffahrt. Man hat sich in England schon seit längerer Zeit über die Unwissenheit und Rohheit mancher Schiffscapitäne beklagt, und mehrere Vorschläge sind schon gemacht worden, Capitäne der Handelsmarine, ehe sie ihre erste Fahrt antreten, einem gewissen Examen zu unterwerfen. Dieß wird namentlich in der diesjährigen Parlamentssession von einem Capitän Ritzroy betrieben; inzwischen sind wiederholte Nachrichten eingelaufen, daß man namentlich in Brasilien durchaus keine englischen Schiffe zum Waarentransport miethen will, und statt ihrer Schweden, Oesterreicher, Dänen und Hamburger vorzieht. Die Sache hat, wenn man der Shipp. and Comm. Gaz. vom 25 Februar glauben darf, in England nicht geringen Eindruck gemacht.

•

Wildprettfälle in Frankreich. Die Provincialblätter aus dem Norden schreiben, daß man auf den Märkten der Städte noch nie so viel Wildpret gesehen habe; die große Masse Schnee trieb das Wild den Jägern und Wildschützen in die Hände, und die junge Brut der Hasen soll größtentheils erfroren seyn. Selbst Rebhühner sollen durch den Fall des feinen Schnees, der sich auf ihren Flügeln unhäufte und zu Eis wurde, eine leichte Beute geworden seyn. (Constit. 3 Mätz.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1843.

Die Holländer auf dem Cap.

Wir haben die Angelegenheit von Port Natal und der ausgewanderten Boeren überhaupt theils im vorigen Jahre wiederholt, theils schon in diesem Jahre (s. Nr. 24) besprochen; die dortigen Ereignisse entwickeln sich aber mit einer unerwarteten Schnelligkeit, und alle Anstalten deuten dahin, daß die Sache wieder auf die Degenspitze gestellt werden soll: nicht nur sind zwei englische Regimenter nach dem Cap beordert, sondern die bereits dort stehenden Truppen haben Marschbefehl erhalten, nach der Gränze aufzubrechen. Bereits zeigt es sich aber, daß die Regierung es nicht mehr bloß mit den ausgewanderten Boeren, sondern auch mit den zurückgebliebenen zu thun hat, indem der Geist des Aufstandes unter ihnen immer reifer wird, und schon viele sich bereit gezeigt haben, ihren Brüdern am Oranjefluß und zu Port Natal zu Hülfe zu ziehen. Wie weit thatsächlicher Aufstand innerhalb der Gränzen der Colonie schon gediehen, darüber läßt sich nichts mit einiger Gewißheit sagen, aber schon die feindselige Stimmung der Bewohner in einem so dünn bevölkerten Lande, wo die freundliche Unterstützung den Truppen so unerläßlich wird, ist ein höchst ungünstiger Umstand für die Engländer. Es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß ein Nationalkampf zwischen Engländern und Holländern am Ausbruch ist, und daß die Bemühungen der Regierung, immer mehr Engländer anzusiedeln, und so allmählich ein factisches Uebergewicht zu erhalten, diesen Ausbruch beschleunigt. Erwägt man, daß die Zahl der ausgewanderten Boeren zum mindesten jetzt 24,000 Menschen beträgt, sie also 4 bis 5000 waffenfähige und in den Waffen geübte Männer aufstellen können, so erscheint die Zahl der englischen Truppen, welche man gegen sie senden kann, als ziemlich unbedeutend, und die Aussicht auf militärische Erfolge um so schwächer, als die Boeren halbe Nomaden sind, welche leicht von der Stelle rücken können, während den englischen Truppen jedes Vordringen tiefer ins Land hinein ungemein schwer werden muß. Ohne Hülfe der einheimischen Stämme ist ein solcher Zug für die Engländer völlig unmöglich, aber die Aufreizung der wilden Stämme gegen die ausgewanderten Boeren hat etwas so gehässiges, daß es sämmtliche holländische Capbewohner aufs tiefste empört. Demnach ist gar keine sonderliche Aussicht zum Erfolg vorhanden: nach den bis jetzt bekannt gewordenen Maaßregeln zu schließen, soll ein englisches Corps von beiläufig 800 Mann nach Philippolis, der Stadt der Griquas (d. h. der sogenannten Bastaarden, Abkömmlinge von Holländern und Eingebornen) marschiren, dort sich festsetzen, und den umwohnenden einheimischen Stämmen als Anhaltspunkt im Kampfe gegen die Boeren dienen. Diese Griquas, früher von den Boeren unterdrückt, stehen denselben feindlich gegenüber; die letztern sollen aber bereits mit den Griquas handgemein geworden seyn und sie geschlagen haben.

Die frühern Nachrichten, welche die englische Regierung über die Expedition des Obersten Cloete bekannt werden ließ, waren augenscheinlich unvollständig, und vermuthlich das Wichtigste, nämlich die bloß *bedingte* Unterwerfung verschwiegen. Die damals von den Engländern verlangte Auslieferung der vier Hauptanführer wird jetzt von den Boeren verweigert, und diese haben Erklärungen erlassen, welche den bittersten Haß gegen die Engländer athmen und den festen Entschluß aussprechen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Pretorius ist der Feldcommandant südlich vom Drachenberg, d. h. zu Pietermauritzburg in der Nähe von Port Natal, und ein gewisser Cloete (nicht der obenerwähnte Oberstlieutenant) am Oranjefluß. Sie sollen das ganze umliegende Land als ihr Eigenthum und die Kafferhäuptlinge als die Vasallen der holländischen Republik erklärt und gedroht haben, wenn die Engländer sich noch ferner in ihr Verhältniß zu den Eingebornen mischten, so würden sie die Colonie selbst angreifen. Andreas Pretorius hatte eine allgemeine bewaffnete Volksversammlung auf den 24 December nach einem zwischen dem Oranjefluß und Port Natal gelegenen Ort ausgeschrieben, wo die Besitznahme des Landes durch die „südafrikanische Republik" ausgesprochen, und jeder, welcher dem „Volksraad" den Eid der Treue zu schwören sich weigert, gezwungen werden soll das Land zu verlassen.

Diesen Maaßregeln gegenüber spielt die brittische Colonialregierung eine ziemlich einseitige Rolle. Auf die erste Nachricht, daß die Boeren sich unabhängig erklären wollten, begab

Digitized by Google

sich ein in der Nähe befindlicher, auf einer Rundreise begriffener Richter, Namens Menzies, nach dem Lager der Boeren am Oranje- und Modderfluß, versuchte ihnen den Eid der Treue gegen die englische Regierung abzunehmen, und erklärte, als dieß abgeschlagen wurde, das ganze Land für brittisches Eigenthum. In diesem Benehmen war wenigstens Consequenz, denn ist das Land brittisches Eigenthum, so sind dessen Bewohner brittische Unterthanen. Nun erließ aber der Gouverneur, Sir George Napier, eine Proclamation, worin er den „widerspänstigen und rebellischen Boeren" anzeigte, daß er bestimmte Befehle von seiner Regierung habe, das Land, welches die Boeren jetzt nach dem Eroberungsrecht ansprechen, nicht in Besitz zu nehmen. Ist aber das Land nicht brittisches Gebiet, so haben auch die Engländer keine Anordnungen darin zu treffen und es ist rein lächerlich, die Boeren als ihre Unterthanen zu reclamiren, denn da diese nicht freiwillig zurückkehren wollen, so muß man sie gehen lassen, oder mit Gewalt unterwerfen, also mit gewaffneter Hand in ein Land einrücken, auf das man keine Ansprüche irgend einer Art hat oder macht.

Wir werden demnächst ein Schreiben aus Grahamstown mittheilen, welches die Ursachen des in der Capcolonie herrschenden Mißvergnügens, wenn gleich ziemlich von englischem Standpunkt aus, genügend erklärt.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Klima und Gesundheit.

(Fortsetzung.)

Nun war die Reihe an mir, so gut ich konnte, über das quid pro quo und meine delicate Position zu lachen, der Freund aber bat zu entschuldigen, so etwas nicht auf dem Herzen behalten zu haben. Ich ertheilte um so lieber und leichter Absolution, je entfernter ich davon war, mich getroffen oder berührt fühlen zu dürfen. Einmal im Zuge empfing ich von dem Eingeweihten manche für mich interessante Renseignements über Gesundheitszustände Petersburgs und man gestattete, daß ich kurze Notizen sogleich niederschreiben durfte, von denen ich jetzt folgendes wiedergebe.

„Unter allen Krankheiten, welche fortwährend hier herrschen, muß die Syphilis obenan gestellt werden, weil sie offenbar die meisten Patienten liefert, und so hoch oben im Norden zu den beklagenswerthesten Uebeln der Menschheit gerechnet werden kann, da sie sich so schwer heilen, fast nicht verhindern, und so leicht überall hin verschleppen läßt. Das arme unwissende Volk degenerirt durch sie weit mehr, als durch Branntwein und andere Ursachen. Wenn medicinisch-polizeiliche Controle und Aufsicht das gräßliche Uebel bei dem Volke nicht im Zaum zu halten vermögen, so ist dieß in den höhern Ständen rein unmöglich; daher gerade hier so zahlreiche Ansteckungen! Wohin uns die Folgen führen werden, ist Gott allein bekannt. Wie Aerzte müssen uns rathlos erklären, wollen wir anders wahr seyn! Das Kalinkin'sche Hospital nimmt jährlich wenig unter 2000 Syphiliskranke allein auf, andere Hospitäler ungerechnet; die Privatpraxis aber ist bei weitem bedeutender. Ein bekannter Arzt nahm jährlich im Durchschnitt 12,000 als die Zahl der Syphiliskranken in Petersburg an. — In Einem Wintermonate führte eine von mehreren Aerzten angestellte Ueberschlagsberechnung zur mittleren Summe von 1200, was obige Annahme ungefähr bestätigt.

„Unter der vornehmen Damenwelt ist besonders die Leukorrhöe viel verbreitet, und es entwickeln sich daraus allerhand üble Krankheitsformen, je nachdem diese oder andere Ursache dazu tritt. Man könnte den allzu häufigen Genuß des Thees als eine der Hauptveranlassungen zu dieser Krankheit nennen, so wie derselbe auch unstreitig auf das Verderben der Zähne und die vielen Zahnkrankheiten influirt. Schlechte Zähne sind hier fast erblich geworden, obschon der Skorbut lange nicht mehr so sehr verbreitet ist, als dieß früher der Fall gewesen. Führen wir noch unter Erwachsenen die äußerst häufigen Hämorrhoidalkrankheiten, so wie bei Kindern die Skropheln an, so sind wir bis auf Husten, Schnupfen, Gicht, Rheumatismen und Lungenkrankheiten ziemlich mit den Hauptübeln welche die Menschheit hier plagen, fertig, denn einige Diarrhöen im Herbste wollen nichts sagen, und ansteckende Fieber kommen hier nicht öfter vor als an andern gesund gelegenen Orten. Nur Augenübel zeigen sich häufiger als anderswo, deren Ursachen local genannt werden müssen.

„Ist man geneigt die erscheinenden Krankheiten nach den Jahreszeiten zu ordnen, so gibt dieß etwa folgende Uebersicht:

„Im Frühling zeigen sich Masern, Scharlach, Keuchhusten, und Nervenfieber; die nicht seltene Auszehrung nimmt, gleich der Wassersucht, jetzt leicht bösartigen Charakter an.

„Der Sommer liefert nur wenige Kranke und meist herrschen gallige Zustände.

„Im Herbste kommen meist Rheumatismen, Flüsse, Husten, Schnupfen, Ohren- und Halsschmerzen, Augenentzündung und Diarrhöen.

„Der Winter erzeugt Bluthusten, Schlagflüsse, Seitenstechen, Hals- und Lungenentzündungen, zumal bei Nordwestwinden; auch kommen entzündliche Faulfieber vor, die leicht nervös werden, und die Syphilis ist sehr verbreitet.

„Katarrhalische Krankheiten sind das ganze Jahr hindurch am meisten vorherrschend.

„Untersuchen wir die localen Ursachen der Krankheitsfälle genauer, so finden wir, daß gastrische Fieber sich namentlich häufig nach der Butterwoche zeigen und vom übermäßigen Genusse der vielen fetten Eierspeisen herrühren. Dysenterien erscheinen im Herbste nach dem Genusse unreifen Obstes, welchem sich das gemeine Volk mit unbegreiflicher Gier hinzugeben pflegt. Die während des Winters in gefrorenem Zustande zu Markte gebrachten Fleischwaaren geben nicht selten Veranlassung zu Faulfiebern mit Skorbut und Karfunkeln, denn bei dem häufig eintretenden Thauwetter verdirbt dieses Fleisch natürlich, wenn es nicht ganz gut in Eiskellern verwahrt ist. Beim Aufgange der Flüsse im Frühjahr erzeugen sich oft gastrische Fieber durch die zu dieser Zeit gefangenen Fische, deren Genuß höchst unverdaulich und der Gesundheit nachtheilig ist.

Digitized by Google

„Als Folge der Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche die jedes Jahr nach Petersburg strömenden 20 bis 30,000 Arbeiter aus dem Innern zu erdulden haben, zeigen sich namentlich im Frühling und Sommer sehr häufig Gallen- und Nervenfieber, Skorbut und Diarrhöen; oft reichen die großen Räume der Hospitäler zu dieser Zeit zur Unterbringung der Kranken nicht hin. Unter den Aeltern in den Stadtcantons bricht regelmäßig im Frühling und Herbst der Skorbut aus; sonst genießt der niedere Volkshaufe eine sehr gute Gesundheit, wenn sich die Leute erst eingerichtet haben. Die höchst einfache Lebensweise der Russen trägt hiezu gewiß sehr viel bei; Brod, Kohlsuppe, Grütze und Kwas reichen in der Regel hin, die Tafel des gemeinen Mannes vollkommen wohl zu besetzen, ohne Kwas und sauern Kohl ist jedoch keine Existenz denkbar. Unter solchen Umständen bedarf es der Leibherrn *) und des Branntweins, sonst würde das Volk sehr bald im alleinigen Besitze aller Geldmittel seyn.

„Was die Bevölkerung Petersburgs im Allgemeinen betrifft, so liefern diejenigen, welche sich zu Hause beschäftigen und dabei bewegen, die geringste Anzahl von Erkrankungen, und diese sind meist entzündlicher Natur. Bei bloß sitzender Lebensweise finden sich Unterleibsbeschwerden, Wassersucht, Skorbut und Skropheln ein. Der Theil, welcher stets im Winde und Wetter arbeitet, leidet im Frühling und Sommer an nervösen Gallenfiebern, im Winter hingegen an entzündlichen Krankheiten. Unregelmäßigkeit, so wie Unmäßigkeit im Essen und Trinken, deßgleichen schlechte, verdorbene Nahrung sind fast immer die nächsten Veranlassungen zu Erkrankungen."

So weit die Geständnisse meines ärztlichen Freundes, und ich füge diesen noch einige anderweit eingezogene Erfahrungen und Bemerkungen hinzu.

Nichts macht sich uns bemerkbarer, als ein angegriffenes Nervensystem, wenn wir mit der Gesellschaft in Petersburg soetieben, und der größte Theil der Schuld liegt wohl zunächst an der französischen Küche, dem Nacht zu Tag machen und an andern Gesellschaftsunarten; indessen wirkt z. B. auch die fortwährende Helle in den Sommermonaten sehr abspannend auf uns ein. Man schläft unruhig, wozu die Hitze in den Gebäuden auch das ihrige beiträgt; man empfindet erhöhte Eßlust und beschäftigt die Verdauungswerkzeuge auf Unkosten anderer Lebensorgane; endlich wird man aus den Winteregewohnheiten in ganz entgegengesetzte Extreme geworfen und consumirt in kurzer Zeit mehr von Leben, als zu einem kräftigen Wohlbefinden passen will; die allem anhaltenden Wohlseyn so höchst zuträglich mäßige Gleichförmigkeit erleidet allzu empfindliche Störungen. Versetzen wir uns umgekehrt in die ewig langen Nächte des Winters, mit dem vielen künstlichen Lichte, den enormen Temperaturwechseln von einer Stubenwärme von 18 bis 28 Graden zu einer äußern Kälte von 20 Grad und drüber, wobei die Augen und andere Gesichtstheile so wie die Lungen jedenfalls stark angegriffen werden müssen, und rechnen wir dazu noch das Gestöber des schmutzigen, zum feinsten Staube zerfaserten und zertretenen Schnees, der auf die Augen wie der schärfste Tabak oder Pfeffer wirkt, so bedarf es gar nicht erst der Zugwinde, um Erkältungen oder Krankheitsanfälle aller Art herbeizuführen; die Hautthätigkeit wird zu oft von Extremen gereizt als daß nicht endlich eine Trägheit derselben erfolgen sollte. Das Leben nutzt sich nebenbei auch physisch durch allzugroße Inanspruchnahme unsrer Körper ab, davon glaube ich fest überzeugt seyn zu können, denn es sprechen zu viele Beispiele dafür. Ich kenne in Petersburg eine große Menge Menschen, denen es nicht im Traume einkömmt, den Geist auf irgend eine Weise anstrengen zu wollen, der ihnen nicht abgesprochen werden kann und die dennoch eben so abgelebt gleichgültig erscheinen, neben momentaner, offenbar nervöser Gereiztheit, als ob sie durch das Mitleben in der Gesellschaft sich in der höchsten, geistigen Aufgeregtheit befanden. Sie werden eben nur körperlich beansprucht und verfallen geistig dennoch, dieß beweisen die häufigen Anfälle von Hypochondrie, welche sich allgemein bemerkbar machen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Nr. 277 ff. Jahrgang 1841 dieser Blätter.

Erziehungswesen in Griechenland.

(Nach Strong.)

Die Griechen konnten während des langen Freiheitskampfes nur geringe Aufmerksamkeit der Erziehung ihrer Kinder widmen. Die neue Generation wuchs daher in völliger Verwahrlosung und ohne allen Unterricht heran, so daß bei Wiederherstellung der Ordnung nur äußerst wenige die gewöhnlichsten Kenntnisse besaßen. Der letzte Präsident Capodistrias hatte in verschiedenen Theilen Griechenlands Primärschulen errichtet, welche sich nach seinem Tode wieder auflösten, und erst die königliche Regierung suchte ein regelmäßiges Erziehungssystem im Lande einzuführen. Zuvörderst mußte man natürlich auf geeignete Lehrer bedacht seyn, zu deren Bildung im Jahre 1834 das königliche Seminarium gegründet wurde. Acht Professoren leiten gegenwärtig darin den vorgeschriebenen Cursus, welcher das alte Testament, den Katechismus, allgemeine Weltgeschichte, Arithmetik, Geometrie, Zeichnen, Schönschreiben, Geographie, die Anfangsgründe der Naturlehre, gymnastische Uebungen, Gesang und Methodik umfaßt, zu deren praktischer Anwendung in der mit dem Seminarium verbundenen Normalschule Gelegenheit geboten wird. Die Zahl der Seminaristen wechselt zwischen 60 und 80, von denen 40 auf Staatskosten unterhalten werden. Bis Ende 1839 wurden bereits 265 als befugte Elementarlehrer entlassen, welche in 225 Schulen, darunter 26 für Mädchen, mit einer Gesammtzahl von 20,306 Schülern beiderlei Geschlechts vertheilt waren. Im Jahre 1840 wurden neuerdings 27 Schulen mit 1500 Schülern errichtet.

Außer diesen öffentlichen Anstalten gibt es in vielen armen Gemeinden unbefugte Schulen mit Lehrern, die kaum selbst die Elemente der Wissenschaften inne haben, aber von der Regierung geduldet werden, um wenigstens die Kinder vor gänzlichem Müßiggang zu wahren. Die Zahl der solche Schulen besuchenden Knaben übersteigt mindestens 10,000. Das Verhältniß sämmtlicher Schüler zur Bevölkerung ist demnach wie 1 zu 100. Am günstigsten stellt sich dasselbe auf den Inseln. Auf Morea, welches allein ungefähr die halbe Bevölkerung des Königreichs enthält, kommt kaum ein Drittel der Gesammtschülerzahl. Einige Provinzen, z. B. Messenien und Lakonien, haben im Ganzen drei oder vier

Digitized by Google

äußerst spärlich besuchte Schulen. Noch schlimmer ist das Erziehungswesen in Continentalgriechenland beschaffen. Außer der Hauptstadt befindet sich hier kaum der vierte Theil der Schülerzahl im ganzen Königreich.

In sämmtlichen Schulen herrscht eine strenge Gleichförmigkeit des Unterrichts. In den Leseschulen, wo der wechselseitige Unterricht mit gutem Erfolg eingeführt ist, wird Lesen, Schreiben, Rechnen, biblische Geschichte, Religion gelehrt, und in den Provincialhauptschulen noch außerdem Zeichnen, Sprachlehre, griechische Geschichte, Geographie und Naturlehre. Hie und da bilden auch Gesang und Gymnastik einen Zweig des Unterrichts. Die nöthigen Bücher, ausführlich zum Gebrauch der Lehrer und im Auszug für die Schüler, sind auf Kosten der Regierung gedruckt worden und werden zu mäßigen Preisen verkauft.

Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß das Schulwesen noch nicht dem Bedürfnisse entspricht; erwägt man aber den frühern Zustand und wie kurze Zeit im Grunde erst verstrichen ist, seit man den Segen der Freiheit, des Friedens, der Ruhe und einer geordneten Regierung zu genießen angefangen hat, so kann man nicht läugnen, daß hier große Schritte vorwärts gethan wurden. Ein Haupthinderniß für die allgemeine Verbreitung des Unterrichts im Königreich ist die außerordentliche Armuth einiger Gemeinden, denen durchaus alle Mittel zur Errichtung von Schulen abgehen. Die Eltern aber wissen, wiewohl selbst ungebildet, den Werth des Unterrichts und der Erziehung allenthalben zu würdigen.

In den bestehenden 28 Mädchenschulen wird außer den gewöhnlichen Elementarkenntnissen Unterricht im Nähen und andern weiblichen Handarbeiten ertheilt. In einigen Gemeinden, besonders auf den Inseln, besuchen Knaben und Mädchen eine und dieselbe Schule.

Von den vorhandenen 252 Primärschulen werden 67 ganz und 25 theilweise auf Staatskosten unterhalten, während 128 Lehrer ausschließlich von den Gemeinden besoldet werden. Für die 7 Primärschulen auf der Insel Tinos sorgt das dortige Kloster, und 25 andere Schulen werden von Privaten unterstützt. Die Regierung vertheilt eine bestimmte Zahl Schulbücher unentgeltlich. Ueberhaupt verwendet sie auf die Primärschulen jährlich 100,797 Drachmen. Für die Zweige des höhern Unterrichts bestand bei Ankunft des Königs Otto nur die von Capodistrias gegründete Centralschule zu Aegina. Im Jahre 1831 ward das Gymnasium zu Nauplia errichtet; im Jahre 1835 wurden gleichzeitig 10 hellenische Schulen eröffnet, denen nach und nach andere folgten, so daß jetzt im ganzen Königreich 4 Gymnasien (zu Athen, Nauplia, Patras und Syra) und 54 hellenische Schulen bestehen, und zwar 20 in der Morea, 15 in Continentalgriechenland und 19 auf den Inseln.

Die Schulhäuser wurden größtentheils auf Kosten der Gemeinden hergestellt; in mehreren Orten gab die Regierung das Local dazu her. Das Gymnasium zu Athen zählt 10, zu Nauplia 5 und zu Syra 4 Professoren. Die Rectoren der hellenischen Schulen in Athen, Syra, Nauplia, Amphissa, Chalcis, Lamia, Tripolitza, Sparta und Thera heißen Scholarchen (σχολαρχος), die aller übrigen aber schlechtweg Lehrer (διδάσκαλος). Selbst bei den Professoren gleichen Ranges findet ein Gehaltunterschied statt, was fortwährend zu Beschwerden Anlaß gibt. Die Gymnasiarchen erhalten 240 bis 350 Dr., die Professoren 200 bis 280 Dr., die Scholarchen 200 Dr., die Lehrer 140 bis 180 Dr. und die Unterlehrer 40 bis 60 Dr. monatlich; zusammen 138,960 Dr. jährlich. Einer königlichen Verordnung gemäß umfaßt der Lehrcursus in den hellenischen Schulen: Alt- und Neugriechisch, Katechismus, biblische und profane Geschichte, Kalligraphie, Geographie, Arithmetik, die Elemente der Naturlehre, Französisch und Lateinisch, welche Gegenstände in erweitertem Maßstabe in den Gymnasien gelehrt werden. Die Gymnasien zu Athen und Nauplia erhalten alles Zubehör von der Regierung; für die übrigen müssen die betreffenden Gemeinden selbst Sorge tragen. Gewöhnlich werden die Gymnasien mit den nöthigen Büchern aus der öffentlichen Bibliothek versehen. Nur das Gymnasium zu Syra besitzt eine eigene durch freiwillige Beiträge der „Freunde des Vaterlandes und der Literatur“ gebildete Bibliothek. Die Schülerzahl in den Gymnasien und hellenischen Schulen beträgt ungefähr 4500. Zur Bevölkerung verhält sich diese wie 5⅞ zu 1000, oder etwas mehr als ½ Proc. Am vortheilhaftesten stellt sich dieß Verhältniß auf den Inseln, so z. B. sind in Syphnos 5 Schüler auf 100 Einwohner zu rechnen. Sämmtliche höhere Schulen werden von einer Commission überwacht, welche aus dem Gouverneur der Provinz als Präsident, einem Priester, dem Demarchen und zwei von dem Municipalrathe ernannten Bürgern zusammengesetzt ist.

Eine der nützlichsten Anstalten für die griechische Jugend ist die polytechnische Schule zu Athen. Sie besitzt eine reiche Modellsammlung und ein naturhistorisches Museum. Besonders interessant ist das damit verbundene Cabinet, welches Proben von allen Mineralerzeugnissen Griechenlands enthält und die Aufmerksamkeit der Fremden verdient. Es ist täglich bis Mittag dem Publicum geöffnet, und an Sonn- und Feiertagen werden hier Vorlesungen über Zeichen- und Bildhauerkunst, Chemie und Experimentalphysik mit Anwendung auf Industrie und Handel gehalten, und es ist erfreulich zu sehen, wie regelmäßig und mit welcher Vorliebe dieselben besucht werden. Die Zahl der Schüler, welche das polytechnische Institut benutzen, beläuft sich auf ungefähr 700.

Eine französische Dame in Athen, welche sich vielfach um die griechische Jugend verdient gemacht, hat auf ihre Kosten einen tüchtigen Künstler aus Frankreich kommen lassen, um die Zöglinge der polytechnischen Schule in der höhern Malerkunst zu unterrichten. Rühmliche Anerkennung verdienen auch die amerikanischen Schulen in Athen. Sie wurden im Jahre 1831 von Hrn. J. H. Hill gestiftet, und bestehen aus zwei Kleinkinder-, zwei Elementarschulen (eine für Knaben und eine für Mädchen), einer Schule für Mädchen aus dem Mittelstande, einer Arbeitsschule für arme Mädchen und einer höhern Erziehungsanstalt. Sämmtliche Hill'sche Schulen zählen ungefähr 700 Zöglinge. — Ein seit langer Zeit in Griechenland lebender schottischer Edelmann hat neulich in Athen eine Kostschule errichtet, welche von den Söhnen der vornehmsten Familien besucht wird, und das beste Privatinstitut in Griechenland zu werden verspricht. (Schluß folgt.)

Unterrichtsanstalt in Omsk. In dieser Stadt, welche der Sitz des Generalgouvernements von Westsibirien ist, befindet sich eine Unterrichtsanstalt des sibirischen Linienkosakenheeres, in welcher die Kinder der in Sibirien dienenden Beamten erzogen werden. Aus derselben gehen nicht bloß die Officiere für das sibirische Kosakenheer hervor, sondern auch die nöthigen Dolmetscher für den Verkehr mit den heidnischen Stämmen, namentlich der Kirgisensteppe, und die Topographen für das an der kirgisischen Gränze stehenden Ingenieurcorps. (Nordische Biene vom 3 (15) Februar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1843.

Neuere Unruhen in Peru.

Vom August bis October vorigen Jahres wurde in Peru eine ziemlich unbedeutende Revolution aufgeführt, die, wie so viele in Südamerika, nur in den Leidenschaften der auftretenden Personen, nicht in den Bedürfnissen und Wünschen großer Parteien und Landestheile ihren Grund hatten. Die ganze Geschichte läßt sich in zwei Zeilen erzählen: ein General Torrico schwang sich durch allerlei Intriguen und Gewaltmittel an die Spitze der Regierung, unterlag aber nach wenigen Monaten am 17 Oct. vorigen Jahrs in einem Treffen bei Pisco, worauf er sich an Bord eines französischen Kriegsschiffs flüchtete — der gewöhnliche Ausgang für derlei Unternehmungen. So augenfällig nun auch ein solcher Vorfall ist, so wenig sind die Ereignisse in Peru überhaupt verständlich. Um einigermaßen Licht in die verwirrten Nachrichten zu bringen, muß man wohl auf Santa Cruz und seine Plane zurückgehen, der Peru und Bolivia, als angeblicher Nachkomme der Incas, unter seine Gewalt zu vereinen wünschte, was aber durch das Einschreiten Chili's, namentlich den weitschauenden Diego Portales *), vereitelt wurde. Santa Cruz steht nicht mehr nominell an der Spitze von Bolivia, scheint aber die Bewegungen dieses Staates noch zu leiten, und der Präsident von Chili sah sich deßhalb in seiner am 18 Sept. 1841 an die Nation erlassenen Erklärung veranlaßt, auf die ehrgeizigen Plane Bolivia's aufmerksam zu machen, und zu verstehen zu geben daß Chili, wenn Bolivia abermals sich eine Herrschaft über Peru anmaßen wolle, nicht gleichgültig bleiben, sondern ohne weiteres einschreiten würde. Damals standen Peruaner und Bolivianer einander in Waffen gegenüber, in kurzer Zeit darauf, am 16 Nov. desselben J. kam es bei Ysegue zur Schlacht, in welcher der Präsident von Peru, Gamarra, auf dem Platze blieb. Die Bolivianer besetzten Arica und Tacna, um welche Plätze es ihnen hauptsächlich zu thun seyn mußte, verließen sie aber nach kurzer Zeit zum allgemeinen Erstaunen wieder — ein Schritt, der sich nur durch Drohungen von Seite Chili's erklären läßt, wo der Oberst Bulnes als Präsident die Grundsätze seines Schwiegervaters Prieto fortsetzte. Somit war Peru von äußern Feinden trotz seiner Niederlage befreit, und nun begannen die Intriguen im Innern.

Nach Gamarra's Tode war eine provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Menendez eingesetzt worden, die schnell möglichst ein Heer auf die Beine brachte, um sich den Bolivianern zu widersetzen. An die Spitze dieses Heeres wurde General Lafuente gestellt. Inzwischen kam General Torrico, der unter Gamarra wegen seines unruhigen, ehrsüchtigen Charakters verbannt worden war, zurück, gewann einige Mitglieder der Regierung für sich, und ließ Lafuente als Verräther erklären. Dieser aber unterwarf sich nicht, sondern erklärte sich nebst seinem zweiten Befehlshaber Vidal gegen Torrico. Letzterer zog nun gegen ihn, aber während seiner Abwesenheit wählte der Congreß mit großer Mehrheit Lafuente zum Präsidenten.*) Torrico unterlag schnell, wie oben schon erwähnt wurde, sein rascher Fall wurde aber durch einen eigenthümlichen Umstand veranlaßt. Ein Oberst Hercelles, der für einen Anhänger von Santa Cruz gilt, und als solcher in großem Ansehen bei dem niedern Volke steht, gab früher schon der Regierung Ursache zur Besorgniß, so daß er im J. 1835, also bald nach dem Sturz von Santa Cruz, verbannt wurde. Seitdem lebte er in Guayaquil. Im Jahre 1838 oder 1839 machte er einen unglücklichen Versuch, mit Waffengewalt wieder in Peru einzudringen, und als er die Usurpation von Torrico erfuhr, erneuerte er diesen Versuch und erschien in der Provinz Truxillo, fiel aber bald in die Hände einer ihn verfolgenden Abtheilung. Als man ihn gefangen nach der Hauptstadt führen wollte, gelang es ihm zu entkommen; rasch sammelte er 300 Mann, schlug den Obersten Torrico, einen Bruder des usurpatorischen Präsidenten, der ihm mit 800 Mann entgegenzog, aufs Haupt, und nun stieg seine Schaar schnell auf 3000 Mann. Man will wissen, er werde allenthalben mit Enthusiasmus von der Bevölkerung aufgenommen. So hat nun Lafuente nach der Niederlage des Torrico einen neuen Feind gegen sich, der

*) Siehe Chili. Ausland Nr. 312 ff. v. vor. Jahr.

*) Lafuente erhielt 87 Stimmen, Menendez, der vorherige Vicepräsident 9, Torrico selbst nur 2, Orbegoso, früherer Präsident, eine einzige, und es wird als auffallend bemerkt, daß Santa Cruz keine erhalten habe.

Digitized by Google

als Anhänger von Santa Cruz sich auf das niedere Volk und auf die Indianer stützt, während Lafuente und der Congreß die Partei der spanischen Creolen repräsentiren.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Klima und Gesundheit. (Fortsetzung.)

Wenn ich oben der französischen Küche den Krieg erkläete, so geschieht dieß nicht minder auch den französischen Moden, die mit Inbegriff der Schnüeleibee im hiesigen Klima der Gesundheit sich doppelt schädlich erweisen; Aerzte und Geburtshelfer erhalten dadurch nur traurige Beschäftigungen, die ihnen nicht selten das Leben sehr veebittern und den Verdienst sauer werden lassen. Man ist bis zue Tollheit verliebt in sich und seine Fehler, man will nicht von einem einzigen der letztern lassen, mag keinem Genusse entsagen, unteewirft sich nicht der leichtesten Diätvorschrift, verschmäht es eine Arznei weiter zu beauchen, die nicht in der nächsten Stunde schon gute Wirkungen zeigt. Ein Arzt, der noch keine kränkelnde, vornehme Russin behandelte, darf über ärztliche Praxis bei Vornehmen gar nicht mitsprechen; diese Damen verstehen es aus dem Grunde krank zu seyn, wenn es gilt, namentlich den Arzt zu scheeren.

Der gemeine Handwerker lebt in Petersburg in gleichem Grade schlecht und elend, als der Vornehme gut und luxuriös; sein Aussehen ist fahl, blaß, skorbutisch und skrophulös, was bei den engen, feuchten und dumpfigen Wohnungen neben schlechter Nahrung gar nicht zum Verwundern ist. Diese Classe liefeet viele, höchst gefährliche Kranke in die Hospitäler. In den Fabriken bricht regelmäßig im März und April das Neevenfieber unter bösartigen Symptomen aus.

Wenden wir unsere Augen auf die Hülfsmittel zur Unteestützung Erkrankter, so fallen uns zunächst eine Menge „dem äußern Scheine nach" brillante Etablissements, die sogenannten Hospitäler, auf. Wer idee Schwellen überschreitet, muß erstaunen über die Pracht, Oednung und Reinlichkeit, welche daselbst herrscht. Die Thür öffnet ein uniformieter Portiee; man desteigt die Krankensäle auf beeiten, mit Oelfarbe bestrichenen Treppen, deren Stufen mit Teppichen belegt sind. Die Wände des ganzen Locals sind glasirt und alles sieht so neu aus, als wäre es von gestern. Die Kranken befinden sich in hohen, geeaumigen Gemachern, und die Räume sind niemals überfüllt mit Betten, deren Ueberzüge stets weiß wie Schnee leuchten, da bei dem geringsten Flecken sofort die Wäsche gewechselt wird. Man behütet die Kranken fast ängstlich vor jedem Luftzuge, was den sonst Abgehärteten oft sonderbar voekommen mag. Die Patienten sind je nach den Krankheiten gesondert; kurz man ist entzückt wie der Domherr Meyer, dessen Petersburg-Enthusiasmus sprüchwörtlich zu werden veedient, und möchte fast beklagen gesund, mithin nicht qualifiziet zur Theilnahme solcher Hospitalfreuden zu seyn. Die zu Tage liegende große Sorgfalt begreift sich nur, wenn man erfahrt, wie oft der Kaiser Besuche abstattet.

Man hat die übertriebene Elegenz der Petersburger Hospitäler getadelt, allein mit dem größten Unrecht von der Welt, denn wer Rußland und die Russen kennt, dee weiß: „daß nue in Ertreemen dort gehandelt werden kann!" Wollte man der Mittelstraße nachgehen, so läge darin unausbleiblich der Grund, daß die Sache ganz verfällt. Der Russe hält nur Schritt, wenn er bei den Haaren festgehalten wird, an der Hand läßt er sich nicht führen!

Auf dieser Stelle also liegt keine Ursache zu billigem Tadel und es thut mir wahrlich fast leid hier einen Kehrseitenbericht aufstellen zu sollen, wie ich es dennoch der Wahrheit schuldig bin, da mir die wahren Gebrechen russischer Hospitäler bis in die geringsten Details bekannt geworden sind. Leider weiß ich sehr wohl, daß solches Entschleiern zu keiner Besseeung führen wird, denn nur Gott allein könnte die Menschen anders machen als sie sind, nur er vermöchte ihre Herzen und Gemüther zu lenken! Indessen ist ja die Kenntniß der Zustände wie sie sich wahrhaft zeigen, schon etwas und muß stets als erste Bewegung zum Bessern angesehen werden.

Die russische Krone, oder der Staat, kennt genau die Russen und nimmt sie wie sie sind, während andere Staatsverwaltungen nur zu geneigt sich zeigen ihre Diener zu nehmen und daezustellen wie sie seyn sollten, weßhalb es oft den Anschein bekömmt, als seyen die Beamten nicht Diener, sondern Herren einer Nation. Der irrt überhaupt gewaltig, welcher die große Klugheit der russischen Staatsverwaltung überall in Zweifel stellt. Um sich vor allzugrodem Betruge zu schützen, erscheint es der russischen Regierung als nothwendig, bei jeder Sache und allenthalben möglichst bestimmte Foemen vorzuschreiben. Daher heißt es denn auch in den Hospitälern z. B.: „Wechselfieberpatienten erhalten diese festgesetzte Dosis China; Schleimfieberkranke die bestimmte Quantität Salpeter ꝛc.," je nach den verschiedenen Krankheitsformen die veeschiedenen vorschriftsmäßigen Arzneimittel. Ob der Kranke jung oder alt, groß oder klein, schwächlich oder kräftig sey, thut nichts zur Sache und der Arzt darf nicht von dee Vorschrift abweichen. Letzterem ein Individualisiren gestatten, hieße dem Betruge Thür und Thor öffnen; daher verschluckt jeder Patient einer Krankheit dieselbe Quantität von Medicamenten, und stiebt oder wird gesund dabei. Nun trifft es sich aber, daß der Arzt kein sonderlich großer Held im Erkennen, der größte aber im Bestimmen der Krankheiten ist, und daß auf solche Art zusammengesperrt und über einen Leisten tractirt wird, was vielleicht erst im Hospitale in die Krankheit verfällt, welche der Arzt erkannte und behandelte, als dee Patient zu ihm gebracht wurde. Aber wie soll man dieß ändeen? Dergleichen Pechvögel müssen sich eben auf türkische Weise mit dem Geschick vertragen lernen, wenn sie anders die Cur üdeesteben. Müssen es sich doch die von den berühmtesten Aerzten Behandelten auch gefallen lassen, daß dee Meister im Dunkeln fehlschlägt und den Kranken statt der Krankheit trifft, den Patienten opfert, anstatt den Tod zu verschenchen! Wie sehr sich die Renommirtesten irren können, dafür nur ein Beispiel.

Im Winter des Jahres 1839 bekam einer der jüngern kaiserlichen Prinzen eine Augenentzündung, welche der kaiserliche Leibarzt, Staatsrath Lerche, renommirt als Augenarzt, mit äußerlichen Mitteln behandelte. Der Knabe aber wurde dabei

Digitized by Google

nicht beſſer, vielmehr verlor ſich die Sehkraft zuletzt gänzlich. Nun traten die andern Leibärzte Arndt, Mandt, Marcus und was weiß ich welche ſonſt noch zuſammen, um zu conſultiren, wobei jedoch Lerche ſeine Anſicht oben ſchwimmend zu erhalten wußte. Die Krankheit verſchlimmerte ſich indeſſen fortwährend und jetzt wurde Dr. Thielemann, damals oben Oberarzt an einem Petersburger Hoſpitale geworden, gerufen, den der Großfürſt Michael — Bruder des Kaiſers — als glücklichen Augenarzt kennen gelernt, als er noch bei dem Militärhoſpitale zu Oranienbaum angeſtellt war. In einer abermals angeſtellten Conſultation erklärte Dr. Thielemann Skropheln als Urſache der Erſcheinung und rieth zur Anwendung innerer Mittel, ganz gegen die bisherige Verfahrungsweiſe. Der Kaiſer endete den, vermöge der widerſprechenden Meinung des Eindringlings natürlich entſpringenden, gewaltigen Medicinerſtreit durch das kurze Gebot: „man ſolle den Patienten ganz Dr. Thielemanns Behandlung übergeben!“ Es gelang dem jungen Arzte auch, das Uebel glücklich und ſchnell zu heben, ſo daß er jetzt wahrſcheinlich ſchon in die Zahl kaiſerlicher Leibärzte eingetreten ſeyn wird. Als Student wurde Dr. Thielemann auf einer preußiſchen Univerſität wegen heftiger Theilnahme an der Burſchenſchaftsverbindung — die der berühmte Kampz durch ſeinen claſſiſchen Ausſpruch „Burſchenſchaft bleibt Burſchenſchaft“ verewigt hat — conſilirt, und lieferte einen abermaligen Beweis, welch brauchbarer Staatsbürger, ſelbſt in Rußland, unſere ehemaligen deutſchen Demagogen abgeben.

Hinſichtlich der Quantität der Arzenein in ruſſiſchen Hoſpitälern habe ich mich oben ausgeſprochen, und es bleibt mir jetzt noch übrig, die Qualitäten zu berühren. Nach dem allgemeinen Grundſatze der Krone, jeden Bedarf auf Lieferung an den Mindrſtfordernden zu verpachten, wird auch aller Arzneibedarf der Hoſpitäler auf ſolche Art verdungen, und die Ablieferung ſteht hauptſächlich unter Controle der Hoſpitalinſpectoren, beſtehend meiſt aus ehemaligen Officieren, die der Beſtechung ſeitens der Lieferanten faſt ausnahmslos nachgeben. Allein ſelbſt der gewiſſenhafteſte Inſpector wird den wiederholten Betrugsangriffen der gewandten ruſſiſchen Lieferanten unterliegen und Gott allein mag — andern dieſen Schuſtern — oft wiſſen, was die armen Patienten ſtatt der vorgeſchriebenen Arzneien zu verſchlucken bekommen. Ich hörte von einem Unterrichtern häufig die Verſicherung, daß ſie nicht ſelten auf heilloſes Gebräu geſtoßen, wenn ſie gelegentlich ſolcher Arzneien geprüft und gekoſtet. Es geht bei Lieferung der Medicamente noch toller zu, als bei Herſtellung der Lebensmittel, die leichter zu controliren ſind, ohne daß deſſen ungeachtet auch dabei der himmelſchreiendſte Unterſchleif zu verhindern iſt. Der wackere Staatsrath Dr. Oſtolig, dem vielleicht noch jetzt die Controle der Arzneivorräthe übertragen iſt, hat die ungeheuerſten Spitzbübereien ſchon nachgewieſen und wird wahrſcheinlich mit ſeinem raſtloſen Streben nichts erreichen, als daß die Hyder des Betrugs ihr Haupt an Orten doppelt erhebt, denen er eben den Rücken gekehrt. Es iſt in Rußland in dieſer Hinſicht ſo wenig durchzuſchlagen, als in Preußen bei der allgemeinen Beamtencameraderie!

(Schluß folgt.)

Stand des Unterrichts in Canada.

Von einem Hrn. George Young in Halifax ſind einige von ihm daſelbſt öffentlich gehaltene Vorleſungen über den Stand des Unterrichts und der Literatur in den brittiſch-nordamerikaniſchen Provinzen herausgekommen, und es geht daraus hervor, daß der Unterricht in Canada, wie ſo ziemlich alles andere, ſehr vernachläſſigt war, und z. B. mit dem in den Vereinigten Staaten keinen Vergleich aushält. Bis zum Jahre 1841, wo ein Geſetz über das Unterrichtsweſen erlaſſen wurde, waren die alten franzöſiſchen Seminarien für die höhern Claſſen der franzöſiſchen Canadier die Hauptanſtalten; für die niedern franzöſiſchen und engliſchen Claſſen war gleich ſchlecht geſorgt. Auch in Obercanada war das Unterrichtsweſen, obgleich etwas beſſer beſtellt als in Untercanada, ſehr mangelhaft. Im Jahre 1838 erhielten etwa 24,000 Kinder Unterricht in öffentlichen Schulen, was, wenn man die Bevölkerung zu 450,000 annimmt, einen Schüler auf 18 Seelen gibt, kaum ein Drittel des Durchſchnitts in Ländern mit guter Volkserziehung. Indeß iſt in Obercanada die Zahl der Privatſchulen und Privatſeminarien nicht unbedeutend. Nicht beſſer ſtand es in Neuſchottland und in Neubraunſchweig: in beiden iſt nahezu die Hälfte der Kinder ohne allen Schulunterricht geblieben. (Col. Can. vom 1 März.)

Erziehungsweſen in Griechenland.

(Schluß.)

Die Univerſität wurde am 3 (15) Mai 1837 eröffnet. Sie umfaßt vier Facultäten: Theologie, Medicin, Rechte, Künſte und Wiſſenſchaften, einſchließend Philoſophie, Philologie, Mathematik, Chemie, Phyſik, Aſtronomie, Naturgeſchichte, Geographie, Statiſtik und Geſchichte mit deren Nebenzweigen. Jeder Facultät ſteht ein Decant (σχόλαρχης) vor, welcher gemeinſchaftlich mit dem Rector für die innere Anordnung, Disciplin und Studienreglements Sorge trägt. Der Rector hat die ausübende Gewalt. Jeder Student muß bei der Immatriculation den gewöhnlichen Eid leiſten, keiner geheimen Geſellſchaft anzugehören. Der Lehrcurſus dauert fünf Jahre, nämlich drei für die allgemeinen Studien und zwei für den gewählten Beruf. Am Ende des Sommerſemeſters 1841 betrug die Zahl der Studenten:

	immatriculirt	nicht immatriculirt	zuſammen
Mediciner	49	3	52
Theologen	20	—	20
Juriſten	53	114	167
Diverſe	37	16	53
Zuſammen	159	133	292

Von den 159 immatriculirten Studenten waren 90 Inländer und 69 aus der Walachei, Thracien, Macedonien, Theſſalien, Kleinaſien, andern türkiſchen Provinzen und den joniſchen Inſeln. Die Univerſität zählt 36 Profeſſoren, nämlich 2 für Theologie, 10 für die Rechte, 18 für Medicin und 16 für die philoſophiſchen Studien. Die Profeſſoren zerfallen in vier Grade: ordentliche (τακτικὸς καθηγητὴς) (20), außerordentliche (ἔκτακτος) (3), Honoräre (ἐπίτιμος) (8) und Privatdocenten (ἰδιωτικὸς διδάκτωρ) (5), welche gratis leſen. Von den ordentlichen Profeſſoren erhalten acht 350 Dr., zwei 250 Dr., ſechs 200 Dr. und drei 100 Dr. monatlich. Die Honorärprofeſſoren beziehen monatlich 100 Dr. Von den außerordentlichen bekommt nur einer 250, jeder der übrigen 100 Dr. monatlich. Der Geſammtgehalt der Profeſſoren beträgt 80,000 Dr. jährlich.

Digitized by Google

Der Grundstein zum neuen Universitätsgebäude wurde am 21 Junius (3 Julius) 1839 gelegt, und bereits im Wintersemester 1841 konnten die Vorlesungen darin gehalten werden. Den Riß dazu entwarf der dänische Architekt Hr. M. Hansen, welcher auch den Bau leitete. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge Einheimischer und Fremder zusammengebracht. Dieselben betrugen:

In Griechenland	92 392 Dr.	15 L.
In der Fremde	129,717 —	23 —
Ein Legat aus Calcutta	37,000 —	
Der Portikus, welchen der König aus pentelischem Marmor für seine Rechnung bauen ließ, kostete	41 000 —	
Zusammen	300,099 Dr.	38 L.
Bis zum 23 Jul. (4 Aug.) 1841 waren verausgabt	269,229 —	57 —
Wonach damals zur Vollendung des Gebäudes blieben	30,869 Dr.	81 L.

Die Universitätsbibliothek zählt ungefähr 3000 Werke, zu deren Anschaffung die Regierung 10,000 Dr. hergegeben hatte. Viele wurden der Universität von verschiedenen Freunden Griechenlands geschenkt, unter denen sich besonders der Großherzog von Toscana mit reichen Spenden auszeichnete. Rühmliche Erwähnung in dieser Beziehung verdienen auch Hr. Didot in Paris und die Berliner Akademie der Wissenschaften, welche fortwährend werthvolle Bücher der Universität zukommen läßt. Mit der Universität stehen folgende Institute in Verbindung: 1) das physikalische Cabinet, welches Se. Maj. der König Otto mit 18,000 Dr. zum Ankauf der nöthigen Instrumente bedacht hat; 2) das chemische Laboratorium; 3) das anatomische Cabinet; 4) der botanische Garten. Der König hat sechs Stipendien gegründet: 1 für die Medicin, 1 für die Mathematik, 2 für die Rechte und 2 für die Philosophie.

Die öffentliche Bibliothek, welche sich ebenfalls in der Universität befindet, zählt 15,373 Werke, worunter 86 Manuscripte. Außerdem besitzt die Regierung einige Tausend von verschiedenen Philanthropen geschenkte Bücher, welche zur unentgeltlichen Vertheilung in den Schulen und unter die Studenten bestimmt sind.

Das Waisenhaus wurde von Kapodistrias zu Aegina errichtet, aber in der Folge nach Nauplia verlegt, wo es zur Aufnahme der armen Waisen diente, die er bei seiner Ankunft in Griechenland vorgefunden hatte. Ursprünglich sollten nur Kinder solcher Eltern zugelassen werden, welche ihr Leben im Freiheitskampfe verloren hatten; da diese Bedingung jetzt wegfällt, so sollte künftig keine Ausnahme unter den Waisen gemacht werden. Die Zöglinge erhalten Unterricht im Schreiben und Lesen und verschiedenen Handwerken, um ihnen beim Austritt die Mittel, sich redlich zu ernähren, zu bieten. Der Anstalt steht ein Director vor, welchem ein Rechnungsführer, ein Lehrer und vier Beamte untergeordnet sind, die zusammen einen Gehalt von 20,345 Drachmen beziehen; außerdem bekommt jeder Handwerksmeister 30 Dr. monatlich für den verschiedenen Lehrlingen zu ertheilenden Unterricht.

Die Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts (Ἡ Ἑταιρία πρὸς διάδοσιν) ward am 7 September (28 August) 1836 constituirt und hat allen gehegten Erwartungen in jeder Beziehung entsprochen, ja dieselben übertroffen. Ihre Hauptendenz ist die Heranbildung junger Mädchen zu Lehrerinnen und Erzieherinnen. Zu diesem Behuf werden zehn Mädchen von der Gesellschaft und fünf von der Regierung unterhalten, und in der von jener gegründeten Schule 150 Kinder in den gewöhnlichen Zweigen der weiblichen Erziehung unterrichtet. Die Gesellschaft zählt 696 beitragende Mitglieder in fast allen Ländern Europa's. Ihre Einnahmen betrugen im Jahre 1840 36,710 Dr. Außerdem besitzt sie ein Grundcapital von 33,330 Dr. und erhält auch häufig Geschenke von auswärtigen Gönnern. Im verflossenen Jahre haben ihr die zwei griechischen Kirchengemeinden zu Wien 1500 Bücher zukommen lassen.

Die naturhistorische Gesellschaft ward im Jahre 1835 gegründet. Sie zählt 56 wirkliche, 25 correspondirende und 10 Ehrenmitglieder, und besitzt bereits ein Museum mit einer reichhaltigen Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Vögeln, Fossilien, Schalthieren, Reptilien, Fischen u. s. w. Hin und wieder werden hier von dem Professor der Naturgeschichte an der Universität Vorlesungen gehalten. Das Museum ist dem Publicum Sonntags und Donnerstags geöffnet, an welchen Tagen auch das wissenschaftliche Journal „die Iris" von der Gesellschaft ausgegeben wird. Die Einnahmen derselben erwachsen aus den jährlichen Beiträgen der Regierung mit 4600 Dr. und jenen der 56 Mitglieder zu 36 Dr. jährlich.

Die medicinische Gesellschaft, im Jahre 1835 gegründet, besteht gegenwärtig aus 30 wirklichen Mitgliedern, welche jährlich 15 Dr. beitragen. Das von ihr früher herausgegebene Journal „der Aeskulapius" mußte wegen Mangel an gehöriger Unterstützung eingehen. Ebenso zählt auch die im Jahre 1838 constituirte pharmaceutische Gesellschaft nur wenig Mitglieder. Eines weit günstigeren Resultates erfreut sich die im Jahre 1837 gestiftete archäologische Gesellschaft, die nicht nur in Griechenland, sondern in allen Theilen Europa's und in Amerika kräftige Unterstützung gefunden hat. Sie zählte im Anfange 1838 nur 189 Mitglieder, und im vierten Jahre ihres Entstehens bereits 396, so zwar, daß sie im Jahre 1841 ihre Einnahme von 709 Dr. auf 4206 Dr. 97 L. vermehrt sah.

Die Verwaltung des gesammten Schul- und Erziehungswesens ist dem Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts anvertraut. Das Budget des betreffenden Departements stellte sich für 1841 auf 457,630 Dr., welche sich auf die verschiedenen Dienstzweige folgendermaßen vertheilten:

	Dr.
Gehalte der Professoren und andere Ausgaben für die Universität	80,000
Unterhaltungskosten des Gymnasiums zu Athen	4,500
Zins für zwei Schulhäuser	1,200
Bibliothekar	2,400
Unterbibliothekar	900
Beitrag für die naturhistorische Gesellschaft	4,600
Stipendien in Deutschland und andern Ländern	35,000
Stipendien an die Studirenden in Athen	3,000
— an Gymnasialschüler zu Athen, Nauplia und Syra	18,500
Kostgängerinnen in den Mädchenschulen	13,200
— in der Hill'schen Anstalt	7,200
— in der Schule der Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts . .	3,600
Gehalt der Professoren an den hellenischen Schulen .	138,960
— — Elementarlehrer	96,350
Seminarium	4,447
Waisenhaus	20,000
Ausgrabung der Alterthümer	12,000
Gehalt des Oberaufsehers derselben und dessen Gehülfen	7,032
Außerordentliche Ausgaben	4,735
Zusammen	Dr. 467,630

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

Sey gegrüßt mir, prangende Kalifenstadt,
In der so Großes sich zugetragen hat,
Gelehrte Derwische führten mich in ihr Haus
Und priesen Gott und legten den Koran mir aus.

Sadi.

1. Bagdad.

Bei köstlich erquickender Abendkühle hatten wir das von zahlreichen Dattelbäumen beschattete Ufer des Dialaflusses verlassen, durchzogen eine von schönen Schafheerden belebte Steppe, und erreichten nach vierstündigem Ritt ein von dem Prinzen Mohammed Ali Mirza zu Gunsten der persischen Pilger erbautes Carawanserai, wo wir unsere Leute und Lastthiere einige Stunden ruhen ließen. Wir trafen hier eine beträchtliche Schaar Wallfahrer, welche die Gräber des Ali und Hussein in Andacht zu besuchen gesonnen waren. Morgens um 2 Uhr setzten wir unsere Reise fort, während uns in herrlicher, unvergleichlicher Strahlenpracht Mond und Sterne leuchteten. Die klare Himmelswölbung über der weit ausgebreiteten chaldäischen Ebene, auf welcher wir uns jetzt befanden, ohne irgend einen sichtbaren Gegenstand, der das Auge von der Betrachtung des gestirnten Himmels abgezogen hätte, bot ein so hehres, erhabenes Schauspiel dar, daß Aller Geister und Herzen in Entzücken schwelgten. Der tiefblaue Himmel des Morgenlandes schien uns modernen Reisenden dieselbe göttliche Geschichte zu erzählen, die er einige tausend Jahre früher den ersten Forschern, Sehern und Patriarchen des Menschengeschlechts erzählt hatte.

Als es heller wurde, boten sich wirkliche Gegenstände unsern Augen dar, unter denen uns keiner so angenehm war, als der Horizont, eingefaßt mit der langen, grauen Linie massiver Mauern, welche die große Stadt Bagdad umgaben, nach der sich meine müden Reisegenossen recht herzlich sehnten. Nähert man sich der Stadt aus Nordosten, so ist die Ausdehnung der Gebäude unermeßlich, und am nördlichen Ende bemerkt man reiche Anpflanzungen von Dattelbäumen. Bald nach 7 Uhr des Morgens ritt ich durch die Thore der alten, gepriesenen, weltberühmten Kalifenstadt, indem ich mit meinen türkischen und arabischen Führern vorausgaloppirt war, während der ganze Zug meines Reisegefolges mit größerer Muße sich fortbewegte.

Die Bewohner der persischen Steppen und Granzlande kleiden sich sehr einfach: eine dunkle Mütze aus Schafsfell bedeckt das Haupt, den Leib ein enganliegendes Gewand aus Baumwollenstoff, im Gürtel steckt ein Messer mit schlichtem Hefte. Hier in der alterthümlichen, mährchenreichen Residenz des Harun Alraschid fand ich die Oberkleider weit und faltig, aus prächtigen Stoffen, den Turban hoch und in malerische Falten geschlagen, und der theure Shawl, welcher den Leib umgibt, trägt den reich verzierten, mit herrlicher Klinge versehenen Dolch. Mit Leuten in aller Mannichfaltigkeit dieser prächtigen Tracht sah ich bei meiner Ankunft die Straßen von Bagdad gefüllt. Turbane von allen Farben, Gewänder von Seide, Atlaß und Tuch von rother, blauer, grüner und gelber Farbe, in allen Abstufungen des Farbenspiels, kleideten die bunten Gruppen, welche man überall sah. Manche von ihnen bewegten sich langsam in den Straßen fort, andere saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, oder hatten sich an der Straße auf Bänke gelagert, schlürften ihren Kaffee und zogen zuweilen den schlaferregenden Dampf aus ihren goldenen Pfeifen, und dieß alles mit einer so feierlichen Miene, wie man sie von dieser tulpenfarbenen Genossenschaft nicht hatte erwarten sollen.

Auf dem Wege nach der Wohnung des brittischen Residenten kamen wir über einen Theil des großen Bazars. Er war mit Menschen angefüllt, und bot alle asiatischen Bedürfnisse und Luxusartikel. Zahllose Kaffeehäuser und Kaufladen waren auf jeder Seite angebracht, und in allen sah man eine Menge schweigsamer und rauchender Gäste, in pittoresken Reihen dasitzend, wie gemalte Automaten. Man vernahm ein eigenes Geräusch von der Bewegung der Pantoffel und der seidenen Gewänder, und ein schwaches, einförmiges Gesumme von die-

Digitized by Google

sem zahlreichen morgenländischen Bienenstock, nichts aber was den lebendigen und raschen Bewegungen, so wie dem lauten Getöse einer persischen Versammlung dieser Art gleichgekommen wäre. Auf dem Bazar traf man indessen nicht lauter Individuen der schweigsamen Nation, sondern auch Juden, Armenier und Perser.

Das jetzige Paschalik Bagdad umfaßt so ziemlich das alte Babylonien und Assyrien. Die Gegend nordöstlich vom Tigris trägt noch heutzutage die Spuren einer uralten Cultur. Da dieses Paschalik so entfernt von Konstantinopel liegt, so kann die hohe Pforte selten eine ordentliche Controle über den Pascha führen, und wenn die Perser oder Araber ins Land fallen, so bleibt die Vertheidigung desselben dem Pascha und seinen Mitteln überlassen. Dieser letztere Umstand, verbunden mit den übertriebenen Geldforderungen welche die hohe Pforte aufstellt, macht die Regierung dieses Paschalifs ziemlich schwierig und auch gefährlich, zumal wenn sich der Statthalter und Stellvertreter des Sultans seinem oft unbilligen Oberherrn als ganz verantwortlich betrachtet. Der jetzige Pascha, welcher dieses entfernte östliche Gränzland des osmanischen Reiches regiert, war, gleich vielen muselmännischen Fürsten, ursprünglich ein Sklave. Er ist aus Tiflis gebürtig, und wurde in früher Jugend mit mehreren Genossen als Sklave an einen seiner Vorgänger in der Würde verkauft, welche er jetzt selbst bekleidet. Er wurde Mohammedaner und in den mannbaren Jahren ein Mitglied der georgischen Leibwache des Pascha von Bagdad. Dieß war schon eine Stufe zu künftigem Vertrauen und Ehrenstellen, zu welchen ihm seine Talente verhalfen, und als sein Herr endlich sein trauriges Schicksal fand, so wußte sich der talentvolle Georgier so viel Einfluß im Divan zu verschaffen, daß er zum Nachfolger ernannt wurde.

In den frühesten Zeiten zog sich Bagdad lediglich am westlichen Tigrisufer hin; als aber Harun Alraschid, einer der herrlichsten Vertreter des arabischen Propheten, zur Regierung gelangte, erbaute er nicht nur Paläste und andere öffentliche Gebäude auf dieser Seite des Stromes, sondern erweiterte die Stadt auch bis auf das andere Ufer, indem er das neue Quartier mit dem älteren Stadttheil durch eine Schiffbrücke verband. Als ich das ziemlich steile Ufer des Stromes betrat, auf welchem die Altstadt liegt, und mich nun weiter umsah, fand ich die zahlreichen und großen Straßen reichlich ausgestattet mit bunten Kaufläden und Handelsbuden. Eine mit Thürmen und Brustwehren versehene mächtige Mauer schützt diesen Theil der Stadt gegen die Ueberfälle der widerspänstigen Araber. Gegen Hilla und Kazamin hin hat diese Mauer starke Thore. Jenseits dieser neuen Bollwerke findet man auf der Ebene Spuren, daß sich die Stadt noch viel weiter ausgebreitet hat.

Ein mit Palmbäumen und Rosenwäldchen geschmückter Begräbnißplatz hat sich über eine große Strecke Landes ausgedehnt, über ein Terrain, wo sonst belebte, volkreiche Straßen gestanden haben müssen. Hier erblickt man auch das Grabmal der Zobeida, der geliebten Gemahlin Harun Alraschids. Es ist aus gebrannten Backsteinen erbaut, bildet ein Oktogon, und hat eine hohe Superstructur, von deren reichverzierter Bedachung man eine weite und erhabene Aussicht genießt. Das Innere dieses imposanten Mausoleums enthält ein gewölbtes, prächtiges Gemach, woselbst die irdischen Ueberreste der schönen und tugendsamen Zobeida in einem einfachen Sarkophag aufbewahrt sind. Auch die Gemahlin des Kalifen Amin, des einzigen Sohnes der Zobeida, liegt auf diesem blühenden Gottesacker begraben. Nicht weit von diesen Gräbern der Liebe erhebt sich eine kleine, zierlich erbaute Moschee, eine dem Andenken des heiligen Scheik Maruf gewidmete Grabcapelle.

Vom November bis zum Februar erfreut sich Bagdad milder und gesunder Lüfte, einen Winter kennt man nicht; was die Europäer so nennen, ist hier die schönste, anmuthigste Jahreszeit. Während der großen Hitze, wo etwa vierzig Tage lang der brennende Samum weht, flüchten sich die Einwohner in die unterirdischen, gewölbten Gemächer, welche tief in den Grundlagen der Häuser einzig für diesen Zweck angebracht sind. Nach ihrer Lage können diese Stuben keine Fenster haben, und empfangen deßhalb nur einigen Lichtschimmer aus den über ihnen befindlichen Gemächern. Statt der Teppiche bedient man sich dünner Matten und vermeidet alles was in diese düstern Zufluchtsorte Wärme bringen könnte. In diesem Theile des Hauses bringt man die heißen Tage zu, und erst nach Sonnenuntergang steigt man auf das Dach des Hauses und verzehrt das Abendbrod unter dem Gewölbe des Himmels. Hier werden auch die Betten ausgebreitet, und dieser höchste Theil des Hauses dient bis zum Ende Octobers als Schlafplatz. Um diese Zeit werden die Tage verhältnißmäßig kühler, und des Nachts erheben sich aus Norden und Südosten plötzliche Windstöße, welche das Schlafen im Freien gefährlich machen. Deßhalb zieht man sich jetzt in die wärmern Theile des Hauses zurück, in die gewöhnlichen, mit Teppichen geschmückten Wohnstuben. Die Nächte sind kühl, aber den Tag über ist die Atmosphäre wahrhaft paradiesisch, und so rein, so balsamisch, so belebend, daß die alten Monarchen Persiens hinlänglich entschuldigt sind, wenn sie um diese Zeit die dürren Landstriche ihres eigenen Königreichs verließen, um in diesen gesunden, von den Wellen des Tigris benetzten Gärten einen temporären Aufenthalt zu machen.

Das östliche Viertel von Bagdad ist mit einer hohen Mauer umgeben; in gewissen Abständen sind runde Thürme angebracht von größerer Höhe und Dicke, als ich sie in irgend einer befestigten Stadt in Persien gesehen habe. Gegen den Tigris hin bemerkt man ein befestigtes Areal von nicht sehr großem Umfange, welchem man den imposanten Namen einer Citadelle gegeben hat. Hier befinden sich auch das Arsenal und eine Caserne für die Leibwache des Pascha. Auf dieser Seite des Flusses hat die Stadt drei Thore. Eines derselben ist jetzt zugemauert, zu Ehren des Sultans Murad, der siegreich durch dasselbe eingezogen, nachdem er Bagdad den Persern abgenommen hatte. Seit dieser Zeit ist es nicht wieder geöffnet worden. Dieser Brauch, eine Passage zu verschließen, welche ganz besonders geehrt worden ist, damit sie nach der Zeit durch keinen andern Fußtritt entweiht werde, scheint im Morgen-

Digitized by Google

lande sich allgemein verbreitet zu haben. Ein ähnliches Beispiel davon habe ich unter anderm auch in Ispahan gefunden, wo aus einem ähnlichen Grunde das Thor Ali Copi heilig gehalten wird.

Hundertsiebenundzwanzig Thüeme erheben sich aus den Festungsmauern; welch' imposanten Anblick so zahlreiche Thürme darbieten, ist leicht zu erachten. Von dem alten Kalifenpalaste ist keine Spue mehr zu entdecken; bei dem furchtbaren Einfalle der Mongolen wurde er total zerstöet. Der böse Holaku hat hier übel gehaust mit seinen schlimmen Tataren. Der Umfang der Mauern, welche Bagdad auf beiden Ufern des Tigris umgeben, mag etwa fünf englische Meilen betragen.

Schon viel Unheil hat diese herrliche Stadt betroffen, an die sich so große, so glarreiche histoeische Erinnerungen knüpfen. Elend und Verwüstung wae ihr trauriges Loos nach den grausenereegenden Einfällen zuchtloser Barbaren. Sie eehob sich immer wieder aus dem Stande, und wenn sie auch nicht mehr so groß und glanzvoll daseht, wie in den blühenden Zeiten des Kalifats, so behauptet sie doch auch jetzt noch in ganz Asien einen Namen und ein gewisses Ansehen, wie etwa in Deutschland Aachen oder Nürnberg, Städte, die auch nicht das mehr sind, was sie früher waren.

Die Feauen der Reichen in Bagdad sind leidenschaftliche Feeundinnen van Festivitäten, und ihee geselligen Zusammenkünfte nehmen, wie bei uns, den größten Theil der Nacht in Anspeuch; sie pflegen sich gewöhnlich auf eine eehaltene Einladung im Harem einer der Frauen der höchsten Staatsbeamten einzufinden, und hier ist Sorge getragen worden, die besten Tänzerinnen, Sängerinnen und Musikantinnen zu versammeln, die nur in Bagdad zu haben sind. Hier versammeln sich nach Sonnenuntergang die gebetenen Damen, begleitet von ihren Dienerinnen, welche ihnen den lieblich duftenden Naekil nachtragen, eine Aet Rauchmaschine, welche selbst die zarteste dee Schönen in diesen Landen nicht gut entbehren kann. Wenn alle zum Feste gelabenen Feauen sich eingefunden haben, wird die Abendmahlzeit aufgetragen; nachher wird musicirt und getanzt die ganze Nacht. Um zwölf Uhr wird abeemals aufgetischt und man labt sich an eingemachten Früchten und Scherbet. Zwischen diesem zweiten Banket und dem ersten bringen sie die wohlriechenden Naekils niemals von ihren rosigen Lippen, außer wenn sie Kaffee schlürfen oder zu einem allgemeinen Ausbruch des Beifalls beitragen, odee über die Tänzerinnen oder über den Inhalt der Lieder der Sängeeinnen in herzliches Lachen ausbrechen. Fühlt endlich eine von den Frauen etwas Müdigkeit und Neigung, einige Zeit zu ruhen, so legt sie sich ohne alle Umstände auf dem reichen Teppich nieder, dee ihr zum Sitze gedient hat, und bleibt hiee so ruhig und gemächlich liegen, als ob der Teppich in iheem eigenen Zimmer ausgebreitet sey. Andere folgen bald ihrem Beispiel und versinken in einen eben so gesunden Schlaf, teotz des Getöses, den der Gesang und die Instrumente verursachen, trotz des lauten Gelächtees und des beständigen Sprechens in allen Tönen. Aber dee frohe Tumult der Gesellschaft wird allmählich immer schwächer: zuerst veesinkt eine um die andere der holden Frauen in Schlaf, später machen auch die Tänzerinnen und Sängerinnen keine Ausnahme davon, bis endlich der ganze Fußboden mit schlafenden Schönheiten bedeckt ist. Und wenn nun nach Sonnenaufgang die treuen Sklavinnen erwachen, so zupfen sie ihre Gebieterinnen an der Fußzehe oder an der Schulter, um sie von der islamitischen Religion gebotenen Morgenabwaschungen zu verrichten. Nun erheben sich alle mechanisch, wie van einem Zauberstabe beeührt, und dann beginnt das Plätschern des Wassers und das Murmeln der Gebete, was einen merkwüedigen Contrast daebietet zu dee muntern, lebendigen Scene, die vor einigen Stunden im Harem des Hrn. Staatsraths Jussuf oder eines andeen dätigen Collegen statt fand. Nachdem der religiösen Pflicht Genüge gethan ist, wird Kaffee und Confect herumgereicht.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Klima und Gesundheit.

(Schluß.)

Die Lebensmittel weeden in den russischen Hospitälern mit eben so gleichförmigee Bestimmtheit den Patienten zugemessen und geeeicht, wie die Arzneien, und man feägt nicht daenach, was die Leibesbeschaffenheit der Empfänger erheische. Als Norm darf ohne Gewissenscrupel angenommen weeden, daß an der russischen Hospitalkost sich Niemand den Magen durch ein Uebermaaß verdeebe, wahl aber zeigten sich sehe oft Rückfällige, welche sich zu schnell nach ihrer Entlassung von den übeestandenen Diätfolgen eeholen wollten.

Zum Schlusse meiner auerquicklichen Hospitalbemerkungen will ich noch eine Anekdote mittheilen, die zu chaakteeistisch und schlagend ist, als daß ich sie verschweigen könnte, obschon mich iegend ein Recensent meiner Skizzen dee Anekdotenkrämeeei beschuldigt, ohne mir jedoch nachzuweisen, daß ich Unzweckmäßiges vorgebracht, oder häufig schon Dagewesenes wiederholt habe. Kurze Beispiele reden oft lautee und deutlicher, als ganze Bande voll Hegel'scher und anderee Phraseologie; was auch die gelehrten Herren Graduirten vom Fache der Scheinstellerei dagegen sagen mögen.

Einst befand ich mich in einer Gesellschaft von Aerzten, und man stritt für oder wider die Homöopathie, was mich langweilte. Ein Freund bemeekte dieß und war gütig genug, mich bei Seite zu nehmen, um mir zu sagen:

„Sie, als Fremder, wird es interessiren zu erfahren, welchen Antheil unsere Staatsverwaltung an der Homöopathie genommen. Als diese hiee auftauchte, — ich glaube in der Person des veestorbenen Dr. Herrmann — wollte man sich oben überzeugen, was eigentlich an der Sache sey und gab den Befehl, eine gleiche Anzahl Patienten, die an einer und deeselben Krankheit litten, in dee gleiche Theile zu theilen, und einen Theil allopathisch, den andern homöopathisch zu behandeln, den dritten aber, ohne alle Medicin, nur der Heilkraft der Natur zu überlassen. Dee Erfolg war bei allen drei Abtheilungen fast gleich, nur daß von denen, welche gar keine Medicin bekom-

Digitized by Google

men, die meisten gesund wurden. Man lachte uns arg aus, und wir armen Aerzte von beiden Parteien hatten lange und viel deßhalb zu leiden; allein wer genauer unterrichtet war, wie es in unsern Hospitalern herzugehen pflegt, und diese Kenntniß ist nicht sehr verbreitet, vielmehr existirt sie meist nur unter Betheiligten, welche also Ursache haben, damit so heimlich zu thun, wie die Herren Freimaurer mit ihren Siebensachen, wer demnach zu den Eingeweihten oder Sehenden gehörte, denen das Licht gegeben war, der fand bei weitem nicht so viel Lachstoff in der Sache, und sah weniger durch das Experiment bewiesen, als die Mehrzahl damit bewiesen glaubt!"

Nun noch einige Worte über das Klima Petersburgs, welches mit den Einwohnern um den Preis der Unbeständigkeit ringt.

Was hilft es, daß die Petersburger Akademiemitglieder höchst mühsam eine mittlere Temperatur des Jahres mit + 3,35° herauspunktirt und somit unsern trefflichen Humboldt mit 0,27° Plus aus dem Felde geschlagen haben, wenn die Herren Akademiker die wetterwendischen Launen und Sprünge der Dame Temperatur nicht zu zügeln wissen? Wir lesen in irgend einem gelehrten Wegweiser: die größte Hitze sey im Junius, Julius oder August, ohne uns darauf verlassen zu können, daß nebenbei nicht plötzlich eine Kälte eintritt, welche uns die Zähne auf einander klappen macht, oder es fällt uns ein — gestützt auf die Autoritäten, welche behaupten, daß im December, Januar oder Februar die größte Kälte herrschte — einen russischen Winter in Petersburg kennen zu lernen, und finden um diese Zeit nur zu häufig Thau- und abscheuliches Schlackerwetter, von dem man z. B. im Innern gar nichts weiß. Man kann sich in Petersburg auf nichts mit Sicherheit verlassen! so rufen wir zuletzt ärgerlich aus und können nur zum Schweigen gebracht werden, wenn Jemand hinzusetzt: der Schein finde sich in der ganzen Welt nicht in besserer Qualität als hier, und nirgends darf mit so viel Sicherheit auf ihn gezählt werden.

Nach sicheren Berechnungen übersteigt die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Geborenen jährlich um Tausend; dieß und vieles, vieles andere liefert den Beweis, daß Gott noch heutzutage kein sonderliches Wohlgefallen an großen Städten habe, und in Petersburg kann man sich namentlich recht lebhaft den einst zu Babylon durch Herbeiführung eines Sprachgewirrs immediat an den Tag gelegten Unwillen des Herrn vergegenwärtigen. Dem genauen, vorurtheilslosen Beobachter drängt sich die Wahrheit hier wie allenthalben mit unabweisbarer Gewalt auf: „daß Residenzen und große Städte wenig oder nichts zur gesunden, glücklichen Bevölkerung eines Landes beitragen; im Gegentheil strömt von da aus zahlloses Weh der Entsittlichung und Degeneration in die Adern der Nationen." Unsere Centralisationsbeförderer verdienen daher keineswegs unter die Wohlthäter der Länder gezählt zu werden, ganz im Widerspruche zu der Anerkennung, welche sie überall allerhöchsten Orts genießen.

Ueber den Zustand des Unterrichts in der Bretagne.

In den Sitzungen der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften am 18 und 25 Februar las Hr. Villemé ein sehr umständliches Memoire über die in neuern Zeiten noch in Romanen so vielfach geschilderten Sitten und Gebräuche der Bretagne, die von allen Provinzen Frankreichs trotz aller seit 50 Jahren über sie ergangenen Schicksale noch immer das eigenthümlichste Gepräge hat, freilich schon in Folge ihrer eigenthümlichen Sprache. Gemäß der Centralisationswuth, die solche Eigenthümlichkeiten vornehm mißachtete, hat man die Verordnungen über den Unterricht, welche für das übrige Frankreich galten, auch hier eingeführt, aber natürlich mehr auf die französische als die celtische Sprache Rücksicht genommen, und hierin liegt wohl der Hauptgrund, weßhalb alle Gesetze über den Primärunterricht, die bis zur Constituante hinaufreichen, so wenig Erfolg gehabt haben. Der Unterricht, namentlich bei dem Landvolk, ist ziemlich stationär geblieben vier Fünftheile der Bevölkerung in den fünf Departements, welche die ehemalige Provinz Bretagne bilden, können weder lesen noch schreiben. Unter der Republik, dem Kaiserreich und der Restauration hat die Zahl der Primärschulen im Departement der Nordküste nie über 15 betragen, und diese standen sämmtlich unter der Leitung der Kirchendiener und Sacristane. Seit dem Gesetz vom Jahre 1833 hat sich die Zahl allerdings vermehrt, doch aber mehr nur zum Schein und auf dem Papier, als in der Wirklichkeit. Daher sind die Bretagner noch so ziemlich dieselben, welche sie vor 50 Jahren waren, unwissend, abergläubisch und arm. — Ueber diese Angaben entspann sich nun eine Discussion, woran die HH. Lucas, Ch. Dupin und Cousin Theil nahmen. Aus ihren Bemerkungen geht hervor, daß die Gründung von Primärschulen in der Bretagne so lange auf große Schwierigkeiten stieß, als man dieselben Laien anvertraute. Die von J. de Lamennais gegründete Congregation hat bis zum Jahre 1835 fast allein einigen Unterricht in der Bretagne verbreitet; zu dieser Zeit aber begannen die von der Regierung und der Normalschule zu Rennes unterstützten Brüder von der christlichen Lehre gegen die Congregation von Lamennais eine um so bedeutendere Concurrenz, als sie einerseits mit den besten Unterrichtsmethoden ausgerüstet waren, andererseits ihre Sittenreinheit und ihr geistliches Gewand ihr Ansehen in den Augen der Bevölkerung erhöhten. Gegenwärtig sind alle Schulen der größern Döfer und Flecken von den Brüdern der christlichen Lehre, die kleinen Dorfschulen von der Congregation Lamennais geleitet und der beiderseitige Wetteifer fördert den Unterricht nicht wenig. Der Umstand aber, daß es geistliche Genossenschaften sind, welche den Unterricht verbreiten, scheint den centralisirenden Herren der Akademie sehr verdächtig, und nicht undeutlich gaben sie zu verstehen, daß die Regierung und die Universität ein scharfes Auge darauf haben sollten.

Merkwürdiger Münzenfund in der Bretagne. In der Kathedrale von St. Pol de Leon fand man kürzlich eine Sammlung mittelalterlicher Münzen. Einige Arbeiter, welche das Gewölbe der Kirche ausbesserten, entdeckten oben auf einem der Capitäle der Pilaster, wo die Rippen des Gewölbes beginnen, ein irdenes Gefäß mit 30 Münzen aus dem 14ten Jahrhundert. Das Gefäß scheint das letzte Glied des Pilasters gewesen, wo dieser sich gegen die Höhe der Wölbung biegt, und der Inhalt sollte also vermuthlich die Zeit bezeichnen, in der das Dach gebaut wurde. Dieß geschah durch Wilhelm, Bischof von Rochefort, und die Münzen sind aus der Bretagne, aus Flandern, aus England, Schottland und Frankreich. (Litt. Gaz. vom 4 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Gd. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1843.

Literatur- und Volksleben der Slowaken.

Nachstehende Mittheilung ist aus dem in Agram (Zagreb) erscheinenden „Kolo" (Jahrg. 1842, Heft 1) entlehnt, von welchem Blatte sie in einige andere slawische Zeitschriften überging. Ihr Verfasser ist Miloslaw Hurban. Der Artikel gibt ohne Zweifel zu manchen Bemerkungen Anlaß, wir sparen aber solche, da der aufmerksame Leser solche wohl sich selbst macht.

„Das 19te Jahrhundert ist das Jahrhundert der Slawen. Niemals, so lang die Geschichte berichtet, war die slawische Welt so thätig und aufgeregt, und niemals noch arbeiteten die Slawen so einmüthig auf Ein Ziel hin, wie jetzt. Mit Ausnahme der Periode Swatopluks, welcher unter seinem Scepter alle im Herzen Europa's wohnenden Slawen vereinigte, zeigte sich noch niemals eine so günstige, für die Zukunft der Slawen so viel versprechende Epoche, als in der gegenwärtigen Zeit. Doch auch jene herrliche Erscheinung des Slawenthums im neunten Jahrhundert läßt sich mit den Aussichten unsrer Zeit nicht vergleichen, namentlich darum, weil damals der Gedanke einer gegenseitigen Anerkennung nicht aus dem Volke selbst hervorging, sondern nur unter dem Einfluß äußerer Umstände entstand, z. B. des Schreckens, der durch die Vereinigung der Deutschen und die gewaltsamen Maaßregeln der awarischen Macht erzeugt wurde. Damals übte ohne Zweifel der gewaltige Geist des kräftigen Swatopluk die größte Macht über die Slawen aus. Die Gegenseitigkeit *) war eine politische; das Reich Swatopluks stützte sich auf das Schwert; es fiel, als dieß Schwert zerbrochen war, und die glänzende Periode verschwand am slawischen Himmel, wie ein glänzendes Meteor, das bei seinem Erlöschen eine nur um so größere Dunkelheit zurückläßt. Aber die Slawen des 19ten Jahrhunderts bauen ihre Selbstständigkeit nicht auf das blutige Schwert, sie streben nicht nach der Unterdrückung fremder Reiche. Ruhig leben sie unter verschiedenen Regierungen und suchen nur ihre Nationalität zu erhalten, ihre Sprache, ihre Sitten und ihre alten Gewohnheiten. Das ist ein Schatz, ein heiliges Gut, ein angeborenes Recht; zur Vertheidigung derselben und für ihre Freiheit erheben sie ihre Waffen, Waffen des Geistes, der Aufklärung und des Verstandes. Dieser Geist fließt aus dem Volkselement, dringt durch die zartesten Nerven und durchströmt die mächtigsten Adern des slawischen Lebens, er entwickelt und verstärkt die Erkenntniß des allgemeinen Volkslebens aller Slawen.

„Alle jetzigen slawischen Literaturen richten sich und streben nach zwei Zielen, erstens nach der Entwicklung jedes einzelnen Stammes aus sich selbst, und zweitens nach der literarischen Vereinigung jedes Stammes mit den Literaturen der andern Stämme. Eine gleiche Pflicht liegt allen diesen Literaturen ob: die geistige Befreiung von dem fremden Wesen und die Verbindung der Nationalelemente. Im Norden hat der französische Geist die russische und polnische Literatur unterworfen, im Westen der deutsche die böhmische und mährische, im Süden der italienische und lateinische Geist die serbisch-illyrische; wir Slowaken aber haben uns dem Fremdthum ausschließlich zugewandt, und bald lateinisch, bald deutsch, bald magyarisch geschrieben, und wenn auch einmal etwas in der Volkssprache verfaßt wurde, so war es ausschließlich geistlichen Inhalts und nur für das gemeine Volk bestimmt. Aber das Herz eines jeden Slawen muß vor Freude aufgehen, wenn er sieht, wie seine Brüder von allen Seiten zu gleicher Zeit sich von dem fremden Einfluß befreien, und wie die chinesische Mauer, welche alle slawischen Stämme und Literaturen trennte, mehr und mehr zusammenbricht und verschwindet. Alle bessern slawischen Schriftsteller bemühen sich, daß es nicht mehr zehn slawische Sprachen, zehn abgesonderte Literaturen, zehn nach verschiedenen Seiten strömende Flüsse und Bäche des slawischen Lebens gebe, sondern daß die Leiter unserer Gedanken, unserer gesprochenen und geschriebenen Sprache, unserer Anstrengungen und unseres Lebens, Einem Ziele sich zuwenden, und daß uns Eine

*) Dieser nicht ganz klare Ausdruck läßt sich nicht leicht mit einem andern vertauschen, weil er in der literarischen Welt der Slawen eine historische Bedeutung hat durch Kollars Schrift über die „Gegenseitigkeit," d. h. die Verbindung und Verschmelzung der slawischen Literaturen.

Digitized by Google

schöne, reiche, klangvolle, harmonische und jugendliche Sprache verbinde. Wir haben ja doch auch jetzt schon nicht mehr als Eine slawische Hauptsprache, und wir haben nur vier Mundarten oder Schriftsprachen, welche durch die Literatur den einzelnen Zweigen die Früchte der Aufklärung, der Wissenschaft, der Kunst mittheilen, und gegenseitig aus einander Kraft und Leben schöpfen.

„Also muß es geschehen; dieser Weg führt uns zu der gewünschten Volksbildung, dieß bildet den unterscheidenden Zug des Slawenthums in unserer Zeit, den unterscheidenden Charakterzug des 19ten Jahrhunderts. Russen und Böhmen, Polen, Serben und Serbo-Illyrier übersetzen in ihre Mundarten die Werke anderer slawischen Schriftsteller. Was ist von den lausitzischen Serben zu sagen, von diesen vergessenen Slawen, welche durch die Macht der Zeit in eine ferne Ecke des westlichen Slawenthums verwiesen wurden? Betrachtet man ihre jetzige Thätigkeit, so kann man nicht anders glauben, als daß die Todten aufstehen aus ihren Gräbern auf den Stoß der Trompete des Erzengels. Vor mir liegen der „Morgenstern“*) und die „serbische Zeitung.“ Diese vergessenen Slawen strecken die Hände gegen uns aus, wie Brüder, welche in den Meereswellen untergehen, und uns noch um Rettung anrufen. So viel uns bekannt, haben diese Journale auch bei uns in Ungarn eine ziemliche Anzahl Subscribenten gefunden, und man kann mit Zuversicht sagen, daß ihre Anzahl sich allmählich vermehren werde. Das sind die Früchte der wohlthätigen slawischen Gegenseitigkeit.

„Jetzt wenden wir uns zu dem nationalen und literarischen Leben der Slowaken selbst.

„Die Slowaken sind die bedeutendste Stütze des ungarischen Throns und Reichs. Sie wohnen in den beegigen Comitaten (Shupanien) dieses Reichs und sind außerdem allenthalben im Lande verbreitet, so daß es kaum eine Stadt gibt, wo man nicht Slowaken in größerer oder geringerer Anzahl trifft. Sie sprechen die so wohlklingende, lebhafte und reiche böhmisch-slawische Mundart, die eine besondere Aufmerksamkeit verdient, weil sie so sehr für den Gesang paßt, eine schöne Aussprache hat, und für die Gesetzgebung eben so wie für andere Lebensverhältnisse geeignet ist. Die Slowaken beschäftigen sich gerne mit Handel, Industrie, Künsten und Wissenschaften, selbst die ärmsten unter ihnen lesen gerne Bücher, sind begierig nach Kenntnissen und neuen Erfahrungen, nehmen gern Unterricht von andern an, und lehren auch wieder gern.

„So war es bisher, seit aber der schroffe Magyarismus sich in das ruhige Daseyn und Leben dieses friedlichen sanften Stamms sich eindrängte, seitdem ist sein Volksleben aus der Oeffentlichkeit zurückgetreten und hat sich in dem häuslichen und Freundeskreise verborgen. Wir können von uns sagen, daß wir wirklich als Volk leben, daß wir aber keine Lebenszeichen von uns geben. Die slowakische Sprache ist aus allen öffentlichen Anstalten verdrängt, und nur noch in der Kirche hört man fromme Lieder und begeisterte Predigten in slawischer Sprache. Das Volk lebt ruhig, beschäftigt sich mit Ackerbau, Handel und Gewerben, besonders auch mit Künsten, Wissenschaften und Literatur, und tröstet sich, daß wohl noch die Zeit kommen kann, wo Gott und der christliche Glaube ihm beistehen und es erretten von dem Joch, das falsche Ausleger der Gesetze ihnen auferlegten. Der Slowake wandert in die benachbarten österreichischen Provinzen, wo er stets Landsleute und Brüder findet. Zu Hause bei sich bedient er sich der slowakischen Sprache und vertheidigt sie, wo er nur immer Gelegenheit hat sie zu vertheidigen. Es gibt keine Gesellschaft, keine Zusammenkunft, kein Gastmahl in den höhern und niedern Classen, wo nicht von dem slawischen Volksthum die Rede wird. Auf solche Weise breitet sich die Idee aus, das Volk erwacht, es fängt an zu denken, entwickelt sich und das Volksleben tritt in die Wirklichkeit.

„Das Leben unseres Volkes ist doppelter Art und hat zwei Parteien. Die eine, sehr wenig zahlreich, hat großes Vermögen, Ehrenstellen und Ansehen, die andere zahlreiche Partei ist arm, beschränkt, und zeichnet sich weder durch Ehrenst noch Würden aus. Die höhere Classe, so wie Beamte, einige Kaufleute und Bürger, welche sich zu den Gebildeten rechnen, gehören zur ersten Partei. Unter ihnen trifft man hie und da Leute, die gleich Czaplowic, Plathy und einigen andern ihre Nationalität vertheidigen, und denen das Volk um seiner Ehre willen hoch verpflichtet ist. Die zweite Partei besteht aus der niedern Classe, aus Kaufleuten, Handwerkern, Kleinbürgern und Bauern, so wie aus dem geistlichen Stand evangelischer und katholischer Confession, mit geringen Ausnahmen. Zu dieser Partei gehört auch der größte Theil der gebildeten Jugend. Dieß sind die Vertheidiger der slawischen Nationalität und des slawischen Lebens. Die letztere Partei macht durch die Erweckung der Selbsterkenntniß große Fortschritte. Nationale Spiele und Belustigungen breiten sich unter den Slowaken aus, man gründet Bibliotheken und Lesegesellschaften, die Zahl der Subscribenten auf slawische Werke nimmt zu, das Interesse an den Mittheilungen und Nachrichten aus der Slawenwelt steigt — lauter Dinge, von denen vor zehn Jahren kaum die Rede war.“

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist die von Jordan herausgegebene Serbska Jutnicka. Siehe Ausl. Nr. 286 v. vor. J.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

2. Nahar Malka.

Auf den Höhen von Sischara entdeckten wir die Ruinen eines Königspalastes. Hier hat vielleicht Borospypa gelegen, der Ort, in welchen sich Alexander der Große zurückzog, als ihn die chaldäischen Astrologen gewarnt hatten, nicht von Osten her nach Babylon zu dringen. Nach einer Stunde passirten wir das zerrissene und trockene Bette des Nahar Malka, des berühmtesten der Canäle, welche dem Nebukadnezar zugeschrieben werden. Diese grandiose Wasserleitung war ins Werk gesetzt worden, um die Gewässer des Euphrat in den rascher strö-

Digitized by Google

menden und tieferen Tigris zu leiten, damit sie nicht die Umgegend von Babylon überschwemmen, und Stadt, Dörfer und Ländereien beschädigen möchten. Der Nahar Malka, der königliche Canal, welchen Namen er wirklich verdiente, mündete gegen Osten bei der Stadt Seleucia in den Tigris. Gleich andern großen öffentlichen Werken der alten orientalischen Monarchen hatte auch er während der Kämpfe um die Oberherrschaft, welche nach Alexanders Tode vorfielen, gelitten, wurde aber von Trajanus, zur Zeit seiner Kriege mit den Parthern, wieder ausgebessert.

Nachdem wir wiederum eine Stunde zurückgelegt hatten, erreichten wir das Karawanserai von Iskanderia, einen großen und bequemen Rastort, der auf Befehl eines persischen Ministers erbaut worden war. Die Materialien, aus welchen das Gebäude errichtet ist, sind an Ort und Stelle gesammelt worden, denn die ganze Gegend ringsum ist mit den gewöhnlichen Spuren früherer Gebäude bedeckt, nämlich mit Ziegeln aus alter babylonischer Fabrik. Wir langten hier um sechs Uhr des Abends an, und beschlossen die Nacht hier zuzubringen. In der Nähe dieses orientalischen Gasthauses liegen die Hütten des Dorfes Iskanderia. Einst stand hier ein ansehnlicher Ort, erbaut zu Ehren des Helden, dessen Namen das Dorf trägt.

Araber von verschiedenen Stämmen hausen in dieser Gegend. Sie lassen ihr Haupthaar lang wachsen und scheeren es nicht, wie es bei Türken und Persern Sitte ist. In ihren Lagern und Dörfern tragen sie den altarabischen Kaffiamantel, der aus einem breitgestreiften Stoffe gefertigt wird; sonst sind sie mit einem braunen Rocke bekleidet, den sie mit einem starken, ledernen Riemen um den Leib festschnallen. Ein kleiner, runder Schild, Säbel und Dolch sind ihre Waffen. Der Kopfputz besteht aus einem gelben und rothen Stück Stoff, welcher wie ein Turban um die Augenbrauen gewunden wird, so daß die Zipfel auf die Brust herabhangen. Manchmal wird ein solcher bunter Zipfel über das Kinn gezogen, so daß er auf die Schulter fällt und den Hals nebst dem ganzen untern Theile des Antlitzes deckt. Von der Stirne herab hängen zwei lange, schwarze Haarzöpfe, welche der verschlagenen Miene dieser Leute einen wilden Anstrich geben. Ihre holden Gattinnen tragen Nasenringe und Schnüre bunter Perlen um den Nacken, unter welchen sich zuweilen eine silberne oder goldene Münze befindet. Die Buben laufen bis zum zwölften Jahre ohne alle Kleidung umher, und werden von der glühenden Sonne ganz braun.

Nachdem wir das von Palmen beschattete Dörfchen Mehowil passirt hatten, erreichten wir das Städtchen Hilla, dessen Kuppeln und Minarets aus einem Dattelhain hervorschimmerten. Ich fand für mich in der Vorstadt am östlichen Ufer des Flusses, nicht weit von der Brücke, ein Haus in Bereitschaft gesetzt, welches mir wegen seiner angenehmen Kühle und interessanten, herrlichen Aussicht höchst angenehm war.

Der Euphrat, an dessen Ufern ich so viele genußreiche Stunden zugebracht hatte, ist majestätischer als der Tigris; er fluthet langsam und prachtig dahin, wie ein Festzug des Pascha in den Straßen von Bagdad, während der Tigris einen rascheren Lauf hat. Aus drei Quellen in den armenischen Bergen entspringt der Euphrat. Die entfernteste Quelle liegt einige englische Meilen nördlich von Erzerum, wo sie den Namen Karasu führt; die zweite Quelle entspringt etwa 30 Meilen südlich von Erzerum, die dritte nicht weit von Bajasid. Nachdem sie als drei besondere Flüsse durch manche wilde Schluchten und Thäler ihren Lauf fortgesetzt haben, vereinigen sich alle drei am Fuße der Gebirge, ziemlich der Quelle des Tigris gegenüber, zu einem einzigen Strome, der sich bald nach Süden, bald nach Südwesten wendet, bis endlich Euphrat und Tigris bei Korna sich verbinden und unter dem Namen „Araberstrom" (Schat el Arab), 70 engl. Meilen südlich von Bassora in den persischen Meerbusen sich ergießen. Der Lauf des Euphrats beträgt 1400 engl. Meilen. Wenn er zu Anfang Mai seinen höchsten Wasserstand erreicht hat, so überschwemmt er mit Macht die ganze Umgegend, füllt die zur Aufnahme seiner Fluthen gegrabenen Canäle und erleichtert und fördert dadurch den Feldbau ganz außerordentlich. Die Ruinen Babylons sind alsdann überschwemmt, so daß die meisten Stellen derselben ganz unzugänglich werden. Dann füllt sich auch der alte, praktisch und trefflich angelegte Nahar Malka, ein Werk, das eines großen Fürsten würdig war. Die merkwürdigste Ueberschwemmung kommt bei Feluzia vor, 12 Stunden westlich von Bagdad, wo das Wasser die Ufereindeichungen übersteigt und mit solcher Gewalt bis zu den Gestaden des Tigris sich verbreitet, daß man mit flachen Booten und Flößen von einem Strome zum andern schiffen kann.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise nach dem Ostabhang des Altai und nach den sajanskischen Bergen.

(Russ. Journal für Volksaufklärung. Jan.)

Der russische Finanzminister Graf Cancrin hielt es für nützlich, die in gelehrter Beziehung noch völlig unbekannten Gegenden des östlichen Theils des Altai und der sajanskischen Berge zu erforschen, und legte dem Kaiser einen Plan zu einer Reise dahin vor. In Folge dessen wurde die Erforschung des östlichen Altai und der sajanskischen Berge dem Collegienrath Peter Tschichatschew übertragen, welcher zehn Jahre lang große gelehrte, namentlich geognostische Reisen gemacht hatte, und jetzt in besondern Geschäften des Bergwesens dem Finanzministerium zugetheilt war. Der Hauptzweck der Reise war, die Quellen der Tschuja, des Tschuitschmen und Abakan, und in geologischer, geographischer, botanischer und zoologischer Beziehung nicht bloß diejenigen Gegenden, durch welche diese Flüsse strömen, sondern auch die Grenzgewässer China's zu besuchen.

Tschichatschew blieb so lange in Barnaul, bis die Schneelawinen ihn nicht mehr hindern konnten, dem Laufe der Katunja zu folgen; er that dieß bis beinahe zur Einmündung der Tschuja, und setzte dann über die Katunja, ein Uebergang, der hier in dieser Jahreszeit mit vielen Gefahren verknüpft ist, so daß selten ein Jahr vergeht, wo nicht einige kalmükische Barken vom Strome fortgerissen werden. Tschichatschew kam glücklich auf das rechte Ufer hinüber und setzte dann seinen Weg längs

Digitized by Google

desselben fort. Die steilen Ufer der Katunja sind namentlich in botanischer Beziehung merkwürdig; die Menge und die außerordentliche Entwicklung vieler seltener Pflanzen ist hier ungewöhnlich groß. Hr. Tschichatschew erreichte in 15 Tagen die Jurten der Saisang, Schurmek und Mongol. Diesen beiden Oberhäuptern sind alle Doppelzinsigen*) in den Thälern der Tschuja und des Baschkaus unterworfen. Ihnen zahlen sie den Tribut, von welchem die Saisangen einen Theil der russischen Verwaltung in Biisk, den andern der chinesischen in der Stadt Bujunta übergeben, welche in der Provinz Uliassutai, sechs Tagereisen von der russischen Gränze, liegt. Obgleich dieß Volk bereits gewissermaßen Einen Stamm mit den Chinesen bildet, so spricht es doch denselben ganz verdorbenen türkischen Dialekt, den der größte Theil der Nomadenstämme des Altai und der sajanskischen Berge redet. Die Aehnlichkeit dieser Mundart mit dem Türkischen ist so groß, daß Tschichatschew, welcher während seines Aufenthalts in Konstantinopel und im Verlauf längerer Reisen im Gebiet der ottomanischen Pforte sich mit der türkischen Sprache wohl bekannt machte, sehr häufig nicht nur die hiesige Mundart verstehen, sondern selbst mit den Eingeborenen ohne Dolmetscher reden konnte. Alle diese Völker sind Heiden, aber durchaus keine Fanatiker: man kann bei ihren vielfachen Ceremonien ungehindert anwesend seyn, und ihre Sitten und Gewohnheiten selbst im Innern der Jurten beobachten. Ihr sanfter Charakter wird noch mehr hervorgehoben durch eine außerordentliche Bescheidenheit. Obwohl sie Heiden sind, so gleichen doch ihre ehelichen Verhältnisse mehr denen der Christen als der Moslems, denn es gibt keine Vielweiberei bei ihnen.

Die Hochfläche, auf welcher mitten unter zahlreichen Pferdeheerden die Jurten der beiden Kalmükenfürsten sich fanden, hatte für Hrn. Tschichatschew ein doppeltes Interesse, einmal weil sie die Gränze der zwei größten Reiche der Welt ist, und zweitens weil bis jetzt noch kein Europäer seine Forschungen weiter fortsetzte. Hr. Tschichatschew zog möglichst viele Nachrichten ein, wie er sie nur immer über die hiesigen Gegenden erhalten konnte, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Quellen der Tschuja und des Tschulyschman sich finden mußten, und setzte dann seinen Weg fort nach dem Flusse Baschkaus; begleitet von seinem Topographen, seinem Bedienten, seinem Dolmetscher und einem Kosaken begann er die Untersuchung dieser Gegenden. Hier trafen die Reisenden auch nicht eine menschliche Spur, allenthalben sind Einöden, auf denen man auch nicht einen Baum sieht, was sie nöthigte stets das Holz mit sich zu nehmen. Endlich erreichten sie ungeheure, mit Schnee bedeckte Felsen, zwischen denen eine Menge kleiner Bäche einem großen Fluß das Daseyn geben; alle wurden auf der während der Reise entworfenen Karte genau eingetragen.

Die breite Hochfläche, von welcher die Tschuja herabfließt, gibt auch dem Baschkaus und Tschulyschman seine Entstehung. Die Quelle des letztern war der Gegenstand vieler Hypothesen für die Geographen; das Resultat vieler und schwieriger Forschungen Tschichatschews ist, daß die gerade Entfernung zwischen dem östlichen Zufluß der Tschuja, d. h. dem Bacomarynsay und der westlichen Quelle des Tschulyschman, dem Bagajascha, nur 15 Werste beträgt; um indeß diese kleine Entfernung zurückzulegen, brachte unser Geologe zwei Tage zu, weil er an dem einen Orte über Bäche und Schneellen setzen, am andern mit allen den Mühseligkeiten kämpfen mußte, die der Uebergang über einen Sumpf darbietet, in welchem er mehrmals mit sammt dem Pferde zu versinken in Gefahr war. Im Monat Junius waren nicht nur die Berge, sondern auch sämmtliche Thäler mit Schnee bedeckt, und, was noch weit merkwürdiger ist, an den Quellen des Baschkaus war am 5 Junius der See mit so dickem Eise überzogen, daß Tschichatschew mit allen seinen Gefährten im raschen Trabe darüber hinritt. Nach Entdeckung der Quellen des Tschulyschman bemühten sie sich, so weit als möglich längs dem Flusse hinabzugehen, obgleich die Ufer außerordentlich felsig und steil sind. Das Thal, in welchem der Tschulyschman fließt, ist eben so malerisch als prachtvoll, und bietet im Pflanzenreich eine solche Fülle dar, daß Hr. Tschichatschew gesteht, er habe auf allen seinen Reisen in drei Welttheilen, von der Meerenge von Gibraltar und der Sahara angefangen bis zu dem Euphrat und Nil, nirgends eine schönere, großartigere Gegend gefunden. Der die Expedition begleitende junge Maler, G. E. Meyer, entwarf, während Hr. Tschichatschew diese wunderbare, wilde Natur erforschte, Skizzen der Gegend, und somit wird dem Werke, welches letzterer in kurzem herauszugeben gedenkt, eine merkwürdige Sammlung lithographirter Ansichten beigelegt werden können. Die Nachforschungen, welche Hr. Tschichatschew zur Entdeckung der Quellen des Abakan anstellte, des bedeutendsten Zuflusses des Jenisei, führten ihn weiter, als er anfänglich gedacht hatte. Er ging im Laufe seiner Forschungen zweimal und an zwei verschiedenen Punkten über die sajanskischen Berge, welche wie eine undurchdringbare mit ewigem Schnee bedeckte Mauer zwischen dem russischen und chinesischen Reiche stehen. Der Allasch fließt schon auf chinesischem Gebiet, und bildet den Hauptzufluß der Kuntschik, der westlichen Quelle des Jenisei; der Anblick der vom Allasch bewässerten Thäler belohnte für alle Mühseligkeiten, welche bei dem Uebergang über die sajanskischen Berge zu erdulden waren. Einen ganzen Monat lang traf Hr. Tschichatschew nicht eine menschliche Spur, einen ganzen Monat lang mußte er von den Lebensmitteln zehren, die er selbst mit sich führte, und sein einziger Wegweiser war der Compaß. An den Ufern des Allasch, im nördlichen Theil der chinesischen Provinz Uliassutai, beobachtete Hr. Tschichatschew die Sonnenfinsterniß am 26 Junius (8 Julius n. St.), gewiß der einzige Europäer, der sie in diesen Gegenden beobachtete.

Alle topographischen Beobachtungen Tschichatschews sind auf der von ihm verfertigten Karte verzeichnet. Auf dem Rückweg überschritt er die Gränze nicht weit von dem Berge Schabek Dabachan, kam von da wieder an den Fluß Abakan, ging auf demselben hinab bis Minusink und dann auf dem Jenisei bis nach Krasnojarsk. Hier nahm er die Goldwäschereien des Gouvernements Tomsk in Augenschein, untersuchte die Steinkohlenformationen von Kusnezk und Salairsk und kehrte dann nach Barnaul zurück, nachdem er 2000 Werste zu Pferde gemacht hatte. — Kurz darauf besuchte er auch die Kirgisensteppe, um die Goldsandlager zu untersuchen, die 80 Werste südlich von Uskamenogorsk sich finden. Hierauf sahe er den Irtysch hinab nach Omsk, von wo er mit seinen reichen Sammlungen nach Petersburg zurückkehrte.

Ein Hauptaugenmerk auf seiner Reise waren die Striche, wo Goldsandlager sich finden, und in dieser Beziehung machte er namentlich drei Orte namhaft. So reich auch die jetzigen Goldsandlager sind, so verschwindet dieß doch völlig vor dem, was die Zukunft verspricht; die Entdeckungen, die unabhängig im Stromsystem des Jenisei gemacht werden, lassen vermuthen, daß das ganze weite, menschenleere und kalte Land des nördlichen Sibiriens unermeßliche Schätze in sich schließt.

*) Welche an Rußland und China zugleich Tribut zahlen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1843.

Das Kloster Gelathi in Imerethien.

(Aus Kochs Reise im Kaukasus.)

Mit großer Anstrengung erstieg ich auf einem scheußen Wege das berühmte Kloster von Gelathi, von dem ich schon so viel gehört hatte, und ein freundlicher Mönch, schwarz gekleidet, zeigte mir mit großer Bereitwilligkeit die Merkwürdigkeiten. Der große Hofraum schließt außer den wenigen schlechten Häusern für den Erzbischof und die übrigen Mönche zwei Kirchen und eine Capelle ein. So große Vorstellung ich mir auch von der größern Kirche, die der heiligen Jungfrau gewidmet ist, gemacht hatte, so wenig wurde ich befriedigt. Wenn ich auch gestehen muß, daß ich mit Ausnahme der zerstörten bei Kutais keine zweite Kirche in Grusien gefunden habe, die ihr an Größe vorstände, so bleibt sie doch immer im Vergleich zu unsern großartigen in Europa unbedeutend. An Bildern, Sculpturen ꝛc. steht sie der von Nigor-Zminda weit nach. Die vielen kleinen Räume, welche sie außer der Hauptkirche besitzt, tragen noch dazu bei, den Eindruck des ganzen Gebäudes zu schmälern. Das einzige was ich in ihr großartig und ausgezeichnet fand, war die herrliche Mosaik, welche im Fond des Gewölbes des großen Chors drei grandiose Figuren in Gold eingetragen darstellt. In der Mitte steht die heilige Jungfrau blau gekleidet und hat das Jesuskindlein in ein goldenes Kleid gehüllt auf dem Schooße. Zur Rechten steht ihr der Erzengel Michael, zur Linken hingegen Gabriel, ebenfalls mit vergoldeten Kleidern angethan. Der übrige Raum des Chors ist mit Frescogemälden, Engel und Heilige vorstellend, ausgefüllt. Außerdem interessirte mich die Emaille in verschiedenen Farben, welche sich neben vielen andern Reichthümern in dem Allerheiligsten (Ikanostas) befindet. Dubois glaubt, daß der größte Theil dieser Emaille-Arbeiten, die rein byzantinisch sind, aus dem alten Patriarchensitz zu Pitzunda nach dessen Zerstörung hieher gebracht wären. Alle Gemälde, die sich im Innern der Kirche befinden, sind Fresco und ächt grusisch, d. h. groß, ohne Schatten und richtige Proportionen. Unter ihnen befindet sich das Bildniß Davids II, von dem behauptet wird, daß ihm, nachdem er sein Vaterland von Türken und Persern befreit hatte, ein Engel mit dem Bedeuten erschienen sey, neben der Kirche des heiligen Georg in Gelathi eine zweite zu erbauen und sie der heiligen Jungfrau Maria zu widmen. Wahrscheinlich ist es aber, daß nachdem Abchasien (das Lazien oder die Lasika der Byzantiner) und Grusien unter einem Scepter vereinigt waren, die Herrscher derselben für das Oberhaupt ihrer Kirche einen nähern Sitz als das entfernte und den Ueberfällen der Bergvölker ausgesetzte Pitzunda wünschten und den Erzbischof, bevor er nach Mscheth übersiedelt wurde, hieher versetzten. Für die westlichen Provinzen, besonders seitdem Imerethien wieder ein selbstständiges Königreich wurde, hat der Patriarch in Gelathi ein großes Ansehen.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche mir in der Kirche gezeigt wurden, befand sich auch das berühmte Marienbild von Azchwari (oder Azchur), von dem Dubois in seiner Beschreibung der Kirche gar nichts erwähnt und bei der von Azchur sagt, daß man nicht wisse wohin es gekommen sey. Wie alle wunderthätigen Marienbilder mit der Zeit durch das Aufdrücken von Küssen ihre Normalfarbe verlieren und gegen die herrlichen Steine und das reiche Gold einen nicht freundlichen Eindruck machen, so erschien mir auch dieses in hohem Grade unansehnlich. Seit den ältesten Zeiten wurde es in der Kirche von Azchur in Samsche oder der heutigen Provinz Achalzich aufbewahrt, und als ein Wunder- und Schutzbild geehrt. Im Jahre 1486 kam es in die Hände des ungläubigen Jacob-Khan und erst im J. 1553 wurde es nach verschiedenen Schicksalen wiederum in der Kirche von Azchur aufgestellt. Zu welcher Zeit das Bild nach Gelathi gekommen ist, weiß man nicht und eben so wenig auf welche Weise es geschah. Der Priester, welcher mir es zeigte, behauptete, daß es während der Kämpfe der Atabegs (Herrscher) von Achalzich, mit den Türken, also im 17ten oder 18ten Jahrhundert, von dem Engel Gabriel hieher gebracht sey, um es den Händen der Ungläubigen zu entziehen. Außerdem befindet sich auch ein zweites Bild der heiligen Jungfrau Maria von dem Evangelisten Lukas gemalt hier, und endlich zeigt man noch von der Mutter Gottes Milch, mit der sie den Heiland säugte.

Die Kirche ist der Begräbnißort der Könige Grusiens und

Digitized by Google

dann Imerethiens, und in ihr liegen die berühmtesten, wie David der Wiederhersteller, Georg III, die Königin Thamar, Stußudan u. s. begraben.

Neben der Hauptkirche befindet sich eine zweite und unscheinbarere, welche dem h. Georg gewidmet ist und der Sage nach weit älter als jene seyn soll. Ihre Bauart ist dieselbe und sie zeichnet sich ebenfalls durch die enormen Sandstein-Quadern aus, welche zum Theil die Mauern bilden. So fand sich ein einziger Eckstein auf der südwestlichen Seite vor, welcher die Länge von 12 bis 14 Fuß besaß und bei der Aufstellung die größten Schwierigkeiten dargeboten haben muß.

Nachdem ich auch diese besichtigt hatte, nahm ich den berühmten eisernen Thorflügel von 13 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite in Augenschein. Die kufische Inschrift auf demselben hat in dem Aufsatze des geistreichen Akademikers Fraehn in Petersburg wohl eine Uebersetzung, aber keineswegs eine genügende Erklärung gefunden. Nach einer persischen Chronik soll dieser Thorflügel von David, dem Wiederherstellter, aus Dwenbandi, d. i. Daebend geholt und nach der Inschrift vom Emir Schawir ben-el-Fasl (Abul-Siwer, Emir von Tovin, nach den armenischen Chroniken), der in den Jahren 951—1076 über Kaukasien ziemlich unabhängig herrschte, verfertigt worden seyn. Da aber der Geschichte nach genannter Emir nie in Derbent war, so weiß man nicht, wie der Flügel dahin gekommen ist. Entweder hat deßhalb ein Herrscher von Derbent ihn aus Berdah, der Hauptstadt von Schawirs Reich, nach Derbent gebracht, was aber ebenfalls von der Geschichte nicht bestätigt wird, oder (was das Wahrscheinlichere ist) David hat ihn auf seinen siegreichen Zügen nach Osten bis zum caspischen Meere aus Berdah oder einer andern Stadt nach Gelathi gebracht und die damaligen Geschichtschreiber haben geglaubt, dem Thorflügel einen größern Werth zu ertheilen, wenn sie ihn für das berühmte eiserne Thor Derbents ausgäben.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

3. Susa.

Die Ruinen der einst hochgefeierten Lieblingsstadt des Cyrus gewähren fast denselben Anblick, wie die Ruinen von Babylon. In einem kleinen, mit einer bescheidenen Kuppel geschmückten Häuschen zeigt man forschenden Reisenden das Grab des Propheten Daniel. Ein Derwisch wahrt hier, der mit solcher Ehrfurcht auf das Grab hinweist, und mit so feierlichem Ernst alles demonstrirt, daß man glauben sollte, das Monument sey einem seiner heiligsten Imams gewidmet. Obgleich das Grabmal einen modernen Ueberbau hat, so zweifeln doch weder Juden noch Araber an dem hohen Alter des Grabes selbst, und bei allen findet man dieselbe Tradition (auch bei Kurden, Persern und Türken), daß es die irdischen Ueberreste des berühmten hebräischen Propheten enthalte. Daniels Tod erfolgte zu Susa im vierten Jahre der Herrschaft des Cyrus über die Babylonier. Josephus erwähnt eines von Daniel erbauten Castells, welches noch zu seiner Zeit vorhanden und mit so eminenter, wundervoller Kunstfertigkeit aufgeführt war, daß es selbst noch damals so neu und schön aussah, als ob es eben erst vollendet worden sey. In diesem Gebäude, sagt Josephus, wurden viele persische und parthische Könige beerdigt, und dem Erbauer zu Ehren wurde die Aufsicht des Gebäudes immer einem Manne jüdischer Confession anvertraut. Die Stelle, wo einst Schuschan stand, diese weltberühmte Metropolis der alten Herrscher von Elam, ist jetzt eine Einöde, eine Wildniß, die von Raubthieren bewohnt wird, denen Niemand ihre Herrschaft streitig macht, als der arme, alte Derwisch, welcher Wache hält über dem Grabe des Propheten. Nachts vernimmt man das Geheul der Hyänen und das Brüllen der Löwen, welche die öden Trümmer umschwärmen, die sich zehn englische Meilen weit über die Gegend ausbreiten. Unter den Ruinenbergen zeichnen sich einige wegen ihrer enormen Ausdehnung aus. Sie sind zusammengesetzt aus ungeheuren Massen getrockneter Backsteine.

Susa oder Schuschan war die Winterresidenz der persischen Könige. Schapur und Nuschirwan hielten hier ihre glänzenden Hoflager. Noch sieht man die Façade einer großartigen Palastruine, welche in der Mitte durch einen halbkreisförmigen Bogen getheilt wird. Bogen ähnlicher Art mit nischenartigen Verhältnissen liegen an der ganzen Seite des Gebäudes in unzähligen Reihen über einander. Mauern und Strebepfeiler waren von ungeheurer Stärke. In der Geschichte Persiens von Mozul ul Suffa liest man eine interessante Anekdote von diesem Palast und seinem Erbauer. Ein römischer Gesandter, der mit reichen Geschenken an Nuschirwan gesendet worden war, bewunderte die herrliche, grandiose Aussicht aus einem Fenster des königlichen Palastes, und bemerkte bei dieser Gelegenheit ein wüstes Stück Land. Auf die Frage, warum es nicht mit seiner Umgebung gleichförmig gemacht worden sey, antwortete ihm der Mann, an welchen er sich gewendet hatte; es ist das Eigenthum einer alten Frau, die zwar oft gebeten worden ist, es dem Könige zu verkaufen, sich aber beständig geweigert hat, und unser gerechter König will lieber seine Aussicht sich verderben lassen, als dieselbe durch eine gewaltthätige Handlung verschönern und vervollkommnen. Diese öde, durch Gerechtigkeit geheiligte Stelle, rief der Römer, erscheint mir jetzt schöner, als die ganze sie umgebende blühende Landschaft!

Während ich umherwandelte in den grandiosen Ruinen einer uralten Stadt des Morgenlandes, las ich interessante Bruchstücke von Backsteinen und Bitumen auf; auch fand ich Marmorfragmente und einige dünne, äußerst zerfressene Kupfermünzen. Als ich die Gränzen des Areals überschritten hatte, bemerkte ich ganz in der Nähe einen großen Hügel, welcher unter den übrigen Trümmern nach dieser Richtung hin ganz besonders sich hervorhob. Er war mit Scherben von Töpfergefäßen und ganzen Klumpen einer schwarzen, verglasten Substanz bedeckt, die in solchen Quantitäten vorhanden waren, daß hier die Oefen gestanden haben müssen, in welchen Töpfergefäße gebrannt wurden. Daß in alten Zeiten auch eine Sternwarte auf einem der Thürme von Susa, ähnlich der, welche auf dem Belusthurme von Babylon sich befand, ange-

Digitized by Google

bracht gewesen sey, dafür spricht das Zeugniß des Callisthenes, welcher Alexander den Großen auf seinem Zuge in den Orient begleitet hatte.

Literatur- und Volksleben der Slowaken.

(Schluß.)

„Die Liebe zur slawakischen Sprache steht im engen Verbande mit dem Zwang, die magyarische Sprache zu erlernen. Ja, der Slawake lernt diese, um zu zeigen, daß er diese halbslawische Sprache erlernen kann, dagegen bleibt er Slowake, ein treuer und eifriger Freund seiner vaterländischen Sprache. Der Sieg des Magyarismus hat gemacht, daß die Slowaken Magyarisch lernen, wie früher, aber nicht mehr mit dem Eifer wie früher, und zugleich ist eine innige Liebe zur slawischen Nationalität wach geworden, welche früher gar nicht vorhanden war. In nicht weniger als sechs Städten sind seit dem letzten Jahre nationale Beinstigungen, namentlich Schauspiele, in Gang gekommen.

„Das Leben unseres Volks verfließt und entwickelt sich in seinen natürlichen Gränzen, welche van den Gegnern, den Ueberläufern und Abtrünnigen *) durch ihre Lügen und Phantasien nicht weggeräumt werden können. Das Strombett unsers Volksledens ist jetzt zwar noch nicht voll, es wird aber ohne Zweifel van neuem sich füllen bis an den Rand. Bald wird unser Volk auf allseitige Weise von neuem sich erkennen, besonders da es dazu hinreichend Talente und Fähigkeiten besitzt; es ist hiebei bloß nöthig, daß ein thätiger Wille in ihm geweckt werde. Der einzige Ort, wa jetzt ein Fünkchen von nationalem Leben sich äußert, sind die Kirche und die evangelischen Gesellschaften. Begeisterte Prediger, die überzeugt sind, daß nur derjenige erfolgreich durch das Wort wirkt, der im Volksgeiste zum Volke redet, lehren ihre Zuhörer, wie sie ihre Pflichten gegen den König, das Vaterland und das Valk erfüllen sollen, sie führen ihnen Beispiele aus der Geschichte vor, und stoßen hier wieder auf eine Menge Volkserinnerungen, ein Erbtheil unsrer Väter. In den evangelischen Gesellschaften finden häufig Gespräche und Unterredungen über Nationalität statt, dazu gehören namentlich die von Tyrnau, von Bretislaw (oder Paßun, Preßburg), Neusatz, Ugra, St. Mikolaj u. s. w., welche in den letzten Zeiten errichtet wurden. Viel Tröstliches und Trauriges ließe sich nach über unser Volksleben sagen, allein es ist Zeit uns jetzt mit der Literatur zu beschäftigen.

„Unser literarisches Leben stößt, wie sich von selbst versteht, gleichfalls auf einige Hindernisse. Unsere Bücher und unsere literarischen Erzeugnisse müssen da und darthin wandern, abwärts und aufwärts, bis sie rechte Geneigtheit finden; dieß fordert Zeit, vermehrt die Kosten und schlägt den Muth der Schriftsteller nieder. Aber außer Stande, ferner ohne Vertheidigung und ohne Antwort die zahllosen Verhöhnungen und andere Beleidigungen der magyarischen Schriftsteller zu ertragen, haben die Slowaken sich sämmtlich an den Vicekönig gewandt, daß er einen besondern Censor für slawische Literatur ernenne, und wir hoffen, daß er, wie allenthalben wo Recht und Billigkeit Schutz verlangen, unsere Bitte gewähre.

„Der Mittelpunkt der slawakischen Literatur ist Bretislaw (Preßburg) und Pesth. Außerdem kommen aber auch Werke in Neusabi (Banskia Bystriza), Leutschau (Lewocz), Tyrnau, Waitzen und Skalitz heraus. Unsere Schriftsteller haben bis jetzt nur die wahre Liebe des Volks vor Augen, sie erhalten für ihre Arbeiten weder Bezahlung, noch sonst eine Belohnung. Mit Literatur beschäftigen sich größtentheils Geistliche, Laien nur sehr wenig. Die slawische Literatur stärken und nähren die Pfarrer, die Professoren, die katholischen und evangelischen Candidaten. Verhüte Gott, daß unsere an und für sich schon schwache Kraft nicht von neuem zusammenbreche. Der Schriftsteller Bernolak, verblendet durch die Liebe zu seinem besondern Landstrich, sucht die Tyrnauer Mundart zu einer besondern Schriftsprache zu erheben. Auf diese Art verfallen die literarischen Kräfte, da der größte Theil der Slowaken die tschecho-slawische Sprache, welche so gebildet, so classisch, so reich an Werken der alten und neuen Literatur ist, nicht von sich werfen kann. Die Wortfügung und die Formenlehre der tschecho-slawischen Schriftsprache sind so vollendet, ausgebildet und geglättet, daß man im Ganzen sie nicht weiter ausbilden, und nur einzelne Reformen vornehmen kann. Darum sind auch mehrere von Bernolak geschriebene Werke tschecho-slawisch, mit geringen Ausnahmen, und dennoch hinsichtlich der Sprache voller Mängel. Durch eine solche Spaltung wird aber nichts gewonnen, im Gegentheil viel verloren. Bernolak gab auch ein Wörterbuch seiner Mundart heraus, aber dieses Wörterbuch ist arm, und mit geringer Ausnahme tschecho-slawisch; für unsere Literatur und für alle Forscher der slawischen Sprache wäre ein vollständiges, kritisch abgefaßtes Idiotikon der reinen, ursprünglichen slowakischen Mundart viel nützlicher.

„Die Schriftstellerei bringt, wie ich schon erwähnte, bei uns keine materiellen Vortheile, und deßhalb kann man von unsern Schriftstellern dasselbe sagen, wie Camoens in seiner Lusiade von sich selbst: „„nicht der geringste Said hat meine Lieder ins Leben gerufen, sondern nur die Liebe und das theure Vaterland.““ Und nicht die Autoren allein, sondern auch die Herausgeber, die Kaufleute u. s. w. haben mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kampfen. Dennoch nimmt, Gott sey Dank, unsere Literatur zu, und entfaltet sich mit jedem Tage mehr. Gebe Gott, daß sie auch in Zukunft blühe."

*) Mit diesem Ausdruck ist auf diejenigen adeligen Slowaken angespielt, die von dem magyarischen Adel aufgenommen wurden, und so eifrig wie die Magyaren selbst an der Verbreitung der magyarischen Sprache arbeiten. A. d. U.

Die Mönchsbrüderschaften in Buchara.

(Der nachfolgende Artikel findet sich in den (russisch geschriebenen) vaterländischen Annalen (Februar 1843) und ist aus einer „Beschreibung des bucharischen Chanats" entlehnt, welche von einem Hrn. Chanykoff bereits in Druck gegeben ist und in kurzer Zeit erscheinen soll. Der Verfasser hatte im Laufe der Jahre 1841 und 1842 selbst Gelegenheit, die von ihm beschriebenen Orte zu sehen, und deßhalb beruhen seine Nachrichten nicht auf Gerüchten oder geschriebenen Zeugnissen anderer, sondern sind die Früchte eigener Forschungen. Das Werk soll aus

Digitized by Google

9 Capiteln bestehen: 1) Gränzen und Umfang des bucharischen Chanats, 2) Orographie und Hydrographie, 3) Klima, 4) Stämme und Bevölkerung, 5) Topographie, 6) Industrie, 7) Verwaltung, 8) Bildung und 9) Geschichte des jetzt regierenden Herrschers Emir Nasr-Ullah Bahadur Chan. Der nachfolgende Artikel, so wie ein zweiter über die Rechtsverwaltung, ist aus dem 7. Capitel entnommen, das die Rechte und Pflichten des Emirs auseinandersetzt, und die verschiedenen Stände und Rangclassen schildert.)

Die Mönche heißen hier Scheichs und leben größtentheils bei einander in besonderen Häusern, welche Chanak (auch nach dem Rechtsausdruck Anila) genannt werden; sie geloben, ohne besonders wichtige Ursachen nichts zu thun, was Färs, Wadschib, Sunnät und Mustahab *) verbieten, so wie alles zu vermeiden, was das muselmännische Gesetz Charam, Makrug und Schubche **) nennt, und endlich nur Gott im Herzen und in Gedanken zu haben. Wer genau alle diese Gelübde erfüllt und außerdem noch einige Talente besitzt, von denen unten weiter die Rede seyn wird, erhält von dem Vorsteher des Chanak ein Zeugniß, daß er ein ächter Ischan ist. Dieß Zeugniß heißt der Brief der Erlaubniß (chati ruchsat oder chati irtsat), weil derjenige, der ein solches besitzt, das Recht hat, andere zu lehren, unter dem Beding, alles, was einem Scheich auferlegt wurde, zu beobachten. Sie haben besondere, bei der Annahme neuer Candidaten streng befolgte Regeln. Wenn Jemand in den Chanak geht und dem ältesten Ischan erklärt, daß er in ihren Stand treten will, so erhält er dazu nicht alsbald Erlaubniß, sondern man prüft ihn, ob er die Glaubenslehren wohl kenne; wenn es sich zeigt, daß er diese kennt, so bedeutet ihm der Ischan sich an Gott zu wenden, um zu erfahren, ob es gut sey oder nicht, daß er in den Orden der Scheichs übertrete. Diese Antworten sendet ihrer Meinung nach Gott im Traum, aber um deren würdig zu seyn, darf er drei Tage lang erstens sich nicht niederlegen ohne Waschung, zweitens muß er vor dem Schlafen zwei Abtheilungen des Gebets lesen, und drittens stets auf einem völlig reinen Gegenstand, nämlich einem Teppich oder Kissen, von dem er überzeugt ist, daß sie nie mit etwas Unreinem in Verbindung standen, schlafen. Ist dieß alles vollzogen, so wird er ihrer Ansicht nach die Antwort unfehlbar im Traum erfahren. Uebrigens glauben sie, sey die Antwort manchmal figürlich und müsse gehörig aufgefaßt werden; z. B. wenn der Neuaufzunehmende gar nichts oder eine grüne Wiese, Blumen u. dgl. sieht, so bedeutet dieß, daß der Himmel seinen Entschluß gutheiße; sieht er aber einen Wolf, eine Schlange, einen Scorpion oder überhaupt irgend etwas Schädliches, so bedeutet dieß, daß der Himmel in sein Vorhaben nicht willige. In jedem Fall geht er nach Verlauf von drei Tagen zu dem ältesten Ischan, welcher der Scheich (pir) genannt wird, und erzählt diesem seine Träume; ist dieser letztere von der guten Vorbedeutung derselben überzeugt, so führet er ihn in eine Abtheilung des Chanaks, welche Tschille-Chane heißt und zu den Bußübungen der Neueintretenden bestimmt ist; hier läßt er ihn in folgender Weise schwören: „Ich entsage allen meinen frühern Sünden und will sie nicht mehr begehen, so wie ich mich verpflichte, alle Vorschriften des Gesetzes zu erfüllen, wenn mich nicht etwas Besonderes hindert.“

Nachdem der Pir dieß Bußgelübde ihm abgenommen, läßt er ihn auf irgend etwas Reines, z. B. auf eine ganz neue Matte aus Schilf oder auf einen Teppich sitzen, so daß ihre Kniee sich berühren, befiehlt ihm dann die Augen zu schließen, den Blick nach innen auf das Herz zu richten, und sich zu bemühen, daß nichts darin bleibe als das Wort „Allah,“ und dasselbe so oft wie möglich zu sprechen. Wenn, wie sie sagen, der Neuaufzunehmende tauglich ist die Eingebung zu empfangen, so verfällt er in eine Art Rausch, das Herz schlägt im Tact mit dem Herzen des Ischan, und sie wiederholen miteinander und rasch den Namen „Allah.“ Auf diese Weise sitzen sie oft eine oder zwei Stunden beisammen, und durch diese Anstrengung der Einbildungskraft, welche nöthig ist um in den eben geschilderten Zustand zu gelangen, verfallen die Neuaufzunehmenden manchmal in eine solche Schwäche, daß man sie vom Boden aufheben muß. Ja es gibt Fälle, wo sie, um besser ihr Herz zu erkennen, dergestalt den Athem anhalten, daß das Blut ihnen in den Kopf schießt, daß sie niederstürzen und ihnen das Blut aus Mund, Nase und Ohren fließt, aber, — setzen diese Fanatiker hinzu, — wer diese Probe aushält, dem wird es ungemein leicht, das Wort „Allah“ mit dem Herzen auszusprechen. Es gibt Beispiele, daß die ungewöhnliche Anstrengung der Einbildungskraft Unglückliche, welche sich einer solchen Qual unterwarfen, zum Wahnsinn gebracht hat, und dann trösten sich die Ischans damit, daß Gott selbst den Schuldigen dafür gestraft habe, daß er, ohne durch die Kenntniß des Gesetzes vorbereitet zu seyn, in ihre Gemeinschaft habe treten wollen. Nach dieser Procedur schreibt der Pir dem Neuaufgenommenen vor: 1) nie ohne Waschung zu bleiben; 2) sich so viel möglich fremdartiger Arbeiten zu enthalten, welcher Art diese auch seyn mögen; 3) jedesmal, wenn er allein bleibt, sich zu bemühen in seinen Fragen den Namen „Allah“ auszusprechen, und endlich 4) vor Sonnenaufgang zu kommen, und zwischen dem Namas afse (das erste Gebet Nachmittags) und dem Abendgebete zu der Gemeinschaft der Ischans zu bleiben. (Schluß f.)

*) Färs bedeutet die Vorschriften des Korans oder der Hadits (Ueberlieferung), an welche der Moslem durchaus glauben muß, wie z. B. an die Prophetenwürde Mahammeds, an die Nothwendigkeit, die fünf Gebete zu lesen u. s. w. Wer nicht an den Färs glaubt, ist ein Kafir und wird mit dem ewigen Feuer bestraft. Wadschib sind Religionsvorschriften, an die man glauben muß, wenn man ein guter Moslem seyn will, z. B. das Abhalten des täglichen Fastens, der Wallfahrt nach Mekka, wenn man die Mittel dazu hat u. s. w.; wer daran nicht glaubt, darf zwar kein Kafir genannt werden, wird aber doch mit dem höllischen Feuer bestraft. Sunnät sind Vorschriften der Religion, welche der Prophet selbst in seinem Leben gewöhnlich, doch ein- oder zweimal nicht vollzog, wie z. B. die vier Verbeugungen beim Morgen-, die sechs Verbeugungen beim Mittagsgebet u. s. w.; wer diese Gebote erfüllt, wird selig, wer sie nicht erfüllt, verliert die Vorsprache Mohammeds am jüngsten Gericht. Mustahab sind solche Vorschriften der islamitischen Religion, welche selbst der Prophet manchmal erfüllte, manchmal auch nicht erfüllte, häufiger aber erfüllte, z. B. bei der Abwaschung mit der rechten Hand und dem linken Fuße anzufangen; wer diese Ceremonien erfüllt, macht sich Gott angenehm, wer sie nicht erfüllt, zieht sich nur am Tage des Gerichts einen Verweis zu, verliert aber nicht die Vorsprache Mahammeds.

**) Charam heißt im moslemitischen Gesetz alles, was unzweifelhaft verboten ist, wie Schweinefleisch zu essen, Wein zu trinken u. s. w., und jeder, der einen dieser verbotenen Punkte erlaubt nennt, ist ein Kafir und wird mit dem ewigen Feuer gestraft. Makrug ist eine Sache oder Handlung, über deren Verbot die Meinungen getheilt sind, z. B. ob man Dachsfleisch essen, Tabak rauchen darf u. s. w.; der Mensch, der dieser Dinge sich enthält, wird selig, wer sie thut, kommt darum nicht in die Hölle, sondern verdient nur einen Tadel am jüngsten Gericht. Schubche ist alles, was man nach der allgemeinen Meinung der Moslems besser nicht thut; aber wer es thut, begeht keine Sünde, und verliert auch keine der Belohnungen, die den Rechtgläubigen versprochen sind; dazu gehört, wenn er sich in einem Wasser wäscht, von dessen völliger Reinheit er nicht überzeugt ist, ob er es gleich rein machen könnte u. dgl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

4. Kurdistan.

Unser Weg führte durch eine herrliche frische Berglandschaft, ergänzend im jungen Strahl der Morgensonne, mit köstlich duftenden aromatischen Kräutern und üppigem Graswuchs, mit hellen, klaren Waldbächen, Menschen und Thieren zur Labung. Nachdem wir über sieben Stunden durch diese Berge gezogen waren, gelangten wir in eine fruchtbare, wohlbewässerte Thalschlucht, in welcher ein Dörfchen seine bescheidenen Dächer ausbreitete. Es war aber jetzt ganz leer und verödet, weil die Bewohner unter ihre lustigen Zeltwohnungen sich begeben hatten. Mein Mihmandar, ein heiterer Gesellschafter, ritt voraus, um, wie er sagte, das ganze Lager, Menschen und Vieh, herbeizubringen, damit sie mich auf kurdische Weise bewillkommnen möchten. Ich folgte bald nach und wurde allerdings auf eine Art begrüßt, welche mehr Aehnlichkeit mit dem Andrang um einen theuern Verwandten hatte, der aus der Fremde angelangt ist, als mit dem Empfang eines Reisenden, der gekommen ist, um die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Während die Häupter der kleinen Gemeinde mich auf diese Weise bewillkommten, thaten andere dasselbe bei meinen Leuten, und eine Schaar emsiger Frauen beeilte sich ein Zelt zu unserer Aufnahme zu bereiten. Nachdem sie mit ihren feinen Matten mehrere Abtheilungen hergestellt hatten, breiteten sie Teppiche aus, und vergaßen nicht das geringste, was für unsere Bequemlichkeit und Erquickung wünschenswerth war. Butter, Brod, Eier, trefflicher Pillau aus Hühnern und Reis wurden uns aufgetragen, und die heitere Laune so wie die freundlichen Blicke aller, welche uns umgaben, würzten das Mahl; ich selbst genoß die Bewirthung auf alle Weise und fand diese Art des Sommeraufenthalts ungemein wohlthuend, behaglich, erquickend und kühl, indem das dichte Gewebe des kurdischen Zeltdaches aus härenem Stoffe die sengende Sonnengluth völlig ausschloß, während die aus Binsen geflochtenen Seitenwände denselben Schutz gewährten. Es war dieß das erstemal, daß ich kurdische Gastfreundschaft unter den Lieblingssommerzelten dieses Volkes genoß. Früher hatte ich die wackern Kurden nur in ihren Winterquartieren besucht, zwischen befestigten Felsen oder hinter den Mauern ihrer Dörfer. Hier in kühlen Sommertagen schienen Menschen und Thiere alle glücklich und mit einander vereint zu leben. Was zu einer jeden Familie und Haushaltung gehörte, versammelte sich unter Einem Dache, genoß denselben Schatten und nahm Theil an derselben Unterhaltung. Kinder, Hunde, Lämmer, Hühner, Gänse spielten und hüpften und schnatterten idyllisch auf den vor den Zelten sich ausbreitenden grünen Triften; geschäftige Mägde eilten herbei, um die Kühe zu melken, und junge Kälber guckten durch die Binsenmatten, hinter welchen sie angebunden waren. Die ringsum sich erhebenden Bergwände waren bedeckt von brüllenden Kühen, von Schaf- und Ziegenheerden, welche die würzigen Kräuter abweideten.

Der Häuptling dieser kleinen Horde wollte nicht zugeben, daß seine Leute den gewöhnlichen Beitrag an Lebensmitteln zur Bewirthung eines Fremden lieferten; sie möchten ihren häuslichen Geschäften obliegen, sagte er, er werde aus seinen Mitteln für unsere Bewirthung sorgen. Bei den Frauen bemerkte ich eine muntere Regsamkeit, und wenn sie die Speisen für ihre Familien bereitet hatten, setzten sie sich, um zu spinnen oder Teppiche zu weben. Die Butter, welche uns aufgetragen wurde, war ungemein süß und markig; sie wird in einem Beutel aus Thierhaut bereitet. Nachdem nämlich die Haut enthaart und dann luftdicht zusammengenäht ist, wird der daraus verfertigte Beutel fast ganz mit Rahm gefüllt und dann an einen horizontalen Balken gehängt, wo ihn zwei Personen vorwärts und rückwärts unablässig bewegen, bis die Butter fertig ist.

Als ich des Morgens im Begriffe war, abzureisen, schlug mein Wirth auf das entschiedenste jede Bezahlung für die reiche Bewirthung aus und ließ sich kaum bewegen, nur ein seidenes Tuch für eine seiner Frauen anzunehmen. Um 5 Uhr brachen wir auf, während der östliche Himmel in rosiger Morgenröthe erglühte, welche von den freien, blühenden Gesichtern die an den Zelthüren unsrer Abreise harrten, schön reflectirt wurde. Unsere Straße führte in südlicher Richtung das Thal

Digitized by Google

entlang, und nach etwa einer Stunde erreichten wir den Fuß des hohen und felsigen Berges Kerefto, deſſen innere merkwürdige Labyrinthe zu beſuchen eigentlich ein Hauptzweck meiner Reiſe war. Gegen den abgeböſchten Gipfel dieſes Berges hin erhebt ſich ein mächtiges Felshorn, welches meilenweit die Gipfel ſeiner gigantiſchen Nachbarn überſchaut. Nachdem wir ſo bergaufwärts unſere Reiſe fortgeſetzt hatten, hielten wir an einem aus ſechs Wohnungen beſtehenden Bergdörflein, an welchem ein ſchöner, klarer Bach vorüberfließt. Mein Mihmandar ritt voraus, um den Patriarchen dieſer kleinen Gebirgsniederlaſſung aufzuſuchen, der mit ſeinen Leuten ſeine wenigen Sommerzelte nicht weit von hier in einer geſchützten Thalſchlucht aufgeſchlagen hatte. Der kräftige, ehrwürdig ausſehende alte Kurde kam bald zum Vorſchein, und andere folgten ihm, die uns einen reichen Vorrath von Lebensmitteln brachten. Er war mein Führer in dieſen an Naturſchönheiten ſo reichen Bergen, während ein Theil meines Gefolges bei den Seinigen blieb, um unſer Zelt aufzuſchlagen.

Als ich von den Felshöhen hinabſchaute, dachte ich an die Höhlen in Galiläa und an die ſchrecklichen Auftritte in denſelben, welche Joſephus beſchrieben hat. Er ſchildert in einfacher und kräftiger Sprache die Art und Weiſe, wie die Räuber in jenen Feſtungen einen Angriff aushielten, welchen Herodes auf ſie machte, und wie ſie endlich genöthigt wurden, ſich zu ergeben. Die Höhlen des Kerefto haben viel Aehnlichkeit mit denen in Galiläa. Zu welcher Zeit aber dieſes Wunder von Kurdiſtan, dieſes gigantiſche natürliche Labyrinth zuerſt von Menſchenhänden geöffnet und benutzt worden iſt, darüber läßt ſich keine begründete Vermuthung aufſtellen, denn die Tradition bietet uns keinen rechten Fingerzeig. Daß dieſe meilenweit hinlaufenden Höhlen in Kriegszeiten als Zufluchtsorte, öfters aber Räubern als eine Art von Feſtung gedient haben, darüber cirkuliren ſeit Jahrhunderten die ſonderbarſten Sagen. Die Bauart dieſer Höhlen, ihre Lage, ihre herrliche Vollendung, bei der die Kunſt mit thätig geweſen iſt, die regelmäßig vertheilten, zahlloſen Lampennischen ſcheinen darzuthun, daß die Beſtimmung dieſer grandioſen Gewölbe eine höhere, ernſte, feierliche war, daß nämlich, wie ich dafürhalte, geheimnißvolle Myſterien und uralte religiöſe Bräuche und Verrichtungen hier ihren Sitz hatten.

Ich glaube, daß in dieſen Höhlen des Kerefto die Myſterien des Zoroaſter gefeiert worden ſind, obwohl dieſer Landestheil nie zu Medien gehört hat; aber er gehörte zum alten Armenien, deſſen frühere Bewohner, gleich den Nachbarn, dem Feuerdienſt ergeben waren. Spuren von Höhlen, welche dieſem Zwecke gewidmet waren, ſind nicht allein hier und zu Maraga in Medien, ſondern auch in den Gebirgen am Sewanſee und in der Umgegend von Artarata, der alten Hauptſtadt Armeniens. Nach Porphyrius waren die Höhlen für dieſen geheimen Cultus, für dieſe verborgenen Ceremonien, auf eine ganz eigenthümliche Weiſe angelegt; ſie bildeten ein Labyrinth von Gängen und Gemächern, ſo conſtruirt, daß daſſelbe eine Art von unterirdiſchem Inbegriff der Welt darſtellte. Ein Theil dieſer Höhlen war mit Blumen und Büſchen bepflanzt, und kryſtallhelle Bäche nahmen ihren Weg durch dieſelben. Andere Theile liefen in Irrgänge aus und führten in Gemächer, die mit Sculptur geſchmückt, mit Bildern und Symbolen der Götter und andern Hieroglyphen bemalt waren, in ſolcher Ordnung dargeſtellt, daß ſie die Elemente der Schöpfung ſchilderten, und alles, was die Weiſen damals von der Naturlehre wußten. Nach und nach wurde der Jünger durch den Meiſter vom Stuhl und ſeine Genoſſen in alle dieſe myſtiſchen Gänge und Zellen geführt. Jede ſtellte ihm eine neue Staffel religiöſer oder phyſiſcher Kenntniß dar, und nach vielen ſchreckenerregenden Feuer- und Waſſerproben, indem ſie ihn nämlich durch den dumigen Pfad über ſchwarze, furchtbare Abgründe führten, gelangte er endlich aus der Dunkelheit in den großen, herrlichen Tempel des Lichtes. Die langen, labyrinthiſchen Gänge in den Höhlen des Kerefto, die zahlreichen Gemächer von verſchiedener Größe, der Bach, den wir antrafen, die Legende vom bodenloſen Teiche mit ſeinen grauſigen Ufern, die Tauſende von Lampennischen in den meiſten Gängen und Gemächern beſtimmen mich zu der Annahme, daß dieſe merkwürdigen unterirdiſchen Gewölbe zur Ausübung myſtiſcher Bräuche und eines bedeutſamen geheimen Cultus beſtimmt waren. Die Namen der morgenländiſchen Architekten und Prieſter, welche hier ſchufen und walteten, ſind vergeſſen.

Als wir weiter eindrangen in das Herz von Kurdiſtan, fanden wir zwar die Bergabhänge rauher und wilder, aber dennoch Spuren einer zunehmenden Betriebſamkeit der Bewohner und eines Wohlſtandes, welcher davon die Folge war. Die Dörfer wurden zahlreicher, die Häuſer drängten ſich näher zuſammen, wie in den georgiſchen Dörfern am Kaukaſus. Die Häuſer ſind in der Regel an den Abhang der Berge gebaut, die ſich aus dem Schooße reicher Thäler erheben. Lehm oder Steine, je nach den Umſtänden, bilden die Wände der Häuſer, und der Grund derſelben iſt in das tiefe Thonlager des Berges gebaut. Die Dächer ſind flach und jedes mit einer kleinen runden Oeffnung verſehen, durch welche Licht einfällt, wenn die Hausthüre verſchloſſen iſt. Jede Hütte hat ihren bequemen Herd, um welchen herum die ganze Familie in der kältern Jahreszeit ſich ſammelt, um ſich zu unterhalten, meiſtens mit den alterthümlich gehaltenen und vererbten Hiſtorien von den tapfern Thaten der alten Kurden, ihrer Vorfahren. Saladin, der Löwe von Kurdiſtan, ſpielt eine Hauptrolle in ihren Geſchichten, Sagen und Liedern.

Vor dieſen kleinen Wohnungen findet man in der Regel eine viereckige Einhegung mit niedrigen Mauern oder einem Zaun aus Flechtwerk umgeben. Dieſe Umfriedung wird jede Nacht geſchloſſen, nachdem ſie alle vierfüßigen Thiere der Gemeinde aufgenommen hat. Zum Betrieb der Landwirthſchaft hat man Ochſen, und zum Fortſchaffen der Laſten Eſel. Den letztern wird der Packſattel weder am Tage noch des Nachts vom Rücken genommen. In den vielen, äußerſt engen und gewundenen Thälern von Kurdiſtan leiſten dieſe bedeutſamen Thiere gute Dienſte.

Nachdem wir das Dörflein Kunamaſſi, wo wir uns gleichfalls aller Gaſtfreundſchaft zu erfreuen gehabt, verlaſſen hatten,

Digitized by Google

gelangten wir in ein von krystallklaren Waldbächen bewässertes, fruchtbares Thal, das weit hinauf an den Bergwänden mit Weinstöcken bepflanzt war. Aber diese liebliche Landschaft machte bald einer wilden und rauhen Platz, denn unser Weg zog sich plötzlich an der Seite eines fast senkrechten Berges hinauf, der oben fruchtbare Felsmassen, unten einen schwarzen, grauenvollen Abgrund darbot, aus dessen Tiefe wir das dumpfe Brausen des kurdischen Bergstromes Karachoran vernahmen. Die Gefahren dieses Abgrundes zur Linken wurden noch vermehrt durch den schmalen Fußpfad, der sich längs der Bergwand hinaufzog. Nur einzeln konnten unsere Thiere auf diesem Pfad emporklimmen, und die Furcht, welche mich unter ähnlichen Umständen am Kaukasus ergriffen hatte, andern Reisenden zu begegnen, ehe der Pfad breiter und sicherer geworden war, befiel mich hier von neuem.

Wir hatten bereits anderthalb englische Meilen auf diesem gefährlichen Wege zurückgelegt, als uns mit einemmal die Aussicht auf ein zauberisch schönes, herrliches Thal zu Theil wurde, so daß ich einen Augenblick die schwindelnde Höhe vergaß, von welcher ich hinabsah. Es war in der That und ohne Ausnahme das schönste, lieblichste Gemälde von romantischer, ländlicher Schönheit, welches ich seit meinem Aufenthalt im Morgenlande genossen hatte. Das ganze Thal schien aus Feld und Gaelen zu bestehen, war dicht besäet mit schattigen Dörfern und durchschnitten von dem Karachoran und seinen vielen kleinen Nebenflüssen. Dieser üppige Landstrich bildet den kleinen District Mahot und hat seinen Namen von dem Hauptdorfe gleichen Namens empfangen. Im Zickzack führte der steile, felsige und schwierige Weg in dieses Gebirgsparadies hinab, aber die Aussicht auf das, was uns unten erwartete, schien unsere Thiere wie uns selbst einzuladen, und wir schritten mit Lust, obschon sehr vorsichtig, vorwärts. Bald erreichten wir das linke Ufer des Flusses, wo wir anhielten, um unser Vieh zu tränken und eine Weile ausruhen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben eines Franzosen aus Moka.

(Journal des Débats vom 1 Januar.)

Angelangt am letzten Stapelplatze des rothen Meeres und im Begriff die Landschaft Abel zu bereisen, glaube ich Ihnen einen Ueberblick über den Verkehr am rothen Meere und die politische Stellung, in der sich Arabiens Küsten befinden, geben zu müssen.

Die drei Handelspunkte, die auf der Ostküste des rothen Meeres liegen, sind Dschedda, Hodeida und Moka. Die erstere dieser Städte hat eine Bevölkerung von 15 bis 18,000 Seelen, und sieht — in Folge der Nachbarschaft der heiligen Städte — den größten Theil frommer Pilger, die der Islam jährlich zum Grabe des Propheten ruft, in seinem Hafen landen. Dieser Umstand erhebt Dschedda zum ersten Einfuhrplatz Arabiens. Die indischen Schiffe, auf denen die Pilgrime ankommen, sind mit Rohzucker, Reis, Spezereien, gedruckten Baumwollzeugen, weißem Kattun, schweren Seidenstoffen, Messerschmied- und Glaswaaren beladen. Eingezogenen Nachrichten zufolge scheint es, daß in Dschedda jährlich aus Java und dem bengalischen Meerbusen 3 bis 6000 Centner Zucker ankommen. Während meiner Anwesenheit wurden 50 Kilogramme der ersten Sorte für 9½ Talari (den Talara zu 5 Fr. 20 Cent.), der zweiten Sorte für 7 und der dritten für 5½ verkauft. Außerdem aber kamen noch 12 Proc. für den Zoll hinzu. Herkömmlich rechnet der Käufer von 50 Kilogrammen 10 als Tara weg.

Obgleich der Verbrauch des Reis sich, seit Mehemed Ali seine Truppen aus Arabien zog, sehr verminderte, so kommen doch noch jährlich 100,000 Säcke, jeder beiläufig 150 Kilogramme wiegend, der Sack zu 3 Talari im Werth gerechnet, in Dschedda an. Die Baumwollzeuge, so wie einige Sorten von Seidenwaaren, die aus China über Indien kommen, verwenden die Araber zu ihrer Bekleidung. Dschedda bezieht jährlich für 1 Million Talari (5,200,000 Franken) Baumwollenwaaren, von denen der größere Theil gedruckt ist, schmal oder breit gestreift sind die von den Arabern am meisten gesuchten Dessins. Diese Stoffe werden in Indien gefertigt.

Messerschmied- und Glaswaaren haben den wenigsten Werth, es sind dieß die größern Waaren, welche Deutschland über Triest nach dem Orient sendet. Perser, welche die heiligen Orte besuchen, bringen aus ihrem Lande Teppiche nach Dschedda. Ich glaube die Zahl dieser auf die Märkte des wüsten und glücklichen Arabiens kommenden persischen Teppiche auf 300 anschlagen zu dürfen. Sie sind von verschiedener Größe und Qualität. Die größten messen im Allgemeinen 4 Metres in der Länge und 3 in der Breite, die kleinsten 2 in der Länge und 1½ in der Breite. Nach Maaßgabe der Qualität wechselt der Preis von 5 bis 50 Talari (von 26 bis zu 270 Fr.). Sehr irren würde man sich, wenn man die Araber für eine in ihrem Geschmack, ihren Eigenschaften und Gewohnheiten gleichförmige Race halten wollte, wenn man z. B. den Bewohnern aller Gegenden der arabischen Halbinsel die Faulheit, welche den den westlichen Theil bewohnenden Stämmen eigen ist, oder den fanatischen und kriegerischen Sinn der Bevölkerung des Innern beilegen wollte — dieß hieße den Handelsgeist einer bedeutenden Anzahl derselben mißkennen. Jene, welche dem Handel sich hingeben, entwickeln so viele Thätigkeit und Gewandtheit, daß sie sich oft bedeutenden Reichthum erwerben. Der größere Theil dieser Handelsleute gehört nicht der Bevölkerung des Küstenlandes an, sie sind in der Regel Landbesitzer des Binnenlandes, die nur den Zweck haben ihr Vermögen durch Handel zu vergrößern. Bisweilen entsenden sie Karawanen, beladen mit ausländischen Waaren, ins Innere, bisweilen aber, wenn sie geeigneten Orts Landesproducte aufgekauft haben, sammeln sie selbige und lassen sie in die Küstenstädte, die Stapelplätze der Ausfuhr, schaffen.

Es wäre schwer zu sagen, über welche Capitalien sie verfügen können, indem ihre einfache und spärliche Lebensweise ihr Vermögen völlig verschleiert. Die Zahl dieser Handelsleute an der Ostküste des rothen Meeres mag sich auf 6000 belaufen.

In Betreff der Religion sind die arabischen Kaufleute sehr tolerant. Ihr hervorstechendster Fehler, den sie mit allen ihren Landsleuten gemein haben und vor dem man sich besonders bei Geschäften hüten muß, ist ihre Fertigkeit im Lügen. Treu und Glauben ist bei ihnen nicht zu finden, auch machen ihnen die gröbsten Betrügereien nicht den geringsten Gewissensscrupel. Der Handel mit dem Auslande wird in Dschedda, so wie in den andern wichtigen Punkten des rothen Meeres durch indische Handelsleute, bekannt unter dem Namen Banianen, getrieben. In Dschedda,

Digitized by Google

Oleia, Hodeida und Moka gibt es deren ungefähr 400. Ihre Operationen überschreiten den Kreis der Seehäfen nicht, sie geben sich auch nie mit dem Binnenhandel ab, indem diese Geschäfte ausschließlich den eingeborenen Kaufleuten angehören. Dagegen aber sind die Banianen heutzutage Herren des Seehandels am rothen Meere.

(Schluß folgt.)

Die Mönchsbrüderschaften in Buchara.

(Schluß.)

Diese Zusammenkunft besteht darin, daß sie sich im Kreise herumsetzen und in ihrem Innern, bei geschlossenen Augen, möglichst oft das Wort „Allah" wiederholen. Der Pir sucht zugleich mit seinem innern Auge die Herzen aller Anwesenden zu durchschauen, und die guten unter ihnen wissen es sogleich, wenn sein Auge auf ihrem Herzen haften bleibt, denn es wird dann, wie sie sagen, dem Herzen ungewöhnlich warm und angenehm; die trägen und schlecht vorbereiteten Herzen aber wissen dieß nicht, und dann erscheint ihnen der Pir bei Nacht im Traum; verstehen sie ihn auch dann noch nicht, so ertheilt er ihnen mündlich einen Verweis, aber im Geheimen. In diesen schweigsamen Versammlungen wird nun der Neuaufgenommene erzogen, und diese Erziehung hat fünf Stufen, die er durchlaufen muß, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen; die erste besteht darin, daß sie das Auge dem Herzen zuwenden und in demselben das Wort „Allah" hervorbringen; dieß heißt makami kalb; *) die zweite besteht darin, daß sie die Augen schließen und sie auf denjenigen Theil der Brust wenden, der unter der Herzgrube liegt, und dann so oft wie möglich dasselbe Wort wiederholen; dieß heißt makami ssyr; *) die dritte ist das innere Anschauen der Leber und die Wiederholung des Wortes „Allah" durch dieselbe; dieß heißt makami sikr; *) die vierte, makami ruch, *) besteht in fortdauerndem Hinblicken, obwohl mit geschlossenen Augen, auf die äußere Fläche der Hirnschale, wobei durch dieselbe wo möglich noch schneller als durch die andern Theile der Name Gottes wiederholt werden muß; die fünfte und schwierigste ist die Wiederholung der Worte: la illahi ill'allah durch alle benannten Körpertheile, von dem Herzen angefangen, welches in diesem Fall blaß das Wort „la" auszusprechen hat, während das Gehirn mit dem Wort „allah" schließen muß; je schneller diese Wanderung des Blickes und das Aussprechen der Worte vor sich geht, desto vollkommener ist der Schüler. *) Man darf nicht glauben, daß sie sich schnell daran gewöhnen, aber nach Maaßgabe, als die Fähigkeiten des Neuaufgenommenen sich entwickeln, schreibt der Pir ihm vor: 1) die Gebete tachudschut zu lesen, d. h. das Gebet, welches man im letzten Drittheil der Nacht, bis zum Anfang der Morgenröthe, lesen soll, und dieß besteht aus 12 Abtheilungen. 2) Jedesmal nach dem Lesen der Sure fatiha die Sure Jasin **) vierzigmal zu wiederholen. 3) Die Augen zu schließen, ins Herz zu blicken und so oft wie möglich den Namen „Allah" auszusprechen. 4) Nichts zu spät zu thun, daß sie mit der Morgenröthe im Chanak erscheinen können. 5) Wenn sie um 10 Uhr aus dem Chanak gehen, die Gebete Ischrak zu lesen, welche aus vier Abtheilungen bestehen; nach der ersten aber muß die Sure Schams, *) nach der zweiten die Sure Leil, *) nach der dritten die Sure Sucha, *) nach der vierten die Sure Alaimi Naschrach *) gelesen werden; außerdem aber muß er im Laufe des Tages tausendmal das Lob Mohammeds wiederholen. †) 6) Bis zum mittäglichen Gebet muß er vier Abtheilungen des Gebets Sucha lesen; es ist aber gleichgültig, welches Capitel des Korans er nach der Fatiha (ersten Sure) liest. 7) Nach dem Abendgebet muß er vier Abtheilungen des Gebets Ajabin lesen, und endlich 8) nach dem Gebet Chuftan, d. h. dem Gebet vor dem Schlaf, vier Abtheilungen des Gebets Sunnät. Aber auch der, welcher ohne Hungers zu sterben und ohne vom Verstande zu kommen, alle die oben beschriebenen Vorschriften erfüllt, ist dadurch noch nicht der Ehre würdig ein Ischan zu seyn, es bleibt noch eine, aber eine wichtige Probe über, seine nahe Verbindung mit Gott zu zeigen, indem er Jemand durch sein Gebet von Krankheit oder Kinderlosigkeit befreit. Erst wenn er aus dieser letzten Prüfung mit Ehre hervorgeht, erhält er das Diplom eines Ischan.

So weit geht der Fanatismus und die Unwissenheit, und dieß wird in Buchara um so gefährlicher, als hier diese Faullenzer in allgemeiner Achtung stehen, und selbst der jetzige Emir, der sonst nicht sonderlich gern auf fremden Rath hört, zu den angesehensten Ischans sich begibt, um ihren Rath einzuholen. In Buchara war zur Zeit meines Aufenthalts einer besonders angesehen; diesem wurde es um so leichter, die Augen geschlossen zu halten, als er blind war, und er konnte, ohne Athem zu schöpfen, dreitausendmal sein „Allah" aussprechen, wodurch endlich das Schnauben seiner Nasslöcher so heiß wurde, daß ein Mulla mich in allem Ernst versicherte, daß eine Feder, die man an dieß Riechorgan gebracht, sich entzündet habe!

Einen minder schädlichen, dafür aber weit verbreiteten Stand bilden die Kalenders, dasselbe, was die Derwische in andern muslemitischen Ländern sind; ihnen sind von Seite der Regierung rings um alle Städte des Chanats her Wohnungen angewiesen. In der Stadt Buchara sind ihnen zwei Tage festgesetzt, um Almosen zu sammeln, nämlich der Donnerstag und Sonntag. An diesen Tagen ziehen sie in den Straßen umher, halten die Vorübergehenden an, fordern mit wildem Geschrei Geschenke, singen geistliche Lieder, zeigen aus Holz geschnitzte und bemalte Pläne von Mekka und Medina, Abbildungen der Strafen der Sünder in der Hölle u. s. w. Die Hauptregel ihrer Brüderschaft ist, nicht zu heurathen und nicht mehr Geld bei sich zu behalten, als zur Lebensfristung nothwendig ist; indeß versicherte man mich, daß diese frommen Mönche es für keine Sünde halten, die friedlichen Gaben durch gewaltsame Erpressungen vollständig zu machen. Zur Aufsicht über das Haus und die darin wohnenden Kalenders wählt der Emir aus ihrer Mitte den Verständigsten aus und macht ihn zum Haupt der übrigen. Sie tragen keine Turbans, sondern bedecken den Kopf mit spitzigen Kaipaks. Ihre Kleidung ist immer zerrissen; viele von ihnen, und namentlich die Anführer ihrer Banden, bedecken sich des größern Effects wegen mit einem Pantherfell.

*) Diese Schilderung eines religiösen Unsinns, der seinesgleichen sucht, ist nicht ganz klar, wir haben sie indeß wörtlich gegeben; für diejenigen, welche die Sache mehr interessirt, als ein bloßes Curiosum, bemerken wir noch, daß kalb das Herz, sirr der Wunsch, sikr das Gedächtniß, auch das Hersagen des Korans, und ruch der Geist bedeutet. A. d. U.

**) Die Sure fatiha ist das erste Capitel des Koran, das als allgemeines Gebet gilt; die Sure Jasin ist die 36ste in der Reihe, und ist wohl nur darum so beliebt, weil sie mit zwei mystischen, noch nicht erklärten Buchstaben beginnt. A. d. U.

*) Dieß sind, wenn wir nicht irren, die 91 bis 96 Suren. A. d. U.

†) Damit ist wohl die Formel gemeint: sall'allah alaihi we sallama (Gott möge ihn segnen und beglücken), welche in den arabischen Schriften gewöhnlich nur mit vier Buchstaben zur Abkürzung angedeutet ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1843.

Schweden unter Carl XIV Johann

von Fr. Schmidt.

Dieß vor einigen Monaten im Verlag bei Winter in Heidelberg erschienene Werk sollte das 25jährige Regierungsjubiläum Carls XIV Johann verherrlichen, und ist auch von Anfang bis zu Ende ein Panegyrikus, wie ihrer kürzere und längere seit 15 Jahren gar viele in Deutschland erschienen sind. Der Fehler des vorliegenden, wie so vieler ähnlichen Bücher ist, daß sie zu viel beweisen sollen, und eben darum gar nichts beweisen; so hat auch sicherm Vernehmen zufolge das Buch in Schweden selbst einen sichtlich unangenehmen und ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Daß Carl XIV Johann seine Verdienste um Schweden hat, das läugnet gewiß kein Billiger, wie ihm auch Niemand wohlwollende Gesinnungen absprechen wird, und daß diese Ansicht in Schweden selbst ziemlich herrschend ist, zeigt sich auch in dem Umstand, daß viele, sehr viele angesehene und einflußreiche Personen die Bestrebungen der Opposition nicht unterstützen, um nicht die letzten Tage des alten Königs zu trüben. Darum aber billigen sie keineswegs durchaus den Geist seiner Regierung, und noch weit weniger sind sie entschiedene Vertheidiger aller in seinem Namen ergriffenen Maaßregeln. Schweden ist nach außen und nach innen in einer höchst schwierigen Lage, und das Gefühl derselben erzeugt eine Heftigkeit der Opposition, die man gar gern anklagt, ohne zu erwägen oder zugestehen zu wollen, in wie vielen Punkten sie Recht hat. Seit 120 Jahren muß Schweden vor dem gewaltigen Rußland immer weiter zurückweichen, und begehrlich streckt letzteres seine Hände nach mehrern Theilen des ihm so wohl gelegenen Landes aus: die Finnmarken mit den großen Fjords sind einer der ersten Gegenstände seiner Wünsche, weil es auf diesem Wege in eine viel regere Verbindung mit dem atlantischen Meere kommt, als ihm bis jetzt offen stand. Was Rußland in dieser Zeit des Friedens nicht durch Waffengewalt erreichen kann, das soll durch geheimen Einfluß erreicht werden, und in Schweden spalten sich die Parteien, abgesehen von den innern Streitgegenständen, in eine russische und antirussische Partei, was freilich nicht geeignet ist, die Gemüther zu versöhnen. Dem Adel wird ganz ungescheut vorgeworfen, er suche sich in seinen Vorrechten durch russische Hülfe zu erhalten, und dieser Vorwurf, in seiner Allgemeinheit durchaus ungerecht, ist eine brennende Wunde im Innern des Staats, der man durch die damalen Klagen über die Zügellosigkeit der Presse keinen Balsam auflegt.

Das fressende Uebel Schwedens ist der zahlreiche Beamtenstand, welcher auf dem armen Lande lastet, ein kostspieliges Heerwesen, das der Verfasser der vorliegenden Schrift doch selbst nicht umhin kann veraltet zu nennen, und eine ebenso kostspielige und in ihrer jetzigen Beschaffenheit ziemlich unnütze Flotte. Diese drei Gegenstände, aufrecht erhalten in ihrem jetzigen Bestande, um einen arm gewordenen Adel zu unterstützen, äußern auch insofern einen schlimmen Einfluß, als man dem Adel nicht mit Unrecht Schuld gibt, er benütze seine politische Stellung als erstes Reichsstand, um seine pecuniären Vortheile im Dienste des Staates zu behaupten. Man findet, daß die Verwaltung unglaublich verwickelt ist, daß das kleine stehende Heer einem Nachbar wie Rußland gegenüber nicht ausreicht und doch ungeheure Summen verschlingt, und daß die Linienflotte eben so wenig im Stande ist der russischen Flotte Widerstand zu leisten, während die so nothwendige als nützliche Scheerenflotte über der vornehmen Linienflotte vernachlässigt wird. So kann alles eine günstige Außenseite zeigen, die Verwaltung kann geordnet, das kleine Heer tüchtig und schlagfertig, die Linienflotte sehr brauchbar seyn, aber dennoch erhebt sich die Stimme des aufgeklärteren Theils der Nation lebhaft gegen diese drei Hauptzweige der Staatsverwaltung.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in Schweden ein nicht geringer Theil des güterbesitzenden Adels, namentlich im Süden, stark darauf denkt, seine Sache von der des verarmten, nur vom Staatsdienst lebenden Adels zu trennen, und diesem unläugbaren Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß auf dem letzten Reichstag im Ritterstande der Antrag zur Aufhebung des Selbstrepräsentationsrechts des Adels durchging. Man hat bekanntlich dieß Selbstrepräsentationsrecht des Adels mit dem liberum Veto der polnischen Reichstage verglichen und allerlei ungünstige Betrachtungen angestellt, die darauf hinausliefen,

Digitized by Google

daß Schweden ein ähnliches Schicksal wie Polen drohen könne, wenn dieß verderbliche Recht länger beibehalten würde. Die Abneigung der Nation gegen die Russen hat diese allerdings hinkende Vergleichung erfunden, aber sie hat in Schweden nichtsdestoweniger auf die öffentliche Meinung eingewirkt, und das bisherige Adelsvorrecht wird sich von dem auf dem letzten Reichstag erlittenen Schlage wohl nicht wieder erholen.*)

Von diesen Zerwürfnissen erfährt man in dem ganzen Buche so gut wie nichts, und es scheint, als ob ein solches Buch, wie Laings Werk über Schweden, gar nie existirt hätte. Es heißt der öffentlichen Leichtgläubigkeit etwas viel zugemuthet, wenn man die vielfachen Aeußerungen des Mißvergnügens, die sich namentlich seit den letzten zehn Jahren kund gaben, ohne weiteres auf Rechnung der Böswilligkeit schreiben will. Ueberhaupt ist nichts leichter, als Einzelnen selbstsüchtige Absichten zuzuschreiben, und dadurch die Sache, welche diese Einzelnen vertheidigen, zu verdächtigen; dieser alte Kunstgriff wurde auch hier in bedeutendem Maaße geübt, und es wäre nichts leichter als denselben zurückzugeben. Man darf nur Laings Werk gelesen haben, um zu wissen, wie der standhafte Vorfechter des Bürgerstandes, Hr. Petré, vom Hofe behandelt wurde; seine spätere Opposition aber verletzter Eitelkeit zuzuschreiben, ist völlig lächerlich, denn er kann mit demselben Recht sagen, daß er seinen früheren Ansichten getreu geblieben sey, und wenn die erlittenen Mißhandlungen, welche nicht nur er, sondern seine Collegen in gleichem Maaße, fühlten, ihrer spätern Opposition eine größere Bitterkeit gaben, so ist dieß nicht mehr als menschlich, und es ist thöricht, auf der einen Seite zu verlangen, daß man alles mit stoischem Gleichmuth hinnehme, während die krankhafte Empfindlichkeit der andern auf jede Weise entschuldigt und als herkömmliches Recht vertheidigt wird.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um die Haltung eines Werks, wie das Obige, zu bezeichnen, und über seinen Werth in historischer Beziehung zu entscheiden. Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier dem Verfasser in die Einzelnheiten über Gesetzgebung, Armee, Marine, Finanzen, Ackerbau, Forstwesen, Bergwerke, Manufacturen, Handel und Schifffahrt, was alles in einzelnen Capiteln auf hundert weitschichtig gedruckten Seiten abgehandelt wird, zu folgen, und wir behalten uns nur vor, einen einzelnen Artikel, auf den der Verfasser ein besonderes Gewicht legt, zu behandeln; bevor wir dieß thun, können wir indeß nicht umhin, auf einen besondern Umstand, der dem politischen Takt der schwedischen Regierung, und den historischen Ansichten des Verfassers gleich wenig zur Ehre gereicht, aufmerksam zu machen. In dem Anhange über den Zustand der norwegischen Finanzen ist von der Constitution von Eidsvold die Rede, die der jetzige König von Dänemark, der damalige Kronprinz, im J. 1814 Norwegen gewährte, allerdings nicht ganz mit seinem Willen, sondern gezwungen durch die Norweger selbst, und wohl in der Absicht, seinem Intestaterben eine schlimme Erbschaft zu hinterlassen. In Bezug auf diese Constitution heißt es nun (p. 344): „Erzeugt durch die Gewalt der Umstände hätte sie nur eine ephemere Dauer gehabt ohne die edle Begeisterung des Prinzen, gegen dessen Entwürfe sich die norwegische Insurrection gebildet hatte. In der That hätte er durch seine Verbündeten unterstützt werden können, um die Bedingungen zu dictiren; dennoch nahm er die norwegische Constitution an, belebt von der Hoffnung, durch brüderliche Bande die zwei Völker Skandinaviens zu vereinen. ... Man kann die Folgen nicht berechnen, welche aus diesen Ereignissen hervorgehen werden für Norwegen insbesondere, wie für den ganzen Norden." Was die Unterstützung durch die Verbündeten betrifft, so hatten diese damals andere Dinge zu thun, als Hülfstruppen nach Norwegen zu senden, und über die freiwillige Annahme der Constitution erzählen die Norweger ganz andere Dinge. Allerdings ist die norwegische Constitution ein folgenschweres Ereigniß für ganz Skandinavien, denn sie wirkt als politisches Ferment fort gegen Schwedens und Dänemarks politische Institutionen; was ist aber von Seite Schwedens geschehen, um die Kluft, welche immer noch die beiden Reiche, Schweden und Norwegen, trennt, auszufüllen? Darauf mögen die Verhandlungen des letzten schwedischen Reichstags, so wie so ziemlich alle Storthinge Norwegens Auskunft geben. Während man den veralteten Einrichtungen Schwedens nicht einen Fingerbreit opfern wollte, hat man sich fortwährend bemüht, an der durch die Constitution von Eidsvold gewährten Freiheit zu mackeln, und dadurch eine gereizte Stimmung diesseits und jenseits Dovrefield erzeugt, die nur nachtheilig auf den Zustand beider Länder, namentlich Schwedens, wirken kann.

(Schluß folgt.)

*) Jene Entscheidung des Ritterstandes, welche das ganze jetzige Repräsentationswesen umstößt, ist hier um so mehr geltend zu machen, als der Verfasser der vorliegenden Schrift (p. 171) die Reform des Staatsgrundgesetzes bloß eine „fixe Idee" der Opposition nennt. Auf dem letzten Reichstag war der Bauerstand und Bürgerstand im Ausschuß einstimmig für eine Veränderung der Verfassung, und eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern des Priester- und Adelstandes war gleichfalls dafür, so daß ein Entwurf zu einer Verfassung, in manchen Zweigen ähnlich der norwegischen, zum Vorschein kam; es heißt doch die Anmaßung etwas weit treiben, wenn man eine solche Uebereinstimmung der angesehensten Männer aller vier Stände des Reichs mit einem vornehmen Achselzucken als eine fixe Idee abmachen zu können meint.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

4. Kurdistan.

(Schluß.)

Diese kurze Rast gab mir Gelegenheit, eine sehr merkwürdige Brücke aus Weidengeflecht, welche hier über den Fluß führte, zu untersuchen. In den obern Theil der Pfeiler waren hölzerne Arme eingefügt, die dem elastischen Pfad über ihnen größere Stärke und Festigkeit verliehen. Die Höhe dieser so merkwürdigen Brücke beträgt, vom Wasserspiegel an gerechnet, dreißig Fuß. Wegen der schwachen Materialien, aus welchen die Superstructur der Brücke besteht, kann sie nur Fußgängern oder sehr leicht beladenen Eseln zum Uebergang dienen,

Digitized by Google

und wird, so lange man den Fluß durchwaten kann, gar nicht benutzt. Ich stieg ab, und passirte die Brücke aus Neugierde, fand aber diesen biegsamen und gebrechlichen Pfad nichts weniger als behaglich. Meine Leute setzten durch den Fluß, und während wir alsdann den schönen wellenförmigen Hügel und das Thal durchzogen, welches wir von der Höhe herab überblickt hatten, bot uns jeder Schritt einige neue und anmuthige Schönheiten in dieser malerischen Landschaft dar. Nach allen Seiten hin war der Boden in Cultur genommen, und hie und da erhoben sich schöne Eichen, von denen einige eine ansehnliche Größe erlangt hatten. Der Weg war gut und ein einstündiger Ritt brachte uns zum Hauptdorfe Mahot. Einige Schritte weiter war das Thal zu Ende und wir hatten eine neue Bergkette zu ersteigen. Dieß geschah in nordöstlicher Richtung und nachdem sich der Weg über eine Stunde lang an den Wänden bis zum Gipfel emporgezogen hatte, senkte er sich wieder. Fast allenthalben bemerkten wir eine reiche, üppige Vegetation. Wir passirten das kleine Dorf Jagera, welches mitten in einem Eichenwalde liegt; aber weiter hinab kamen wir in eine mächtige Schlucht, welche von überhangenden Felsen fast in eine Höhle verwandelt wurde. Wir erreichten endlich ein enges Thal von ovaler Gestalt, das von mehreren riesenhohen und fast senkrechten Bergen gebildet wurde. Derjenige, welcher uns gegenüber lag, als wir aus der düstern Schlucht hervortraten, hieß der Tahite, und unmittelbar über seinem schauerlich hohen Gipfel, aber in einiger Entfernung, sahen wir das bleiche Haupt eines zweiten Berges zwischen dunkeln Wolken hervorragen. Er führt den Namen Daru, und bildet eine Lieblingspartie der verwegenen Kurden. Die schattigen Gebirgszüge der Höhen des Bilbos erstreckten sich weit nach Nordwesten. Ein Fluß, welcher in den nach Osten gelegenen Bergen entspringt, fließt durch dieses ovale Thal, und nachdem er die Gewässer des Karachoran nicht weit vom Fuße des Tahite aufgenommen hat, führt er den Namen dieses Berges, setzt seinen Lauf in westlicher Richtung durch die herrliche, prachtvolle Berglandschaft fort, und bezeichnet endlich die südliche Gränze des persischen Einflusses über Kurdistan. Wo dieser aufhört, ergießt sich dieser schöne Fluß, gleich einer Schildwache, die ihren Posten verlassen kann, in den Zabstrom.

Die Schwierigkeiten des Darupasses lassen sich kaum mit Worten schildern. Wir hatten bereits zwei Stunden das mühsamste Klettern fortgesetzt, bis wir das altkurdische Dorf Baytusch, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten, zu Gesicht bekamen, und als wir es endlich entdeckten, nahm es sich aus wie ein kleines Gibraltar, indem es auf einen hohen Felskamm gebaut war. Ich sandte ohne Verzug meinen kurdischen Mihmandar ab, um dem Statthalter dieses Districts, einem eingebornen Häuptling, meine Ankunft melden zu lassen; und die Nachricht, daß ein Franke eintreffe, ein in solchen entfernten und hohen Regionen ganz fremdes, merkwürdiges Wesen, versammelte bald die ganze Bevölkerung, um das Wunder anzuschauen. Die Bewohner von 500 Häusern, Männer, Weiber und Kinder, standen alle in Reihen auf den Dächern und Mauern, um ihn beim Vorüberziehen zu erblicken. Die hohe Wohnung des Häuptlings glich einem Castell; sie war auf den Rand eines senkrechten Felsens gebaut, welcher die Aussicht über die ganze, in der Tiefe gelegene Landschaft beherrschte.

Mahmud Bey, der wackere Kurdenhäuptling, kam aus seinem Hause um mich zu empfangen, und führte mich hinauf in seine luftige Burg, wo er mich mit Artigkeit willkommen hieß. Er stellte alles in seiner Behausung zu meiner Verfügung, und gab mir noch zwölf düster blickende, aber dienstfertige Kurden in vollständiger Bewaffnung, die meines Winkes gewärtig waren. Ich und mein Gefolge erhielten besondere Zimmer. Den nächsten Morgen erstieg ich in Gesellschaft meines trefflichen Wirthes den erhabenen Darugipfel. Bis an die Gränze des benachbarten Bergdistricts geleitete mich Mahmuds Sohn, ein lieber, munterer, aufgeweckter Junge.

Ueber die Bildung der englischen Sprache.

Das Athenäum vom 25 Februar enthält eine kurze Anzeige und Recension eines Werks, betitelt: a dictionary of derivations, von Sullivan, aus welcher wie über die Bildung der englischen Sprache aus dem Angelsächsischen durch den Einfluß des Normannisch-Französischen Nachstehendes ausheben: „Die Sprachscheide zwischen den französischen Normannen und den eingebornen Sachsen konnte nicht lange dauern, da der häufiger werdende Verkehr das Bedürfniß einer gemeinsamen Sprache allen fühlbar machte. Man hat behauptet, die englische Sprache sey das Werk von Fremden, die, in ihrem Bestreben das Sächsische zu sprechen, es mit den Worten ihrer eigenen Sprache mischten, und solche durch die Einführung ihrer grammatikalischen Formen umwandelten, mit andern Worten, die Normannen sollen das Sächsische ins Englische umgewandelt haben. Der Hauptbeweis, den man dafür anführt, besteht darin, daß die englische Sprache die alten Beugungen der deutschen allen ließ, und sich nach französischer Weise der Partikeln und Hülfswörter bediente, was nicht aus dem Munde der Sachsen hervorgehen konnte. Das Englische hat allerdings sehr wenige Beugungen beibehalten, aber auch das ungemischte Sächsische des 11ten und 12ten Jahrhunderts hatte bereits Partikeln und Hülfswörter statt der Beugungen in weitem Umfang angenommen, wie denn solche den meisten europäischen Dialekten jener Zeit und keineswegs bloß dem Normannisch-Französischen eigen waren. Auf der andern Seite muß man aber auf den innern Beweis, den die Sprache selbst liefert, am meisten achten: noch jetzt finden wir, daß Gegenstände des tagtäglichen Lebens durch ächt sächsische Worte ausgedrückt werden, während Worte französischen Ursprungs fast sämmtlich abstracte, oder selten vorkommende Gegenstände, oder auch solche bezeichnen, die, wie Krieg und Rechtswesen, die obern oder normannischen Classen vorzugsweise beschäftigten. Zahllos sind die Fälle, wo Worte französischen Ursprungs in sächsischer Form erscheinen, während es nicht leicht seyn möchte ein einziges Beispiel vom Gegentheil anzuführen; so ging das Wort batayl in battle, partye in part, verament in verily über. Auch ergibt sich aus der Geschichte, daß die englische Sprache gebildet war, und das reine, unvermischte Sächsische außer Gebrauch kam, ehe die obern Classen französisch zu sprechen aufhörten; sie haben das Französische nicht corrumpirt, sie haben ganz unterlassen es zu sprechen. Die englischen Schriftsteller vor Chaucer schrieben, mit Ausnahme derjenigen Gegenstände, die durchaus für das gemeine Volk waren,

Digitized by Google

französisch ganz wie ihre Nachbarn auf dem Continent, während Englisch, — als unterschieden von dem reinen Sächsisch, — ein Jahrhundert vorher gesprochen und verstanden wurde. Die englische Sprache entstand und bildete sich während des 13ten Jahrhunderts, denn wenn wir Layamon von Ernleye, der gegen das Ende der Regierung Heinrichs II († 1189) schrieb, mit Robert Glouceſtre vergleichen, der unter Edward I († 1307) lebte, so finden wir, daß der erste ein ungemischtes, wenn auch sehr barbarisches Sächsisch, der letztere aber eine Sprache schrieb, die auch der neuere Leser ohne sonderliche Mühe verstehen kann."

Chronik der Reisen.

Schreiben eines Franzosen aus Mokka.

(Schluß.)

Seit Arabien von den Truppen des Mehemed Ali geräumt wurde, gehorcht Dschedda den Befehlen eines Pascha's, Namens Osman, der seine Investitur von der Pforte erhielt. Dieser Pascha ergriff keine Maaßregeln, die geeignet gewesen wären, die Handelsquellen des wüsten Arabiens zu entwickeln; er folgt nur seinen Launen, und wendet die unerlaubtesten Mittel an, um seine Reichthümer zu vermehren.

Hodeida und Mokka sind die zwei Häfen, aus welchen Yemens Produkte ihren Ausgang finden. Die wichtigsten dieser Erzeugnisse sind Kaffee, arabisches Gummi, Sennesblätter, Krapp, Soda, Räucherwerk und Ochsenhäute. Die aus Indien in Hodeida und Mokka eingeführten Waaren sind dieselben, welche Dschedda bezieht, nur langen sie in den letztgenannten zwei Häfen in geringerer Menge an. Selten nur gelangt aus Hodeida und Mokka ausgeführter Kaffee direct auf die europäischen Märkte. Er nimmt seinen Weg nach Indien, wo englische Häuser ihn nach Europa spediren. Jährlich kommen auch zwei bis drei amerikanische Schiffe ins rothe Meer, und versehen Nordamerika mit Kaffee aus Yemen.

Im Allgemeinen übersteigt der Werth der Einfuhr in Arabien über das rothe Meer jenen der Ausfuhr beträchtlich. Haben die Banianen ihre Specereien, ihren Zucker, ihre gedruckten und weißen Baumwollenwaaren, ihre Seidenstoffe, Messerschmied- und Glaswaaren verkauft, so senden sie Arabiens Naturerzeugnisse und große Summen Talari als den Erlös ihrer Waaren in die Heimath.

An und für sich betrachtet, bilden die Banianen am rothen Meere eine der sonderbarsten Handelsgesellschaften, die man sehen kann, man möchte sie eine auf den Handel angewendete religiöse Gemeinde nennen. Ursprünglich legt jeder von ihnen einen Einsatz in den Fonds, der ihn zu einem verhältnißmäßigen Antheil am allgemeinen Gewinn berechtigt; auch leben sie gemeinschaftlich. Die gesellschaftliche Organisation steht unter dem Gesetz der Vertheilung der Arbeit. Jedem Mitglied ist eine besondere Verrichtung, ein eigenes Geschäftsfach zugetheilt. Einige beschäftigen sich mit dem innern Haushalt, der bis zu den niedrigsten Arbeiten im Hauswesen sich erstreckt, wie z. B. die Besorgung der Zimmer und Bereitung der Nahrungsmittel. Von jenen, welchen die Besorgung der Handelsgeschäfte obliegt, leitet ein Theil die größern Operationen, macht Reisen, überwacht die Fischerei der Perlen, wovon sie das Monopol haben; ein anderer Theil, dem der Detailverkauf verkannt ist, setzt die Waaren theils im Bazar, theils in ihren Wohnungen ab, und zuletzt bestimmt eine geregelte Rangordnung die Vertheilung der Geschäfte unter den Mitgliedern. An der Spitze der Verbindung steht der Schatzmeister, hiezu durch die Glieder der Gesellschaft ernannt. In ihren Geschäften entwickeln die Banianen viele Gewandtheit, und ich möchte hinzufügen große Schlauheit, aber ihr sanfter und verträglicher Charakter macht sie bei den Eingeborenen beliebt. Sie beobachten streng ihre Religion bis zu den geringsten Uebungen herab. Der Geist des Wohlwollens, welchen dieser Cultus über alles Lebende verbreitet, verträgt sich mit dem Islam aufs beste. Mit Vergnügen sieht der Muslem wie der Banian die Thiere rücksichtsvoll behandelt, und z. B. Sammlungen für die Fütterung der zahlreichen herrenlosen Hunde sorgt. Sie scheinen in diesem Punkt günstig auf die Muslems einzuwirken. So konnte ich bemerken, daß die Einwohner Mokka's nie ihre Ochsen schlagen, einzig aus Achtung für die frommen Bedenklichkeiten ihrer indischen Gäste.

Seit meiner ersten Reise (1839) haben sich die Einkünfte der Douane keineswegs vermehrt. Die commerzielle Regsamkeit hat sich mit jener der Schifffahrt in gleichem Grade vermindert. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen sind im Jahre 1841 aus Dschedda 18 große Fahrzeuge, aus Hodeida 7, aus Mokka 9 ausgelaufen. Man kann sich übrigens nicht verhehlen, daß die politische Stellung des südlichen Arabiens der Entwicklung des Handels keineswegs günstig ist. Die Cultur des fruchtbaren Bodens Yemens wird nie aufblühen, so lange die Stämme, deren Eigenthum sie sind, durch blutige Eifersucht getrennt, der Willkür der kleinen Häuptlinge, deren Ehrgeiz weder Zaum noch Ruhe kennt, überlassen, sich nicht des Schutzes einer starken, Ehrfurcht gebietenden Macht zu erfreuen haben. Wünschenswerth wäre es gewesen, hätte Mehemed Ali seine Eroberungen im Innern Arabiens verfolgen können. Nur er wäre der Mann gewesen, mächtig genug, um etwas Ordnung in die heutzutage stärker als je herrschende Anarchie zu bringen. Der Imam von Sana, der mächtigste unter den Häuptlingen Yemens, wird nicht vermögen, alle die Elemente der Zwietracht, des Kriegs, der Räubereien, welche im südlichen Arabien gähren, zu bewältigen. Der Scherif Hussein, Gouverneur von Abia, Hodeida und Mokka, ergreift die gewaltthätigsten Mittel, den Kaufleuten, die von ihm abhängen, den letzten Thaler zu rauben. In Mokka und Hodeida läßt er reiche Kaufleute einen um den andern einsperren, von denen sich jeder mit 10 bis 30,000 Talari, je nach seinem Vermögen, ranzioniren muß. Daher kommt es, daß alle reichen Kaufleute jene Städte verlassen, so daß man heutzutage in ihren Straßen nur Unglückliche und zerlumpte Beduinen-Soldaten sieht, welche stehlen und jeden Augenblick die Fremden wie die übriggebliebenen Einwohner beleidigen. So bieten nun diese sonst so blühenden Orte jetzt das traurigste Bild menschlichen Elendes dar.

Bin ich so glücklich, gesund und wohl das Land Abel zu durchreisen, so wird mein erster Brief — wahrscheinlich aus Ankobar datirt — dieser Gegend gewidmet seyn. Außer meteorologischen Beobachtungen, die ich im Lande Abel sammeln werde, und die im Gebiete der Wissenschaft das Verdienst haben werden, die ersten aus einem bis jetzt ganz unbekannten Lande zu seyn, habe ich im Sinn genaue Nachrichten über die commerciellen Verbindungen, wie sie nach ihrem jetzigen Stande das afrikanische Binnenland mit dem rothen Meere verknüpfen, einzuziehen. Auch werde ich den See Aussa untersuchen, welcher nur 25 Stunden vom indischen Ocean entfernt ist, und sein Gewässer aus einem großen Flusse, Aouache (Hawasch) genannt, erhält. Im Innern des Königreichs Schoa sah ich bereits seine Quellen. Noch hat man keine Angaben über den Lauf dieses Flusses, der — wie ich hoffe — künftig für den Handel eine große, leichte und wohlfeile Wasserstraße abgeben wird.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteure Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1843.

Das alte Yucatan.*)

1. Geschichte.

Seit einigen Jahren richtet sich die Aufmerksamkeit immer mehr auf Guatemala und Yucatan, und verschiedene Künstler und Reisende haben uns Abbildungen und Beschreibungen der dortigen Denkmäler mitgetheilt, Niemand aber hat sich noch mit der alten Geschichte Yucatans beschäftigt, worüber die spanischen Geschichtschreiber aus der Zeit der Conquistadoren zerstreute Einzelnheiten enthalten, und doch ist dieß die einzige Grundlage, auf der sich einige Vermuthungen über die Gründung jener Denkmäler bauen lassen.

Francisco Hernandez von Cordova, der erste Europäer, welcher im Jahre 1517 das Land betrat, gab demselben aus einem, auf verschiedene Weise erklärten Mißverständniß den Namen Yucatan; das Land hatte damals keinen gemeinsamen Namen, sondern die einzelnen Provinzen standen unter unabhängigen Häuptlingen, die sich von der Oberherrschaft eines einzigen Königs losgemacht hatten, unter welchem das Land den Namen Mayapan geführt haben soll. Lopez de Cogalludo, der seine „Historia de Yucathan" nach den im Jahre 1582 verfaßten Denkschriften Gaspar Antonio's, eines Abkömmlings der Könige von Mayapan, geschrieben haben will, berichtet, daß die ersten Einwohner des Landes theils von Osten, theils von Westen kamen, andere Schriftsteller stimmen damit überein, ob aber mit diesen Einwanderungen nicht bloße Herrschergeschlechter gemeint sind, läßt sich nicht mehr entscheiden; jedenfalls spricht gegen die Einwanderung sehr zahlreicher fremder Stämme der Umstand, daß man in der ganzen Halbinsel nur eine, und zwar von dem Aztekischen ganz verschiedene Sprache, die Mayasprache, redete und noch redet. Indeß sagt doch Herrera mit großer Zuversicht, daß das Land durch Leute, welche von Osten her übers Meer kamen, bevölkert worden sey.

Nach den Aussagen der Landeseinwohner beginnt die Geschichte des Landes mit der Regierung von drei Brüdern, welche mit einander zu Chychenytza wohnten; sie waren von Westen gekommen und hatten eine zahlreiche Bevölkerung um sich versammelt, lebten unverheurathet und sehr keusch, bis der eine derselben starb, worauf die andern sich allerlei Ausschweifungen überließen. Dieß erbitterte die Einwohner so, daß sie sich empörten, die Brüder ermordeten und die Stadt verließen. Herrera nennt dieß Volk Ihaes, und Cogolludo bemerkt, in den Bergen zwischen Guatemala und Yucatan wohne ein Volk dieses Namens, welches in Folge eines Streites zwischen ihrem Caziken und einem andern Häuptling, dem er seine Frau entrissen hätte, Yucatan habe verlassen müssen. Um diese Zeit kam von Westen her ein mächtiger Häuptling, Namens Cuculcan, welchen Torquemada in seiner Geschichte mit dem göttlichen Reformator Quezalcoatl in Mexico zu einer Person macht. Dieser gründete, acht Leguas von der zerstörten Stadt Chychenytza, die Stadt Mayapan, auf deren Stelle jetzt Merida erbaut ist. Er führte mächtige Gebäude und Tempel auf, regierte lange und friedlich das Land, worauf er endlich nach Mexico (Anahuac), woher er gekommen war, zurückkehrte.

Als nach Cuculcans Abzug alles in Unordnung zu gerathen drohte, boten die Häuptlinge des Landes dem Oberhaupt des mächtigsten Stammes der Cocomes, der auf dem Südabhang der Lacandons wohnte, die Krone an. Einige Zeit später kam aus der Provinz Chiapa der Stamm der Tuturis ins Land, ließ sich 10 Leguas von Mayapan nieder, und wurde endlich von den Bewohnern dieser letztern Stadt eingeladen, sich mit ihnen zu vereinigen, was auch geschah. Nach langen Jahren des Friedens und der Wohlfahrt schloß der König von Mayapan ein Bündniß mit den Gouverneuren, welche der Herrscher von Tenochtitlan (Stadt Mexico) in den benachbarten Provinzen Xicalango und Tabasco unterhielt, ließ mexicanische Truppen nach seiner Hauptstadt kommen, und bediente sich ihrer, um sich zum unumschränkten Herrn zu machen. Der Häuptling der Tuturis widersetzte sich diesem Beginnen, was ihm die allgemeine Achtung erwarb, und als der Nachfolger des Tyrannen den Bund mit den Mexicanern fortsetzte, bildeten die Caziken unter Anführung des Häuptlings der Tuturis eine Verschwörung, überfielen den König in seinem Palast, hieben ihn nebst allen seinen Söhnen, einen einzigen abwesenden ausgenommen, nieder,

*) Nach den Nouv. Ann. des Voyages etc. Februar 1843.

Digitized by Google

plunderten sein Besitzthum, und theilten sich in seine Ländereien. Dann verließen sie die Hauptstadt, jeder Cazike lebte in seinem Dorfe unter seinen Unterthanen und baute hier seinen Tempel. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zur Ankunft der Spanier, und diese Zerstörung des Centrums der Civilisation erklärt hinreichend die Rückschritte derselben seit jener Zeit. Eine allgemeine Verwirrung folgte: die Cazikes ohne Oberhaupt geriethen bald unter einander selbst in Streit, und gegen Ende des 15ten Jahrhunderts lieferten sie sich eine allgemeine Schlacht, in welcher nicht weniger als 150,000 Menschen umgekommen seyn sollen. So erzählt Herrera, und Gomara in seiner Hist. de la Indias bestätigt es. Jedenfalls geht aus dieser Erzählung so viel hervor, daß Mayapan früher eine mächtige Monarchie war, die nachher in Anarchie und in einen fast ganz rohen Zustand verfiel, denn der Unterschied zwischen der Civilisation, welche die alten Ruinen anzeigen und dem Zustande, worin die Spanier das Land fanden, ist ungemein groß.

Schweden unter Carl XIV Johann

von Fr. Schmidt.

(Schluß.)

Der besondere Gegenstand, über welchen wir noch ein paar Worte beibringen wollen, sind die Finanzen, auf deren Gang, wie der Verfasser p. 242 sagt, „die Regierung beständig, um nicht zu sagen ausschließlich, ihre Aufmerksamkeit gewendet hat.“ Wer aus des Verfassers Mittheilungen (p. 241—259) sich auch nur halbwegs ein Bild der schwedischen Finanzen machen kann, der ist glücklicher als wir, und das mildeste was sich darüber sagen läßt, besteht darin, daß er die Mittheilungen, die ihm, der Vorrede zufolge, aus Schweden gemacht wurden, nicht einmal verstanden hat, denn es ließe sich aus den gewöhnlich zugänglichen Papieren ein viel deutlicheres, der Regierung weit vortheilhafteres Bild entwerfen. Allein in dem Punkte, daß die Staatsfinanzen einen Ueberschuß abwerfen und der Staat keine eigentliche auswärtige Schuld hat, liegt noch nicht der Judegriff der Vortrefflichkeit einer Finanzwirthschaft, und die bittern Kämpfe, welche noch alle Reichstage seit dem J. 1823 bezeichnet haben, sprechen laut genug für zahlreiche Uebelstände. Es ist kein Geheimniß mehr, sondern von allen Seiten laut genug anerkannt, daß die Finanzen von 1810 bis 1823 in einer argen Unordnung waren; daß ihr Zustand bei den mannichfachen Ereignissen, welche über Schweden hereinbrachen, und bei den ungewöhnlichen Kriegskosten nicht sehr blühend seyn konnte, läßt sich begreifen und entschuldigen, daß aber Unordnung und Unklarheit in den Finanzen herrschte, ist ein Vorwurf, der sich minder leicht aus dem Wege räumen läßt. Schon im J. 1809 hatten die Reichsstände verlangt, „daß die Regierung von allen Landeshöfdingen Berichte mit den nöthigen Ausweisen hinsichtlich der Regulirung des Steuerwesens und der Veränderung der Grundbücher *) (jordebok) einfordern solle, damit man auf dem nächsten Reichstag darüber beschließen könne,“ aber erst im J. 1823, als der Staatsausschuß die Frage stellte, wie es denn mit der Sache stehe, wurde eine ungeheure, ganz ungesichtete Sammlung von Berichten vorgelegt, ohne den mindesten Vorschlag, was in der Sache geschehen solle. Auf demselben Reichstag konnte nichts mehr zu Stande gebracht werden und im J. 1828 mußten die Stände neuerdings darauf antragen, daß von Seite der Regierung ein Vorschlag zur Vereinfachung der Grundsteuer und sonstiger auf dem Boden haftender Abgaben gemacht werde. So verzog sich die Sache bis zum Reichstag des Jahres 1834, wo die Regierung endlich mit einem solchen Vorschlag herausrückte, aber den Ständen zumuthete, sie sollten zur Regulirung der Sache den Marktpreis des Getreides für die verschiedenen Landestheile festsetzen. Eine solche Einmischung in die Verwaltung konnten die Stände nicht über sich nehmen, und so blieb die Sache abermals liegen bis zum Reichstage von 1840, wo sie endlich, jedoch nur sehr unvollständig, erledigt wurde. Als letzter Grund dieser Verzögerung einer so tief in alle Verhältnisse des Volkes eingreifenden Sache läßt sich nur die gänzliche Unfähigkeit des in seinem Schreiberwesen erstarrten Beamtenstandes anführen, und vielleicht auch die Furcht, daß bei einer Vereinfachung des Staatshaushalts die Zahl der Beamten und somit für viele die Aussicht auf Fortkommen verkümmert würde; welchen Nachtheil aber diese verwickelten Bodenverhältnisse auf das ganze Land ausüben, kann man unter anderm aus einer Rede entnehmen, welche Hr. Aug. Ankarsvärd am 6 April vor. J. in der königlichen Akademie der Wissenschaften über den jetzigen Zustand des Ackerbaues in Schweden, die Hindernisse seines Fortschrittes und seine Aussichten in die Zukunft hielt; es ist darin unter anderm angeführt, daß nicht weniger als ein Achtel aller Güter (hemman) Schwedens durch alle die Beschränkungen im Besitz, die darauf haftenden Lasten u. dgl. unveräußlich sey, und durch die verarmten Bewohner auch nicht gehörig benutzt werden könne. Es fehlte nicht an Männern, zum Theil aus dem höchsten Adel, welche diesem Uebel ihre Aufmerksamkeit zuwandten, alles aber scheiterte an der Unbeweglichkeit und dem Widerwillen der im Formenwesen ergrauten Beamten.

Es ist dieß nur ein einzelner Beweis, wie in wichtigen Dingen verfahren wurde, aber systematische Streitigkeiten mit den Ständen hinsichtlich der Verfügung über die Staatsgelder fehlten nicht, und diese Streitigkeiten sind auf dem letzten Reichstag so weit gediehen, daß einige nicht unbedeutende Posten, welche die Regierung willkürlich der Theatercasse zugewiesen hatte, wodurch in andern Zweigen ein Deficit entstand, von den Reichsständen völlig verworfen wurden und von des Königs Privatcasse getragen werden mußten. Diese Streitigkeiten wären viel früher beigelegt worden, und überhaupt nie so weit gediehen, wenn nicht im Verlaufe der letzten dreißig Jahre im innern Zustande Schwedens eine wesentliche und entscheidende Veränderung vorgegangen wäre. In den ersten 15 Jahren ging noch die Opposition in ziemlich factioser Weise von einem unzufriedenen Theile des Adels, zum Theil Anhängern der

*) D. h. der verschiedenartigen auf den einzelnen Gütern haftenden Lasten.

Digitized by Google

Familie Wasa aus. Aber diese Opposition konnte keinen Bestand haben, da sie mehr Personen als die Sache betraf, und die Anhänger der Wasa's allmählich theils hinstarben, theils durch Alter verhindert wurden, gleich thätigen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen zu nehmen. Mehr und mehr neigte sich die Mehrzahl des Adels zur neuen Königsfamilie hin, deren Haupt mit großer Schlauheit anfangs die Einzelnen, dann die Mehrzahl des Standes zu gewinnen wußte. So wurde es bald der Regierung leicht, alle financiellen Unregelmäßigkeiten und zum Theil übertriebenen Forderungen durchzusetzen, da so viele Mitglieder des Adels ein persönliches Interesse hatten, große Summen zur freien Verfügung der Regierung gestellt zu sehen. Auf dem Reichstag von 1828/1830 fingen aber den übrigen Ständen an die Augen aufzugehen: sie bemerkten, daß man bald den Priesterstand wenn es die Besteurung der beiden andern Stände galt, bald den Bürgerstand wenn die Steuer namentlich den Grund und Boden traf, benützte, um alle Geldforderungen der Regierung durchzusetzen. Sobald diese Erkenntniß zu reifen begann, mußte sich auch die Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens der nichtadeligen (ofrälse) Stände ergeben, um der übermäßigen Besteurung des Volks und der um sich greifenden Verarmung entgegen zu arbeiten. Der Reichstag des Jahres 1834 zeigte bereits die Folgen, wie man aus den Eingaben der Reichsstände vom 18 August und 6 October deutlich ersieht, worin sie namentlich darauf dringen, daß die Verwendung der Gelder zu den von den Ständen bezeichneten Gegenständen streng eingehalten, und was allenfalls an dem einen erspart, nicht willkürlich in dem andern verwendet werde. Die Nichtbeachtung dieser Bestimmungen von Seite der Regierung war namentlich Ursache der Bitterkeit des Streites auf dem Reichstage vom J. 1840. Wäre die Opposition der Jahre 1818 und 1823 ähnlicher Art gewesen, wie die im Jahre 1840, so wäre dieses Zerwürfniß vermieden worden, allein die Opposition behielt bloß den Namen, Personen, Stellung, Ansichten, alles war verändert, und der Bauernstand, welcher sich im Jahre 1818 und 1823 noch völlig still verhalten hatte, fing im Jahre 1834 an ernsthaft seine Stimme zu erheben, und im Jahre 1840 gab er, wie einst im Jaher 1789 der Bürgerstand in Frankreich, nicht undeutlich zu verstehen, daß er, der sechs Siebentheile der Landesbevölkerung ausmache, eigentlich die Nation sey. Somit war gegen jetzt alles verändert, und wenn man in den Jahren 1818 und 1823 noch durch kluge Benutzung der Umstände, durch Gewinnung einzelner Personen so ziemlich erreichen konnte, was man wollte, so langten diese Mittel im Jahre 1840 nicht mehr aus, und wenn sie auch manches verhindern, was außerdem geschehen wäre, so hat die Nation ein zu gutes Gedächtniß, um nicht ihre Forderungen auf dem nächsten Reichstag mit größerem Nachdruck zu erneuern. Ueber den Verlauf des letzten Reichstags, aus dem man nothwendig diese Schlüsse abstrahiren muß, ist der Verfasser so leicht wie möglich. Es ist auf vier Seiten (S. 174—177) abgehandelt, und zwar auf eine Weise, die man, aufs gelindeste gesagt, absurd nennen kann.

Ueberhaupt ist uns nicht leicht ein Werk, das auf den Titel eines historischen Anspruch macht, vorgekommen, in welchem die wichtigsten Gegenstände mit solcher Trivialität behandelt oder gar übergangen worden wären. Dieß Urtheil erstreckt sich selbst auf den Anhang, wo ziemlich nichts bedeutende Actenstücke, z. B. eine Abhandlung über die Banken, mitgetheilt werden. Hinderte uns nicht Mangel an Raum, so ließe sich hier leicht aus der Geschichte des Münzwesens und der Bank in Schweden, wie sie seit den letzten 20 Jahren vorliegt, der Beweis führen, daß die Rathgeber des Königs noch bis in die neueste Zeit herab weder eine richtige Ansicht von der Behandlung des Staatsschuldenwesens, das in Schweden mit der Bankverwaltung zusammenfällt, noch einer Consequenz in ihrer Handelsweise zeigten.*) Aber es verlohnt sich kaum der Mühe, bei Gelegenheit eines solchen Buches auf eine umständliche Beurtheilung schwedischer Verhältnisse einzugehen. Der Verfasser hätte dem deutschen Publicum einen nicht geringen Dienst leisten können, wenn er die ihm ohne Zweifel zustehenden schwedischen Materialien benützt, und namentlich aus den seit Jahren bekannt gemachten Berichten des Berg- und Handelscollegiums Mittheilungen gemacht hätte, da solche dem deutschen Publicum nur wenig zu Gebot stehen, und gar viel wissenswerthes enthalten. Davon ist aber nirgends die Rede.

Griechenland im Jahre 1842.

Die Ergebnisse des Jahres 1842 stellten sich im Allgemeinen für Griechenland nicht ungünstig heraus, und entsprachen im Ganzen den Erwartungen seiner unparteiischen Freunde; allein die Fortschritte, die es in dieser Periode machte, berührten mehr das Gebiet der intellectuellen als der materiellen Entwicklung. Die Geldverlegenheit, worin der Staat in der zweiten Jahreshälfte sich befand, das neue Zollgesetz und eine gut gemeinte, aber nicht reiflich überdachte Maaßnahme der Nationalbank wirkten störend ein und verursachten eine Lähmung im commerciellen Verkehr. — Im Verhältnisse zu den financiellen Quellen des Landes ist der Luxus zu sehr gestiegen, der sich nicht nur auf die Hauptstadt beschränkt, sondern sich bis in die fernsten Winkel der Provinzen mehr oder weniger erstreckt, und gewaltig absticht von der ehemaligen sprüchwörtlich gewordenen frugalen Lebensweise. Häusliche Einrichtung, Kleidung, gesellschaftliche Vergnügungen haben eine andere Gestalt genommen und sind mit einem nie dagewesenen Aufwand verknüpft. Der Absatz der sogenannten Modewaaren hat demnach in dem Maaße zugenommen, als der Verbrauch der nöthigsten Gegenstände der Lebensbedürfnisse abgenommen. Diese unverhältnißmäßigen Ausgaben für Luxusartikel und namentlich Frauenputz brachte viele Fallimente zu Wege, denn da die Abnehmerinnen, meist der Mittelclasse angehörend, auf Credit kauften, ohne die Mittel zur Bezahlung ihrer Schulden zu besitzen, so konnten die Verkäufer sich nicht mehr halten und viele mußten ihre Zahlungen einstellen. Andererseits brachten die allgemeine Stockung im Handel und der Abschlag der meisten Artikel eine gleiche Wirkung hervor, und es ist Thatsache, daß die Zahl der Fallimente

*) Im Jahre 1828 wurde vom Reichstag der Werth des Papiers gegen die Münze auf 2 Thlr. 32 Sk. (= 128 nach Hamburger Cours) festgestellt, und dennoch sank der Cours bis auf 143.

Digitized by Google

im vorigen Jahre jene in allen frühern Perioden überstiegen hat. Die große Geldverlegenheit, in welcher der Staat sich befand, hat, wiewohl temporär, einen düstern Schleier über die Verhältnisse desselben gezogen und diese vielleicht auch verschlimmert. Sie wurde namentlich dadurch verursacht, daß man zum erstenmal die Zehnten für Rechnung des Aerariums einzutreiben suchte, statt sie wie früher öffentlich den Meistbietenden zu überlassen. Dieses letztere System hatte aber freilich zu vielen Mißbräuchen Anlaß gegeben, denn gewöhnlich zogen die Pächter die Zehnten ein, schafften das Geld bei Seite und erklärten sich dann insolvent, so zwar, daß der Staat 16 Millionen Drachmen oder doch den größten Theil verliert, wenn mit Strenge ja etwas zu erlangen seyn sollte. Im vorigen Jahre wurde deßhalb der Zehnt mittelst der Behörden und zwar in Natura erhoben. Nun ist es aber sehr schwierig, die Bodenerzeugnisse, zumal in den Provinzen, wo jeder für seinen Familienbedarf genügend baut, zu verwerthen, und bei dem Mangel an Communicationsmitteln würde sich der Transport auf Pferden und Mauleseln nach den Städten nicht lohnen. Auf diese Weise liegen die Producte im Werthe von 10 Millionen Drachmen in den Magazinen der Regierung als todtes Capital, und lediglich diesem Umstande ist die temporäre Verlegenheit des Staates zuzuschreiben. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sey es mir vergönnt, die Verhältnisse Griechenlands näher zu erörtern.

1. Handel.

Griechenlands Handel hat durch die in andern Ländern während des Jahres 1842 eingetretenen Conjuncturen ebenfalls sehr gelitten und deren Rückwirkungen tief empfunden. Dazu kam noch die vorausgesehene nachtheilige Wirkung des neuen Zollgesetzes, das im letzten Sommer in Wirksamkeit trat, einen panischen Schrecken unter dem Handelsstande verbreitete und eine mehrmonatliche Geschäftsstockung zur Folge hatte. Die Regierung sah bald die Unmöglichkeit einer buchstäblichen Ausführung des Gesetzes ein, und wiewohl dasselbe dem Namen nach noch besteht, halten sich doch weder die Kaufleute noch die Mauthbeamten an dasselbe, sondern richten sich in stillschweigender Uebereinkunft nach den frühern Formalitäten. Die Opposition des Handelsstandes war übrigens nicht grundlos. In einem so jungen Staate wie Griechenland, das bei seiner geographischen Lage von der Natur hauptsächlich auf Handel und Schifffahrt angewiesen ist, erheischt es das Interesse der Regierung, den Verkehr, mit gehöriger Rücksicht auf den Staatsschatz, so viel als möglich zu erleichtern, während demselben durch das neue Gesetz drückende Fesseln aufgelegt wurden. Die Handelskammern der verschiedenen Kreishauptstädte und die Kaufleute aller größern und kleinern Handelsplätze machten daher vereint oder einzeln Vorstellungen dagegen. Viele Etablissements wurden aufgelöst und nach dem Auslande verlegt, und die Furcht bemeisterte sich aller dergestalt, daß die größern Unternehmungen plötzlich aufhörten und der bisher so blühende Handel sich auf den gewöhnlichen Bedarf beschränkte. Der Minister, von dem dieses unheilbringende Gesetz erdacht ward, ist nicht mehr am Ruder, und die Regierung hat eine Commission zur Abhülfe der eingegangenen Beschwerden und zur Modificirung des Gesetzes ernannt. Aber trotz dieser Uebelstände hat sich die große Elasticität des griechischen Handels in ihrem wahren Lichte gezeigt, denn während die Einfuhren im verflossenen Jahre so ziemlich auf dem Standpunkte im Vorjahr geblieben sind, haben die Ausfuhren, welche als der eigentliche Maaßstab zum Wohlstande und dem Fleiße einer Nation betrachtet werden können, auf eine sehr befriedigende Weise zugenommen.

Im Jahre 1842 hat die griechische Regierung einen Handelstractat mit dem Großherzogthum Oldenburg abgeschlossen, und Verträge mit Dänemark, den Niederlanden und den Hansestädten eingeleitet. In der letzten Zeit ist der Plan zur Eröffnung eines Freihafens in Anregung gebracht worden, der großen Anklang findet, aber man kann sich bei den verschiedenen zu berücksichtigenden, aber nicht zu vereinbarenden Interessen über die Localität nicht verständigen. Die meisten Stimmen sind für Pyräus und Syra. Die Regierung hat hierüber bisher nichts verlauten lassen, und will zuvor die Aeußerungen der verschiedenen Handelskammern abwarten.

2. Schifffahrt.

Im ersten Semester des Jahres 1842 hatte die griechische Schifffahrt eine merkliche Ausdehnung gewonnen; minder günstig waren die Ergebnisse des zweiten Semesters, und zwar in Folge des erwähnten Zollgesetzes. Viele Schiffe liegen daher ohne Beschäftigung in mehrern Häfen des Königreichs, und einige Rheder, die aus Hydra, Chio und Smyrna eingewandert waren und sich in Syra und andern zu Griechenland gehörenden Inseln niedergelassen hatten, haben das Land wieder verlassen, um unter fremder Flagge ihr Geschäft mit größerem Vortheil treiben zu können; es dürfte demnach ein nicht unbedeutender Ausfall im dießjährigen Stande der Handelsmarine sich ergeben. Ungeachtet der obwaltenden Hindernisse weist die amtliche Uebersicht der im Hafen von Pyräus im Jahre 1842 angekommenen Schiffe eine Zunahme von 6000 Tonnen unter griechischer Flagge gegen das vorhergehende Jahr, und im Ganzen nur eine Abnahme von 60 Schiffen mit 920 Tonnen oder etwas mehr als 1 Proc. Es sind nämlich im Jahre 1842 5316 Schiffe von 94,615 und im Jahre 1841 5376 Schiffe von 85,535 Tonnengehalt eingelaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Studium der Sprache der Marquesas-Inseln. Hr. Dalaarier, dessen Studiren der oceanischen Sprachen wir in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten, hält seit zwei Jahren Vorlesungen über malayische und javanische Sprachen, und jetzt sollen nach dem Echo du Monde Savant vom 9 März auch einige seiner Lectionen dem besondern Idiom der Marquesas-Inseln gewidmet seyn, welche, wie man hofft, mit der Zeit eine der wichtigsten Handelsstationen des Erdballs seyn werden.

•

Der archäologische Congreß der französischen Gesellschaft für Erhaltung alter Denkmäler soll dieß Jahr zu Poitiers gehalten werden und am 29 Mai beginnen. Man verspricht sich einen zahlreichen Zuspruch aus den benachbarten Departements. (Echo du Monde Savant vom 9 März.)

•

Der wissenschaftliche Congreß, der im vorigen Jahre zu Straßburg abgehalten wurde, soll dieß Jahr zu Angers (Departement Maine et Loire) stattfinden, und wie bisher am 1 September eröffnet werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

5. Semulgan.

Nach einem ziemlich rauhen Winter, der die Elbruzberge und die daran stoßenden Thäler mit dichten Schneemassen versehen hatte, erschien der persische Frühling in seiner ganzen Schöne. Wir erreichten ein Dorf, als die Sonne eben in voller Pracht unterging, und wurden von dem Ketkoda (Schultheiß oder Vogt) gastfrei aufgenommen. Der Ort heißt Sariwan und liegt an dem Ufer eines Flüßchens, ziemlich tief in dem Thale. Die Fläche des angebauten Bodens schien hier, wie an vielen andern Orten, mit der Zahl der Einwohner in gar keinem Verhältniß zu stehen; aber man erzählte mir, daß das Dorf während des letzten Einfalls der königlichen Truppen fast ganz zerstört, ihre Gärten verwüstet und ihre Obstbäume abgehauen worden wären. Darf man sich nun wohl wundern, wenn diese armen Menschen die jetzt herrschende Dynastie der Kadschars hassen und verwünschen.

Während der ganzen Nacht beunruhigte uns ein heftiger Wind, der große Staubwolken in unser Schlafgemach trieb; aber am Morgen war das Wetter heiter und angenehm. Der Frühling trat immer lebendiger und mächtiger hervor; die Weidenbäume trieben Knospen, und ein Strauch, der dem Schwarzdorn sehr ähnlich sah, war mit den schönsten rothen und weißen Blüthen bedeckt; zahllose Blumen von dem Lilien- und Crocusgeschlecht prangten und blüheten zu unsern Füßen. Diese Jahreszeit müssen die Perser meinen, wenn sie, die Schönheit ihres Vaterlandes rühmend, sagen, man könne keinen Schritt thun, ohne auf Blumen zu treten. Dieses Bildes bedienen sich die Perser sehr häufig, wenn sie ihr Vaterland einem Fremden beschreiben wollen. Schaaren von Käfern liefen auf den Wegen, das ganze Heer von Insecten war in Bewegung und die Luft von Myriaden geflügelter Thiere angefüllt, die lustig singend und zwitschernd der Sonnenstrahlen sich erfreuten.

Als wir das Dorf verließen und das Thal hinabzogen, erfreute die große Menge angebauten Landes nach allen Seiten hin unser Auge, und als wir das größere Thal von Semulgan betraten, bemerkten wir eine sehr umfassende, bedeutende Fläche von natürlichen Wiesen, die zum Theil noch dicht mit dem vertrockneten Grase des vorigen Jahres bedeckt waren, aber an den Stellen, wo man es zur Beförderung des Wachsthums verbrannt hatte, im schönsten Grün prangten. Wir sahen mehrere Dörfer, die Zahl der Ruinen der von den Turkomanen zerstörten war aber noch größer. Hier fanden wir zum erstenmal in Persien bedeutende Holzungen auf den Hügeln zur Rechten, die der großen Bergkette von Elbruz angehören.

Gegen 9 Uhr erreichten wir das Fort Kalla, wo wir von Beder Khan, der den Gränzposten zwischen den Kurden und Turkomanen bewacht, gastfreundlich aufgenommen wurden. Er befehligt eine Schaar Reiterei, und stellt auf alle Höhen, welche die Bergpäße beherrschen, Wachtposten aus, um Nachricht zu erhalten, wenn sich eine Schaar der räuberischen Turkomanen nähert. Das Fort liegt auf einem Erdhügel und ist mit einer Mauer und mit Thürmen versehen, hat aber außer den Vortheilen seiner hohen Lage wenig Festigkeit. Darunter liegt das Städtchen Kalla, ebenfalls mit einer Mauer umgeben, denn ohne eine solche Schutzwehr würde Niemand hier sicher wohnen können. Die unaufhörlichen Raubzüge der benachbarten Nomadenstämme heischen die größte Vorsicht und Wachsamkeit.

Beder Khan ist ein Kurde von bedeutendem Ansehen. Er schien mir ein einfacher, derber Kriegsmann zu seyn, sehr freimüthig in seinem Benehmen und von heftigem Haß gegen den König und dessen Familie beseelt. Er geriet bald auf den Gedanken, daß ich als Kundschafter von England abgesendet sey, und sprach unverhohlen den eifrigen Wunsch aus, daß die Engländer doch bald einen Versuch zur Befreiung Persiens, wie er sagte, unternehmen möchten. Er versicherte mir, daß wenn nur Tausend Mann von irgend einer europäischen Nation erschienen, 20,000 Kurden sich ganz gewiß mit ihnen vereinigen würden. Er erzählte mir, sie hätten sich nach allen Seiten gewendet, um Hülfe gegen das verwünschte Geschlecht der Kadschars zu erhalten, aber ohne Erfolg; sie hätten die Afghanen aufgefordert, aber deren Anführer sey geschlagen und auf der Flucht ermordet worden. Heider Schah von Bukhara sey ein Derwisch und ein Schwärmer, der lieber in den Moscheen predige,

Digitized by Google

Juden bekehre und Ketzer (Schiahs) hinrichten ließe, als daß er auf Eroberungen dächte; von dem sey also nichts zu hoffen. Mit Mohammed Kasim Chan von Chiwa habe man ebenfalls einen Versuch gemacht, aber dieser Fürst sey ein Tollkopf, der kein Vertrauen verdiene und der, wenn er nur gewöhnlichen Menschenverstand hätte, schon längst Herrscher und Gebieter der persischen Gränzlande seyn müßte. So blieb ihnen dann keine Hoffnung als von Seite der Europäer, die, wie er ganz gewiß glaubte, die Kadschars vernichten und Ruhe und Ordnung im Lande wiederherstellen würden.

So auffallend und übertrieben diese Aeußerungen auch erscheinen mögen, so darf man doch nicht zweifeln, daß der Chan die Gesinnung des größten Theils der Einwohner aussprach. Der Haß, den alle und besonders die höhern Stände gegen die herrschende Dynastie hegen, ist so groß, daß sie alle, ohne an die möglichen Folgen zu denken, mit jedem hereinbrechenden Feinde sich vereinigen würden, wenn dieser ihnen Befreiung von dem jetzigen Druck verspräche; aber jeder würde bloß in der Hoffnung sein eigenes Glück zu machen, mitwirken. Unter allen diesen unzufriedenen Häuptlingen ist nicht einer, der, wenn die Verhältnisse nur die geringste Aussicht auf einen wahrscheinlichen Erfolg gewährten, nicht selbst nach der höchsten Gewalt streben würde, und folglich keiner, der zum Gehorchen geneigt wäre. So bereitwillig sie alle jedem Feind der königlichen Familie anfangs Beistand leisten würden, eben so schnell und noch schneller würden sie von ihm abfallen, wenn sie ihre Hoffnungen auf ungemessene persönliche Vortheile vereitelt sähen, oder wenn sie zu einer größeren Unterwürfigkeit und einem strengeren Gehorsam, als jetzt, gezwungen werden sollten.

6. Die Eberjagd.

Unmittelbar von Kalla aus begann der gefährliche Theil unserer Reise. Es liegt nämlich hier eine mehr als 90 englische Meilen lange, ganz unbewohnte Strecke, durch welche mehrere Wege führen, auf denen die Turkomanen heranziehen wenn sie ihre Raubzüge in die nördlichen Provinzen von Persien unternehmen. Es war deßhalb nothwendig, daß wir von schützenden Personen durch diese gefährliche Gegend geleitet wurden, und aus diesem Grunde hatte mir Veder Chan vorgeschlagen, mit einer Schaar wohlberittener Turkomanen vom Stamme der Goklan zu reisen, die sich ganz zur Beschirmung der Personen eigneten, welche die an der Gränze stehenden Anführer und Inspectoren ihnen übergeben. Ich erfuhr, daß diese Turkomanen das Fort Kalla bald verlassen würden, aber versprochen hatten mich in geringer Entfernung von dem Eingang des Bergpasses zu erwarten, wenn ich mit ihnen ziehen wollte. Da wir aber heute schon 20 Meilen zurückgelegt hatten, so entschloß ich mich die Nacht hier zu bleiben, damit sich Menschen und Thiere für die künftigen Beschwerden stärken könnten, um am Morgen des folgenden Tages den gefährlichen Weg unter dem Schutz einiger Reiter anzutreten, die mir der Chan mitgeben wollte.

Der Morgen war trübe, die Wolken senkten sich bis an den Fuß der Berge herab, alles deutete auf heftigen Regen, und ich war fast gesonnen auch diesen Tag lieber hier noch zuzubringen, als eine so lange und gefahrvolle Reise im schlechtesten Wetter anzutreten; aber Veder Chan war dieser Meinung nicht, er schien es für seine Pflicht zu halten alle Anstalten zu meiner Abreise möglichst zu beschleunigen; es wurde also gegen zehn Uhr Vormittags geladen und wir verließen das Fort. Dicht vor dem Thore überfiel uns ein so heftiger Sturm und Gußregen, daß wir im Augenblick ganz durchnäßt wurden. Dieser schlechte Anfang bewog mich, für die Rückkehr zu stimmen, weil ich fürchtete, das Gepäck würde von dem Regen so schwer werden, daß es die Thiere kaum tragen könnten; aber die mich begleitenden Reiter riefen aus, es würde uns großes Unglück bringen, wenn wir wieder umkehrten, und meine Leute schienen derselben Meinung zu seyn. Da ich mich keineswegs in einen Kampf mit ihrem Aberglauben einlassen wollte, der doch nur zu meinem Nachtheil ausgefallen seyn würde, so zogen wir trotz des Unwetters muthig weiter.

Etwa fünf Meilen weit läuft die Straße in einer fast südwestlichen Richtung die Ebene entlang, bis man zum Fuße des Derkesch gelangt, eines rauhen Engpasses in den Hügeln, welche die große Elbruzkette von den kleinern Bergen und Thälern im Norden trennen. Man findet hier zahlreiche Haine und Gehölze, besonders eine Art Ceder, die immer grün und sehr duftig ist, und deren Blätter, wenn man sie reibt, einen terpenthinartigen Wohlgeruch von sich geben; eine Menge Brombeeren und ähnliche Bergsträucher wachsen auf den Felsen, und mehrere wildromantische Thäler öffneten sich den Blicken der Vorüberziehenden. Die natürliche Wirkung der Landschaft wurde durch die hin- und herwogenden Nebelmassen noch erhöht, so wie durch die unablässig herabstürzenden Regengüsse, hinter denen die hohen, wunderlich gestalteten Felsen uns wie Riesen erschienen.

Die unregelmäßig sich hinwindende Straße führte uns zu einer ziemlich großen, ganz unbewohnten Ebene, welche sich nach Westen hin in eine noch größere herabsenkt. Auf dieser jetzt von Menschen ganz verlassenen Fläche findet man viele Begräbnißplätze, deren zwischen dem hohen, dürren Gras emporragende Grabsteine ein trauriges Zeugniß von dem Daseyn längst verschwundener Menschen geben. Viele dieser Grabsteine liegen auf einem sonderbar erhöhten Mauerwerk. Es durchkreuzen sich hier die beiden Wege, auf denen die räuberischen Turkomanen nach Suzawar, Schahrud und Dschadscherm ziehen. Der Nebel verhinderte uns die Wege selbst zu sehen, aber man bemerkte deutlich stark betretene Stellen auf der ganzen Ebene. Die vom Stamme der Tjukhs, welche so gern auf Plünderung ausziehen, kommen häufig vorbei an diesen öden, schaurigen Flächen und Grabstätten.

Wir erreichten die große Ebene von Armutuli, nachdem wir durch einen hohen Paß gekommen waren, in welchem sich der Nebel auf einen Augenblick verlor, so daß wir die hohen, mit Schnee bedeckten nördlichen Elbruzgipfel sehen konnten. Von hier stiegen wir, uns immer dicht an den Bergen rechter Hand haltend, zu einer Quelle hinab, die ihr Wasser in das

Digitized by Google

Thal zur Linken sendet; wie alle Wasserplätze in der Wüste, gehört auch sie zu den gefährlichsten Punkten des ganzen Weges, denn wenn die Tjukhturkomanen auf den Raub ausgezogen sind, kann man darauf rechnen, hier welche zu treffen, weil sie hier Fourrage, Wasser und Brennholz im Ueberfluß finden und alle Reisenden bei ihnen vorüberziehen müssen. Wir fanden einen Schädel, der nach der Breite der Backenknochen einem Turkomanen angehört hatte, der in einem Scharmützel geblieben seyn mochte. Die mich begleitenden Reiter erzählten, daß erst im vorigen Jahre 14 Turkomanen von den Leuten des persischen Gränzhüters Jussuf Alt Chan getödtet worden seyen. Wir eilten so rasch als möglich und mit der größten Vorsicht an dieser gefährlichen Stelle vorüber, ließen ein 30 Meilen breites Thal, das sich nach Süden erstreckte, zur Linken, und betraten einen schmalen Streifen, der uns gegen 7 Uhr Abends nach Robat Ayescha, einem verfallenen Karawanserai brachte, welches an dem Abhange der Hügel liegt; es ist ebenfalls ein verrufener und gefährlicher Platz: allein da wir bereits 32 Meilen zurückgelegt hatten, so waren wir froh, hier einige Zeit anhalten zu können und in einem der zerstörten Schwibbogen einigen Schutz zu finden. Ehe wir anlangten, bemerkten die vorausziehenden Reiter ein Rudel wilder Schweine, die in einer sumpfigen Schlucht zu unsrer Linken lagen; sogleich jagten einige Reiter diese Thiere auf, schnitten ihnen glücklich den Rückzug ab und trieben sie den Abhang herunter nach uns zu; sie wählten dann eines der größten aus und nun begann eine große Jagd, bei der jeder, der ein unbeladenes Thier ritt, auf den Eber losſprengte, nach ihm mit der Lanze stach oder mit dem Schwerte hieb, während das Thier träge forttrabte, um sich mit dem Rudel wieder zu vereinigen, aber dabei mit seinen Hauern an denen sich zu rächen suchte, die sich zu sehr in seine Nähe wagten. Weder die Lanzen noch die Schwerter machten einigen Eindruck auf das dicke Fell des Thieres, und es schien auf dem besten Wege der Rettung zu seyn; da kam es in meine Nähe, ich konnte mich nicht enthalten an der Jagd Theil zu nehmen, zog eine meiner Doppelpistolen, ritt auf den Eber los und feuerte beide Rohre auf einmal ab; mit einer Kugel fehlte ich, die andere aber traf, worauf das Thier durch den Blutverlust zwar sehr geschwächt wurde, aber noch immer seinem Morast zulief, bis endlich ein alter Mann, der einen kräftigen turkomanischen Grauschimmel ritt, darauf zusprengte, sein Pferd rasch herumtummelte, und ihm dabei Gelegenheit gab, mit den Hufen nach dem Eber zu schlagen, was das Pferd auch so gut verstand, daß derselbe, an der Seite des Kopfes getroffen, todt niederfiel. Es ist bei den Kurden und noch mehr bei den Turkomanen gebräuchlich, die Pferde so abzurichten, daß sie nach den Feinden schlagen, hauen und beißen, wodurch sie bei Gefechten ihren Herren sehr nützlich werden.

Als der Eber todt war, stieg ein Kurde ab, nahm sein Schwert und hieb viermal auf das Thier, aber er konnte nicht einmal die Borsten, geschweige denn die Haut durchhauen; man kann sich demnach wenigstens einen Begriff machen, wie fest und zäh die Haut dieses Thieres war, da sie einem scharfen persischen Schwert, welches ein sehr kräftiger Mann führte, widerstand. Ich fragte die Kurden, warum sie sich so viel Mühe gäben, und ihre Pferde, welche sie doch noch für die Reise brauchten, so ermüdeten, um ein Thier zu tödten, das sie ja doch nicht essen dürften. „Ist es nicht ein Feind," entgegneten sie, „und müssen wir nicht jederzeit, wenn wir mit ihnen zusammentreffen sie zu tödten suchen?" Ich vermuthe übrigens wohl nicht ohne Grund, daß sie auf das Fleisch des Thieres Absichten hatten, und daß sie bei ihrer Rückkehr, wo kein Fremder zugegen war, die anlockende, aber verbotene Speise wohl verzehrt haben werden. Einer meiner mosleimischen Begleiter, der in dieser Hinsicht keine Vorurtheile hatte und sehr hungrig war, bedauerte gar sehr, daß wir das Thier nicht mitnehmen konnten, und ich will nicht läugnen, daß ich ganz seiner Meinung war.

Wir blieben einige Stunden in dem Robat Ayescha, fütterten unsere Pferde, erwärmten uns an einem aus trockenen Sträuchern gemachten Feuer, erfrischten uns durch etwas Thee und Brod, wobei wir abermals mit schmerzlicher Sehnsucht an das schöne wilde Schwein dachten, welches wir hatten zurücklassen müssen; dann brachen wir wieder auf, denn das Karawanserai war keineswegs ein sicherer Ort, und ritten im raschen Schritt in südwestlicher Richtung vorwärts.

Griechenland im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

3. Geldwesen.

Mit dem Beginn des Jahres 1842 trat die sehnlich erwartete griechische Nationalbank ins Leben. Sie ist als anonyme Gesellschaft constituirt, deren Wirkungskreis sich nur auf zwei Geschäftszweige erstreckt: 1) Anleihen auf Hypotheken und Pfänder und 2) Escomptiren. Außerdem ist sie ermächtigt, Banknoten in einem mit ihrem Capital analogen Betrage in Umlauf zu setzen. Die Bank leiht auf Hypothek zu 10 Proc. jährlich und escomptirt Wechsel mit drei solventen Unterschriften und von höchstens drei Monaten Zahlungsfrist zu 8 Proc. Das Capital der Bank ist als Maximum auf 6 Millionen Drachmen festgesetzt und besteht aus Actien zu 1000 Drachmen, von denen bis jetzt jedoch nur 3,949,000 Dr. gezeichnet sind. Auf diese wurden 50 Proc. ganz, 25 Proc. theilweise eingezahlt und über die Einzahlung der letzten Rate ist noch nichts beschlossen. Die Nationalbank hat den gehegten Erwartungen des Publicums nicht entsprochen; denn wiewohl sie zu dem in Griechenland äußerst niedrigen Zinsfuß Gelder ausleiht, gewährt sie den wohlhabenden, aber geldbedürftigen Gutsbesitzern keine sonderliche Erleichterung. Ueberhaupt ist ihr Wirkungskreis zu beschränkt, um einen Einfluß auf die Verminderung des sehr hohen Zinsfußes zu üben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein zehnmal größeres Capital als das der Bank Abnehmer finden würde; dieß sah die Direction ein und veranlaßte sie, um den Zudrang zu vermeiden, Bedingungen zu stellen, die dem Publicum lästig sind; hiezu ist namentlich der Beschluß zu zählen, daß selbst auf Hypothekargüter von zwanzig- und fünfzigmal größerem Werthe nicht mehr als 5000 Dr. geliehen werden darf. Diese Maßnahme veranlaßte natürlich Unzufriedenheit, denn mit einer so

Digitized by Google

geringfügigen Anleihe ist den Gutsbesitzern nicht gedient, sie müssen daher anderweitig ihre Zuflucht nehmen und 15 bis 18 Proc. Zinsen auf die zweite Hypotheke entrichten. — Ungeachtet der großen Vorsicht, womit die Bank zu Werke geht, und der zahlreichen Documente über Eigenthumsrecht, die sie verlangt, geschah es doch in einzelnen Fällen, daß sie auf Güter und Häuser mehr als deren Werth vorgeschossen hat. Im Ganzen lieferte aber das erste Geschäftsjahr ein für die Actionäre günstiges Resultat. Die erste halbjährige Dividende betrug 3½ Proc. oder 7 Proc. für ein Jahr, und die nächstens zu vertheilende zweite ist beinahe 4 Proc. An Banknoten sind in Summen von 500, 100, 50 und 25 Dr. ungefähr für 300,000 Dr. im Umlauf, und da sie auf königliche Verordnung bei allen königlichen Cassen und Behörden für voll angenommen werden, so befestigt sich ihr Credit immer mehr.

Im Laufe des Jahres 1842 sind beträchtliche Summen baaren Geldes ins Land gekommen, wozu wohl die Aufenthalt der vielen fremden Kriegsschiffe viel beigetragen hat. So z. B. gab das französische Geschwader unter Lasusse, das im verflossenen Sommer vor Pyräus stationirte, täglich 10,000 Franken aus. Gegenwärtig überwintern hier mehrere englische Kriegsschiffe, darunter das vom Contreadmiral befehligte Linienschiff Howe von 120 Kanonen mit 1004 Mann, welches allein jeden Monat 5000 Pfd. St. für Lebensmittel u. s. w. ans Land bringt, ohne hier die kleinern Verdienste zu gedenken, welche den Kaffee- und Wirthshäusern, den Lohnkutschern, Pferdevermiethern u. s. w. zufließen. Hier verdient noch erwähnt zu werden, daß einige griechische Familien aus Oesterreich, Ungarn und den türkischen Provinzen sich im letzten Jahre nach Athen übergesiedelt und ihre Capitale hier gegen Zinsen angelegt haben.

4. Industrie.

Unter den vielen industriellen Unternehmungen, die im verflossenen Jahre ins Leben getreten sind, verdienen zwei einer besondern Erwähnung: die Runkelrübenzucker-Compagnie und eine Glasfabrik. Erstere ist eine von der Regierung privilegirte anonyme Actiengesellschaft, deren Fabrik in Kanouria Chacia (Neudorf) in Böotien, an der Seeküste, im Angesicht der Insel Negroponte sich befindet. Sie hat mit einem großen Kostenaufwand die nöthigen Maschinen aus Frankreich kommen und eine bedeutende Strecke Landes (600 Stremmata) mit Runkelrüben zur Versorgung der Fabrik besäen lassen. Die Leitung des Ganzen ist einigen Franzosen anvertraut. Das Unternehmen soll sich günstig stellen, wiewohl die Proben von dem dort fabricirten Zucker, die ich gesehen habe, durchaus nicht zu der Hoffnung berechtigen, daß die Fabrik jemals die Concurrenz mit dem Rohrzucker auszuhalten im Stande seyn werde.

Die kürzlich in Pyräus angelegte Glashütte wird ebenfalls durch Franzosen und zwar für Privatrechnung verwaltet. Dieß Unternehmen läßt die besten Ergebnisse erwarten, denn der Verbrauch der Glaswaaren, besonders des Fensterglases, nimmt in dem Maaße zu, als jährlich immer mehr neue Häuser gebaut werden. Das meiste Glas ward bisher aus Venedig, viel auch aus den böhmischen Fabriken zugeführt. Aus Belgien kamen im verflossenen Jahre einige Kisten zur Probe, die wohlfeil geliefert und mit großem Vortheil verkauft wurden. Da Griechenland die zur Glasfabrication nöthigen Ingredienzen besitzt, so könnte man freilich den Bedarf selbst erzeugen und so eine schöne Summe im Lande behalten, die jetzt alljährlich in das Ausland geht. Die Glaswaareneinfuhr beträgt ungefähr 150,000 Dr. jährlich. — Die Fortschritte, welche die Industriearbeiten in der königlichen Militärstrafanstalt in der Festung Palamides bei Nauplia gemacht haben, übersteigen jede Erwartung. Da man im Lande erzeugte Schaf- und Baumwolle in genügender Menge besitzt, so bedurfte es nur noch geschickter Meister, um die Sträflinge im Spinnen und Weben zu unterrichten. Diese wurden gefunden und angestellt, und das Fabrikwesen wird nun innerhalb der Festungsmauern aufs thätigste betrieben. Dieses glückliche Unternehmen verdankt man dem ehemaligen Kriegsminister General Schmalz. Die aus dieser Anstalt hervorgehenden Fabrikate dienen meist zur Bekleidung der Truppen, aber die Sträflinge dürfen ihre Arbeiten auch Privatpersonen verkaufen, wenn diese ihnen bessere Preise als die Armee-Kleidungscommissionen zahlen, und so sieht man auch viele hier verfertigte Stoffe in den Bazaren von Athen und Nauplia zum Verkauf ausgeboten.

Es ist sehr zu bedauern, daß in Griechenland, wo so viele wichtige Rohstoffe in reicher Fülle vorhanden sind, so wenig für deren Verarbeitung gethan wird, und was in Betreff des Glases gesagt wurde, gilt auch für andere Gegenstände. Für Seife z. B. gehen jährlich über 400,000 Dr. ins Ausland, während das Oel zu derselben aus Griechenland gehalt wird. Bei einem Ueberflusse an Büffel-, Ochsen- und Kuhhäuten, Schaf-, Ziegen-, Lamm- und Hasenfellen und an trefflichem Gerbematerial, als Eichenrinde und Knoppern, zahlt man Jahr aus Jahr ein über eine Million Drachmen für ausländisches Leder. Wie leicht könnten Papierfabriken errichtet werden, und dennoch sendet man mehr als 250,000 Dr. für Papier aus dem Lande. In jeder Provinz, fast auf jeder Insel findet man den besten Töpferthon und an vielen Stellen auch Porcellanerde, dessen ungeachtet wird jährlich für 70,000 Dr. Steingut eingeführt; allein des Griechen Sinn ist für Industrie noch nicht erwacht, oder vielmehr er hat eine andere Richtung genommen: Handel, Schifffahrt und Landbau sind das Ziel seines Strebens, und nur durch sie glaubt er zum Wohlstand gelangen zu können.

(Schluß folgt.)

Die beiden Tschichatschew.

Die Journale haben im verflossenen Sommer den Namen Tschichatschew als Bestreiter des Maladetta erwähnt, und in derselben Zeit befand sich ein zweiter Tschichatschew in Sibirien (s. Nr. 77). Beide sind Brüder, der sibirische Reisende heißt Peter, der andere um drei Jahre jüngere Platon. Letzterer diente zuerst im Militär, machte den türkischen und polnischen Feldzug mit und ging dann nach Konstantinopel, von da nach Algier, Sicilien und Spanien, worauf er nach Rußland zurückkehrte und im Jahre 1839 den Feldzug nach China als Freiwilliger mitmachte. Seine durch diesen Feldzug zerstörte Gesundheit erforderte eine Reise in südlichere Gegenden; er begab sich nach Italien, von da nach Frankreich, und in der Mitte vorigen Jahres bestieg er, wie oben bemerkt, den Maladetta. Peter Tschichatschew begann in der diplomatischen Laufbahn, und besuchte Konstantinopel, Aegypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland. Diese Reise weckte seine Neigung zu den Naturwissenschaften, und er begab sich zuerst nach Freiberg in Sachsen und dann nach Heidelberg. Die letzten acht Jahre brachte er fast unaufhörlich auf Reisen in ganz Europa und Nordafrika, so wie in Amerika zu. Längere Zeit hielt er sich im Königreich Neapel, namentlich in Calabrien auf, dessen geologische Beschaffenheit er zu einem besondern Gegenstande seines Studiums machte. Seine Reise nach dem Altai haben wir berichtet. (Vatrl. Annal. Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Die Brautschau.

„Du aldrig bliver gift, hvis det i dag ei skeer!"
Grete i „Kierlighed uden Strömper,"
af Wessel.

„Heurathen wirst Du nimmer, geschieht es nicht heut!"
Grete in „Liebe ohne Strümpfe."
Von Wessel.

Zu meinen nähern Bekannten in Petersburg gehörte auch der Hofrath K., ein wunderlicher Heiliger. Man sah ihn in vielen Häusern des verschiedensten Ranges der Gesellschaft, von der Excellenz bis herab zum vornehmen Handwerker, und überall galt er fast als altes, zur Vollständigkeit gehöriges Meuble, so wenig dergleichen Pietät auch im Allgemeinen Sache der Petersburger zu seyn pflegt. Er hatte mehrmals Söhne Hochvornehmer auf Reisen ins Ausland begleitet, daher sprach er gern über alles ab und wurde sehr böse, wenn ihm jemand zu opponiren wagte, denn hatte er nicht allenthalben Alles gesehen? War ihm nicht selbst das Glück widerfahren, Sr. Excellenz Hrn. von Goethe zu Weimar aufwarten zu dürfen? Letzterer Passus bildete einen vorzüglichen Glanzpunkt seines Lebens; wen er mit der Erzählung desselben beglückte, der durfte sich rühmen bei ihm in Gunst zu stehen; es war der Höhepunkt seiner Erkenntlichkeit gegen eine Gesellschaft, wenn er damit als Beitrag zur allgemeinen Unterhaltung herausrückte, und wer sich eines Mangels an Aufmerksamkeit in so großen Momenten schuldig machte, durfte ewiger Ungnade fest versichert seyn. Viele fanden das Männchen wegen seines absprechenden, zum Dominiren geneigten Wesens unausstehlich, langweilig, abgeschmackt, während man ihm doch eigentlich nur das Mitleid nicht versagen durfte.

Gewiß hatte man ihm stets geschmeichelt, wenn er berufen wurde irgend ein hochvornehmes Stück der Gesellschaft auf die Weide der Civilisation unsrer Zeit, d. h. auf Reisen zu führen, damit eine beliebte Politur der Außenseite beigebracht werde, gleichviel wie es um das Innere stand. Sicher riß man sich um den interessanten Hofrath, wenn er von einem solchen Glättungszuge heimkehrend Aussicht versprach einer langweiligen Tischgesellschaft, einem zähen Theezirkel etwas Neues vorzuschwatzen, zumal da wo das neue polirte Stück zu hoch stand, um im Original angezogen werden zu können. Des Hofraths Eintritt in diese und jene einflußreiche Familie, herbeigeführt durch solches Anstreiben auf den ausländischen Lebensmarkt, war nicht selten zu diesem oder jenem selbstsüchtigen Zwecke benützt worden, darum war er ja auch jetzt noch da geduldet, wo man ihn früher gesucht und ausgezeichnet, und mich verdroß deßhalb mancher von den zum Dominiren sich befugt haltenden Besuchern eines Hauses an den Tag gelegte Mangel an Toleranz gegen den alten Mentor, der das Unglück gehabt auf keinen einzigen Telemach zu stoßen, dessen Herz und Gemüth so beschaffen war alten Freunden stets den Vorrang vor neuen Bekanntschaften einzuräumen. Unschwer hätte man den wahren Propheten spielen und der selbstsüchtigen Unduldsamkeit unsrer Tage ein noch viel härteres Loos wahrsagen können, als den klugen Hofrath K. betroffen; denn es war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß nur Wenige sich so lange wie K. auf dem glatten Boden der Gesellschaften Petersburgs halten, und zuletzt doch wenn auch nur noch geduldet werden würden.

Hofrath K. war Hagestolz und konnte mit wenigem in Petersburg leben, da seine Bekanntschaft in so vielen Häusern für ihn die eigene Menage entbehrlich machte; man sagte sich aber dennoch, er habe nicht wohl daran gethan sein Einkommen so wenig zu sichern, als es der Fall war. Es schien mir selbst, als ob es ihm öfter Kummer machte pecuniär nicht selbstständiger zu seyn; namentlich gab dieß seine Erscheinung nach dem Tode seines Bruders kund, der als wirklicher Staatsrath in einer gewissen Stellung zum Hofe stand. Die Eigenliebe des Hofraths mußte sich gekränkt fühlen bei der Bemerkung, daß seit dieser Zeit die Vernachlässigung seiner selbst in der Gesellschaft stark im Zunehmen begriffen sey; denn er besaß zu viel Menschenkenntniß, um dieß nicht endlich zu gewahren. Mit deutlicher Schrift glaubte ich um diese Zeit die Erkenntniß eines verfehlten Lebenszweckes auf seinem verkümmerten

Digitized by Google

Gesichte lesen zu können. Freilich quälten ihn nicht Sorgen um die Erhaltung einer vielleicht zahlreichen Familie, allein der Gedanke, daß er nirgend naturrechtliche Ansprüche auf liebevolle, innige Theilnahme an seinem Ergehen zu machen berechtigt sey, war doch wohl zur Ueberzeugung geworden. Mich dauerte der Mann zu jeder Zeit!

Als er noch geselliger war wie zuletzt, saßen wir einst am 13 Mai russischen Styls am Kamin eines der gastfreundlichsten Menschen, die je gelebt haben können. Draußen schlug schneeiger Regen, gepeitscht vom heftigsten Südwestwinde, an die Doppelfenster, und die Wärme des angezündeten Birkenholzfeuers, welches lustig seine Flammen leckend emporschlug, war höchst behaglich. Der Hofrath hatte die Verdauungszeit überstanden, und fing an aus einer stundenlangen Worterstarrung wieder aufzuthauen. Man kennt ja die alte Geschichte vom plenus venter! Es ist mir, als säße er noch jetzt vor mir und ich sähe, wie sich allmählich die alte Sprachlustigkeit in die abgenutzten Gesichtstheile verbreite, und er zum Hausherrn mit seiner heiseren Froschstimme ohne Consistenz und voller Zischlaute sagte:

„Wo sind die Zeiten hin, lieber F., als wir zusammen am 14 Mai auf die russische Brautschau in den Sommergarten *) gingen? Wissen Sie noch, wie eine alte Gelegenheitsmacherin durchaus bei Ihnen Ernst machen und Ihnen eine Frau anfreden wollte? He! He! Ich habe damals nicht wenig innerlich über Ihre Verlegenheit gelacht. Sie gingen eigentlich" —

„Pschah!" fiel ihm F. ins Wort, „wo bleibt Ihre weltberühmte Discretion, lieber Hofrath?"

„Ei was!" rief dieser in bester Laune, „es dreht sich ja um Ihre jetzige liebe Frau, also" —

„Wäre es jedenfalls besser," meinte unser freundlicher Wirth, „wenn Sie meinen Gästen, denen die alten Sitten fremd sind, eine recht umständliche Beschreibung des Verkehrs gäben, wie er sonst an dem genannten Tage im Sommergarten statt fand. Was kümmern sich die Herren darum, wie mich ein altes Weib geplagt!"

Auf diese Weise ward Hofrath K. auf eine Fährte gebracht, die ich gern verfolgt gesehen hätte, darum redete ich bestens zu, und der Geschmeichelte begann schmunzelnd:

„Ja sehen Sie, meine Herren, es war dazumal — vor etwa dreißig Jahren — gar vieles noch ganz anders als heutzutage, wo bald die ganze Welt Eine Uniform angezogen haben wird. Wenn man vorne, vom Michailoff'schen Schlosse herein, die Hauptallee des Sommergartens betrat, war man hinter sich — am 14 Mai — durch eine wahre Wagenburg von der Stadt abgeschnitten; das Gedränge der Equipagen kann jetzt bei keinem großen Feste stärker seyn, wie damals an diesem, für so viele verhängnißvollen Tage. Die Hauptallee veränderte sich seit jener Zeit nur wenig, höchstens sind die Bäume noch stärker und größer geworden; allein das Leben unter ihren Zweigen hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Betrat man damals den großen Gang, so war an ein ungehindertes Fortschreiten nicht mehr zu denken; man wurde, von der Masse einmal erfaßt, mechanisch fortgezogen, gleich der Leinwand auf der Mange. Diese Fülle fand sich selbst unter den ungünstigsten Witterungsumständen zusammen.

„An beiden Seiten der Allee und hart bis an den grünen Rasen gedrängt, stand eine lebendige Doppeleinfassung, deren Vorderseiten in der That manch Sehenswerthes, deren Gardes arrières viel Komisches darboten. Es war die „Newjestinosmotr" (Brautschau, Schau mannbarer Mädchen). Die Mütter putzten daheim ihre weiblichen Sprößlinge aufs beste heraus, hingen ihnen alle irgend aufzutreibenden Kostbarkeiten an, pflanzten sich — im Sommergarten angelangt — in Reih und Glied der großen Schaar schon Vorhandener und stellten sich selbst hinter ihnen auf, um erwartende und auffordernde Blicke auf die vorbeiströmende Schaar der Gaffer oder Brautsuchenden zu werfen. Die Töchter der Kupzi und Mieschtschanini (Kaufleute und Bürger) waren nach der Möglichkeit roth und weiß geschminkt; man erblickte einzelne, ächt orientalische Gesichtsbildungen, fand noch einzelner auch wohl eine hübsche Figur, allein darüber hinaus nur Physik neben vieler Häßlichkeit. Vergebens spähte der Kenner nach Zeichen innern Lebens bei den geputzten Puppen; umsonst suchte man auf jene beredsame der ganzen Welt verständliche Sprache der Blicke zu stoßen; es herrschte allenthalben nur starres Vorsichhinschauen, ähnlich den Wachsfiguren, die mit beweglichen Augen versehen sind. Ich besuchte den Sklavenmarkt in Konstantinopel und sah mich getäuscht in der Erwartung, daselbst Gleichartiges von unserer „Newjestino-smotr" zu finden. Erstens sprach schon mehr südliches Feuer aus den Augen der Morgenländerinnen und sodann konnte man sich auch nebenbei noch solider vom wirklichen Zustande der Physik überzeugen, als im Sommergarten, wo höchstens oberflächliche Conjecturen gemacht werden durften, die oft zu grausamen Täuschungen führen mußten. In andern Ländern hätte eine derartige Verheurathungsgelegenheit dem Beschauer mindestens die Vortheile gebracht, auf hübsche Mütter zu stoßen; allein die russische Lebensweise, vor allem die heißen Bäder, lassen die Russinnen vor der Zeit welken, daher war auch nirgends eine frische Frau hinter den Mädchen zu erblicken; indessen muß zugestanden werden, daß man seitens der Garde arrière, in Betreff der Augensprache, sich vortrefflich Rath wußte. Die von daher streifenden Blicke waren so herausfordernd und einladend, als sie einst Dame Potiphar nur immer auf den höchst tugendsamen Monsieur Joseph geworfen haben konnte.

„Den Raum im Baumgange zwischen der lebenden Einhegung füllten — bis zum Ersticken — in offenbarer Mehrzahl Fremde, denen das Schauspiel neu war; ihnen gesellten sich meist unterrichtete Einwohner zu. Sodann rangirten junge, unverheurathete Russen, von denen selten oder nie die Mädchenreihen durch Anreden attakirt wurden; sie wollten eben auch nur sehen und gesehen werden, und das eigentliche Commercium, den wirklichen Verkehr, stellten zunächst die Swacht

*) Wahrscheinlich Corruption für „Garten des Sommerpalastes." J. W.

(Freiwerberinnen) her; ihnen pfuschten nur etwa die respectiven gegenseitigen Herren Väter einigermaßen ins Handwerk, indem sie da und dort antraten, den Mädchen bestenfalls ein Da's oder Nie's (Ja oder Nein, Herr!) zu entlocken, und einen Strom von Worten aus dem Munde ihrer Mütter mit bewundernswerther Ertragungsfähigkeit über sich ergehen zu lassen, und ihnen einen Muth entgegensetzend, der nicht Jedermanns Sache seyn konnte.

„Die bedeutendsten Rollen spielten bei dem ganzen Spaße die Swachi. Muthig mischten sie sich unter die in der Mitte des Ganges stagnirende Männercolonne, und ließen sich nur höchst selten mit Jemand ein, der keinen Baet oder Kaftan trug, weil sie aus Erfahrung wußten, wie selten mit andern ein Geschäft zu Stande zu bringen war. Wohl befanden sich viele unter den Nichtbebarteten und Bekastanten, die Stein und Bein geschworen hätten, nur der Neugier wegen hieher gekommen zu seyn; allein im Innern klang es oft ganz anders, da stand mit sehr leserlicher Schrift geschrieben: Je nun! wenn die Tochter eines reichen Russen mir ein paarmal 100,000 Rubel zur Mitgift bietet und Urtheilskraft genug besitzt, meine Vorzüge zu erkennen, so lasse ich mich am Ende bereden, einen dummen Streich zu machen, zumal wenn sie hübsch ist. Letzterer Nachsatz stand auf je wankelmüthigeren Füßen, je mehr sich die Mitgiftsbedingung verwirklicht hatte; ja man würde es sogar mit der Urtheilskraft vielfach nicht sehr genau genommen haben.

„Waren demnach die Fremden oder Ausländer und Nichtrussen außerhalb der Speculationslinie der Swachi gelegen, so konnte sich ihr ganzes Talent mit voller, ungetheilter Kraft auf Bekastante werfen, sie mochten nun im vollen Schmucke des Baetes seyn, oder noch mit den Gänsen im Streite um diese Ehre liegen. Nichts auf Erden kann mit der Beharrlichkeit verglichen werden, die eine solche Swacha an den Tag legte, wo es galt ein Geschäft zu Stande zu bringen, das ihre Taschen zu füllen versprach. Demosthenes und Cicero haben zweifelsohne große Rednergaben besessen, allein was zweckgemäße Ueberredungsgabe anbelangt, hätten sicherlich beide noch bei gar mancher Swacha in die Lehre gehen können. Hauptgewicht bei diesem Handel war auch damals schon „Geld," oder was damit verwandt zu seyn pflegt; darauf folgte etwa „Vornehmheit" der verhandelnden Personen, oder derer, an die sich der an den Mann oder die Frau zu bringende Gegenstand etwa hängen konnte, vermöge Verwandtschaft, Bekanntschaft ꝛc.; endlich kamen bei den Mädchen offene und verdeckene Reize zur Sprache und in die Wagschale, während bei den Männern von Geschicklichkeiten aller Art, so wie von sonstiger Vollkommenheit die Rede war. Daß man sich gegenseitig die Hälfte auf ganz entsetzliche Weise vollog, obschon jede Partei zum voraus fest überzeugt seyn konnte, die andere werde sich kaum allein mit Schwindeleien und Redensarten fangen lassen, versteht sich bei denen von selbst, die jemals Russen kennen lernten und welche wissen, daß man es nun einmal ohne solche Seifenblasen nicht zu thun vermag!

„Hin und wieder stieß man wohl auch auf einen Swat (Brautwerber); allein dergleichen Leute hatten zu gefährliche Concurrentinnen an den Swacht, um sehr in Aufnahme und Aufschwung kommen zu können. Uebrigens wurden auf dieser Heurathsbörse am 14 Mai die Geschäfte nur eingeleitet und vorläufig besprochen; die eigentlichen „Schlußzettel" fertigte man erst bei Gelegenheit einer zweiten Zusammenkunft aus, die meist acht Tage später veranstaltet wurde. Ich bin öfter zu solchen Partien eingeladen worden und kann versichern, daß die Feilscherei, so wie der ganze übrige Trödel des Hin- und Herredens noch viel toller gespielt wurde als zuvor, weil jeder Theil fürchten mußte, es möchten Rückschritte geschehen, wo es alsdann den Verlust eines Jahres galt. Da man jedoch beiderseits nach größtmöglichen Vortheilen strebte, so läßt es sich denken, welch' schweren Stand namentlich Swachi und sonstige stark bei der Angelegenheit Interessirte hatten. Könnten die Marmorstatuen des Sommergartens reden, es würde manch ergötzlicher Schwank zu Tage kommen, den die Teufels-Swacht ausgeheckt und durchgeführt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wasserversorgung Triests.

Der im Ausland Nr. 26 v. d. J. enthaltene Artikel hat eine Polemik in dem Triester Osservatore veranlaßt, die wir, als dem Gegenstand zu fremd, nicht weiter zu spinnen gedenken, und wie bemerken hier bloß, daß dieß Blatt vom 22 Febr. einen A. M. unterzeichneten Aufsatz enthält, welcher die verschiedenen Hülfsmittel, um Triest mit Wasser zu versorgen, bespricht, gleichfalls dem Anbohren des Karstes bei Trebich vor allen andern den Vorzug gibt, und die Kosten des Unternehmens auf 450,000 fl. berechnet, eine Summe, die uns nahezu um die Hälfte zu hoch scheint, da der Verfasser die Nothwendigkeit einer unterirdischen Galerie von 2000 Klaftern voraussetzt, nachher aber selbst sagt, daß die Kosten sich wohl bedeutend ermäßigen würden, indem man allen Grund habe zu vermuthen, an einem Punkte, der um 1500 Klafter Triest näher liegt, schon auf das Wasser zu stoßen. Ein zweiter Artikel in einer Beilage zum Osservatore Triestino vom 4 März ist etwas ab irato geschrieben, weil der Aufsatz in Nr. 26 des Auslands die Leitung des Wassers von St. Giovanni her gänzlich verwirft, hauptsächlich weil man dort nur auf schwache Wasseradern stieß, und weil das Mittel, um mehr Wasser herbeizuziehen, nämlich Bepflanzung des Karstes, als gänzlich chimärisch bezeichnet wurde. Ohne uns im geringsten weiter darauf einzulassen, bemerken wir bloß, daß es weder vox populi ist noch seyn kann, das Trinkwasser meilenweit herzuleiten, wo es im Winter einfrieren und im Sommer lauwarm ankommen würde, wenn man nicht die Leitungsröhren hinlänglich tief legt, was am steinigen Karst ungleich mehr kosten würde, als wenn man gleich einem Stollen auf die etliche hundert Klafter weit entfernten reichen Gewässer von Trebich eintreiben läßt.

Griechenland im Jahre 1842.

(Schluß.)

5. Communicationsmittel.

Für die Ausführung der längst projectirten Kunststraßen durchs ganze Land ist im verflossenen Jahre wenig oder nichts geschehen. Eine

Digitized by Google

ausländische Gesellschaft hat von der Regierung die Concession zur Errichtung einer Eisenbahn auf der eine deutsche Meile langen Strecke zwischen Athen und dem Hafen von Piräus erhalten; dieses Project dürfte aber wohl schwerlich bald zur Ausführung kommen. Besser ist für die Verbindung zwischen Griechenland und dem Ausland gesorgt. Drei französische, zwei österreichische und zwei englische Dampfboote bieten genügende Gelegenheit zur Correspondenz mit allen andern Ländern. — Die griechische Generalpostverwaltung verdient übrigens allgemeine Anerkennung wegen ihres unermüdlichen Eifers zur Verbesserung des Postwesens, und die dießfälligen Ergebnisse waren im verflossenen Jahre befriedigend. Das Deficit war weit geringer, als man im Budget angeschlagen hatte. Bis jetzt bestehen in Griechenland 67 Poststellen, welche auf 360 vermehrt werden sollen, ohne daß die Ausgaben für die Staatscasse sich dadurch höher stellen würden; da die Gemeinden selbst gehalten seyn sollen, auf ihre eigenen Kosten einen Postenverkehr untereinander zu bewerkstelligen.

6. Gesundheitszustand.

Die seit mehreren Jahren bestehenden Contumazanstalten haben sich auch in der letzten Zeit als vollkommen genügend bewährt, und ungeachtet des täglichen lebhaften Verkehres zwischen den griechischen Inseln, Syrien, Aegypten und den Barbareskenstaaten ist nie ein verdächtiger Krankheitsfall im Königreich vorgekommen. Die europäischen Mächte gewinnen daher immer mehr Vertrauen zu den griechischen Sanitätsmaaßnahmen. Dieß ist für Griechenland von hoher Wichtigkeit, denn seitdem die Frage gelöst wurde, ob das neue Königreich zum Orient oder zum Occident gezählt, ob es mit in den großen Bund der europäischen Staaten gezogen werden oder in der Kategorie der levantischen und folglich pestverdächtigen Länder bleiben soll, ist sein rastloses Streben dahin gerichtet, als die äußerste Schutzmauer Europa's angesehen zu werden, sich selbst aber in freien Verkehr mit allen andern europäischen Staaten zu setzen. Es ist Griechenland in der That auch gelungen, in verschiedenen Handelsverträgen dießfällige Begünstigungen zu erlangen: Schiffe, die aus griechischen Häfen nach Norwegen, Schweden und den nordamerikanischen Freistaaten gehen, genießen kraftdessen den Vortheil, daß die Reisezeit als Quarantäne angesehen wird, und sie folglich in freier Praktik daselbst einlaufen. Das aufgeklärte, aber vorsichtige Oesterreich hatte stets ein wachsames Auge auf Griechenlands Sanitätsmaaßregeln, und da es nach langjähriger Prüfung sich von der Zweckmäßigkeit derselben überzeugt hat, so fand es sich in die neuesten Zeit ebenfalls bewogen, die bis dahin beobachteten strengen Gesetze zu Gunsten Griechenlands zu mildern. Für die österreichischen Dampfboote und alle andern aus griechischen Häfen kommenden Schiffe, welche einen Sanitätsgutschein an Bord haben, ist die Quarantänezeit auf sieben Tage reducirt, und zwar beginnt sie schon in Corfu, so daß die Segelschiffe in völlig freier Praktik in österreichischen Häfen einlaufen können, die Dampfboote daselbst aber nur einer Beobachtungsquarantäne von höchstens 48 Stunden unterworfen sind. Die päpstliche und andere italienische Regierungen sind diesem Beispiel Oesterreichs gefolgt, und die französische Regierung hat erst kürzlich ähnliche Zugeständnisse in Betreff der Provenienzen aus Griechenland ertheilt. Im übrigen war der Gesundheitsstand in Griechenland während des verflossenen Jahres nichts weniger als günstig; es herrschte in fast allen Provinzen eine bösartige epidemische Krankheit, besonders in der Hauptstadt, wo sie leider sehr viele Menschen hinraffte. Sie stellte sich im Julius ein, und ist jetzt, Ende Januar, noch nicht ganz verschwunden. Seit undenklicher Zeit herrscht der Glaube oder vielmehr Aberglaube, daß diese Epidemie periodisch und zwar alle sieben Jahre zurückkehre. Früher hatten sich die vornehmen türkischen Familien immer aus Griechenland alle sieben Jahre entfernt und sich nach Konstantinopel oder den Küsten von Anatolien zurückgezogen, bis die Epidemieperiode vorüber war. Die Rückkehr der Krankheit in den Jahren 1835 und 1842 trug nicht wenig dazu bei, dem herrschenden Aberglauben neue Nahrung zu geben. — Die Blatternimpfung wird mit der größten Strenge überwacht, und der Erfolg stellte sich im vorigen Jahre überaus befriedigend.

7. Schulwesen.

Die Schulanstalten haben sich auch im verflossenen Jahre im Königreich merklich vermehrt. Die in Athen bestehende Gesellschaft „der Freunde der Erziehung" hat das von dem amerikanischen Missionär Hrn. Hill gegründete Erziehungsinstitut für Gouvernanten und Schullehrerinnen nebst den damit verbundenen Kinderschulen übernommen. Diese Gesellschaft erfreut sich der kräftigsten Unterstützung besonders von Seite der im Auslande wohnenden Griechen. Sie beabsichtigt jetzt ein eigenes großes Schulgebäude auf dem Boulevard in Athen aufführen zu lassen, wozu sie das Grundstück bereits käuflich an sich gebracht hat. Die Schüler in der polytechnischen Anstalt machen sichtbare Fortschritte. Ueberhaupt sieht man ein unverkennbares Streben nach Bildung. Auch dramatische und Tonkunst werden sehr gepflegt. In diesem Winter wurden unter dem besondern Schutze Sr. Maj. des Königs griechische Dramen im Theater zu Athen von Eingeborenen aufgeführt, deren Leistungen viel für die Zukunft versprechen. — Die Zahl der Studenten an der Universität zu Athen für das laufende Wintersemester betrug 51 Mediciner, 14 Theologen, 25 Philologen und 38 Juristen; zusammen 128.

8. Antiquitäten.

Die von Privaten errichtete archäologische Gesellschaft war auch im vorigen Jahre sehr thätig; ihre Arbeiten haben sich meist auf die Herstellung des Parthenons beschränkt. Die in der Mitte des Tempels befindliche türkische Moschee wurde als baufällig und effectstörend im Sommer abgebrochen, dagegen die nördliche Colonnade des Parthenons aufgebaut. Acht Säulen sind auf diese Weise mehr oder minder restaurirt, so daß beinahe die ganze Reihe wieder hergestellt ist. An wirklichen Mitgliedern zählte die Gesellschaft beim vorjährigen Rechnungsabschlusse 391, und die Zahl der Ehrenmitglieder belief sich auf 170. Etat der Gesellschaft im verflossenen Jahre: Einnahmen 4203, Ausgaben 4164 Drachmen.

Miscellen.

Theater zu Paris. Zu Paris finden sich 17 Theater, die zusammen täglich 25,890 Plätze zu verkaufen haben (und auch in der Mehrzahl wirklich verkaufen). Dabei sind die zufälligen Schauspiele, die Theater der Banlieue, die Concerte und die öffentlichen Gärten noch nicht mit einbegriffen. (Monit. industr. vom 5 März.)

Patentirte in Paris. Es kann einen Begriff von der Zunahme der Gewerbsthätigkeit in Paris geben, daß die Zahl der Patentirten im Jahre 1832 nur 51,751, im Jahre 1842 dagegen über 80,000 betrug. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1843.

Die Gesellschaft in Athen.

Die nordische Biene vom 22 Febr. (6 März) enthält einen Artikel, welcher neben mehrern, nicht sehr freundlichen Bemerkungen manches Charakteristische mittheilt, und aus dem wir Nachstehendes entheben.

„Am 1 Junius 1831 ergriff König Otto die Zügel der Regierung, und am 22 November stellte er seinen Unterthanen die junge Königin vor. König und Königin mußten nun einen Hof haben, aber wie diesen finden in einem Lande, wo die Rajas vor kurzem erst ihre Selbstständigkeit erlangt hatten. Aber Griechenland ist fruchtbar, und man darf nur mit dem Fuß auf die Erde stampfen und es springt das kriegerische Naß daraus hervor, wie der Oelbaum des Friedens. Alle unentbehrlichen Erfordernisse des geselligen Lebens entwickeln sich hier schnell. Der Hof besteht jetzt aus einem Hofmarschall (aularkis), 6 Adjutanten und drei Officieren du jour, aus einer alten und zwei jungen Staatsdamen. Eine dieser letztern ist eine bevorzugte Deutsche, die zweite ist die stolze, edle Triantaphyllon Bozzari, die Tochter des berühmten Marko Bozzari. Der Hof des Königs ist völlig auf den Kriegsfuß eingerichtet, und unter seinen Adjutanten befindet sich der peloponnesische Oberst Kolokotroni, der Sohn des berühmten *) Kolokotroni, der Albanese Gardikioti Griwas und der Suliote Tsavellas.

„Bei den Hoffesten finden sich Repräsentanten aller Provinzen ein, von denen viele nie Gelegenheit hatten, solche Feste zu sehen, und demnach erblickt man keine Spur von Zwang und Verlegenheit. Mit der den orientalischen Völkern eigenthümlichen Vorsicht übereilen sich die Griechen nicht in ihrem Reden und Handeln, und vermeiden eben dadurch Verstöße. Die Männer erscheinen in der reichen, schönen Tracht Rumeliens und Morea's; die Frauenkleidung ist nicht angenehm, denn die mit Gold gestickten Röcke der Albaneserinnen verhüllen die Formen. Das Costüm der Hydriotinnen steht nur bejahrten Damen gut, das athenische ist leichter und schöner; Triantaphyllon Bozzari hat ihm etwas Nationales gegeben. Seltsam nimmt sich an den Damen der Feß aus, eine große, rothe Mütze mit blauer Quaste, aber den jungen Mädchen gibt er ein gewisses kokettes Ansehen, und ist namentlich auf Bällen reizend. Der freundlichste Kopfputz und das koketteste Costüm ist ohne Widerspruch die goldene Mütze und der kurze Rock der Smyrniotinnen, die man jedoch sehr selten auf den athenischen Bällen sieht, wo vorzugsweise die Pariser Mode herrscht. Man muß indeß gestehen, daß der geschmeidige athenische Körperbau bei den lustigen Gewehren sehr gewinnt. Die athenischen Griechen haben einige gute Eigenschaften der Franzosen und viele ihrer Fehler: sie sind klug, thätig, gewandt, unternehmend, stehen aber den Franzosen an Leichtsinn keineswegs nach, und übertreffen sie noch in der Eitelkeit. Die Frauen, noch in die Fesseln der orientalischen Sitte geschlagen, leben fast nur für sich, zeichnen sich doch aber auch schon durch Leidenschaft zu Putz, durch Geschmack, gekünstelte Einfachheit und kluge Vertheilung der Farben in ihrem Costüm aus. Viele haben die Geheimnisse der Mode in Paris studirt, dort sich gebildet, und spielen jetzt die Rolle der Lehrerinnen unter ihren Landsmänninen.

„Die vornehme athenische Gesellschaft sammelt sich im italienischen Theater. In dem einen Theile der Stadt ist eine einzelne Säule, die aus dem Aeskulaptempel sich erhalten haben soll. Im Volke herrscht noch der Glaube an den Gott der Gesundheit: unterhalb der Statue ist eine Nische, wo Kranke und ihre Verwandten angezündete Kerzen aufstellen. Wenn man wissen will, ob ein Kranker bald gesund werden wird, so reißt man ihm ein Haar aus dem Kopfe und klebt es an beiden Enden mit Wachs an die Säule; bleiben beide Ende fest kleben, so ist dieß ein Zeichen einer gefährlichen Krankheit; macht sich aber ein Ende los, so endet das Leiden des Kranken schneller oder langsamer, je nachdem das Ende plötzlich oder allmählich sich losgemacht hat; machen sich aber beide Enden los, so ist die Heilung unsehlbar. In der Nähe dieser Aeskulapsäule nun hat man dem Gott der Musik einen Tempel errichtet. Auf dem Theater gibt man zuweilen griechische Tragödien, z. B. eine griechische Uebersetzung des Aristodemo von Monti, Marko Bozzari und ähnliche Stücke, die gewöhnlichen

*) Vor kurzem verstorbenen. A. d. R.

Digitized by Google

Vorstellungen aber beschränken sich auf italienischer Opern. Das weibliche Publicum besteht ausschließlich aus dem der höchsten Stände.

„Viele sehr mannichfache Elemente, die sich noch nicht verschmolzen haben, bilden die attenische Gesellschaft. Die schönsten Hotels gehören wie natürlich dem diplomatischen Corps, aber auch die bedeutendern griechischen Familien, Argyropulo, Karadscha, Suzzo, Rhizo und Maurokordato haben ihre Hotels auf europäischen Fuß eingerichtet, da die Fanarioten schon lange vor der Befreiung Griechenlands die Sitten und Gewohnheiten des Westens angenommen hatten, ihre Kinder die französische Sprache lernten, und die Umstände selbst sie zu fortdauerndem Verkehr mit den Diplomaten nöthigten. Aber jede Familie hat ihren abgesonderten Kreis. Die Fanariotenfamilien nahmen thätigen Antheil an dem Aufstand der Griechen, diese aber nährten trotz alles dessen, was Maurokordato, Suzzo, Ypsilanti und Karadscha vollbracht hatten, Mißtrauen gegen die fremden Sitten und den aristokratischen Geist der Fanarioten. In Athen, wohin sich alle diese Familien begaben, leben sie größtentheils abgesondert, und verheurathen sich nur unter einander; doch sind bereits Spuren einer allmählichen Annäherung an die übrigen Einwohner, welche die occidentalische Civilisation nicht verschmähen, bemerklich. Ein andrer Stand, der die Sitten des Orients mit denen des Westens verbindet, besteht aus den Universitätsprofessoren, Beamten, Advocaten und Aerzten. Sie haben alle auf europäischen Universitäten studirt, und außer der Lebensart und Kleidung auch die Geistesrichtung der Länder, in denen sie Unterricht erhielten, in ihre Heimath zurückgebracht. Die Bankiers und Kaufleute in den Seestädten und auf den Inseln stehen in vielfachem Verkehr mit europäischen Kaufleuten, haben zum Theil auf Comptoiren in den größern Städten Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens gearbeitet, und durch die Art ihrer Beschäftigungen eine kosmopolitische Richtung erhalten.

„Alle Griechen, die zu diesen verschiedenen Classen gehören, sprechen gut französisch und italienisch, kleiden sich europäisch, aber in ihr häusliches Leben ist die europäische Sitte noch nicht ganz eingedrungen. Die Frauen behalten immer noch ein Stück ihrer griechischen Kleidung, gehen selten aus, besuchen wenig Gesellschaft, und erscheinen meist nur auf den Sonntagsspaziergängen und auf den Hofbällen."

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Brautschau.

(Fortsetzung.)

Damit schloß der Hofrath seinen für mich so höchst interessanten Vortrag, und das Gespräch nahm hierauf eine andere Wendung. Was ich gehört, regte meine Neugier in hohem Grade an, und als am folgenden Tage das schönste Wetter den ersten Pfingstfeiertag auszeichnete, litt es mich um die Mittagszeit nicht länger auf dem Zimmer; ich wurde magnetisch vom Sommergarten angezogen, um zu erfahren, was sich in unsern Tagen noch von der frühren Newjestino-Smotr erhalten habe.

Der ganze Garten war mit geputzter Welt angefüllt, namentlich wogte es im Mittelgange, allein im Ganzen war nur wenig Nationales bemerkbar, vielmehr konnte man fast glauben, sich außer Rußland zu befinden. Nirgend auch nur eine Spur des eigenthümlichen Geleides, welches gestern der Hofrath K. geschildert. Ich begegnete manchen Bekannten, unter ihnen bewanderte Petersburger, bei denen ich mich wegen des Zweckes meines heutigen Besuches dieser Promenade erkundigte; allein nur der Sohn meines Bankiers wußte davon, „daß morgen als am zweiten Pfingstfeiertage noch viel Verkehr von der russischen Bürgerclasse hier statt zu finden pflege."

Nachdem ich wohl ein duzendmal ziemlich schweigsam in Begleitung eines Bekannten die etwas über tausend Schritte der Länge des Gartens zurückgelegt und auch wohl — der Abwechslung halber — einige Querwege eingeschlagen, nachdem ich mich mehr als zur Genüge am veralteten, steif-holländischen Geschmack der Anlagen des sogenannten Gartens geärgert und aufs neue die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch in diesem Jahre derjenige seine Rechnung nicht finden würde, welcher auf die in fast allen Wegweisern und Beschreibungen prangenden Blumenzierden dieses Gartens speculirt, begab ich mich in das Boudoir einer schönen Frau, wo ich sicher seyn konnte, angenehme Unterhaltung vor Tisch zu finden, denn es stellten sich in der Regel ein paar höchst geistreiche Männer bei ihr um diese Zeit ein, wovon der eine — ihr Leibarzt — mich aufgefordert hatte, später mit ihm noch eine Ausfahrt auf die Inseln zu machen.

Als ich am folgenden Tage den Sommergarten betrat, war es zwischen ein und zwei Uhr nach Mittag; die Gänge hatten sich bereits bevölkert, indessen bei weitem weder so zahlreich, noch in dem Grade glänzend und vornehm als gestern. Es zeigte sich in der That mehr vom sogenannten Mittelstande der russischen Einwohnerschaft Petersburgs und Männer mit Bärten und in Kaftans, so wie eine Frauenzimmerwelt, die viel Gleichartiges — in ihrer Art sich zu kleiden — mit europäisirten Negressen an den Tag legte, behaupteten heut offenbar die Oberhand in der Mehrzahl der Anwesenden. Nichtsdestoweniger bemerkte ich nur etwa hier und dort einzelne Gruppen, welche an das Bild erinnerten, das Hofrath K. von der einstigen Newjestino-Smotr gegeben. Die Sache langweilte mich, zumal ich auf keinen einzigen Bekannten stieß, und um wenigstens an etwas ein Aergerniß nehmen zu können, besah ich mir die am obern Theile des Gartens, welcher an die große Newa stößt, in den Gängen aufgestellten Statuen, an denen der Marmor verschwendet ist. Mich wundert, daß man diese Gartenzierde nicht längst beseitigt hat, zumal sie so stark an eine Zeit erinnern, wo man in Petersburg jeden nur oberflächlich nach Kunst schmeckenden Schofel an sich brachte, weil man eben auch schnell kunstliebhabend erscheinen wollte. Die Jahreszeiten, menschliche Temperamente und Leidenschaften, Blumen- oder Waldgötter, und was des Allegorischen mehr seyn

Digitized by Google

mag, kann man in dieſen Statuen faſt durchgehends höchſt ſchülerhaft dargeſtellt ſehen. Ich befragte mich umſonſt bei einem Stück Menſchen, der die Aufſicht über eine Art Pavillon zu haben ſchien, nach den beiden Statuen „Religion“ und „Glauben“ von Conradini, welche der geiſtreiche Storch in ſeinem Gemälde von St. Petersburg belobend erwähnt. „Mitſchewo ni ſnaju's — ſ — ſ!“ (Ich weiß im geringſten nichts, Herr!) war alles, was ich aus ihm herauszubringen vermochte. Brummig hierüber zählte ich zur Zerſtreuung die Schritte, als ich innerhalb des berühmten Eiſengitters die Breite des Sommergartens durchwandelte und kam etwas über das vierte Hundert hinaus, als ich an das Sommerpalais Peters des Großen gelangte; folglich dürfte die Länge des Gitters auf ungefähr 900 Fuß anzunehmen ſeyn, was auch ſo ziemlich zuſammentrifft, wenn man die Entfernung der polirten grauen Granitſäulen von einander auf doppelt ſo viel annimmt, als ihre Höhe (zwölf Fuß) beträgt, den Durchmeſſer dieſer, auf Granitſockeln von ſechs Kubikfuß Inhalt ruhenden Monolithen zu zwei und einen halben Fuß eingerechnet. Es iſt ſchon viel über dieß Gitterwerk geſagt und geſchrieben worden, dennoch drängt es mich hier, meine Meinung darüber auszuſprechen.

Würdig-einfach, damit wäre faſt genug geſagt; allein ich muß warnend noch hinzufügen, daß der Eindruck keineswegs ſo großartig iſt, als die meiſten Berichterſtatter behaupten und eben dadurch der Sache ſchaden. Wer mehr gute Eiſenarbeiten dieſer Gattung geſehen, wird geſtehen müſſen, ſogar vielfach Schöneres und Geſchmackvolleres angetroffen zu haben. Auch an Umfang finden wir da und dort Gleichkommendes. Die Nachbarſchaft der Newa mit ihrer beruhigenden, großartigen Einfachheit gibt aber dem Menſchenwerk ein eigenes Relief. Vom Eiſengitter vorn am Eingange des Gartens ſollte durchaus kein Aufhebens gemacht werden; es iſt eben nur gewöhnlich, wie man dergleichen überall antrifft, wo Einhegungen von Eiſenwerk angebracht ſind.

Aus langer Weile betrat ich das heut geöffnete Sommerpalais, welches mich mit ſeinen goldbemalten, altmodiſchen Arabesken auf weißem Grunde recht an vergangene Zeiten erinnerte. Stände nicht Peters des Großen Name Schildwacht, man könnte darüber lachen, dieß niedrige, von den Bäumen des Gartens weit überragte, beſcheidene Häuschen, dermalen noch immer Palaſt tituliert zu hören; allein ſo wenig wie jetzt ein preußiſcher Bauer ſich unterſteht zu lachen, wenn er vor dem ſogenannten Schloſſe des „gnädigen Herrn“ vorbeigeht, gegen welches das Wohnhaus ſeines Bauerngutes gar vieles an Größe und Wohlhabenheit zum voraus hat, eben ſo wenig fällt es hier Jemanden ein, reſpectswidrige Gedanken bei ſolcher Veranlaſſung bemerkbar werden zu laſſen. Man weiß, der Nachkomme Peters I hat eine Gewalt in den Händen, gegen welche kein Disputator aufzukommen vermag und wäre derſelbe vollgeſtopft mit gelehrten Citaten, ſo wie unterſtützt von der Autorität irgend eines berühmten deutſchen Naturphiloſophen. Uebrigens iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß dieß ehemalige Haus keineswegs das von Peter I 1711 ſelbſt errichtete, vielmehr nur eine Nachahmung desſelben iſt, welche auf Befehl der Kaiſerin Eliſabeth Petrowna aufgeführt wurde. Ich durchſtrich die elf Gemächer, deren — mit bemalten Leinwandtapeten überzogene — Wände noch ziemlich wohlerhalten ſind und machte — im Stillen natürlich — ſo meine Betrachtungen über verſchiedene vorhandene Holzarbeiten, die vom großen Peter ſelbſt herrühren. Der Mann würde mir als Tiſchler lieber geweſen ſeyn, wie als Monarch, denn ich finde nun einmal nicht, daß ſein Volk durch ſeinen gewaltſamen Impuls zur Civiliſation und Cultur in gleichem Grade angenehmer geworden wäre, als — das von ihm bearbeitete Holz.

(Schluß folgt.)

Samurſachanien und Abchaſien.

(Aus Kochs Reiſe im Kaukaſus.)

Bevor ich meine Weltereiſe nach Redut-Kaleh beſchreibe, wird es nothwendig, einige Worte über Samurſachanien und Abchaſien zu ſagen. Die zuerſt genannte Herrſchaft erſtreckt ſich nördlich vom Ingur bis zur Mackula, während nordöſtlich der Hauptzug des Kaukaſus ſelbſt die Gränze ſetzt. Obgleich zu Mingrelien gehörig, ſind die Samurſachanier nur ſehr ſchlechte Unterthanen des Dadian, und gern ergeiffen die Ruſſen die Gelegenheit, als der Dadian mit dem dortigen Fürſten Antſchebuſr in Streit lag und jener um Hülfe anſprach, im Jahre 1832, die Veſte Atlangelo auf dem rechten Ufer des Ingur anzulegen.

Samurſachanien iſt das Apſilien der Alten, und war von jeher bald in den Händen der Herrſcher von Mingrelien (Lazien), bald in denen der von Abchaſien (Abaszien). Als beide Länder unter türkiſcher Oberhoheit ſtanden, wurde Samurſachanien von einem ihrer Fürſten aus dem Stamme der Schiewaſchidſe, der zur mohammedaniſchen Religion übertrat und den Namen Murſa Chan annahm, beherrſcht, und die Gruſier nannten den Gau Sa-Murſa-Chano, d. h. Land des Murſa-Chan, auf gleiche Weiſe wie ſie Mingrelien den Namen von Sa-Dadiano, d. h. Land des Dadian und Samtſche oder Achalzich den von Sa-Atabago, d. h. das Land des Atabeg, wie die Herrſcher daſelbſt hießen, ertheilten.

Das heutige Abchaſien entſpricht genau dem Abaszien der Alten, und begreift die ganze Meeresküſte von der Mackula an bis zur Schlucht von Gagra, alſo bis an die ſüdliche Gränze von Tſcherkeſſien. Der Hauptzug des Kaukaſus trennt die große Abaſſah von Abchaſien. Die Bewohner ſind die Nachkommen der alten Heniochen, und nahmen unter dieſem Namen in den älteſten Zeiten auch das ganze Rion-Baſſin ein, bis ſie von den um Trapezunt wohnenden Lazieru vertrieben wurden und ſich ins Gebirge flüchteten, wo nun die große Abaſſah entſtand. Auch hier blieben ſie nicht ruhig, denn die Tſcherkeſſen, beſonders die Kabarder, übten alsbald eine Art Oberherrſchaft über ſie aus, und zwangen ſogar ſechs Stämme, ſich an den Quellen der Kuma und Podkumok niederzulaſſen. Dieſe nannten ihr neues Vaterland die kleine Abaſſah, während ſie ſelbſt von den Tataren den Namen Alti-Keſſek, d. h. die ſechs Stämme, erhielten. Andere Abchaſier (oder wir ſie eigentlich in Geſammtheit genannt werden müſſen, Abaſſen) vereinigten ſich mit den weſtlichen am Meere wohnenden Tſcherkeſſen und machten mit ihnen gemeinſchaftliche Sache.

Digitized by Google

Die im Vaterlande zurückgebliebenen Abassen oder die Abchasier waren eine Zeitlang von den lazischen Königen abhängig, wurden aber nach dem Verfall ihres Reichs unter selbstständigen Fürsten im achten Jahrhundert so mächtig, daß sich 783 ihr Fürst Leon König nannte und über ganz Lazien herrschte. Später wurde sein Reich, wie ich schon gesagt habe, mit Grusien vereinigt und kam mit diesem in gleichen Verfall. Die Türken nahmen es in Besitz, und unter den Sultanen Selim II und Amurath III wurden auf der ganzen Küste Festungen angelegt und Paschas eingesetzt. Von den letztern bedrückt, empörten sich im Jahre 1771 die Abchasier unter Anführung der beiden Fürsten Lewan und Surab-Bey, aus der Familie der Schirwaschidse, und verjagten die Türken. Uneinigkeiten unter den beiden Brüdern und Bestechungen riefen aber die Besitznahme des Landes durch die Türken wieder hervor, und ein gewisser Keleni-Bey (oder nach Reineggs Kelisch-Bey) aus derselben Familie (nach einigen der älteste Sohn Lewans) beherrschte unter türkischer Oberhoheit das Land. Aber auch er schüttelte im Jahre 1779 das Joch ab, und wurde der ganzen östlichen Küste durch seine immerwährenden Raubzüge in hohem Grade gefährlich. Er nahm sogar Anaklea weg und zwang den damaligen Pabian Gregor ihm den Sohn Lewan als Geisel und die Tochter seinem ältesten Sohne als Frau zu geben. Den flüchtigen Tehervasche von Trapezunt nahm er 1806 sogar in Schutz, zog sich aber den Haß der Pforte so sehr zu, daß diese seinen eigenen Sohn Aslan bestach, um den Vater im Jahre 1808 zu ermorden. Aslan mußte aber hierauf nach Tscherkessien fliehen und Seyhir-Bey, sein älterer Bruder, nahm den unsichern Thron ein; 1821 folgte ihm sein ältester Sohn Demetrius, der aber auch schon 1823 starb, und nun kam der zweite Sohn Michael-Bey an die Regierung.

Die häufigen Thronwechselungen und die Streitigkeiten unter den Gliedern der herrschenden Familie, von denen Hassan-Bey am wenigsten willens war seinen Neffen anzuerkennen, riefen einen traurigen Zustand hervor, und dieser wurde noch vermehrt, als Aslan von Tscherkessien aus die Fahne der Empörung aufsteckte. Von allen Seiten gedrängt, nahm Michael-Bey seine Zuflucht zu Rußland, und ein russisches Heer rückte unter dem Befehl des Fürsten Gortschakoff in Abchasien ein, um scheinbare Ruhe herzustellen. Die Festungen am Meere wurden besetzt und das schon von den Türken angelegte Suchum-Kaleh*) bildete den Hauptwaffenplatz der russischen Waffen. Seitdem ist ein ganzes Regiment in Abchasien vertheilt. Trotzdem sind aber nur die Küsten unterworfen, und man kann ohne starke Bedeckung nicht wagen, sich nur eine Stunde von der Küste zu entfernen. Der Fürst Constantin Suworoff, dem ich meine Nachrichten über Abchasien besonders verdanke, befand sich, weil er sich zu weit in das Gebirge wagte, mehrmals in großer Gefahr. Nordmann erzählt ebenfalls von den Gefahren, denen er dort entgegen gegangen sey.

Das heutige Abchasien zerfällt in fünf Gaue, deren Bestimmung aber, wie die der Tscherkessen, nicht genau angegeben werden kann. Nördlich, bis zum Flusse Kodor, wohnt der Stamm der Abschuasen, höher im Gebirge, an den Quellen des Kodor, hingegen der Stamm der Zibelder. Nordwestlicher nehmen die eigentlichen Abchasen die Thäler des Kelasur, der Batlata, Gumista und Pschira ein. Die schöne Ebene am Meere nördlich von der Pschira heißt Luchin oder Lechne und wird von den Flüssen Baklanka, Chapsta und Mätschisch durchflossen. In den höhern Thälern dieser Flüsse und am ganzen Bsüb wohnen die Bsüdseh.

Die Anzahl der Einwohner Abchasiens mag sich auf 35 bis 40,000 Seelen belaufen, und davon kommen

gegen 9,000 auf den Gau der Abschuasen,
— 5,000 — — Zibelder,
— 7,000 — — Abchasen,
— 5,000 auf die Ebene Luchin,
— 10,000 auf den Gau der Bsüdseh.

Von der Cultur, die einst hier geherrscht haben muß und die noch von den zahlreichen Ruinen der Kirchen, Klöster und Schlösser erzeugt wird, sieht man jetzt noch eine Menge Spuren. Die Nähe der Tscherkessen, denen die Abchasen an hinderem Sinn nachstehen, hat bei ihnen allmählich einen gleichen Sinn für Räubereien hervorgerufen, und Menschenraub gehört noch heutzutage zu den gewöhnlichen Dingen. Ihre Kleidung ist von der der Tscherkessen fast gar nicht verschieden, und auch die Lebensart erscheint als ziemlich dieselbe. Das Christenthum zeigt in Abchasien noch deutlichere Spuren, während der Islam von jeher nur unbedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Russen haben leider noch wenig thun können, um die Abchasier der Barbarei zu entreißen, und sind zunächst darauf bedacht sich zu behaupten. Nur am Meere haben sie vier Festen, Gagra, Bambora, Suchum-Kaleh und Kelasur, und verhindern daselbst mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften die Sklaverei.

Um den häufigen Einfällen der Zibelder Einhalt zu thun, unternahm der damalige Oberbefehlshaber, Baron von Rosen, im Frühling 1837 einen Zug in die höhern Thäler des Kodor. Mit vieler Mühe langte das Expeditionsheer in der Zibelda an. Ihre Bewohner, in ihren eigenen Schlupfwinkeln angegriffen, versuchten keinen Widerstand und schworen auf den Koran den Eid der Treue. Der Gau ist nach Augenzeugen keineswegs so unzugänglich als man glaubt, und nur die dichten Wälder legten dem Eindringen große Hindernisse in den Weg. Allenthalben fand man Spuren einer Cultur, wahrscheinlich noch aus der Zeit, wo die große Handelsstraße aus dem nordöstlichen Asien hier durch nach Dioskurias ging. Als später die Koraxier den Weg unsicher machten, erbauten die Einwohner von Dioskurias eine Quermauer, deren Spuren man noch jetzt findet. Eine ähnliche Mauer erbauten die Grusier, wie wir gesehen haben, in Ossien und wahrscheinlich die Perser die im Terekthale. Eine zusammenhängende über den ganzen Kaukasus gehende Mauer hat aber nie existirt. Das μέγα τεῖχος des Ptolemäus war eine ähnliche Mauer am Kelasur und schützte Dioskurias gegen Norden.

*) Ich bin geneigt, das Wort Suchum oder Sochum von Sa-Gum, d. i. das Land an der Gum, dem Flusse, worauf die Festung liegt und die auch den Namen Gumista führt, abzuleiten.

Canalbau bei Marseille. Die Municipalität von Marseille läßt gegenwärtig auf ihre Kosten einen Canal von 84 Kilometres (21 Lieues) Länge bauen, um Wasser in die Stadt zu führen. Die großen Hindernisse, auf welche das Werk stößt, haben Veranlassung zu eben so bewundernswerthen als schwierigen Bauten gegeben. Man mußte nicht weniger als 16 Kilometres Souterrains durch Berge graben, und erbaut gegenwärtig zu Roquefavour einen Brückenaquäduct von wahrhaft riesenmäßiger Art, um das Wasser über einen Fluß hinzuleiten. Dieser Aquäduct wird nicht weniger als 80 Metres Höhe haben, um 45 Meters mehr als der höchste Aquäduct des Croton-Canals bei New-York, unter welchem die größten Kauffahrer mit vollen Segeln hindurchgehen. (Moniteur industriel vom 12 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1843.

Der Sprachenstreit in Schleswig.

Wir sind nicht gemeint in diesen Streit viel einzureden, um so weniger, als wir der festen Ueberzeugung sind, daß nicht der Sprachenstreit die Hauptsache ist, sondern andere politische Ursachen den Sprachenstreit, der im Grunde nur eine Frage über bessere Einrichtung des Schul- und Kirchenwesens ist, verbittert haben, und daß man sich über die Sprachangelegenheit sehr leicht verständigen könnte, wenn man über die politischen Streitpunkte einig wäre. Abgesehen von der Wichtigkeit des Sprachenstreits für den Unterricht, hat der in den Journalen geführte Krieg etwas Lächerliches, denn bei zwei einander so nah verwandten Sprachen, wie Dänisch und Deutsch, ist der Streit um den Vorrang so ziemlich ein Streit um des Kaisers Bart. Volkssprache ist ursprünglich das Hochdeutsche in ganz Schleswig nicht gewesen, sondern das Land theilte sich in Dänisch, Friesisch und Plattdeutsch, seit aber das Hochdeutsche in Deutschland selbst mehr und mehr die Umgangssprache aller Gebildeten wurde und durch Literatur und Schule auf die einzelnen Volksdialekte einwirkte und sie modificirte, hat sich das Hochdeutsche wie in allen dem deutschen Reich unterworfenen Ländern, so auch in Schleswig ausgebreitet, und über Friesisch, Plattdeutsch und Dänisch Siege erfochten. Man kann kaum sagen, daß das Plattdeutsche dem Hochdeutschen näher stehe als das Dänische. Das Plattdeutsche ist aber die Sprache einer unendlich größern Menschenzahl, als das Dänische, es ist noch überdieß im Flämischen und Holländischen zur ausgebildeten Schriftsprache geworden, und doch gewinnt das Hochdeutsche durch Schule und Literatur mehr und mehr Boden über das Plattdeutsche, obwohl gewiß ohne es je zu verdrängen. Der einfache Umstand, daß es die Verkehrssprache von wenigstens 40 Millionen Menschen ist, begründet dieß Uebergewicht, und wenn heute die Dänenfreunde es dahin bringen, daß im halben Schleswig, oder um in ihrer Weise zu reden, im halben Südjütland *) das Dänische zur ausschließlichen Kirchen- und Schulsprache gemacht würde, so möchte dieß kaum das Fortrücken der deutschen Sprache aufhalten, wovon Hr. Lorenzen selbst einen komischen Beweis liefert, denn man darf nur seinen dänisch geschriebenen Danksagungsbrief für die ihm wegen seines Dänenthums widerfahrenen Ehrenbezeugungen durchlesen, so findet man, daß Satzform und Ausdrucksweise völlig deutsch, wenn gleich die Worte dänisch sind.

In diesen Sprachwandlungen liegt etwas, welches über alle künstlichen Mittel hinausliegt. Der ganze jetzige friesische District (s. Fädrelandet 22 Febr.) der sich durch die Marsche von Hoyer bis gegen Husum hin erstreckt, ist jetzt so vom Dänischen durchdrungen, daß sämmtliche Männer, an manchen Orten auch die Frauenzimmer, solches reden. Der Grund ist wohl kein anderer, als weil eine Anzahl Dänen aus Jütland in diesen District fortwährend einwandert und der Verkehr mit den dänischredenden Landestheilen am stärksten ist: so hat sich dann der Dialekt nach dem Bedürfniß gebildet, und zwar trotz dem, daß das Deutsche in Kirche und Schule herrschende Sprache geblieben ist, wie das genannte Blatt ausdrücklich zugibt und das Friesische dem Plattdeutschen näher steht als dem Dänischen, so daß der Uebergang, wenn nicht die Verkehrsverhältnisse einwirkten, eher ins Plattdeutsche hätte seyn sollen. Die Zahl dieser Friesen mag etwa 27,000 betragen, also ein gutes Sechstheil aller Dänischredenden des Landes. Ist es zu verwundern, wenn an andern Orten, wo die Verkehrsverhältnisse anders sind, ein Verlust der Dänischredenden herauskammt. Zwischen Schleswig und Husum liegen vier Kirchspiele mit etwa 5000 Bewohnern, wo das Dänische, mehr und mehr vom Deutschen umrungen, verschwindet, obgleich man noch, namentlich in der Sprache der Bauern die dänische Redeweise deutlich bemerkt. Man kann aber doch nicht sagen, daß dieser Strich dem Hochdeutschen gewonnen worden sey, sondern vielmehr dem Plattdeutschen, wie denn Nis Hanssen selbst sagt, ihre Sprache bilde den Uebergang zum Plattdeutschen. **)

*) Schleswig zählt ungefähr 324,000 Einwohner, davon rechnet Nis Hanssen in einem durch vier Blätter des Fädrelands (8, 11, 17 u. 22 Febr.) laufenden Aufsatz 158,000 Dänischredende, von denen 46,000 ganz oder zum Theil deutsche Kirchen- und Schulsprache hätten.

**) Ein Gleiches ist bei Sly der Fall, wo in den umliegenden Kirchspielen das Dänische verschwindet, so daß nur noch die

Digitized by Google

Wenn die Dänen die Eroberung über das Frieſiſche als gute Beute anſehen, ſo können ſie ſich über den anderweitigen Verluſt, den ſie ſelbſt erleiden, nicht mit Fug beklagen. Wir halten die Reden einiger deutſchen Enthuſiaſten, welche meinten, daß die deutſche Sprache ihre ſiegreiche Fahne auf dem Skager Rak aufpflanzen werde, für eben ſo thöricht, als den Ausſpruch Lehmanns: Danemark bis zur Eider! wenn damit geſagt ſeyn ſoll, daß auch die däniſche Sprache ſich dahin ausbreiten müſſe, und ſind ganz einfach der Anſicht, daß man in allen Dörfern diejenige Sprache als Schulſprache anwenden ſolle, welche am geeignetſten iſt, die Fortſchritte im Unterricht zu befördern: man wird dann, namentlich in den däniſchen Schulen, bald genug finden, daß man nach kurzer Zeit auch mit dem Leſen des Deutſchen beginnen kann. Daß der Schulunterricht, wenn gleich in ſprachlicher Hinſicht keineswegs gleichgültig, doch auch keineswegs entſcheidend iſt, kann die Lage der Sache um Flensborg beweiſen; Paſtor Jenſen, der 40 Jahre lang in dieſer Gegend Geiſtlicher war, ſagt ausdrücklich, daß ſüdlich von Flensborg das Däniſche zwar noch verſtanden, aber keineswegs mehr geſprochen werde, namentlich nicht von den Kindern, und daß die Eltern vermeiden, däniſch mit den Kindern zu reden, um nicht dem hochdeutſchen Sprachunterricht in den Weg zu treten. Der Grund iſt wohl unrichtig, denn nördlich von Flensborg, wo der Schulunterricht gleichfalls deutſch iſt, ſprechen die Eltern mit ihren Kindern ganz ächt däniſch, und däniſch iſt auch in den nördlichen Kirchſpielen noch die herrſchende Sprache.

Dieſe Beiſpiele beweiſen hinlänglich, daß von deutſcher Seite kein planmäßiges Verfahren obwaltet, und daß, wenn ein ſolches von däniſcher Seite verſucht würde, der Erfolg kaum die Erwartungen rechtfertigen dürfte, daß alſo nichts übrig bleibt, als, wie es in den größern Städten geſchieht, ſich gütlich zu vertragen, denn hier wird ja nach Bedürfniß, bald deutſch, bald däniſch gepredigt. Daß das Unterrichtsweſen in einem Lande wie Schleswig ſeine beſondern Schwierigkeiten hat, leidet keinen Zweifel, und es iſt nicht mehr als billig, daß man von allen Lehramtscandidaten für diejenigen Landestheile, wo ſich die Sprachen kreuzen, verlange daß ſie in beiden Sprachen Unterricht ertheilen können — eine Forderung, die bei ſo nah verwandten Sprachen gewiß nicht ſchwer zu erfüllen iſt.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Brautſchau.

(Schluß.)

Nachdem ich einem Wächter das gebührende „na wodku" (Trinkgeld) gereicht, ohne welches hier zu Lande nirgendwo gut durchzukommen iſt, ſchlenderte ich an der Graniteinfaſſung der Fontanka (Canal) hinunter, bis zur recht eleganten Reſtauration, die ich — wie gewöhnlich — unbeſucht fand. Ohne Zweifel genießt der Reſtaurateur vom Kaiſer irgend eine angemeſſene Unterſtützung, ſonſt wäre nicht zu begreifen, wie derſelbe zu beſtehen vermöchte. Dem Fremden iſt dieſe Scheu des hieſigen Publicums gegen den Beſuch ſolcher Etabliſſements unerklärlich, bis man — ſelbſt mehr eingelebt — eben ſo ſpröde werden lernt. Meine Taſſe Chocolade war bald verzehrt und ich erhob mich eben, um in Ermangelung eines Unterhaltungsſtoffes den Staub von meinen Füßen zu ſchütteln (mit der Schrift zu reden), als ich mich ganz leiſe am Arm berührt fühlte. Beim Umblicken zeigte ſich mir eine Ruſſin im modernſten Anzuge gewöhnlicher Bürgersfrauen, die ſich tief vor mir verneigte und mich mit der gewöhnlichen Entſchuldigung anredete: „Iswinitje Barin!" (Entſchuldigen Sie, gnädiger Herr!) und als ich galant entgegnete: „Entſchuldige du ſelbſt, Mütterchen!" ziſchelte ſie mir zu:

„Würde der gnädige Herr wohl die Gnade haben, ein wenig bei Seite zu treten und mir erlauben ein einziges Wörtchen zu Ihnen zu ſprechen?"

Es war mir völlig neu, mich in Petersburg auf ſolche Weiſe angeredet zu ſehen, denn man findet ſich hier der Schamloſigkeit in gewiſſer Hinſicht durchaus nicht im entfernteſten ausgeſetzt, wie dieß in andern großen Städten zur Betrübniß und zur Demüthigung jedes Nachdenkenden leider nur zu häufig der Fall iſt. Begierig auf den weitern Verfolg, trat ich gemächlich in einen Seitengang, und bald war die Alte an meiner Seite, mich folgendermaßen anredend:

„Ihre Schönheit, gnädiger Herr, iſt von einem ſehr vornehmen, ſehr reichen und ſehr ſchönen Mädchen bemerkt worden, denn wer könnte den gnädigen Herrn anſehen, ohne ſein Herz zu verlieren?"

Nachdem die Alte mich angeblinzelt, um zu ſehen, wie mir ihre Süßigkeiten ſchmeckten, fuhr ſie durch mein Lächeln ermuthigt fort:

„Wir Ruſſinnen lieben die Ausländer zum Närriſchwerden, zumal die Deutſchen!"

Der Henker! woher wußte die Hexe meine Landsmannſchaft? Doch ich ſollte noch mehr erſtaunen, denn ſie ſprach ferner:

Der gnädige Herr wohnt auf der Nefski-Perſpektive; ſollte dem gnädigen Herrn nicht das große, ſchöne, das ſteinerne Haus ſchräg über aufgefallen ſeyn? Es gehört dem Vater des einzig ſchönen Mädchens, deſſen Leben oder Tod der gnädige Herr in Händen hat! Wird es mir erlaubt ſeyn, dem holden Engel Troſt zuſprechen zu können?"

„Du ſcherzeſt mit deinem Diener, Mütterchen;" entgegnete ich laut lachend, „ſieh ich bin ein Deutſcher, ein Nechriſt (Nichtchriſt, wie die Ruſſen alle nicht zur griechiſchen Confeſſion Gehörigen nennen), welche Verbindung kann einem ruſſiſchen Mädchen mit mir anſtändig ſeyn?"

„Nitſcheghos-s (Es thut alles nichts, Herr)! Es wird ſich alles machen laſſen, gnädiger Herr! Man hat viele Fälle, daß Ausländer unſern heiligen Glauben angenommen haben." Dabei ſchlug ſie ihr Kreuz.

ältern Perſonen es reden, während die jüngern Plattdeutſch reden. Hieran iſt doch wohl der Unterricht in der hochdeutſchen Sprache nicht ſchuld, der auch überdieß in dieſer Gegend keineswegs allgemein iſt.

Digitized by Google

„Nein! nein! Mütterchen, daraus wird nichts; ich lerne nimmer das russische Kreuz schlagen!“

„Nitschegbos-s! Man hat viele Beispiele, daß Ausländer bei ihrem Glauben geblieben sind und dennach schöne, reiche, russische Mädchen geheurathet haben.“

Aha! soll es da hinaus! dachte ich und beschloß mir nun noch ein Weilchen den Spaß mit der alten Gelegenheitsmacherin anzusehen; daher antwortete ich ihr:

Denkst du nicht, Mütterchen, daß es besser sey, wenn Mann und Frau einen Glauben haben?“

„Freilich! Freilich! Gott beschütze den gnädigen Herrn! Aber wenn der gnädige Herr das schöne Mädchen nur erst kennen lernen wollte, das Uebrige würde sich alles, alles machen lassen!“

„Nun so sage mir doch, wo ich die Schöne sehen kann? Aber bedenke, daß es geschehen muß, ohne daß es Aufsehen macht!“ acclamirte ich mich demnächst und die Alte sagte:

„Verstehe! Verstehe! Die hübsche Ann Iwann*) in der großen Million ist wohl sehr eifersüchtig?“

Plagt dich der leidige —! wäre mir fast herausgeplatzt, und obschon ich das Sätzchen verschluckte, konnte ich doch den Eindruck nicht verbergen, welchen die Rede der Alten auf mich gemacht; diese schmunzelte schelmisch und sprach ferner:

„Wenn der gnädige Herr in den großen Gang treten will, so wird das schöne Mädchen mit ihrer Mutter am dritten Baume, vorn am Eingange, rechter Hand stehen. Ich werde hier in der Nähe harren.“

Richtig stand an der bezeichneten, starken Linde eine Gruppe ziemlich elegant gekleideter Russinnen, und unter ihnen ein Mädchen, dessen Augen die meinigen auffallend suchten. Schön war die Schöne nicht, aber häßlich, und ich wußte jetzt auch im Uebrigen Bescheid. Meine alte Haushälterin hatte mir schon von der Noth ihrer Eltern gesagt, das Töchterchen unter die Haube zu bringen, nachdem etliche Söhne so viel gekostet, daß die Umstände des Vaters als sehr wankelmüthig geschildert wurden. Ich wollte mich daher ruhig entfernen, allein die Alte erwischte mich noch beim Ausgange und setzte mir gewaltig mit Redensarten zu, was mir unbequem wurde, da ich Ursache hatte zu wünschen, nicht in dieser Gesellschaft überrascht zu werden. Daher erfaßte ich das berühmte Schwert Alexanders und bedeutete die Alte:

„Du weißt ohne Zweifel viel, Mutter, allein nicht genug, um dich hin und wieder doch zu verrechnen. Sieh, ich bin längst daheim verheurathet, und du weißt nun den Grund, warum ich bei Ann Iwann in Gnaden stehe. Gott mit dir!“

Damit schob ich mich durch den engen Eingang, bestieg meine harrende Equipage, und amusirte mich den ganzen Tag über das kleine Abenteuerchen.

Was ich am Sommergarten sehr zu loben gefunden habe, ist, daß von seinem Besuche durchaus Niemand ausgeschlossen wird. Man gestattet hier auch dem Plebs Zutritt, nur wollte es mich bedünken, nicht zu jeder Zeit. Wenn z. B. die Saison für die Beaumonde zum Besuch des Gartens ist, d. h. im Frühjahre, bemerkt man nichts Zerlumptes, das sich nur nach dieser Zeit einstellt, ob aus Mangel an Aufsicht und Controle, oder vermöge besonderer Toleranz-Ukase, blieb mir unbekannt.

Der Sommergarten bietet dem Publicum auch einen sichern Haltpunkt zum Beschauen der öfteren Manöver, die auf dem daranstoßenden Petersburger Champ de Mars abgehalten werden. Ich konnte kaum in meinen Knabenjahren dergleichen Militärspielen Geschmack abgewinnen; daher führte mich stets nur der Zufall vorbei, wenn Se. Majestät hier Uebungen anstellen ließen oder selbst anstellten, bei denen es an Zuschauern zwar niemals fehlt, ohne daß ich jedoch stets eine gleich große Anzahl davon vorgefunden hätte. Nur an Fest- oder Feiertagen pflegte der Andrang besonders stark zu seyn; man hatte da Zeit, dergleichen Schauspielen nachzugehen.

Besonders bevölkert ist der Sommergarten fast zu allen Zeiten mit Kindern und ihren Wärterinnen und Ammen; man schickt die kleinen Treibhauspflanzen dieher, wie etwa der sorgsame Blumenfreund seine Zöglinge mit Auswahl an die frische Luft bringt, wenn die äußere Temperatur sich dazu geeignet zeigt.

*) Abkürzung für Anna Iwanowna. (Anna, Tochter des Johann.)

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

(Nach den: Doings in China by Lieut. A. Murray.)

1. Abfahrt nach dem Hafen von Amoy. — Vorbereitungen zum Landen. — Einnahme der Stadt. — Chinesische Plünderer.

Am 10 August 1841 kam das Kriegsdampfboot Sesostris nach Hong kong und führte den Bevollmächtigten Sir H. Pottinger und den Admiral Sir W. Parker an Bord. Von diesem Augenblick an wurden in der Flotte alle möglichen Anstrengungen gemacht, um die Abfahrt nach Norden vorzubereiten. Am 21 ging die Flotte auch wirklich unter Segel, und schon am 25 legte sie in dem Hafen von Amoy an, wo wir von mehrern Schüssen, jedoch aus zu großer Entfernung, als daß sie hätten Schaden thun können, begrüßt wurden. Am nächsten Morgen wurden die Signale gegeben, daß die Truppen sich zum Landen rüsten sollten. Wir bestiegen um 12 Uhr die Boote und wurden von dem Dampfboot Nemesis ins Schlepptau genommen, da wir aber an den verschiedenen Schiffen herumfahren mußten um die Mannschaft zu sammeln, wurden wir lange Zeit im Hafen umhergeschleppt, wobei wir die größte Gefahr liefen, umgeworfen zu werden, da die Reihe der Boote sich mit jeder Minute verwehete, und so die Fahrt durch die Flotte hin immer gefährlicher wurde.

Es war ein sehr schöner Anblick, die Schiffe aufgestellt und die Batterien angreifen zu sehen. Eine Compagnie Grenadiere und Schützen ward unter Major Tomlinson ans Land gesetzt, um die Batterie von der Seite anzugreifen, was auch in kurzer Zeit geschah: wir mußten indeß einer auf des andern Schultern steigen, um die Höhe der Mauer zu erreichen. Die Chinesen waren bisher bei ihren Kanonen geblieben, denn da die Batterie 18 Fuß dick und die Schießscharten den Stückpforten eines Schiffes ähnlich waren, so hatten sie von Kugeln und Bomben fast nichts zu fürchten; als sie uns aber die Mauer ersteigen sahen,

Digitized by Google

rannten sie in allen Richtungen fort und warfen dabei ihre großen Schilde auf den Rücken. Diese Schilde sind aus Bambus oder aus Ochsenhaut gemacht und innen mit Baumwolle ausgestopft; sie sind sehr leicht, aber fest, kein Säbel könnte sie durchhauen, und auf eine gewisse Entfernung würden sie selbst einer Musketenkugel widerstehen. Ich ging mit einigen Schützen an der Seeseite der Batterie hin und riß eine Flagge herunter, die auf einem Hügel oberhalb der Batterie der Seeseite gegenüber aufgepflanzt war: sie war von schwarzer Seide und weiß eingefaßt. Einige Chinesen sammelten sich noch in einem nahen Aloëgebüsch und schossen auf uns, liefen aber, als wir auf sie losgingen, alsbald davon.

Wir hielten in einem großen Gebäude, bis das ganze Regiment heraufkam, und marschirten dann eine steile Hügelreihe hinauf, von der aus man die Stadt Amoy übersehen konnte. Hätte der Feind sich hier aufgestellt, so hätte er ohne alle Gefahr für sich uns einen bedeutenden Verlust zufügen können, da der Weg sehr steil und schlüpferig war, und wir also nur langsam vorwärts kamen. In dem Felsen war eine merkwürdige Höhle, wo sich eine große Zahl alter Männer, Weiber und Kinder gesammelt hatte, um gegen die Kugeln gedeckt zu seyn. Sie stießen ein klägliches Geschrei aus, da sie nichts anderes erwarteten, als von den Barbaren massacrirt zu werden, denn die Mandarinen hatten uns in dem abscheulichsten Lichte hingestellt und die abgeschmacktesten Geschichten über unsere Grausamkeit verbreitet. Es war beinahe Nacht, als wir die Höhen erreichten, und somit erhielten wir Befehl hier für die Nacht Halt zu machen, eine schöne Aussicht für ermüdete und hungerige Leute, die nichts zu essen und bei dem bitter kalten Wind nicht das mindeste Obdach hatten; indeß war hier nichts zu thun, als den nach am meisten mit Gras bewachsenen Felsen auszuwählen, ein kleines Feuer anzuzünden und es sich so bequem wie möglich zu machen. Zum Glück hatte ich ein Mackintoshkissen in meinem Gepäck, und dieses leistete mir, wie später, so auch in dieser Nacht, vortreffliche Dienste.

Als der Tag anbrach, waren wir schnell auf den Beinen und traten auch alsbald unter die Waffen; ein Theil des Regiments rückte nach einer Anhöhe, auf Kanonenschußweite von der Stadt, und blieb hier, bis Sir Hugh Gough kam, um die Gegend zu recognosciren. In der Stadt herrschte große Bewegung, und man sah, wie Wallstücken nach einem der Thore gebracht wurden. Mit der Vertheidigung indeß war es nichts, denn als einige Officiere und Gemeine die Mauern erklettert und die brittische Fahne aufgepflanzt hatten, stiegen sie herab und öffneten die Thore, die man mit Steinen und Sandsäcken verbarrikadirt hatte. Wir stießen auf keinen Widerstand, und marschirten nach einem großen Gebäude, das dem chinesischen Admiral gehörte. In einigen Zimmern fanden wir eine Anzahl leere Kisten von besonderer Form, die gespaltenen und mit eisernen Bändern zusammengehaltenen Holzblöcken glichen. Wir glaubten anfangs, es seyen Pfeilkisten, erfuhren aber später, daß es Silberkisten waren, leider war aber das Silber alles fort. Mehrere Zimmer im hintern Theil des Gebäudes waren bis an die Decke mit Fässern voll Schwefel, Salpeter und Kohlen angefüllt; die Schiffe versahen sich damit, so viel sie dessen bedurften.

In der Nacht gerieth unsere Wohnung, in Folge eines feindlichen Lärmes, daß die Chinesen die Stadt wieder angriffen, durch Zufall in Feuer, und dieß verschaffte uns das Vergnügen, abermals eine Nacht auf den harten Steinen und im Staube in der Straße zuzubringen; das Feuer wurde ohne viel Schaden gelöscht. Ungeheure Vorräthe von Bleikugeln und Pulver, so wie Soldatenkleider und Waffen wurden gefunden und zerstört. Die Chinesen hatten augenscheinlich große Vorbereitungen gemacht uns zu empfangen, und wie selbst erwarteten einen heftigen Widerstand, denn die Leute aus Fokien sind eine kräftige Race, gute Matrosen und von den übrigen Chinesen gefürchtet. Um so mehr erstaunten wir über die schlechte Vertheidigung.

Amoy ist ein sehr wichtiger Handelsplatz, ich sah aber nichts Bemerkenswerthes darin. Das Haus des Admirals war das schönste, in welches ich kam, und hatte vorn einen ausgezeichnet zierlichen Garten mit Grotten und Gängen aus künstlichen Felsen, aber so geschickt nachgemacht, daß man dieß erst bemerkte, wenn man ein Stück abschritt. Einige große nahezu sinkende Kriegsdschunken fand man in dem Hafen; sie hatten zwei Verdecke und führten über 20 Kanonen auf Laffetten, gleich denen auf unsern Schiffen. Der Admiral war abgefahren, als er unsern Abzug von Hong kong vernahm, und kreuzte noch immer umher, in der Hoffnung uns zu treffen; wahrscheinlich berichtete er auch an seinen kaiserlichen Herrn, wir seyen vor ihm geflohen und er habe uns vom Meere vertrieben. Der arme Mann wird indeß manches von seinen Siebensachen nicht mehr finden, wenn er nach Amoy zurückkommt, und wird wohl an die Barbaren denken.

Die chinesischen Plünderer selbst thaten sich nicht wenig in der reichen Stadt zu gute, und sind in solcher Arbeit sehr gewandt, denn sie leeren nicht nur ein Haus völlig aus, sondern reißen es auch nieder, und tragen jedes irgend brauchbare Stück Holz oder Stein in unglaublich kurzer Zeit fort. Sie belästigten uns ungemein, da sie sich durch keine Gefahr leicht vom Plündern abhalten ließen, und unsere Schildwachen mußten mehrere niederschießen. Da beschlossen worden war, daß die Insel Ku-lang-su besetzt bleiben sollte, so wurden, wenige Tage, ehe wir die Stadt räumten, acht Compagnien abgesendet, um solche in Besitz zu nehmen.

Miscellen.

Journale in Nordamerika. Man zählt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten 1841 periodische Schriften; auffallend ist, daß die Zahl der Wochenschriften die aller andern übersteigt, denn von den 1841 Journalen sind nicht weniger als 1141 Wochenschriften; nur 149 erscheinen täglich, 125 zwei- oder dreimal die Woche und 257 in größern Zwischenräumen. Die Druckereien beschäftigen 15 bis 16,000 Arbeiter. (Monit. industr. vom 9 März.)

Tabaksregie in Frankreich. Man hat berechnet, daß vom 1 Jul. 1811 bis 31 Dec. 1842, d. h. in 31½ Jahren, der wirkliche Gewinn des Schatzes an der Fabrication und dem Verkaufe des Tabaks 1481,123,634 Fr. betrug, abgesehen von dem Capital der Regie und den Verlusten beim Einfall der fremden Heere. (ibid.)

Institution der Friedhammer in Frankreich. Die Arbeiter von Paris und Nantes haben an die Deputirtenkammer eine Petition gerichtet, daß der Rath der Friedhammer, welcher hauptsächlich über Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen entscheiden soll, gleichmäßig auch aus Meistern und Gesellen zusammengesetzt werde, um die Streitigkeiten auf eine für beide Theile billige Weise zur Entscheidung zu bringen. (ibid. vom 5 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

7. Das Gurganthal.

Es war 3 Uhr Morgens; der Mond war untergegangen, der Weg war sehr rauh und unsere Thiere fingen an müde zu werden, weßhalb wir, nach Erklimmung eines von klaren Waldbächen umströmten Bergpasses, an der ersten mit guter Weide versehenen Stelle abpackten, unsere Thiere abgezäumt umherlaufen ließen, damit sie grasen könnten, und uns, mit Kleidern und Teppichen zum Schutz gegen die kalte Nacht bedeckt, niederlegten. Es war keine leichte Aufgabe hier zu schlafen, denn wir befanden uns noch nicht außer Gefahr. Mit dem ersten Strahl der Morgenröthe, die mich noch immer wachend fand, weckte ich meine Gefährten. Es wurde aber 6 Uhr ehe sich die Leute und die Thiere so weit erwuntert hatten, daß wir aufbrechen und das Thal abwärts ziehen konnten.

Die Umgegend, die einen von allem was wir bisher gesehen hatten, verschiedenen Anblick gewährte, zog bald meine Aufmerksamkeit auf sich. Schon in dem Mondlicht hatte ich die hohen Felsen, die sich rings erhoben, bemerkt und bedauert, daß es nicht Tag war; aber jetzt trat, so wie es heller wurde, jeder Gegenstand mit wundervollem Effect aus dem Dunkel heraus, es erschien verbuttetes Holz, und die Stelle wo wir gelagert hatten, war von einem Dickicht umgeben. Brombeeren und Dornsträucher von mancherlei Art verschlangen ihre Zweige mit dem andern niedrigen Strauchwerk, und ehe wir zwei Meilen weiter gelangt waren, wurde der Weg immer beschwerlicher, weil die Zweige der kleinen an beiden Seiten stehenden Bäume sich mit einander verbanden; die mit einzelnen Bäumen besetzten Felsen erhoben sich in mannichfachen phantastischen Formen; in der nahen Bergschlucht tosten schäumende Waldbäche.

Ein wenig weiter abwärts fanden wir eine große Schaar Turkomanen vom Stamme der Goklan, die hier die Nacht unter dem Schutze einiger überhangenden Felsen zugebracht hatten; ihr eigenthümlich wildes Ausleben, die vielen Kamele, Pferde, Esel, das ganze bunte Nomadenlager entsprach ganz der Oertlichkeit, und wie sie in Gruppen um ein Feuer herumstanden, von dem ein dünner, blauer Rauch in die Luft stieg, und wie sie vertraten um die Reisenden zu betrachten, gewährten sie ein wildromantisches, nicht uninteressantes Schauspiel. Hätten wir übrigens von dieser Nachbarschaft etwas gewußt, so würden wir wohl nicht an der Stelle geblieben seyn, wo wir übernachteten, und hätten sie es gewußt, so würden wir wohl nicht unberaubt geblieben seyn; am Tage hatten wir übrigens nichts zu fürchten, denn sie waren vom Stamme der Goklan, folglich Verbündete, und kannten die Reiter des persischen Gränzbefehlshabers, weßhalb sie uns in Frieden ziehen ließen. Sie zeigten viele Neugierde rücksichtlich unseres Standes und unseres Geschäfts, sprachen lebhaft zusammen und lachten laut und lange, als einer von unsrer Reisegesellschaft bei dem Ueberschreiten eines kleinen Baches stolperte und hineinfiel.

Von hier aus ging die Reise nur langsam vorwärts, weil das immer dichter werdende Gesträuch uns sehr hinderte; aber wie wir abwärts stiegen, wurden die Felsen majestätischer, die Abgründe steiler und die Bäume größer und schöner; besonders prächtig war die Aussicht auf der rechten Seite, wo die Felsen oft 700 Fuß hohe, fast senkrecht aus dem Thal aufsteigende Wände bildeten, deren Gipfel mit allerlei Bäumen besetzt waren und gewaltige Massen im großartigsten Styl darstellten, während einzelne, bald von den Bergen losgerissene Stücke wie die Thürme einer mächtigen Festung aussahen. An Punkten, die des Pinsels würdig waren, fehlte es hier nicht. Aus allen Thalschluchten rauschten uns mächtige Bergwasser entgegen.

Wir zogen auf diese Weise, den Windungen des Thales folgend, mit vielen Beschwerden gegen sieben Stunden lang fort; dann wurde das Thal allmählich weiter, und zwischen den waldigen Ufern des Gurganflusses erschienen schöne Grasplätze, welche mit reicher Weide bedeckt waren; je tiefer wir kamen, desto grüner wurden die Bäume, welche in dem Gebirge kahl und entblättert standen; mit Knospen und Blüthen waren sie bedeckt und die ganze Landschaft war nicht mehr rauh und öde, sondern schön und lieblich. Eine einzige Nacht hatte diese Umwandlung bewirkt, und es schien, als betraten

Digitized by Google

wir eine andere, mit einem glücklichern Klima gesegnete Welt. Hier herrschte der Frühling in seiner ganzen Macht, das an vielen Orten hohe und prächtige Gehölz bestand aus Eichen, Buchen, Ulmen und Ellern, dazwischen Gebüsche von wilden Kirschbäumen und Dornsträuchern, die mit weißen und rosenrothen Blüthen überschüttet waren; die üppigen Ranken des Weinstocks wanden sich fast an allen Bäumen hinauf und bildeten schöne, natürliche Guirlanden. Blumen aller Art, Veilchen, Lilien, Hyacinthen, Schlüsselblumen und andere zwar unbekannte, aber nicht weniger liebliche bedeckten den Boden in der reichsten Fülle und vermischten ihre Farben mit dem sanften Grün des Grases und der Kräuter. Der Wind, welcher trotz des hellen Sonnenscheins in der Höhe noch fort tobte, konnte hier unten das Dickicht nicht durchdringen, so daß die Luft ganz ruhig war. Mit jedem Schritt vorwärts nahm die Landschaft an Reiz zu; alles, was einen wilden, rauhen Charakter hatte, war auf die Berggipfel verwiesen, welche noch dann und wann mit ihren unfruchtbaren Klippen oder mit einzelnen blattlosen Bäumen besetzt über uns hingen; etwas tiefer war der Abhang reichlich mit Holz bedeckt und dazwischen lagen kleine Wiesen, auf denen man das alte Gras zur Beförderung der neuen Vegetation verbrannt hatte, so daß sich die schönste Abwechslung der Farben dem Auge darbot. An dem Fuße der Berge, auf den schönen Gründen und sanften Abhängen, die den Boden des herrlichen, so reichlich gesegneten Gneganthales bildeten, prangten Blumen und Bäume in der ganzen Ueppigkeit eines morgenländischen Frühlings; der Blätter sanftes, glänzendes Grün wurde hie und da durch die dunklere Farbe eines schon weiter gediehenen Baumes oder durch das reine Weiß der wilden Kirschblüthe gehoben; Wälder, Haine, Gebüsche, Baumgruppen, mit natürlichen Wiesen und Rasenplätzen vom schönsten Grün abwechselnd, schmückten die in jeder Hinsicht herrliche Landschaft.

Kurz nach Mittag hielten wir an und ließen unsere Pferde eine halbe Stunde lang auf einer dieser prächtigen Wiesen grasen, dann traten wir unsern Marsch wieder an; das Thal wurde immer breiter und schöner, den Fluß sahen wir immer seltener, je weiter wir vorrückten, aber sein Lauf wurde durch die Bäume und Gebüsche bezeichnet, welche seine Ufer einfaßten und zwischen deren große Laubmassen er zuweilen hindurchblickte; viele kleine Bergthäler ergossen ihre Gewässer in Gießbächen und Wasserfällen, wodurch der Strom immer mächtiger wurde, und jedes gewährte uns Vorüberziehenden einen neuen herrlichen Anblick; die Natur schien unermüdet, überall herrschte eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, aber alles war öde und unbewohnt; mitten in dieser Lieblichkeit und Herrlichkeit der Gegend lag die Einsamkeit drückend auf dem Herzen, das sich vergebens nach dem Anblick menschlicher Wesen sehnte.

Es wurde drei Uhr, ehe wir von der Mündung des Thales aus die große Ebene unter uns erblickten, und der blaue Rauch, welcher aus den dunkelgefärbten Zelten der Turkomanen wirbelnd aufstieg, so wie das auf den Wiesen weidende Vieh waren die ersten Merkmale, daß wir uns menschlichen Wohnungen näherten, aber sie waren noch nicht so nahe, und wenn ich nicht den Leser zu ermüden fürchtete, so würde ich mit großem Vergnügen bei den herrlichen Landschaften verweilen, durch die wir zogen, und welche wirklich so schön und prächtig waren, daß sie uns trotz unserer Abspannung und der Ermüdung unserer Thiere in Entzücken setzten; selbst die rohesten meiner Leute brachen laut in begeisterte Lobeserhebungen aus. Wir empfanden bei jedem Schritt, daß wir die braunen dürren Ebenen Khorasans verlassen und die fruchtbaren grünen Gegenden erreicht hatten, welche das caspische Meer im Süden begränzen, denn hier dehnen sich die Flächen, mannichfach mit Gehölz und Weiden bedeckt, weit aus, bis sie sich in das ferne Blau des Horizontes verlieren.

Gegen Abend erreichten wir das erste Nuhuleh oder Lager der Goklan-Turkomanen, und sahen ihre zahlreichen Heerden auf allen umliegenden Wiesen und Hügeln grasen. Auf den ersten Blick schienen ihre Wohnungen aus Schilfrohr erbaut und mit schwarzen Teppichen bedeckt zu seyn; sie bildeten eine Straße, durch welche unser Weg führte, so daß ihre Bewohner hinlängliche Gelegenheit hatten, ihre Neugierde zu befriedigen. Ich würde mich aber vergebens bemühen, das Lager und seine Bewohner zu beschreiben; die völlige Neuheit der Gesichtsbildung und Kleidung, das wilde Aussehen der männlichen und weiblichen Figuren, welche, um uns zu begrüßen, herbeiströmten, zu denen sich eine Menge Thiere gesellten, die nur wenig wilder als die Menschen waren; die Masse Kinder, welche aus jedem Zelt nackend herausstürzten und uns schreiend nachliefen, alles das bildete ein Schauspiel, das sich mit Worten nicht wiedergeben läßt. Der Anblick erinnerte mich unwillkürlich an die Lage der Indier, an Zigeunerhorden, an eine Gruppe Fischerhütten in dem wildesten Norden Schottlands oder Irlands, denn hier fand man von allen diesen etwas, und doch gewährte der Anblick des turkomanischen Lagers ein von allem verschiedenes, höchst interessantes Schauspiel.

(Schluß folgt.)

Ueber die Wasserabnahme im Mälar-See.

Die große Verminderung der Wasserfläche in den schwedischen Ostseebuchten ist eine im Allgemeinen sehr bekannte Thatsache; meilenweit von der jetzigen Meeresküste haben an manchen Stellen in früheren Zeiten Schiffe geankert. — Dennoch scheint das Resultat einer genauern Untersuchung über den Wasserstand im Mälar-See von allgemeinerem Interesse zu seyn, und wir entlehnen daher aus dem Aftonblad vom 4 Febr. folgenden Auszug eines im Anzeiger von Westeras erschienenen Berichts. Der Landshauptmann von Westmannland, Freiherr Ridderstolpe, sagt darin: „Im Jahre 1350 ward auf Aspö, bei dem Herrenhofe Lagnö, der Wasserstand des Mälar in einem Felsen bezeichnet. Im J. 1747 ward daselbst die Wasserhöhe abermals gemessen, und es ergab sich (nach Zeugniß des Kanzleiraths Dalin), daß sie in den 400 Jahren um 7 Ellen und 12 Zoll gesunken war. Eine andere zuverlässige Marke findet sich auf Engsö bei Stambahl, und hier sind nun von

Digitized by Google

1825 an regelmäßige Vermessungen des Wasserstandes vorgenommen und verzeichnet worden. Nach dem Durchschnitt von 52 solcher Messungen bis Ende 1842 ist nun der mittlere Wasserstand wieder circa 1¾ Ellen niedriger als 1752, und Hr. Ridderstolpe bemerkt, daß nach dem niedrigsten Stande von 1834 die Wassermasse des Mälar in 4½ Jahrhunderten 9 Ellen 16 Zoll gesunken war." — Dagegen muß man jedoch bemerken, daß über die beiden ältern Messungen von 1350 und 1752 durchaus nichts Näheres berichtet wird; bei einzelnen Wassermarken spricht aber die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie einen ungewöhnlich hohen Wasserstand andeuten, und da zeigt sich's in dem neuen Verzeichniß seit 1825, daß Einmal, nämlich am 6 Jan. 1842, das Wasser noch um einen Zoll höher stand, als 1752. Daraus läßt sich also in 90 Jahren eine Abnahme des Wassers nicht folgern, und eben so wenig aus dem mittleren Wasserstande der letzten 17 Jahre. Freilich bleibt der ungeheure Unterschied zwischen 1747 und 1350 sehr auffallend; allein erstens ist doch wohl die Richtigkeit der ältesten Angabe nicht über allen Zweifel erhaben, und dann wäre jedenfalls, um Folgerungen darauf zu bauen, eine genaue Untersuchung des Terrains erforderlich, denn bei Ausfüllungen enger Felsschluchten z. B. mit Treibeis kann sich das Wasser leicht zu unglaublicher Höhe aufstauen. Da seit 1825 die Messungen regelmäßig verzeichnet werden, mögen sich in der Folge zuverlässigere Resultate daraus ziehen lassen. Für jetzt scheinen uns die Untersuchungen des Generaladjutanten v. Wetterstedt über die Bestandtheile des Bodens unter und neben dem Mälar von größerer Bedeutsamkeit. Auch diese Untersuchungen werden noch fortgesetzt; so viel ist indeß ausgemacht, daß Seemuschein einen wesentlichen Bestandtheil des Bodens bilden, und zwar bis auf eine Tiefe von mehreren Ellen. Auch finden sich am Boden noch viele Salzwasserpflanzen, und so erscheint es allerdings wahrscheinlich, daß ehemals auch der Mälar ein Meerbusen war.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

2. Abfahrt nach Tschusan. — Eroberung des Hafens. — Weiterfahrt nach Tinghai und Einnahme dieser Stadt.

Am 14 September zerstreute ein heftiger Windstoß die Flotte, und jedes einzelne Schiff mußte nun, so gut es gehen wollte, seinen Weg nach dem bestimmten Sammelplatz suchen. Einigen wurde dieß sehr schwer, und man fürchtete, daß sie nach Amoy würden zurückkehren müssen, was ein schwerer Verlust gewesen wäre, da die Streitmacht nur gering war. Eine kleine Insel in der Mitte zwischen Tschusan und Tinghai war der Sammelplatz. Die Absicht war, Tinghai zuerst anzugreifen, aber das Wetter war fortdauernd stürmisch, so änderten dann der Admiral und der General ihren Plan, und gingen zuerst nach Tschusan, das man am 29 erreichte. Das Dampfboot Erostris nahm das Linienschiff Wellesley von 74 Kanonen ins Schlepptau, um es an eine passendere Stelle zu bringen, von wo aus ein befestigtes Dschoß-Haus mit Vortheil beschossen werden konnte. Einige Bomben wurden in die Verschanzungen hineingeworfen, worauf eine Schaar Chinesen auf der Höhe eines Hügels erschien und zum Zeichen ihrer Kampflust eine Musketensalve gab. Sogleich warfen die Briggs Columbine und Cruzier an einer bequemen Stelle Anker, um die Landung der Truppen zu decken. Inzwischen feuerten die Chinesen auf jedes Schiff, das in den Hafen einlief; wenn man erwog, daß sie über eine Landzunge hinüberschießen mußten und von den Schiffen nur die Masten sehen konnten, so muß man gestehen, daß einige ihrer Schüsse recht gut gerichtet waren. Das Schiff, auf welchem ich mich befand, lag in der Schußlinie, doch außer dem Bereich, und so konnten wir dem Feuer, das namentlich aus einer auf der Bank heraufgehobenen Kanone unterhalten wurde, ganz gemüthlich zusehen.

Am Morgen des 1 October kam das Dampfboot Phlegethon, um uns ans Land zu setzen: zwei Regimenter sollten den Hügel mit dem darauf befindlichen Dschoß-Haus, ein drittes Regiment und die Marinetruppen die Strandbatterie nehmen. Sobald die Chinesen uns erblickten, eröffneten sie aus der eben erwähnten Kanone ein eben so rasches als wohlgerichtetes Feuer, denn obwohl keines der Landungsboote wirklich getroffen wurde, schlugen die Kugeln doch links und rechts an denselben fortwährend ein. Die Chinesen benahmen sich sehr gut, traten hervor aus ihren Verschanzungen und schwenkten drohend ihre Waffen; einer namentlich zog durch seine Keckheit unsere Aufmerksamkeit auf sich, schwang eine rothe Fahne über seinem Kopfe, und obwohl das Feuer aus den Schiffen vortrefflich gerichtet war und mehrere Kugeln zu seinen Füßen den Staub aufschlugen, so blieb er doch trotzig stehen, bis eine 32Pfünder Kugel ihn in zwei Stücke zerriß. Ein anderer Mann nahm seine Fahne auf und theilte, glaube ich, sein Schicksal, unsere Aufmerksamkeit war aber jetzt auf das 55ste Regiment gerichtet, das eben den Hügel erstieg.

Es war ein schöner Anblick, wie dieß Corps unter einem heftigen Feuer rasch und fest den Hügel erstieg, und bald die Chinesen hinwegtrieb. Ein Officier, der die Fahne trug, wurde getödtet, 19 Mann verwundet, und Sir Hugh Gough selbst, der sie begleitete, von einer verlorenen Kugel in die Schulter getroffen. Wir selbst hätten dieß Regiment unterstützen sollen, da aber das 49ste noch nicht gelandet hatte, so wurden wir gegen die Strandbatterie geschickt. Auf dem Wege dahin stießen wir auf ein kleines chinesisches Lager unter einigen Bäumen, wo viele niedergeschossen wurden, denn sie wehrten sich tapfer. Ein Mandarin mit einem weißen Knopfe stand hinter einem Baume, und ich war, ohne ihn zu bemerken, vorübergegangen, als ich auf einmal hinter mir ein Getrampel hörte, und beim Umwenden sah, daß der Mandarin einen meiner Leute mit dem Speer in die Brust verwundet hatte und ihn nun hitziger anfiel; ein zweiter stieß mit dem Bajonnett nach dem Mandarin, der jedoch dasselbe abwich, von einem dritten aber niedergeschossen wurde. Einer der Soldaten nahm den Knopf, die man als schöne Trophäen betrachtete, und mit fortnahm, so oft sich Gelegenheit dazu ergab. Jetzt ging's rasch auf die Batterie los, die nach einem kurzen, aber hitzigen Widerstande, wobei noch ein Mandarin von hohem Range fiel, genommen wurde. Die obenerwähnte Kanone, ein langer Sechzehnpfünder, aus Messing und Kupfer gegossen, war noch so heiß, daß man die Hand nicht daran legen konnte. Die Fahne des Regiments wurde nun aufgepflanzt, um den Schiffen unsere Stellung anzuzeigen.

Da ich das Jahr zuvor mich in Tschusan befunden hatte und somit die Gegend kannte, so wurde ich nach den Vorstädten hin beordert, um einer allenfallsigen Bewegung gegen unsere Flanke zuvorzukommen. Ich

Digitized by Google

glaubte in der That hier jeden Fleck zu kennen, es dauerte aber einige Zeit, bis ich mich zurecht fand an diesem Orte, wo ich früher so manche klägliche kalte Tage und Nächte zugebracht hatte. Das Jahr zuvor stand hier nichts als ein alter wurmstichiger Bau, den man zum Wachthaus eingerichtet hatte, jetzt war ein regelmäßiges starkes Ausfallthor errichtet, das nach einem aus Stein erbauten Kai zum Anlanden der Boote hinausführete. Nicht wenigee erstaunte ich über die Veränderung auf dem Pagodenberge, den ich mit einer Abtheilung Schützen nach einem leichten Scharmützel besetzte. Die Chinesen hatten hier unsere eigenen Befestigungen vom vorigen Jahre her wesentlich verbessert, und in der Nähe des Meeres den Boden geebnet, um eine halbmondförmige Batterie aus Maaerwerk aufzuführen, in der zehn metallene Kanonen standen, und die bloß den Fehler hatten, daß die Schießscharten zu schmal waren, so daß man nur geradeaus schießen konnte. Weiter oben hatten die Chinesen statt einer leichten, nur gegen Gewehrfeuer brauchbaren, von uns aufgeführten Backstein- und Lehmmauer eine vortreffliche Granitmauer aufgeführt, beinahe stark genug, um dem groben Geschütz zu widerstehen, und diese Mauer war so weit fortgeführt, daß ein anderer Hügel weiter im Rücken gleichfalls eingeschlossen war, auf welchem sie ein temporäres Fort gegen die Stadt errichtet hatten. Die Idee, die zwei Hügel einzuschließen, war in der That gar nicht schlecht; der Platz war wirklich stark, und sie hätten sich darin halten können, wenn sie nicht durch Bomben daraus vertrieben worden wären.

Sie hatten dabei den Felsen auf der Seite, von der wir kamen, fast perpendikulär abgeschnitten, und, wie es scheint, die Gräber derjenigen, die wir das Jahr zuvor hier begraben hatten, so wenig wie möglich gestört, denn die Chinesen zeichnen sich aus durch ihre Achtung vor den Todten, und am Fuße des Hügels war eine Tafel zwischen zwei Granitpfeilern aufgerichtet worden, mit einer Inschrift, daß die Gräber der Barbaren nicht gestört werden sollten. Viele Gräber waren freilich dennoch der Befestigungsarbeiten wegen weggeräumt worden, und nach der Einnahme von Tinghai fand man den Stein, der über dem Grabe des Generals Ogilander aufgestellt worden war, in der Treppe am Eingang in das Haus des ersten Mandarinen eingefügt, weßhalb das Haus denn auch vom Grund aus zerstört wurde. Ich kann indeß die Chinesen kaum tadeln, daß sie sich an unsern Gräbern vergriffen, denn auch wir hatten bei unsern Befestigungen das Jahr zuvor eine große Menge der ihrigen zerstört.

Wir rückten nun gegen die Stadt, ohne auf Widerstand zu stoßen, und ich schlief wiederum in dem Hause, das uns ein Jahr zuvor als Versammlungspunkt zum Essen gedient hatte. Alles war noch wie früher, nur Thüren und Fenster waren fort, auch die Vorräthe waren noch in demselben Zustande, und die von der Mannschaft eingenommenen Häuser waren noch mit den Nummern der Compagnie in Kreide bezeichnet. Alle Gedanken an Ausbesserung waren verschwunden vor der Nothwendigkeit, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Sie hatten wohl erkannt, daß der Friede, der uns veranlaßte den Ort aufzugeben, nicht dauern und daß Tschusan abermals von uns würde heimgesucht werden. Sie hatten in der That in den sieben Monaten Unglaubliches geleistet waren aber zu unserem Glück nicht ganz fertig geworden, und als ich später den Auftrag erhielt, eine Tour um die Insel zu machen, um auf derselben das Vertrauen möglichst herzustellen und sie von umherstreifenden Soldatenbanden zu befreien, begegneten wir einer großen Menge Personen, die zur Arbeit an den Befestigungen gepreßt worden waren, und deren Familien während ihrer Abwesenheit Lebensmittel verabreicht erhielten. Niemand, der früher zu Tschusan gewesen war, konnte erwarten, daß die Chinesen sich irgend gut vertheidigen würden, und ich selbst, bis ich die Festungsarbeiten sah, glaubte, sie würden ohne allen Kampf abziehen. In ihrem Bericht an den Kaiser machten sie sich auch ein großes Verdienst aus ihrer Vertheidigung, behaupteten, sie hätten sich sechs Tage lang mit uns geschlagen, — denn sie zählten jeden Tag von der Recognoscirung an, — sechs Dampfboote und viele große Schiffe versenkt, eine Menge schwarze und rothe Barbaren getödtet, endlich aber hätten wir doch mit Hülfe verrätherischer Eingeborenen, die zu uns übergegangen, den Platz besetzt.

Die besten Segler wurden, da der Admiral schlechtes Wetter befürchtete, ausgewählt, und am 9 October segelten wir nach Tinghai ab, vor welchem Orte wir an demselben Abend um 7 Uhr ankamen. Der Angriff wurde, als der General in einem der kleinern Dampfboote seine Recognoscirung vorgenommen hatte, auf den andern Morgen festgesetzt. Wir landeten ohne Widerstand etwa zwei Stunden von der Stellung des Feindes, und während wir dem Ufer entlang marschirten, nahm das Dampfboot Sesostris den Wellesley am Schlepptau, um ihn in eine Stellung zu bringen, von welcher aus das Dschoß-Haus beschossen werden konnte, das auf einem steilen Berge lag, welcher auf der andern Seite des Flusses die Stadt beherrschte. Wir zogen jetzt vom hohen Ufer hinab gegen einen Canal, und das 55ste Regiment sollte noch eine halbe Stunde weiter oben über denselben gehen, um den Chinesen den Rückzug abzuschneiden. Wir kamen endlich an einige Häuser, die zu einer schmalen Brücke führten, etwa 200 Schritte von der Stelle, wo die Chinesen in geschlossener Ordnung auf einem den Paß beherrschenden Berge standen. Kein Theil hatte bis jetzt noch einen Schuß gethan. Die an sich schon schmale Brücke war noch durch einen darüber gebauten Bogen verengert und die Oeffnung durch einen großen Stein gesperrt worden. Dieser ward weggeschoben, und unsere Leute mußten ihre Mäntel ausziehen, um hindurch zu kommen. Auf der andern Seite war ein großes Haus, unter dessen Schutze wir uns wieder formirten und anzogen. Warum die Chinesen den Uebergang über die Brücke nicht vertheidigten, haben wir nie begreifen können, da sie sich vortrefflich decken konnten, und wenige geübte Schützen eine große Verheerung hätten anrichten können. Die einzigen Schüsse, die sie abfeuerten, waren, glaube ich, gegen unsere große Trommel gerichtet, die man nicht durch die Brücke bringen konnte und auf einem Boote hinüber transportiren mußte; vermuthlich hielten sie dieselbe für ein furchtbares Kriegsinstrument, und wir lachten nicht wenig über die Aufmerksamkeit, die sie derselben bezeugten. Trotz der auf sie gerichteten Schüsse kam sie glücklich hinüber.

(Schluß folgt.)

Ein altirisches Heldengedicht. Die Bemühungen, alte Sagen ans Licht zu ziehen, dauern fort, und die irische archäologische Gesellschaft, der man lange Zeit nicht mit Unrecht Schläfrigkeit vorwarf, hat „des Boukett von Dun na n'gedh und die Schlacht von Mag Roth“ aus dem Irischen übersetzen lassen. Das Gedicht fällt ganz in den Anfang der englisch-normannischen Einfälle, und ist in einem schwulstigen Styl geschrieben, aber hinsichtlich der Sittenschilderung außerordentlich interessant. (Athenäum vom 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, den 11 März.

Man bereitet in Frankreich auf allen Seiten Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber der Nation vor, die unermeßliche Sammlung der Documens historiques, die Sammlung der Historiker der Kreuzzüge, welche das Institut herausgibt, die Historiens de France, die Histoire Litteraire de France und andere Sammlungen der Akademie der Inschriften, die Sammlung der Municipalkarten, mit der Thierey beauftragt ist, die Proceßacten der Albigenser, mit denen sich Fauriel beschäftigt, die zahllosen Specialgeschichten von Provinzen und Städten, die seit zwanzig Jahren erschienen sind, gehören dahin. Es ist hier dieselbe Tendenz wie man sie in Deutschland, England und selbst Spanien findet. Der Gesichtspunkt der Geschichte hat sich geändert und erfordert eine neue Classe von Documenten, auf welche die Geschichte, wie man sie im letzten Jahrhundert schrieb, keine Rücksicht nahm. Einen Beitrag dieser Art gibt in diesem Augenblick Floquet, Greffier des Gerichtshofs von Rouen in seiner „Histoire du Parlement de Normandie," Rouen 7 Bde., 8. Das Werk ist ganz aus den Quellen gezogen, welche die Archive des Parlaments geliefert haben. Die Masse der gerichtlichen Papiere, welche in den französischen Archiven liegen, ist unberechenbar, und bei dem gegenwärtigen Eifer für den Druck von nationalen Geschichtsquellen ist man eher in Gefahr damit überschwemmt zu werden, als daß sie unbekannt vermodeen. Es ist daher des größten Dankes werth, wenn Männer von eisernem Fleiß wie Floquet, sich die Mühe nehmen, den ungeheuren Wust durchzuiesen und nur das Wichtigere auszuheben, das wirklich einen Beitrag zur Geschichte der Ereignisse oder der Sitten geben kann, und das selbst auf diese Art noch eine Ausdehnung hat, die ihm nur wenige Leser verspricht.

Einer der schönsten Beiträge zur Geschichte von Frankreich besteht in den Négociations sur la Succession d'Espagne, welche Mignet für die Sammlung der Documente herausgibt, und die bis jetzt in 4 Bänden bis auf den Frieden von Nimwegen gehen. Dieses Werk ist für die politische Geschichte von Frankreich unter Ludwig XIV, was die Memoiren von St. Simon für die Geschichte des Hofs sind. Im Ganzen ist der Eindruck, den dieses Werk über Ludwig XIV macht, vortheilhafter als der den St. Simon gibt, aber ohne daß das unermeßliche Unglück, welches der Ehrgeiz dieses Königs über Europa gebracht hat, dadurch gerechtfertigt würde. Mignet verbindet die Documente, die er gibt, durch eine zusammenhängende Erzählung, deren Zweck ist, ihre Wichtigkeit hervorzuheben und sie in ihr wahres Licht zu stellen, und die Art, wie er diese schwierige Methode angewendet hat, läßt wenig zu wünschen übrig; es werden noch zwei Bände erscheinen, und das Ganze enthält eine der größten Lehren, welche die Geschichte gegeben hat, die aber wohl eben so ungehört an uns vorübergehen wird, als mit Lehren der Geschichte gewöhnlich geschieht.

Die großen französischen Familien öffnen auch den Rest der Archive, den ihnen die Revolution gelassen hat. Der Herzog von Noailles arbeitet seit langer Zeit an einer Geschichte der Frau von Maintenon, die eine Verwandte seines Hauses war; er hat eine Episode derselben herausgegeben, welche die Stiftung von Saint Cyr enthält. Das Buch ist aber nicht in den Buchhandel gekommen und ich habe es nicht zu Gesicht bekommen. Der Titel ist: Saint-Cyr, Histoire de la maison royal de Saint Louis, Paris 1843. 8. Der Marquis von La Grange hat die Mémoires du duc de la Force et de ses fils, les marquis de Montpouilly et de Castelnau in 4 Bänden herausgegeben. Er ist ein Schwiegersohn des gegenwärtigen Herzogs von la Force und hat die Schriften in den Familienpapieren gefunden und mit größter Sorgfalt herausgegeben. Er sagt in der Vorrede, daß er sich keine Art von Aenderung erlaubt habe, und erläutert die Erzählung mit einer Menge ungedruckter Documente, worunter 800 Briefe von Henrich IV und andern. Die Verfasser gehörten zu den hauptsächlichsten Führern der Hugenotten, und hatten ihren reichlichen Theil an dem Schicksal jener gräulichen Zeiten; sie waren bald die Rathgeber und Vertraute der Könige, bald ihre Feinde oder in Verbannung, und ihre Memoiren bilden ein Hauptelement der Geschichte der französischen Hugenotten, einer Partei, welche es jetzt hier Mode ist, herabzusetzen.

Digitized by Google

Ternaux-Compans hat unter dem Titel la Guiane française ein kleines Buch herausgegeben, welches einen halbpolitischen Zweck hat und in dem Interesse der Gesellschaft geschrieben ist, welche sich vorgesetzt hat, die Colonie zu kaufen und zu colonisiren. Der Plan ist von Jules Lechevalier entworfen und hat Capitalisten gefunden, welche 50 Mill. Fr. zusammenschießen wollen, um alle Pflanzungen der Colonie, mit Häusern und Negern zu kaufen, die Sklaven zu emancipiren, neue, weiße Colonisten einzuführen und Colonialwaaren im Großen mit Hülfe aller neuen Maschinen zu produciren. Die Regierung hat seit einem Jahr eine Commission niedergesetzt, den Plan zu untersuchen, und man sagt, daß sie günstig dafür gestimmt sey. Der Plan lautet phantastisch und man muß sich wundern, daß sich Capitalisten dazu gefunden haben.

Das literarische Ereigniß des Augenblicks sind die Burggrafen, von Victor Hugo, welche wahrscheinlich in einigen Tagen, wenn das eigentliche Publicum zugelassen werden wird, werden ausgezischt werden. Der Fehler des Stücks ist unheilbar, es ist vollkommen langweilig, und das schlechteste, was er noch geschrieben hat. Er muß gar kein Ohr haben, denn die Verse welche er macht, sind unerträglich hart und widrig; das Talent, welches er frühee hatte, scheint vollkommen erschöpft zu seyn, wie man an seinem „Rhein" sehen konnte. Die Zeit des Romantismus ist hier so ziemlich vorbei, er hat das Gute gehabt, daß er den Aberglauben an die alten pedantischen Regeln gebrochen hat, die Hoffnungen, welche man auf ihn setzte, hat er auf keine Art erfüllt, und in kurzer Zeit wird die Erinnerung der Werke, welche er hervorgebracht, und deren Erscheinung mit so großem Enthusiasmus auf der einen Seite und mit so großer Wuth auf der andern aufgenommen wurde, verschwunden seyn. Hätte sich die neue Schule begnügt, den alten Regeln den Krieg zu erklären, so hätte sie einen dauernden Sieg davon tragen können, aber sie hat sich schwer an der Sprache versündigt, und durch bizarre und unfranzösische Ausdrücke sich den Schein einer größeren Tiefe geben wollen, als sie besaß, daher die Reaction. Was kommen wird, ist nicht vorauszusehen; die alte Schule ist todt, die neue am Sterben, und der Weg für eine ganz natürlich und ungekünstelte Literatur wäre offen, die Folge wird zeigen, ob sie sich finden wird. Es wird unglaublich viel gedichtet, oder wenigstens in Versen geschrieben, aber Niemand liest Verse, es fehlt nicht an Talent aber an Tiefe, welche der ehrgeizige und krampfhafte Styl der meisten umsonst zu ersetzen versucht.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

7. Das Gurganthal.

(Schluß.)

Wir zogen durch mehrere pittoreske Haufen dieser morgenländischen Nomaden, die, wenn wir nicht von einer Schutzwache begleitet gewesen wären, gewiß keinen Augenblick angestanden hätten, sich mit Gewalt unserer Personen und Habseligkeiten zu bemächtigen. Nachdem wir nochmals den Gurganfluß überschritten hatten, gelangten wir in die offene Fläche, auf welcher wir nach einem Ritt von einer Meile den Sohn des Kuli Chan trafen, der uns zu dem Zelte seines Vaters, des Beherrschers dieser tapfern Turkomanenhorde, zu geleiten kam. Wir erreichten es bei Sonnenuntergang, nachdem wir seit unserem letzten Ruheplatz, mit Ausnahme der kurzen Rast um Mittag, volle zwölf Stunden zu Pferde gesessen hatten. Von Semulgan bis zu des Gurgan reizenden Ufern oder bis zu der Stelle, wo das Zelt des Kuli Chan aufgeschlagen war, hatten wir circa 90 englische Meilen zurückgelegt.

Der Chan empfing uns mit sehr wenig Umständen, die bei den Turkomanen überhaupt nicht gebräuchlich sind, und nach einem kurzen Gespräch unter freiem Himmel zeigte er uns das Zelt oder Haus, welches für die Gäste bestimmt ist, wo wir uns niedersetzten und sogleich sehr zahlreichen Besuch erhielten, denn es strömten eine Menge Turkomanen herbei, um durch Angaffen der Fremden ihre Neugierde zu befriedigen. Durch das Innere des Zeltes wurden wir angenehm überrascht, denn es war geräumig und gut eingerichtet. Als wir eintraten, waren auf der einen Seite einige Frauen an Webstühlen beschäftigt, aber sie verließen das Zelt bald, doch geschah dieß nicht, um sich zu verbergen, denn es ist den Turkomaninen unverwehrt, sich sehen zu lassen, und die Mutter des Chan, eine sehr alte Frau mit langen silbergrauen Haaren, einer gelben Todtenfarbe und Glasaugen kam zu mir, legte ihre Hände auf mich und bewillkommte mich im Namen ihres Sohnes.

Bald nach unserer Ankunft brachte man das Essen, und der älteste Sohn des Häuptlings kam, um es mit uns zu verzehren; die Speisen waren sowohl an sich als hinsichtlich der Zubereitung sehr einfach, das vor uns aufgelegte Tischtuch war aus grober Wolle und trug deutliche Merkmale, daß es schon oft seine Dienste gethan hatte; die Nomaden und selbst die Bewohner der Dörfer und Städte Persiens hegen einen sonderbaren Aberglauben gegen das Waschen des Tuchs, auf welches die Gerichte aufgesetzt werden; man hält es für unheilbringend und da bei dem Abtragen der Schüsseln von jedem Gericht Ueberbleibsel zurückbleiben, die zufälligen Flecken ungerechnet, so kann man sich denken, wie fettig und beschmutzt ein solches Tuch in einem gastfreien Zelte werden muß. Ein Pillau von Reis bildete unser Abendessen, mit Salz gewürzte Buttermilch war unser Getränke; für Perser, Turkomanen und Juden ist Reis mit gebratenem Fleisch ein Festgericht.

Nach dieser Mahlzeit hätten wir uns gern zur Ruhe begeben, aber so gut sollte es uns noch nicht werden; das Zelt war von Menschen überfüllt, unter denen man auf Stand und Rang keine Rücksicht zu nehmen schien, jeder kam herein und setzte sich nieder wo er Platz fand, ohne im mindesten die andern zu stören, und selbst als der Chan erschien, geschah es mit so wenig Geräusch daß ich seine Gegenwart nicht ehe bemerkte, als bis ich ihn dicht neben mir sitzen sah; Niemand erhob sich um ihn zu begrüßen, und es entstand nicht die geringste Unruhe, was in Persien immer der Fall ist, wenn ein vornehmer Mann in einer Gesellschaft erscheint. Selbst der Sohn des

Digitized by Google

Chan schien seinem Vater wenig Aufmerksamkeit zu widmen, obgleich die patriarchalische Autorität unter allen Nomadenstämmen Asiens noch am meisten gilt. Die einzige Höflichkeit, die er gegen seinen Vater beobachtete, bestand darin, daß er eine ihm bestimmte Tasse Thee jenem überreichte. Die Turkomanen lassen sich von ihren Chefs und Stammesodern, denen sie niemals eine überflüssige Unterwürfigkeit oder unterthänigste Huldigung erweisen, nur im Geiste demokratischer Grundsätze regieren.

Einige Zeit verging unter Gesprächen, die vorzüglich in der Sprache von Kurdistan, die ein Gemisch der persischen, kurdischen und Turkisprache ist, gehalten wurden. Dann fragte mich der Chan, ob ich nicht etwas Musik hören wollte, worauf sogleich zwei Männer, jeder mit einem musikalischen Instrument hereintraten; eines derselben bestand aus zwei mit Leder überzogenen Halbkugeln, aus Kürbissen oder ausgehöhltem Holz, und war durch einen hölzernen Stab verbunden, an welchem eine Saite von einem bis zum andern Ende lief, so daß die Halbkugel als Resonanzboden diente; der Spieler, der zugleich auch sang, gebrauchte es wie ein Tambourin um den Tact darauf zu schlagen; das andere war ein Saiteninstrument, das einen nicht unangenehmen Ton hatte.

Sie sangen verschiedene Lieder, die jedoch nur aus wenigen Worten und einfachen Noten bestanden, und der Tact schloß sich jederzeit mit einem einzigen Ton, der sich in eine sehr angenehme, eigenthümliche Cadenz verlor, die weit lieblicher klang, als jede Musik, welche ich je in Persien gehört hatte, denn der Sänger strengte seine Stimme nicht so übermäßig an, als es in jenem Lande gewöhnlich geschieht, sondern er wußte sie sehr geschickt den Tönen des Instrumentes anzupassen, indem er den Klang und die Schwingungen der Saite so nachahmte, daß es fast dem leisen Geflüster der Aeolsharfe glich, und dieß hielt er eine außerordentliche Zeit aus, ohne dazwischen Athem zu schöpfen. Wenn er nicht wie die Perser schrie, so verdrehte er, zum Ersatz dafür, seinen Körper auf die gewaltsamste Weise, nahm die auffallendsten Stellungen an, schüttelte seinen Kopf heftig und warf sich auf seinem Platz herum, so daß er mit den Seiten fast den Boden berührte. Diese auffallenden Bewegungen schienen in einer von der Musik erzeugten Begeisterung ihren Grund zu haben, und alle Anwesenden wurden mehr oder weniger von demselben Gefühl ergriffen, denn bei dem Ende eines jeden Gesanges drückten immer mehrere ihre Freude auf eine sehr deutliche Weise aus; über den Inhalt der Lieder, welche diese große Bewegung hervorbrachten, konnte ich keine genügende Auskunft erhalten.

Dieses Concert dauerte bis nach zwölf Uhr in der Nacht, wo ich endlich, da Niemand Anstalten zum Aufbruch machte, gegen einen Perser, der in meiner Nähe saß, äußerte, daß Reisende nach einem so beschwerlichen Marsche wohl der Ruhe bedürften, worauf die Musik entlassen wurde; aber die andern schienen keineswegs geneigt, sich zu entfernen, denn ihre Neugierde war unersättlich und alle gafften uns an, machten ihre Bemerkungen und stritten sich über uns betreffende Dinge ohne alle Rücksicht vor unseren Augen. Als sich endlich der größte Theil der Gesellschaft entfernte, fand ich, daß wir keineswegs die einzigen Gäste waren, oder das Zelt allein inne hatten, sondern wir mußten es mit fünf bis sechs andern theilen, unter welchen ein Turkomane vom Yamutstamme war, den man bei einem Versuch, die Horde zu bestehlen, gefangen hatte, und der hier gebunden und gefesselt verhaftet blieb, bis von seinem Stamme sein Schicksal entschieden worden war; wenn sie nämlich das verlangte Lösegeld nicht einsendeten, so war sein Tod unvermeidlich. Das war nun freilich keine angenehme Gesellschaft für die Nacht, da es sich aber nicht ändern ließ, so breiteten wir unsere Teppiche aus und legten uns nieder.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

2. Abfahrt nach Tschusan. — Eroberung des Hafens. — Weiterfahrt nach Tinghai und Einnahme dieser Stadt.

(Schluß.)

Nach einem Halt von wenigen Minuten begannen wir den Angriff, wobei wir eine tiefe Schlucht zu passiren hatten. Als wir dem Feinde nahe kamen, eröffnete dieser ein heftiges Feuer auf uns aus zwei metallenen Karonaden, Wallflinten und Luntengewehren, glücklicherweise war dieß aber so schlecht gerichtet, daß wir nur wenige Leute verloren. Ehe sie wieder laden konnten, waren wir unter ihnen, und nun begann eine allgemeine Flucht, wobei wir sie durch ihr Zeltlager eine gute halbe Stunde bis gegen den Fluß trieben, was uns rechts entschlüpfte, mußte dem 55sten, was links entfloh, dem 49sten Regiment in die Hände fallen. So hatten die armen Teufel keine andere Wahl, als erschossen zu werden, zu ertrinken oder sich zu ergeben; letzteres wollten sie nicht thun, obgleich man ihnen Zeichen machte, daß das Feuer eingestellt werden würde, wenn sie die Waffen niederlegten.

Se. Thum, einer der Dulmetsche, hatte einige weiße Flaggen mit aufgedrückten chinesischen Charakteren aufgepflanzt, wodurch ihnen gerathen wurde, sich zu ergeben, und den Widerstand nicht nutzlos fortzusetzen. Viele wurden niedergeschossen, eine große Anzahl ertränkte sich selbst, und um ihre Lage noch entsetzlicher zu machen, schossen ihre Batterien auf dem gegenüberliegenden Ufer durch sie hindurch auf uns. Die Chinesen sind ein wunderliches Volk, obwohl einige sehr wenig Vertrauen auf unsere Menschlichkeit und keine rechte Ansicht von Kriegsgebrauch hatten, tranken uns doch andere unbedingt: ich sah einen Schwerverwundeten den Hügel herabkriechen, und während das Feuer noch anhielt unsere Leute um Wasser bitten. Ich ging auf einige andere zu, sie baten alsbald um Gnade, und schienen verwundert, daß ich ihnen Wasser reichte, statt ihnen den Garaus zu machen.

Auf unserer Seite war die Arbeit gethan, und wir sahen uns jetzt um, was auf dem andern Ufer vorgehe: die Seesoldaten und Matrosen hatten das Dschoß-Haus erstürmt und gingen nun auf die tiefer unten liegenden Batterien los, die immer noch hie und da feuerten. Plötzlich flog das Pulvermagazin in die Luft, man weiß nicht, ob durch die Chinesen oder durch unsere Bomben und Raketen angezündet. Die Marinetruppen hatten vom Glück zu sagen, daß sie nicht um einige Minuten früher kamen; so verloren sie nur einen Trommler.

Kurz darauf kamen einige Boote der Kriegsschiffe nebst einigen

Digitized by Google

kleinen Dampfbooten den Fluß herauf, dessen Einfahrt durch mit Stein gefüllte und versenkten Tschunken, so wie durch eingeschlagene starke Pfähle nahezu gesperret war. Tschunken von jeder Art und Größe flohen im größten Schrecken den Fluß herauf, denn Niemand hatte an einen so raschen und glücklichen Angriff gedacht. Eines der kleinen Dampfboote setzte uns hinüber nach der Stadt Tinghai, es war aber schon spät, und so nahmen wir unser Nachtquartier in einem Tschoß-Haus neben einem der Thore. Ein Boot, das der unglücklichen Brigg Kite*) gehört hatte, und zwei ihrer Kanonaden fanden sich hier. Sie hatten den Chinesen als Modelle gedient, denn ihre Kanonen waren genau von derselben Größe. Es fand sich eine gute Kanonengießerei in der Stadt, und eine große Anzahl Kanonaden und Kanonen aus Metall und Eisen, die noch nicht ganz vollendet waren. Eine Kanone war noch in der Form und mußte kurz vor dem Angriff gegossen worden seyn, denn das Metall war noch so heiß, daß man es nicht berühren konnte. Einige ihrer eisernen Kanonen waren von ungeheurer Größe und Schwere, und doch von kleinem Kaliber, keine über 32 Pfund. Sie hatten Formen, um Kugeln und Kartätschen zu gießen, die aber selten genau in die Kanonen paßten, welche überdieß mit großen und kleinen Kartätschen bis zur Mündung vollgestopft wurden. Die Formen zum Gießen der Kanonen waren aus feinem Thon gemacht und mit eisernen Klammern gebunden, aber die Kanone wurde nicht in Einem Stück gegossen, sondern in mehrern Stücken, die aufeinander paßten.

In einem Tschoß-Haus hinter unserem Quartier hatten die Chinesen eine Werkstätte für Lafetten eingerichtet, die ebenfalls aus den unserigen copirt, aber solider waren; ich fand sie besser und schöner ausgearbeitet, als ich je welche gesehen. Alle diese Verbesserungen mußten im letzten Jahre begonnen worden seyn, denn die Kanonen, welche wir bei unserem ersten Besuch zu Tschusan und auch zu Canton fanden, waren alter Lumpenkram mit Zündlöchern, wo man zwei Finger hätte hineinstecken können. Es gehörte Muth dazu sie abzufeuren, und doch wußten die Chinesen sie gut zu benützen, vielleicht besser, als wir es hätten thun können.

Ich fand in dem Hause zwei Bücher über Mathematik, Astronomie, Mechanik und Artillerie, die sie augenscheinlich von den Jesuiten erhalten hatten, denn die Platten waren zu gut, als daß sie von ihnen selbst hätten herrühren können, obgleich sie versucht hatten, dieß so erscheinen zu lassen, indem sie chinesische Charakter darauf setzten; auch der Fuß, auf dem die Globen ruhten, war mit dem kaiserlichen Drachen geziert.

Hier sowohl als zu Tschusan waren die Mauern und Batterien mit großen hölzernen Kreuzen bedeckt, was wir uns nicht erklären konnten, endlich aber hörten wir, da sie unsere Verehrung für das Kreuz kannten, so hätten sie geglaubt, wir würden nicht darauf schießen. Ich erwähnte dieses Umstandes gegen einige Officiere der französischen Corvette Danaide, die sich damals zu Tinghai befanden, und der Einfall schien sie nicht wenig zu belustigen. Ich begab mich auch nach dem Tschoß-Haus auf dem Berge, um zu sehen, was das Feuer des Wellesley hier ausgerichtet habe; dasselbe war von Kugeln und Bomben ganz durchlöchert, so daß Niemand länger darin hätte ausdauern können; schon die Holz- und Steinsplitter hätten dieß unmöglich gemacht. Etwas tiefer unten am Berge, der See gegenüber, war noch eine Batterie; hier befanden sich einige lange Metallkanonen von portugiesischer Arbeit, und ein eiserner 84Pfünder. Das Pulvermagazin außerhalb des Tschoß-Hauses war in die Luft geflogen; ein Schuß hatte das Thor des Platzes eröffnet und sechs Mann im gewölbten Wege getödtet. Einige Mandarinen waren gefangen genommen und mehrere tödteten sich selbst. Der große Heerführer und Gouverneur der Stadt Yukien, der gelobt hatte, uns alle zu vernichten und in unsern Häuten zu schlafen, war geflohen, später aber vernahmen wir, daß er Hand an sich selbst gelegt.

Von der Zahl der Feinde, die uns bei Tschusan und Tinghai gegenüber standen, können wir uns nur aus den eigenen Angaben des Feindes einen Begriff machen, und ich gebe hier einen Auszug aus einer Proclamation des kaiserlichen Commissärs. Nachdem die erste Einnahme und die zweite Uebergabe von Tschusan erwähnt sind, fährt die Proclamation fort: „jetzt aber ist der District Tinghai in völligen Vertheidigungsstand gesetzt worden. Ich habe tapfere, auf dem Schlachtfelde gebildete Generale hingesendet, die nöthigenfalls 5000 jetzt dort liegende Veteranentruppen befehligen werden. Und längs den verschiedenen Armen der See sind Kriegsschiffe mit tapfern Matrosen im Hinterhalt aufgestellt, und ich, der kaiserliche Commissär, in Verbindung mit Yu, dem General der Landtruppen von Schekiang, und Liu, dem Untergouverneur derselben Provinz, habe 10,000 muthige Soldaten nach Tinghai verlegt, und längs den Ufern unserer Meere befinden sie sich an jedem Orte, nahe bei einander, mit dem strengsten Befehl gute Wache zu halten. Wenn also die Rebellen, nachdem sie bei Canton geschlagen worden, abermals wagen sollten sich unsern Ufern zu nähern, so werden sie seyn wie Motten, die nach dem Licht fliegen, oder wie Fische, die ins Netz springen, denn ich will sie alle Mann für Mann niedermachen und keinen von ihnen lebend entkommen lassen." Unser Verlust war in Vergleich mit der Stärke der weggenommenen Stellung unbedeutend; die Chinesen aber müssen stark gelitten haben. Der Angriffsplan war eben so gut ausgeführt als entworfen.

Die Stadt Tinghai hat über eine Stunde im Umkreis und ihre Vorstädte sind ausgedehnt, sie enthält aber nichts Besonderes. Die Uferein-fassung, um die Mauer auf der Seeseite zu schützen, ist vortrefflich ausgeführt; sie ist mit fest aneinander liegendem Granit verkleidet, und erstreckt sich längs der ganzen Grenze.

*) Sie war in der Nähe von Tinghai gescheitert, und die Mannschaft, worunter sich auch die Frau eines Capitäns befand, von den Chinesen arg mißhandelt und in Käfige eingesperrt worden.

Miscellen.

Die literarische Unterstützungs-Gesellschaft. Wir haben dieser Literary Fund Society zur Unterstützung verarmter Schriftsteller und ihrer Familien schon in Nr. 61 gedacht, und entnehmen jetzt aus dem Rechenschaftsbericht, welcher der Gesellschaft am 7 d. M. vorgelegt wurde (s. Athenäum vom 11 März), die Bemerkung, daß endlich nach fünfzigjährigem Bestehen das Publicum einen bedeutenderen Antheil an dieser Institution zu nehmen beginnt. Die Subscriptionen und Geschenke, welche im J. 1838 973 Pfd. St. betrugen, haben sich im verflossenen Jahre auf 1452 Pfd. belaufen. Auch die Größe der gewährten Unterstützungen steigt; während sie früher durchschnittlich nicht viel über 10 Pfd. betrugen, beliefen sie sich im verflossenen Jahre (1255 Pfd. in 46 Unterstützungen) durchschnittlich auf 27 Pfd.

Anwendung der Lichtbilder auf Gemäldecopien. Der italienische Maler Lecchi, welcher die Kunst, Lichtbilder zu coloriren, erfunden haben soll, ist kürzlich in Brüssel eingetroffen, in der Absicht, die Gemälde von Rubens, Vandyck ꝛc. zu copiren. (Athen. 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. E. v. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1843.

Gegenseitige Stellung der Engländer und Chinesen.

Die Thaten der Waffengewalt sind vorüber, China hat sich vor europäischem Muth und europäischer Kriegskunst gebeugt, jetzt aber folgt das ohne Vergleich schwierigere Geschäft, den allgemeinen Grundsatz, der den Verhandlungen zu Grunde lag, nämlich die Abschaffung des bisherigen Ausschließungssystems der Chinesen, ins Leben einzuführen. Hier stoßen die Engländer gleich auf eine Hauptschwierigkeit. Eine der drückendsten Ursachen, welche den Krieg herbeiführten, war die Handelslage China's, das jährlich mehrere Millionen seines eigenen baaren Geldes an die Engländer für die eingeführten Waaren, namentlich das Opium, zahlte, so daß man im Innern des Reichs eine nicht unbedeutende Abnahme des baaren Geldes verspürte. Diese Unterdrückung, welche die Chinesen zeitig genug machten, führte, abgesehen von den lobenswerthen moralischen Gründen gegen den Opiumverbrauch, vorzugsweise zu den heftigen Maaßregeln gegen den Opiumhandel, welche die unmittelbare Veranlassung des Kriegs wurden. Man schätzt die Ausfuhr des baaren Geldes auf 9 Millionen Piaster jährlich, wovon die Amerikaner etwa sechs liefern, den Rest müssen die Chinesen selbst bezahlen. Daher sagt auch die Shipping and Mercantile Gazette vom 25 Jan. d. J.: „seit vielen Jahren bestand die Schwierigkeit, die englische Ausfuhr nach China zu vermehren, darin, einen mit unserer dortigen Einfuhr in Verhältniß stehenden Betrag chinesischer Producte auszuführen. Es ist eine notorische Thatsache, daß fast ein Viertheil unserer Ausfuhr nach China in baarem Gelde bezahlt wurde, und es ist unumgänglich nothwendig, daß die (englische) Regierung Maaßregeln ergreife, um unseren Verbrauch chinesischer Producte zu vermehren, sonst wird die Eröffnung der Häfen des himmlischen Reichs uns wenig helfen. Die Chinesen können nicht viel mehr baares Geld für unsere Manufacturwaaren liefern, und wenn sie es thun, so werden sie bald einen größern Vortheil finden, mit andern industriellen Nationen auf einer liberalen Grundlage in Handelsverkehr zu stehen, wo sie die empfangenen Manufacturwaaren mit ihren Natur- (oder Kunst-) Producten bezahlen." Diese, wie man sieht, von den Engländern klar erkannte Lage der Dinge ist auch den Chinesen durchaus kein Geheimniß, deßwegen rücken die Unterhandlungen über die Handels- und Zollangelegenheiten nicht vorwärts, und die neueste Post kündigt an, daß die Chinesen hinsichtlich der Herabsetzung der Zölle auf chinesische Waaren in England Forderungen stellen würden, welche die Finanzen Englands kaum gestatten möchten; man kann deßhalb mit Recht erwarten, daß China den fremden Völkern ähnliche Vorrechte, wie den Engländern, nicht ungern einräumen werde, um durch größere Concurrenz die Engländer, welche für ihre Waaren zu viel baares Geld verlangen, aus dem Felde zu schlagen. Dieß muß einen allgemeinen Verkehr mit allen befahrenden Völkern nach sich ziehen, der für China noch von größerer Bedeutung seyn muß, als für die übrige Welt.

Es wäre somit gar nicht unmöglich, daß die Engländer die Kosten und die Mühe der Eröffnung des Handels mit China auf sich genommen hätten, ohne ausschließlich oder auch nur in bevorzugter Weise die Vortheile davon zu ernten. Bereits ergeben sich für die Engländer unerwartete Schwierigkeiten. Daß in Canton eine hitzige Schlägerei zwischen den anglo-indischen Matrosen und dem dortigen Pöbel stattgefunden, in Folge deren die englischen Factoreien zerstört und verbrannt wurden, ist bekannt, weniger aber die nähern Umstände und die geheimen Ursachen dieser Vorfälle, wie sie aus einer etwas breiten Correspondenz zwischen den englischen Kaufleuten und dem Regierungscommissär, Sir Henry Pottinger, hervorgehen. Da diese Correspondenz nur der Anfang zu weitern wichtigen Verhandlungen ist, so gehen wir vorerst auf das Nähere nicht ein, und halten uns nur an das allgemeine Resultat, „daß die Unruhen, wenn auch durch das übermüthige Benehmen der anglo-indischen Matrosen zum Theil hervorgerufen, doch nur das äußere Symptom eines in Canton tief wurzelnden Hasses gegen die Engländer sind, und vermuthlich von sehr bedeutenden und einflußreichen Männern geleitet waren." Canton dankt seine Wichtigkeit und seinen Reichthum dem anderthalb Jahrhunderte lang genossenen Monopol des äußern Handels; die Engländer haben dieß Monopol gebrochen, dürfen also in Canton selbst nur auf Haß zählen. Die chinesische Nation hat im

Digitized by Google

Ganzen genommen vielleicht weniger moralische Haltung und Ehrenhaftigkeit als die Europäer, aber gewiß eben so viel Klugheit und vielleicht noch etwas mehr Schlauheit: man versteht dort so gut wie irgendwo Pöbelaufstände zu veranlassen, zu leiten, zu benützen, und die dortigen englischen Kaufleute, welche Mittel genug in Händen haben, der Sache auf den Grund zu kommen, fürchten bereits, man möchte durch solche Pöbelaufstände ihnen den Aufenthalt in Canton unmöglich machen, und der Handel somit den Amerikanern und andern Nationen in die Hände gespielt werden. Die chinesischen Behörden, aufgebracht durch das Benehmen einiger englischen Kaufleute, welche den Schmuggel des Opiums und anderer Waaren auf eine unverschämte Weise fortsetzen, sind, wie die letzten Vorfälle deutlich gezeigt, eben nicht geneigt den Pöbelaufständen gegen die Engländer schnell und kräftig ein Ziel zu setzen, und wenn der englische Regierungsbevollmächtigte nicht Ernst gegen die Chinesen zeigt — was er vorerst nicht beabsichtigt — so werden die Vexationen, an denen freilich das Benehmen der englischen Kaufleute viel Schuld trägt, nicht aufhören, und man wird bald wieder in einem Zustande seyn, der nicht Frieden, nicht Krieg ist, die Handelsinteressen der Engländer aber wesentlich benachtheiligt.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

8. Turkomanisches Lager.

Große Ermüdung verdrängt nicht allezeit guten Schlaf, das erfuhr ich diese Nacht; die Aufregung, der ich während des ganzen vorigen Tages ausgesetzt gewesen war, die Neuheit meiner Lage und selbst die Verspätung am Abend, wo die zudringliche Neugierde unserer Wirthe uns keine Ruhe gönnte; das Heulen der Hunde, das Blöcken der Schafe und das Brüllen der Thiere in den benachbarten Umzäunungen hinderte mich fast die ganze Nacht hindurch am Schlafe. Ich würde gern das Zelt verlassen und in der frischen Nachtluft einen einsamen Spaziergang gemacht haben, aber ich fand, daß der Ausgang wie der Eingang von den großen bösen Hunden verwahrt wurde, welche die Wache im Lager hatten, und die mich wirklich nicht einen Schritt aus dem Zelte thun ließen; so wie sich nur etwas regte, gaben sie warnende Töne von sich, und jeder Versuch sich aus dem Lager oder auch nur aus einem Zelte zu entfernen, würde gewiß von diesen treuen, aber wilden Wächtern verhindert worden seyn. Sogar nach Anbruch des Tages versahen sie noch ihren Dienst, denn als ich am Morgen mich ein wenig erging, und den das Lager umgebenden und begränzenden Graben überschreiten wollte, stürzten fünf bis sechs dieser kräftigen Thiere mit offenem Rachen auf mich los, und es würde mir schlimm genug ergangen seyn, wenn sich nicht eine alte Turkomanin hinter einem Erdhaufen, wo sie zu meinem Glück eben ihre paar grauen Haare ordnete, emporgehoben und durch ihr mächtiges Gebot meine Feinde zurückgewiesen hätte, die sich unwillig knurrend entfernten.

Als wir am Morgen aus unserem Zelte heraustraten, erwartete uns ein merkwürdiges Schauspiel: das im Viereck erbaute Lager, in dessen südlicher Seite unser Zelt die Mitte einnahm, umgab einen freien Platz von 150 Schritt Länge und 100 Schritt Breite, und dieser ganze Raum war angefüllt mit Pferden, die vor der Thür ihrer Eigenthümer hielten, mit Kameelen, welche im Kreis um ihr Futter herumknieten oder standen, mit grotesken Figuren in turkomanischer Tracht, die alle hin und her liefen und sich zum Abmarsch bereiteten; vor den Zelthüren befanden sich die Frauen mit ihrem malerischen Kopfputz, umgeben von ihren fast ganz nackten Kindern, beschäftigt mit allerlei häuslichen Arbeiten, mit der Ordnung ihres Anzugs oder Wasser aus dem Flusse holend; Schafe und anderes Vieh aller Arten strömte heraus aus den Umzäunungen und lief nach den Wiesen zu, begleitet von einer Menge laut schreiender Hirten und bellender Hunde. Wenn dieses Schauspiel sich gleich nicht durch Glanz und Pracht auszeichnete, so gefiel es doch durch seine Lebendigkeit und zog durch noch nie erblickte Eigenthümlichkeit an; die Neugier des Völkchens und die Furcht Verdacht zu erregen, hielt mich ab das Lager mit seinen Bewohnern abzuzeichnen. Sie hätten dann gewiß geglaubt, ich sey ein von einem feindlichen Stamm ausgesandter Kundschafter.

Ich fand bald, daß, so gern ich auch noch einige Tage hier geblieben wäre, um das Leben in einem turkomanischen Lager unter so günstigen Umständen genauer kennen zu lernen, selbst wenn ich mich großen Unannehmlichkeiten hätte unterwerfen müssen, ich diesen Wunsch wohl würde aufgeben müssen. Die Zahl meiner Begleiter war nicht gering, und da wir von den Turkomanen als Gäste behandelt wurden, und ich nicht einmal für meine Leute und Thiere bezahlen durfte, so wäre es sehr unartig gewesen, wenn ich meinen gastfreien Wirthen nur einen Augenblick länger zur Last hätte liegen wollen, als nothwendig war. Ueberdieß ergab sich auch deutlich aus den geringen Anstalten von ihrer Seite, daß alles nur auf ein einziges Nachtlager berechnet war, denn für meine Thiere fand sich gar kein Unterkommen, sondern sie standen während der Nacht zusammengekoppelt vor der Thür unseres Zeltes, und hatten nicht einmal eine Streu. Wir bemerkten ferner, daß man noch heute das Lager an eine andere Stelle verlegen wollte, weil es in der Nähe an Futter für das Vieh zu mangeln anfing; aus allem ergab sich die Nothwendigkeit ohne Verzug aufzubrechen und wenigstens bis nach dem 12 Meilen entfernten Dorfe Pisseruk zu ziehen.

Ich erlebte an diesem Morgen einen Beweis von der Leidenschaft der Turkomanen für schöne Waffen. Als der Chan meine Flinten, Pistolen und sonstigen Armaturen betrachtete, zog mein Säbel seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich; es war eine schöngewässerte Klinge aus Delhi, die mich ursprünglich nicht mehr als 20 Rupien gekostet hatte; er besah sie von allen Seiten, bog sie hin und her, hieb damit und fragte endlich, ob ich das Schwert nicht gegen ein sehr hübsches Pferd vertauschen wollte, welches ich kurz vorher bewundert hatte. Er drang sehr eifrig auf diesen Handel, aber sein Bruder schien Einwendungen dagegen zu machen, denn sie sprachen lange

Digitized by Google

heimlich mit einander, und endlich kamen sie dahin überein, daß ich für das Schwert und hundert Rupien das Pferd mit Sattel und Zeug erhalten sollte. Ich wußte aus einem früheren Gespräche, daß man das Pferd in dem Lager zu 350 Rupien schätzte, folglich würde der Chan bei diesem Handel 230 Rupien verloren haben; ich nahm aber dennoch sein Anerbieten nicht an, weil ich schon mehr Pferde hatte, als ich brauchte und ihre Unterhaltung nicht nur kostspielig, sondern auch sehr zu bezweifeln war, ob ich meine Pferde glücklich durch ein so feuchtes und sumpfiges Land bringen würde, als die Provinz Mazanderan, welche von tiefen, eisigen Flüssen durchströmt wird, und in der man weder Brücken noch Boote zum Ueberfetzen findet, und dann war mir mein Schwert sehr lieb; auch lag mir dringend die Verpflichtung ob, mit meinem Gelde sparsam zu seyn, denn man konnte nicht wissen, welche andere nöthige Ausgaben zu bestreiten seyn würden. Der Chan war übrigens sehr verdrießlich über meine Weigerung und ich glaube, wenn es sein Bruder zugegeben hätte, würde er das Schwert um jeden Preis erkauft haben.

Zu derselben Zeit hätte ich dennoch gern einen Pferdehandel abgeschlossen. Einer von den Reitern, die mich von Semnigan hieher begleitet hatten, ein alter Mann mit einem weißen Bart, aber mit blitzenden Augen und von kräftigem Körperbau, ritt ein kastanienbraunes Pferd, das zwar klein, aber kräftiger, schöner und lebhafter war als viele große Pferde, und welches dabei so gut zugeritten und fromm war, daß man sich in jedem Nothfall auf dieses seltene Thier verlassen konnte. Dieses Pferd gefiel mir so wohl, daß ich mich endlich entschloß ihn zu fragen, zu welchem Preis er es mir verkaufen wollte. Zuerst weigerte er sich es zu verkaufen, ohne jedoch einen Grund anzugeben, da ich aber in ihn drang, so sagte er, vor wenig Monaten sey sein Sohn auf einem Zuge, welchen der Chan gegen einen in der Steppe hausenden sehr räuberischen Stamm unternommen habe, auf diesem Pferde von einer feindlichen Lanze durchbohrt worden; das Pferd hatte ihn dennoch in seine Heimath getragen, wo er aber sogleich gestorben war, und der Vater schwur jetzt, er werde das Pferd nie von sich lassen. Gegen einen solchen Grund hatte ich natürlich kein Wort einzuwenden.

Unser Frühstück bestand aus Brod und Saurermilch, wozu auf meine Bitten noch etwas frische Butter und süße Milch kam. Es ist auffallend, daß diese Menschen, in deren Lagern alle Erzeugnisse der Viehzucht in großem Ueberflusse vorhanden sind, so selten etwas davon genießen, außer Buttermilch, welche sie mit Wasser vermischen; die viele schöne Butter, welche sie bereiten, verkaufen sie fast sämmtlich an die Bewohner der umliegenden Dörfer, für sich selbst verbrauchen sie aber nur dann und wann ein wenig zu einem Pillau.

Taman.

(Bruchstück aus dem Roman Lermontows: der Held unseres Jahrhunderts.)

Taman ist ein kleines Städtchen an der See in Rußland. Nicht genug, daß ich dort beinahe Hungers gestorben wäre, so wäre ich auch nahezu noch ertrunken. Ich kam spät in der Nacht dahin, ermattet durch eine mehrtägige Reise. Mein Kutscher hielt mein zermartertes Dreigespann vor einem der gemauerten Häuser am Eingang in das Städtchen an. Die Schildwache, ein tschernomorischer Kosak, schrie, als er eine Glocke hörte, kaum halb wachen Sinnes: „wer da?“ Ein Unterofficier und ein Corporal traten heraus, ich benachrichtigte sie von dem Zweck meiner Reise, daß ich Officier sey, der in Auftrag der Regierung mit Depeschen zu der activen Armee gehe, und forderte ein Quartier. Der Corporal begleitete mich durch das ganze Städtchen, allein allenthalben waren die Quartiere besetzt. Die Kälte drang mir durch alle Knochen, ich hatte drei Nächte schlaflos zugebracht, und keine Lust, die vierte unter freiem Himmel zuzubringen. So fing ich an zornig zu werden, und rief: „führe mich, wohin du willst, Spitzbube, aber ich muß ein Quartier finden, und wäre es beim Teufel.“ — „Es ist noch ein Quartier übrig,“ entgegnete der Corporal, sich am Kopfe kratzend, „aber das schickt sich nicht für den Herrn, denn es ist verdächtig.“ Ohne den eigentlichen Sinn dieses letzten Ausdrucks zu verstehen, hieß ich ihn weiter gehen, und nach langem Umherirren in schmutzigen Gassen, wo ich nichts als Zäune sah, kamen wir zu einem kleinen, am Ufer des Meeres gelegenen Häuschen. Der Mond beleuchtete das mit Schilf gedeckte Dach und die weißen Mauern meiner neuen Wohnung; in dem mit einer elenden Mauer umgebenen Hofe stand noch ein kleineres, stärker beschädigtes Häuschen.

Die Seitenwände waren gegen das Meer gerichtet, und unten hart an der Mauer schlugen geräuschvoll die dunkelblauen Wogen an. Der Mond blickte ruhig auf das stürmische Element herab, und ich konnte bei seinem Licht in der Ferne zwei Schiffe unterscheiden, deren schwarze Taue wie ein Spinnengewebe über der Fläche des Meeres tanzten. Es sind Schiffe im Hafen, dachte ich, ich kann morgen weiter nach Gelendschik gehen. Ein Linienkosak befand sich als Ordonnanz bei mir; ich befahl ihm, mein Felleisen herauszunehmen, den Kutscher wegzuschicken und fing an nach dem Hausherrn zu rufen. Niemand antwortet, — ich poche, — umsonst. Was soll das bedeuten? — Endlich kam ein vierzehnjähriger Junge aus dem Hause herausgelaufen. „Wo ist der Hausherr?“ — „Es ist keiner da.“ — „Wie, gar keiner da?“ — „Nein.“ — „Und die Hausfrau?“ — „Die ist in die Vorstadt gegangen.“ — „Wer wird mir dann die Thüre öffnen,“ sagte ich, und stieß mit dem Fuße daran. Die Thüre öffnete sich und ein feuchter Geruch drang aus dem Hause hervor. Ich zündete ein Schwefelhölzchen an, blickte dem Burschen in die Augen und bemerkte, daß er von der Geburt her blind seyn müsse. Er stand unbeweglich vor mir, und ich begann seine Gesichtszüge zu betrachten. Ich gestehe, daß ich eine Abneigung gegen alle Blinden, Tauben, Stummen, Hinkenden, Bucklichen u. s. w. habe, und meine, es müsse immer eine Verwandtschaft zwischen der körperlichen Beschaffenheit und der Seele seyn, als ob die Seele mit dem Verlust eines Sinnes auch irgend eine Gefühlskraft verloren habe.

Ich betrachtete immer noch das Gesicht des Blinden, aber was läßt sich in einem Gesicht ohne Augen lesen? Unwillkürlich regte sich das Mitleid in mir, als mit einemmal ein Lächeln über das Gesicht des Blinden hinzog, das, ich weiß nicht warum, einen unangenehmen Eindruck auf mich machte. In mir stieg der Verdacht auf, er sey nicht blind, wie er zu seyn scheinen wolle, und vergebens suchte ich mich zu überzeugen, daß ein weißes Augenfell nicht Verstellung seyn kann. Weßhalb? — ich bin immer zum Verdacht geneigt'

Digitized by Google

„Bist du der Sohn des Hausherrn?“ fragte ich nach einigem Schweigen. — „Nein.“ — „Wer bist du denn?“ — „Ein armer Wulfe.“ — „Hat die Hausfrau Kinder?“ — „Nein, sie hatte eine Tochter, aber diese ist mit einem Tataren davon gelaufen.“ — „Mit was für einem Tataren?“ — „Der Böse mag's wissen! Ein Tatar aus der Krim, aus Kertsch.“ Ich trat in die Stube, wo zwei Bänke und ein Tisch, so wie ein ungeheurer Koffer das ganze Ameublement ausmachten. An den Wänden war kein Heiligenbild, — ein böses Vorzeichen. Durch eine zerbrochene Scheibe pfiff der Seewind herein. Ich nahm aus meinem Felleisen ein Stück Wachskerze, zündete es an und begann meine Sachen abzulegen; mein Gewehr und Säbel stellte ich in die Ecke, die Pistolen legte ich auf den Tisch, breitete meinen Mantel auf einer Bank aus, auf die andere legte sich der Kosak, der in zehn Minuten schon fest schlief, während ich kein Auge schließen konnte. Vor mir drehte sich unaufhörlich der Bursche mit den weißen Augen herum. So ging ich wohl eine Stunde. Der Mond schien durch das Fenster, und seine Strahlen warfen einen Schimmer auf den Boden. Plötzlich erblickte ich einen Schatten. Ich stand auf und sah durchs Fenster: jegend Jemand ging wiederholt vorüber und verbarg sich, der Himmel weiß wo.

Ich konnte nicht annehmen, daß irgend ein menschliches Wesen senkrecht an dem abschüssigen Ufer hinabgehe, und doch konnte es nirgends anderswo stecken. Ich stand auf, nahm meinen Mantel um, steckte den Dolch in den Gürtel, schritt leise zum Hause hinaus, und wie gegenüber erblickte ich den Blinden. Ich stellte mich an dem Zaune auf die Lauer, und er ging mit sicherem, aber vorsichtigem Schritt an mir vorüber. Er trug unter dem Arme ein Bündelchen, und als er ans Ufer gekommen war, begann er einen vielfach sich krümmenden Pfad hinabzusteigen. An diesem Tage sagten die Stummen und die Blinden sehen, dachte ich, und ging ihm in einer Entfernung, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren konnte, nach. Jetzt trat der Mond hinter Wolken, und über dem Meere breitete sich ein Nebel aus, durch den man kaum die Laterne sehen konnte, die das in geringer Entfernung stehende Schiff erleuchtete; am Ufer zerschlug sich der Schaum der Wellen, die jeden Augenblick mich zu ersäufen drohten. Mit Mühe stieg ich am Abhang hinab auf dem gewundenen Pfade; plötzlich hielt der Blinde an, wandte sich rechts und ging so nahe am Wasser hin, daß es schien, die Wellen müßten ihn ergreifen und fortreißen, daß aber dieß gewiß nicht sein erster Gang war, schloß ich aus der Sicherheit, mit der er von einem Stein auf den andern trat und die tiefern Furchen vermied. Endlich hielt er an, als horche er auf etwas, setzte sich auf den Boden und legte das Bündel neben sich. Ich beobachtete alle seine Bewegungen und verbarg mich hinter einem am Ufer vorspringenden Felsen. Nach einigen Minuten erschien von der entgegengesetzten Seite eine Gestalt, trat zu dem Blinden und setzte sich neben ihn nieder. Ein günstiger Wind ließ mich zu Zeiten ihr Gespräch vernehmen.

„Wie, Blinder!“ ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen; „der Sturm nimmt überhand und Janko läßt sich nicht sehen!“ — „Janko fürchtet den Sturm nicht,“ erwiederte der Gefragte. — „Der Nebel wird stärker,“ sprach von neuem die Frauenstimme mit traurigem Ton.

„Beim Nebel kann man sich leichter an den Wachtschiffen vorbeischleichen.“ — „Und wenn er ertrinkt?“ — „Nun, was ist's dann? so gehst du am Sonntag ohne ein neues Band in die Kirche.“ — Nun folgte Stille; mir fiel der Umstand auf, daß der Blinde mit mir in kleinrussischem Dialekt geredet hatte, jetzt aber sich rein russisch ausdrückte.

„Siehst du, daß ich mich nicht irre,“ sagte aufs neue der Blinde und klatschte in die Hände. „Janko fürchtet weder das Meer, noch den Sturm, weder den Nebel, noch die Uferwächter; horch, das ist nicht das Geplätscher des Regens, das ist sein langes Ruder.“ Die Frau sprang auf und schaute mit dem Ausdruck der Unruhe hinaus auf die unermeßliche Meeresfläche. „Du irrst dich, Blinder,“ sagte sie, „es ist nichts zu sehen.“ Ich gestehe, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das Meer lenkte, ob nicht in der Ferne irgend etwas wie ein Nachen daher schwimme, allein ich konnte nichts entdecken. So verflossen mehrere Minuten, als ich zwischen den sich aufthürmenden Wellen einen schwarzen Punkt entdeckte, der bald sich vergrößerte, bald wieder kleiner wurde.

Beherzigt bohnte sich ein Kahn seinen Weg durch die Wellen und näherte sich dem Ufer; es mußte ein geprüfter Seemann seyn, der in solcher Nacht sich hinauswagte, einen 20 Werste breiten Meeresarm zu durchschiffen, und der Grund, welcher ihn dazu bewog, mußte gleichfalls wichtig seyn. Unter solchen Gedanken blickte ich, während mir unwillkürlich das Herz schlug, auf das schwache Fahrzeug, das sich wie eine Ente ins Wasser tauchte und dann das Steuer, wie einen Flügel schüttelnd, wieder aus der Tiefe emporhob, und als ich glaubte, es müsse am Ufer anstoßen und in Stücke zerschellen, wandte es sich geschickt nach der Seite und schwamm völlig unbeschädigt in eine kleine Bucht hinein. Aus dem Nachen trat ein Mann von mittlerem Wuchse in einer tatarischen Hammelfellmütze, winkte mit der Hand und alle drei begannen etwas aus dem Nachen zu werfen; die Ladung war sichtlich groß, und ich begreife nicht, wie der Nachen nicht untersank. Alle drei nahmen ein Bündel auf die Schulter, stiegen in eine Vertiefung hinab und bald verlor ich sie aus den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Medicinisch-literarische Gesellschaft in England. Die Parker-, die Camden-, die Shakspeare-Gesellschaft haben sich alle das Ziel gesetzt, literarische Zwecke zu verfolgen, die der einzelne nicht allein ausführen kann. Zu einem ähnlichen Zweck sind jetzt die Aerzte in London zusammengetreten, „um einigen anerkannten Mängeln in der Verbreitung medicinischer Literatur abzuhelfen.“ Die Absicht ist, erprobte englisch-medicinische Werke, die sehr selten und theuer sind, Miscellaneen aus ältern englischen und andern Werken, Uebersetzungen griechischer und römischer Aerzte u. s. w. wieder abdrucken zu lassen oder zu verunstalten, endlich Originalwerke, die zum Nachschlagen höchst nützlich seyn könnten, aber keinen Verleger finden, zum Druck zu befördern. (Athenäum vom 11 März.)

Nachricht von dem Oriental Translation Fund. Am 8 März hielt diese Gesellschaft eine Sitzung, in welcher Blätter von Ibn Challikans biographischem Wörterbuch, der mohammedanischen Dynastien von Gayangos, von Troyers Uebersetzung des Dabistan und der Chronik des Tabari vorgelegt wurden, mit der Bemerkung, daß das Dabistan im Laufe des Jahres vollendet werden würde. Eine Uebersetzung eines Sanskritwerkes über Arzneikunde mit Bemerkungen eines englischen Arztes und Physiologen wurde dem Ausschuß der Gesellschaft angeboten. Sir Gore Ouseley bot die Lebensbeschreibungen der besten persischen Dichter mit Proben ihrer Werke (wahrscheinlich nach dem Teskeret oschoara von Dewletschah) an, was mit großem Dank angenommen wurde. (Athenäum vom 11 März.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1843.

Die Eingebornen aus Nias in den holländischen Besitzungen auf der Westküste Sumatra's.

(Von Julius Kögel.)

Der große Mangel an Leuten, welche in den während der letztverflossenen zehn Jahre erst erworbenen holländischen Besitzungen auf Sumatra mit schwerer Arbeit sich ernähren wollen, verbunden mit dem Ekel, welchen die dasigen malayischen Frauen vor den im niederländischen Indien üblichen Winkelehen mit ausländischen Männern zeigen, hat die in jene Gegenden eingewanderten Chinesen veranlaßt, diesen Uebeln bald möglichst abzuhelfen und zu dem Ende eine große Anzahl Eingeborne beiderlei Geschlechts von der Insel Nias in die holländischen Besitzungen auf Westsumatra auszuführen. Die verschiedenen Verhältnisse der Niaser zu ihren Obern begünstigen diese Auswanderungen nach Sumatra gar sehr; denn es steht auf ersterer Insel in der Macht der Häuptlinge, Herren, Eltern und Vormünder, ihre resp. Unterthanen, Dienstboten, Kinder und Mündel an die Ausländer zu sehr billigen Preisen zu verkaufen. In Folge dessen sind denn auch seit ein paar Jahren viele hundert Niaser an Chinesen und andere niederländische Unterthanen auf Sumatra verkauft und eben daselbst eingeführt worden.

Da noch immer Kulies (Träger) und sogenannte Heite (Mädchen, die Europäern als Haushälterinnen, Concubinen und Dienstmädchen dienen) fehlen, und dieser Mangel sich in dem Maaße nur noch vergrößern muß, in welchem die Anzahl der europäischen Herren, der chinesischen Kaufleute und der holländischen Kriegsheere daselbst vermehrt wird, unterliegt es auch keinem Zweifel, daß der Menschenhandel mit Eingebornen aus Nias von Jahr zu Jahr in größerem Maaße betrieben werde. Was den Ankauf von Niasern gar sehr empfiehlt, ist, daß diese Menschen ein recht gutmüthiges und treuherziges Völkchen, und die niasischen Frauen die schönsten aller malayischen Frauen sind; denn abgesehen davon, daß die niasischen Damen eine mehr kaukasische als malayische Gesichtsbildung, weiße Zähne und eine den civilisirten Nordeuropäern ähnliche Hautfarbe, ja selbst etwas rothe Wangen haben, sind dieselben für europäische Civilisation auch weit empfänglicher als die Frauen und Jungfrauen irgend eines andern malayischen Volksstammes, ja selbst dafür empfänglicher wie viele der auf Java lebenden Lipplappen (europäisch-malayische Mischlinge).

Das Schamhafte der niasischen Mädchen ist besonders rühmlich zu erwähnen, da andere malayische Völker die Scham wohl dem Namen nach, aber keineswegs als Gefühl kennen. Man muß es selbst mit angesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, wie sehr sich die niasischen Jungfrauen schämen und wie blöde sie sind, wenn sie zu Padang, erst so eben angekommen, an junge Europäer verkauft werden: weßhalb dieselben in dieser Hinsicht auch eher für Europäerinnen als für Asiatinnen zu halten seyn dürften.

Alle sogenannten weiblichen Arbeiten, sich europäisch zu kleiden, deutsche und französische Gesänge und überhaupt alles, was dem Geschmacke ihrer europäischen Herren entspricht, ist den erkauften Niaserinnen genehm und wird sehr bald von ihnen erlernt. Daß unter solchen Umständen manchem seiner sehr armen Mädchen in sehr kurzer Zeit ein recht glückliches Loos durch die Herzensgüte ihres Herrn zu Theil wird, ist ganz natürlich, und es muß nur befremden, daß niasische Jungfrauen noch nicht in Java, Borneo, den Molukken und andern holländischen Besitzungen eingeführt wurden und daß der Preis für eine Niaserin zu Padang noch immer sehr gering ist. Man bezahlt gegenwärtig im Gouvernement Padang *) nur 140 bis 150 Gulden Kupfer (70 bis 75 Thaler) für eine erst kürzlich aus ihrer Heimath nach Sumatra gekommene Niaserin. Höchst merkwürdig ist, daß das niasische schöne Geschlecht auch durch Körpergröße und Corpulenz vor andern malayischen Frauen und Mädchen sich auszeichnet und daher wieder auch in dieser Hinsicht der kaukasischen Race sehr ähnlich ist, was dem Geschmacke der Europäer meistens entspricht.

Wenn nun aber die niasischen Frauen groß an Körper

*) Unter Gouvernement Padang begreift man im niederländischen Indien alle holländischen Besitzungen auf der Westküste Sumatra's mit Ausnahme der vormals brittischen Besitzung Benkoolen.

Digitized by Google

sind, und die meisten derselben eine über 5 Fuß 3 Zoll (rhein. Maaß) betragende Länge haben, so ist es gewiß höchst merkwürdig, daß die niasischen Männer durchgängig sehr schwächlich und höchstens nur 4½ Fuß lang sind, übrigens aber mit den niasischen Frauen gleiche Gesichtsbildung und gleiche Hautfarbe haben. Wie wenige Körperkräfte die Niaser haben müssen, beweist ein seit kurzem auf Sumatra publicirtes Gesetz, nach welchem jeder dort eingeführte Niaser nur mit einer 40 Pfund schweeen Last beladen werden darf. Man würde sich diesee Leute gewiß auch nur selten zu schweren Arbeiten bedienen, wenn rüstigere, zum Arbeiten geneigte Eingeborne auf Sumatra zu bekommen wären; allein da dieß nicht der Fall ist und man auf die Treue und Unverdrossenheit der Niaser mit Zuverlässigkeit bauen kann, so muß man zum bösen Spiele gute Miene machen, und die kleinen schwächlichen Niaser Lasten tragen und andere schwere Arbeiten dort verrichten lassen.

Bis jetzt sind die meisten auf Sumatra eingeführten Niaser noch von der Regierung aufgekauft und von ihr zu dem angegebenen Zwecke benutzt worden.

Alle aus Nias eingeführten Eingeboenen — gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts — sind nach den bestehenden Gesetzen ihrer Herrschaft nur eine zehnjahrige Servitute schuldig, und müssen deßhalb auf ihr Verlangen nach dem beregten Decennium von der Herrschaft frei gegeben werden.

Als Ursache, daß neuerlich auf der Insel Nias der Menschenhandel bekannt und üblich geworden, ja sich sogar zu vergrößeen verspricht, muß angenommen werden, daß diese Insel ungemein stark bevölkert ist, daß unter den Bewohnern eine große Auswanderungslust herrscht, daß die dortigen Feauen eine besondere Vorliebe füe europäische Männer haben, daß die Häuptlinge arm an Geld und europäischen Bedürfnissen sind, und daß die Unterthanen auf die Rechtlichkeit der chinesischen Kaufleute ein allzu großes Veetrauen setzen und den schönen Worten dieser intriganten Sklavenhändler Glauben beimessen.

Die Eingebornen auf Nias sind jetzt noch Heiden, und es wäre sehr wünschenswerth, daß dem annoch unverdorbenen Volke recht bald das Christenthum gepredigt würde. Nach allem dem zu urtheilen, was Refeeent über die Niaser gehört und von denselben selbst mit angesehen hat, düefte es gewiß nur eine sehr leichte Aufgabe seyn, dieselben in ein christliches Volk umzuschaffen.

Bisher haben Missionärs sich nur wenig beeifert die Niaser zu bekehren und zu taufen, was seinen Grund wohl darin haben mag, daß Nias ein sehr armes Land ist, Reichthümer deßhalb dort nicht leicht zu erwerben sind und daß die atschinesischen Seeränder die Schifffahrt in der Nahe von Nias früher sehr bedenklich machten.

Batavia, den 23 Oct. 1842.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

9. Neugierige Dorfleute.

Nach dem Frühmahle bestiegen wir unsere Pferde und verließen das Lager, von einem Sohn unseees Wirthes begleitet, der uns bis zur nächsten Station als Führer dienen sollte, weil wie in einer so unwegsamen Gegend uns sonst nicht zurecht gefunden haben würden. Der Weg führte durch Felder und über die schönsten, üppigsten Wiesen, von hellen Bächen durchflossen, von aromatischen Kräutern und Blumen durchduftet; es war eine entzückende Landschaft: durch Haine von Eichen kamen wir, deren junge Frühlingsblätter in den zartesten Farben prangten. Zu unseeer Linken lagen Beege, die mit Waldungen bedeckt waren, oder duech abwechselnde Schluchten, Felsen, Thäler und grüne sonnige, mit einzelnen Bäumen besetzte Abhange das Auge ergötzten; zu unserer Rechten erstreckten sich endlose Ebenen nach Nord und Noedwest, lauter herrliche Weiden, die mit turkomanischen Lagern bedeckt waren, deren Rauch in der Mittagssonne empoestieg und deren Heerden auf allen umliegenden Wiesen bis in die weiteste Ferne zu erblicken waren. Ein friedlicheres und köstlicheres Bild des Hirteniebens kann man sich wohl nicht denken, und der Gedanke war sehr traurig, daß dieser Landstrich, der schönste im persischen Reiche, statt wohlhabenden glücklichen Landleuten anzugehören, in den Händen wilder Räuberhorden sich befindet, die nicht einmal im Stande sind den Werth dieser köstlichen Gegend, deren sie sich gewaltsam bemächtigt haben, zu eekennen, aber doch jeden andern veehindern sie besser zu benützen, gegen idee Nachbarn Räubereien allee Aet begehen und mit den geraubten Gütern und Menschen einen söemlichen Handel treiben.

Zwischen den Turkomanenstämmen und den Bewohnern der zunächst gelegenen Döefer findet ein gewisser vertragsmäßiger Verkehr statt, der ohne Zweifel eine Folge des gegenseitigen Bedüefnisses war, vermöge dessen die Turkomanen bei den Bauern Absatz für ihre Erzeugnisse finden und zugleich die Baueen mit mancherlei Dingen veesehen, deren sie bedürfen, als Butter, Käse, Teppiche, Decken, Pferde, Kamele und Vieh aller Arten, wogegen sie die wenigen Waaeen, die sie brauchen, eintauschen; aber der ganze Handel ist unbedeutend und gewährt keinen Eesatz für den mögiten Ertrag des herrlichen Landes, das die Turkomanen inne haben.

In einiger Entfernung von dem Lager zogen wir bei den Ruinen einiger Hütten voebei, nach der Angabe unsrer Führer die Trümmer einer Niederlassung der Goklan-Turkomanen, Namens Heiderabad, welche von einer wilden, verwegenen Schaar vom Tjuklistamme zerstört woeden wae. Etwas über den halben Weg, als wir duech ein Eichengehölz zogen, fanden wir eine große vieeeckige Ruine, an der man jetzt noch die verfallene Mauer und den Geaben sah, und die früher der Hauptsitz einer berüchtigten Nomadenhorde gewesen war, bevor der König von Persien diese die ganze Gegend unsicher machenden Plünderee veetrieb, was erst vor wenig Jahren geschah; wir bemerkten nach die Spueen eines Bazars und einiger massiven Gebäude, die aber alle zeestört worden waren. Auf allen Seiten sah man kleine Erhöhungen, welche die Stelle ehemaliger Döefer bezeichneten, die in einer schönern Zeit diese hereliche Gegend belebt hatten; oft zogen wir durch verwüstete Gärten, die zu jenen Dörfern gehört hatten, und in denen jetzt die Weinstöcke und Orangenbäume vergebens gegen das Geas und

Digitized by Google

Unkraut ankämpften, das sich des Bodens bemächtigt hatte. Als wir uns dem Dorfe näherten, hielt ich einige Zeit an, um die schöne, mit so mannichfaltigen Reizen geschmückte Landschaft abzuzeichnen, und bei der Ankunft fand ich, daß man uns in dem Hause des Ismael Chan, des Hakim dieses Bezirkes, der jetzt in Pisserue wohnt, ein sehr anständiges Quartier besorgt hatte. Wir waren nunmehr glücklich im ersten Dorfe diesseits der Berge angelangt.

Die Häuser von Pisserue so wie die der benachbarten Ansiedlungen, Flecken und Dörfer sind von schönen grünen Gewächsen umzogen und beschattet. Die Häuser bestehen aus in die Erde getriebenen Pfosten, die durch ein Holzgeflecht mit einander verbunden und mit Lehm überzogen sind, oder aus zusammengefügten Brettern, die entweder auf dieselbe Art oder von außen mit Baumschwarten, von innen mit Lehm überzogen sind. Auf den Dachsparren liegen Schilfmatten und hie und da bemerkt man auf hohen Pfosten stehende, mit Reisstroh gedeckte Schoppen, in denen man das Getreide oder die Baumwolle gegen die Angriffe der schädlichen Insecten verwahrt. Statt der Mauern, die an andern Orten Persiens die Dörfer umziehen, findet man hier einen tiefen Graben, dessen Ufer mit Brombeeren bewachsen sind und in welchen man einen Strom fließendes Wasser geleitet hat, während an der innern Seite eine aus Schilf geflochtene und mit Dornen verbundene Hecke die Sicherheit des Orts so erhöht, daß keine Reiterei im Stande ist durchzudringen. Fast jedes Haus ist mit einer Schutzwehr der Art umgeben, und statt in enge schmutzige Gassen zusammengedrängt zu seyn, erbaut man sie in einiger Entfernung von einander, so daß jedes mit seinem eigenen Feld umgeben und von schönen, hohen Bäumen beschattet ist. Das Hausgeräthe, das an andern Orten aus Thon oder Metall verfertigt wird, besteht in den Dörfern dieser heitern, idyllischen Gegend aus Holz. Wir fanden Schüsseln, Teller, Tassen, Krüge und Pfeifen von Holz; auf dem Herde brannten große Klötze, und alles bewies, daß wir uns in einem Land der Wälder und Gewässer befanden. Daß das letztere der Fall war, hatten wir leider schon zur Genüge erfahren; mehrere Flüsse, die den Gurganstrom bilden helfen, hatten uns aufgehalten und unsere Thiere in Gefahr gebracht.

Die Bewohner des Dorfes fand ich eben so neugierig als die Turkomanen, sie standen zu Hunderten um das offene Gemach herum, in welchem ich saß, und wenn ich etwas abzeichnen wollte, so traten sie mir von allen Seiten so nahe auf den Leib, daß ich mich fast nicht bewegen konnte. Aber ihre Neugierde und ihr Begaffen war wenigstens nicht von Frechheit begleitet, und obgleich sie weit roher und ungebildeter zu seyn schienen als die Bewohner der Provinz Chorassan, so waren sie doch lange nicht so feindlich gesinnt und bösartig; sie drangen zwar ohne alle Umstände in mein Zimmer, das sie fast beständig anfüllten, setzten sich in geringer Entfernung mit untergeschlagenen Füßen nieder, starrten mich wild an und lachten oft mit einander; aber wenn ich ihnen andeutete, sie möchten sich entfernen, so gehorchten sie auf der Stelle, kehrten aber freilich, sobald sie es wagen zu dürfen glaubten, wieder zurück. Ein alter Mann, dessen Worte unter ihnen wie Orakelsprüche zu gelten schienen, betrachtete meine Zeichnungen, und sagte dann, indem er sich zu seinen Landsleuten wendete, daß ich durch diese Abbildungen von allem, was mir gefiele, eigentlich von der ganzen Gegend Besitz ergriffe; aber diese Erklärung schien ihnen weder unangenehm, noch beunruhigend, sondern der alte Mann erklärte, er wollte, wenn ich es wünschte, sogleich aus dem Dienste des Chan treten und überall mit mir hingehen; ja er gewann mich so lieb, daß er mich um Erlaubniß bat neben meinem Bette schlafen zu dürfen.

Den Chan selbst sah ich nicht eher als zur Zeit des Mittagsmahls, wo ich ihn mit einigen andern Personen in seinem Gesellschaftszimmer sitzend fand. Er empfing mich sehr höflich und schien ein gutmüthiger Mann, aber ohne alle Weltkenntniß, und dabei sehr geneigt sich ein vornehmes Ansehen zu geben. An dem guten Mittagessen nahmen zwanzig Personen Theil; an meinem Platze fand ich eine kupferne Schüssel mit Pillau, ein geschmortes Stück Fleisch, eine Schüssel mit Gemüse und Trüffeln, in Milch gekocht, nebst einem Krug Sorbet, der Chan und mein persischer Begleiter waren mit einem ähnlichen Kruge versehen, vor den andern Gästen stand Reis, Fleisch und statt des Sorbets ein Krug Buttermilch und Wasser; alle Gäste schienen sehr geneigt, dem Gastmahl des Chans alle mögliche Ehre zu machen, und fielen, sobald das Tischgebet, welches bei den Persern wie bei allen Mohammedanern nie vergessen wird, beendigt war, über die köstlichen Festspeisen begierig her. Mein persischer Reisegenosse würzte das Mahl durch diverse erheiternde Histörchen und Anekdoten.

Die Silphionpflanze der Alten und das Bu-Nefa der Araber.

Römer und Griechen legten auf die medicinischen Eigenschaften einer Pflanze, die sie Silphion nannten, einen sehr hohen Werth; die Pflanze kam hauptsächlich aus Afrika, und man nannte sie deßhalb den „Schatz Afrika's." In Rom wog man den Saft, wie Plinius meldet, mit Silber auf, und Vorräthe davon wurden im öffentlichen Schatz niedergelegt, wie baares Geld. Die Pflanze wuchs hauptsächlich in Cyrenaika, und findet sich auf cyrenaischen Münzen vielfach abgebildet. Nach Dr. Guyon, dessen naturhistorische Forschungen über Nordafrika wir schon mehrmals erwähnt haben, gehört, diesen Abbildungen zufolge, die Pflanze dem Doldengeschlecht an. Der bekannte Reisende Della Cella hatte sie im Jahre 1817 aus Cyrenaika zurückgebracht. Viviani erkannte sie nach Dr. Guyons Angabe als eine Thapsia, und benannte sie deßhalb Thapsia Silphium. Die Alten aßen den Stängel, nachdem die Blätter abgefallen waren, gekocht, und der Gebrauch wurde 40 Tage fortgesetzt, während deren der Körper von allen schädlichen Säften gereinigt wurde. Auch das Vieh liebte die Pflanze sehr, da sie gelinde abführte und dann fett machte. Wahrscheinlich ist diese Pflanze dieselbe, welche die Araber Nordafrika's unter dem Namen Bu-Nefa (d. h. der Vater des Nutzens, das vorzugsweise Nützliche) kennen, und namentlich die Frauen, vielfach gebrauchen, da die Pflanze nach der Ansicht der Araber fett, die Haut weiß macht und zugleich ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit ist. (Echo du Monde Savant. 19 März.)

Digitized by Google

Taman.

(Fortsetzung.)

Ich mußte nun nach Hause zurückkehren, gestehe aber, daß alle diese seltsamen Vorfälle mich etwas unruhig machten, und daß ich kaum den Morgen erwarten konnte. Mein Kosak wunderte sich nicht wenig, als er beim Erwachen sah, daß ich schon ganz angekleidet sey, ich entdeckte ihm aber die Ursache nicht. Nachdem ich eine Zeitlang den blauen, mit zahlreichen Wölkchen besäeten Himmel und das ferne Ufer der Krim betrachtet hatte, das sich wie ein violettes Band hinzog und mit einem gewaltigen Fels endete, auf dessen Gipfel sich ein weißer Thurm erhebt, begab ich mich nach dem Fort Jenagoeia, um mich mit dem Commandanten über die Zeit meiner Abfahrt nach Gelendschik zu besprechen. Leider aber konnte mir der Commandant nichts Bestimmtes sagen. Die im Hafen befindlichen Schiffe waren entweder Wachtschiffe oder Kauffahrer, welche auch nicht sobald abgehen wollten. „Vielleicht daß in drei oder vier Tagen das Postschiff ankommt," sagte der Commandant, „dann wollen wir sehen." Ich kehrte verdrießlich und aufgebracht nach Hause zurück.

An der Thüre traf ich meinen Kosaken mit zerstörtem Gesicht. „Hier ist nicht gut seyn," sagte er zu mir. — „Und überdieß mein Freund, weiß Gott, wann wir von hier fortkommen." Bei diesen Worten wurde sein Gesicht noch finsterer, er neigte sich zu mir hin und sagte leise: „Hier sieht es schlecht aus. Ich traf heute einen Unterofficier der Kosaken vom schwarzen Meere, den ich gut kannte, denn er war im vorigen Jahre in unserem Corps. Als ich ihm erzählte, wo wir Quartier bekommen hätten, sagte er mir: mein Freund, dort herrscht ein böser Geist, die Leute sind schlimm. Und in der That, was ist das für ein Blinder? er geht allenthalben selbst hin, auf den Markt, kauft Brod, holt Wasser, — und Niemand findet das Ding seltsam." — „Ist die Hausfrau jetzt zum Vorschein gekommen?" — „Heute kam die Alte und mit ihr ihre Tochter." — „Welche Tochter! sie hat ja keine Tochter." — „Wenn sie nicht ihre Tochter ist, so mag Gott wissen, wer sie ist; die Alte sitzt jetzt in ihrer Stube."

Ich ging nach dem Hause. Im Ofen war jetzt ein gutes Feuer angemacht, und in demselben kochte ein für so arme Leute ziemlich reichliches Mahl. Die Alte antwortete auf alle meine Fragen, sie sey taub. Was war mit ihr zu machen? ich wandte mich an den Blinden, der am Ofen saß und Reisig ins Feuer schob. „Was ist das, du kleiner blinder Teufel," sagte ich und faßte ihn am Ohr, „sprich, wohin bist du heute Nacht mit dem Bündel geschlichen, he?" Bei diesen Worten fing der Blinde an zu weinen, schrie und jammerte: „Wohin ich gegangen bin? ich bin nirgends hin gegangen, ... mit einem Bündel? mit was für einem Bündel?" — Dießmal hörte die Alte und begann zu murmeln: „Was bürdet man dem Armen auf! wofür? was hat er dem Herrn gethan?" Alles dieß wurde mir lästig, und ich ging hinaus mit dem Entschluß, den Grund dieses Geheimnisses zu entdecken. Ich hüllte mich in meinen Mantel, setzte mich auf einen Stein und blickte hinaus ins Weite: vor mir dehnte sich das wogende Meer und ein gleichförmiges Gesumme, ähnlich dem Lärmen einer allmählich in Schlaf sinkenden Stadt, mahnte mich an längst verflossene Jahre und versetzte meine Gedanken nach Norden in unsere Hauptstadt. In diese Erinnerungen versunken vergaß ich den gegenwärtigen Augenblick, und so verfloß nahezu eine Stunde, vielleicht mehr. Inzwischen schlug etwas wie Gesang an meine Ohren, — es war eine Frauenstimme, aber woher kam sie? Ich horche: die Melodie ist angenehm, bald gedehnt und traurig, bald rasch und lebendig. Ich blicke auf, kann aber eingsumher Niemand erblicken; ich horche abermals, die Töne schienen mir aus dem Himmel zu kommen. Ich blicke aufwärts, — auf dem Dache meines Hauses stand ein Mädchen, in Rock und Gürtel, mit aufgelösten Haaren, eine wahre Waldnymphe. Sie schützte die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen, schaute aufmerksam hinaus auf das unermeßliche Meer, dann lächelte sie und sprach mit sich selbst, dann begann sie von neuem ihr Lied.

Unwillkürlich fiel mir ein, daß ich in der Nacht dieselbe Stimme gehört hatte; ich sann eine Weile nach, und als ich abermals nach dem Dach emporblickte, war das Mädchen verschwunden. In kurzem lief sie an mir vorüber, wobei sie ein anderes Lied sang und mit den Fingern schnalzte, und ging zur Alten; bald begann unter ihnen ein Streit. Plötzlich sah ich, daß meine Undine wieder eilfertig fortgehe; als sie in meine Nähe kam, hielt sie inne, sah mir aufmerksam in die Augen, als staunte sie über meine Anwesenheit, dann wandte sie sich nachlässig um und ging ruhig nach dem Ankerplatz.

Damit war aber die Sache nicht zu Ende: den ganzen Tag drehte und wendete sie sich um mein Quartier, und Gesänge und Tänze hörten beinahe nicht auf. Seltsames Wesen! Auf ihrem Gesicht waren durchaus keine Spuren von Ironeyn, im Gegentheil ihre Augen hafteten sehr durchdringend auf mir, wie mit einer magnetischen Gewalt ausgerüstet, und schienen jedesmal eine Frage zu erwarten. Sobald ich aber zu sprechen anfangen wollte, entwich sie mit einem boshaften Lächeln. Ich hatte in Wahrheit nie ein solches Mädchen gesehen. Sie war nicht gerade besonders schön, und gegen Schönheit habe ich meine Vorurtheile, aber sie war von guter Race, und die Race ist bei den Frauen, wie bei den Pferden, eine wichtige Sache; diese Entdeckung gehört dem jungen Frankreich. Die Race zeigt sich am meisten im Gang, an Händen und Füßen, und namentlich ist die Nase von großer Bedeutung. Eine schöne Nase ist in Rußland seltener als ein kleiner Fuß. Meine Sängerin schien nicht mehr als 18 Jahre zu haben. Die außerordentliche Gewandtheit ihrer Bewegungen, das nur ihr eigenthümlicher Neigen des Kopfs, die langen hellen Haare, ihre am Hals und an den Schultern etwas verbrannte Haut, und namentlich die wohlgebildete Nase, — alles das hatte etwas Reizendes für mich. Obgleich ich in ihren Seitenblicken etwas Wildes und Verdächtiges bemerkte, obgleich in ihrem Lächeln etwas Unerklärliches lag, was bedeuteten am Ende diese Vermuthungen? Ihre schöne Nase nahm mir den Verstand, ich stellte mir vor, ich hätte Goethe's Mignon gefunden, diese wunderbare Schöpfung einer deutschen Phantasie, und in der That, zwischen jener und der meinigen war viele Aehnlichkeit, dieselben Uebergänge von heftiger Unruhe zu gänzlicher Unbeweglichkeit, dieselben räthselhaften Reden, dieselben Sprünge und wilden Lieder. Abends, als ich mich an der Thüre aufhielt, ließ ich mich mit ihr in nachstehendes Gespräch ein.

(Schluß folgt.)

Der indische Hanf. In der medicinisch-botanischen Gesellschaft zu London wurde von einem Hrn. Ley eine Abhandlung über den indischen Hanf vorgelesen, der als narkotisches und antispasmodisches Mittel außerordentliche Kräfte besitzen soll. Als Berauschungsmittel ist der harzige Saft von Indien bis nach Algier in mannichfachem Gebrauch. (Athenäum vom 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1843.

Das alte Yucatan. *)

2. Religionsverhältnisse.

Cogolludo berichtet, daß die in Yucatan bei der Entdeckung aufgefundenen Gebäude, namentlich die zu Uxmal und Chychenytza, ein Gegenstand der Bewunderung der Spanier waren. Nicht weit von den Tempeln standen Gebäude für Jungfrauen, deren Vorsteherin den Namen Ixnacan-Calun führt. Sie konnten das Haus verlassen und sich verheurathen; wenn sie aber das Gelübde der Keuschheit verletzten, so lange sie sich darin befanden, so wurden sie mit Pfeilschüssen getödtet; sie mußten im Tempel ein immerwährendes Feuer unterhalten. Zu Uxmal sind noch die Ruinen eines prächtigen Baues, der ihnen als Wohnung diente; die Mauern sind bedeckt mit Basreliefs, und eine ungeheure, in den Stein gehauene Schlange von 400 Fuß Länge schlingt sich um das ganze Gebäude und legt endlich den Schweif unter den Kopf. Pater Lorenzo de Bienvenida schreibt in einem Briefe aus Yucatan vom 15 Februar 1548, daß sich in Merida, welches seinen Namen von den dortigen Ruinen **) erhalten habe, ein Gebäude von fünf Klaftern Höhe mit vier Stockwerken von Cedern, ähnlich denen der Nonnen, finde. Seiner Ansicht nach sey aber der Bau sehr alt, und er reiche über die Zeit der Geburt Christi hinauf, denn das Buschwerk, welches auf den Ruinen stehe, sey ungemein dicht und die Bäume so hoch wie in dem übrigen Wald. Nicht nur sind ähnliche Gebäude über ganz Yucatan verbreitet, sondern man brachte auch die ähnlichen Ruinen von Copan in der Provinz Honduras in Verbindung, und vermuthete, daß die Könige von Yucatan ihre Eroberungen in der glänzendsten Zeit ihrer Regierung bis dahin ausgedehnt haben müßten. Ehe man dieß annimmt, ist wohl eine nähere Untersuchung nöthig. So viel scheint indeß gewiß, daß im Lande selbst zur Zeit der Eroberung die Ansicht herrschte, alle Länder bis Honduras hinab seyen einst von den Königen von Yucatan erobert gewesen. Es wird überhaupt eine sehr schwierige Aufgabe werden, die Denkmäler nach ihren verschiedenen Epochen zu unterscheiden, denn es ist wohl kein Zweifel, daß in Yucatan sich auch Reste mexicanischer Tempel finden wie tiefer südlich hinab Reste yucatekischer, die sich von den mexicanischen stark unterscheiden. Das erste muß wohl seyn, die alten Sprachen zu studiren, ohne welche man keinen Schritt thun kann. Cogolludo berichtet uns eine ganze Theogonie der Yucateken: der oberste Gott hieß Hunab-Cou. *) Sein Sohn hieß Hun-Ytzamma oder Yarcohcamut; einen bösen Gott nannten sie Xibilba. Andere nennen den Hauptgott Kinchabau, und seine Gattin Yx-acal-Uoh soll die Kunst, Baumwolle zu weben, erfunden haben. Ihr Sohn Ytzamma ist der Erfinder der Schrift. Eine Göttin Ixkanleor ist die Mutter der Götter u. s. w. Unter den vergötterten Helden ist auch der in Nr. 81 als eine historische Person erwähnte Cuculcan. Die ganze Götterlehre, wie sie noch in den spanischen Schriftstellern enthalten ist, hat freilich sehr geringen Werth, denn sie hat für uns bis jetzt noch keinen Sinn.

Interessant ist es, daß sie das jungfräuliche Feuer unter dem Namen einer Göttin, Zuycak, verehrten, **) und daß man wie in Mexico Menschen opferte. Indeß scheinen die Menschenopfer doch anderer Art gewesen zu seyn, Kriegsgefangene z. B. wurden nicht geschlachtet; wenn es an Regen fehlte, opferte man ein oder mehrere junge Mädchen, indem man sie in einen heiligen Teich warf, und erst wenn sie erstickt waren, wieder heranszog: sie müssen sich aber mehr oder minder freiwillig dazu erboten haben, denn Lopez Medel erzählt eine Geschichte, daß ein Mädchen, das geopfert werden sollte, den Priestern erklärte, sie würde nicht, dem Herkommen gemäß, für sie beten, sondern die Götter auffordern, ihnen so viel Uebels wie möglich zu thun. Dieß habe die Priester so in Verlegenheit gesetzt,

*) S. Nr. 81.

**) Merida in Spanien ist gleichfalls auf den Ruinen des alten Emerita gebaut.

*) Cou bedeutet Gott.

**) An einem besondern Feste zu Ehren des Feuers wurde ein großer Holzstoß angezündet, und wenn er in voller Gluth stand, mußte ein Priester singend und tanzend darüber hingehen; man öffnete ihm zwar in dem Ende einen Weg, der Durchgang war indeß doch sehr gefährlich.

Digitized by Google

daß sie das Mädchen wieder frei ließen. Die Insel Cozumel oder Acoxumel (Insel der Schwalben) war das Samothrake der Yucateken, der Hauptsitz ihrer Religion und der Mysterien, der Hohepriester daselbst stand in hohem Ansehen und man pilgerte von allen Seiten zu ihm hin.

Eine auffallende Ceremonie war eine Art Taufe, die nicht allgemein war, sondern die man nur als ein Zeichen besonderer Heiligkeit betrachtete. Man schrieb denen, die durch ihre Eltern von der Geburt an dazu bestimmt waren, einen besondern Namen auf den Kopf, um sie von andern zu unterscheiden; wenn die Kinder sechs Jahr alt geworden waren, schmückten die Eltern die Hand des Priesters mit Zweigen, und man versammelte alle Kinder des Dorfs, die eine Procession bildeten. Vor den Knaben schritt ein alter Mann, vor den Mädchen eine alte Frau her. Unter mancherlei Ceremonien nahm man nun dem Kinde das unterscheidende Merkmal weg, wusch ihm den Kopf mit Wasser, und dadurch galt er sein ganzes Leben durch für geheiligt.

Die Jahresrechnung glich ungemein der der Mexicaner: sie theilten die Zeit in Cyclen von 20 Jahren, das Jahr hatte 18 Monate von 20 Tagen mit fünf Einschiedtagen, die vom 12 auf den 17 Julius fielen. Man nannte diese Tage Uruzkin oder Uudolkin, d. h. lügenhafte oder unglückliche Zeit. An diesen Tagen wagten sie nicht aus ihren Häusern zu gehen und erneuerten ihre Gebete zu den Göttern.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

10. Der Vezirthurm.

Von dem gastfreundlichen Dörflein Pisserne aus erblickt man einen hohen, historisch merkwürdigen Thurm, der mächtig emporragt über die Bäume, welche ihn umgeben. Die Ruinen der alten Stadt Dschordschan befinden sich nicht weit davon; sie und den Thurm zu besehen, machte ich einen Spazierritt dahin. Der Weg führte mich und meine Begleiter während der ersten Meilen durch üppig grünende Wiesen, die mit Gruppen von schönen Eichen besetzt waren, und die Landschaft glich ganz einem großen englischen Park; nach allen Richtungen hin bemerkte man die Lager der Turkomanen mit ihren zahlreichen Viehheerden, und wir mußten unsere hungrigen Pferde beständig antreiben, damit sie nicht in dem hohen grünen Grase, das ihnen oft bis an den Sattelgurt reichte, stehen bleiben sollten. Der übrige Theil des Weges ging über die offene Ebene, welche ebenfalls mit schönem Grase bedeckt war; aber die bedeutende Höhe des Thurmes täuschte das Auge so sehr, daß wir über drei Stunden zubrachten, obgleich wir die Entfernung nur auf zwei bis drei (engl.) Meilen geschätzt hatten; doch entschädigte uns der Anblick dieses merkwürdigen Gebäudes für den weiten Weg hinlänglich.

Es ist ein runder hoher Thurm, der auf einem kleinen Erdhügel steht und zu einer Höhe von wenigstens 150 Fuß sich erhebt. An der äußern Seite hat er zehn vorspringende und zurücktretende Ecken, wie die Moschee zu Bostam, mit welcher der Thurm viele Aehnlichkeit hat; die Spitze bildet einen hohen, zugespitzten Kegel. Im Innern gewährt der Thurm einen eigenen Anblick, denn man sieht deutlich, daß er niemals weder eine Treppe noch eine ander Eintheilung gehabt hat, so daß die runden, ungemein starken Mauern ganz glatt und ohne Unterbrechung bis zu der Spitze des Kegels aufsteigen, in welchem ein einziges Fenster angebracht ist, wodurch der ganze Thurm erleuchtet wird. Er ist aus den schönsten gebrannten Backsteinen erbaut, die groß, viereckig und drei Zoll dick sind und mit denen man auch das Dach bedeckt hat; sie haben sich so gut gehalten, daß kaum einer oder zwei von ihrem Platze gewichen sind. Die Steine sind durch Kalk verbunden und vortrefflich gemauert, weßhalb auch der ganze Thurm jetzt noch eben so schön erhalten ist als in frühern Tagen; nur 12 Fuß hoch vom Boden sind die Backsteine bis zu einer bedeutenden Tiefe mit Gewalt herausgebrochen, als wenn man die Absicht gehabt hätte den Thurm zu unterminiren, aber noch steht er fest und scheint dem Zahn der Zeit und der Witterung Trotz zu bieten.

Rücksichtlich dieser theilweisen Zerstörung erzählt man in der Umgegend folgende Sage. Ein gewisser König, der mit seinem Heere durch diese Ebene zog, wurde von seinen Officieren befragt, an welcher Stelle das Nachtlager aufgeschlagen werden sollte; der König, welcher den noch weit entfernten Thurm für näher hielt, erklärte, daß sich das Heer am Fuße desselben lagern sollte. Er hatte sich aber hinsichtlich der Entfernung so sehr getäuscht, daß der Tag während des beschwerlichen Marsches fast ganz verfloß, und er schwur deßhalb im Zorn, dieser Thurm solle nie wieder einen Reisenden täuschen. Er befahl seinen Leuten den Thurm zu zerstören, aber während der Zeit, die zu der noch jetzt sichtbaren Beschädigung erforderlich war, hatten sich die Truppen rund um den Thurm gelagert, und als die Ingenieurs den König fragten, nach welcher Seite sie den Thurm hinstürzen lassen sollten, war die ganze Gegend von den Soldaten, ihren Zelten und Thieren so bedeckt, daß die Zerstörung des Thurmes den Tod vieler nach sich gezogen haben würde, weßhalb denn der Monarch sich anders besann und den Thurm aus Rücksicht auf seine Truppen stehen ließ.

Die Bauart dieses Thurmes stimmt genau mit dem Styl überein, nach welchem die Monumente zu Samnun, Damgan, Bostam erbaut sind und scheint eben so wie diese arabischen Ursprungs zu seyn; etwa 30 Fuß hoch vom Boden ist er von einem Streifen arabischer Schriftzüge umgeben und ein zweiter ähnlicher ist dicht unter dem Dache zu bemerken; aber die Buchstaben sind so sehr verblichen oder so schwer zu lesen, daß mein persischer Begleiter, der in der arabischen Sprache sehr bewandert war, nichts herausbringen konnte; er glaubte zwar einige Zahlzeichen zu unterscheiden, aber sie waren zu undeutlich und unvollkommen, als daß sich eine uns Aufklärung verheißende Zahl daraus hätte zusammensetzen lassen.

Der Hügel, auf welchem dieser „Thurm der Täuschung" oder „Vezirthurm," wie ihn die Perser nennen, steht, scheint früher von einem breiten Wassergraben umgeben gewesen zu

Digitized by Google

seyn, und in seiner Nähe bemerkt man mehrere ähnliche Hügel, die aber so sehr von Gras und Kräutern bewachsen waren, daß sich durchaus nicht erkennen ließ, wozu sie früher gedient haben mochten, wahrscheinlich gehörte das Ganze zu der alten Stadt Dschordschan, in der auch der Thurm soll gestanden haben. Eine tiefe, dicht dabei liegende Schlucht mag ein früheres Bett des Gurganflusses gewesen seyn, der jetzt in einiger Entfernung vorbeiströmt und an dessen Ufern der Sage nach der Thurm sich erhob. Um die Hügel herum sieht man nur regelmäßige Erhöhungen und Vertiefungen, die man als die Ruinen von Dschordschan bezeichnet; sie bestehen übrigens nach allem, was ich sah und hörte, aus wenig mehr als aus Erde mit zerbrochenen Ziegeln, Backsteinen und irdenen Gefäßen vermengt, wie die Ruinen aller alten Städte des Orients. Es war übrigens unmöglich, eine Ansicht aller dieser Erhöhungen und andere Spuren der alten Stadt aufzunehmen, geschweige denn dieselbe mit einiger Genauigkeit zu untersuchen, wenn ich mich nicht entschloß mehrere Tage darauf zu verwenden, und das war wegen des unsichern Zustandes der Gegend unthunlich, denn die Raubzüge der Turkomanen vom Yamut- und Tjukhstamme pflegen diese Ruinen zu berühren, und man hatte mir schon diese kleine Reise bisher gar sehr widerrathen, so daß ich mich genöthigt sah mich mit den Nachrichten zu begnügen, die ich von den Bewohnern der Umgegend über diese merkwürdigen Reste der Vorzeit erhalten konnte. Daß hier die Spuren und Ueberbleibsel einer großen Stadt zu finden sind, ist gewiß, auch daß sie im Herbst, wenn das Gras das sie jetzt bedeckt, vertrocknet oder abgefressen ist, sich besser untersuchen lassen mögen. Der Thurm der Tauschung beherrscht übrigens die ganze Ebene, und es wäre hier unstreitig der passendste Ort zur Anlegung einer Festung gegen die zahlreichen Feinde des Landes.

Während unseres heutigen Ritts hatten wir häufig Gelegenheit uns zu überzeugen, daß diese Gegend früher stark bevölkert gewesen ist, denn wir sahen die jetzt öden Ueberreste vieler Dörfer und eine Menge Gärten, die alle von Gras überwachsen waren, und ich erfuhr, daß die ganze Landschaft noch unter Nadirs Regierung gut bevölkert und reich mit Städten und Dörfern versehen gewesen war; aber die Turkomanen hatten durch ihre beständigen Einfälle und Streifzüge alles verheeret. Nicht weit von Dschordschan zeigte man mir ein zerstörtes, viereckiges, mit vielen Thürmen und Bastionen versehenes Gebäude als den ehemaligen Wohnsitz der Hasschikaes, eines mächtigen Stammes, der früher diese Gegend inne gehabt, aber sich zufolge der beständigen räuberischen Anfälle der feindlichen Turkomanen nach Persien begeben hatte. Wir bemerkten noch mehrere Spuren von Menschenhänden auf dem heutigen Ritte; so führte uns unter anderm der Weg mehrere Meilen weit an einer Erhöhung hin, die vielleicht eine Mauer, vielleicht aber auch der Damm eines Kanals gewesen war, und an andern Punkten der Ebene fanden wir ähnliche Ueberreste. Man erzählt, daß dieser fruchtbare Landstrich früher durch eine sehr starke Mauer, die sich von dem Gebirge bis zur See erstreckte, von der daran stoßenden Wüste geschieden und zugleich vor den Einfällen der tatarischen Stämme geschützt gewesen seyn soll. Einer der alten fabelhaften Könige soll dieses Riesenwerk erbaut haben.

Auf unserem Rückwege trafen wir einen turkomanischen Jäger, welcher zwei schöne Fasanen als Beute von der Jagd mitbrachte. Er jagte mit Hunden, welche die Fasanen aufspüren, stellen und wo möglich fangen, wo nicht, so schießt der Jäger nach ihnen, trifft sie aber nur selten, wenn sie sich einmal von der Erde erhoben haben. Während unseres heutigen Ritts hörten und sahen wir eine große Menge dieser Vögel, die von den Eingebornen Karagui genannt werden.

Taman.

(Schluß.)

„Sage mir, meine Schöne," fragte ich, „was machtest du denn heute auf dem Dache?" — „Ich schaute, woher der Wind wehe." — „Weßhalb?" — „Woher der Wind kommt, daher kommt auch das Glück." — „Wie denn? hast du mit deinem Gesang das Glück gerufen?" — „Wie man singt, wird man auch glücklich." — „Wer hat dich die Lieder gelehrt?" — „Niemand; ich singe, wie es mir gefällt, wer mich hören soll, der hört mich auch, und wer mich nicht hören soll, der versteht sie nicht." — „Und wie heißt du denn, meine Sängerin?" — „Wer mich getauft hat, der weiß es." — „Wie verstockt! Und doch weiß ich genug von dir." (Ihr Gesicht nahm keinen andern Ausdruck an, und sie verzog nicht einmal den Mund, als ob von ihr nicht die Rede wäre.) Ich sagte ihr, daß sie gestern Abend nach dem Meeresufer gegangen sey; ich erzählte ihr alles, was ich gesehen hatte, ziemlich umständlich, und meinte, sie müsse wenigstens in Bestürzung gerathen, — keineswegs. Sie lachte aus vollem Halse. „Du hast viel gesehen, Herr, aber weißt wenig, und was du weißt, das behalte unter Verschluß." — „Und wenn ich nun die Sache dem Commandanten berichten wollte?" Dabei machte ich eine sehr bedeutsame und sogar strenge Miene. Sie sprang auf, fing an zu singen und versteckte sich, wie ein aus seinem Busche aufgescheuchter Vogel. Meine letzten Ausdrücke waren durchaus nicht an ihrem Platze; damals konnte ich ihre Bedeutung durchaus nicht vorhersehen, später aber hatte ich Ursache dieß zu bedauern.

Sobald es Abend wurde, befahl ich meinem Kosaken Thee zu machen, zündete ein Licht an, setzte mich an den Tisch und rauchte eine Pfeife. Gerade war ich mit der zweiten Tasse fertig, als die Thüre knarrte, das leichte Rauschen eines Kleides und Scheitte sich hören ließen, ich zitterte und wandte mich um, — es war meine Undine. Sie setzte sich ruhig mir gegenüber und heftete schwärmend ihre Blicke auf mich; ich weiß nicht warum, aber dieser Blick schien mir sehr zärtlich. Ich gedachte an einen jener Blicke, die in früherer Zeit so willkürlich über mein ganzes Seyn geboten. Wie es schien erwartete sie eine Frage, ich schwieg aber aus einer mir unbekannten Verwirrung. Ihr Gesicht war von einer Blässe überzogen, die auch auf ihrer Seite eine innere Verwirrung ausdrückte; ihre Hand rückte absichtslos auf dem Tische hin und her, und ich gewahrte an derselben ein leises Zittern; ihre Brust hob sich bald in die Höhe, dann schien sie wieder den Athem an sich zu halten. Diese empfindsame Komödie fing jedoch an mich zu langweilen, und schon war ich im Begriff, das Stillschweigen auf eine höchst prosaische Weise zu unterbrechen, indem ich ihr eine Tasse Thee anbot, als sie plötzlich aufsprang, die Hände um meinen Nacken schlug

Digitized by Google

und einen brennenden, feurigen Kuß auf meine Lippen drückte. Mir dunkelte es vor den Augen, mir kreiste es im Kopfe, ich umschlang sie mit der ganzen Kraft jugendlicher Leidenschaft, sie aber entschlüpfte wie eine Schlange meinen Händen und flüsterte mir ins Ohr: „Heute Nacht, wenn alles schläft, gehe hinaus an das Ufer.“ Damit verschwand sie aus dem Zimmer. In dem Vorzimmer warf sie die Theekanne und das auf dem Boden stehende Licht um. „Das ist ein Teufel und kein Mädchen!“ schrie der Kosak, der sich aufs Stroh hinlegte, und schon davon träumte, sich mit dem Rest des Thees zu erwärmen. Jetzt kam ich erst zu mir.

Nach zwei Stunden, als an dem Landungsplatz alles still war, weckte ich meinen Kosaken. „Wenn ich meine Pistole abfeure,“ sagte ich zu ihm, „so laufe nach dem Ufer.“ Er machte große Augen und antwortete ganz maschinenmäßig: „Ich gehorche, Herr.“ Ich steckte ein Pistol in den Gürtel und ging hinaus. Sie wartete bereits auf mich an dem steil abfallenden Ufer; ihre Kleidung war sehr leicht, ein kleines Halstuch deckte ihre bewegliche Gestalt. „Folge mir,“ sagte sie, nahm mich bei der Hand und wir stiegen hinab. Ich begreife heute noch nicht, wie ich nicht den Hals brach; unten wandten wir uns rechts und gingen denselben Weg, auf welchem ich die Nacht zuvor dem Blinden gefolgt war. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und nur zwei Sternchen, wie zwei heilige Wegweiser, glänzten an dem dunkelblauen Horizont. „Wir wollen uns setzen,“ sagte meine Gefährtin. Ich zögerte, da ich kein Freund von sentimentalen Meerfahrten war, aber zum Hin- und Herreden war jetzt keine Zeit. Sie sprang in den Nachen, ich ihr nach, und ehe ich noch zu mir selbst gekommen war, bemerkte ich, daß der Nachen fortschwamm. „Was bedeutet das?“ sagte ich zornig. „Das bedeutet,“ erwiederte sie, indem sie mich auf eine Bank niederzog und mit beiden Händen faßte, „das bedeutet, daß ich dich liebe,“ ihre Lippen hefteten sich auf die meinigen und ich fühlte in meinem Gesicht ihren glühenden Athem. Inzwischen fiel etwas ins Meer, — ich greife nach meinem Gürtel, das Pistol ist fort. Jetzt kam mir ein fluchbarer Verdacht und das Blut stieg mir in den Kopf; ich sehe mich um, wir sind fünfzig Klafter vom Ufer und ich kann nicht schwimmen. Ich will sie von mir stoßen, aber sie hängt sich wie eine Kuhe an meinen Rock, und bei dem kräftigen Versuch, mich loszumachen, wäre ich beinahe ins Meer gefallen. Der Kahn neigt sich auf die Seite, ich bringe ihn wieder ins Gleichgewicht und es beginnt nun zwischen uns ein heftiger Kampf. Der Zorn gab mir Kraft, aber bald erkannte ich, daß ich meinem Gegner an Gewandtheit nachstand ... „Was willst du?“ schrie ich, und preßte heftig die kleinen Hände zusammen, ihre Finger knackten, dennoch schrie sie nicht; ihre Natur hielt die Probe aus. — „Du hast es gesehen,“ sagte sie, „du wirst es gerathen,“ und heftig drückte sie mich an den Rand des Fahrzeugs, beide neigten wir uns bis zum Gürtel darüber hinaus, ihre Haare berührten das Wasser; dieser Augenblick war entscheidend. Ich stützte mich mit dem Knie auf den Boden, faßte sie mit der einen Hand am Haar, mit der andern an der Kehle, sie ließ mein Kleid los, und in einem Augenblick stürzte ich sie in die Wellen. — Es war ziemlich dunkel, zweimal erschien ihr Kopf zwischen dem Schaum des Meeres, dann sah ich nichts mehr. Auf dem Boden des Fahrzeugs fand ich die Hälfte eines alten Ruders, und nach langer Anstrengung gelang es mir das Ufer zu erreichen.

Als ich am Ufer dem Häuschen zuging, blickte ich unwillkürlich nach der Stelle, wo die Nacht zuvor der Blinde seinen nächtlichen Geführten erwartet hatte. Der Mond war inzwischen vorgetreten, und ich sah etwas weißes am Ufer sitzen. Von Neugierde gespannt, legte ich mich am Ufer ins Gras nieder, um zu lauern; wenn ich den Kopf etwas vorstreckte, konnte ich vom Felsen aus alles gut sehen, was unten vorging, staunte aber nicht wenig und war zugleich erfreut, als ich meine Wassernymphe erkannte; sie drückte den Meeresschaum aus ihren langen Haaren; das feuchte Hemd umschloß ihre schlanke Gestalt und ihre hohe Brust. — Bald zeigte sich in der Ferne ein Kahn, näherte sich rasch und aus demselben stieg, wie in der verflossenen Nacht, ein Mann mit tatarischer Mütze, aber die Haare noch Kosakenart geschoren; an seinem ledernen Gürtel hing ein großes Messer. „Janko,“ sagte sie, „alles ist verloren.“ Ihr Gespräch dauerte noch einige Zeit fort, aber so still, daß ich nichts davon verstehen konnte. „Wo ist der Blinde?“ fragte endlich Janko mit erhöhter Stimme. — „Ich habe nach ihm geschickt,“ war die Antwort. Nach einigen Minuten erschien der Blinde mit einem kleinen Sack auf der Schulter, den er in den Kahn legte.

„Höre, Blinder,“ sagte Janko, „gib auf diese Stelle Acht; weißt du? hier sind kostbare Waaren .... sage ... (ich verstand den Namen nicht), daß ich ihm nicht mehr dienen will, die Sachen gehen schlecht, er sieht mich nicht wieder; jetzt ist es nicht sicher; ich will mir anderswo Arbeit suchen, er aber findet keinen solchen Wagehals mehr. Gehe aber hinzu: wenn er besser für seine Arbeit bezahlt hätte, so hätte ihn auch Janko nicht verlassen; ich finde allenthalben einen Platz, wo der Wind weht und das Meer braust.“ Nach einigem Schweigen fuhr er fort: „Sie geht mit mir, sie kann nicht hier bleiben, aber der Alten sage, daß es Zeit sey zu sterben, sie hat lange genug gelebt, und sieht uns nicht wieder.“

„Ich aber, ... „begann der Blinde mit traueriger Stimme. „Was habe ich mit dir zu schaffen,“ war die Antwort. Jetzt sprang meine Undine in den Kahn, winkte ihrem Gefährten, der dem Blinden etwas in die Hand drückte und sagte: „Da, kaufe dir Pfefferkuchen.“ — „Nicht mehr?“ bemerkte der Blinde. — „Da, ich will dir etwas mehr geben,“ und ein hingeworfenes Geldstück klimperte auf dem Felsen. Der Blinde hob es nicht auf. Janko setzte sich in den Nachen, der Wind blies vom Ufer her, blähte das kleine Segel auf und rasch fuhren sie von dannen. Lange blinkte noch beim Mondenschein das weiße Segel zwischen den dunkeln Wellen. Der Blinde saß noch immer am Ufer und ich hörte ihn lange weinen. Das that mir sehr leid. Warum warf mich das Schicksal in den ruhigen Kreis ehelicher Schmuggler? Wie ein Stein, den man ins stille Bett eines Baches wirft, störte ich ihre Ruhe, und beinahe wäre ich auch wie ein Stein auf den Grund gesunken! Ich kehrte nach Hause zurück. In dem Vorzimmer flimmerte auf einem hölzernen Teller ein Oellicht, und mein Kosak, der mein Rufen nicht hörte, schlief, die Waffe in beiden Händen haltend, einen tiefen Schlaf. Ich ließ ihn in Ruhe, nahm das Licht und ging ins Zimmer hinein. Meine Schatulle, ein Säbel mit silberner Scheide, ein daghestanischer Dolch, das Geschenk eines Freundes, — alles war verschwunden. Jetzt errieth ich, was der verfluchte Blinde in dem Sack getragen hatte. Ich weckte meinen Kosaken mit einem sehr unfreundlichen Stoß, schalt ihn aus, wurde zornig, aber was war zu machen? Wäre es nicht lächerlich gewesen, mich bei den Vorgesetzten zu beklagen, daß ein blinder Junge mich bestohlen und ein achtzehnjähriges Mädchen beinahe ersäuft hätte. Glücklicherweise ergab sich am andern Morgen Gelegenheit abzureisen, und ich verließ sofort Taman.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3 und Umschlag zum Monat März.)

Digitized by Google

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1843.

Die Uskoken von Schumbor.

(Mitgetheilt von Sreśniewski in der Warschauer „Denniza." Februar.)

Zwischen der Kulpa und Save an der Gränze von Krain und Croatien zieht sich über fünf Meilen lang in südöstlicher Richtung ein hoher Berggürtel hin, der von zahlreichen tiefen, felsbekränzten Schluchten durchfurcht, und dessen Höhen mit undurchdringlichem Walddickicht bedeckt sind; einige Bergwasser haben sich einen Weg durch die Felsen gebahnt, und strömen zum Theil nach Süden in die Kuptschina, welche in die Korona fällt, zum Theil nach Norden und Osten nach der in die Save fallenden Bregana; einige der Felsenabhänge haben sich mit verschiedenen Pflanzenarten und Gras bedeckt, andere erheben sich Mauern gleich; da und dort haben sich in den Schluchten feuchte Stellen gebildet, verschlungene Pfade winden sich von einer Höhe zur andern, und führen den Wanderer nach dem Gipfel der h. Geera,*) von wo man dieß ganze Bergland wie auf einer Karte überblickt; jenseits desselben übersieht man fast ganz Steyermark, auf der andern Seite das östliche Krain bis Wyschnabor (Weichselburg), gegen Südosten endlich die türkische Ukraine und Pleschowice. Das ist die Schumborschtina, wie die Landesbewohner das Land nennen. Noch vor nicht sehr langer Zeit, nämlich im 16ten Jahrhundert war es eine fast unbewohnte Einöde; bis dahin hatte kaum irgend ein Krainer oder Croate von den Schrecken gehört, die dort so zu sagen auf den Wanderer lauern; keiner dachte daran seinen Weg durch diesen Landstrich zu nehmen, und jeder umging den wilden Erdwinkel längs dem Ufer der Save oder der Kulpa. Nur das Schloß Schumbor (Xumberg, Sichelberg) erhob sich hier, wie ein Schwalbennest, verdeckt durch eine Reihe von umliegenden Bergen, erbaut, der Himmel weiß wann und von wem, und später zerstört. Die Schumborschtina wurde vom 15ten bis 16ten Jahrhundert allmählich bevölkert: bosnische Serben flüchteten vor den Einfällen der Türken mit ihren Familien hieher; sobald einmal einige Familien hier Schutz gefunden hatten, zeigten sie andern den Weg. So wurde die Schumborschtina allmählich durch „Uskoken" (Ausgesprungene) aus Bosnien bevölkert, und erhielt den Namen des uskokischen Berglandes (uskotschka planina). Den Nachkommen dieser Uskoken gehört die Schumborschtina, die ihr wildes Aussehen nicht verändert hat, noch jetzt; auch die Bewohner haben ihre alten Sitten so wenig als ihren Namen geändert und nennen sich zum Theil noch jetzt Walachen (Wlachen) *).

Wenn ein Reisender sie betrachtet, und mit ihren westlichen und östlichen Nachbarn vergleicht, so muß er bald bemerken, daß sie fremdartige Ansiedler, wenn nicht gar Reste einer viel ältern Bevölkerung sind. Sie haben einen ganz besondern Gesichtsschnitt, und gleichen weder den Croaten noch den Krainern. Man findet unter ihnen keine hellen Haare, keine glatten, zarten Gesichter, keinen Jüngling ohne Bart, kein Mädchen, das den Sonnenbrand scheut, keine Unterwürfigkeit in den Blicken der Männer, kein gutmüthiges Lächeln der Weiber; hier trifft man nur schwarze Augen mit dem Ausdruck der Zuversicht auf sich selbst und des Mißtrauens gegen andere; heftige Gefühle des Hasses und der Freude, jedoch immer unter dem Schein der Gleichgültigkeit; einen bemessenen Ernst in der Haltung der Männer; Schamhaftigkeit, aber keine scheue Furcht im Benehmen der Weiber, Gewohnheit und Stärke, Leiden zu dulden bei allen, Gewohnheit ihre Kräfte zu prüfen, Vorsicht, doch stets vom Muth überwältigt; Gewandtheit siegt über die Natur und eine gewisse Halsstarrigkeit über die Gefahren des Lebens. Der Uskoke ist nur vor demjenigen nicht schweigsam, den er für einen Freund hält; er kann nicht gegen den einen so, gegen den andern anders sich zeigen, aber niemals vergißt er sich, niemals ist er kleinmüthig. Er ist offenherzig, und nimmt niemals zu Ausflüchten und Schmeicheleien seine Zuflucht, wenn er nicht geradezu handeln kann. Er ist von Natur nicht boshaft, aber eine Beleidigung verzeiht er nicht leicht, und wenn er sich rächt, vergißt er manchmal jede Achtung seiner selbst. Einen andern spotten kann er nicht, vermag aber auch nicht seine Verachtung gegen denjenigen zu verbergen, der sich von einem andern verspotten läßt. Er ist seinem Worte treu, und verräth es auch nicht

*) Gertrude, so viel wie Balescha.

*) Wie die Morlaken, was bekanntlich nichts als Mor-walachen (Wlachen, die an der See wohnen) bedeutet. A. d. U.

Digitized by Google

auf der Toetur. Um Geld veekauft ee sich nicht, und traut aber auch demjenigen nicht, den ee um Geld gemiethet hat. Ein Dieb will er nicht seyn, verschmäht abee auch nicht sich zuzueignen, was einem andeen als einem Uskoken gehöet.

Ihee ganze Anzahl beteägt gegen 7000. Schon im 16ten Jahehundert wueden sie dem Kriegsdienst an dee Gränze unterwoefen, sind dis jetzt Geänzee geblieben, und gehören zum Steieree Regiment, in welchem sie zwei Campagnien ausmachen. Jede derselben ist in Genassenschaften (Odschine) odee Disteicte getheilt, die unter einem Aelteften (Staeeschina) abee wie man ihn frühee nannte, einem Fürsten (Knes) stehen, und einen Hauptmann zum Befehlshabee haben. Obgleich die Veraebnungen, in denen ihee Rechte und Pflichten voegezeichnet sind, vortheilhaft zu seyn scheinen, so kann man doch nicht umhin zu bemerken, daß sie in der Ausführung etwas ganz anderes als auf dem Papiee sind: die Lasten eines Militärcolonisten wueden die Geduld eines jeden erschöpfen, dee nicht dulden geleent hat wie der Seede, und diese Lasten sind um so häetee, als sie nicht gleich, sandeen nach der Willkür der Befehlshabee vertheilt sind. Wohin ein Uskake auch geht, sey es im Dienst, sey es nach dem Sammelplatz seinee Abtheilung odee nach dem Coedon, ee muß sich stets mit Lebensmitteln versehen, nicht bloß füe acht Tage, sondern füe einen Monat; er trägt auf seinem Rücken so viele Kartoffeln, als er nue zu teagen veemag, kann abee nicht so viel teagen als ee bedaef, und muß sie dann oft dreimal theuree als ihr wieklichee Weeth ist, bezahlen. Oft trifft es sich, daß ee auf achttägige Aebeit iegend wahin geschickt wied, wahin ee deei dis viee Tage zu gehen hat, ee beaucht also fünfzehn dis sechzehn Tage, man rechnet ihm abee nur acht Tage an; manchmal erfährt dee Veesendete eest ziemlich spät, daß dieß nicht kaiserlicher Dienst war, sondeen iegend einem Officiee zu Nutzen kam, der willkürlich über seine Soldaten wie übee seine Knechte verfügt; ja es teifft sich, daß man ihnen Steueen auferlegt, von denen die Regieeung nie etwas wußte, und dee Uskoke, welcher den Willen des Kaisees heilig hält, bezahlt, ohne zu wissen, daß damit blaß die Schulden eines verschwendeeischen Officiees bezahlt weeden. Wenn zwei odee deei erfaheene Uskoken zusammenkommen, so dreht sich ihe Gespeäch gewiß um die Mißbräuche des Dienstes; hiee höet man Dinge, die man nue schwer glauben kann, welche unmöglich scheinen, und die doch der Uskoke so wie jeder Geänzee zu eeteagen weiß.

Obwohl die Ansiedlungen dee Uskaken in Döefer (im Ganzen 71) getheilt sind, so sucht dee Reisende doch veegebens bei ihnen Döefee, wie man sie in dee Nachbaeschaft ihees Gebiees findet. Theils ist es alte Gewohnheit, theils gestattet es die örtliche Lage nicht, daß viele Häusee zusammen in Straßen gebaut weeden. Jede Familie wählt sich ihr Plätzchen, und die meisten Dörfer sind so zeesteeut, daß man unmöglich von iegend einem Oet aus alle dazu gehöeigen Gebäude sehen kann. Selbst die Kiechen stehen gröstentheils abgesondeet auf Anhöhen, und die Häusee liegen theils im Thale, theils auf der Höhe, das eine im dichten Walde, das andeee neben einem herabstüezenden Beegwassee. Es gibt Dörfee van deei odee vier Höfen, und im Allgemeinen kommen etwa hundert Seelen auf ein Doef; eine Oednung aber läßt sich bei so zeesteeuten Ansiedlungen nicht erwaeten, auch wenn sie gröser wäeen.

Die kleinen Häuschen dee Uskoken sind aus Holz aufgeführt, manchmal auf einer steineenen Grundlage, und mit Steoh gedeckt. Einfriedungen und Zäune gibt es nicht, es ist aber auch nicht nötdig iegend einen Theil des Hauses aber des Bodens von dem Nachbae abzuscheiden. Wenn irgendwa zwei oder drei Häuschen neben einander stehen, so gehöeen sie sicherlich Einer Familie an. Vor dem Häuschen stehen einige Bäume, rings umhee, etwas weiter entfernt jedach, ist ein Wiesenfleck, der Stall füe das Vieh, die Hüede füe die Schafe, dann kammt der Acker und endlich dee Voreath van Halz, das man van den Bergen deruntegeelassen hat. Der Mensch hat sich in diesem Lande geholfen so gut es ging, und leente seine Lebensbedürfnisse ohne Ueppigkeit zu befriedigen.

Die Uskoken wahnen in zahleeichen Familien zusammen, so daß man oft in Einer Familie meheere veeheeathete Brüdee und Schwesteen sieht. In den beiden Militäeansiedlungen zählt man nahe an 600 Familien, und somit kommen auf jede Familie im Durchschnitt ungefähr 11 Personen. Jede Familie hat ihren besandeen Aeltesten, so wie ihre besandern Schutzheiligen. Wenn in einer Familie mehrere Feauen sind, welche die Pflichten einee Hausfrau erfüllen können, so wied dieß Amt gewöhnlich der ältesten und erfaheensten übeetragen, und diese besorgt nun alle weiblichen Geschäfte.

Die Felder sind schlecht, steinig, oft nue zu Kartoffeln tauglich, und im Allgemeinen sind iheer so wenig, daß auf die Familie nue etwa 7 Deßjätinen (eben so viele feanzösische Hektaeen) Feld und Gaeten kammen. Uebeigens ist dee Uskoke mit Kaetoffeln zufrieden, wenn es an Bead fehlt, und kümmeet sich weniger um seine Felder als um seine Schafheerde, füe deeen Unterhalt im Winter er während des Sammers und Herbstes thätig ist; gleich im Anfang des Frühjahes treibt ee sie auf die Felsenberge hinaus, wandert selbst mit ihnen Monate lang umher, ohne selbst um Bead zu bitten nach Hause zuerückzukehren, nähet sich von Käse, Milch, Wildpret und Schwämmen, und erträgt geduldig Unwetter und Hitze. Die Schafe sind dee Hauptreichthum des Uskoken, sie nähren ihn, ihee Wolle und ihe Fell sind seine Kleidung, er vertauscht sie gegen Getreide aber auch gegen Geld, das ee für die Zeit dee Noth aufspaet. Er bemüht sich nicht, die Race seiner Schafe zu veedessern, sondern sucht nue ihre Zahl zu vermehren; einige Familien haben Heerden van 200 und noch mehr Stück. Den Unterhalt der Schafe erleichteen zahleeiche Wieten und Welden. Wenn die Uskoken vom Dienst frei sind, beschäftigen sie sich meistens mit dee Hut dee Schafe, zum Theil auch, wenn die Behörden es gestatten, mit der Jagd in den ausgedehnten Wäldern; an einigen Stellen, wo die Natur es gestattet, beschäftigen sie sich auch mit dem Weinbau. Inzwischen weben die Frauen zu Hause Leinwand, Tuch und verschiedene halbwollene Staffe, und können sich, wenn auch nicht einee zieelichen, doch einee daueehaften und reinlichen Arbeit, so wie schönee Mustee rühmen. Sie lieben helle und bunte

Digitized by Google

Farben, sie bemühen sich denselben Frische zu geben, und haben es auch in der Färbekunst zu großer Vollkommenheit gebracht, da sie dazu alle Blumen und Kräuter benützen, welche sich nur in ihrem armen Lande finden. Das Ueberkleid des Uskoken ist ein kurzer, blauer Mantel (Kepekel) von Tuch ohne Aermel, darunter enge bulgarische, oder, wie man gewöhnlich sagt, ungarische Beinkleider (Latsche), welche durch einen breiten ledernen Riemen um die Lenden festgehalten werden, und deren Schlitzen vorn ausgenäht sind; unmittelbar darüber trägt er einen kurzen Tuchrock (Dolman) mit einer Menge Knöpfe (Puhe) aber ohne Aermel. Das Hemd mit weiten Aermeln ist bei den einen mit blauem und rothem Faden ausgenäht, andere aber überlassen diesen Schmuck den Freiern allein. An den Füßen trägt der Uskoke eine Art Pantoffeln (Mestje) oder lederne Opanken, auf dem Kopfe einen Hut mit breitem Rand, oder auch eine runde rothe Kappe. Im Winter tragen manche noch rothe Mäntel, oder lange, weite Kaftans (Chalja); Schnurbärte sind die unerläßlichen Zierden des Uskoken, einige lassen sich sogar den Zopf wachsen, auch wohl, jedoch immer seltener und meist nur die Väter verheurathete Söhne, den Bart am Kinn, der frühre die gewöhnliche Zierde jedes verheurathetrn Uskoken war.

Die Hauptkleidung der Frauen und Mädchen ist das weiße, lange, am Kragen, an der Brust, den Aermeln und am Saum mit allerlei Mustern roth und blau ausgenähte Hemd; eben so nothwendig zur Kleidung gehören die Korallenhalsbänder (Kolarde), bunte oder rothe Strümpfe (Latschize) und darüber Schuhe oder Opanken. Die Mädchen tragen außerdem nichts, nur bei Unwetter ziehen sie eine Art Mantel an, und binden das Hemd in der Mitte des Leibes mit einem rothen, gewobenen Gürtel zusammen, in welchen sie ein zusammengelegtes Messer stecken; andere nehmen auch eine Schürze (Prepri) vor, oder auch zwei, wovon die eine hinten hinab hängt. Die Haare flechten sie in Einen Zopf, hängen aber zwei kleinere Zöpfe daran, die an den Schläfen herabfallen. Das Ende des großen Zopfes wird mit Bändern und verschiedenen Gegenständen aus Metall, ja selbst mit Porcellanfiguren ausgeschmückt; auch binden sie ein carmoisinrothes Band um den Kopf und stecken Blumen hinein. Am häufigsten tragen sie eine carmoisinrothe Mütze, die mit Silber und Goldflittern ausgenäht, oder mit Borten und Münzen besetzt ist. Verheurathete Frauen binden um den Kopf ein großes, weißes, mit Spitzen besetztes Tuch, das sie wohl auch unter dem Kinn durchziehen, und flechten die Haare in zwei Zöpfe, welche mit gewirkten Bändern durchzogen sind, und vorn über die Schultern und die Brust herabhängen. Eine bunte, wollene, unten mit breiten Franzen besetzte Schürze geht hoch herauf, und bildet eine Art Halbcorsett, das farbige Tuchränder hat und mit einem breiten Gürtel gebunden ist. Darüber tragen sie, namentlich beim Kirchgehen, einen langen Mantel (Subunaz) von grünem Tuch und mit grauen oder rothen Schnüren besetzt und künstlich ausgenäht, aber ohne Aermel.

(Schluß folgt.)

Ausdehnung der Polizei zur Vorsorge für die Armen.

Der „Moniteur industriel" vom 9 März macht zwei Vorschläge, die gewiß mannichfache Beherzigung verdienen, indem sie eine Vorsorge für die arbeitenden Classen beantragen, welche an manchen Orten dringend nöthig ist. Der erste betrifft die Errichtung von Bureaux, um unbeschäftigte Personen zu beschäftigen, das zweite eine Anordnung, um die Fälschung der Nahrungsmittel, namentlich des Mehls, der Milch,*) des Salzes u. dgl., die gegenwärtig in mehreren Städten Frankreichs sehr stark getrieben wird, zu verhindern. Wir haben es hier nur mit dem erstern Vorschlag zu thun, welcher durch die bisherigen Betrügereien der Commissionsbureaux veranlaßt wurde. Die Ankündigungen derselben in Journalen sind in der Regel nur gemacht, um arglose Leute anzulocken, ihnen einen guten Platz zu versprechen, und den Unglücklichen ihr letztes Geld aus der Tasche zu locken. Die Sache ist häufig so weit getrieben worden, daß die Gerichte wegen Prellerei von Amtswegen einschreiten mußten, aber natürlicherweise ist die Zahl derjenigen Fälle, welche zur öffentlichen Kenntniß gelangen, unbedeutend in Vergleich mit den täglich vorfallenden Prellereien. Der Verfasser meint, ein amtliches Bureau in den großen Städten würde diesem Uebelstande wesentlich abhelfen. Das nächste Interesse an solchen Bureaux hätten namentlich die städtischen Magistrate selbst, und diese Polizeivorsorge würde sich in Ersparung anderer Ausgaben sehr reichlich lohnen.

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien. Von A. d'Abbadie.

Da Abyssinien mehr und mehr die Blicke auf sich zieht und neuerdings wieder Franzosen den Weg in jenes Land suchen, über die englischer, jetzt zurückgekehrte Mission unter Capitän Harris aber noch immer ein strenges Stillschweigen beobachtet wird, so sehen wir uns veranlaßt ein etwas älteres Schreiben d'Abbadie's hier mitzutheilen, welches von dem Journal des Débats (29 Oct. vor. J.) in folgender Weise bevorwortet wird.

„Seit der Entdeckung einer neuen Straße zwischen Indien und Europa, seit die Engländer Aden besetzten, hat sich die europäische Thätigkeit natürlich nach dem rothen Meere und den geographisch davon abhängigen Ländern gerichtet, in welche seit Jahrhunderten nur wenig Reisende und einige Missionäre eindrangen, die, mit ihren frommen Arbeiten ausschließlich beschäftigt, kaum daran dachten, der Welt die Frucht ihrer gefährlichen Forschungen mitzutheilen. Aber seit 7 oder 8 Jahren hat eine große Anzahl Reisender den Weg dahin eingeschlagen, mit dem ausgesprochenen Zweck, Nachrichten für die Wissenschaft, die Politik oder den Handel zu sammeln. Bei dieser Bewegung scheint

*) Die Verfälschungen der Milch sollen namentlich ins Unglaubliche gehen. Nach dem Echo du Monde Savant werden oft Schafshirne u. dgl., nachdem man die Flechsen und Blutgefäße entfernt, im Mörser zerstoßen, mit Wasser gemischt, dann filtrirt und mit abgerahmter Milch gemischt, die dadurch ihre Dichtigkeit behält und einen reichlichen, aber nicht sehr gesunden Rahm gibt.

Digitized by Google

Abyssinien mehr als jedes andere Land die Reisenden, namentlich die Franzosen, angezogen zu haben; zuerst kamen Combes und Tamisier, dann Rochet de Héricourt; nach ihm eine Gesellschaft aus Officieren und Naturforschern, unter denen wir den Arzt Henry Petit erwähnen, dann die Brüder Abbadie und endlich die HH. Combes und Rochet de Héricourt, die in den Jahren 1839 und 1841 abreisten und noch nicht von dieser ihrer großen Reise zurückgekommen sind. *)

„Die Wissenschaft hat von allen diesen Bestrebungen schon bedeutende Vortheile geerntet, es ist aber nicht unmöglich, daß Handel und Politik in kurzem gleichfalls den ihrigen finden. An der Mündung der Straße Bab el Mandeb gelegen, auf dem Handelswege zwischen Europa und Asien, von einer zahlreichen, verständigen, tapfern, ziemlich fleißigen Bevölkerung bewohnt, die keine Vorurtheile gegen Fremde zu haben scheint, und reich an Producten eines wunderbar reichen Bodens, scheint Abyssinien in einer vielleicht nicht allzu fernen Zukunft zu einer hohen politischen und commerciellen Wichtigkeit berufen. Das einzige natürliche, allerdings sehr bedeutende Hinderniß, das sich diesen Fortschritten entgegenstellt, ist die Schwierigkeit nach diesem Plateau vorzudringen, das auf allen Seiten, namentlich gegen das Meer hin, woher allein die Europäer sich in Verbindung mit dem Lande setzen können, von Sandwüsten umgeben ist, wo die Heerden einiger Araberstämme weiden, die, wie allenthalben, den Handel und die Reisenden bekriegen. Indeß ist das Hinderniß nicht unüberwindlich, und es ist kein Zweifel, daß wenn man einerseits die Küsten von Abyssinien für den Verkehr mit Europa interessiren kann, andererseits aber die Europäer sich anstrengen, einen Weg nach dem Innern dieses reichen Landes sich zu öffnen, ohne allzu große Mühe der Verkehr sich leicht und sichre herstellen läßt. Um diesen Zweck zu erreichen, hat die englisch-ostindische Compagnie im Jahre 1841 eine aus etwa 30 Menschen bestehende Mission unter Capitän Harris hingeschickt, von der bis jetzt sehr wenig verlautet hat, die aber, wie mehrere Umstände glauben lassen, mißglückt ist.

„Bis jetzt scheint es nur zwei Straßen zu geben, auf denen man ins Innere eindringen kann, die eine im Norden über Massawwa, innerhalb des rothen Meeres, nach dem Königreich Tigre, die andere aus dem Aden gegenüberliegenden Tschurrah aus, und diese führt nach Schoa. Die erste Straße gehört Mehemed Ali, welcher eine Zollstation zu Massawwa hat, und England sucht gegenwärtig sich der zweiten zu bemächtigen, indem es nach seiner Gewohnheit von den arabischen Stämmen die Souveränetätsrechte erkauft, ohne sich sonderlich darum zu kümmern, ob die Verkäufer auch die Bedingungen des eingegangenen Handels recht verstehen, oder ob sie auch nur das Recht haben, das zu verkaufen, was man ihnen abkauft. Jedenfalls behauptet England gegenwärtig Souveränetätsrechte über Tschurrah zu haben.

„Diese Angelegenheit, so wie die Beschreibung Tschurrahs, und der Stämme, welche in der Wüste zwischen dem Meere und Abyssinien wohnen, bilden den Gegenstand des untenstehenden Briefes aus dem ausgezeichneten Naturforscher A. d'Abbadie, der mit seinem Bruder sich lange in Abyssinien aufhielt, und noch nicht von seiner Reise zurückgekehret ist."

Omoknun bei Massawwa, den 27 Dec. 1841.

Tschurrah, das die Engländer im August 1840 kauften, liegt an der Küste Afrika's südwestlich von der Straße Bab el Mandeb unter 11° 46' N. B. Die Einfahrt in den sehr tiefen Golf von Tschurrah, dessen die neuern Karten nicht erwähnen, ist durch die kleine wüste Insel Mesche bezeichnet, wo die Engländer ihre Fahne aufgepflanzt haben. Der Boden der benachbarten Küste gehört größtentheils plutonischen Bildungen der ältern Zeit an, aber in der Umgegend ist kein thätiger Vulcan. Da und dort ist das Ufer bekränzt von Sandfelsen sehr neuer Formation, welche die Monsoons aufhalten und zur Bildung kleiner Alluvialebenen beitragen, deren tiefere Schichten das Regenwasser aufbewahren, und dadurch den Bewohnern dieser Gegenden das größte Geschenk des Himmels gewähren. Tschurrah ist auf einer dieser kleinen Ebenen erbaut, und erstreckt sich in einer Länge von 340 Mettes längs dem Ufer hin; seine Breite beträgt 90 bis 100 Metres. Gegen Osten und Norden steigt das Dorf an niedere Hügel, westlich sieht man das Bett eines Waldbaches, einen nicht sehr tiefen Brunnen, dessen Wasser schwefelig ist, endlich einige Palmen, welche dem Lande einen so poetischen Reiz verleihen. Es sind fünf Moscheen hier und 190 bis 200 Hütten mit etwa 1000 Einwohnern, welche die Ankunft einer großen Karawane oft um ein Drittheil steigert. Diese mit einem dünnen Strohdach bedeckten und aus sehr nahe aneinander eingeschlagenen Pfosten aufgeführten Häuschen haben ein solides Ansehen, da man aber nur todtes Holz dazu nimmt, das in der Erde verfault, so ist es nicht selten, daß sich die Häuschen durch herrschende Winde auf die Seite neigen oder gar umgestürzt werden. Diese Winde wehen fast immer in der Richtung des Golfs. Im Winter kommen sie von Osten, und bringen noch Tschurrah die angenehme Frische des indischen Oceans; im Sommer dagegen artet der Wind oft in einen furchtbaren Samum aus. Der Hafen, oder besser gesagt die Rede, bietet großen Schiffen wenig Sicherheit, denn die Küste ist sehr steil und die Anker reißen leicht los. Endlich schließen auch Felsenbänke den haltbaren Grund so sehr ein, daß, wie man mich versicherte, nicht mehr als fünf oder sechs Briggs zu gleicher Zeit vor Tschurrah ankern können.

Dieß Dorf lebt allein von dem Handel mit Abyssinien, namentlich von dem Sklavenhandel. Vom 27 Januar bis 30 März sah ich nahe an 600 Kinder, meistens junge Mädchen, durchpassiren. Dieß setzt, wenn dieß Verhältniß das ganze Jahr andauert, einen Transit von etwa 2500 Köpfen des Jahres voraus, um mich des malerischen Ausdrucks der Menschenhändler zu bedienen. Mehrere dieser Sklaven kamen aus Wolla, die Mehrzahl ist aber in Schawa oder Schoa, einem christlichen Lande, wo die Gewinnsucht zu diesem verhaßten Handel antreibt, gekauft oder gestohlen. Ich habe häufig mit den unglücklichen Kindern, welche die Ungewißheit ihres Schicksals sehr traurig machte, gesprochen: sie waren theils von den so verständigen und gelehrigen Gallas, theils Gurasch (Gouragres), die man den prächtigen Augen und dem hellen Teint nach für Andalusierinnen hätte halten können, theils abyssinische Christen, die wegen ihrer Ungelehrigkeit und ihrer Neigung zum Heimweh meist um sehr niedern Preis verkauft werden. Im Durchschnitt kostet ein Kind von 11 bis 13 Jahren 100 bis 120 Franken in Schoa, 200 in Tschurrah, 250 zu Baeberah oder Moka, 370 zu Sur oder Maskat und über 400 Franken zu Bassora. Die Waaren, welche man in Tschurrah dagegen in Tausch gibt, sind weiße Baumwollenstoffe, Zinn und Zink, woraus die Aethiopier Zierrathen für ihre Frauen machen, und endlich Salz, das die Küstenvölker einige Tagereisen vom Meere sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) Combes ist in der Zwischenzeit, seit dieß geschrieben wurde, allerdings zurückgekommen, aber der zweite noch nicht. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

11. Finderisk.

Wir hatten heute früh mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe wir Führer bekamen, ohne welche Niemand wagen darf, durch diese Gegend zu reisen. Der erste Theil unseres Weges, welcher durch eine ununterbrochene Reihe von schönen Wiesen und Wäldern führete, war ganz herrlich; von allen Seiten ließ sich der Kukuk und die Turteltauben hören, welche, wie wir, der köstlichen Frische der ruhigen, reinen Morgenluft sich erfreuten. Die feierliche Schönheit des einen Thales nahm meine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch; das herrliche Laub der die schönen Hügel bedeckenden Bäume, die üppigen Wiesen am Fuße derselben, der klare, spiegelhelle Bach, welcher sich hindurchwand, die blökenden Schafe, die brüllenden Kühe, der hie und da aufsteigende dünne blaue Rauch, alles das erinnerte mich lebhaft an die lieblichen Thäler meines schönen Vaterlandes und ich hätte mir gern vorgespiegelt, daß die Bewohner eben so glücklich wären, als ihr Land schön ist; aber diese Täuschung war nicht möglich, denn das Gegentheil zeigte sich auf allen Seiten und die vielen verlassenen Felder und zerstörten Gärten, in welchen die Obstbäume und Weinstöcke vergebens mit dem Unkraut kämpften, sprachen nur zu deutlich das Elend und die Verwüstung aus, der das schöne Land so oft unterliegen mußte.

Nach einiger Zeit betraten wir die dichten Wälder, wo wir einen beschwerlichen Weg fanden, denn das Gesträuch war so dicht und so in einander verschlungen, daß die Lastthiere kaum hindurch konnten, und der Boden war so feucht und an manchen Stellen so sumpfig, daß unsere Pferde bis an den Sattelgurt einsanken und die beladenen Thiere fast stecken blieben. Zufolge des schönen Wetters der letzten Tage waren die Wege fast überall leidlich; aber in diesen Sümpfen und dichten Wäldern, wo die Sonne nicht eindringen kann und wo die Feuchtigkeit nie vertrocknet, bleibt der Boden immer feucht und morastig und ist bei Regenwetter gar nicht zu passiren. Wie ich hörte, gibt es noch einen andern Weg, der nicht nur besser sondern auch viel näher seyn sollte, aber er soll wegen der Nähe der Nomadenstämme sehr gefährlich seyn und darum hatte der Chan unseren Führern befohlen, die beschwerlichere aber sichere Straße durch den Wald einzuschlagen. Die Wege um und bei dem Dorfe Finderisk, das wir durchaus nicht umgehen konnten, waren schlechter als an irgend einem andern Ort, und die Thiere sanken so tief und strauchelten während der letzten Meilen in dem tiefen, verhäcketen Schlamme so oft, daß ich mehrmals fürchtete sie würden zu Grunde gehen; das war ein schönes Vorspiel der Reise durch Mazanderan!

Das Dorf Finderisk kann sich mehr seines Alterthums als seiner Größe rühmen, und es ist als der Geburtsort des weisen Mullah Abul Cassim bekannt, welcher zur Zeit des großen Abbas lebte. Es ist der Hauptort des Bezirks, in welchem Pisseeuc, unsere letzte Station, liegt; kein Ort dieses Bezirks bezahlt dem König eine Abgabe oder Steuer, sie müssen dafür eine bestimmte Zahl Reiter gegen die Turkomanen unterhalten, von deren Raubzügen dieser Bezirk wie die ganze Umgegend viel gelitten hat. Der Statthalter Ismael Chan erpreßt aber dennoch von diesen armen Menschen eine bedeutende Summe Geldes und viele Naturalien. Reis ist das Hauptproduct; man baut aber auch etwas Weizen und Gerste.

Wir verließen Finderisk und kamen durch einige mit Schilf bewachsene sumpfige Strecken, wobei uns sehr auffiel, daß die Bauern um ihres eigenen Vortheils willen den Weg nicht etwas bessern. Wir legten heute nur zwölf Meilen zurück und gelangten durch eine von der gestrigen wenig verschiedene Gegend nach Pilschul Muhuleh, einem großen Dorf und Hauptort eines Bezirks, der von Nukud Ali Chan verwaltet wird, dessen Bruder uns empfing und sehr freundlich für uns sorgte. Leider wurden wir hier ebenfalls durch die Zudringlichkeit der Einwohner belästigt, welche, ohne auf etwas anderes als auf die Befriedigung ihrer Neugier Rücksicht zu nehmen, mich beständig umlagerten und mir erst sehr spät Abends die erwünschte Ruhe gönnten.

Die Bewohner dieses Bezirks glichen unter allen Persern, welche ich bis jetzt gesehen hatte, am meisten einer wilden Völkerschaft. Sie schienen nicht den geringsten Begriff von der Achtung gegen höhere Personen zu haben, die in Persien

Digitized by Google

so allgemein beobachtet wird, und da nur wenige von ihnen ihren Geburtsort verlassen hatten, so kannten auch die meisten von der Welt gar nichts; selbst Mirza Sadak, der Bruder des Statthalters, war außerordentlich unwissend, er hatte niemals ein Astroladium gesehen, obgleich dieses Instrument in Persien ziemlich häufig angewendet wird; er und seine Gefährten gafften die zu meinen astronomischen Beobachtungen nöthigen Instrumente mit offenem Munde an, und waren höchst betroffen, als sie das, was ich niederschrieb, nicht verstanden.

Die Uskoken von Schumbor.

(Schluß.)

Die Uskoken theilen sich hinsichtlich der Religion in Unirte, „Altgläubige," wie man hier alle Bekenner der orientalischen Kirche nennt, und in Katholiken; letztere sind etwas über 1800, die ersten nahe an 5200. Unirte Kirchspiele gibt es acht, römische drei. Vor 1678 waren alle rein griechischer Religion, damals aber mußte der Bischof Paul Sortschitsch zur Union übertreten; später wurden viele Uskoken genöthigt, dem Glauben ihrer Väter ganz zu entsagen und das römische Glaubensbekenntniß anzunehmen. Jetzt stehen die Unirten unter der Leitung des Bischofs von Krischewaz (Kreutz), die Katholiken aber unter dem Bischof von Zagreb (Agram). Uebrigens leben beide friedlich neben einander und besuchen sogar die Kirchen ohne Unterschied; aber nie verheurathet sich ein Bunjewiez (der Spitzname der Katholiken) mit einer Wiachin (Spitzname der Unirten) oder umgekehrt. Die römisch-katholischen Geistlichen bemühen sich, ihrer Heerde Mißtrauen gegen die Unirten einzupflanzen,*) aber dieß gelingt ihnen nicht. Die Unirten brauchen bei ihrem Gottesdienst die Kirchenbücher des orientalischen Ritus, und nennen ihre Kirchenschrift die glagolitische, während sie unter der cyrillischen die russische weltliche Schrift verstehen.

Unter die christlichen Ceremonien mischen die Uskoken auch andere aus der heidnischen Zeit. Im Anfang des Frühjahrs feiern sie vor allen den Ostertag (Wasam), und bringen an diesem Tage gemalte Eier in die Kirche, um sie weihen zu lassen. Hierauf kommt der St. Georgstag, dessen Feier zu einer Art Kinderspiel geworden ist. Die Kinder bekleiden eines von ihnen mit grünen Zweigen, so daß man weder das Gesicht, noch auch nur die Augen sieht; dann umwickeln sie ihm den Kopf mit einer Menge vielfarbiger seidener Bänder, und hängen hinten ein rothes Tuch daran, das den Rücken hinabfällt. Dieß so geschmückte Kind führen zwei andere, das eine mit einem Korbe, das andere mit einer anderthalb Klafter langen, manchmal mit einem Büschel Gras und Bändern geschmückten Stange versehen, und ihnen laufen die übrigen Kinder nach. Vor jedem Hause bleibt der Haufen stehen, wünscht dem Hause, dem Hausherrn und der Hausfrau Glück, und erwartet eine Belohnung. Gewöhnlich bringt man den Kindern einige Speisen heraus. Dieser kindische Umzug findet schon ganz früh statt. Später bewirthen die Kinder einander mit dem was sie gesammelt haben, und gehen damit gewöhnlich an einen einsamen Platz, weit entfernt von den Wohnungen. — Mit dem Pfingstmontag beginnt die Koledwanje*) und dauert jeden Abend fort bis zum Johannistag: die Jugend sammelt sich vor Sonnenuntergang auf irgend einem Berg oder Felsen, stets an einem offenen Orte, stellt sich in einen Kreis, singt alterthümliche Lieder, tanzt, spielt und beginnt dann wieder zu singen; die Alten hören bloß zu. In der Nacht vor dem h. Johannistage wird das Fest des Gottes der Früchte gefeiert. Schon einen Monat zuvor richten die jungen Leute eine Birkenstange her, welche zwei Fuß Länge hat und recht glatt ist; man nennt sie die Fackel. Am Abend sammeln sie sich an einem vorher bestimmten Orte mit ihren Fackeln, zünden den obern Theil an, und gehen damit um die Felder herum. Inzwischen sammeln sich andere an dem Orte, wo das Feuer (Watra) angezündet werden soll, gewöhnlich auf einem Berge; wenn das Feuer angezündet ist, gehen sie den Fackelträgern entgegen, und dann fangen sie an zu singen, zu schießen, zu tanzen, die ganze Nacht hindurch; die Mädchen singen und tanzen, die Jünglinge singen und schießen. Erst vor Sonnenaufgang gehen sie auseinander, und stimmen, sobald sie den ersten Schimmer der Röthe sehen, einen Gesang an, in welchem eine Lada erwähnt ist. — Vor dem Winter ist das Hirtenfest. Die Hirten treiben die Heerden nach Hause, alle sind bestmöglich geschmückt, mit Gewehren und Pistolen versehen, die Unverheuratheten aber auch noch mit Bändern von Stroh und gelben Blättern, so wie mit einem Fichtenreis auf dem Hut. Beim Herabsteigen an einem Berge halten sie an, singen, schießen, und horchen, ob sie nicht eine Stimme des Mitleids von der Wila (Nymphe) hören, mit denen ihre Einbildungskraft die Berge und Wälder bevölkert, und schießen dann aufs neue. Wenn sie zu Hause angelangt sind, finden sie ein Abendessen bereitet, und nun wird die Freude allgemein. Am Weihnachtstage wird ein Loblied (Slawa) auf die Gottheit gesungen, und am Neujahrstage küssen sich alle Uskoken gegenseitig und danken einander für die Freuden des verflossenen Jahres.

Auch bei den Hochzeitsgebräuchen hat sich manches aus alter Zeit erhalten. Vor dem Gottesdienst zieht der Bräutigam mit dem Ehrenvater (Debeli kum), zwei Schwägern und zahlreichen Brautführern, alle mit Gewehren versehen zu Pferde nach der Wohnung der Braut, und führen ein Pferd für diese letztere mit sich. Die Braut verhüllt sich das Gesicht vollständig mit Tüchern, besteigt das Pferd, und zwei Brautjungfern so wie zwei Ehrenfrauen gehen zu Fuß ihr nach in die Kirche. Aus der Kirche begibt sich die Schaar wiederum ins Haus der Braut, hier muß diese sich verbergen, die Schwäger aber suchen sie, man trinkt dann, man ißt, aber es wird weder gesungen noch getanzt. Endlich setzt man sauren Kohl auf den Tisch, alle stehen auf, die Eltern segnen die Braut, oft mit Thränen und Schluchzen, und geleiten sie bis zur Schwelle. Das Wei-

*) Man darf nicht vergessen, daß die Schilderung von einem Russen herrührt. A. d. U.

*) Von Kolo, der Kreis, wonach auch der bekannte Tanz benannt ist. A. d. U.

Digitized by Google

nen wird, aber bald durch den Lärm der Schüsse übertäubt. Wenn man am Hause des Bräutigams anlangt, erneuert sich das Schießen, und nun beginnen auch die Musik, die Lieder und das Tanzen. Endlich kommt noch die Mutter der Braut oder eine ihre Stelle vertretende Frau; auch sie muß an der Heiterkeit Theil nehmen. Leiter des Festes ist gewöhnlich der Ehrenvater, welchem Alle, und namentlich auch der Bräutigam, gehorchen. Das Schießen und das Singen dauert die ganze Nacht hindurch. Unter die bedeutenden Ceremonien dieser Nacht gehört auch das Anrufen: die Braut mit ihren Freundinnen und andern Mädchen laufen hinaus auf eine vom Hause entfernte Wiese und rufen die Wila an; wenn diese aus dem Wald oder vom Felsen herablacht, so ist dieß eine schlimme Vordedeutung für die Braut, so sehr, daß wenn das Lachen sich noch einmal wiederholt, die Mutter sie, als wäre sie nicht getraut, nach Hause führt, und dann ist das Hochzeitsfest in Trauer verwandelt: man bedeckt die Braut mit einem weiten, langen, weißen Schleier, und geleitet sie unter Schluchzen fort; sechs Wochen darf sie außer ihren Hausgenossen Niemand sehen. Aber alles dieß kann noch glücklich enden; die Schwäger gehen zu der Mutter der Braut, und geben ihr den Bluteid, daß sie „mit Gott Brüder seyn wollen ihrer Tochter, sie schützen und gegen alles Unglück verwahren." Zugleich mit den Schwägern können diesen Eid auch alle unverheuratheten Brautführer leisten. Die Heurathen finden meist im October statt.

Die Ceremonie der Taufe geschieht nach den kirchlichen Gebräuchen, und man gibt dem Täufling den Namen nach dem Kalender. Zur Zeit Maria Theresiens taufte man noch die Erwachsenen, aber diese Sitte ist jetzt abgestellt.

Beim Begräbniß kommen wenig besondere Gebräuche vor: Klageweiber bejammern den Verstorbenen. Ueber das Grab eines Mädchens müssen alle Jünglinge gehen, die sie kannten; über das Grab eines Jünglings alle Mädchen. Die Erinnerungsfeier findet am neunten und vierzigsten Tage, so wie nach einem Jahre statt; man gedenkt dabei der guten Thaten des Verstorbenen, namentlich wenn derselbe sich durch Muth im Kriege auszeichnete. Trauerkleider trägt man nicht, nur die Mutter, welche einen Sohn verloren hat, versteckt ihren Zopf, und nimmt das Korallenband vom Halse.

Ich habe schon oben bemerkt, daß jede Familie ihren Heiligen hat, und der Tag desselben wird mit besondern Ceremonien begangen. Die Stube wird mit Thymian geräuchert, und auf den Tisch stellt man eine angezündete Wachskerze. Alle sitzen um den Tisch, trinken und singen Loblieder auf den Heiligen.

Außerdem muß noch eines Gebrauchs gedacht werden, nämlich der Geleitung eines Kriegers, der einen weiten Zug unternimmt: die jungen Leute, die zu Hause bleiben, geben ihm mit Singen und Gewehrschüssen, die Mädchen und Frauen mit Weinen das Geleit. Nur die Mutter muß sich bei der Trennnng von ihrem Sohne freuen.

Die Uskoken haben sich die Liebe zu ihren Liedern vollkommen bewahrt: alte Männer und Frauen schämen sich dieser Lieder so wenig, wie Kinder von 8 bis 9 Jahren, welche höchstens ein Dutzend derselben kennen. Außer den Liedern bei besondern Feierlichkeiten und den Liebesliedern haben sie noch eine Menge alter Gesänge, in denen die Thaten des Königssohns Marko, Reli's, Wuk Brankowitschs, Iwo Sanjanins, Janko Sibinjanins u. dgl. verherrlicht werden. Diese Lieder werden gewöhnlich von Paaren gesungen, so daß ein Paar den einen, ein anderes den zweiten Vers singt und so fort. Bemerkenswerth ist, daß diese alterthümlichen Lieder auch statt der ceremoniellen Gesänge bei allen feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, beim Fest des Gottes der Früchte ꝛc. gesungen werden.

Der Dudelsack, der sonst gewöhnlich war, kommt jetzt außer Gebrauch, von alten Musikinstrumenten ist nur die Pischtjalka, eine Art kleinen Clarinetts, geblieben. Der, welcher es spielt, heißt Pischtaz, und nimmt bei allen feierlichen Aufzügen die erste Stelle ein. — Der gewöhnliche Tanz ist jetzt der Kolo, eine Art russischer Reigentanz, bei welchem gewöhnlich die Lieder der Vorzeit gesungen werden.

Aufzeichnungen aus den Finnmarken,

ein Beitrag zur Statistik der Finnmark von Friedrich Rode.

Unter diesem Titel ist zu Eksen ein Werk erschienen, worüber der Chelstiania-Constitutionellen vom 19 Dec. voc. J. folgendermaßen sich äußert: „Daß die Finnmark ein Land ist hoch oben gegen den Pol hin, war, abgesehen von einigen unvollständigen und nicht selten abenteuerlichen Nachrichten über das dortige Volksleben, lange Zeit faß die einzige Kenntniß über diesen abgelegenen Theil unseres Vaterlandes. Wohl haben in neuerer Zeit von Buchs und Keilhaus Reisen vollständigere und richtigere Kenntnisse darüber verbreitet, namentlich hat Keilhaus scharfe Auffassungsgabe der Natur ein klares Licht über die physische Beschaffenheit der Finnmark verbreitet, allein natürlich fehlt doch noch manches zu einer gehörigen Kenntniß und Beachtung dieses fernen Strichs. Namentlich hat die Finnmark ein Volksleben, das in hohem Grade Aufmerksamkeit hinsichtlich der Bildungsstufe und der eigenthümlichen Formen verdient, unter denen es vorkeilt. Das Volk ist gänzlich verschieden von den Normannen, und ein fremdes Element in der neuern Zeitgeschichte. Es gehört einem längst verschwundenen Zeitalter an, von dem es ein schwaches, aber merkwürdiger Nachklang ist. Um einen Begriff davon zu geben, wollen wir eine einzige Seite davon herausheben. Jeder, der auch nur eine geringe Kenntniß von dem Innern der Finnmark hat, weiß, daß sie aus nackten Gebirgsstrichen mit ausgedehnten sumpfigen Thälern dazwischen besteht. Birkenwälder und grünende Striche finden sich nur an den Flüssen und Berghalden, und sind überhaupt Seltenheiten, machen aber vielleicht eben darum und wegen der unmittelbaren Nähe einer rohen Natur einen hinreißenden Eindruck. Auf den Bergstrichen sieht man, so weit das Auge reicht, nur Steintrümmer und weitläufige Strecken von abgebleichtem Rennthiermoos. Kein Baum unterbricht die Einsamkeit, keine muntere Vogelstimme die Todesstille der Gebirgswüste, nur das wilde Rennthier zieht lautlos umher über die Schneefelder oder badet sich vielleicht ausgestreckt auf dem Schnee in den Sonnenstrahlen. Auf diesen öden Strichen lebt ein nomadisches Volk mit phantastischer Tracht und mongolischer Physiognomie. Es sind Bergbewohner im strengsten Sinn, und werden deßhalb auch in

Zinnmark Bergsinnen genannt. Die Gebirge sind ihre Welt und ihr Tummelplatz, die Abhänge oder die sumpfigen Thalstriche ihre Wohnung. Hier schlagen sie Abends, wenn es dämmert, ihre Zelte auf und zünden ein Feuer an, um ihr Abendessen zu kochen. Wenn dieß fertig ist, setzt man den Topf auf den Mosabden, und rund umher lagert sich die ganze lustige Schaar, jedes nach seiner Bequemlichkeit, die Frauen meist kauernd, die Männer mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen. Eine Anzahl Hunde fehlt nie als Zuschauer bei dieser Scene, auf welche die Flamme oft eine seltsame Beleuchtung wirft."

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Obwohl diese Karawanen gewöhnlich einmal im Monat kommen und ihre Ankunft niemals voraus bestimmt ist, so findet sich doch zu Tschurrah nicht das geschäftige Umhergehen und das lebhafte Gespräch, die sonst einem Hafen so viel Bewegung geben. Die Physiognomie des Dorfes ist immer trübselig, und die Männer bringen den größten Theil ihrer Zeit mit den kleinlichsten Religionsübungen zu. Nirgends im Laufe meiner langen Reise habe ich so fanatische Moslems gesehen; selbst die Frauen lernen den Koran singen. Eine ungesunde, ziemlich einförmige Nahrung macht vielleicht den Charakter der Einwohner noch düsterer. Sie halten das Fleisch für ungesund, essen wenig davon, und leben nun Durrah und rothem Reis; Hülsenfrüchte und ähnliche Gemüse sind fast ganz unbekannt, und das Leben wäre unerträglich, wenn man nicht immer Milch haben könnte, die mir stets vortrefflich fanden. Um ihre geschmacklose Nahrung zu würzen, essen fast alle Bewohner und selbst mehrere Männer Baedo, eine weißliche salbenartige Erde, obwohl sie recht gut wissen, daß diese Nahrung die gesündeste Constitution untergräbt. Diese seltsame Sitte kommt übrigens nicht allein in Tschurrah vor, sie findet sich auch im südlichen Arabien, in Godscham, in Abyssinien und unter den Negern der Guineaküste. Eine andere, für unsere Physiologen vielleicht noch merkwürdigere Sitte ist die, weißen Durrah ganz roh zu essen. Man glaubt, daß diese Nahrung die Kinder fett mache. Ich mag die traurige Liste der Krankheiten, welche aus einer solchen Lebensweise entspringen, nicht aufzählen, bemerkenswerth ist aber, daß trotz der Hitze des Klima's und des gewöhnlichen Gebrauchs der Milch die Lungenschwindsucht auf dieser ganzen Küste sehr gewöhnlich ist.

Wenn ein Europäer in fremdem Land reist, so will er mit aller Gewalt den Ackerbau und die Manufacturen zum Gegenstand seiner Forschungen machen: ich erwähne deßhalb, um mich dieser Pflicht zu entledigen, bloß, daß mehrere Töpfereien in Tschurrah sind, daß der einzige Weber des Dorf verließ, weil es ihm an Arbeit fehlte, und endlich, daß drei oder vier Schmiede hier sind, welche Dolche und Lanzenspitzen aus weichem Eisen fabriciren, daß man aber diese Leute aus einem Aberglauben, der in ganz Aethiopien und auch im südlichen Arabien herrscht, als Zauberer ansieht, mit denen man keine Verbindung eingehen darf. Was den Anbau des Bodens betrifft, so existirt dieser weder in der Nähe des Meeres, noch im Innern, sondern fängt erst im Gebiet von Amfa, sechs Tagereisen weit von der Küste, an; letztere Stadt ist noch von keinem Europäer besucht worden. Hier vertheilt sich der durch Ausdünstung und Einsickerung erschöpfte Hawasch zuerst in acht Arme und ergießt sich dann auf einem Boden, den seine Alluvionen beinahe zur ebenen Fläche gemacht haben, in einen großen See. Seine Ufer, welche, wie die des Nil, alle Jahre durch ein schlammiges Wasser befruchtet werden, sind zu jeder Art von Anbau geeignet. Das Landmaaß ist hier ein Viereck von 90 Metres Länge und Breite, etwas weniger als unser Hektare. Zwei von einem gewandten Mann geführte Ochsen können zwei dieser Vierecke in einem Tage bearbeiten, freilich kann die Bepflügung weder sehr tief, noch sehr regelmäßig seyn. Der hölzerne Pflug ohne Pflugschaar, wie der ägyptische, wirft die Erde bloß nach beiden Seiten und ritzt im Grunde nur die Oberfläche. Der Hektare unbaufähiges Land gilt einen männlichen Sklaven, oder ein Kamel, oder fünf Kühe, oder 192 Ellen (dem) gewöhnlichen Zeug, oder endlich in Geld 12 Maria-Theresienthaler (63 Fr.). Sitzt ein Pächter auf dem Lande, so werden die Arbeitsthiere von dem Eigenthümer geliefert und ein Drittheil des gewonnenen Korns zu deren Nahrung verwendet, die zwei andern Drittheile werden zwischen dem Eigenthümer und Pächter getheilt. Die Felder sind durch eine dünne Hecke verennirender Rosenbüsche geschieden, welche die Trockenheit nicht scheuen und wenig Raum einnehmen. Man baut nur Durrah (sorghum vulgare), Bohnen und einen sehr angenehmen Tabak. Das Korn ist weiß, man säet es vor der Regenzeit, welche mit unsern Sommermonaten zusammenfällt. Die Landbauern, die nicht Sklaven sind, werden in Korn bezahlt, und in Korn wird auch die Theilung nach einem Sterbefall ausgeglichen, wenn die Erbschaft zu klein ist, um getheilt zu werden. Wie bei den meisten Moslems, haben die Töchter die Hälfte eines Sohnestheils, und der älteste Sohn hat keinen Vorzug. Die Felder von Amfa gehören den Nema und Mudaitu, und werden dennoch von den nomadischen Mitgliedern dieser Stämme häufig geplündert.

Die jungen Leute von Tschurrah versammeln sich manchmal beim Mondenlicht, um sich im Dog zu üben; dieß ist eine Art Kampf, wobei man erst dann besiegt ist, wenn man sich den obern Theil der Brust hat berühren lassen. Die ganze Kraft bewahrt man indeß für das Ballspiel auf, das dem unsrigen in keiner Weise gleicht und sehr viel Anstrengung erfordert. Der Spielgewinn ist eine Ziege oder ein Schaf, seltener ein Maulthier. Bei einer Heurath theilen sich die Spieler in zwei Lager, das des Mannes und das der Frau. Der verheirathende Mann muß den Spielern eine gewisse Menge Milch geben. Kein Baske oder Navarrese, der den Vorkämpfer seines Dorfes macht, kann einen so wahnsinnigen Eifer entfalten, als die Kämpfer von Tschurrah, welche schreien, aufspringen, übereinander hinstürzen, Arme und Beine brechen und selbst ihren Gegner tödten, um ihm den Ball zu entreißen. Herkommen ist aber, daß man wegen des in diesem Spiele vergossenen Blutes keine Klage anstellen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hr. Fellowes geht demnächst mit 60 Mann nach dem Thal des Xanthus ab, um Alterthümer von dort zu heben; man hofft, abgesehen von neuen Entdeckungen, daß das sogenannte Pferdegrab noch England werde gebracht werden. (Litt. Gaz. vom 11 März.)

Die ethnologische Gesellschaft in London hat am 28 Febr. ihre regelmäßigen Sitzungen eröffnet mit einer Abhandlung über die Verbreitung der Eskimos, die aber nicht viel neues zu enthalten scheint; auch wurden ethnographische Karten von Kumbst und Obermüller vorgelegt. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1843.

Ueber die neuseeländische Sprache.

(Aus Ernst Dieffenbachs Werk über Neuseeland.)

Die Sprachen der eigentlichen Polynesier haben eine größere Aehnlichkeit mit einander als die sogenannten malayischen Sprachen im indischen Archipel, und diese engere Verwandtschaft beweist, daß die Völker Eine große Unterabtheilung der oceanischen Race sind. Dieß ist namentlich der Fall mit den Sprachen von Taheiti, den Sandwichinseln und Neuseeland, mit denen wir bis jetzt am meisten bekannt sind. Obgleich diese Länder in so ungeheuren Entfernungen von einander liegen, ist die Verschiedenheit der Sprache doch kaum so groß, als zwischen Holländisch und Deutsch. Die Sprache der Freundschaftsinseln, von denen Mariner so genaue Nachricht gegeben hat, besitzt mehr fremde Elemente, eben so wie das Volk selbst. Fast die einzige Verschiedenheit zwischen den Dialekten von Taheiti und Neuseeland besteht in den weichern und härtern Consonanten; statt k im Neuseeländischen sagt der Taheitier ein t, statt r ein l. Auf den Sandwich-Inseln werden die Consonanten am Anfang der Wörter häufig ausgeworfen, z. B. olela, sprechen, statt Korera im Neuseeländischen ꝛc. Ein Taheitier, der sich bei mir befand, verstand die Neuseeländer gleich bei seiner Ankunft. Da die Verschiedenheit nur aus dem Einfluß physischer Umstände entsprungen ist, ohne alle Beimischung von außen, so hat die Veränderung Schritt gehalten mit dem Wechsel, welchen Klima und geographische Gestaltung beider Länder in den Völkern selbst hervorbrachte.

Die polynesische Sprache ist in ihrer ganzen Formation und in ihrem Bau viel einfacher als das Malayische und die übrigen javanisch-tagalischen Sprachen. Ihre ganze Anlage ist alterthümlich; die Wurzeln sind einsylbig, wie bei den indogermanischen Sprachen, und die Worte häufig eine Nachahmung des natürlichen Tons, namentlich bei belebten Gegenständen. Die vielsylbigen Worte sind oft gebildet, wie Kinder Worte bilden, durch die Verdoppelung der Wurzel, und die Wiederholung verstärkt oft die Wurzel, wie im Italienischen, und bildet einen Superlativ. Die Wurzel ist eine Art Infinitiv, der ohne Unterschied als Hauptwort, Beiwort, Nebenwort und Zeitwort gebraucht werden kann. Die Beugung geschieht durch vorn oder hinten angehängte Sylben. Auch Zusammensetzungen von Worten finden statt, und viele scheinen erst aus ganz neuer Zeit zu seyn, als die Neuseeländer bereits mit Europäern, namentlich mit Missionären bekannt geworden waren. Diese Zusammensetzung macht indeß die Sprache sehr fügsam, und kann ihren künftigen Reichthum begründen, da sie ihren Wortvorrath vermehren kann, ohne von andern zu entlehnen. Wenn der Neuseeländer eine Wurzel aus einer fremden Sprache annimmt, so nimmt er daenm die abgeleiteten Worte nicht auch an, sondern bildet die letztern nach dem Genius seiner eigenen Sprache. Diese ist demnach einer weiteren Fortbildung sehr fähig und in Wahrheit bereits eine reiche Sprache, die man nicht durch eine andere zu ersetzen braucht. Wenn man erwägt, über welchen ungeheuren Raum die nur dialektisch verschiedene Sprache verbreitet ist, und welches unermeßlich reiche Feld unter den verschiedenen Völkern für europäischen Verkehr eröffnet ist, so sollte man doch eher suchen, Eine polynesische Sprache zu erschaffen, als eine andere in ihren Wurzeln ganz verschiedene einzuführen. — Von allen Sprachen ist vielleicht das Englische diejenige, welche die Polynesier am wenigsten lernen werden, und zwar aus dem einfachen Grund, daß sie in ihrer Sprache nicht hinreichend Töne haben, um die englischen Worte auszusprechen; auch fehlen ihnen einige Consonanten. Meine eigene Erfahrung hat mich überzeugt, daß alle Versuche, die Eingebornen in der englischen Sprache zu unterrichten, nur damit enden können, ihnen einen unverständlichen Jargon beizubringen.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

12. Astrabad.

Da die Turkomanen vom Yamutstamme, deren Gebiet wir uns jetzt näherten, wenigstens dem Namen nach der persischen Regierung unterworfen sind und es deßhalb nicht wahrscheinlich war, daß sie gegen Personen, die unter persischem Schutz reisten, sich eine offene Gewaltthat erlauben würden,

Digitized by Google

so beschlossen wir, die obere durch Schilf, Dörfer und Schlamm führende Straße zu verlassen und den Weg einzuschlagen, der durch die Ebene führte, auf welchem wir einige Lagerplätze der Yamuts berührten und so Gelegenheit hatten dieses merkwürdige Volk genauer kennen zu lernen. Wir wollten ferner unter der Leitung und dem Schutze eines Mannes, der in jene Gegend reiste, das Lager des Nadir Chan besuchen, eines ihrer Anführer, für dessen Freund sich unser Führer ausgab und dessen Lager nur 10 bis 12 Meilen von Astrabad entfernt war. Ich schickte deßhalb mein Gepäck auf dem obern Wege direct nach Astrabad und gab meinen Leuten einen Brief an den Naib des Prinzen, Mustapha Chan, in welchem ich ihn bat, er möchte eine passende Wohnung für mich und meine Leute besorgen lassen.

Unser Weg führte uns durch eine Gegend, die vollkommen derjenigen glich, durch welche wir seit mehrern Tagen gezogen waren, bis wir die waldigen Landstriche verließen und die endlosen Wiesen, welche die große Ebene bedecken, erreichten. Die Schönheit und Pracht dieser Weiden, die alle weich wie Sammet waren und nur durch die Höhe des Grases, aber nicht durch die Höhe des Bodens sich von einander unterscheiden, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Nach allen Richtungen erblickte man zahlreiche Lager der Turkomanen, die mit ihren schwarzen Zelten, 50, 60 bis 100 zusammen, die Ebene bedeckten. Bei einigen dieser Lager hielten wir an und erfrischten uns mit Buttermilch und Brod; in dem einen, wo unser Führer Geschäfte hatte, hielten wir uns fast zwei Stunden auf, und ich benutzte diese Gelegenheit, um die Männer und Frauen in ihren eigenthümlichen Costümen, ihre Zelte und mehrere andere Gegenstände abzuzeichnen. Die Frauen entfernten sich während unsrer Anwesenheit nicht, sondern beschäftigten sich ruhig mit verschiedenen Arbeiten und warfen sogar dann und wann einen neugierigen Blick nach den Fremden, ja einige der ältern kamen näher und untersuchten uns ziemlich genau. Am meisten zogen unsere Waffen ihre Aufmerksamkeit auf sich, mein Säbel, meine Flinte und meine Pistolen wurden so oft und eifrig betrachtet, daß ich endlich in Furcht gerieth, sie möchten sich zu einer Uebertretung eines der zehn Gebote verlocken lassen.

Als unser Führer sein Geschäft beendigt hatte, trieb ich ihn an, uns nun in das Lager des Nadir Chan zu bringen, aber er hatte nur die Gelegenheit benutzt, um in unserer Gesellschaft zu reisen, und nie daran gedacht, uns in das Zelt jenes Anführers zu bringen; er gestand uns jetzt ganz offen, daß er sich dorthin nicht wagen dürfe, weil er einige aus jenem Lager gestohlene Kühe gekauft habe und fürchten müsse, daß sie sein Pferd mit Sattel und Zeug, ja vielleicht ihn selbst festhalten würden, bis ihr Schaden ihnen wieder ersetzt worden. Er verstand sich endlich dazu, uns noch eine Strecke weit zu führen und wir kamen bis nach Ak Kallah oder der weißen Festung, einem zerstörten Fort, in dessen Nähe Nadir Chan seine Zelte aufgeschlagen hatte; aber während des Weges hatte ich mancherlei erfahren, woraus sich ergab, daß es höchst unvorsichtig gewesen seyn würde, wenn ich ohne Empfehlung und ohne Schutz mich und meine Begleiter der sehr ungewissen Gastfreiheit eines Häuptlings der Turkomanen hätte anvertrauen wollen, weßhalb ich denn beschloß geraden Weges nach Astrabad zu ziehen.

Um Ak Kallah herum liegen eine Menge kleiner Hügel, ohne Zweifel die Ueberreste ehemaliger Dörfer und Forts; aber die üppige Vegetation hatte sich dieser früher vielleicht volkreichen Plätze ganz bemächtigt. Ak Kallah scheint eine weitläufige viereckige Festung von Bedeutung gewesen zu seyn, die Walle und Bastionen erkannte man noch deutlich an den Erd- und Backsteinhaufen, aber es war auch nicht ein Bruchstück mehr vorhanden, dessen Untersuchung zu irgend einem Resultat hätte führen können; auch hörte ich nicht, daß bedeutende Ruinen in der Nähe vorhanden wären.

Von hier aus zogen wir durch eine große sumpfige Niederung, die ohne einen Führer nur mit Gefahr zu passiren ist; wir selbst kamen mehrmals von dem Wege ab, fanden ihn nur mit großer Mühe und Gefahr wieder, und mußten bis an den Gürtel durch das Wasser waten. Als wir die Ebene verließen, wurde die Gegend weniger schön, es erschien mehr Schilf, die Weiden wurden magerer und schlechter, und ein dichtes Gebüsch von wilden Granatbäumen, Brombeeren und anderen dornigen Gewächsen bedeckten den Boden, bis dicht an die Mauern von Astrabad, welchen bedeutenden Ort wir kurz nach Sonnenuntergang ermüdet und hungrig erreichten, nachdem wir einen Landstrich durchzogen hatten, dem an Schönheit und Fruchtbarkeit wohl nur wenige gleichkommen. Von der Fruchtbarkeit kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Nomaden nach der Aussage aller Bewohner dieser Gegend, mit denen ich darüber sprach, trotz ihrer gewiß nicht ausgezeichneten Cultur doch beständig das Fünfzigfache des Samens ernten. Freilich steht diesen die ganze Ebene zur Auswahl offen, die Landleute aber sind auf weit engere Gränzen verwiesen, weil sie in keiner Richtung von dem Dorfe sich entfernen und folglich auch keine Felder in der Ebene anbauen dürfen.

Wo findet man aber ein vollkommenes Paradies? Diese herrliche Gegend schmachtet unter der Plage der beständigen Unsicherheit und ist gefährlichen Krankheiten ausgesetzt. Furchtbar ist die Regenmasse, welche zu manchen Jahreszeiten herabströmt, in den tiefen Wäldern stehen bleibt und diese oft in undurchdringliche Sümpfe verwandelt, in denen eine Menge Pflanzentheile verfaulen und die während der heißen Tage des Sommers und des Herbstes pestilenzialische Dämpfe verbreiten. Um der Wirkung dieser höchst schädlichen Ausdünstungen zu entfliehen, begeben sich die Nomadenstämme jenseits des Gurgan oder des Attrek, wo sie lieber auf dem glühenden Sand ihre Zelte aufschlagen und das zu dem täglichen Bedarf nöthige Wasser lieber mit Mühe von dem entfernten Flusse holen, als daß sie sich der Gefahr der Ansteckung aussetzten. Aber die Bewohner der Dörfer können diesen Ausweg nicht einschlagen; zwar die Reicheren ziehen sich während der größten Hitze des Sommers in ihre in den Gebirgen gelegenen kühlen Sommerwohnungen (Yailaks) zurück; aber die Mehrzahl ist gezwungen, in der ungesunden Gegend zurückzubleiben, weßhalb auch viele

Digitized by Google

erkranken und sterben. Wechselfieber, Wassersucht und böse Augen findet man in dieser Gegend sehr häufig. Wenn man übrigens nach dem äußern Ansehen der Leute urtheilen wollte, so könnte man sie eben nicht für ungesund erklären; sie haben zwar nicht die kräftige braune Farbe der Kurden und Chorasaner, aber sie waren größtentheils stark und athletisch gebaut, und viele hatten eine sehr dunkel gefärbte Haut.

Die schwerste aber unter allen ihren Plagen ist die Nachbarschaft der wilden Stämme, welche die Fruchtbarkeit des Landes hieher gelockt hat und die es zum Lohne dafür in Armuth und Elend gestürzt haben; die Gränze war zu allen Zeiten den Einfällen dieser grausamen Feinde unterworfen und es ist seit vielen Jahren der Schauplatz eines ununterbrochenen Räuberkrieges gewesen, in welchem alle die, die eine feste Wohnung und ein Grundeigenthum besaßen, am meisten gelitten haben. An dem Saume der Hügel liegt nicht ein Dorf, das nicht mehrmals überfallen und ausgeplündert worden; von den Bewohnern der Dörfer Pisserul, Finderisk, Pitschuk, Muhuleh und anderer in dieser Gegend gelegenen sind mehr als Tausend ermordet, mehr als 2000 als Gefangene weggeführt worden; alle den Angriffen dieser Feinde zunächst ausgesetzten Ortschaften sind allmählich verlassen worden, und die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner haben sich in die Berge zurückgezogen. Selbst Finderisk, das in bedeutender Entfernung von der Ebene liegt und gegen jeden Ueberfall ziemlich gesichert scheint, wurde von den öftern Angriffen des berühmten „Propheten von Kaschgar" (Kadscheh Kaschgari) und seiner turkomanischen Banden so sehr beunruhigt, daß sich die Einwohner um ihrer Sicherheit willen den Ort zu verlassen und in die Berge sich zu flüchten genöthigt sahen, und erst seit kurzem, seit dem Tode jenes mächtigen Häuptlings und seit der daraus folgenden Abnahme dieser gefürchteten Angriffe wird das alte Perserdorf Finderisk wieder bewohnt.

Wenn Persien vor äußern und innern Kämpfen geschützt seyn soll, so muß ein entschlossener, kriegerischer Herrscher auf dem Throne sitzen, der beständig das Schwert zum Schutz oder zur Strafe in der Hand hat. Ein schwacher oder friedlicher König hat jederzeit auch mit den besten Absichten Noth und Unheil über das Land gebracht. Die unersättliche Eroberungssucht und fürchterliche Grausamkeit des Nadir Schah oder die eifersüchtige Thätigkeit und Habsucht des Aga Mohammed Chan hat dem Staate wie dem Einzelnen weniger Unheil gebracht, als die träge Demuth des schwachen, aber gutmüthigen Schah Hussein, und daß Persien unter seinem vorigen geizigen und kraftlosen Beherrscher noch nicht so sehr viel gelitten hat, muß man mehr den politischen Verhältnissen oder der Schwäche seiner Nachbarn zuschreiben, als der Weisheit seiner Räthe oder der Entschlossenheit seines Charakters.

Nachricht von der preußischen Mission in Aegypten.

Die Lit. Ges. vom 18 März enthält ein Schreiben aus Kairo vom 13 Februar, in welchem es heißt: „Die preußische Mission ist aus der Nachbarschaft der Sphinx, wo sie drei Monate zugebracht hatte, am Sonnabend (11 Februar) hieher gezogen, und wir befinden uns hier weit angenehmer, da die Zelte neben einem Felsenabhang stehen, in welchem ungeheure Aushöhlungen sich befinden, — Gräber, die früher mit bezeichnenden Hieroglyphen ausgeschmückt waren, jetzt aber meist nur mißgestaltete Höhlen sind, da der Fels hier ausnehmend bröcklich und blätterig ist. Eine dieser Höhlen dient uns als Stall, eine andere als Küche und der ganze Felsenabhang schützt uns, da die Felsen sich ganz nahe an unsern Zelten mauergleich erheben. Oestlich von uns liegt das Nilthal, über das wir bis zu den Bergen auf der arabischen Seite einen herrlichen Ueberblick haben; der ganze Raum ist mit Grün von den mannichfachsten Schattirungen bedeckt, und von hier aus der Strom selbst durch Dattelwäldchen, welche auf den zerbrochenen Backsteinmauern des alten Memphis wachsen, bedeckt. In den gegenüberliegenden Bergen, welche man von dieser Seite des Thals deutlich sieht, befanden sich die Steinbrüche, aus denen man das Material zur äußern Verkleidung der großen Pyramiden von Dschizeh und andern bedeutenden Bauten Aegyptens brach, wie man aus gewissen darin gefundenen Inschriften entnehmen kann. Unmittelbar über und hinter uns, d. h. gegen Westen, ist das Campo Santo von Memphis, das sich mehrere Meilen nördlich und südlich ausdehnt und viele Pyramiden umfaßt, die zum Theil ganz in Trümmerhaufen verwandelt und von denen keine einzige so gut erhalten ist, wie die von Dschizeh. Hier sind die Gräber nicht denen im Westen der großen Pyramide von Dschizeh gleich; die meisten sind tiefe Schachte, die zu Kammern führen, in denen die Sarkophage niedergelegt sind. Der ganze Boden scheint hier umgekehrt worden zu seyn, wie man aus den Sandhügeln, welche sich in einigen Richtungen ausdehnen, so weit das Auge reicht, abnehmen kann, so wie aus der Masse von zerbrochenen Geschirren, Alabastervasen, Knochen und Mumientüchern, die allenthalben zerstreut sind. Das Linnentuch findet sich auf dieser Ebene in solcher Menge, daß man dem Vicekönig vor einigen Jahren vorschlug hier eine Papiermühle zu errichten. Ich werde vermuthlich von hier aus noch öfter schreiben, sobald ich mehr Nachrichten geben kann, denn bis jetzt bin ich bloß in einige Gräber hineingekrochen, die der Sand noch nicht vollständig angefüllt hat."

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Nach den Spielen nehmen natürlich die Hochzeitgebräuche die Aufmerksamkeit des Fremden am meisten in Anspruch, denn es haben sich hier trotz der Herrschaft des Islam einige alte Gebräuche erhalten. Man macht nicht dem jungen Mädchen den Hof, sondern unterhandelt mit den Eltern, und diese Unterhandlungen dauern oft Jahre lang. Ist man einig, so gibt der Bräutigam dem Schwiegervater ein männliches und ein weibliches Kamel; die Schwiegermutter erhält zwei Körbe mit Reis, einen mit Getreide, ein rothes Halstuch, ein Stück blauen Zeug aus Surat und einige andere Kleinigkeiten. Gehören Braut und Bräutigam verschiedenen Stämmen an, so versammelt sich der des jungen Mädchens, um sie dem Stamm des Mannes feierlich zu übergeben. Diese Versammlung gibt Gelegenheit zu einem Feste, bei welchem Ziegenfleisch und Datteln reichlich gespeist werden. Nach diesen Präliminarien begibt man sich zum Kadi, dann geht das Paar rund um

Digitized by Google

das Dorf, gefolgt von seinen Altersgenossen, welche, wie in ganz Aethiopien, sehr rohe Tänze aufführen, wobei jedoch der auf einer kleinen Trommel geschlagene Tact auf eine merkwürdige Weise eingehalten wird. Die besonders erbaute Hochzeithütte liegt außerhalb des Dorfes. Die Frau tritt zuerst ein, und der Mann, der ihr folgt, schreitet über eine schwarze Ziege hin, welche in demselben Augenblick getödtet wird. Die merkwürdigste Episode dieser Ceremonie ist aber eine Peitsche, welche der Gemahl ganz ernsthaft auf der linken Schulter trägt; diese Peitsche hat an dem einen Ende einen mit Henna gefärbten Fliegenwedel und eine Zahnbürste, am andern aber einen gewaltigen Lederriemen, dessen sich der Gemahl in den ersten Nächten sehr freigebig bedient, um, wie man sagt, der Frau einzuprägen, daß Gehorsam ihre erste Pflicht sey. Während der nächsten 40 Tage kann der Mann nicht ausgehen, ohne mit dieser ehelichen Peitsche ausgerüstet zu seyn. Außer den rechtmäßigen Kindern hat man auch manchmal Adoptivkinder, welche man Kniekinder nennt, wegen der Art, wie die Adoption angenommen wird. Derjenige, welcher sich einen Vater geben will, kündigt seine Absicht dadurch an, daß er das Knie berühret, und diese einfache Handlung, auch wenn sie ganz unerwartet ausgeführt wird, macht nothwendig den Vertrag beiderseitig gültig. Es genügt schon irgend einen Theil zwischen der Zehe und dem Knie, oder zwischen dem Ellenbogen und der Spitze der Hand zu berühren und dabei das Wort: mein Vater! auszusprechen, um alle Rechte des Sohnes zu genießen. Hier, wie in Abyssinien und bei den Gallas, wo man an der Brustwarze oder dem kleinen Finger eines Mannes saugt, um dessen Kind zu werden, kann der Adoptivsohn weder die Tochter, noch die Wittwe des erwählten Vaters heirathen, und bei der Theilung nach dem Tode theilt er die Rechte der legitimen Kinder.

Fragt man nach der Regierungsform dieser schlecht gekleideten und halb barbarischen Stämme, so ist unsere hochmüthige Civilisation nur allzu schnell mit der Antwort bereit, daß dieß ein roher Despotismus oder vielleicht eine Art allgemeinen Stimmrechts seyn müsse, wo die Mehrzahl durch die Waffen entscheidet. Keineswegs, die Gesetze, welche Taschurrah regieren, machen vielmehr ein sehr complicirtes Ganzes aus, das auf ein hohes Alterthum hinweist, und vermuthen läßt, daß die Vorfahren dieser Stämme der jetzigen Generation in Cultur sehr überlegen waren. Ihre Sagen stimmen mit dem Bericht von Moses überein, der die Welt von Arabien aus bevölkern läßt. Diese frühesten Auswanderer kamen aus Yemen und ließen sich im Distrikt von Bure nieder, der sich von Haraina bis zur Bay von Adulis erstreckt. Sie führten den Namen Afar, was in ihrer Sprache Nomaden bedeutet, wie Bedewi im Arabischen. Kurz darauf trennte ein Held, dessen Name mir entfallen, da man aber den Heroen der Afar nennen könnte, die Berge des Bab el Mandeb, ließ das bittere Wasser des Meeres herein und trennte für immer die Auswanderer von ihren Brüdern in Arabien. Letztere dachten jetzt nur noch daran, sich in dem neuen Lande auszubreiten, und besetzten bald den ganzen Landstrich zwischen der Bay von Adulis, den Hochebenen von Abyssinien und dem Golf von Taschurrah. In der Nähe dieses letztern Orts fand man eines Morgens einen Mann auf einem Baume sitzen, und da er hartnäckig sich weigerte, seinen Namen anzugeben, so nannte man ihn Hadal Maheys, d. h. der eine Nacht auf dem Baume zugebracht hat. Sein Sohn Aly erhielt den Zunamen Ada, wegen seines zänkischen Charakters, und vererbte seinen Namen Ada'ly nicht nur dem Stamme, dessen Vater er ist und der noch besteht, sondern später auch einem mächtigen Reiche, das im 16ten Jahrhundert von Magadotscho am indischen Ocean bis nach Sennaar sich erstreckte. Ada'ly legte die erbliche Regierungsgewalt in die Hände zweier Familien, und das Oberhaupt heißt Ada'lum oder der Mann von Ada'ly, obgleich er gegen die Fremden abwechselnd den stolzen Namen Sultan annimmt. Diese Theilung der ausübenden Gewalt, welche dem Institut der römischen Consuln gleicht, die Einrichtung der Asliamn oder erblichen Freunde, welche von den lateinischen Clienten nicht sehr verschieden ist, ferner der Name Afne, der dem lateinischen afer so nahe steht, endlich einige lateinische Worte, die sich unverändert in der Sprache Afar erhalten haben, weckten in mir allerlei Gedanken über den gemeinsamen Ursprung der Völker, und mahnten mich lebhaft an die historischen Entdeckungen Niebuhrs. So seltsam die Sache auch erscheinen mag, ich fand am Ufer des rothen Meeres den Tribus und die Curien des alten Roms wieder.

Die Afar haben nicht den genealogischen Fanatismus der Sjoimal (Somalis) und Araber, auch findet sich bei ihnen nicht der Paciastamm der Rami oder Hutaymt, die so verachtet sind, daß nicht einmal die Schmiede bei den Somalis sich mit ihnen verbinden wollen. Die Afar dagegen gestatten, daß ein Fremder, selbst ein freigelassener Sklave, welcher Familienvater bei ihnen wird, der Vater seines Stammes (tribus) werde. Dieser freie Grundsatz hat natürlich die Zahl der Stämme sehr vermehrt, ich habe deren über hundert aufgeschrieben, und dennoch ist die Liste noch nicht vollständig. Der einzige Beamte des Stammes ist der Idaltu (Aelteste), ein Wort, das dem arabischen Scheich vollkommen entspricht. Der Idaltu hat, wie der Scheich bei den Arabern, nur in Friedenszeit Gewalt, das Heer steht unter einem von dem Idaltu unabhängigen Befehlshaber, dessen Amt erblich ist, wie das aller andern Würdenträger. Um den Stamm zu versammeln, muß sich der Idaltu an den Ada'lum wenden, und eine solche Versammlung findet nur in wichtigen Fällen, z. B. bei dem Mord eines Menschen, bei einem Kriegsfall ꝛc., statt. Von Rechtswegen und nach der Ansicht einiger Richter zu Hanfalah und Taschurrah hätte der mit dem Ada'lum des letztern Orts geschlossene Vertrag der Engländer der Versammlung des ganzen Stammes vorgelegt werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die antarktische Expedition, welche am 13 Nov. vor. J. nach den Falklands-Inseln zurückkehrte und am 1 Dec. sich noch dort befand, sollte am 6 wieder nach den antarktischen Meeren abgehen, also nicht, wie früher gemeldet wurde (s. Nr. 65), zurückkehren. So will wenigstens das Athenäum vom 18 März wissen, das auch die Nachricht mittheilt, daß Capitän Roß bei seiner Rückkehr nach den Falklands-Inseln erfahren habe, daß er von der geographischen Gesellschaft mit der großen goldenen Medaille beehrt worden sey.

Steigen des Themsebettes. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 13 März las ein Hr. Higgs eine Schrift vor „über das allmähliche Steigen des Themsflusses;“ er bewies dieß durch die Nothwendigkeit, die Einfassungsmauern fortwährend zu erhöhen, so wie durch den Umstand, daß man alte gepflasterte Uferwege unter dem jetzigen Fahrwasserniveau fand. (Litt. Gaz. vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1843.

Das Astorhaus in New-York.

(Von J. G. Grund.)

Die meisten amerikanischen Wirthshäuser, wie die Reisebeschreiber gewöhnlich erzählen, gleichen Casernen, worin man zwar gut genährt, aber schlecht verpflegt wird. Das Astorhaus in New-York, obgleich nicht mehr das größte (der große Gasthof von St. Louis enthält ein paar Dutzend Zimmer mehr), ist doch noch immer ein stattliches, prächtiges Gebäude aus Granit, in welchem drei bis vierhundert Personen ganz bequem untergebracht werden können. Sechs oder acht Häuser wurden niedergerissen um Raum zu gewinnen, und das Haus steht jetzt von allen Seiten frei da, obgleich es eigentlich nur drei Façaden hat, denn die vierte, worin die sehr zahlreiche Dienerschaft wohnt, bildet eine Art Nebengebäude, das gerade nicht sehr freundlich aussieht, und dessen Erdgeschoß das ungeheure Laboratorium bildet, das man schlechtweg die „Küche" nennt. Die Hausflur ist verhältnißmäßig klein, und ist Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein mit nasser Wäsche bedeckt, denn es wird im Hause beständig gewaschen, getrocknet und gebügelt, so daß diejenigen Herren und Damen, deren Zimmerfenster auf die Flur gehen, von Morgens früh bis spät Abends nichts als Leintücher und Hemden sehen, welche namentlich bei Mondlicht wie Gespenster im Winde hin- und herschwanken. Die sonst sehr sittlichen Amerikaner, welche das Wort „Frauenhemd" kaum ohne Erröthen herauszustammeln vermögen, und die zarten Frauen, welchen jedes Hemd ein Gräuel ist, so daß das bloße Wort schon die Röthe in ihre Wangen treibt, sehen diesem Spiel mit ruhiger Gelassenheit zu; nur wenn der Wind stark weht und die Hemden und Röcke aufbläst, wandelt sie ein kleiner Schauer an, wie etwa unsere Gespenstergläubigen in der Walpurgisnacht.

Garten hat das Haus natürlich keinen, denn wer würde in New-York und noch dazu in der belebtesten Straße „Broadway" so viel Platz als zur Pflanzung eines Baumes gehört, unbenützt lassen. Eben so wenig Stallungen, denn nach New-York kommt Niemand mit eigenen Pferden oder mit Extrapost angefahren. Alle Straßen, welche von dieser Metropole ausgehen, sind Handelsstraßen, wie die Flüsse North River und East River, zwischen welchen die Stadt gebaut ist, und der Ocean, den man sammt dem Leuchtthurm am Eingang des Hafens von den obern Fenstern des Astorhauses sehen kann, oder Eisenbahnen, welche von hier nach Boston, Philadelphia, Albany, Utica u. s. w. führen. Für die wenigen Südländer, welche mit eigenen Pferden nach New-York kommen, gibt es überall Livery Stables, eine Art Kosthäuser für Pferde, und öffentliche Wagenremisen, bei welchen verläßliche Leute angestellt sind, die für alles haften und wo alles seinen bestimmten Preis hat, eine Einrichtung, welche eben so bequem ist als die Versorgung von dergleichen Gegenständen von unsern Hausknechten. Indessen hat das Astorhaus seine eigenen Kutschen, welche überall bereit stehen wo ein Bahnhof ist, oder ein Dampfboot anzuhalten pflegt, um sowohl Reisende als ihr Gepäck ohne den geringsten Zeitverlust sogleich unter Dach und Fach zu bringen. Dieß gilt sogar in Bezug auf die europäischen Packetschiffe, die, selbst wenn sie des Nachts spät ankommen, immer Wagen und Pferde bereit finden, um die Passagiere, gleich nachdem sie ans Land steigen, unterzubringen.

Als ich vor ungefähr zwei Monaten im Great Western (Dampfer) hier ankam, freute ich mich nicht wenig, die große, freundliche Astorhauskutsche mit den goldenen Buchstaben auf uns warten zu sehen. Wir waren sechs Stunden, ehe wir die Stadt erblickten, telegraphirt gewesen, und um die Zeit unserer Ankunft waren wenigstens hundert Miethwägen, Cabriolets, Schiebkarren u. dgl. bereit, uns ihre Dienste anzubieten. Die Zimmer des Gasthofes sind eigentlich nur zum Schlafen eingerichtet, denn außer einem Bette, einem Waschtisch, einem oder höchstens zwei Sessel, einem Kleiderschrank und einem ungeheuren Spucknapf befindet sich darin kein anderes Meubel. Wer jedoch ein sogenanntes „Sitting" vorn haben will, und dafür täglich vier Dollars bezahlt, der erhält einen kleinen Salon mit Teppichen, Sopha, sechs Stühlen, einen sogenannten Rocking Chair (eine Art Wiegensessel) und einen Seitentisch, und befindet sich dabei so bequem als in irgend einem Hotel von London oder Paris. Der Mangel an bequemer Einrichtung in den Schlafzimmern wird jedoch auf

Digitized by Google

eine sehr angenehme Weise und ganz nach republicanisch öffentlichen Principien, durch mehrere sogenannte Parlours oder Sprachzimmer ersetzt, wovon zwei größere, eines für die Damen und das andere für die Herren bestimmt ist. Diese heißen „The Ladies and Gentlemens parlours." In das Gentlemens Parlour gehen alle Herren ohne Unterschied, in das Ladies Parlour aber nur Damen und solche Herren, welche gerne den Damen Dienste erweisen, und dieß entweder als Ehemänner oder unter der gefälligeren Rolle von Liebhabern thun. Der Speisesaal ist ebenfalls nur für Männer, die Damen essen in Begleitung der ihnen ergebenen Männer in einem eigenen kleineren, aber in besserem Geschmack eingerichteten Salon. Neben den Eß- und Wohnzimmern, welche nie mit einander verwechselt werden, ist ein Rauchzimmer für die Herren, ein Lesezimmer mit den vorzüglichsten Zeitungen und ein Schreibzimmer für solche, welche Geschäfte abzumachen wünschen. Alle diese Zimmer sind den Winter über Tag und Nacht geheizt, so daß die Reisenden wenigstens sogleich bei ihrem Eintritt in den Gasthof eine oder mehrere warme Stuben finden. Um den Gang der Geschäfte nicht zu unterbrechen befindet sich auch eine eigene Gaststube im Hause, wo man Grog trinkt, Cigarren verkauft und raucht, und zugleich Hüte, Stöcke, Mäntel u. dergl. für die Gäste des Hauses in Empfang nimmt. Dieß ist das große Rendezvous der Fremden, und man kann wirklich sagen, das Astor House und jenes Zimmer im Astor House sind das Palais Royal von New York. Sogleich nach meiner Ankunft in New-York begab ich mich dahin, und in weniger als einer Stunde hatte ich alle meine alten Bekannten bei der Hand geschüttelt, und war mit der Tagspolitik eben so vertraut, als ob ich Amerika nie verlassen hätte. Im unteren Stockwerk dieses Gebäudes befinden sich Schneider, Schuster, Barbier, Haarkräusler, Apotheker, Regenschirmfabricanten, kurz Verkäufer aller jener Waaren, die ein Reisender nöthig hat, und nebenher auch ein Austernkeller, der erst gegen vier Uhr Morgens geschlossen wird.

Der Glanzpunkt des Astor Hauses so wie aller neueren amerikanischen Hotels ist unstreitig die Küche. Es sind dort drei Köche angestellt: ein Franzose für die Entremets, ein Engländer für die Braten und ein Italiener für die Mehlspeisen. Diese Vertheilung der Arbeit in einem Lande, das diese Art Verfeinerung nirgend anderswo in Ausübung bringt, ist um so merkwürdiger, als dadurch der amerikanische Tisch Vortheile erlangt, von welchen selbst Brillat Savarin in seinem unsterblichen Werke über die Physiologie des Geschmacks nichts geträumt hatte. Um Ihnen einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Gerichte zu geben, will ich hier eine gedruckte Speisekarte, wie sie jeder Gast bei der Mittagstafel neben sich liegen hat, zum Besten geben. Man speist nämlich, mit wenigen Ausnahmen, in allen amerikanischen Gasthäusern nur an Table d'hote. Wer da in seinem eigenen Zimmer essen will, der erhält eine Mahlzeit, die er gewöhnlich doppelt so theuer bezahlt als die Table d'hote; aber auf die Zubereitung einzelner bestellter Speisen und auf das Anrichten derselben zu jeder beliebigen Stunde läßt sich kein Wirth ein, der es auf sich nimmt, Fremde zu beherbergen. In einem Hause, wo täglich fünfzig bis hundert Personen ab- und zugehen, wäre eine dergleichen Detailwirthschaft geradezu unmöglich, und zudem widerspricht diese Art Geschäfte zu betreiben den amerikanischen Begriffen von Anstand. Es gibt hier nichts pöbelhafteres als den Kleinverkäufer, und ein Mann, welcher Speisen und Getränke einzeln verabreichen würde, könnte kaum auf einen höheren Rang in der Gesellschaft Anspruch machen, als ein Schuh- oder Kesselflicker.

(Schluß folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

13. Yezd.

Diese Stadt und deren Bezirk nehmen die südwestliche Spitze der Provinz Chorasan ein. Von allen Seiten ist dieser Distrikt von der Salzwüste umgeben, die ihn im Süden von Kerman und Fars, im Westen von Ispahan und Irak trennt; der Boden ist trocken und sandig, hat keine Bäche oder Flüsse und alles zum Feldbau nöthige Wasser liefern die unterirdischen Brunnen und Aquäducte; aber dennoch sind manche Grundstücke so fruchtbar und die Lage der Stadt ist dem Handel so günstig, daß sie sich zu allen Zeiten in gutem, fast blühendem Zustande befunden hat.

Yezd ist auf einer großen, sandigen Ebene erbaut, die fast auf allen Seiten von Hügeln umgeben ist. In der Richtung nach Ispahan ist die Gegend gut bevölkert und bis nach Abdeh findet man an der Straße Städte und Dörfer; nur zwischen diesem Dorfe und Maibud liegt ein etwa 12 Meilen langer wüster Landstrich. Abdeh ist ein Bahuk oder Bezirk von zwanzig Dörfern, der zu Yezd gehört und wegen seiner schönen Feigen und Granatäpfel berühmt ist; nach andern Richtungen hin ist die Ebene von Yezd fast bloß von Sandflächen umgeben, allein trotz des Wassermangels an welchem sie leidet, erzeugt sie doch sehr wohlschmeckendes Obst und ziemlich viel Seide nebst etwas Getreide; von dem letztern wird jedoch nicht mehr gebaut als zum Unterhalt der Stadt auf vierzig Tage genügt, der fernere Bedarf wird von Ispahan eingeführt.

Die Stadt selbst ist von bedeutender Größe und besteht aus zwei Theilen; der erste oder die alte Stadt ist mit einer Mauer und einem Graben umgeben und hat vier Thore. In diesem Theil der Stadt befindet sich der Statthalter mit der Besatzung; 6000 Häuser mögen hier stehen und die Bazars sind schön und mit reichen Waarenvorräthen versehen. Um diese Altstadt herum hat sich eine andere aus einzelnen Häusern bestehende Stadt gebildet, die keine Mauern hat. Nicht weit davon befindet sich ein altes Fort, welches Mirza Mussi, als er Statthalter von Yezd war, herstellte und bewohnte, und das jetzt einige Einwohner beherbergt. Im Ganzen mag die Bevölkerung von Yezd gegen 60,000 Seelen betragen.

In dieser Stadt und ihrem Gebiet leben mehr Guebern oder Feueranbeter, als an irgend einem andern Orte, ja mehr als in dem ganzen übrigen Persien; in Yezd selbst wohnen dreitau-

Digitized by Google

send Familien in einem besonderen Stadtviertel, abgeschieden von den andeen Bewohnern, nahe bei dem nach Kerman führenden Stadtthoe; außerdem enthalten die umliegenden Döfer ebenfalls eine große Menge dieser Bekennee des alten Feuerdienstes. Sie sind einee sehr drückenden Abgabe unterwoefen, deren Betrag ich jedoch nicht genau habe erfaheen können, sollen abee ein betriebsames, geduldiges Volk seyn und sich voezüglich mit dem Handel und dem Feldbau beschäftigen. Während meines Aufenthalts in dieser Gegend wae der Mullah Mazkani ihr Oberhaupt zu Yezd, ein Mann, welcher nicht allein bei seinen Glaubensgenossen, sondeen bei sämmtlichen Bewohneen dee Stadt in so bedeutendem Ansehen stand, daß ee einst duech seinen Einfluß die Absetzung eines Statthalters bewirken konnte.

Die Kleidung dieser Guebeen besteht gewöhnlich aus einee kuezen Dschuma odee einem Rock, welchee bis unter die Knie eeicht, einem Turban und einem Gürtel aus veeschiedenfaebigen Shawls. Die Frauen teagen ein langes weites Hemd, und leben nicht so in den Häuseen verboegen, wie die Feauen dee Mohammedanee; übeigens gleichen ihre Sitten und Gebeäuche ganz denen der Perser zu Bombay.

Yezd veedankt seinen Wohlstand voezüglich seinee vortheilhaften Lage, veemöge welchee es sich zu einem guten Stapelplatz füe den Handel und die Producte dee umliegenden Gegenden eignet. Am Rande der Wüste geiegen bildet es einen passenden Ruhepunkt füe die Karawanen von Kerman, Herat, Mesched, Tubbus, die hiedee eine Menge Waaeen aus Indien, Cabul, Kaschmir, Bukhaea bringen, und hiee Kaufleute von Ispahan, Schieas, Kaschan, Teheran und andeen persischen Städten teeffen, und die Vortheile, welche dem Staate von einem solchen wichtigen Handelsplatze zu Theil weeden, scheinen von dee persischen Regierung wohl erkannt woeden zu seyn, denn zu Yezd hat man stets einen weit höheen Gead von Sicheeheit und Feeiheit genossen, als in den meisten andern peesischen Städten, und dieser Schutz hat natüelich eine weit gröseee Zahl von Kaufleuten hiehee gezogen, als sonst dee Fall gewesen seyn wüede.

Die Manufactueen von Yezd, besonders die in welchen Seidenzeuge veefeetigt werden, sind sehe berühmt; die Allidschahs, Cassuds, Derais, Taftes, Mukheyes, Halstücher und andeee zum Putz der Feauen gehörige Artikel sind hier weit voezüglicher, als an iegend einem andeen Orte Persiens; ein kleinee Theil der zu diesen Waaeen nöthigen Seide wied in der Gegend gezogen, bei weitem der größte aber aus Ghilan eingeführt. Auch Baumwollenzeug, Candiszucker und vorteeffliche Confituren weeden hier verfertigt. In der Umgegend macht man auch Numuds und die aus dem Dorfe Tust sollen von den feinsten Fabricaten von Bhirdschan und Kayn odee Kerman nicht übertroffen werden.

Sehr theuer bezahlt man hiee eine gewisse Aet Esel, die von Lachsa in Aeabien kommen, die ziemich selten und ausgezeichnet schön und groß sind; man versichert, daß ein Reiter mit einem Esel dieser Art in einer Stunde 8 (engl.) M. zurücklegen kann, und ein solches Thier kostet allerdings 40 bis 50 peesische Thaler. Eben so viel und oft noch mehr bezahlt man für ein schönes, sanft und sicher gehendes Maultthier.

In der Nähe von Yezd sind einige Bergwerke, besonders eine sehr reichhaltige Bleigeube, an dee Straße nach Kerman, die den gröbten Theil von Persien mit diesem Metall versieht. Nicht sehr weit von der Stadt entfernt findet sich ein Steinbruch, wo man grünlichen Maemoe beicht, außerdem findet man einige schöne Steinsalzminen, welche die Umgegend mit Salz versorgen; beteächtliche Quantitäten davon laden zuweilen auch die nach Yezd kommenden Karawanen von Cabul und Kaschmie.

Der tibetanische Bär.

Ein Capitän Alexander übergab kürzlich dem zoologischen Gaeten von Surrey ein Thier dieser Art, das er auf dem Zuge duech den Kelberpaß schon im Jahre 1841 noch als ganz jung gefangen hatte. Es ist dieß die seltenste Bäeenart, und unteeseheidet sich in manchen wesentlichen Theilen von seinen Verwandten, da das Thier einen auffallend dicken Hals, flachen Kopf und große Ohren hat. Die Klauen sind sehr schwach, und nur halb so lang, als die der beiden andeen in Indien bekannten Bäeenarten. Der Köeper ist von sehr plumper Art, mit einem sehr dicken festgeschlaffenen Pelz bedeckt, der allenthalben glänzend schwarz ist, einen eigenthümlichen Fleck unter der Kehle ausgenommen, welcher genau dem Buchstaben Y glich. In Indien hält man das Thier für sehr wild, dieß stimmt aber nicht mit dem Aussehen des jetzt in England befindlichen Thieres zusammen, das an Bord des Schiffes ganz frei war, Niemand etwas zu Leide that und nach seiner plumpen Art gern spielte. Er nähret sich von Brod und Früchten, und will durchaus kein Fleisch, weder gekocht, noch roh, veezehren. (Times vom 16 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Füe die laufenden Angelegenheiten, für Eigenthumsstreitigkeiten, für Händel, bei denen Blut geflossen, aber Niemand erschlagen wurde, versammelt man die Fe'ma. Dieser Ausdruck bezeichnet eine Versammlung aller Einwohner von ziemlich demselben Alter, ohne Rücksicht auf den Stamm und selbst auf die Eigenschaft als Fremde oder Einheimische. Bei den Gallas, wo die Fe'ma gleichfalls üblich ist, bezeichnet man sie durch ein Wort, welches „Freund" bedeutet, denn alle Mitglieder müssen sich gegenseitig Beistand leisten. Ein alter Dankali sagte mir hierüber: „die Fe'ma ist eine menschliche Einrichtung, die ein Araber eingeführt hat, um die Nachtheile der Zerstreuung der Stämme zu vermeiden. Wir haben z. B. zu Hanfalah Dankali's, Ankala's, Herto's, Amoir's und Söhne noch mehreree andrer Stämme, deren Dialect am Hauptsitz ihres Stammes, meistens sehr entfernt von da, wohnen. Die Fe'ma verbindet die Leute, welche miteinander gespielt haben, erwachsen sind und nebeneinander leben; sie nimmt selbst die Zauberer auf, welche das Eisen verarbeiten, unter der einzigen Bedingung, daß sie in der Fe'ma die niedern Dienste, als Fleischer, Köche ꝛc., versehen."

Digitized by Google

Die Beamten der Fe'ma sind: 1) der Ebo, welcher die vollziehende Macht darstellt, und allein die Gewalt hat, die Fe'ma zu berufen und sie zur Ergreifung der Waffen aufzufordern, wenn der Verurtheilte Gewalt brauchen will. 2) Der Abacar, oder Priester, ist seit der Einführung des Islams eine ziemlich überflüssige Person geworden, hat aber immer noch eines der schönsten Vorrechte der Priester, das, zwei Feinde zu versöhnen. Der Abacar bestätigt auch als Diener der Eintracht die Friedensverträge zwischen zwei feindlichen Fe'mas; auch führt er an den Gesammtmahlzeiten der Fe'ma, — ein Hauptbindungsmittel dieser merkwürdigen Institution, — den Vorsitz. 3) Der Makabantu, oder Richter, in der nördlichen Eidgenossenschaft Dueabeaku genannt. Der wichtigste Beamte aber ist 4) der Hais, oder Rechtsgelehrte, welcher die traditionellen Gesetze dieser Institution aufbewahrt. Er ist es, welcher, wenn wenigstens 15 bis 20 junge Leute das Alter der Mannbarkeit erlangt haben, die Bildung und Benennung einer neuen Fe'ma vorschlägt, sich aber in Acht nimmt, nicht den Namen einer Fe'ma ihrer Vorfahren wieder aufzubringen. Nach dem Ausdruck eines Asar ist der Richter der Kopf, der Ebo der Arm, der Rechtskundige die Seele der Fe'ma. Da unmöglich alle Asar gleichen Alters in einer Fe'ma vereinigt seyn können, so haben sich diese Völker in drei große Eidgenossenschaften getheilt. Die erste erstreckt sich von der Bay von Aquis bis jenseits Apy, die zweite bis Awan, südwestlich vom Cap Baliui, die dritte endigt am Golf von Tschurrah. Wenn ein Asar oder ein bei ihnen ansässiger Fremder in eine andere Conföderation übergeht, so forscht der Hais nach, welche Fe'ma der des Neuangekommenen entspricht, denn Jedermann muß zu einer Fe'ma gehören. Die richterliche Gewalt einer solchen trifft namentlich deren eigene Mitglieder, wenn aber ein Streit zwischen Leuten von verschiedenen Fe'mas entsteht, so ist der älteste Makabantu der einzige Richter. Wenn ein Mann, dessen Vermögen durch gerichtliche Strafen erschöpft ist, fortwährend sich schlecht beträgt, so wird er endlich aus seiner Fe'ma vertrieben, ohne daß er in eine andere eintreten kann. Dann, sagen die Asar, zieht er sich in seinen Stamm zurück, aus dem er nicht vertrieben werden kann, denn der Stamm ist eine göttliche Einrichtung. Alle diese Aemter sind erblich, d. h. der Sohn eines Ebo wird Ebo der Fe'ma, in welche er bei seiner Volljährigkeit tritt. Wenn ein Beamter bei seinem Tode einen unerwachsenen Sohn hinterläßt, so führt sein nächster Verwandter das Amt, bis der Ebo volljährig ist, und in diesem Fall allein tritt der Sohn von Rechtswegen in die Fe'ma seines Vaters.*) Erwachsene unverheirathete Frauenspersonen bilden eine abgesonderte Fe'ma, über welche besondere Art ich jedoch keine nähern Nachrichten erhalten konnte; doch haben die Frauen auch ihre Richter, ihre Priester und ihre Rechtsgelehrten. Die verheirathete Frau tritt feierlich in die Fe'ma ihres Mannes, wohnt aber keiner Versammlung mehr bei. Diese Feierlichkeit, welche einen Theil der Hochzeitsgebräuche ausmacht, hat sich auch bei den Abyssiniern erhalten, wo die Institution der Mize ein deutlicher Rest der Fe'ma bei den Asar ist.

Wir übergehen mehrere andere Einrichtungen der Asar, um noch von ihrer Kriegsmethode zu sprechen. Das Heer ordnet sich nach den Fe'mas, von denen die ältesten den Vortrab bilden; die jüngste Fe'ma bildet den Nachtrab, wo am wenigsten Gefahr ist. Wenn sie auf dem Schlachtfelde angelangt sind, ordnen die Tapfersten die Krieger in Reih und Glied, vermittelst eines Bündels dünniger Stäbe, womit sie die Widerspänstigen schlagen, eine Sitte, welche an die Rhabdophorei der alten Perser erinnert. Die Leute des ersten Gliedes werfen einen großen Stein gegen den Feind, womit der Krieg erklärt ist und der Kampf beginnt. Ist ein Krieger des Gemetzels müde, so läßt er sich von einem Feinde, der sich ergeben hat, an dem Gürtel fassen, und führt nach dem Gefecht seinen Gefangenen vor die Seinigen, um ihm das Leben zu sichern, indem er ihn vorstellt. Später kleidet und bewaffnet er ihn und schickt ihn ehrenvoll zu den Seinigen zurück, denn der Kriegsgefangene wird nie als Sklave behandelt. Trifft in einem andern Kriege der gewesene Gefangene den, welcher ihn gefangen genommen und wieder befreit hat, so meldet er ihn sorgfältig, und diese Verpflichtung wird sogar erblich zwischen beiden Theilen.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist mit dem übrigen Theil der beschriebenen Einrichtung so im Widerspruch, daß man wohl ein Mißverständniß voraussetzen muß.
A. d. R.

Miscellen.

Curiose Einladung zum Hochzeitsschmause. Ein französisches Blatt (s. Voleur vom 20 März) erzählt Folgendes: Im Bagno von Brest kommen sehr häufig Entweichungen vor, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, auf das Einfangen eines Galerensträflings 25 Fr. zu setzen, wenn er noch im Hafen, 50 Fr., wenn er noch innerhalb der Stadt und 100 Fr., wenn er schon außerhalb der Stadt und der Mauern des Hafens war. Sobald man eine Entweichung bemerkt, werden auf den Wällen drei Kanonen gelöst, welche nicht nur die Häscher auf die Beine bringen, sondern gewöhnlich auch die Aufmerksamkeit der Landleute der Umgegend erwecken. Vor kurzem entfloh ein Sträfling, verirrte sich aber in den Seitenwegen und Feldern und stieß auf einen Pachthof, wo einige hundert Bauern versammelt waren, um eine Hochzeit zu feiern. Einige Gäste, welche bemerkten, daß sich ein Fremder bei ihrer Annäherung in ein Gebüsch versteckte, eilten dem Flüchtling nach und holten ihn bald ein. Aber die zur Hochzeit geladenen Leute wollten weder die Gelegenheit, ein gutes Mahl einzunehmen, noch auch die Belohnung für den Fang verlieren, und entschlossen sich den Gefangenen an die festliche Tafel mit sitzen zu lassen, wobei sie natürlich sorgfältig auf ihn Acht gaben. Am andern Morgen nach manchem guten Schluck begaben sie sich mit ihrem Gefangenen nach Brest, um sich den Preis für das Einfangen auszahlen zu lassen. Dieß geschah, die gute Aufführung des Gefangenen bei der Hochzeit hatte sie aber dermaßen für ihn gestimmt, daß sie mit Erlaubniß des Aufsehers ihm einen Theil der erhaltenen Summe zu Gute kommen ließen.

Stevensons Ansicht über die Dschains in Indien. In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 11 März las der Secretär eine Abhandlung Hrn. Stevensons über die buddhistische und Dschain-Literatur Indiens vor. Was über die erstere mitgetheilt wird, sind im Grunde lauter bekannte Dinge; die Dschain-Literatur aber, von der bisher kaum die Rede war, besteht nach Hrn. Stevenson hauptsächlich nur aus lituralischen Scheißen. Die Dschains waren ursprünglich gewiß Buddhisten, haben sich aber, als die große Verfolgung der letztern durch ganz Indien begann, äußerlich mehr den Brahmanen angeschlossen, und namentlich das den buddhistischen Grundsätzen widersprechende Princip des Kastenunterschieds angenommen; dieß rettete sie von dem Untergang, der über dem Buddhismus hereinbrach. (Lit. Gaz. vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

14. Herat.

Ich hatte mich einer von Candahar kommenden Karawane, die nach Herat zog, mit meinem Gefolge angeschlossen. Wir kamen bei Duschak vorbei und bei Zureah, einer beträchtlichen, mit Mauern und Thürmen versehenen Stadt, die in einem fruchtbaren Thale liegt und von großen Gärten umgeben ist, welche von den klaren Gebirgsbächen bewässert werden. Der Furrahfluß ist nicht sehr tief; wir passirten denselben ohne eine Schwierigkeit mit Pferden und Kamelen.

In einem fruchtbaren, wohlbewässerten Thale liegt Herat, die alte, glänzende Fürstenstadt, umgeben von einem Graben und einer hohen mit vielen Thürmen versehenen Mauer. Welche herrliche Prachtgebäude, Moscheen, Karawanserais, moslemische Seminarien, Bäder und sonstige öffentliche Anstalten zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts diese große Stadt zierten, erzählt sehr ausführlich Khondemir in seinem berühmten historischen Werke Kholasat ul Akbar. Damals residirte zu Herat Sultan Hussein Baikar, ein Urenkel des Eroberers Timur. Von der Bevölkerung und den Einkünften des Reiches, dessen Hauptstadt Herat war, erfahren wir gleichfalls Näheres durch besagten orientalischen Historiographen, der aus Herat stammte und bei dem Sultan Hussein und dessen erstem Minister in großer Gunst stand. Es läßt sich vermuthen, daß Khondemir bei der Beschreibung seiner Vaterstadt der glänzendsten Farben sich bedient hat. Gewiß ist es, daß Herat, so blühend und prächtig es auch in jenen Tagen gewesen seyn mag, diesen Glanz jetzt völlig eingebüßt und verloren hat; wenigstens finden wir dermalen wenig mehr von den zahlreichen Prachtgebäuden, die in jenem Werke beschrieben werden, und von den meisten sind nicht einmal Ruinen vorhanden. Uebrigens erfreut sich die alte Stadt der Sultane noch immer eines gewissen industriellen Wohlstandes.

Zu dem großen Marktplatz in der Mitte der Stadt führen vier Bazars, von jedem Thor einer; der bedeutendste ist von einem gewölbten Dache bedeckt. An Markttagen sind diese Bazars so von Menschen angefüllt, daß man kaum hindurch kann. An beiden Seiten liegen geräumige Karawanserais, in welchen die Kaufleute ihre Comptoirs haben, und in jedem dieser Gebäude findet man eine Cisterne und außerdem sind zu beiden Seiten der Bazars öffentliche Wasserbehälter angebracht.

Von der mit Kuppeln, Minarets und lakirten Ziegeln geschmückten Hauptmoschee gibt Khondemir eine ausführliche prächtige Beschreibung. Diese im schönsten orientalischen Styl und mit ungeheurem Aufwand erbaute mosaimitische Tempel wurde von Khondemir's Gönner, dem Minister Mir Ali, bedeutend erweitert und verschönert; 108 Kuppeln zierten dieses grandiose Gotteshaus und diese Kuppeln wurden von 450 Saulen getragen. Es hatte sechs prächtige Eingänge und die ganze Moschee war mit Bildhauerarbeit, mit Mosaik, Gold, Azur und bunten Steinen so wie mit Malereien so herelich ausgeschmückt, daß es, wie Khondemir sich ausdrückt, die Bewunderung aller Völker im Orient und vom Abendlande erweckte. Die berühmtesten Baukünstler des Morgenlandes waren von dem Sultan Hussein und seinem Minister berufen worden, um bei der Erweiterung und Verschönerung der Moschee mitzuwirken. Sie nahm mit Inbegriff der Höfe und Wasserbehälter einen ungeheuren Raum ein, ist aber jetzt sehr verfallen. Bei den Privathäusern in Herat findet übrigens ein anderes Verhältniß statt, denn an keinem andern Orte Persiens ist der Raum besser benutzt und keine morgenländische Stadt kann sich im Verhältniß zu ihrem Umfang einer so großen Bevölkerung rühmen. Man schätzt die Zahl der Einwohner auf 100,000, unter welchen 10,000 Afghanen, 800 Hindus und einige hundert Bekenner des mosaischen Glaubens. Die Hindus sind sehr geachtet und viele von ihnen gebieten über beträchtliche Reichthümer. Auch halten sich des bedeutenden Handels wegen viele Tataren hier auf.

Die Gärten von Herat erstrecken sich weithin; der auf Befehl des Timur Schah Abdalla angelegte Bag Schahi und der Urdu Schahi werden als öffentliche Lustgärten noch jetzt sehr stark besucht, und man erhält sie auch um ihrer trefflichen Erzeugnisse willen, die in dem großen Bazar verkauft werden. Eine Allee von Tannenbäumen, die über eine Meile lang ist,

Digitized by Google

führt zu dem ersteren, an welchen vier Minarets von einer Moschee stoßen, die, wie man sagt, zum Grabmal des Imam Reza bestimmt war, der nun in Mesched begraben liegt.

Herat verdankt seinen Wohlstand dem bedeutenden Handel; es ist nämlich der einzige Verbindungspunkt zwischen Ost- und Westasien; alle Waaren und Producte von Cabul, Kaschmir und Indien einerseits und von Buchara, Persien, Arabien, der Türkei andrerseits gehen durch diese Stadt; die künstlichsten Erzeugnisse aller dieser Länder treffen hier zusammen und werden in den Bazars gegen einander vertauscht. Die Ausfuhr besteht in Seide, Safran, Pistazien, Mandeln und getrockneten Früchten; man verfertigt hier viele Seidenzeuge verschiedener Art, von denen einige sehr geschätzt werden, Teppiche aus Seide und Wolle, die im ganzen Orient wegen ihrer schönen Muster und glänzenden Farben berühmt sind und sehr gesucht werden; ferner werden in Herat Messer und Säbelklingen verfertigt, die man denen von Mesched gleichschätzt und die ihre Güte derselben Ursache verdanken, denn auch hieher hat Timur eine Colonie Schwertfeger aus Damaskus versetzt.

Man findet hier die schönsten Obstbäume im Ueberfluß; besonders enthalten die Gärten von Herat sehr viel Maulbeerbäume, der Seidenwürmer wegen; man kauft viel Weizen und Gerste, in den Bergen findet man die üppigsten Weiden für Schafe und andere Hausthiere; alle Lebensbedürfnisse sind hier reichlich und billig zu haben. Die Assafötida wächst auf den die Stadt umgebenden Ebenen und Hügeln in großer Menge.

Die Stadt Herat ist sehr berühmt und alt; schon die frühesten Schriftsteller gedenken ihrer und mehr als einmal war sie der Wohnsitz der größten Eroberer des Orients und die Hauptstadt ihres Reiches. Als Dschingischan mit seinen räuberischen Horden den größten Theil Asiens verwüstete, theilte auch Herat das Schicksal so vieler schönen Städte des Orients; zuerst verschonte zwar sein Sohn Kuli Chan diese Stadt; als aber einige ihrer Bewohner einen Aufstand erregten und die Besatzung ermordeten, wurde sie belagert, eingenommen und gänzlich zerstöret. Das Blutbad war so allgemein, daß, der Sage nach, über eine Million Menschen erschlagen wurden, und nur vierzig entkamen, welche sich unter den Ruinen verbargen, bis ihre wüthenden Feinde abgezogen waren. Die Stadt wurde von Octai Chan, dem Sohn ihres Zerstörers, wieder erbaut. In späterer Zeit ergab sie sich nach einer tapfern Gegenwehr an Timur, dessen weiser und tugendhafter Sohn sie zu seiner Hauptstadt erwählte. Schah Ismael, der erste Herrscher von dem Sufistamme, entriß die Stadt und ihr Gebiet den Abkömmlingen des großen Timur (1509) und sie blieb bei dem persischen Reiche bis zu dem berühmten Einfall der Afghanen, die jenem Herrschergeschlecht ein Ende machten und Herat einnahmen. Nadir Schah eroberte sie, aber Achmed Abdalla nahm sie wieder und sie blieb seitdem in den Händen der afghanischen Fürsten. Zu Herat und Mesched leben noch einige Abkömmlinge des Schah Timur, weßhalb die Perser besagte Städte mit ihrer gewöhnlichen Ruhmredigkeit „das Asyl der Peinzen" nennen.

Von jeder in Herat verkauften Waare hat der Verkäufer eine Abgabe an die Regierung zu entrichten; von jeder Kameilast, die aus der Stadt geschafft wird, werden 2 Rupien abgegeben, und auf alle Karawanserais, Laden und Gärten sind gewisse Steuern gelegt. Die Einkünfte von Herat und seinem sehr beträchtlichen Gebiete mögen eine Million persische Rupien betragen.

Das Astorhaus in New-York.

(Schluß.)

Um aber auf besagten Speisezettel zurückzukommen, so dient derselbe einzig und allein zur gefälligen Uebersicht und zur Auswahl, weil in Amerika wie in England eine ganze Menge Speisen auf Einmal auf den Tisch gestellt werden und es rein unmöglich ist, bei einer Tafel von 400 Gedecken alles zu prüfen und das Wichtigste zu behalten. Der Speisezettel also ist gedruckt, mit dem Datum versehen und überschrieben; Gentlemen's ordinary.

Suppe: Reissuppe.

Fisch: Seebarsch (Sander) mit Gendeser Sauce.

Gekochtes: geräuchertes Ochsenfleisch; Zungen; Schinken; Schinken mit Eiersauce; Hammelskeule; gesalzenes Ochsenfleisch.

Schweinskopf und Kraut.

Austernpastete.

Entrées:

Côtelettes de mouton sautées à la purée de pommes de terre; Fricandeau de veau, sauce tomate; Carbonnade de poitrine d'agneau au celerie à l'allemande; Côtelettes d'agneau en papillottes; Lapin sauté aux fines herbes; Poitrine de veau panée au jus; Poulet sauté à la marengo; Tête de veau, sauce cervelle; Canards aux navets à l'espagnole; Rognons sautés au vin de madère; Ragout de mouton aux pommes de terre; Epaule d'agneau aux ognons glacés.

Braten: Hühner; Hammelfleisch; Beef; Pork (Schweinfleisch) mit Apfelsauce; Gänse.

Zweite Auflage (second Course): Breitschnäbel; Schnepfen.

Backwerk: Quincepasteten; Eierpasteten; Reispudding; Genueser Glacée.

Nachtisch: Haseinüsse, Rosinen, Madeiranüsse, Mandeln, Aepfel; Hickorynüsse; Kastanien.

Jeder Gast kann sich unter diesen Speisen wählen, welche er will, und will er von allen essen, so braucht er nur recht flink zu seyn; aber seit Mrs. Trollop das Hinunterwürgen der Speisen der Amerikaner so lächerlich gemacht hat, ahmen wir die Engländer und Franzosen nach, und essen nicht mehr nach der Uhr. Um bei der großen Zahl von Gästen keine Verwirrung unter den Aufwärtern anzurichten, ist ein Kellner für je sechs Personen angestellt, mit dem Auftrag unter keinerlei Vorwand seinen Posten zu verlassen. Hiedurch geht alles mit derselben Regelmäßigkeit her, als die Manöver am Bord einer Fregatte. Die Gerichte werden zuerst auf den Tisch gestellt, und sodann von dem Tisch auf den Seitentisch, wo die Herren

Digitized by Google

Principale, Compagnons und Großwürdenträger in feinster, weißer, leinener Uniform mit ungeheuren Teanschirmessern und Gabeln bereit stehen, das ganze Heer von Braten zu zerschneiden und zu zertheilen. Diese verlassen ebenfalls ihren Posten unter keinerlei Vorwand. Sie laden bloß die Teller, welche von den Aufwärtern ab- und zugetragen werden, und sehen in den Pausen mit gravitätischem Ernst auf den Erfolg ihrer Arbeit und die sich thurmhoch aufbäusenden Rudera's. Von Tafelmusik ist in Amerika keine Rede.

Daß die Amerikaner gute Weine trinken, ist bekannt. Die Weinkarte des Astorhauses bietet eine ganz vorzügliche Auswahl dar, wie sie wohl kein europäisches Wirthshaus, nicht einmal in England, aufzuweisen hat. Auf der vor mir liegenden Weinkarte sind zweierlei Moselweine, dreierlei Sauterne, zwölferlei Rheinweine, worunter Schloß Johannisberg, Fürst Metternich 22er, fünferlei Champagner, vierzehnerlei Bordeaux, achterlei Burgunder, dreierlei Port, dreizehnerlei Xeres und vierzigerlei Madeira verzeichnet, worunter Flaschen zu 12 Dollars oder 60 Franken angegeben sind. Die Weine sind insgesammt theuer, aber gut, und sind der einzige Gegenstand, womit der Wirth etwas gewinnt; bei der Tafel setzt er jedenfalls zu.

Nicht bloß das Mittagessen, sondern auch das Frühstück, der Thee und das Abendessen sind Table d'hote. Das Frühstück wird früh acht Uhr aufgetragen, doch kann man bis eilf Uhr zu jeder beliebigen Zeit frühstücken, ohne dafür besonders bezahlen zu müssen. Das Frühstück besteht aus Kaffee und Thee, Brod, Butter, Schinken, Cotelettes, Fischen, Beefsteaks, Eierspeisen, kurz aus einer Mahlzeit, welche in jeder Beziehung eben so vollständig ist als das Mittagessen. Der Thee wird ungefähr eine Stunde nach dem Mittagessen aufgetragen, und das Abendessen um 9 Uhr, bestehend aus einer sehr nahrhaften kalten Küche, die bis Nachts 12 Uhr auf dem Tisch bleibt. Für alles dieß bezahlt man täglich mit Einschluß des Zimmers und der Aufwartung 2 Dollars oder ungefähr 10 Franken, was gewiß wohlfeiler ist, als die Verköstigung in irgend einem der besseren Gasthöfe Deutschlands.

Wer an der Damen-Table d'hote ißt und trinkt, zahlt täglich einen halben Dollar mehr, hat aber dafür auch bessere Gesellschaft. Der Theil des Hauses, in welchem die Damen ihren Sitz aufgeschlagen haben, hat einen besonderen Eingang. Warme und kalte Bäder sind das ganze Jahr über zu jeder Stunde des Tages bereit, auch ist ein Post office im Wirthshause und Eintrittskarten zu allen Theatern, Kunstreiteranstalten, Concerten, Feuerwerken u. s. w.

Zur Unterhaltung der Damen geben die Wirthe fast jede Woche einen Ball, wozu bloß die im Hause wohnenden Herren und Damen eingeladen sind, und der gewöhnlich mit einem sehr glanzvollen Souper endigt.

Man sagt, daß die großen Wirthshäuser in Amerika mehr Heurathen stiften, als alle Privatgesellschaften zusammengenommen, und schon deßwegen sind dergleichen Institute in einem jungen, aufstrebenden Lande sehr zu berücksichtigen.

Fossiler Wald in Australien.

An der Einfahrt von Amaaba, an der Ostküste Australiens, entdeckte ein Hr. Clarke einen fossilen Fichtenwald, und stattete darüber Bericht an die geologische Gesellschaft zu London in der Sitzung am 8 März ab. Er steht auf einem flachen Sandsteinstrich, und die Stumpen sehen aus dem Boden heraus, als wären die Bäume eines lebendigen Waldes alle in einer bestimmten Höhe niedergeschlagen worden. Auch in einem benachbarten See sieht man ähnliche Stumpen, 80 bis 200 Fuß vom Ufer, wie ein Felsenriff aus dem Wasser hervorragen. Die meisten Stämme stehen vertical, und viele haben noch Reste ihrer Wurzeln im Sandstein. Einige derselben haben vier, einer sogar fünf bis sechs Fuß im Durchmesser. Man kann noch die Jahresringe ganz deutlich unterscheiden; in einzelnen derselben zählt man an 60 bis 120 Ringe. An einigen findet sich noch die Rinde, und an einem besonders großen Baum soll dieselbe 3 Zoll dick seyn. Hr. Clarke zählte noch mehrere Stellen in Australien auf, wo sich gleichfalls solche fossile Wälder finden, woraus er den Schluß zieht, daß das Land, wo sie stehen, zu wiederholtenmalen unter das Meeresniveau sich gesenkt und wieder gehoben haben müsse. (Athenäum vom 18 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Schluß.)

Ehe ich schließe, will ich zwei Vorfälle erwähnen, deren Zeuge ich war, und die einen Beweis liefern, wie die Rechtsverwaltung der Fe'ma und der Stämme ausgeübt wird.

Mehrere Sklavenhändler waren zu Hodeida in Arabien angekommen. Sie gehörten alle dem Fe'ma Dinkala an. In dem Hause Burhans, des Priesters der Fe'ma, brach zwischen zweien ein Streit aus: der eine, David, warf seine Sandale nach einem andern, Namens Haenad, fehlte ihn aber. Jetzt nahm Burhan das Wort: „Ich bin der einzige Beamte unserer Fe'ma hier. Wenn ich nicht verlangen kann, daß ihr mich als Richter annehmt, so habe ich doch das Recht, euch als Schiedsrichter zu hören. Du, David, hast, indem du zu Thätlichkeiten schrittest, meinen gesunden Verstand und meine Rechtlichkeit verachtet; du zahlst als Strafe zwei Talari." David zahlte den folgenden Tag, bemerkte aber, daß er den an Haenad schuldigen Schadenersatz mit darin einbegriffen hatte. Burhan entgegnete, in seiner Eigenschaft als Schiedsrichter könne er kein Urtheil über Schadenersatz fällen; diese Frage komme von Rechtswegen dem Makabanta zu, der nach der Rückkehr ins Land Afar darüber entscheiden werde. Haenad, der diese letztere Bemerkung nicht gehört hatte, nahm seine Sandale und schlug David. Burhan trennte die Streitenden und wandte sich dann an Haenad mit den Worten: „Du hast gehandelt, wie ein Kind, indem du dir selbst Recht zu verschaffen suchtest und uns mißrauntest; jetzt gibst du mir zwei Talari, um deine Achtung gegen den Schiedsrichter deiner Fe'ma zu bezeugen." Man bestimmte die vier Talari zu einem Mahl, der Aburar Burhan führte dabei von Rechtswegen den Vorsitz und aller Streit wurde während des Mahls ausgeglichen.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Versammlung der Stämme sehr selten stattfindet, aber die außerordentlichen Umstände, welche unsern Aufenthalt zu Tschurrah begleiteten, machten eine Berufung derselben nothwendig. Die im Monat März aus Wollo angekommene Karawane führte die Häupter der beiden regierenden Familien herbei,

Digitized by Google

Isaak, den Bruder des Ada'lum, und Kassim, Oheim des Wesir, der nach dem Tode des Ada'lum seinen Platz einnehmen wird, um ihn seinerseits dem Sohne des jetzigen Ada'lum abzutreten. Der Wesir als Thronerbe hatte einiges Recht an dem englischen Gelde Antheil zu erhalten; er verlangte die Hälfte der für Tuschurrah bezahlten 1500 Talari, man hatte ihm aber nur 80 gegeben. Kassim versuchte noch seiner Ankunft umsonst, noch mehr zu erhalten, klagte deßhalb laut den Ada'lum an, das Land verkauft zu haben, und forderte die Idaltus auf, die Zusammenberufung der Stämme zu verlangen. Der Ada'lum zog die Sache in die Länge, um die einflußreichsten Mitglieder zu sondiren und wo möglich für sich zu gewinnen. Endlich willigte er ein, und am anberaumten Tage ließ sich jeder Stamm unter Vorsitz seines Idalu unter den Palmen von Tuschurrah nieder. Der Stamm der Ada'ly war der zahlreichste, aber es waren auch Abaly, Andento, Kema, Seka und einige andere minder wichtige Stämme da. Kassim ergriff das Wort und erzählte den ganzen Vorfall, wie vor acht Monaten ein den Ungläubigen, die sich Ingils nennen, gehöriges Kriegsschiff gekommen sey und in der Rhede Anker geworfen habe; wie Abderasu, Consularagent von Frankreich und England zu Moka, begleitet von Scharmarka, dem Sohne des Sklaven, aber von Aren bezahlt, um die Angelegenheiten der Somali auszuspähen, sich beim Mondenlicht neben der großen Moschee niedergesetzt hätten. Der Ada'lum war da, begleitet von seinen Vertrauten Hamad und Sober; aus Habsucht sich er dem ehrlosen Vorschlag sein Ohr, das Land und die Häuser der Afar zu verkaufen. Der elende Kaufmann von Moka und der Sohn des Sklaven erhielten von den Ungläubigen 3000 Talari für Tuschurrah, behielten die Hälfte und gaben das übrige dem Ada'lum, der ein großes arabisches Papier, welches Niemand versteht und das den Beweis der Schande der Afar enthält, empfing und unterzeichnete. Nicht nur habe der Ada'lum die Stämme wegen einer Handlung von solcher Wichtigkeit nicht berufen, sondern nicht einmal die Versammlung seiner Je'ma verlangt. Fragt den Ebo, der sie berufen sollte; fragt den Makabanin, welcher der Richter über einen so ungewöhnlichen Vorschlag ist; fragt den Abarae, der die Uebereinkunft gutheißen sollte, ob es, wie der Ada'lum behauptete, ein bloßer Freundens- und Freundschaftsvertrag war, den die Ungläubigen mit einem großen Geschenk unterstützten. Sie werden euch alle sagen, daß man im Dunkeln gehandelt hat, daß sie nichts gehört, nichts erfahren haben, als durch das öffentliche Gerücht. Geister von Hadal Maheys und Ada'ly, die ihr oben über eure Kinder wacht, was würdet ihr sagen, wenn ihr, auf diese Welt zurückgekehrt, einen ärmlichen Ada'lum fährt, der eure schönen Einrichtungen mit Füßen tritt und uns in Masse wie elende Sklaven an dieselben Ungläubigen verkauft, die Aden geraubt haben.

Die Rede Kassims dauerte über zwei Stunden und machte einen tiefen Eindruck, namentlich auf die nomadischen Afar, welche die Mehrzahl der Versammlung bildeten. Er hatte aber kaum geendet, als man die Ankunft zweier Engländer in einer kleinen Barke meldete. „Wenn wir noch frei sind," sagte Kassim zu dem Ada'lum, „so schicke die Ungläubigen zurück." Isaak antwortete statt seines Bruders, daß er sie vertreiben werde. Er setzte sich sodann an unserer Thüre nieder, ließ den Schiffspatron kommen und sagte ihm in Somali-Sprache, daß der Ada'lum, von einer feindseligen Partei überwältigt, seine Freunde, die Engländer, nicht empfangen könne, und daß er eines Kriegsschiffes bedürfe, um seinen Einfluß wieder zu erlangen. Am folgenden Tage hatte Isaak in der Versammlung leichtes Spiel, denn Hamad und Sober waren erbötig auf den Koran zu schwören, daß Kassims Bericht eine Verleumdung sey, und die Zurücksendung der Ungläubigen am Tage zuvor der einleuchtende Beweis davon sey, während Kassim weder Beweise noch Zeugen beibringen könne. Kassim nahm nun seinerseits das Wort: „Ich sehr wohl, daß Meineidige das größte Verbrechen, welches je begangen worden, gutheißen wollen; wenn aber ihr Mund die Lüge verbirgt, so werden unsere Arme die Wahrheit vertheidigen; jeder Afar, der frei leben und sterben will, folge den Schritten Kassims!" Er verließ die Versammlung mit gezogenem Dolche, und wie der römische Tribun die Toga zum Kampfe zurückgeschlagen. Eine zahlreiche Schaar seiner Anhänger folgte ihm, während Isaak mit den ihm Treugebliebenen auf einen nahen Hügel sich zurückzog. In Tuschurrah war jetzt alles voll Verwirrung, und der Marah, der Anführer in Kriegszeit, beeilte sich, von dem Hause des Ada'lum die beiden Trommeln, die Zeichen der Gewalt, abnehmen zu lassen, denn, wie oben schon erwähnt, hat das bürgerliche Haupt keine Gewalt mehr, sobald der Krieg erklärt ist. Die ältern Leute gingen indessen zwischen den beiden Parteien hin und her und brachten einen Waffenstillstand zuwege. Am folgenden Tage sprach die Versammlung den Ada'lum von aller Schuld frei und verurtheilte, wie im alten Griechenland, den Kläger zu einer Geldstrafe. Kassim mußte 50 Talari bezahlen.

Einige Zeit später kam das von Isaak verlangte englische Kriegsschiff. Kassim forderte den Ada'lum auf, solches zurückzuschicken, und als dieser sich weigerte, ging er selbst zu den Engländern, um sich zu erkundigen, ob es mit dem Verkauf seine Richtigkeit habe. Dann verlangte er von den Je'mas die Rückgabe der Geldstrafe, die man ihm gewährte. Hierauf schlugen sich die Priester ins Mittel, um Frieden zu stiften, was auf folgende Art geschah: Kassim und seine Anhänger setzten sich im Hause des Ada'lum auf den Boden. Isaak näherte sich ihm, faßte Kassim an beiden Ellenbogen, so daß er zugleich seine beiden Hände berührte, und sagte zu ihm: „Phabaz" (verzeihe); Kassim erwiderte: „Habe" (ich habe verziehen). Isaak wiederholte die Ceremonie mit jedem seiner Gegner. Nach Isaak thaten alle seine Anhänger dasselbe, und als sie fertig waren, setzten sie sich nieder, um nun ihrerseits auch Kassim und den Seinigen zu verzeihen; denn bei den Afar, wie in Abyssinien, ist man der Ansicht, daß das Unrecht stets gegenseitig ist, und daß somit auch die Verzeihung es seyn muß. Diese Versöhnungsceremonie war einfach, feierlich und rührend. — Dieß war der Ausgang des großen Processes, der in den Annalen der Afar Epoche machen wird.

Miscellen.

Baumwolle in Algier. Der Moniteur vom 10 März theilt einige Specialitäten über Baumwollenproben mit, welche man aus Algier nach Frankreich gesendet hatte. Sie waren im Garten der Regierung gezogen worden, und man schickte sie nach Rouen an einige Fabricanten. Diese erklärten einstimmig, daß sie vortrefflich sey, und daß sie viele Aehnlichkeit mit der Baumwolle von Pernambuco, Bahia und Maranham habe.

Eine ungeheure Eisenstange. In den Eisenwerken von Cyfarthfa in der Nähe von Merthyr Tydvil in Wales wurde kürzlich eine Eisenstange gerollt, die 21 Fuß lang, 8 Zoll dick ist und 2400 Pfd. wiegt. Es ist ein Tauboizen und für ein holländisches Haus bestimmt. Die Eisenmasse, aus der man die Stange rollte, war 7 Fuß lang, 12 Quadratzoll dick und wog 2800 Pfd. (Athenäum vom 18 März.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1843.

Zweikämpfe und Familienrache bei den Montenegrinern.

(Aus Kowalewski's Werk: Vier Monate in Montenegro.)

Einen eigenthümlichen Eindruck auf mich machte immer ein noch ziemlich frisch aussehender, aber ärmlich gekleideter Greis ohne Hemd, und bloß mit einem groben Mantel bedeckt; seine Gestalt flößte eine gewisse Achtung ein, er war stolz, und fand allenthalben bereitwillige Aufnahme. In Montenegro, wie im übrigen Europa, gilt die Armuth nicht bloß für einen Fehler, sondern für etwas noch schlimmeres: ich wußte dieß, und darum eben weckte dieser Mensch, so lange ich nicht die nähern Umstände seines Lebens kannte, noch mehr meine Verwunderung. „Janko — dieß war der Name des Greises — ist ein gewaltiger Held (junak)," sagte mir einer meiner Bekannten: „er hat 12 Türkenköpfe abgeschlagen;" und bei der einmal gebotenen Gelegenheit erzählte man mir die Geschichte eines Zweikampfes Janko's mit einem andern Montenegriner. Voranschicken muß ich dabei, daß Zweikämpfe hier weit häufiger vorkommen, als sonst irgendwo. Obgleich der jetzige Wladika mit aller Strenge des Gesetzes sie zu unterdrücken sucht, obgleich derjenige, welcher einen andern im Zweikampf erlegt, mit dem Tode gestraft wird, so besteht doch die alte Gewohnheit, welche tiefe Wurzeln geschlagen hat, noch in ihrer ganzen Stärke. Hier kochen die Leidenschaften mehr wie irgendwo, und wenn sie die Brust erfüllen, streben sie nach außen durchzubrechen. Der Montenegriner wartet nicht bis der competente Richter den Streithandel untersucht, die Schranke, welche die Justiz in dieser Beziehung aufstellt, ist ihm unbekannt und hemmt nirgends die Rache. Kämpfe finden statt von einem gegen einen, oder von Familie gegen Familie, und werden mit oder ohne Zeugen abgemacht. Veranlassung des Streits sind wie überall meist Frauen und beleidigte Eigenliebe, manchmal auch der Diebstahl einer Kuh oder einer Ziege. Letzteres Umstand wurde die Ursache des Zweikampfs unseres Janko mit einem andern Heiden, Namens Tripo, und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß der Streit der, wie unter Helden gewöhnlich, auf Tod und Leben ging, ohne Zeugen statt fand; das Gewissen eines jeden war der Richter, und, wie wir sehen werden, ein allzustrenger. Ein wegen der Personen die er betraf so ungewöhnlicher Zweikampf konnte kein Geheimniß bleiben, und eine Menge stets nach solchen Schauspielen begieriger Menschen sammelte sich in der Nahe des bestimmten Ortes und verbarg sich hinter einer Anhöhe. Die Gegner kamen, trafen mit einander zusammen, sprachen eine Weile, scherzten, tranken Arrak, luden ihre Gewehre und trennten sich dann; ihre Kaltblütigkeit, die Folge gänzlicher Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod, war übernatürlich; es ist dieß ein Zug, welcher die montenegrinischen Duelle von den unseren unterscheidet; ihr Gesicht zog sich nicht drei Ellen in die Länge, und der Reiz irdischer Genüsse brachte sie nicht von ihrem Ziele ab. Die Kämpfenden stellten sich in die verabredete Entfernung, nach einer Weile ließ sich ein Schuß vernehmen, aber nur einer, Tripo's Gewehr hatte versagt. Die Kugel schlug ihm durch den Ellenbogen des Arms, der das Gewehr stützte, und drang ihm in die linke Seite: er fiel ohne Lebenszeichen nieder, nachdem er das Gewehr weit weggeworfen, aber die Bemühungen seines Gegners riefen ihn noch auf eine Zeitlang ins Leben. Ohne darauf zu achten, daß nach dem bei den Montenegrinern geltenden Gesetz über den Zweikampf das Anschlagen des Hahnen, ohne daß das Pulver aufbrennt, als ein geeechter Gottesausspruch betrachtet wird, benützte Janko die wenigen Augenblicke, welche Tripo noch zu leben übrig blieben, denselben zu nöthigen daß er auf ihn schieße. „Ich kann das Gewehr nicht spannen, ich kann es nicht halten," sagte Tripo mit sterbender Stimme. Janko gab ihm das Gewehr in die Hand und setzte ihn auf den Boden, aber Tripo's Hände waren schon kraftlos, er sank mit dem ganzen Körper zurück. Janko richtete ihn wieder auf, bog ihm den rechten Fuß, stützte das Gewehr auf das Knie, legte den Kopf Tripo's an den Kolben und rief: „ich kann nicht dulden, daß ein solcher Held ungerächt in jene Welt gehe, und wer soll dich rächen, da du weder Bruder noch sonstige Verwandte hast und eine Waise bist!" Er stellte sich sodann zwei Schritte vor den Gewehrlauf. Es blitzte, das Gewehr knallte, und der edle Gegner, welcher kräftig sich mit der einen Hand auf einen Stein, mit der andern auf sein Gewehr

Digitized by Google

stützte, vermochte nur mit Mühe sich auf den Füßen zu halten, denn es würde ihm zur Schmach gereicht haben, wenn er gestürzt wäre. In dieser für den Helden so bezeichnenden Stellung wollte er, wie es schien, den Tod abwarten; kein Seufzer, keine Bewegung deutete die Schmerzen an welche er erduldete. Endlich kamen die Leute, welche sich verborgen gehalten, herbei, und fanden Tripo bereits todt, Janko gab kein Lebenszeichen von sich, aber die Kunst der einheimischen Aerzte heilte die Wunde trotz ihrer Gefährlichkeit; es war die einundzwanzigste. Diesen Vorfall bezeugten mir eine Menge Augenzeugen, und derselbe kann nicht wohl einem vernünftigen Zweifel unterliegen.

Da ich einmal von Zweikämpfen zu sprechen anfing, so will ich noch einen andern Kampf zweier Familien gegen einander beschreiben. Eine gewisse Frau wurde an einen Mann aus einem andern Stamm verheurathet; das schlechte Benehmen ihres Mannes aber erregte ihren Widerwillen, sie verließ ihn und begab sich zu ihren Brüdern; sie erzählte ihnen mit allen Einzelnheiten ihr trauriges Leben und erklärte ihren Entschluß, nicht mehr zu ihrem Mann zurückzukehren, zugleich aber beschwor sie ihre Brüder, keine Rache an demselben zu üben; umsonst, die Brüder dachten nur daran, welcher von ihnen sie vollziehen solle, jeder strebte nach der Ehre, und die Folge war, daß alle drei sich zum Kampfe rüsteten; Verwandte und Freunde wollten die Brüder nicht allein ziehen lassen, an diese schlossen sich wieder andere an, um Rache zu nehmen oder Frieden zu stiften, je nachdem der Fall sich ergeben sollte, und so stand eine ganze Familie wider die andere auf. Von Frieden ist mit einem Montenegriner nicht zu reden so lange er Pistolen und Gewehre geladen hat: es hieße dieß so viel als einem Hungrigen von Enthaltsamkeit reden, wenn ein gutes Mahl vor ihn hingestellt ist. Bald vernahm man Schüsse, anfangs nur wenige, dann häufiger, bald näherten, bald entfernten sie sich, und deuteten so die Bewegungen des Haufens an. Das Geschrei übertönte manchmal das Knallen der Gewehre. Man schlug sich größtentheils zerstreut, rückte bald an, bald floh man, suchte die Muthigsten in die Mitte zu locken und von den übrigen abzuschneiden; bald deckten sie sich hinter Felsen, bald erstiegen sie unerwartet eine Anhöhe, kurz man brauchte jede mögliche Kriegslist, bis der ärgste Grimm bei allen verraucht war; dann bildeten sie Eine Masse, nun war es aber nicht mehr Zeit an das Laden von Gewehren und Pistolen zu denken, sondern man griff zu den Yatagans. Da traten jedoch die Stammeshäupter dazwischen, bemerkten, es sey schon zu viel Blut für eine Frau geflossen, und von beiden Seiten steckte man Mützen auf die langen Gewehrläufe — ein Zeichen des Waffenstillstandes; der Sturm legte sich, die Feinde zogen sich zurück und blieben in einiger Entfernung von einander stehen.

Indeß war dieß nur ein Anfang. Nun kam es zur Erklärung der Ursache, weßhalb die streitenden Theile sich versammelt hatten: man mußte beurtheilen, wer Recht habe, der Mann oder die Frau? und im ersten Fall den Mann zwingen, daß er seine Frau zurücknehme und mit ihr „gebührlich" sich benehme; es begannen gegenseitige Vorwürfe und Beibringung von Beweisen. Das Geschrei wurde noch stärker als beim Gefechte selbst; die Jugend erhitzte sich, die Oberhäupter beider Familien hörten ruhig die Angabe eines jeden an, und streichen sich zugleich manchmal den hintern Theil des Kopfes, als wäre dort der Sitz der größten Masse ihres Verstandes; der Richter des Stammes, zu dem die Frau, die Ursache des ganzen Mißverständnisses, gehörte, wollte bereits das Urtheil sprechen, als von der andern Seite das Wort „Lüge" ausgesprochen wurde. Der elendeste Bettler in Montenegro duldet diese Schmach nicht, und das Wort „Lüge" war in diesem Fall so viel wie ein Gewehrschuß. Der Kampf begann mit größerer Erbitterung wie früher; die Kühnsten fochten im Gedränge, stießen und drängten sich, schlugen sich mit Steinen, mit allem was sie ergreifen konnten. Auf das Geschrei und das Knallen der Gewehre kamen Leute von andern Familien herbei, und da es nicht gelang die Streitenden zu versöhnen, so verbanden sie sich mit ihnen, indem sie bald die schwächere Seite verstärkten, bald mit ihr vor der Ueberzahl zurückwichen. Der Aelteste des Stammes schaute dem Kampf eine Zeitlang zu, und als beide Theile schon ermattet und auch in verminderter Zahl mit geringerer Heftigkeit sich angriffen, gelang es ihm durch Geschrei und Ausstrecken von Mützen endlich weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun; auf Seite der Frau lagen vier, auf Seite des Mannes zehn todt am Boden, die Verwundeten ganz ungerechnet. Die erstern kündigten durch einige Schüsse in die Luft ihren Sieg an, der Besiegte ward, nach herkömmlicher Gewohnheit, als schuldig anerkannt, mußte seine Frau zurücknehmen, und sich durch einen Eid verpflichten mit ihr in Ruhe und Freundschaft zu leben. Allgemeiner Friede ward jetzt hergestellt, und alle kehrten nach Hause zurück.

Noch ein Beispiel von Rache, das ganz außer dem Kreise unserer Vorstellungen liegt: der Vorfall ereignete sich in einem der an die Montenegriner stoßenden Stämme. Zwei Nebenbuhler, während zwanzig Jahre durch einen Zusammenfluß von Umständen getrennt, trafen endlich doch auf einander; jeder sammelte 25 Leute und sie stellten sich in einer Entfernung von 25 Gewehrlängen von einander auf. Nach einiger Zeit krachten 50 Schüsse. Obgleich diese Leute sämmtlich auf solche Entfernung zu schießen gewöhnt sind, so zeigte es sich doch, daß mehr als einem die Hand zitterte; denn beide Gegner waren nur verwundet, lebten aber noch; der Yatagan that das Uebrige.

Hier ist auch der Ort, eine furchtbare Familienrache zu erzählen, die zwar nicht in Montenegro selbst, wohl aber an der Gränze, und in einem mit dem Charakter der Montenegriner ganz zusammentreffenden Geiste ausgeübt wurde. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß einer der zahlreichsten und wildesten Stämme in der Türkei, die Mirditen, die weiten Striche in Oberalbanien bewohnen und gegen 10,000 waffenfähige Männer stellen können; Abgründe und Felsen bilden das große Vertheidigungsmittel ihrer Gränzen, und ihre vortrefflichen Waffen so wie die Liebe zur Unabhängigkeit haben allen Anstrengungen der Paschas einen erfolgreichen Wider-

Digitized by Google

ſtand entgegengeſetzt; der Stamm gränzt hart an die Montenegriner, mit denen er in Folge deſſen in ſtetem Hader lebt, welcher ſich durch keine Rache ſättigen läßt — ein Hader, der noch überdieß in der Anſicht dieſer Leute durch die Verſchiedenheit des Glaubensbekenntniſſes hinlänglich gerechtfertigt iſt. Die Mirditen neigen ſich nämlich auf die Seite der Katholiken.

Dido, das Oberhaupt dieſes Stammes, ſtarb, und hinterließ ſeinen einzigen Sohn als ſeinen Nachfolger; der leibliche Bruder Dido's ermordete denſelben, um an ſeiner Stelle zur Herrſchaft zu gelangen; die Mutter des Ermordeten rächte ihren Sohn, indem ſie mit eigenen Händen den abſcheulichen Oheim erſchlug; der Sohn des letztern konnte die Mordthat nicht rächen, weil die Landesſitte, welche ſtärker iſt, als alles Recht, Rache an Weibern zu nehmen verbietet; er mußte ſich alſo damit begnügen, ihren Bruder, Nameus Wiko, zu ermorden; Wiko's Sohn erſchoß den Mörder an der noch nicht ganz erkalteten Leiche des Vaters, deſſen Geſicht noch den Ausdruck der Wuth und Rache zeigte, des letzten und vielleicht einzigen Gefühls, mit dem er die Erde verlaſſen, aber er ſelbſt fiel gleichfalls von der Hand der Verwandten des erſtern. Noch war die Rache nicht vollendet: Dido's Frau erſchien aufs neue, und der Mörder fiel unter ihren Streichen, — bereits das zweite Opfer, welches ſie der Rache ihrer Blutsverwandten brachte.

Von der ganzen Familie waren jetzt nur noch ein zweijähriges Kind und jene furchtbare Frau am Leben, welche nach vollbrachtem doppeltem Verbrechen nach Scutari ging, nicht um ſich zu entſchuldigen, was die türkiſche Regierung mit Ungeduld erwartete, da ſie gern in die Streitigkeiten der Mirditen ſich gemiſcht hätte, ſondern, wie es ſchien, um zu prahlen. Dieſe Frau war 45 Jahre alt, nicht ſehr hohen Wuchſes, ihre Geſichtszüge ſtolz, die Augen trugen einen Ausdruck von Wildheit, und um den gewiß einſt ſehr ſchönen Mund ſchwebte ein argwöhniſches Lächeln. Alle ihre Bewegungen waren raſch, faſt convulſiviſch, und ihre Rede wie ihr Gang gaben ein kräftiges Nervenſyſtem und ein leidenſchaftliches Blut zu erkennen.

Das Land der Mosquitos. *)

Das Land der Mosquitos erſtreckt ſich von 11° bis 15° N. B., und wird von dem Meerbuſen von Honduras beſpült, in welchem ſich unter 84° W. L. v. Gr. der ſchwarze Fluß ergießt. An dieſem Fluſſe erhebt ſich die Stadt Poyais, Hauptſtadt des Diſtricts gleichen Namens, wovon der Schotte Macgregor in Europa eine ſo prächtige Beſchreibung verbreitet hat. Die kecken Flibuſtier haben ihrer Zeit dieſe Küſten häufig beſucht, und die Mosquito-Indianer, welche Young als tapfere, zuverläſſige Leute ſchildert, waren für ſie ſehr nützliche Verbündete gegen die Spanier. Seit jener Zeit haben die Engländer trotz der von Spanien angeſprochenen Souveränetät das Recht verlangt, in dieſem Lande Acajou- und Campecheholz zu ſchlagen. Später als der Friede dem Unabhängigkeitskriege ein Ende machte, wurde die Niederlaſſung der Engländer am ſchwarzen Fluſſe aufgegeben, und man verſetzte alle Coloniſten, die es wünſchten, nach Balize. Gegenwärtig bildet das Gebiet dieſes Ortes das Honduras der Engländer. Ein König der Mosquito-Indianer herrſcht über dieſen Theil des Landes, das man mit Recht oder Unrecht als der Krone England gehörig betrachtet, und welches der Regierung von Centralamerika entriſſen wurde. Wenn indeß Engländer oder andere Coloniſten in dieſem Lande ſich niederlaſſen, ſo iſt die Frage, von welcher Macht ſie künftig abhängen werden, noch keineswegs entſchieden, und ſie ſetzen ihre Nationalität ſo gut wie ihre Geſundheit und ihr Vermögen aufs Spiel.

Die engliſche Compagnie von Centralamerika hatte Hrn. Young als Oberaufſeher einer am ſchwarzen Fluſſe zu gründenden Niederlaſſung abgeſendet, und er ſchiffte ſich dahin im Jahre 1839 ein. Er blieb zwei Jahre dort, und machte in dieſer Zeit verſchiedene Ausflüge nach dem Cap Gracias a Dios, den ſchwarzen Fluß aufwärts, nach dem Hafen von Trurillo, ins Innere hinein, und nach mehreren Inſeln, die längs dem Continent hin zerſtreut ſind; er gibt über dieß Land die neueſten und bis jetzt vollſtändigſten Aufſchlüſſe, malt etwas ins Schöne, und dennoch iſt das Bild, welches er vom Lande der Mosquitos entwirft, nichts weniger als ſehr reizend.

Die Küſten dieſes Landes ſind nieder und ſumpfig, die ſtehenden Waſſer verfaulen daſelbſt, und hauchen die bösartigen Dünſte aus, welche das Land ſo ungeſund machen. Die Vegetation iſt tropiſch: dieſelbe Kraft, dieſelbe Fülle. Im Innern ſind Hügel- und Bergketten; aber die Lagunen und Sümpfe erzeugen Legionen von Inſecten und Reptilien. Namentlich die eigentlichen Mosquitos, von denen auch das Land den Namen trägt, ſind von der ſchlimmſten Art; „der Coloniſt," ſagt Young an einer Stelle, „mag nur auf ſein Pferd Acht geben, ſonſt freſſen die Myriaden dieſer Inſecten dem armen Thiere die halben Ohren ab, und hat das Pferd einmal am Rücken eine Wunde, ſo iſt es um daſſelbe geſchehen; ſelten gelingt es daſſelbe zu heilen, und wenn man es unglücklicher Weiſe in die Savannen ſchickt, ſo fallen die Fliegen dermaßen darüber her, daß es ihre Beute und lebendig aufgezehrt wird." Wären dieſe Inſecten nicht, ſo könnten dieſe Savannen zahlreiche Heerden nähren, aber dieſe ſcheinen in dem ſonſt vom Himmel ſo geſegneten Lande alles zu verderben. Die Luft iſt hier von Wohlgerüchen erfüllt, eine Menge prachtvoller Pflanzen bedeckt den Boden, Fruchtbäume wachſen von ſelbſt mitten in den Wäldern, und eine reiche Nahrungsquelle findet man in den Schildkröten, die zu vielen Tauſenden ihre Eier in den Sand des Ufers legen. An Fiſchen und Auſtern ſind die Ufer ſehr reich, und der Fiſchfang wird namentlich während der Nacht bei Fackelſchein getrieben, *) denn die Flamme lockt die Fiſche an, und die größern werden dann mit der Lanze getödtet. Wenn die Bay mit Kähnen und Fackeln angefüllt iſt, bietet ſie einen wirklich zauberhaften Anblick dar.

*) Nach der Revue brittanique, Januar, welche Youngs Werk, aus welchem wir ſchon früher (ſ. Nr. 302 vom vorigen Jahre) Auszüge gaben, bearbeitete.

*) Wie in der Bay von Neapel.

Digitized by Google

Einen merkwürdigen Umstand, der die Hitze dieser Länder beweist, erzählt Young im Verlaufe seiner Wanderungen. Man muß in der Wahl der Fische, die man essen will, äußerst vorsichtig seyn, denn sie verderben sehr schnell, namentlich beim Vollmonde. Dieser Umstand könnte unbedeutend scheinen, ist aber sehr wichtig, denn Hr. Young bemerkt ausdrücklich: „mehreremal kamen Indianer um Mitternacht zu mir, und brachten mir Fische, die sie eben aus dem Wasser gezogen hatten. Ich ließ sie vor meinen Augen ausweiden, reinigen und salzen, und an einer Stelle aufhängen, wo sie gegen die Strahlen des Vollmonds gesichert waren. Trotz aller dieser Vorsichtsmaaßregeln aber fand ich sie am andern Morgen gänzlich verdorben. Man kann dieß wohl keinem andern Umstand zuschreiben, als daß die Mondsstrahlen unter den Tropen mehr Gewalt haben als in unsern Gegenden. Dasselbe war mit dem Schweinefleisch der Fall, welches jedesmal schnell verdarb wenn das Thier während des Vollmondes getödtet wurde. Auch das Acajouholz soll sich spalten, wenn es um diese Monatszeit geschlagen wird."

Ueber die Reise zu den Nilquellen.

Cairo, den 2 März 1843.

Der in Europa so berühmte Schnellläufer Ernst Mensen starb in Assuan Mitte Januars an der Dysenterie. Er war im Begriff auf der höchst interessanten Reise nach den Quellen des weißen Nils. Es ist wohl nicht denkbar, daß eine zweite Person so eine Reise antreten wird, nämlich über Sennaar längs dem Flusse hinauf, oder auch, um den Schelluk-Negern auszuweichen, auf dem blauen Nil bis in die Gegend von Fassokel, um rechts durchschneidend wieder an die Ufer des Bahr-Abiad oder weißen Nils zu gelangen. Vier Expeditionen wurden schon von Mehemed Ali ausgerüstet in den Jahren 1839 bis 1842, welche die meiste Garantie des Gelingens darboten, wenn man mehr Muth dazu gehabt hätte. Die letzte gelang nur so weit, als man den Fluß schiffbar fand, dann kehrte man wieder um; trotz dem hat sie ein sehr befriedigendes Resultat geliefert, da sie dir bis jetzt von so vielen falsch angegebene Richtung dieses geheimnißvollen Flusses vollkommen berichtigte und so viel wie möglich genaue Erkundigungen über den obern Lauf desselben einzog. Der Ort, wo die Expedition wieder umkehrte, soll nach ihrer Berechnung unter 4° N. B. und 29° O. L. von Paris liegen und Berr heißen. Nach den Erzählungen der Eingeborenen liegt in südöstlicher Richtung und in einer Entfernung von 25 Tagereisen am selben Flusse eine bedeutende Handelsstadt, Berry genannt, welche mit andern östlich gelegenen Handelsplätzen in Verbindung steht. Bei Berry soll der Nil sehr unbedeutend, folglich seine Quellen nahe seyn. Da seit Jahrtausenden das Augenmerk auf diesen Fluß gerichtet ist und in unserem Jahrhundert Mehemed Ali den Europäern mit seinem guten Willen vorangieng, so sollte doch in Europa ein Staat, oder eine Gesellschaft, oder auch ein Privatmann den Entschluß fassen, den hier mitgetheilten Plan in Ausführung zu bringen. Die Reise längs des Flusses wäre mit zu vielen Kosten verbunden, weil eine bedeutende bewaffnete Begleitung der Expedition folgen müßte, da die frühern Expeditionen nur Feindschaft bei den Schiluks und Denky's durch ihr schlechtes Betragen gestiftet haben, daher es jetzt nicht mehr rathsam ist, ohne einige hundert Mann die Expedition zu unternehmen. Um diese großen Auslagen zu ersparen, wie auch den Gefahren auszuweichen, wäre wohl das Zweckmäßigste, von der Ostküste aus die Reise zu unternehmen, welche auch von zwei Personen sehr leicht könnte unternommen werden, damit wenigstens einer wieder zurückkäme, weil gewöhnlich die Hälfte der afrikanischen Reisenden ihr Grab findet. Da nun Berr 25 Tagereisen von der Handelsstadt Berry, letztere aber südöstlich liegt, und man im Durchschnitt eine Tagereise zu 3 geographischen Meilen annimmt, so läge Berry ungefähr unter 2° N. B. und 33° O. L. von Paris. Der geeignetste Ort wäre Melinda unter 3° N. B. und 39° O. L. von Paris an der Küste von Zanzibar am Flusse Quilimance, weil es hier der kürzeste Weg wäre, zu den Quellen des weißen Nils zu gelangen. Melinda ist eine Handelsstadt, die durch den Fluß mit dem Innern verkehrt, und auch in Handelsverbindung mit Berry steht. Gegenwärtig steht Melinda unter der Herrschaft des Imams von Maskat, wo jeder Europäer Schutz findet. Früher, als Melinda unter den Portugiesen stand, erlaubten sie keinem Fremden in das Innere vorzudringen. Die Neger von jener Seite sollen ein sehr gutmüthiges Volk und daher keine Gefahren wie bei den Schiluks zu besorgen seyn. Die Reise könnte über Cairo, Suez nach Muka oder Aden geschehen; letzterer Ort steht in Verbindung mit der Insel Zanzibar, wo sich der Imam von Maskat des Jahres hindurch 6 Monate aufhält; auch befinden sich Consulate daselbst, und man gelangt mit Küstenfahrzeugen nach Melinda.

Ignaz Pallme.

Vorjährige Auswanderung aus England.

Officiellen Angaben zufolge wanderten im vorigen Jahre aus dem Vereinigten Königreich 128,344 Menschen aus, und davon gingen nicht weniger als 63,852 nach den Vereinigten Staaten. Aus dem Hafen von London gingen 19,078 Personen ab, davon 2495 nach den Vereinigten Staaten, 1340 nach den nordamerikanischen Colonien, 342 nach dem Cap, 3451 nach den australischen Colonien und 1925 nach Neuseeland. Ueber Liverpool wanderten 55,535 Personen aus, wovon 47,890 nach den Vereinigten Staaten, nur 6703 nach den nordamerikanischen Colonien und 339 nach Australien gingen. Ferner geht aus denselben Papieren hervor, daß die stärkste Zahl der Auswanderer aus England kam, die nächst größte Zahl aus Irland und die geringste aus Schottland: aus England gingen 74,683, aus Irland 40,553, aus Schottland 13,108 Personen fort; rechnet man aber die irischen Auswanderer, die von England aus fortgingen, so wird sich im Ganzen herausstellen, daß die Mehrzahl der Auswanderer doch auch im Jahre 1842, wie früher, Irländer waren. Einige andere mit der Auswanderung verknüpfte Umstände werden nicht ohne Interesse seyn. Von der Gesammtzahl der Auswanderer wurden nur 1058 aus der Armentaxe unterstützt, 2341 erhielten Geldbeiträge aus den Commissären der Colonialländereien und 982 sollten erst nach ihrer Ankunft in der Colonie eine gewisse Unterstützungssumme erhalten; im Ganzen waren es also von 128,344 nur 4381, welche nicht ihre Auswanderung aus eigenen Mitteln bestritten. Wenn dieß auf der einen Seite tröstlich ist, so ist es auf der andern höchst unerfreulich, daß eine so große Zahl von Auswanderern nicht den Weg nach den eigenen englischen Colonien genommen hat, sondern die Hülfsquellen einer fremden Nation vermehrt. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 22 März, welcher diese Angaben entlehnt sind, beklagt sich bitter über diesen Punkt, daß die Regierung nicht mehr dafür thut, die Auswanderung nach den englischen Colonien zu lenken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1843.

Gang der Dinge in England.

Man ist im vorigen Jahre mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang der Dinge im Parlament gefolgt, Sir R. Peels Sprache berechtigte zu der Ansicht, daß eine gründliche Umformung der innern Verhältnisse des Landes bevorstehe, die extraparlamentarische Bewegung stockte, Aller Augen waren auf das Parlament selbst gerichtet, in welchem die den Staatskörper so tief anregenden Fragen entschieden werden sollten; heuer aber ist alles anders, man achtet kaum auf die Parlamentsreden, und selbst wenn ein Mann wie Palmerston mit seiner Geschäftskenntniß und Parteitaktik auftritt, um einen so wichtigen Vertrag, wie den mit Amerika, zur Sprache zu bringen, so zuckt man gleichgültig die Achseln über das „nutzlose Paradegefecht," und die Debatte erstirbt, zufällig aber charakteristisch genug, an Langeweile, obwohl die gehaltenen Reden, namentlich die Palmerstons selbst, zu den besten diesjährigen Parlamentsreden gehören. Was sollte auch mit der ganzen Verhandlung erreicht werden? Die Regierung hatte mit Amerika eine Abkunft gesucht, weil sie schon im Orient zwei Kriege zu tragen hatte, und sich nicht ohne Noth in einen dritten, viel bedeutendern stürzen wollte. Das wußten alle Vernünftigen in England, und da die Majorität des Ministeriums feststeht, also ein Ministerwechsel keineswegs zu erwarten war, so kümmerte sich im Grunde Niemand ernstlich um den Parteizank. Im ganzen Laufe der bisherigen Parlamentssession kam eigentlich nur Ein charakteristischer Zug vor, und das war Peels krankhafte Empfindlichkeit, als Cobden, das bekannte Mitglied der Anti-Corniam-League, Peel selbst für die Leiden des Volkes verantwortlich erklärte. Derlei Reden, wenn gleich etwas unparlamentarisch, waren in frühern Zeiten schon oft vorgekommen, ohne eine so gereizte Antwort hervorzurufen, als Peel sie trotz seiner sonstigen Ruhe und Besonnenheit in diesem Falle gab. Aber je näher man die Sache betrachtet, desto mehr fühlt man, daß über dem ganzen jetzigen Zustand ein Etwas schwebt, das über die bisherigen parlamentarischen Händel hinausliegt.

Peels im vorigen Jahre so pomphaft angekündigte Maaßregeln sind fürs erste wenigstens gänzlich mißglückt. Im vorigen Jahre hatte Peel erklärt, der verbesserte Tarif werde dem Handel des Landes unmittelbar aufhelfen, dieß Jahr aber sprach er (am 17 Febr.) sich dahin aus, „daß das Land sich von den Wirkungen des vorjährigen Tarifs noch nicht *erholt* habe." Peel hatte in der vorjährigen Anpreisung seines Tarifs bemerkt, die durch denselben sehr verminderten Preise würden für die Last der Einkommenssteuer entschädigen, aber in der bekannten Debatte über Lord Howicks Motion (den Zustand des Landes zu untersuchen) machte Sir R. Peel die Bemerkung: „ein großes *Uebel* war die allmähliche Verminderung der Preise. Wenn eine Tendenz zum Steigen der Preise vorhanden ist, so weist dieß auf große Wohlfahrt des Handels hin." Nun sinken aber die Preise immer mehr, in der Bank und bei den Privaten häuft sich das baare Geld an, ohne Beschäftigung zu finden, und dennoch sind die Angriffe auf das Ministerium, welches seine Versprechungen so schlecht gelöst hat, entsetzlich matt. Die Ultratory-Partei, welche unbedingte Aufrechterhaltung des alten Korngesetzes, Schutz der Staatskirche gegen Dissenters und Katholiken erwartet und gefordert hatte, sieht sich kläglich getäuscht, stimmt aber doch für Sir R. Peel, augenscheinlich um nicht vom Regen in die Traufe zu kommen. Man kann, ohne ein Prophet seyn zu wollen, mit Zuversicht vorhersagen, daß die Ultratory-Partei in kurzem allen Einfluß verlieren, und die Whigs zu gänzlicher Unbedeutenheit herabsinken werden; die erstern, weil sie blind gegen alle Fortschritte sich erklären, die letztern, weil sie das einzig lebendige Princip der Opposition, die wahren Bedürfnisse des Volks, nur matt und unzureichend vertreten; so wenig sie als Minister mit entscheidenden Maaßregeln aufgetreten sind, so wenig thun sie es in der Opposition, und somit werden sie bald allein und in immer schwächerer Zahl dastehen. Die jetzige wahre Opposition ist nur in sehr geringer Zahl im Parlament, sie ist wesentlich extraparlamentarisch, sie beruht auf den Bedürfnissen und der Richtung der großen demokratischen Massen, und nur als ihre Vorsprecher haben die Leute noch etwas zu bedeuten. Peel erkennt augenscheinlich das Herannahen der Zeit, wo alle die bisherige Parteitaktik nichts mehr ist als

Digitized by Google

ein leerer Fechterstreich, und wo es sich nur noch davon handeln wird die Bedürfnisse und Forderungen der großen Massen in einer Weise zu befriedigen, welche das bisherige Staatsgebäude nicht ganz aus den Fugen treibt.

Bisher regierte die Aristokratie im Lande und nahm alle emportauchenden großen Talente und großen Reichthümer mehr oder minder in ihren Kreis auf, der, wenn auch in sich gespalten, doch den regierenden Theil der Nation bildete. Aber dieser regierende Theil konnte sich vor der Selbstsucht nicht bewahren, und wälzte die Lasten des Staats größtentheils auf das niedere Volk, das durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse immer mehr nichts als das nackte Leben durch seine Arbeit herausschlug, und eben dadurch die Regierung nöthigte, dem Fabriksystem eine immer größere Ausdehnung zu geben, und alle ihre Kräfte anzustrengen um den Erzeugnissen Absatz zu verschaffen. Die verführerische Leichtigkeit, mit der man indirecte Steuern, einmal aufgelegt, erhöhen kann, hat ein Uebermaaß herbeigeführt, und die Finanzgeschichte Englands ist das lebendige Beispiel der verderblichen Wirkung dieses Systems auf der einen, und der absoluten Nothwendigkeit davon zurückzukommen, auf der andern Seite. Diese Nothwendigkeit hat sich nicht erst seit den letzten Jahren, sondern schon seit mehr als 20 Jahren der Regierung aufgedrungen: im Jahre 1820 betrug die Accise in England noch jährlich eine Summe von 24 Millionen Pfund Sterling, im Laufe dieser Zeit hat man sie durch Steuernachlässe auf die Hälfte heradgebracht, und noch ist den Anforderungen der Nothwendigkeit kein Genüge geschehen. Peel hat erklärt, daß das Maaß der indirecten Steuern für allgemeine Verbrauchsgegenstände voll sey, und die in neuester Zeit dem Parlament vorgelegten Papiere, welche den Commentar über die Finanzrechnung des vorigen Jahres bilden, zeigen in fast allen der Accise unterworfenen Gegenständen einen bedeutenden Ausfall: einer der bezeichnendsten möchte seyn, daß der Malzverbrauch, welcher im Jahre 1840 noch 42½ Mill. Bushels war, bis auf nicht ganz 36 Mill. Bushels, also um ein volles Siebentel herunterſank. Man erwartet, daß die in wenigen Tagen erscheinende Finanzrechnung des ersten Vierteljahres 1843 ebenfalls in der Accise, d. h. in den wichtigsten Verbrauchsgegenständen des Volks, einen bedeutenden Ausfall zeigen werde.

Hieraus ergibt sich ganz einfach: man muß entweder den Absatz der englischen Manufacturerzeugnisse fort und fort vermehren, oder es droht die Arbeit im Innern zu stocken, mit der Arbeit der Verdienst und die Consumtion, somit auch die Steuer, insoweit sie Accise und Zoll ist. Auf diese Weise ist namentlich die Accise der Commentar geworden für den Umfang der Beschäftigung des Volks, und die Whigs konnten in den Jahren 1834—1836 bei der stets zunehmenden Beschäftigung des Volks*) mehrere Acciseauflagen abschaffen, die jetzige Regierung wird es thun müssen, weil das Volk die Auflagen nicht mehr zahlen kann, indem es zu arm ist zum Verbrauch, da der Absatz nach außen und somit der Verdienst ins Stocken gerathen ist. Die eben erwähnten Papiere geben in dieser Beziehung einen merkwürdigen Beweis an die Hand. Der Verbrauch an Zucker ist im Jahre 1842 um 5 Proc. geringer gewesen als im Jahre 1841, und noch ziemlich eben so hoch als vor 10 Jahren, wo die Bevölkerung um 3 Mill. geringer war; Kaffee ist stationär geblieben, obgleich im vorigen Jahre der Zoll sehr bedeutend ermäßigt wurde. Die Abnahme des Verbrauchs an Malz haben wir oben schon erwähnt. Auffallend ist namentlich auch die Abnahme im Verbrauch geistiger Getränke — eine Abnahme, die man keineswegs den Mäßigkeitsgesellschaften zuschreiben kann: sie betrug an fremden und einheimischen nicht weniger als 3½ Mill. Gallonen, bei einem Generalconsum von 25½ Mill. Bei geringern Artikeln, wie Seife, Talg, Butter, Käse — lauter Dinge, die in den Verbrauch der großen Masse einschlagen — ist allenthalben eine sehr bedeutende Abnahme zu bemerken. Der Schluß ist also ganz natürlich: man muß die Arbeit vermehren, damit das Volk wieder zu größerem Verdienst komme, die größere Consumtion und somit die vermehrten Staatseinnahmen werden sich dann schon von selbst wieder finden.

Daher denn die fast krampfhaften Anstrengungen den auswärtigen Handel zu beleben: kaum ist der Krieg mit China zu Ende, so strömt eine Flut von Waaren dahin, aber die Möglichkeit einer großen Ausdehnung der englischen Ausfuhr nach China ist nicht vorhanden, denn Englands Handel fangt die Länder an baarem Geld aus, und das kann in die Länge nicht dauern (s. gegenseitige Stellung der Engländer und Chinesen Nr. 88). Was China selbst durch einen Krieg von sich abwehren wollte, nämlich die Entblößung von baarem Gelde und die darauf folgende Verarmung der Massen, das hat Indien seit 60 Jahren bereits erfahren, und ist unfähig größere Quantitäten englischer Waaren in sich aufzunehmen. Brasilien ist das dritte Land, wohin bedeutende Massen gingen, aber auch dieses ist des Handelsdrucks dermaßen müde, daß man die strittige Fortdauer des bisherigen Handelsvertrags ihm mit Kriegsandrohung abnöthigen mußte. Aber Nordamerika, das vierte auswärtige Land, das für England fast unerläßlich ist, und, wenigstens vor drei und vier Jahren noch, fast so viel Waaren nahm, als China, Indien und Brasilien zusammen, ist mit einer Kriegsdrohung nicht zu schrecken, und beharrt auf seinem System, die englischen Waaren, so weit dieß auf indirectem Wege möglich ist, fern zu halten.

Die Aussichten in Asien und Amerika sind also im Allgemeinen genommen keineswegs sehr günstig, und in Europa führt der Drang der Umstände, wenn gleich an manchen Orten noch Einsicht und Wille fehlen, auf dasselbe Resultat hin. Zum Beweise dafür darf man nur erwähnen, daß im vorigen Jahre sämmtliche Ausfuhrartikel Englands eine Abnahme erfuhren, mit Ausnahme von Baumwollen-, Wollen- und Linnengarn, so wie von Metallen in Stangen und Gänsen, also in Dingen, die kaum mehr als Eine Stufe über dem Rohstoff stehen. Was in Portugal und Spanien vorgeht, die geheimen Unterhandlungen dieser beiden Staaten, welche, allen Umständen nach zu schließen, auf eine allmähliche gemeinsame Abschüttelung des englischen Handelsjochs hinzielen, ferner die öffent-

*) Bei dem damaligen ungeheuren Absatz nach Nordamerika.

Digitized by Google

liche Stimmung in Deutschland, wo man bereits die im vorigen Jahre begangenen Irrthümer schmeezlich zu fühlen beginnt, alles dieß deutet darauf hin, daß die industrielle Uebermacht Englands in engere Gränzen eingeschlossen werden soll.

Man verschließt in England dieser Lage der Dinge und ihren Folgen die Augen keineswegs. Zum Beweise führen wir hier nur eine kleine Schrift an, welche der bekannte Oberst Torrens in Briefform an Sir R. Peel „über die jetzige Lage Englands und die Mittel sie zu verbessern" herausgab. Er behandelt die Frage, ob die Sonne der industriellen Ueberlegenheit Englands bloß augenblicklich verfinstert sey, oder wirklich untergehe, und entscheidet sich für die letztere Ansicht. Er hält die Zeit für nahe, wo England nicht mehr im Stande ist, für fremde Märkte zu arbeiten, außer wenn der Lohn seiner Arbeiter auf denselben niedern Stand wie auf dem Continent herabsinkt. Der Continent nähert sich mit raschen Schritten derselben mechanischen Fertigkeit, wie sie England besitzt, und bald werden die Wohlfeilheit des Brennmaterials und Anhäufung der Capitalien die einzigen und in vielen Fällen nicht ausreichenden Vortheile der englischen Industrie seyn. „Wir können," sagt Torrens, „nicht länger erwarten, den größern Theil unsers auswärtigen Handels zu behaupten, und zugleich einen höhern Taglohn als auf dem Continent aufrecht zu erhalten." Es war eine Zeit, die Zeit der großen Kriege, wo England die Welt mit seinen Waaren versorgte, und alle fremden Welttheile ihm allein offen standen. Diese Zeit ist nicht mehr, der Frieden hat schon an und für sich die Concurrenz zugelassen, und in Folge dessen hat sich auf dem Continent die Thätigkeit, die früher in Fesseln war, gleichfalls gerührt. Bei diesem Wettstreit muß nothwendig der Arbeiter leiden, bei weitem mehr als das Capital; letzteres ist zu kosmopolitisch: sobald in einem Lande der gesicherte Capitalgewinn auffallend gegen den in einem andern Lande steigt, so wird das Capital dahin strömen und das Gleichgewicht wieder herstellen; mit der Arbeit ist dieß nicht in gleichem Grade möglich, der Arbeiter ist durch tausend Bande an sein Land gebunden, und tritt die Concurrenz ein, so muß sein Lohn sich verringern. So wie dieß in ausgedehntem Maaße der Fall ist, so kann die Rückwirkung auf die allgemeinen Staatsverhältnisse nicht ausbleiben, und wir müssen den Grund der Aufhebung so vieler Accisabgaben, welche seit 20 Jahren erfolgt ist, hauptsächlich in der erwachten Concurrenz gegen brittische Industrie suchen, welche den Arbeitslohn in England drückte, und den Arbeiter unfähiger machte, hochbesteuerte Artikel zu bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara, 3° 34′ N. B., und den Quellen Takutu, 1° 49′ N. B.

Erster Abschnitt.

Pirara, im Junius 1842.

Eine längere Zeit liegt wieder zwischen meinen ersten Mittheilungen und dem jetzigen Berichte, eine Zeit, die in ihrem raschen Wechsel, gleich den Zauberbildern der laterna magica, eine lange Reihe neuer und frischer Scenen an meinem innern und äußern Auge vorübergeführt hat, und da der dunkle, graue Schleier, der jetzt die ganze Außenwelt umhüllt, diese vor mir verbirgt, will ich auch der mahnenden Stimme des Gewissens folgen, und die vergangene Zeit nochmals am Spiegel der Erinnerung vorübergehen lassen, um das Versprechen zu erfüllen, das ich Euch gegeben. Draußen an meiner Hütte übt der tropische Winter alle seine Tücken; der Regen stürzt in Strömen herab, und droht, die gebrechliche Wohnung mit sich fortzuführen, während die dumpfen und in den fernen Gebirgen widerhallenden Donnerschläge als obligate Begleitung das einförmige Rauschen und Plätschern des herabfallenden Wassers unterbrechen, und von neuem die Sehnsucht nach meinen freundlichen Wintertagen der Heimath mit dem hellen, blauen Himmelsdome über Euch und der reinen, weißen Decke, die in tausend und aber tausend Diamanten erglänzt, in mir hervorrufen. O, es ist ein einförmig langweiliges Ding ein solcher tropischer Winter, in dem sich selbst der erfinderischste Geist bankerott erklären muß, wenn er Abwechslung in das Leben bringen will; der uns aber noch langweiliger und einförmiger geworden seyn würde, wenn wir nicht in den englischen Officieren treue Helfer gehabt hätten, unsere uns von der Natur auferlegte Gefangenschaft zu mildern und den Fasching der Heimath en miniature mitten in die Savannen des Rupununi zu versetzen. Was die Wirklichkeit uns karg entzieht, muß die Neuheit des Lebens ersetzen. Auch wir haben unsere ästhetischen Thees, unsere Spielpartien, nur mit papiernen Karten, da die Langweile uns endlich auf dieses Surrogat der Unterhaltung fallen ließ, und die bunten Bilder mit schwarzer Tinte auf das weiße Schreibpapier malen hieß — unsere Soireen und Fastnachtsbälle im Junius. Das Menschenherz schlägt unter der schwarzen, braunen und weißen Haut in gleich raschen Schlägen dem Vergnügen und der Zaubermacht der Töne entgegen, wären diese auch bloß dem Kalbfell und der einfachen Röhre der Pickelflöte entlockt, die dunkeln Augen der Naturkinder erglühen bei ihrem Hören in gleichem Feuer, wie die blauen, sanften Augensterne der Töchter der Heimath unter ihnen höher erglänzen, und die Freude, die Lust am raschen Wirbeltanz, färbt die braune Wange mit gleichem Roth, wie das zarte, durchsichtige Colorit der sanftern Wangenflaum des Vaterlandes; das Rule Britania und God save the Queen, von Trommel und Pfeife vorgetragen, übte gleiche Macht hier, wie dort irgend welcher Lanner'sche Walzer vom bestbesetzten Orchester ausgeführt, — und nie werde ich die Tage vergessen, die wir hier in Folge des Einfalls eines der jungen englischen Officiere, der dadurch der Schöpfer unserer Winterunterhaltungen wurde, verlebte. Doch jetzt zurück aus der Gegenwart in die Vergangenheit! Mein letzter Bericht schloß mit unserer Rückkehr von der Mündung des Orinoco nach Georgetown, und mit dem trüben Wechsel, der während unserer damaligen Abwesenheit, in Folge des Ausbruchs des gelben Fiebers, dort stattgefunden. Unser Aufenthalt zog sich wegen des Wechsels des englischen Ministeriums, da mein Bruder erst neue Instructionen von London erwarten mußte, länger hinaus, als wir erwartet und gewünscht hatten, ein Aufenthalt, in dem beinahe alle meine Pläne, meine Hoffnungen für die Zukunft ein schnelles Ziel gefunden hätten.

Die reste Zeit nach unserer Rückkehr brachte ich mit dem Verpacken und Ordnen meiner Sammlungen hin, worauf ich der freundlichen Einladung eines Landsmannes, Hrn. Bach, einige Zeit auf seiner Plantage zu verleben, da mir die Umgebungen dieser reichere Gelegenheit darböten,

Digitized by Google

meinem Zweck zu genügen, als die Hauptſtadt, gegen Zeige leiſtete. Ich ſiedelte mich daher dahin über, zog mir aber durch eigene Unvorſichtigkeit ein ſolch hitziges Fieber zu, daß ich abermals am Rande des Grabes ſchwebte. Die brennenden Sonnenſtrahlen, denen ich mich ſo vielfach ausſetzte, die tropiſchen Regenſchauer, die mich ſo oft durchweicht, mochten jene Krankheit in mir vorbereitet haben, die bald durch einen gleich leichtſinnigen Eifer zum Ausbruch kam. In der Abſicht, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen, warf ich die Flinte auf die Schulter und betrat den nahe liegenden Wald, wo bald eine Heerde Affen meinen Jagdeifer in volles Feuer ſetzte, der mich immer tiefer waldeinwärts lockte, ohne mich zum Schuß kommen zu laſſen, bis mir dieß endlich doch gelang, ich aber zugleich auch gewahr wurde, daß ich in meiner Jagdwuth Weg und Richtung gänzlich verloren hatte. Die Vorſicht, einen Compaß einzuſtecken oder wenigſtens hie und da einen Zweig umzuknicken, hatte ich ganz außer Acht gelaſſen, weßwegen ich nun auch auf gut Glück verſuchen mußte, den Ausweg aus dieſem Labyrinth zu finden. Anfänglich ſtieg nicht der mindeſte Zweifel an einem glücklichen Erfolge in mir empor. Raſch und eifrig wand ich mich durch dichte Gebüſche, ja dieſes Vertrauen ließ mir in jedem niedergedrückten Blatte die Spur meines Fußes ſehen, ohne zu ahnen, daß ich mich immer weiter von meinem Ziele entfernte; — bis am Nachmittag, wo plötzlich ein fürchterliches Gewitter über mich hereinbrach, mit den ſinkenden Kräften auch meine Hoffnung, und endlich meine Sinne ſchwanden. Wie lange ich in dieſem Zuſtande gelegen, wußte ich nicht, doch die Beſinnung mußte mir lange geſchwunden geweſen ſeyn, denn als ich wieder eines Gedankens fähig, aber meine Glieder noch nicht wieder mächtig war, ſah ich, daß bereits die Nacht hereingebrochen, mit der ich auch alle fernere Hoffnung, vor Tagesanbruch den Ausweg zu finden, aufgab, und mir es unter dem Baume, unter dem ich zuſammengeſunken, ſo bequem als möglich machte; leider aber verwandelten Tauſende von Moskitos mein Lager zum Lucretius-Bett, und verſcheuchten jeden Augenblick der Ruhe, welche die ermatteten Glieder ſo herriſch forderten. Es waren ſchauerliche Stunden, die mir die Phantaſie, aufgeregt durch Fieberſchauer, die ich ſchon in meinen Gliedern fühlte, mit ihren Zerrbildern nur noch ſchauerlicher machte, und die nur dann und wann durch die Hoffnung verſcheucht wurden, daß Hr. Bach, dem ich meine Abſicht mitgetheilt, durch mein Außenbleiben beunruhigt, Leute nach mir ausgeſendet haben würde. Dieſe Hoffnung täuſchte mich nicht, denn es mochte Mitternacht vorüber ſeyn, als ich die fernen Töne eines Hornes und dann und wann den Schall eines abgeſchoſſenen Gewehres hörte; ich griff daher zu meiner Flinte, um dieſe Signale zu erwiedern, — doch vergebens ſchlug ich an, vergebens rannen die Thränen des Ingrimms aus meinen Augen, die Flinte verſagte wieder und wieder. Als ich beſinnungslos niedergeſunken, war dieſe neben mir hingefallen, der Regen hatte den Schuß und meinen Pulverbeutel durchnäßt! — Ich raffte meine letzten Kräfte zuſammen und kroch gegen die Gegend hin, aus der mir die Signale entgegentönten, mußte jedoch nur zu bald das eitle Beginnen aufgeben, da das Fieber, welches jetzt zum vollen Ausbruch kam, mir Glieder und Beſinnung lähmte. Bei Tagesanbruch hatten die Leute den erlegten Affen, den ich früher ſchon hatte fallen laſſen, damit meine Spur und endlich mich ſelbſt gefunden. Von da folgte eine lange und trübe Nacht; viele, viele Wochen lag ich in vollem Fieberwahnſinn, bis endlich meine feſte Natur über dieſes ſiegte und mich dem Leben wiedergab.

Noch waren aber die Inſtructionen von London nicht eingetroffen, und die Ungewißheit um ſo drückender, als wir uns alle aus den ungeſunden Umgebungen Georgetowns hinwegſehnten, indem das gelbe Fieber und die Pocken immer noch mit gleicher Stärke wüthelen. Dieſe Spannung wurde noch durch die Gewißheit erhöht, daß unſere jetzige Expedition ihren friedlichen Charakter verloren hätte, und wir außer den Gefahren, welche die Natur uns entgegenſtellte, auch denen entgegengingen, die uns Menſchen bereiten würden. Die ebenfalls gegen Braſilien hin ungewiſſe Gränzlinie hatte ſchon im Jahre 1839 eine gewiſſe Spannung zwiſchen England und Braſilien hervorgerufen. Durch Vermittlung und auf Anregung meines Bruders war an unſerem jetzigen Aufenthaltsorte, Pirara, eine proteſtantiſche Miſſionsſtation errichtet worden, der ein Hr. Youd vorſtand, und die unter ſeiner Pflege die herrlichſten Früchte trug. Das ſonſt kleine Macuſi-Dorf nahm mit jedem Tage an Häuſerzahl und Bevölkerung zu, die bald, da Hr. Youd kam wahren, nicht aber vom blinden Miſſionseifer getrieben wurde, zu mehreren Hunderten angewachſen war. Nur zu ſchnell erregte dieſer glückliche Erfolg die Eiferſucht der benachbarten katholiſchen Geiſtlichkeit, und unter dem Vorwande, daß Pirara noch zum braſilianiſchen Gebiete gehöre, daß hier Youd die Indianer der braſilianiſchen Regierung entfremde, ſie in der engliſchen Sprache und in einer falſchen Religion unterrichte, ſandte das Gouvernement des obern und untern Amazonenſtroms ein Detaſchement Soldaten und den katholiſchen Miſſionär Joſé dos Santos Innocentes dahin, ließ Hrn. Youd und ſeine Schüler vertreiben und den Ort durch dieſe beſetzen. Schon im Februar 1840 war der Polizei-Inſpector und zwei Lieutenants von Georgetown mit Depeſchen nach Pirara geſendet worden, um der Beſatzung zu verkünden, daſſelbe zu räumen, widrigenfalls Gewalt angewendet werden würde. Es wurde der Weiſung keine Folge geleiſtet, und mit den Inſtructionen erwartete man zugleich auch die Beſtimmung der Regierung, welche Schritte ferner in dieſer Sache gethan werden ſollten.

Endlich trafen die erſehnten Depeſchen ein, und mit ihnen zugleich der Befehl an das erſte Bataillon des erſten weſtindiſchen Regiments, dem zwei Geſchütze, Aerzte, Commiſſäre und das nöthige Material beigegeben wurden, um Pirara zu befeſtigen, die Expedition bis dahin zu begleiten und die Braſilianer mit Gewalt zu vertreiben.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Münzmaſchine. Ein Hr. Cotton, Gouverneur der Bank von England, hat eine Maſchine erfunden, welche Goldſtücke einzeln wägt, und die leichten ausſondert von denen, welche das volle Gewicht haben. Eine Münze nach der andern rollt auf eine Platte, und wird, wenn ſie vollwichtig iſt, alsbald wieder durch eine vortretende Zunge weggeſchoben; iſt ſie zu leicht, ſo ſenkt ſich die Platte und das Goldſtück wird in ein anderes Behältniß geſchoben. Die Maſchine iſt ſo fein, daß ſie $\frac{1}{100}$ eines Sovereign'or unterſcheidet, und macht ihr Geſchäft ſo ſchnell ab, daß in 6 Stunden 10,000 Stücke ausgeſiebt werden. (Litt. Gaz. vom 25 März.)

Sonderbare Luſterſcheinung. Die Madrider Journale erwähnen, daß man zu Valencia am 1 März während eines kurzen, aber heftigen Sturmes eine ungeheure rothe Maſſe am Horizont ſich erheben ſah, die allmählich vorrückte und endlich den ganzen Himmel über der Stadt bedeckte. Sie verſchwand dann langſam, ließ aber in den Straßen einen feinen röthlichen Staub zurück. (Athenäum vom 18 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Zweites Intelligenzblatt, herausgegeben von L. O. Weigel, Buchhändler in Leipzig.)

Digitized by Google

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

15. Gunabad.

Gurian ist der Name eines Bezirks und einer bedeutenden Stadt nordwestlich von Herat, vierzig englische Meilen von dieser Stadt entfernt, an der Straße nach Mesched. Gurian liegt in einer fruchtbaren Landschaft und der Betrag der Abgaben, die dieser Bezirk nach Herat liefert, kann zu 50,000 persischen Thalern angeschlagen werden. Die Hauptstadt dieses Districtes war früher Ahenscheran, eine feste Stadt, deren erbliche Statthalter bis zu der Zeit des Behram Schah von Ghizni Nachkommen des in der altpersischen Geschichte so berühmten Zohak gewesen seyn sollen; in die Hände der Khorasan erobernden Araber soll Gurian niemals gefallen seyn, und in ihrem Gebiete liegt ein Fort, Namens Tschonar, welches, der Sage nach, so fest ist, daß es nur einmal und zwar von Salowo, dem Sohne Davids, eingenommen wurde.

Tun ist eine große, verfallene Stadt, die früher bedeutender war und südwestlich von Mesched liegt. Von Tun nach Gunabad führt der Weg fast nur durch öde Gegenden, mit Ausnahme der letzten zwanzig Meilen von dieser Stadt, die von vielen Obstgärten umgeben ist, welche wegen der Güte ihrer Granatäpfel berühmt sind. Die Bevölkerung von Gunabad und der zu dem Stadtgebiete gehörigen Dörfer mag 40,000 Seelen betragen. Es werden in dieser Gegend viele Ziegel, Teller, Schüsseln, Krüge nicht nur verfertigt, sondern auch sehr schön glasiret und gemalt, weßhalb die Töpferwaare von Gunabad sehr geschätzt ist.

Die Städte Tubbus und Turschiz waren in früherer Zeit bedeutender als jetzt, wo sie nur wenig Einwohner zählen. Die Gärten liefern Datteln und Orangen, und der Tabak von Tubbus gilt fast für den besten in Persien. Turschiz besteht aus zwei Theilen, aus der alten, Sultanabad genannten, und aus einer neuen Stadt, die Obeidullah, einer der herrschenden Häuptlinge des vorigen Jahrhunderts, erbaut hat. Jetzt hat der König von Persien einem geliebten Cousin diese Stadt zur Wohnung und zum Unterhalt angewiesen; aber die Gegenwart dieses Prinzen hat die gewöhnliche traurige Wirkung gehabt, die wir an allen Orten bemerken, wo ein Mitglied der königlichen Familie residirt: er erpreßt mehr als irgend ein anderer Statthalter, und diese willkürlichen Bedrückungen verhindern jeden Wohlstand. Der Haupthandel von Turschiz besteht in einem Transitgeschäft zwischen Herat, Mazanderan und den nordwestlichen Provinzen von Persien.

Serruk, die Ruine einer sehr alten Stadt, liegt an dem nördlichen Abhang der Hügel, von Mesched nordöstlich, und der Weg dahin führt durch eine bloß von wandernden Nomaden bewohnte Gegend. Es ist der Hauptaufenthalt des Hakim Chan, des Häuptlings des Sullurstammes, dessen Glieder ihre Zelte um die wenigen noch übrigen bewohnten Häuser aufgeschlagen haben. Einige Usbeken und Kaufleute aus benachbarten Landen haben sich hier angesiedelt und versehen die Hirtenstämme mit allen ihnen nöthigen Waaren, wogegen sie ihnen den Ertrag ihrer Heerden und ihrer Wedereei abkaufen.

Da Serruk an der Hauptstraße von Mesched nach Buchara und Balkh liegt, so ziehen die Karawanen von allen diesen Orten gewöhnlich hier durch und selbst die von Chiwa, wenn sie ihren Weg nach Merw nehmen, machen oft einen Winkel und gehen über Serruk. Es werden hier große Kamel- und Pferdemärkte gehalten, und zu bestimmten Perioden hat man hier die Wahl unter den schönsten Thieren, die in der Wüste gezogen und zum Verkauf hieher gebracht werden.

Hakim Chan und sein Stamm sind den persischen Behörden zu Mesched dem Namen nach unterworfen; übrigens übt er nur einen geringen Einfluß auf seine Stammgenossen aus, und die beste Sicherheit für ihr Betragen gewähren die als Geiseln dienenden Glieder ihrer vornehmsten Familien, die in Mesched und Teheran leben; dennoch erlauben sie sich oft Raubzüge mit andern Nomaden, und es würde schwer seyn, sie von ihrem Verbrechen zu überführen, während es sehr unklug wäre, wenn man sie durch Bestrafung der Geiseln zum offenen Aufruhr treiben wollte.

Die Straße von Serruk nach Balai Murgab führt über 120 (engl.) Meilen lang durch eine gebirgige, wüste Gegend, die nur von den wildesten Horden bewohnt wird; in dem obern oder südlichen Theil dieses großen Bezirkes hat der

Digitized by Google

Murgabfluß ſeine Quelle, in den Bergen der Hazara. Er wird durch einige Flüſſe verſtärkt und verliert ſich zuletzt in der Sandwüſte. Der Heriend oder Fluß von Herat, welcher im Süden dieſer Stadt entſpringt, fließt in nördlicher Richtung, bis er unweit von Serruk mit dem Tedſchen ſich vereinigt; beide Flüſſe nehmen die Gewäſſer aus der Ebene von Meſched auf, und fließen immer nördlich durch die Wüſte, bis ſie ſich mit dem Murgab vereinigen. Durch Schilf und Röhricht windet ſich der Tedſchen in der Steppe hin, und nur im Frühjahr, wenn der Schnee auf den Höhen ſchmilzt, wächst er zu einer bedeutenden Größe an.

Gang der Dinge in England.

(Fortſetzung.)

Die Folgerung aus dem Obigen kann ſich jeder ziemlich ſelbſt machen: wenn der Taglohn bleibend ſinkt, ſo muß man dem Volke wohlfeiles Brod verſchaffen und muß ihm die Laſten, welche es nicht mehr tragen kann, abnehmen, alſo: Abſchaffung der Korngeſetze, Verminderung der Accise auf Lebensbedürfniſſe, welche den Armen zu gleicher Zahlung wie den Reichen heranzieht und eben darum eine Ungerechtigkeit begeht. Indem man aber die Zölle auf alle Einfuhr von Lebensmitteln aufhebt, und Englands Ackerbau der Concurrenz von Ländern wie Polen und Amerika öffnet, muß der Preis des Korns dauernd ſinken, und eben damit der Werth des Geldes ſteigen; indem aber der Werth des Geldes ſteigt, die Bezahlung aller Schulden ſomit viel läſtiger wird, gehen nicht nur Tauſende von verſchuldeten Gutsbeſitzern zu Grunde, ſondern auch die Nationalſchuld wird eine Laſt, welche mit jedem Tage ſchwerer auf die Nation drückt. Dieſe Reihe von Folgerungen ſteht da wie ein Schreckgeſpenſt. Ein Drittheil, wenn nicht die Hälfte des Adels ruinirt, das Erſtgeburtsrecht in ſeiner Tiefe erſchüttert, das wachſende Deficit nur durch furchtbare, auf den Grundbeſitz gelegte directe Steuern gedeckt, das iſt die Ausſicht, vor der ſo viele zurückſchrecken, während die entſchloſſenern Radicalen geradezu erklären: „was kümmern uns hunderttauſend Adelige und Reiche? was kümmert uns alle das leere Geſchwätz im Parlament? das Volk will leben!“ Im Jahre 1828 ſchlug Hr. Hume, der radicale Hr. Hume, vor, man ſolle einen feſten Kornzoll von fünfzehn Shilling annehmen, ſolchen jährlich um einen Shilling vermindern, bis er auf zehn Shilling geſunken ſey, und ihn dann belaſſen; vor zwei Jahren hätte man noch Lord J. Ruſſells fixen Kornzoll von acht Shilling mit Dank als eine für Belebung des Handels ſehr wohlthätige Gabe angenommen, und jetzt verlangt man mit immer größerer Entſchiedenheit gänzliche Aufhebung aller Kornzölle. Iſt dieß nicht die alte Geſchichte von der Sibylle? ſie verlangt immer denſelben Preis, und bietet immer weniger dagegen. Lord John Ruſſell ſagte in der Debatte über Lord Howicks Motion: „die Herren gegenüber ſehen es als einen Triumph über mich an, wenn ich zugebe, daß ein Zoll von acht Shilling die Frage über die Korngeſetze jetzt nicht mehr beilegen würde. Ich habe aber ſchon im vorigen Jahre meine Meinung ausgeſprochen, und theile ſie noch, daß ein Zoll von acht Shilling im Jahre 1841 die Frage auf viele Jahre hinaus beigelegt hätte. Der augenblickliche Triumph aber, daß mein Vorſchlag eines Zolles von acht Shilling im Jahre 1841 verworfen wurde, wird am Ende eine weit umfaſſendere Maaßregel, als damals das Land befriedigt hätte, nicht verhindern.“ Ein Hauptgrund, weßhalb man die Korngeſetze jetzt ganz abſchaffen will, liegt in den Pachtern; dieſe drohen, ſich auf die Seite der gänzlichen Abſchaffung der Korngeſetze zu ſtellen, weil eine allmähliche Abſchaffung die jetzigen Pachtſchillinge belaſſen würde, während eine gänzliche, mit einem Sprung geſchehende Aufhebung die Gutsherren nöthigen würde, neue Pachtverträge einzugehen.

Man kann ſchon aus dem Obigen abnehmen, wie groß die Verlegenheiten der Regierung ſind, allein ſie werden durch perſönliche Umſtände noch erhöht: Sir R. Peel iſt mit dem ausdrücklichen Verſprechen, die gleitende Scala zu erhalten, ins Miniſterium getreten, er hat ſie im Anfange der vorigen Parlamentsſeſſion abermals feierlich ſanctionirt, und noch in demſelben Jahre ſind eine Menge Kaufleute der gänzlich verfehlten Maaßregel als Opfer gefallen, ſo daß die ganze Handelswelt ein entſchiedener Gegner der gleitenden Scala geworden iſt. Soll er, wie die Orientalen ſich ausdrücken, ſeine eigenen Worte eſſen und ſeinen Irrthum vor aller Welt bekennen? Dazu konnte er ſich nicht entſchließen, und ſo verfiel man auf das ſeltſame Auskunftsmittel, die gleitende Scala auf der einen Seite beſtehen zu laſſen, auf der andern abzuſchaffen, Canada wird als ein integrirender Theil des Reichs erklärt, canadiſches Getreide ſoll zollfrei, und amerikaniſches über Canada zu drei Shilling per Quarter eingeführt werden. Die Gründe für dieſe Maaßregel und die Hoffnungsloſigkeit des Erfolgs in mercantiliſcher Beziehung haben wir ſchon früher auseinandergeſetzt (ſ. Nr. 61), eine andere Berückſichtigung iſt aber noch ernſterer Art: mit welchem Rechte ertheilt England den Vereinigten Staaten ein Vorrecht, deſſen Deutſchland, Rußland, Ungarn und Italien, die bedeutendſten Getreidelänber Europa's, nicht gleichmäßig genießen können. England iſt durch Verträge verpflichtet, deutſches, polniſches, ruſſiſches Getreide unter denſelben Bedingungen, wie die jedes andern Landes zuzulaſſen, und bricht dieſe Verträge, ſobald der oben erwähnte Plan ins Leben tritt, welchen, beiläufig bemerkt, Lord Stanley bereits im Parlament angekündigt hat. Welche Früchte wird es tragen, wenn England mit ſolchem Beiſpiele vorangeht? Das ſchwache Braſilien kann es zwingen, eine zweifelhafte Vertragsbeſtimmung anzuerkennen, mit welcher Stirn aber wird es in Europa die Erfüllung von Verträgen fordern, wenn es ſelbſt durch Parlamentsbeſchlüſſe ſich über Verträge hinwegſetzt. In Deutſchland freilich dürfte jedem, der nicht ganz blind iſt, die Luſt vergehen, ſich ferner auf Handels- und Schifffahrtsverträge mit England einzulaſſen, und die Kaufleute von Hamburg, Stettin und Danzig werden nicht ermangeln, ihre Stimme gegen ein ſolches Verfahren zu erheben, und ſich nicht mit eitlen Klagen zu begnügen.

Digitized by Google

Diese Angelegenheit ist von sehr großer Bedeutung, wir wollen sie aber hier nicht weiter verfolgen, können jedoch nicht umhin, unser Urtheil im Allgemeinen darüber abzugeben. Die beabsichtigte Maaßregel ist ein schreiendes Unrecht gegen andere Staaten, namentlich gegen Deutschland, und sie wird hinsichtlich Nordamerika's ihren Zweck verfehlen; von Seite Deutschlands kann sie, wenn man sich dazu ermannt, nur Repressalien, und zwar sehr empfindlicher Art zur Folge haben, und nach Nordamerika wird die Ausfuhr von Manufacten nur wenig besser gehen, während in England selbst das Ungenügende der Maaßregel nur die Unzufriedenheit steigern kann, denn wenn auf diesem Wege das Brod auch noch wohlfeiler wird, als es jetzt schon ist, so kann dieß nur Pächter und Grundherren erbittern, während für die arbeitende Classe der Manufacturisten wenig oder nichts gewonnen, ja möglicherweise noch verloren wird. Diese Maaßregel kann je nach Umständen die nahe oder ferne Veranlassung zum Sturze des jetzigen Ministeriums seyn, dessen Erbschaft zu übernehmen wenige den Muth haben werden, denn sie vermehrt die Schwierigkeiten der Lage um ein bedeutendes; nicht genug, daß man auf andern Seiten nichts gewinnen, vielmehr verlieren muß, wird dadurch auch in Canada ein neues Monopol erschaffen, dessen Wiederaufhebung sehr schlimme Folgen haben kann. Aus dem Monopol im eigenen Lande hat man also sichtlich keine Lehre gezogen.

Je mehr man diese Verhältnisse in ihren Einzelnheiten betrachtet, desto mehr wird man auf die Ansicht geführt, daß es der englischen Regierung mit all ihrer unläugbaren Einsicht nicht besser geht, als andern: sie scheut sich vorwärts zu gehen, und kann nicht mehr zurück, sie hat das Princip der Handelsfreiheit laut verkündet, aber immer wieder eine hindernde Bedingung daran geknüpft; sie hat es in manchen kleinen Gegenständen ziemlich frei walten lassen, nur aber in den größeren Gegenständen, in Zucker und Getreide, d. h. gegen die aristokratische Classe, welche in Westindien und England im Besitz des Bodens ist, hat man nicht für gut befunden, das Princip gelten zu lassen, und doch wird mit jedem Jahre, welches man ungenützt verstreichen läßt, die Wunde im innern Staatsleben klaffender, die Spaltungen zwischen den Reichen und Armen, den Bevorrechteten und den Bedrückten größer; was im Jahre 1828 vergleichungsweise noch ein Spiel gewesen wäre, was im Jahre 1841 auf mehrere Jahre hinaus das Land befriedigt hätte, das genügt jetzt nicht mehr, und der Einschnitt, welcher in das beegebrachte und verdrießte Monopol doch gemacht werden muß, wird nur immer tiefer, schmerzlicher und gefährlicher werden. Die Tories haben sich über die Erbschaft der Whigs beklagt, die Erben der Tories werden noch eine viel ernstere Klage erheben.

(Schluß folgt.)

Stephens' Werk über Yucatan

ist jetzt unter dem gewöhnlichen Titel des Verfassers: „Incidents of Travels," bei Murray in London erschienen, und zwar wie sein Werk über Centroamerika mit einer großen Anzahl Abbildungen, nicht weniger als 120. Normans Mittheilungen über Yucatan (s. Nr. 44 ff.) erhalten dadurch eine große Vervollständigung, denn Stephens war wiederum von dem Maler Catherwood wie auf seiner ersten Reise begleitet. Da wir demnächst das Werk erwarten, um vollständigere Auszüge aus demselben zu geben, so heben wir vorerst aus den ziemlich unbedeutenden Mittheilungen des Athenäums (vom 25 März) nichts aus; da wir indeß vor kurzem (s. Nr. 81 und 90) einige Nachrichten über das alte Yucatan nach spanischen Schriftstellern gegeben und auf die frühere Civilisation der dortigen Völker aufmerksam gemacht haben, so können wir nicht umhin zu erwähnen, daß die Reisenden auf mehrere ungeheure Cenotes oder unterirdische Wasserbehälter stießen. Ohne künstliche Bewässerung ist in Yucatan kein Anbau des Landes im Großen möglich, und da die armen Indianer die Kosten einer solchen Bewässerung nicht bestreiten können, so sind sie den großen spanischen Gutsbesitzern zu halber Leibeigenschaft verfallen. In alter Zeit aber scheint die indianische Regierung große Wasserwerke angelegt zu haben, was gewiß einen nicht wenig fortgeschrittenen Gesellschaftszustand beweist.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Diese Nachricht verbreitete schnell neues Leben, neue Thätigkeit unter uns, und da wir vielleicht auf mehrere Jahre vom civilisirten Leben Abschied nehmen sollten, so waren natürlich die Vorbereitungen auch nicht so schnell beendet, bis der 25 December 1841 heranrückte, an dem wir Georgetown verließen, nachdem wir noch am Abend zuvor einem der glänzendsten Bälle bei dem Gouverneur Sir Th. Light beigewohnt, den dieser zu Ehren seines Neffen veranstaltet hatte, um so die Eindrücke, die das civilisirte Leben auf uns zurückgelassen, frisch und neu in die von diesem noch unberührten Urwälder mit hinüber zu nehmen.

Im raschen Fluge fuhren wir auf einem Dampfboote an der Küste zwischen dem Demerara und Essequibo hin, — das Militär folgte uns erst nach drei Tagen, — und in die Mündung des Essequibo ein, bis wir die Station Ampa am östlichen Ufer des Flusses erreicht, wo wir das Boot verließen und unsere fernern Vorbereitungen, wie auch die Completirung unserer Bootsmannschaft noch unter den Indianern und Halbindianern des Essequibo und Mazaruni bewerkstelligten. Das freundliche Culturbild, das der Essequibo bis hieher bietet, habe ich schon in meinem frühern Berichte zu entfalten gesucht, ich übergehe es daher, und will nur versuchen im raschen Wechsel die neuen Scenen, die jeder Tag vor meinem staunenden Blick aufrollte und entfaltete, an Euch vorüberzuführen.

Nachdem wir unsern Zweck erreicht, verließen wir am vierten Tage nach unserer Ankunft zu Ampa die Station in fünf Corials und fuhren den Essequibo aufwärts, der einige Tage hindurch unserem raschen Vordringen in seine spiegelglatten Fläche kein Hinderniß entgegensetzte, bis uns am Nachmittag des dritten Tages das veränderte Aeußere desselben die Nähe eines solchen verrieth. Es waren dieß die Aritaka-Fälle, die sich gegen sechs geographische Meilen stromaufwärts ausdehnen, und durch eine 200' hohe Bergkette, durch welche sich der Fluß seinen Weg

Digitized by Google

gebahnt, hervorgerufen werden. Unzählige Klippen, riesige Granitblöcke durchschneiden gleich einer Schutzmauer den Spiegel des sich bis dahin ruhig fortwälzenden Stromes, durch deren Spalten, die oft nur einige Fuß, oft aber 40 bis 60 Fuß breit sind, sich das Wasser mit stundetäubendem Getöse den Weg bahnt. Der gefährlichste unter diesen Fällen ist der von Itaballi; denn je höher der Sturz, je mehr Felsenblöcke sich dem ruhigen Lauf des Stromes entgegensetzen, um so mehr steigern sich für den Reisenden auch die Gefahren. Entweder müssen dann die Canots ausgeladen und längs dem Ufer hingetragen, oder, wo die Höhe nicht so bedeutend ist, an Seilen über den Fall gezogen werden. Gewöhnlich bildet die riesige Wassermasse an der Basis solcher Blöcke und Klippen mächtige Strudel und Wirbel, in denen das Wasser in wilden Wogen aufbraust und alles, was es erfassen kann, in sich begräbt. Ein breiter Saum weißen Schaumes bezeichnet die Gränze des entfesselten Elements. Nachdem ein langes Seil an den Schnabel des Canots befestigt und die besten Schwimmer es versucht, mit dem andern Ende desselben die nächste Klippe zu erreichen, wird die Spitze des Fahrzeugs in den Strudel gerichtet und dieses mit vereinter Kraft von der Klippe aus gegen den Scheitel des Falles angezogen, wobei der glückliche Erfolg des Unternehmens einzig von der Gewandtheit des Steuermanns abhängt, der in ihm sitzen bleibt, um dasselbe in gerader Richtung zu erhalten. Erreicht das Boot glücklich den Scheitel, so lenkt er es aus dem Strom und legt es gegen die Klippe an, auf der die Schwimmer Posto gefaßt, und zwar so, daß der Kopf gegen den Strom gerichtet bleibt. Jetzt springen die kühnen Schwimmer mit Gedankenschnelle in das Boot, setzen mit aller Kraft die Ruder ein und versuchen den Strom des mit Macht sich hinwälzenden Wassers zu durchkreuzen; gelingt dieß, so ist das Fahrzeug gerettet, war aber ihre Kraft oder die Geschicklichkeit des Steuermanns nicht groß genug, so dreht sich der Schnabel desselben; rettungslos fährt es der Breite nach den Fall hinab und kommt gewöhnlich in Trümmern an jenem Saume von Schaum wieder zum Vorschein.

Als wir nach langem Aufenthalt endlich die Schwierigkeiten der Reitaku-Fälle überwunden, gewann der Fluß ein anderes Aeußere. Zahllose Sandbänke unterbrachen die spiegelglatte Oberfläche, welche von zwei Species Schildkröten und der Lacerta Iguana belebt wurden, die ihre Eier in den Sand der Bänke gelegt. Es war dieß ein willkommener Fund für uns und unsere Indianer, die eine ungemeine Geschicklichkeit in ihrem Auffinden besaßen, da diese Eier frisch eine besondere Delicatesse sind. Während der Legezeit unternehmen die benachbarten Stämme große Expeditionen hieher, um diese Eier zu sammeln und zu räuchern, wo sie sich lange Zeit halten.

Nachdem wir an der Insel Aramisari-Iruparu angekommen, passirten wir an ihrer südlichen Spitze die Mündung des Tipuri, des beträchtlichsten Flusses, auf den wir seit der Mündung des Cuyuni gestoßen und der sich von Südwesten her mit dem Essequibo verbindet. Die Ufer des letztern sind hier 10 bis 12 Fuß hoch und bestehen fast durchgehends aus Lehm und Sand. Bei der Insel Ho-Oberuru beträgt die Breite des Stromes 1520 Ellen, wobei sich in Südost die etwa 640 Fuß hohen Aruisaro-Hügel erheben. Die Umsäumungen der Ufer wurden immer malerischer und überraschender. Hügel reihten sich an Hügel, bedeckt mit der ganzen Ueppigkeit einer tropischen Vegetation, unter der sich besonders die Mora excelsa, der Riesenbaum der Tropen, mit ihren schönen dunkelgrün belaubten Zweigen auszeichnete. Zahlreiche Species Bignonien mit ihren rosa und gelben, eine Menge Passifloren mit scharlachrothen und weißen Blüthen, das Cambretum racemosum und die Norantea guianensis schlangen sich in zauberhaften Festons, übersäet mit dem üppigsten Blüthenschmuck von Zweig zu Zweig, und bildeten mit den großen, dunkelgelben Blüthen der Martia und den blauen der Jacaranda den freundlichsten Contrast in dem dunkeln Laubwerk der riesigen Laubbäume, während ein wie von Feenhänden gestickter Teppich niederer Blumen den ganzen Boden bedeckte.

Gewöhnlich wurde gegen eine größere Sandbank zu unserem Nachtlager ausgewählt, da unsere Versuche im Fischen an solchen Stellen immer erfolgreicher als an den buschigen Ufern des Flusses waren. Brach der Abend herein, war eine solche Bank zum Nachtquartier ausersehen, war gelandet, dann konnte auch jeder der Bootsleute seine Beschäftigung. Die einen eilten an das Ufer, um Pfähle für die Zelte zu hauen, andere zündeten die Feuer an; die Jäger nahmen ihr Gewehr und gingen in den Wald, während sich die Fischer beeilten, ihr Fischzeug in Ordnung zu bringen, die Angeln auszuwerfen, und andere wieder strichen mit Bogen und Pfeilen die Ufer entlang, um Fische zu schießen. In kurzer Zeit war unser Lager in vollkommener Ordnung, und das dringende Verlangen unserer hungerigen Mägen beschwichtigt.

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Indianern ist es, daß, wenn sich Individuen aus verschiedenen Stämmen vereint auf der Reise befinden, sie dann niemals zusammen aus einem Topfe essen, ja nicht einmal nahe bei einander schlafen; — jeder Stamm bildet sein eigenes Lager, und da unsere Begleitung aus Warrau, Alawais, Macusis und Paravanos bestand, so bildete unser Lager immer eine kleine Zeltstadt, die schon durch diese in vier verschiedene Abtheilungen zerfiel. Die Feuer zur Bereitung des Abendessens breiteten sich dann nach allen Richtungen aus, über denen der irdene Topf entweder mit einer Iguana, einem Fisch oder einem Affen hing. War das Wetter gut, so begnügten sie sich ihre Hängematte zwischen zwei Bäumen oder Pfählen aufzuhängen, war aber Regen vorauszusehen, so waren im Nu eine Menge kleiner Hütten errichtet, die mit den Blättern einer Musacee bedeckt wurden. Es würde schwer seyn, sich ein malerischeres Bild zu entwerfen, als sich gewöhnlich bei einer solchen Gelegenheit entfaltet, besonders wenn der Mond mit seinem sanften Lichte die dunkeln Wolken durchbrach, und die majestätischen Wellen des Stromes mit silbernen Säumen umgürtete und die dicht bewaldeten Inseln scharf begränzte, während die hohen Ufer sich düster über den sanften Wellen erhoben und ihre dunkeln Schatten in das Silbermeer hineinwarfen, zu denen die grellen Lichter der zahlreichen Feuer auf der Bank mit den auftauchenden und wieder verschwindenden Indianergestalten den grellsten Contrast bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Delvigne's neuer Carabiner. Delvigne, bereits bekannt durch wichtige Verbesserungen an den Feuerwaffen, hat kürzlich einen Carabiner erfunden, der mit einem sehr kurzen Laufe (etwa 14 Zoll) und einer schwachen Pulverladung (3½ Grammes auf eine Lothkugel) auf große Entfernung mit Sicherheit trifft. Die Form der Kugel, wenn man sie noch so nennen darf, ist konisch-cylindrisch. Bei Versuchen, die zu Versailles angestellt wurden, traf die Kugel die Scheibe in einer Entfernung von 400 Metres (1200 Fuß) mit aller Kraft und fiel abgeplattet zu Boden. Das Princip dieser Gewehre scheint darin zu liegen, daß die Kugel nicht auf dem Pulver aufsitzt, so daß letzteres sich schneller und gleichmäßiger entzünden und die Kugel mit größerer Kraft hinausschleudern kann. (Nav. and Mil. Gaz. vom 4 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1843.

Notizen über die Tajaks auf Borneo.

(Von Julius Kögel.)

Die vielen theils größeren, theils kleinern Völkerstämme, welche das Innere der großen Insel Borneo bewohnen, theilt man jetzt nach der Farbe und Verschiedenheit ihrer Haut in drei verschiedene Racen, nämlich die braunen, schuppigen und weißen Tajaks ein. Der Körperbau, die Gesichtsbildung und die Hautfarbe der sogenannten braunen Tajaks gleicht fast ganz der der borneotschen Malayen, und nur zuweilen zeichnen sie sich vor diesen durch einen schlankern Wuchs aus; dahingegen stehen sie den letztern an Muth und Civilisation bedeutend nach. Ihre Kampongs (Ortschaften) bestehen aus sehr kleinen, etwa 4 Fuß hohen und 8 Fuß langen, aus Schilf oder Kokoszweigen gefertigten Hütten, wovon nur wenige auf der Erde und bei weitem die Mehrzahl auf die Bäume gebaut sind. Die Kleidung der Tajaks ist höchst einfach, und besteht bei den Männern nur aus dem Kulet Kaiju (einem 1½ Fuß breiten Stück Bast), welches man um die Hüften bindet, und bei den Frauen gar nur aus Blättern verschiedener Bäume, womit sie ihre Geschlechtstheile bedecken. Die Waffen der Tajaks sind die bei verschiedenen malayischen Völkern so beliebten Klewangs (3—4 Fuß lange, am Griffe etwa 4, am andern Ende aber 6 bis 7 Zoll breite Schwerter), welche durch Bugineser oder Chinesen an die Tajaks verhandelt werden; ferner Tamies (aus spanischem Rohr sehr künstlich geflochtene Schilde, an welchen selbst eine Flintenkugel abprallt), und Bogen und Pfeile. Damit nun die Schwerterhiebe der Feinde die Köpfe der tajak'schen Krieger nicht von deren Rumpfe trennen können, trägt jeder der Tajaks einige von Chinesen verschacherte kupferne Ketten, die in 6 bis 8 in jedem Ohre angebrachte Löcher festgemacht sind, und von da bis unter die Schultern herabhängen.

Die schuppigen Tajaks, welche bei weitem nicht so zahlreich wie ihre braunen Landsleute sind, jedoch an Menge die weißen Tajaks übertreffen, leben vereint mit den braunen Brüdern in denselben Ortschaften; sie vermischen sich jedoch nur selten mit einander. Die in solchen gemischten Ehen gezeugten Kinder erhalten zum Theil eine braune, zum Theil schuppige Haut. Die Haut der sogenannten schuppigen Tajaks sieht den Schuppen europäischer Karpfen ähnlich, und wenn man mit der Hand darüber hinstreicht, fallen sehr oft solche Hautschuppen, namentlich im Gesicht ab. Hinsichtlich ihrer Geistes- und Körperbildung stehen die schuppigen mit den braunen Tajaks auf gleicher Stufe; eben so wie auch ihre Kleidung und ihre Waffen gleich denen der braunen Brüder sind. Unter diesen schuppigen Tajaks findet man auch sehr viele, welche 5 bis 7 Zoll lange Schwänze haben. *) Die Schwänze solcher Menschen, die hier nicht (wie dieß manchmal bei den Eingebornen auf Java geschieht) abgeschnitten, sondern mit dem Kulet Kaiju oder mit Blättern bedeckt werden, sind nicht mit Haaren bewachsen, gleichen übrigens den Schwänzen der Schweine gar sehr.

Die weißen Tajaks bewohnen die Hochgebirge des Inneren von Borneo. Von den braunen und schuppigen Tajaks sehr gefürchtet und oft mit diesen im Kriege lebend, vermischen sie sich fast niemals mit denselben. Uns Europäern ist ihre Lebensweise und ihre Staatsverfassung noch sehr wenig bekannt, denn nur dann und wann werden einer oder einige derselben nach den holländischen Besitzungen auf Borneo oder Celebes gebracht. Die Hautfarbe dieser weißen Tajaks, die von ihren braunen Landsleuten, von Malayen und Chinesen als besonders roh und wild geschildert werden, ist theils kalkweiß, theils Paille, und nur bei wenigen isabell; sie sind etwas kleiner wie ihre dunkelfarbigern Brüder und haben eben so wie die Malayen und die andern Tajaks starke schwarze Haare und schwarze Augen. Kleidung, Waffen und Wohnungen sind höchst wahrscheinlich dieselben, wie die der schuppigen und braunen Tajaks, nur bewohnen die letztern meist die Thäler und die undurch-

*) Schon im Jahre 1841 hatte ich die Mittheilung gemacht, daß es geschwänzte Menschen, jedoch nur derartige Kinder, im javanischen Hochlande gäbe. Wie sehr dieß von Vielen auch bezweifelt worden ist, so kann ich jetzt nur wiederholt die Versicherung geben, daß außer den geschwänzten Menschen auf Java auch dergleichen Erwachsene unter den schuppigen Tajaks recht häufig anzutreffen sind, denn allein in Scharabas, 10 bis 15 Meilen von Pontianak befinden sich gegenwärtig an 20 geschwänzte Tajaks beiderlei Geschlechts.

Digitized by Google

dringlichen Waldungen, während die weißen Tajaks *) meist nur die unwegsamen Hochgebirge bewohnen, und deßhalb auch wohl nur in sehr kleinen Völkerschaften beisammen leben können.

Die borneo'schen Chinesen kennen ein Verschönerungsmittel, wodurch dann und wann einem der schuppigen Tajakrace angehörigen Mädchen eine weiße, oder richtiger, chinesisch-gelbe Haut zu Theil wird. Da es an chinesischen Frauen auf Borneo gar sehr mangelt, so vermählen sich die dortigen Chinesen häufig mit dortigen eingebornen Frauen. Zu diesem Behufe kaufen sie denn aber auch öfters schuppige Tajakmädchen, deren Haut natürlich sehr garstig aussieht. Diesem Uebel abzuhelfen, werden jene Mädchen mit einer von den Chinesen bereiteten Salbe bestrichen und alsdann in eine Höhle oder Grube gebracht, in welche weder ein Lichtstrahl noch ein frischer Luftzug eindringen kann. Die eingesalbten Mädchen müssen nun neun Tage lang in diesem Käfig bleiben, und erhalten während dieser Zeit nur Reis oder andere leicht verdauliche Speisen, in welchen sich durchaus kein Salz befinden darf. Nachdem diese Plagezeit vorüber ist, werden die eingesalbten Tajakfräuleins gehäutet, und die nunmehr sehr leicht sich ablösende, schuppige Haut von dem ganzen Körper derselben abgeschält. Eine sehr zarte, weiße oder gelbliche Haut tritt nun an die Stelle des garstigen blauen und schuppigen Fells. Aus manchem früher häßlichen Tajakfräulein ist nach der eben erwähnten Cur ein recht hübsches chinesisches Weibchen geworden.

Sämmtliche Tajaks sind in unzählige Völkerschaften auf Borneo getheilt; theilweise sind sie selbst den malayischen Sultanen unterworfen. Vor allem herrscht der Sultan von Sambas, ein Vasall der Holländer, auch über eine große Anzahl brauner und schuppiger Tajaks. Ein ziemlich großes Tajaksreich hat sich in neuerer Zeit an der Westküste Borneo's gebildet, welches Scharabas zu seinem Hauptorte und daselbst einen Tajak als König hat. Dieß Reich scheint neuerlich auch den Europäern sehr gefährlich werden zu wollen, denn durch die von jenem König gegebenen Gesetze sind dessen Unterthanen zum Menschenmorden, namentlich zu dem der Europäer, so zu sagen gezwungen worden. Im Reiche der Scharabas besteht nämlich das Gesetz, daß kein Tajak sich daselbst unter den üblichen Ceremonien verehelichen **) darf, wenn derselbe nicht vorher erst sieben Tajaks- oder Malayenköpfe seinem König überliefert hat; das Haupt eines Europäers oder zwei Chinesenköpfe werden von dem Tajakkönige auch für sieben Malayen- oder Tajaksköpfe angenommen. Die abgelieferten Menschenköpfe werden alsdann geräuchert und zur Zierde vor des Königs Hause aufgehangen. Derjenige Tajak nun, welcher dem deregten Gesetze genügt und die bestimmte Anzahl Menschenköpfe dem Könige abgeliefert hat, wird alsdann zum Panklihma (Officier oder Vorfechter) erhoben, erhält das Recht unter den üblichen Ceremonien sich vermählen und auch noch eine rothe Weste tragen zu dürfen, während denjenigen, welche noch nicht zum Panklihma befördert worden sind, keine andere als die oben erwähnte Kleidung zu tragen gestattet ist.

Nicht weniger grausam wie die Heirathsgesetze der Scharabaser sind die den Göttern dieser Tajaks dargebrachten Menschenopfer. Kriegsgefangene werden nämlich von Zeit zu Zeit von den Tajaks geopfert. Unter gewissen, von ihnen angebeteten Bäumen werden die unglücklichen, zu Opfern bestimmten Menschen erst geschlachtet und in mehrere Stücke zertheilt, alsdann unter kriegerischen Gesängen und Tänzen gebraten und aufgefressen.

Geld ist den Tajaks noch wenig werth, denn für Salz, Waffen, Spiegel, Knöpfe ꝛc. kann man von ihnen weit mehr Goldstaub, Edelsteine und andere werthvolle Sachen als für baares Geld erhalten; daher kommt es denn auch, daß sie bei ihren Seeraubzügen — wobei sie sich stets buginesischer Steuerleute bedienen — nur Menschen, Salz, Waffen u. dgl. mehr zu rauben suchen und die übrige etwa gemachte Beute ihren ausländischen Naurikern überlassen.

Ein besonderer Schmuck der Tajaks sind Halsketten, die aus mehrern an eine Schnur gereihten Zähnen wilder Thiere bestehen. Die Frauen haben als Schmuck ein aus Rottan (spanisches Rohr) gefertigtes Körbchen auf dem Kopf und einige aus Horn gefertigte Ringe um die Arme, in den Ohren und in der Nase hängen.

Alle Hausgeräthschaften der Tajaks sind aus Cokosnußschalen oder aus Bambus gefertigt, und ein Stück Bambuspfahl muß sogar als Kochtopf oder als Bratpfanne dienen, weßhalb diese Bambusgefäße denn auch nur ein einzigesmal gebraucht werden können.

*) Die weißen Tajaks sind indeß mit den sogenannten Kackerlacken — welche von malayischen Eltern auf den sundischen und molukkischen Inseln gezeugt werden — die zwar auch weiße Hautfarbe, jedoch weiße Haare, sehr oft rothe Augen haben und bei der Nacht besser als am Tage sehen können, nicht zu verwechseln.

**) Concubinat ist jedem Tajak gestattet.

Gang der Dinge in England.

(Schluß.)

Vergebens sieht man sich unter diesen Umständen nach einem Rettungsmittel um; wir können jedoch eines nicht mit Stillschweigen übergehen, da es nicht nur jetzt bereits im Parlamente zur Sprache gebracht ist, sondern auch das ganze Benehmen der Minister darauf hindeutet, daß es der Rettungsanker Englands werden soll. Es ist die schon von mehreren, zuerst von Hrn. Wakefield angeregte Idee, die Auswanderung nach den englischen Colonien auf alle Weise und zwar ganz systematisch zu befördern, damit die angewachsene Zahl neuer Consumenten der Industrie Englands einen stets steigenden Absatz sichere. Ch. Buller, der bekannte Secretär Lord Durhams, und wohl dereinstiger Colonialminister, wird den Gegenstand demnächst im Parlamente vorbringen, und das schon im vorigen Jahre dem Tarif zu Grunde gelegte Princip, sämmtliche Colonialerzeugnisse vor denen anderer Länder in der Einfuhr zu begünstigen (s. Nr. 135 ff. vom vor. J.), ist ein vorbereitender Schritt zu diesem Plane. Daß mit der Zeit der-

Digitized by Google

aus für England eine große Quelle des Handels und des Reichthums erwachsen kann, ist wohl nicht zu bezweifeln; es fragt sich aber, ob der Plan schnell genug reift, ehe die dringende Lage des Landes umfassende Aenderungen im Handelssystem und in der innern Organisation herbeiführt. Die Wahrscheinlichkeit spricht für letzteres, um so mehr, als bereits starke Stimmen auftauchen, daß der Plan einer systematischen Auswanderung keinen allgemeinen Anklang im Lande finden werde, so lange die Korngesetze bestehen, da man den Auswanderungsplan nur als einen Kunstgriff ansehen könne, um das „Kornmonopol" aufrecht zu erhalten.

Man kehrt also immer wieder zurück auf die Korngesetze, die wahre origo mali, deren schlimme Folgen auch neuerlich wieder (am 14 März) Lord Mounteagle (der ehemalige whiggische Finanzminister Spring Rice) auf eine eben so klare als unwiderlegliche Weise dargethan hat. Kein Anwesender erhob eine ernste Einsprache dagegen, und Lord Ashburton, derselbe, welcher den Vertrag vom 9 August mit Nordamerika abschloß, bestätigte die Ansicht Lord Mounteagle's, statt sie zu widerlegen, indem er sagte, die hauptsächlichste Ursache des Elendes im Lande seyen nicht die Korngesetze, sondern der fast gänzliche Ausfall des amerikanischen Marktes. Die Sprecher der Anti-Cornlaw-Ligue haben aber bis zum Ueberdruß bewiesen, daß gerade die Korngesetze der Hauptgrund seyen, weßhalb der amerikanische Markt den Manufacten Englands beinahe verschlossen sey. Zwar sprechen noch einige edle Lords davon, man könne den hart besteuerten Grundbesitzer nicht ohne Schutz lassen, aber Lord Mounteagle entgegnete treffend, daß man eben von Seite der Grundbesitzer jeder gründlichen Untersuchung der besondern, auf dem Grundbesitz haftenden Lasten widerstrebe, und dieß fand seine Bestätigung an demselben Tage im Unterhause, wo ein Hr. Ward die Forderung stellte, daß eine Committee niedergesetzt werde, welche die auf dem Grundbesitz haftenden Lasten genau untersuche. Sir R. Peel widersetzte sich, um nicht allzuoffen vor der Welt darzulegen, was schon oft von einzelnen bewiesen wurde, daß der Landbesitz in England schwächer, als im ganzen übrigen Europa, belastet sey. Wie lange man indeß mit der trockenen Weigerung der Abhülfe ohne allen Beweis für das Gegentheil ausreichen wird, in einem Lande wie England, wo alle öffentlichen Interessen so genau gekannt sind und so offen besprochen werden, das läßt sich freilich nicht mit Sicherheit angeben, wohl aber vermuthen, daß diese Zeit nicht sehr lange dauern werde. Zu einer Art von Entscheidung kommt es vielleicht bei der Verhandlung über die Einfuhr von canadischem und nordamerikanischem, über Canada eingeführtem Korn. Soll die Maaßregel in der bis jetzt angekündigten Art zur Ausführung kommen, so ist ein bedeutendes Sinken der Kornpreise in England vorauszusehen. Der Quarter Weizen kostet in New-York gewöhnlich 24 Shill., jetzt wohl noch weniger, und im Westen, in dem an die Seen stoßenden fruchtbaren Lande, darf man ihn, namentlich bei der jetzigen dort herrschenden Armuth an baarem Gelde, kaum auf 16 bis 18 Shilling anschlagen. Nimmt man aber auch 24 Sh. als Durchschnittspreis an, und schlägt für Zoll, Fracht und Umladekosten in Canada 16 Shill. an, — gewiß ebenfalls zu viel — so kommt der Quarter in England auf 40 Shill., und Canada in Verband mit Nordamerika kann so viel Getreide nach England liefern, daß der Mittelpreis von 56 Shill., welchen Peel im vorigen Jahre annahm, auf 40 bis 44 Shill. sinken muß, vielleicht auf 36. Dann ist es den Pächtern nicht mehr möglich, die jetzigen Pachtschillinge zu zahlen, und die Hochtories müssen sich so gut wie die Whigs und die Verfechter der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze gegen den Plan erklären. Mit diesem Mittel richtet also das Ministerium nichts aus, und es ist, wie schon erwähnt, nur geeignet, die Schwierigkeiten zu vermehren.

Uebersieht man den ganzen Verlauf der Verhandlungen über die Korngesetze und den Zustand des Handels, wie sie seit 20 Jahren geführt wurden, so muß man erkennen, daß jetzt nichts übrig bleibt, als die untere Classe zu erleichtern und die Last auf die Schultern der Reichen zu wälzen; Peel hat mit der Einkommensteuer den Anfang gemacht, und wird fortfahren müssen, der Arbeit die Last abzunehmen und sie auf den Absatz zu legen. Man wird einwenden, dieß sey eine zu demokratische Maaßregel, aber die ganze Grundlage unsrer neuern Staaten ist demokratisch und wird es immer mehr. Bald wird es eine durch keine Scheingründe mehr umzustoßende Wahrheit seyn, daß derjenige Staat der stärkste und der glücklichste ist, welcher die Arbeit und die nothwendigen Lebensbedürfnisse am wenigsten, den Besitz und den Luxus am meisten besteuert. Man wird freiwillig oder gezwungen zu der Einsicht gelangen, daß derjenige, welcher nichts besitzt als seine beiden Arme um zu arbeiten, auch nichts zahlen soll von seinem sauern Erwerb, weder direct noch indirect. Die innere Geschichte Englands ist höchst lehrreich in dieser Beziehung, denn nirgends hat man noch die Ungerechtigkeit, der Arbeit die größten Lasten aufzubürden, weiter getrieben.

Urtheil über die Boeren vom Cap.

Im jetzigen Augenblick, wo englische Truppen gegen die ausgewanderten Boeren ziehen, und man von verschiedenen Seiten diese Leute als eine rohe, verwilderte Race zu schildern sucht, ist es nicht ohne Interesse, aus einem englischen Werke: Notes and Reflections during a Ramble in the East. By C. R. Baynes, eine Charakteristik derselben zu entlehnen: „Das Benehmen dieser gastfreien und einfachen Leute ist instinctartig höflich; sie machen weniger Betheuerungen als die Franzosen, zeigen aber mehr Wärme als die Engländer, und nie hat eine Menschenclasse auf mich einen günstigern Eindruck gemacht, als die holländischen Boeren auf dem Cap. So weit ich immer Gelegenheit hatte sie zu beurtheilen, habe ich eine sehr hohe Meinung von ihrer Moralität gefaßt: besser geordnete Familien kann man nicht finden, einen unanständigen, irreligiösen Ausdruck habe ich nie vernommen, einen Betrunkenen nie gesehen, Achtung gegen die Eltern besteht in einem Grade, wie er jetzt in England selbst nicht gewöhnlich ist, und dem Gottesdienste wohnen sie trotz mancher Schwierigkeiten regelmäßig bei. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Familie in ihrem Wagen 4 bis

Digitized by Google

5 Stunden weit in die Kirche fährt, und um das Abendmahl zu empfangen, machen sie manchmal eine Reise von einer Woche zu großem zeitlichem Nachtheil und Verlust."

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Während der Nacht beeilten sich gewöhnlich die Fischer, die Angeln nach dem Lau Lau auszuwerfen, der nach dem Sudis Gigas der größte Süßwasserfisch Guiana's ist, oft eine Länge von 10 bis 12 Fuß und zuweilen eine Schwere von 200 Pfund erreicht. Sie schwimmen ungemein schnell und besitzen eine merkwürdige Muskelkraft; hievon nur ein Beispiel. Als wir den Parima aufwärts fuhren, hatten wir unser Lager an dem Scheitel eines der großen Fälle aufgeschlagen. Spät am Abend fuhr noch einer unserer indianischen Begleiter mit dem Boot aus, um Fische an der Angel zu fangen, während wir übrigen schon längst im tiefen Schlafe lagen. Plötzlich wurden wir durch ängstliches Hülfegeschrei aus diesem aufgeschreckt, und sahen bald den unglücklichen Fischer, der einen Lau Lau an seiner Angel, die Leine aber am Boote befestigt hatte, ohne ein Messer oder ein anderes Instrument bei der Hand zu haben, diese durchzuschneiden, in augenscheinlicher Gefahr, da der Fisch das Boot rasch dem Scheitel des Falls entgegenzog. Glücklicherweise kamen wir noch zeitig genug, mit Jagdmessern bewaffnet, um das Boot vor dem gefährlichen Sprunge zu bewahren.

Einige Tage später kamen wir in die Nähe des Aelfaro-Gebirges, das sich von Ost nach West hinzieht. Seine mittlere Höhe beträgt 600'. Sechzehn Meilen weiter südlich zwingt die gegen 200' hohe Hügelkette des Yagu, die sich längs des östlichen Ufers hinzieht, den Fluß, der von Westen kommt, seinen Lauf gegen Norden einzuschlagen, und fünf Meilen weiter aufwärts erreichten wir am linken Ufer die gegen 200' hohe Onmai-Kette, die den Fluß wieder mehr nach Osten drängt, so daß er hier den größten Winkel während seines ganzen Laufes bildet. Die Freude, die wir an dem ruhigen und glatten Spiegel des Flusses mit seinen romantischen und üppigen Ufern gehabt, sollte bald wieder gestört werden, da uns die Fälle von Cumaca und Akemaimalli neue Hindernisse in den Weg legten, an denen wir sogar unsere Boote ausladen mußten. Den folgenden Tag wiederholte sich dieselbe Arbeit an einem neuen Granitwall, der den Strom von Nordost nach Südwest durchkreuzte. Diese Felsendämme bildeten die Verbindungslinie zwischen den beiden Armen des Curamuen-Gebirges, das von dem Flusse durchschnitten wird und sich gegen 1200' erhebt. Kaum hatten wir neuen Athem geschöpft, als das ferne Brausen, die einzelnen Schaumflocken, die ruhig auf uns zutrieben, neuen Schweiß und neue Gefahren verkündeten. Bald sahen wir auch die Fälle von Benhuri-Bumoco vor uns, die wir aber ebenfalls glücklich überschritten; der längste Aufenthalt wartete unser jedoch noch: die Fälle von Waraputa, die gefährlichsten der ganzen Reise, waren noch zu übersteigen. Ungeheure Granitblöcke und riesige Felsenstücke, die in wilder Verwirrung aufeinander gethürmt sind, bilden eine zahllose Masse Canäle, durch welche sich das Wasser mit wüstem Getöse hindurchflüßt.

Nach der anhaltendsten und mühsamsten Arbeit, unter welcher oft das Leben der Bootsleute und unsere Fahrzeuge in der augenscheinlichsten Gefahr schwebten, gelang es uns endlich, auch diesen Felsenwall zu überwinden, worauf wir bald auf dem westlichen Ufer an dem protestantischen Missionsorte Waraputa landeten, das der Missionär Hr. Youd gegründet, nachdem er durch die Brasilianer aus Pirara vertrieben war. Das Dorf liegt an einer der romantischsten Stellen des Stromes, zählt bereits 30 Häuser und eine kleine Kirche, in welcher Hr. Youd in der Macusi-Sprache predigt, und wird von Macusis, Cariben und Paraunas bewohnt. Das freundliche Aeußere der Häuser, die Ordnung und Sauberkeit des Orts, die zufriedenen und fröhlichen Gesichter der Bewohner, die zugleich die ganzen Umgebungen in Ackerland verwandelt hatten, übten den angenehmsten Eindruck auf uns, und sprachen laut und deutlich von der Liebe und dem Segen, mit welchem Youd hier gewirkt hatte. Da wir uns hier gern mit unserem bewaffneten Nachtrab vereinigt hätten, so warteten wir mehrere Tage, und setzten, als dieser inzwischen ausblieb, unsere Reise weiter fort, wobei die Gesellschaft durch Hrn. Youd vermehrt wurde, indem bei der Aussicht, die sich durch unsere Mittheilungen über den Stand der Dinge eröffnet hatte, die alte Liebe zu seinem früheren Wirkungskreise wieder erwacht war. Nordöstlich vom Dorfe befindet sich der wichtigste der Waraputa-Fälle, der noch durch die Menge in den Felsen eingehauener Hieroglyphen bedeutend an Interesse gewinnt, die offenbar von einer frühern, höhern Cultursstufe der Eingeborenen zeugen. Die Figuren sind von 1 bis 2' Höhe und ½" Tiefe eingehauen und stellen die sonderbarsten Charaktere vor, unter denen ich deutlich Menschengestalten, Capien von Schiffen und Thieren u. s. w. unterscheiden konnte. Fragt man die Indianer, wer dieß gethan? so antworten sie gewöhnlich: dieß sey von ihren Voreltern vor langer, langer Zeit geschehen, als die großen Wasser noch ihre Heimath bedeckt und der gute Geist noch unter ihren Voreltern gewohnt, der böse aber noch nicht die Macht besessen, die er jetzt ausüben dürfe. Bald nachdem wir Waraputa verlassen, stießen wir am nördlichen Ufer auf zwei große Steinblöcke, von denen der eine 95', der kleinere 65' im Umfange hatte. Es scheint, daß sie einst Ein Stück gebildet, das durch irgend einen Zufall geborsten ist. Auf der Oberfläche befindet sich der täuschende Abdruck eines menschlichen Fußes, in einer Stellung, als sey ein Mensch von dem einen Stein zum andern geschritten. Die Indianer erzählen, es seyen dieß die Spuren, die der gute Geist zurückgelassen, als er bei seinem Wohnen unter ihren Voreltern durch diese Gegend gekommen.

Fälle folgten jetzt auf Fälle, der eine immer bedeutender und gefährlicher als der andere, wie sie zugleich der Lieblingsaufenthalt des wohlschmeckenden Myletes Pacuna waren, der sonst nie in den untern Theilen der Flüsse vorkommt, weßwegen auch die Halbindianer große Fischzüge nach der ersten und zweite Reihe der Fälle im Essequibo und Mazaruni unternehmen, um den Pacuen zu schießen und zu fangen, der theils gesalzen, theils getrocknet einen ansehnlichen Handelsartikel in der Colonie bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsthätigkeit in England für China. In der letzten Monatsversammlung der Gesellschaft für Beförderung christlicher Erkenntniß wurde angezeigt, daß chinesische Typen in gehörige Menge angeschafft worden seyen, um jede verlangte Anzahl von Büchern in chinesischer Sprache zu drucken, sobald Gelegenheit gegeben sey, solche mit Nutzen nach jenem Reiche zu senden. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 24 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1843.

Helgolands Rettung.

Nur wenn bald Hand ans Werk gelegt wird, ist noch Rettung möglich, denn dieses Eiland schwindet rasch dahin, es wird von Jahr zu Jahr schmäler, und in einigen Menschenaltern wird Wogendrang das dann noch übrige Rückgrat brechen; der Anfang dazu ist schon gemacht, denn im nördlichen Theile der Insel geht eine an der Felswand deutlich sichtbare Kluft quer durch das hier schmale Eiland, und ist von der Westseite schon den Wellen zugänglich.

Ohne der ältesten Sage*) von der einstigen Größe dieser Insel, welche überdieß ganz fabelhaft ist, Glauben zu schenken, kann man sich, wenn man bei günstiger Ebbe die Insel im Boote umfahrt, oder von oben herab auf das an der West- und Südseite aus den Fluthen wie ein Sturzacker hervortretende, und am äußern Umfange schwarz durch das Wasser scheinende Klippengestade blickt, bald überzeugen, wie viel diese Insel seit wenigen Jahrhunderten verlor, und kann von greisen Lootsen hören, wie viel die Wellen, seit sie gedenken, wegrissen. So war Helgoland noch im vorigen Jahrhundert mit den östlich etwas über eine halbe englische Seemeile entfernten „Withe Klippen" (hohe, steile Kreidefelsen, da wo jetzt die Düne ist) verbunden; eine ungewöhnlich starke Sturmfluth riß sie bis zur Ebbelinie weg, und bildete zwischen ihren Resten und der Insel einen einige Klafter tiefen Canal, in welchem jetzt die Dampfschiffe ankern. Auch der südliche, breite Theil der Insel hat sich rasch und sehr bedeutend vermindert, und obgleich sich hier durch das noch vorspringende Südhorn (die südlichste Spitze der Insel) eine Einbuchtung gebildet hat, die so hoch mit Geröllen angespült worden ist, daß sie auch bei starken Fluthen nicht überschwemmt wird, daher auf diesem sogenannten Unterland eine Menge großer Gebäude erbaut worden sind, so ist es doch ersichtlich, daß wenn in der Folge das Südhorn und endlich der hohe Falm (die steile Felsenwand der Südseite, an welcher man auf einer gußeisernen Treppe aufs Oberland gelangt) der Gewalt der Wellen hat weichen müssen, hier Niemand mehr wird wohnen können, denn dann wird die nächste Sturmfluth die Häuser wegreißen. Das wissen die Helgoländer wohl, aber sie hegen die Hoffnung, daß ihren Nachkommen dereinst die Sanddüne zum Asyl dienen werde. Sie haben daher vor mehreren Jahren angefangen die Nordseite derselben mit Pallisaden und Flechtwerk zu befestigen, aber es war nicht zweckmäßig angelegt und hat daher nichts geholfen; auch wird die Düne jeden Winter bei starken Stürmen überfluthet, denn nichts bricht bis jetzt noch die Gewalt der Wellen.

Die am meisten zur Zerstörung dieser Felseninsel wirkende Ursache ist der Frost. Die Risse des von Natur schon, besonders oberhalb, in kleine Stücke zerklüfteten und dünn geschichteten rothen Thongesteins füllen sich mit Feuchtigkeit, sey es durch den im Spatherbst reichlich eingedrungenen Regen, oder durch die im Winter an der Westseite oft bis auf die Oberfläche der Insel spritzende Brandung; das Wasser gefriert in den Rissen und die bekannte Gewalt des krystallisirenden Eises treibt sie auseinander, milde Witterung tritt ein, es thaut wieder auf, und so geht es in Einem Winter mehr wie einmal. Die äußere Umgebung der Insel, besonders der obern Hälfte, vorzugsweise der West- und Nordseite, ist hierdurch oft bis auf einige Fuß weit aufgelockert; es bilden sich lange Spalten an den Rändern, lange Streifen Erdreich und Felsen trennen, senken sich, und stürzen von selbst herab, wenn sie die Wellen nicht schon wegrissen.

Die zweite Hauptursache der Zerstörung ist der besonders an der West- und Nordseite, und hauptsächlich im Winter furchtbar gewaltige Wellenschlag; er reißt Felsenstücke los, wirft Klippen, die vom Ganzen getrennt wurden, um, und spült alles Lockere an der Außenfläche der Felsenwände bis oben herauf ab, denn er schleudert Büschel von Seetang und Conchylien über das oft mehr als 150 Fuß hohe, senkrechte Felsengestade, auf die grüne Oberfläche der Insel. Das Unterwühlen der untern, stärkern Bänke durch die Wellen geht langsamer, aber bei dem weichen Gestein leider rasch genug.

Daß auch im Sommer Luft, Regen und selbst milder Sonnenschein das Ihrige bei dem weichen, zerklüfteten Gestein

*) Siehe Van der Decken: Untersuchung über die Insel Helgoland. 1826.

Digitized by Google

zu deſſen Auflockerung beitragen, bedarf keiner weitern Erörterung, ſie bereiten meiſt nur vor, und ihre Wirkung ſchreitet langſam, aber ſicher fort.

So nagt jedem Tag Vernichtung an dem armen, und doch ſo wichtigen Eilande.

Das erſte Mittel dieſe Inſel zu erhalten, was man auch für das beſte und einzig mögliche halten könnte, iſt, ſie mit einem tüchtigen Molo zu umgeben, allein die Unkoſten werden enorm ſeyn und er daher nicht zur Ausführung kommen; es gibt aber noch ein viel wohlfeileres Mittel, wovon ſogleich die Rede ſeyn wird, nachdem zuvor ein vor kurzem gemachter Vorſchlag beleuchtet worden iſt, nämlich dieſe Inſel mit einer aus ihrem obern Rande gebildeten Böſchung zu umgeben. Wenn man dabei an die Böſchung eines Walles, an die von manchen Hügeln und Bergen denkt, wie ſie, wenn gleich nur von Erde und oft ohne vegetabiliſchen Ueberzug Jahrtauſende der Einwirkung der Atmoſphärilien, ohne weſentliche Veränderungen zu erleiden, widerſtanden und noch widerſtehen werden, ſo kann dieſer Vorſchlag wohl Beifall finden, aber es ergibt ſich ſogleich ſeine Unhaltbarkeit, wenn man betrachtet, daß die erwähnten Böſchungen einen feſten Fuß haben und behalten, der ihre Haltbarkeit bedingt. Bei Helgoland hieße es aber den Wellen vorarbeiten und die Inſel ringsum in ein paar Wintern bedeutend und muthwillig verkleinern. Denn ſelbſt, wenn man als Fuß der Böſchung die ſtärkſten Blöcke des dortigen Geſteins hindringen wollte, ſo werden dieſe dennoch bald von den Wellen unterwaſchen werden, gleich wie die vor wenig Jahren noch ſtehenden Klippen, der Mönch, der Markſtein u. ſ. w.; aber dieſe Blöcke werden von den in den Wogen ſpielenden Nixen herabgezogen nach der Tiefe, die ganze Böſchung wird dann ein luſtiges Spiel der Wellen, und in ein paar Jahren wird die Inſel wieder daſtehen wie ſie war, mit ihren ſenkrechten Felſenwänden, und der alte Proceß der Zerſtörung wird wieder beginnen.

Man könnte mit beſſerm Grunde vorſchlagen, große Felsblöcke von Granit, Porphyr, Baſalt, dichtem Kalkſtein u. ſ. w., wie ſie am tauglichſten in möglichſter Nähe zu erhalten wären, herbeizuholen, und aus ihnen zuerſt einen Rieſendamm und dahinter die erwähnte Böſchung zu bilden. So würden die Unkoſten eines regulären Molo größtentheils erſpart und man hätte nur die Koſten für Einſchiffen, Transport und Hinſchaffen an Ort und Stelle zu tragen. Aber dieſe Art Helgoland zu ſchützen, würde nicht nur faſt eben ſo viel Koſten, als das gleich vorzuſchlagende Mittel verurſachen, ſondern auch ſeinen Zweck nicht erreichen, wie ſich aus dem Frühern und dem Folgenden ſelbſt erklärt.

Um meinen Vorſchlag, Helgoland zu befeſtigen, ohne unterbrechende Erklärungen vortragen zu können, iſt es nöthig, eine Erfahrung, auf welche er gegründet iſt, vorauszuſchicken.

Ueberall, wo metalliſches Eiſen im Waſſer zwiſchen kleines Gerölle zu liegen kommt, wird das zunächſt liegende Gerölle und der grobe Sand durch das ſich in Eiſenoxyd und Eiſenoxydhydrat umändernde Eiſen ſo ſtark unter einander und an den Kern des umgeänderten Eiſens gekittet, daß ſie feſte Klumpen bilden, welche den Wellen viel länger widerſtehen als das einzelne Gerölle, und man könnte ſagen, unverwüſtlich ſind. Ein paar Beiſpiele werden dieß noch deutlicher darſtellen.

Während der mir übertragenen Gebirgsunterſuchung Griechenlands fand ich an den dortigen Küſten ſolche zuſammengeroſtete Conglomerate, z. B. bei Kéneta, einem kleinen Dorfe von wenigen Häuſern am Meerbuſen von Aegina, unweit des Iſthmus von Korinth. Als wir Mittags raſteten, hatten einige Mann des mir zugetheilten Pionnierdetaſchements ſich die Erlaubniß ausgebeten haben zu gehen; als ſie zurückkamen, brachte der Unterofficier mir einen fauſtgroßen Geröllklumpen, welcher ihm unter den kleinen Geröllen des Strandes beſonders deßhalb aufgefallen war, weil er riſenroſtig ausſah. Er meinte einen Eiſenſtein gefunden zu haben; um ihm zu beweiſen, daß ſolcher nur eiſenroſtige Stücke nicht brauchbar ſeyen, ſchlug ich ihn mit einem Hammer entzwei, aber mit Verwundern ſahen wir, daß ein drei Zoll langes Zuſammenſchlagmeſſer darin lag, was trotz ſeiner hölzernen Schale und daher wenigem Eiſen, die nächſten Gerölle ſo verkittet hatte, daß in dem feſten, wohl abgeſchloſſenen Klumpen die hölzerne Schale trocken war.

Aber auch bei Helgoland fand ich das Mittel, dieſe Inſel zu erhalten, denn an den Felſenriffen nördlich an der Düne lagen ein paar große Geröllconglomerate, welche durch den Roſt einer Partie langer Schiffsnägel von geſtrandeten Fahrzeugen Gerölle um ſich herum auf das feſteſte zuſammengekittet hatten. Ganz ähnliche Stücke bewahrt der kenntnißvolle Hr. Paſtor Müller zu St. Catharina in Hamburg in ſeiner intereſſanten Sammlung.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, dieſe gewiß häufig an den Küſten vorkommende Erſcheinung zur Sprache zu bringen, und überhaupt bei Waſſerbauten zur Anwendung vorzuſchlagen, da mir nicht bekannt iſt, daß irgendwo bis jetzt davon Gebrauch gemacht worden wäre, und gewiß die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit dieſes Mittels anerkannt werden wird. Nun zur Hauptſache.

Zuerſt rathe ich, nur auf ein paar Lachter tief auf dem Felſenriff vor der Weſtſpitze einen einfachen, wenig Koſten verurſachenden Bohrverſuch zu machen, ob vielleicht in geringer Tiefe der Porphyr liegt, welcher wahrſcheinlich die iſolirte Hebung des Eilandes bewirkte. Es ſoll ja ein einige Seemeilen von Helgoland nördlich befindliches Riff aus Granit beſtehen, wahrſcheinlich derſelbe Porphyr, von welchem man am weſtlichen Strande der Düne nicht ſelten Gerölle findet; iſt jenes Riff wirklich da, ſo liegt dieß feſte Geſtein vielleicht nahe unter der Ebbelinie der Riffe, die ſonſt Helgoland waren; iſt ein ſolcher feſter Felſengrund nicht über zwei Lachter wirklich vorhanden, ſo muß ein Graben (Röſche) bis auf ihn niedergebauen werden, wenn man radical helfen will; iſt er nicht vorhanden, ſo muß man ſüdweſtlich von dem Südhorn in angemeſſener Entfernung vom Felsgeſtade, damit einſtürzende Felsmaſſen die Arbeit nicht ſtören, und doch ſo nahe an der Inſel als es rathſam iſt, in dem bei der Ebbezeit hervortretenden Felſenriffe einen ſechs Fuß tiefen und wenigſtens eben ſo breiten Graben aushauen. Die Arbeit wird mit Keil und Spitzhaue,

Digitized by Google

auch mit Schlegel und Eisen während der günstigsten Monate durch geübte Leute rasch zu betreiben seyn. Mit Sprengen läßt sich einestheils in dem milden Thongestein nichts ausrichten, und dann dürfen, um der Zukunft willen, durch die Gewalt des Pulvers keine Klüfte offen gemacht werden. Von der wenigen Zeit, welche das Meer zu dieser Arbeit erlaubt, wird viel Zeit verloren gehen, um das nach jeder Fluth in den Gräben stehende Wasser, und das was an Gerölle, Tang u. s. w. hereingespült worden ist, auszuleeren; es dürfen daher nur Grabenlängen von einigen Klaftern ausgehauen, und zwischen der daran stoßenden Verlängerung des Grabens durch möglichst dünne, stehen gelassene Scheidewände des Gesteins getrennt bleiben, damit keine Part auf die andere warten muß, um ihre Arbeit fortzusetzen; diese beginnt bei jeder Distanz in ihrer Mitte, damit die Arbeiter auf den beiden entgegengesetzten Seiten zu gleicher Zeit arbeiten können. Man treibe die Arbeit in drei Straßen, jede zwei Fuß hoch und weit genug von einander, damit die Arbeiter sich nicht hindern, so können in jedem Graben bis zu zwölf Mann auf einmal arbeiten. Das ausgehauene Gestein muß über das Riff hinaus nach der Tiefe gefördert werden, damit es die Fluth nicht in die Arbeit spült und man täglich noch mehr auszuräumen hat, als was die Fluth so schon hineindringen wird. Alle nöthigen Geräthschaften, als Schöpfeimer, kleine Druck- und Kritschel-Sackpumpen, von denen man mehrere auf einmal in den Graben stellen kann, Gepäh u. s. w. muß in gutem Stande und stets mehr als nöthig ist, vorhanden seyn. Die Boote, auf welchen die Mannschaften jeder mit seinem Arbeitszeug noch vor der Ebbe hingefahren werden, müssen, wie sich von selbst versteht, mit guten Schiffern besetzt seyn, die bei jeder drohenden Witterungsveränderung die Mannschaften aufs schnellste an Bord nehmen. Man muß mit dem Grabenaushauen stets um ein Jahr voraus seyn, damit die Mauerung in dem vom vorigen Jahre fertigen Graben in der günstigsten Zeit eingesetzt werden und gehörig erhärten kann, damit sie dem stürmischen Winter gehörig widerstehen und die Ausfüllung bewahren könne, denn diese wird nicht im ersten Jahre fest. Sobald man weiß, wie viel jährlich Graben auszuhauen Geldmittel und Mannschaft erlauben, müssen in Holland, außen mit Sand bestreute, scharf gebrannte Klinkerziegel von 15 Zoll Länge, 8 Zoll Breite und 6 Zoll Dicke (Leipziger Maaß) bestellt, und mehr als der Jahresbedarf ins Unterland gebracht werden. Diese Ziegel müssen oben und unten, also auf den breiten Seiten, bei dem Formen eine einen halben Zoll breite und drei Achtel Zoll tiefe Kerbe bekommen, welche rechtwinkelig über der Mitte der Länge quer herübergeht, so daß beim Uebereinanderliegen dieser Ziegel die Vertiefungen genau auf einander passen.

Es müssen ferner die Materialien zu einem guten Wassermörtel vorräthig seyn.

Ferner muß man einen hinreichenden Vorrath altes Eisen, auch Hammerschlag und reine Eisenfeile gesammelt, und sich des jährlichen Bedarfs in Hamburg, Bremen, London ꝛc. schon zum voraus versichert haben. Für den jetzigen Zweck taugen am besten drei bis zehn Zoll lange, einen Viertel bis einen halben Zoll dicke Eisenstäbe, Nägel, dicker Draht, Gitter u. s. w., ferner flache Eisenstücke von der angegebenen Länge und mindestens einen Achtelzoll dick als: altes Bandeisen, Thür- und Fensterbänder u. s. w.

Es muß auf der Düne am südlichen oder westlichen Strande ein guter Vorrath durch grobe Wurfgitter geworfenes Gerölle vom groben Sand an bis etwa zu zwei Zoll im größten Durchmesser nur zum Abholen bereit liegen.

Ist nun der Graben (Rösche) auf die erforderliche Tiefe und Breite ausgehauen (die beiden langen Seiten senkrecht und eben, nach der Schnur und parallel, die Sohle besonders an dieser Seite horizontal, in gleichem Niveau und eben), so setzt man bei recht stiller Ebbezeit auf eine Länge, mit der man bis zum Eintritt der Fluth fertig werden kann, mit gut bindendem, schnell erhärtendem Wassermörtel, der mit einer, durchgesiebter Eisenfeile gemengt ist, an beiden langen Seiten eine Scheidenmauer von den beschriebenen Klinkerziegeln ein. Der Raum zwischen diesen beiden Seitenmauern wird, nachdem eine bestimmte Länge Graben ausgeleert und gereinigt worden ist, auf der Sohle mit altem Eisen bestreut, so daß sie damit bedeckt ist, sodann werden die erwähnten Gerölle von der Düne sorgfältig und gleichförmig mit den früher erwähnten alten Eisenstücken vermengt bis zur Oberfläche der Mauer und des Felsenriffes nach und nach eingefüllt. Von Lage zu Lage streut man eine hinreichende Menge Glühspan, Hammerschlag oder reine Eisenfeile gleichförmig zwischen die Gerölle, damit sich die kleinen Zwischenräume bald verkitten. Die Stelle, bis wie weit man dieß Gemenge auffüllen kann, wird natürlich durch eine eingesetzte starke Bretterwand begränzt; dieser Raum muß aber auch mit einemmale richtig ausgefüllt werden; beim nächsten Auffüllen wird die Bretterwand natürlich weggenommen und die neue Auffüllung als ein fortlaufendes Ganzes weiter geführt werden.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnunfälle in England.

Der kürzlich bekannt gemachte officielle Bericht zeigt eine bedeutende Verminderung in der Zahl der Unfälle. Der letzte Bericht enthält eine Auseinandersetzung der Unfälle vom 12 August 1840, Datum der Einführung der Acte über die Regulirung der Eisenbahnen, bis zum 1 Jan. 1842, woraus hervorgeht, daß die Zahl der Eisenbahnunfälle in den letzten fünf Monaten des Jahres 1840 28 betrugen, welche 22 Todesfälle und 131 schwere Verletzungen zur Folge hatten; in den zwölf Monaten des Jahres 1841 betrug die Zahl der Unfälle nur 29, welche 24 Todesfälle und 71 schwere Verletzungen zur Folge hatten. Im verflossenen Jahre 1842 war die Zahl der Unfälle nur 10, der Todesfälle 5, und darunter 4 durch große Unbesonnenheit veranlaßt; die Zahl der schweren Verletzungen war nur 14. Es ist jedoch zu bemerken, daß hier nur Unfälle aufgezählt sind, welche Reisenden während der Fahrt zustießen. Da die Zahl dieser Reisenden in der genannten Zeit über 18 Millionen betrug, so scheint es, daß die Wissenschaft, was die Führung der Locomotiven betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat. (Athenäum vom 26 März.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Den 18 Januar erreichten wir das Twasuki-Gebirge, das sich gegen 1100' über den Spiegel des Flusses erhebt, und einige Meilen weiter kamen wir an den Ausläufer des 900' hohen Akaiwanna-Gebirges, das auf dem östlichen Ufer gegen Nordosten verläuft. Dieses und das Taquiari- oder Comati-Gebirge von gleicher Höhe, auf das wir nach wenigen Meilen stießen, zwangen den Fluß, ein förmliches S zu bilden. Zwei mächtige Granitblöcke, die weit über die sie umgebenden Bäume hervorragten und ganz das Aussehen zweier alten Warten hatten, verliehen diesem Gebirge ein ganz besonderes Interesse. Zittern und Zagen ergriff unsere indianische Bootsmannschaft, als wir in die Nähe dieser Granitzinnen kamen, denn sie waren der Aufenthalt eines der bösesten Geister unter der Legion, die sie zu fürchten hatten. Mit höhnischem Grinzen sitzt der Bursche auf der äußersten Spitze und schaut nach Beute aus, um den sorglos Nahenden, wie einst unsere Roudeitter, zu überfallen und zu verderben. Um einem solchen Schicksal vorzubeugen, lassen sich die von den Indianern, welche zum erstenmal die Stelle passiren, Tabakssaft in die Augen spritzen, gegen den jeglicher böse Kobold eine solche Abneigung hat, daß er sich seinem Opfer nicht zu nahen wagt. Als ich mich daher dieser Vorsichtsmaaßregel nicht unterwerfen wollte, erwarteten sie auch nichts anders, als einen augenblicklichen Untergang.

Nachdem wir die Mündung des Siparuni, unter 4° 46½' N. B., und die Fälle von Onroyecari hinter uns hatten, erhoben sich in Südost die Maccari-Berge, und der Fluß erhielt wieder seinen frühern glatten Spiegel, wie er zugleich vollkommen frei von Inseln und gegen 1400 Ellen breit war. Doch diese Freude sollte nicht lange währen, bald sahen wir in der Ferne die Achea Muera, einen Damm riesiger Granitblöcke, die oft eine Höhe von 50 und 60 Fuß erreichen, sich mehrere englische Meilen den Lauf des Flusses aufwärts fortsetzen und dann denselben durchziehen. Cactus und Orchideen hatten sich die Blöcke zum Standort erwählt. Glücklich überwanden wir auch dieses Hinderniß, bis die Fälle am Rappu, auf die wir vier Meilen später stießen, die Befürchtungen wahr machten, die jede neue Stromschnelle in mir hervorrief. Als wir um den letzten Block herumbogen, wurde durch die Unachtsamkeit meines Steuermanns mein Corial von dem Strome umgeworfen, und Menschen, Vögel und Thierhäute, Skelette u. s. w. kämpften mit den Wellen. Glücklicherweise war die Stelle nicht allzu tief, so daß kein Menschenleben verloren ging.

Nach einer dreitägigen Fahrt, wobei der Fluß fortwährend frei von Inseln und Fällen blieb, erreichten wir endlich die Mündung des Rupununi, des größten Nebenflusses, der sich mit dem Essequibo von Südwesten her vereinigt. Das Wasser des Essequibo ist schwärzlich, das des Rupununi schmutzig gelb, weßhalb auch die Gränzlinie zwischen beiden noch eine beträchtliche Länge sichtbar ist. Die Vegetation des Rupununi, der bei seiner Vereinigung rein aus Westen kommt und etwa 200 Ellen breit seyn mag, steht weit unter der des Essequibo. Ein Strauch aus der Familie der Myrtaceen mit weißen Blüthen und einige Gruppen der Sawarai-Palme bedeckten die 10 bis 12' hohen Ufer, und verkünden zugleich deutlich genug die Armuth des Bodens. Der Rupununi zeichnet sich besonders durch die Menge seiner Buchten aus, die wahrscheinlich in Folge eines veränderten Laufes entstanden. Diese Buchten sind gewöhnlich an der Mündung eng und erweitern sich später zu ansehnlichen Wasserflächen, der Tummelplatz zahlreicher Fische, Kaimans und nach zahlreicherer Heerden Wasservögel, die in dichten Schwärmen diese Sumpfstellen umkreisen, unter denen sich besonders die Myctenia americana, Ciconia Maguari, Ardea cocoi, Platalea Ayaya, Cancroma cochlearia, Corbo brasiliensis und Plotus americanus auszeichneten; von letztern unterschied ich allein drei Species.

Unsere Freude an diesem lebendigen Bilde, das durch die nimmerruhende Eile der befiederten Bewohner jeden Augenblick neue Abwechslung darbot, wurde vielfach durch eine Species kleiner Sandfliegen gedämpft, welche die Indianer Mapire nannten, und die in wahrer Unzahl über den Fluß verbreitet waren. Wie die Harpyen fielen sie über uns her und zerstachen uns Gesicht und Hände. Der Stich ist gewöhnlich nach Wochen lang sichtbar, und die armen Indianer boten bei ihrem Sansculottenanzug, wo diese Peiniger überall Raum fanden ihre Blutgier zu stillen, mit den zerstochenen und geschwollenen Körpern einen wahrhaft traurigen Anblick dar. Die Pirais (Serrasalmo niger) sind in Rupununi eben so häufig als im Essequibo, wie er zugleich einer der gierigsten Raubfische ist. Sie greifen selbst Fische, die zehnmal größer sind als sie, an, und verschlingen außer dem Kopfe die ganze Beute; diese ergreifen sie meist an der Schwanzflosse, wodurch der attakirte Fisch des Hauptorgans seiner Bewegung beraubt wird, und so seinem Feinde als leichter Raub unterliegt. Selbst die Füße der Wasservögel und die Zehen der Kaimans verschonen sie nicht. Die Indianer fangen sie durchgehends an der Angel, an die sie das Fleisch von Fischen, Vögeln, ja sogar des Pirai selbst befestigen.

Fische überhaupt bilden den Hauptbestandtheil der Nahrung der Indianer, die ihnen auf die verschiedenartigste Weise nachzustellen wissen. Oftmals habe ich mit stiller Bewunderung ihrer Kunstfertigkeit darin zugesehen. Vorzüglich war dieß bei dem Schießen mit Pfeilen der Fall, da, abgesehen Entfernung, falscher Widerschein, wie auch der Widerstand, der dem abgeschnellten Pfeile in dem Wasser entgegentritt, zugleich in Anschlag gebracht werden muß, der kundige Schütze doch nur äußerst selten sein Ziel verfehlt. Die Augen eines Europäers würden den Fisch vergebens suchen, den der Indianer nicht nur deutlich sieht, sondern ihm auch in seinen schnellsten Bewegungen zu folgen weiß. Ist der Pfeil aus der Sehne abgeschnellt, so ragt er gewöhnlich einige Augenblicke in zitternder Bewegung perpendikulär über der Oberfläche des Wassers hervor, verschwindet dann, ein Zeichen, daß der Fisch von ziemlicher Größe ist, bald aber taucht er wieder über dem Spiegel auf, und ein zweiter und dritter Pfeil wird auf die Beute abgeschossen, bis diese, durch den Blutverlust ermattet, in die Hände des Jägers fällt. Eine andere Art des Fischens besteht darin, daß das Wasser mit Haiari (der Wurzel einer salzigen Schlingpflanze, Longocarpus spec ?) vergiftet wird. Die Wurzel dieser Pflanze, die eine dicke Milch von beißendem Geschmack enthält, wird gequetscht und dann in ein Boot, das mit Wasser gefüllt ist, geschüttet, und dieses so lange umgerührt, bis sich die Milch vollkommen damit gemischt. Ehe dieß geschieht, hat man schon eine Einbuchtung des Flusses mit Pfählen und Steinen abgeschlossen, damit die darin enthaltenen Fische sich nicht der todbringenden Medicin durch die Flucht entziehen können. Der Inhalt des Kahns wird nun an verschiedenen Stellen in der Bucht ausgeschüttet, und schon nach 10 bis 15 Minuten zeigen sich die Wirkungen. Die Fische erscheinen an der Oberfläche des Wassers und versuchen über die Einzäunung hinwegzuschnellen, schnappen nach Luft, drehen den Leib aufwärts und sterben bald darauf.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1843.

Die Herraderos,

oder das Bezeichnen der Stiere zu Santiago.

(Life in Mexico. By Mdme C. de la Barca.)

Wir begaben uns frühzeitig nach der Plaza de Toros, wo die Bevölkerung von mehrern Dörfern in der Runde bereits versammelt, und die Bäume bis an den Gipfel mit Indiern besetzt waren, die sich auf den Aesten so bequem zu finden scheinen, als die Zuschauer im Paradiese unserer Theater. Ein dem unsrigen gegenüberliegendes Gerüste trug die Frauen und Töchter der Pächter, die kleinen, in weiße, sehr kurze Röcke gekleideten Rancheras, und ein ganz passables Orchester nahm eine natürliche Erhöhung ein. Siebenhundert wilde Stiere sollten an diesem Tage gezeichnet werden: man hatte sie sehr gegen ihren Willen aus den Ebenen hergetrieben, und in einem engen Raum eingesperrt, worüber sie ihren Verdruß durch betäubendes Gebrüll zu erkennen gaben. Die Vorliebe der Mexicaner für Herraderosfeste geht bis zur rasendsten Wuth. Alles was sie gewinnen oder besitzen, wird sorgsam bei Seite gelegt, um sich für ein solches Fest neue Kleidungsstücke, Silberborten auf die Hüte, hirschlederne Hosen, gestickte Westen mit Silberknöpfen u. dgl. kaufen zu können. Die zahlreichen Unfälle welche vorkommen, scheinen ihre Hitze keineswegs zu dämpfen, sondern vielmehr anzuspornen, und das Staunenswertheste, namentlich für einen Europäer, ist immer ihre merkwürdige Geschicklichkeit mit dem Lasso.

Man hatte die Stiere vorläufig in eine Umzäunung neben den Schauplatz eingesperrt, und ließ sie nun bald einzeln, bald zwei oder drei zu gleicher Zeit heraus. Die, welche muthig und wild schienen, wurden mit Bravos und Beifallklatschen empfangen, während die feigen, deren es mehrere waren, sobald sie Miene zur Flucht machten, mit höhnischem Geschrei und Pfeifen begrüßt wurden.

Drei Stiere wurden eingeführt: während einiger Secunden blieben sie unbeweglich und blickten stolz umher, um ihre Gegner zu messen. Die Reiter kommen im Galopp heran, bloß mit dem Lasso ausgerüstet, und fordern die Stiere mit dem Ruf: ah, toro! ah, toro! zum Kampfe. Die Stiere senken den Kopf und stürzen mit Wuth auf die Pferde los, welche sie häufig beim ersten Anlauf verwunden. Unter dem Zuruf der Versammlung rennen Stiere und Reiter wie im Sturmwind dahin. Der Reiter wirft seinen Lasso, der Stier macht sich durch heftiges Kopfschütteln von der Schlinge los, und setzt seinen Galopp mit gesenktem Haupte fort. Aber sein Schicksal ist unvermeidlich: der lange Riemen wickelt sich, zischend wie eine Schlange, um seinen Hals, er stürzt nieder, schlägt wüthend um sich, und stößt in seiner Verzweiflung heftig mit dem Kopf gegen den Boden. Dann bindet man ihm die Füße, und der Mann mit dem glühenden Eisen drückt ihm auf die Seite den Anfangsbuchstaben des Namens seines Herrn. Manche Stiere ertragen dieß mit bewundernswerthem Muthe, aber die meisten stoßen ein furchtbares Geheul aus, das auf eine weite Entfernung vernommen werden kann. Ist das Thier gezeichnet, so befreit man es von dem Lasso, läßt es wieder auf seine Weide gehen und holt andere heraus. So geht es fort, und das Ganze ist im Grunde eine abscheuliche Mischung von Menschengeschrei, Klatschen, Pfeifen, Stiergebrüll und Stinken von verbranntem Fleisch, alles das gemengt mit sehr dramatischen und oft blutigen Episoden.

Nachdem man eine gute Anzahl Stiere niedergeworfen und gezeichnet hatte, wobei ein Toreador den Finger und mehrere Pferde das Leben verloren, verließen wir den Platz, um zu frühstücken. Man hatte uns ein Zelt oder vielmehr eine Art Hütte bereitet, die mit Guirlanden von dem weißen Moose, wie es auf den Cypressen von Chapultepec wächst, geschmückt war; unsere Sitze waren von demselben Moose und so weich wie das feinste Kissen. Um uns her im Schatten jedes Baumes lagen Gruppen von Neugierigen, die sich Hühner und Eier nach Zigeunerart in großen Kesseln kochten, und von Zeit zu Zeit unterbrach das Orchester unser ländliches Mahl, um uns mit neuer Melodie zu erfreuen. Nach dem Mahle besuchten wir einen improvisirten Markt, wo die Indier alle möglichen Früchte ausgestellt hatten. Bald darauf begaben wir uns wieder nach dem Schauplatz, um einem Stiergefechte mit beizuwohnen, nach dessen Beendigung die Herraderos wieder

Digitized by Google

ihre Arbeit begannen. Abends fand ein Ball für alle Liebhaber in einem ungeheueen Saale statt. Um 11 Uhr fühlte ich mich vollkommen erschöpft, und gab Befehl zum Rückzug, mein Beispiel aber war nicht ansteckend, denn um 2 Uhr Morgens tanzten die meisten Zuschauer des Festes noch die nationale Jacade, trotz dem, daß sie einen langen Tag auf den Beinen und einer unbarmherzigen Sonne ausgesetzt zugebracht hatten.

Helgolands Rettung.

(Schluß.)

Den nächsten günstigen Tag führt man die bis zur Oberfläche des Riffes fertigen Maueen auf beiden Seiten auf die beschriebene Weise 6 Fuß hoch über die Obeefläche in die Höhe, nachdem man sie mit der unteen auf das sorgfältigste verbunden hat. Alle 6 bis 8 Fuß weit von einander werden im Quincunx zwei Reihen eiserne Anker duech die Mauerung quer durchzulegen seyn. Es müssen dazu Klinker angefertigt seyn, welche an einer langen Seite einen Falz haben, in welchen man den Ankeestab legt, so daß die übrigen Ziegel in ihrer dichten Lage an einander nicht durch die eingelegten Ankerstäbe gestört werden. Während man auf beiden Seiten die Mauern, wie beschrieben, aufführet, wird zu gleicher Zeit immer mit Eisenstücken, Hammerschlag und Geröllen aufgefüllt, das bis zur Fluthzeit feetige Stück mit einer eingesetzten Bretterwand verschlossen, und die nächste fortlaufende Mauerung mit der Tags zuvor beendigten, so wie mit der Ausfüllung auf das sorgfältigste verbunden. Die Enden der jährlich beendigten Mauer sind mit gewöhnlichen Ziegeln zu veerschließen, sie werden das nächste Jahr ausgehauen und mit der vorjahrigen Mauerung und Ausfüllung auf das sorgfältigste verbunden, damit ein fest zusammendängendes Ganzes gebildet werde, denn darauf kommt alles an.

Die jährliche Mauerung und Ausfüllung muß noch in der ruhigen Zeit fertig werden, damit sie einige Zeit erhärten könne. Hat sie den ersten Winter ausgehalten, so wird sie den nächsten Winter noch desser dauern, und dann von Jahr zu Jahr als ein maheer Eisengürtel fester und fester weeden.

Man könnte auch vorschlagen, den Raum zwischen den beiden Scheibenmauern mit Gerölle und gutem Wassermörtel auszufüllen, aber sey er auch noch so gut, er wied für die Dauer nie eine so feste Masse wie durch Eisen oerkittetes Gerölle geben, die Jahrhunderten tast unverändert trotzen können.

Der Umfang der eben beschriebenen Befestigungsarbeiten muß wie bereits gesagt, südwestlich vom Süddorn, so nahe als rathsam am Felsgestade begonnen werden, sich nöedlich bis an jene die Insel quer durchsetzende Kluft ziehen, ob in gerader Linie oder mit voespringenden Ecken, das ist Sache der Wasserbaukundigen. Bei dieser Kluft wird sich die Arbeit noch einige Klafter weit nördlich über dieselbe hinaus ziehen und da an die Felsenwand schließen, denn den von dieser Kluft nördlichen schmalen Theil der Insel muß man aufgeben, er ist weniger werth als er Unkosten machen würde, ihn mit jener Befestigung zu umgeben. Ist er einst weggerissen, dann wird dieselbe Mauer mit Ausfüllung quer vor bis zur Ostseite zu ziehen dringend nöthig seyn. Wenn daher die Westseite bis über jene Kluft befestigt ist, so muß vor allem die Südseite auf die angegebene Weise geschützt werden. Zuletzt kann dann die Ostseite befestigt werden, sie ist die wenigst bedeohte, denn die Oststürme sind nicht so heftig als die West- und Nordstürme, weil die Gewalt der Wellen duech die östlich vorliegenden Felsenriffe, welche sich nördlich viel weiter erstrecken, als Helgoland, gebrochen ist.

Nun noch ein Blick auf die Befestigungsarbeiten. Wenn also die Westseite geschützt, und die zwölf Fuß dohe Ausfüllungsmasse eisenfest geworden, so wied sich hinter derselben durch Abstürzen des Gesteins eine natürliche Böschung bilden, deren Fuß aber fest ist; die Insel wird sich also nach dieser Befestigung nur um weniges vermindern, und dee größte Theil der Insel wied unversehet Jahrhunderte stehen bleiben, bis dereinst das aus der Tiefe aufwühlende Meer die Seundklippen bis unter den Eisengüetel unterwaschen nnd ihn gebrochen haben wied; doch das gebt langsam, denn hier schützt die Natur selbst, indem sich die Riffe, welche unter Wasser bleiben, am meisten mit Algen und Tangarten bedecken, welche die Wuth der Wellen ableiten machen. Und ist der Eisengürtel auch einst in die Tiefe gesunken, so können die Nachkommen mit demselben Mittel das Besteden von Helgoland abeemals um Jahrhunderte verlängeen.

Die genannten Aebeiten müssen rasch und doch eichtig gemacht weeden, denn die Zeit dazu ist stets gering; würden sie dahee nue hastig ausgeführet, damit es feetig und der Lohn ausgezahlt werde, so wied die mögliche Festigkeit nicht ereelcht. Diese Art der Befestigung würde in Mißeredit kommen, aufgegeben werden, und Helgoland seiner sichern Zerstörung aufs neue preisgegeben weeden; es müssen daher stets ein paar ehrenfeste Helgolander die Mateelalien und die Arbeiten genau beaufsichtigen, damit alles vom Besten angeschafft und auf das sorgfältigste gemacht werde, denn davon, daß es halte und fest werde, hängt das Bestehen ihres lieben Vaterlandes ab.

Nun noch einiges über die Düne. Den flachen Strand rings um die Düne mit einem eisenfesten Gürtel zu umgeben, halte ich füe jetzt noch nicht so nöthig, da sich dieser Strand eher vermehet als veemindert. Man würde mit nicht unbedeutenden Unkosten das Ufer um Ein Klafter erhöhen, damit ist aber dee Düne jetzt noch nichts geholfen, bei ihr muß das erste seyn, ihr Festigkeit zu geben, also den Sand der Abhänge zu binden, die Obeefläche der Hügel in ein allgemeines Niveau zu beingen, und dann nach und nach zu erdöhen, denn so hoch wie die Düne jetzt ist, schlagen die schäumenden Wogen bei heftigee Speingfluth über sie hinweg.

Die Befestigung der Abhänge wird durch Gewächse der Sandcultur, Weiden und bindende Grasaeten am leichtesten und wohlfeilsten geschehen. Dieß sollte aber auch so bald als möglich ins Werk gesetzt werden, damit die für das trefflichste der Nordseebäder so unentbehrliche Düne erhalten werde. Diese Art der Befestigung ist am zweckmäßigsten von den holländi-

Digitized by Google

schen Küsten zu lernen und zu holen. Der kleine dazu nöthige Fonds wird gewiß leicht nur durch freiwillige Beiträge bald zusammen kommen (und wenn jeder nur Eine Flasche Wein weniger verbrauchte), denn nur wenige verlassen dieß künstliche Seebad, die öde, eintönige und doch so liebe Düne, wo man die köstlichste Luft athmet, sich im Wellenschlag ergötzt, weiten Horizont um sich, und das roth und grüne Eiland mit seinen originellen, noch immer biedern Einwohnern erblickt, ohne körperlich und geistig gestärkt, also auch dankbar zu seyn.

Sind nun vor allem die aus losem Sand bestehenden Abhänge der Hügel befestigt, so werden die äußern Einbuchtungen derselben mit lebendigem Flechtwerk und Faschinen so zu erhöhen seyn, daß man diese und die oberhalb zwischen den Hügeln befindlichen Einbuchtungen mit Gerölle bis zu einem allgemeinen Niveau ausfüllt. Sind endlich die Böschung der Sandhügel und ihre Oberfläche gebunden, so kann man darauf denken, die Düne mit einer tief genug in den Sand greifenden Mauer und Ausfüllung, oder mit einer dicht aneinander gefugten doppelten Reihe Pallisadenpfähle mit Eisen und Gerölle ausgefüllt zu umgeben. Hier ist die Befestigung leichter zu machen; man wird dabei so weit als man kann auf dem Strande heranrücken, um mehr Terrain zu gewinnen, denn wenn der erste Eisengürtel, den man nur eine halbe Klafter hoch machen sollte, gehalten hat, so muß dann gleich dahinter ein zweiter höherer erbaut werden. Das Seebad geht dadurch nicht verloren, denn man wird dann auf Treppen über die niedrige Befestigung steigen, oder an derselben einen Port für die Badekarren bilden.

Wenn aber nicht bald alle Kräfte und Mittel zur Befestigung Helgolands aufgeboten und benutzt werden, und es unaufgehalten dereinst verschwunden seyn wird, dann wird mit großen Unkosten ein Leuchtthurm auf dem Felsenriffe erbaut werden müssen, der doch nur eine kurze Frist gewähren und bald unterwaschen zusammenstürzen wird; dann werden die Schiffe kein warnend Zeichen mehr haben, und jährlich Hunderte von Menschenleben und Hunderttausende von Gütern an den schwarzen Riffen der sonst warnend leuchtenden Insel und nicht mehr geführt durch seine kundigen, kühnen, rettenden Lootsen zu Grunde gehen.

Helgolands Wichtigkeit für die Schifffahrt, für den Eingang zur Elbe, in die alte, neu erstehende Hansestadt, zeigt ein Blick auf die Karte und bedarf keiner Auseinandersetzung; sie ist zu groß, als daß nicht so bald als möglich Hand ans Werk gelegt werden sollte, die Insel zu retten; sie wird es hundertfach vergelten.

So sehr mein Vorschlag fast nur als ein frommer Wunsch erscheint, so konnte ich ihn doch nicht unterdrücken, und wollte wenigstens die Idee aussprechen, auf daß sie doch wohl wenn die Gefahr noch dringender wird, wenigstens in der nächsten Generation zur Ausführung komme. Die armen Bewohner dieser Insel mit ihrem kargen Verdienst durch Lootsen, Schellfisch und Hummer, sind zu arm, ein solches Unternehmen ausführen zu können. Wer aber hätte wohl die erste Pflicht zu helfen anders als das mächtige, meergebietende Albion; warum nahm es diese Felseninsel unter seinen Schutz, was hilft ihm dieser vorgeschobene Posten, dieser Wächter der Elbe, wenn es ohne rettend zu helfen Helgoland der Vernichtung preisgibt. Großbritannien hat freilich andere ihm wichtigere Punkte, welche seine Finanzen mehr in Anspruch nehmen. Zudem gehört Helgoland von Gott und Rechtswegen zu Deutschland, man stelle ihm diese arme Felseninsel zu, Deutschland wird dann nicht säumen, den Eisengürtel um das Eiland zu bilden; es erfordert weniger Unkosten als die Riesendamen des Doms, der Walhalla, der Eisenbahnen u. s. w., die schon beendigt sind oder rasch ihrer Vollendung entgegenschreiten. Darum Dir Helgoland Glück auf!

Dresden, im März 1843.

Dr. Karl Gustav Fiedler,
königl. sächsischer Bergcommissär rc.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Waren uns die Kaimans und Alligatoren im Essequibo nur hie und da aufgestoßen, so trafen wir sie im Rupununi in förmlicher Unzahl. Meist ragen sie mit ihrem Kopfe und einem Theil des Rückens über der Wasserfläche empor, ohne sich zu rühren, so daß ich sie zuweilen aus der Ferne für einen alten Baumstamm hielt, den der Strom mit sich herabgeführt. Ungeachtet der vielen Versuche wollte es uns doch nicht gelingen, einen derselben zu tödten, da die Kugeln meist von ihrem festen Panzer wirkungslos abprallten, und es dann der träge Feind nicht einmal der Mühe werth hielt, seine Stellung und Lage zu verändern, oder wenigstens nur langsam weiter schwamm.

Wurde an einzelnen Stellen die Belaubung der Ufer dichter, so war diese dann auch von zahllosen Affenheerden belebt, vorzüglich von Midas Oedipus, die in ewiger Unruhe von Baum zu Baum sprangen. Aus einer solch lärmenden Gesellschaft Capuzineraffen (Pithecia chiropodes), die mit ihrem großen fuchsähnlichen Schwanz und dem üppigwuchernden Backenbarte ein wirklich lächerliches Aeußere haben, besonders wenn sie neugierig über uns unberufene Eindringlinge aus der dichten Belaubung hervorsahen und uns die Reihe ihrer Zähne zeigten, gelang es mir, ein Männchen und Weibchen zu schießen, wobei mir aber das Jammergeschrei des letztern, das ich nur verwundet hatte und das ganz dem Wehklagen eines Menschen glich, das Blut zum Herzen trieb und mich meinen Schuß für eine lange Zeit bereuen ließ. Die großen Heerden der Brüllaffen begannen ihr sinnbetäubendes Concert gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang und endeten dasselbe erst lange nach Sonnenuntergang. Nichts kann schrecklicher klingen, als dieses Heulen, wonach man nicht anders glaubt, als daß alle wilden Thiere des Waldes miteinander im tödtlichen Kampfe lägen. Sie wählen gewöhnlich die höchsten Bäume zu ihrem Sitze, und schicken von da an ihre schreckenerregende Stentorstimme nach allen Windesrichtungen. Ihr Fleisch ist ziemlich wohlschmeckend; hat ihnen aber der Indianer das Fell über den Kopf gezogen und sie in den Topf gesteckt oder an eine Stange gespießt, so werden alle Antipathien in dem, der sie in diesem Zustande zum erstenmal

Digitized by Google

sieht, rege, denn er glaubt nicht anders, als er soll an einem Cannibalenmahl Antheil nehmen, da das Thier so ganz das Ansehen eines kleinen Kindes hat, und es gehört wahrlich anfangs für einen delicaten Magen, und der meinige war doch bereits abgehärtet genug, eine gewaltige Willenskraft dazu, Gabel und Messer nach einem solchen Braten auszustrecken.

Nach einigen Tagen erreichten wir die Mündung des Tacaqua, eines kleinen Nebenflusses des Rupununi, worauf die Umsäumung der Ufer immer lichter und lichter wurde, bis sich endlich am nördlichen Ufer des Rupununi eine weite, weite Savanne vor unsern Augen entfaltete. Kleine Gruppen Bäume und Gebüsche unterbrechen hie und da die einförmige, gelbe Grasfläche, wie freundliche Inseln im weiten Ocean, während das fernhinschweifende Auge am fernen Horizont durch die sich gegen 4000 Fuß hohen Makarapan-Gebirge aufgehalten wurde. Im Laufe des Tages stießen wir auf das Lager einer Gesellschaft Macusis, die eben im Begriff war dieses abzubrechen und ihre Reise in drei Corials den Fluß abwärts fortzusetzen. Es war eine bunte Karawane, deren rege Geschäftigkeit und so heterogene Zusammensetzung das treueste Bild einer Zigeunerhorde wiedergab, wie sie sich nur irgend unsere Phantasie malen kann. Hängematten, Papagaien von allen Farben, Affen von allen Größen, Hunde, große Ballen Baumwolle, kleine Knaben, die einen widerspänstigen Affen an einer Leine von Seidengras nach den Corials zogen, Mädchen mit Papagaien, Männer mit Baumwollenballen, Weiber mit Säuglingen und Packen Hängematten — alles durcheinander, jedes bemüht sein Theil zu thun, — und verwundert sah ich von der Spitze meines Corials diesem Treiben zu, das jedoch augenblicklich zur Ruhe kam, als die Gesellschaft unserer ansichtig wurde. Bald sollte das Staunen an mich kommen, als ich in einer kleinen Bucht die erste Victoria regia mit ihrem 5 bis 6 Fuß im Durchmesser breiten, runden Blatte und ihrer oft 54″ im Umfang haltenden Blüthe auf dem ruhigen Spiegel der Bucht schwimmen sah. Nichts bekundet wohl die Ueppigkeit der tropischen Vegetation mehr, als diese schöne und wahrhaft riesige Wasserpflanze. Da sie schon hinlänglich von meinem Bruder beschrieben, so enthalte ich mich aller nähern Details.

In dem Macusi-Dorfe Hoiwa, das wir nach wenigen Tagen am südlichen Ufer erreichten, verweilten wir einige Tage, um neuen Proviant einzutauschen, da der unserige bereits seit dem vorhergehenden Morgen aufgezehrt war. Das Dorf zählte 12 Häuser und ungefähr 50 Einwohner. Die Hütten der Macusi unterscheiden sich in ihrer Bauart durchaus von denen der Waeraus, Alawais und Arowaks, wie ich diese in meinem frühern Berichte angab, und sind meist rund, selten viereckig. Soll eine solche Hütte errichtet werden, so schlägt der Indianer, der Baumeister und Bauherr zugleich ist, starke Pfähle von 6 bis 8′ Höhe in die Erde, durchflicht diese mit dünnen Stäben, füllt die Zwischenräume mit nassem Lehm aus und bekleidet das Spaerwerk des Daches mit Palmblättern. Besonders die viereckigen Hütten erinnerten mich vielfach an unsere kleinen mit Stroh gedeckten Bauernhäuser. Sie besitzen gewöhnlich nur eine Oeffnung, die Thüre, Schornstein und Fenster zugleich ist. Auch die Wände der runden Hütten sind aus Lehm aufgeführt, das Dach aber ist spitz, wie das eines Thurmes. Die Macusis sind ein friedlicher, gefälliger, gastfreundlicher Stamm, dabei zugleich betriebsamer als alle übrigen Stämme Guiana's, wie man auch nur selten Polygamie unter ihnen heimisch findet. Auch bei ihnen müssen die Weiber die schwerere Arbeit verrichten, werden dafür aber auch mit mehr Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Liebe von ihren Männern behandelt, als ich dieß bisher unter den verschiedenen Stämmen zu bemerken Gelegenheit hatte, ja — Wunder über Wunder, ich kann mich noch nicht entsinnen, Zeuge eines Streites zwischen Mann und Frau gewesen zu seyn! Freilich fallen bei diesen Naturkindern fast alle jene kleinlichen Veranlassungen weg, die nur zu oft im civilisirten Europa die eigentlichen Störer des häuslichen Friedens sind. Ob diese mit der Cultur auch hier einziehen werden, muß die Zukunft lehren.

Die Macusi zeichnen sich besonders durch ihre Kunstfertigkeit in Flechtenarbeit aus, wie die Weiber zugleich die Baumwolle zu ihren gesuchten Hängematten selbst spinnen. Dabei sind sie ungemein reinlich, eine Eigenschaft, die man nur noch wenigen Stämmen beilegen kann. Gesicht und Körper bemalen sie sich mit einer rothen Farbe, die sie aus den Blättern der Bignonia chica bereiten, der sie ein wohlriechendes Harz beifügen, das sie Hayawa nennen. Aus der Frucht der Genipa americana bereiten sie eine blaue Farbe, die zu gleichen Zwecken benutzt wird. Die Männer tragen das schwarze Haar gewöhnlich kurz, während es bei den Frauen entweder lang über die Schultern herabhängt oder aufgeflochten wird. Krankheiten sind unter ihnen höchst selten, und Alter oder Wassersucht ist die gewöhnliche Ursache des Todes; Mißgestaltete und Krüppel habe ich bisher noch nicht Gelegenheit zu sehen. Auch ihre Religion besteht in der Verehrung zweier höhern Wesen, eines guten und eines bösen, womit jedoch ebenfalls keine Ceremonien verbunden sind. Sie beten zu dem letztern, daß es ihnen nicht schade, und hegen die feste Ueberzeugung, daß ersteres zu gut sey, als daß es ihnen schaden könne, weßhalb sie auch das Gebet an dasselbe für unnöthig halten. Die einzige geistliche Person, wenn man diese so nennen darf, ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Stämmen, der Piai-man oder Zauberer. Sein Hauptgeschäft besteht darin, Gebete zu dem bösen Geiste zu murmeln, wenn einen der Indianer eine Krankheit befallen. Herrscht ein Fieber oder irgend eine andere Krankheit im Dorfe, so muß derselbe des Nachts heulend und schreiend um dasselbe herumgehen, wobei er das Geräusche mit einer Art Trommel vermehrt, und in bestimmten Intervallen den bösen Geist bittet, das Dorf nicht ferner mit seinem Zorne heimzusuchen. Sind seine Beschwörungen fruchtlos, so wird das Dorf niedergebrannt und verlassen; dasselbe geschieht auch, wenn der Häuptling stirbt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Grundeigenthum in Frankreich. Nach den officiellen von der Generaladministration des Enregistrements und der Domänen herausgegebenen Papieren ist die Stellung des Grundeigenthums hinsichtlich des Capitals, das dadurch repräsentirt wird, des Einkommens und der Hypothekarschulden, die darauf haften, wie folgt: Capitalwerth des Grundeigenthums (das Einkommen mit 15 multiplicirt) beträgt über 40,000 Mill. Fr., das Einkommen nach den Berechnungen des Jahres 1830 1,580,597,000 Fr. Es haften darauf 5,100,000 Fr. Hypothekarschulden, die ein Capital von 11,749 Mill. Fr. repräsentiren und ein Interesse von 586,234,010 Fr., also mehr als ein Drittheil des Einkommens, abwerfen. (Moniteur industriel vom 30 März.)

Reiche Kupfer- und Bleiglanzadern sollen sich nach neueren Untersuchungen im Gebiet von Algier finden. (ibid. vom 26 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

16. Merw.

Mitten in der Wüste, dir sich von drm Fuße drr Elbrutzkette bis zu drn Ufern drs Orus rrstrrckt, so zirmlich in der Mitte zwischen Mrsched und Buchara, liegt Merw. Drr Fluß Murgab flirßt an den Mauern dieser merkwürdigen Stadt vorüber, und ein schmalrr Strrifen Land an seinen Ufrrn ist zum Fridbau tanglich; aber außrr diesrr isolirten und sehr kleinen Stellr findrt man in einrm writen Umkreis krinen Punkt, der sich zur Wohnung für Menschen eignet. Mrrw soll 66 Farsangs odrr 240 (rngl.) Meilen von jedem gut bewohntrn Distriet, namentlich von fünf Hauptstädten, nämlich von Chiwa, Buchara, Balkh, Hrrat und Meschrd rntfernt seyn, und von allrn diesen Orten führt der Wrg nach Merw durch eine ganz ödr Wüstr; wahrscheinlich sind die eben angeführtrn Entfernungrn nicht gerade wörtlich zu nehmen, aber gewiß ist es, daß Mrrw, rinr rhrmals so glänzende, üppigr und mächtigr Stadt, nach allen Seiten von einrr beträchtlich breitrn Wüste umgebrn ist.

Es läßt sich nicht wohl begreifen, was rinen mächtigrn Fürstrn bewegen konnte, srinen Wohnsitz in einer so ungünstig gelegrnrn Stadt zu nehmen; abrr schon die srldschukischen Fürsten haben hirr rrsidirt, und zu drr Zeit drr Kalisen war Mrrw eine ihrrr östlichen Hauptstädte. Der Bodrn in der unmittrlbaren Umgrgrnd ist fruchtbar, und lohnt, so langr rr bewässert werden kann, dir Mühr reichlich; das Obst von Merw ist trefflich und weit und brrit grsucht; aber dirse Fruchtbarkrit ist auf rinrn kleinrn Umkrris brschränkt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß man jrmals mrhr Land hat anbauen können, so daß Merw selbst in seiner größten Blüthr nichts als einr Oase in der Wüstr grwesrn ist. Marmorpaläste, Bädrr, Karawanserais ziertrn diese wundervolle Stadt der Wüstr in drn Tagen ihrrs Glanzrs. Die mrrkwürdigstrn Ueberrestr sind die Trümmer einrr schönrn, großen Moschrr, die Timur rrbaut hat; das Grabmal des Sultans Sandschar und das großr Zeughaus sind zum Theil drn Verherrungrn der Zeit und drr Zerstörrr entgangrn. Man findrt ferner die Ruinen eines schönen, überwölbtrn Bazars und das Grabmal einrs berühmtrn Pehlrwan, der einr Last von 300 Pfund 12 Farsangs weit getragen habrn soll. „Ihr, dir ihr gesrhen habt, wie drr Ruhm des Alp Arslan bis zum Himmrl erhobrn wordrn ist, kommt nach Merw und seht, wie er in Staub verwandelt worden!" Diese bedeutsamr, ächt orirntalischr Inschrift ist auf drn Grabstein diesrs großrn Erobrrrrs ringrgraben.

Mrrw hattr zur Zrit als Dschingis-Chan diese Prooinzen mit seinen Horden überschwrmmtr, das Schicksal der meisten andern Städtr: die Einwohnrr wurden ermordet und verjagt und ihre Häusrr dem Boden gleich gemacht, so daß keine Spur von der Stadt übrig geblieben seyn soll. Wenn man dir ungeheurrn Zahlen der bei dirsrr und andern Grlegenheiten niedrrgemrtzelten Einwohner hört oder lirst, so rrhrdrn sich unwillkürlich allrrlei Zweifel gegen die Wahrhaftigkeit der Schriftstrllrr, die uns jene Nachrichtrn mitthrilen. Wenn wirklich eine solchr Anzahl von Menschen niedergehaurn worden sryn soll, so müßtr die ganze Gegend damals weit bevölkrrter gewrsrn sryn, als sir jrtzt ist. Allrin in drn drri großen Städten Herat, Nischapur und Merw, die doch nicht sehr weit von einander liegrn, sollrn in jener Schreckenszrit fast fünf Millionrn Mrnschen niedrrgemrtzelt worden seyn; aller Wahrschrinlichkrit nach ist das mrhr als die ganzr Bevölkrrung drs heutigrn Prrsiens. Mrrw übrigrns blieb rinr königlichr Residenz und erfrrutr sich des Schutzes drr Fürstrn bis zum Untergang der Timuriden, worauf dir altr, prachtvolle Wüstrnstadt allmählich gesunkrn und verfallen ist.

17. Schiras.

Nachdem die brittischr Gesandtschaft, der ich attachirt war, das Gebirt von Schiras errricht hattr, kam uns nach rinigen diplomatischrn Unterhandlungen drr Wesir des Fürstrn Statthalter von Schiras rntgrgen. In seinem Gefolgr waren die Vornrhmsten drr Stadt, und drr Zulauf drr Mrngr war ungemrssen. Drr Minister war auf drr rinen Srite des Gesandtrn, der Mihmandar auf der andern. Nachdrm die gewöhnlichen ersten Höflichkeitrn überstandrn und hinlänglich wiederholt waren, sprach der Mihmandar zum Minister: Wie

Digitized by Google

schön der Herr Gesandte Persisch spricht! Ja, sagte der Minister, er spricht es bewundernswürdig, er kann es mit jedem Mollah aufnehmen. Wir haben noch keinen solchen Gesandten gesehen, keinen so feinen und liebenswürdigen (Sahib Kemal), so verständigen, gelehrten und besonnenen Mann. Dazu eingsum der persische Chorus: Wahrlich es ist so, wahrlich es ist so, delli, delli, delli! Hierauf wendete sich der Wesir zu einem an der andern Seite und sprach so laut und vernehmlich, daß der Gesandte es hören konnte: Sahe ihr je einen so angenehmen, trefflichen Botschafter? Ist er nicht besser als alle die früheren Elchis (Gesandte)? Der Gesandte pries die Gegend von Schiras und sagte: sie ist so schön, daß ich geglaubt hätte, hier sterbe Niemand, wenn ich nicht jene Grabsteine gesehen hätte, wobei er auf einige, an denen wir eben vorübergezogen waren, zeigte. Barek Allah, herrlich, köstlich, treffend gesprochen! rief der Mihmandar. Hörtet Ihr das? sagte er dem Wesir zu; wie witzig, wie geistreich ist der Herr Gesandte. Nun wiederholte er den Einfall dem Ministee, der wieder schrie: herrlich! köstlich! und die übrigen alle thaten desgleichen.

Unter solchen Gesprächen, orientalischen Hyperbeln und Höflichkeiten erreichten wir unsern Lagerplatz am Bag Dschehan, dicht an der Stadtmauer. Wie mißstandig und mißtönend uns auch dergleichen schamlose Schmeichelei vorkam, sie würden es für Mangel an guter Lebensart halten, sie zu verabsäumen. Ich war einst gegenwärtig, als der erste Minister einem, der einen russischen Beamten bei seiner Ankunft begrüßen sollte, Unterweisung gab; sein Hauptgebot war: „Sorget auch, daß ihm Schmeichelei die Hülle und Fülle werde!" Gleichwohl kennen diese verschmitzten, abgefeimten, durchtriebenen Perser den wahren Werth derselben sehr gut, so gut als wir; denn sogleich wandte sich der Herr Minister zu mir und sagte: Ihr wißt, es ist nöthig, ihm Honig in den Bart zu streichen! Auch unter sich hintergehen sie sich eben so und wiewohl sie das erhaltene Lob zu würdigen wissen, schmeichelt es doch ihrer Eitelkeit, welche bis auf Herodotus' Zeiten hinauf eine volksthümliche Schwachheit zu seyn scheint, denn es sagt dieser würdige Historikee: „sie halten sich für die vortrefflichsten Menschen." Ich war einmal gerade anwesend, als ein Perser bei einem andern eingeführet ward — der erste Mirza der Gesandtschaft bei des Königs erstem Juwelier. Wie? rief der pfiffige Juwelier aus, ist das der berühmte Aga Mihr, der gelehrte, der geistreiche, der gefeierte Schriftsteller? und so zählte er schnell eine solche Menge Tugenden, Eigenschaften, persönliche Vorzüge und Familienauszeichnungen auf, daß der Mirza anfangs ganz übermannt schien; allmahlich aber erholte er sich und erwiederte die ihm in den Bart gestrichenen Höflichkeiten dermaßen, daß er den außerordentlich höflichen Juwelier des Königs fast überbot.

Das erste, was die Perser nach einer Reise thun, ist, daß sie ein heißes Bad nehmen, und für Reisende, die selten oder niemals die Wäsche wechseln, ja ihre Kleider erst am Ende der Reise ablegen, muß es ein wahrer Genuß seyn und spricht für die Sehnsucht, für das Verlangen, welches sie danach haben. Ich habe immer bemerkt, wenn einer unserer persischen Diener ohne Erlaubniß sich entfernt hatte, führte er stets das Bad zur Entschuldigung an.

Da wir viel von den trefflichen Bädern in Schiras gehört hatten, so wollten wir eines besuchen und bestellten das beste in der Stadt. Da wir als tüchtig zahlend bekannt waren, so nahmen uns die Herren Schiraser mit Freuden auf, wiewohl man in strengeren, orthodoxeren Städten uns nicht annahm, aus dem religiösen Vorurtheil, daß Ungläubige und Unreine (Nedsches) das Wasser besudeln und profaniren möchten. Unsere Gesellschaft bestand aus fast allen Herren der Gesandtschaft, die meistens asiatischer Bräuche unkundig waren, und niemals öffentliche morgenländische Bader besucht hatten. Man konnte leicht bemerken, wie sehr die Inlander vor der sorglosen Entkleidung einiger sich entsetzten, was um so merkwürdiger ist, da man doch glauben sollte, bei so häufigem Baden müßte man über Anstand ziemlich gleichgültig seyn. Über völlige Nacktheit ist ihnen ein Gräuel, und wiewohl man von den abscheulichen Auftritten in diesen Bädern viel gesprochen hat, so habe ich doch in den vielen, welche ich sowohl in Persien als in der Türkei besucht habe, stets die große Schicklichkeit und Anständigkeit bewundert, welche die Mohammedaner beobachten und wie geschickt sie ihr Badekleid anlegen, um nicht unanständig sich zu entblößen. Dieses Gefühl scheint auch in einigen Stellen der heiligen Schrift empfohlen zu werden, wo eine gezwungene Entblößung als äußerster Schimpf, freiwillige als höchste Schändlichkeit dargestellt wird. Auch Herodot erwähnt der Scham, welche die Lydier empfanden, wenn sie nackt gesehen wurden.

Der Besuch der Gemahlin unseres Gesandten bei einer der Gemahlinnen des Königs von Persien *) war merkwürdig. Diese orientalische Dame ist Mutter von Lieblingssöhnen des Königs, von denen einer Statthalter von Fars, der andere Gouverneur von Tehran ist. Sie hat dermalen in Schiras ihr Hoflager und viel Einfluß auf ihre Söhne und den König; sie mischt sich emsig in die Verwaltung und gewinnt viel Geld durch Handel und Monopole. Von Zeit zu Zeit unterhandelt sie um einen Besuch in der Hauptstadt, wo sie jederzeit dem König ein bedeutendes Geschenk machen muß, der ihr dann zu kommen und als Gemahlin einige Zeit bei ihm zu weilen gestattet. Die Frau Gesandtin ließ sich in einer Sänfte bis an das Thor des Harems tragen; dort ward der Tragthimmel von Frauen aufgenommen, welche sie dicht vor dem Gemach, in welchem die Fürstin sich befand, niedersetzten. Frauen und Männer sitzen sonst auf Teppichen auf der Erde; doch dießmal waren aus Höflichkeit Stühle besorgt. Bei der Königin war ihre Tochter, ein sechzehnjahriges Mädchen, welche Lady Ouseley als schön schildert. Dieses Mädchen ist im ganzen Lande seiner Anmuth und Lieblichkeit wegen berühmt, und daß man vom Gesicht ihres Bruders, eines der schönsten Männer die ich je sah, auf das ihrige schließen, so glaube ich gern alles Schöne, was man von ihr sagt. Man erzählte uns, sie sey

*) Die Reise wurde noch zu Lebzeiten Feth Ali Schahs gemacht. A. d. R.

Digitized by Google

mit einem Kadschar verlobt, mit einem Verwandten der königlichen Familie.

Das Gemach, in welchem der Besuch angenommen wurde, ruhte auf zwei Säulen und ging auf einen viereckigen, von Mauern umgebenen, mit Blumenbeeten, Fontänen und Baumreihen verzierten Hof. Das Kleid der Königin war durch die Menge eingestickter Juwelen so schwer, daß sie sich unter der Last kaum bewegen konnte. Ihre Beinkleider besonders waren so mit Perlen gespickt, daß sie eher einem Stück Mosaik als einem Kleidungsstück glichen; inwendig wattirt, außen von Goldstoff steif, ließen sie keinen Umriß der Lenden bemerklich werden, sondern umgaben sie wie ein Säulengehäuse. Zuckerwerk, Früchte und Scherbet wurden in goldenen Gefäßen aufgetragen; der Hauptüppigkeitsartikel aber, das Kalian, wurde aus Achtung gegen die Gesandtin, welche, wie man ihnen berichtet hatte, Rauch nicht vertragen konnte, nicht hereingebracht. Im Ganzen scheint der Auftritt prachtvoll gewesen zu seyn; die Neugier der persischen Frauen, eine europäische Dame zu sehen, war unbegränzt. Am Tage nach der Aufwartung sandte die Königin der Frau Gesandtin, ihrer Tochter und den beiden Kammerfrauen Festkleider, worunter das Merkwürdigste Brokathosen waren, die so steif waren, daß sie in der Mitte des Zimmers frei stehen blieben.

Zwei Meilen nordöstlich von Schiras, in den kahlen, öden Bergen, ist das Grab desjenigen, dessen Genius noch jetzt ganz Asien entzückt, das Grab Sadi's. Es befindet sich in der Ecke eines angeblich von Kerim Chan aufgeführten Gebäudes. Der länglich viereckige Grabstein ist mit Inschriften und einigen Verzierungen in persischem Geschmack versehen. Ein armer, einsiedlerischer Derwisch hat jetzt das Gebäude inne, wo außer dem Grabe auch noch ein Exemplar der Werke des Dichters vorhanden ist, für deren Aufzeigung der Derwisch nimmt, was die Besuchenden ihm geben wollen. Der unter den Persern so gewöhnliche Geschmack an Dichtkunst gibt sich in den vielen, auf die weißen, glatten Wände des Raumes, welcher das Grab einschließt, gekritzelten Zeilen kund; dieser Hang verräth sich überall, wo Müßiggänger und Neugierige sich einfinden. Sadi's Brunnen ist noch zu sehen, von dem geweihten Fisch aber nichts. Von dem Grabmal aus erstiegen wir einen weißen Felsen, Sadi's Höhe genannt, dessen Gipfel mit einem alterthümlichen Thurme prangt, der gleichfalls nach dem gefeierten Poeten benannt ist. Am Fuße des Felsen ist der „herzerheiternde" Garten mit einem Sommerhause und Springbrunnen, ein Werk Kerim Chans. Jetzt paßt der Name nicht mehr dafür, da er in Verfall und Trümmern liegt und das Schicksal der meisten Bauten dieses Anführers theilt. Dieser und andere der Regierung gehörende Gärten sind vom König an die Gärtner von Schiras verpachtet, welche Früchte, Blumen und Gemüse für die Stadt dort ziehen.

Bei der Moschee des Schah Mirza Hamza, außerhalb der Stadt, sind die Ueberbleibsel der von Hafiz und Sir William Jones gefeierten Mosallalaube, eines verfallenen Ziegelgebäudes, das vermuthlich zur Zeit des persischen Dichters im Mittelpunkte eines Gartens stand.

Mittheilungen aus Italien.

(Von J. Löwenthal.)

Schulwesen. Die neun Provinzen des lombardischen Gouvernements zählten im Schuljahre 1840/41 in 2227 Gemeinden und 2370 Parochien 172,300 schulpflichtige Kinder von 6 bis 12 Jahren männlichen und 168,909 weiblichen, zusammen 341,209 beiderlei Geschlechts. Wiewohl nach einer kaiserlichen Verordnung in jeder Ortschaft, wo ein Taufbuch gehalten wird, eine Elementarschule für Knaben und eine für Mädchen errichtet werden soll, gibt es in der Lombardie doch noch 50 Gemeinden, die gar keine Schule und 821, die keine Mädchenschule haben. Die Gesammtschülerzahl in den Unterrichtsanstalten der Lombardie zeigt folgende Uebersicht:

Knabenschulen

in den	9	k. k. Hauptschulen mit vier Classen	4,013	Schüler
—	59	Gemeindehauptschulen mit drei Classen	9,475	—
—	2,308	Gemeindeschulen mit zwei Classen	99,926	—
—	61	Erziehungsanstalten	2,430	—
—	208	Privatelementarschulen	5,457	—
—	230	Sonntags- und Repetitionsschulen	3,916	—
		Bei Privatlehrern	419	—
		Zusammen	125,666	—

Mädchenschulen

in den	11	k. k. Hauptschulen mit drei Classen	2,291	Schülerinnen
—	3	Gemeindehauptschulen in Mailand, Bergamo und Brescia . . .	836	—
—	1586	Gemeindeschulen mit zwei Classen	72,199	—
—	100	Erziehungsanstalten	4,240	—
—	429	Privatelementarschulen	9,981	—
		Sonntags- und Repetitionsschulen	1,144	—
		Zusammen	90,691	—

Es befanden sich demnach im Schuljahre 1840/41 in der Lombardie 46,634 Knaben und 78,318 Mädchen, zusammen 124,952 schulpflichtige Kinder, ohne allen Unterricht. Die Gazetta di Milano, der wir obige Angaben entlehnen, macht die Bemerkung, daß dieses Mißverhältniß nur auf dem Lande stattfinde, in den Städten und Dörfern aber es wenige Kinder geben dürfte, die nicht irgend eines Unterrichts theilhaftig wären.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

In besonderem Rufe stehen die Macusis auch wegen der Geschicklichkeit im Gebrauch jener merkwürdigen Waffe, des Blaserohrs, wie sie zugleich auch in Beziehung der Bereitung jenes schrecklichen Pflanzengiftes, des Wurali, unter allen südamerikanischen Stämmen, zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco bis zum Essequibo, den größten Ruf genießen. Geht der Macusi auf die Jagd von Geflügel, so braucht er fast nie Bogen und Pfeile, sondern durchgehends das Blaserohr. Die Pflanze, welche den Hauptbestandtheil zu dieser Waffe liefert, wächst nur in dem Lande der Guinaus und Maiongkongs, nahe den Quellen des Orinoco, und wird von den Indianern Curata genannt. Sie gehört

Digitized by Google

in die Familie der Bambuseen, und wurde nach meinem Bruder, der sie zuerst entdeckte und beschrieb, Arundinaria Schomburgkia genannt. Der Stamm derselben erhebt sich von dem Rhizoma ohne irgend einen Knoten in gleicher Stärke gewöhnlich zu einer Höhe von 15', von wo die ersten Aestchen sich auszweigen, und sich dann die Knoten in regelmäßigen Zwischenräumen von 15 bis 18 Zoll in einer weitern Höhe von 10 bis 50' fortsetzen. Der ausgewachsene Stamm ist an seiner Basis 1½ Zoll stark und ¾ Zoll im Durchmesser, von glänzend grüner Farbe, glatt und inwendig hohl. Der Indianer wählt nun den jungen Stängel zu seiner Waffe. Nachdem er einen solchen in der erforderlichen Länge geschnitten, hält er ihn über ein mäßiges Feuer und dreht ihn dabei beständig um seine eigene Achse, wodurch er das Verziehen verhindert; ist dieß geschehen, so setzt er ihn so lange der Sonne aus, bis er eine gelbe Farbe erhalten, die den Beweis liefert, daß das Rohr keine Feuchtigkeit mehr enthält. Da das Rohr für den Indianer denselben Werth hat, wie für uns die beste Flinte, und es bei ihren Jagdstreifereien im Walde zugleich vielfach der Zerstörung ausgesetzt ist, so verfertigen sie aus dem dünnen, schlanken Stamm einer Palme, aus der Familie der Arecineen (wahrscheinlich Kunthia oder Genoma) eine Art Futteral, in das sie das Rohr einschließen; das Futteral nennen sie Gurura-curapong, und dadurch ist das Rohr, in Folge der äußern harten Holzschicht der Palme, vor jeder Zerstörung geschützt.

Die Guinaus und Maiongkongs treiben einen ausgebreiteten Tauschhandel mit diesem Rohre oder schon verfertigten Blaseröhren, und erhalten dafür von den Macusis das geschätzte Wurralgift. Das Ende des Blaserohrs, das in den Mund genommen wird, wie überhaupt das ganze Rohr, um sein Spalten in der Sonnenhitze zu verhindern, wird mit einer dünnen Schnur Seidengras (die Faser der Bromelia Karata) umwunden, während an die untere Oeffnung, um das Verstopfen mit Erde, wenn man zufällig den Grund damit berühren sollte, zu vermeiden, eine Art Schutzhut aus der halben Frucht einer Palme angeschraubt ist. Die Pfeile, welche aus der Waffe geschossen werden, sind 6 bis 10 Zoll lang und aus der Wedelrippe der Coucurit-Palme (Maximiliana spec.?) verfertigt. Ihre nadelgleiche Spitze wird einen Zoll lang mit Gift bestrichen, während um das andere Ende ebenfalls ein Zoll lang Baumwolle gewickelt ist, die gerade die Höhlung des Rohrs ausfüllt. Der Jagdköcher, der die Pfeile faßt, die an einer Schnur gereiht sind, enthält gewöhnlich 4 bis 500 Stück, und besteht aus Flechtwerk, das dicht mit Wachs bestrichen ist und mit einem Deckel aus der Schwarte des Maipuri (Tapir americanus) versehen ist; an diesem Köcher hängt zugleich ein Bündelchen Seidengras, der halbe Kinnbacken des Piraí, an dessen Zähnen die Pfeile im Nothfall gespitzt werden, und ein kleines Körbchen mit Baumwolle.

So bewaffnet eilt der Indianer in den Wald, um den Powis (Crax alector), den Marutti, die Penelope und anderes Geflügel aufzusuchen. Diese sitzen gewöhnlich in hohen, dichtbelaubten Bäumen, doch nicht außer dem Bereiche seines Blaseröhrs, dessen Pfeil er gegen 100' hoch senden kann. Leise und behutsam, so daß sich die gefallenen Blätter nicht unter seinen Füßen zu bewegen scheinen, daß das Ohr des Europäers vergebens auf das Geräusch seiner Schritte lauschen würde, nähert er sich dem Baume, auf dem er Beute hofft. Seine Ohren sind für den leisesten Ton geöffnet, während sein Auge das Geflügel im dichtesten Laube aufzufinden weiß. Ist sein Suchen und Spähen längere Zeit ohne Erfolg, so ahmt er das Geschrei des Vogels, den er wünscht, auf das täuschendste nach, und lockt ihn so von Baum zu Baum, bis er im Bereich seines Rohres ist. Gedankenschnell fliegt der Pfeil aus der Oeffnung, und verfehlt fast nie das Ziel, gegen das er gerichtet war. Oft bleibt der nur verwundete Vogel in den Zweigen sitzen, fällt aber in Folge des Giftes schon nach 3 bis 4 Minuten todt zu des Indianers Füßen. Sollte er noch davon fliegen können, so ist seine Flucht nur von kurzer Dauer, und der Jäger folgt langsam der Richtung des Fluges, da er weiß, daß er die Beute bald todt am Boden finden wird. Schickt sich der Macusi zur Jagd auf Rehe, Tapire u. dgl. an, so nimmt er Bogen und Pfeile zur Hand, erstere ist gewöhnlich 6 bis 7' lang und die Sehne aus Seidengras gedreht, die Pfeile dagegen haben eine Länge von 4 bis 5' und werden aus dem Gynerium saccharinum verfertigt. Ein Stück hartes Holz von einem halben Fuß Länge ist an dem Ende des Rohrs gut befestigt, das oben ein 1" tiefes viereckiges Loch hat. In dieses Loch wird ein vergiftetes spitziges Holz gesteckt, das wieder herausgenommen werden kann. Gebraucht der Indianer den Pfeil nicht, so wird ein Stück Bambusrohr über die Spitze gesteckt, um Unglücksfälle zu verhüten, und den etwaigen Regen zu verhindern, das Gift abzuwaschen. An der Seite trägt der Jäger ein Stück ausgehöhlten Bambus mit einem Deckel, das die vergifteten Spitzen enthält; diese sind an einzelnen Stellen halb durchschnitten, damit, wenn ein Thier angeschossen, der Pfeilschaft durch seine eigene Schwere abbricht, und das angeschossene Wild nur mit der Spitze die kurze Strecke, die es noch zu laufen hat, durch den Wald speingt. Findet der Jäger die Spur eines Wildes, nach der das Auge des Europäers vergebens suchen würde, so verfolgt er dieselbe mit der bewundernswürdigsten Beharrlichkeit nach allen ihren Windungen, und meist krönt der günstigste Erfolg seine Mühen. Ist das Thier verwundet, so läuft es selten noch 4 bis 600 Schritte, wo es dann ebenfalls in Folge der Wirkung des Giftes todt zusammenstürzt.

Von Holwa genießt man eine der herrlichsten Aussichten über die weite Savanne, aus der die Makarapan-, Anai-, Monaschuballi- und Pacaraima-Gebirge in kühnen Umrissen aufsteigen. Den ersten Abend wartete unser eine wahrhaft schauerlich schöne Scene: die Schilderung eines Prairiebrandes, die ich früher so oft mit innerem Entzücken gelesen, wurde mir aus einem Bilde der Phantasie zum Bilde der Wirklichkeit. Die Indianer hatten die endlose Savanne in Brand gesetzt. So weit das Auge reichte, sah man nur eine große Feuerebene, die grell auf dem dunkeln Hintergrunde des bewölkten Himmels abstach und den Saum der einzelnen großen Wolkenmassen mit ihrem Widerschein umzog. Mit Gedankenschnelle und gleich den Wogen eines gleichmäßig bewegten Oceans wälzte sich die ungeheure Feuermasse vor dem Winde her, und das Brausen des Feuers, das Getöse der in der Hitze zerplatzenden Stängel der Riesengräser und Blätter der Bäume war wahrhaft betäubend, so daß man sich unwillkürlich in das wilde Gewühl der entfesselten Schlacht versetzt glaubte, durch das Gestöhne der dem wilden Element verfallenen Thiere, das wie das Gestöhne und Geröchel der der Schlacht als Opfer Gefallenen uns entgegentönte. Oede und traurig war am folgenden Morgen die Aussicht über die Savanne hin. Bäume und Sträucher waren ihres Laubschmuckes beraubt, und düster staceten die schwarzen Aeste in die heiße Luft; doch schon nach wenigen Tagen verwandelte sich das dunkle Trauerkleid in die frischen Farben jungen Lebens. Bäume, Sträucher, Gras beginnen von neuem zu treiben und zu knospen, und in kurzem ist jede Spur der Verwüstung verschwunden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1843.

Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im Jahre 1842.

Unter diesem Titel ist im Auftrag des Missionsausschusses zu Basel von dem Inspector der dortigen Missionsanstalt eine kleine, nur 124 Seiten große Schrift erschienen, die in mannichfacher Hinsicht von besonderem Interesse ist. Wir haben früher öfters ausgesprochen, daß wir zwar der Gesinnung und der Aufopferung der Missionäre alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, das angewendete Verfahren aber keineswegs immer passend finden, namentlich so weit es ganz uncultivirte Völker, wie die Insulaner der Südsee, betrifft. Daß dort das Missionswesen neben unläugbarem Verdienst auch manche sehr schädliche Seite hatte, wird wohl jetzt kein Unbefangener mehr läugnen, nachdem man selbst in Amerika anerkannt hat, daß die puritanische Lebensansicht, wie sie z. B. von den amerikanischen Missionären auf den Sandwichinseln in Ausübung gebracht wird, an der allmählichen Entvölkerung dieser Inseln nicht unbedeutend Mitschuld trägt. Hier indeß kommt es nicht auf diese oder jene Methode an, und auf den Südseeinseln sind im Ganzen genommen wenig deutsche Missionare thätig, sondern ihre Hauptfelder sind die kaukasischen Länder (bis zum Jahre 1835), die afrikanische Westküste und Ostindien, wo sich von 121 thätigen Missionären allein nicht weniger als 40 befinden; in Westafrika sind 12, in Kaukasien, der Krim und an der Wolga 19, in Nordamerika unter Indianern und Eskimos 8, so daß die übrigen deutschen Missionare, welche aus der Baseler Missionsschule hervorgingen, sehr dünn gesäet sind.

Seit dem Jahre 1816 haben 175 Zöglinge die Anstalt verlassen, von denen aber bereits 42 gestorben sind, davon allein in Westafrika 12; von den übrigen 133 sind 12 theils wegen Krankheit, theils wegen sonstiger Ursachen nicht im Missionswesen beschäftigt, so daß nur 121 als wirkliche Missionare fungiren. Außer den obigen 175 bereits aus der Missionsanstalt getretenen befinden sich 28 noch daselbst, so daß die Gesammtzahl 203 ist; davon kamen aus Würtemberg allein 103, aus den übrigen deutschen Staaten 58, aus der Schweiz 30, aus Dänemark, Rußland, Schweden, Elsaß u. dgl. 12. Von den thätigen Missionären stehen im Dienste englischer Missionsgesellschaften überhaupt 59, und speciell im Dienste der englisch-bischöflichen Gesellschaft 52. Eben diese Gesellschaft ersetzt der Baseler Missionsschule die Ausgaben für die Bildung von je zwei bis vier Zöglingen jährlich. Die Basel'sche Missionsgesellschaft glaubt sich wegen der Verbindung mit der englisch-bischöflichen Gesellschaft rechtfertigen zu müssen, führt aber zu ihrer Entschuldigung den allergültigsten Grund an, indem sie sagt, daß die Frage, ob eine Kirche durch Bischöfe oder ein Consistorium, oder synodalisch verwaltet werden solle, in Europa allerdings wichtig, in der Heidenwelt aber ganz unerheblich sey, da die einzig mögliche Kirchenleitung dort noch auf lange Zeit in der patriarchalischen Führung der Gemeinden durch die Missionäre bestehe. — Im unmittelbaren Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel stehen 29 Missionäre (mit Gestorbenen und Ausgetretenen 60), im Dienste der evangelisch-russischen Kirche 21. Die Verbindung mit Rußland schreibt sich seit der Zeit her, wo die Missionsschule zu Basel ihre Blicke hauptsächlich auf die Kaukasusländer gerichtet hatte, und dort, sowohl nördlich als südlich von dem Gebirge, einen starken Grund zur Ausbreitung des Christenthums unter den dortigen mohammedanischen und heidnischen Völkern legte. Auch verfiel die Basel'sche Missionsanstalt zuerst auf die Idee, die orientalische Kirche aus sich heraus zu beleben — ein Unternehmen, das jetzt von den amerikanischen Missionären zu Urumia in Bezug auf die Nestorianer Kurdistans mit Erfolg weiter geführt wird.

Die Schilderung der Thätigkeit der Missionsanstalt zerfällt in drei Hauptgegenden, die Kaukasusländer, Westafrika und Ostindien. Seit dem Jahre 1821 sendete sie Missionare nach Kaukasien, sowohl zu den Tscherkessen und Tataren im Norden des Kaukasus, als auch zu den Persern und Armeniern im Süden desselben. Eine schottische Missionscolonie zu Karaß im Norden hatte ihnen einigermaßen vorgearbeitet, zu Schuschi im Süden, in Karabag, wurde eine Missionsniederlassung, eine Druckerei und eine Schule gegründet, ebenso wurde in Gandscha eine armenische Schule gestiftet, und armenische Priester fanden sich ein, um die biblischen Grundsprachen zu lernen. Nach jahrelanger Arbeit fanden ihre Bemühungen

Digitized by Google

allmählich unter Mohammedanern so wie unter den armenischen Christen Eingang, als ein Ukas vom 23 August 1835 auf Einmal die Fortsetzung der Missionsarbeiten untersagte. Unwirksamkeit der Mission unter den Moslems und die Klagen der armenischen Geistlichkeit wurden in dem genannten Ukas als Gründe angegeben, in dem Bericht der Missionsgesellschaft aber heißt es: „da der eigentliche Grund dieses Verbots nicht der angegebene, sondern die willkürliche Ausdehnung des ausschließlichen Missionsrechts der griechischen Kirche auch über die neuen Provinzen war, da derselbe sogar mit einem politisch und kirchlich tiefer begründeten System zusammenhing, so konnten die klaren und einfachen Gegenvorstellungen von keinem Erfolg seyn." Wir wollen dieß gelten lassen, können aber doch nicht umhin zu erwähnen, daß die Bemühungen der Baseler Missionäre in die erstarrete armenische Kirche ein Reformationselement wesen müßten, das der höhern Geistlichkeit nur unangenehm seyn, und vielleicht der Regierung politische Verlegenheiten bereiten konnte. Bis jetzt haben die orientalische Kirche, die griechische ebenso wie die armenische, den Reformationsversuchen einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt; man erinnere sich nur an Eugenius Vulgari und an Kairis, der von außen hereingebrachten Versuche ganz zu geschweigen. Von den Bestrebungen der Baseler Missionare in Kaukasien ist nichts übrig geblieben, als die Versorgung einiger deutschen Gemeinden mit Predigern.

Der zweite Hauptpunkt ist Westafrika, wo aber, wie wie schon oben meldeten, nicht weniger als 12 Missionäre ihren Tod fanden. Dort werden die Amerikaner durch Liberia und die Engländer mit Hülfe westindischer Neger besser wirken können, als die Baseler Mission. Letztere hat sich übrigens mit den evangelischen Brüdergemeinden in Westindien zu gleichem Endzweck in Verbindung gesetzt.

Die Erfolge in Ostindien sind, wenn man die Ausdehnung des Landes betrachtet, sehr gering, groß aber, wenn man erwägt, welche Schwierigkeiten der Kastengeist, die einander durchkreuzenden Sprachen und die Verschiedenheit der Religionen ihnen entgegensetzen. Für den, welchen die Einzelnheiten der Sache interessiren, verlohnt es sich wohl den Bericht selbst nachzulesen; er ist ohne Vergleich besser geschrieben, als eine Menge englischer, die, namentlich im Missionary Register, ganz ungenießbar sind. Der Grund hievon dürfte nicht sehr weit zu suchen seyn, und liegt wahrscheinlich ganz allein darin, daß die englischen Missionäre in der Mehrzahl auf einer viel tiefern Stufe allgemeiner Bildung stehen, wie die deutschen. Ob der Erfolg in Indien dauernd seyn wird, steht dahin, wenn gleich die Befürchtung, daß die englische Herrschaft in Indien ihrem Ende sich nahe, vorerst noch grundlos seyn möchte. Da indeß die große Zahl, die Bildung und die Localkenntnisse der dortigen deutschen Missionäre ihren Ansichten ein gewisses Gewicht geben, und der Bericht wohl nur auf den Angaben der Missionäre beruht, so können wir nicht umhin, die betreffende Stelle (pag. 17) mitzutheilen: „Es sind in Indien noch 150 Millionen Heiden und Mohammedaner zu Christo zu sammeln. Uebrigens möchte die Zeit kurz seyn, um das Werk zu vollbringen. Manche Anzeichen lassen befürchten, daß die Stunde nicht mehr fern sey, die Indien von der Herrschaft der Engländer sich losreißt." Die Missionäre hatten wohl genug Gelegenheit, die Symptome von Haß gegen die englische Herrschaft, die sich während der Unfälle der Engländer in Afghanistan kund gaben zu beobachten; der Haß war aber auch vorher schon da, er wagte nur nicht sich zu äußern und wird wohl auch jetzt wieder verstummt seyn.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

18. Das Ehrenkleid.

Zum Beweis großer Auszeichnung war unmittelbar vom Könige selbst Mirza Zeki gesendet worden, um unser Mihmandar zu seyn. Mirza Zeki ist Geheimschreiber oder Cabinetssecretär des Königs, und steht im Rufe, der eitelste aber auch der anhänglichste Höfling zu seyn. Seine Rede an den Gesandten war höchst charakteristisch, denn als er vom Könige sprach, rief er aus: Warte, warte, Eldschi, bis du das Licht der Welt erblickt! Dann wirst du einen König sehen! Er ist ein Paradies in sich; er ist voll Herablassung gegen dich; dieß zum Beweis hat er mich zu dir gesendet, einen Mann von höherem Range, als je einer an einen frühern Botschafter gesendet worden, um dich vor ihn zu geleiten.

Auch dem Mohammed Chan stattete der Gesandte einen Besuch ab, denn er wollte ihm gern zeigen, wie zufrieden er sey mit seinem artigen Benehmen gegen uns. Als wir in die Nähe seines Hauses kamen, fanden wir die Straße gewässert und gefegt. Als der Gesandte vom Pferde stieg, empfing ihn der Neffe des Chan, und an der Thüre der Chan selbst. Der Hof, durch den wir gingen, war mit seiner Dienerschaft eingefaßt, und das Wasserbecken war mit Rosen, Königskerzen und Lilien verziert. Der Gesandte mußte sich auf den Ehrenplatz setzen und der Chan setzte sich, trotz allem Ersuchen, ungefähr drei Ellen von Sr. Excellenz auf den Teppich, welches unter den Persern für ein Zeichen großer Ehrerbietung und Hochachtung gehalten wird. Auch konnte man in der That nicht anmuthiger und sittiger seyn als unser Wirth, dessen gute Laune nicht ausging. Wiewohl er zum Mirza, d. h. zum Gelehrten und Schriftstellen erzogen war, scherzte er doch sehr anmuthig über seine Unkunde in der Literatur, gestand sein größtes Vergnügen seyen Pferde und Jagd, und nichts gehe ihm über die Freude ein Rebhuhn zu hetzen oder eine Antilope zu erlegen. Er räumte ein, daß es unter einer Regierung, wie die dermalige persische, gefährlich sey, Reichthümer zu sammeln, und daß sein Glückseligkeitssystem, seine Lebensphilosophie darin bestehe, nicht über die gegenwärtige Stunde hinaus zu denken und nie so viel zu besitzen, daß es die Begier des Königs oder seiner Statthalter reize. Ein gutes Pferd, ein gutes Schwert und ein Kleppgurt waren der Inbegriff seiner Wünsche.

Er setzte uns die besten Früchte, Confituren, Eis und Scherbet vor. Die Früchte der Jahreszeit waren kleine Apri-

Digitized by Google

kosen, weiße Maulbeeren und eine Pflaumenart, in Persien Gourdschi genannt, welche Pfeen kaum zeitig waren; aber die Perser, welche auf unreife Früchte ganz versessen sind, pflücken sie ab, ehe sie zur Reife kommen. Für ihre Früchte sind sie sehr eingenommen, und würden uns nicht einräumen, daß wir nur eine in unserm Lande hätten, die den Vergleich mit den ihrigen aushielte. In England behielt der persische Gesandte seine volksthümliche Vorliebe für persische Früchte, und wenn etwa beide Länder verglichen wurden, rief er aus: Wahr ist es, so schöne, mit Spiegeln verzierte Häuser, solche elegante Wagen und Prachtchaisen haben wir nicht; aber bessere Früchte haben wir und die Sonne sehen wir immer.

Unser neuer Mihmandar, der etwas eifersüchtig auf unser Behagen an seinem Vorgänger schien, besorgte sehr, daß der Gesandte vielleicht eine Einladung von ihm annähme, lud uns also zu einem Dejeuner, wobei er jenen an artiger Aufmerksamkeit zu überbieten strebte. Er unterhielt uns mit einem Concert von vier Personen: eine spielte den Kanunntscheh, eine zweite sang und fächelte sich den Mund mit einem Stück Papier, um die Schwingungen ihrer Stimme zu unterstützen, die dritte schlug die Handpauke und die letzte zwei kleine vor ihr auf der Erde stehende Trommeln. Es waren die besten Musiker von Schiras, und wiewohl ihre Musik uns zu geräuschvoll war, als daß sie uns ergötzt hätte, so entzückte sie doch die Perser über alle Maaßen; ich bin ganz hingerissen von diesen lieblichen Tönen, rief einer aus, und in der That, das Entzücken spiegelte sich in ihren Gesichtern.

Einige Tage darauf kam der Prinz Statthalter von Schiras in seinem größten Staate nach Kalat Puschan, um dort das Ehrenkleid anzuziehen, welches ihm der König zum Neujahrsfeste übersandte. Wiewohl dieser Festtag selbst schon lange verflossen war, hatte doch die Festlichkeit erst jetzt statt, indem die Sterndeuter keinen hinlänglich glücklichen Tag zur Vollziehung einer so bedeutsamen Feier, als diese unter den Persern ist, ausfindig gemacht hatten. Kalat Puschan liegt drei Meilen von Schiras; es ist ein durch einige Weidenbäume bezeichneter Platz, welcher besagten Namen deßhalb führt, weil der Prinz Statthalter dahin geht, und sich mit den Kalats oder Ehrengewändern bekleiden läßt, welche ihm der König von Zeit zu Zeit, besonders an hohen Festtagen, sendet. Da alle mit dem Empfang des Kalat verbundenen Umstände die großen Kennzeichen sind, nach welchen das Volk den Einfluß des Empfängers bei Hofe beurtheilt, so werden bei Bereitung des Kalat alle Ränke ersonnen, die königliche Gunst so viel als möglich anzudeuten. Die Person, welche es überbringt, die Ausdrücke des Firmans, welcher dieses Ehrengeschenk verkündet, die Art des Kalat selbst, dieß alles sind Umstände, die von den Personen untersucht und erörtert werden. Ein gewöhnlicher Kalat besteht aus einer Kaba, einem Gürtel und einem Kopfshawl; soll er ausgezeichneter seyn, so wird ein Säbel oder ein Dolch dazu gelegt. Personen von Distinction bekommen reiche Pelze; ist aber der Kalat vollständig, so besteht er gerade aus denselben Artikeln, welche Cyrus dem Syennesis zum Geschenk machte, nämlich einem goldgezügelten Pferde, einer goldenen Kette, einem goldenen Säbel und einem vollständigen persischen Anzug. So oder beinahe so war der Kalat, welchen der Prinz Statthalter von Schiras abzuholen ging; mithin geschah dieß auch mit aller möglichen Oeffentlichkeit. Der Festtag ward mit Kanonenschüssen, mit Trommeln und Trompeten angekündigt. Um zu dem von den Sterndeutern angegebenen Augenblicke auf dem Platze zu seyn und sein Kleid anzulegen, zog der Prinz bei Zeiten aus der Stadt, von allen seinen Officieren umgeben; vor ihm her wurden eine Menge Pferde geführt; hinterdrein folgten ziemlich alle Ortsbewohner. Der Prinz selbst war schon in der Ferne kenntlich an einem Sonnenschirm über seinem Haupte, welches heutzutage ein königliches Vorrecht ist, wie auch auf den Bildwerken von Persepolis die Hauptperson immer einen Sonnenschirm über sich hat. Wie hörten, daß der ganze Weg, den er bis Kalat Puschan zurückgelegt hatte, drei Meilen weit mit Rosen bestreut und mit Wasser besprengt worden war, welches eine Ehre ist, die man nur höchsten Personen erweiset; einigemale wurden auch mit Zucker gefüllte Glasgefäße unter seines Rosses Hufen zerbrochen, denn „auf Zucker treten" ist bei ihnen ein Symbol von Wohlergehen; Blumen wurden auch Alexander dem Großen bei seinem Einzuge in Babylon gestreut, wie die Juden dem Erlöser Palmzweige auf den Weg streuten.

Der Ueberbringer des Kalat war Mohamed Rakim Chan, ein Jüngling von sechzehn Jahren, Sohn des Wesirs von Fars. Man erzählt von ihm, daß, als er zum erstenmale vor dem König erschien, er so geschämig war, daß er kaum vorwärts gehen konnte. Dieß war aber bloß ein absichtlich einstudirter Kunstgriff — so früh werden sie schon zu Höflingen abgerichtet — denn als der König zu ihm sagte: „Komm, fasse Muth! Nur näher!" sagte der Knabe stammelnd: Ich flehe zu Ew. Majestät, befehlen Sie nicht, daß ich weiter gehe — ich bin überwältigt!

Scenen aus dem chinesischen Kriege.*)

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jiu-jan (yew-yow) und Tsi-ki.

Am 13 Oct. (1841) schifften wir uns zu Tinghai ein nach Ningpo, einer Stadt, die etwa 14 (engl.) Meilen weiter oben am Flusse liegt, der für Schiffe von 6 bis 700 Tonnen fahrbar ist. Als wir die Stadt erblickten, sahen wir nicht nur keine Soldaten auf den Mauern, sondern auch überhaupt keine Vertheidigungsanstalten, und Tausende von Chinesen sammelten sich am Ufer, um uns anzustaunen. Unsere Dampfboote fuhren aufwärts, bis wir eine Schiffbrücke erreichten, welche den Verkehr zwischen den Vorstädten und der Stadt herstellt und zu einem der Thore führte. Die Brücke bestand aus großen, ausdrücklich zu diesem Zweck erbauten und überbrückten Dschunken, die man durch Ketten an den beiden Ufern festgemacht hatte; nur zwei oder drei Dschunken auf jeder Seite waren durch Anker befestigt. Der mittlere Theil der Brücke ließ sich leicht wegnehmen und unsere Dampfboote fuhren ungehindert

*) Siehe Nr. 83 — 87.

hindurch. Die Thore der Stadt waren geschlossen, aber augenscheinlich wollte sich Niemand widersetzen; man brachte Leitern, einige Leute stiegen hinüber und öffneten die Thore. Wir marschierten ungehindert hinein, zogen uns an den Mauern hin und setzten Wachen an die Thore. Es regnete die ganze Zeit über, und war fast dunkel, als wir an unserem Quartier, einem ungeheuren öffentlichen Gebäude, ankamen, das indeß gar nicht meublirt war. Wir zündeten Feuer an, denn die Nächte begannen sehr kühl zu werden; in den uns eingenommenen Zimmern waren mehrere Bambusschränke mit Büchern und Acten; wir warfen die Schränke hinaus und nahmen das Papier zu unsern Lagerstätten.

Der General und das 49ste Regiment nahmen ein anderes Gebäude in der Nähe ein, das wenig besser war als das unserige. Die Artillerie unter Capitän Anstruther war eben daselbst einquartiert, zufällig dasselbe Gebäude, wo man ihn und Mistreß Noble früher in Käfigen gefangen gehalten hatte nach ihrem unglücklichen Schiffbruch. Er fand die beiden Käfige und die Fesseln, die er getragen hatte, noch. Als die Artillerie dieß Quartier später räumte, ließ man keinen Stein auf dem andern, als Repressalie für die Behandlung Anstruthers und der Mistreß Noble. In einem Theil des Gebäudes fand man 23,000 Pfd. St. in Syeee-Silber, aber weit mehr mußte in der Nacht zuvor vom Volke geflohen worden seyn, denn in der Mauer war ein Loch gemacht, mehrere Kisten ausgeleert und andere ganz fortgeschleppt worden.

Die Stadt Ningpo liegt in einer ausgedehnten Ebene, ihre Mauern haben 4¾ Meilen im Umfang, im Durchschnitt 27 Fuß Höhe und 20 Fuß Breite. Sie hat sechs wohlerhaltene Thore, über deren jedem ein bequemes Wachthaus erbaut ist. Die Vorstädte sind sehr ausgedehnt und dicht bevölkert; auch herrscht darin eine große Betriebsamkeit. Ningpo ist gewiß die bestgebaute Stadt in China, die wir noch gesehen. Zwei Hauptstraßen durchschneiden sie von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Viele Straßen waren mit Triumphbogen geziert, oder richtiger gesagt mit Monumenten zum Andenken bedeutender Personen. Sie waren aus Granit aufgeführt, und mit phantastischen sehr gut ausgehauenen und in keckem Relief vorspringenden Figuren geziert. Es bedurfte einer genauen Untersuchung, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich von Stein und nicht von einer Composition waren. Einige dieser Denkmäler fielen allmählich in Trümmer, da sie bis ins 13te Jahrhundert hinaufreichten; das neueste, was auch völlig erhalten war, wurde im 15ten Jahrhundert gebaut. Eine der schönsten Figuren hätte man leicht herunternehmen können, denn sie waren alle in einzelnen Stücken und nur mit Mörtel aneinander befestigt; hätte man dasselbe nach England gesendet und in einem der Parks aufgestellt, es würde gewiß viele Bewunderung erweckt haben. — Alle öffentlichen Gebäude waren mit zwei grotesken, an jeder Seite des Thorwegs aufgestellten Löwen geziert, die eine Tatze auf den Kopf eines jungen Löwens legen und eine ausgehauene Steinkugel im Munde haben.

Zwischen dem West- und Südthor stand eine merkwürdige und augenscheinlich sehr alte, nicht gut erhaltene, etwa 140 Fuß hohe achteckige Pagode, die man von innen vermittelst einer hölzernen Treppe ersteigen konnte. Immer nach 20 Stufen war ein Austritt in einen Stock hinein mit acht Oeffnungen statt der Fenster. Laternen waren an jedem Fenster, und wenn man sie bei Nacht anzündete, muß der Effect eigenthümlich genug gewesen seyn. Während wir zu Ningpo waren, wurden sie indeß nie angezündet. Die Spitze der Pagode war mit einer aus Stein gehauenen Zierrath ähnlich einer schottischen Distel geschmückt. Die Aussicht vom Gipfel aus war sehr schön: an einem klaren Tage konnte man das ganze Land weit umher und die Windungen des Flusses bis Tinghai sehen. Einige arme, in einem benachbarten Tschosshause wohnende Priester hatten die Aufsicht über das Gebäude. Einige von den Tempeln der Stadt waren schön, keiner aber kam denen zu Tschusan gleich.

Wir blieben fast drei Wochen in unserem ersten, uns sehr unbequemen Quartier, wo wir in vier kleine Zimmer zusammengedrängt waren. Es regnete fast unaufhörlich und keines der Zimmer war wasserdicht. Wir speisten in der offenen Luft unter einer kleinen Veranah, und hatten nur die Wahl, halb von Kälte umzukommen, oder von Staub und Rauch vom Feuer blind zu werden. Es war noch nicht ausgemacht, ob wir in Ningpo überwintern oder nach Tinghai und Tschusan zurückkehren sollten. Im Anfang Novembers wechselten wir unser Quartier und wurden in einen großen Tempel Confutse's gebracht, der für die Mannschaft als Caserne eingerichtet worden war. Die Zimmer waren groß und hoch, und die offenen Theile mit Brettern und Matten verhängt. Das ganze 18te Regiment und eine Compagnie des 55sten hatte darin Platz. Der mittlere Theil des Gebäudes mußte aber auf Befehl des Generals frei bleiben, damit er nicht verdorben werde. Er bildete eine einzige große, schön gemalte und vergoldete Halle, die auf ungeheuren Holzpfeilern ruhte, und von den Chinesen als öffentlicher Saal zur Prüfung der Studirenden benutzt wurde. Die Tempel des Confutse hatten nicht die abgeschmackten Götterfiguren, wie die andern Tschosshäuser. Derjenige, den wir bewohnten, nahm einen bedeutenden Raum ein, und war von einer etwa 7 Fuß hohen Mauer umgeben.

Die Quartiere für die Officiere waren elende Löcher, die man nur mit vieler Mühe wohnlich machen konnte. Alle Oeffnungen wurden mit Streh und Papier ausgestopft und Matten darüber genagelt. Wir verschafften uns etwas Glas, jedoch von sehr schlechter Beschaffenheit, in der Stadt und ließen Fensterrahmen machen. Die Chinesen brauchen selten Glas, sondern nehmen statt desselben ein dünnes durchsichtiges Papier, das nur ein ärmliches Licht hereinfallen läßt und leicht durch jeden Regen oder Wind zerrissen wird.

Die ganze brittische Truppenmacht war in Einem Theil der Stadt concentrirt, Wachen zogen täglich an sechs verschiedenen Thoren auf, und Pikete durchzogen die Stadt Tag und Nacht zu verschiedenen Stunden. Ein Capitän und ein Stabsofficier theilten sich in die Ruaden auf den Mauern.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige vorweltliche Thierknochen der Auvergne. In einer der letzten Sitzungen der geologischen Gesellschaft von Frankreich las ein Hr. Pomel eine Abhandlung „über die reißenden Thiere mit zusammengedrückten und schneidenden Hundezähnen, die man in den Alluvionen des Arnothals und der Auvergne findet.“ Man hatte die daselbst aufgefundenen Knochen früher (nach Cuvier und Buckland) einer Bärenart zugeschrieben, die man ursus cultridens nannte, Hr. Pomel aber suchte in Verbindung mit einem Hrn. Beavard nachzuweisen, daß diese Knochen einer Katzenart angehörten, von denen die eine größer als der Panther und nur um ein Fünftel kleiner als der Königstiger, die andere aber so dick wie der Löwe und viel höher gewesen sey. (Echo du Monde Savant vom 2 April.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteure Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1843.

Alte Opferaltäre in Rußland.

Die Nordische Biene vom 11 und 12 März enthält Auszüge aus einer ungedruckten Reise durch Rußland, wo unter anderem einige merkwürdige Erdaufwürfe, der eine bei dem Dorfe Nowospasskoje im Kreise Jelnia an der Desna, der andere 17 Werste unterhalb Smolensk auf dem rechten Dnieprufer gelegen, geschildert sind. Der erstere hat an der Grundlage 95 Klafter, oben aber 70 Klafter 2 Aeschinen im Umfange, während die Höhe wohl durch den Einfluß der Witterung und des Pfluges, der seit längerer Zeit darüber hingeht, ziemlich uneben ist, und zwischen zwei und drei Klafter vom Boden an wechselt. Die Größe des zweiten ist nicht genau angegeben, sondern nur bemerkt, daß derselbe noch größer sey, als der erstere. Bemerkenswerth ist, daß der zweite von alter Zeit her als Begräbnißplatz dient. Daß die beiden Erhöhungen, welche überdieß zum Theil mit Gräben umgeben sind, nicht zufällig, sondern künstlicher Art sind, lehrt nicht nur der Augenschein, sondern noch mehr die Untersuchung des Materials, aus dem sie aufgeführt sind. Bei beiden besteht der zunächst umliegende Boden aus sandigem Thon, während die Aufwürfe aus Dammerde bestehen. Da nun der sandige Thon zu solchen Aufwürfen ein um so passenderes Material gewesen wäre, als man denselben ganz in der Nähe haben konnte, wogegen man die Dammerde mit großer Anstrengung aus bedeutender Entfernung und einem sumpfigen Terrain herbeischleppen mußte, so läßt sich darin eine Absichtlichkeit gleichfalls nicht verkennen. Man kann deßhalb kaum anders annehmen, als daß diese Erdaufwürfe als eine Art Altar für den Gott der Früchte, also der Ernte, dienen sollten, und daß deßhalb die fruchtbare Dammerde dazu ausgewählt wurde. An eine kriegerische Bestimmung läßt sich, namentlich bei dem ersten Aufwurf, gar nicht denken, denn er ist in zu großer Nähe von natürlichen Anhöhen überragt; man muß somit wohl mit dem bekannten slawischen Alterthumsforscher Chodakowsky*) annehmen, daß es allgemeine, für eine ganze Völkerschaft bestimmte Opferstellen waren. Aehnliche Aufwürfe finden sich in nicht sehr großer Ferne, z. B. im Kreise von Duchow, von Dorodush u. s. w., und man kann wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß in der Nähe Hauptsammelplätze der alten heidnischen Völker waren, denn in der Nähe aller dieser Aufwürfe, welche die vereinte Arbeit von vielen Hunderten erforderten, finden sich eine Menge Kurgane (Grabhügel).

*) Socian Dolenga Chodakowsky durchreiste alle von Slawen bewohnten Länder vom adriatischen Meere bis zur Wolga, und suchte allenthalben die alten Erdaufwürfe, Befestigungen, Wälle u. dgl. auf, die man in Rußland gewöhnlich mit dem Namen „gorodok“ (Diminutiv von gorod, Stadt) bezeichnet.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

19. Die Kornwucherer.

Während unseres Aufenthaltes in Schiras lernten wir mehrere Eingeborne kennen, die uns häufig in unseren Zelten besuchten; manche ergötzten mich sehr, besonders durch ihre Bemerkungen über unsere Lebensweise. Unter anderen wurde ein äthiopischer Eunuch ganz vertraut mit uns und fehlte fast keinen Tag. Er war sehr jung als Sklave hieher gebracht und als Frauenwächter im Harem des Prinzen angestellt worden. Alle seine Begriffe stimmten mit seinem Beruf und seinem steten Verkehr mit Frauen überein. Höchst ungläubig hörte er alles an, was wir ihm über die Freiheit unserer Frauen sagten, besonders schauderhaft war es ihm, daß sie unverschleiert ausgingen und ungestraft auch mit andern Männern, als ihrem Gatten, sprächen. Ich zeigte ihm einmal ein Miniaturgemälde meiner Muttee, als er es einige Zeit betrachtet hatte, rief er aus: dein Vater ist also vermuthlich ein Maler, und als ich Nein antwortete, sagte er sehr verwundert: Nun, wer kann denn dieß gemalt haben? Er konnte mir mit weniger Worten nicht mehr Aufschluß über seine Ansicht dieser Verhältnisse geben.

Um diese Zeit ward in Schiras wegen gestiegener Brodpreise großer Unmuth laut, und es waren alle Anzeichen eines bevorstehenden Aufstandes unter dem Volke vorhanden. Man gab diese Noth vornehmlich dem Mirza Abadi, dem Gesellen

Digitized by Google

des Nebi Chan, Schuld, der, aus dem Gefängnisse zu Tehran befreit, nach Fars zurückzukehren Erlaubniß bekam, um daselbst vom Volke so viel zu erheben und zu erpressen, als er brauchte, um die vom König geforderte Summe zu decken.

Mirza Ahadi sollte in Verbindung mit des Prinzen Mutter alles Korn der Gegend aufgekauft haben, und kaum hatte er Schiras erreicht, so steigerte er den Preis, was natürlich auch den Brodpreis erhöhte. Das Volk wurde aufgebracht. Wie es im Morgenlande bei jeder gemeinsamen Noth zu geschehen pflegt, fingen sie damit an, daß sie ihre Läden auf dem Bazar schlossen. Dann zogen sie nach dem Hause des Scheik el Islam, des Oberrichters, und verlangten einen Fetwa, wodurch Mirza Ahadi's und eines oder des andern, die als Helfershelfer bekannt und nunmehr öffentlich genannt wurden, exemplarische Strafe oder gar Ermordung rechtmäßig, durch das Gesetz geheiligt würde. Hierauf erschienen sie in Masse vor dem Palaste des Prinzen, sprachen aufrührerisch ihre Noth aus und verlangten Mirza Ahadi's Auslieferung. Mohammed Zeki Chan, unser voriger Mihmandar, wurde vom Prinzen sie zu besänftigen gesendet, mit ihm Mirza Baki, der erste Bäcker der Stadt, einer von denen, deren Leben man gefordert hatte. Sobald letzterer erschien, ward er mit Schmähungen und Vorwürfen überhäuft, aber er suchte sie zu begütigen und sprach: Was habe ich denn verbrochen? Mirza Ahadi ist es, den ihr schmähen müßt. Verkauft er uns das Korn zu übermäßigen Preisen, so muß natürlich auch der Brodpreis steigen! Unterdessen hatte sich Mirza Ahadi heimlich der Wuth des Pöbels entzogen; als ihm aber die Mutter des Prinzen und der Prinz selbst zusprach, ließ er den Sturm wüthen und tröstete sich mit neuen Erpressungsentwürfen. Ein paar Tage wurde das Brod etwas billiger abgegeben, bis die unruhige Stimmung sich legte, und da das Volk doch einige Satisfaction erhalten mußte, so wurden alle Bäcker der Stadt zusammenberufen und öffentlich auf die Fußsohlen geschlagen. Man begreift leicht, daß diese Bestrafung der Unschuldigen statt der Schuldigen den Haß gegen den Prinzen und seine Minister nur noch mehr schürte.

20. Die Wöchnerin.

Die Gemahlin des Gesandten ward von einer Tochter entbunden, trotz dem, daß der Derwisch Sofer, ein weiser Mann, dem Gesandten versichert hatte, er werde einen Sohn bekommen und kurz vor der Niederkunft ein Geschenk für seine Prophezeiung erhalten hatte. Die Perser hören derlei Vorhersagungen sehr gern, denn sie halten einen Sohn für einen Segen und seine Geburt wird dem Vater mit großer Feierlichkeit verkündigt. Gewöhnlich ist ein vertrauter Sklave im Harem der erste, welcher die Kunde bringt, eilig zum Herrn läuft und sagt: Muideh (gute, glückliche Botschaft), womit er sich eine Gabe sichert, die gewöhnlich auf das „Muideh" folgt. Unter dem gemeinen Volke ergreift der, welcher das Muideh bringt, häufig die Mütze oder den Shawl oder sonst etwas, das dem Vater gehört, als Unterpfand des Geschenks, wozu er sich berechtigt glaubt. Darauf deutet auch Jeremias XX, 15.

Kaum war die Geburt in Schiras verlautet, so kamen von allen Enden her Glückwünsche, Früchte, Confituren und Stoffe zu Gewändern. Vorzüglich aufmerksam war des Prinzen Mutter. Sie konnte der schönen Botte gar nicht genug sagen und beschenkte den, der ihr die Nachricht brachte, mit einem Festkleid. Am Morgen darauf sandte sie Aga Beschir, ihren ersten Eunuchen mit zahlreichem Gefolge aus dem Harem, um ihren förmlichen Glückswunsch abzustatten und dem Kindlein das Ehrengeschenk zu überbringen, welches in einem kleinen Dunenbette mit Goldüberzug, einer Decke von Kaschmirshawl, einem Mützchen, einem Paar Brokatböschen, steif wie Blech, einem Oberkleid und einem Paar Shawlstrümpfen bestand.

Wer nur im mindesten etwas ersinnen konnte, um dem Gesandten ein Geschenk abzunehmen, fehlte dießmal nicht. Unter andern kamen auch die Lutis oder Lustigmacher mit ihrem Anführer an der Spitze; sie sind einigermaßen unsern Marktschreiern, Charlatanen und Harlekinen zu vergleichen, stellen sich bei Lustbarkeiten und Volksfesten ein, und setzen durch Styl und Art ihres Witzes alles Feingefühl bei Seite. Der König, die Prinzen, die Statthalter und andere Große haben eine Bande solcher Kerle im Solde, und sie gehören mit zu einem persischen Hofstaat. Es sind die verworfensten Kerle, die nur durch ausgezeichnete Schurkerei in ihrem Gewerbe emporkommen können; manche haben viel natürlichen Witz, wie z. B. der Luti Baschi oder Lutihäuptling, der dem Gesandten bei dieser Gelegenheit aufwartete. Denn er soll vor einiger Zeit mit dem Erlutihäuptling vor dem Prinzen in die Schranken getreten seyn, und ihn an Laune, Witz und natürlichem Verstand so überboten haben, daß er sofort in seine jetzige Stelle rückte. Sein Anputz, als er vor den Gesandten kam, war ein Filzhut, dessen Krone wie die der unsern war, aber vorn und hinten ragten zwei lange Ohren hervor. Andere von der Bande waren ebenso ausstaffirt, alle sahen grotesk aus, und ich glaubte mir kein besseres Bild von Satyren und Bacchantinnen denken zu können, zumal da ihnen ein Haufen Meerkatzen, von einem großen Affen angeführt, folgte, welche zu allerlei Possen und Kurzweil abgerichtet waren. Sie hatten kupferne Pauken unter den Armen befestigt, die sie mit den Fingern und Handflächen schlugen; einige schnalzten mit den Fingern wie mit Klappern, andere schlugen Handpauken, und wenn dieß alles in Bewegung war und Chorus dazu gebrüllt wurde, war der Auftritt einzig.

Die Perser äußerten ihr Befremden darüber, daß man bei der Geburt eines europäischen Kindes so wenig Umstände mache, denn bei ihnen ruft ein Weib, wenn sie die Wehen fühlt, nicht nur die Mamatsche oder Wehmutter, sondern auch alle ihre Freunde und Verwandte, die sich bis zur Entbindung um das Bett sammeln. Dann waschen, kleiden und wickeln sie das Kindlein in eine lange Binde, Kandak genannt, welche es vom Hals bis zu den Zehen umgibt, so daß es weder Hand noch Fuß regen kann. Dann bringen sie es unter dieselbe Bettdecke mit der Mutter. Die Hebamme spricht dann das Kelemah Islam (das muselmännische Glaubensbekenntniß) in das Ohr des Kindes. Was die Schiahs aussprechen ist:

Digitized by Google

„Gott ist Gott, es ist nur Ein Gott, Mahammed ist Gottes Prophet und Ali Gottes Stellvertreter!“ Kraft dieses Spruches wird das Kind unter die wahren Gläubigen aufgenommen.

Am Tage der Beschränkung auf ihr Zimmer wird der Wöchnerin eine gewisse Nahrung bereitet, wovon sowohl die bei der Geburt Gegenwärtigen, als alle ihre übrigen Freunde etwas bekommen. Am dritten Tage nach der Geburt wird sie gebadet, wo sie dann die im mohammedanischen Gesetz vorgeschriebenen Abwaschungen vornimmt.

Mit vieler Mühe war eine Amme für das Kind des Gesandten aufzubringen, man hatte beiderseits allerlei Einwände. Erstlich wurde die Milch der meisten, welche sich erboten, für zu alt erachtet; eine säugte einen dreijährigen Knaben. Die Perser und die Asiaten überhaupt säugen ihre Kinder weit länger als die Europäer, ein Umstand, woraus Mirza Abul Hassan schloß, daß unsere Kinder in England geistig um so viel mehr gefördert wären, als die in seinem Lande. Die Perser unterscheiden hiebei zwischen Knaben und Mädchen. Einem Knaben geben sie die Brust zwei Jahre und zwei Monate, einem Mädchen nur zwei volle Jahre. Am Tage, wo sie das Kind entwöhnen, führen sie es in die Moschee, vielleicht wie Hanna ihren Samuel in das Haus des Herrn brachte, als sie ihn entwöhnt hatte, und nachdem sie gewisse andächtige Bräuche verrichtet, gehen sie wieder nach Hause, versammeln hier ihre Freunde und Verwandten, und geben ein Fest, woran auch das Kind Theil nimmt. Dieß kommt ganz mit der Schrift überein, 1 Mos. XXI. 8. Andererseits empfanden viele Perserinnen eine Abneigung ein Christenkind zu säugen. Eine kam, blieb eine Nacht und war nicht länger zu halten, trotz allem Gelde, das man ihr bot, weil ihre Freunde sie überredet hatten, wenn sie ein Christenkind säugte, so würde alles Unglück sie treffen. Es ist kein Wunder, daß solche Vorurtheile unter ihnen herrschen, wenn man den Geist des Hasses erwägt, der durch den ganzen Koran weht.

Die persischen Ammen waren ganz erstaunt über die Art, wie wir unsere Kinder behandelten, besonders daß wir sie täglich über und über mit kaltem Wasser wuschen. Sie nehmen den ihrigen kaum die Binde ab. Sehr besorgt aber waren sie dafür, das Surmeh auf des Kindes Augen zu legen, wie sie bei den ihrigen zu thun pflegen; auch säeten sie ihnen Haar und Hände mit Henna. Wogegen sie ihre Kindlein besonders zu verwahren pflegen, ist das Scheelauge, welches in Persien mehr als in andern Theilen Asiens gefürchtet wird. Sie hängen um des Kindes Nacken aber nähen auch an seine Mütze einen Klöpfel von Türkisfarbe, welches sie für das beste Gegenmittel halten, das dem verhaßten, unheilbringenden Strahl eines Scheelauges wehrt. Auch thun sie Paragraphen des Koran in Beutelchen, welche sie an des Kindes Mütze oder an seine Aermel nähen; dieß sollen starke Verwahrungsmittel gegen Krankheit seyn. Lobt ein Besuchender das Aussehen eines Kindes und es wird nachher krank, so kommt er gleich in den Ruf eines scheelsichtigen Beschreienden und dagegen braucht man ein Kleidungsstück von ihm, welches man mit Keessensaamen in einer Kohlenpfanne verbrennt und dabei um das Kind herumgeht. Wer in solchem Rufe steht, den hält man fern.

Noch eine andere Ceremonie haben sie, welche den Zweck hat dem Kinde einen Namen zu geben. Ist der Vater eines Kindes in guten Umständen, so bittet er seine Freunde zusammen und gibt ein Fest. Auch müssen einige Mollahs dabei seyn, und ist nun die Gesellschaft vollständig, so wird Zuckerwerk hereingebracht und gegessen. Auch das Kind wird in die Gesellschaft gebracht und neben einen der Mollahs gesetzt. Dann gibt der Vater des Kindes fünf Namen an, wovon jeder besonders auf ein Stückchen Papier geschrieben wird. Diese Papierstreifen werden entweder in den Koran oder unter die Ecke des Fußteppichs gelegt. Das Fatah, welches das erste Capitel im Koran ist, wird gelesen; nun wird ein Papierstückchen vom Vater herausgerissen, wie es eben trifft, und das Kind bekommt den Namen, der darauf steht. Ein Mollah nimmt das Kind auf, spricht ihm den Namen ins Ohr und legt das Papier auf seine Windeln. Nun spenden die Verwandten des Kindes Geld und andere Geschenke, und diesen uralten Brauch nennen sie Nunema. Häufig auch schlachtet der Vater des Kindes ein Schaf, von dessen Braten den Armen etliche Portionen verabreicht werden. Wenn des Kindes Haupt geschoren wird, haben sie gleichfalls einige religiöse Gebräuche.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jiu-jau (yew-yow) und Tsi-ki.

(Fortsetzung.)

Jeden Mittwoch war große Parade auf einem weiten Platze, den wir den Glockenpagodenplatz nannten, von einer ungeheuren Glocke, die man aus einer Pagode in der Nähe der in Casernen umgewandelten öffentlichen Gebäude genommen hatte; die Glocke schickte man als gute Beute nach Calcutta, die Häuser wurden geschont und nicht niedergerissen. Der General kam stets in voller Uniform, und die Officiere mußten, wenn auch nicht in Gala, sämmtlich anwesend seyn. Schaaren von Chinesen sammelten sich als Zuschauer, und bei schönem Wetter wurde der Platz auch zum Exerciren benützt; das einzige Manöuvre aber, das den Chinesen zu gefallen und sie in Erstaunen zu setzen schien, war die Formirung eines Carré's; sie lachten stets darüber, und konnten nicht begreifen, was diese Bewegung bedeuten solle.

Das Zuteauen war jetzt völlig hergestellt, der Markt besserte sich täglich und wir konnten uns alle möglichen Lebensmittel verschaffen. Milch war ein Luxusartikel, den wir uns das Jahr zuvor in Tschusan nie hatten verschaffen können und auch jetzt nur mit Mühe verschafften, denn sobald die Spitzbuben merkten, daß wir einen ziemlichen Werth darauf setzten, verfälschten sie die Milch auf alle mögliche Weise und ließen sie sich sehr theuer bezahlen. Geflügel dagegen war wohlfeil und gut, vier bis fünf Stück für einen spanischen Thaler. Schafffleisch, oder wohl richtiger gemästetes Ziegenfleisch, war wohlfeil, Fische, gesalzene und frische, gab es in Menge. Feines Rindfleisch wurde täglich den Truppen ausgetheilt; jedes Regiment erhielt, je nach der Größe, zwei oder drei Ochsen; das Rindfleisch war nicht sehr gut, gab aber wenigstens

Digitized by Google

vortreffliche Suppen. Ochsen waren selten und nicht sehr fett. Zu Ningpo mußten wir häufig einige der angesehenen Einwohner bei uns als Geisel behalten, bis man uns wieder Ochsen lieferte. Dieß Verfahren zeigte sich viel passender, als das Ausfenden von Fouragepartien, denn vor diesen wurde alles Vieh weggetrieben und selbst das Geflügel versteckt.

Glücklicherweise mußten wir zu diesem Auskunftsmittel nur selten Zuflucht nehmen, und sobald die Chinesen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, brachten sie gewöhnlich von freien Stücken Lebensmittel auf den Markt. Hühnereier waren selten, dagegen konnte man sich Enteneier reichlich verschaffen, und unsere Leute zogen sie auch den ersteren vor. Statt den Soldaten schlechten Zwieback zu geben, zahlte man ihnen den Werth in Geld, acht Pence jedem, was völlig hinreichte, chinesisches Brod und Gemüse zu kaufen. Das Brod der Chinesen ist sehr gut, wird aber auf eine von der unserigen sehr verschiedene Art gemacht, denn wenn es zu einer hinreichenden Festigkeit geknetet ist, wird es gedampft, nicht gebacken. Man gießt Wasser in einen offenen eisernen Kessel und stellt Haarsiebe darauf, die mit einer besondern Art Blätter ausgelegt sind, und worin das Brod fünf oder sechs Lagen übereinander aufgeschichtet ist, die der Dampf nach und nach alle durchdringt. Das Brod wird indeß sehr verbessert, wenn man es nachher röstet.

Viele Läden waren in den Hauptstraßen geöffnet, aber wenig zum Verkauf ausgeboten, außer feinene Sachen, chinesische Münzen, Gemälde und Spielzeug. Einige der Malereien waren merkwürdig, die Farben schön, aber keine Idee von Perspective. Ich bemerkte ein großes Waarenlager von Porcellan, sah aber kein so gutes, als das Jahr zuvor in Tschusan, obgleich man uns dort sagte, daß alles aus Ningpo komme. Eine Straße war ganz von Meubelhändlern bewohnt, und einige Häuser enthielten sehr schöne Bettstellen, Tische und Stühle von merkwürdigen Formen, schön gefirnißt und mit Figuren von Elfenbein und verschiedenen Holzarten ausgelegt. Sie hatten diese Sachen vor unserer Ankunft nicht fortschaffen können. Ihre eisernen Instrumente, wie Meißel, Aexte u. dgl., sind, obgleich ihre Eisenfabrication nicht gut ist, vortrefflich, und man erhält sie auch sehr scharf. Statt einer Handsäge gebrauchen sie eine Art runder Säge, und eine besondere für ganz feine Arbeit, die ich für mit dem Meißel gearbeitet gehalten haben würde, wenn ich nicht die Anwendung der Säge gesehen hätte. Die Klinge besteht bloß aus einem Stück Messingdraht, der vermittelst eines scharfen Instruments zackig gemacht wird. Soll irgend etwas in Holz ausgeschnitten werden, so zeichnet man das Muster auf, bohrt ein Loch in das Holz, zieht den Metalldraht hindurch und befestigt ihn an der Handhabe, und die Zeichnung wird dann mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt ausgeschnitten. Für alle gröbere Arbeit brauchen sie eine kleine, um einen Ende abgerundete Axt, die ihnen als Krummhaue dient. In friedlichen Zeiten müssen die Straßen einer chinesischen Stadt einen sehr schönen Anblick darbieten durch die Art, wie die Schilder bemalt und vergoldet sind. Das Innere der Läden ist durch Schleme, die sich quer über die Straße erstrecken und vom Hausdach aus gehalten sind, gegen die Sonne geschützt. Diese Schirme bestehen aus Matten, oder, um Licht einzulassen, aus fein geschabten Austerschalen, die wie Fensterglas in Rahmen gesetzt sind.

Wir ließen eine Menge Schneider für uns arbeiten, die, wenn sie ein gutes Muster vor sich hatten, ihre Sachen recht gut machten; die Muster durften aber keine Fehler oder Fleck eingesetzt haben, denn sie ahmten dasselbe genau nach. Unsere Hautschuhe setzten sie am meisten in Verlegenheit; ihre ersten Versuche, dieselben nachzuahmen, lieferten allerdings grotesk aussehende Dinge, da wir aber uns um einen modischen Anzug nicht sonderlich kümmerten, und sie dem Zweck, uns die Hände warm zu halten, entsprachen, indem sie mit Pelz ausgefüttert waren, so nahmen wir sie mit Vergnügen. Nur einer brachte ein Paar zu Stande, das englischen Handschuhen vollkommen glich. Diese Schneider waren fast die einzigen Gewerbsleute, welche die Stadt nicht verließen, und sie hatten immer vollauf zu thun.

Eines der öffentlichen Gebäude war ein ungeheures Kornmagazin, dessen Inhalt an die Chinesen sehr unter dem Marktpreis verkauft wurde. Man ließ einige wenige miteinander hinein und einen Sack, so groß sie wollten, füllen, und wenn sie herauskamen, mußten sie einen spanischen Thaler zahlen. Anfangs suchten sie alle schlechtes Geld herzugeben, wenn man es aber entdeckte, so lachten sie nur und zogen gutes Geld heraus, das sie für den Fall der Entdeckung mit sich führten. Ihr Eifer, hineinzukommen, und die große Anzahl, welche stets die Thüre umlagerte, führte einige komische Scenen herbei. Es war ein Drängen und Stoßen, wie an einem Markttag: sie schlugen mit großen Bambusstöcken aufeinander zu und der Stärkere warf den Schwächern zur Seite. Dabei gab es, wie natürlich, blutige Köpfe, und unsere Soldaten konnten nur mit der größten Mühe das Hereindringen einer großen Anzahl abhalten, in welchem Fall wir uns dann umsonst nach Zahlung umgesehen hätten. Das Schauspiel war für uns höchst belustigend; die ungeheure Last Getreide, die ein Mann allein auf seinen Schultern hinaustrug, war wirklich außerordentlich. Gleich außerhalb hatte er eine Menge Helfer, stund aber auch in Gefahr, von denen, die kein Geld hatten aber nicht hineinkommen konnten, beraubt zu werden.

Zu dieser Zeit waren eine Menge schlechte Thaler in Umlauf, und es erforderte große Uebung diese zu entdecken, denn die Chinesen verstehen das Fälschen aus dem Grunde. Einige dieser Thaler waren von Kupfer und bloß mit Silber ausgekocht, andere waren gespalten, das Silber herausgenommen, durch Blei und Kupfer ersetzt und wieder so gut aneinander gelöthet, daß man nichts bemerken konnte. Anfangs wollten die Chinesen von uns nichts als gezeichnete Thaler nehmen, welche ächt spanisch sind, da aber jeder, der sie empfängt, sein Tschop oder Zeichen darauf setzt, so sehen sie mit der Zeit ganz zerstückt aus. Die Chinesen finden indeß bald, daß mexicanische und peruanische Thaler eben so schwer waren als andere. Rupien wollten sie anfangs nicht, da sie ihren Werth nicht kannten, nahmen sie aber bald eben so gut als Thaler. Die Kaufleute und die Opiumschiffe stellen stets einen Wechsler an, der alles eingezahlte Geld untersuchen muß. Diese sind im Zählen und Erproben der Münzen sehr gewandt, lassen sie rasch durch die Finger laufen und finden das schlechte Geld selbst im Finstern durch den Klang heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Knochen fossiler Thiere im südlichen Rußland. In Nr. 13 und 14 des Bulletin de la classe physico-mathematique de l'acad. imp. des sciences zu Petersburg finden sich von Prof. Nordmann zahlreiche Ortsangaben über die Auffindung fossiler Knochen von Elephanten, Rhinocerossen, von einem Colotherium (verschieden von den Wallfischen) u. dgl. Die Mehrzahl derselben ist gesammelt in einem besondern Local der Börsenhalle zu Odessa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1843.

Der neue Negerhandel.

Ueber diese wichtige Angelegenheit sind neue Documente zur öffentlichen Kenntniß gekommen, welche für die fernere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Afrika und Amerika von hohem Interesse sind. Das erste ist eine Depesche des englischen Colonialministers, Lord Stanley, an den Gouverneur von Sierra Leone, Macdonald, vom 6 Febr. d. J., worin er ihm die nöthigen Instructionen ertheilt, wie es mit der Ueberschiffung afrikanischer Arbeiter nach Westindien gehalten werden solle. Vorsorge ist durch die Aufsicht der Regierung getroffen, daß nur gesunde Leute übergeschifft, daß ein gehöriges Verhältniß zwischen den Geschlechtern beobachtet, und daß nur freiwillige Auswanderer angenommen werden sollen. Wie es mit dieser Freiwilligkeit steht, darüber haben wir uns früher schon ausgesprochen; wer einen Begriff von der Stupidität und Willenlosigkeit der Mehrzahl eingeborner afrikanischer Neger hat, der kann über diese vorgebliche Freiwilligkeit nur die Achseln zucken, wären auch nicht die afrikanischen Häuptlinge da, welche, wenn sie auch nicht fremde Neger mit Gewalt zusammentreiben, doch wenigstens durch Geschenke bewogen werden müssen, ihre eigenen Unterthanen auswandern zu lassen. In Bezug auf Afrika besteht also der Sklavenhandel nach wie vor, aber die ausgeführten Neger werden auf der Ueberfahrt besser behandelt und versorgt werden, und werden sich in Westindien wohl wahrscheinlich auch besser befinden, als in ihrer alten Heimath.

Lord Stanley legt seiner Depesche eine Note des spanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 20 December 1841 *) bei, worin sich dieser über die Heuchelei und den Vertragsbruch der Engländer, welche einen neuen Sklavenhandel begonnen hätten, beklagt; ferner ein von ihm selbst verfaßtes Schreiben an Lord Aberdeen vom 2 Febr. 1842, worin die Anführungen des spanischen Ministers widerlegt werden. Wir heben von diesen Anführungen nur eine einzige aus, weil sie die westindische Seite der Frage ins Auge faßte. Es ist nämlich in dieser Note behauptet, die übergeführten Neger würden 14 oder 15 Jahre lang gezwungene Arbeiter in Westindien seyn. Dieß stellt Lord Stanley durchaus in Abrede, und der Wortlaut des Gesetzes mag auch für ihn sprechen; wie kommt es aber, daß die aus Sklavenschiffen weggeführten Neger notorisch auf 7 Jahre an Plantagenbesitzer vermiethet wurden? wenn dieß geschah, so wurden sie auch zur Arbeit gezwungen. Wir lassen indeß diesen Punkt als noch unentschieden stehen, und wenden uns zur dritten Seite der Frage, nämlich zu der Einwirkung, welche der neue Sklavenhandel auf Brasilien haben muß.

Die Engländer werden nie den Vorwurf von sich abwälzen können, daß sie hinsichtlich der Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels eigennützige Absichten verfolgt haben. Denn wenn sie bloß aus Menschenliebe handelten, so durften sie nur das Beispiel Dänemarks und Nordamerika's nachahmen, und den Sklavenhandel bloß für sich abschaffen, ohne sich um das Thun der andern zu kümmern; damit aber wäre ihnen nicht gedient gewesen. Ihre Uneigennützigkeit wird nun abermals auf die Probe gestellt. Wir haben früher (s. Nr. 340 vom vor. J.) angeführt, daß Brasilien nicht mehr in seiner jetzigen Lage bleiben kann, daß es nothwendig Arbeiter haben muß, und daß es früher schon darauf drang, eben so wie England freie Schwarze aus Afrika nach Brasilien zu führen. Dazu ist nun im Hause der Repräsentanten zu Rio Janeiro von Ant. Per. Ribocas der officielle Antrag am 7 Januar d. J. gestellt worden. Daß derselbe im Hause der Repräsentanten durchgehen wird, leidet kaum einen Zweifel, denn das Bedürfniß an Arbeitern ist zu groß; aber wird England es dulden? Die Frage wird wohl davon abhängen, welche Bedingungen der künftige Handelsvertrag mit England enthalten soll: ist derselbe günstig für England, dann wird dieß hinsichtlich der Bedingungen, unter welchen es eine Emancipation von Sklaven als gültig annimmt, und in Folge dessen die Uebersiedlung der Schwarzen gestattet, sich auch sehr gelinde erweisen. England hat also das Mittel in Händen Brasilien zu zwingen, in seine Forde-

*) Das Datum dieser Note trifft wunderlich genug mit dem Datum des Abschlusses des berühmten Fünfmächtevertrags gegen den Sklavenhandel zusammen, welchen später Frankreich nicht ratificirte.

Digitized by Google

rungen hinsichtlich des Handelsvertrags einzugehen, widrigenfalls ihm die Mittel zur weitern Blüthe fortwährend abgeschnitten werden. Es fragt sich nur, wie lange dieser Zustand des Zwanges, den England ausübt, noch dauern kann, und ob sich Brasilien nicht am Ende den Franzosen und Nordamerikanern in die Arme werfen muß.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

21. Morgab und Eklid.

Als wir Schiras verließen, war die Hitze so groß, daß am Tage zu reisen unmöglich gewesen wäre, denn die persische Julussonne entsandte die glühendsten Strahlen. Mücken und Taranteln stachen und schreckten uns sehr. Als wir Persepolis erreicht hatten, wurde beschlossen, einen Rasttag allda zu halten, obwohl wir früher schon die weitberühmten Ruinen der alten Perserstadt besucht hatten. Den sehr engen Eingang in das erste, von Chardin beschriebene Grabmal ließen wir durch unsere Schanzgräber räumen, krochen auf dem Bauch hinein, und fanden die von ihm erwähnten Sarkophage. Freund Gordon ließ einige Landleute vorn an der Treppe, welche ich vorher hatte räumen lassen, graben, und brachte einige Bruchstücke zu Tage. Unter anderen fand er einen Stein, worauf ein zweispänniger Wagen von einem aufrecht stehenden Mann gefahren wird; ein anderer von einem aufgezäumten Pferde; beide so sauber gehalten, daß alles einzelne am Geschirr genau gezeichnet werden konnte.

Von hier ging es zunächst nach Sewun. Wir lagerten uns dicht am Ufer des Sewunflusses, der sich durch ein enges Thal in die Ebene Merdascht windet und oberhalb Fatabad in den Bendemir fließt. Das Thal, wo wir anhielten, ist mit wildgestalteten Bergen umgeben und mit der Süßholzpflanze bedeckt, welche die Perser Sus nennen, die Khorschuten und andere Nachbarstämme aber Kameldorn, weil diese Thiere sie vor allen andern Pflanzen gern benagen. Das Kauen desselben bewirkt einen leichten, schaumigen Speichel im Munde, der dem Thiere sehr zu behagen scheint. Das Dorf selbst lag unfern von unserm Lagerplatze auf einer Anhöhe, war aber ganz menschenleer, denn alle Bewohner lebten dermalen in Zelten, manche einstweilen auch in Hütten aus roben, in die Erde geschlagenen, mit Baumzweigen und Genists überdeckten Pfählen. Dieß thun sie, um dem Flusse näher und kühler zu wohnen, als im Dorfe. Sewun gehört zu dem Bolut oder dem Amte von Hafrek, welches 21 Dörfer umfaßt und unter der Gerichtsbarkeit des Mirza Mohammed Ali steht, desselben, der in Merdascht Landpfleger ist. Der Sohn dieses Mannes kam dem Gesandten entgegen und entschuldigte seinen Vater, der noch ausruhe von einer langen, mühseligen Reise. Wirklich sahen wir ihn auch, als wir an das Dorf kamen, unter einem Schoppen fest schlafend auf dem Boden, einen Speer ihm zu Häupten, welches noch jetzt, wie zu Sauls Zeiten, die Stätte bezeichnet, wo ein Mann von Bedeutung ruht. 1 Sam. XXVI. 7.

Auf der Ebene von Kemin bemerkten wir Trümmer, welche die Perser für Ueberbleibsel von einem Schlosse Bahrams halten. Wir kamen auch an einem Lagerplatz von Iliats vorüber, deren Zelte ganz in regelrechter Reihe aufgeschlagen waren und wie Meßbuden aussahen. Alles Volk kam heraus uns anzugaffen. Von Kemin gelangten wir nach Morgab und machten einen Abstecher links, um die Mesched Suleiman zu sehen. Auf der Seite, dem Kibleh gegenüber (dem Punkte, wohin sich die Mohammedaner beim Gebete wenden) ist die Mauer mit Bildwerken und einer arabischen Inschrift versehen, und in einer Ecke fanden wir eine Sammlung staubiger Handschriften, meist Abschriften aus dem Koran, außer einer Menge kleiner Weihgeschenke, zinnerne Lampen und andere Gefäße, welche gewöhnlich an heiligen Plätzen der Muselmänner zu finden sind. Der Körper des Heiligen soll, wie man uns versicherte, im Dache des Gebäudes sich befinden.

Die Ueberbleibsel zu Morgab insgesammt, nämlich das Grabmal, die Säulen und Pfeiler, das Bildwerk, die Pfeilinschriften, der Feuertempel und die Mauer auf dem Berge sind Denkmäler, welche beweisen, daß hier eine bedeutende Stadt gestanden haben muß. Die Berge umher sind mit Weinstöcken bepflanzt und die Stadt selbst hat viele neue Wohnhäuser erhalten, was vortheilhaft und überraschend absticht gegen das Trümmerhafte und Verfallene so vieler andern persischen Städte und Ortschaften. Dieser Bezirk ist seit fast sechshundert Jahren in den Händen einer Familie arabischen Ursprungs, deren jetziger Häuptling Aga Chan ist. Dieser Umstand erklärt einigermaßen das verhältnißmäßig blühende Ansehen, denn wo nur ein Araber ist, scheint er auch seine patriarchalischen Tugenden nicht zu vergessen.

Ganz Persien — und dasselbe gilt von allen Ländern wo Nomaden sind — ist, nach der Erfahrung der Zeitalter, in heiße und kalte Gegenden eingetheilt worden. In den südlichen Landschaften Persiens werden sie mit den zwei altpersischen Worten bezeichnet, die heißen „Dschermesir," die kalten „Serdesir." Im Norden, wo die tatarischen Kriegseindrüche einen bleibenderen Eindruck hinterlassen haben, braucht man die tatarische Bezeichnung „Kischlak" für heiße, und „Jailak" für kalte Gegend. Ein schönes Jailak, welches gute Weiden und Wasser in Fülle hat, wird von den Iliats besonders hoch gehalten, und sie treiben ihre Heerden auf die höchsten Berge, wo dieser reiche Segen ausgeschüttet ist.

Am folgenden Tage kamen wir nach Deh Nezar, einem noch in der kühlen oder kalten Gegend gelegenen Dorfe. Wir können das beweisen, denn wir sahen uns genöthigt, der Morgenfrische wegen unsere Oberröcke anzuziehen. Um Mittag ging ein starker Wind aus Nordost. Wir sahen manche seltene Vögel, besonders einen, der in allen nördlichen Landschaften häufig ist; er hat eine warzige Haut um das Auge, einen gewölbten Krummschnabel und die Nüster unter den Federn. Männchen und Weibchen haben einen kleinen Sporn am Fuße. Sie haben einen sanften Gesang im Fluge und nisten in den Bäumen und Büschen der Ebene. Die Perser nennen diesen Vogel Sin Sineh, die Türken Bolara; sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend seyn und ist ein persisches Festgericht.

Die Lage der Stadt Eklid zeichnet sich durch einen Wald

Digitized by Google

großer Bäume aus, welcher eine grüne Strecke bildet, wie man sie in diesen Districten Persiens nicht häufig sieht. Als wir diesen Fleck betraten, wurden wir überrascht und erfreut von den großen, herrlichen Bäumen und dem schönen Baumschlag. Alles sah hier blühender und gedeihlicher aus als in den bisherigen Dorfschaften. Die schönsten Bäume in der Eklider Gemarkung sind der Wallnußbaum, wovon wir die herrlichsten Arten sahen, der Maßholder mit weit ausgehenden Aesten, die Weide, die Pappel, die Fichte und vielerlei Obstbäume. Aus einem solchen Baumdickicht erhoben sich in malerischen Formen die Thürme von Eklid. Der Hauptfluß, der diesen fruchtbaren Fleck wässert, entspringt eine Meile südwestlich von den unbewohnten Theilen des Waldes und strömt bedeutend stark unter einem von Bäumen beschatteten Felsen hervor. Er ist fischreich und soll ein Wunderwerk des Propheten seyn, und wiewohl dieser Prophet nie in Eklid, überhaupt nicht in Persien war, so zeigten unsere Führer uns doch eine von ihm im Felsen abgedrückte Hand und zürnten, wenn wir über ihre Leichtgläubigkeit lächelten. Der ganze Fleck, mit Fischen und allem, wird als heilig angesehen; freilich wäre Eklid ohne ihn eine Wüste.

Die Heuschrecken in Südrußland.

(Aus: Life of a travelling physician.)

Es war etwa 3 Uhr Nachmittags und in der Ferne erhob sich ein Hügel, der erste den wir seit Lemberg gesehen hatten; ich saß außen in der Kalesche und bemerkte bald eine große, schwarze Wolke. Anfangs hielt ich es für eine Gewitterwolke, une setzte mich der Umstand in Verwunderung, daß diese Wolke sich bald verlängerte, bald zusammenzog. Auf einmal hielt der Wagen, und Graf . . . der im Fond saß, rief mir zu: „sehen Sie die schwarze Wolke dort, Doctor? Das sind Heuschrecken. Wir werden bald hören, was sie für Verheerungen anrichteten, ehe wir nach Odessa kommen. Wehe dem, auf dessen Feldern sie sich niedergelassen, kein grünes Blatt wird übrig bleiben." Bald verloren wie die Heuschrecken aus dem Gesicht, als wir aber Sewerinowka erreichten, wo der Oheim des Grafen . . . . wohnte, hatten sie sich dort bereits eingefunden; der alte Graf, ein hagerer, schwacher alter Mann, aber von sehr geschliffenen Sitten, kam uns entgegen und sagte: „Sie kommen, um mich für dieß Jahr ruinirt zu sehen; die Heuschrecken sind in meinem Garten und auf meinen Feldern, und meine armen Bauern werden keine Kornähre einzuheimsen haben. Sie sind alle ausgezogen, um mit Klappern den Feind zu verjagen, es ist aber alles umsonst; wir haben nicht genug Hände, um eine solche Armee zu schlagen; kommen Sie in den Garten, und sehen Sie, wie dicht dieselben den Boden und die Bäume bedecken." Für jeden, der nicht Augenzeuge war, ist der Anblick, den der Garten bot, unglaublich. Der ganze Boden war knöcheltief mit diesen Insecten bedeckt, die über einander hinkletterten, aber alle in derselben Richtung fortschritten. Sie ließen nicht auf sich treten, sondern flogen mit einem zischenden Geräusch auf, über die Hauptmasse hin, und ließen sich im Vorrad niedee. Dieß ist auch die Art, wie sich der ganze Zug niederläßt: die ersten senken sich zu Boden, die nächsten gehen über sie hinaus und so fort, bis die letzten im Fluge die vorderste auf dem Boden geworden sind. Der Anblick der Bäume ist höchst merkwürdig; die italienischen Pappeln sahen aus wie Trauerweiden, da die leichten Zweige durch das Gewicht der Heuschrecken niedergebogen waren. Mehrere Bäume waren bereits völlig kahl, denn die Heuschrecke zerstört mehr als sie frißt, indem sie die Stiele der Blätter abnagt, so daß die Blätter auf den Boden fallen. Ihre Zerstörungswerkzeuge müssen überdieß sehr kräftig seyn, denn der Stängel einer Sonnenblume ist bald durchgenagt.

Das Insect ist zu wohl bekannt, als daß man es beschreiben dürfte; es gibt mehrere Arten, aber die kleine mit blaßrothen Flügeln ist die gefräßigste. Ihre Beine sind lang, aber doch nicht zum Springen gemacht, wie bei unsern Heuschrecken, vielmehr gehen sie sehr langsam und wie es scheint unter Befehl eines Anführers. Beim Fliegen erheben sie sich nicht gerade sehr hoch in die Luft, doch vermeiden sie mit Menschen in Berührung zu kommen; auch bewegen sie sich bald aufwärts, bald abwärts. Jedes Weibchen legt 80—100 Eier, welche nur etwa ein sehr milder, nasser Winter in der Entwicklung stört. Was die gute Absicht derjenigen, die sie in ihrem Larvenzustande zu vernichten suchen, hindert, ist der Wandergeist dieser Insecten; sie kommen von ferne her aus unbewohnten Ländern, und es ist ein seltsamer, aber wenigstens in Odessa durch die Erfahrung bewährter Umstand, daß sie nur in Perioden von 7 Jahren kommen; sie erscheinen am Ende des siebenten Jahres, bleiben dann 7 Jahre im Lande, gehen wieder, und nun sieht man sieben Jahre lang nichts von ihnen. Ich habe dieselbe Bemerkung in einem Werk über Syrien gefunden, und es wäre merkwürdig, Nachforschungen anzustellen, ob die Ankunft und der Abgang in diesen Ländern zusammentrifft. Man behauptet, daß wenn sie alles Grüne abgefressen haben, sie aus Hunger einander selbst anpacken, und die Schwachen und Verwundeten die Beute der Stärkern werden.

Processe in brittisch Indien.

In einer Sitzung der statistischen Gesellschaft in London las Oberst Sykes einen Auszug aus officiellen Actenstücken der ostindischen Compagnie über Processe und Verbrechen in Indien. Dort haben alle Gerichtsbeamten, europäische und einheimische, fixe Besoldung, und die Regierung erhebt nur eine Abgabe durch Stempelpapier, wovon der Bogen von 1 Anna (4½ kr.) bis auf 2000 Rupien (2400 fl.) steigt. In den nordwestlichen Provinzen mit einer Bevölkerung von 32 Millionen ist die Zahl der Processe 50,000 jährlich, also einer auf 640 Seelen; die mittlere Dauer eines Processes ist 4 Monate 10 Tage. Von diesen Processen betrafen 10,257 Streitigkeiten über Landbesitz, 44,067 Schuldsachen, 110 Religions- und Kastenverhältnisse ꝛc. Bengalen mit einer Bevölkerung von 40 Millionen hatte jährlich 405,000 Processe, also kam einer auf 381 Personen. In der Präsidentschaft Madras kamen vom

Digitized by Google

1 Julius 1839 bis 30 Junius 1840 bei einer Bevölkerung von 13,046,484 Seelen 42,032 Criminalproceſſe vor, alſo einer auf 621 Seelen. Hinrichtungen hatten 52 ſtatt. In Bengalen kam nur eine Vernetheilung auf 935 Seelen und die Zahl der Hinrichtungen betrug 25, während in England in demſelben Jahre bei einer viel geringern Bevölkerung 77 Menſchen hingerichtet wurden.

Scenen aus dem chineſiſchen Kriege.

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daſelbſt. — Expeditionen nach Jiu-jau (yew-yow) und Tſi-ki.

(Fortſetzung.)

Wir waren alle in großer Noth wegen Mangels an indiſchen Bedienten; viele Officiere nahmen Chineſen an, wurden aber unwandelbar beſtohlen. In den letzten drei Monaten, daß wir uns in Ningpo aufhielten, hatte ich einen ſolchen, einen häßlichen, verworfenen Burſchen, der mich jedoch nie beſtahl, was ich nicht von ihm erwartet hätte. Ich taufte ihn Monſ. Lafytte, er verſtand ſich dazu mich zu begleiten, wenn wir Ningpo verlaſſen würden, als aber die Zeit herankam, reute es ihn dennoch. Die Soldaten hatten eine Menge Knaben, die ſtets um die Caſerne her ſich aufhielten, und ihnen beim Kochen und Speiſetragen behülflich waren. Dieſe Kinder ſind ſehr klug und faßten das Engliſche raſch auf; faſt alle die jungen Schelme konnten vortrefflich engliſch fluchen.

Eine Anzahl kleiner Pferde war in der Stadt weggenommen worden, da die Eigenthümer, die chineſiſche Cavallerie, ſie zurückgelaſſen hatten; die Artillerie wählte die beſten davon aus, um ſie zum Fortſchaffen der Kanonen zu benützen. Man machte Dreichſeln für ſie, ſpannte ſie ein und ſie gewöhnten ſich bald ans Ziehen. Dieſe Pferde ſind kräftige kleine Thiere und gehen auf rauhen ſchwierigen Pfaden ungemein ſicher. Statt ihnen den Zügel ſtraff zu halten, muß man ſie ruhig gehen laſſen, ſie werden nie einen falſchen Schritt thun. Sie ſind gewohnt Treppen hinauf- und hinabzugehen. Die Chineſen beſchlagen ſie nie, denn bei dem eigenthümlichen Bau der Wege und dem Pflaſtern derſelben mit großen Steinen würde nur die Sicherheit ihres Fußtrittes leiden.

Am 22 December wurden drei Grenadiercompagnien und etwas Artillerie auf dem Dampfboote eingeſchifft, und einige Seeſoldaten folgten in den von den Dampfſchiffen aus Schiepptau genommenen Booten. Wir fuhren den nördlichen Arm des Ningpofluſſes hinauf nach einer Stadt Jiu-jau, wo die Chineſen bereits 3000 Mann Truppen geſammelt und große Vorräthe von Korn zuſammengebracht hatten. Auch hatten ſie Palliſaden in dem Fluſſe eingerammt, um uns zu hindern ſie zu Waſſer anzugreifen; 45 engliſche Meilen oberhalb Ningpo fanden wir die erſte Palliſadenreihe, die in der Nähe aufgeſtellten chineſiſchen Soldaten flohen bei den erſten Kanonenſchüſſen und am 27 December Abends kamen wir zu Jiu-jau an, wo wir in einigen Häuſern am Flußufer einquartiert wurden, da es zu ſpät war, an dieſem Abend noch etwas zu unternehmen, und wir nicht wußten, ob der Platz vertheidigt werden würde oder nicht.

Am Morgen ſtrömte das Volk aus den Thoren und ſagte, die Soldaten ſeyen vor drei Tagen abgezogen. Wir ſtießen auf keinen Widerſtand, aber auf eine Abtheilung, die um die Mauern hinzog, wurde plötzlich von chineſiſchen Soldaten gefeuert, die, wie es ſchien, ſich nur aus der Stadt gezogen hatten. Alles verfolgte ſie, denn ſie liefen ſchon nach einigen Salven davon, und die Verfolgung ging etwa 7 (engl.) Meilen weit über den Schnee hin, der an manchen Orten drei bis vier Fuß tief lag. Dieſe Jagd bot ein ſeltſames Bild dar wegen des Contraſtes der engliſchen und chineſiſchen Uniformen und des Taumelns der Leute, die auf dem unſichern Grunde keinen feſten Fuß faſſen konnten. Wir vermochten die Chineſen nicht einzuholen, da ſie das Land zu genau kannten, und wenn wir ihnen zu nahe auf den Leib kamen, Waffen und Kleidung wegwarfen. Das Wetter war ausnehmend kalt, da der Thermometer bedeutend unter dem Gefrierpunkt ſtand, man fühlte aber nichtsdeſtoweniger, namentlich bei ſtarker körperlicher Anſtrengung, die Kraft der Sonne, und um ſo empfindlicher war uns die Rückkehr in unſer voriges, ziemlich luftiges Quartier, da der Thermometer in der Nacht auf 15° F. (— 7½° R.) fiel und wir mit warmer Kleidung ſchlecht verſehen waren.

Wir zerſtörten die Arſenale, öffneten die Kornmagazine dem Volk, um auf dem Rückwege eine andere Stadt, Tſi-ki, anzugreifen. Auf dem Wege dahin ſtießen unſere Boote auf das chineſiſche Poſtfelleiſen, das ganz in derſelben Weiſe wie die europäiſchen eingerichtet war und Briefe für die verſchiedenen Städte in der Nachbarſchaft enthielt. He. Gützlaff nahm es zu ſich, um zu ſehen, ob ſich Nachrichten darin fänden, es enthielt aber nur Bündel der Pekinger Zeitung und Edicte des Kaiſers, und nichts von beſonderer Wichtigkeit. — Wir erreichten Tſi-ki bei Nacht, landeten aber erſt am folgenden Tage, da Niemand genau die Lage der Stadt kannte, welche vier Meilen vom Fluſſe entfernt und mit Mauern umgeben war, deren Thore offen ſtanden. Da wir keine Soldaten fanden, öffneten wir die Kornhäuſer dem Volke, kehrten dann nach unſern Dampfbooten zurück und langten am 31 December Abends wieder in Ningpo an, froh wieder in unſer warmes, bequemes Quartier zu kommen, denn Kriegsmärſche bei 16° F. (— 7° R.) ſind eine ziemlich beſchwerliche Sache.

Wenn wir nicht im Dienſte waren, gingen wir häufig hinaus auf die Jagd und ſchoſſen Faſanen, Schnepfen und wilde Enten, die es in Menge gab. Wir ſtießen nie auf einen chineſiſchen Jäger, obwohl ſie gleichfalls auf die Jagd gehen müſſen, da man Faſanen und Rehe auf den Märkten findet; wie ſie es freilich mit ihren Luntenflinten machen, iſt nicht leicht zu ſagen. Eines Tages ſtieß ich zu meinem nicht geringen Vergnügen auf zum Fiſchen abgerichtete Vögel. Es waren ihrer 45 in 7 kleinen Kähnen, und es war äußerſt intereſſant ſie untertauchen und den Fiſch heraufbringen zu ſehen. Sie haben einen locker befeſtigten Ring um den Hals, um zu verhindern, daß ſie nicht verſchlingen, was ſie fangen. Eine Schnur läuft vom Ring an den Fuß, und wenn ein Vogel den gefangenen Fiſch nicht ſogleich bringt, ſo wird er an dieſer Schnur gezogen und mit einem langen, oben gebogenen Bambus ins Boot hereingehoben. Sind die Vögel müßig, ſo gibt man ihnen einen Schlag mit dem Bambusſtab, und alle gehen ſogleich ins Waſſer. Wenn ſie müde ſind, ſpringen ſie auf die Seitenwand des Bootes und ruhen aus, hüten ſich aber wohl, nicht alle auf eine Seite zu ſitzen, damit der Nachen in gehöriger wagerechter Lage bleibt. Sie gehören zu derſelben Art, wie unſer Waſſerrabe (pelecanus carbo).

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſammentritt der brittiſchen Naturforſchergeſellſchaft zu Cork iſt auf den 17 Aug. anberaumt. (Litt. Gaz. 1 April).

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1843.

Die Maragaten.

(Aus Borrows: Bible in Spain.)

Dieß ist vielleicht die eigenthümlichste Kaste in der buntscheckigen Bevölkerung Spaniens; sie haben ihre eigenen Sitten und eigene Kleidung, und verheurathen sich nie mit den Spaniern. Ihr Name deutet ihren Ursprung an, denn er bedeutet „Maurische Gothen" und noch heutiges Tags unterscheidet sich ihre Kleidung wenig von der der Mauren in der Berberei, denn sie besteht aus einer langen, enganliegenden, an den Lenden durch einen breiten Gürtel gehaltenen Jacke, weiten, kurzen Hosen, die am Knie enden, Stiefeln und Gamaschen. Sie scheeren ihr Haupt, so daß nur ein schmaler Kranz von Haaren unten stehen bleibt. Wenn sie den Turban trügen, könnte man sie kaum von den Mauren unterscheiden, so aber tragen sie den Sombrero oder breiten Schlapphut Spaniens. Es ist kaum zu zweifeln, daß sie ein Ueberrest jener Gothen sind, welche sich auf die Seite der Mauren schlugen, deren Religion, Sitten und Kleidung annahmen, und mit Ausnahme der erstern auch in bedeutendem Grade bis jetzt behalten haben. Es ist indeß augenscheinlich, daß ihr Blut sich nie mit dem der wilden Kinder der Wüste vermengt hat, denn kaum findet man in den Gebirgen Norwegens mehr wahrhaft gothische Gesichter und Gestalten, als die der Maragaten. Es sind starke, athletische Leute, aber plump, und ihre meist wohlgebildeten Gesichter ausdruckslos. Sie sprechen langsam und ungeschminkt, und die beredten Ausbrüche der Einbildungskraft, die im Gespräch mit andern Spaniern so gewöhnlich sind, hört man bei ihnen selten oder nie; auch haben sie eine rauhe, unbehülfliche Aussprache, gerade als wenn ein deutscher oder englischer Bauer versuchen wollte, sich in der Sprache der Halbinsel auszudrücken. Sie sind von Natur phlegmatisch, und man bringt sie nicht leicht in Zorn; sind sie aber einmal gereizt, dann sind sie auch gefährlich, und ein Mann, der sie wohl kannte, sagte mir, er wolle lieber zehn Valencianern, Leuten die wegen ihrer Wildheit und ihres Blutdurstes berüchtigt sind, als einem einzigen zornigen Maragato gegenüber stehen, so stumpf und langsam er bei andern Gelegenheiten ist.

Die Männer geben sich kaum mit dem Feldbau ab und überlassen diesen den Weibern, welche die steinigen Felder pflügen und die spärliche Ernte einsammeln. Ihre Ehemänner und Söhne sind ganz anders beschäftigt, denn sie sind ein Volk von Arrieros, und sehen eine andere Beschäftigung fast als einen Schimpf an. Auf jeder Straße Spaniens, namentlich auf denen nördlich von den Gebirgen, welche die beiden Castilien trennen, sieht man sie zu fünf oder sechs unter der brennenden Sonne dahin wandern, oder auf ihren riesenhaften und schwer beladenen Maulthieren schlafen. Fast der ganze Handel der einen Hälfte Spaniens geht durch die Hände der Maragaten, denen man unbedenklich die größten Schätze anvertrauen kann; wenigstens wäre es nicht ihr Fehler, wenn das Geringste verloren ginge, und keck müßten die Räuber seyn, welche den gefürchteten Maragaten etwas entreißen wollten. Indeß sind sie keineswegs uninteressirt, und wenn sie die zuverlässigsten aller Arrieros in Spanien sind, so verlangen sie meist auch das Doppelte von dem, was andere als einen angemessenen Lohn ansehen würden. So sammeln sie denn große Geldsummen, obgleich sie sehr im Widerspruch mit dem sparsamen Spanier, als ächte Männer des Nordens, gerne gut essen und trinken, was sehr dazu beiträgt, ihren hohen, kräftigen Gestalten Fülle zu geben. Viele sterben im Besitze bedeutender Reichthümer, von denen sie häufig einen Theil zur Errichtung oder Verschönerung von Kirchen vermachen. Am Ostende der Kathedrale von Astorga, welche sich über einer hohen, schroffen Felsenmauer erhebt, sieht man auf dem Dache eine kolossale Figur von Blei. Es ist die Statue eines Maragato, welcher der Kathedrale eine bedeutende Summe vermachte. Er ist in seiner Nationalkleidung, aber sein Kopf abgewendet von dem Lande seiner Väter, und während er in der Hand eine Art Flagge schwingt, scheint er seinen Stamm aus seiner unfruchtbaren Heimath nach andern Gegenden hinzuweisen, wo sich ein reicheres Feld für ihre Industrie und ihren Unternehmungsgeist eröffne. Ich sprach mit mehrern über den Punkt der Religion, fand aber „ihre Herzen hart, ihre Ohren taub und ihre Augen geschlossen".

Digitized by Google

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

28. Die Bachtiari.

Als wir Abadeh erreichten, kehrten wir wieder auf die alte Landstraße zurück. Unerwähnt aber darf ich nicht lassen, was unser Mihmandar sagte, indem er den Perser und die Regierung seines Landes wahrhaft schildert. Als wir nämlich die Volksleere und den Verfall von Abadeh beklagten, dessen Trümmer doch seinen vormaligen großen Umfang bewiesen, sagte er: Ihr habt ganz Recht. Erführe der König, wie es mit diesem Theil des Landes steht, er käme hieher und hiebe jeden Schurken nieder.

Zu Schulschistan trafen wir einen Tatar mit Briefen aus Konstantinopel, und nie war ein Bote willkommener, da er uns lang erwartete Nachricht von unserm Lande und unsern Familien brachte. Wir sahen an dem Lächeln, das sich über sein feierlich ernstes Gesicht ergoß, wie froh er war uns zu treffen. Als wir ihn fragten, wie ihm die Perser gefielen, faßte er seinen Mantelkragen, schüttelte ihn und rief: Gott bereite ihnen Unglück! Lügner, Diebe, Schurken! Um meinen Pfeifenkopf bin ich gekommen, meine Pistolen haben sie mir gestohlen! Dem Himmel sey Dank, daß ich Euch endlich treffe!

Am andern Tage begruben wir einen unsrer Schanzgräber, ein Opfer des Kilma's; wir machten sein Grab 400 Ellen von unserm Lagerplatze und verbargen es so viel als möglich den Persern, weil wir fürchteten, sie möchten es aus Neugier und Habsucht nach unserer Abreise öffnen. Uebrigens hielt uns unser Herr Mihmandar in steter Spannung; er habe ganz sichere Nachricht, sagte er, daß eine Räuberbande vom Bachtiaristamm alle Anstalten getroffen habe, uns auf dem Zuge anzugreifen und unser Gepäck zu plündern. Zu Abadeh hatten wir Mohammed Bey, einen thätigen, vom Statthalter von Ispahan uns zugesendeten Mann getroffen, der uns mit einigen bewaffneten Männern auf diesem Wege geleiten sollte. Allein die gegen den erwarteten Anfall getroffenen Vorkehrungen beruhigten uns so wenig, daß wir vielmehr überzeugt waren, wenn eine gewandte Räuberbande uns zu berauben wirklich vorgehabt hätte, es ihr hätte gelingen müssen. Da wir bei Nacht zogen, so war die Verwirrung in unserer zahlreichen Gesellschaft wegen der Vertheilung unsrer Streitkräfte unbeschreiblich. Jedermann schien zugleich das Recht des Sprechers zu haben, und hundert verschiedene Stimmen erhoben sich auf einmal in hundert verschiedenen Sprachen, was nun noch mit dem Pferdegewieher, Eselsgebell, Maulthier- und Kamelgeläute die Verwirrung aufs Höchste steigerte. Zum Glück ließen sich keine Bachtiari sehen, und der ganze Gewinn, den wir von unserm persischen Geleite hatten, waren ihre Versicherungen, wie tapfer sie sich hätten halten wollen wenn wir angegriffen worden wären.

Die Bachtiari sind ein tapferes, kühnes Bergvolk, bewohnen besonders die Hochlande von Luristan, finden sich aber auch in den Jailaks und Kischlaks, die sich von Kerman bis Kazerun und von Kom bis Schuster erstrecken. Ueber ihren Ursprung haben sie abweichende und entgegengesetzte Ueberlieferungen; ihre Sprache hat viele altpersische Worte und ist der Zendsprache sehr verwandt; aber etliche Bräuche haben sie, welche sie von den neuern Persern unterscheiden. Ihr volksthümlicher Tanz, besonders der Tschuppi, gleicht ganz der Arnautika der neuern Griechen. Bei Beerdigungen freuen sie sich, anstatt zu trauern, denn singend und tanzend umkreisen sie das Grab. Ist der Todte in der Schlacht geblieben, so freuen sie sich um so mehr, weil sie seinen Tod als der Gottheit wohlgefällig ansehen. In Luristan bewohnen sie Dörfer von 20 bis 30 Häusern auf schwer zugänglichen Bergrücken, wo sie Wasser haben und Weide für ihre Heerden; einige leben auch in Höhlen. Diejenigen welche ich sprach, behaupteten, sie übten alle Gastlichkeit wandernder Stämme und führten dafür an, daß unter ihnen ein altes Weib sich lieber selbst verkaufe, als ihren Gast Noth leiden lasse.

Sie stellen ein bestimmtes Contingent Reiterei zu den persischen Heeren, freilich sehr ungern. Sie haben starke Familienbande, sind ihren Chans außerordentlich zugethan und stehen zu ihnen, wenn sie aufgeboten werden; in ihren häuslichen Kreisen sollen Zwiespalt und blutige Händel nicht selten vorkommen. Der Bachtiari, welchem ich diese Nachrichten verdanke, hatte bei einer Fehde mit seinen Verwandten fünfzehn Wunden empfangen. Hätten sie Gelegenheit und Beistand, so würden sie, allem Vermuthen nach, ihrer Lehenspflicht gegen Persien sich entschlagen, und dieß weiß der König so gut, daß er einige angesehene Familien von ihnen in besonderen Dörfern um Teheran als Geiseln für die gute Aufführung der übrigen aufbewahrt. Assad Chan, einer ihrer tapfersten Häuptlinge, bedrohte schon einigemale mit seinen verwegenen, wohlbewaffneten, ihm treu ergebenen Schaaren Ispahan und seine Umgebungen.

Ehe wir unsere Zelte in Komeischa erreichten, trafen wir unseren alten Freund Mirza Abul Hassan, den ehemaligen persischen Gesandten in England, der bis hieher von Ispahan uns entgegen gekommen war. Er hatte uns in Schiras verlassen, weil er vom Könige nach Teheran beschieden worden war und nachher von Sr. Majestät die Erlaubniß erhalten hatte, einige Zeit mit seiner Familie in Ispahan zuzubringen. Er freute sich sehr uns wieder zu sehen und grüßte uns auf persische Weise, welche unter vertrauten Freunden darin besteht, daß man wechselseitig über des andern Nacken sich beugt, und dann Wange an Wange legt; vermuthlich das „an den Hals fallen und küssen" im alten und neuen Testamente. 1 Mos. XXXIII. 4. XLV. 14. Luk. XV. 20.

In Komeischa entstand ein Streit über den Vorrang zwischen dem königlichen Mihmandar und den von dem Statthalter zu Ispahan dem Gesandten entgegen geschickten Personen, dessen Folgen beinahe für einige tödtlich geworden wären. Das Thal Yezdika bildet die Gränze der Landschaften Fars und Irak; nun waren wir jetzt auf dem Gebiete des Statthalters und folglich machte er auf die Ehre Anspruch, den Gesandten als seinen Gast zu behandeln, und seine Leute waren geschäftig, uns Mundvorrath in unser Lager zu bringen. Mirza Zeki dagegen bestritt das Recht des Statthalters, ihm die Ge-

Digitized by Google

leitschaft zu entreißen, und gab demgemäß seine Befehle. Dieß veranlaßte ein ernstes Gefecht auf den Straßen von Komeischa zwischen den Städtern und einigen von unseren Leuten, welche ihr gewöhnliches Mundtheil geholt hatten und schwer verwundet ins Lager zurückkamen. Sie traten ganz blutig vor den Gesandten, einige mit zerschlagenem Haupte, andere mit Armwunden, und behaupteten, die Sache aufs ärgste ausmalend, daß sie auf Anstiften des Gemeinderaths von Komeischa so behandelt und zugerichtet worden wären. Auf Ansuchen des Gesandten wurden die Beleidiger sofort ausgeliefert und einer von ihnen beim Barte herbeigezogen, was ihnen ein so heiliger Theil ist, als uns die Nase. Sie wurden ohne weiteres zu Boden geworfen; einer setzte sich auf den Kopf, ein zweiter auf die Füße des Verbrechers, und die übrigen Theile wurden unbarmherzig mit einem Prügel durchgegerbt. Hierauf kamen die Häupter der Stadt, um sich zu entschuldigen; ihre Strafe war, daß sie sich nicht setzen durften.

Bei Komeischa besuchten wir das Grab des Schah Reza, ein mit einer Kuppel gekröntes und von einem dichten Hain umschattetes Gebäude. In seinem Umkreise sind zwei Wasserbecken, in beiden viel zahme Fische, welche die Perser für heilig ansehen und nicht fangen lassen. Xenophon bemerkt, daß die Syrer die zahmen Fische im Chalusflusse als geweiht ansehen, und ihnen nichts zu Leide thun ließen.

Ehe wir Majar erreichten, trafen wir Mirza Abdul Kassim, einen vertrauten Beamten des Statthalters von Ispahan, einen Hakim oder Doctor, einen Gelehrten der Stadt und einige andere angesehene Männer. Dergleichen Abgeordnete heißen „Wegeröffner," und gehören mit zu den vorzüglichsten persischen Ehrenbezeugungen gegen Gäste. Je ausgezeichneter die Entsendeten sind und je weiter sie gehen, desto größer ist die Ehre.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

8. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jin-jan (yew-jow) und Tsi-ki.

(Fortsetzung.)

Im Januar machten wir eine andere Expedition auf dem südwestlichen Arm des Flusses nach einer Stadt Namens Fung-Wa, etwa 26 Meilen flußauf- und 14 Meilen landeinwärts. Wir marschirten durch ein schönes Land nach der Stadt, stießen aber auf keine Truppen, schliefen hier eine Nacht und kehrten dann wieder zurück nach Ningpo, wo wir bis zum März ungestört blieben, da die Chinesen sich noch von ihrer letzten Niederlage nicht erholt hatten; um diese Zeit aber hörten wir täglich Gerüchte, daß Truppen sich sammelten und Befehle zu unserer gänzlichen Vernichtung gegeben seyen. Man legte wenig Gewicht darauf, denn keiner glaubte, daß die Chinesen den Muth dazu hätten, obgleich die große Ausdehnung der Mauern die Sache sehr ausführbar machte. Am Abend des 10 März versicherte auch He. Gützlaff mit Bestimmtheit, wir würden noch in der Nacht angegriffen werden, und dennoch wurden die Wachen nicht verstärkt und keine Vorbereitungen getroffen; nur die Patrouillen erhielten Befehl auf ihrer Hut zu seyn.

Ich stand an diesem Tage auf Piket und ging um 4 Uhr Abends in die westlichen Vorstädte hinein, sah aber nichts, das mich auf einen Angriff schließen ließ; das Volk jedoch verließ die Stadt im sichern Glauben, daß wir verjagt werden würden. Die Läden waren alle geschlossen, die Marktleute sagten uns, sie würden am nächsten Tage nicht zurückkommen, und fuhren dabei mit der Hand quer über die Kehle, um uns zu verstehen zu geben, daß wir ermordet werden würden. Die Bettler, und was sonst um die Casernen herumschweifte, zogen gleichfalls ab, mit der Aeußerung, sie würden wiederkommen, wenn alles vorüber sey. Es war indeß so oft von einem Angriff die Rede gewesen, daß wir auch jetzt glaubten, es sey alles nur ein leerer Schrecken.

Um 9 Uhr Abends machte ich abermals eine Runde und alles war noch ganz still. Um 12 Uhr hörte ich in der Richtung eines der Schiffe eine Kanone abfeuern, und rüstete mich nun zum alsbaldigen Aufbruch, denn ein Angriff wurde jetzt höchst wahrscheinlich. Um 2 Uhr wurden wir durch ein heftiges Feuer und einige Explosionen aufgeschreckt. In wenigen Minuten stand alles in Reihe und Glied; ich rückte mit meiner Patrouille von 21 Mann in die Linie ein, erhielt aber alsbald den Befehl die Runde zu machen, da wir hörten, es sey nur ein Angriff auf die Schiffe durch Feuerflöße. Ich marschirte nach dem nächsten Thore, wo die Kanonen der Artillerie unter einer Bedeckung standen. Hier traf ich den Officier des Südthores, der mir sagte, er sey von außen und von innen angegriffen worden und hätte sich zurückziehen müssen. Dieß lautete sehr beunruhigend, und kurz darauf erfuhr ich sogar, daß eine Schaar Chinesen bis auf den Marktplatz vorgedrungen, hier aber mit großem Verlust zurückgewiesen worden sey. An mehreren Orten schlug man sich in den Straßen, doch wurden bald die Thore wieder genommen und der Feind durch die Vorstädte hinaus verfolgt.

Diese Verfolgung ging mehrere Meilen weit und viele Chinesen wurden getödtet. Sie warteten nie einen Angriff ab, hielten nur, um einige Dschinschals abzufeuern, und setzten dann wieder ihre Flucht fort. Zum Glück für uns kannten sie unsere geringe Anzahl nicht, denn wenn sie sich gegen uns gewendet hätten, so war unsere Aussicht zur Rettung gering. Das Seltsamste an dem ganzen Schauspiel war die kühle Haltung des Landvolks, das die Brücken und jede Stelle, von der aus sie dem Gefecht zusehen konnten, in erstaunlicher Zahl besetzte, so daß wir ihnen zurufen und ihnen Signale machen mußten, sie möchten aus der Feuerlinie gehen, damit sie nicht getroffen würden. Alles zeigte ihr Vertrauen, daß wir ihnen nichts zu Leide thun würden, aber der geringe Antheil, den sie an ihren Landsleuten nahmen, hob sie eben nicht in meiner Achtung. Sie schienen sich eher über deren Niederlage zu freuen und sahen den Vorfall als eine lustige Unterhaltung an, obwohl das Gemetzel in der Straße sie in Erstaunen setzte.

Wir verfolgten den Feind, so weit die Klugheit es gestattete, und wären wir gehörig verstärkt worden, so würden wir eine viel größere Zahl abgeschnitten haben; da aber kein Regiment von seinem Quartier sich weit entfernen durfte, so blieben wir uns selbst überlassen. Man hielt es für hinreichend die Casernen zu schützen, und so ging eine gute Gelegenheit, dem Feind eine tüchtige Lehre zu geben, verloren; die Schaar, die uns anfiel, bestand aus erlesener Mannschaft, und war aus Stämmen ausgewählt, die nie vorher uns gegenüber gestanden hatten. Man hatte sie durch Auszahlung eines höhern Soldes dazu bewogen, — denn jeder Mann hatte 6 bis 15 Thaler bei sich, — und noch dazu hatte man sie versichert, wir seyen leicht zu überwältigen. Ungefähr

Digitized by Google

20 Verwundete wurden in unser Spital aufgenommen, wo man ihre Wunden verband, aber mehrere starben in Folge der ungeheuren Menge Opium, die sie zu sich genommen hatten, um ihren Muth zu steigern. Die Mehrzahl der Angreifenden war bis zur Tollheit aufgereizt, wahrscheinlich durch dieß abscheuliche Hülfsmittel. Der Verlust der Chinesen betrug 4 bis 500 Mann.

Die Feuerflöße, welche gegen die Schiffe den Fluß herabkamen, thaten keinen Schaden, indem die Boote sie ohne weiteres fortstießen. Die Kleidung der Leute, welche die Feuerflöße führten, war beinahe feuerfest, denn sie bestand aus mehreren Lagen von rohen Häuten und war steif wie eine Rüstung. Eines der Schiffe feuerte eine Lage in die zunächst gelegene Vorstadt ab, und machte eine Kanone unbrauchbar, welche auf dasselbe gefeuert hatte. Die Kanone, die man um Mitternacht gehört hatte, war von den Chinesen gleichfalls nach einem Schiffe abgefeuert worden, sie liefen aber weg, ohne wieder zu laden; wahrscheinlich war es nur ein Signal.

Einige der Chinesen trugen Tigerfelle und eine Mütze von demselben Pelz, wobei der Schweif des Thieres hinten hinabhing und die Klauen vorne waren. Andere, und zwar die entschlossensten, Leute aus Schan-tung, die man besonders zu dem Angriff auserlesen, hatten eine rothe Schärpe um den Kopf gewunden. Der Menschenverlust fiel namentlich auf die letztern, weil sie die keckſten waren. Siebzehn davon, welche bis auf den Marktplatz vorgedrungen waren, wurden in der Stadt niedergeschossen. Das Stadtvolk sah uns, als wir zurückkamen, mit unendlich mehr Furcht und Achtung an, wie zuvor, denn das Gefecht in der Nacht hatte ihnen den Beweis unserer Ueberlegenheit gegeben. Tinghai war in derselben Nacht, aber gleichfalls vergebens, angegriffen worden.

Am Nachmittag, als alles ruhig war und eine Abtheilung nach der Vertheilung der Lebensmittel an die Thorwachen zurückkehrte, wurde aus einem Hause in der Hauptstraße geschossen und ein Corporal schwer ins Bein verletzt; das Haus wurde augenblicklich durchsucht, aber Niemand darin gefunden. Durch ein seltsames Zusammentreffen brach in demselben Hause, aus dem der Schuß gefallen war, Abends 8 Uhr Feuer aus, und etwa ein Dutzend anderer Häuser verbrannten. Solche Feuersbrünste sind häufig in den chinesischen Städten, breiten sich aber nie weit aus, da alle 100 bis 150 Schritte eine hohe Feuermauer aufgeführt ist.

Ein Dampfboot wurde in Folge der Versuche, die Schiffe zu verbrennen, den Fluß aufwärts geschickt, zerstörte auch wirklich mehrere dort noch vorräthige Feuerflöße und andere Brennmaterialien, welche den Fluß herabkommen sollten, berichtete aber auch von einem starken Lager, das man auf den Hügeln oberhalb der Stadt Tsi-ki gesehen habe. Am 15 wurden deßhalb 1200 Mann mit etwas Artillerie eingeschifft, um jene Stadt anzugreifen. Wir erreichten sie um 1 Uhr Mittags, und sahen die Höhen hinter der Stadt mit Zelten und Soldaten bedeckt, landeten und marschirten nach der Stadt, die nach geringem Widerstande in unsere Hände fiel. Nur jenseits derselben vertheidigte sich eine Anzahl Chinesen hartnäckig, mußten aber dennoch endlich mit großem Verluste weichen, und viele ertranken noch in den Canälen. Es waren lauter auserlesene Leute, ihre Waffen, Kleidung, Rüstung von besserer Art als gewöhnlich. Einige, die zu der Leibwache des kaiserlichen Commissärs gehörten, waren in ein Tuch von dunkler Purpurfarbe mit schwarzem Sammt ausgeschlagen gekleidet, und trugen Mützen von derselben Farbe und gleichfalls mit Sammt besetzt. Wir schlugen für die Nacht unser Quartier in ihren Zelten auf, und am nächsten Morgen wurden Soldaten ausgesendet, um die zerstreuten Waffen zu sammeln und zu zerstören.

Einige Kanonen wurden hier genommen, die genau den unserigen nachgeahmt waren, und auch hinten ein drittes Rad hatten, um sie zu leiten, was beweist, daß sie Spione in Ningpo gehabt haben mußten, um unsere Waffen und Ausrüstung zu beobachten und Zeichnungen davon zu nehmen. Sie hängen keineswegs hartnäckig an ihren alten Gebräuchen und Verfahrungsarten, und wir haben einen großen Fortschritt in vielen ihrer Waffen seit dem Anfang des Kriegs bemerkt. Sie haben Bogen und Pfeile ganz aufgegeben, und ihre Lunten- und Wallflinten sehr verbessert. Sie sind ein viel zu kluges Volk, um nicht zu fühlen, wie sehr sie in der Kriegskunst hinter uns zurück sind. Auch die chinesischen Raketen waren besser als gewöhnlich, und reichten 5 bis 600 Schritte weit mit großer Kunst. Sie hatten Büchsen gemacht, die etwa fünfzehn derselben enthielten und mit Einemmal abgefeuert werden konnten.

In der Nähe der Zelte fanden wir drei Leichen mit abgeschlagenen Köpfen, wahrscheinlich von Leuten, die versucht hatten hinwegzulaufen. Sie sammelten alle Zelte und Waffen zu einem Haufen und verbrannten sie. Unsere Leute hatten in den Zelten eine Menge Geld, so wohl gemünzt als in Speere, gefunden. Die Höhe, auf der das Gefecht stattfand, hieß Segoan. Einige der öffentlichen Kornmagazine und Gebäude wurden dem Volke geöffnet und preisgegeben, später verbrannt.

Wir marschirten nun nach einem andern, acht Meilen entlegenen Orte, wohin die Chinesen sich zurückgezogen hatten; als wir uns aber näherten fanden wir Niemand, obwohl die Stellung sehr leicht zu vertheidigen gewesen wäre; hier zerstörten wir ein großes Gebäude voll von Vorräthen aller Art, und aßen von des Kaisers Brod, wovon eine Menge für die Truppen aufgehäuft war; es war sehr zäh, aber wir aßen es doch mit Begierde, da wir lange nichts über den Mund gebracht hatten. Auf dem Marsche führen die Chinesen ihr Brod an der Seite mit, indem sie die Kuchen an einer Schnur auffassen. Auch führten sie, um überall ihre Kessel aufstellen zu können, einen Dreifuß mit, bestehend aus drei eisernen Haken einen Fuß lang, die durch eine Kette untereinander verbunden waren; man steckte sie nur ein wenig in die Erde und stellte dann den Kessel auf die Ketten. Ueberhaupt war alles Lagergeräthe gut, aus Kupfer gefertigt und sehr kostbar.

Am Abend zogen wir nach Tsi-ki zurück, wo wir in den Vorstädten übernachteten, bestiegen am andern Morgen die Dampfschiffe und erreichten Ningpo am Abend. — Von dieser Zeit an wurden wir nicht mehr belästigt, außer daß man hie und da einen Soldaten oder Matrosen, der außerhalb der Stadt herumstrich, wegschleppte. Gewöhnlich brauchte man Weiber, um sie zu verlocken.

(Schluß folgt.)

Francogallische Alterthümer. Bei den Ausgrabungen für die Eisenbahn von Paris nach Rouen stieß man in der Nähe von Sotteville auf zwei Steinsärge in einer Tiefe von 10 Fuß. Das eine Skelett wurde durch die Arbeiter zerstört, das andere aber, ein weibliches, fiel in die Hände des Directors des Museums der Alterthümer in Rouen. Die Füße waren gegen Westen gerichtet. Zierrathen fanden sich keine, außer zwei kleinen Kupferringen zwischen den Schenkelknochen des weiblichen Skeletts und zwei kleine römische Kupfermünzen aus der Zeit Constantins des Großen. Zu den Füßen stand eine kleine Vase in rother Teren Sotta und fünf andere von gewöhnlicher Töpferarbeit. (Constit. 26 März.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ad. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1843.

Die Rußnen in Galizien und Ungarn.

Immer mehr liefern die Slawen selbst genaue Schilderungen der von ihnen bewohnten Länder und ihrer Stammgenossen; Schaffariks slawische Alterthümer schienen hiezu einen kräftigen Anstoß geliefert, und zugleich auch die Grundlage für die historischen Andeutungen gegeben zu haben. *) Eine solche Schilderung ist nun auch die der Rußnen in der Zeitschrift des böhmischen Museums (1843, 1tes Heft), die namentlich darum von besonderem Interesse ist, weil gegenwärtig zwischen Westslawen und Russen ein stiller, aber darum doch ziemlich heftiger Kampf obschwebt, welche von beiden großen Abtheilungen der Slawenwelt die geistige Eroberung dieses Theils der Slawenländer machen soll. Man braucht hierüber nur Sresniewski's Bericht übee seine Reise im Rußnenland an den russischen Minister des öffentlichen Unterrichts zu lesen (s. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, Febr. 1843), wo es nach Aufzählung der Sitze der Rußnen diesseits und jenseits der Karpathen unter anderm heißt: „dieß ganze Volk spricht mit geringen örtlichen Verschiedenheiten nur Eine Sprache; der Bewohner von Charkow kann mit dem Bewohner von Uschgorod (Unghvar) so gut sich unterreden, wie der Moskauer mit einem Bewohner von Kolomna, und der Russe vom Baikalsee versteht den Russen in den Beskiden so leicht, wie der Böhme den Slowaken. Aber von ihren Stammgenossen getrennt und wie gemeiner Pöbel in moralischer Beziehung sich selbst überlassen, können sie die Aufmerksamkeit des Reisenden nur in philologischer und ethnographisch-historischer Hinsicht auf sich ziehen." Der Verlauf des Berichts macht uns mit den Versuchen bekannt, das dortige Kleinrussische allmählich mehr von dem Polnischen, mit dem es literarisch verschmolzen war, loszureißen, während die Polen einer solchen Losreißung kräftig widerstreben. Diese Stellung des Volkes macht dasselbe von Bedeutung, um so mehr, als der Kampf zwischen West- und Ostslawen, den man seit neuerer Zeit so gern in einem Panslawismus untergehen lassen möchte, seinem Ende so gar nahe noch nicht zu seyn scheint.

*) Von Schaffariks slawischen Alterthümern ist endlich, nachdem sie schon seit fünf Jahren erschienen sind, eine deutsche Uebersetzung — wir können nicht recht sagen, ob von Mosig von Aehrenfeld oder von Mutke, denn auf dem Titel sind beide genannt — erschienen. Bei der sonstigen Uebersetzungsfertigkeit in Deutschland ist dieß etwas lang, und zeigt uns, daß einerseits slawische Schriften, andrerseits gelehrt-historische keinen sonderlichen Anklang bei der Mehrzahl des Publicums finden. Von der Uebersetzung liegt uns bis jetzt die erste Hälfte vor; wir haben aber leider bemerkt, daß der oder die Uebersetzer sich mehrere unbefugte Abkürzungen erlaubt haben, obgleich der Sinn allerdings, so weit wir gelesen, nicht gerade gelitten hat.

Historische Uebersicht.

Das an die Karpathen stoßende Land ist in der Geschichte von großer Bedeutung. Im grauesten Alterthum war dieß ein Weg, auf dem viele Völker heranzogen und Europa überschwemmten. An diesem Gebirgsdalbmond brachen sich wie an Meeresklippen die Wogen der wilden Horden, welche zur Zeit der Völkerwanderung von Norden und Osten herdrangten. Folgend dem Lauf der Ströme, diesem natürlichen Leiter bei der plötzlichen Ausbreitung der Völker in alten Zeiten, kamen die einen, nachdem sie von Osten her den südlichen Dniester und Pruth erreicht hatten, südwärts zur Donau an die Gränze des Römerreichs, die andern setzten ihren Weg am Dniester aufwärts fort, oder kamen von Norden den Bug, Styr oder Horyn herauf, erreichten die Wasserscheide, überstiegen ein unbedeutendes Hochland, und entdeckten andere Flußgebiete, z. B. den San, endlich die Weichsel, welche sie gegen Westen führte. Einige überstiegen auf ihrem Zuge das Quellgebiet der größeren Flüsse, z. B. des Styr durch enge Schluchten und Pässe, und kamen über die höchsten Gebirgsrücken ins südliche Land, doch scheint dieß wegen der Schwierigkeit des Weges nur selten geschehen zu seyn. Die Uebergänge nach der Jenseite der Karpathen geschahen meist nur an den Orten, wo die Beskiden am bedeutendsten sich senken, z. B. an den Quellen des Wisłok und der Wisłoka. — Um so häufiger wurden die Bewohner der Ebene durch den Angriff der wandernden Völker gedrängt, und suchten Sicherheit und Zuflucht in den Schluchten und Hochthälern der Berge, da sie nicht im Stande waren der Macht der fremden An-

Digitized by Google

kömmlinge zu widerstehen. Hier mußten sie den Pflug und die Sense bei Seite legen, und sich an ein wanderndes Hirtenleben gewöhnen, sobald aber ihre Zahl zunahm, mußten sie entweder mit den Eindringlingen in Kampf gerathen und ihr altes Erbtheil wieder erstreben, oder sie zogen unter der Anführung irgend eines unternehmenden Wagehalses aus, um andere fruchtbarere Länder zu erobern.

Von welchem Volke die karpathischen Länder ursprünglich bewohnt waren, ist uns unbekannt, die Ansiedlung der Slawen in denselben ist aber so alt, daß man sie ohne Bedenken als Ureinwohner ansehen kann. Die Geschichte thut keine Erwähnung von einer Ankunft und einer Niederlassung der Slawen in diesen Gegenden, und die ältesten byzantinischen Schriftsteller kannten hier schon Slawo-Chorwaten (Nachkommen der alten Karpen oder Karpianen). In den transkarpathischen Norden setzen die Byzantiner ein Groß-Chorwatien und ein Groß-Serbien, von wo die Chorwaten und Serben, die Gründer der neuen slawischen Staaten im Süden, wahrscheinlich die Tschechen und vielleicht auch die Dudleben*) und illyrischen Krainer auszogen (man vergleiche den Namen Krajina im Lande Sambor und in der Zempliner Gespannschaft, wovon später). Ein Volk, von dem Niemand weiß, wann es hieher gekommen, oder in diesem seinem neuen Vaterlande sich ansiedelte, das zahlreiche Stämme ausschickte, um neue, entlegene, weite Landstriche anzubauen, ein solches muß auf diesem seinem alten Sitze herangewachsen seyn, um so mehr, als es auch in Strichen wohnt die dem Lebensunterhalt nicht günstig sind, in wilden unfruchtbaren Bergen.

Als die Zeit der großen Wanderungen und Züge der Völker vorüber war, als die fortgetriebenen Horden sich nach Westen und Süden ergossen und zum Theil in unaufhörlichem Kampfe aufgerieben hatten, erhoben sich im östlichen Europa mächtige Reiche von Slawen, als den ursprünglichen Bewohnern dieser Länder, die durch das Anwogen der wandernden Völker nicht ganz weggeschwemmt, aber doch auf eine Zeitlang erdrückt waren. Damals erhoben sich fast gleichzeitig die slawischen Reiche: Ruriks in Nowogrod und später in Kiew, das der Lechen in Gnesen und Rostislaws im alten Pannonien. Diese Reiche wuchsen und breiteten sich aus auf Kosten der benachbarten slawischen Stämme; es scheint aber, daß sie bei der nahen Verwandtschaft der Sprache und Sitten bald zu einem festen streitbaren Gemeinwesen sich vereinigten. Durch diese Vereinigung verwischte sich nach und nach ihre Stammeseigenthümlichkeit, und sie wuchsen allgemach aus Familien und Stämmen zu Einer Nation zusammen. Diese Ereignisse mußten einen großen Einfluß auf die karpathischen Slawen (Chorwaten u. s. w.) haben, welche in patriarchalischer Weise unter ihren eigenen Oten**) oder Knesen lebten, sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigten, ohne Zweifel auch mit Bergbau und Handel, namentlich in Salz auf den in ihrem Lande entspringenden Flüssen, die ihnen den Weg nach dem schwarzen Meere, nach Griechenland und ins Waräger (baltische) Meer zeigten; bei dieser Bekanntschaft mit dem gebildeten Griechenland konnten sie wohl nicht ohne gemeinsame Volkseinrichtungen bleiben, wie sie denn auch bereits Städte hatten.

Oleg war der erste der russischen Fürsten, welcher auf seinem Zuge gegen Griechenland (906) auch Chorwaten in seinem Heere hatte, sey es nun als Unterthanen, sey es als freiwillige Verbündete. Vielleicht zog sein Nachfolger Igor, wenn er nach damaliger Gewohnheit von den Drewlänen Tribut erhob, auch bis in die Lande der benachbarten Chorwaten,*) aber erst Wladimir der Große verband diese Länder fest mit seinem Reiche. Er entriß (981) Czerwen, Przemysl und andere Städte den Händen der Lechen, und führte später (993) gegen die ihre Unabhängigkeit vertheidigenden Chorwaten Krieg. Wladimirs Sohn, Jaroslaw, nahm wiederum die rothrussischen Städte,**) seine Nachkommen befestigten und breiteten sich im chorwatischen Lande aus, und von jener Zeit an, als Ruriks Geschlecht im Lande zu regieren anfing, erhielt das Volk den ihm späterhin gebliebenen Namen Ruß statt des alten Namens Chorwaten.

Noch schneller bildete sich im Süden der Karpathen das großmährische Reich. Rostislaw unterwarf sich die Stämme der Mähren, Slowaken und Bulgaren, und dehnte sein Reich ohne Zweifel bis an die Karpathen aus, in denen damals mehrere slawische Stämme, Vorfahren der heutigen ungarischen Russnen, hausten. In diese Länder wurden durch die Fürsten Rostislaw, Swatopluk und Kozel die Slavenapostel Cyrill und Methodius berufen, predigten das Evangelium und tauften die verschiedenen dem Scepter derselben unterworfenen Stämme. Aber dieß noch unbefestigte Reich ging gleich nach seinem Beginn in Trümmer durch den machtvollen Andrang der Magyaren (907). Dieß nomadische Volk, das sich damals in den Steppen an der Mündung des Pruths und der Donau herumtrieb, wurde von den Deutschen gegen Swatopluk Swatoplukowitsch zu Hülfe gerufen,***) gründete ein neues Reich, und

*) Hier sind wohl die in Pannonien gemeint. Schaff. p. 823. A. d. R.

**) Das kleinrussische Wort wit oder ot (wohin das Diminutiv otez, Vater) ist so allgemein, daß es bei den polnischen und böhmischen Slawen im Alterthum das Familienhaupt bedeutet. Jetzt nennen die Russnen den Dorfrichter Wit, die Polen Woit (deutsch: Voigt?)

*) Dieß wird wahrscheinlich aus dem Namen des Städtchens Warjasche (poln. Waresch, Waräg) im Belzer Lande im jetzigen Kreise von Zolkiew in Galizien an der Gränze, und aus dem nicht weit davon entfernten Dorfe Ruslin. Diese Orte müssen aus jener Epoche stammen, denn unter Jaroslaw (1020) war der Name Waräger schon vergessen.

**) Die Stadt Jaroslaw am San, 5 Meilen von Przemysl gegen Norden, scheint von diesem Jaroslaw den Namen zu haben, wie Wladimir Wolynsky (wovon der jetzige österreichische Name Lodomerien kommt), von seinem Gründer Wladimir dem Großen.

***) Nach dieser Darstellung möchte es scheinen, als ob die Deutschen auf einmal durch Swatopluks Macht in Noth gebracht, sich nach Bundesgenossen bis an der untern Donau umgesehen hätten, und der Verfasser citirt zu dem Ende Schaffariks Alterthümer p. 807. Dort steht aber etwas ganz anderes, nämlich die Geschichte eines Kampfes, den Arnulf, in seiner Eigenschaft als Gränzherzog, mit dem großmährischen Reich über 20 Jahre lang führte; im Jahre 907 war das großmährische Reich gebrochen, aber nicht bloß durch Arnulf und die Magyaren, sondern unter

Digitized by Google

in dem durch den Schweiß und das Blut der Slawen gedüngten, von dem Geist Constantins und Methods erleuchteten Lande errichtete uralische Barbarei ihren mächtigen Thron. Die wohlthätigen Bemühungen der heiligen Slawenapostel gingen verloren, die zerstreuten Ueberreste des Volkes, welche dem Schwert und der Gefangenschaft der wilden Barbaren entgingen, suchten Schutz in den Bergen, und zogen in Menge nach der andern Seite der Karpathen zu ihren Stammgenossen. Ohne Zweifel brachten sie dahin auch ihre neuen Ansichten, und verbreiteten das Christenthum in Chorwatien, welches bei der nahen Verbindung mit Griechenland, so wie mit den bereits getauften Bulgaren und Mähren sicherlich früher schon bekannt seyn mußte, ehe Wladimir nach dem Ausspruch der Chroniken das Russenland zum Christenthum bekehrte. Die entflohenen Reste der Slowaken und Bulgaren vermischten sich also mit den einheimischen Chorwaten, bildeten nach und nach nur Ein Volk mit ihnen, und nahmen von ihren Herrschern den Namen Russinen an, der ihnen auch bis auf die jetzige Zeit geblieben ist. Es ist freilich seltsam, daß dieser Name „Ruß" sich so weit ausbreitete, in so weit von einander entlegenen Stämmen festsetzte, und nach so vielen Jahrhunderten und in Ländern, die lange unter fremder Herrschaft standen, sich erhielt. Noch seltsamer ist aber, daß auch das benachbarte transkarpathische Volk in Ungarn, das niemals zum russischen Reich gehörte, sich gleichfalls diesen Namen aneignete, und zwar wegen des griechischen (russischen) Glaubensbekenntnisses. Fragt man noch jetzt irgend einen gemeinen Mann dieses Bekenntnisses, am Dniestr oder am San, am Poprad, an der obern Theiß, der Latoriza oder dem Wah (Ungh), am schwarzen Berg (in Pokutien) oder an der Lomnitzer Höhe in der Zipser Gespannschaft: was bist du für ein Landsmann? so wird er gewiß antworten: „ein Rusine (in Ungarn: ein Rusniak)" — welches Glaubens? — russischen Glaubens. Und selbst solche, die ihre eigene Sprache schon vergessen haben, nennen sich im gewöhnlichen Gespräch „Oros emberek" (russisches Volk). Dieß gilt auch von den Magyaren griechischen Glaubens und kann als Beweis dienen, wie stark der Glaube auf die Ansichten des Menschen einwirkt.

(Fortsetzung folgt.)

Bestrafung zweier indischer Sipahis.

Ein englischer Officier erzählt nachfolgende zwei Beispiele von Bestrafungen, welche den indischen Sipahi charakterisiren. „Als ich zu meinem Regiment in Behrampur gestoßen, mußte ich, als überzähliger Officier, in mehreren kriegsrechtlichen Fällen mit zu Gericht sitzen, unter anderm über einen Soldaten vom 47ten Infanterieregiment, der seinen Corporal erdolcht und auf seinen Hauptmann geschossen hatte. Diese Verbrechen waren bedeutend genug, um eine exemplarische Strafe zu fordern. Der Schuldige war auch etwa ein Jahr zuvor den bürgerlichen Behörden übergeben worden, die ihn inzwischen gefangen gehalten, endlich aber sich incompetent erklärt und ihn an sein Regiment zurückgeschickt hatten, um hier vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Jedermann erwartete, daß die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen werden würde, aber wegen seiner langen Gefangenschaft wurde er nur zu 999 Hieben verurtheilt, und sollte nach seiner Herstellung in eine Festung geschickt werden, um fünf Jahre lang in einer Disciplinar-Compagnie zu arbeiten. Dieser Spruch erschreckte ihn keineswegs, vielmehr antwortete er durch ein unverschämtes Lächeln, und verließ den Saal, indem er seinen Richtern ironisch für die Nachsicht dankte. Ich wohnte der Execution bei, und sah, wie der Verurtheilte 900 Streiche erhielt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Jetzt befahl der Arzt ihn fortzuschaffen, denn er hatte beinahe die Besinnung verloren und sein Rücken war nur noch eine Masse geronnenen Blutes. Das Schnupftuch, das er zwischen den Zähnen hatte, war völlig durchgebissen, und dennoch war nicht Ein Schrei über seine Lippen gekommen. Man gab ihm ein Glas Wasser, das ihn sichtlich erfrischte, er hob den Kopf auf und sah seinen Hauptmann starr an, der nur mit Widerwillen der Execution beigewohnt hatte. Nicht ohne schmerzliche Anstrengung schob er die Soldaten, die ihn hielten, bei Seite, zeigte dem Officier die Faust und entfernte sich langsam, indem er schwor sich zu rächen und seine Vorgesetzten verfluchte. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden, denn ich verließ kurz darauf Indien.

„Einige Tage später wohnte ich der Abtheilung eines unglücklichen Sipahi bei, der, während er im Dienste war, im Spital die Kleider eines Kranken gestohlen hatte. Das Verbrechen war von Bedeutung, und in der einheimischen Armee so selten, daß die Sache in der ganzen Garnison ein lebhaftes Interesse erregte. Die einheimischen Zeugen leisteten den Eid, indem sie in der rechten Hand ein kleines mit Gangeswasser gefülltes Gefäß hielten; ihre Aussagen waren einstimmig, der Angeklagte gestand sein Verbrechen selbst, und da dieß entehrender Art war, so sollte eine strenge Strafe ausgesprochen werden. Am folgenden Morgen, als dieß vor der Fronte des Regiments geschah, war ich nicht wenig erstaunt, daß er bloß schimpflich aus dem Dienste gestoßen werden sollte. Man riß ihm die Zeichen herunter und stieß ihn unter dem Wirbeln der Trommeln aus den Reihen hinaus. Ich begriff diese scheinbare Nachsicht nicht, und fragte die ältern Officiere meines Regiments, die mir aber erwiederten, daß diese Strafe fast der Todesstrafe gleichkomme. Der Sipahi war aus der Kriegerkaste, und mußte somit als Soldat leben und sterben. So aus dem Dienste gejagt, mußte er von Frau und Kind, von Verwandten und Freunden gemieden werden, und konnte auf keine Hülfe, auf kein Mitleiden mehr rechnen. Moslems und Hindus mußten sich von ihm wie vor einem Paria, einem Angesteckten, entfernen; er hatte keine Familie mehr, war außer dem Gesetz, verurtheilt allein in der Welt umherzuirren, er hatte seine Kaste verloren. Ich glaubte anfangs, dieß sey sehr übertrieben, einige Wochen später aber konnte ich nur allzu sehr mich überzeugen, daß man mir die volle Wahrheit gesagt hatte. Die Leiche des gewesenen Sipahi wurde in einem Dickicht in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung gefunden. Er hatte sich dahin geschleppt, um sich zu verbergen, und war in der Nähe seiner Frau und seiner Kinder vor Hunger und Verzweiflung umgekommen.

Mitwirkung mehrerer slawischen Stämme. Uebrigens war das Bündniß zwischen Arnulf und den Magyaren ganz natürlich, und Arnulf hatte diesen bereits im Jahre 889 oder 890 aus einer Bedrängniß geholfen, in die sie durch Swatopluk gebracht worden waren. A. d. U.

Digitized by Google

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jin-jau (yew-jow) und Tsi-ki.

(Schluß.)

Der kaiserliche Commissär Yukien erließ eine Proclamation, worin er nicht nur die Chinesen jedes Standes und Ranges aufforderte, sich der Engländer, wo und wie sie liegend könnten, zu bemächtigen, wogegen ihnen bedeutende Belohnungen an Geld und Ehrenstellen versprochen wurden, sondern auch denen, welche sich auf die Seite der Engländer schlagen würden, alle möglichen Strafen drohte; so wurde nicht nur unsere eigene Mannschaft gelegentlich fortgeschleppt, sondern auch Chinesen, die uns beistanden, getödtet. Der Hauptmann unserer chinesischen Polizei wurde ergriffen und seine Frau getödtet, obgleich er ganz in der Nähe unserer Casernen wohnte. Eine einheimische Polizei war nämlich errichtet worden, um die Stadt gegen Diebe zu schützen. Ihr Wachtsystem ist für jeden, der nicht sehr fest schläft, äußerst verdrießlich; um zu zeigen, daß sie auf den Beinen sind, machen sie die ganze Nacht einen Lärm mit Klopfen und Aneinanderschlagen von Bambusstäben, was einen lauten hohlen Klang gibt. Außer den Dieben gehen wenige Chinesen jemals nach Sonnenuntergang aus ihren Häusern, und ich traf bei Nacht selten einen Chinesen auf der Straße, gehen sie aber aus, so müssen sie eine Laterne mit sich führen, wodurch man sie schon in großer Entfernung bemerkt.

Ein Chinese, bei welchem ein Capitän Balfour von der Marine-Artillerie Unterricht im Chinesischen nahm, wäre beinahe fortgeschleppt worden. Die Schildwache auf einer der Brücken sah ein Boot aus der Stadt kommen, worin anscheinend nur Ein Mann saß; es schien ihr indeß, als hörte sie eine Stimme aus dem Boot „Gollik" rufen, ein Wort, womit man in Ningpo Hrn. Gützlaff bezeichnete und was einen Prediger bedeuten soll. Die Schildwache rief dem Mann zu, er solle halten, worauf er aus dem Boote sprang und zu entkommen suchte, aber von einem Mann der Wache mit einem Backstein niedergeschlagen wurde. Als man das Boot durchsuchte, fand man den Unglücklichen unter die Sitze hineingeschoben, mit einem Knebel im Munde und die Hände auf den Rücken gebunden. Es war ihm gelungen, den Knebel zum Theil aus dem Munde zu bringen, und als das Boot gegen eine Seite eines Brückenbogens anstieß, merkte er, daß man ihn aus der Stadt führen wolle, und schrie, in der Hoffnung, daß man ihn noch hören werde. Er war so erschreckt, daß er, als man ihn schon nach den Casernen gebracht hatte, kaum an seine Rettung glauben wollte.

Ein Gemeiner des 49sten Regiments wurde von den Chinesen ergriffen, sein Körper aber aufgefunden, ehe man denselben aus der Stadt schaffen konnte. Er war in einem Korbe, die Hände rückwärts an die Beine gebunden, die man hinten hinaufgeschlagen hatte. Er war noch an drei oder vier andern Stellen gebunden, und eine große mit Haar umwickelte welsche Nuß war in seinen Mund hineingezwängt worden, den man zu dem Ende an beiden Seiten aufgeschlitzt hatte. Er war völlig todt. Ein Mann und eine Frau wurden in demselben Zimmer, in welchem man die Leiche fand, gefangen genommen. Der Mann gestand, daß er zu den Leuten gehöre, welche die chinesische Regierung verwendete, um unsere Mannschaft wegzufangen, dennoch wurde der Schurke nicht aufgeknüpft, sondern nach Hong-kong geschickt, um dort in Ketten zu arbeiten. Das Haus, in welchem der Mord begangen worden war, wurde niedergebrannt.

Selbst nach diesem Ereigniß noch suchten die Chinesen einen Matrosen der Columbine wegzuführen; er war mit einer Abtheilung ausgegangen, um Gemüse zu kaufen, und als er einen Augenblick bei Seite ging, wurde er ergriffen, gebunden und geknebelt, sein Kopf auf den Boden gelegt und mit einem Messer leicht über seine Kehle hingefahren, um ihm zu zeigen, daß er verloren sey, wenn er Widerstand leiste. Als man ihn aber wegschleppte, gelang es ihm sein Schnappmesser zu ziehen, mit dem er den Mann, der ihn festhielt, durch die Finger schnitt, einen zweiten schlug er mit einem Stein nieder und der Rest nahm die Flucht; der Matrose konnte nach seinem in der Nähe liegenden Schiffe zurück. Eine der Vorstädte wurde zur Vergeltung dafür niedergebrannt. Niemals versuchten die Chinesen einen unserer Officiere wegzuschleppen, denn sie glaubten, wir führten alle Sackpistolen bei uns, die sie sehr fürchteten, da sie nicht wußten, wie oft man damit schießen könne, ohne wieder zu laden; einige von uns führten auch in der That siebenläufige Terzerole. — Das Stadtvolk kam, seit dem großen Angriff, nie mehr in stärkerer Zahl zurück, alles aber zog sich in die Vorstädte, die namentlich gegen Osten und Westen sehr ausgedehnt sind.

Am 7 Mai wurde Ningpo geräumt, nachdem es sieben Monate in unserem Besitz gewesen war. Die Stadt Tinghai wurde gleichfalls aufgegeben, die Citadelle aber von zwei Compagnien besetzt gehalten. Wir segelten sodann ab nach einer kleinen Insel, wo die Flotte sich zu weitern Operationen versammeln sollte.

Während wir zu Ningpo waren, befand sich mein Regiment in einem sehr guten Gesundheitszustande, indem während der sieben Monate nur Ein Mann an Krankheit starb. Dieß war wohl mehr der guten und gesunden Nahrung, als dem Klima zuzuschreiben, denn das Jahr zuvor waren wir in Tschusan nicht so glücklich gewesen, indem die Nahrungsmittel, die aus Indien kamen, gesalzenes Fleisch und Zwieback, schnell verdarben; fast die einzigen guten Lebensmittel, die wir hatten, kamen in den englischen Transportschiffen an. Mehrere Leute sagten mir, sie seyen während der zwei oder drei ersten Monate des Aufenthalts zu Tschusan nicht im Stande gewesen, ihr gesalzenes Fleisch zu essen, und sie hätten sich fast ganz von Enteneiern genährt.

Stimmung in Cuba. Das Jamaica Morning Journal vom 5 Januar enthält aus Cuba Nachrichten, die für die Zukunft dieser Insel von hohem Interesse sind. Die Schwäche der spanischen Regierung und die Aufreizungen der Abolitionisten in England soll unter Pflanzern und Kaufleuten den tiefsten Eindruck gemacht, und die Furcht, Spanien möchte von England dahin gebracht werden Cuba abzutreten, eine Stimmung hervorgerufen haben, wie sie nur je in andern spanisch-amerikanischen Staaten herrschte. Pläne zu einer gänzlichen Umwälzung und endlichen Trennung von Spanien reifen mehr und mehr heran. Cuba ist eine der fruchtbarsten, gesündesten, schönsten und reichsten Inseln der Erde, mit einer Bevölkerung von 1 Million und darüber, könnte aber eben so gut 10 Millionen ernähren. Ihr Reichthum hängt indeß von der Sklavenarbeit ab, und würde diese aufhören, so würde die Cultur des Bodens wieder bedeutend abnehmen. Darum blickt alles mehr und mehr auf Nordamerika, und man hofft, daß dieß um so mehr eine Unabhängigkeitserklärung begünstigen werde, als die Stadt Havana die stärkste Festung in ganz Amerika ist, und in den Händen der Engländer die furchtbarste Waffe gegen die der südlichen Staaten der amerikanischen Union werden würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1843.

Die Höhle von Cacahuamilpa in Mexico.

(Life in Mexico. By Mdme C. de la Barca.)

Nach einem sehr beschwerlichen Aufsteigen über Felsen kamen wir an den Eingang dieser Höhle, eines bewundernswerthen Portals von mindestens 70 Fuß Höhe und 150 Fuß Breite. Die Felsen, welche den großen Bogen bilden, liegen mit so viel Symmetrie über einander, daß ich mich einen Augenblick vor einem menschlichen Bau wähnte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und übergoß mit ihrem Lichte die umliegende wilde Landschaft, so daß ich, noch geblendet von der Sonne, mit einem Gefühl des Schreckens mich der gähnenden Oeffnung näherte und nur mit Mühe einen steilen Abhang unterscheiden konnte, der zu einem ungeheuer gewölbten Saal führte. Vorsichtig suchten wir unsern Weg zwischen Felsenblöcken und Steinen, und am Eingang des unterirdischen Palastes hielten wir an, ergriffen von Staunen und Bewunderung über die bizarren Formen und die Riesenlaunen dieses Naturbaues; 24 Fichtenfackeln wurden jetzt angezündet, K . . . und ich erhielten Wachskerzen, und so setzten wir uns in Marsch durch eine Unzahl von Gängen und Sälen; leider ist es unmöglich die Wunder dieses Labyrinths zu beschreiben, das gleich den Wolken jeden Augenblick andere Formen annahm. Der erste Saal hat 200′ Länge, 170′ Breite und 150′ Höhe, was gewiß ein sehr prachtvolles Gemach ist. Die Mauern erglänzen in allen Schattirungen von Grün und Orange, große Stalaktitendraperien hängen von der Decke herab; Palmen, Säulen, Pyramiden, Portikos, Altäre und Tausend andere Phantasmagorien umgaben uns von allen Seiten. Eine Figur, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt, ist ein Bock mit langen Haaren, ein Abbild des Teufels in einer seiner Incarnationen. Manche wollten behaupten, es gebe kein lebendes Thier in der Höhle, ich kann aber versichern, daß sie von Fledermäusen bevölkert ist, und neuerlich noch erhielten einige Reisende, welche eine Nacht in der Höhle zubrachten, den Besuch eines Leoparden, dessen Geheul wie unterirdischer Donner tönte.

Beim Austritt aus dem ersten Saal betritt man einen wahren ägyptischen Tempel, und ich erkannte ihre monströsen Götterbilder, ihre zusammengesetzten Thiergestalten, so daß ich glaube, die ägyptischen Architekten haben aus irgend einer ähnlichen Höhle ihre Inspirationen geholt. Ein wenig weiter hin befanden wir uns auf einem versteinerten Feld: man glaubte Bäume mit eingefrorenem Wasser, moosbedeckte Steinbäume, und Säulen, beschattet von riesenhaften Acanthusblättern zu sehen. Dieser neue Saal konnte 400′ Länge haben. Von da kamen wir in eine doppelte Galerie, die durch eine Reihe Stalagmitenpfeiler in zwei fast gleiche Theile getheilt war. In einem spätern Saale befand sich unter andern Merkwürdigkeiten ein ungeheures Amphitheater mit regelmäßigen Stufen und oben mit einer Orgel versehen, von der einige Röhren einen hohlen Ton von sich geben können. Ich war versucht mich in dem versteinerten Bau eines geheimnißvollen Geschlechts zu glauben, mitten unter den Meisterwerken eines Riesenkünstlers, und wenn ich das Wasser, welches alle diese kolossalen Figuren gebildet hatte, Tropfen um Tropfen fallen sah, so verlor sich mein Geist ins Unendliche, indem ich an die Zahl der Jahre und Jahrhunderte dachte, welche nöthig waren, um dieß wundervolle Werk zu vollenden.

Die Höhle soll bis auf vier Leguas weit untersucht worden seyn, ohne daß man ein Ende oder einen Ausgang gefunden hätte. Nach der Aussage unserer Führer hatten wir nicht einmal Eine Legua zurückgelegt, aber Steine welche sich von der Decke lösten und unsern Weg beschwerlich machten, nöthigten uns zur Umkehr. Während dieser merkte ich auf die Windungen der Höhle etwas genauer, und ich begriff, daß wir wohl nicht leicht das Tageslicht wieder gesehen, wenn nicht unsere Führer die Vorsicht gehabt hätten, von Strecke zu Strecke Fackeln zu befestigen, nach deren Schein wir uns bei der Umkehr richteten. Diese Fichtenfackeln, welche man als Signale befestigt hatte, blieben auf die Bitte unserer Indier deswegen stecken, für die armen Seelen im Fegfeuer, wie sie sagten. Als ich mich dem Ausgange der Höhle näherte und das Meer von Licht auf uns eindrang, dachte ich in der That an Dante's Hölle: Voi ch' entrate lasciate omai ogni speranza.

Digitized by Google

Die Ruſinen in Galizien und Ungarn.

(Fortſetzung.)

Galiziſche Fürſtenthümer.

Als das Reich von Kiew in mehrere Theile ſich auflöste, beſtanden an den Beskiden drei Staaten, und die ruſiniſchen Fürſtenthümer bedurften nur kräftiger Heerſcher und Heerführer, um ſich gegen die Macht der benachbarten Lechen und Ungarn zu behaupten und ſich von dieſer Gränzmark nicht verdrängen zu laſſen. Die Fürſtenthümer Galitſch*) und Przemysl waren bald vereinigt, bald getrennt, dennoch gelang es ihnen, wenn auch unter fortdauernden Kämpfen drei Jahrhunderte lang ſich unabhängig zu behaupten. Anfangs waren Przemysl und Terebowl die Hauptſtädte, ſpäter im J. 1140 verlegte Wladimirko ſeine Reſidenz nach Galitſch ins Herz des alten Chrowatiens. Er regierte allein, ebenſo ſein Sohn Jaroslaw (1153 bis 1187), unter welchem dieſer Staat ſich vom San und den Karpathen bis zur Donau und dem ſchwarzen Meere ausbreitete. Aber unter ſeinem ſchwachen Enkel begann die Reaction und alle Nachbarn ſuchten von dem durch die Natur mit ſo reichen Gaben beſchenkten Lande etwas an ſich zu reißen, bis Fürſt Roman von Wolhynien die Fremden wieder aus dem Lande verjagte; es iſt nicht unintereſſant, daß dieſer Roman in den Chroniken den Titel „Selbſtherrſcher von ganz Rußland" führt. Mit Romans Tode, der in einer Schlacht gegen die Polen (1205) fiel, trat abermals eine Unglücksperiode ein, aber ſein Sohn Daniel (1212 bis 1266) hob noch einmal den Ruhm des Landes, behauptete ſich gegen die unter ſeiner Regierung einbrechenden Mongolen in halber Unabhängigkeit, und that alles Mögliche, um Handel und Gewerbe emporzubringen; er war es, der Karaiten und deutſche Kaufleute, wahrſcheinlich auch Armenier und Serben berief, mit deren König, Stephan Duſchan, er in freundlichem Verkehr ſtand. Unter ſeinem Sohn behauptete ſich das Land noch, aber mit ſeinem Enkel ſtarb die Familie aus, und nun fiel das Land zuerſt (1326) an Boleslaw von Maſowien, der die griechiſch-ruſſiſche Kirche zu verdrängen ſuchte, und dafür mit Gift aus dem Wege geräumt wurde. Dann aber kam Boleslaws Schwager, Kaſimir, König von Polen, ſelbſt, der im J. 1340 das Schloß von Lemberg einnahm und die Reichskleinodien fortführte. Von da an kam Galizien unter Polen.

Geſchichte der ungariſchen Ruſinen.

Inzwiſchen entwickelte ſich im Süden der Karpathen an der Donau und Theiß, nach Annahme des chriſtlichen Glaubens durch König Stephan, das ungariſche Reich, und eignete ſich durch ſeinen Verkehr mit Rom und ſeine Verbindung mit dem Weſten einen gewiſſen Grad weſteuropäiſcher Bildung an. Glückliche Kriege mit den Nachbarreichen befeſtigten die Herrſchaft der Magyaren noch mehr. Der Südabhang der Karpathen war immer noch mit Slawen bevölkert, und ſchon zur Zeit des Einfalls der Magyaren nennt man die Veſten Wuh (Ungh) und Zemne (Zemplin). Das Chriſtenthum war ſchon bis in die höchſten Berge hinaufgedrungen, und als König Stephan in den ſüdlichen und weſtlichen Gegenden Ungarns Biſchofsſitze errichtete, bleibt der Norden und Oſten ungenannt, weil hier ſchon eine Hierarchie beſtand, und zwar ſeit der Zeit des Methodius nach griechiſchem Ritus. Von Niemand beläſtigt blieben die chriſtlichen Slawen ihrem Ritus getreu bis auf den heutigen Tag. Obwohl aber die ungariſchen Könige ſämmtliche auf der Südſeite der Karpathen wohnende Slawen und darunter auch die Vorfahren der jetzigen ungariſchen Ruſinen unterwarfen, ſo berichtet doch die Geſchichte keine Thaten und Erinnerungen aus dieſen vergeſſenen Ländern. Niemand kümmerte ſich um das arme Ruſinenland, denn die Gleichgültigkeit, der Haß und der Hochmuth geſtattete den magyariſchen lateiniſchen Chroniſten nicht, ihre Landgenoſſen vom orientaliſchen Glaubensbekenntniß einer nähern Aufmerkſamkeit zu würdigen. Es iſt darum auch in der älteren ungariſchen Geſchichte kaum von dieſem Landſtrich die Rede, und für die Herrſchaft des griechiſchen Glaubens zeugt bloß der Umſtand, daß der von dem litthauiſchen Großfürſten Olgerd verjagte podoliſche Fürſt Theodor Korjatowitſch, von dem ungariſchen König Karl Robert aufgenommen und mit Munkacz (Mukatſchowo) und Ungvar belehnt, griechiſche Kirchen und Klöſter gründete.

Bald nach dem Fall des Fürſtenthums Galizien, gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, wanderten die Walachen aus, die bis in die jetzige Geſpannſchaft Marmarosch ihre Siege ausgedehnt hatten.*) Sie zogen ſich unter der Anführung Draſchkos oder Bogdans aus dieſer nordöſtlichen Ecke Ungarns über die Berge nach dem Flußgebiet der Moldau und des Sereth, und verdrängten von dort die Horden der Tataren. Nach dieſem Abzug der Walachen breiteten die Ruſinen ihre Siege weiter gegen Oſten aus, und ſelbſt galiziſche Ruſinen überſchritten die Berge und ließen ſich in den verödeten Gegenden zwiſchen den Karpathen und der obern Theiß nieder. In dieſer Lage bewahrten die ungariſchen Ruſinen ihren ſlawiſchen Gottesdienſt, ihre Volksgewohnheiten, kümmerten ſich wenig um die magyariſchen Kriege, von denen nur der Adel Kenntniß nahm, und weideten, geſchützt von ſchwer zugänglichen Bergen und dichten Wäldern, ruhig ihre Heerden.

Im 16ten Jahrhundert traten in Ungarn und Siebenbürgen die Anhänger Luthers und Calvins keckvoll auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens. Zu gleicher Zeit begannen auch die blutigen Kämpfe zwiſchen den deutſchen Kaiſern und den Familien Zapolya, Weſſelenyi und Tökölo, und dauerten faſt zwei Jahrhunderte hindurch. Unter türkiſchem Schutze wollten dieſe ſtolzen Magnaten ihre Herrſchaft über Ungarn behaupten, und brachten es dahin, daß die ruſiniſchen Geſpannſchaften

*) Galitſch iſt die öſtliche, Halitſch die weſtliche; ebenſo Peremyſchl die ruſſiſche, Przemyſl die polniſche Ausſprache.

*) Einige Orte in der Marmarosch, wo jetzt Ruſinen wohnen, führen noch Namen, die ſich nur aus dem Walachiſchen erklären laſſen. Auch in Galizien ſelbſt ſcheinen ſie einige Orte, wie Jereſtule, Akrysory, Rungury, Bruſtury u. ſ. w. inne gehabt zu haben.

Digitized by Google

Marmarosch, Bereg, Szeroas, Ugwar und Zemplin von Ungarn losgetrennt, Siebenbürgen einverleibt wurden, und so mit dem ganzen südlichen Ungarn unter türkische Herrschaft kamen. Aber diese Intriguen der Zapolya, Bocskai und Bethlen hatten im Wesentlichen nur eine geringe Wirkung auf die ruhigen Rusinen, obgleich die Ufer der Theiß und die Umgebungen der Vesten von Munkatsch, Huszth, Szathmar u. s. w. der Schauplatz des Krieges wurden. Schaaren von bewaffnetem türkischem Volk, das diese Usurpatoren unterstützte, schwärmten an den wilden Ufern der Theiß und in den rusinischen Landstrichen zwischen den Bergen umher, aber die Rusinen schauten gleichgültig zu, auch erschienen solche nur selten in den unwegsamen Gegenden. Noch weniger wirkte auf die Rusinen die Reformation, welche doch in Ungarn und Siebenbürgen mit großem Erfolge sich ausbreitete. Die Anhänger Luthers und Calvins waren eifrigst bemüht, dieß neue Glaubensbekenntniß auszubreiten, und eine Menge Magyaren, Slowaken und Deutsche folgten der neuen Lehre, nur die Rusinen und Walachen bewahrten unverwandt den Glauben ihrer Vater, blieben ihrer rechtgläubigen*) Kirche getreu, und betrachteten sorglos alle diese verwirrten Ereignisse. Sie nahmen keinen Theil an den Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, eben so wenig an den Religionskriegen unter den Fanatikern beider Theile; sie drückte nicht die Schuld der furchtbaren Grausamkeiten, von denen die Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts voll ist, und mit denen die Urheber dieser Religionskriege sich befleckten. Unter der Leitung ihrer russischen Bischöfe, welche sich „Bischöfe von Mukatschowo, Ugwar, Presow, Makowez und des ganzen ungarischen Rusinenlandes" schrieben, wollten sie nichts hören von den neuen Religionsansichten und blieben allenthalben nur stumme Zuschauer der damaligen Zeitereignisse.

Der traurigste Vorfall für das ungarische Rusinenland war die Annahme der römischen Union im 17ten Jahrhundert. Athanas Krupecky, ein Unirter, schon im J. 1610 noch zu Lebzeiten des nichtunirten Bischofs von Przempsl Mich. Koppstensky († 1612) zum Bischof von Przempsl ernannt, aber von den Gegnern der römischen Union nicht angenommen, verwaltete später die Diöcese von Munkatsch, und versuchte zuerst dieselbe dem Papst zu unterwerfen, was ihm aber nicht gelang. Nach Verlauf einiger Jahrzehnte zeigte Basil Tarasowitsch, Bischof von Munkatsch, gleichfalls Lust zu einer Union mit Rom, und hatte bereits den Papst als Haupt seiner Kirche anerkannt; da er aber bei den rusinischen Knesen keine Sympathie fand, und von Jurji Rakozy, dem protestantischen Woiwoden von Siebenbürgen verfolgt wurde, wandte er sich wieder zur orientalischen Kirche. Später jedoch, als Kaiser Ferdinand III ihn mit dem Titel eines Patriarchen von Munkatsch beehrte, fiel er wieder von derselben ab, unterwarf sich dem Papst, und zog 63 Knesen an sich, die seinem Beispiel folgten. Aber alle diese Bemühungen konnten die Vereinigung mit Rom noch nicht befestigen und die Union stand noch immer auf schwachen Füßen. Erst im J. 1690 kam es zu einer festen Einrichtung auf der Kirchenversammlung zu Sdorow, und zwar durch Beihülfe von Jesaias, Archimandriten von Trapezunt, und Joh. Camillis, Bischof von Sebastopolis (in partibus), die zu dem Ende vom Papste gesendet waren. Jos. Camillis wurde auf den Bischofsstuhl von Munkatsch erhoben, und Geistlichkeit und Volk gehorchten seinem Willen, da sie sahen, daß sämmtliche Kirchengebräuche und die slawische Sprache im Gottesdienst unangetastet blieben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Prawoslawny; daß man in Rußland diesen Ausdruck für die orientalische Kirche gebraucht, ist wohl natürlich, in einer böhmischen Zeitung klingt er aber doch etwas sonderbar. A. d. U.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

Nachdem wir einen ziemlichen Vorrath an Lebensmitteln von den freundlichen Bewohnern Holawa's gegen Messer, Perlen u. s. w. eingetauscht, verließen wir das Dorf und erreichten, ohne von unserer bewaffneten Macht eingeholt worden zu seyn, das Flüßchen Anai, das von den nördlichen Hügeln herabkommt, und sich mit dem Rupununi an der Stelle verbindet, wo dieser eine scharfe Krümmung gegen Süden bildet und sich dann länge des südöstlichen Ausläufers des Pacaraima-Gebirges hinwindet. Die Vegetation blieb in ihrem Aeußern fortwährend dieselbe. Eine ungefähr 100' breite Umsäumung von Bäumen und Sträuchern, unter denen ich besonders die schöne Gustavia häufig fand, begleitet die Ufer des Flusses, hinter der sich dann die weite Savanne in monotoner Einförmigkeit bis an den Fuß der Gebirge ausbreitet. Wie der Essequibo war der Fluß von jetzt an voller Sandbänke, an denen sich gewöhnlich die kleine, schöne Ente, die Dendrocygna viduata, in ganzen Heerden aufhielt, und unsere Flinten, Bogen und Blaseröhre in beständiger Thätigkeit erhielt; auch der schmackhafte Pimelodus maculatus war im Rupununi häufiger als im Essequibo.

Der Rupununi kommt in ansehnlichen Krümmungen aus Süden. In diesen Krümmungen lagen aber leider zu unserem großen Verdruß mächtige Riesenbäume, die der Strom ausgespült und übereinander geschichtet, wobei sie als Warnungszeichen mit ihren nackten Aesten über den Wasserspiegel hervorragten, so daß wir denn auch jeden Ruderschlag vorwärts mit der Axt erkämpfen mußten. Nachdem wir endlich an dem Sawacturalli-Gebirge, das den Fluß sich gegen Osten zu wenden zwingt, vorüber waren, passirten wir den Berg Apayoba Optapo, der mit seiner Basis bis dicht an den Wasserssaum des Flusses heranteilt und sich bis zu einer Höhe von 1500' über denselben erhebt. Jenseits der Mündungen der Flüßchen Bononi und Simoni erregten eine lange Reihe kleiner Felseninseln von 10 bis 12' Höhe, die sich nach Ostnordost erstreckte und die die Indianer Karinampo nannten, meine ganze Aufmerksamkeit. Die Macusis erzählten mir: vor langer, langer Zeit, als noch der gute Geist unter ihnen gewohnt, hätten die Cariben ihre Vorältern mit blutigem Krieg überzogen und diese gänzlich vertilgen wollen, denn bei diesen sey von jeher der böse Geist, der Stifter alles Unheils und alles Streites unter den Stämmen, einheimisch gewesen. Als nun die Cariben in solch blutiger Absicht bis an diese Stelle gekommen, da habe sich der gute Geist ihrer bedrängten Vorältern erbarmt und die

Digitized by Google

blutdürftigen Cariben in jene Steine verwandelt, und in der That, die Felsen haben auch aus der Ferne ganz das Ansehen einer Reihe Männer.

Nach einigen Tagen langten wir endlich an dem einstweiligen Ziel unserer Flußreise, der Bucht Wai-ipukari, an, wo wir unsere Sachen landeten, ein temporäres Lager aufschlugen und unsere Hülfstruppen erwarteten, die nach Verlauf von sechs Tagen ebenfalls glücklich, aber erschöpft eintrafen. Vereint brachen wir jetzt unter Scherz und Laune, begierig auf das Zusammentreffen mit den Brasilianern, nach Pirara auf, das wir in zwei Tagen glücklich erreichten. Da ich in meinem frühern kurzen Berichte über meinen Ausflug nach dem Canuen-Gebirge, den ich einige Wochen nach unserer Ankunft unternahm, alles, was das Dorf, seine Umgebungen und sein historisches Interesse anbetrifft, angeführt, so übergehe ich dieses hier, und fahre in meinen Mittheilungen bei der Rückkehr vom Canuen-Gebirge fort.

Einige Tage nach meiner Rückkehr verließen wir Pirara und unsere englischen Freunde, die eben mit dem Aufwerfen von Schanzen u. dgl. beschäftigt waren, um den Lauf des Tekutu, der als Gränzfluß gegen Brasilien hin angenommen wird, zu zeichnen und ihn bis zu seinem Quellpunkt zu verfolgen. Unsere Gesellschaft bestand wieder aus meinem Bruder, seinem Maler, Secretär, mir und 31 Indianern, die das Gepäck trugen, und da die Indianerpfade nie mehr als eine Person fassen können, so konnte ich die sogenannte indianische Reihe hier in ihrer ganzen Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit vor mir sehen.

Der Weg führte uns anfänglich gegen Westen, wobei wir den Hauptarm des Pirara zu durchschneiden hatten, der aber wegen der trockenen Jahreszeit ziemlich ohne Wasser war. Eine Reise über die Savannen ist immer einförmig, da diese durchgängig in ihrem Hauptcharakter miteinander übereinstimmen. Curatella americana, verschiedene Malpighiæ, als Altissima, Crassifolia, Moureila und Verbascifolia, eine Menge Gramineen und Cyperaceen, hie und da einige Compositæ und Myrtaceen sind die Hauptgegenstände ihrer Vegetation. Die sumpfigen Stellen und Ufer der Savannenflüsse nimmt gewöhnlich die schöne Mauritia flexuosa, wie auch mehrere Melastomaceen ein, während die Wasserflächen meist mit zwei Species Pontederа bedeckt sind. Diese Sumpfstellen sind der Lieblingsaufenthalt des Jabiru (Mycteria americana), des größten, aber auch scheuesten Vogels Guiana's; ist der Vogel noch jung, so hat er ein ziemlich schmackhaftes Fleisch, das ganz dem Rindfleisch ähnlich. Einer, den ich im Laufe des Tages schoß, maß mit ausgebreiteten Flügeln 7' 2". Zu diesen gesellen sich gewöhnlich noch der südamerikanische Storch, Ciconia Maguari, der weiße Reiher, Ardea Leuce, die großen Heerden der so schön befiederten Dendrocygna viduata und der zahmen Bisamente, Anas moschata. Auch die Caracara Adler (Polyborus brasiliensis und ochrocephalus) fand ich an diesen Sümpfen in großer Anzahl. Die Hitze erreichte gegen Mittag einen fast unerträglichen Höhengrad, und da uns die offene Savanne keinen Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen von 130° F. bot, so entflog freilich der ausgetrockneten Brust mancher Stoßseufzer. Am Abend erreichten wir erschöpft und fast gebraten die Mündung des Pirara, der sich hier mit dem Mahu, welcher von Norden kommt, vereinigt.

Es war merkwürdig, welche Einwirkungen die Sonnenstrahlen auf die ganze Gesellschaft äußerten. Unter Gesang, Scherz und Laune waren wir ausgegangen; in gleichem Maaße, wie die Sonne stieg, verstummten auch nach und nach die lärmenden Stimmen, bis eben endlich nur noch ein Seufzer aus europäischer Brust Leben in der ganzen sich fortbewegenden Colonne verrieth. — Der Indianer wird sich nie eine solche Schwäche zu Schulden kommen lassen.

Bald entdeckten wir unter der dichten Belaubung der Ufer zwei kleine Boote, auf denen wir anfänglich unsere Reise fortsetzen zu können hofften, bis wir sie bei näherer Untersuchung in einem solch erbärmlichen Zustande fanden, daß wir ihnen nur einen Theil unseres Gepäcks anzuvertrauen wagten.

Leider nöthigte uns ein unglücklicher Zufall hier länger zu verweilen, als es eigentlich in unserem Plane lag. Zwei unserer Leute gingen am folgenden Morgen aus, um für unsere Mittagssuppe indianische Raben zu schießen, die sich als zu diesem Zweck ganz vorzüglich geeignet herausgestellt hatten. Kurz nach ihrem Weggange hörten wir auch einen Schuß, bald darauf aber einen markdurchdringenden Hülferuf, und fanden, als wir demselben zueilten, einen unserer Leute sich im Blute wälzen. Der Unglückliche hatte das Gewehr, als er durch das Gesträuch kroch, hinter sich her gezogen, der Drücker mochte im Gesträuche hängen geblieben seyn und sich so das Gewehr entladen haben. Der Schuß war in den Rücken nahe dem Schulterblatt eingedrungen. Dieser Unglücksfall nöthigte uns, acht Tage hier zu verweilen, wo der Patient so weit hergestellt war, daß er von acht Indianern nach Pirara zurückgetragen werden konnte. Es war dieß aber nicht der einzige Unfall, bald sollten wir einen zweiten Kranken haben. Einer der Indianerknaben, der uns gefolgt war, ein Liebling von mir, badete sich im Pirara, wobei ihm von einem Pical ein großes Stück Fleisch aus dem Fuße gerissen wurde — eine Warnung, die uns übrige von da an ziemlich vorsichtig in unsern täglichen Ablutionen machte.

Endlich, nach einem achttägigen Aufenthalt, setzten wir unsere Reise fort, überschritten den Pirara und wandten uns gegen Süden über eine weite Savanne. Als wir diese betraten, fanden wir den größten Theil derselben im vollen Brande, weßwegen wir auch unsere Schritte mit aller Macht verdoppeln mußten, um dem Feuermeere und Feuertode zu entfliehen, da sich das erstere, von dem Winde getrieben, mit aller Macht und der äußersten Schnelle gegen uns heranwälzte. Der helle Tag hatte der Scene viel von jenem schauerlich Schönen des nächtlichen Brandes genommen. Nur die dichten Rauchwolken, die sich vor ihm herwälzten, und das betäubende Getöse waren ihr geblieben. Tausende von Raubvögeln umschwärmten die Feuersäule, um Jagd auf die dem entfesselten Elemente entfliehenden Schlangen und Eidechsen zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Chinarinde gegen das Sumpffieber in tropischen Klimaten. Fast die ganze Küste des tropischen Afrika's ist von einem niedrigen Gürtel eingeschlossen, wo in gewissen Zeiten des Jahres Sumpffieber herrschen, die schon Tausende von Europäern ins Grab gestreckt haben. Der englische Schiffsarzt Cunningham, der sich fast in allen Theilen der Welt umhergetrieben hat, schlägt nach dem Vorgange der Holländer zu Batavia, wo auch sehr tödtliche miasmatische Fieber herrschen, Chinarinde als Vorbeugungsmittel vor, die zu einer Drachme in einem Gläschen Wein allen denjenigen, welche an den ungesunden Ufern mit irgend einer Arbeit beschäftigt sind, jeden Morgen und Abend gegeben werden sollen. So wie der Magen die Chinarinde nicht mehr verträgt, so soll Chinin dieselben Dienste thun. Man will in Westindien und im Mittelmeere bereits zahlreiche entsprechende Erfahrungen gemacht haben. (Col. Ges. vom 22 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1843.

Bericht über einige Alterthümer bei Nanking.

Ein englischer Major Namens Pears berichtete in einem Privatschreiben, das im Orford Herald (und nach diesem in der Litterary Gazette vom 1 April) enthalten ist, über seinen Ausflug zu dem berühmten Porcellanthurm folgendes:

Dieser Thurm liegt in einer Vorstadt gegen Süden außerhalb der alten Stadtmauer. Da wir die Stadt nicht betreten durften, so mußten wir den Weg um die Stadt nehmen, eine Entfernung von 11 Meilen. Wir schliefen halbwegs in einem Tempel Confutse's, eine gute halbe Stunde von den Stadtmauern, in einer großen offenen Ebene, die einst ein Begräbnißplatz gewesen zu seyn scheint. Der Tempel hatte keine Idole, sondern nur in einem enggeschlossenen Gestell in der Mitte zwei beschriebene Tafeln. Ein noch merkwürdigeres Gebäude ist am Fuße der Höhe und mit dem Tempel durch parallele Mauern verbunden. Er gleicht den ägyptischen Bauten, und ist anscheinend eine solide Masse von Mauerwerk oder Erde, 100 Fuß breit, 50 bis 60 hoch und 100 tief. Ein alter gewölbter Gang führt hindurch und einen kleinen conischen Hügel hinauf, der mit einer hohen Steinmauer eingeschlossen ist, über welche Parapets hervorragen. Es ist dieß wahrscheinlich der alte Begräbnißplatz der chinesischen Könige. Etwa eine halbe Stunde von dem ersten Thore des Tempels auf der oben erwähnten Höhe sind zwei einfache, viereckige Gebäude mit hoher, gewölbter Thür in jeder Mauer. In der Mitte ist eine ungeheure, achteckige Tafel von schwarzem Marmor, die auf dem Rücken einer riesenhaften aus demselben Material gehauenen Schildkröte ruht. Von diesem Punkt nach dem Tempel und um einen sanft ansteigenden grünen Hügel herum führt eine regelmäßige Allee kolossaler Figuren, die nur wenige Schritte von einander aufgestellt sind. Sie sind alle von Marmor, als Kunstwerke unbedeutend, aber vermuthlich von hohem Alterthum. Jede Figur ist viermal wiederholt, zweimal stehend, zweimal knieend, z. B. ein Paar Elephanten knieend, dann ein Paar stehend, eben so folgen sich Kamele, Pferde, Schafe ꝛc., dann kommen mehrere Menschenpaare, einige Krieger, einige Priester, alle kolossal und die Hände über der Brust gefaltet. Der Platz scheint vernachlässigt, ist mit Unkraut überwachsen, sonst aber nicht schlecht erhalten. Der Porcellanthurm steht zwei bis drei Stunden von dieser Stelle neben einem großen buddhistischen Tempel, ist 250′ hoch, achteckig, und hat das Ansehen eines wohlproportionirten Obelisken.

Die Russinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Galizien unter polnischer Herrschaft. (Die russinische Woiwodschaft.)

Wenden wir uns jetzt nach dem Norden der Karpathen. Lange noch, nachdem Kasimir von Polen Besitz von Halitsch genommen, stritten sich die benachbarten Mächte um das fruchtbare Land. Kasimir vertheidigte seine Beute gegen die Tataren und gegen Lubart von Litthauen mit dem Schwert, mit Zemowit von Masowien und Ludwig von Ungarn zankte er sich diplomatisch herum, bis er endlich das Land sich völlig zueignete, indem er den Ungarn 100,000 Goldgulden versprach; alle Anstrengungen der Litthauer, welche dieß russische Land für sich behalten wollten, wußte er zu vereiteln. Es ist bekannt, daß die galizischen Russinen Kasimirn nur unter der Bedingung gehorsam zu seyn versprachen, wenn der Glaube ihrer Väter und ihre alten Rechte unangetastet blieben. Kasimir gedachte dessen, ließ ihnen ihren slawischen Gottesdienst und ihr einheimisches Recht, namentlich als er sah, daß starke Parteien unter Daschko, Staroſten von Przemysl, und Daniel von Ostrog das dem Lande auferlegte Joch, wenn gleich vergebens, abzuwerfen suchten. Um sich diese Landstriche für die Zukunft zu sichern, besetzte der vorsichtige König die Burgen mit deutschen Truppen, und begünstigte Deutsche und Juden bei der Ansässigmachung in den Städten. Namentlich den letzteren bestätigte er alte und ertheilte er verschiedene neue Vorrechte und Freiheiten, wodurch die Juden im Lande ein unmäßiges Uebergewicht erhielten und aller Handel und Verkehr von den russinischen Bürgern in ihre Hände überging.

Nach dem Tode Kasimirs vereinigte Ludwig (1369) die polnische Krone mit der ungarischen, legte aber ungarische Besatzungen in die galizischen Städte, und setzte in denselben seine

Digitized by Google

eigenen Staroste (Bane) ein; im Uebrigen jedoch kümmerte er sich wenig um sein polnisches Königreich, und noch weniger um das galizische Rußnenland, das er in die Verwaltung Wladislaws, Fürsten von Oppeln gab, der sich einen „Fürsten des Rußnenlandes" nannte und dasselbe bald sehr willkürlich regierte. Unter Ludwig wurde ein römisch-katholisches Erzbisthum in Lemberg und ein Bisthum in Przemysl gegründet neben den seit uralter Zeit dort bestehenden russisch-slawischen Bisthümern. Die Regierung dieses Königs wurde noch dadurch bemerkenswerth, daß er dem Adel große Freiheiten und Vorrechte ertheilte, wodurch die erste Veranlassung zu der traurigen, zügellosen Ausgelassenheit dieses Standes in den spätern Zeiten gegeben wurde. Gleich in diesem Anfang der polnischen Herrschaft und der Festsetzung der römischen Kirche im Rußnenland drang auch die lateinische Sprache als herrschende und gleichsam als allein gebildete Sprache ein, vor der die Volkssprache allmählich weichen mußte, was dann auch die Nationalität in ihrer weitern Entwicklung zurückhielt. Die Städte, die unter der Verwaltung von Fremden standen, welche vor allem ihre Landsleute begünstigten, entfremdeten sich den rußnischen Sitten und verloren allmählich auch ihre rußnischen Einwohner.

Noch größern Eindruch und Schaden erlitt die Religion und der rußnische Gottesdienst unter Wladislaw Jagello. Dieser neugetaufte König suchte auf alle Weise seinen Eifer für die römische Kirche zu zeigen. Er konnte in Litthauen und den mit demselben verbundenen Ländern, die nach eigenen alten Rechten und Gewohnheiten verwaltet wurden, nichts ändern, um so mehr wandte er seine Bemühungen gegen das geschwächte galizische Rußnenland, das eine polnische Woiwodschaft geworden und polnischen Gesetzen unterworfen war, um dessen Rechte zu kränken und die Volksgewohnheiten einzuschränken. Der größte Theil der lateinischen Kirchen, die noch jetzt in Ostgalizien sich finden, wurde unter seiner Regierung erbaut. Er zuerst verbot Ehebündnisse zwischen Rußnen und katholischen Frauen, und auf dem Reichstage zu Grodek verordnete er, daß Würden und Aemter nur dem römisch-katholischen Adel ertheilt und der rußnische davon für immer ausgeschlossen werden solle. In Folge dessen wurden die russischen Kirchen in lateinische umgewandelt, und bei dieser Gelegenheit die Leichen der in den Grüften ruhenden Rußnen herausgeworfen. Polnische Geistliche, welche die Rußnen nicht einmal für Christen ansahen, tauften diejenigen, welche den lateinischen Ritus annehmen wollten, aufs neue. Die Könige nahmen den rußnischen Bischöfen ihre Güter und gaben sie den lateinischen. Dasselbe thaten sie mit den Besitzungen vieler rußnischen Gutsherren. Der Adel bekam unter den Heereschern aus dem Hause Jagello immer mehr Macht, errang immer mehr Vorrechte und Freiheiten, und das Schicksal der Städtebürger und Landleute wurde dagegen immer härter. Aus diesem Grunde verließ das gemeine Volk seine Heimath und floh haufenweise nach der Ukraine. Dieß willkürliche und gewaltthätige Verfahren, die unumschränkte Herrschaft des Adels auf seinen Gütern, die Bedrückung der Städtebürger, die häufigen Einfälle tatarischer Räuber und die unaufhörlichen Kriege mit Türken und Tataren verwüsteten und verödeten die rußnischen Länder, und die schwachen Könige blickten gleichgültig auf alle diese Unordnung und das allgemeine Unglück. Niemand schützte die von allen Seiten offenen, zugänglichen rußnischen Länder gegen die Angriffe der asiatischen Barbaren: Tausende tapferer rußnischer Krieger fielen in den Kämpfen für ihr Vaterland unter dem Schwerte der zahllosen Moslems; der größte Theil des rußnischen Adels ging auf diese Weise zu Grunde, Tausende rußnischer Landesbewohner wurden fortgeschleppt und seufzten unter schweren Banden in heidnischen Ländern; während der König und sein polnischer Adel auf die Jagd ritten und sich gefahrlos auf Kosten der Rußnen belustigten, floß fortwährend rußnisches Blut für sie und für ganz Europa. Nur unter der Regierung der beiden Sigmunde (1506 — 1572) erfuhr das Land ein etwas glücklicheres Loos. Unter der Regierung des zweiten Sigmund wurden die Gränzen des Reichs durch die vollständige Vereinigung des Großfürstenthums Litthauen mit dem Königreiche Polen (1569) bedeutend erweitert. Der polnische Adel lag schon lange den Königen an, Litthauen (wie im Jahre 1462 die Woiwodschaft Belz) enger mit Polen zu verbinden, aber der litthauisch-russische Adel kämpfte lange dagegen, da er mit Recht eine Verkümmerung seines Glaubens und seiner Nationalität fürchtete, und mehr als einmal Litthauen ganz von Polen loszureißen strebte. Dieser Widerstand aber wurde mit der Zeit schwächer, viele angesehene litthauisch-russische Familien neigten sich zum Uebertritt zur katholischen Kirche, und endlich kam es unter dem oben erwähnten König zu der Anordnung, daß Litthauen nebst den russischen Ländern (Weißrußland, Wolhynien, Podlesien, Podolien und Ukraine) mit Polen verbunden, aber nicht ganz demselben einverleibt wurde, beide jedoch völlig gleiche Rechte haben sollten. So verbanden sich zwei slawische Völker zu einem politischen Körper, der polnische mit dem russischen;*) aber die Verbindung hatte nicht die Folgen, welche man davon erwartete. Die Regierung Sigmund Augusts ist berühmt in der Geschichte durch seine Nachsicht gegen alle christlichen Glaubensbekenntnisse. Damals genossen auch die am slawischen Ritus festhaltenden Rußnen, deren Zahl in dem damaligen polnischen Reiche fast drei Viertheile der ganzen Bevölkerung betrug, vollständige Religionsfreiheit. Obwohl aber die Rechte und Freiheiten der Bekenner des griechisch-slawischen Ritus durch Gesetze gesichert waren, blieb ihnen doch jede Verbindung mit dem Patriarchen zu Konstantinopel bei Todesstrafe und Güterconfiscation verboten.

*) Ich sage mit dem russischen, denn in dem damaligen Großfürstenthum Litthauen bestand nicht der zehnte Theil der Einwohnerschaft aus ächten Litthauern, denn die Fürsten und sogenannten Magnaten hatten bereits größtentheils den slawischen Ritus und russische Nationalität angenommen. Die russische Sprache, d. h. kleinrussisch, rußnisch, war seit den Zeiten Gedymins Hofsprache, die Gesetze waren in derselben Sprache geschrieben, und in dieser wurde auch Gericht gehalten, nicht nur in Litthauen, sondern in allen mit demselben verbundenen Ländern, auch in Rothreußland bis zum 17ten Jahrhundert.

Digitized by Google

Ein viel traurigerer Zustand bereitete sich für die Russinen unter der Herrschaft Stephan Bathory's, namentlich seit der Einführung und Ausbreitung der Jesuiten in Polen: das Land verlor in seinen litthauisch-russischen Fürsten und Magnaten, die theils zum Calvinismus oder Socinianismus, theils zum römisch-katholischen Bekenntniß übertraten, die großen Vertheidiger der slawisch-russischen Kirche, auf der andern Seite fand es sie jedoch wieder (namentlich Rothrußland) in den benachbarten moldauischen Hospodaren. Alexander VI, Barnawschki, Mohylowe u. a. blieben stets ihrem väterlichen Glaubensbekenntniß zugethan, und bemühten sich kräftig, es auch unter ihren russnischen Nachbarn zu erhalten, mit denen sie Glauben, Sprache und historische Erinnerungen gemein hatten. *)

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts begann man stark wegen Vereinigung der griechischen Kirche mit Rom zu unterhandeln. Kräftigen Widerstand aber fanden diese Bemühungen in vielen Familien des russnischen Adels, welcher darin Gefahr für seine Nationalität zu sehen sich gewöhnte. Aber all dieser Widerstand wandte die einmal begonnene Veränderung nicht ab. Vergebens wirkte Fürst Konstantin Ostrofsky mit Wort und Schrift dagegen, vergebens widersetzte er sich auf dem Reichstage und stellte die Folgen dieses verderblichen Schrittes vor, vergebens suchte er durch Aufklärung und Verbreitung von Kenntnissen die russnische Nationalität zu stärken und zu stühen, vergebens sandte der Patriarch von Konstantinopel seinen Stellvertreter, um die Wankelmüthigen im Glauben zu befestigen, vergebens bemühten sich die beiden Hauptklöster **) (zu Lemberg und Wilna) und die kirchlichen Bruderschaften, deren Pflicht es war, eine Priesterschule und ein Spital zu halten, so wie über Ordnung in der Kirche und Sittlichkeit der Pfarrkinder zu wachen, den begonnenen Weg zur Veränderung zu sperren; durch die in Rom und Warschau geschmiedeten Plane war die Bahn zu dem beabsichtigten Ziele bereits gebrochen. Unter Sigmund III wurde jene merkwürdige Kirchenversammlung zu Brzesc in Litthauen (1595) gehalten, auf welcher die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche gesetzlich gemacht wurde. ***) Nur durch die Schwache des Königs, der Einer Partei in allem sich fügte, geschah es, daß man gleich damals und schon im Anfang weiter ging, als vielleicht klug und rathsam war. Statt der Bekehrung durch Lehre trat Gewaltthat ein, Verfolgung alles dessen, was nicht lateinisch war. Man nannte die russischen Kirchen Synagogen, und ohne besondere königliche Erlaubniß durfte keine alte Kirche wieder ausgebessert und keine neue erbaut werden. Theologische Streitigkeiten, innere Unruhen, Verfolgungen und Bedrückungen erreichten den höchsten Grad, und ein religiöser Bürgerkrieg war von allen diesen Uebeln die traurige Folge. Die tapfern Kosaken, welche so oft zur Vertheidigung der polnischen Gränzen mit großem Vortheil verwendet worden waren, wandten jetzt ihre Waffen gegen die Polen selbst. Das russnische Volk entwickelte im Kosakenthum seine Kraft, und Zbaraz, Lemberg und Zamosc sahen schon nach kurzer Zeit die tapfern Scharen Bogdan Chmielnizkis rächend vor ihren Thoren. Dieß erschütterte Polen zu einer Zeit, wo seine Macht am besten entwickelt war, seine Grundpfeiler wankten, sein Fall begann und dauerte zwei Jahrhunderte lang; Sobieski's ritterliches Schwert hielt ihn nicht auf. Die kaum verharrschten, der russnischen Nationalität geschlagenen Wunden wurden unter den folgenden Königen aufs neue aufgerissen. Die überspannten Andächtler, die keinen Schismatiker mehr zu bekehren hatten, verfolgten jetzt die Unirten, und es handelte sich bald um die gänzliche Ausrottung des russnischen Namens; ehe aber dieß Ziel vollständig erreicht war, fiel Polen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich war ursprünglich die Moldau (Multany) von russnischen Slawen bevölkert. Wir haben oben erwähnt, daß erst im 14ten Jahrhundert Walachen das Land besetzten, und neue Herrschaften daselbst gründeten, aber das Kirchenslawische und Russnische blieb Städte- und Regierungssprache bis ins 17te Jahrhundert. Wir möchten wohl wissen, was Veranlassung zur Vertauschung der slawischen Sprache mit der walachischen gab? Vielleicht liegt es in dem Umstand, daß damals die walachischen Hospodaren kräftig und muthvoll auf den Schauplatz der Geschichte zu treten anfingen, und diese Veränderung in der Kirche und unter dem Adel begünstigten, welcher noch bis auf unsere Zeit sich mit dem slawischen Worte Bojaren oder Bojaren nennt. In der Moldau sollen auch noch jetzt Dörfer seyn, in denen nur russnisch gesprochen wird.

**) Stauropigia; dieß sind solche Klöster, die unmittelbar unter dem Patriarchen, nicht unter dem Bischof stehen. A. d. U.

***) Der griechische Erzbischof von Lemberg und der Bischof von Przemysl waren die letzten, welche die Union annahmen, und den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannten, nämlich erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Einige Klöster aber, z. B. Krechowsky, 3 Meilen von Lemberg, blieben noch lange bei dem schismatischen Ritus; das letzte war das jetzt in Trümmern liegende Kloster Skyt im Kreise Stanislawow, dessen Mönche erst ums Jahr 1782 nach andern schismatischen Klöstern in der Bukowina sich begaben.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir im Laufe des Tages einige morastige Stellen durchwatet, erreichten wir endlich die Vereinigung des Wahu mit dem Takutu unter 3° 35' 8" N. B. und vierundzwanzig Meilen westlich von Pirara. Da ersterer schwarzes, letzterer grünlich blaues Wasser hat, das mich lebhaft an die freundlichen Wellen des vaterländischen Rheins erinnerte, nur daß das Auge vergebens nach den rebengeschmückten Höhen und den stolzen Zinnen alter Burgen suchte, so ist, wie bei dem Essequibo und Rupununi, die Gränzlinie beider Ströme noch eine beträchtliche Strecke sichtbar. Einige Stunden später kamen auch unsere beiden Boote an, und bald war unser Lager aufgeschlagen, da wir wegen der Aufnahme mehrerer astronomischen Beobachtungen hier mehrere Tage verweilen wollten.

Meiner Jagdlust war an dieser Stelle Thür und Thor geöffnet, da sich die dichten Gruppen der Couronit-Palmen unzählige Heerden indianischer Raben, die schönen Kessi-Kessi oder Sonnenpapageyen, wie

sie die Portugiesen nennen, und der Psittacus Tirica zum Aufenthaltsort gewählt hatten. Eine Species Xanthornus, deren Gesang äußerst lieblich und angenehm war, versammelte sich an diesen schattigen und sumpfigen Stellen ebenfalls in Menge. Ich sah diesen Vogel zum erstenmal. Die Indianer nannten ihn Murumuruta, die Portugiesen aber die Nachtigall Guiana's. Er ist etwas größer als der Xanthornus communis, und sein Gefieder orangegelb. — Die saftigen und angenehm säuerlichen Früchte einer Eugenia, die ungemein häufig an dem buschigen Ufer wuchs, waren uns bei der heißen und schwülen Atmosphäre ein willkommener Fund. Die Indianer quetschen dieselben aus und bereiten ein ungemein kühlendes Getränk daraus. Die spähenden Augen eines unserer Indianer hatten im Laufe des folgenden Tage ein drittes Baal, versteckt im dicken Gebüsche des Wassersaumes, gefunden, und da unser Gewissen über die Begriffe des Mein und Dein etwas weiter geworden war, so setzten wir auch nach drei Tagen in diesen drei Backen, die unser Gepäck, meinen Bruder, den Maler und mich faßten, unsere Reise den Takutu aufwärts fort, während der Rest der Gesellschaft den Weg längs der Ufer zu Fuß antrat.

Der Takutu kommt hier rein aus Süden, und ist an seiner Vereinigung mit dem Mahu 180 bis 190, der Mahu aber 260 Ellen breit. Da unsere Reise mitten in die trockene Jahreszeit fiel, so fanden wir den Takutu auch ungemein seicht und voller Sandbänke, weßwegen wir auch nur zu oft genöthigt wurden, unsere Boote zu verlassen und sie über diese hinwegzuziehen. Die Ufer sind, wie die aller Savannenflüsse, mit einem an einzelnen Stellen 50 bis 60, an andern wieder 2 bis 300' breiten Waldsaume und der üppigsten Vegetation eingefaßt, wobei die unmittelbare Nähe des Wassers von der schönen Ita-Palme eingenommen wird. Es war ein reizendes Bild, das uns in seiner Frische und ewigen Abwechslung alle die Mühen versüßte, welche uns der seichte Strom mit jedem Schritte vorwärts entgegenstellte. Der größte Theil der Bäume stand in voller Blüthe, unter denen sich vorzüglich eine baumartige Bignonie, wahrscheinlich Tecoma, mit ihren langen, schwefelgelben Blüthenbüschen auszeichnete; Mimosen, Melastomaceen und eine Cuphea nahmen die Sandbänke ein.

Der Takutu näherte sich bei der Fortsetzung unserer Reise den Ausläufern des Canuen-Gebirges mehr als wir erwartet hatten. Um neue Provision von den an dem Canuen wohnenden Indianern einzutauschen, verweilten wir einige Tage an dem östlichen Ufer des Flusses. Da uns bereits im Laufe des folgenden Tages eine Menge Provision gebracht wurde, so konnten wir auch schon am zweiten Tage unsere Reise fortsetzen. Je mehr wir uns aber dem Canuen-Gebirge näherten, um so beschwerlicher wurde auch unsere Fahrt. Unzählige Granitfelsen durchsetzten das Strombett, die bei hohem Wasserstand äußerst gefährliche Fälle bilden müssen, jetzt uns zwar keine Gefahren entgegensetzten, dafür aber jeden Schritt vorwärts streitig machten. Oft mußten wir die Boote des Tages mehrmals ausladen, und hatten selbst dann noch die größte Mühe, die kleinen Fahrzeuge über diese Felsendämme zu ziehen, da die Spalten, durch die sich das wenige Wasser hindurchdrängte, gewöhnlich nur 2 bis 3' breit waren. Das Bett des Takutu ist ungemein reich an Achatstücken, die wir in Menge und in den schönsten Farben und Formen zwischen den Kiesen fanden. An einzelnen Stellen stießen wir auch auf ansehnliche Schiefer- und Quarzadern, die sich quer über das Bette gelagert und in deren Spalten sich eine eigenthümliche rothe Farbe abgesetzt hatte. Unter den zahlreichen Wasser- und Sumpfvögeln, die den Fluß umschwärmten, zeichnete sich besonders die schöne Orinoco-Gans (wahrscheinlich Anser jubatus) aus. Die dichtbelaubtesten Bäume und Sträucher hatten sich große Heerden Stinkvögel (Opisthocomus cristatus) zum Aufenthalt erwählt. Kein Vogel verdient seinen Namen so mit Recht, als dieser; denn ohne sie zu sehen, fühlt man doch ihre Gegenwart schon in ziemlicher Entfernung, und nicht gerade auf die angenehmste Art. Eben so häufig begegneten wir auch dem Tapir americanus, dessen Fleisch äußerst wohlschmeckend ist, noch häufiger aber dem größten unter den Nagern, dem Flußschwein, Hydrochoerus capybara, von denen es uns aber nicht gelingen wollte, eines zu erlegen, da wir sie durchgehends nur verwundeten, und sie dann jedesmal mit der äußersten Schnelligkeit in das Wasser sprangen, untertauchten und nicht wieder zum Vorschein kamen. Wir fanden sie gewöhnlich zu 10 bis 12 Stück beisammen, die immer eine Reihe bildeten, in der sich hinter der Mutter stets ein junges befand. Dasselbe Mißgeschick hatte ich mit den Ottern, von denen ich zwei Species unterscheiden konnte. Sie sind die eigentlichen Erbfeinde der Fische und ausgezeichnete Taucher, da sie oft 10 bis 12 Minuten unter dem Wasser bleiben, dann jeden Fisch, der über sie hinschwimmt, am Bauche ergreifen und an das Ufer schleppen. Die Indianer benutzen dieß gewöhnlich zu ihrem Vortheil. Sie schleichen sich auf das behutsamste in die Nähe einer solchen Gesellschaft, warten endig ab, bis die Ottern mit ihrer Beute an das Ufer kommen und nehmen sie ihnen dann ab. Auch die Wasserhunde (Lutra paraguyensis) umzingelten oft genug unsere Kähne und bellten uns mit ihrer heisern Stimme unwillig über die Störung an. Doch auch sie übten dasselbe Manöver, wie das Flußschwein aus, und tauchten, so wie sie verwundet waren, unter, ohne wieder zum Vorschein zu kommen.

Eben so reich ist der Takutu auch an Fischen, unter denen sich besonders der Riesenfühwasserfisch, der Sudis gigas, der wohlschmeckende Arowana (Osteoglossum Arowana) auszeichneten. Ein sehr gewöhnlicher, dabei aber auch zugleich sehr gefährlicher Bewohner des Flusses ist der Styngri (Raja spec.?), von denen zwei unserer Indianer im Verlaufe einer Stunde in den Fuß gestochen wurden; der eine von ihnen war wieder jener arme Knabe, der schon im Piraen von dem Pirai gebissen wurde, und heute erhielt er diese neue Wunde ganz in der Nähe der alten, die noch nicht einmal geheilt war. Der Schmerz mußte unbeschreiblich seyn, denn die Verwundeten vergossen Thränen, was ich noch von keinem Indianer in Folge des Schmerzes gesehen, und wühlten sich förmlich in die Sandbank ein. Ihr ganzes Nervensystem schien erschüttert zu seyn, wobei sich die Krämpfe, in die sie verfielen, am heftigsten an Armen, Schultern und der Herzgegend zeigten. Es vergingen mehrere Tage, bevor sie wieder Gebrauch von ihren Füßen machen konnten. An der Küste, auf der Plantage Zelandia, auf der Insel Wakenam, starb ein Neger an einer solchen Wunde, die ihm ein Styngri beigebracht, unter den fürchterlichsten Krämpfen. Die Indianer benutzen die sägeartigen Stacheln zu Pfeilspitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ertheilung der Wollaston-Medaille an die HH. Elie de Beaumont und Dufrenoy. Der Engländer Wollaston hat bekanntlich eine Medaille gestiftet, welche jährlich denjenigen ertheilt werden soll, welche die ausgezeichnetste geologische Schrift geliefert oder eine derartige wichtige Entdeckung gemacht haben. Diesmal wurde sie den obengenannten Herren für die von ihnen ausgeführte merkwürdige geologische Karte Frankreichs ertheilt. (Lit. Gaz. vom 1 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1843.

Das österreichische Küstenland um Triest.

(Von J. Löwenthal.)

Je mehr Triest in seiner Entwicklung vorschreitet, desto fühlbarer wird das Bedürfniß einer Monographie dieser in jedem Betracht interessanten Stadt. Die bisherigen Versuche, ein entsprechendes Gesammtbild derselben aufzustellen, sind aber immer an den vielfachen Schwierigkeiten gescheitert, die den Unternehmern dabei aufstießen. Was im Auslande von ihr bekannt wurde, beschränkt sich meist auf flüchtige Bemerkungen in Reisewerken und Journalen, die dann in den sogenannten Handbüchern zusammengetragen wurden, aber häufig von Unrichtigkeiten wimmeln, bei deren Anblick der Kundige sich eines Lächelns nicht erwehren kann. Diesem Bedürfnisse wollte die Buchdruckerei des österreichischen Lloyd durch einen Anhang zu dem jährlich erscheinenden Schematismus abhelfen; allein die kurze Frist, welche zur Veröffentlichung dieses letzteren gesetzt ist, gestattete nicht das Vorhaben schon dießmal auszuführen, und man mußte sich für jetzt auf ein bloßes Namensverzeichniß sämmtlicher in Triest befindlichen Anstalten jeder Art und den mit denselben in Verbindung stehenden Personen beschränken, die Herausgabe einer vollständigen Topographie aber auf das künftige Jahr verschieben. Wiewohl nur Nomenclatur, bietet dieser Anhang doch einen interessanten Ueberblick, und er beurkundet weit mehr als jedes weitschweifige Raisonnement die Bedeutsamkeit der Stadt Triest. Ein Auszug dürfte zur Berichtigung und Ergänzung mancher bisher bekannten Angaben beitragen; wir können aber in diese trockenen Details hier nicht eingehen und entlehnen bloß aus dem vorangehenden Scematismo del Litorale austro-illirico einige Notizen, in so weit sie die Geographie des österreichischen Küstenlandes betreffen und daher allgemeineres Interesse haben können.

Eintheilung.

Das Küstenland des Königreichs Illyrien umfaßt die Stadt und das Gebiet von Triest und die beiden Kreise Istrien und Görz. — Die Halbinsel Istrien oder der Istrianer Kreis zerfällt in die siebzehn Bezirkscommissariate: Albano, Bellaj, Buje, Capo d'Istria, Castelnuovo, Dersо, Dignano, Lussin piccolo, Montona, Parenzo, Pinguente, Pirano, Pisino, Pola, Rovigno, Veglia und Volosca, welche dem Kreisamte Pisino untergeordnet und mit Ausnahme Bellaj's landesfürstlich sind. Der Görzer Kreis begreift die dreizehn Bezirkscommissariate Canale, Cervignano, Cormons, St. Daniele, Duino, Flitsch, Görz, Gradisca, Monfalcone, Guisca, Reiffenberg, Sessana und Tolmino, welche dem Kreisamte Görz untergeordnet sind. — Die beiden Kreisämter Görz und Pisino stehen als erste politische Behörden der betreffenden Kreise unmittelbar unter dem k. k. Küstengubernium in Triest. — Die genannten Bezirke werden je nach der Einwohnerzahl in drei Classen getheilt. Zur ersten Classe gehören in Istrien: Capo d'Istria, Castel nuovo, Pisino und Volosca, und im Görzer Kreise: Cervignano und Görz; zur zweiten Classe in Istrien: Buje, Dignano, Montona, Pirano, Rovigno und Veglia, und im Görzer Kreise: Cormons, Flitsch und Gradisca; zur dritten Classe in Istrien: Albona, Dersо, Lussin piccolo, Parenza, Pinguente und Pola, und im Görzer Kreise: Canale, St. Daniele, Duino, Monfalcone, Guisca, Reiffenberg, Sessano und Tolmino. — Die Bezirkscommissariate erster Classe haben einen Bezirkscommissär, einen Bezirksrichter und zwei Actuare, welche alle Jus absolvirt und politische Prüfungen bestanden haben müssen; die Bezirkscommissariate zweiter und dritter Classe haben dasselbe Amtspersonal bis auf den Bezirksrichter, dessen Function dem Commissär übertragen ist.

Flächeninhalt.

Der Flächeninhalt der Halbinsel Istrien oder des Istrianer Kreises beträgt 86$^{1}/_{10}$ Quadratmeilen. Diese vertheilen sich auf die siebzehn Bezirke folgendermaßen: Capo d'Istria 5$^{3}/_{10}$, Albona 4$^{3}/_{10}$, Bellaj 4$^{3}/_{10}$, Buje 4$^{6}/_{10}$, Castel nuova 9$^{1}/_{10}$, Dersо 7$^{7}/_{10}$, Dignano 6$^{8}/_{10}$, Lussin piccolo 1, Montona 5$^{3}/_{10}$, Parenzo 3$^{8}/_{10}$, Pinguente 5$^{7}/_{10}$, Pirano 1$^{9}/_{10}$, Pisino 7$^{2}/_{10}$, Pola 3$^{7}/_{10}$, Rovigno 2$^{8}/_{10}$, Veglia 7$^{6}/_{10}$, Volosca 3$^{7}/_{10}$ Quadratmeilen. — Der Flächeninhalt des Görzer Kreises umfaßt 50$^{9}/_{10}$ Quadratmeilen, und zwar Canale 3$^{9}/_{10}$, Cervignano 5$^{5}/_{10}$, Cor-

Digitized by Google

mons $1^5/_{10}$, St. Daniele $1^5/_{10}$, Duino $3^3/_{10}$, Flitsch 9, Görz, Kreis, $6^7/_{10}$, Görz, Stadt, $^5/_{10}$, Gradisca 1, Monfalcone $1^7/_{10}$, Quisca $1^9/_{10}$, Reiffenberg $1^6/_{10}$, Sessana $3^6/_{10}$, Taimino 9 Quadratmeilen. Der Flächenraum der Stadt Triest nebst dem dazu gehörigen Gebiete beträgt $1^6/_{10}$ Quadratmeile.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung des Istrianer Kreises beläuft sich auf 218,472 Seelen. Diese vertheilen sich auf die siebzehn Bezirke folgendermaßen: Aldona 8213, Bellaj 8188, Buje 13,376, Capo d'Istria 26,895, Castelnuovo 17,484, Cherso 7830; Dignano 12,891, Lussinpiccolo 8078, Montona 13,984, Parenza 7633, Pinguente 12,518, Pirano 13,703, Pisino 19,033, Pola 5429, Rovigno 12,023, Veglia 13,342, Volosca 17,852 Seelen. — Der Görzer Kreis zählt 182,651 Einwohner, und zwar nach den Bezirken: Canale 13,011, Cerwiojnoma 20,632, Carmano 10,728, St. Daniele 7145; Duino 8070; Flitsch 14,569; Görz, Bezirk 27,606; Görz, Stadt 9532; Gradisca 8307; Monfalcone 9423; Quisca 10,550; Reiffenberg 7018; Sessana 10,902; Toimino 15,158.

Die Bevölkerung der Stadt Triest und des dazu gehörigen Gebietes beträgt 76,536 Seelen, von diesen wohnen in der Stadt 54,529, nämlich 49,608 Katholiken, 161 Lutheraner, 242 Reformirte, 147 Anglicaner, 1516 Griechen und 2555 Israeliten.

Recapitulation.

	Flächenraum.	Einwohner.
Istrianer Kreis . .	$86^1/_{10}$ Q. M.	218,470
Görzer Kreis . .	$50^9/_{10}$ — —	173,119
Stadt und Gebiet von Triest	$1^6/_{10}$ — —	76,586
Stadt Görz . . .	$^5/_{10}$ — —	9532
Das österreichische Küstenland umfaßt demnach . .	$138^9/_{10}$ — —	477,709

Die Russinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Galizisch-russinische Alterthümer.

Da das galizische Russnenland so vielen Herren unterworfen war, so mußte seine politische Eintheilung unvermeidlich auch zahlreiche Wechsel erfahren. Wir wissen nur unvollkommen, wie das alte Chorwatien eingetheilt war. Es wohnten darin außer den Chorwaten auch zum Theil die benachbarten Buschanen, Dulieben, Ulitschen und Tweritschen, und es ist der Städte Czerwensk und Przemysl gedacht. So viel bekannt, bildeten sich in dem alten Chorwatien die Fürstenthümer von Przemysl, Zwenihorod (Dzwinogrod) Terebawl, später Halitsch, sodann Belz und Busk. Aus jenen Zeiten bestehen noch auf den heutigen Tag eine Anzahl in den Chroniken erwähnter Städte, Städtchen und Dörfer, von denen später einige werden genannt werden. An der Stelle der Stadt Plesnisk sind jetzt Verschanzungen und große, mit Buchenwald bewachsene Grabhügel zwischen Brody und Zloczow. Den Namen Zwenihorod führen drei Dörfer, zwei im District Czortkow am Dniestr und der Strypa, ein drittes im District Brzezan nicht weit von der Bodrka, und endlich führt auch noch ein Pachthof in den Wäldern am Zbrucz diesen Namen. Alle diese Orte haben noch Reste von Schutthaufen oder alten Umwallungen, und von allen erzählt man, daß hier einst der Sitz besonderer Fürsten gewesen. Der neugierige Leser wünscht vielleicht zu wissen, in welchem Zustand sich die etlich' und zwanzig alten Städte Rothrußlands jetzt befinden? Mit geringen Ausnahmen sind es von faulen, schmutzigen Juden bewohnte, aus hölzernen Häusern bestehende Städtchen, denen aus dem Alterthum nichts geblieben ist, als daß sie den Städtenamen führen und einst frei waren; die Bürger streiten sich mit ihren Behörden um ihre alten Rechte, oder sie haben ihren Adel ganz verloren, und schleppen dieselben Lasten von Steuern und Frohnarbeiten, wie die gemeinen Landbauer. Dagegen sind diejenigen Städte, welche jetzt noch königliche heißen und eigene Magistrate haben, oder in denen eine Kreisregierung ihren Sitz hat, in einem etwas besseren Zustande. Es zeigt sich in ihnen eine westeuropäische Bewegung; deutsche Reinlichkeit und europäische Bildung haben sie einigermaßen wohnlicher gemacht, ihr Ansehen verbessert, Ordnung hineingebracht, und bequemere Häuser sind aufgeführt. Aber vergebens möchte man darin nach irgend einem russinischen Alterthume sich umsehen, vergebens würde man in den Ruinen der Schlösser von Lemberg, Halitsch und Przemysl das geringste Ueberbleibsel aus den Zeiten der russinischen Fürsten suchen. Alles was man sieht ist aus den neuesten Zeiten, höchstens aus den Zeiten der polnischen Herrschaft. In Przemysl zeigt man einem die Stelle, wo einst das Schloß der Woiodare stand, vergebens aber fragt man auch nur nach einer Kirche aus jener Zeit, nicht eine Spur ist mehr an der Stelle wo einst die Kirche des heiligen Johannes, des Predigers, stand, in welcher die sterblichen Ueberreste der russinischen Fürsten aufbewahrt wurden; erst im vorigen Jahrhunderte rissen die Polen dieß letzte heilige Andenken des russinischen Alterthums nieder, diese steinerne (nach den Volkssagen aus Einem Stein ausgehauene) Kirche, und führten an ihrer Stelle die jetzige lateinische bischöfliche Kirche auf. In dem Dorfe Sinewodzko (das schon in den ältesten Chroniken erwähnt ist) am Stry zeigt einem jeder Bauer das kleine hölzerne Klosterkirchlein, in welchem Fürst Daniel auf seiner Rückreise aus Ungarn nach Galizien anhielt und gebetet habe, aber es ist nicht mehr dasselbe. Nur eine einzige Kirche aus den russinischen Zeiten hat den allgemeinen Wechsel überdauert, die Kirche in Halitsch am Dniestr. Mutter aller Kirchen im Lande, überlebte sie alle Zerstörungen, alle verderblichen Empörungen, Feuersbrünste und andere Unfälle, welche ein unglückliches Schicksal über diesen Ort brachte. Ich glaube aber, daß außer dem Mauerwerk nichts Altes mehr an derselben ist. Der Diak (Cantor) zeigt einen runden Stein, welcher vor dem königlichen Thor *) in der Mitte der Kirche steht, auf den der Priester sich stellte, um dem Volke zu predigen, wie es noch jetzt der Fall ist, wo sich keine besondere Kanzel findet; auf diesem Stein steht man

*) So heißt die Thüre ins Allerheiligste.

ein Wappen, das ein Hufeisen darstellt, und um dasselbe die Buchstaben *B Г а. B.* Der Dlak wird das lesen: „im Jahr (w godu) 1002" *) wurde diese Kirche gegründet. Man möchte dieser Lesung des Dlaks gerne Glauben schenken, wenn er nur bessere Beweise beibrächte. Die armen Halitschaner werden auch mit Stolz herzählen, wie Halitsch älter und berühmter ist, als Lemberg (Lwow), sie werden von der Zeit sprechen, wo Halitsch die Hauptstadt des Landes war, von seinen Reichthümern, von seiner ehemaligen Größe von fünf Meilen im Umfang; sie werden berichten von der Veste von Halitsch, wie Bonak, der Chan der Polowzen, auf keine Weise sie gewinnen konnte, als bis ihm die List gelang, daß er von jedem Haus und Hof ein Paar Tauben als Lösegeld sich geben ließ, dann etwas zurückwich, den Tauben brennende Kerzen an die Füße binden und sie fliegen ließ, wie diese Tauben dann in ihre Nester zurückkehrten, die Häuser anzündeten und die Stadt zur Uebergabe nöthigten. Diese bekannte Erzählung, die freilich älter ist, als Bonaks Namen, ist im Gedächtniß des Volks geblieben, gewiß ist aber, daß die guten Halitschaner sie nicht aus Nestors Annalen haben, denn wenn sie auch russische A b c bücher lesen, und selbst ein wenig in die polnische Grammatik hineinsehen, so wissen sie doch ohne Zweifel nicht, daß es je einen Nestor gab.

Solche Erzählungen tischt man Euch auf, wenn ihr Halitsch besucht; ich habe sie selbst an Ort und Stelle gehört, als ich zum erstenmal jene merkwürdige Stadt betrat. Ich kam an den Dniestr, überschritt den Fluß, betrat ehrfurchtsvoll das geheiligte Ufer sodann den Marktplatz und betrachtete die fast neuen Gebäude. Zwei- und einstöckige Judenhäuser sind auf dem Markt, hölzerne mit Stroh gedeckte Hütten russischer Kleinbürger in den Vorstädten zerstreut und in den Gärten verborgen. Selten sieht man einen Bürger im blauen Oberrock, eher noch einen Juden, Talmudisten oder Karaiten. Das ist die ehemalige Hauptstadt von Galizien! Ich ging hinaus und die steilen Felsenberge hinauf, um die traurigen Ruinen des Schlosses zu betrachten. Steinerne Trümmer von Backsteingebäuden haben sich noch erhalten, Distein und Brenn-Nesseln wachsen darauf, und die Kühe eines Bürgers suchen zwischen denselben ihre magere Nahrung. Hier ist die Oeffnung zu irgend einem Gewölbe, aber wer möchte es wagen, in dieß Nest von Schlangen und Eidechsen hineinzukriechen? Noch erhebt sich ein Thurm ohne Dach, ein versaulter Balken schaut noch heraus aus einer Ecke. Ich blickte auf das umliegende Land — ein schönes Bild. Die ganze Lage des ehemaligen Halitsch erinnert an die einer andern slawischen Hauptstadt, an die Stadt Libussas an der Moldau. Halitsch lehnt sich, wie die „kleine Seite" an den Fuß einer Höhe, und diese Höhe zieht sich im Halbkreise an dem rechten Dniestrufer hin; auf der andern Seite hat man eine von fernen Hügeln gekrönte Ebene; dort gegen Süden heben sich die dunkeln Gipfel der Karpathen, aber unmittelbar vor dem entzückten Auge breiten sich üppige Felder, blühende Wiesen aus. In der Tiefe strömt der große, bedeutende Dniestr, im Süden führt die Lukwa, im Norden die Lipa ihm ihre Gewässer zu, stille gehen auf der flachen Fläche die langen Flöße dahin, an den Ufern sind niedrige Häuschen zerstreut, ringsumher blühende Gärten, aber alles still, alles traurig. Der goldene Thron Wladimirko's ist nicht mehr hier, man sieht keine freie Volksversammlung mehr, keine tapfern fürstlichen Krieger. Alles ist dahin, untergegangen, vernichtet. Als ich dessen gedachte, fielen Thränen mir aus den Augen und benetzten den kalten Stein.

(Fortsetzung folgt.)

*) b lautet im russischen w und heißt „in" *Г.* (g) soll die Abkürzung von godu (Jahr) seyn, das *a*, welches die kirchenslawische Form hat, soll 1000, und das *B* als der zweite Buchstabe des griechischen Alphabets, „zwei" bedeuten. Nur sieht man nicht ein, weßhalb gerade die Tausendzahl klein bezeichnet seyn soll.
A. d. U.

Monographien italienischer Städte.

Bei Gelegenheit der im vorigen Jahre stattgehabten vierten Gelehrtenversammlung in Padua hat die dortige Municipalität eine Guida di Padova è della sua Provincia (Wegweiser in Padua und der Provinz) veröffentlicht, die schätzbare statistische und historische Notizen über diese altehrwürdige Stadt enthält. Tuelanetto und Menin erzählen Padua's Geschichte vom Ursprunge bis auf unsere Zeit; Selvatico beschreibt die denkwürdigsten Gebäude, Visiani spricht über den öffentlichen Unterricht, Zigno von den Wohlthätigkeits- und Kunstanstalten, Rio über den Zustand der Agricultur, des Handels, der Industrie ꝛc. Die beiden Citadella endlich beschreiben die euganaischen Hügel und die bedeutendsten Orte der Provinz. Vom Verein solcher Kräfte ist nur Treffliches zu erwarten, und in der That ist diese Guida, der noch eine Karte und 20 Stahldrücke beigegeben sind, eine der gediegensten Monographien. Eine ähnliche hat der König von Sardinien vor drei Jahren in Turin und der Großherzog von Toscana vor zwei Jahren in Florenz den Gelehrten als Andenken gegeben, und wie wir hören, wird in diesem Jahre auch eine in Lucca vorbereitet, wo der fünfte Congreß abgehalten werden wird.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Da mir das zeitraubende Hinüberschaffen der Boote über die Felsendämme und Sandbänke oft zu langweilig wurde, war ich eines Tages den Booten entlang vorausgeeilt, um Enten für das Abendessen zu schießen. Die schnellen und beflügelten Mandunees zweier Fische hatten meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so daß ich alles um mich und neben mir vergaß, bis ich plötzlich durch ein höchst sonderbares Knurren aus meinen Träumereien aufgeschreckt wurde. Als ich bestürzt und wahrscheinlich auch ziemlich blaß aussahe, traf mein Auge etwa 12 Schritte vor mir die spähenden und rollenden Augensterne eines Jaguars von ungeheuer Größe, der so eben zur Tränke aus dem Gebüsche getreten seyn mußte. Offenbar war er weniger über meine Gegenwart erschrocken, als ich über die seinige. Den ersten Augenblick war ich über dieses unangenehme Zusammentreffen so bestürzt, daß ich seinen starren und feurigen Blicken wahrscheinlich gleich steife entgegen-

gesetzt haben mag. Unglücklicherweise war nur ein Lauf meiner Doppelflinte und auch dieser nur mit Entenschrot geladen, weßwegen ich es, als die Besinnung zurückkehrte, für gerathener hielt, mich hinterrücks, den Feind immer scharf im Auge, nach den Booten zurückzuziehen. Der Bursche blieb, so lange ich ihn noch sehen konnte, ruhig in seiner Stellung, hatte sich aber, als wir zurückkehrten, in das Gebüsch verloren.

Die Kaimans sind hier eben so häufig, wie im Rupununi, noch häufiger aber eine kleinere Species von 3 bis 4 Fuß Länge, welche die Indianer Kaikuti nannten, und deren Fleisch sie nächst der Iguana für die größte Delicatesse hielten. Gekocht ist dasselbe schneeweiß und hat viel Aehnlichkeit mit Fisch.

Am Abend hatten wir ein ganz eigenthümliches Schauspiel, das unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein Kaiman von 6 bis 8 Fuß Länge ergriff mit einem gewaltigen Sprunge einen solchen Kaikuti mitten am Leibe. Der Kampf war ungemein hart, aber die Anstrengungen des letztern, seinem Feinde zu entfliehen, blieben fruchtlos. Oft verschwanden beide unter der Wasserfläche, von wo sie erst nach mehrern Minuten wieder auftauchten, während der aufgeregte Flußspiegel das tödtliche Ringen der Kämpfenden nur zu deutlich verrieth, bis endlich die Kräfte des Kaikuti geschwächt waren und er von seinem Feinde an das Ufer geschleppt und verzehrt wurde.

Als wir in die Nähe des Urfato-Gebirges kamen, nahmen auch die Krümmungen und Windungen des Flusses immer mehr zu, wobei sein Lauf zugleich auffallend gegen Südost abwich. Die Granitfelsen, die gleich Dämmen das Bett durchsetzten, wurden immer häufiger, so daß sie die Schwierigkeiten der Fahrt in gleichem Verhältniß steigerten, wobei wir zugleich vom Sonnenaufs- bis Sonnenuntergang von zahllosen Schwärmen Sandfliegen auf das jämmerlichste gepeinigt wurden; was uns endlich zu dem Entschluß brachte, den Fluß zu verlassen und die Reise zu Fuß fortzusetzen; weßhalb wir auch das Gepäck ausluden und es nach dem ungefähr eine Stunde vom Ufer entfernten Wapisiana-Dorf Tenetta, nahe dem Urfata-Gebirge, brachten, das unsere übrigen Begleiter schon einige Tage früher erreicht hatten.

Die Niederlassung lag unter 2° 49' 40'' N. B., ungefähr 29 geogr. Meilen westlich von Pirara, und zählte sieben Häuser und etwa vierzig Bewohner. Die Wapisianas sind schöne, schlanke Leute, wahre plastische Gestalten, mit regelmäßigen, edlen Gesichtszügen und großen Nasen, die sich durchaus von der Maiayen-Nase der Warraus und Arowaks, wie der übrigen Stämme unterscheidet. Alle diese Eigenschaften besitzen die Weiber in noch höherem Grade als die Männer; sie tragen ihr schönes, schwarzes Haar, um das sie von mancher naterländischen Schönheit beneidet werden würden, lang über die Schultern herabhängend, aber dabei sauber geordnet. Die Männer tragen glattgeschliffene Glasstücke in der Nase. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich in nichts von den übrigen Eingeborenen, desto abweichender aber ist ihre Sprache, die nur von wenigen Stämmen verstanden wird; eben so verschieden ist auch die Form ihrer Häuser. Diese sind kreisrund, wobei das Innere eine Kuppel bildet. Die Hütte ist zugleich Waffensaal, indem alle Jagd- und Fischgeräthe, Trophäen des Muthes der Bewohner und das Geräthe der Wirthschaft aufgehängt sind. Die Wapisianas sind die stärksten Raucher der gesammten Stämme Guiana's. Sie rollen den Tabak in Form einer Cigarre in die innerste Rindenschichte des Karakalli-Baumes (Lecythis Ollaria), wodurch der Rauch sowohl einen angenehmen Geschmack, als gleich lieblichen Geruch erhält. Den Rauch blasen sie nur durch die Nase. In der Savanne sammeln sie ein Salz, das dem unserigen an Farbe und Schärfe wenig nachgibt. Leider überfiel mich hier ein ungemein heftiges Wechselfieber, und der Piai-mann des Dorfes, ein bejahrter Greis, versuchte vergebens seine Kunst auch an mir ungläubigem Subject. Zu diesem Zweck stellte er sich an meine Hängematte, blies mir in das Gesicht, was er nach längern Pausen, in denen er Gebete murmelte, mehrmals wiederholte, und schnitt dabei die gräßlichsten Grimassen, die endlich meine Lachlust in solchem Grade erregten, daß ich ihr nicht länger widerstehen konnte. Den andern Tag stellte sich das Fieber noch heftiger ein, wofür der Zauberer natürlich mein Lachen während der Entzauberung als Grund angab.

Während ich so an meine Hängematte befestigt war, machten mir die lächerlichen und possierlichen Capriolen eines jungen Ameisenbären, den ein Indianer in der Savanne gefangen, viel Spaß, und vertrieben mir die Langweile, die sich außerdem gewiß an meinem Lager würde eingefunden haben; seine Stimme glich ganz dem Knurren eines jungen Hundes. Sobald sich ihm eine Hand der Niederlassung näherte, setzte er sich auf die Hinterfüße und vertheidigte sich auf das tapferste mit den langen Krallen der Vorderfüße; ließ sich der Hund von ihm ergreifen, so konnten wir diesen nur dadurch von der tödtlichen Umarmung retten, daß wir ihm zu Hülfe sprangen. Selbst aus dem Kampfe mit dem Jaguar sollen die Ameisenbären oft siegreich hervorgehen, indem sie den letztern förmlich erdrücken.

Nachdem meine Fieberanfälle etwas nachgelassen, setzten wir unsere Reise in Begleitung einiger Wapisianas, die uns als Führer dienten, in mehr südwestlicher Richtung fort, wo wir nach einiger Zeit wieder auf den Takatu stießen, diesen überschritten und uns nun mehr südlich wandten. Der Weg führte uns fortwährend über Savannen und durch kleine Wälder, bis wir an das Bett eines kleinen Flusses kamen, den wir ebenfalls durchkreuzten, wo mich ein neuer Fieberanfall überrumpelte und weidlich durchschütteite. Am Nachmittag betraten wir, erschöpft und von heftigen Regengüssen durchweicht, einen freundlichen Wald, in dessen Mitte sich ein großes Kassavafeld ausbreitete, das wir als Vorläufer einer nahen Niederlassung herzlich willkommen hießen. Nachdem wir den Wald durchschritten, trafen wir auch auf eine zerstörte Wapisiana-Niederlassung, die von einem brasilianischen Detachement heimgesucht, des Nachts überfallen, in Brand gesteckt und deren arme Bewohner, Männer und Weiber, Greise und Kinder, in die Sklaverei geführt worden waren. Die Ansiedlung hatte fünf Häuser gezählt, von denen noch eines stand. Zerbrochenes Kochgeschirr, Waffen, Feuerbrände lagen nach allen Richtungen zerstreut umher. Nachdem wir einige Stunden auf diesem sprechenden Zeugen der Grausamkeit und der Zerstörung verweilt, setzten wir unsere Reise noch spät am Abend fort, da sich nach der Aussage unserer Führer einige Stunden weiter noch eine Niederlassung befinden sollte. Der Weg führte uns zwischen zwei Bergen hin, von denen der erstere ganz kahl war und den die Indianer Kuipaiti nannten, während sich zur Linken der dichtbewaldete Ka-aruparu erhob, an dessen Fuße wir die ersehnte Niederlage erreichten. Sie bestand aus einem einzigen Hause mit zehn Bewohnern, größtentheils alten Leuten, unter denen mir besonders eine reichbejahrte Frau mit schneeweißem Haar auffiel, da ich bisher dieses ehrwürdige Zeichen des Alters, selbst bei den ältesten Indianern, noch nicht bemerkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1843.

Ein Zusammentreffen mit Hrn. Borrow.

Hr. Borrow ist der bekannte Verfasser der „Zigeuner in Spanien," eines inhaltreichen, aber ziemlich schlecht geschriebenen Buches, und eines zweiten, des „Bible in Spain," aus welchem wie gleichfalls schon mehrere Auszüge gegeben. Seine genaue Kenntniß Spaniens hat in England, wo so viele Personen Spanien aus eigener Beschauung kennen, nicht wenig Staunen erregt. Der bekannte Oberst Napier, Verfasser des Peninsularkrieges, traf ihn in Sevilla in einem Gasthof daselbst, seine Schilderung dieses Zusammentreffens *) geht fast ins Komische und zeichnet den Mann, von dem sie handelt.

„An einem regnerischen Tage wanderte ich nach dem Frühstück in den Galerien herum, und schaute nach dem Patio hinab. Auf einmal bemerkte ich mir gegenüber einen schlanken Mann von gutem Aussehen in einer Zamarra (spanischen Pelzjacke), mit heller Gesichtsfarbe, aber schwarzen Augen. Sein Anstand hatte etwas gebieterisches, um so mehr, als er, obwohl in der Blüthe der Mannesjahre, doch schneeweiße Haare hatte. Ich konnte nicht errathen, welcher Nation er wohl angehören könne, und war in Verlegenheit, in welcher Sprache ich ihn anreden sollte. Endlich begann ich mit einem „Bonjour, Monsieur, — quel triste temps!" — „Ja, mein Herr," entgegnete er im reinsten Pariser Accent, „und ein sehr ungewöhnliches Wetter in dieser Jahreszeit hier." Wir waren bald auf gutem Fuß und seine mannichfachen Kenntnisse erregten eben so sehr mein Erstaunen als meine Neugier. Immer noch war ich über seine Nationalität im Dunkeln: er sprach Englisch so fließend wie Französisch, ich brachte ihn aufs Italienische, er war auch da zu Hause. Einem griechischen Bedienten, den er bei sich hatte, gab er seine Befehle in neugriechischer Sprache, mit dem Wirth sprach er ein gutes Castilianisch, mit einem österreichischen Baron, der eben damals auch im Gasthof wohnte, wechselte er einige deutsche Begrüßungen, und als ich eines Morgenbesuchs bei Ticana und den Zigeunern erwähnte, sagte er, sie stammten aus Multan, und hätten noch bis auf diesen Tag viele Multani- und Hindustaniworte in ihrer Sprache. Er war ziemlich erstaunt, als ich in Hindi *) antwortete, ging aber offen und gründlich auf die Angelegenheiten des Orients ein, von dem er viele Theile selbst besucht hatte. Ich war so unwissend wie je, wer er seyn möge, und fragte seinen Bedienten Antonio, dessen Antwort meine Neugierde nur steigerte, denn dieser sagte, Niemand wisse, welcher Nation der geheimnißvolle Fremde angehöre und was die Zwecke seiner Reisen seyen. In seinem Passe war er mit dem Namen .... und als brittischer Unterthan aufgeführet, da man ihn aber im Verdacht hatte, er sey ein russischer Spion, so hatte die Polizei ein wachsames Auge auf ihn."

Am folgenden Tage ritt Oberst Napier mit dem Unbekannten nach Italica, um das Amphitheater und die römischen Ruinen zu besehen, fand aber auch auf diesem Wege nicht wenig Anlaß zum Erstaunen. „Ein Zigeunermädchen näherte sich, um ein Almosen zu begehren. Halt, sagte der Unbekannte, erinnern Sie sich, was ich Ihnen gestern über den orientalischen Ursprung dieses Stammes sagte? Sie sollen sehen, daß ich Recht hatte. — Komm her, mein artiges Kind, begann er in Multani-Sprache, und sage mir, wo der übrige Theil deiner Familie ist. — Das Mädchen war erstaunt, antwortete in derselben Sprache, aber nur gebrochen und führte uns zu ihrer Familie, die, wie gewöhnlich einen Theil des Jahres hindurch, in den Ruinen von Italica ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Die Männer fuhren rasch nach dem Gürtel, wo ihre tödtlichen, spanischen Messer steckten, und der Empfang schien sehr unfreundlich zu werden. Das Mädchen flüsterte einer alten Frau etwas ins Ohr, und der „Unbekannte" sprach nur ein einziges Wort, aber dieß Wort that eine magische Wirkung. Die alte Frau stürzte zu seinen Füßen, und in einem Augenblick war er aus einem Gegenstand des Verdachts ein Gegenstand der Verehrung für die ganze Familie geworden, der er beim Abschied ein schönes Geschenk machte. Ich selbst war über den Auftritt verblüfft, und unser spanischer Führer erschrocken. Meine Neugier war jetzt unbezähmbar geworden, und sobald wir die Pferde bestiegen hatten, rief ich aus: „Aber um-

*) In den Letters from the Shores of the Mediterranean.

*) So heißt einer der auf Sanskrit basirten aber mit Persisch gemischten Dialekte.

Digitized by Google

Himmels willen, wie sind Sie denn mit diesen Leuten und ihrer Sprache bekannt worden?"" — Vor einigen Jahren in Multan, erwiederte er. — „„Und auf welche Weise vermögen Sie denn einen so augenscheinlichen Einfluß auf diese Leute auszuüben?"" Aber der Unbekannte hatte bereits mehr gesagt, als er zu sagen wünschte, und erwiederte in einem Tone, der alle weitern Fragen ausschloß, er habe mehr als einmal Zigeunern sein Leben zu danken gehabt, und kenne sie darum wohl. Der Gegenstand wurde nicht mehr berührt, und wir kehrten schweigend in den Gasthof zurück."

Daß Borrow die Zigeuner Spaniens aus dem Grunde kennt und ihre Sprache gleichfalls genau studiert hat, weiß man aus seinem Buche über die spanischen Zigeuner. Warum er sich in ein gewisses Geheimniß hüllt, läßt sich nicht leicht angeben, daß er aber keine schlimmen Absichten dabei hat, dafür bürgt der Zweck, den er freilich auf eine etwas abenteuerliche Weise verfolgt. Er hat einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht, war Zuschauer, wo nicht Mithandelnder in der Julisrevolution von Paris, in Spanien war er Zeuge der Revolution von La Granja, in Rußland von der Verschwörung gegen den Kaiser (im Jahre 1825?). Seine Geschichte ist nicht minder reich an tragischen und komischen Vorfällen, als die von Gil Blas, und wenn er eine Selbstbiographie schreiben wollte, würde er alle Romanschreiber hinter sich lassen. Inzwischen hat er nichts geschrieben als einige seiner Reisen und von seinem Privatleben wissen wir bloß folgendes. Er scheint zu Norfolk geboren, wo seine Aufmerksamkeit frühzeitig durch einige Zigeuner geweckt wurde, deren Vertrauen er so sehr gewann, daß sie ihn in ihren Dialekt und in mehrere ihrer Geheimnisse, namentlich hinsichtlich der Pferdezucht einweihten. Von Norfolk ging er, um einen medicinischen Curs zu hören, nach Edinburgh, wo er aber auch Latein, Griechisch und Hebräisch studirte. Die Nähe der Hochlande zog ihn an, und auf einem Ausfluge lernte er die gälische Sprache. Von dem Reisenteufel besessen, schloß er sich an die biblische Gesellschaft, und während er in Geschäften derselben reiste, lernte er nach und nach Sanskrit, Peersisch, Arabisch, Türkisch, sämmtliche Barbaresken-Dialekte, Deutsch, Holländisch, Polnisch, Russisch, die skandinavischen Sprachen, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch u. s. w. Er spricht alle diese Sprachen, schreibt sie auch mit großer Leichtigkeit, wie mehrere seiner Werke bezeugen, namentlich „Targum oder metrische Uebersetzungen aus 30 Sprachen und Dialekten, von J. G. Borrow. Petersburg 1835." Dieß Werk hat das Motto aus einem persischen Gedichte: „Der Rabe ist ins Nest der Nachtigall geflogen."

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Beschreibung der Landstriche, der Sitze und Namen des Volks.

Unter der polnischen Herrschaft nannte man das jetzige Ostgalizien die russinische Woiwodschaft oder Rothrußland, mit Ausnahme von Belz. In der russinischen Woiwodschaft unterschied man die Landschaften von Przemysl, Sanok, Lemberg, Halitsch, Zodaczow, Pokutien und die Oekonomie Samdoc; diese Landschaften zerfielen wieder in Starosteien und Districte. Außerdem gehören zu dem jetzigen Galizien der westliche Theil der Woiwodschaft Podolien. Russinen aber wohnten auch jenseits der Gränze der russinischen Woiwodschaft in dem damaligen Bezirk Biecz. Die östereichische Regierung theilte das ganze Königreich Galizien nebst der Bukowina in 19 Aemter. Ungarn ist schon seit den Zeiten des heiligen Stephan in Gespannschaften (lat. Comitatus, slaw. stoliza, magy. Varmegye) und diese wieder in Districte getheilt. Uebrigens gibt es diesseits wie jenseits der Karpathen einzelne Landstriche und Stämme, die namentlich im gewöhnlichen Volksleben besondere Localnamen haben, deren Ursprung wahrscheinlich bis in die ältesten Zeiten zurückgeht.

Jeder der in Galizien griechischen Glaubens ist, nennt sich einen Rusinen und sein Land „Ruß;" der Name Galizien ist gegenwärtig im Volk unbekannt. Die Rusinen der Bukowina nennen das Land Polen, oder auch Ljaschina (von den Lechen). Dagegen rechnen die Galizier die Bukowina bereits zur Walachei und nennen die Einwohner Wolochen. Der polnische Adel in Galizien nennt die Rusinen (man sieht freilich nicht ein, warum) Ljachen, und bezeichnet die polnischen Bauern mit dem Namen Masuren. Die ungarischen Rusinen nennen die Niederungen an der Theiß in der Gespannschaft Marmarosch „Polen," ohne Zweifel von den niedern Feldern (pole), das wirkliche Polen aber nennen sie Lachy. *) Aehnliche Bezeichnungen finden sich auch unter dem Volk in Galizien, wo die bewaldeten und unbewaldeten Landstriche eigene Namen haben, die auch auf die Bewohner selbst übergehen, und selbst die Wasserscheiden (dil, Theilung) sind Veranlassung zu mehrfachen Benennungen geworden. **) Auffallend ist der Name des Bergvolkes der Huzzulen, welches Wort im Walachischen einen Räuber bedeutet, ein Fingerzeig, wie sie entstanden, wobei indeß zu bemerken, daß hier wie anderswo in älterer Zeit das Räuberhandwerk nichts unehrenhaftes hatte. Man konnte sie mit Klephten, Heiduken und Haidamaken vergleichen, jetzt aber sind sie größtentheils ein sehr friedliches und ehrliches Hirtenvolk. Die alten Namen der Chorwaten, Busbanen und Duliden sind ganz verschwunden und vergessen, doch haben sich die zwei letzten noch in einigen Ortsnamen erhalten, wobei wir nicht unbemerkt lassen können, daß auch der Name der Petschenegen und der litthauischen Jatwäger sich in zwei Ortsnamen erhalten hat.

Die Gränze der Rusinen gegen Westen ist ziemlich gebrochen, doch ist im Allgemeinen der Poprad, die Mleczka, der Wislok und San als solche zu betrachten. In der Bukowina sind Ru-

*) Jetzt lassen sich alle diese Namen, so verwirrt sie sind, noch erklären, allein man darf nur eine solche Erklärung durchlesen, um eine Nutzanwendung auf manche Namensanführungen in griechischen und römischen Schriftstellern, und vollends in den Byzantinern zu machen. A. d. U.

**) Ohne in slawische Etymologien einzugehen, lassen sich hier die Einzelnheiten nicht ausführen. A. d. U.

Digitized by Google

finen und Walachen auf eine wunderliche Weise durch einander gemischt, so daß man nicht leicht eine Gränze angeben kann. Die Flußgebiete der Czeremos und des Peuth sind ausschließlich von Rußinen bewohnt. Noch schwerer ist es in Ungaen eine Gränze anzugeben, denn in einigen Strichen sind die Rußinen stark mit Walachen, Magyaren und Slowaken gemischt. Czaplowics Gemälde von Ungarn enthält daeüber noch immer die besten Angaben.*) Es ist indeß zu bemeecken, daß eine Anzahl Rußinen in den Gespannschaften Borsod, Saboles, Gömör und im südlichen Theile von Aba-Ujvae magyarisch spricht, jedoch seine slawische Liturgie beibehalten hat, wahrend in andern, z. B. in Zips, Szaros und Zemplin die Sprache sich dee slowakischen nahert. Rußnisches Volk und rußnische Sprache herrscht beinahe ausschließlich nur in den vier östlichen Gespannschaften Maemaroseh, Beregh, Ugocs und Ujvae; von Zemplin und Saeos ist nur der nördliche Theil rußnisch. Gewiß ist es indeß, und aus den Namen zu entnehmen, daß die Spueen ehemaliger Wohnsitze der Rußnen sich tief ins eigentiche Magyaeenland und nach Siebenbürgen hinein finden.

Ganz Golizien hat nach officiellen Angaben 1548 Quadeatmeilen, 4,764,523 Seelen in 95 Stadten, 76 Stadtchen, 196 Marktflecken und 6047 Dörfern. Das ganze Land ist in 19 Kreise getheilt. Von der obigen Einwohneezahl sind der Nationalität nach 2,216,233 Rußnen. Den Religionen nach zeefallt die Einwohnerschaft folgendermaßen: Römtsch-Katholische 2,094,443, unirte Griechen 2,077,995, nichtunirte 269,327 (sämmtiich in der Bukowina), 5793 Aemeniee, 30,246 Protestanten, 254 karaitische und 283,345 talmudistische Juden. Da die Zahi der Geistlichen 4783. die des Adels zwischen 64 und 65,000 ist, so kommt auf je 909 Einwohner ein Geistliche, auf je 70 ein Adeliger, auf 16 Eheisten ein Jude. Es gibt also in Galizien mehr Juden, als in jedem andern österreichischen Lande. In Böhmen zahlt man ihrer nur 69,500, in dem viel gröseren Ungarn nur 246,000. In den golizischen Landeen unter einondee sind wiederum mehr in den östlichen rußnischen Distelcten, als in den westlichen, mehr von Polen bewohnten; die größte Anzahl Juden findet sich in den Kreisen von Lemberg und Zloczow. Aus den genauen Angaben der Bevölkerung in den einzelnen Kreisen ersieht man auch, daß die westlichen weit bevölkerter sind als die östlichen. Die masurischen (polnischen) Distelcte in Bochnia, Wadowicz, Jastol haben zwischen 5 bis 6000 auf der Quadeatmeile, wahrend die Bukowina nur etwas über 1800, der Distriet von Stry wenig über 2000 hat; die Bevölkerung nimmt, mit Ausnahme des Lemberger Kreises, wo gleichfalls über 5000 Menschen auf die Quobratmeile kommen, von Westen nach Osten zu fast regelmaßig ab.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine umständlicherr ist in dem hirr ausgezogenen Artikel für das Land im Norden und Süden der Karpathen angegeben, allein ohne genaue Karte kaum zu verfolgen. A. d. R.

Erratische Blöcke in Nordamerika.

Hr. Elir de Beaumont hat in der geologischen Gesellschaft über ein Memoire des Grafen von Gasteinau in Betreff meheeeer geologischen Beobachtungen berichtet. Wir entheben daeaus „über das große aus dem Norden gekommenr erratische Phänomrn“ Folgendes. Man findet ungeheurr Blöcke z. B. bald Ur-, bald Uebregangsgestein in fast allen Theilen dieses Continents. Graf Gasteinau hat sie am obern Sre bemeekt und Dr. Bigsby selbst auf den Manitulin-Inseln. Die Hauptrichtung dirser Blöcke geht von Norden nach Süden; die glatt geriebenen und mit Strlemen gezeichneten Oberflächen finden sich im ganzen Norden der Vereinigten Staaten, so wie in Canada. Graf Gasteinau hat dir Sache namrntlich im Westen, im Mississippithal, beobachtet. Die Größe der Blöcke nimmt von Norden nach Süden faetwäheend ab, man trifft sir abre bis nach Alabama hinein, wo sie nicht mehr sehr groß, aber noch immer leicht zu erkennen sind. In Alabama scheint indeß ihre südliche Gränze zu seyn, denn im Innern von Floeida findet man keine Spur mehr, und man kann Tage und Wochrn reisrn, ohne einen Kieselstein zu finden. (Echo du Monde Savant vom 9 April.)

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nach der Aussage der Leute sollten wir erst nach vier Tagr wieder eine Niederlassung antreffen. Wir verweilten daher den folgendrn Tag hier, um uns auf diese Zeit mit Kassadabrod zu versehen. Gegen Abend brachten unsere Jäger sieben Rehr ein, die in großer Anzahl in der Savanne geweidet hatten. Es ist ungemein interessant, den Indianer bei dieser Jagd in der offenen Savanne zu beobachten. Sieht der Jäger ein Rudel Wild aus der Ferne, so nähert er sich diesem so viel als möglich, kauert sich dann in das hohr Gras und beginnt die Stimme des Rehes nachzuahmen. Dieses dadurch angelockt, nähert sich dem Jäger in immer engern und engrrn Kreisen bis etwa auf 8 bis 10 Schritte, wo es dann die sicherr Beute des Schützen wird. Auch am nächsten Morgen bekriten wir die bisher verfolgte südliche Richtung über weite Savannen bei, wo sich unsere Führer nach den fernen Bergen und dergirichen richteten, da jeder Pfad fehlte. Die Savanne gewann ein immer freundlicheres Aeußere; nach allen Richtungen tauchten dichtbewaldete Bergkuppen auf, bis wir im Laufe des Tages ein zweites zerstörtes Dorf erreichten, von welchem aus wir eine Menge Sümpfe zu durchwaten hatten, in denen uns das Wasser und der Schlamm oft bis an den Gürtel reichte. Gewöhnlich erheben sich in diesen Morästen, ich weiß nicht, durch welche Ursache, eine Menge kleiner Hügel, wo man immer von dem einen zum andern zu springen versuchen muß. Wehe abre dem Armsten, der zu kurz sprang, ein Schlammbad bis unter die Arme ist die unausbleibliche Folge. Die Mauritia-Palme bildet in solchen Morästen förmliche Wälder, die von großen Heerden indianischer Rehen bevölkert werden. Es hat etwas ungemein Reizendes, Hunderte dieser prächtigen Vögel in geringer Höhe paarweise über sich hinfliegen zu sehen. Als wir etwas weiter vorgedrungen, fanden wir eine Anzahl Aasgeyer (Vultur aura) um die Ueberreste eines Rehes versammelt, die wahrscheinlich ein Tiger zurückgelassen. Den Geyerkönig (Vultur papa), der an der Küste so häufig ist, habe ich in der Savanne

Digitized by Google

nie bemerkt. Es iſt dieſes ſicherlich der einzige Vogel, der wirklich von ſeinem Geſchlechte königliche Rechte fordert. Haben ſich auch Hunderte von Aasgeyern um ein Aas verſammelt, ſo verlaſſen ſie dasſelbe augenblicklich, ſo wie ſich der Geyerkönig naht. Hat derſelbe ſeinen Hunger geſtillt, ſo fliegt er gewöhnlich bis zum nächſten Baume, und die übrigen minoris gentis, die während dieſer Zeit die nächſten Bäume einnehmen und mit gierigen Blicken und ungeduldig auf den Augenblick warten, wo derſelbe geſättigt, kehren in Schwärmen zurück, um ſich über die ihnen gelaſſenen Reſte die Federn auszuraufen.

Nachdem wir einen Hügel von ungefähr 100' Höhe erſtiegen, der mit großen Quarz- und Granitblöcken bedeckt war, ſchritten wir in ein waldreiches Thal hinab, zu deſſen beiden Seiten ſich zwei hohe, pyramidenähnliche Berge emporthürmten; der höchſte derſelben mochte ungefähr eine Höhe von 900' haben. Die Indianer nannten ihn Acuatiatien. An ſeinem Fuße ſchlugen wir unſer Nachtlager auf, fanden aber kaum ſo viel ſchmutziges Waſſer, um unſeren Durſt ſtillen zu können.

Am folgenden Morgen wurde die Savanne immer ſteiniger, wobei ungeheure Quarz- und Granitblöcke nach allen Seiten hin zerſtreut herumlagen, die an Höhe und Umfang immer mehr zunahmen, und endlich zu förmlichen Felſen anwuchſen, die ſich nach allen Richtungen hin durchkreuzten. Den merkwürdigſten und zugleich größten dieſer Felſen nannten die Indianer Kuipaiti. Er war nur von einer Seite beſteigbar, da die übrigen perpendikulär abfielen, und mochte etwa 300 hoch ſeyn. Seine Oberfläche war von dem reichſten Blüthenteppich bekleidet, in dem beſonders eine wunderſchöne Helicteridea hervorleuchtete, während die Abhänge mit einer unzählbaren Maſſe Cactus, Melocactus, Agaven und Tillandſien bedeckt wurden. Die ſchönen, blauen Blüthen der Xyris americana, die zu Tauſenden in dieſer Savanne blühten, verliehen dieſer ein ungemein freundliches Aeußere, beſonders da ſich unter ihnen hie und da eine Species mit weißen Blüthen befand. Oft waren ganze Strecken der Savanne mit großen Granitplatten gleichſam gepflaſtert, die ſich dann auf 100 bis 200' Breite ausdehnten und auf das regelmäßigſte aneinander lagen. Auch dieſe Platten waren mit zahlloſen Cactus, Agaven und Melocactus bewachſen. Der heutige Tag gehörte mit zu einem der ermüdendſten, da wir eine Menge Sümpfe zu durchwaten hatten. An ſolchen Sumpfſtellen mußten wir oft die abgehärtete Natur der Indianer bewundern; denn trieften ſie auch förmlich von Schweiß, ſo ſtürzten ſie ſich doch augenblicklich in das Waſſer, ſo wie ſie dasſelbe erreicht.

Gegen Abend erblickten wir auf einem hohen Felſenblock mehrere Hunde, ein Zeichen, daß Indianer in der Nähe waren; vergebens aber ſahen wir uns nach ihnen um, als wir an dem Felſen angekommen, bis wir endlich einen alten Mann in dem Geſträuche verborgen fanden. Er theilte unſern Mapiſianas mit, daß er und ſeine Begleiter, als ſie uns in der Ferne geſehen, geglaubt, wir wären Braſilianer, eine Befürchtung, die unſere braſilianiſchen Streifhüte hervorgerufen, weßhalb ſie auch die Flucht ergriffen, um nicht als Sklaven fortgeführt zu werden. Sobald ſich der Greis von ſeinem Irrthum überzeugt, rief er auch ſeine Begleiter zurück, die in einem jungen Mann, deſſen Weib und zwei Knaben beſtanden, und die eben eine Jagdpartie unternommen gehabt hatten. Da ſie zu derſelben Niederlaſſung gehörten, die wir am nächſten Tage zu erreichen hofften, ſo übernachteten ſie mit uns an dem Felſen. Während der Nacht hatten wir ein fürchterliches Gewitter und einen wahren tropiſchen Sturm zu überſtehen. Der Regen ſtürzte in Strömen herab, weßwegen wir auch am Morgen einen großen Theil der niedern Savanne überſchwemmt fanden und bis an die Knie durch dasſelbe hindurch waten mußten. Bald darauf nahm uns das waldreiche Gebirge des Tacutu auf; der Pfad wurde nun immer ſteiler, felſiger und unwegſamer, ſo daß wir auch an vielen Stellen Hände und Füße zu Hülfe nehmen mußten, um über die großen Granitblöcke hinwegzukommen. Oft wechſelte der Wald mit großen Strecken ſteiniger Savanne, auf denen ich eine ungeheure Menge großer Glimmertafeln fand. Der Wald war ſo dicht und die Gipfel der Bäume ſo mit Lianen in- und durcheinander verwachſen, daß ſelbſt die Strahlen der brennenden Sonne ihren Weg nicht durch ſie finden konnten. Die Wurzeln, die den Pfad überzogen, die zahlloſen umgeſtürzten Bäume, die denſelben verſperrten, ſo daß wir nur zu oft das Jagdmeſſer zu Hülfe nehmen mußten, und die ungeheuren Schichten trockener Wedel der Stechpalme, die oft genug die Schuhr durchdrangen, machten den Weg gerade nicht zu den angenehmſten. Eine Unzahl raſtloſer und induſtriöſer Ameiſen belebten den Boden und die Bäume. Einige Arten hatten ihre Neſter zwiſchen den Zweigen der Bäume, zu denen ein verdeckter Gang den Stamm emporführte. Tauſende gingen auf dieſer Straße auf und nieder, jede aufwärtsſteigende mit einem Blatt, einem Grashalm u. dgl. beladen. Zerſtörten wir den Gang an einer Stelle, ſo begannen Hunderte den Schaden auszubeſſern. Eine andere Species, die ihr Lager in der Erde hatte, lief geſchäftig auf ¾' breiten, offenen Wegen, die wie Radien von dem Hauptlager ausliefen, hin und her. Dieſe Straßen führen oft Stunden weit, und ſind mit den ewig thätigen, nie ruhenden und raſtenden Bewohnern bedeckt, von denen wieder jede irgend einen Gegenſtand, ein Stück Holz oder ein Blatt in der Größe eines Sechspfennigſtücks, trägt. Mit Erſtaunen ſieht man, mit welcher Ordnung alles in dieſem regen Leben auf ſolchen Straßen ausgeführt wird, mit welcher Mühe und Behendlichkeit ſie jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, wie die eine die andere unterſtützt, oder ihr wieder zu ihrer Bürde verhilft, die ſie durch irgend einen Zufall verloren.

Obſchon wir im Laufe des Tages auf die Betten von zahlreichen Gießbächen ſtießen, ſo waren ſie doch alle ausgetrocknet, und wir daher auch genöthigt, unſern Durſt aus den ſchmutzigen Waſſerlachen zu ſtillen. Endlich erreichten wir, zum Tode ermüdet, die Niederlaſſung, die auf einem offenen Hügel unter 2° 37' 30'' N. B. und 25 geogr. Meilen weſtlich von Pirara lag.

Einige unſerer Leute, Schwarze aus der Colonie, trafen gewöhnlich, da ſie ſchlechte Fußgänger waren, einige Stunden ſpäter im Lager ein; — dieß war auch heute der Fall geweſen, denn am folgenden Morgen fand es ſich, daß unſer Koch noch nicht angekommen. Wir ſandten augenblicklich einen unſerer Leute mit acht Indianern zurück, um ihn aufzuſuchen, die aber fruchtlos am Nachmittag zurückkehrten. Während der Nacht zündeten wir ein großes Feuer an, welches der Verlaſſene, wenn er noch am Leben war, ſicherlich ſehen mußte, da das Dorf auf einem ganz anſehnlichen Hügel lag. Die Nacht verging, der Morgen kam, der Vermißte aber war noch nicht zurückgekehrt. Da boten wir alle Indianer der zwei benachbarten Niederlaſſungen auf, um uns im Aufſuchen des Verlorenen behülflich zu ſeyn. Dieſe wurden nun in drei Partien getheilt, von denen die eine mein Bruder anführte, und mit ihr den Weg zurückging, den wir gekommen, die andere, von dem Maler Hrn. Goeldi geleitet, wandte ſich mehr nördlich, während ich mit der dritten gegen Süden vorſchritt, wobei wir fortwährend in kurzen Zwiſchenräumen unſere Gewehre abfeuerten. (Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1843.

Bemerkungen über englische Eisenbahnen.

Von einem Hrn. Wisham ist vor kurzem ein Werk unter dem Titel „Examples of Railway Making" erschienen, das auf die Erbsünde englischer Unternehmungen, nämlich Kostspieligkeit der Anlage, ein starkes Licht wirft. Wir haben schon im Jahre 1841 (s. Nr. 8 des genannten Jahres) diesen Gegenstand berührt, und er tritt immer wieder hervor; die Amerikaner sind Meister im wohlfeilen Bau, ohne deßhalb die Solidität bei Seite zu setzen, sie verschmähen outward show, prächtiges Aussehen, indem sie offen gestehen, dazu seyen sie noch nicht reich genug. Sie bauen ohne weiteres eine hölzerne Brücke über einen Fluß oder eine Schlucht, während der Engländer glaubt, er müsse nothwendig einen steinernen Prachtbau aufführen, der Jahrhunderte überdauert. Die natürliche Folge ist, daß sich die englischen Eisenbahnen in der Mehrzahl schlecht rentiren, wie sich jeder überzeugen kann, der eine Coursliste in einem öffentlichen Blatt nachlesen will, wo der jetzige Stand der Fonds, der Nominalbetrag der Actien, und das wirklich eingezahlte Geld neben einander verzeichnet sind. Einige stehen ausgezeichnet gut, z. B. die Grand Junction, London and Birmingham u. s. w., welche jetzt das Doppelte des Einzahlungscapitals werth sind. Dagegen sind andere auf ein Drittheil, ja sogar auf ein Viertheil des ursprünglichen Werthes gesunken, augenscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil man den kostspieligen Bau, der sich allenfalls bei solchen Straßen wie zwischen London und Birmingham verlohnt, auch auf die Nebenbahnen ausdehnte. England hat jetzt 58 größere und kleinere Eisenbahnen von 2 bis 117 Meilen Länge, die zusammen etwa 1500 Meilen ausmachen. Diese haben aber über 40 Mill. Pfd. Sterl., sage gegen 500 Mill. Gulden gekostet, und somit kommt im Durchschnitt die englische Meile auf etwa 27,000 Pfd. St. oder auf mehr als 300,000 fl. Einige darunter haben nicht drittehalb tausend Pfd. St. per Meile, andere aber 70,000 gekostet, und jedenfalls ist die Durchschnittssumme sehr bedeutend.

Hr. Wisham vergleicht die Ausgaben Englands mit denen von Belgien und Amerika. Belgien hat 350 englische Meilen mit einem Aufwand von 5 Mill. Pfd. St. gebaut, also kommen auf die Meile nicht mehr als 14,000 Pfd., oder kaum etwas über die Hälfte des englischen Durchschnittspreises, wobei noch in Anschlag zu bringen, daß in England Eisen und Maschinerie wohlfeiler ist als in Belgien. Letzteres bezieht bekanntlich aus seinen Bahnen eine Rente von 4 bis 5 Proc. Noch wohlfeiler haben die Amerikaner gebaut (und dazu größtentheils mit englischem Gelde), nämlich 6000 Meilen Eisenbahnen mit einem Aufwand von 27 Mill. Pfd. St., also zu 4500 Pfd. per engl. Meile. Allerdings ist der Boden in Amerika ohne Vergleich wohlfeiler als in England, aber man wird den Ankauf des Bodens in England kaum auf mehr als 10 bis 15 Proc. der Gesammtausgabe anschlagen können. Zudem wird dieser Nachtheil, in welchem England steht, auf der andern Seite wieder durch die dichte Bevölkerung ersetzt. Amerika ist ein sehr dünn bevölkertes Land, die Entfernungen ungeheuer, und dennoch haben im Jahre 1839 sämmtliche Eisenbahnen, gute, schlechte und mittelmäßige durch einander, sechsthalb Proc. Ertrag abgeworfen. Hiebei hebt der Verfasser noch einen besondern Umstand hervor, nämlich die kluge Anordnung der Amerikaner in der Wahl der Linien; nicht nur geht die Anlage im Großen dahin, sämmtliche Staaten z. B. im Westen der Alleghannies durch eine möglichst zusammenhängende Linie zu verbinden, sondern auch jeder einzelne Staat der Union hat nur eine Hauptlinie gebaut, aber Sorge dafür getragen, daß ein möglichst großer Theil des Landes durch Seiten- und Nebenlinien mit der Hauptlinie in Verbindung gebracht werde. Auch dieß ist in England verabsäumt, und es bestehen eine Menge einzelner Linien, die aber keineswegs alle gehörig mit einander verbunden sind, so daß nicht nur ein großer Theil des Landes von der so nothwendig gewordenen Wohlthat der Eisenbahnverbindung ausgeschlossen ist, sondern auch die Rentabilität der einzelnen Linien wesentlich darunter leidet. Auf die Einzelnheiten und die technischen Auseinandersetzungen können wir hier nicht eingehen, und wir begnügen uns mit diesen abgerissenen Bemerkungen aus einem in vieler Hinsicht interessantem Buche.

Digitized by Google

Die Ruſinen in Galizien und Ungarn.

(Fortſetzung.)

Was die Nationalität und Abſtammung betrifft, ſo nehmen die Ruſinen vorzugsweiſe die zwölf öſtlichen Diſtricte ein, und man kann dieſe auch der Sprache wegen die ruſiniſchen nennen. Ruſinen ſind darin die urſprünglichen Einwohner, und bilden noch immer den Kern der Bevölkerung, während die ſpätern Ankömmlinge nur in einzelnen Dörfern und Colonien, oder in den Städten im Dienſt der Regierung oder Privaten u. ſ. w. wohnen. So ſind unter den 2,808,144 Seelen der zwölf öſtlichen Diſtricte 1,979,409 Ruſinen, 203,095 Juden, 253 Karaiten, 2068 Armenier, 400,000 Polen (lauter Katholiken) und 150,000 Deutſche, Böhmen, Walachen, Franzoſen, Zigeuner ꝛc. In den drei Diſtricten von Rzeſzow, Jaſiol und Sandec herrſcht die ruſiniſche Bevölkerung nur in gewiſſen Strichen vor, in andern, namentlich den weſtlichen Theilen, wohnt durchaus polniſches Volk. Ueber die Bukowina iſt zu bemerken, daß außer einigen Tauſend Unirten, auch die Hälfte der Nichtunirten zu den Ruſinen gehört, wie denn auch nicht nur bei vielen Bauern und Städtebürgern, ſondern auch bei vielen Adeligen oder Bojaren das Ruſiniſche Mutterſprache iſt, während viele ruſiniſch wie walachiſch ſprechen.

Bei der Aufzählung der Polen haben wir mehr Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß, als auf die Abſtammung und Nationalität genommen, denn in Galizien herrſcht die Gewohnheit, daß nur derjenige ſich einen Ruſinen nennt, welcher griechiſchen Glaubens iſt; ſobald einer zum lateiniſchen Glauben übertritt, was noch überall häufig geſchieht, ſo iſt er kein Ruſine mehr, ſondern nennt ſich einen Polen. Wollte man die Zahl der Polen nach der Abſtammung und Nationalität berechnen, ſo müßte man ſie um ein Drittheil vermindern, denn die Zahl der polniſchen Anſiedlungen in der alten ruſiniſchen Wojwodſchaft war unbedeutend, und der jetzige polniſche Adel ſtammt größtentheils von dem ehemaligen ruſiniſchen ab, der auf eine in der Geſchichte hinreichend bekannte Weiſe in polniſchen Adel umgewandelt wurde. Von den polniſchen Niederlaſſungen iſt noch zu bemerken, daß etwa 30,000 je zu verſchiedenen Zeiten in beſondern Dörfern in den Kreiſen Sambor, Zolkiew, Przemyſl und Lemberg angeſiedelt wurden, und mitten unter den Ruſinen ihre Nationalität und Sprache bewahrten. Gewöhnlich aber haben die von den Ruſinen Maſuren genannten und unter ruſiniſchem Landvolke wohnenden Leute nur das Glaubensbekenntniß mit den Polen gemein, ſprechen aber ruſiniſch und unterſcheiden ſich auch in Kleidung und Gewohnheiten nicht von den Ruſinen. Solche Maſuren ſind am zahlreichſten in Städten und Städtchen, wie ſich denn auch in dieſen hauptſächlich die römiſch-katholiſchen Kirchen und die in Vergleich mit den ruſſiſchen reich begabten Pfarreien befinden. Zum polniſchen Volke rechnen ſich im Allgemeinen auch alle Gutsbeſitzer, ihre Beamten und Diener, ebenſo ein nicht unbedeutender Theil der kaiſerlichen Beamten, die Honoratioren, Handwerker, Künſtler u. ſ. w. Obwohl aber in Galizien noch eine nicht unbedeutende Zahl griechiſch-ruſſiſchen Adels iſt (vielleicht die Hälfte der oben angegebenen Zahl), abgeſehen von den freien Bauern, den ſogenannten Knaſen, Bojaren, Soltyſen u. ſ. w., welche man den böhmiſchen Freiſaſſen gleich ſtellen kann, ſo finden ſich doch keine größeren Gutsbeſitzer mehr unter ihnen, denn dieſe ſind alle poloniſirt. Viele der vornehmſten Adelsgeſchlechter haben erſt in dieſem Jahrhundert durch einen Religionswechſel von ihrer ruſiniſchen Nationalität ſich losgeſagt.*) — Deutſche und Böhmen ſind größtentheils Regierungsbeamte, ſo wie Kaufleute, Handwerker, Künſtler u. dgl., und überdieß findet ſich in jedem Kreiſe eine mehr oder minder große Anzahl Colonien derſelben.

In geiſtlicher Hinſicht iſt das Land in zwei Diöceſen getheilt, in die Metropolitandiöceſe von Lemberg und in die biſchöfliche von Przemyſl. Die Kloſtergeiſtlichkeit iſt ſehr wenig zahlreich, und betrug nach dem Conſiſtorialkatalog der unirten Eparchien von 1841 noch keine hundert Perſonen. Früher war ſie ſtärker, aber nach gänzlicher Vollziehung der Union hob Papſt Benedict XIV im J. 1745 eine nicht unbedeutende Zahl derſelben auf, und bei der Vereinigung Galiziens mit dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate, ſchaffte Joſeph II noch 17 unirte, ſo wie auch das letzte nicht-unirte Kloſter in Skyt ab. Für den Unterricht des Volkes ſind verſchiedene Anſtalten und Schulen errichtet worden. Eigentliche ruſiniſche Schulen gibt es jedoch nicht, mit Ausnahme der Pfarrſchulen, deren im J. 1841 in der Erzdiöceſe Lemberg 700, in der biſchöflichen Diöceſe von Przemyſl 600 beſtanden, und worin die Dorfjugend im Ruſſiniſchen und Polniſchen unterrichtet wurde. Dieſe Schulen ſind jedoch in einem ſehr ärmlichen Zuſtand, da die Küſter die einzigen Lehrer ſind, ſehr häufig ſelbſt ſehr wenig verſtehen, keinen wahren Beruf haben, und der nöthigen Unterſtützung ermangeln. In beſſerem Zuſtande und des Namens einer Schule würdiger ſind die ſogenannten ruſiniſchen Volks- (Trivial-) Schulen mit zwei Claſſen in einigen Städtchen und Dörfern. In der Erzdiöceſe Lemberg ſind ihrer 20, in der Diöceſe Przemyſl durch die Bemühungen des jetzigen verdienten Biſchofs 60; ſie ſtehen unter beiden Conſiſtorien, und haben ihre beſondern zu dieſem Zweck vorgebildeten Lehrer mit einem beſtimmten Einkommen. Obgleich aber dieſe Schulen allein und ausdrücklich für die ruſiniſche Jugend errichtet ſind, ſo wird dennoch darin nicht ruſiniſch gelehrt, ſondern nach allgemeinen Vorſchriften ſind der polniſche Katechismus, polniſch und deutſch Leſen und Sprechen, polniſch und deutſch Schreiben und Rechnen die vorgeſchriebenen Gegenſtände. Hiezu kommt noch, aber nicht allenthalben, das cyrilliſche Alphabet. Die nicht-unirten Bukowiner haben 24 Volks- oder Trivialſchulen, in welchen die Jugend im Walachiſchen und Deutſchen unterrichtet wird. Ruſiniſche Mädchenſchulen gibt es in Galizien nur Eine, nämlich zu Siowit im Kloſter der Baſilianerinnen. Für die Bildung und den Unterricht der Küſter (Cantoren) und künftigen Pfarrſchullehrer beſteht ſchon ſeit alten Zeiten eine

*) Hier iſt jedoch zu bemerken, daß ſich ſeitdem in jedem Stande, unter Beamten, Profeſſoren, Künſtlern und Handwerkern eine verhältnißmäßige Anzahl geborner Ruſinen findet.

Digitized by Google

ruſſiniſche Schule (Burſa Stauropigianska) in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä in Lemberg, und eine zweite im J. 1818 gegründete zu Przemyſl. In dieſen Anſtalten wird altſlawiſche Kirchenſprache, Rechtſchreibung, Arithmetik, Geographie, Kirchengeſang und Kirchenritual gelehrt. Die Schüler erhalten Koſt und Wohnung in der Anſtalt unentgeltlich.

Die Jugend, welche ſich für den Staatsdienſt oder den geiſtlichen Stand ausbilden will, erhält den Unterricht auf den Normal- oder deutſchen Schulen, auf Gymnaſien, Lyceen und endlich auf der Univerſität Lemberg. Ein beſonderes Seminar für die Theologen des unirten Ritus iſt in Lemberg, ein anderes für die nicht unirte griechiſche Geiſtlichkeit der Bukowina in Tſchernowitz. In ganz Galizien finden ſich außer den jüdiſchen nur neun Druckereien, darunter zwei ruſſiniſch-ſlawiſche, eine ſchon lang beſtehende in Lemberg, die zweite von dem Biſchof von Przemyſl daſelbſt 1829 gegründet; dieſe beiden drucken faſt nur liturgiſche Schriften, und ihre neueſten cyrilliſchen Drucke zeichnen ſich durch Reinheit und Zierlichkeit aus. Außer der Univerſitätsbibliothek zu Lemberg und der von dem Grafen Oſſolinsky zum öffentlichen Nutzen geſtifteten in derſelben Stadt, welche beide über 40,000 Bücher zählen, und viele für die vaterländiſche Geſchichte wichtige Werke enthalten, erwähne ich hier die ruſſiniſche Diöceſan-Bibliothek von Przemyſl, welche der jetzige Biſchof Jan Snihurſky auf eigene Koſten bedeutend vermehrt. Er war es auch, der die oben erwähnte ſlawiſche Druckerei zu Stande brachte, und im J. 1839 einen Lehrſtuhl der altſlawiſchen Sprache im Lyceum begründete. Obige Diöceſan-Bibliothek vermehrte der Kanonikus Jan Lawrowsky durch ſeine an wichtigen Handſchriften und alten Ausgaben reiche Sammlung von 30,000 Bänden.

(Schluß folgt.)

Korallenbäume in hohen Breiten.

Der bekannte Capitän Beechey gab kürzlich (wie es ſcheint, auf Befehl der engliſchen Admiralität) eine Geſchichte der Entdeckungsreiſe Capitän Buchans ins nördliche Eismeer heraus, welche Reiſe ſchon im Jahre 1818 unternommen wurde, ihr Intereſſe jetzt alſo größtentheils verloren hat. In dieſem Werke iſt unter anderm erzählt: „Wir warfen unter 10° N. B. ein Netz aus und brachten mehrere Arten lebendes Zoophyten, einen Sternfiſch, einen Hummer, ein Stück Schwamm und einen todten Korallenzweig herauf. Daß eine ſolche Koralle, deren Wachsthum auf die wärmern Klimate beſchränkt iſt, unter einer Decke von 80° aus einer großen Tiefe heraufgeholt wird, muß für die Naturforſcher ein Gegenſtand mannichfachen Nachdenkens ſeyn. Nur der Golfſtrom in ſeiner ſtärkſten Strömung könnte allenfalls einen ſolchen Stein ſo weit fortgeführt haben, es iſt dieß aber bei der zarten Veräſtelung der vollkommen erhaltenen Zweige nicht wohl denkbar; man muß annehmen, daß der Korallenzweig da wuchs, wo er gefunden wurde, und daß ſomit entweder dieſer Zoophyt eine weit größere Kälte ertragen kann und einen weit größern Wohnkreis hat, als man bis jetzt allgemein annahm, oder aber, daß die Temperatur der Polarregion eine ſehr bedeutende Veränderung erfahren habe.“

Chronik der Reiſen.

Richard Schomburgks Reiſe von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abſchnitt.

(Schluß.)

Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich wieder der mir ſchon früher aufgefallene Haß, den die Indianer durchgängig gegen die Neger hegen; denn nach einiger Zeit weigerte ſich nicht nur meine Abtheilung weiter vorwärts zu dringen, ſondern auch die übrigen hatten dasſelbe gethan, und gemeint, die Tiger hätten den Schwarzen ſchon längſt gefreſſen, weßhalb auch all unſer Suchen und unſere Mühe fruchtlos ſey, ſo daß ich meine ganze Energie, meine ganze Ueberredungskunſt anwenden mußte, um ſie vom Umkehren abzuhalten. Nachdem wir durch Sumpf und Gebüſch gekrochen, bergauf und bergab geſtiegen, nichts verſäumt hatten, was den Verlaſſenen auf unſer Beſtreben hätte aufmerkſam machen können, kehrten wir lange nach Sonnenuntergang zum Dorfe zurück, wo Hr. Goodall auch eben, gleich erfolglos, angekommen war. Mein Bruder, der erſt mitten in der Nacht eintraf, hatte den Unglücklichen, ungefähr 6 Meilen rückwärts, in einem kläglichen und traurigen Zuſtande, dem Hungertode und Verdurſten nahe gefunden. Der arme Burſche war ſchon ſo ſchwach, daß ſie ihn nach dem Dorfe zurücktragen mußten. — Eine Wildbahn der Tapirs, die bei ihrem Wechſel durch das Gebüſch ſolche Pfade bilden und die nur ein kundiges Auge von den Indianerpfaden zu unterſcheiden weiß, hatte ihn vom rechten Pfade abgeleitet, bis er dieſen endlich ganz und gar verloren. Den peinigenden Hunger hatte er den erſten Tag durch Pilze und eine Schildkröte geſtillt, die er glücklicherweiſe gefunden.

Am folgenden Morgen wurde uns die Ehre zu Theil, einen Beſuch von dem Häuptling einer entfernten Niederlaſſung zu erhalten, der von unſerer Ankunft gehört hatte, und der nun in Begleitung ſeiner Untergebenen erſchien, um die weißen Leute zu ſehen. Sein Haar war aufwärts geſtrichen und mit rother Farbe bemalt, zu welchem merkwürdigen Toupé die großen Federn des Parui einen auffallenden Contraſt bildeten. Um den Körper hatte er ein Stück Kattun geſchlungen, während unmittelbar hinter ihm ein anderer Indianer, minder aufgeſtutzt, folgte, der eine Art Seſſel trug. Als ſich der Zug unſerer Hütte genähert, trat der hohe Seſſelträger vor und ſetzte den Thron nieder, auf den ſich nun der Häuptling gravitätiſch und mit Würde niederließ. Es war das erſtemal, daß ſie Europäer ſahen, weßhalb ſie nicht allein unſere Wenigkeit, ſondern auch unſere Sachen mit der größten Neugier und unter ſtetem ſpöttiſchem Lachen betrachteten. Am Nachmittag erhielten wir einen zweiten Beſuch von einem Indianer der Haibenre, der auf einer nahen Niederlaſſung lebte. Er war ein ſchöner ſchlanker Mann, mit dem wolligen Haar der Neger, während Naſe und Mund von denen der letztern abwich, und ſeine Farbe aus dem Braun in das Schwärzliche überging.

Angſt, Hunger und Durſt hatten unſern Koch ſo geſchwächt, daß er am folgenden Morgen, als wir gegen die Quelle des Takutu aufbrachen, uns auch noch nicht folgen konnte, weßhalb wir ihn im Dorfe bis zu unſerer Rückkehr zurückließen. Auch heute wechſelte Wald mit kurzen Strecken Savanne fortwährend ab, die gewöhnlich von gewaltigen Quarzadern durchſetzt wurden.

Die Muſaceen bilden die vorherrſchende Familie der Wälder, die nur hie und da von einigen Mirbeaux-Bäumen, beladen mit ſaftigen

Digitized by Google

Früchten, an denen wir unſeren brennenden Durſt löſchen konnten, durchſtreut waren; nach dir ſchöne Bertholletia excelsa fanden wir mehrmals. Eine Menge ihrer ſchmackhaften Nüſſe lagen auf dem Boden umher, von denen aber der größte Theil von Affen und dem Buſchſchwein (Dicotyles labiatus) geöffnet war. Die Frucht iſt faſt von der Größe der Kokosnuß und hat 16 bis 18 Zoll im Umfang, die dann 15 bis 18 kleinere Nüſſe enthält. Der Stamm erhebt ſich gewöhnlich 70 bis 80', bevor die Aeſte beginnen.

Von den befiederten Bewohnern hörten wir nur die Stimme des Powis und des einſamen Hocko (Rhamphastos Mamot).

Am zweiten Tage unſerer Reiſe trafen wir wieder auf eine verlaſſene Niederlaſſung, von der wie eine herrliche Ausſicht über das ſich nach allen Richtungen hin verlaufende Gebirge hatten, deſſen wechſelnde Formen das Maleriſche der Berglandſchaft ungemein erhöhten, bis wir am Abend eine Niederlaſſung der Macuſis erreichten. Kaum waren wir einige Stunden hier angekommen, als auch mein Fieber in ſeiner ganzen Stärke wieder ausbrach, was mich auch nöthigte im Dorfe zurückzubleiben.

Nach der Ausſage der Indianer ſollte ſich die Quelle des Takutu ungefähr achtzehn Tagereiſen vor dem Dorfe in einem dichten Walde befinden; mein Bruder brach daher allein dahin auf, und kehrte am vierten Tage wieder nach dem Dorfe zurück, nachdem er die Quelle nach einem mühſeligen Wege, auf dem er ſich jeden Schritt vorwärts mit der Axt hatte bahnen müſſen, unter 1° 49' N. B. gefunden.

Schon am nächſten Morgen traten wir unſere Rückreiſe an, wo wir am folgenden Tage Manta erreichten, uns mit neuem Proviant verſahen und nun den Rückweg am öſtlichen Ufer des Takutu fortſetzten, bis mich meine Fieberanfälle, die ſich täglich mit gleicher Heftigkeit wiederholten, zwangen, den alten Weg, als den kürzern, wieder einzuſchlagen und die übrigen in Tarotta zu erwarten. Am Abend des zweiten Tages erreichte ich mit meinen Leuten, halb verdurſtet und völlig erſchöpft, unſer altes Nachtquartier an dem Berge Annatintin, wo wir auch ſo viel Waſſer zu finden hofften, um wenigſtens unſern brennenden Durſt löſchen zu können, der durch die Fieberhitze bei mir zur wahren Tortur geſteigert war; doch auch die letzten Tropfen waren zu unſerem bittern Schmerz verſiegt. Alle meine Begleiter machten ſich auf, um den Labetrunk aufzuſuchen, kehrten aber nach einigen Stunden vergeblicher Mühe zurück. Da erſt kam ich auf den Gedanken, an der ſumpfigen Stelle, wo früher das Waſſer geſtanden, einige Löcher graben zu laſſen, in denen ſich auch nach einer Stunde ſo viel ſchmutziges und moraſtiges Waſſer geſammelt, daß wir wenigſtens den brennendſten Durſt ſtillen konnten.

Als wir am folgenden Morgen eben ein kleines Wäldchen durchſchritten, hörte ich ſchon aus der Ferne ein wüſtes Getöſe, das immer näher kam, bis wir einer ungeheuren Heerde von wenigſtens 200 Stück Kairouis (Dicotyles labiatus) begegneten, die, als ſie uns bemerkte, einige Minuten ſtill ſtand, wild mit ihren Zähnen knieſchte und ſich dann zur Flucht anſchickte. Schon hatte ich angelegt, um unter ſie zu feuern, als mir einer der Indianer die Flinte wegzog, was mich in nicht geringes Erſtaunen verſetzte; — bald aber ſollte ſich mir das Räthſel löſen. Als die Heerde an uns vorüber kam und ſich uns eben die letzten Thiere genähert, feuerten alle meine Begleiter, und ich mit ihnen, bei welcher Kanonade wir vier Stück erlegten. Sie erzählten mir jetzt, daß es äußerſt gefährlich ſey, in die Mitte einer großen Heerde zu ſchießen. Gewöhnlich zerſtreute ſich dann die ganze Geſellſchaft nach allen Richtungen, auf welcher Flucht ſie jeden Gegenſtand, der ihnen in den Weg kämr, mit ihren gewaltigen Hauern niederriſſen und vernichteten. — Der Vater eines meiner Begleiter war ſo auf eine fürchterliche Weiſe ums Leben gekommen. Im Laufe des Tages gelang es uns auch einen Dicotyles torquatus zu ſchießen; dieſe leben nie in Heerden, ſondern immer einzeln in den Wäldern. Das Fleiſch beider war zähe, ohne alles Fett, und ähnelte nicht im geringſten unſerem wilden Schweinefleiſch.

Tarotta erreichte ich einige Tage früher als mein Bruder, und fand unſer zurückgelaſſenes Gepäck unberühret von den Bewohnern. Heftige Gewitterſtürme und ſtarke Regengüſſe waren ſchon ſeit vorigem Morgen eingetreten, wobei zugleich ganze Schwärme geflügelter Ameiſen beinahe die Luft verfinſterten. Die Indianer waren auf das eifrigſte bemüht, die zwei größten Arten dieſer Ameiſen zu ſammeln, zu welchem Zweck ſie auch Abends große Feuer anzündeten, in welche die Inſecten flogen. Geröſtet hielten ſie dieſelben für die größte Delicateſſe.

Das Eintreten der Gewitterſtürme und das Erſcheinen dieſer Ameiſen iſt für die Indianer der ſicherſte Beweis, daß die Regenzeit begonnen. Da aber nach ihrer Ausſage der Takutu noch nicht geſchwollen, beſchloſſen wir, die Reiſe nach Pirara zu Fuße fortzuſetzen, wandten uns dabei aber mehr nördlich, bis wir nach einem zweitägigen Marſch auf einen kleinen Berg ſtießen, der förmlich mit Granitblöcken überſäet war, zwiſchen denen Hunderte von Agave americana in üppigſter Blüthe ſtanden. Die Blüthenſtängel allein erhoben ſich 40 bis 50', wobei ſie an der Baſis oft gegen 2' Umfang hatten. Die meiſten ragten weit über die für umgebenden Bäume und Sträucher gleich rieſigen Candelabern hervor.

Glücklich erreichten wir den Ilamikipang, wo ich in meiner alten Wohnung übernachtete. Die Bewohner befanden ſich in der größten Aufregung, da eben vor einigen Tagen die Braſilianer hieher eine Sklavenjagd unternommen und zwei benachbarte Niederlaſſungen dem Boden gleichgemacht hatten. Meinen alten Begleiter auf den Ilamikipang fand ich nicht mehr am Leben.

Nach einer Abweſenheit von zwei Monaten trafen wir wieder in Pirara ein, wo unſere glückliche Rückkehr allgemeine Freude und Jubel erregte, und wir von Officieren, Soldaten und Indianern, die ſich auf die Nachricht, daß Hr. Youd zurückgekehrt ſey, wieder auf das zahlreichſte eingefunden, ſo daß ich das Dorf kaum noch kannte, auf das herzlichſte willkommen geheißen wurden.

Wir hatten während dieſer zwei Monate über 500 engl. Meilen zurückgelegt. Der höchſte Stand des Thermometres betrug 135° F., der niedrigſte 72°.

Unmittelbar beim Beginn der trockenen Jahreszeit werden wir von neuem unſere Reiſe antreten, um gegen das Roraima-Gebirge und die Quellen des Cuyuni vorzudringen, von welcher Expedition wir am Ende des Aprils wieder in Pirara einzutreffen gedenken.

Pirara, September 1842.

Richard Schomburgk.

Erdbeben. Man fängt an die zahlreichen Erdbeben der letzten Epoche zuſammenzuſtellen: aus December bis zur Mitte März waren Calabrien und die neapolitaniſchen Küſten von faſt ununterbrochenen Erdbeben heimgeſucht, und die vom 13 März gehörten mit zu den heftigſten. England, Holland, Weſtindien wurden ſchwächer oder ſtärker heimgeſucht, ſo daß man fürchtet, die Reihe der Unfälle ſey noch nicht zu Ende.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1843.

Monembasia.

(Nach Buchons Mittheilungen in der Revue de Paris, 12 März.)

Der Wind wurde endlich günstig und wir konnten unsere Fahrt nach Monembasia fortsetzen. Wir fuhren an den felsigen Küsten Tschakoniens hin bis zu den Ruinen des alten Zarex, heutzutage Hierakа; als wir das Cap dieses Namens umfahren hatten, erblickten wir in der Ferne die Felsen des Caps Malea, und waren somit nur noch in geringer Entfernung von dem Berge, auf dem das Fort von Monembasia sich erhebt, und den wir umfahren mußten, um auf die Südseite zu gelangen, die einzige, die nicht vollkommen schroff ist. Wir ließen die Ruinen des alten Epidaurus Limeri zur Rechten, umfuhren den Berg, und warfen in dem Hafen von Monembasia (verdorben: Malvasia) Anker. Da der edle Malvasier von diesem Orte den Namen hat, so hatte ich erwartet, um Monembasia her fruchtbare Felder und reiche Weingärten zu sehen, aber Monembasia ist nichts als ein nackter, unfruchtbarer Fels, und das umliegende Land dürr und von aller Vegetation entblößt. Der Berg, auf dem die Stadt stockwerkartig zwischen zwei Mauern, die nach oben sich immer mehr einander nähern, erbaut ist, bildet eine Insel, die nur durch eine 500 Fuß lange und am Anfang mittelst eines viereckigen, venetianischen Thurmes vertheidigte Steinbrücke mit dem festen Lande verbunden ist. Die Venetianer, welche sich beim Einbruch der Türken in den Peloponnes im Jahre 1464 dieser Stadt bemächtigten, betrachteten Monembasia als ein zweites Gibraltar, und sein Besitz war ihnen sehr nützlich, ohne besonders lästig zu seyn. Allerdings ist kein Hafen da, um auch nur eine Barke zu schützen, und man hat keinen Zufluchtsort, als die Bay von Vatica und die Insel Elaphonisi, aber es war doch ein Mittel, den Türken stets zu drohen, ohne Repressalien zu fürchten. Im J. 1538 mußten sie indeß Monembasia an dieselben abtreten, und die Türken behaupteten sich nun bis zum Jahre 1689 daselbst, wo Franc. Morosini sich zum Meister des Peloponneses machte und auch Monembasia zur Capitulation zwang; aber im Julius 1714 mußte man sie wieder den Türken abtreten. Seit dieser Zeit blieb es in den Händen der letztern bis zur griechischen Revolution, aber seine Wichtigkeit nahm fortdauernd ab. Nach dem russischen Einfall im Jahre 1770 flohen 150 griechische Familien, welche in Monembasia gewohnt hatten, vor den undisciplinirten albanesischen Truppen, und begaben sich nach Hydra, Spezzia und Smyrna, ohne nach Beendigung der Unruhen zurückzukehren. Beim Ausbruche der griechischen Revolution waren nur noch 300 türkische Familien in der Stadt und 50 in der Festung. Nach einem langen Widerstande mußte sie endlich (August 1822) capituliren, und von diesem Augenblick an theilte Monembasia das Schicksal des übrigen griechischen Staates.

Als ich daselbst ankam, war Monembasia eine fast verlassene Stadt, die auch nicht so bald sich wieder zu erheben versprach. Es wohnen nur noch 40 Familien alter Einwohner darin, und ungefähr eben so viel cretische Auswanderer, aber das Schloß oder die obere Stadt hat nur 60 Invaliden unter einem Phrurarchen (Commandanten) zur Besatzung. Der Augenblick, wo man die Stadt fast gänzlich verlassen wird, scheint mir nicht sehr entfernt, denn die benachbarten Felder sind unfruchtbar, die Einwohner müssen bis Vilia gehen, um das Land mit Vortheil anzubauen, und überdieß ist der Hafen sehr wenig sicher. Ich stieg hinauf in die Stadt mitten unter Trümmern, denn Monembasia ist nichts als ein Trümmerhaufen. Die größte Kirche der untern Stadt ist von fränkischer Bauart. Der äußere Porticus ist ein nach der alten griechischen Form gebrochenes Bogengewölbe, und auf den Thürsturz, der den Architrav hält, sind auf beiden Seiten die Wappen Villehardouins, das Ankerkreuz der Champagne, ausgehauen. Die Kirche besteht aus einem Schiff, auf drei Viertheilen ihrer Tiefe aus zwei Reihen Arcaden und einer Kuppel. Im innern Theile sind zwei alte Säulen, die eine glatt aus schwarzem Marmor, die andere weiß und cannelirt. Auf beiden Seiten des Schiffs längs der Arcaden bemerkt man die leeren Plätze der weggenommenen Grabsteine. Die byzantinischen Gemälde der Wölbung sind von den Türken übertüncht worden, und man konnte, als man sie neuerlich wusch, nur einige unvollständige Stücke wieder auffinden. Auf der Rückwand der Kirche sind drei ziemlich gute Gemälde, eine Jung-

Digitized by Google

frau, ein Christus und ein St. Johann der Täufer auf Goldgrund und in byzantinischem Styl, aber wahrscheinlich von einem venetianischen Maler ausgeführt. — In einiger Entfernung ist eine andere Kirche, die viel kleiner aber sehr zierlich ist. Auf der Vorderseite ist eine griechische Inschrift, welche besagt, daß die Kirche im Jahre 1703, also unter venetianischer Herrschaft, durch Andreas Licinios, Patricier von Monembasia erbaut worden sey. Derselbe Name mit dem Datum des 9 Julius steht über der Thüre eines ganz nahen Hauses, das wie alle Gebäude von Monembasia in Ruinen fällt.

Von der Stadt stieg ich hinauf nach der Citadelle, in deren Innerem sich ein großes, von Kaiser Andronikus erbautes Kloster befand. Die Dimarchie (Bürgermeisteramt) besaß früher in ihren Archiven einige Freibriefe dieses Kaisers, und darunter die goldene Bulle von 1292, deren Phrantzes erwähnt. Diese Urkunde ist mit andern nach Athen geschickt worden, wo ich sie copirte; sie ist für die bürgerliche wie für die kirchliche Geschichte jener Zeit sehr interessant. Das genannte Kloster ist gegenwärtig ohne Mönche. Eine kleine Seitencapelle ist in den Felsen gehauen. Die Klosterkirche ist gut gebaut, von den Türken aber stark beschädigt worden, so daß das ganze Gebäude wohl bald einstürzen wird. Der Phrurarch hat alles gethan, um sie wo möglich zu erhalten; jetzt, wo auf seinen Befehl viel Schutt weggeräumt ist, unterscheidet man vollkommen die Stelle, wo der Palast des kaiserlichen Gouverneurs endete, und wo die Kirche errichtet wurde. Als man unter den Arcaden des Klosters zwei oder drei Fuß Erde, die das Pflaster bedeckte, wegnahm, entdeckte man einen merkwürdigen Grabstein: in der Mitte ist in Basrelief ein römisches Schwert ausgehauen, das auf der abgerundeten Spitze ruht; unten sind zwei liegende Löwen in verkehrter Richtung, welche den Kopf nach dem Rande des Steins zu erheben; aus dem Körper jedes Löwen geht eine Cypresse heraus, und auf diesen beiden Cypressen sind zwei Pfauen, welche den Kopf nach dem Gefäße des Degens wenden. Ich muß scharfsinnigeren Leuten als ich die Erklärung dieses Basreliefs überlassen, das in die römische Epoche hinaufreicht. Die Türken hatten auch das Innere dieser Kirche übertüncht, und als man die Tünche wegwaschen ließ, entdeckte man Bruchstücke alter byzantinischen Zeichnungen. Die Köpfe sind schöner und ausdrucksvoller, als man sie sonst in griechischen Kirchen trifft, aber der Styl ist weit unter dem der oben erwähnten Gemälde.

Die Festung besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen: die untere, welche nach der Stadt zu und gegen Süden liegt, ist venetianisch, und der obere Theil, nach der Brücke und dem festen Lande von Morea zu, scheint mir in die Zeit Villehardouins hinaufzureichen. Die Umwallungsmauer ist in bald größerer, bald geringerer Höhe fast ganz erhalten.

Die Hitze des Tages war außerordentlich. Ich hatte von der Stadt und ihren Merkwürdigkeiten genug gesehen und hoffte an Bord meines Fahrzeugs mehr Bequemlichkeit und Frische zu finden. Ich schiffte mich wieder ein, aber ein Windstoß nöthigte mich, Schutz in Epidauros-Limeri zu suchen. Wenn man vom Hafen aus aufwärts geht, so stößt man mitten in den Felsen auf eine Art Teich, den Pausanias den Teich der Juno nennt. Mein Führer aus Monembasia sagte mir, nach der Meinung der Eingebornen sey der Teich grundlos. Die alte Stadt, die in Form eines Amphitheaters darüber liegt, ist unter dem Namen des alten Monembasia bekannt. Die Lage war gewiß besser gewählt, als die des neuen; es hatte den Seewind, und war nicht schutzlos der ganzen Gluth der südlichen Sonne ausgesetzt; auch ist der Hafen vollkommen geschützt, wie ich mich aus eigener Erfahrung überzeugen konnte. Die Einschließungsmauern der alten Stadt bestehen wie die von Tiryntb aus unregelmäßigen Steinblöcken, die aber doch in ziemlich regelmäßigen Lagen über einander geschichtet sind.

Die Russinen in Galizien und Ungarn.

(Schluß.)

Von den ungarischen Russinen lassen sich keine so genauen Nachweisungen und Zahlen geben, weil im Königreich Ungarn kein solcher Census der Bevölkerung aufgenommen wird, wie in den andern österreichischen Provinzen; deßhalb müssen wir uns auf die Angaben in den Consistorialschematismen der einzelnen Gespannschaften beschränken. Nach diesen haben folgende sieben nordöstliche Gespannschaften: Marmarosch, Bereg, Ujvar, Szathmar, Ugocs, Zemplin und Saros 594 Quadratmeilen, 1,031,271 Einwohner, darunter 411,500 Russinen; die Zahl der Griechisch-Unirten ist aber bedeutend größer, nämlich 574,631. In sieben andern benachbarten Gespannschaften sind aber noch über eine halbe Million Griechisch-Unirte, darunter jedoch nur 60,000 Russinen, die übrigen sind Walachen oder Magyaren. Orlay rechnet in seiner Abhandlung „über das südwestliche Russinenland" 800,000 Russinen in Ungarn, so viel beträgt aber kaum die Zahl der Griechisch-Unirten überhaupt. Czaplowiz schlägt in seinem Gemälde von Ungarn die Zahl der letztern auf 625,300 an, darunter nur 358,913 eigentliche Russinen. Der Priester Luckaj rechnet eine halbe Million Russinen. *) Die unirte Kirche hat drei Bisthümer: Munkatsch, dessen Bischof aber zu Ujvar residirt, Preßzow und Großwardein, in dem letzten wohnen aber nur Walachen. Zur Bildung der jungen Geistlichkeit sind an den Bischofssitzen theologische Lehranstalten und Seminarien gegründet, doch schickt jede Eparchie auch einige Geistliche an das Centralseminar in Pesth, an das erzbischöfliche in Torna und an das Convict in Wien. Der Unterricht an den Seminarien zu Ujvar und Preßzow, welcher hauptsächlich praktische Gegenstände, nämlich Pastoraltheologie und Katechetik zum Gegenstand hat, wird in russinischer Sprache, in Großwardein in walachischer ertheilt.

*) Diese Angaben beweisen, wie wenig Genaues man über die Bevölkerungsverhältnisse in Ungarn weiß. Die neuesten Nachforschungen des Statistikers Fenyes scheinen gleichfalls keineswegs vollständig, und es hat allen Anschein, als wolle man in Ungarn die genauen Angaben der Bevölkerungsverhältnisse nicht bekannt machen, damit nicht die geringe Zahl der eigentlichen Magyaren im Vergleich mit den übrigen Bewohnern Ungarns allzuschroff hervortrete. A. d. U.

Digitized by Google

In den nordöstlichen Gegenden Ungarns finden sich an Unterrichtsanstalten für die Jugend die Akademie in Kositz, die bischöflichen Lyceen in Ujvar, Szathmar u. s. w. und zahlreiche Gymnasien. Alle Gegenstände auf diesen Unterrichtsanstalten werden aber in magyarischer oder noch in lateinischer Sprache vorgetragen. Die slawische Volkssprache ist nur in den Volksschulen auf den Pfarrdörfern gebräuchlich. Die Schulbücher werden in Ofen auf der Universitätsdruckerei gedruckt, aus der sich die Rusinen überhaupt mit allen theologischen und religiösen Schriften versehen, denn in den Gespannschaften von Marmaros, Bereg, Ugocs, Ujvar, Szathmar, Zemplin und Saros ist weder eine Buchdruckerei noch auch nur eine Buchhandlung. Daraus kann man abnehmen, auf welcher Stufe der Bildung die hiesigen Einwohner stehen, da sie das Bedürfniß dieser unentbehrlichen Hülfsmittel der Literatur, der Kenntnisse und Bildung überhaupt noch nicht fühlen; alle Stände, auf ihre wenigen Schulkenntnisse beschränkt, sprechen ein kaum verständliches Latein, greifen mit Eifer nach den neuen Schriften der magyarischen Literatur, und lesen mit Heißhunger, wenn sie auf ein magyarisches Journal oder einen Roman stoßen — das ist alles, womit ihre geistige Thatigkeit genährt wird. Es sind allerdings Männer aufgestanden, welche an eine wahre Volksbildung zu denken sich erkühnten, aber ihre Stimme verhallte, wie die des Predigers in der Wüste, denn sie wird schnell wieder erdrückt durch den heftigen, rohen Geist der Magyaromanie, welche in unserm Jahrhundert wie ein unglückliches Verhängniß auf dem slawischen Volk in Ungarn lastet.

*

Wir hängen diesen Mittheilungen noch einige Bemerkungen aus Sresniewski's Bericht an den russischen Minister des öffentlichen Unterrichts an, dessen wir im Eingang gedachten; sie sind vorzugsweise literarischen Inhalts. Das Auffallendste ist der Streit, ob man das Rusinische mit cyrillischen Lettern, oder nach dem Vorgang des Polnischen mit lateinischen schreiben soll. Ueber die Frage, welche Schreibart für die Sprache die passendere sey, wollen wir hier nicht entscheiden; in dem Lande, auf dessen Sprache Cyrill sein Alphabet namentlich dante, möchte die Beantwortung am ehesten für das cyrillische Alphabet ausfallen. Das ist aber nicht der eigentliche Grund des Streits, sondern in diesem wird die Frage verhandelt, ob das Rusinenland mit seiner neuerstehenden Literatur dem westlichen Europa näher treten oder mit dem östlichen verbunden werden soll. Hinsichtlich des Historischen des Streites fügen wir bei, daß ein gewisser Lozinski im Jahre 1835 durch Herausgabe einer kleinen im rusinischen Dialekt geschriebenen Schrift die Frage in Anregung brachte und vorschlug, die polnisch-lateinische Schreibart einzuführen; früher bestand nämlich gar keine weltliche rusinische Literatur, sondern nur eine geistliche, hauptsächlich liturgische, und diese bediente sich der cyrillischen Schrift, aus welcher bekanntlich auch die russische abgeleitet ist. Vorerst scheint sich praktisch der Streit für die lateinische Schrift zu entscheiden, denn zwei der wichtigsten Schriften, die Sammlungen der rusinischen Volkslieder von Waclaw von Olesko im J. 1833 zu Lemberg, und die von Zegota Pauli im J. 1839/40 eben daselbst erschienene sind in lateinischer Schrift, welche in weltlicher Literatur durchaus überwiegt. Die „Rusalka dnestrowaja" *) (wir wissen nicht ob in cyrillischer Schrift gedruckt) kämpft mit aller Kraft gegen die lateinische Schrift an, und sagt an einer Stelle, „das Alphabet des heiligen Cyrill soll uns die himmlische und unüberwindliche Veste gegen gänzliches Verschlungenwerden (durch polnischen und westeuropäischen Einfluß) seyn." Das cyrillische Alphabet, wie es die Wlachen haben, würde indeß jedenfalls nur der Uebergang zu dem neurussischen Alphabet seyn, und so hat sich denn der Kampf zwischen West- und Ostslawen im Rusinenland zum Theil auf den ziemlich futilen Streit über die Anwendung des cyrillischen oder lateinischen Alphabets geworfen, ein Streit, der indeß auch im Illyrischen nicht ohne Bedeutung ist, da sich bekanntlich hier die katholischen Illyrier des lateinischen, die griechischen Illyrier des schon fast ganz russischen cyrillischen Alphabets bedienen.

Daß unter den Rusinen das Gefühl ihrer eigenen Nationalität wach geworden ist, und sich in literarischen Bestrebungen äußert, leidet keinen Zweifel. Außer den oben erwähnten Werken arbeitet Lewicki an einer zweiten Ausgabe seiner deutsch geschriebenen Grammatik der ruthenischen oder kleinrussischen Sprache; ein gewisser Skomorowski bearbeitet ein Wörterbuch, einige junge Leute sammeln Idiotismen der rusinischen Sprache, und andere beschäftigen sich mit allgemeinen literarischen Gegenständen, um die Sprache auszubilden und den Sinn für Nationalliteratur zu verbreiten. Da in Galizien die Gebildeten neben dem rusinischen Volksdialekt alle auch polnisch verstehen, so ist ihnen das Verständniß für die zwei Hauptzweige der slawischen Sprache geöffnet, und Sresniewski berichtet, daß unter den galizischen Literatoren sich viele befinden, welche alle slawischen Hauptdialekte verstehen, und mehrere derselben eben so gut schreiben als sprechen. Insofern ist das Rusinenland ein sehr wichtiges Bindungsglied zwischen der östlichen und westlichen Slawenwelt.

Chronik der Reisen.

Allens Fahrt auf dem Cameroonfluß.

Die Engländer fahren fort, das Nigergebiet möglichst genau zu untersuchen, und die Nigerexpedition, wenn gleich vorerst in ihrem Hauptzweck mißglückt, wird dennoch nicht ohne Früchte bleiben. Capitän Allen, bekannt durch seine Theilnahme an der frühern und letzten Nigerfahrt, ergriff in den Monaten Mai und Junius des vorigen Jahres eine sich ihm darbietende Gelegenheit den Cameroonfluß näher zu untersuchen. Durch anhaltende genaue Untersuchung mit dem Senkblei gelang es ihm, das Dampfboot, den Wilberforce, bis zu dem Punkte hinaufzubringen, wo gewöhnlich die Palmöl ladenden Schiffe landen. Hier fand er eine bedeutende Gemeinde unter zwei Häuptlingen, König Bell und König Aqua. Die Häuser waren gut gebaut, die Felder mit Mais, Pisang u. s. w. bebaut. Einige Versuche, den sogenannten Iboreh-Strauch

*) Das heißt „die Nymphe am Dniesterstrome."

hinaufzufahren, mißlangen wegen geringer Tiefe des Waſſers. Er beſchloß deßhalb in einem großen Boote weiter zu gehen, das mit neun Schwarzen bemannt und außer ihm ſelbſt mit vier Europäern beſetzt war. Sie waren immer mit dem Senkblei bei der Hand und nicht ohne Grund, denn bald kamen ſie in ſeichtes Waſſer zwiſchen Schlammbänken und Mangrove-Bäumen, deren ſchmierige Wurzeln nebſt den verfaulten vegetabiliſchen Stoffen einen höchſt widerlichen Geruch verbreiteten. Als ſie über dieſe Stelle hinaus waren, kamen ſie in offenes, etwa 1200 Schritte breites Waſſer, worauf abermals ein enger Canal folgte, wo die Mangrove-Bäume zugleich mit dem Meerwaſſer aufhörten. Der ungetheilte Strom war jetzt etwa 500 Yards breit, die Ufer nieder, aber feſt und mit hohem Gras bedeckt, hinter welchem Farrnkräuter, Piſang und eine ruthloſe Mannichfaltigkeit von verſchiedenartigem Buſchwerk folgte. Der Abend war ſchön, die Temperatur der Luft 84° F., die des Waſſers 83°. Die Ufer wurden zahlreicher, reinlicher und netter, und die angebauten Felder umher zeugten von Ueberfluß. Drei Meilen oberhalb der Spitze des Delta kam der Fluß Dabiang aus Weſten; er ſollte bis zu einem Orte Namens Abo ſchiffbar ſeyn und dieſer die Sonnenuntergang erreicht werden können. Drei Meilen weiter hinauf wurde der Fluß auffallend ſeicht, aber unſer Negerpilot behauptete, in der Fluthzeit ſteige der Strom ſo, daß Kähne leicht über das 15 Fuß hohe Ufergras hinfahren könnten. Der Strom verengerte ſich wieder auf 360 Yards mit einer Tiefe von 18 bis 20 Fuß und wurde dann durch die Wuri-Inſel in zwei Arme getheilt. Das Land war im Allgemeinen eben, mit nur geringen Anhöhen, die aus einem zerreiblichen Sandſtein beſtanden, und wohin die Eingeborenen ſich während der Fluth begeben. Wir fuhren in den weſtlichen Arm und kamen nach Bona Pia, dem Landungsplatz des Dorfes Andamaka. Von da fuhren wir gegen den Wunſch des Königs Bell, der uns begleitete, und des Häuptlings von Andamaka nach dem Dorfe Wuna-Makemby, etwas oberhalb der Wuri-Inſel, aber der Häuptling war abweſend und der Ort nicht ſehr einladend, ſo daß ſie nach Bona Pia zurückkehrten und ſich von da nach Andamaka begaben, wo ſie die Nacht zubrachten. Als das Feſt ihrer Aufnahme vorüber war, begann ein langes Palawer über die weitere Hinauffahrt auf dem Strome, und dieß endete damit, daß man den Fetiſch befragte; der Fetiſch erklärte ſich dagegen, Capitän Allen beſchloß aber nichtsdeſtoweniger, bis zur äußerſten Spitze der Wuri-Inſel hinaufzufahren. Alle möglichen Mittel wurden am Morgen angewendet, um ihn daran zu hindern, man behauptete, er würde auf eine ſehr boshafte Race ſtoßen, und wenn er ſich durch den Rath ſeiner beſten und wärmſten Freunde nicht abhalten ließe, ſo würden dieſe ſich in der unangenehmen Nothwendigkeit befinden, ſelbſt auf ihn zu ſchießen, um den Schimpf, daß er durch Waldmenſchen getödtet wurde, nicht auf ſich kommen zu laſſen. Allen verſtand dieſe Sprache wohl, ließ ſich aber dennoch nicht abhalten, umfuhr die Wuri-Inſel, ging dann den Dabiang bis Kokki hinauf und kam an einer niedern waldigen Inſel vorbei, wo der Geruch von verfaulten Vegetabilien höchſt widerlich wurde. Er brachte die Nacht zu Kokki zu und wollte am nächſten Morgen nach A hinaufffahren, aber der Fluß wurde ſo eng und die Dünſte ſo unerträglich, daß er ſich beeilte zu dem Dampfboote zurückzukehren. Abo ſoll vier Stunden höher hinauf liegen an einigen Felſen, über welche der Dabiang 60 Fuß hoch herabfalle. Um 10 Uhr Morgens erreichten ſie das Dampfboot. Sie hatten auf dieſer Fahrt den Fluß 40 Meilen von der See aus befahren; er ſoll während der Fluth Waſſer genug für Schiffe von jeder Tüchtigkeit haben, 90 Meilen von der See aber ſoll die Fahrt durch Felſen geſperret werden. Capitän Allen war verhindert, den Quaqua-Fluß zu erforſchen, aber er nahm den Cameroons oder Dualla von Bells Stadt an in ſeine Karte auf. Leichte Fieberſymptome veranlaßten ihn ſeine Rückkehr nach der Bay von Ambas zu beſchleunigen. Dieſe Bay liegt am Fuße eines 13,000 Fuß hohen Berges. Sie hat drei kleine, aber bewohnte Inſeln, von denen eine, Namens Bobia, deren Bewohner übel berüchtigt ſind, aber ſich ſehr höflich zeigten, eine unangenehmbare Stellung bietet. Die Bewohner ſind alle Fiſcher, die ihren Fang gegen Piſang und Yams im Innern abſetzen. Capitän Allen ſagt darüber: „nach der beſondern Lage und localen Umſtänden zu ſchließen, glaube ich, daß die Bay von Ambas der geſündeſte Ort an dieſem Küſtenſtrich Afrika's iſt. Obgleich meine Beſuche in die Regenzeit fielen, ſo hatten wir doch ſelten mehr als Einen Regenſturz oder Einen Tornado im Tag; der übrige Theil des Tages war ſchön, und einige Tage waren wir ganz ohne Regen; die reine Luft vom atlantiſchen Meere her und die über die Gebirge her wehenden Landwinde ſind ſehr erfriſchend. Mangrove-Bäume und Sümpfe finden ſich kaum, das Waſſer iſt vortrefflich, und Lebensmittel nicht nur in Fülle vorhanden, ſondern auch wohlfeiler als zu Fernando Po."

Miscellen.

Die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher Moriniens, welche ihren Sitz zu St. Omer hat, wird eine goldene Medaille von 500 Fr. an Werth dem Verfaſſer des beſten Memoires über die Frage zuerkennen: „Welches iſt der Unterſchied der Gemeindeverfaſſungen Flanderns im Mittelalter und derſelben Inſtitutionen in Frankreich in der gleichen Epoche ſowohl hinſichtlich ihres Urſprungs, als auch der Geſetze und Gewohnheiten, welche bis zum Zeitalter Ludwigs XIV herrſchten?" Dieſelbe Geſellſchaft ſchlägt eine gleiche Medaille für 1844 für ein Memoire über einen wichtigen Gegenſtand der Geſchichte, der Geographie und der Archäologie Moriniens während des Mittelalters (500 bis 1500) vor. Sie wünſcht namentlich, daß man ſich mit der Geographie Moriniens unter Karl dem Großen und ſeinen Nachfolgern bis auf Karl den Kahlen beſchäftige. (Echo du Monde Savant vom 23 März.)

•

Narren in England. In den letzten 20 Jahren ſoll ſich die Zahl der Narren in England mehr als verdreifacht haben. Die Geſammtzahl der Geiſteskranken in England allein beträgt 12,347, darunter eigentliche Narren 6908, Stumpfſinnige 5741. Das Verhältniß zur Bevölkerung iſt wie 1:1000. In Wales ſind Narren 133, Stumpfſinnige 763, Geſammtzahl 896. Verhältniß zur Bevölkerung 1:800. In Schottland beträgt die Zahl der Narren 3652, ungefähr 1 von 700. In Irland ſind es etwa 8000, alſo auch wieder ein Verhältniß wie 1:8000. (ibid.)

•

Schrift über Alt-Polen. Wie ſehr gegenwärtig unter den Slawen und namentlich auch unter den Polen das Studium des Alterthums betrieben wird, davon liefert unter anderm das Werk W. A. Maciejowski's einen Beweis, welches in 4 Bänden die Sitten und Gewohnheiten Alt-Polens beſchreibt unter dem Titel: „Polen bis in die erſte Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Bezug auf Sitten und Gewohnheiten. (Casop. cesk. Mus. 4. Heft. 1842.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1843.

Die neuesten Nachrichten aus Indien.

1. Der Schlag in Sind und das Pendschab.

Es sind jetzt gerade dreizehn Jahre her, seit Burnes zum erstenmal von Bombay aus durch die Mündungen des Indus denng, den Strom aufwärts fuhr, und den Amirs die Geschenke und guten Wünsche der englischen Regierung überbrachte. Man nahm ihn, wie aus seiner Schilderung umständlich zu ersehen, mit unverhehltem Mißtrauen auf, und sah seine Ankunft nur als den Vorläufer englischer Truppen und einer Besitznahme des Landes an. Daß diese Ahnung die Amirs nicht täuschte, hat sich jetzt gezeigt: sie haben sich nach ihrer am 17 Febe. d. J. erlittenen Niederlage sämmtlich als Gefangene den Engländern übergeben. Die englischen Blätter lassen sich auf eine fast burleske Weise in tugendhaften Tiraden über das Unrechtmäßige des Verfahrens gegen die Amirs aus, lassen sich aber das Resultat als gute Beise gefallen. So sagen die Indian News vom 8 April: „Wir wiederholen es, wir hatten durchaus kein moealisches Recht, die Amirs zu zwingen, ja wie gestehen zu, daß wie, moealisch betrachtet, bei dem ganzen Beefahren uns des Raubes und Mordes schuldig gemacht haben, abee was ist denn die Laufbahn jeder erobernden Nation andees? Hätten wie dieß eine Verbrechen mehr unterlassen, so zeestörten wie die guten Wirkungen von tausend früheren Verbeechen. Das Reich, welches uns so viel Blut kostete, ist jetzt bis zu einem gewissen Grade consolidirt; der chronische Haß der Amirs ist mit Gewalt niedergeschlagen, und das Schicksal, daß jede schwächere Nation, die auf dem Pfade einer stäckeren liegt, sich unterwerfen muß, ist wieder einmal hell geworden, und wie haben jetzt nur daran zu arbeiten, daß wir die Welt für ihee Leiden entschädigen." Diese faldungsvolle Sprache könnte leicht duech ähnliche Speüche aus andern Blätteen noch bedeutend sich anschwellen lassen, allein es geht immee nur daraus heroor, daß gegen politische Nothwendigkeit die besten Entschlüsse, auch wenn sie wirklich bestanden, nichts ausrichten können.

Die Lage der Sachen ist einfach die: schon im Jahre 1806 haben die Engländer oom Gangesthal aufwärts das Land bis an den Setledsch in Besitz genommen, aber der untere Lauf dieses Flusses, und noch mehr der Lauf des Indus war ihnen duech die anwohnenden Völker und deren Fürsten gesperrt, und somit konnten die obern Provinzen, deren Haupthandelsweg den Setledsch und Indus hinadging, nie recht gedeihen, abgesehen davon, daß unruhige Köpfe aus den unmittelbar und mittelbae unter englischer Herrschaft stehenden Ländern leicht in den Indusgegenden Schutz und Unterkunft fanden. Darum ging gleich nach Besiegung der Pindarris und dem zweiten Mahrattenkeiege das Bestreben der Engländer auf Eröffnung der Indusschifffahrt hin, die Amirs aber, gewarnt durch zahlreiche Beispiele, die ihnen ihr Schicksal voeaus verkündigten, lehnten haetnäckig alle Eröffnungen ab. Als jedoch der Krieg nach Afghanistan beschlossen wae, mußte der untere Induslauf troß des Widerstandes der Amirs besetzt werden, und dieß geschah auch im Winter des Jahres 1838/39. Seit dieser Zeit konnte es natürlich bei dem fortwährenden Aufenthalt englischer Truppen im Lande an Reibungen nicht fehlen, als aber die Engländer aus Afghanistan hatten abziehen müssen, hofften die Amirs wohl, der lästigen Gäste gleichfalls los zu werden. Diese aber setzten sich jetzt nur um so fester, und behielten die Festungen Sakkar, Bakkar und Rori, welche den Uebergang über den Indus unterhalb der Vereinigung dee Pendschabströmr beheerschen, theils um möglichen Angriffen der Afghanen von dieser Seite sogleich begegnen zu können, theils um den Handel und die Schifffahrt auf dem Indus zu beschützen. Wenn schon dieser Schritt den Aerger der Amirs lebhaft erregen mußte, so war dieß noch viel mehe der Fall, als die Engländer einen schmalen Streif Landes längs dem Strome als Eigenthum von den Amirs begehrten. Die Absicht dabei scheint allerdings nue gewesen zu seyn, einen Leinpfad längs dem Flusse herzurichten und zu unterhalten; da aber das fruchtbare Land überhaupt nur längs dem Flusse liegt, und nirgends sehr breit ist, so mochten die Amirs wohl fürchten, daß dieß nur der Anfang sey um ihnen alles abzuverlangen. So ermannten sie sich endlich zur Ergreifung der Waffen, und, wie zu erwarten, erlagen sie vor der europäischen Kriegskunst nach einem mehrstündigen, erbitterten Kampfe.

Digitized by Google

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß der für die Engländer unglückliche Ausgang des afghanischen Feldzugs den Amirs und ihren Beloutschen-Vasallen gleichfalls den Muth gab, die Fahne des Islam gegen dessen Unterdrücker zu erheben; daß Akbar Chan nach dem Abzug der Engländer siegreich in Cabul wieder eingezogen, daß er seine Widersacher, mit denen sich die Kisilbasch in Cabul vereinigt, besiegt hatte, und nun verkündigte, er werde die Fahne des Propheten aufpflanzen um den ungläubigen Sikhs die Provinz Peschawer wieder abzunehmen, war am ganzen Indusstrom schon im Anfang Januars bekannt, und dies also wohl nicht ohne Einfluß auf die Entschlüsse der Emirs. Auch herrschte am Hofe des Maharadscha Schir Singh zu Lahor darüber sichtlich Besorgniß, wie aus wiederholten Befehlen an die Commandanten zu Peschawer und Dschellalabad hervorgeht, nach allen Richtungen Kundschafter auszuschicken, um sich von den Absichten und Plänen der Afghanen Kenntniß zu verschaffen. Die Provinz Peschawer, welche zwischen dem Indusstrom und zwei Ausläufern des Gebirgs liegt, ist erst seit 20 Jahren in der Gewalt der Sikhs, aber fast gänzlich von afghanischen Stämmen bewohnt, die von Randschit Singh nur mit Mühe im Zaum gehalten wurden. Von Peschawer am rechten Indusufer abwärts waren noch vor 15 Jahren kleine afghanische Fürsten, welche das zum Theil von Hindus bewohnte Land beherrschten, und ihre militärische Macht stets aus den nahen, afghanischen Bergen rekrutirten. Diese Fürsten sind von Randschit Singh theils sehr gedemüthigt, theils ganz verjagt und durch Sikh-Gouverneure ersetzt worden, welche den Raubzügen der Afghanen in die Ebene möglichst Einhalt thaten. Der Abzug der Engländer aus Afghanistan, welcher natürlicher Weise als ein glänzender Sieg des Islam über die Ungläubigen ausposaunt wird, muß längs dem ganzen Stromlauf von Peschawer hinab bis Schikarpur die Raublust der Afghanen wieder aufregen, und den Kampf um die Besitzungen in der Niederung *) erneuern. Dieser Kampf ist von um so größerer Bedeutung, als im Pendschab selbst auf der linken Seite des Stroms noch gegen eine Million Mohammedaner wohnen, welche das Joch der ungläubigen Sikhs nur mit bitterem Unmuth tragen. Es fragt sich also ganz einfach: kann Schir Singh diese ausgedehnte Gränze mit derselben Kraft unter seiner Herrschaft erhalten, wie Randschit Singh selbst? Sein geheimer Vertrag mit den Engländern, wonach er sich ganz in den Schutz derselben begeben, spricht für die Ansicht, daß er sich selbst diese Kraft nicht zutraut, aber bis jetzt noch widersteben seine Großen der Aufnahme englischer, d. h. von Engländern commandirter indischer Regimenter in den Dienst und Sold des Maharadscha.

Der arme Lord Ellenborough ist wegen seiner thörichten Sandelholztharproclamation jetzt der Sündenbock geworden, dem man nicht undeutlich die Schuld des erneuerten Kampfes in Sind aufladet, und bereits wird darauf pränudiet, „daß ein so selten von den Regeln gemeiner Klugheit geleiteter Mann, wie er, im Fall eines Angriffs der Afghanen auf Peschawer noch einmal drittische Truppen über den Indus schicken und in nicht sehr ferner Zeit England abermals in die Raufereien der Mächte Centralasiens verwickeln werde." Es ist jetzt nach dem unglücklichen Ausgang der Expedition nach Afghanistan Mode geworden, sich in salbungsvollen Tiraden über das Unrechtmäßige und Räuberische jenes Kriegszuges zu ergießen, und die Politik, welche denselben anrieth, ganz in den Hintergrund zu stellen. Man wollte durch jenen Zug einem vielleicht fernen Uebel begegnen und demselben zuvorkommen, jetzt aber ist dies Uebel durch die unglücklichen Folgen des angewandten Heilmittels nur immer drohender geworden; manche Andeutungen gehen dahin, daß geheime Aufreizungen unter den Moslems Indiens mit erneuerter Stärke begonnen haben, und in dem durch die Verheerung seines Landes aufgereizten und erbitterten Afghanenvolke wird jetzt der heilige Krieg gegen die Ungläubigen mit erneutem Eifer gepredigt. Die große Frage ist, wie oben schon bemerkt, jetzt einfach die, ob der Sikhstaat nach Randschit Singhs Tode noch mächtig genug ist, die fanatischen Moslems abzuwehren. Ist er dies nicht, so muß England einschreiten, und die ganze Indusgränze, nicht nur, wie schon geschehen, in Sind, sondern von Schikarpur bis hinauf nach Peschawer besetzen. Dann sind die Millionen Moslems in Indien ein schlimmer Feind im eigenen Lager. Man erinnere sich nur, wie lange die indischen Moslems den fanatischen Seid Ahmed Schah, welcher jahrelang an der Spitze der Insurgents den Religionskampf gegen die Sikhs in Peschawer fortsetzte, mit Geld und zum Theil selbst mit Mannschaft unterstützten. Randschit Singh mit seinen Sikhs hielt die Einbrüche der Afghanen in Indien auf, und sobald die Sikhs dies nicht mehr zu thun vermögen, müssen die Engländer selbst die Rolle übernehmen.

*) Wir haben im vorigen Jahre die Verhältnisse dieses Landes geschildert. S. Nr. 287, 288.

V. Bundelkund.

Es ist eine schlimme Sache für die Engländer, daß der Rückzug aus Afghanistan und die Concentrirung ihrer Macht in Ostindien dem Kampfe in Bundelkund kein Ende machte. Bundelkund ist ein eigenthümliches Land: einst ein mächtiges Reich, in späteren Zeiten in eine Menge kleinerer Staaten getheilt, ist es doch nie, weder von den Moguls, noch den Mahratten ganz bezwungen worden. Die Race ist etwas viereckig und unschön, gilt für verrätherisch, ist aber tapfer und abgehärtet in Kämpfen, die selbst unter englischer Herrschaft nie ganz aufhörten.*) Das Land ist ziemlich gebirgig und zeigt ein sehr merkwürdiges Phänomen in seiner Structur, nämlich einzelne, scharf nach allen Seiten abfallende Erhebungen des Bodens, die in der Geschichte des Landes als Festungen eine große Rolle spielen. Der Gesellschaftszustand ist noch sehr mittelalterlicher Art, und auf einer Menge Anhöhen sieht man theils verfallene, theils noch wohl erhaltene und bewohnte Burgen. Ein intelligenter Beobachter, welcher das Land mehrfach durchreiste,**) bemerkt darüber: „In Folge der eigenthüm-

*) Die englischen Zeitungen von den Jahren 1833 bis 1838 berichten fast unaufhörlich von Kämpfen einzelner Radschahs unter einander.

**) Asiatic Journal, Nov. 1837. S. 228.

Digitized by Google

lichen Gestaltung des Bodens und der Unerschrockenheit seiner Einwohner konnte es nie ganz unterjocht werden. Wären die Häuptlinge einiger gewesen, und hätten sie ein besseres Kriegssystem gehabt, das Land hätte seine Unabhängigkeit behaupten können bis auf diesen Tag. In ganz Bundelkund ist kaum ein Flecken, der nicht der Schauplatz irgend eines verzweifelten Kampfes war, worin die Hindus, Geld gekleidet,*) mit dem Entschluß fochten, lieber zu sterben, als ihren Gegnern zu weichen." Ein solches Land muß einer disciplinirten Kriegsmacht immer arge Schwierigkeiten entgegensetzen.

Bundelkund ist der Schauplatz von Unruhen, welche die Einmischung der englischen Macht erforderten, seit dem J. 1838. Gegen Ende dieses Jahres fand ein Erbstreit in dem Fürstenthum Djansi (nach Beegbans Karte, nach englischer Schreibart Jhansi) statt; die Engländer glaubten sich berufen, einzuschreiten, allein ihre früher geschehene Besitznahme zweier zu Bundelkund gehörigen Districte, Djaloun und Moti, hatte alles gegen die Engländer so sehr eingenommen, daß die beiden streitenden Parteien sich gegen die sich einmengenden Engländer verbanden. Dieß half indeß nichts, denn am 5 Januar 1839 wurde die Veste Djansi genommen und eine Commission niedergesetzt, um Ruhe in das zerrüttete Land zurückzuführen. Bald zeigten sich Räuberschaaren, die aber ohne Mühe auseinander gesprengt wurden, und die man für die Reste der zu Djansi und einer andern Veste, Kassery, zersprengten Truppen hielt. Dieß dauerte das Jahr 1839 und 1840 hindurch; aber nun standen mächtigere Häuptlinge auf, namentlich der von Tschizneh und Tschirgong. Der letzte war der bedeutendere, man schickte nach der Einnahme von Dschizneh Truppen gegen seine von wenigstens 4000 Mann vertheidigte Veste, die nach einem hitzigen Kampf in die Hände der angloindischen Truppen fiel und einer dreistündigen Plünderung preisgegeben wurde. Der Häuptling (Thakor) entkam und floh zu einem Verbündeten, dem Thakor von Kairwa. Man hatte indeß zu Tschirgong Entdeckungen gemacht, die auf diese scheinbar unbedeutenden Ruhestörungen ein unangenehmes Licht warfen, denn man fand den Beweis, daß die mächtigsten Fürsten des Landes, die von Urtscha, Dittead und Lumtiah, den Thakor von Tschirgong mit Geld und Waffen unterstützt hatten.

Auf diese Entdeckung wurden vier Regimenter Infanterie mit einer entsprechenden Masse Artillerie zusammengezogen, und man sah die Sache für bedeutend genug an, den General Pollock selbst mit der Unterwerfung Bundelkunds zu beauftragen, als der Aufstand Afghanistans diesen fähigen Mann auf einen größern Schauplatz berief. Auch scheinen die Fürsten vorerst den Sturm durch Unterwürfigkeit abgewendet zu haben, um so mehr, als der alte Radscha von Urtscha um die Mitte des Jahres 1841 starb. Dagegen erschienen im Frühjahr 1842 in den südlichen, ziemlich unzugänglichen Districten des Landes Freibeuterhaufen, und die Engländer, welche alle irgend verfügbaren Truppen nach Afghanistan beordert hatten, konnten nur die Vesten besetzt halten, und wagten nicht eine stärkere Truppenzahl gegen die Insurgenten zu schicken, unter denen sich der oben erwähnte Thakor von Tschirgong befand. Inzwischen sammelten sich nicht weit von der Gegend, wo die Freibeuterhaufen herumstreiften, 15,000 Mann unter mehrern Thakors, welche zwar dem englischen Residenten erklärten, sie hätten keine schlimmen Absichten gegen England, und bezweckten bloß mehrere Verbesserungen in der Verwaltung des Landes, aber man traute ihnen nicht, hatte jedoch auch im Augenblick kein Mittel, eine solche Macht aus einanderzutreiben, denn es war im Anfang des Mai vorigen Jahres, zu einer Zeit, wo man wegen Afghanistans in der größten Besorgniß war. Scindiahs Contingent, das man requirirte, war weder bedeutend noch verläßlich genug, um einen entscheidenden Streich zu wagen.

Diese Unthätigkeit ermuthigte die Insurgenten: sie griffen einige Städte an und plünderten sie, lieferten den Engländern mehrere hitzige Gefechte, die ohne Entscheidung blieben, und wahrscheinlich hätten die Unruhen sich gleich damals weiter ausgedehnt, wenn nicht der Thakor von Tschirgong in einem der Gefechte gefallen wäre. Dadurch verlor der Aufstand vorerst seine bestimmte Richtung, aber die Ansicht herrschte allenthalben, es fehle den Engländern an Truppen, um den Aufstand zu unterdrücken, und so breitete sich derselbe schnell bis über den Nerbudda südwärts aus, wohin die Verfolgung der einzelnen Schaaren äußerst schwierig war und doch keine sonderlichen Resultate liefern konnte, da die Bundelas mit den Goands im Gebiete der Präsidentschaft Madras in Verbindung getreten waren, so daß Madras-Truppen mit den bengalischen zur Dämpfung der Unruhen zusammenwirken mußten. Was man aus den neueren Zeiten des Kampfes weiß, ist, daß die Engländer 14,000 Mann ins Land gesendet haben, daß eine Postenkette nach mehreren Richtungen dasselbe durchziehen und mehrere Districte zum englischen Gebiet geschlagen werden sollen, um desto unumschränkter in denselben verfügen zu können. Indeß berichtet auch die neueste Post keine Abnahme, vielmehr eine Zunahme des Aufstandes, und der Umstand, daß dieß ganze Gebiet, von welchem aus die Flüsse nach Osten und Westen fließen, zu den schwierigsten in ganz Indien gehört, weissagt den Engländern mehrjährige ruhmlose und beschwerdenvolle Feldzüge, in denen an entsprechende Vortheile nicht zu denken ist.

*) Die Farbe des Todtenopfers.

Das Grab des heiligen Adalbert zu Gnesen.

In dem Dom zu Gnesen befindet sich das Grab des heil. Adalbert, wo die Gebeine dieses von allen frommen Polen so tief verehrten Märtyrers aufbewahrt werden. Seine Lebensgeschichte ist daselbst in großen Buchstaben von Silberblech zu lesen. Zu diesem Grabe unternahm schon der deutsche Kaiser Otto III. aus dem Hause der Sachsen, der bekanntlich von 983 bis 1002 regierte, eine Wallfahrt mit großem und glänzendem Gefolge, weil er in Gnesen ein Gelübde zu erfüllen hatte. Das Jahr dieser Wallfahrt habe ich nicht genau ermitteln können. Eben dahin kam im Jahre 1130 Boleslaw, nachdem erst 3 Jahre vorher die Ueberreste dieses Heiligen durch den Erzbischof Jakob von Znin aus dem verborgenen, bloß dem Erzbischof und wenigen Prälaten bekannten Orte,

wo man sie bis dahin sorgfältig aufbewahrt hatte, um nicht von den Böhmen oder anderen Nationen hinweggeführt zu werden, wieder ans Licht gebracht waren. Der fromme König schenkte zur Anschaffung einer Urne für die Ueberreste des Heiligen 80 Pfund Gold und außerdem eine Menge Edelsteine, doch ist von dem allem nichts auf spätere Zeiten gekommen. Im Jahre 1394 wallfahrtete der König Johann Albert zum Grabe des heil. Adalbert, und 1621 schenkte der Abtanerde von Polen, Wladislaw IV, der Kathedrale zu Gnesen eine große aus Moskau weggeführte Glocke, welche jedoch leider späterhin umgegossen werden mußte, da sie bei einem Brande stark vom Feuer beschädigt worden war. Etwa um dieselbe Zeit schickte Sigismund III, der zugleich König von Schweden war, nach Besiegung der Moldauer 34 erbeutete feindliche Fahnen zur Ehre des heil. Adalbert nach Gnesen; auch beschenkte er 1626 die Kirche wiederum mit einer silbernen Urne von großem Gewichte, um darin die Ueberreste des Heiligen aufzubewahren, bei welcher Gelegenheit er einen Brief an das Domcapitel schrieb, worin er eingesteht, daß die Stadt Gnesen, als der älteste Sitz der Könige und der christlichen Religion in Polen, sein Herz vorzugsweise mit Ehrfurcht erfülle. Nachdem aber auch dieses Denkmal bei den feindlichen Invasionen geraubt worden, errichtete der Bischof Adalbert Pilchowicz im Jahre 1662 ein neues, und zwar dasjenige, worin die Gebeine des Heiligen noch jetzt aufbewahrt werden. Dieses Grabmal ist durch die Freigebigkeit mehrerer Könige und anderer frommen Personen aufs reichste beschenkt worden. So erblickt man auf demselben die lebensgroße, liegende Gestalt des Märtyrers in vollem Ornate von gediegenem Silber und darunter eine lateinische Inschrift folgenden Inhalts: Um der Verdienste des heil. Adalberts willen erhöre uns Christus! Noch mehrere daselbst angebrachte Inschriften beziehen sich sämmtlich auf die Geschichte und den Märtyrertod dieses großen Heiligen. Die übrigen vielen und zum Theil wirklich merkwürdigen Denkmäler älterer und neuerer Zeit in dieser prächtigen Kathedrale selbst, so wie in den vierzehn sie umgebenden Capellen näher zu beschreiben, würde zu weit führen; ohnehin gewinnt man von ihnen nur durch eigene Anschauung ein deutliches Bild.

Die Literatur der lebenden Sprachen Indiens.

Wir haben schon wiederholt einer Abhandlung, welche Dr. Stephenson in der asiatischen Gesellschaft Englands über die indische Literatur vorlas, erwähnt. In der Sitzung des 25 März kam solche zu Ende, und hier ist nun namentlich von den Literaturen der Töchtersprachen des Sanskrit und einer anderen Sprache, die vor Ankunft des Braminenstammes in Indien geherrscht haben muß, die Rede. Stephenson bekämpft namentlich die herrschende Ansicht, als seyen die Hindus in Literatur und Religion stets auf einerlei Stufe stehen geblieben. Man glaubt gewöhnlich, alles, was man indischer Literatur werthvolles vorhanden sey, finde sich in Sanskrit- oder persischen Schriften. Es besteht indeß eine sehr umfassende Literatur in den gesprochenen Sprachen Indiens, *) und diese Literatur übt ihren Einfluß auf alle Stände, vom Fürsten bis zum Bauer herab; selbst Braminen haben sich herabgelassen daran Theil zu nehmen, obgleich die meisten Schriftsteller dieser gesprochenen Sprachen Hindus sind. Von der Zeit des vollen Siegs des Bramanismus, im 8ten oder 9ten Jahrhundert, an ward jede andere Glaubensform verfolgt, und keine Schriften gestattet als die, welche der herrschenden Religion huldigten. Aber die Eroberung der Mahammedaner, welche mit gleicher Schwere auf allen lastete, führte einen höhern Grad von religiöser Freiheit herbei, und die verfolgten Dschains, minder eifrige Götzendiener als die Verehrer von Wischnu und Siwa, fanden einigermaßen Gnade in den Augen ihrer Sieger. Wir finden deßhalb bald nach dieser Zeit religiöse Reformatoren, die ihre Ansichten schriftlich niederlegten und Secten bildeten, die vom alten Hinduismus abwichen und bis auf diesen Tag noch bestehen. Im 15ten Jahrhundert stellte Kabir fast einen reinen Theismus auf, und machte die Götzendienerei der Braminen und die Gebräuche der Moslems gleichmäßig lächerlich; viele tausend Hindus sehen sich noch bis auf den heutigen Tag als seine Schüler an. Die Werke dieser Reformatoren existiren noch und werden von ihren Schülern vielfach gelesen. Die tamulische Dichterin Avvey hinterließ eine Sammlung moralischer Sprüche von derselben reformirenden Tendenz, obgleich sie zu keiner besondern Secte gehörte. Im Anfang des 14ten Jahrhunderts erhob sich im Mahrattalande eine Reihe Schriftsteller, deren Werke ein reineres Religionssystem als das bisher herrschende zum Gegenstand hatten. Alle diese Schriftsteller bedienten sich der Volkssprache der Provinzen, in denen sie wohnten, und wurden von dem ungelehrten Volke gelesen. Die Poesie wurde um dieselbe Zeit gepflegt, und auch Geschichte begann die Aufmerksamkeit der Hindus auf sich zu ziehen; es finden sich zahlreiche Ereignisse von Leuten beschrieben, die selbst dabei als handelnde Personen auftraten. Dr. Stephenson ist vollkommen überzeugt, daß die gelehrten Hindus der nächsten Zeit die Werke ihrer Vorfahren studiren, und sie mehr und mehr mit dem Wissen des Westens verschmelzen werden. (Athenäum vom 8 April.)

*) Persisch wird eigentlich nicht mehr in Indien gesprochen, sondern Hindustani, ein verdorbenes, stark mit Sanskritworten gemischtes Persisch ist an dessen Stelle getreten, und persische Schriften werden deßhalb nur noch von einem geringen Theil der höhern Classen studirt.

Miscellen.

Zinnminen in Tenasserim. Prof. Forbes Royle berichtete in der geologischen Gesellschaft zu London am 22 März über Zinnminen, welche schon der bekannte Dr. Helfer in den Tenasserimprovinzen aufgefunden hatte. Der zinnhaltende Distrikt scheint sehr ausgedehnt und so reich zu seyn, daß Capitän Tremenheere nach angestellten Versuchen erklärte, zwei Leute könnten, wenn sie nur das Kies auswüschen, in einem Tage 5 Pfund 2 Unzen 464 Gran Zinn gewinnen bei einem Aufwande von nur 12 Annas (54 kr.), die Kosten des äußerst einfachen Ausschmelzens mit eingerechnet. Das Zinnerz soll dem von Banca gleichkommen. (Athenäum vom 8 April.)

Der Heuschreckenvogel. In der Schrift: Leben eines reisenden Arztes, ist bei Gelegenheit, daß die Heuschreckenschwärme in Südrußland erwähnt werden, auch von dem Heuschreckenvogel die Rede, von dem schon Volney bemerkt, daß ein Vogel in der Größe einer Drossel die Heuschreckenschwärme begleite. Vielleicht sind diese Vögel zahlreicher in Syrien als in Südrußland, hier aber bemerkte der Verfasser nie mehr, als etwa zwanzig zu gleicher Zeit, und diese konnten unter den Millionen Heuschrecken unmöglich eine große Verheerung anrichten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, 8 April.

Als die französische Regierung im Jahre 1840 eine Gesandtschaft nach Persien schickte, gab sie ihr zwei Künstler mit, den Architekten Coste, durch sein Werk über die Baudenkmale von Cairo berühmt, und den Maler Flandin. Sie wurden mit Instructionen von der Akademie der schönen Künste versehen, und das Aufsuchen und genaue Zeichnen aller alten Denkmale und Inschriften vor allem zum Zweck gemacht. Die Gesandtschaft reiste nach einigen Monaten unverrichteter Dinge wieder ab, die Künstler blieben, obgleich fast ohne Hülfsmittel, besuchten Ispahan, Kirmanschah, Hamadan, Persepolis, Daradgird, Bagdad und Aleppo, und brachten ein reiches Portefeuille vortrefflicher Studien mit. Sie haben nicht nur die schon bekannten altpersischen Monumente von Nakschi Rustem und Persepolis aufs neue mit größerer Genauigkeit als je gezeichnet und gemessen, sondern eine Anzahl von bisher unbekannten entdeckt, und alle Inschriften in Keilschrift und in Pehlwi mit äußerster Genauigkeit abgezeichnet. Die Resultate wurden der Akademie zum Bericht vorgelegt, und es wurde beschlossen, die Reise auf Staatskosten herauszugeben. Sie soll in drei Abschnitte zerfallen: Inschriften, alte Monumente und pittoreske Bilder, von denen jede ein abgesondertes Werk bilden und mit einem Text begleitet werden soll. Die Sculpturen sind alle in dem gleichförmigen Maaßstab von ein Zwanzigstel der natürlichen Größe gezeichnet und werden so gestochen werden. Das ganze Werk soll 360 Kupfer enthalten, und der Anfang des Stechens ist schon gemacht. Die neuen Inschriften, welche es enthält, sind zahlreich, und die neuen Monumente verdankt man zum Theil den Ausgrabungen, welche die zwei Künstler veranstalteten, und wobei bei schon früher bekannten Monumenten, wie z. B. bei der großen Treppe in Persepolis, neue Reihen von Figuren zu Tage kommen, welche um so interessanter sind, als die Köpfe der Figuren nicht verstümmelt sind, was zu beweisen scheint, daß sie schon vor dem ersten Einfall der bilderstürmenden Araber von Schutt bedeckt waren. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Werk eines der interessantesten seiner Art werden wird, aber man muß befürchten, daß die Weise, wie die französische Regierung große Werke unterstützt, dazu führen werde, daß der Preis sogar für viele öffentliche Bibliotheken unerschwinglich wird. Sie nimmt nämlich eine gewisse Anzahl Exemplare, meistens Hundert, deren Preis so berechnet wird, daß er die Kosten des Ganzen etwa deckt, der übrige Verkauf ist die Belohnung der Verfasser. Es wäre an dieser Art von Unterstützung nichts auszusetzen, wenn die Minister die Zahl der für die Summe im Ganzen zu liefernden Exemplare so hoch als möglich und ihren Preis daher so niedrig als möglich stellten, wobei die Verfasser ebenfalls entschädigt und zugleich gezwungen würden, das Werk dem Publicum ebenfalls um einen mäßigen Preis zu verkaufen.

Die Basreliefs des Tempels von Magnesia, welche Texier auf Rechnung der französischen Regierung aus den Sümpfen, in denen sie lagen, hob und einschiffte, liegen jetzt in Havre und werden nächstens hier erwartet. Sie sind älter als die Basreliefs des Parthenon; ihre Masse ist sehr bedeutend und sie bilden eine fortlaufende Länge von etwa 150 Fuß. Sie sind mit den Marmoren aus Xanthus, welche Fellows nach London geschafft hat, die schönsten antiquarischen Entdeckungen der letzten zwanzig Jahre. Kleinasien verspricht noch viele Schätze dieser Art zu liefern; die überraschende Menge von Alterthümern, welche Hamilton, Fellows und Texier seit vier Jahren dort entdeckt haben, bildet offenbar nur einen Theil dessen, was eine sorgfältigere Durchforschung der von großen griechischen Städten nicht bedeckten Südküste von Kleinasien noch enthält. Man sagt, daß Fellows an der Spitze einer zahlreichen Expedition wieder dahin abgegangen sey, und es wundert mich, daß keiner der größeren deutschen Staaten dem Beispiel von England und Frankreich gefolgt ist, um seine Museen mit unschätzbaren Resten des Alterthums zu bereichern, und zwar auf eine Art, der man keinen Vorwurf von Barbarei machen kann, denn es handelt sich nicht davon, stehende Tempel zu verwüsten, wie man in Aegypten und sonst gethan hat, ein Verfahren, das jeder civilisirte Staat ehedem hatte, sondern umgestürzte Reste aus den Haufen von Ruinen, wo sie dem Muthwillen müßiger Hirten und der Zerstörung durch

Digitized by Google

die Kalköfen ausgesetzt sind, zu ziehen und zu retten. Es gibt noch eine Menge Stellen, welche voll Ruinen sind, die noch die neuesten Reisenden nicht besucht haben, und wo sich Sarkophage und Basreliefs in Menge finden würden, und zwar in der Nähe des Ufers, wo die Einschiffung ohne große Mühe und Kosten geschehen könnte.

So scheint z. B. keiner der neuen Reisenden den Golf von Satalia besucht zu haben, dessen Ufer überall mit griechischen Ruinen bedeckt sind. Der französische Consul Corancez macht in seinem anonymen Itinéraire d'une partie inconnue de l'Asie mineure (Paris 1816) eine kurze Beschreibung der dortigen Ruinen. Er sagt von den Ruinen, die er westlich von Alaia fand, und die er für die von Side hält: „Die Ruinen des Hafens geben jedoch keinen Begriff von der Pracht der Reste der Stadt selbst. Wenn man die Ringmauer übersteigt, so wird man auf jedem Schritt durch die Größe und Schönheit der Ruinen welche den Boden bedecken, aufgehalten; es ist schwer, sich von einer zu der andern einen Weg zu bahnen, einige Gebäude bieten nichts mehr dar als Haufen von gehauenen Blöcken, deren ungeheure Größe auffällt, andere stehen noch ganz. Der Theil der Stadt, welcher am reichsten ist an Säulen und an Porphyr, Jaspis und Granit, ist der, welcher sich gegen Süden an dem Ufer hin ausdehnt. Wenn man die Mauer, welche die Stadt auf der Seite des Hafens vertheidigte, überschritten hat, so stößt man zuerst auf 25 schöne Säulen von grauem Marmor, die Stelle des Gebäudes, dem sie angehörten, ist an Marmorplatten bemerkbar, welche jetzt halb mit Sand bedeckt sind. Von da an folgt man dem Ufer gegen Morgen durch eine Masse von Gebäuden, welche meistens noch stehen und die keine öffentlichen Monumente gewesen zu seyn scheinen; 200 Schritt weiter findet man die Reste eines prachtvollen Tempels mit Säulen von weißem, parischem Marmor von ungeheurer Größe, ich habe ihrer mehr als 30 gezählt. Die Erde ist von ihren Capitälen, die von vortrefflicher Arbeit sind, bedeckt, von Stücken vom Fries mit Sculpturen, von Marmorplatten mit Basreliefs, alles im schönsten parischen Marmor. Die Zeit hat seine Politur angegriffen, aber er behält den halbdurchsichtigen Glanz, der diesen schönen Stein auszeichnet. Die Ruinen der Stadt füllen einen Raum von 5—600 Toisen in der Breite und 16—1800 in der Länge. Die Stadt ist heutzutage eine vollkommene Einöde, denn die Leute der Umgegend meiden sie, weil sie glauben, daß sie von Geistern bewohnt sey. Nördlich von der Stadt liegt ein kleines Dorf, das Sataliadan heißt, und den Ruinen ihren jetzigen Namen gibt. Gegen Westen ist die Küste von andern antiken Resten bedeckt, die sich in geringen Entfernungen am Ufer folgen und einen Raum von 60 (italienischen) Meilen einnehmen; man bemerkt unter ihnen hauptsächlich zwei große Anhäufungen von Ruinen, welche den alten Städten von Magydis und Attalia anzugehören scheinen u. s. w."

Diese Localitäten sind in Caramanien, einer bis jetzt sehr wenig besuchten Provinz, während Lycien in diesem Augenblick das Augenmerk der englischen und französischen Alterthumsforscher ist. Es wäre zu wünschen, daß man zwei oder drei junge Gelehrte nach dieser Küste schickte; sobald sie Bildwerke gefunden hätten, welche ein Museum bereichern könnten, müßte einer von ihnen nach Konstantinopel gehen, um einen Ferman von der Pforte für ihre Wegnahme zu erhalten, was durch Vermittlung einer Gesandtschaft ohne große Schwierigkeit geschieht, obgleich zur Abkürzung des Geschäfts in den türkischen Bureaux ein goldener Schüssel nöthig ist, wie Fellows erfahren hat; dann würde man ein Schiff miethen und mit Hülfe der Mannschaft und einiger Werkleute die Marmor einschiffen. Die türkische Bevölkerung der Küste, welche früher sehr verschrien war, hat man bei näherer Bekanntschaft sehr gutartig gefunden, und die einzige Gefahr bei der Expedition liegt in den Fiebern der sumpfigen Orte, welche der Corvette, die man Lerier gegeben hatte, acht Mann kosteten; freilich lagen die Marmor von Magnesia in einem förmlichen Sumpfe. Die deutschen Sammlungen sind zu arm an antiken Bildwerken, als daß man eine Gelegenheit sie zu bereichern vorbeilassen sollte.

Neuere spanische Poesie.

(Nach einem Artikel des Journals, la Presse, vom 10 April.)

Heute noch, wie ehemals, ist die Poesie der reichste Theil der spanischen Literatur; sie treibt auf dem Boden Cids immer noch neue Blüthen, junge Dichter studiren noch immer jene alten Balladen, und suchen, im Hinblick auf die Werke des goldenen Zeitalters, der Dichtkunst ihre Originalität und ihre eigenthümliche Kraft wieder zu geben. Der berühmte Melendez Valdez hat vor einem halben Jahrhundert zuerst diese Bahn betreten, um die engen Regeln der poetischen Kunst, wie sie Luzan und die Akademie aufgestellt hat, abzuschütteln, und Quintana, Arriaza, Lista u. a. sind ihm auf dieser Bahn mit Glück gefolgt. Einer der ersten jetzt lebenden Dichter der Halbinsel ist ohne Widerspruch Don Angel Saavedra, Herzog von Rivas, einst verbannt unter Ferdinand VII, unter Isturiz Minister des Innern, aber mit diesem durch die Ereignisse von La Granja gefallen. In seiner Verbannung hat er sein wichtigstes Werk geschrieben: der maurische Bastard (el moro exposito), ein leider zu wenig gekanntes Buch. Der Held des Gedichts ist der kühne Mudarra, Bruder des Infanten von Lara, dessen Geschichte eine der schrecklichsten Sagen des spanischen Mittelalters ist Das Gedicht ist in „Romances" abgetheilt, während ein anderes, freilich nur fragmentarisches Gedicht „der Graf von Villa Mediana" mehr in der Art der alten castilianischen Balladen ist, und darum bei vielen Spaniern mehr Beifall fand. Neben ihn stellen sich andere Dichter, so Salvador Bermudez de Castro, von welchem man sehr schöne lyrische Versuche kennt, welche den Stempel bitterer Trauer tragen, wie die moderne Poesie fast aller Länder. Der Zweifel hat auch in den starken Seelen Spaniens Platz gegriffen, und jedes Werk, in Spanien wie anderswo, trägt diesen Stempel des kreisenden Jahrhunderts. Unter diesen Versuchen erwähnen wir namentlich den „Maestre de Santiago," welches Gedicht eben so wie die Werke des Herzogs von Rivas die Tendenz

Digitized by Google

der spanischen Dichter zeigt, zu der alten und doch immer neuen Form der Romanze zurückzukehren. — Campoamor hat sich neulich durch eine Sammlung von Gedichten voller Zartheit und Empfindung ausgezeichnet, aber der Verfasser des Romans „Sancho Saldana" und eines Gedichts über Pelayo, der berühmte Espronceda, ist leider im vorigen Jahre noch in jugendlichem Alter gestorben.

Vor Espronceda hatte Larra sich ausgezeichnet, aber leider aus Liebesverzweiflung sich das Leben genommen. Seine Gedichte athmen eine herbe, unerbittliche Ironie, aber wie bei Byron ahnt man unter seinem Lachen eine leidende Seele, die sich, von Zweifeln zerrissen, nach der Festigkeit des Glaubens sehnt. Außer zahlreichen Journalartikeln, unter denen sich die „Briefe eines alten Castilianers" auszeichnen, hinterließ Larra auch ein Drama, Macias, dessen Held der (auch von Uhland verherrlichte) Macias el Enamorado ist, jener galizische Dichter, den der Mann der von ihm angebeteten Frau tödtete. Die Spöttereien Segovia's und Mesonero's sind ruhiger als die Larra's, und verrathen eine glücklichere Seelenstimmung; der erstere ist unter dem Pseudonym el estudiante bekannt, und Mesonero hat die Sitten Madrids unter dem Namen El curioso parlante gezeichnet.

Um das Theater aus seinem tiefen Verfall zu erheben, hat sich in Madrid ein Kranz von beachtenswerthen Schriftstellern erhoben, und das spanische Theater ist der fremden Nachahmung nicht mehr so verfallen, als man oft glaubt, obgleich noch viele, nur allzu viele werthlose französische Erzeugnisse übersetzt werden. Die wahren Repräsentanten der neuern dramatischen Kunst sind Hartzembusch und Zorrilla, Breton de los Herreros, Gil y Zarate, Garcia Gutierrez, Castro y Orosco. In ihren Theaterstücken findet man wieder Spuren des alten spanischen Geistes, sie sind zurückgekehrt zu den alten Vorbildern ihres Landes, und mehrere von ihnen mischen, wie diese, gerne Prosa und Verse durch einander. Breton ist bekannt durch seine unglaubliche Fruchtbarkeit, aber seine zahllosen Comödien sind nichts destoweniger in einer lebendigen, correcten, rein castilianischen Sprache geschrieben. Zarate's beste Stücke sind Rosamunde und Carl II. Castro y Orosco ist am meisten bekannt durch sein Drama „Luis de Leon oder Kloster und Welt." Zorrilla, der durch seine reichen, lyrischen Ergüsse an Calderon mahnt, hat den „Schuhflicker und König" (el Zapatero y el Rey) und „die Nacht von Montiel" (gleichsam der zweite Theil des vorhergehenden Drama's) geschrieben; mehrere andere Werke von ihm sind angekündigt. Hartzembusch glänzt namentlich durch das Studium seiner Charaktere, durch die allmähliche Entwicklung der Leidenschaften und durch die Reinheit seines Styls; die Liebenden von Teruel und Donna Mencia gelten für seine schönsten Dramen. Zorrilla ist kraftvoller, heißblütiger, erfindungsreicher, Hartzembusch gemessener und tiefer. Der Trovador von Garcia Gutierrez wahnte, als er vor einigen Jahren aufs Theater kam, laut an Calderon, seine späteren Stücke haben aber weniger Anklang gefunden. Bekanntlich ist in neuerer Zeit auch Martinez de la Rosa mit einem Drama: „der Spanier in Venedig." wieder auf dem Kampfplatz erschienen.

Um allen diesen Schriftstellern den verdienten Ruhm angedeihen zu lassen, bedarf es nichts, als mehr Ruhe und Sicherheit im Innern und mehr Anerkenntniß im Auslande, das seit langen Jahren sich gewöhnt hat, von spanischen Schriftstellern wenig Notiz zu nehmen.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Aus der Revue des deux Mondes.)

Es war im Herbst 1835, als ich mich auf den Weg machte, um das Königreich Meisur in seinem ganzen Umfange von Ost nach West zu bereisen. Achtzehn Tage, mit Inbegriff öftern Aufenthalts in den vorzüglichern Städten, reichten hin, um von der Küste von Coromandel zu der von Malabar zu gelangen.

In diesen Gegenden, wo nur hie und da ein schützendes Obdach zu treffen ist, erfordert die Bequemlichkeit sich mit Zelten zu versehen und sich von wenigstens sieben bis acht mit Ochsen bespannten Wagen, beladen mit dem Gepäck, den Küchenbedürfnissen, Tischgeschirr, Silberzeug, Flaschenkeller für Bier und Wein, Feldbetten, Tischen, Stühlen ꝛc. begleiten zu lassen, endlich, um nichts zu vergessen, was die Reise angenehm machen kann, besteige man wechselweise arabische Pferde, mache aber mit ihnen täglich nur ungefähr 10 Lieues, sey es um sie nicht zu ermüden, oder dem Zuge Zeit zur Nachfolge zu lassen. So reisen die Engländer im Innern Indiens, zwar nur die weniger Begüterten, deren Stellung ihnen keinen großen Aufwand erlaubt, besonders junge Lieutenants und Hauptleute, gute, angenehme Gesellschafter, lustig auf der Reise, wie in ihrer Cantonirung. Hat man aber nur halbwegs Veranlassung sich wichtig zu machen, so ist eine ganze Armee als Gefolge nöthig, selbst der Elephant als Lastthier und das Kamel sind zuweilen darunter. Ist aber eine Reise-Equipage bescheidener als die des Reisegefährten eingerichtet, so rathe ich, ja nicht denselben Ort zum Anhalten mit jenem zu wählen, denn der Lärm und die Aufregung um ihn her lassen keine Hoffnung etwas von den Landbewohnern zu erhalten, alle, auch die geringsten Bedürfnisse sind zur Verfügung von jenem gestellt. Ich erinnere mich des Unfalls, mit einem solchen Potentaten, einem Obrist, wie ich glaube, der vor mir in einem Bungalow sich eingerichtet hatte, zusammengetroffen zu seyn. Er hatte sich so schrecklich festgesetzt, daß mir jeder Antheil am Nachtlager verweigert war, und ich mich gezwungen sah, während meines Aufenthalts in Sattarah mich unter freiem Himmel einzuquartieren, denn unbesucht wollte ich diese alte Hauptstadt der Mahratten nicht verlassen. Beabsichtigt man nicht eine Erforschungsreise zu machen, so gibt es noch eine andere Reiseart in Indien, deren man sich als der mehr fördernden allgemein bedient. Man benachrichtigt nämlich mehrere Tage zuvor die Postdirection, genau vom Augenblick der Abreise und der Katal (Vorgesetzter der Träger) besorgt, daß man auf jeder Hauptstation die Mittel zur Fortsetzung seiner Reise unverzüglich antrifft. Allein außer der Kostspieligkeit einer solchen Reiseart darf man sich auch nirgends aufhalten.

Mir behagte keine dieser Reisemethoden. Schneller als die einen zu reisen und doch gemächlicher als die andern — mit dem Vorbehalt

alles zu beſchauen — war mein Plan. Nach Landesgebrauch bildete ein beſcheidener Palankin und einige leichte Koffer, genau ſo gefertigt, um von mir hergetragen zu werden, meine Bagage. So, nur aufs Nöthige beſchränkt, begleitet von fünfundzwanzig täglich zu meinem Dienſt verwendeten Leuten, durchſtreifte ich einen großen Theil des ſüdlichen Indiens. Weit leichter ſind die zahlloſen Schwierigkeiten der Reiſe, als die natürliche Trägheit der Indier zu beſiegen. Die brennende Sonnengluth des Tages, die Folgen der kühlen Nächte, vor welcher ſich zu bewahren zuweilen ſchlechterdings unmöglich iſt, die ſchrecklichen Fieber, die ſich über weite Landſtrecken verbreiten, und von deren Anſteckung oft ſchneller Tod die Folge iſt, alle dieſe Beſchwerden der Reiſe ſind leichter zu beſtehen, als der ſtete Kampf mit der indiſchen Trägheit. Ich bin ganz überzeugt, daß dieſe Trägheit der Eingeborenen in Bezug auf die Europäer berechnet iſt. Dieß iſt ihre Rache, und ſie wird wunderbar unterſtützt von einem verſchlagenen, liſtigen, an Ausflüchten reichen Geiſte. Jeder Tag gebiert neue Ausflüchte. Wie oft überraſchte ich meine ungezogenen Hammals (Träger) in Berathſchlagung über die Mittel meine Reiſe zu hindern. Mit dem Anſchein der größten Ehrlichkeit nahten ſie ſich mir, um mir die Unmöglichkeit, weiter zu gehen, anzukündigen. Sie wetteiferten untereinander, triftige Gründe dafür anzugeben, und ich muß der dabei entwickelten Erfindungsgabe und der lebhaften Einbildungskraft Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Von der Schmeichelei bis zur niedrigſten Unterwürfigkeit, und endlich zur lärmendſten Unverſchämtheit ſchlugen ſie nach und nach alle Töne an, geſticulirend und auf mich zuſammen einſchreiend verſuchten ſie ſich in einen Muth zu verſetzen, der ihnen gänzlich gebrach. Nichts anders bleibt übrig, als daß während des Aufſtandes die Ermahnungen durch einige tüchtige mit aller Würde und allem Ernſt eines Befehlshabers ertheilte Schläge auf die Wangen der Widerſpänſtigſten, beſonders auf jene ihres Anführers, — denn immer übernimmt einer die Stelle eines ſolchen, — begleitet werden. Man glaube übrigens nicht, daß Mißhandlungen das richtige Mittel ſey, ſie zu leiten, es wäre unter allen das ſchlimmſte, ſie würden nicht ſäumen davon zu laufen, und vielleicht mitten in Wäldern, fern von jeder Wohnung, würde man ſich verlaſſen ſehen, hülflos und ohne Hoffnung ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen.

Nur der Einfluß, den die moraliſche Ueberlegenheit erzeugt, iſt mit Ausnahme jener leichten Züchtigungen, von denen ich eben ſprach, das Mittel ſie in Unterwürfigkeit zu halten, und er iſt es auf den wir uns verlaſſen müſſen, um ſie im Gehorſam zu halten. Dieſe Züchtigung, bei uns mit unauslöſchlicher Schande verbunden, gilt ihnen faſt als Zeichen der Gunſt ihrer Gebieter. Zum Beweis dieſes Satzes möge folgende Anekdote dienen. Ein bei einem General als Kammerdiener angeſtellter Indier hatte ſich etwas verfehlt und erhielt von einem Officier des Generals einen ſtrengen, mit einigen Maulſchellen begleiteten Verweis; nicht über die Züchtigung ſelbſt, nur darüber beſchwerte der Indier ſich, daß ſein Herr ſich nicht ſelbſt habe bemühen mögen, ihn zu ſtrafen. Nur indem man an die von den unſern ſo ſehr abweichenden Sitten ſich bindet und bei einem ſo furchtſamen Volke jede unnütze Brutalität vermeidet, ohne übrigens der Energie zu ermangeln, gelangt man dahin ſich Gehorſam zu verſchaffen, und ſich ſo bedient zu ſehen, als man ungefähr wünſcht.

Zur Anzahl der empfindlichen Widerwärtigkeiten, die auf den Reiſenden lauern, gehören Indiens ſchreckliche Regengüſſe, denen kaum auszuweichen iſt. Unverſehens wird man, fern von einem Obdach, von ihnen überraſcht, und ſtundenlang fällt der Regen mit unglaublicher Gewalt hernieder, begleitet von Donnerſchlägen, wie ich ſie nie hörte. Dieſe Regen hindern die Reiſe fortzuſetzen, machen den Boden unwegſam und demoraliſiren die kleine Escorte durchaus. Die Glieder der unglücklichen Indier werden ſtarr und ſteif und bleiben völlig unbeweglich, als wäre der letzte Lebenshauch von ihnen gewichen. Einſt von einem ſolchen heftigen Ungewitter überfallen, gelang es mir mich in eine abſcheuliche Hütte zu flüchten. Während meine Escorte trieſte, lud ich Holz zuſammen und machte ein Feuer mich zu trocknen, wild und zügellos ſtürzte ſich eine ganze Schaar um den Herd, zwei Reihen bildend, wie Affen zuſammengekauert und mit einer erſtaunlichen Unempfindlichkeit ihre Arme über das Feuer haltend. Die hintere Reihe drängte ſich an ihre Gefährten, ohne jedoch Platz zu finden. Ein Grad von Stumpfſinn, den zu beſchreiben mir unmöglich iſt, war auf ihren Geſichtern zu leſen. Vergebens ſuchte ich den um ſchlechteſten Poſſierten begreiflich zu machen, meinem Beiſpiel zu folgen und einige Holzäſte zu ſuchen, damit ſie anderswo Feuer zu ihrer größern Bequemlichkeit anmachen könnten; ohne mich zu verſtehen, ſtarrten ſie mich an, blieben in ihrer Lage, ohne Kraft zu haben, eine beſſere ſich zu verſchaffen.

Freilich muß der elende Anzug dieſer armen Leute jene viehiſche Dummheit, in welche Kälte und Näſſe in wenigen Augenblicken ſie verſetzen, vermehren. Zu ihrer Bedeckung dient ihnen nichts als ein weißbaumwollener, bis zur Ferſe herabfallender Mantel, in den ſie ſich beim Schlafengehen hüllen und unter dieſer leichten Decke ſich auf den Boden lagern. Im Gehen hingegen heben ſie die äußern Enden dieſes langen Talars auf, wickeln ihn künſtlich um ihre Beine und bilden daraus eine Art kurzen Beinkleides. Zwei meiſt blaue oder rothe Streifen groben Muſſelins dienen ihnen der eine zum Gürtel, der andere als Turban und vollenden ihren Anzug. Leicht begreiflich iſt es daher, daß der leiſeſte Regen ihnen bis auf die Knochen dringt. Eben ſo ſchädlich wirkt auch die Kälte der Nacht auf ſie ein. Sie waren gewohnt ſich um den Palankin, in den ich mich zurückzog, oft unter der einfachen Landdecke eines Baumes, platt auf den Boden hinzulegen. Wollte ich nun vor Tagesanbruch aufbrechen, ſo ſah ich mich gezwungen einen um den andern aufs heftigſte zu rütteln, um ſie zu erwecken. Regelmäßig ging eine ſtarke halbe Stunde durch eine ſolche vorbereitende Operation verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Sklavenhandel in Cuba. Der Antiſlaverypeepacter berichtet, daß der Sklavenhandel auf Cuba gegenwärtig mit derſelben Lebhaftigkeit fortdauere, wie in den letzten fünf Jahren, nur mit dem Unterſchiede, daß man den Vertrag zur Abſchaffung des Handels nicht ſo offen verletze, wie bisher. Die Schiffe kommen, dieſem Blatt zufolge, meiſt unter portugieſiſcher Flagge an, und Garcia Oña, der Gouverneur von Matanzas, wird beſchuldigt, den Sklavenhandel ſo gehe wie er zu beſchützen. (Col. Gaz. vom 5 April.)

Eine wiſſenſchaftliche Geſellſchaft zu Pau hat kürzlich die Preisaufgabe geſtellt: welches waren die Rechtsverhältniſſe der Perſonen in Béarn während des Mittelalters, d. h. vom 5ten bis 15ten Jahrhundert. Der Preis iſt eine goldene Medaille von 100 Fr. (Echo du Monde Savant vom 23 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Die Osterzeit in St. Petersburg.

Amis, voici la riante semaine etc.

Béranger.

Was hatte ich nicht schon Alles über die russischen Ostern mit ihrer Butterwoche und Zubehör gelesen und was mir davon sagen lassen? Die Zeit bis dahin, wo ich mit eigenen Augen schauen, mit eigenen Sinnen erleben sollte, wurde mir entsetzlich lang. — Haltet ein, ihr die ihr bereit seyd, Steine deßhalb auf mich zu werfen und höret zuvor meine Gründe; ihr werdet, was ich sage, ganz naturgemäß finden! Ich kam im Sommer, also kurz nach Ostern, nach Petersburg, trieb mich zwar lange Zeit ganz ohne Bekanntschaften in der Riesenstadt umher, allein zu Anfange des Winters begann ich meinen Eintritt in vielerlei Kreise zu machen. Unter andern führte mich ein Freund auf meinen Wunsch auch in die Familie eines angesehenen Bürgers deutscher Abkunft ein, wo mehrere bildhübsche Töchter stets mit magnetischer Gewalt auf alle männlichen Besucher des Hauses einwirkten. Bald sah ich mich auf freundschaftlichen Fuß gestellt und genoß allerlei kleine Vorzüge, die junge Damen ohne alberne Prüderie, zur Erhöhung ihres reizvollen Umganges, unverheiratheten und jungen Männern selten, oder wenigstens nur unter dem Schirm der Familienbande zu gewähren pflegen. Ich meine jene angenehme Vertraulichkeit, die sogar und höchstens ein Küßchen in Ehren zuläßt. Die allerliebsten Töchter des erwähnten Hauses behandelten mich beinahe wie man im lieben Deutschland den Hrn. Vetter zu nehmen pflegt, der nicht mehr im allergefährlichsten Alter steht und vor allen Dingen — verheirathet seyn muß. Meine weisen Reden und Rathschläge hatten mir schon das Prädicat „Großpopinka" (Großväterchen) erworben, allein bis zum Küßchen in Ehren war nicht zu kommen, vom Kusse zu geschweigen. Vergebens berief ich mich auf die Landessitte, welche den Damen das Küssen der Gäste auf die Wangen sogar zur Vorschrift macht; man wollte nur für deutsch genommen seyn. Umsonst war alle List und Verschlagenheit, denn jeder gelegte, noch so erfolgreich scheinende Fallstrick bei Gelegenheit proponirter Wetten und dergleichen scheiterte an der Mädchenschlauheit. Ich war in Verzweiflung und man wird mir jetzt glauben, wenn ich versichere, daß die Zeit bis zum Osterfeste für mich in Kanonen ging, wie wir Hallenser einst zu sagen pflegten, und noch dazu den Schneckenschritt hielt, zumal da ich hinzufügen kann: man habe alle meine Beschwerden über Grausamkeit, Mißgunst u. s. w. auf diesen allgemeinen Landeszahlungstermin verwiesen.

Hätten nicht physiognomische, auf Lavaters Principien gegründete, also untrügliche und ganz allerliebste Beweise vorgelegen, daß meine Schönen von väterlicher Seite ächt Frankfurt-Hanauischer und von mütterlicher Seite ächt Rigenser Abkunft waren, so würde ich leicht dem Verdachte haben Raum geben können, es liege da in directer Erbfolge unverfälschter, preußischer Beamtentick zum Grunde, der weltbekannt zu werden verdient; denn es ist nicht möglich, daß ein königl. preußischer wirklicher Beamter strenger auf den einmal gesetzten Termin zur Verhandlung halten kann, als dieß bei den jungen Damen der Fall war. Jede noch so dringende Vorstellung wegen Abkürzung der Frist wurde unfehlbar von der Hand gewiesen, wie man in Preußen versichert seyn kann, mit Beantragungen um Beschleunigung des Geschäftsganges ab und zur Ruhe verwiesen zu werden, indem unter anderem auch auf den berühmten, vielgepriesenen Instanzenzug verwiesen wird, der als vortreffliches Geduldprüfungsmittel anempfohlen werden muß.

Meiner ungeduldigen Erwartung trat zum Ueberflusse noch der Julianische Kalender in den Weg, welcher bekanntlich die ganze Welt für zwölf vollständige Tage später erschaffen erklärt, oder vielmehr behauptet, es walte diese gewaltige Differenz bei den Gregorianern ob! wahrscheinlich um darzuthun, wie entsetzlich sich diese in der Zeit verrechnet; mit welch sündhaftem Fürwitz sie derselben zuvorgeeilt! — Welchen Trost konnte es mir gewähren, der vorwärts strebenden Partei durch königlich preußische Unterthanenpflichten anzugehören, und des Rechtes „die Kokarde tragen zu dürfen," bis dato noch nicht verlustig erklärt worden zu seyn, was doch den besten Patrioten

Digitized by Google

widerfahren kann? Die fatalen zwölf Differenztage ließen sich die Russen nicht abdisputieen! Als Vorsichtscommissarius und um nicht etwa gar zwischen die zwölf fatalen Tage mitten hinein gestellt zu werden, in der Qualität eines Denkmals aeger Mädchenlist, versäumte ich nicht mich zu vergewissern, daß meine Dämchen in diesem Punkte Russinnen zu seyn seieelichst deanspruchten. Wunderliche Zwiespalt in den Petersduegerinnen; bald wollen sie deutsch, bald russisch handeln, und scheinen sich bei diesen willkürlichen Anmaßungen äußerst wohl zu befinden. Als ob ihnen nicht leider außerdem schon höchst beklagenswerthe Prärogative vor dem Männergeschlecht zustänben! Wir haben da einen unwiderlegbaren Beweis gegen die Behauptung, daß slawische und germanische Elemente sich nicht wohl zusammen einigten.

Meine friedliebende Natur lehnt sich dagegen auf, den Satz verfechten zu wollen, es vermöge eigentlich Niemand die russischen Festtage zu zählen, und dieß könne weit eher mit den Arbeitstagen gelingen! Daher begnüge ich mich mit der Erklärung, daß es mir wenigstens innerhalb mehrerer Jahee, die ich in Rußland zubrachte, nicht gelungen ist in dieser Hinsicht zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Oft wenn ich recht sicher seyn zu können glaubte, weil eben kein Kronsfeiertag im Kalender stand, hieß es dennoch und zwae, wie ich bemerken muß, zum Ueberfluß bei den Russen: „seghodni prasdnik!“ (Heut' ist Feieelag), denn ein jeder Nüchterne hätte ohnedieß ersehen müssen, daß man sich heute mit der Branntweinconsumtion beschaftige, damit die Kronspächter nicht etwa mit ihren Pachtsummen bei Sr. Erlaucht dem Grafen Cancrin in Reste gerathen möchten, die der Tantième, welche der Hr. Finanzminister vom Kronspacht des Branntweins bezieht, eine Schlappe beibringen könnte.

Es ist aus erwähnten Gründen unmöglich anzugeben, in welchem Verhältniß die zue vollständigen Osterfestlichkeit gehörenden Prasdniki (Festtage) zu denen des ganzen übrigen Jahres stehen; nur so viel scheint ausgemacht, daß sie einen ansehnlichen Theil dee ganzen großen Festtagssumme consumieen. Eine so dicht auf einandee folgende, lange Reihe von Feiertagen, die von einer ganzen Nation gehalten werden, setzt entwedee eine Zähigkeit in Ertragung der Langeweile voraus, welche an die Natur des Ai erinnert, dieses Sinnbildes unserer äußeesten Rechten, unsrer haute volée; oder sie bedingen große Genialität, wie sie nur höchst selten unter Menschen angetroffen wird, um befriedigende Zerstreuung in so langes Nichtsthun zu bringen.

Hinsichtlich der vornehmen Welt Petersburgs, so ist mein Bericht leicht gefertigt, denn in ihr legt sich die Ai-Natue zu offen und deutlich an den Tag, als daß sie geläugnet oder veekannt werden könnte. Mit wahrhaft bewundernswerther Halsstaeeigkeit wird der gräßlichsten Langeweile Trotz geboteu und Niemand stirbt daran! Was wollen all die sich zu Anfange des Februaes den beginnenden großen Fasten entgegenstemmenden Balle, Fêten, Assemblées und sogenannten Carnevalsbeinstigungen anders sagen, als, der jedesmalige Festgeber bestrebe sich die ihm von andeeu verursachte Langeweile mit Wucherzinsen zurückzugeben? Ist nicht ein jeder bemüht sein Local noch voller zu stopfen als der Vorgänger, indem er weit mehe Einladungen eegeben läßt, als er Gaste aufzunehmen im Stande? Bestrebt sich wohl jemand aus den Zusammenkünften etwas mehe zu machen als ein Drücken und Deängen, ein zur Schau Tragen und Ruiniren kostbarer Kleider? Es denkt Niemand daran! Und kehrte auch Nash, der einstige König von Bath, aus dem Grabe wiedee, dem es gelang die nichtsthuenden, vornehmen Lazzaroni Englands für einigeemaßen vernunftgemäßen Gebrauch oder Veebrauch der Zeit zu bilden; käme selbst ein Nash nach Peteesburg, er würde binnen kuezem zum zweitenmale sterben an der Zähigkeit dee Petersburgee voenehmen Welt, die dem Wollsacke gleicht, dem selbst die stärksten Schläge keine Eindrücke beizubringen im Stande sind.

Wir wenden uns nun zum Volke, und finden, daß dieses zum wenigsten allerlei Variationen sogenannter Lustbaekeiten begehrt. Vierzehn Tage vor der Fastnacht bemerkt man auf dem Admiralitätsplatze allerhand sonderbare Veranstaltungen, und man frägt: Beabsichtigt der Kaiser etwa einen Riesenbau, welcher bestimmt ist den ganzen Raum zwischen der Admiralität und dem Admiealitätsviertel auszufüllen? Fast hat es den Anschein dazu, denn geoße Lasten von Baumstämmen und Brettern werden herbeigeführt, während da und dort große Feuer brennen, den hart und tief gefrorenen Eebboden aufzuhauen, damit Löcher gegraben werden können, in die man starke Balken einsetzt und befestigt, damit sie Teäger mächtiger Gerüste werden, welche man endlich schnell die Form großer Bretterbuden annehmen sieht. Nebenbei führen Lamowois *) gewaltige Eisquadrate von der Newa herbei, um sie in zwei Paralellinien, mit wenig Zwischenraum neben einander abzuladen. Arbeiter machen sich sofort darüber her, die Eisstücke dicht neben einander auf den Boden zu legen, und bald bringt man Wasser herbei, um dasselbe auf das ganze, lange Eislagee zu gießen, wodurch sich die Stücke deemaßen verbinden, daß eine spiegelglatte Bahn entsteht. Am andern Tage erheben sich zu beiden Seiten dee Bahn thurmähnliche Brettergerüste, oben mit einer Art Kiosk versehen; es wird eine Holztreppe zur Seite angelegt und ein abschüssiges, mit der Eisbahn zusammentreffendes Holzgeleit errichtet, welches gleich nach der Vollendung — von oben heruntee — fleißig mit Wasser begossen wird, das schnell gefrierend die Rutschbahn feetig macht.

Bis zum Sonnabend vor der Woche, die dem Fastnachtsdienstage vorangeht, ist alles auf dem Platze hergestellt, was für nöthig erachtet wird, den Freuden der Masljenitza (Butterwoche) die Krone aufzusetzen. Man sieht da wilde Thiere eine

*) Lamowoi ist ein russischer Spitzname für Fuhrleute, die sich mit Sachentransport beschäftigen, zum Unterschiede der Jewoschtschik, welche Personen transportirn. Eigentlich fehlt der russischen Sprache das Wort „Fuhrmann,“ daher dessen Adoption in der Pluralform Furleit. Ich kenne selbst amtliche gedruckte Berichte, wo das Wort Furleit im Singular für eine Person, also „ein Fuhrleut“ gebraucht ist. Dieß macht sich sonderbar genug.

L. W.

Digitized by Google

große Bude beziehen, dort Kisten und Kasten, gefüllt mit Garderobe und Decorationen eines ambulanten Theaters vor einem riesigen Bretteegebäude abladen, während hier der Mechanismus einer errichteten Schaukel, eines Carroussels probirt wird und dort ein Schlitten die Erstlingsfahrt auf der Rutschbahn macht. Zuschauer finden sich erst am Sonntage ein, wo bereits aufgepflanzte Fahnen flattern, bemalte Schilder zu betrachten sind und andere Herrlichkeiten, die da kommen sollen, mit mehr Zuversicht geahnet werden können.

Was wäre die Welt dem Deutschen ohne Sonntag? zwar fangen wir auch schon an, unsern Sonntagsrock nicht bloß des Sonntags zu tragen; zwar haben allerlei von den Staatsökonomen für unentbehrlich gehaltene Maschinerien unsern alten Fleiß, unsere Einfachheit untergraben und uns dem goldenen Zeitalter näher gebracht, wo nicht bloß Neapel die Residenz des dolce far niente und der Lazzaroni seyn, sondern die Zauberruthe auch bis zu uns heranreichen wird; allein es gibt dermalen doch noch Personen, von denen sich voraussetzen läßt, daß sie mit Theilnahme vernehmen werden, wie im Hause meines deutschen Gastfreundes dessen liebenswürdige Töchter mich die Ostern schnell herbeiwünschen machten, der Sonntag noch seine vollen Rechte genoß. Wer sich da am Tische einfand, der war ganz besonders willkommen, denn man hatte sich auf Gäste eingerichtet und ich war daher gern oft Gast. Als ich am Sonntage vor dem Anfange der Butterwoche kaum bei Hrn. X. eingetreten war, wurde ich auch schon mit einer freundlichen Ueberraschung erfreut, welche der deutschen Gemüthlichkeit abgelauscht war. Die älteste Tochter des Hauses, Sophie, präsentirte mir „Blinni" mit den Worten:

„Sie haben zu versuchen gewünscht, wie eine unserer beliebtesten Nationalfastenspeisen schmeckt; bitte schön, langen Sie jetzt zu; ich wünsche den besten Appetit!"

Auf einem großen warmen Teller lagen eine Anzahl dünner Kuchen, etwa von der Größe eines Dessertellerchens, die an den guten deutschen Eierkuchen erinnerten, daneben war frischer Kaviar aufgestellt und man rieth mir, mich dessen auf Butterweise zu bedienen.

Wenn ich sagen wollte, bei dieser oder späterer Gelegenheit den Blinni Wohlgeschmack abgewonnen zu haben, müßte ich es phantasiren; es ist für meinen Gaumen dabei zu sehr auf geschmolzene Butter speculirt und meinetwegen braucht der deutsche Küchenzettel nicht um diese Speise vermehrt zu werden. Der Kaviar schmeckte mir, mit bloßer Semmel genossen, bei weitem besser; allein über Gaumenangelegenheiten soll man andern die Meinung lassen und sie wie Glaubensartikel behandeln. Daher will ich nicht versuchen, den Russen eine Hauptvariation in ihren Osterfestlichkeiten zu verleiden, sondern nur als Richtschnur für Fremde, die mit Russen verkehren wollen, bemerken: daß wer Blinni in der Butterwoche verschmäht, weniger als ein „Nechrist" (Nichtchrist) seyn muß, denn verspeiset sie nicht männiglich mit größtem Wohlbehagen? Wer anders ist als Andere und die Menge, durfte von jeher sicher seyn, daß über ihn das bekannte: „ans Kreuz! ans Kreuz mit dem Sündee!" ausgerufen werde; nun und was mich betrifft, so bekenne ich mich zur Partei, die lieber Blinni ißt, als sich kreuzigen läßt! (Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Mysore.

(Fortsetzung.)

Fehlt ihnen gewöhnlich Kraft, so zeigt sich dagegen bei ihnen neben einem geschmeidigen Charakter ein natürlicher Hang zur Fröhlichkeit, Heiterer Sonnenschein belebt ihre Phantasie, und man kann sie während der langen Mittagsruhe spielen und scherzen sehen, statt zu rasten; an jedem Ruheplatz findet sich gewöhnlich eine Lache, hier nehmen sie ihre Waschungen vor, die leichte Kleidung wird abgelegt und im Teich gewaschen, sodann nach allen Seiten hin ausgebreitet. Lärmend ist dann ihre Freude, und wie Kinder spielen und scherzen sie. Auch trägt sich's manchmal zu, daß eine Art Schöngeist unter ihnen ihre Aufmerksamkeit durch Erzählung von Mährchen — die sie außerordentlich lieben — fesselt und sie dadurch zum Schweigen bringt. Allein oft ändert auf dem Marsch sich die Scene, ein lebhafter, lärmender, mit entsetzlicher Geschwätzigkeit geführter Streit entsteht, und schon glaubt man, es gehe ans Halsbrechen, als plötzliche Ruhe eintritt, denn in Zwischenräumen läßt sich eine Stimme in Spöttereien vernehmen, und in lautes Lachen lösen sich die Ausbrüche des Zorns auf.

Solche Auftritte erneuern sich mit jedem Tage. Unter den Sonderbarkeiten der Sitten und Gebräuche dieser Völker zeichnen sich die Vorurtheile der Kasten aus. Die mich bedienenden 25 Indier gehörten drei bis vier verschiedenen Kasten an, und ungeachtet des natürlichen Bedürfnisses, durch wechselweise Hülfleistungen, allgemeine Entbehrungen sich zu lindern, würden sie doch nie zusammengespeist haben. Zur Essenszeit vertheilten sie sich gruppenweise und jede Kaste bildete ihre besondere Menage; ihre Feuer und Kochstellen, wie auch Corporalschaften vertheilt, reinureten an ein kleines Lager. Ich hatte einen Dubaschi von hoher Kaste bei mir, der auf der ganzen Reise nur mit den Braminen essen durfte, so daß er zuweilen auf einem Seitenweg von zwei Stunden seine Kost in der nächsten Pagode suchen mußte. Ein anderer, ein Moslem, Neffe eines Sipahi-Capitäns, weigerte sich nicht wie zu kochen, durfte aber die von ihm selbst bereiteten Speisen nicht mehr berühren: sein eigener Bedienter mußte unterwegs für seine Nahrung sorgen. Dieser Bursche erkrankte und starb; mein Moslem, seines Küchenjungens beraubt, unterwarf sich häufigen Fasten, so oft wie nämlich Orte berührten, in denen er, dem Ritus seiner Kaste gemäß, seine Mahlzeit nicht einnehmen durfte. Sollten religiöse Vorurtheile ihnen solch lästige Verpflichtungen auferlegen? Unfähig dergleichen theologische Spitzfindigkeiten zu ergründen, glaube ich, daß der Kastenstolz das meiste hiezu beiträgt. Auf mein Befragen deßhalb berichteten sie mich, daß wegen einer Vernachlässigung ihrer täglichen Obliegenheit sie durch ihre Brüder aus der Familie in die Kaste der Parias verstoßen würden, denen nichts Besseres zu Theil werde, als an unreinen Orten todte, ja sogar crepirte Thiere, um welche die Raben sich streiten, abzunagen, ja selbst die bloße Berührung eines Paria sey eine Verunreinigung, welche nur durch unmittelbar darauf vorgenommene häufige Waschungen vertilgt werden könnte.

Vor Ersteigung des Plateau's von Mysur zog ich eine Zeitlang am Fuße der Ghats hin. Um eine mineralogische Merkwürdigkeit in Augen-

Digitized by Google

ſchein zu nehmen, von der ich bereits viel erzählen hörte, hielt ich in einem kleinen Orte, Teivoreeet genannt, an, in deſſen Nähe man auf dem Grunde einer einfaſſenden Schlucht mehrere durchaus verſteinerte, 6 bis 8 Schuh im Umfang haltende Bäume findet. Dieſe, ſo wie eine Menge Trümmer von verſchiedenem Umfang, lieferen einen ſchönen gelb geaderten Marmor und ſind zur Hälfte vom Sand verſchüttet. Häufige Ausgrabungen wurden von den Engländern auf dieſen Stellen veranſtaltet. In keinem Walde finden ſich Bäume derſelben Art, und dieſe Petrefacten reichen deßhalb in ein ungemein hohes Alter hinauf.

Meine erſte Station, die Erwähnung verdient, war das Fort Vellore, zur geringen Anzahl jener gehörend, welche die Politik der Compagnie in Vertheidigungsſtand zu ſetzen für gut fand, es iſt der Schlüſſel zu jenem weiten Gebiete, das ſie jenſeits der Ghats in Beſitz nahm, und wo ſtets militäriſch beſetzt. In dieſem Vellore war es, wo anfänglich Tippu's junge Söhne eingeſperrt waren; eine zu ihren Gunſten unter den Sipahi-Regimentern ausgebrochene Empörung wäre beinahe gelungen, wurde indeſſen noch durch die Geiſtesgegenwart eines Obriſten unterdrückt, der die Prinzen mit Gewalt weg- und ſie den Händen ihrer Befreier entführte. Einer davon ſoll ſich nach der Hand in England aufgehalten haben, wo man aus ihm eine Art von Faſhionable machte. Jetzt iſt ihr ehemaliges Gefängniß von einer Wittwe Tippu's bewohnt, ſie iſt ſehr alt und lebt ſo zurückgezogen, daß ſie nie die Schwelle ihres Palaſtes überſchreitet.

Das gegenwärtige Arſenal war einſt eine verehrte Pagode, die durch ihre höchſt vollendeten Sculpturen Aufmerkſamkeit und den Gedanken erregte, ſie dem König von England zu ſenden, allein an den Transportkoſten ſcheiterte die Ausführung des Vorhabens. Die Thore des Forts ſind ausnehmend feſt und mit ungeheuren zugeſpitzten Nägeln beſpickt, um eine Breſche durch die Elephanten zu verhindern.

Im Ganzen ſchien mir die Citadelle ein ſehr guter Vertheidigungsplatz für das Land zu ſeyn. Aus ihren ſchwarzen mit Schießſcharten verſehenen Mauern drohen Feuerſchlünde von ſchwerem Kaliber, ſie hat aus ſchönem harten Stein feſt aufgemauerte Escarpen und Contreſcarpen, die Mauern des Forts ſind durch breite Waſſergräben vom Glacis getrennt, und große Kaimans ſchwimmen darin umher. Dieſe Ungeheuer ſind von den Indiern ſehr gefürchtet, welche nie ermangeln auf ihre Gegenwart aufmerkſam zu machen.

Hat man Vellore verlaſſen und wendet ſich weſtwärts, ſo tritt man faſt unmittelbar in die Gebirgsſchluchten. Nachdem ich eine Zeitlang dem Laufe des Paiaru, eines breiten, ſehr häufig große Ueberſchwemmungen verurſachenden und oft in frühern Kriegen Carnatics als militäriſche Poſition geltenden Stromes gefolgt war, gelangte ich zum Dorf Lautpett am Fuß der Ghats, des Engpaſſes Pedunaig-Drug. Dieſes Dorf, in einer freundlichen Gegend, hat eine ſchöne Moſchee und iſt, wenn man der Sage der Einwohner Glauben ſchenken darf, durch den Tod Hydre Ali's bemerkenswerth. Nach blutigen Kämpfen mit den Engländern gezwungen ſich in die Gebirge zu werfen, unterlag er in kurzer Zeit einem alten Uebel, das Kummer und Entmuthigung noch erſchwerten. Eine flechtenartige Krankheit, Ausſatz oder Krätze, verurſachte, wie man angibt, einer Ablagerung hinter dem Schulterblatt, und raffte ihn ſo ſchnell weg, daß ſein Tod ſogar ſeinem Generalſtab Geheimniß blieb. Ein Courier wurde an Tippu abgeſendet, der Zeit gewann, aus den fernen öſtlichen Provinzen herbeizukommen, und in eigener Perſon den Truppen eine Nachricht zu geben, deren traurige Eindrücke nur ſeine Perſönlichkeit zu mindern vermochte. Nach einigen Stunden öffnet ſich der Engpaß Pedunaig-Drug. Oben angekommen, lag ein weites Plateau vor mir, auf dem mich ein heftiger, kalter, mir ſehr ſchmerzhafter Wind empfing, ſo daß ich mich eines eiſigen Froſtes nicht erwehren konnte, wie ich ihn inmitten der ſchneeigen Alpen Europa's und der Pyrenäen nie ſo heftig empfand. Freilich war der Wechſel der Witterung gar zu auffallend, und ich noch erſchöpft von der Hitze des vorigen Tages in dieſem brennenden Klima, — denn ich kam von der Küſte Coromandel, wo die an Sandflächen abprallenden Sonnenſtrahlen eine ſo erſtickende Hitze verurſachen, daß ſie, gegen den Kopf ſteigend, öfters todbringende Congeſtionen gegen das Hirn erzeugt, Zufälle, die häufig zur Zeit der Landwinde in den Monaten Mai, Junius und Julius vorkommen. In Pondichery hatte ich Gelegenheit, die ſonderbaren Wirkungen dieſer nördlichen Winde zu beobachten. Beim Wehen derſelben ſcheint jeder berührte Gegenſtand zu glühen, und erregt einen brennenden Schmerz; ſelbſt der Seſſel von Bambusrohr, auf dem man Ruhe ſucht, das an die Lippen gebrachte Glas erzeugen heftigen Schmerz. Aber in bizarrem Widerſpruch bleibt das Waſſer friſch. Gehebt ſich im Gegentheil der Seewind, um in der Atmoſphäre die gewöhnliche Temperatur wieder herzuſtellen, ſo nimmt das Waſſer — das einzige erfriſchende Mittel, das man ſich vor wenigen Minuten noch verſchaffen konnte, — eine unangenehme Lauheit an. (Fortſetzung folgt.)

Slawiſche Nachrichten.

Die in Warſchau erſcheinende Dennica (März 1843) enthält eine ſlawiſche Bearbeitung des bekannten deutſchen Liedes: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ auf die ſlawiſchen Verhältniſſe angewendet. Verfaſſer iſt der Illyrier Jan Kukuljevic Sakſinski.

•

Dasſelbe Journal entlehnt aus einem Leipziger Blatt (wahrſcheinlich einem Heft der ſlawiſchen Jahrbücher) den ſpöttiſchen Vorſchlag an die Magyaren, einen Panſinnismus dem Panſlawismus entgegenzuſetzen, und im Rücken Rußlands einen Bund der Syrjänen, Oſtjoken, Wogulen und andern Finnen zu Stande zu bringen.

•

Dieſe Dennica wird bald eine wahre Muſterkarte (in gutem Sinn) aller ſlawiſchen Dialekte werden: urſprünglich ſollte ſie nur ruſſiſch und polniſch erſcheinen, und aus den übrigen ſlawiſchen Literaturen bloß Notizen mitgetheilt werden. Allmählich aber dehnt ſie ihr Gebiet aus. Das Märzheft enthält nicht bloß das oben ſchon erwähnte illyriſche Lied, ſondern auch ein bosniakiſches. Letzteres iſt indeß noch polniſch und ruſſiſch überſetzt. Dagegen findet ſich auch eine (noch nicht vollendete) Abhandlung über das Schickſal der ruſſiniſchen Sprache *) in ſolcher geſchrieben, ohne Ueberſetzung und in ruſſiſcher Schrift. Wir ſind nicht im Stande anzugeben, in wie weit die Sprache dieſes Aufſatzes dem eigentlichen ruſſiniſchen Dialekt entſpricht; uns erſcheint ſie ziemlich ſtark ruſſificirt, etwa wie gewöhnlich das Neugriechiſche helleniſirt wird. Nach Vollendung des Aufſatzes wird es wohl zu einer, wenn auch kurzen Mittheilung in unſerem Journal Veranlaſſung geben, da derſelbe eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht auch der neuern ruſſiniſchen Literatur zu geben ſcheint.

•

Das erſte Heft des „Journals des böhmiſchen Muſeums“ von dieſem Jahre enthält von Wincricky Proben einer Ueberſetzung Homers in böhmiſchen Hexametern und einer zweiten in einer Art Jamben.

*) Hinſichtlich dieſes Gegenſtandes müſſen wir auf den Artikel „Ruſſinen“ (ſ. Nr. 107 bis 113) verweiſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1843.

Der Opiumhandel.

Die Tugendhaftigkeit mancher Engländer fängt an für die englische Regierung zur wahren Landplage zu werden, bei andern in Mißcredit zu kommen und dem Spott zu verfallen. Das hat sich neuerdings wieder bei dem Streit über das Opium gezeigt. Die Missionäre haben ein solches Geschrei über den Gebrauch des Opiums erhoben, und so viele Nachbeter in England und auf dem Continent gefunden; es war so bequem, den Engländern vorzuwerfen, daß sie den Chinesen das Opium aufdrängen, um sie zu vergiften, daß man darüber den wahren Stand der Sache völlig aus den Augen verlor. Opium ist und war seit undenklichen Zeiten in Asien ein gewöhnliches Aufregungsmittel, und scheint südlichen Klimaten gerade so zu entsprechen, wie der Branntwein den nördlichen. Es ist gar nichts dagegen zu sagen, wenn man gegen den Opiumgebrauch predigt, wie gegen die Branntweinpest, aber es ist lächerlich, wenn man sich wie Lord Ashley in einen Tugendeifer hineinschwatzt gegen das Opium, und über die nicht minder verderbliche Branntweinpest höchstens einen christlichen Seufzer ausstößt. Wenn die Chinesen Lust hätten sich in Branntwein statt in Opium zu berauschen, so würde man sich wohl kaum, da man ja in Europa von Spirituosen ganz gemächlich etliche Millionen Pfd. Sterl. an Abgaben einstreicht, dermaßen ereifern. Auch unter den Chinesen gibt es Leute genug, die einsehen, wie verderblich der Opiumgenuß ist, und es sind Bilderreihen erschienen, welche den Opiumraucher vom Anfang des Genusses an bis zum Ende, wo er verarmt und ausgemergelt dem Grabe entgegenwankt, darstellen, Bilder, die Hogarths Zeichnungen von dem Lebenslauf des Branntweinsäufers wenig nachgeben. Was man der ostindischen Compagnie, die das Monopol des Opiums in Indien hat, in der That vorwerfen kann, ist, daß sie in den letzten zwanzig Jahren durch Prämien und gezwungenen Anbau des Mohns die Opiumerzeugung und den Opiumhandel unglaublich steigerte, aber sie handelte darin nur nach dem so oft befolgten Grundsatz: Lucri bonus odor ex re qualibet, und sucht andern Mitbewerbern den Vorsprung abzugewinnen.

Die financielle Sachlage ist die: die Opiumausfuhr aus Indien nach China ist in den letzten Jahren auf 25—27,000 Kisten gestiegen. Davon kommen etwa 16,000 auf das Gebiet der Compagnie, der Rest namentlich auf Malwa; letzterer zahlt der Compagnie bei der Ausfuhr durch ihr Gebiet einen Zoll, der etwa 200 Rupien für die Kiste betragen mag. In dem unmittelbaren Compagniegebiet ist der Opiumhandel Monopol, und die Kiste kommt der Compagnie auf 350 Rupien zu stehen. Sie verkauft solche in öffentlichen Auctionen und löste vor dem chinesischen Kriege 15—1600 Rupien für die Kiste, so daß eine solche, alle Nebenkosten mit eingerechnet, in China auf etwa 2000 Rupien oder 1000 Dollars zu stehen kommen mochte. Die zerstörten 20,000 Kisten waren also 20 Mill. Dollars werth. Während des Kriegs sank der Preis durch die Schwierigkeit die Waare abzusetzen auf die Hälfte. Gegenwärtig aber gilt die Kiste im Durchschnitt mehr als 1300 Rupien, ergibt also einen Gewinn von 950 bis 1000 Rupien, was bei einer Gesammtzahl von etwa 16,000 Kisten ein Einkommen von 16 Mill. Rupien ausmacht, *) ein Item in den ostindischen Finanzen, das man um einer unverdauten philanthropischen Idee willen nicht so leicht aufopfert.

Wir nennen es eine unverdaute philanthropische Idee, denn wenn heute die Compagnie aus reiner Gewissenhaftigkeit das Opiummonopol — das gelegentlich bemerkt in Indien besser wirkt als eine gänzliche Freigebung des Anbaues und Handels — aufgeben wollte, so würden die Holländer auf Java und die Spanier auf Luçon sich bald dieses Industriezweiges bemächtigen, und sich gewiß durch keine Gewissensscrupel abhalten lassen. Bereits haben die Spanier auf Luçon begonnen, und es sollte uns sehr wundern, wenn die Holländer bei dem großen Gewinn, den dieser Handel abwirft, nicht bald die-

*) Dazu kommt noch der Zoll von dem Malwa-Opium mit wenigstens 2 Mill. Rupien, was also 18 Mill. ausmacht, und gewöhnlich schlägt man das Einkommen vom Opium im Ganzen zu 20 Mill. Rupien oder 2 Mill. Pfd. St. an. Hiezu kommt ferner noch die Abgabe von dem Opium, das in Indien selbst verbraucht wird, indem die Compagnie die Opiumverkäufer mit dem nöthigen Quantum aus ihren Magazinen versorgt.

Digitized by Google

sem Beispiele folgen sollten, um so mehr als dieser Handel geeignet wäre, größere Massen Silbergeld nach Java zu werfen, woran dieses Land ohnehin einen großen Mangel leidet.

Man hat auch gegen die Schmuggelthätigkeit der englischen Kaufleute geeifert, und allerdings ist es von einer Körperschaft wie die ostindische Compagnie eben nicht sehr ehrenvoll, daß sie die Mittel liefert, einen so ungesetzlichen Handel in solcher Ausdehnung zu treiben; aber bis vor etwa vier Jahren noch war der Opiumhandel, wenn auch nicht gesetzlich, doch toleerirt von den chinesischen Behörden und größtentheils frei von den Uebeln, welche einen Schmuggelhandel in Europa begleiten. Diese Uebel sind erst in neuerer Zeit bei der schärferen Aufsicht der Chinesen eingetreten. Die chinesische Regierung ist notorisch außer Stand, ihre 4—500 geographische Meilen Küste gegen den Schmuggel zu schützen, und die mehrmals angeregte Idee, daß England die chinesische Regierung unterstützen solle, damit der Schmuggelhandel unterdrückt werde, läuft auf eine Absurdität hinaus; denn mit demselben Rechte könnte eine europäische Regierung von der englischen fordern, daß sie die Einschmuggelung englischer Waaren in ihr Land verhindern solle. Der einzige, auch im Parlament bezeichnete Ausweg ist die Legalisirung des Opiumhandels, und mit Erreichung dieses Zieles scheint auch die englische Regierung aufs eifrigste beschäftigt.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

In diesen Bkunigeständnissen findet der geneigte Leser meine captatio benevolentiae, und wird gütige Nachsicht mit mir haben, wenn mein Bericht über die „fette Woche" trocken und mager ausfällt. Ich bin fest überzeugt, nur ein Russe vermag das Wort „Masljenitza" recht zu fassen, zu südlen, sich daran zu erlaben, denn er weiß, was es heißt: eine lange Zeit nur mit Oel zubereitete Speisen genossen zu haben; er vermag den Unterschied zu würdigen, der zwischen Maslo und Maslo ist, während der Ausländer, verleitet durch die russische Sprache, welche für zwei so verschiedene Dinge nur Ein Wort hat, auf den argen Holzweg geführt wird, zu vermeinen, dem Russen sey alles Fett gleich, wenn es nur eben Fett sey!

Mit der Zeit, und wenn die Literatur mehr Fortschritte in Rußland gemacht haben wird, steht sicher auch noch ein Russe auf, der uns die verschiedenartigen Gefühle näher beschreibt, welche im Innern seiner Landsleute bei dieser Synonyme rege werden. Erst alsdann dürften wir zu dem richtigen Begriff gelangen, welch ein Unterschied noch immer zwischen dem gewöhnlichen russischen Speiseöl und der Butter, selbst von letzter Qualität, liege. Wir werden dann einsehen lernen, welch leckeres Entzücken der Name Masljenitza zu erwecken vermag, denn da ist kein Mißverständniß möglich, es dreht sich, kann sich nur um Maslo als Butter drehen, denn das Maslo als Oel genommen, ist um diese Zeit völlig suspendirt.

Die Russen berauschen sich förmlich in Butter während ihrer Masljenitza, eingedenk der kommenden sieben Fastenwochen, wo es höchstens nur Oel setzt. Man begegnet in der Butterwoche nur fettglänzenden Gesichtern nebst dito Bärten, Händen u. s. w., allein fern sey es von mir behaupten zu wollen, daß es stets bei reiner, bloßer Butter verbleibe und daß nicht „Wodki" (Schnäpse), „Nalifki" (Beerenliqueure), „Nastolki" (Aufgüsse, Tincturen) u. s. w. einiges zur Hervorbringung der glänzenden Zustände, zur Erzeugung sehr häufig vorkommender Räuschchen und resp. Räusche beitragen; dieß hieße den Russen als Verächtee von andern schönen Gottesgabe hinstellen, und ihn der Verleumdung Preis geben. Bewahre mich der Himmel vor solcher Bosheit!

„Masljenitza" und „Katscheli" (Schaukeln) sind Worte, deren Sinnverwandtschaft außer allem Zweifel liegen, so unähnlich Buchstaben und Laute auch seyn mögen; nur bedingt erstere die letzteren, ohne daß eine umgedrehte Gegenseitigkeit statt findet, denn man schaukelt sich in Rußland gern allezeit, ohne — wie schon erwähnt — eben stets Butterwochen zu haben. Hört ihr den Russen noch ganz in der Ferne singen, so werdet ihr seine Neigung zum Schaukeln auf Extremen deutlich gewahr in seinen kühnen Sprüngen aus Moll in Dur; kömmt er euch näher, so küßt er euch, ist euer Seelenfreund, dem kein Opfer für euch zu schwer fällt, oder — er fällt über euch her mit der Wuth eines wilden Thieres, feindet euch an, wie er immer weiß und kann und betrügt euch mit merkwürdigster Schamlosigkeit, daß euch die Augen übergehen! So schwenkt er sich auch gern in die Lüfte, oder — wälzt sich am Boden.

Betreten wir in der Butterwoche den Admiralitätsplatz von der Newaseite her, so scheint es fast, als ob die Katscheli den Grundton der Vergnügenssymphonie anzugeben bestimmt wären, durch die Mehrzahl der Stimmen; denn es schwingt und dreht sich alles an einem Horizonte, dessen Hintergrund starre Bretterdächer bilden. Erst in der Nähe gewahren wir das ganze Arrangement des Orchesters, dessen Vordergrund die doppelte sich gegenseitig ergänzende Rutschbahn bildet. Namentlich zu Ende der Woche, wo ein jeder es besonders nothwendig hat, noch einen tüchtigen Zug aus dem Freudenbecher zu thun, bemerkt man eine fortwährende Reihe von Personen, die den Eisschlitten auf dem Ende der herführenden Bahn entsteigen, um — ihre Conducteurs, mit dem Fahrzeuge auf dem eingepelzten Rücken, hinter sich — sofort die Treppe des entgegengesetzten Thurmes zu erklimmen, von da den Eisweg wieder zurückzumachen und dieß Spiel so lange zu wiederholen, als die Kopeken hinreichen. Beide Bahnen sind oft mit einer Doppelreihe von Zuschauern besetzt, welche schweigend dem unvergleichlichen Spaße beiwohnen. Sorgten nicht die verschiedenen Musikbanden in und vor den Buden für einen ohrenzerreißenden Höllenlärm, man würde nichts als das Getrampel vorbeipassirender Menschen und Pferde, nächst dem Gezisch der fahrenden Schlitten vernehmen; bis etwa da oder dort ein unschuldiges Malheurchen durch das Umschlagen eines Eisschlittens passirt, auf dem sich ein Individuum des

Digitized by Google

schönen Geschlechts befindet. Je vollständiger da die Kleidung in Confusion geräth, um so gediegener und nachhaltiger pflegt das unausbleiblich erfolgende Jubelgeschrei zu seyn. Solche Momente sind es, in denen allein, besonders laute, Ausbrüche der Freude bemerkbar werden, sonst könnte man leicht den Verdacht schöpfen, alles gehe nur in Folge eines Polizeidefekts vor sich. *)

Der Platz, worauf sich Rutschberge, Schaukeln, Buden und Zubehör befinden, ist durch Holzbarrieren abgesperrt; vor demselben hat man einen Raum für wandelnde Fußgänger gelassen, und wer hier stehen bleiben will, um etwa die vorbeikommenden Schlitten oder Wagen zu betrachten, muß den vornehmen Classen angehören, in welchem Falle die wachsame, zahlreiche Polizei und Gendarmerie ein Auge zudrückt; armen, dummen oder frechen Teufeln in nicht vornehmen Kleidern habe ich oft auf höchst handgreifliche Weise zu verstehen geben sehen, daß ihnen nur innerhalb der Barrieren das Stillstehen gestattet ist. Aber es lohnt sich auch der Mühe, diese polizeiliche Anordnung zu übertreten! Ich gestehe dieß auf die Gefahr hin, mir dadurch das Mißvergnügen Sr. Excellenz des Hrn. Oberpolizeiministers von St. Petersburg zuzuziehen; ja ich füge sogar hinzu, daß ich solches Unterfangen höchlichst zu entschuldigen finde. Man denke sich meist drei, vier auch fünf Reihen der verschiedenartigsten Equipagen neben einander fahrend, besetzt oft mit so reizenden Erscheinungen, natürlich generis feminini, daß einem der Theil des Verstandes, welcher in Rußland nur wenig von der Censur überwacht wird, stockstill stehen bleibt. Je mehr man nun so glücklich ist, noch thöricht genug seyn zu können, um sich einzubilden, man werde durch sein geliebtes „Ich" Eroberungen machen, um so größer wird die Versuchung, um so verzeihlicher eine Polizeicontravention durch Fixirung unserer Gestalt und Hemmung der Gehwerkzeuge. Zu meiner Schande gestehe ich, öfter durch ein wundervolles Gespann verleitet worden zu seyn, ein Stillstands-Faux-pas zu machen, als durch schöne Damengesichter und Zubehör; aber es gibt auch wahrlich einzelne Pferde zum Küssen, und das Beste bei der Sache ist, daß die Vierfüßler nicht — gleich den Damen — sammt und sonders Ansprüche darauf machen, küssenswürdig gefunden zu werden. Der Hochmuth, die Geringschätzung anderer, welche man unter sich gestellt glaubt; die Hinneigung zu einem ungezügelten, gränzenlosen Luxus, die Leichtigkeit, mit der man die innigsten Herzensbande löset und verändert; dieß und noch manches andere finde ich nicht geeignet, die Petersburger Damen küssenswerth zu machen, und gliche sie dem Aeußern nach leibhaftigen Engeln. Ich muß gewärtigen und mir gefallen lassen, daß gar Manche dieser Meinung halber mitleidig die Achseln über mich zucken werden!

Auch der freundliche Leser lacht mich aus wegen dieser Philippika? Gut! ich merke den Stich und schweige, indem wir die Galante (Spaziergang oder Fahrt) verlassen, um uns in das Gedränge hinter der Umzäumung zurückzuziehen, keineswegs aber, um auf einer der vielen Drehmaschinen Platz zu nehmen, sie sind ohnehin besetzt genug. Wie stattlich sitzt nicht der Graubart dort auf seinem Carroussel-Pferdchen; sein nächster Nachfolger ist ein Bübchen von etwa sechs Jahren! Ach, der Mensch endet wo er es angefangen und glücklich, wenn er den Sinn sich so frisch erhält für einfache Freuden, wie jener Alte. — Der gemeine Russe weiß auch recht wohl, daß wir zu vornehm, d. h. zu abgelebt und überfüttert sind für seine einfachen Freuden; denn während er alle Welt, jung und alt beiderlei Geschlechts, hier einladet: „gefälligst auf dem Carroussel Platz zu nehmen, da nur noch ein einziges Persönchen fehle, um es losgehen zu machen;" während er dort auf gleiche Weise bittet, in den eben leer gewordenen, an den Windmühlenflügeln sich drehenden und schwenkenden Lehnstühlen Platz zu nehmen, sieht man es uns schon an den Nasen an, daß wir bloß zuschauen wollen, um unsere bissigen Anmerkungen zu machen; daher übergeht man uns hier sowohl als bei den Theetischen, vor den Nußbuden und an Etablissements für Verkauf von Honigkuchen oder sonstigen Zuckereinäschereien. Die vielen einladenden Redensarten der Verkäufer gelten nur dem Russen, der so etwas zu schätzen weiß; wir werden angesehen wie Kirchengänger, die beständig vor dem wandernden Klingelbeutel mit dem Kopfe nicken und niemals beitragen zur allgemeinen Sammlung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Personen aus den höheren Classen sah ich niemals auf diesen öffentlichen Rutschbergen fahren. T. W.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Mysur.

(Fortsetzung.)

Traurig und einer Wüste ähnlich kam mir dieß weite von allen Winden bestrichene Plateau vor: inmitten dieser unermeßlichen nur mit Dschungeln bewachsenen Ebenen suchte mein Auge vergebens eine Abwechslung, die einzige Unterbrechung dieses langweiligen Einerlei waren hie und da einige Antilopen, die bei meiner Annäherung entflohen. Doch traf ich in weiteren Fernen schöne Oasen, kleine Teiche, an deren Ufern sich die Cultur geflüchtet zu haben scheint. Die Dörfer, von einem sonderbaren Ansehen, umgeben mit Befestigungen, welche an frühere kriegerische Epochen erinnern und von dem unruhigen Geiste der Bewohner zeugen, sind stets an Seen erbaut, welche statt der Flüsse in jenem Landstrich dienen. In Nursapurs Nähe mußte ich durchaus einen der schönsten Bäume Indiens bewundern. Sein Ruhm bestimmte mich, eine Meile weit von meiner Reisebahn abzuweichen, um eine Wanderung zu diesem alten Naturkönig anzutreten, dem Gegenstand eines geheiligten Cultus, dessen Geschichte sich im Dunkel der Zeiten verliert. Auf meine Frage nach seinem Alter wagte es Niemand dieß genau anzugeben Nach orientalischer Sitte sprach man mir von Tausenden von Jahren. Sie lieben bei Fragen nach Jahren die Zahl 40 ganz besonders und setzen solche gewöhnlich den Tausenden voran. Wie dem sey, dieser Baum hat einen ungeheuren Umfang am Stamm. Er gehört jener Art Feigenbäume an, der den Naturforschern unter dem Namen indischer Feigenbaum bekannt ist, *) und wegen den unter ihm sich stets versiel-

*) Es ist aber nicht Ficus indica, sondern Ficus bengalensis, foliis ovatis, integerrimis, obtusis, caule inferne radicato. Lin.

Digitized by Google

fältigenden Säulen außer seinem Hauptstamm von ungeheurem Umfang; in vielfach verbreiteten Wurzeln breiten sich seine Aeste nach allen Richtungen wie ungeheure Arme horizontal aus, senken sich an den Spitzen bis zur Erde hernieder, und aufs neue Wurzeln fassend, werden sie zu neuen Säulen, bestimmt, sein weites Dach zu stützen. In der That ist dieser Baum der Vater von zwanzig andern, die mit ihrem Schatten eine große Anzahl von Gemächern und Säulen bedecken, in denen ohne Uebertreibung mehr als ein Bataillon bequem bivouakiren könnte. Er umschließt auch eine kleine indische Kapelle, die ihm geweiht und von besondern Braminen bedient ist.

Unter den Orten, bei denen ich anhielt, wird mir die Stadt Colar stets merkwürdig seyn: sie ist groß, volkreich und bietet die Bequemlichkeiten eines wohlversehenen Bazars. Am Ende des Teichs, an dessen Ufern sie erbaut ist, erhebt sich der sehr beträchtliche Wall eines alten Forts, bloß aus Lehm erbaut und geräumig genug zur Aufnahme einer Garnison von 2 bis 3000 Mann. Obschon verlassen, konnte doch der Zahn der Zeit ihr nichts anhaben. In den Umgebungen der Stadt besuchte ich Hyder Ali's Familienbegräbniß. Eine ziemlich kleine, ganz einfache, aber mit Blumen und Sträuchern umgebene Moschee diente zum letzten Asyl dieser Familie; in einem nahen Orangegarten befindet sich ein Bassin mit klarem Wasser für die Waschungen, zu dem man auf amphitheatralisch eingehauenen Stufen hinabsteigt. Das Ganze flößt Achtung ein, und zeigt die im Herzen eines an sich zwar trägen und darum sogar schweigerischen Genüssen abgeneigten Volkes wohnenden religiösen Gefühle. Ich betrat diese Königsgruft und bemerkte etwa fünfzehn schmucklose Leichensteine von verschiedener Größe von der Form, wie man sie in den Begräbnißplätzen der indischen Moslems gewöhnlich findet. Sie gewährten wenig Interesse, und umschlossen die Leichen von Kindern, Verwandten und Frauen Hyder Ali's. Auch er selbst war hier eine Zeitlang beigesetzt, nachdem er von Lauriett hergebracht war, und bis zu der Zeit, wo das ihm von seinem Sohne zu Seringapatam errichtete Mausoleum zu seiner Aufnahme vollendet war.

Wenige Tage nachdem ich Colar verlassen hatte, kam ich nach Bangalore, heutzutage der bedeutendsten Stadt in Mysur, in der mich der commandirende General sehr freundlich empfing. Sie ist die beträchtlichste der ständigen Cantonnirungen der Engländer im Innern der Halbinsel. Wirklich prachtvoll sind die in einer einzigen Linie vor einem trefflichen Exercierplatze gelegenen Casernen, die derselben gegenüberliegende Seite ist durch eine englische Kirche eingenommen, so wie von Wohnungen für höhere Behörden und Officiere. Aus einem eben daselbst befindlichen Concertsaal ertönt für den Lustwandelnden zur bestimmten Stunde Militärmusik. Das eine Ende dieses eine französische Meile langen Mussfeldes ist für die so häufig abgehaltenen Pferderennen bestimmt. Vom andern Ende dieses Platzes aus gelangt man in die schwarze Stadt, das heißt die rein von Indiern bewohnte (Pettah in der Landessprache genannt). Ihre zahlreiche Bevölkerung mit ihren Bazars ist eine eigene, in jeder Beziehung von der europäischen Colonie abgeschlossene Welt. Der von den Engländern festgehaltene Gebrauch ist, sich über das Land zu verbreiten und neben einer inländischen Stadt das Bild eines weiten Lagers darzustellen. Jenseits der Pettah, etwa vier Meilen vom Cantonnement, liegt das Fort, dessen Steinwälle nur von mittelmäßiger Stärke sind. Leicht aber möchte es seyn, die breiten die schwarze Stadt umgebenden Gräben, über welche einige schmale durch Umwege zu den verschiedenen Thoren führende Straßen angelegt sind, zur Vertheidigung zu benützen. Bambus, Cactus und eine Menge undurchdringliche Rohrpflanzen füllen diese Gräben aus, und erheben sich zu einer Höhe, welche Pettah maskirt. Jede Art von Wurfgeschütz würde in diesem Gestrüpp stecken bleiben, und es ist bei einer so kräftigen Vegetation zweifelhaft, ob Feuer inmitten einer solchen Vegetation um sich zu greifen vermöchte. Diese natürlichen Außenwerke, die ich mit Erstaunen betrachtete, sieht man bei vielen alten Städten der Umgegend. Sehr oft verfolgte ich kleine gekämmte, mit Cactus begränzte Wege, deren grüne Mauern von beiden Seiten 7 bis 8 Schuh Höhe erreichten, und als Engpässe zum Eingang in die Dörfer führten.

Während meiner Anwesenheit bestand die Garnison aus zwei europäischen, vier Sipahi-Infanterieregimenteen, drei Compagnien Artillerie, theils mit Pferden, theils mit Ochsen bespannt, einem königlichen und einem aus Eingeborenen bestehenden Dragonerregiment. Alle diese Regimenter sind vortrefflich montirt, und die Cavallerie so ausgezeichnet beritten, daß der größte Theil ihrer Pferde in Frankreich mit 1000 Fr. bezahlt würde. Diese Thiere sind, das Wetter mag seyn wie es will und zu jeder Jahreszeit, im Freien gelagert, nach Landesgebrauch an den hintern Füßen durch lange vom Boden ausgehende Seile gefesselt, denn die Engländer behaupten, daß, nachdem sie die Vorzüge dieses Verfahrens erkannt hätten, weniger Pferde als in unsern europäischen Stallungen zu Grunde gingen.

Nur wenig Bemerkenswerthes bietet die Reise von Bangalore nach Seringapatam dar, und ich entschloß mich, für diese Entfernung meine Reiseart zu ändern. Mein Aufenthalt in Bangalore, besonders aber die Artigkeit der Engländer, setzten mich in Stand, meine Reise abzukürzen, und 20 Stunden, in denen ich einen Weg von 80 Meilen (mehr als 25 französische) zurückgelegt hatte, brachten mich schneller und angenehmer von einer Stadt zur andern. In meinem Palankin, von kräftigen Meisurern getragen, hatte ich die Landpost, Taypal genannt, angewendet. Ein sonderbarer Dienst ist diese Malle-Post, wenn man bedenkt, daß auf jeder Station von 10 Meilen menschliche Relais, schon im voraus zum Lauf gerüstet und gekleidet, die Stunde unserer Ankunft erwarteten und den Palankin in demselben Augenblick aufhoben, in dem ihre Cameraden nach vollendeter Bahn keuchend und in Schweiß gebadet ihn niedersetzten.

Es war um Abend eines Novembertages, als ich bei sinkendem Tag in Seringapatam ankam. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sonderbare Preisvertheilung. In einer Gemeinde in Ostflandern, zu Meldert, soll vor kurzem öffentlich angeschlagen gewesen seyn: In der Wohnung des Gastwirths Van der Bossche zu Meldert sind Preise ausgesetzt für diejenigen, welche die seltsamsten Fratzen schneiden können. Alle Liebhaber dieser Kunst sind eingeladen. Die zwei ersten Preise sind silberne Pfeifen, der dritte eine Pfeife von Buchs, der vierte eine vergoldete Pfeife. Eine Jury wird den Ausspruch thun, wer die ärgsten Fratzen geschnitten hat. (Voleur vom 15 April.)

Erdbeben in den Pyrenäen. Die Reihe der rasch aufeinander folgenden Erdbeben scheint noch nicht zu Ende. Französische Blätter (Voleur vom 15 April) berichten, daß man zu Bagnères in den Pyrenäen einen Erdstoß am 31 März um 8 Uhr Abends gefühlt habe. An demselben Tage wurde die ganze Linie der Pyrenäen durch einen furchtbaren Sturm heimgesucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1843.

Die Bewohner Polyneſiens.

So viel iſt ſchon über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden, und noch immer iſt das Intereſſe daran keineswegs erſchöpft; wir theilen hier aus Dieffenbach's „Neuſeeland" eine Ueberſicht dieſer Bevölkerung mit, die, wenn gleich im Allgemeinen dem Bekannten entſprechend, doch einige Beſonderheiten enthält, welche Beachtung verdienen.

„Zwei große Abtheilungen des Menſchengeſchlechts bewohnen Polyneſien: die eine, welche ſich dem Neger nähert, und darum den Namen Auſtralneger erhielt, hat ſehr dunkle Farbe, manchmal wolliges, gekräuſeltes oder verfilztes Haar, ihre Schädel zeigen ſchlechte Verhältniſſe, der Geſellſchaftszuſtand iſt ſehr unordentlich, und im Allgemeinen nehmen ſie eine tiefe Stufe in der menſchlichen Familie ein. Sie bewohnen die Inſeln: Vandiemensland, Neuholland, Neuguinea, Louiſiade, Neubritannien, Neuirland, die Salomons-Inſeln, Santa-Cruz (oder Mitendi), die Neuhebriden, die Loyalty-Inſel, Neucaledonien und den Fidſchi Archipel. Auf mehreren andern Inſeln waren ſie die urſprünglichen Beſitzer, wurden aber theils vernichtet, theils ins Innere getrieben, und verſchmolzen mit der nach ihnen kommenden Race, ſo auf der malayiſchen Halbinſel, auf den Andaman-Inſeln, auf Pinang und den Philippinen. Theilt man Polyneſien einerſeits durch den Aequator, andererſeits durch den 164° O. L., ſo fallen die meiſten zu den Auſtralnegern gehörigen Völker in den ſüdweſtlichen Theil; in den drei andern haben die ſpäter gekommenen Racen das Uebergewicht. Der Name Auſtralneger iſt indeß ungemein vag. Die Papuas, Alforas und Haraforas werden mit dazu gerechnet, dann aber werden die erſten als eine gemiſchte Race zwiſchen den ächten Auſtralnegern und den Haraforas, die letzteren aber als eine von den Auſtralnegern ganz verſchiedene Race angeſehen. Es beſteht eine große Mannichfaltigkeit unter ihnen: ein Eingeborner von Neuſüdwales z. B. hat bei ſeinem glatten, ſtraffen Haar keine Aehnlichkeit mit vielen andern Auſtralnegern, und der Neger der neuen Hebriden, wo die Race ſehr rein zu ſeyn ſcheint, ſteht dem afrikaniſchen Neger ſehr fern; ganz abgeſondert ſtehen die Viti- oder Fidſchi-Inſulaner durch ihren ganz beſondern Dialekt, durch ihren trotz des Cannibalismus wohlgeordneten Geſellſchaftszuſtand, die Keuſchheit ihrer Frauen und den ausſchließlichen Gebrauch von Töpfergeſchirren. Der Name Auſtralneger (oder Negrito) dient alſo bloß zur Unterſcheidung von der andern großen Familie.

Dieſe umfaßt die Völker von helleerer Haut mit dunkeln, glänzenden Haaren und oft ſehr regelmäßigen Zügen. Ihre Sprachen haben trotz aller anſcheinenden Verſchiedenheit eine große innere Uebereinſtimmung, und man nennt ſie wegen ihrer Verwandtſchaft mit dem Malayiſchen die malayiſchen Sprachen, obgleich Malayiſch nur eine Unterabtheilung bildet. Im Allgemeinen hat dieſe Race eine gewiſſe Entwicklung der Geſellſchaftsformen erreicht, die manchmal bis zu einem ſehr künſtlichen Zuſtand gediehen iſt. Man kann dieſe Familie in drei Gruppen theilen; 1) die ächten Polyneſier, die ſich durch den Mythus von Maui oder Mawi, die religiöſe Sitte des „Tabu," zum Theil auch durch das Kawatrinken, am meiſten aber durch eine ſehr nahe Verwandtſchaft ihrer Dialekte auszeichnen. In ihren Zügen nähern ſie ſich der kaukaſiſchen Race, ſind gewöhnlich ſchön und von hellbrauner Farbe. Sie wohnen öſtlich von den Auſtralnegern und im Allgemeinen auf folgenden Inſeln: Hawaii (Sandwichinſeln), Nukahiwa (Marqueſas), Pomotu (gefährlichen Inſeln), Taheiti (Geſellſchafts-Inſel), Hamoa (Schifffahrtsinſeln), Tonga (Freundſchaftsinſeln), Fanning-, Roggewyn-, Mangia-, Wilde-Inſel, den Chatam-Inſeln; Waihu oder Oſterinſel iſt die Oſtgränze, Rotuma die Weſtgränze, Neuſeeland die Südgränze. 2) Eine zweite Gruppe bewohnt die Inſeln nordwärts und weſtwärts von dieſen; die ihr angehörigen Völker ſind meiſt von dunkleeer Farbe, der Gebrauch des Kawa iſt ihnen unbekannt, und an deſſen Stelle kauen Betel und Arecanüſſe. Sie ſind kühnere Seefahrer als die eigentlichen Polyneſier, und haben ganz andere Traditionen. Ihre Sprachen, obgleich ſie in manchen allgemeinen Punkten ihre Verwandtſchaft nicht verläugnen, bilden doch ſehr verſchiedene Dialekte, z. B. die Tagalo-, Biſayo- und Kawi-Sprache. *) Die von ihnen bewohnten Inſeln ſind folgende: Kingsmill-

*) Erſtere auf den Philippinen, letztere auf Java.

Digitized by Google

Gruppe, Gilberts-Inseln, Radak oder Ralik-Insel, Carolinen, Marianen, Pellew-Inseln, sämmtliche Inseln zwischen Japan und Hawaii, Ansons- und Magellans-Archipel, die Philippinen und Java. Chamisso hat bekanntlich viele dieser Völker auf eine sehr geistreiche Weise geschildert. 3) Eine dritte Gruppe umfaßt die ächten Malayen mit einem flachern und breitern Gesicht auf der Halbinsel Malacca, dem indischen Archipel, den Sunda-Inseln, den Molukken, den Küsten von Borneo, Celebes, Gilolo und Sumatra.

Es wäre nicht nur von hohem Interesse, sondern auch hohe Zeit, die Sprachen dieser verschiedenen Völker genau zu studiren. Die Missionäre sind meist höchst mittelmäßige Linguisten, und waren daher nie der Aufgabe gewachsen. Wenn man die polynesischen Dialekte von Insel zu Insel, und die alten in ihren Liedern und den mystischen Anrufungen der Priester enthaltenen Traditionen verfolgen wollte, so würden wir bald eine vollständigere Kenntniß der Verbindung dieser Sprachen und der Wanderungen der Völker selbst erhalten. Aber die Dialekte wechseln jetzt schnell in Folge des häufigen Verkehrs mit fremden Nationen, und an einigen Orten, wie in Taheiti, Hawaii und Neuseeland, sind die alten Traditionen größtentheils schon vergessen.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Ei der Tausend! da hört man ja wieder einmal Gesang. Es sind gemeine Frauenzimmer, die jene Windmühlenschaukel besetzt haben und laut vor Vergnügen geöhlen, oder vielleicht zur Vervollständigung des Volksfestes bestellt sind, weil die Polizei niederdrückend auf die Volksstimmung einwirkt. Zuzutrauen ist es wenigstens denen, die russische Volksfeste arrangiren, daß sie gewisse Anstalten treffen, um auch sogar festlich anders zu erscheinen, als es in der Wirklichkeit ist; man denke nur an die Wunder, welche einst der Tyrann Katharinens II dieser seiner von ihm beherrschten Herrscherin in Taurien vorgaukeln ließ! Staunen ergreift uns bei solchen Berichten, und wir halten in unsern Zeiten selbst die entferntesten, ähnlichen Wiederholungen für unglaublich, weil wir — aus Eingenommenheit für uns und unser Zeitalter — vergessen, daß Schwachheiten unter Menschen sich stets gezeigt und immer nur in verändertem, zeitgemäß zugestutztem Gewande wieder aufgetreten sind.

In den Buden, — je nun da geht es gerade zu, wie in den Buden auf Leipziger Messen, wie im Thiergarten bei Kopenhagen und an andern Orten mehr, wo derlei Budeneinfügungen zu finden sind, nur mit dem Unterschiede, daß hier durchaus Etablissements fehlen, wo Spirituosa gereicht werden. Letztgenannte sind — was auch der Hr. Finanzminister wegen seiner Tantieme an der Kronsbranntweinpacht etwa dagegen vorbringen mag — streng vom Platze verwiesen, und hier hat einmal die Polizei einen Sieg über die Finanzmänner davon getragen, weil man fürchtet, der Trödel könne zu weit führen, oder — weil man dem Geist einmal auf andere Weise geistig beikommen will; daher Löwen, Tiger, Affen, Bären, Schlangen, Aldinos, Kopfabschneider, Taschenspieler, Seiltänzer, recitirende wie auch stumme Schauspieler, und was der Herrlichkeiten mehr seyn können. Hanswurst spielt überall eine bedeutende Rolle; von ihm werden auf besonders an den Buden angedeachten Vorsprüngen ganze Komödien mit Zuziehung einiges Personals aus dem Departement des geheimnißvollen Innern aufgeführt, gleichsam als einladender Vorgeschmack der Freuden, die da zu gewärtigen, wo die eigentliche Vorstellung statt findet. Man muß indessen sehr bewandert im Russischen seyn, und oft noch etwas Finnisch, Schwedisch und Deutsch verstehen, um die feinen Pointen der hanswurstlichen Späße aufzufassen, denn nicht selten steckt in der Bajazzojacke ein Ausländer, der allerhand fremde Brocken als Zulage gibt. Ich machte die Bemerkung, daß gerade das Kauderwelsch am meisten Zuschauer anlockt, und schloß daraus auf Verwandtschaftsverhältnisse der Russen und Deutschen, denn auch wir zollen denen Reden stets die meiste Bewunderung, die wir nicht verstehen, man denke nur an Hegel und andere Heroen der Literatur mehr!

Die rein russischen Bajazzi sollen, nach Versicherung von Russen, oft höchst originell und witzig seyn, indessen bin ich außer Stande Belege dafür beizubringen, denn ich fand meist höchst einfache Travestien hiesiger Zustände, und bei dem langen Stehen vor den Buden fror mich an die Füße. In den Vorstellungen selbst gewahrte ich viele Läpsereien, allein um die Lazzi der Italiener zu erreichen fehlte noch gewaltig viel, oder es mangelte mir die richtige Auffassungskraft.

Mir fehlte Gelegenheit, genauere Kenntniß in Betreff der Existenzmittel einzuziehen, und ich bilde mir steif und fest ein, ohne Unterstützung Seitens des Staates könne es unmöglich abgehen! Wer da weiß, wie die meisten solcher Truppen in Deutschland, wo die Dörfer mehr Möglichkeiten klingende Ausbeute zu finden darbieten, als in Rußland die Städte, sich in beständigem Bankerottzustande befinden, obschon selten eine halbe Tagereise bis zu einem andern Städtchen, keine ganze bis zur nächsten Stadt gemacht zu werden braucht; wer bedenkt, welche Strecken in Rußland zwischen den Dörfern zurückgelegt, welche Touren von einem ärmlichen, sogenannten Städtchen zum andern gemacht werden müssen; daß ferner nur zwei eigentliche Großstädte im ganzen weiten Reiche erwähnenswerth sind, und daß noch dazu besondere Zeiten abgepaßt werden müssen, um nur auftreten zu dürfen; wem die Geldarmuth der niedern Volksclassen nicht unbekannt ist, dem wird gleich mir das Bestehen solcher Banden fabelhaft vorkommen; und welch ein Leben müssen solche Herumzügler führen?

Wäre ich nicht immer zu vielfach in Anspruch genommen gewesen während meines Aufenthaltes in Rußland, ich hätte einmal Gelegenheit gesucht, mich näher über diesen interessanten Gegenstand zu unterrichten; in jüngern Jahren würde ich sogar einen Streifzug durchs ganze Reich in solcher Begleitung zu machen gewagt haben. Für einen Mann, der mit

Digitized by Google

Sprachkenntnissen ausgestattet wäre, dürfte dieß eine herrliche Gelegenheit seyn, Studien russischer Sitten und Zustände zu machen; es würde dabei auf mehr Ausbeute zu rechnen seyn, als wir in den pretentiösen Werken unserer Touristen finden, die mit Extrapost, Eilwagen oder Eisenbahnen reisen, rasch die Gegenden durchfliegen und daheim angelangt — mit Hülfe des bereits gedruckt vorhandenen Materials — uns weitschweifig über Dinge belehren, die wir schon gelesen und kennen gelernt. Bewunderung des suffisanten Belehrungstons ist fast das einzige Neue, was resultiren kann und oft nur resultirt; denn die eingestreuten, individuellen Erlebnisse beweisen eben nur des Verfassers hohe Meinung von sich selbst, wonach derselbe annimmt: der Leser müsse über ganz Gewöhnliches außer sich vor Wonne gerathen, weil es eben der berühmte Tourist erlebte.

Unter solchen Betrachtungen sind wir durch das längliche Viereck der Buden, Karussell u. s. w. gedrungen, und wollen nun eben in die Newski Perspective treten, als ein Volksknäuel sich versperrend uns in den Weg stellt. Um uns Platz zu verschaffen ziehen wir unsere Hände aus den Rocktaschen, wo wir sie bislang zum Schutze gegen die Kälte sowohl, als zur Bewahrung des Schnupftuches u. s. w. gehabt. Es gelingt uns durchzukommen, und indem wir die Hände wieder einstecken, fühlen wir unsere Taschen durch die Geschicklichkeit Petersburger Taschendiebe rein geleert. Nun dieß passirte mir übrigens nicht öfter als einmal, denn ich steckte nichts mehr ein und verwahrte Schnupftuch wie sonst Nothwendiges stets in Brusttaschen, die innerhalb des zugeknöpften Rockes angebracht waren, wo sie ziemlich sicher stecken, obschon Fälle vorgekommen sind, daß russischer Kunstfleiß auch diese Vorsicht zu Schanden gemacht.

Mehrjährige Beobachtungen drängten mir die Bemerkung auf, daß der Besuch auf dem Admiralitätsplatze in der Butterwoche in den Buden u. s. w. immer minder zahlreich werde. Ich fand endlich nur während den letzten Butterwochentagen Gewühl vor; außerdem gab es Zeiten, wo eine Leere statt fand, über die ich mich fast wundern mußte. Besonders zahlreich ist der Besuch an denen Tagen und zu der Zeit, wo die Fräuleins aus dem Smolnoi-Kloster, es sind 200 vierzehn- bis sechzehnjährige Knospen, in kaiserlichen Equipagen auf der Gulanie erscheinen. Weßhalb man sich drängt um zu sehen? Je nun! man sieht sie sonst nie öffentlich, die Menge sechsspänniger Equipagen imponirt, junge Dandies sind neugierig zu erspähen, ob ihnen ein Subjectum vorkommen könne, das für würdig zu erachten, ihm einen Blick zuzuwerfen, wodurch das Schicksal seines Lebens entschieden wird und der es endlich dahin bringt, daß der Dandy sich lieben läßt; die Damenwelt aber erscheint natürlich nur, um vor Neid zu sterben, wenn ein solcher Fall eintreten sollte!

Von der Straße begaben wir uns zu einem déjeûner dansant, denn es ist eben Mittag; da wir aber nicht tanzen, so langweilen wir uns um so mehr, als selbst die Gesichter der Tanzenden — besonders die der Herren — höchst gähnerlich erscheinen, und es thut uns leid, nicht lieber die Frühvorstellung in einem Theater besucht zu haben. Der Ball am gestrigen Abend war nicht minder zahlreich und in gleicher Art unvergnüglich; wir besuchen also ein paar russische Familien niedrigen Ranges, wo wir natürlich auch eben nur tanzen oder essen, trinken und spielen sehen; allein man ist da noch genußfähiger, daher genußgewährender.

Auch im Hause unsers deutschen Bürgers wird am Sonntage ein Tänzchen veranstaltet, woran wir am Ende gar selbst Theil nahmen, weil man zu einladend fröhlich ist und — Ländler tanzt; andere Bürgerfamilien bekommen sogar an den Wochentagen des Abends Besuche, deren jüngerer Theil es ohne Hüpfen und Springen nicht zu thun vermag. Kurz allenthalben Genuß über Genuß von früh bis spät und umgedreht! Dieß ist die Maslijenitza, welche mit der Maskerade im großen Theater endet, von der ich schon früher erzählte.

Ich hoffe, mein geneigter Leser wird sich hienach keine so grundfalsche Vorstellung vom Leben in St. Petersburg während der Butterwoche machen, als es bei mir der Fall war, nachdem ich die darüber veröffentlichten Berichte gelesen, und wonach es den Anschein hatte, als hallten alle Straßen und Gebäude der großen Residenz wieder vom lauten Jubel der Bevölkerung. Wer dem Admiralitätsviertel weder nahe wohnt, noch zu nahe kommt, der kann möglicherweise lebenslang in Petersburg sich aufhalten und überall umherstreifen, ohne eine große Veränderung des Zustandes der Dinge wahrzunehmen; höchstens etwas mehr Leben auf den todten Straßen, allein keine Spur lebhafter Freude, wie solche sich jeder mehr südlich Wohnende als von einem beliebten Volksfeste, von dem so viel gesprochen wird, unzertrennlich denken muß. Res non verba et clamor! kann mit doppelzüngiger Wahrheit von den Völkern des Nordens wohl behauptet werden, allein der irrt wiederum, welcher die res sehr ideal zu nehmen geneigt ist.

Sieben lange Wochen lagen nun noch zwischen mir und dem ersehnten Osterküssen, von schönen Lippen zu empfangen und entgegen zu nehmen, denn so lange dauern die russischen Fasten, welche zwischen der Butterwoche und Ostern liegen. — Vergebens machte ich Propositionen, wie sie nur immer ein Actienunternehmer auf Eisenbahnen und dergleichen vorzubringen vermag, um von meinen allerliebsten Dämchen eine Pränumeration auf das „Christos woßkreß!" (Christ ist erstanden) zu erlangen; man war und blieb unerbittlich streng. Dasselbe läßt sich nicht von den Russen in Betreff ihrer Fasten sagen; man trinkt und betrinkt sich trotz des Verbotes, und braucht eben nur die Vorsicht, den wodka (Schnaps), wodá (Wasser) zu nennen. Ohne viele Umstände dispensirt man sich selbst von den Fastenspeisen, indem man unwohl zu seyn vorgibt, um ein recipe nach Fleischspeisen in die Küche zu senden. So steht es durchschnittlich aus, während nur die und da einzelne, wie etwa Sectirer, als z. B. Starowierzi (Altgläubige) u. s. w., wirklich streng nach den Vorschriften leben und sogar so weit gehen, die letzten drei Tage der Fasten gar nichts zu sich zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Fortsetzung.)

Ich durcheilte Gegenden, wie ich sie bisher nie besser bewirthschaftet, nie mannichfaltiger, nie lachender angetroffen hatte. In den Feldern macht der Dattelbaum sich überall hin bemerklich; der Caveri, in zahlreiche Arme sich theilend, hielt mich durch verschiedene Krümmungen auf, bis in der Ferne sich Seringapatam, von der Sonne letzten Strahlen beleuchtet, in einem eigenthümlichen Anschein von Größe meinem Blick darstellte. Seine reizende Lage an einem Hügel an dem untern Ausgang eines Thals hebt seine Ruinenmassen, Reste großartiger Befestigungen, heraus, und ergreift die Phantasie des Wanderers, der schon Hyder Ali's und Tippu's Namen allenthalben vernommen.

Ungefähr auf Flintenschußweite von den Vorwerken entfernt quartierte ich mich außerhalb der Stadt in eine recht hübsche Wohnung ein, freilich nur mehr Trümmer der Pracht des Sultans Tippu Sahib, die jetzt bloß den reisenden Europäern zum Bungalow dienen muß. Der Sultan erbaute sie als Lustschloß und ruhte gern in demselben aus. Der Palast bildet einen schönen Pavillon im Viereck, an dessen vier Seiten eine weite Galerie und ein Säulengang mit mehrern Stufen vortritt; die Pfeiler der Galerie, die Fenster und innern Thüren sind in einem sehr zierlichen maurischen Styl. Im ersten Stock ist ein bewundernswerther Empfangssaal, der in Verbindung mit den Eckzimmern des Gebäudes steht, und von dem aus man zu einer großen Terrasse niedersteigt. Prächtig ist die Umgebung: dichtbelaubte Bäume, mit Cement ausgeschlungen, sonst zur Aufnahme von Wasser bestimmte Behälter, und zwei kleine niedliche Tempel sind die Zierde der Gärten. Es wurde mir erzählt, daß dieser reizende Aufenthalt nach der Plünderung Seringapatams eine Zeitlang dem Obristen des 33sten Regiments, dem nunmehrigen Herzog von Wellington, damaligen commandierenden Gouverneur von Meisur, zum Hauptquartier gedient habe.

Der Caveri, der von Norden gegen Süden durch das Thal sich schlängelt, vereinigt all sein Wasser, um sich vor der Stadt zu zeigen, und theilt sich am Fuße ihrer Mauern aufs neue in zwei Arme, wodurch er eine lange und schmale Insel einschließt. An jedem Ende erheben sich zwei Hügel, deren einen die Stadt Seringapatam einnimmt. Dreiviertelstunden davon, jenseits des südlichen Abhangs, zeigt sich eine offene durchaus indische, von den Bewohnern Gandschum genannte Stadt, blühend ehedem, treibt sie noch jetzt einigen Handel. Die Engländer haben ein Invalidendepot und große Magazine dort angelegt. Breite und schöne Straßen durchziehen das Eiland, und ich betrat diese, als ich nach dem Südende ging, um den Hall-Bag (schönen Garten) zu besuchen.

Würdig bezeichnet ein Triumphbogen den Eingang. Eine weite Allee führt auf einem sanften kaum merklichen Abhang zu Hyder Ali's und Tippus Mausoleum. Der runde Tempel wird überragt von der Kuppel und steht abgesondert auf einer Plattform, die ihn von andern Gebäuden trennt. Drei schöne aus Bronze gearbeitete und mit Sculpturen geschmückte Thore öffnen sich zum Eintritt ins Innere des Mausoleums, und die herrlich verzierte Rotunde umschließt drei mit rothem Sammt verhüllte Grüfte, zwischen seiner Gemahlin und seinem Sohne ruht hier Hyder Ali, inmitten und symmetrisch geordnet hängen an seidenen Schnüren große Straußeneier über dieselben herab. Die das Monument umgebenden Gärten sind groß und gut unterhalten. Am Eingang zur Mitte eines kleinen Platzes erhebt sich ein nicht sehr zierlicher Obelisk, der, ganz füglich erst [illegible] nicht die mindeste Beachtung verdient. [illegible] sich eine Art Poetens oder Gedächtnißsaul Tafel von schwarzem Marmor erinnert [illegible] in den Gefängnissen des Sultans verstor[illegible]

Auf demselben Wege zurück, wende[illegible] anderes Ende, und betrat Seringapatam. [illegible] nun in seinem verwüsteten Umkreis. Festungswerke, welche die Stadt zu ver[illegible] fache Umwallung, getrennt von einem [illegible] Gräben, und ein fest aufgemauerter Wa[illegible] dessen Cavaliere von so ungewöhnlicher [illegible] herab die Belagerten alles bemerken konn[illegible] seine dreifachen Wälle ist der Platz nur [illegible] an den Ufern des Caveri hingegen ist di[illegible] bloß ein einfacher Mantel, der keinen Wi[illegible] den man durch seine natürliche Lage st[illegible] man zu befestigen, daher sind auch an [illegible] nahe an der Spitze des Eilandes, der E[illegible] erfolgte am 4 Mai 1799. Eine näch[illegible] Furten zu erforschen, enthüllte die sch[illegible] Fluß wurde außerordentlich seicht dur[illegible] gelegte Bresche ließ diese leicht übersteig[illegible] der Stürm. Drei Tage später und ei[illegible] des Caveri, die unerwartet eintrat, [illegible] Belagerten getrennt, und so auf lan[illegible] rischen Operationen gehemmt.

Die dermalige Stadt Seringapatam ist so verlassen, daß ihre im Mittelpunkt um einen elenden Bazar zusammengedrängte Bevölkerung nicht die Zahl von 800 Einwohnern übersteigt: alle übrigen Quartiere, die eine Bevölkerung von 40,000 Seelen fassen könnten, sind gänzlich zerstört: mit jedem Schritte trifft man auf Trümmer zusammengestürzter Mauern. Der Palast des Sultans befindet sich im erbärmlichsten Zustande; da ich ihn nach allen Richtungen durchstreift, konnte ich doch noch einen großen niedrigen Saal mit einer breiten Tribune erkennen, in dem Tippu bei feierlichen Gelegenheiten Audienz gab, und sich mit allem Pomp asiatischer Pracht umgab. Auch erkannte ich wieder die Abtheilung seiner innern Gemächer, die Zimmer seiner Frauen, die Säle für seine Wachen, ich kannte noch in einem seiner Cabinets einige von europäischen Händen schlecht gezeichnete Freskomalereien wahrnehmen, sie stellten die Schlachten des Sultans, so wie seine Zusammenkunft mit Lord Cornwallis vor. Die Höfe waren mit langen Reihen eiserner Kanonen von jedem Kaliber, welche sonst auf den Wällen standen, besetzt.

Als ich diese Ruinen verließ, hatte ich einen Begriff erhalten von der Größe des Unglücks dieses Königsgeschlechts, und der Achtung, die sich selbiges beim Volk im Andenken an jene Größe erhalten hatte. Nach zweistündigem schnellem Marsche betrat ich Meisurs dermalige Hauptstadt, in der die alte Dynastie, wieder auf den Thron erhoben, scheinbar regiert, während die wirkliche Staatsverwaltung in der Hand eines Obristen liegt, der zu Bangalore residirt. Noch gibt es in Meisur einen andern Obristen, der den Titel eines politischen Residenten führt, dessen Bestimmung aber ist, die Person des Hindukönigs zu überwachen, so daß der Fürst unter dieser doppelten Bevormundung sich von einem Familienrath umgeben sieht, der alle seine Angelegenheiten leitet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1843.

Der Tempel zu Mzchet in Georgien.

(Journal des russischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts. November 1842.)

Zahllose Erinnerungen erweckt in der Seele der Landeseingebornen der Tempel zu Mzchet, der Zeuge des Ruhms und der Unfälle, welche das georgische Volk während des 1500jährigen Bestandes des Christenthums erfahren hat. Mzchet ist von Bergen umgeben, auf denen Trümmer von Thürmen und Kirchen einem gleichsam über das Haupt hereinhängen; durch das Thal tosen zwei reißende Flüsse, rings umher sind elende Hütten und Erdhäuschen, in denen Armuth und Rohheit wohnt, und mitten unter allem, mitten in der Einöde von Mzchet, welche die Seele mit Trauer erfüllt, erhebt sich die Kirche, ein ungeheurer Koloß, ein mächtiger und beredter Zeuge des alten Ruhms, so wie der Fortschritte dieses Volks in Kunst und Wissenschaft. An diesem Tempel zerschellten mehr als einmal die Anstrengungen der Feinde des christlichen Namens, von denen Georgien noch immer umgeben ist. Aus diesem Tempel gingen die Schaaren der Glaubenshelden hervor, und er diente lange als Glaubensstütze in den Gefahren, welche unaufhörlich von Persien, der Türkei und den Götzendienern drohten. Eine kurze Beschreibung dieses Tempels verdient Aufmerksamkeit.

Der Tempel zu Mzchet wurde nach den Chroniken im Jahre 318 von Mirian, dem ersten christlichen Herrscher aus dem Stamm der Chosroen, erbaut. Die heilige Nina soll dem König die Stelle bezeichnet haben. Die erste Kirche war nur aus Holz, wurde aber von dem Patriarchen von Antiochia, Eustaphius, eingeweiht, welchen Kaiser Constantin der Große in dieß Land sandte. Im J. 378 erbaute König Mirdat an der Stelle der hölzernen eine steinerne Kirche. Als auch diese mit der Zeit zerstört wurde, baute Wachtang Gorgaslan (Wolfslöwe), der von 446—499 regierte, die Kirche abermals auf, und bestimmte sie zum Krönungsorte. Die iberische Kirche, welche bisher dem Patriarchen von Antiochien untergeordnet gewesen war, wurde um diese Zeit in Folge trauriger Umstände *) unabhängig, und der Erzbischof Peter erhielt deßhalb den Titel Autokephalos (Selbsthaupt). Die Kirche zu Mzchet wurde die Metropolitankirche Iberiens, und der Katholikos hatte dort fortwährend seine Residenz. König Georg erbaute die durch ein Erdbeben zertrümmerte Kirche (1318) abermals, aber der wilde Timur zerstörte sie aufs neue, worauf sie in der Gestalt, wie sie jetzt zu sehen ist, von dem König Alexander I aufgeführt wurde. Ein späteres Erdbeben zerstörte nur die Kuppel, die in der Mitte des 17ten Jahrhunderts von der Königin Maria, der Gemahlin des zum Mohammedaner gewordenen Königs von Georgien, Rustum, wieder hergestellt wurde.

Nach der durch die georgische Kirche bestätigten Sage quoll an der Stelle, wo bei Gründung der ersten Kirche die siebente Säule zur Unterstützung des Gewölbes eingesetzt wurde, das heilige Oel hervor, und dieß Wunder wird noch in den Kirchenliedern verherrlicht. Wann die wohlthätige Quelle versiegte, ist nicht gesagt. Diese wunderthätige Säule, welche von der Kirche den Namen der „ölfließenden" erhielt, steht jetzt nach der Erweiterung und dem Umbau der Kirche zwischen den zwei mittleren Säulen gegen Süden. Eine hier errichtete viereckige, eine Klafter breite Säule, die aber das Gewölbe der Kirche nicht erreicht, verschließt die Oeffnung, aus der einst das heilige Oel quoll. Fromme Christen strömen dahin, und verrichten hier ihre Gebete. Als unter der Regierung des ersten christlichen Königs, Mirian, beim Bau der Kirche die Arbeit dem Ende zuging, mühte man sich sehr, die Hauptsäule aufzurichten. Da kamen im Angesicht des ganzen Volks, des Königs, der Königin und der heiligen Nina die Engel herab, hoben die Säule empor, und setzten sie an ihre Stelle. So schreibt der gleichzeitige Geschichtschreiber Rufin, welcher diese, so wie viele andere Begebenheiten aus der Geschichte der iberischen Kirche aus dem Munde des Königssohnes Wakuri hörte, als dieser letztere den ihm befreundeten Rufin in Jerusalem traf.

*) Wegen Dogmenstreitigkeiten, die auch die armenische Kirche von der griechischen trennten. A. d. U.

Digitized by Google

In den unglücklichen Zeiten Georgiens erfuhr der Tempel zu Mzchet häufig die Schrecken der Verheerung. Die Feinde der Kirche warfen vor allem gierige Blicke auf diesen Gegenstand der größten Ehrfurcht der Georgier und der Großen, und suchten die Schätze auf, welche der Eifer und die Frömmigkeit der Könige hier seit Jahrhunderten aufgehäuft. Die Diener der Kirche verbargen in den Zeiten der Noth die Schätze im Schooße der Erde, wo sie im Fall derjenige, welcher die Vergrabung vorgenommen hatte, zufällig umkam, oft Jahrhunderte lang verborgen blieben, oder man brachte sie in die Gebirge, wo sie wohl vor äußern, aber nicht ganz vor innern Feinden gesichert waren. In Letschgum zeigt man noch eine Kirche mit einer Kuppel auf einer Bergshöhe, welche noch jetzt den Namen Mzchet führt, und wo die Schätze der eigentlichen Kirche von Mzchet aufbewahrt wurden. Nicht weit von diesem Ort zeigt man auch eine Höhle in der Mitte eines Felsenberges, Namens Chomli,*) wo nach der Volkssage die Kostbarkeiten der Kirche noch jetzt in schweigender Verwahrung sich befinden. Allerdings befindet sich in dem schroff zu einer außerordentlichen Höhe sich erhebenden Berge eine Höhle von vier Klafter Länge und einer Klafter Höhe, die mit Kalk aus Backsteinen und Steinen aufgemauert ist. Der Eingang von oben herab, wenn man sich auch mit Stricken hinablassen könnte, ist unzugänglich, weil der obere Theil des Berges bedeutend über die Höhle hinaus steht, um aber von unten aus hineinkommen, wären sehr kostspielige Vorrichtungen nöthig, denn man müßte aus starken Balken ein Gerüste von nicht wenig r als 90 Klafter Höhe aufführen. Aehnliche Zufluchtsörter für Verfolgte sind im Gebiet von Letschgum und Radscha (in Imeretien) mehrere, und sie bieten neugierigen Alterthumsforschern ein weites und nicht unfruchtbares Feld dar.

(Schluß folgt.)

*) Das Wort „Chomli" bedeutet in georgischer Sprache einen Kronleuchter. Die Spitze dieses Berges, welcher über alle umliegenden hervorragt, sieht man überall von ganz Imeretien und Mingrelien aus, und sie dient deßhalb den Wanderern als Wegweiser. Auf diesem mit Wald bekleideten und mit Quellwasser versehenen Berge wurde im 5ten Jahrhundert zu Ehren des Märtyrers Georg ein Kloster erbaut, welches jetzt verödet ist. Das Bild der dortigen Kirche ist jetzt in der Kirche des Dorfes Okureschi, in der Nähe des Chomli. Ich fand darauf eine Inschrift, die, nach der alten Kirchenschrift zu schließen, unter König Bagrat im zehnten Jahrhundert verfaßt seyn muß. Aus der Inschrift ersieht man, daß dieß mit Gold und kostbaren Steinen besetzte Bild schon von den ältesten Königen (von wem und wann sagt Bagrat nicht) gestohlen und seiner Kostbarkeiten beraubt worden war, daß er es neu vergiert und in dem Kloster Chomli wieder aufgestellt habe. Das Bild hat eine Höhe von nahe an 4 Fuß und etwas über 2 Fuß Breite; es besteht ganz aus Mosaikarbeit. A. d. V.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Während man mit einigen wenigen, aber unerbittlich streng durchgeführten Fastengesetzen, die dem Klima und den Sitten angemessen wären, unstreitig sehr viel Gutes zu stiften im Stande seyn würde, erreicht man dermalen bei übertriebenen Anforderungen eigentlich wenig oder nichts, denn eine willkürliche Diät kann nur lächerlich erscheinen! — Man will indessen am alten Kirchengebäude nicht einmal an Reparaturen gehen und begnügt sich, täuschende Tapeten da vorzuhängen, wo sich Risse in den Mauern zeigen. Doch dieser Vergleich ist zu wenig erschöpfend, hinkt mehr als zulässig; weit bezeichnender erscheint mein altes Lustkissen, das so lange in vortrefflichem Zustande zu seyn scheint, als sich Niemand darauf setzt, in welchem Falle die Luft überall entflieht und nichts als die leere Hülle übrig bleibt.

Die Fasten bedingen eigentlich nicht sowohl Enthaltsamkeit körperlicher Genüsse, sondern greifen auch stark ins Geistige über, indem diese Zeit der religiösen Sammlung gewidmet seyn soll. Es läßt sich denken, wie sehr dieß gegen die Genußsucht einer luxuriösen Hauptstadt läuft und Niemand wird sich wundern, wenn die Erfahrung lehrt: daß Umgehungen der Gesetze auch in geistiger Hinsicht an der Tagesordnung sind. An die Stelle der Bälle und Ballette, der Opern und recitirenden Schauspiele werden Concerte aller Art, Declamationen, Tableaux u. s. w. geschoben, nur um das Publicum vor der Selbstbeschauung, vor dem Nachdenken über das geführte Leben, kurz vor der eigenen Geistesthätigkeit zu bewahren. Das Unwillkommenste scheint der Menschheit, mit wenig Ausnahmen, das Alleinseyn mit dem eigenen, sonst so geliebten Ich zu seyn. Wir stürzen uns in den Strom der Gesellschaft, die wir für das Langweiligste auf Erden erkennen und erklären, nur um diesem fatalen tête à tête zu entgehen. Aber es lebt in uns ein Funke der Gottheit, welcher härter mit uns verfährt, als selbst die strengsten Gesetze und solche Gesellschaft — fi donc! Man sollte sie unter Censurscheere stellen. — Der langweiligste Sittenprediger ist ein Muster von Vergnüglichkeit dagegen; denn man kann ihn bespötteln, sich über ihn lustig machen, während der fatale Funke uns sogleich dermaßen ins Gesicht schlägt, daß Lachen und Spott wohl vergehen. Das russische Gouvernement ist viel zu mild, manche sagen zu klug, um dem Publicum — zumal in der Hauptstadt — nicht ein wenig zur Hand zu gehen bei Vertreibung eines so unwillkommenen Gastes; vielleicht bedenkt man auch oben, woran die Menschen alles denken könnten, kehrte der gedankenschwangere Gast in den langen Fastenwochen tagtäglich ein!

Sechs Wochen sind bei allem dem keine Ewigkeit; sie reihten sich auch bei mir allmählich auf die Schnur derer, die ich bereits in gegenwärtiger Körperverpuppung verlebte, und so erschien eines Morgens der Sonntag palmarum mit einer Klarheit und einem Sonnenschein, die den Bäumen wohl das „Erwachet!" zurufen konnten, worauf sie ihre Knospen schwellen ließen, um Palmen dem heutigen Markte von Gostinnoi Dwor zu liefern. Man gibt nämlich hauptsächlich denen Weidenarten den Namen „Palmen," welche frühzeitig ihre dunklen Blüthenköpfchen — in Deutschland zumeist Miezchen genannt — neugierig in das abschiednehmende Winterwetter stecken. Solche Blüthenzweige werden in kleinere und größere Ruthen

Digitized by Google

zusammengebunden und zum Verkauf ausgeboten; sie gefielen mir stets besser als die künstlichen Palmen mit ihren bunten Papierblumen und Flittergold, mehr oder minder plumpen Ansehens.

Ich war Hausfreund in einer Familie, wo es von lieben, kleinen Kinderchen wimmelte, denen meine Taschen stets ergiebige Fundgruben unschädlicher Spielwerke oder Näschereien gewesen, und der deutsche Onkel mußte daher heut ex officio vor Tische einen Spaziergang mit der kleinen Freundesschaar auf den Palmenmarkt machen, um sich später mit den selbstgekauften Ruthen schlagen und durch alle Zimmer der geräumigen Wohnung von den kleinen Wilderern jagen zu lassen. Nun solch ein Hauptspaß war mit ein paar Silberrubeln nicht zu theuer erkauft; diese gingen nämlich darauf, um — nächst den Palmen — noch allerlei Spielwerk von Holz und dergleichen, das den jubelnden kleinen Begleitern zu sehr in die Aeuglein stach, zu kaufen.

Der Palmsonntag ist eigentlich das russische Weihnachten für die Kinder der Russen, obschon diese — namentlich wo sie mit Deutschen gemischt wohnen — die Weihnachtsbescheerung auch adoptirt haben. Das von Russen selbst gefertigte Kinderspielzeug übertrifft — bis auf sehr wenige Ausnahmen — bei weitem noch an Unzierlichkeit unsere schlechtesten Nürnbergereien; man begnügt sich dabei noch mehr als es sonst der Fall ist, mit dem beliebten kak ni budy (wie es eben ausfalle). Mit Bestimmtheit kann ich versichern: daß z. B. alles für die kaiserlichen Kinder bestimmte Spielzeug vom Auslande bezogen wurde, weil natürlich nur ganz besonders sauberes gewünscht ward. Einige in Petersburg etablirte deutsche Pappearbeiter, die recht nette Sachen liefern, sind schnell zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt; dennoch sieht man keine Nachahmung unter den Russen entstehen, weil es sich da um Erfindungsgeist dreht, der dieser Nation eben so abgeht, als selbst die mit Genauigkeit und anhaltendem Fleiße verbundene Nachahmung. Schmeichler schreiben diese Erscheinung auf Rechnung einer Jugendlichkeit des Volkes; ich dagegen behaupte, daß es nur Symptome des Alters genannt werden dürfen.

Nachdem ich eine tüchtige Tracht Schläge von den Händen meiner kleinen Freunde in Empfang genommen, widerstand ich tapfer ihren Bitten, zur Mittagstafel zu bleiben, und begab mich consequent an meinen deutsch-bürgerlichen Sonntagstisch. Hier erlitt ich noch vor dem Essen eine gewaltige Niederlage, denn etliche so rosige als schalkhafte Mädchen fielen über mich her mit gewaltigen Werben (vom Russischen, werba, die Ruthe, germanisirt), um, wie sie behaupteten, meine allzu große Sündhaftigkeit auszutreiben. Ich wehrte mich natürlich herzhaft und suchte namentlich Gefangene zu machen, denn in der Hitze des Gefechtes hätte ich mir doch wohl ein Küßchen pränumerando erhascht; allein die Gewandten wußten das Terrain trefflich zu benutzen, und mir wäre beinahe das Unglück widerfahren, ein paar große Blumengefäße, um welche sich das Haschen drehte, zu zertrümmern, als einziges Resultat meiner Widersetzlichkeit gegen die, wie fest versichert wurde, durch lose Reden wohlverdiente Züchtigung.

Wer sich selbst die Charwoche in Petersburg auffallend stiller als andere Zeiten denkt, ist einer Täuschung unterworfen, denn Jedermann will auch da leben, und weil man durchschnittlich nur immer für den Tag lebt, so gibt es Geschäfte abzuthun, Besuche zu machen, in die Kirche zu gehen oder zu fahren und dergleichen mehr, daher kein so gewaltiger Unterschied nach außen bemerkbar wird. Daß alle Dikasterien während dieser Woche geschlossen sind und die Russen ihre Verkaufslocale nur ausnahmsweise offen halten, entvölkert namentlich die Hauptstraßen nicht, wo Ausländer ihre Magazine offen halten und ihre Geschäfte ununterbrochen forttreiben. Der durch seinen Posten sonst gefesselte Beamte benützt wohl gerade diese Zeit, um einmal Gänge abzumachen, zu denen er sonst nicht kommen konnte. Wohl gibt der Hof auch in kirchlicher Hinsicht das beste Beispiel, indem derselbe sich den herkömmlichen Formen unterwirft; allein der Kaiser müßte göttliche Gewalt besitzen, sollte ein religiöser Geist tiefere Wurzeln schlagen; deßhalb begnügt er sich auch und muß es wohl, wenn eben die äußere Form beobachtet wird, wie auch der Mohammedaner sich da beruhigt, wo er die Worte seines Glaubensbekenntnisses: „La ila ill' Allah, Mohamed rasul Allah!" (Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet) hört.

Ich kenne Monarchen, welche tiefe Eingriffe in die Glaubensmeinungen gemacht, Specielleres erstredt, ohne daß etwas damit bewiesen wurde oder wird, denn die Menschen bessert wirklich kaum die größte Noth! Gesetze und Ueberwachungen durch Beamte erzeugen beide nur Heuchelei und Spitzbüberein anderer Art. Nicht einmal Cultur und Civilisation lassen sich anbefehlen, wie Rußland nur allzu klar darthut. Es ist lediglich der liebevollen Ueberredung und der fortgesetzten Aufopferung wahrhaft Guter vorbehalten, nachhaltige Erfolge zu erringen, und da unsere Zeit namentlich ganz offen die Selbstsucht in gesetzlichen Schutz nimmt, so darf man sich nicht wundern, allenthalben nur auf Resultate zu stoßen, die Materielles, den äußern Menschen Betreffendes beweisen.

(Schluß folgt.)

Seltsames Phänomen.

Ein englisches Kauffahrteischiff, Namens Anna Bridson, welches im Anfang Aprils nach einer sehr raschen Fahrt von 84 Tagen aus Valparaiso in Liverpool ankam, erfuhr im La Plata-Strom einen ganz eigenthümlichen Unfall. Die ganze Mannschaft, den Capitän nicht ausgenommen, hatte auf einmal große Ungemächlichkeiten durch den Zustand der Atmosphäre zu erdulden, die zwei Tage lang so stinkend und drückend war, daß man sie kaum einathmen konnte. Die Folgen hievon hörten nicht auf, selbst als die Atmosphäre rein geworden war, sondern wurden den ganzen Rest der Reise hindurch gefühlt, indem ein großer Theil der Mannschaft von jener Zeit an bis zur Ankunft im Hafen von Liverpool krank wurde. Der Capitän sah und hörte nichts, was irgend diesen Zustand der Luft erklären konnte. (Athenäum vom 15 April.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Fortsetzung.)

Erst nach tausend Schwierigkeiten von Seite der Leute, die mich an die Küste von Malabar bringen sollten, gelang es mir die Stadt Meisur zu verlassen. Durch den gütigen Schutz des Residenten war es mir gelungen meine Leute bei mir zu behalten, doch ehe sie einwilligten sich auf den Weg zu machen, beteagen sie mich mehrmals. So wie ich in einem Punkt nachgab, erhoben sie neue Hindernisse, und gewarnt durch den Rath meines Wirthes, sah ich mich gezwungen, ihrer Zuchtlosigkeit nachzugeben, und durchaus alles zu gestatten, was sie wollten, ohne den Trost zu haben, ein günstiges und alsbaldiges Resultat zu erlangen. Die ehemalige Hauptstadt bildet nach dem von den Engländern angenommenen politischen System eine Art Sack ohne Ausgang, und es findet fast gar keine Communication zwischen diesem entlegenen Königreich und dem arabischen Meere statt. Hier konnte ich keine englische Polizei mehr anrufen, und sah mich gezwungen mich allen Ungemächlichkeiten des Landes zu unterwerfen.

Während einer siebentägigen Reise, um aus dem Königreich Meisur herauszukommen, sah ich mich genöthigt, an den feuchtesten, düstersten und die meisten Fieber erzeugenden Orten zu campiren. Hier kann nirgends die Luft circuliren, und somit diese sich nur verschlechtern. Stille stehendes Gewässer, überdieß versperrt durch todte Aeste, welche die Stürme der schädlichen Mansons alljährlich hereintreiben, hauchten überall einen verpestenden Geruch aus, so wie das Faulen der abgefallenen Blätter einen mephitischen Gestank in der durchaus waldigen Gegend verbreitete. Der Bambus, in dicken Garben zu unglaublicher Höhe emporsteigend, die Teikbäume (Theka grandis), welche unsere Eichen ersetzen und ihnen an Schönheit gleichen, füllen die weiten Urwälder, in denen eine überschwängliche Vegetation im undurchdringlichen Dickicht erstickt. So sah ich öfters große durch ihr hohes Alter vollkommen gebleichte Teikbäume, entwurzelt und theilweise durch andere Bäume vor dem Fallen gestützt, zum Beweise, daß noch nie eine Axt in diese wilde Gegenden gedrungen ist, und kaum war mein aft in die Aeste verwickelter Palankin in den Engpässen des Weges weiter zu bringen.

Der tiefe Eindruck, den die Fährten der zum Transport bei den Karawanen verwendeten Elephanten und Ochsen machen, dient dazu, sich eine Bahn zu brechen, während dem der reißende Cabulay den Wanderer durch die Schluchten leitet, die er quer durch die Ghats hin aushöhlt. Der Boden war in einigen Vertiefungen so durchnäßt und schlammig, daß meine Indier bis an die Knie einsanken. Wir hatten die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen, um uns in diesen finstern überwölbten Regionen Bahn zu brechen. In den wenigen und kurzen Thälern war uns bloß hie und da in kurzen Zwischenräumen gestattet die durch das dichte Laubwerk der Wälder verhüllte Sonne wieder zu erblicken. Immer waren die kleinen Thäler mit Hütten besetzt, die einzeln auf Bäumen errichtet und von armen ganz nackten Indiern bewohnt waren, welche, die Nächte auf den Feldern campirend, genöthigt waren den Tam-Tam zu schlagen, um dadurch die wilden Thiere abzuhalten, daß sie nicht in Zeit von wenigen Stunden die Arbeiten eines ganzen Jahres verwüsten.

Bis jetzt hatte ich auf meiner ganzen Reise keine andere Sicherheitsmaaßregel zu nehmen gehabt, als gegen Räuber, die, wenn sie den Reisenden vertheidigungslos, besonders ohne Feuerwaffen überraschen können, ihn häufig ermorden. In Oedern, die nicht geheuer aussehen, muß man, wenn man sie bei Nacht passirt, gewöhnlich ein- oder zweimal Feuer geben, um ihnen zu zeigen, daß man auf seiner Hut sey. Wenn irgend regelmäßige Behörden im Dorfe sind, muß ein Untergeordneter der Polizei von Stunde zu Stunde den Tam-Tam schlagen, um zu zeigen, daß man wache.

Hier wurden der Feinde, denen ich zu begegnen hatte, zahlreicher und ernstlicherer Art, nämlich fast alle Bewohner der Wälder, und zwar die Elephanten in erster Linie. Es wird behauptet, sie seyen, wenn in Heerden vereinigt und paarweise, friedlich, ohne Jemanden zu beschädigen, wenn man ihnen aus dem Wege gehe. Ist aber ein solches Thier allein und seines Weibchens beraubt, also aus seiner Kaste gleich einem Paria verstoßen (die Engländer nennen einen solchen den ausgestoßenen Elephanten), so erbittert ihn diese Erniedrigung und dann ist er fürchterlich, zerbricht und zertritt mit den Füßen, was ihm in den Weg kommt, und sucht überall seine Wuth auszulassen. In diesem Fall ist er sehr gefährlich, denn so schwerfällig er aussieht, so ist sein Lauf doch sehr schnell, selbst im Vergleich mit der Geschwindigkeit eines Pferdes. Ich kam einst durch einen kleinen Flecken, Ampapur genannt, und traf da einen Indier noch krank von einem fünf Tage zuvor ausgestandenen Schrecken, weil er von einem Elephanten in der Nähe seiner Wohnung überrascht, kaum so viel Zeit hatte auf einen hohen Baum zu klettern, von dem aus er die Trümmer seiner in einem Augenblick zerstörten Hütte betrachten konnte.

Der viel häufiger als der Elephant vorkommende Tiger ist zum Glück viel weniger furchtbar. Oft, wenn ich während meiner Reisen jagen und hiezu einen Indier als Begleiter haben wollte, ließ sich hiezu keiner herbei, aus Furcht auf einen im Gebüsche versteckten oder schlafenden Tiger zu stoßen. Dieß Thier nämlich fällt seinen Feind, wenn es nicht durch Wunden gereizt oder seiner Beute gewiß zu seyn glaubt, nie von vorn an. Vortrefflich läßt ihn sein Geruch den Indier vom Europäer unterscheiden, und er greift vorzugsweise den erstern an.

Im höchsten und dichtesten Walde traf sich's, daß ich auf einen schönen Tiger stieß. Es war Nachmittag, als ich vom steten Schaukeln meines Palankins eingeschläfert, durch eine heftige Erschütterung plötzlich geweckt wurde. Um den Grund davon zu kennen, sah ich aus dem Schlag, mein Palankin stand auf dem Boden und hinter ihm meine Indier sämmtlich versteckt, die mir einen vor uns lauernden Tiger zeigten. Sorgfältig hatte ich zuvor schon die Läufe meiner Flinte mit Kugeln geladen, und erwartete ihn so stehenden Fußes, weil ich wußte, wie gefährlich es sey, aus weiter Ferne zu schießen und das Thier bloß zu verwunden, welches dann immer in Wuth geräth. Allein der Tiger begnügte sich uns zu betrachten, gleichsam uns einige Minuten lang überzählend, und zog dann seines Weges weiter, weil er wahrscheinlich uns hinlänglich stark genug fand.

(Schluß folgt.)

Payne's Patentholz. Ein neues Mittel, alle Arten von Holz gegen Fäulniß, gegen die Angriffe von Insecten und selbst gegen das Feuer zu bewahren, ist von einem Hrn. Payne erfunden worden. Sein Hauptmittel soll eine Auflösung von Eisenvitriol seyn, welche das Holz bedeutend schwerer mache. (Litt. Gaz. vom 15 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Schluß.)

Was wiegt wohl die Beschränktheit der Niedern, welche, die brennende Wachskerze in den Händen, den kirchlichen Ceremonien Tage lang beiwohnen, schwerer auf der Wagschale in der Hand des Ewigen, als die Verbeugungen, Küsse und Bekreuzigungen der Vornehmen, die nur aus einer Kirche in die andere fahren, um das Spiel so oft zu wiederholen, bis Ueberdruß eintritt und man dem Kutscher befiehlt nach Hause zu fahren? Das Innere des einen wie des andern wird gleich wenig berührt durch Abmachung dieser Angelegenheiten, und der erste Schnaps, die erste Flasche Champagner spühlt selbst die Erinnerungen an das Vorgenommene hinweg! Man sage mir was man wolle, so lange unsere Geistlichkeit selbst nur auf der Oberfläche schwimmt, werden wir nicht zu Fischen gemacht, die den Grund suchen! gar Viele sind berufen, aber leider nur sehr Wenige auserwählt, das göttliche Samenkorn des herrlichen Sittenpredigers, der seine Wahrheiten mit seinem Blute besiegeln mußte, in sich gebührend aufzunehmen damit es Früchte bringe!

Es gibt Leute, die höchst schmeichelhafte Betrachtungen beim Anblicke der sich die Brust durch Bekreuzigungen zerschlagenden, niederfallenden und den Boden küssenden Menge, über die schwermüthigen Gesichter derselben angestellt haben wollen; allein sie hätten nur, gleich mir, zum öftern solche Tiefbetrübte etwas näher aushorchen sollen, um sich zu überzeugen, daß eben nur auf der Außenseite haftendes Angelernte und Nachgeahmte unterlag. Es ist dort mit dem Volke nicht um ein Haar anders bestellt als bei uns, wo die Rede eines Herrn Pastors, darein viel von Tod, Sterben und dergleichen verwebt wurde, zuerst ein paar alten, harthörigen und noch schwerer Hochdeutsch verstehenden Weibern Thränen entlockt, wodurch endlich, vermöge der Contagiosität solcher Sachen, die ganze Gemeinde gerührt wird und laut mitjammert. Auf dem Kirchwege heißt es da: „die Predigt ging einmal durch Mark und Bein!“ und wenn man näher nach dem Inhalte forscht, weiß sich Niemand eben auf mehr als die Worte: Tod, Sterben u. s. w. zu besinnen. Eine halbe Stunde später sitzen die Weiner lachend mit den dampfenden Pfeifchen beim Schnapsglase, am Kartentische, stehen, dem lieben Nächsten Ehr' und Reputation abschneidend, an den Thüren, peinigen Angehörige bis aufs Blut, leihen Geld auf Wucherzinsen aus, besuchen den Rechtsanwalt, um ihm Auftrag zu geben, einem armen Bruder Schulden halber das letzte Bett pfanden zu lassen ꝛc. Unsere Zeit hat starke Rostflecken, die man vergebens mit glatten Worten zu verdecken sucht!

Drängt es den Fremden, sich in Petersburg die Ueberzeugung zu verschaffen, daß es mit den Charwochenthränen nicht so ganz bös gemeint sey, dann darf derselbe nur in der Osternacht den Glockenschlag „Zwölf“ bei einer Kirche abwarten; der alsdann ausbrechende tolle Jubel documentirt, wie wenig tief und nachhaltig die vorhergegangenen Eindrücke gewesen seyn können. Es war alles nichts als das Anlegen und Tragen eines andern Gewandes, der alte Adam in demselben blieb bis auf ein Haar ganz derselbe; er ruft jetzt jubelnd eben so mechanisch; „Christos woskress!“ (Christ ist erstanden) und antwortet: „wo istinnu woskress!“ (In Wahrheit, er ist erstanden), sowie er vorher unter Thränen vielleicht sein „Gospodin pomilui!“ (Herr erbarme dich) und andere Ausbrüche des Schmerzes von sich gegeben, gerade so wie er in seinen Nationalmelodien vom melancholischen Moll zum grellsten Dur überspringt, ohne sich eben viel dabei zu denken. Mit dem Gefühl mag es zuweilen wohl etwas besser stehen, allein ich behaupte, auch dieses dringe nicht tiefer ein, sondern hafte wie bei Kindern oder Greisen nur auf der Oberfläche, sey meist Sache der Nachahmung oder Ansteckung.

Den ersten officiellen Hauptlärm nach der stillen Fastenzeit machen diejenigen, welche sich's etwas kosten ließen, um auf den Kirchenglocken hämmern zu können. Das Geklopfe dauert fort bis zum hellen Morgen, und ist ein Virtuos müde, so lauern schon zehn andere, seinen erhabenen Posten einzunehmen, denn man wird Gott besonders wohlgefällig durch dieses Trommeln und erlangt damit zum mindesten auf das kommende Jahr die Vergebung aller Sünden; dieß lohnt

Digitized by Google

mithin schon der Mühe. — Ich habe nicht bestimmt ermitteln können, ob der liebe Herrgott diese Offenbarung der Geistlichkeit oder bloß den Glöcknern gemacht; so viel aber ist gewiß, man glaubt um so eifriger daran, als man bei einer solchen Pränumeration auf Sündenvergebung Ursache zu haben glaubt, interessirt seyn zu müssen. Welche Sätze die russische taxa stolae in Betreff dieses Gehämmers hat, vermag ich gleichfalls nicht anzugeben; allein es läßt sich wohl vermuthen, daß man sich dabei nach örtlichen Observanzen richten werde. Etwaige Interessenten müssen es also auf den Versuch ankommen lassen.

Das Nachtleben, wozu man durch das Petersburger Treiben durchaus verführt wird, wenn man eben mit dem Strome schwimmen will oder muß, bringt Langschläferei am Morgen mit sich! Es war in der zehnten Stunde am Ostersonntage, als ich einen Traum abschüttelte, in welchem es allenthalben von Lichtern geflammt, gerade wie nach zwölf Uhr in der russischen Kirche der Mutter Gottes von Kasan gewidmet. Licht im Traume sehen, bedeutet nach dem berühmten Traumbuch und Schicksalsorakel der Mutter Brigitte lauter Freude und Glück, daher war meine Stimmung die heiterste, da mein Bedienter, ein junger Tatar, mir — den Thee servirend — sein „Christos waskreß!" als erster Ostergratulant sagte und dazu ein paar buntbemalte Eier präsentirte, die ich in einem Gegengeschenk, aus klingender Münze bestehend, über den Span bezahlte, gerade wie die Zahnstocher an unserer Bedienung der Wirthstafeln.

Ich machte mir den Spaß zu fragen:

„Aber Jurghi" (Georg), so nannte ich den Burschen, dessen tatarischen Namen ich nicht zu behalten im Stande war, „sage mir nur, wie du dazu kömmst, dich um Christus zu bekümmern, der du doch ein „Nechrist" (Nichtchrist), ein „Tjurok" (Mohammedaner) bist?"

Der Schelm lächelte verschmitzt, und entgegnete ziemlich rasch!

„Iswinitjes!" (Entschuldigen der Herr!) „Wir verehren in unserem Lande alle Wohlthäter und der Iman befiehlt, den Propheten Jesus neben Allah und Mohammed zu stellen."

Für seine flinke und gute Ausrede empfing das Menschenkind von mir noch einen Achtziger (80 Kopekenstück); darauf kamen auch die „Dworniki" (Thürhüter) und mehrere andere Nationale, mit denen ich — wenn auch noch so entfernt — in einiger Berührung stand, so daß ich endlich auf Unkosten meiner Börse eine ganz erkleckliche Eiersammlung zusammenbrachte.

Die Eierconsumtion zu Ostern muß in Petersburg ungeheuer seyn, allein ich wollte mit Freuden die gewiß große Lieferung übernehmen, wollte man mir nur die Hälfte der durch das Verschenken herbeigeführten Einnahmen garantiren, und bin sicher, daß damit ein höchst brillantes Geschäft zu machen wäre. Es ist die größte Wurstwerferei nach Speckseiten, welche jemals existiren kann!

Darf ich noch erwähnen, daß von mir gleichfalls Eiereinkäufe gemacht worden waren? Nur konnte ich es nicht machen, wie vielleicht manche andere Speculanten, die ihre empfangenen Geschenke sofort wieder wandern ließen; ich mußte für meine jungen Damen schon elegante, künstliche Eier mit feinen Malereien aus der Porcellanfabrik von Alexandrofski besorgen, um mich so angenehm wie möglich zu machen.

Kein mit der Sache näher Bekannter wird eine Uebertreibung darin finden, wenn ich sage, daß in Petersburg am ersten Osterfeiertage eine große, allgemeine Völkerwanderung statt finde, die eben so geregelt ist, als es nur immer eine künstliche Nachahmung unseres Planetensystems seyn kann. Hoch oben strahlt die Sonne, der Kaiser, um die sich eigentlich alles dreht, welcher jedoch natürlich nur eine verhältnißmäßige Anzahl Trabanten nahen können, um das Gedränge nicht allzu gräßlich werden zu lassen. Sobald die Devoirs bei Hofe gemacht sind, begeben sich die Planeten auf feste Standpunkte und lassen sich von ihren Monden umkreisen, worauf wiederum sich diese firiren, um ihren resp. Atmosphären Audienz zu geben. Die Fremden gleiten in diesen verschiedenen Ringeltänzen — Kometen gleich — zwischen allen Parteien umher. Wo man vorspricht, stehen die Osternfrühstücke auf den Tafeln, von denen jeder beliebig nascht, nachdem gebückt, umarmt, geküßt und „Christos woskreß!" gesagt ist.

Die Frau von guten Häusern ist nur für besonders Begünstigte sichtbar; man überschüttet sie mit Glückwünschen, bringt sein elegantes Ei dar, wenn dieß zulässig ist, ergreift die dargebotene schöne, ambraduftende Hand, neigt sich zum Kusse derselben und empfängt dagegen eine sublime Berührung der reizenden Lippen auf die Wange. Je niedriger der Rang, um so solider in der Regel dieser sogenannte Kuß. Von einem allgemeinen Küssetaumel, wie ihn manche Beschreiber haben, nirgends eine Spur, nicht einmal unter dem Pieds. Wohl sieht man da und dort auf den Straßen und Plätzen sich Begegnende küssen, allein dieß kommt doch nur einzeln und unter den niedern Classen vor; auch wird die Scene mit ziemlicher Förmlichkeit in der Regel abgemacht, es sey denn, daß Illuminirte auf einander stießen, die sich noch erkennen. In solchen Fällen freilich ist die Zärtlichkeit groß.

Niemand wird groß neugierig seyn, wie es mir in meiner deutschen Bürgerfamilie mit den lang ersehnten Osterküssen ergangen; dennoch drängt es mich der Wahrheit die Ehre zu geben, indem ich gestehe, daß man den herzlichen deutschen Ehrenkuß, diesen Juwel im Reiche der Küsse, nicht nur zu empfangen und zu gewähren verstand, sondern auch gegen mich auf ehrliche deutsche Weise Wort hielt. Wenn aber die Epistola ad Chytræum sagt: „Hospites osculo blandissimo excipiunt et quemque ut dignior est ad mensam collocant," *) so können darunter jetzt nur ganz russische Häuser, nicht zu vornehmen Ranges, verstanden werden.

Es läßt sich denken, daß der ganze Commerz der Butterwoche auf dem Admiralitätsplatze mit Karussells, Buden u. s. w. zur Osterfeier aufs neue statt findet, und zwar in vermehrter und verbesserter Auflage; denn zwei neue Genußingredienzien,

*) Die Wirthe empfangen mit den liebkosendsten Küssen und reihen einen Jeden seiner Würde nach an den Tisch.

Digitized by Google

„Apfelsinen und Eis," erscheinen auf dem Tummelplatze der Freuden des Tages.

Man kann mit Zuversicht behaupten, daß nirgend in der Welt die Fasten gründlicher vertrieben werden, als in Rußland und von den Russen; hätte sich — in Folge der Mäßigkeit — wirklich ein guter Vorsatz eingefunden oder sogar eingenistet, die Osterwoche verjagt ihn sicherlich! Der geniale Bösewicht Casanova de Seingalt sagt irgendwo, wenn ich nicht irre: „wenige Menschen gelangten in ihrem Leben zur Besinnung über sich, und den meisten unter diesen wenigen mangele das Geschick, den rechten Gebrauch von solchen Momenten zu machen." Je nun, mein geneigter Leser und ich, wir können uns diesen harten Ausspruch schon gefallen lassen, denn wir gehören natürlich zur Elite der Wenigen.

Der Tempel zu Mzchet in Georgien.

(Schluß.)

Es ist nicht genau bekannt, wann die Kirche zu Mzchet eine Metropolitankirche wurde, auch kennt man die Reihe der Katholikos als unabhängiger Häupter dieser Kirche nicht. Die Acten und Urkunden, welche man von der Kirche zu Mzchet in den Sammlungen besitzt, reichen nicht über die Regierungszeit Alexanders I (1414—1442) hinauf, weisen jedoch auf die früher vorhandenen und wahrscheinlich verloren gegangenen hin. Zum mindesten aber fand ich keine solchen, obwohl ich mit allen möglichen Empfehlungen ausgerüstet war, um diese für die Geschichte noch nicht benutzten und doch für Kirchen- und Volksgeschichte einzigen Schätze zu erforschen. Ich vermuthe, daß in der Epoche der Alleinherrschaft in Iberien, als die besten Theile des Landes Imeretien, Mingrelien, Achalzyk, Swanetien und Abchasien unter Einer Herrschaft standen und die Residenz der Könige in Abchasien war, der erste christliche Tempel des Landes in Bitschwint (Pizund?) war, und der Katholikos dort seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Einige Winke byzantinischer und selbst arabischer Schriftsteller hierüber liefern einen, wenn auch nicht ganz entscheidenden Beweis für diese Annahme. Die Geschichtschreiber Georgiens, oder wie man sie nennt, die Chronisten, klären die Sache nicht auf, denn sie sind nichts als eine Sammlung von Nachrichten, die im Anfange des 18ten Jahrhunderts an einander gereiht wurden. Ein anderes Geschichtswerk hat Georgien nicht.

Das Gründungsfest der Kirche von Mzchet wird am 1 October gefeiert; die Könige zogen an diesem Tage immer nach Mzchet, und brachten der Kirche Geschenke dar. Das Zusammenströmen des Volks aus dem ganzen Lande war dabei ungeheuer. Aber unter den traurigen Umständen, in welche das Land durch Perser, Türken und Lesghier versetzt wurde, während zugleich innere Empörungen und Bürgerkriege die Verwirrung noch vermehrten, kam die fromme Sitte in Abnahme. Der unterscheidende Charakterzug des heiligen Festes bestand und besteht noch in der Versammlung des Volks am Abend vor dem Feste. Das Fest selbst beginnt und endet mit Gesängen, die einst nicht sehr empfehlungswerth waren. Die Könige, von innen und außen beunruhigt, und die Hirten der Kirche hatten in diesem Falle Nachsicht mit den Schwächen des ungebildeten Volkes, und ließen Ungebührlichkeiten zu in Erwartung besserer Tage für das Reich und die Kirche. Das Darbringen von Thieren und das Schlachten derselben zu Ehren des Festes ist augenscheinlich eine Sitte, die den Opfern der alttestamentlichen Kirche entspricht. Indeß legt die georgische Kirche diesen Opfern nicht die Bedeutung bei, wie die jüdische Priesterschaft. Das zum Feste zusammenströmende Volk, das in einem so kleinen Orte wie Mzchet (etwa 200 Häuser) *), keine Lämmer, Vögel und andere zur Speise brauchbare Thiere fand, mußte solche zu seinem eigenen Unterhalte mitbringen. Um aber einigermaßen auch ihre Speise, so wie alles was sie mit sich brachten, zu heiligen, so gaben die frommen Georgier nach einer allgemeinen christlichen Sitte einen Theil davon nicht der Kirche, sondern den Dienern derselben, und überließen ihnen auch die Häute der geschlachteten Thiere. Dasselbe geschah mit Wein, Brod und andern Gegenständen. Diese freiwillige Gabe ist allmählich fest und gesetzlich geworden, und wird von Seite des Volks wie der Priester so angesehen. In vielen entferntern Gegenden Georgiens hat man jetzt noch unter den Bauern erbliche Aelteste, welche den Titel Decane führen, deren Schuldigkeit darin besteht, die reichen alten Bilder und sonstige Zugehör der Kirche aufzubewahren, die neuen Gaben zu sammeln und sie zu theilen (unter dem Geistlichen, ihnen selbst und der Kirche), die zur Speise herbeigebrachten Thiere zu schlachten, das Volk mit dem heiligen Kreuz zu segnen, und auf jeden im Namen des Festes irdische und himmlische Güter herabzurufen. In Mzchet, als der Kathedrale des Patriarchen-Katholikos, findet letztere Sitte nicht statt.

Viele Könige, Königinnen, Bischöfe und Große sind hier beerdigt, aber nur von wenigen die Grabsteine, und auf einer noch geringeren Zahl die Inschriften erhalten.

Das ganze Gebäude hat eine Höhe von 30 Klaftern, 15 Klaftern Breite und 28 Klaftern Länge und ist aus behauenen Steinen aufgeführt. Die Malerei im Innern ist größtentheils vom Ende des 16ten Jahrhunderts, und das Erzeugniß von Malern, welche Boris Godunow nach Georgien sandte, wie sich aus den altrussischen Inschriften ergibt.

Außen waren einige Capellen angebaut, diese sind aber alle zerstört, eben so wie die Paläste der Könige in Trümmer

*) Die Trümmer der Kirchen, Häuser, der königlichen und bischöflichen Paläste an den Ufern der beiden Flüsse Kur und Aragwa, die sich bei Mzchet vereinigen, und auf den Hügeln gegen Westen beweisen, daß die Stadt Mzchet sehr bevölkert war. Sie nimmt hinsichtlich des Klima's und der Schönheit der Lage einen der besten Punkte ein, und konnte ohne Zweifel auch in militärischer Hinsicht als fester Punkt dienen. Mzchet sicherte Kartalinien und alle an der Aragwa liegenden Gebiete, und da es von Westen, Süden und Osten durch zwei Flüsse umströmt war, so konnte es zu einer Zeit, wo man das Feuergewehr noch nicht kannte, vor einem Anfalle der Perser sicher seyn. Inzwischen ist zu bemerken, daß seit der Ausbreitung von Tiflis und dem Fall von Mzchet, das bald und schnell verödete, die Perser häufiger in Georgien einfielen, und ihm zeitenweise ihr schweres Joch auflegten.

Digitized by Google

gefallen sind. Die Kirche hat Besitzungen an Bauern, Ländereien, Weingärten u. s. w., die ihr von georgischen Königen vermacht wurden, und in derselben befindet sich auch eine Bibliothek, deren Manuscripte noch nicht für die Wissenschaft benützt sind.

Ueber die Eingeborenen von Neuseeland.

In der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu London am 28 März las ein Dr. Pinco eine Abhandlung über diese seit Cooks erstem Besuch bedeutend verminderte Bevölkerung vor. Besonders groß soll die Abnahme in den letzten 30 Jahren gewesen seyn, und er schreibt dieselbe namentlich vier Hauptursachen zu: den fortdauernden erbitterten Kriegen unter den Stämmen, dem Kindermord, den Skrofeln und dem Gebrauch geistiger Getränke. Ist ein Krieg mit Sieg gekrönt, so folgt die Menschenschlächterei im Großen. Kindermord ist hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht beschränkt, und trifft unter den Knaben nur die mißgestalteten. Die Skrofeln sind eine außerordentlich gefährliche Krankheit unter den Neuseeländern, leider auch sehr gewöhnlich, und was das Merkwürdigste ist, kräftige, sehr gesunde Naturen werden am meisten ergriffen. In einem Dorfe von 100 Seelen starben im Laufe von drei Jahren nicht weniger als 30 davon. Die Heerstandesanlagen der Neuseeländer schilderte Dr. Pinco als vorzüglich, und eben so sehr lobte er ihr anständiges und bescheidenes Benehmen. Drollig genug war einer der aufmerksamsten Zuhörer ein geborener Neuseeländer, der eine Engländerin geheurathet hat und sich seit 9 Jahren im Dienste eines Engländers befindet. (Litt. Gaz. vom 15 April.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Schluß.)

Bei jedem Schritte traf ich auf Damhirsche, Pfauen, wilde Hühner, Moosschnepfen ꝛc., aber nur selten bot sich mir jedoch Gelegenheit sie zu schießen, ich hätte denn darauf anstehen müssen. Ich muß bemerken, daß meine Indier sich ganz leicht dem Wild nähern konnten, während meine europäische Tracht sie in die Flucht trieb. Die über ganz Indien verbreiteten Affen stießen mir häufig auf der Reise auf. Gewöhnlich waren sie sehr wild, und mit einer vogelschnellen Behendigkeit sprangen sie von einem Baum auf den andern. Indessen erinnere ich mich doch, daß — während ich einst auf der Küste von Canara rastete — eine zutraulichere Truppe dieser Thiere in den Zweigen der Bäume, unter denen ich mein Mahl hielt und mich vor der Sonnengluth barg, über meinem Haupte sich aufhielt. Nach Verfluß einiger Augenblicke sah ich etwa zwanzig dieser possierlichen Thiere unaufhörlich mich umgaukeln, ich nahm einen davon aufs Korn und schoß nach ihm, verwundete ihn auch schwer, so daß er vom Gipfel des Baumes, auf dem er saß, herabpurzelte, doch gelang es ihm ein völliges Herabfallen dadurch zu verhindern, daß er sich in den untersten Zweigen festhielt. Er war nur 6 Schuh vom Boden entfernt, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn mit den Händen zu greifen, hätte ich nicht einen blutigen Biß befürchten müssen. Ich entfernte mich, um ihm wo möglich durch einen zweiten Schuß den Rest zu geben, als ein noch größeres und stärkeres Thier unter seinen Cameraden zu seiner Hülfe herbeieilte und ihn auf den Armen fortrug. Die übrigen entflohen nach allen Seiten hin, die Weibchen ihre Jungen an den Seiten haltend oder unter dem Bauch versteckend. Dessen ungeachtet verbargen sie sich nicht ganz und gar, und ich sah sie noch lange in der Umgegend herumschleichen. Einige ihrer Vorposten wagten sich selbst bis auf die Dächer des Dorfes, in dessen Nähe ich mich gelagert hatte, um mich desto besser zu belauern.

Nach Verlauf einiger Tage häuften sich mir die Schwierigkeiten. Meine Hammals wollten um keinen Preis am Morgen früher aufbrechen, als bis die Sonne ganz aufgegangen war, denn sie könnten, wie sie sagten, dem Elephanten begegnen, der seine nächtlichen Spaziergänge beendete. So mußten wir auch Mittags anhalten, denn dieß war die Stunde, in welcher der Elephant zum Trinken ging. Endlich mußten wir vor Nachts am Ruheplatz angelangt seyn. Lieber, glaube ich, hätten sie sich — wie sie mir auch jeden Augenblick zuriefen — den Hals abschneiden lassen, ehe sie die durch Zucht, wie durch Erfahrung geheiligten Gewohnheiten übertreten hätten. Mit jeder möglichen Vorsicht drangen wir vor, es mußten Patrouillen, bewaffnet mit langen abscheulichen Luntenflinten, vorgeschoben werden. Auch hielten wir stets Fackeln bereit, um den kühnen Elephanten, wenn er sich zeigen sollte, zu verscheuchen. Traf sich's nun unglücklicherweise, daß wir Karawanen von Cananore oder Mangalore kommend begegneten, so entspannen sich sogleich unendliche Unterhaltungen zwischen den Führern derselben und unsern Hammals, tausendmal wurden die Fragen wiederholt, um zu erfahren, ob man keinen Elephanten oder Tiger gesehen, und man trennte sich endlich etwas ermuthigter als zuvor.

Erst bei Manantvdely, einem offenen Orte auf der Höhe der Ghats, wurde ich von diesen vielen Verlegenheiten befreit. Von diesem hohen Punkte an stieg ich auf einem sanften Abhange abwärts zur malabarischen Küste. Plötzlich hatte hier das Landschaftsbild den Charakter geändert, ich sah ein wunderschönes Grün, Bäche klaren Wassers, niedliche indische Wohnungen, eine Landschaft voll der größten Mannichfaltigkeit, beleuchtet von einem heitern schönen Himmel, und bei den letzten Krümmungen des Engpasses von Peria lag endlich das Meer Arabiens zu meinen Füßen, jenes Meer, das ich später auf einer Reise nach Afrika zu durchschiffen hatte. Nach Westen wandten sich meine Blicke und mein Herz flog zur Heimath hin.

Wilde Heerden in Australien. Wie in Amerika die Einführung der Pferde und des Rindviehs die Lebensweise ganzer Völker völlig umgewandelt hat, indem mehrere Völker in Nordamerika, wie in Südamerika, — in Afrika neuerer Zeit auch die Kaffern, — zu Reitervölkern geworden sind, so scheint auch etwas ähnliches in Australien vorzugehen. Die Col. Gaz. vom 15 April enthält eine Mittheilung, wie man die wilden Heerden nutzbringender machen könne. Man ersieht daraus, daß diese Heerden schon ziemlich bedeutend geworden sind, und so wie ein zahmes Stück Vieh unter sie geräth, so wird es in kurzer Zeit ganz wild und kehrt nicht mehr zurück. Es wird vorgeschlagen, den Lasso und die Bolas, wie sie in Südamerika gebräuchlich sind, auch in Australien einzuführen, was nicht verfehlen kann, die Bewohner, selbst die Europäer, gleichfalls etwas zu verwildern. Interessant wäre es zu wissen, ob sich die wilden Heerden schon tief hinein ins Innere ausgedehnt haben, aber die Engländer sind über die Südstrecke des Landes selbst noch nicht viel hinausgekommen, und können darum auch nicht angeben, ob nicht vielleicht die gegen Norden zahlreicher werdenden Eingeborenen bereits sich der wilden Pferde und des Rindviehs bedienen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 4 und Umschlag zum Monat April.)

Digitized by Google

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1843.

Völker- und Handelsbewegung im indischen Archipel.

Seltsam gährt es in diesem Welttheil durch einander, und das dereinstige Resultat läßt sich in keiner Weise absehen. Auf der einen Seite die Eingebornen, roh, manchmal bis zum Cannibalismus, auf dee andern Seite die schlauen, gewinnsüchtigen Chineten, zum Theil der Auswurf ihrer eigenen Nation, dann die berechnenden Holländee mit ihrem, im Gefühl ihree Schwäche und aus Noth angenommenen Handelssystem und der gezwungenen Arbeit, endlich die Engländer, die allen Verträgen zum Trotz auf dieser Inselwelt sich immer stärker einzunisten suchen, und von Singapur und Port Essington in Nordaustralien aus immer tiefee in die verschlungenen Archipele eindringen, während sie zugleich immer begehrlichere Blicke nach dem reichen Borneo richten; zwischen allen diesen hindurch die klugen und kräftigen Bugis, die allem aufbieten die Europäer insgesammt von diesem reichen Handel, der ihnen bei jeder Fahrt gewöhnlich 200 Proc. einträgt, auszuschließen. Alles dieß gibt im Verein mit den höchst mannichfaltigen Stämmen ein seltsames Bild, in welchem man sich nicht so leicht zurecht findet. Alle diese Länder liegen zwischen den Wendekreisen und sind an Naturproducten die reichsten dee Welt; die Schätze im Boden der Erde wollen einige Nachrichten über die von Peru setzen, man kann sich also denken, mit welcher Begierde die verschiedenen colonisirenden Völker sich auf diese Beute hinwarfen. Im 16ten und 17ten Jahrhunderte war sie die Quelle zahlreicher Kämpfe, namentlich zwischen Portugiesen, Holländern und Spaniern, doch hatten auch die Engländer Antheil. Später zog Amerika fast alles Interesse auf sich, Spanien blieb im Besitz der Philippinen, Portugal behauptete nur einen Theil von Timor, während Holland seine Macht hier fester als irgendwo begründete, nicht bloß durch Gewalt, wie man jetzt vielfach behaupten will, sondern auch durch wahre Wohlthaten, die es jenen Völkern erzeigte, unter welchen sich die Zuneigung zu Holland während eines langen Zeitraums hindurch erhielt, wo letzteres gar keine Macht mehr ausüben konnte. Zeuge davon ist die Verbreitung des Christenthums über einen großen Theil jener Länder — ein Fement, das immee noch günstig fortwirkt, obgleich in der Zeit, wo Hollands Herrschaft allmählich erschlaffte und endlich ganz aufhörte, sich der Islam bemeeklich machte und jetzt in einen Missionskampf mit dem Christenthum getreten ist. Auf Java selbst haben sich unter den Mohammedanern Missionsvereine gebildet, und in Ceram unter dem dortigen thätigen Handelsvolke ist gleichfalls der Missionsgeist thätig, wenigstens berichtet Hr. Earl,*) daß auf den Ki-Inseln sich mohammedanische Priester aus Ceram befinden. So streiten unter den Handelsinteressen auch die Religionen mit einander, und augenscheinlich soll eins dem andern die Hand reichen. Das thätigste und unternehmendste Volk sind die oben erwähnten Bugis, deren Hauptsitze in dem südlichen Arme der Insel Celebes sich befinden; sie scheinen sich trefflich auf das Colonisiren zu verstehen, die Mündungen aller großen Flüsse auf dee Ostküste Borneo's und mehrere auf der Südküste sind in ihren Händen; ebenso haben sie Colonien auf Sumbawa und Flores, und kaum findet sich im Aechipel ein Hafen, wo Handelsfreiheit ist, in welchem nicht einige Bugis wohnen, die zum Theil große Reichthümer erwerben. Gewöhnlich stellt sich ein Bruder oder jüngerer Sohn eines Radscha an die Spitze eines Zuges, eine Anzahl ihnen zugeschiedener Familien folgt ihnen aus Gehorsam, eine andere Zahl schließt sich abenteuernd an sie an, und meist wird, um den Handel desto sicherer mit dem Ackerbau zu verbinden, die Mündung eines Flusses ausgewählt, der den Weg ins Innere eines Landes und zum Handel mit den Eingebornen öffnet. Die neue Colonie erkennt keine Herrschaft des Mutterlandes an, sondern ist völlig unabhängig, bleibt aber gewöhnlich im freundlichsten Verkehr mit demselben. Fast die ganze männliche Bevölkerung der Bugis ist mit dem Handel beschäftigt und der Ackerbau wird nur nachlässig betrieben.

Das Klima gestattet nicht, daß die Europäer ackerbauende Colonien anlegen, wenn gleich einzelne Striche, namentlich in den Hochlanden, zur Aufnahme europäischer Colonisten nicht

*) In seinen neuerdings vom Parlament bekannt gemachten Handelsberichten aus Port Essington, die wahrscheinlich in kurzem durch Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu London werden vervollständigt werden.

Digitized by Google

ungeeignet wären, aber, wie natürlich, bieten sich die Europäer bis jetzt an den niedern und darum heißern Küsten; dagegen finden sich viele Halbblütige, die meist von ihren Vätern europäische Energie geerbt haben. Wie die Bevölkerung gemischt ist, davon mag Amboina, der Hauptplatz in den Molukken, ein Beispiel geben; man theilt sie in vier Classen: die Burghers, die Orang Negri, die Araforas und die Sklaven. Die ersteen sind theils europäischer Abkunft, und ihr Name beweist, daß sie als völlig frei anzusehen sind,*) zum Theil stammen sie auch von Eingebornen ab, welche in der Armee oder im Civil gedient haben; sie sind sehr intelligent, haben aber wenig Beschäftigung, so daß sie oft als Schulmeister nach den Arru- und Seewatty-Inseln mit einem ganz unbedeutenden Gehalt gehen; allerdings spielen sie dort eine gewisse Rolle und haben zum Theil auch Gelegenheit sich Geld zu verdienen. Die Orang Negri oder Dorfleute sind Eingeborne, längst zum Christenthum bekehrt, und fast alle können lesen und schreiben; da sie nach dem holländischen System eine gewisse Anzahl Tage arbeiten müssen, so sind sie zum Theil an den Boden gefesselt. Die Araforas sind uncivilisirte Einwohner, die im Innern Handel treiben; ihre Zahl ist indeß gering. Hier und noch mehr in Banda, finden sich Leute aus Timor-Laut, die sehr gerne auswandern, um Geld zu verdienen und dann mit Bequemlichkeit daheim leben zu können; die Kenntnisse, die sie während ihrer Abwesenheit erlangen, sichern ihnen zugleich eine hohe Stellung unter ihren Landsleuten und verbreiten europäische Cultur nach allen Richtungen hin. Sie sind für die Molukken, was die Gallegos für Spanien und Portugal sind, nur mit dem Unterschied, daß der beste Gewinn, den sie machen, in der Erwerbung von Kenntnissen besteht.

Es ist unter diesen Völkern ein Wandergeist und eine Verbindung, welche wirklich ins Erstaunliche geht, und die uralte Verbreitung der gelben Race erklärt. So leben an den Küsten von Celebes in großer Anzahl die Badju Laut gar nicht auf dem Lande, sondern stets in ihren Prans; sobald der Südwestmonsun eintritt, machen sie sich auf die Fahrt und verbreiten sich über einen großen Theil des Archipels bis nach der Nordküste von Australien, um Tripang zu fischen und Schildkröten zu suchen. Ein Hauptmarkt ist, man sieht nicht wohl ein weßhalb, Dobbe auf einer der Aeru-Inseln, in der Nähe der Westküste von Neuguinea. Außer mehrern holländischen, macassarischen und ceramesischen Schiffen fanden sich z. B. im April 1841 zu Dobbe, einem Städtchen von etwa 30 Häusern, gegen 50 Prans von Bugis ein mit einer Gesammtmannschaft von 5000 Seelen. Diese Bugis holen englische Waaren in Singapur, bringen sie nach den Arru-Inseln, und sammeln dort die Naturproducte theils dieser Inseln, theils von Neuguinea ein, woher gleichfalls eine Anzahl Schiffe, meist mit Muskatnüssen, Schildpatt, Perlmutter, Paradiesvögeln u. dgl. beladen sich einfinden. Dieser Markt scheint sich erst seit einigen Jahren gebildet zu haben, vielleicht um in stärkeren Verkehr mit den Papuas auf Neuguinea zu treten. Ein anderes Beispiel, das zugleich zeigt, wie aus dem einen Ort die einheimische Bevölkerung verschwinden kann, ist Banda, gleichfalls in den Molukken; es sind nur etwa 6000 Einwohner, darunter 3 bis 4000 Verbrecher, welche die holländische Regierung hersandte, etwa 1500 Burghers, gegen 700 Leute aus Timor-Laut, die als Arbeiter verschiedener Art dienen, 250 Soldaten, meist aus Amboina und Celebes, mit einem kleinen Zusatz von Europäern, und — gar keine alte Ureinwohner mehr; sie haben sich nach und nach ganz weggezogen.

Wir theilen jetzt nach den neuesten Berichten einiges Nähere über die kleinen Sunda-Inseln, so wie über Celebes und Borneo mit, da die Angaben sich noch durchaus nicht in ein Ganzes verweben wollen, vielleicht auch bei der gründlichsten Kenntniß sich nicht zu einer übersichtlichen Darstellung verbinden lassen. Beginnt man mit der Nordspitze von Sumatra, so ist es einleuchtend, daß die Inselreihe Sumatra, Java, Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Sandelholz-Insel und Timor nur Ein fortlaufendes Gebirg sind, das hie und da durch Meeresarme unterbrochen ist. Ueber Java haben wir hier nichts zu sagen, da die Verkehrsverhältnisse dieses Landes als bekannt vorauszusetzen sind, und wir bemerken bloß, daß das jetzige holländische System, wonach der bei weitem größte Theil der Erzeugnisse nach Europa abgeführt, und sonach die Insel gleichsam aus dem Verband des indischen Archipels herausgerissen wird, in wenigen Jahren wesentliche Aenderungen erfahren muß. Sumatra nähert sich mehr und mehr dem Zeitpunkt, wo es völlig unter holländische Herrschaft kommt, denn der Widerstand des heruntergekommenen Reiches Atschin im Norden der Insel wird sichtlich schwächer, und die Unterwerfungen unter die Oberhoheit der Holländer auf dem Nordostabhang der Insel werden mit jedem Jahre zahlreicher. Die Engländer sehen diesen Gang der Dinge mit Verdruß, können aber ohne Gewaltmaßregeln nichts an der Sache ändern. Sie selbst haben den Vertrag des Jahres 1824 zu vielfach verletzt, als daß sie eine strenge Befolgung desselben von den Holländern zu fordern berechtigt wären, und greifen durch eine spitzfindige Auslegung desselben Vertrags täglich mehr in die durch denselben den Holländern verbürgten Rechte ein.*) So ist es nicht zu verwundern, wenn die Holländer, ohnehin in Handelssachen als gehörig zah bekannt, die Worte des Vertrags pressen, um ihnen einen für sie möglichst günstigen Sinn abzulocken. Darum rathen auch die englischen Blätter ihrer Regierung geradezu, gegen die

*) Auch auf dem Cap nennen sich die Holländer, selbst die Boeren „Burghers," ganz im Sinne des „Civis" bei den Römern.

*) Im Vertrag von 1824 heißt es, daß die Engländer sich auf das feste Land von Malakka und die unmittelbar daran stoßenden Inseln beschränken sollten, wogegen die Holländer ihre Ansprüche auf die Halbinsel Malakka aufgeben. Der Zweck war augenscheinlich eine Gränzscheide auf dem Meere zu ziehen, und die Länder südlich von dieser Linie den Holländern, die nördlichen den Engländern zu überlassen. Noch besonders war bemerkt, daß die Engländer auf keiner Insel südlich von Singapur eine Niederlassung errichten sollten. Da nun Borneo nicht bloß südlich sondern auch östlich und nordöstlich von Singapur liegt, so wird daraus gefolgert, daß sich also die Engländer wenigstens auf dem nördlichen Theil der Insel niederlassen dürften, und eine alte Abtretung vom Jahre 1764 wird aus dem Staube hervorgezogen, um das Recht des Besitzes nachzuweisen.

Digitized by Google

Holländer Gewalt zu beauchen, was indeſſen England voerſt wohl unterlaſſen wird, denn noch hat es Holland in ſeiner Macht, den engliſchen Handel auf Java empfindlich zu treffen. Nach dieſen Vordemerkungen gehen wir zu den kleinen Sundainſeln über, welche gegenwartig für beide Theile ein beſonderes Intereſſe haben, da die Engländer ſich auf das äußerſte mühen, der Niederlaſſung von Poet Eſſington duech Herbeiziehung des Handels, dee in jenen Meeren geteleben wird, eine größere Ausdehnung und Bedeutung zu geben. Solche wandernde Handelsſtämme aber, wie die Bugis, bedürfen ſolcher Handelsemporien nicht, und es ſcheint, wie wir oben bei Gelegenheit der Aeru-Inſeln demerkt haben, auch gae nicht in ihrem Intereſſe zu liegen, beſtimmte Stationen auszuleſen. Sicherheit beauchen die Bugis keine von den Engländern, denn ſie wiſſen ſich ſolche ſelbſt zu verſchaffen, und bei der Unbeſtändigkeit der Verhältniſſe, welche in manchen Theilen dieſes von der Natue ſo übereeich geſegneten Archipels ſtatt finden, wechſeln natürlich auch die Handelsſtationen, und da keine koſtſpielige, dieſen Naturaliſten der Seefahrt und des Handels überflüſſige Hafenbauten, Docks und Magazine den Handel in den gewohnten Stätten feſthalten, ſo möchte dee Verſuch, dieſen Völkern ein bleibendes Empoeium, ähnlich dem von Singapur, an den Nordküſten Auſtraliens zu bieten, vor der Hand von keinem ſonderlichen Erfolg ſeyn. Wenn wir nach manchen Aeußerungen der Engländee ſchließen dürfen, ſo iſt dee Handel dee Nordamerikaner in dieſen Meeren bedeutender, als dee engliſche, *) denn die noedamerikaniſchen Fahrzeuge verfolgen ſo weit ſie können denſelben Plan, wie die bugineſiſchen: ſie vertröbeln ihre Waaren an den verſchiedenen Punkten, und nehmen bald da, bald dort eine große Menge von Natuepeoducten an Boed, ſo daß ſie vielleicht Monate brauchen, bis ſie ihre hergebrachte Ladung abgeſetzt und einheimiſche eingehandelt haben.

(Foetſetzung folgt.)

Sklaven bei den Ameiſen.

Newman erzählt in ſeiner „Geſchichte der Inſecten" nachfolgendes als einen der meekwürdigſten Züge in dee Geſchichte der Ameiſen. „Es gibt eine Art Ameiſen, welche die Gewohnheit hat, der Arbeiterinnen einer andern Art ſich zu bemächtigen, ſie zu zwingen für ihre Gemeinde zu arbeiten, kurz ſie völlig wie Sklavinnen zu behandeln. Die eäuberiſchen Ameiſen ſind nach den Beobachtungen, welche ich bisher machte, von eothee odee blaſſer Farbe, aber die Sklaven ſind ſehr ſchwarz. Die Zeit, welche die Räuberameiſen gewöhnlich zum Fange dee Sklaven verwenden, dauert ſechs Wochen, beginnt aber nie, als bis die männlichen und weiblichen Ameiſen auf dem Punkt ſtehen, aus dem Puppenzuſtand hervoezugehen; auf dieſe Weiſe hindeen die Räuber nie die Fortpflanzung der Gattung, und dieſe Vorſicht ſcheint ihnen vom Inſtinct eingegeben. Wenn die rothen Ameiſen ſich auf einen Raubzug vordereiten, ſo ſchicken ſie Spione aus, um die Orte zu entdecken, wo ein ſchwarzee Stamm wohnt. Sobald die Spione einen aufgefunden haben, ſo kehaen ſie zueück, um Nachricht davon zu geben, und kurz darauf ſetzt die Armee der eothen Ameiſen ſich in Marſch mit einem Vortrab, welcher häufig abgelöst wied. Die Ameiſen, welche den Vortrad bilden, gehen nur auf eine kurze Strecke voraus, halten ſodann an, laſſen das Haupteorps voeüber, und begeben ſich zum Nachtrab, wäheend ondeee ihren Platz einnehmen. Dee Vortrad beſteht in der Regel nur aus acht oder zehn Ameiſen.

„Sobald die eothen Ameiſen in der Nähe der Colonie der ſchwarzen angelangt ſind, zerſtreuen ſie ſich und laufen duech Gras und Geſtrüpp. Haben ſie endlich die Colonie erreicht, ſo beginnen ſie lebhaft den Angriff; die Schildwachen der Schwarzen vertheidigen ſich, und ein Kampf beginnt, in welchem die Angreifer oft getödtet werden. Die Nachricht von dem Angriff gelangt ſchnell in den innern Bau, und Tauſende von ſchwarzen Ameiſen kommen alsbald hervor. Die rothen Ameiſen zieden ſich zuſammen und eine allgemeine Schlacht wird geliefert, welche gewöhnlich mit der Niederlage der ſchwarzen Ameiſen endet, die ſich in die innerſten Winkel ihres Verſtecks zurückziehen. Nun beginnt alsbald die Plünderung. Mit ihrem ſtarken Gebiß eeißen die eothen Ameiſen die Wandungen dee Sandhügel ein, mit denen die ſchwaezen Ameiſen ihre Wohnungen zu decken ſuchen, und dringen dann ins Innere der Citadelle. Nach einigen Minuten kommt jeder Räuber hervor, beladen mit einer Puppe eines ſchwarzen Arbeiters, deren er ſich bemächtigt hat. So mit ihree lebendigen Beute beladen, zieden die rothen Ameiſen ſich in beſter Oednung zurück nach ihren Wohnſitzen, wo ſie allem Anſchein nach die Puppen wie ihre eigene Nachkommenſchaft behandeln, und wo die gefangenen Arbeiter, nachdem ſie ſich entwickelt haben, dee Gemeinde mit Eifer und gutem Willen dienen. Sie eeinigen die Wohnungen, holen Nahrung, pflegen und nähren die Larven, tragen die Puppen an die Sonne, kurz ſie thun alles, was das Wohl der Colonie erfordert.

Moskau in ſtatiſtiſcher und commercieller Hinſicht.

(Aus den St. Petresburger Nachrichten Nr. 179, 181 — 183 v. vor. J.)

Moskau erſcheint ſchon im 14ten Jahrhundert als eine bedeutende Handelsſtadt, als die Hauptniederlage der innern Erzeugniſſe, wie der fremden Waaren. Damals ſtand es in thätigem Verkehr mit Nowgorod, wo die Hanſa noch blühte, trieb Handel mit Polen und Litthauen, mit Konſtantinopel und Aſow, und duech die Kaufleute der goldenen Hoede mit Aſien. Nach der Befreiung Rußlands vom tatariſchen Joche erhob es ſich übee alle andern Städte, zog die Induſtrie an ſich und blieb Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Die Unterwerfung von Kaſan und Aſtrachan förderte die Ausbreitung ſeiner Handelsverbindungen mit Aſien, und zu gleicher Zeit eröffneten ſich neue Verkehrswege mit dem weſtlichen Europa: übee Narwa und Liefland ging der Handel mit der Hanſa, nachdem er von Nowgorod ſich weggezogen, und über Archangel

*) Die Indian News vom 8 April enthalten darüber nachſtehendes: „die Amerikaner ruhen nie; ohne einen Fuß Land im Archipel und ohne eigene Manufacte zum Austauſch, ſind ſie doch die geſchäftigſten Händlee in dieſen Meeren; ein accreditirter Agent der Vereinigten Staaten reiſt überall heeum, und eine Panferfregatte iſt nie weit weg, wenn ihre Flagge Schutz bedarf."

Digitized by Google

tat Moskau in unmittelbaren Verkehr mit den Engländern und andern Seemächten. Dieser thätige Handel zwischen Moskau und Archangel dauerte bis zur Gründung Petersburgs, das, durch die Privilegien Peters begünstigt, den größten Theil desselben an sich zog, und die Errichtung einer Wassercommunication zwischen der Newa und Wolga, welche die Zufuhr aus den entlegensten Gegenden des Innern nach Petersburg erleichterte, sicherte das Aufblühen dieses Handels und machte Petersburg zum ersten Hafen Rußlands. Moskau mußte, sowohl um fremde Waaren zu beziehen, als um die einheimischen abzusetzen, gleichfalls nach Petersburg sich wenden, aber die bedeutendsten Waarenmassen, welche früher aus dem Innern über Moskau nach Archangel gingen, schlugen jetzt die Wasserstraße von der Wolga direct nach Petersburg ein. Diese ungünstigen Verhältnisse konnten indeß Moskau seine commercielle Bedeutung nicht nehmen: in der Mitte des bevölkertsten und gewerbreichsten Theils von Rußland gelegen, bewahrte es seine Wichtigkeit im innern Handel, und die fremden Waaren gingen zum großen Theil noch von Moskau aus auf die innern Jahrmärkte und nach Asien; europäische Manufacturwaaren bezog es zum Theil aus Leipzig, und vermittelte einen bedeutenden Handel mit Persien, der Türkei, Buchara und China, Sibirien und China, mit dem westlichen und südlichen Europa.

Dieser ausgebreitete Handel hinderte den Verfall der alten Hauptstadt von der Zeit an, wo die Heerschar ihren bleibenden Wohnsitz in Petersburg aufschlugen, beförderte den Umlauf der Capitalien und die Entwicklung der Industrie in den umliegenden Distrikten. Moskau wurde die Wiege der in Rußland beginnenden Fabriken und Gewerbe, die, wie Zweige aus den Wurzeln, sich auf die benachbarten Kreise verbreiteten. Am Ende des 17ten und im Anfang des 18ten Jahrhunderts wurden in Moskau und der Umgegend die ersten Tuch-, Leinwand-, Seide-, Baumwollen-, Glas-, Fayence- und Porcellanfabriken errichtet. Die Entwicklung der Manufacturen und Gewerbe aber erhielt erst in neuerer Zeit eine feste Begründung, als die Regierung im Jahre 1822 ein entschiedenes Schutzsystem annahm. Von dieser Zeit vermehrten sich die Fabriken und Manufacturen namentlich in Moskau und den benachbarten Gouvernements, weil der undankbare Boden und der Mangel an Land bei der zahlreichen Bevölkerung die Bewohner dieses Landstrichs nöthigte, vortheilhaftere Beschäftigungen in dem Betriebe verschiedener Gewerbe zu suchen. Moskau wurde der Mittelpunkt der Manufacturthätigkeit, welche durch die Aufmunterung und Mithülfe der Regierung rasch emporblühte. Im Laufe der letzten 20 Jahre war die Entwicklung der Manufacturthätigkeit in der Stadt und dem Gouvernement Moskau so bedeutend, daß man jetzt außer einer Menge kleiner Gewerbsbetriebe über 1000 Fabriken zählt, und den Nachweisungen der Fabricanten zufolge betragen die Erzeugnisse derselben über 40 Mill. Rubel Silber. In Moskau selbst arbeiten in Fabriken und Manufacturen gegen 40,000 Menschen, und das Erzeugniß ist wenigstens 20 Mill. R. S., außerdem sind 30,000 Menschen in den kleinern Gewerbsanstalten beschäftigt, deren Erzeugnisse die Gesammtmasse der jährlich von Moskau gelieferten Waaren bedeutend vermehren. Diese Fortschritte haben den Handel Moskau's mit russischen sowohl als mit fremden Rohstoffen bedeutend gesteigert, und zugleich hat der Absatz an Fabrikwaaren unter dem Schutze des Tarifs so zugenommen, daß die einheimischen Waaren die fremden im innern Handel sehr beschränkt und im Handel mit Asien ganz verdrängt haben. Dadurch ist der allgemeine Reichthum so sehr gestiegen, daß die Spuren des im Jahre 1812 erlittenen Unglücks gänzlich verwischt sind, und das erneuerte Moskau, das seine historischen Denkmäler als Zeugen seiner ehemaligen Größe erhalten hat und seine Bedeutung als alte Hauptstadt behauptet, in neuerer Zeit mehr und mehr einer volkreichen Manufactur- und Handelsstadt ähnlich wird durch die außerordentliche Vermehrung des Mittelstandes und des arbeitenden Volks, das von allen Seiten dahin strömt.

Die Zahl der Bewohner Moskau's beläuft sich auf 350,000 Menschen, von denen etwa ein Viertheil zum Mittelstande gehört, wozu die in Gilden eingeschriebenen Kaufleute, so wie die künstigen und andern Handwerker zu rechnen sind; die untere Classe bildet etwa die Hälfte der Einwohnerzahl. Diese große Bevölkerung Moskau's erfordert auch eine starke Zufuhr an Lebensmitteln jeder Art, und diese Zufuhr von Nothwendigkeiten und Luxusgegenständen beschäftigt an und für sich schon wieder einen bedeutenden Handel. Das Gouvernement Moskau allein ist nicht im Stande die Stadt Moskau zu ernähren, und die bedeutendste Zufuhr kommt deßhalb aus Gouvernements, die ostwärts davon liegen. Selbst die Dörfer um Moskau müssen auf diese Weise genützt werden, da die Bauern hier weit mehr in Fabriken und sonstigen Gewerben, als mit dem Ackerbau beschäftigt sind.

Die Masse der Baumwollengewebe, die in Moskau und der Umgegend gefertigt werden, macht etwa 40 Millionen Arschinen (etwas über 31 Mill. englische Yards) aus, die nach den Berechnungen der Fabricanten ungefähr 7½ Mill. R. S. (nicht ganz 14 Mill. Gulden rh.) werth sind. In Moskau selbst und im Gouvernement zählt man zwanzig Baumwollspinnereien, die etwa 150,000 Pud (60,000 Ctr.) Twist spinnen, wozu noch etwa das Doppelte aus England bezogen wird. — Die ganze Seidenfabrication Rußlands ist gleichfalls in Moskau und der Umgegend, besonders Kaluga, vereinigt. — Die Tuchfabrication ist über das ganze Gouvernement verbreitet; in Moskau selbst zählt man 57 Fabriken mit 2500 Stühlen und 7000 Arbeitern, außerhalb Moskau 45 Fabriken mit 2600 Stühlen.

Der Haupthandel der russischen Kaufleute und Fabricanten findet mit Petersburg, auf den Jahrmärkten von Nischneinowgorod, Irbit und in der Ukraine, so wie zu Kjachta statt. Moskau ist namentlich auch die Hauptniederlage der Pelzwaaren, die von da erst in die Gouvernements und über die Gränze nach der Moldau, Polen, Leipzig und Lübeck gehen.

Miscellen.

Merkwürdige Fossilien. Das Athenäum vom 15 April enthält aus zwei Provincialjournalen, dem Derby Reporter und Manchester Journal, die Angaben, daß man in der Nähe von Derby in den Lias-Formationen zu Barrow-upon-Soar einen 14 Fuß langen Plesiosaurus macrocephalus und in der Nähe von Manchester in dem sogenannten Iguanodon-Steinbruch die Reste einer Seeschildkröte von nahe an 7 Fuß im Umfang gefunden habe; Reste des Schildes und einige Rippen sind noch ganz deutlich. Man hofft die fehlenden Knochen noch zu finden.

Künstliche Fußspuren. Man hat so viel von natürlichen Fußspuren im Sandstein gesagt, jetzt berichtet Sillimans Journal of Science (Nr. 89. S. 200 f.) von menschlichen und Truthühnerfußspuren, die mit dem Meißel, wahrscheinlich vor vielen Jahren, von Indianern eingegraben wurden bei Zanesville am Muskingum.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1843.

Die Eisbank zwischen Nowa Semlja und Grönland.

Bis jetzt sind alle Seefahrer im Norden durch eine Eisschranke aufgehalten worden, welche sich allem Anschein nach von Nowa Semlja bis Grönland ausdehnt. Diese Schranke ist indeß keineswegs immer dieselbe, vielmehr verandert sie sich wie es scheint mit jedem Jahr, und man fahrt das einemal auf offener See, wo man ein andermal nicht einen Schritt vorwärts dringen kann. Dampf und die archimedische Schraube, welche in einem solchen Meere vor den Schaufelrädern einen großen Vorzug hat, können indeß mit der Zeit bei günstiger Gelegenheit einmal den Weg öffnen in jene bisher nie, aber wenigstens nicht von wissenschaftlich gebildeten Seemännern befahrenen Striche. Wichtige Gegenstände bieten sich dort dem Forscher dar, namentlich könnte die Frage, wie bedeutend das Zusammendrücken der Erde an den Polen sey, durch die Messung eines bedeutenden Meridiandogens auf Spitzbergen in ihrer Lösung große Fortschritte machen. Hieran knüpfen sich nicht minder wichtige Fragen über Erdmagnetismus und die Lage der magnetischen Pole, die jetzige Inclination und magnetische Intensitat in Vergleich mit früherer Zeit, z. B. vor 20 Jahren, wo diese Meere mehrfach durch Parry und Buchan zu wissenschaftlichen Zwecken befahren wurden, denn seit dieser Zeit fing die Nadel an zurückzuweichen. Unter andern Naturphänomenen sind auch die staunenswerthen Eisformationen, die in neuerer Zeit so viel Aufmerksamkeit erregt haben, einer besondern Untersuchung werth, ob sie wirklich eine fortschreitende Bewegung haben, oder seit uralter Zeit unbeweglich blieben. Alle diese Fragen geben einer Fahrt in jene Seestriche ein besonderes Interesse, und wir theilen deßhalb aus Buchans schon im J. 1818 unternommener, jetzt aber erst erschienener Reise eine kurze Schilderung der Eisschranke, welche seit so langer Zeit allen Anstrengungen Trotz bot, mit.

„Alle Theile derselben schienen gleich undurchdringlich zu seyn, und nur Eine ununterbrochene Linie wüthender Brandung zu bieten, in welcher ungeheure Eisstücke mit den Wellen sich hoben und senkten, mit furchtbarer Gewalt zusammenschlingen, und ein so entsetzliches Getöse verursachten, daß man nur mit der größten Mühe sich verständlich machen konnte. Wir hatten Gelegenheit die Scene um uns her genauer ins Auge zu fassen, und ich wünschte dem Leser einen richtigen Begriff davon beibringen zu können, suche aber umsonst nach Worten, um diese Schilderung auf entsprechende Weise mitzutheilen. Keine Sprache kann einen richtigen Begriff von der furchtbaren Großartigkeit des Anblicks geben, den das Zusammenstoßen des Eises mit der bewegten See verursacht. Das Meer, wenn es heftig aufgeregt ist, und seine bergehoben Wellen gegen einen fest widerstehenden Körper hinrollt, ist zu allen Zeiten ein großartiger Anblick, wenn es aber auch noch ungeheure Massen mit einer seiner eigenen Gewalt entsprechenden Geschwindigkeit in Bewegung setzt, so steigert sich die Wirkung ins Wunderbare. Jetzt stürzen sich die Wellen auf diese Eisklumpen und begraben sie unter sich, und im nachsten Augenblick, wenn die niedergedrückte Masse wieder aufwarts schnellt, strömt das Wasser in schäumenden Katarakten über die Eisschichten herab, und nicht genug daß die einzelne Masse in ihrem Kreise dieser gewaltsamen Bewegung unterliegt, so reibt und stößt sie sich auch noch an ihren Nachbarn, bis der eine Theil durch den Stoß entweder gespalten oder auf die Oberflache des andern hinauf gehoben ist. Und dieß Aneinanderstoßen ist nicht auf einen Punkt beschränkt, sondern geht so weit immer das Auge reicht. Wenn nun von dieser convulsivischen Scene unten das Auge sich zum Himmel emporrichtet, wo eine ruhige, silberglänzende Atmosphare in unnatürlicher Klarheit sich darbietet, und nur durch eine dunkle barte Linie von Sturmwolken begränzt wird, gleichsam um die Gränzen zu bezeichnen, in denen alle Anstrengungen der Menschen von keinem Nutzen mehr sind, so kann man sich einen Begriff von dem Schauder machen, der den großartigen Eindruck begleitet.

„Diese Eisbank, welche sich quer durch die nördlichen Meere von Nowa Semlja bis nach Grönland erstreckt, hat alle Seefahrer aufgehalten, indeß sind die Veranderungen, welche in derselben vorgehen, so groß, daß die Möglichkeit noch immer vorhanden ist endlich doch durchzudringen, namentlich da man vermittelst des Dampfes den Winden und Strömungen Trotz

Digitized by Google

bieten kann. Es ist nachgewiesen, daß die Westufer von Nowa Semlja und Spitzbergen bis zur nördlichen Spitze beschiffbar sind, während die Ostseiten, wie dieß auch mit Grönland der Fall ist, mit sehr wenigen Ausnahmen so durch Eis gesperret sind, daß alle Versuche einer nähern Erforschung scheiterten. Spitzbergen ist allerdings von den Holländern umschifft worden, auch die Ostseite von Grönland wurde zwei- oder dreimal besucht, aber bis auf diesen Tag waren die abgehärteten Russen nicht im Stande, die Ostseite von Nowa Semlja aufzunehmen, und die Schiffe, welche durch die Waigatz-Straße fuhren, konnten wegen der Menge Eis, welche in die See von Kara getrieben wurde, nie weit vordringen. Dieser eigenthümliche Umstand weist auf eine westliche Strömung hin, die das Eis mit sich forttreibt, es an den Inseln und Vorgebirgen aufhäuft und das freie Meer offen läßt. Es ist auffallend, daß in dem Meere, welches Asien und Amerika scheidet, dieselbe Erscheinung bemerkt wurde, als ob die ganze Eismasse eine Kreisbewegung von Ost nach West machte."

Der Umstand, daß die englische Admiralität Buchans Papiere jetzt veröffentlichen läßt, wo Capitän Roß von seiner Reise nach den antarktischen Meeren zurückkehrt, läßt vermuthen, daß eine abermalige Nordpolexpedition im Werke ist, um die wichtigsten der noch obschwebenden Fragen, namentlich in Betreff des Erdmagnetismus, einer Lösung näher zu bringen.

Völker- und Handelsbewegung im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Während Java ganz unter holländischer Hoheit ist, erkennt das nur durch einen anderthalb Stunden breiten Canal getrennte Bali dessen Herrschaft gar nicht an, eben so wenig das benachbarte Lombok; auf Sumbawa ist eine einzige kleine holländische Niederlassung, und Flores wiederum ist ganz frei, wenigstens von den Holländern, dagegen hat Timor portugiesische und holländische Niederlassungen, die aber kaum mehr zu bedeuten haben, als ähnliche europäische Niederlassungen an der Westküste Afrika's. Von einer Handelsherrschaft der Holländer kann daher hier nicht die Rede seyn, vielmehr stehen dieselben an einzelnen Orten gegen die Engländer, hauptsächlich aber gegen die Bugis zurück, mit denen sich auf Sumbawa auch einige Abkömmlinge von Arabern verbunden haben, die überhaupt im ganzen Archipel eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Bali und Lombok sind besonders wichtig wegen ihrer Reisausfuhr, denn diese ist zusammengenommen beinahe so stark, als die des ohne Vergleich größern Java's, und merkwürdig genug sind es diese drei Inseln allein, welche mit diesem nothwendigen Artikel einen großen Theil des Archipels versorgen. *) Wahrscheinlich rührt dieß zum Theil daher, daß in diesen beiden Inseln die Gebirge sich in der Nähe der Nord- und Südküste hinziehen, und beide Arme meist sehr gut bewässerte Hochebenen in ihrer Mitte einschließen, die hauptsächlich zum Reisbau, zum Theil auch zum Tabaksbau verwendet werden, denn Tabak ist ein zweites Haupterzeugniß dieser Länder. Ein großer Theil des Handels von Bali kommt den Engländern zu gut, wenn sie ihn gleich nur zum geringen Theil mit eigenen Schiffen treiben; die thätigsten Händler hier, wie an so vielen Orten, sind die Bugis, welche allenthalben an den Küsten herumschwärmen, die Producte im Einzelnen einhandeln und bis nach Singapur führen, wo sie englische Waaren dagegen eintauschen, die sie wieder über den Archipel verbreiten. Das holländische Handelssystem scheint den Verkehr zwischen Java und dem so nahen Bali sehr zu benachtheiligen, doch soll ein starker Schmuggelhandel mit Kaffee statt finden, der auf Java zu einem bestimmten Preis an die Regierung abgegeben werden soll, und deßhalb oft einen besseren Markt durch heimliche Ausfuhr sucht.

Auf Lombok, das von vielen Schiffen besucht wird, welche aus den englischen Colonien in Australien kommen, hat sich ein Engländer festgesetzt, der den Handel zum fast gänzlichen Ausschluß der Chinesen und Bugis an sich gerissen hat durch Vorrechte, die ihm der Radscha ertheilte, zum Dank für eine kräftige Unterstützung in dem Kriege, worin derselbe die ganze Insel sich unterwürfig machte. Die Engländer, welche von Lombok unter anderem auch eine Menge Reis für ihre australischen Colonien beziehen, werden wohl versuchen sich diese Verbindung und ihre Vorrechte zu wahren durch fortdauernde Unterstützung, die sie dem Radscha gewähren, um ihn einerseits gegen die Holländer, andrerseits gegen die über ihre Benachtheiligung erbitterten Bugis zu schützen, welche nahe genug zur Hand sind, indem der Handel von Sumbawa fast ganz in ihren Händen ist, und in Flores *) ihre Colonien sehr zahlreich sind, namentlich auf der Nordseite, während sie auf der Südseite einen der besten Häfen des gesammten Archipels im Besitze haben und von hier aus auch die Sandelholzinsel ausbeuten. Zum großen Verdrusse der Holländer führten sie ehemals ihre Waaren nach Coepang, einer holländischen Niederlassung auf Timor, jetzt aber nach Singapur, wahrscheinlich weil sie dort die englischen Waaren wohlfeiler einkaufen, als wenn sie solche durch die zwischenhandelnden Holländer erhalten.

Die wichtigste Insel in diesem Striche ist Timor, wo, wie schon erwähnt, Portugiesen und Holländer ihren Sitz aufgeschlagen haben und alle Städte am Ufer der sehr stark bevölkerten Insel theils die holländische, theils die portugiesische Fahne aufpflanzen. In den Handel scheinen sich aber die Holländer und Bugis zu theilen. Früher wurde hier ein starker Sklavenhandel getrieben, da aber die Holländer demselben allmählich entgegenwirkten, und so weit ihre Herrschaft reicht keiner ausgeführt werden kann, so führen nur noch die Bugis jährlich eine Anzahl von 600 bis 800 fort, die auf Celebes, Borneo und, wie man sagt, bis nach Siam verkauft werden. Auffallend ist es, daß die holländischen Halbblütigen auf Timor sich eben so sehr durch ihre Indolenz auszeichnen, als

*) Lombok führt etwa 14,000, Bali 7000, Java nach einem zehnjährigen Durchschnitt 24,000 Tonnen Reis aus.

*) Hier beginnt eine ganz schwärzliche, wollhaarige Race, die man Timori nennt, die also wohl auch von Timor herüberkam, und sämmtliche kleine zwischenliegende Inseln einnimmt.

Digitized by Google

dieſelben anderswo, z. B. auf Banda, höchſt intelligent und unternehmend ſind. Allerdings ſind die Timoreſen ſelbſt nicht ſehr thatig, während die Bewohner der benachbarten kleinen Rotti-Inſel, welche nur 20,000 Seelen zählt, die aber einer andern Race anzugehören ſcheinen, wiederum weit mehr Energie und Unternehmungsgeiſt zeigen.

Wir wenden uns nun zu Celebes, welche Inſel durch ihre Geſtaltung auf den Handel angewieſen ſcheint, denn ſie beſteht eigentlich nur aus vier ſchmalen Armen ohne Körper. Die ganze Inſel hat etwas über 2000 □Meilen Oberfläche und dennoch eine Ausdehnung von 5 bis 600 Meilen Küſte, ſo daß kein Ort der Inſel über 8 bis 10 Meilen von der See entfernt ſeyn ſoll. Die Holländer haben zwei Anſiedlungen darauf, Macaſſar im Südweſten und Menado im Nordoſten, aber ihr Gebiet iſt ſehr unbedeutend, da die Eingebornen den wiederholten Verſuchen derſelben, ihre Herrſchaft auszudehnen, bisher kraftig widerſtanden haben. Die im Süden anſäſſigen Bugis ſind ſo ſehr dem Handel ergeben, daß faſt die ganze männliche Bevölkerung auszieht, während die Frauen in der Abweſenheit der Manner ſich mit dem Weben von Zeugen und Matten, die im ganzen Archipel hochgeſchätzt ſind, abgeben. Dieſe Bugis ſammeln, wie ſchon bemerkt, auf den einzelnen Inſeln die Naturerzeugniſſe ein, führen ſie nach Singapur und holen dort engliſche Waaren. Hierin können die nördlichen Bewohner es ihnen nicht gleichthun, weil die Südküſte der Inſel zur Verbindung mit Singapur beſſer gelegen iſt. *) Darum beſchäftigen ſich die Bewohner des nördlichen Celebes mehr mit dem Anbau des Bodens, die Holländer haben hier Gelegenheit, ihr Uebergewicht im Handel zu entwickeln, und namentlich kaufen ſie eine Menge Kaffee auf, der aber wie es ſcheint unter dem Titel Java-Kaffee auf die europäiſchen Märkte kommt. Früher ſammelten kleine holländiſche Fahrzeuge aus den Molukken die Naturerzeugniſſe ein, und führten ſolche nach Batavia, von wo ſie erſt nach Europa verſchifft wurden, in neuerer Zeit werden aber auch europäiſche Schiffe zugelaſſen, und es erſcheinen Kauffahrer von 800 Tonnen, die dann geradenwegs nach Europa zurückkehren. Im Süden dagegen müſſen die Holländer, wie ſchon bemerkt, vor den Bugis die Flagge ſtreichen, denn in ihrer Niederlaſſung Macaſſar ſind ſchwere Zölle auf alle Einfuhren gelegt, und die Engländer wollen wiſſen, daß die Holländer den Handel mit Singapur auf indirecte Weiſe möglichſt zu hindern ſuchen, was freilich dem von Macaſſar nicht förderlich ſeyn kann.

(Schluß folgt.)

*) Von Süden aus fährt man durch die Sunda-See direct nach Singapur; von Norden aus muß man durch den gefährlichen Sulu-Archipel und um die Nordſpitze von Borneo herum, was auch durch die dort herrſchenden Winde ſchwierig wird.

Briefe eines Pommern aus Curland.

Erſter Brief.

Curland habe ich mir größer, aber nicht ſo volkreich gedacht, obgleich es gegen andere Erdtheile immer noch volksleer iſt. Man zählt jetzt auf 23,000 Quadratmeil*) etwas über eine halbe Million Menſchen. — Sowohl in ſeiner langgeſtreckten Küſtenlage an der Oſtſee, als in der Beſchaffenheit des Klima's und Bodens, ſo wie in der plaſtiſchen Geſtalt deſſelben hat es Aehnlichkeiten mit meiner Heimath Pommern, wenigſtens möchte ich ſelten ein Land finden, wo ich bei ſo entfernter Verſetzung aus der Heimath ſo viel Aehnlichkeiten anträfe, die das Heimweh erleichtern oder mildern. — Die Abweichungen in Geſetzen, Verfaſſung und andern Landeseinrichtungen empfinde ich in meinem Verhältniſſe weniger.

Seit beinahe 50 Jahren iſt dieſe Provinz als Gouvernement Curland ein integrirender Theil des ruſſiſchen Reichs, und gehört mit den andern beiden zum Generalgouvernement der deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, das in Riga ſeinen Centralpunkt hat. Von dieſen dreien iſt Eſthland die kleinſte, Liefland die größte Provinz. Die Curen gaben der Provinz Curland ihren Namen. Sie ſind ein ehemaliger lettiſcher Stamm im Weſten und Süden des Landes, wo noch mehrere Namen, wie das curiſche Haff, an dieſelben erinnern. — Die Letten nennen ihr Land Kurſemen (Semen heißt Land). — Das jetzige Gouvernement Curland beſteht aus dem ehemaligen eigentlichen Curland, aus Semgallen (d. i. der öſtliche Theil), dem ehemaligen Stift Pitten (der weſtliche Theil) und Szamaiten (ein kleiner Küſtenſtrich zunächſt der preußiſchen Gränze), der vormals zu preußiſch Litthauen gehörte.

Die Juſtizverwaltung theilt das Gouvernement Curland in fünf Oberhauptmannſchaften, die man auch Kreiſe nennt. Jeder Kreis hat außer den Städten zwei Landpolizeibezirke, die den Namen Hauptmannſchaften führen. Der Oberhauptmann iſt die oberſte gerichtliche Behörde im Kreiſe. Die Hauptmannſchaften werden wieder in Landtagskirchſpiele eingetheilt, deren es 34 gibt. Letztere Eintheilung iſt mehr eine politiſche, da es der wirklichen Kirchſpiele nach unſern Begriffen weit mehr gibt.

Mit dem Klima habe ich mich hier bald verſtändigt, da es meinem heimathlichen ziemlich gleicht, nur wo möglich noch unbeſtändiger iſt. — Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß die Uebergänge aus der kalten in die warme Jahreszeit und umgekehrt etwas ſchneller ſind als in Pommern, und überhaupt in Norddeutſchland, was mit der allgemeinen Beobachtung übereinſtimmt, daß die Frühjahre und Herbſte, je weiter nach Norden, immer kürzer werden, jedoch ſo, daß dadurch der Winter länger wird, indem jene beiden Jahreszeiten ihre entſprechenden Antheile an ihn abgeben. Man tröſtet ſich dafür mit den längern Sommertagen, und die curiſche Natur zeigt in ihren Feld- und Gartenproducten, daß dieſe Art von Ausgleichung kein ganz leerer Troſt iſt, wenn man die Vergleichung mit dem Süden Europa's nicht zu weit über Pommern hinausdehnt. Die längſten Sommertage zählen hier 17¾ Stunden, daher auch ſchon die Dämmerung einige Minuten länger iſt. Man muß alles in Anſchlag bringen, da ja außer Wärme auch das Licht aufs Pflanzenleben influirt. — Die Winterkälte iſt häufig ſtreng, und da im allgemeinen die Wege ſchlecht und der aufgeweichte Boden zuletzt ſtellenweiſe unfahrbar wird, ſo erkennt man in dem raſcheren Uebergang aus dem Sommer in einen ſchneereichen Winter um ſo mehr eine Begünſtigung, ſogar einen klimatiſchen Vorzug vor uns, als dem Nordländer überhaupt unſere deutſchen Schmutzwinter und unſere naßkalten langen Herbſte und Frühjahre, in denen die Natur, doch im Schlaf liegend, nichts hervorbringt, zuwider ſind. So wie die Ernte vorbei und die

*) Wovon etwa 50 auf die Quadratmeile gehen.

Digitized by Google

Winterfaat beſtellt iſt, muß der Schlitten gehen. So will's der Curländer.

Die plaſtiſche Geſtalt des Landes vergleiche ich am liebſten mit Pommern, weil es die meiſte Aehnlichkeit damit hat. Es iſt ein geoßes Flachland mit wellenförmigen Höhenzügen, in denen jedoch keine größere Erhebung als die unſeres Gollenberges bei Köslin — alſo kaum 400 Fuß überm Meere — vorkommt. Dieſe Höhenzüge ſind durch zwei Flüſſe geſchieden: das weſtliche Hochland (die Oberhauptmannſchaft Hafenpot), das mittlere (die Oberhauptmannſchaft Tuckum) und das öſtliche (die Oberhauptmannſchaft Selburg). Die beiden erſtern trennt die Windau, ein Flüßchen, das ich mit unſerer Peeſante vergleiche. Die beiden letztern verbindet eine große Ebene, durch welche die Aa fließt.

Curland iſt durchgängig ziemlich fruchtbar, wenigſtens gibt's keine ſo ausgedehnten Sandſtriche als in Hinterpommern und überhaupt in Norddeutſchland. — Die Windau iſt ein ächt curiſcher Fluß, aber alle Verſuche, ihn ſchiffbar zu machen, ſcheiterten an ſeinem reißenden Lauf, welcher Steinblöcke mit ſich führt, groß genug, um die Schifffahrt zu hemmen. Man hat deßhalb angefangen einen Canal zu graben, der aber für jetzt nicht fortgeſetzt wird. — So bleiben alſo nur die Aa und die Düna an der Nordgränze als die beiden einzigen ſchiffbaren Flüſſe. — Viele meiſt reißende Bäche durchſchneiden das Land. Sie ſind im Frühjahr und Herbſt ſehr geſchwollen und führen dann große Steine mit ſich. Im Sommer ſind ſie ſeicht. — Seen und Teiche finde ich hier weder in der Menge, noch in der Größe wie in Pommern. Die Teiche haben einen ackerbaulichen Zweck. Sie ſind an ihrer Abflußſeite mit einem Erdwall umgeben, auf dem ein Fahrweg entlang geht und in deſſen Mitte eine Schleuße angebracht iſt, um das Waſſer nach Umſtänden anzuhalten und wieder abzulaſſen, ſobald der vom geſtauten Waſſer gedüngte Grund beſäet werden ſoll. — Solche Säeteiche läßt man, nachdem ſie einige Jahre beackert ſind, wieder ein Jahr ruhen und den befruchtenden Niederſchlag aufnehmen.

Moräſte hat Curland in großer Zahl, ebenſo iſt es ein quellenreiches Land, darunter mehrere Mineralquellen, die als Heilwaſſer benutzt werden, und zwar mit Erfolg, wie es ſcheint. Einer der beſuchteſten Geſundbrunnen, Kämmern, liegt jedoch ſchon in Livland, zwei Meilen von Tuckum, aber an der Gränze Curlands. — Die hieſigen Bäder werden nicht bloß von Curländern beſucht, man kommt auch aus entfernteren Gegenden des großen Reichs hieher. Die zahlreichſten Gäſte ſind aus dem Adelſtande, Prediger und einige Literaten. Die Curländer ſind übrigens von ihren Bädern ſo eingenommen, daß ſie unter anderm behaupten, man könne in den ausländiſchen Bädern nicht ſo viel Vergnügen und Unterhaltung finden. Es gehört dieß zu den mancherlei Imaginationen, die bei genaueren Vergleichungen ein unſchuldiges Glückſeyn zerſtören würden. Seebäder gibt es längs der ganzen Küſte. Die beſuchteſten ſind Windau und Pitzen am rigaiſchen Buſen.

Außer allen in Norddeutſchland cultivirten Getreidearten, darunter Weizen in beträchtlicher Menge, baut man hier auch noch beſonders die ſchon in Oſtpreußen übliche graue Erbſe. Es ſcheint, daß ſie auch hier nur die ihr zuſagende eigenthümliche Bodenbeſchaffenheit findet, ſonſt würde man es nicht verſchmähen ſie auch in Deutſchland ſchon wegen ihres hohen Futter- und Maſtwerthes anzubauen. — Hier iſt ſie, wie in Oſtpreußen, eine ſehr beliebte Volksſpeiſe, was ich als eine wohlthätige Naturgabe anſehe, da man die Kartoffel, vielleicht aus triftigen Gründen, nicht in dem Maaße anbaut, auch nicht in der Menge auf den Tafeln der Bauern und Büdner ſieht, als in meiner Heimath Pommern, dem wahren Kartoffellande, woſelbſt die meiſten Bauernwirthſchaften, beſonders aber alle kleinen Haushaltungen, nur in der Kartoffel ihren Unterhalt finden, und ohne dieſelbe aufhören müßten zu exiſtiren. Ich vermuthe, daß ihr Anbau in Curland durch Naturverhältniſſe weniger begünſtigt wird, als bei uns, oder daß man ſie noch nicht der Würdigung werth hält, die ſie verdient. Letzteres iſt wohl ſicherer anzunehmen. — Die graue Erbſe iſt beinahe ſo groß, als drei gewöhnliche Erbſen zuſammengenommen. In einer Schotenhülſe habe ich oft nur eine, höchſtens vier beiſammengefunden. — Uebrigens iſt dieſe Frucht für gewöhnlich keine Marktwaare, wie das übrige Korn. Man zieht ſie meiſt nur für den eigenen Hausbedarf.

Die Wälder ſind in Curland auffallend ungleich vertheilt. Es gibt Gegenden, wo Mangel an Holz iſt, während andere im Ueberfluß ſchwelgen. Die Unvollkommenheit der innern Communicationen erſchwert auch hier, wie überall, die wohlthätige Ausgleichung. Man verläßt ſich auf die Fahrbahnen, welche zeitiger Schnee und Froſt machen. — Unſere ſchönen Buchen ſuchte ich in Curland vergebens. Es iſt meiſt Nadelholz: Tannen, Fichten, Wachholder, aber auch Birken, Erlen und Eichen. Außerdem zeigen ſich hie und da Rüſtern, Ahorn, Linden beſonders aber ſchöne Weidenarten. Die Pappel gehört zu den ſeltnen Bäumen. — In günſtigen Jahren reift auch die Weintraube. An Futtergräſern und Weiden ſcheint kein Mangel zu ſeyn. — Unter den drei deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen hat Curland in der Obſtproduction faſt aller Arten, die wir in Norddeutſchland kennen, einen ſichtbaren Vorzug. In Liefland gehört das Obſt zu den Seltenheiten.

Rindvieh ſieht man überall in großer Zahl, doch ſcheinen nirgends Veredlungen durch Einführung fremder Racen ſtattgefunden zu haben. Das Anſehen deſſelben iſt nicht beſonders. Es kommt ſchlecht, faſt ausgehungert und entkräftet aus dem langen Winter, für den man vielleicht doch nicht mit hinreichend guten Futtermitteln verſehen iſt. — Die Pferde haben ſich eben ſo wenig einer Veredlung zu erfreuen gehabt. Sie ſind klein, aber ausdauernd. — Die Bauern (Letten) halten noch viel ſchwarze Schafe; die der Gutsherren ſind meiſt veredelt. Die Ritterſchaft hat auf einem ihrer Güter, unfern Neuenburg, eine Merino-Stammſchäferei. — Wild gibt es viel, unter andern das Elen. Hirſche fehlen. Man ſieht ſie höchſtens in einigen Parks der Reichen unterhalten. Die Elenthiere ſind hier jedoch groß, das Fleiſch aber iſt zähe. Vor kurzem wurde eines von 40 Beuten geſchoſſen. An auserleſenem Vogelwild: Auerhähne, Birkhühner, Schneehühner, iſt kein Mangel. Auch Bienenzucht wird eifrig betrieben. — Unter den Fiſchen, die man zu Markte bringt, ſehe ich ſelten unſere Plötze und Barſche. In den Teichen fängt man hauptſächlich Hechte, Karauſchen, Schleie, auch Karpfen. (Schluß folgt.)

Wiſſenſchaftliche Unterſtützungen in Norwegen. Der ſonſt ſo ſparſame Storthing hat ſechs Studierenden Stipendien zur Fortſetzung beſonderer Studien ertheilt, jedoch von ihnen verlangt, daß ſie auch Proben ihrer Fortſchritte ablegen; in Folge deſſen haben drei öffentliche Vorleſungen in Chriſtiania, der eine über die Wärmelehre und die Theorie des Dampfes, der andere über die Verbindung der Philoſophie mit der Theologie, der dritte über den Bau und die Lebensfunctionen der Pflanzen gehalten, die übrigen haben Abhandlungen eingeſendet, ſie werden aber nach ihrer Rückkehr wohl gleichfalls Vorleſungen halten. (Gheiſt. Conſtitut. 5 April.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1843.

Einige Nachrichten über böhmische Literatur.

(Denniza März 1843. Nach einem Schreiben aus Lemberg.)

Am Ende des vorigen Jahres erschien der erste Band der Gedichte von Jaromir Pick in Prag. In seinen Liedern zeigt sich der Charakter, die Gewandtheit im Ausdruck, und die Zartheit, welche diesem beliebten böhmischen Dichter eigen sind. Welches Wohlklangs die böhmische Sprache fähig ist, beweisen diese Lieder in hohem Grade. Eine bemerkenswerthe Erscheinung im böhmischen Volksleben, und zugleich ein tröstlicher Beweis der Fortschritte desselben ist nachfolgender Umstand: zwei ausgezeichnete Dichter, Friedrich Bach und Fr. Zwerina, aus Ruchwald, welche bisher der deutschen Muse dienten, und unter den Deutschen nicht den letzten Platz einnahmen, haben sich dem Dienst der slawischen Muse gewidmet, und einige in Journalen abgedruckte Gedichte erwecken schöne Hoffnungen. — Was unsere Prosa anbetrifft, so ist dieß der Stein des Anstoßes in der böhmischen Literatur. Im Laufe eines halben Jahrs erschien nicht Eine Novelle. — Die Gesellschaft zur Herausgabe der Classiker aller Zeiten und Völker in böhmischen Uebersetzungen hat zwei Werke herausgegeben, die Jahreszeiten von Thomson, getreu und schön übersetzt von dem Geistlichen Dancha in Hexametern, und Shakspeare's Othello, übersetzt von J. Budislaw Malý. Man kann die Wahl nur loben, daß man mit englischen Classikern, namentlich mit Shakspeare anfing, dessen Werke in getreuer böhmischer Uebersetzung gegenwärtig vielen Nutzen stiften können. — Die Philosophie war in der böhmischen Literatur bisher fast gar nicht bearbeitet: die unsichern Grundsätze und die Extreme, auf denen die deutsche speculative Philosophie beruht, hielten in Böhmen jeden ab, diese Bahn zu betreten, und man scheute die deutsche Philosophie als eine schädliche und unnütze Pflanze; selbst tiefere Geister sagten sich von ihr los, und in Folge dessen fing man an, das Bedürfniß einer eigenen Nationalphilosophie zu fühlen. Allein dieß ist der Stein der Weisen, den wir noch nicht gefunden haben, zu dessen Auffindung jedoch große Hoffnung vorhanden ist. Die hinsichtlich der Ideen neuen und tief gedachten Artikel Klacels im böhmischen Museum *) erwecken die Erwartung, daß wir an ihm einen wahrhaft slawischen selbständigen Philosophen haben werden. Klacel nähert sich allmählich seinem Ziele, wie sich deutlich aus seinem neuen Werke zeigt: „Die Brücke, oder Sammlung kurzer Gedanken über das, was jedem unerläßlich ist. (Ollmütz, 1842.)" Dieß ist gleichsam der Eintritt in das Heiligthum der „Wissenschaft der Wissenschaften." Der Verfasser hat die wichtigsten Ausdrücke und Worte, deren Kenntniß für die sich zur Philosophie vorbereitende Jugend unerläßlich ist, gründlich und mit Glück systematisch dargelegt. Mit Ungeduld erwartet man sein neues, bereits vollendetes Werk über die Philosophie der Sprache. — Auf dem historischen Feld erschien der zweite Theil der „kleinen Encyklopädie der Wissenschaften," die böhmische Geschichte enthaltend, mit drei Karten des Landes, welche dessen Eintheilung in dem Jahre 900 und vor dem 15ten Jahrhundert in Gauen und Dekanate, und die Ausdehnung des Reichs unter Karl IV (1378) bezeichnen. — Sznmawski hat ein gutes deutsch-böhmisches Lexikon geliefert, das nach Jungmanns vortrefflichem böhmisch-deutschen Wörterbuch ein Bedürfniß war. — Das Journal des böhmischen Museums bessert sich mit jedem Jahr, und ein neues Journal „Wlastimil" (der Vaterlandsfreund) erscheint, dem man nur sein unregelmäßiges Erscheinen, so wie seine allzustreng wissenschaftlichen Aufsätze vorwerfen kann. Die „Blüthen," das verbreitetste böhmische Journal, denn es zählt 1500 Abonnenten, wird in diesem Jahre ganz mit lateinischen Lettern gedruckt. Dieß kann unbedeutend scheinen, in Böhmen aber gilt es für einen bedeutenden Fortschritt, — und warum? Wer mit unsern Verhältnissen bekannt ist, weiß dieß wohl. **)

*) Für die Freunde der philosophischen Literatur zeigen wir diese Aufsätze hier an: Entwicklung des Wissens. Jahrg. 1841. 2tes Heft. Ueber Zwang, Instinct, Freiheit und Frömmigkeit. 1842. 3tes Heft. Ueber Gefühl und Verstand 1843. 1stes Heft.

**) Früher wurde das Böhmische bekanntlich nur mit deutschen Lettern gedruckt, allmählich führte man auch die lateinische Schrift ein, und jetzt ist die deutsche fast ganz verdrängt. A. d. U.

Digitized by Google

Völker- und Handelsbewegung im indischen Archipel.

(Schluß.)

Die Bemühungen der Holländer, sich auf Neuguinea niederzulassen, sind bis jetzt fehlgeschlagen, das Fort Dubus mußte, nachdem es mehrere Jahre mit großem Verlust an Menschenleben behauptet worden war, (1838) wieder aufgegeben werden; um aber die Frucht so vieler Anstrengungen doch nicht ganz einzubüßen, wurde gleich nachdem das Fort Dubus verlassen worden war, Wahdi auf Ceram besetzt, einerseits um dem nördlichen Theile Neuguinea's nahe zu seyn, andreeseits wohl um durch die thätigen Ceramesen mittelbar sich in den Besitz der Naturproducte Neuguinea's zu setzen. Es scheint überhaupt die Absicht der Holländer, im westlichen Theil des Archipels sich mehr und mehr des directen Handels mit den einzelnen Inseln zu bemächtigen, im östlichen und nordöstlichen Theil jedoch sich hauptsächlich der Bugis als Zwischenleute zu bedienen. Wenn aber dieser Plan gelingen soll, müssen sie die Manufacte besser und wohlfeiler als die Engländer zu Singapur liefern, oder wenigstens den Unterschied durch andere indirecte Vortheile ausgleichen. Sie scheinen auf dem Wege solche Anordnungen zu treffen, und werden sich mehr und mehr genöthigt sehen, dieß zu thun, je weitere Fortschritte die Engländer im Archipel machen. Diese haben es vorzugsweise auf Borneo abgesehen, wo die Holländer nur schwache Niederlassungen haben, namentlich Pontianak an der West-, und Banjermassing an der Südküste. Die ganze Insel, größer als Deutschland, zerfällt in eine Menge kleiner Staaten. An der Ostküste haben sich fast an allen Flußmündungen die thätigen Bugis festgesetzt, mit denen die nördlichen Dajaks oder Tajaks sich verbunden zu haben scheinen. Letztere gehören, wenigstens nach Rienzi, zur dritten oceanischen Race, zu den Araforas, und stehen meist auf einer sehr tiefen Stufe, sind aber tapfer und unternehmend, so daß nicht zu zweifeln ist, daß sie mehr und mehr eine wichtige Rolle spielen werden.

Die Berichte der Engländer *) überfließen von Schilderungen des natürlichen Reichthums dieser Insel. In der Nähe von Sambas, wo jedoch ein holländisches Fort ist, sollen größere und reichere Goldminen sich finden, als irgendwo in der Welt. Gegenwärtig mögen ihrer dreißig bearbeitet seyn von etwa 30,000 Chinesen. Nachdem noch mehrere andere Minen, auch in dem von dem Sultan der Sulu-Inseln an England abgetretenen Theile aufgezählt sind, heißt es in der citirten Schrift weiter: „nach einer mäßigen Berechnung ist der jetzige Ertrag an Gold über eine Million Pf. St., etwas mehr als ein Fünftheil der gesammten jährlich in der ganzen Welt gewonnenen Masse; das meiste davon geht nach China, so lange schon das Bassin, in welches das Geld aus der ganzen Welt hinfließt. Da die goldführenden Schichten an verschiedenen Orten in unerschöpflicher Menge sich finden, so läßt sich gar nicht berechnen, welche Reichthümer durch Anwendung brittischer Maschinen, brittischen Capitals und brittischer Geschicklichkeit gewonnen werden könnten. Silber findet sich nie abgesondert, sondern stets als eine Beimischung des Goldes, letzteres überwiegt aber so sehr, daß der relative Werth des Goldes zum Silber wie 12 : 1 ist." Damit nicht genug, sollen auch reiche Diamantgruben und die schönsten Perlenbänke, namentlich in nordöstlicher Richtung nach den Sulu-Inseln hin sich finden. Die ersten werden nur von den eingebornen Dajaks, die letzteen so gut wie gar nicht bearbeitet. Neben diesen Reichthümern der Erde und des Meeres hat die Insel noch einen unglaublich fruchtbaren Boden und soll namentlich Kampher in unbegränzter Menge erzeugen. Kein Wunder, daß die Engländer lüsterne Augen auf die Insel werfen, und daß Hr. Brooke seit Jahren doet in seiner Yacht, anfangs nur als Privatmann, umherstreift; jetzt soll er beauftragt seyn, auf der Westküste den Platz zu einer im großen Maaßstabe anzulegenden Niederlassung auszusuchen.

Wahrscheinlich haben indeß die Engländer doch noch manche Schwierigkeiten in der Sache zu überwinden, namentlich möchten die in jener Seegegend, hauptsächlich nordwärts von Borneo, umherschwärmenden Seeräuber, theils Malayen, theils Dajaks, und wohl auch Bugis, fürs erste eine nicht geringe Plage seyn. Allerdings haben die Engländer hier einen großen Vortheil durch den starken Verkehr, welcher zwischen Indien, China und ihren australischen Colonien besteht. Wie sie sich mit den Holländern vertragen werden, muß die Zukunft lehren, auch berührt uns dieß hier weit weniger, als das Schicksal der Eingebornen. Von einer Verdeängung dieser letztern durch Europäer oder auch nur durch Mischlingsracen kann in diesem Klima keine Rede seyn. Die Europäer können an einzelnen Oeten die Herrscher seyn, werden aber stets Fremdlinge bleiben, und nie können sie auf die Dauer durch Zahl imponiren. Um so mächtiger wird ihr moralischer Einfluß seyn: europäische Gewinnsucht und europäischer Unternehmungsgeist werden diese großentheils ganz jugendlichen Völker — wenigstens kann man den zahlreichen Dajaks durchaus diesen Namen geben — fortreißen, ihnen europäische Kenntnisse, freilich auch europäische Laster *) beibringen, jedenfalls aber eine erhöhte Thätigkeit hervorrufen. An eine sklavische Unterwerfung ist übrigens an den wenigsten Orten zu denken, und wenn man Java als Beispiel anführen will, so darf man nicht vergessen, daß das holländische System gezwungener Arbeit theilweise hier seit Jahrhunderten eingeführt ist, und andererseits neben manchen unläugbaren Nachtheilen, die weniger im System der gezwungenen Arbeit als in dem verkehrten Handelssystem ihren Grund haben, dem Volke auch manche Vortheile gebracht hat. Dagegen haben Bugis, Dajaks, Ceramesen ꝛc. eine ganz andere Gesellschaftsverfassung, und sind jetzt schon zu unternehmend, um sich in ein solches Joch beugen zu lassen.

Dabei ergibt sich aus den Unternehmungen der Bugis sehr deutlich, daß die Bewegung des malayischen Stammes und

*) Siehe in Fishers Colon. Mag. March. den Artikel Proposed british settlement on Borneo.

*) Das fatale Arrakrinken hat schon an manchen Orten sehr stark um sich gegriffen.

Digitized by Google

zum Theil auch der Araforas gegen die negerartigen Stämme, wie seit Jahrhunderten in ganz Oceanien, so auch jetzt noch fortdauert, und durch keine Einmischung der Europäer wesentlich gehemmt werden wird. Man vermuthet, weiß aber nicht genau, ob die Bugis auch schon auf Neuguinea Colonien angelegt haben; wenn es noch nicht geschehen ist, so wird es zweifelsohne in kurzem erfolgen, denn durch den Einfluß und die Macht der Holländer vom Westen mehr zurückgewiesen, müssen sich die Bugis gegen Osten wenden, und ihren Handel kann zwar die wachsende Macht der Europäer von der einen Stelle vertreiben, ihn aber nicht lähmen, denn bei der Art, wie sie ihn treiben, bei dem mühseligen Umherfahren an den einzelnen Inseln und Buchten, ist keine durchgreifende Concurrenz von Europäern möglich, und die Vortheile können ihnen wohl geschmälert, aber nicht ganz entzogen werden. Auf Celebes haben, wie schon erwähnt, die Eingebornen bis jetzt allen Versuchen der Holländer, ihre Herrschaft weiter auszubreiten, widerstanden, und ähnliches wird den Engländern wohl auch auf Borneo begegnen.

Ein merkwürdiger Beweis, wie alt die Verbindungen dieser ganzen Inselwelt unter einander seyn müssen, ist die Existenz des nur auf einem sehr geringen Raum als einheimische Sprache gesprochenen Malayischen als Lingua-Franca, die über das ganze Gebiet verbreitet ist, und fast überall, wenigstens von einzelnen, verstanden wird; doch ergibt sich aus neuern Schilderungen mit ziemlicher Sicherheit, daß diese Lingua Franca, die so abgerieben und formlos ist wie kaum irgend eine Sprache der Erde, in dem östlichen, namentlich südöstlichen Theil des Archipels, erst seit vergleichungsweise kurzer Zeit eingedrungen seyn kann, sich aber auch noch jetzt mehr und mehr ausbreitet, und an einigen Punkten schon Neuguinea und Nordaustralien erreicht haben soll, wenn gleich nicht nur die Sprachen Neuguinea's und Australiens, sondern auch, wie man behauptet, die der Araforas, welche durch so viele Inseln verbreitet sind, von dem Malayischen, d. h. von der Sprache der beiden Race, gänzlich verschieden sind.

Briefe eines Pommern aus Curland.

Erster Brief.

(Schluß.)

Curlands Bevölkerung ist aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt. Die Letten (7/8 aller Einwohner), Deutsche (als die nächst zahlreichste Classe), Juden (hier mehr als in Pommern), Russen, Liven, Polen, Zigeuner, Litthauer. Der vier letztern gibt's am wenigsten. — Beyde die lettischen Stämme aus Litthauen und Preußen einwanderten, waren die Liven die Uebewohner Curlands und Livlands. Jetzt wohnen sie nur noch am Strande, und zwar nicht wie die Letten in Gesinden (d. i. einzelnen Höfen), sondern in geschlossenen Dörfern. Obgleich ihnen lettisch gepredigt wird, sollen sie unter sich noch ihr ursprüngliches Idiom bewahren. — Juden und Zigeuner sind durchs ganze Land verstreut. Manche Städte und Flecken werden fast nur von ihnen bewohnt, daher es kommt, daß man zuweilen ganzen Bettelfamilien beider Nationen begegnet. Den Zigeunerhäuptlingen läßt man hie und da einiges Ansehen, um sie für Diebstähle verantwortlich zu machen. — In Livland ist den Juden der Aufenthalt untersagt. — Polen, Litthauer und Russen finden sich am zahlreichsten in der Selburg'schen Oberhauptmannschaft. Doch sind auch in den Städten schon überall Russen. Sie werden immer zahlreicher als Beamte, Gärtner u. s. w. Im Bauernstande finden sich außer den Letten auch Liven, einige Litthauer und Weißrussen. Man zählt jetzt in Curland etwa 200,000 männliche und 130,000 weibliche Seelen. — Freibauern gibt's nur in fünf Dörfern, die im Kreis Hasenpot beisammenliegen. Man zählt deren zusammen 33 Bauergesinde in drei Buschwächtereien. Unter letztern versteht man die kleinern Bauernhöfe. Es sind dieß die sogenannten curischen Könige (koniki). Sie waren von jeher frei und haben neben dem unabhängigen erblichen Besitz ihrer Grundstücke sogar adelige Privilegien, z. B. das Recht der freien Jagd, welches für die höhern Stände durch ganz Curland besteht und nur in den Kronwäldern etwas eingeschränkt ist. — Da jene schon seit 1320 in diesen bevorzugten Verhältnissen leben, so ist anzunehmen, daß ihre Voreltern diese Vorrechte durch besondere dem deutschen Ritterorden geleistete Dienste erworben haben. Sie sollen von jehre mit den übrigen Letten selten Heirathen eingegangen seyn, wenn sie sich auch von ihnen durch weiter nichts unterscheiden, als durch höhern Wuchs, breitere Schultern und durchgängig blondes Haar.

Deutsche wohnen jetzt etwa 38,000 in Curland und männliche Juden circa 11,000. Von deutschen Handwerkern leben hier viele Familien als fremde Unterthanen. — Curland ist gar nicht so schlecht bevölkert, als man sich denkt. Auf die Quadratwerst kommen durchschnittlich 21, also auf die deutsche Quadratmeile 1050 Menschen.

Fast der gesammte Adel besteht aus Deutschen. Nur wenige polnische und einige schwedische Familien, welch letztere sich aber germanisirt haben, sind unter ihnen. Die übrigen sind großentheils Nachkommen des deutschen Ritterordens. Lehrer, Prediger, Kaufleute und Handwerker sind meist Deutsche.

Die Letten bilden einen eigenen Volksstamm. Es ist die ackerbauende Classe des Landes, früher Leibeigene des deutschen Adels. Man findet sie auch im Süden Livlands. Die Litthauer sind ihre Sprach- und Stammverwandten. Sie sind von mittlerer Statur, schlank und nicht so schwerfällig als die Deutschen, außerdem meist blond und von angenehmere Gesichtsbildung. Im Winter tragen sie einen dunkeln Pelz mit einem Gurt, Tuch oder Shawl um den Leib. Ihre Fußbekleidung ist eine Art Sandalen, die sie aus Baumwurzeln oder starken Häuten machen und mit Bändern über hohe dunkle Strümpfe festschnüren. Die Strümpfe sind auf den kurzen Hosen festgebunden. — Im Sommer tragen sie statt des Pelzes eine Jacke, Sonntags einen Rock. — Frauen und Mädchen tragen auch selten Schuhe, sondern meist Sandalen und dunkle Strümpfe. — In einigen Gegenden besteht ihre Kopfbedeckung aus einer Art Turban, wenn man das aus Tüchern gewundene Kopfgestell so nennen will, darin besonders die Judenfrauen durch schreiende Farben excelliren. Die männlichen Juden tragen jung und alt eine schwarze, schmutzige, enganschließende Kappe.

Die Lettensprache soll mit der Sanskritsprache Ostindiens verwandt seyn. Sie hat mehrere eigenthümliche Laute, als: lang a (ah) und kurz a (a), au (au), ai (ai), kurz ä (e), lang ä (eh), eä (oe), ein eigenthümlicher Laut, der so ausgesprochen wird, daß erst e hörbar ist, und dieser Laut dann schnell in a übergeht, ähnlich wie im Platt-

Digitized by Google

deutschen in klein, klee. Dieser Laut kommt in vielen Ortsnamen vor, z. B. Plawneeken, so auch in deewa (deus) Gott, long i (ih) u. s. w. Als Schreibschrift bedient man sich im Lettischen der lateinischen Cursivschrift, als Druckschrift der deutschen Fractuebuchstaben. — Die Letten betonen immer die ersten Sylben der Worte, weßhalb die Sprache ziemlich schnell geht, sich dabei rollend und zischend, aber nicht übel anhört. Am reinsten wird sie in der Oberhauptmannschaft Doblehn gesprochen, am verdorbensten in der Oberhauptmannschaft Selburg wegen dortiger Mischung der Letten mit vielen Völkerstämmen.

Die Curländer, hiesige eingeborene Deutsche, lernen als Kinder zuerst lettisch von Ammen und Kindermädchen, dann deutsch von den Eltern, was dann ihre Hauptsprache bleibt, ferner noch französisch von einer Bonne und endlich russisch. Schwachköpfige Kinder gerathen dabei in solche Verwirrung, daß sie in einem Alter von drei Jahren und mehr noch kein Wort sprechen können, wenn sie das Unglück haben einige dieser Sprachen zugleich zu hören, und dieß ist nicht selten. Ein rigaischer Kaufmann muß in seinem Beruf mehrere Sprachen, wenn auch nicht geläufig sprechen, doch verstehen, nämlich: lettisch, deutsch, russisch, englisch, schwedisch, esthnisch, französisch. Die Letten lernen das Deutsche sehr leicht. Es wird hier nur hochdeutsch gesprochen, nur daß man das lange o nicht mit spitzem, sondern breitem Munde ausspricht. — Auch gibt es viel individuelle Wörter, die gerade hier nur Brauch sind, z. B. Buckahnen für Mohrrüben.

Ich habe Curland unter den alten Herzogen für ein wahres Elysium preisen hören. Man kannte keine Abgaben, keinen Zoll, keine Soldatenpflichten und Baumtransit, da man deren nicht bedurfte. Für den Herzog waren eigene Güter bestimmt. Nach jetzt haben die curischen Beamten, hohe wie niedere, eigene Widems (das sind Güter aus deren Ertrag sie ihren Unterhalt bestreiten). So sind Oberhauptmänner, Hauptmänner, Prediger, Organisten, Küster, Förster zugleich Landwirthe. Dabei sind sie nicht schlecht gestellt. Nirgends in Rußland sollen die Beamten so gut salarirt seyn. Seitdem Curland russisch ist, ist es weder abgaben-, noch zoll-, noch militärfrei, sondern wird den andern Gouvernements gleichgestellt. Die besondern Adelsrechte, die Civil- und Criminalgesetze, überhaupt die Gerichtsverfassung, so wie besondere Formen, die vor 1795 galten, werden vom Kaiser aufrecht erhalten, so lange sie nicht den allgemeinen Reichsgesetzen zuwiderlaufen.

Die vormaligen herzoglichen und Krongüter kamen 1795 großentheils an die Krone Rußland, theils (und zwar fünf an der Zahl) an den gesammten curischen Indigenatsadel, je nachdem sie entweder herzogliche Privatgüter oder der Ritterschaft zur Bestreitung nothwendiger Staatsausgaben überwiesen gewesen waren. Letztere werden nun für Rechnung der gesammten Ritterschaft verwaltet. Auf einem derselben ward, wie oben erwähnt, eine Stammschäferei, auf einem andern ein Seminar zur Bildung lettischer Volkslehrer errichtet. — Die ritterschaftlichen Güter liegen in der Oberhauptmannschaft Tuckum. Dort sind auch die meisten adeligen Majoratsgüter, hingegen die meisten Krongüter in der Mitau'schen Oberhauptmannschaft.

Durch Kriegsübel hat Curland 1812 nicht viel gelitten. Seit 1817 ist auch hier die Leibeigenschaft aufgehoben. Dessen ungeachtet bemerkt man noch immer eine gewisse Unterthänigkeit der Letten zum Adel. Ich glaube nicht, daß viele aus dem früheren Verhältniß gebessert herausgetreten sind.

Ueber die besondere Lebensweise der Letten werde ich später berichten. In ihren Gesinden sieht es eben so aus wie in einem pommer'schen Bauernhause. Der kurze Sommer überhaudet sie mit nothwendigen Feldarbeiten. Im Winter verfahren sie die erübrigten Producte oder fertigen sich Bekleidungsgegenstände und anderes Geräthe. Zuweilen geben sie sich auch mit dem Unterricht ihrer Kinder ab.

Zum Verfahren der Producte haben sie leichte niedrige Schlitten. Der Winter muß viel Schnee haben, wenn er ihnen conveniren soll, ja der Lette hat solche Vorliebe für den Schlitten, daß er ihn alsbald hervorsucht, wenn die Erde nur etwas weiß aussieht. Bei so plötzlichen Temperaturwechseln, wie wir sie die vergangenen Winter erlebten, kommen die armen Pferde am schlimmsten weg, indem sie beladene Schlitten auf ihrer Reise nach größern Städten oft in tiefem Moraste fortschaffen müssen. Die Vorliebe für den Schlitten erstreckt sich so weit, daß man selbst zur Erntezeit das Korn auf eigens construirten Schlitten, sogenannten Schleifen, einfährt, auf die sich die Garben leichter aufliegen lassen. Man spannt auch da immer nur ein Pferd vor. In dieser Zeit zeigt sich die Ausdauer der curischen Bauernpferde am größten, indem sie bei Tage einfahren und Nachts dreschen*) müssen. — Dieß Dreschen geschieht in sogenannten Rigen, von denen, hier nebenbei erwähnt, Riga seinen Namen hat. — Es sind sehr lange, oder auch in einem großen Kreuz gebaute Scheunen, woselbst in einem besondern, mit einer einzigen Luke versehenen Raum, welcher dicht verschlossen werden kann, ein Ofen zum Trocknen des Getreides steht. — Diese Rigen werden jedem Fremden beim ersten Anblick auffallen, und so mögen denn auch die ersten Deutschen, welche in diese Gegend kamen, dazu Veranlassung gefunden haben, die von ihnen an der Düna erbaute Stadt Riga, d. i. Scheune, zu nennen. An Größe übertreffen diese Scheunen alles der Art bei uns.

Diejenigen Bauern, welche ein Gesinde bewirthschaften, heißen Wirthe, die aber, welche an den Gränzen der Güter kleinere Flächen (sogenannte Buschwächtereien) übernommen haben, Buschwächter. Beihof ist die in Curland gebräuchliche Benennung eines Vorwerks. Diese Beihöfe werden von einer sogenannten Hofmutter und einem Aeltesten bewirthschaftet.

Grützmacher.

Merkwürdiges Meteor. Zu Umea, so wie auch zu Wasa in Finnland bemerkte man am 10 Febr. um 8 Uhr 40 Minuten Abends abermals eine Feuerkugel, größer als diejenige, welche man am 18 Jan. gesehen, auch höher oben in der Atmosphäre; übrigens ging die Richtung gleichfalls, wie die der frühern, von Südost nach Nordwest. Das Meteor hatte ein starkes Licht mit einem röthlichen Schein von solcher Intensität, daß dasselbe bei seinem Hinschießen während 20 bis 30 Minuten alle Gegenstände mit einer blendenden Helle beleuchtete, die es sich in eine Menge kleiner, gerade ausgehender Sterne von demselben röthlichen Schimmer auflöste. Einige Zuschauer wollen ein eigenes Brausen in der Luft gehört haben. Der Himmel war wolkenfrei, der Mond schien hell und das Wetter war ruhig. Der Barometer zeigte 28" 7‴, der Thermometer — 8½° C., am folgenden Tage aber fand ein Sturm aus Nordwesten statt, der Thermometer war binnen 24 Stunden auf + 4° C. gestiegen und der Barometer um 7 Linien gefallen. Zufolge eingelaufener Nachrichten hatte man das Meteor auf einem Umkreise von 20 Meilen beobachtet. (Berlingsk Tidende vom 26 März.)

*) Das Korn austreten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1843.

Scenen aus Cairo.

(Nach Mdme Postans: Asiatic Journal. März 1843.)

Der Reisende, welcher Cairo besucht, erblickt ein Schauspiel, das in allen seinen Zügen neu ist; es hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer andern europäischen oder asiatischen Stadt, und keine Beschreibung kann es der Einbildungskraft vollkommen vorführen. Mit so großer Treue und Genauigkeit auch Lane*) mit Bild und Schrift die Gegenstände geschildert hat, immerhin muß man das „mächtige Misr“ **) sehen, seine Straßen durchwandern, die Bewohner betrachten, ehe man sich eine zusammenhängende klare Vorstellung von dieser seltsamen, aus so mannichfachen Elementen zusammengesetzten Stadt machen kann, die indeß bald langweilig wird, sobald die Neuheit der Scene vorüber ist. Das Eselreiten, die dunkeln, engen, überfüllten, ungepflasterten Straßen, die hagern Minarets, die reich skulpirten Moscheen, die Kleiderbazars, die Kaffeeschenken unterhalten eine Zeitlang, sobald aber das Auge und der Sinn daran gewöhnt ist, so fühlt man in der Stadt des Pascha nicht selten und nicht geringe Langeweile. Straßen voll schlechten Geruchs durch den mit Wasser gesättigten Schlamm aus dem Canal, der die Stadt durchfließt; dunkle Häuser, deren Fenster gefängnißmäßig auf kleine, viereckige Höfe hinabsehen, eine verstümmelte, mit Augenkrankheiten behaftete Bevölkerung, die einem bei jedem Schritte aufstößt, die Wasserschläuche, die ihren Inhalt unaufhörlich auf den Vorübergehenden ausleeren — das sind einige wenige von den Unannehmlichkeiten Cairo's, und dann — die Moskitos und die Fliegen. Die letztern verdienen ein eigenes Capitel mit einer besondern Zueignung an Baal-Zebub, ihren Herrn.

Cairo muß man, wie gesagt, sehen, um es zu kennen, und gewiß findet sich auf seinen Bazars genug Anlaß, sich zu verwundern, denn von vierzig Vorübergehenden gehören gewiß zwanzig verschiedenen Nationen an, und tragen verschiedene Kleidung. Eine bunte Bevölkerung sieht man auch in Konstantinopel, Calcutta, Paris, Wien, Petersburg, London oder jeder andern großen Hauptstadt, die zugleich ein Handelsplatz ist, aber solche Gruppen, wie sie in Cairo sich zusammenfinden, bieten sich in keiner Stadt dem Auge eines Reisenden dar, da der politische Charakter, die geographische Lage und die mannichfaltigen Interessen der benachbarten Länder wirklich einzig in ihrer Art sind. In den Städten der Türkei und Indiens sieht man betrunkene Moslems in Menge und sehr verschiedener Art, rothe und schwarze Bärte, Imams und Moscheen, Gebetsteppiche und verschleierte Frauen, aber nur in Cairo sieht man den Beduinen der Wüste, den Copten aus Alexandrien, den Araber aus der Thebais, den Türken, den Griechen, den Albanesen, den Neger in ihren verschiedenen Farben und Costümen durch einander gemischt. Von allen diesen ist der Beduine, oder Bedewi, wie er sich nennt, in seinem Mantel von Ziegenhaaren, mit seinem bunten, seidenen, mit Franzen besetzten und vermittelst eines Stricks um den Kopf gebundenen Halstuch, auf dem ersten Dromedar einer langen Linie solcher Gefährten der Wüste reitend, bei weitem der interessanteste wegen der Vorstellungen, die wir uns von ihm machen, von seinem nomadischen Leben, seiner Freiheit, seiner Gastfreundschaft, seinem Muth in Gefahren, seinem Haß der Städte und ihrer Bewohner. Unaufmerksam auf alles, was um ihn her glänzt, zieht der Beduine durch die großen Bazars von Cairo, als kenne er die Schätze derselben nicht. Kein Priester und kein König thut es ihm gleich in würdevoller Haltung, und wenn wir auf seine ruhigen Züge blicken, so stellen wir uns vor, er werde alsbald außerhalb der Thore, wenn der Wind der Wüste seine Wangen wieder fächelt, seinen schnellsten Dromedar besteigen, nach seinen Zelten eilen, und zum Zeichen der Verachtung gegen das civilisirte Leben den Staub von seinen Füßen schütteln.

Der prachtliebende Türke auf seinem herrlichen syrischen Roß mit dem reichen Mamelukengeschirr und den zahlreichen Dienern, welche ihrem Herrn die stolze Miene nachmachen, stellt genau das Gegenstück zu dem würdevollen Beduinen dar,

*) In seinem „Modern Egypt,“ worans wir seiner Zeit umfassende Auszüge gegeben. R. d. R.

**) Bekanntlich der arabische Name für Aegypten, der jetzt gewöhnlich auf Cairo übergetragen wird. R. d. R.

Digitized by Google

und erinnert an die furchtbaren Kämpfe der Reiche unter einander, an den Fanatismus des Islam und an all die künstlichen Bedürfnisse, den glänzenden Luxus und die Verschwendung dieser grausamen Unterdrücker des Orients. Dem Türken folgt wahrscheinlich der Ulema, in Scharlach und feine Linnen gekleidet, dem man jedoch nichts als eine kalte Verehrung beweist, denn der Pascha hat den Soldaten über den Priester gestellt. Nicht zu vergessen sind die Frauen: allenthalben interessant, sind sie es doppelt da, wo die Sitte sie dem öffentlichen Blicke entzieht. Aber so zierlich der Sari einer Hindufrau ist, so reizend die Mantilla der spanischen Damen gefunden wird, so mysteriös die Verhüllungen der dunkeläugigen, jüdischen Mädchen aussehen, von dem Mantel und Schleier der Cairodamen läßt sich gar nichts sagen, als daß sie von exemplarischer Häßlichkeit sind, und die Rüsselform, die über das Gesicht fällt, mit den breiten Streifen schwarzer Seide, die den Mantel bilden und die reiche Unterkleidung decken, geben ihnen, wenn sie auf der Straße sind, mehr das Ansehen von Scarabäen, als von zier'lichen Haremsbewohnerinnen, denn außer der formlosen Masse sieht man nichts als die gelb und rothen Pantoffeln nebst einem Paar dunkler Augen, die keck und furchtlos umherschauen. Indeß kann man sich doch eines Antheils an diesen verhüllten Gestalten, wie sie auf ihren schmucken, wohlgenährten Maulthieren, geziert mit Gebetsteppichen und klingelndem Zaumwerk dahin reiten, nicht erwehren, unsre Phantasie folgt den geheimnißvollen Damen in ihre Gemächer, zu ihren täglichen Beschäftigungen, ihren Sorgen und Freuden, und wir fühlen, daß in ihrem Incognito doch etwas angenehmes liegt, denn selbst ein Ehemann könnte seine so verhüllte Frau nicht erkennen.

Aber Beduinen, Türken, Priester und Frauen machen keineswegs allein die Menschenmenge aus, die sich auf den Plätzen von Cairo drängt, denn der Araber, der Kopte, der Albanese, der Grieche, der Jude, alle nehmen ihren Antheil an der Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch, eben so der naturalisirte Fremde und der europäische Abenteurer, der wirkliche Gelehrte, der wissenschaftliche Enthusiast und der anspruchsvolle Vielwisser. Nicht zu übersehen ist ferner der watschelnde Eunuch, und die schwarzen Sklaven aus Sennaar, die ihr Wollenhaar mit einem bunten Tuch umwinden und ihren Nacken mit farbigen Perlen und Halsschnüren aus Münzen schmücken. Dieß sind einige, in Wahrheit nur einige Tropfen aus dem Meere von Leben, das wie ein ewiger Strom durch die Hauptstraßen von Cairo sich ergießt, aber doch nur durch die Hauptstraßen, denn die Nebenstraßen sind öde und leer, als wären die Bewohner vor der Pest geflüchtet.

Unter den Ausflügen kann nichts so widerwärtiges seyn, als ein Ritt durch die Straßen von Cairo, wo außer in den Kleider-Bazars nichts zu sehen ist, als Buden mit Granaten, Melonen, Liebesäpfeln, oder mit Datteln, Plattfischen und türkischem Käse, die man vor Mücken gar nicht sehen kann; bequeme Plätze zum Lustwandeln gibt es nicht, außer dem großen Platz Esbequieh mit seinen Cisternen, seinen Acacienalleen und wandernden Kaffeeschenken; am besten reitet man noch auf der Straße nach Schubrah, die aus einer Allee von Sycomoren und Acacien besteht, deren Zweige gleich gothischen Bogen sich über dem Haupte in einander schlingen, während man die und da aufgrüne, fruchtbare Felder hinaussieht. Mit einem Wort der Fremde, welcher Cairo besucht, muß nach kurzer Zeit zu Hause bleiben, und durch ein Arabeskenfenster auf einen kleinen, viereckigen, feuchten Erdplatz sehen, möglicherweise auf eine Landschaft mit ein paar elenden Bäumen, aber er muß zu seiner Selbstvertheidigung Kaffee trinken und den Tschibuk rauchen, denn außer den zufälligen Reisenden in den Hotels ist nichts von dem zu finden, womit man sich in Europa die Zeit vertreibt.

Einer der angenehmsten Orte in Cairo ist die Bibliothek der ägyptischen Gesellschaft, denn abgesehen von dem wissenschaftlichen Reichthum, der hier in den Kästen steckt, steht das Haus in einem angenehmen Garten, dem einzigen Ort in Cairo glaube ich, in den die Sonnenstrahlen je eindringen, und der entfernt ist von dem Lärm arabischen Geschwätzes, dem Geschrei der Eselsjungen und dem unaufhörlichen Rufen der Wasserträger und Scherbetverkäufer; hat man sich satt gelesen an den Werken der Gelehrten, der Enthusiasten, der Frommen, die das ägyptische Land anlockte, und deren Zweck war, die verlassenen Städte, die Trümmer der wunderbaren Kunst der Alten zu besuchen, dann ergeht man sich unter dem schattigen Laubdache, und gelangt nach wenigen Schritten zu der Wohnung Clot Bey's und seiner Menagerie von Straußen und merkwürdigen Vögeln.

Oeffentliche Vergnügungen gibt es keine zu Cairo, außer ein französisches und italienisches Liebhabertheater, die vortrefflich sind und mit großem Eifer unterhalten werden; aber das Theater ist nur am Donnerstag Abend offen. Die Fremden in den Hotels von Hill und Dumerg kommen gewöhnlich nach dem Essen zusammen, und sprechen von den Kosten eines Boots nach Theben oder der Kamele nach Jerusalem, von den Betrügereien der Dragomans und den Preisen der türkischen Kleider; alles dieß ist aber höchst langweilig, wie alles der Art in Aegypten. Das einzige Museum gehört einem Privaten, Docter Abbot, einem englischen Hakim (Arzt); es enthält viele seltene und werthvolle Antiken, unter anderen das Siegel und die Halskette des Menes, nebst einigen prächtigen Scarabäen und kleinen Figuren, welche so ausgezeichnet geschnitten sind, daß jeder, wenn er auch nie die schönen Sculpturen von Theben gesehen hat, die Ansicht aufgibt, als seyen die Aegyptier mit den wahren Verhältnissen und der eigentlichen Symmetrie des menschlichen Körpers nicht bekannt gewesen.

Während meines Aufenthalts in Cairo hatte ich Massen von Männern aller Nationen und in allen Costümen gesehen, wie sie auf den Straßen sich drängten, oder ihre verführerischen Waaren in reichen Buden auslegten, aber nicht eine einzige Frau, meine häßliche, alte Kammerzofe abgerechnet, die ihre verschrumpfte Haut und tättowirtes Kinn beim Ausgehen so sorgfältig, wie die Schönste der Schönen verhüllte; alle andern Frauen hatte ich nur mit dem abscheulichen, schwarzseidenen Hab'arah gesehen, und es war nicht zu vermuthen, daß ich sie

Digitized by Google

in anderer Gestalt sehen würde, denn jedesmal, wo ich in ein türkisches Harem eingeführt zu werden versuchte, sagte man mir alsbald gerade heraus, die Sache sey unmöglich. Des Vicekönigs Familie nahm Niemand an, und von Ibrahim Pascha's Harem erzählte man, daß vor kurzem einige Damen dasselbe besucht, und seinen Frauen die Köpfe so sehr mit Ideen von Freiheit und Gleichheit angefüllt hätten, daß Frauen und Sklavinnen bei seinem nächsten Eintritt ihm entgegenflogen, und ihren nicht wenig erstaunten Herrn fragten, wie er es wagen könne, ihnen dieselben Freiheiten, wie englische Frauen sie hätten, zu verweigern. Der Pascha soll genug zu thun gehabt haben, um die schönen Empörerinnen zu beschwichtigen, und da die eingeschmuggelten Ideen für ein türkisches Harem nicht taugten, so wurde dieß alsbald gegen künftige Eindringlinge geschlossen. Den Besuch eines syrischen Harems hatte ich durch Empfehlungen, die mir zu Gebot standen, leicht bewirken können, allein bei diesen, die sich nach der Sitte des Volkes, unter dem sie leben, gleichfalls abschließen, ist, da sie Christen sind, nichts besonderes zu sehen, ausgenommen das reiche und zierliche Costüm der Levantinerinnen, das ich schon oft gesehen hatte. Aber alle Schwierigkeiten, auf die ich stieß, spornten mich nur um so mehr, sie zu überwinden, und ich befragte Engländer und Franzosen, Araber und Türken darüber. Endlich sagte man mir ganz unter dem Siegel des Geheimnisses, daß eine Französin, welche wegen des Verkaufs von Bijouterien u. dgl. Eingang in Harems habe, gegen eine Erkenntlichkeit anfragen wolle, ob die Damen eines gewissen Harems mich empfangen würden. Die Präliminarien waren bald abgemacht, und die Antwort fiel zu meinen Gunsten aus; die Familie Saml Pascha's wollte mich am folgenden Tage, dem ersten des Beiramfestes, empfangen. Die drei Tage dieses großen Carnevals verlaufen in ununterbrochenen Lustbarkeiten unter Gelagen, Tänzen und Vergnügungen aller Art, die mit dem gewöhnlich feierlichen Benehmen der Bekenner des Islam seltsam genug contrastiren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Marktplatz von Capo d'Istria.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler von J. Löwenthal.)

Die Venetianer neuerer Zeit haben in ihrer Staatseinrichtung und ihrem Städtewesen dem Vorbilde ihrer frühesten Vorfahren, wie diese den Römern, nachzustreben gesucht. Einen wesentlichen Theil der römischen Städte bildete das Forum als Sammelplatz in öffentlichen und Privatangelegenheiten der höhern Stände. Es umfaßte einen Tempel der verehrtesten Gottheit, die Curie, den Hörsaal, das Aerarium und ward mit Denkmalen geziert, den Männern geweiht, welche durch Verdienste um den Staat, durch Kriegsruhm oder wissenschaftliches Streben hervorragten. Capo d'Istria, eigentlich Giustinopoli, bewahrt noch in seinem Platze die ehemalige Eintheilung, die entweder von den Venetianern oder aus weit ältern Zeiten herrührt. In seinem Platze ist seine ganze Geschichte angedeutet; dort sind der größere Tempel, der herrliche Dom, der öffentliche Palast, das Aerarium, das Pfandhaus, die Loge, wo die Patricier und Dekurionen zur Erholung sich versammelten.

Der Dom „Alla beata vergine," auch „San Nazario" genannt, trägt das Gepräge mehrerer Zeitalter; sein Grundbau ist gothischen Styls, jedoch in jenen Formen gehalten, welche die Venetianer den Arabern entlehnt hatten. Der obere Theil nähert sich schon der edleren italienischen Architektur, welche den Uebergang zur späteren reineren Kunstform bildete; jener ist aus dem 15ten, dieser aus einem späteren Jahrhundert, beide aber stehen nicht im Einklang mit der inneren, völlig dorischen Ordnung. Die Thürpfosten sind mit eingeschnittenen Arabesken verziert, welche den Fortschritt der Künste bekunden.

Der öffentliche Palast gleicht einer bethürmten Burg. Diese Gestalt ist freilich einem Municipalgebäude nicht angemessen, allein die Geschichte lehrt, daß auch die Municipien des Mittelalters bei den vorherrschenden Parteiumtrieben Feudalformen annahmen, so wie nach dem Aufhören der Bürgerfehden und mit den milderen Sitten die Adeligen wieder ihre Burgen in Paläste verwandelten. War doch auch der Dogenpalast in Venedig vor dessen Brande gleich der Burg der Visconti in Padua mit vier Eckthürmen bewehrt!

Im Palaste reihten sich an den großen Rathssaal, zu dem außen eine Treppe führte, die Räume für die Aemter und an die Vorhalle die Gefängnisse. Noch sieht man die Glocken, welche das Volk an die Schranken riefen. Die seitwärts zugespitzte Zinne soll auf die Bürgertreue oder den Gemeingeist, nach andern auf das Patriarchat, figürlich auf die Guelfen und Ghibellinen hindeuten.

An der andern Seite des Platzes stand das Wohnhaus des Gouverneurs, des Podesta und des Capitano, wie das Oberhaupt des Triumviralmagistrats genannt wurde, welchem die Rectoren der Halbinsel, wie jene von Albona und Cherso, untergeordnet waren. Hier befanden sich auch das Zeughaus, das Aerar und das Pfandhaus. Zwischen den Zinnen in der Mitte des Palastes ist ein unbezweifelt römisches Standbild der Minerva, welches in eine Themis umgeschaffen ward. Eine Inschrift aus dem 16ten Jahrhundert erinnert an den Ursprung der Stadt, an deren Wiederherstellung durch Kaiser Justinian und ihre Ueberlieferung an den Dogen von Venedig. Auf der Loge ist in Backstein die Büste des „Costantino Copronimo." An der Außenseite des Palastes sieht man die Brustbilder berühmter Rectoren, darunter in Erz Pietro Gradegno, welcher von dieser Würde in Capo d'Istria zum Dogenthron berufen und der Urheber einer großen Umgestaltung der venetianischen Verfassung ward. Hier sind auch die Gnadenacte zu lesen, durch welche die Stadt ihre berühmten Männer belohnte. An der Façade des Doms ist eine neuere Inschrift dem Andenken des Arztes und Professors Santorio aus Capo d'Istria gewidmet.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Narrative of a voyage round the world in H. M. S. Sulphur 1836 — 42. By Capt. Sir E. Belcher. 2 Vol. 8.

(United Service Magazine. April 1843.)

Vor 70 Jahren war unsere Kenntniß von den Einzelnheiten des Erdkreises noch sehr beschränkt, und viele Theile der Karte waren mit mächtigen Fischen statt der Inseln verziert, während unbesuchte Küsten mit willkürlichen Linien bezeichnet waren. Endlich fuhete Cook, dessen Reisen eine glänzende Epoche bilden, eine größere Genauigkeit in den Aufnahmen ein, während seine Wahrheitsliebe und die Sorgfalt in seinen Angaben die Nacheiferung späterer Seefahrer erweckten, und die Interessen des Handels und der Schifffahrt bedeutend erweiterten. Man wird sich erinnern, daß Cook drei Hauptzwecke erreichte. 1) Seine Fahrt nach dem Südpol zerstreute die Illusionen über einen eingebildeten südlichen Continent, den manche für nothwendig hielten, um das Gleichgewicht der Erdkugel herzustellen; 2) durch seine Bemühungen, einen Weg durch Nordamerika nach Indien aufzufinden, stellte sich heraus, daß die nordwestliche Durchfahrt ein Traum und die nordöstliche durch ewiges Eis gehemmt sey; 3) die Entdeckung vieler wichtigen Inseln im stillen Ocean, und die Bestimmung ihrer Lage und Größe, bei welcher Gelegenheit man mit allen Abstufungen des wilden Lebens, von dem Elend und dem Schmutz der Eingeborenen Australiens bis zu der heitern Entwicklung der Otaheitier bekannt wurde, bei denen Unwissenheit, Unschuld und Laster seltsam gepaart waren. Auf diesen Reisen wurde der ungeheure stille Ocean einer genaueren Erforschung unterworfen, als bisher, die Trennung Asiens von Amerika durch eine schmale Straße neu entdeckt, und man erlangte außer manchen andern neuen Entdeckungen eine Kenntniß der Gestalt und Ausdehnung Neuhollands.

Die außerordentliche Freude, welche die Herausgabe von Cooks Reisen dem lesenden Publicum verschaffte, ist noch nicht vergessen, und sein Styl, die Art, wie er seine Gegenstände behandelte, so wie die Auswahl dieser letztern hoben diesen Zweig der Literatur ungemein. Daher das wachsende Interesse an den Weltumschiffungen durch Vancouver, Bligh, La Peyrouse, Krusenstern und ihren Nachfolgern bis auf Fitzroy herunter, deren Reisen eine höchst interessante Bibliothek bilden, an welche sich die vorliegende würdig anreiht.

Im September 1835 wurde die Brigg Sulphur von 375 Tonnen, 8 Kanonen und 109 Mann unter Capitän Beechey ausgesendet, um die Aufnahme der Westküste Amerika's von Chili an, wo Capitän Fitzroy solche eingestellt hatte, fortzusetzen; der Schooner Starling wurde ihm beigegeben. Die Schiffe erreichten Valparaiso, bei welchem Hafen sie ihre Aufnahme beginnen sollten, im Julius 1836, aber Capt. Beechey's Gesundheit war durch frühere Anstrengung so angegriffen, daß er nach England zurückkehren mußte. An seine Stelle sollte Capitän Belcher treten, der von Westindien aus über den Isthmus von Darien, d. h. von Chagres nach Panama, ging, das er in einem furchtbaren Zerfall fand. Ein Jahrhundert frühre war diese Stadt im Zenith ihres Reichthums, die Gebäude geben noch Zeugniß davon, aber sie zerfallen, wie die prächtigen Festungswerke, mehr und mehr in Trümmer. Die Bevölkerung ist eine gemischte Race, und es finden sich nur noch wenige Spanier. Ueberhaupt bemerkt man an dieser ganzen Küste noch die Folgen der Revolution und des darauf folgenden Parteienkampfes; auch Acapulco ist theils durch Erdbeben, theils durch unmäßige Zölle ruinirt.

Capt. Belcher hatte früher mehrere der Orte besucht, nach denen ihn jetzt wieder seine Fahrt führte, so namentlich auch die Sandwich- und Gesellschaftsinseln, und er konnte Vergleichungen anstellen zwischen ihrem frühern Zustande und demjenigen, worin er sie bei seinem abermaligen Besuche traf. Im Allgemeinen hat der Verkehr mit den Missionären und den Weißen überhaupt ihre Wohlfahrt nicht gemehrt; Belchers Besuch zu Oahu im Julius 1837 bildet einen sehr interessanten Abschnitt des Buchs. Seine Aufnahme, hauptsächlich von Seite des englischen und amerikanischen Consuls, war äußerst freundlich, hauptsächlich weil er zu einer sehr kritischen Periode anlangte. Seit dem 20 Mai hatte die Regierung sich auf eine Art benommen, daß man nicht das mindeste Vertrauen in sie setzen konnte, und der Handel stockte deßhalb gänzlich. Der Grund lag in einem Mißbrauch der Gewalt von Seite der Regierung, die von einem gewissen Bingham, einem der Missionäre, aufgereizt, zwei französische Missionäre, gegen welche der König Kamanahu im Jahre 1831 ein Verbannungsdecret erlassen hatte, die aber zurückgekehrt waren, ein brittisches Schiff zu besteigen zwang. Während Capitän Belcher noch die Sache untersuchte, kam die französische Fregatte Venus von 60 Kanonen an, und die Sache wurde gütlich beigelegt.

Capitän Belchers Ansicht von dem gesellschaftlichen Zustande dieser Inseln mag nur mit Einschränkungen angenommen werden, aber es ist nur zu viel Grund vorhanden, die Missionäre für eine engherzige, querköpfige, eigennützige und halbgebildete Rotte (a narrow minded, cross grained, selfinterested, half educated squad) zu erklären. Diese Religionslehrer haben aller Arbeit, die nicht für sie selber ist, Einhalt gethan; sie üben eine tyrannische Herrschaft über die königliche Puppe aus, ohne ihren Einfluß zu Besserung seines Charakters anzuwenden; sie mischen sich in Hafenzölle und andere Gegenstände, die ganz außer ihrem Gesichtskreise liegen, und haben den beginnenden Handel vernichtet. Capitän Belcher wundert sich, wie man die Eingebornen ohne Empörung mit solcher eisernen Hand regieren könne, denn keine Sklaverei unter der Sonne verdiene eine so strenge Beurtheilung, als die auf den Sandwichinseln. *) Seine Ansichten sind namentlich in der nachfolgenden Stelle enthalten: „Welchen Begriff können sich die Häuptlinge von der Verbesserung machen, die sie durch eine Religionsänderung erlangen sollten? Wie können diese Inseln an Wohlstand und Bedeutung zunehmen, wenn das herrliche Klima und die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens nicht benutzt werden? Was haben die Missionäre für sie gethan? Das zu beantworten bin ich nicht im Stande, aber ich kann mit Zuversicht behaupten, daß im Jahre 1826/27 über 80 Wallfischfänger und andere Kauffahrer in den Hafen von Honolulu einliefen, und daß einmal diese Zahl zu Einer Zeit anwesend war. Gegenwärtig ist der Hafen beinahe verlassen, und statt der blühenden Pflanzungen, die damals schöne Früchte versprachen, haben sich jetzt die Branntweinschenken bedeutend vermehrt. Früher waren die Straßen rein und ruhig, selten nur traf man einen betrunkenen Eingeborenen. Sie hatten eine Freude an körperlichen Uebungen, namentlich am Schwimmen, und waren allem Anschein nach glücklich und zufrieden. Ihr jetziges Aussehen bildet dagegen einen kläglichen Contrast; ihre Freudigkeit ist dahin und sie fühlen sich unglücklich." (Schluß folgt.)

*) Wir erinnern in dieser Beziehung an unsere Auszüge aus Ruschenbergers Reise, die in milderem Ausdruck, weil Ruschenberger die amerikanischen Missionäre und amerikanischen Plane mehr zu schonen hat, im Grunde doch auf dasselbe hinauslaufen. S. Nr. 316. 318 ff. v. vor. J.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1843.

Die peruanische Provinz Tarapaca.

(American Journal of Science. Januar 1843.)

Tarapaca, die südlichste Provinz von Peru, liegt zwischen 19° u. 21° 30′ S. B. zwischen den Anden im Osten, die sie von Bolivia scheiden, und dem stillen Meere im Westen. Diese Provinz bietet dem Naturforscher viel Interessantes dar, denn sie bildet einen Theil der großen Wüste Atacama, obwohl aber von Vegetation mit Ausnahme einiger durch den geschmolzenen Schnee der Anden bewässerten Striche ganzlich entblößt, ist sie doch weit minder öd und leblos, als der südlichere Theil, welcher den Westen Bolivia's und den Norden Chili's bildet, wo die Oasen viel weiter von einander entfernt sind und auf weiten Strecken nichts Lebendes zu finden ist. Zwei Bergreihen und eine fast flache Ebene erstrecken sich in nord-südlicher Richtung durch die Provinz, und zwischen den Anden und der östlichen Bergkette liegt eine zweite, gegen Westen geneigte Ebene. Die Oberfläche dieser letztern ist von zahlreichen, von den Cordilleren herabströmenden Bächen durchschnitten, und von großen, eckigen Massen von Feldspath und Trachyt, so wie von zahlreichen Bimssteinstücken und Schwefelkörnern bedeckt. Unter den benachbarten Bergen sind sieben oder acht Vulkane, von denen einige manchmal einen Schwefeldampf ausstoßen. Theile der Ebene erzeugen ein rauhes Gras und Buschwerk, und üppig wächst eine Cactusart, die 18—20 Fuß hoch und oft über einen Fuß dick ist. Die Einwohner sammeln und spalten diese, um sie als Thüren und Sparren an ihren Häusern zu benützen.

Die Bergkette, welche diese geneigte Ebene in Westen begränzt, und sie von der großen Pampa, oder Ebene, von Tamarugal trennt, besteht aus Sandstein mit Gypslagerungen, und ist von tiefen, schroffen Schluchten durchschnitten, von denen einige bis an die See sich erstrecken, die andern an dem westlichen, aus Feldspath und Porphyr bestehenden, und auf Granit aufliegenden Bergrücken enden, dessen Fuß an vielen Orten von dem stillen Meer bespült wird; an einigen Stellen aber, z. B. zu Iquique, kommt eine Ebene von mehreren Quadratleguas dazwischen, die aus zusammengebackenen Muscheln besteht, wie sie sich noch in großer Zahl am Ufer finden; diese Muscheln lassen sich meist sehr leicht zerbröckeln, andere aber sind sehr gut erhalten. Gegen das Gebirge hin bilden sie eine compacte Lagerung, in der aber kaum die einzelnen Muscheln zu erkennen sind, während die Formen gegen das Meer zu immer deutlicher werden, bis man am Ufer die lebenden Muscheln trifft. In der Nähe der Berge ist die Ebene mit einem feinen, kieselartigen Sand bedeckt, den der Wind unaufhörlich bald zu hohen Hügeln auftreibt, bald in Flächen ausbreitet, wobei seltsame Curven sich bilden.

Die Pampa von Tamarugal liegt 3000 bis 3500 Fuß über dem Meere. Im Norden stößt eine noch höher gelegene Ebene daran und im Süden eine tiefe und breite Quebrada, in der ein unbedeutender Fluß, die Loa, fließt. Die Oberfläche besteht aus Thon, Sand, Gyps und gewöhnlichem Salz, gemischt mit salpeter- und schwefelsaurem Natron. Die drei ersten Stoffe decken weite Strecken, eben so die letztern, und zwar sind diese ziemlich frei von erdigen Theilen. In einigen Theilen der Pampa, namentlich im Süden und Osten, erstrecken sich vollkommen flache Thonebenen meilenweit, und sind so hart, daß die Hufe der Maulthiere keinen Eindruck darauf zurücklassen. Weiter nordwärts ist im Osten die Oberfläche sandig und mit zahlreichen Bruchstücken von Bimsstein, Basalt, Chalcedonen, Carneolen und Agaten überstreut. Zwischen Matilla und dem Berge von Chalacollo ist der Boden auf dem Umfang eines Acres und drüber mit Kalktuff bedeckt, die Stauden stehen hier noch ganz in derselben Stellung, wie sie wuchsen, selbst die kleinsten Zweige sind erhalten, und bieten das seltsame Schauspiel eines einst üppigen, jetzt aber völlig in Stein verwandelten Buschwerks dar. Gyps, mehr oder minder gemischt, bildet im Norden einen großen Theil der Oberfläche, und bietet im nördlichsten Theil eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, da er sich in flachen, runden, oben etwas concaven Massen zeigt, die 5′ bis 15″ im Durchmesser und 1′ bis 2″ in der Dicke haben. Sie sind compact und hart, und enthalten ganz kleine Bruchstücke Basalt. Dieselbe Form kommt in den Salzlagerungen vor, aber in viel größern und minder regelmäßigen Massen; es ist, aber in sehr großem Maaßstabe, dieselbe Er-

Digitized by Google

ſcheinung wie bei Verdampfung von Salzauflöſungen, wo Häutchen ſich bilden und zu Boden ſinken. Dieſe Salzkuchen, von denen viele 5—6′ im Durchmeſſer haben und einen Fuß dick ſind, enthalten wenig auflösliche Stoffe, ſie liegen mehrere Fuß tief über einander gehäuft, und zeigen eine rauhe, weiße, glänzende Oberfläche, über die der Reiſende den ganzen Tag hinreiten kann, ohne daß der Huf des Roſſes einmal die Erde berührte. Dieſe ungemiſchten Salzlagerungen finden ſich am häufigſten im Norden. — Im weſtlichen Theile der Pampa unter 19° 50′ S. B., bei einer Höhe von 3500′ über dem Meere iſt ein mit Muſcheln gemiſchter Kalk, über einem Bett von Kieſeln und Muſcheln, die durch Salze mit einander verbunden ſind. Ein Theil der Muſcheln iſt zerſtört, doch aber auch viele erhalten, und dieſe gleichen denen, welche ſich in den Seebuchten noch lebend an den Felſen finden. Derſelbe Kalkſtein findet ſich auf der entgegengeſetzten Seite der Berge, bei Molle, und iſt gleich dem Feldſpathporphyr der benachbarten Höhen von Adern derſelben Salze, wie ſie die Muſcheln und Kieſeln der Ebene verbinden, durchzogen. Unter den Sandſteinbergen der entgegengeſetzten Seite der Pampa kommen ähnliche Adern von waſſerfreiem ſchwefelſaurem Natron vor, die zum Theil einen Fuß breit, außerordentlich rein ſind, und ſich mehrere hundert Schritte weit verfolgen laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Scenen aus Cairo.

(Fortſetzung.)

Meine Beluſtigung am Morgen von Sonnenaufgang an war, mich unter die zu den großen Feſtlichkeiten eilenden Gruppen zu miſchen, und das eigenthümliche Benehmen dieſes auf Luſtbarkeiten erpichten Volkes zu beobachten. Der Pöbel, allzuglücklich einen Feiertag zu haben, war halb nareiſch im Vorgefühl ſeiner Freude, und durch ſeichen Anzug und neuen Kopfputz ſo entſtellt, daß ich unter meinen eigenen Dienern nicht gut wieder erkannte, während die Geſichter der wohlhabendern Claſſen einen ganz beſonders behaglichen Ausdruck hatten. Als ich von den zu den Feſtlichkeiten beſtimmten Plätzen zurückkehrte, und noch mit Vergnügen der dort geſehenen Scenen gedachte, fand ich eine Sennaar-Sklavin auf mich warten, die mich zu der Franzöſin brachte, unter deren Schutz ich meinen Eintritt in ein türkiſches Haram halten ſollte. Als ich in ihrem Hauſe anlangte, ſagte ſie mir, daß die Harems Sami Paſcha's und Haddi Effendi's (des ehemaligen Gouverneurs der Citadelle) die einzigen ſeyen, in welche ich möglicher Weiſe eingeführt werden könne; da aber die Frauen des letztern alt und das ganze Weſen „triſte“ ſey, ſo habe ſie mich der Familie des andren vorgeſchlagen. Nach einiger Zeit erſchien eine junge Franzöſin, die mich geleiten ſollte, türkiſch gekleidet, und zwar als unverheirathete Perſon in einem weißen Schleier mit dem ſchwarzen Mantel. Ihr Anzug überzeugte mich von einer Sache, die ich ſchon bezweifelt hatte, nämlich daß der haßliche Schleier, trotz dem daß die Augen nebſt einem Theil der Wangen und der Stirne frei waren, wirklich gänzlich verhülle, denn als meine Führerin erſchien, konnte ich durchaus nicht errathen, ob ſie jung oder alt, ob ſie eine Araberin, eine Türkin oder eine Europäerin ſey. Die Stimme würde natürlich dieß Incognito unnütz machen, aber nach der Sitte von Cairo iſt es ſchimpflich für einen Mann, eine Frau auf der Straße anzureden, und wenn auch ein türkiſcher Ehemann angewohnt, daß unter den Falten einer Habarah irgend eine unantere Bewohnerin ſeines Harems verſteckt ſeyn möge, ſo wagt er doch nicht, die Sache durch dieß einzig mögliche Mittel ans Licht zu bringen.

Ein halbſtündiger Ritt brachte uns in das türkiſche Quartier der Stadt, dem offenſten und ſchönſten in Cairo, denn hier ſind die Höfe weit, und einige davon hatten ſogar Bäume, in deren hohen Zweigen die Sonnenſtrahlen ſchimmerten. An einem der größten dieſer Höfe hielten wir an, ſtiegen von unſern Eſeln, und ſchritten vorwärts durch einen langen Thorweg, der durch einen ſchweren, mit reicher Stickerei bedeckten Vorhang von grünem Tuche beſchattet war. Dieſer wurde bei unſerm Eintritt von einer reich gekleideten Sklavin und von einem Eunuchen aufgehoben, der Meſſer und Piſtolen genug an ſich hatte, um drei tüchtige europäiſche Grenadiere mit Waffen zu verſehen; wir befanden uns nun am Fuße einer ſchönen, mit feinen Matten belegten Marmortreppe, die mit zahlreichen kleinen von rothem und gelbem Maroccoleder gefertigten Pantoffeln verziert waren, deren Sohlen aus ſo reichem Stoff als das Oberleder beſtanden. Hier entledigte ſich meine Führerin ihrer, nur für die Straße beſtimmten Verhüllung, und wir betraten einen geräumigen, gleichfalls mit Matten belegten und mit ſchönen Leuchtern behängten Saal. Hier ſtand eine Anzahl junger Sklavinnen, lauter Abyſſinierinnen, aber bunt und ſchön gekleidet, und mit einer Unzahl Schmuck von Gold, Silber und farbigen Steinen behängt. Von dieſem Vorzimmer wurden wir in ein prachtiges Gemach gewieſen, deſſen Boden mit gewürfeltem Marmor belegt, und deſſen Fenſterrahmen mit Arabesken verziert waren, deren Schönheit das reichbemalte Glaswerk noch mehr erhob. Die Wände waren in franzöſiſchem Geſchmack ſchön bemalt, und ein Diwan von blaßblauer Seide, reich mit Goldblumen geſtickt, lief an den Wänden des Zimmers umher. Außerdem waren kleine Kiſſen und Rollen von verſchiedener Farbe, theils blaßgrün, theils blau und roſenfarb, aber in gleicher Weiſe geſtickt, am obern Ende des Zimmres aufgeſtellt.

Ich bewunderte den guten Geſchmack und den Glanz dieſes türkiſchen Zimmers, war aber etwas erſtaunt, außer den eigentlichen Meubeln, den Leuchtern und Diwans nichts von fremdem Zierwerk oder Bijouterie irgend einer Art, die man doch von franzöſiſcher Zimmerdecoration, türkiſcher Verſchwendung und Langerweile erwarten ſollte, zu ſehen. Bald darauf erſchienen die drei jungen Frauen Sami Paſcha's, zwei davon, die erſte und die letzte, Hand in Hand, die zweite ging allein etwas hinter den übrigen; ſie mochte denken, daß die neueſte Konſtantinopolitaner Schöne*) ihr Intereſſe und ihren Ein-

*) Sami Paſcha hat vor etwa zwei Jahren eine Schweſter des jetzigen Sultans geheurathet.

Digitized by Google

fluß mehr benachtheiligte, als die der frühern Frau. Sie grüßten mich höflich; alle setzten sich auf den Diwan nieder, und ich hatte nun Gelegenheit, sie nach Gefallen zu bewundern. Sie schienen alle ziemlich eines Alters, nämlich etwa 15 Jahre; ihre Gesichter waren rund, dick und ausgezeichnet schön, zwei aber ohne allen Ausdruck, während die dritte und jüngste Frau einen schlauen Blick hatte, der für den Frieden einer vierten, falls es dem Pascha gefallen sollte seinen Ehestand zu vervollständigen, *) eben nichts gutes weissagte. Kleidung und Schmuck der Damen waren nur in den Farben verschieden, dagegen an Reichthum der Stoffe u. s. w. vollkommen gleich, und seltsam und grotesk genug sahen sie aus, wie man aus dem nachstehenden entnehmen wird. Ihre von Natur schönen Gesichter waren in der That lächerlich durch das Bestreben, sie noch schöner zu machen; die schönen dunkeln Augenbrauen waren mit einem dreifachen Bogen von lichtem Henna gefärbt, welcher sich von dem Schlafe bis an die Mitte der Nase erstreckte; ein großer Kreis, wie eine schwarze Odiate, war auf den untern Theil der Stirne hingeklecksi, und auf den Wangen war so stark Roth aufgetragen, daß sie vollkommen den innern Blättern einer voll aufgegangenen Rose glichen. Das Roth war nicht grell, aber die zarte Farbe bis zu ihrer vollsten Gewalt benutzt. Diese Verbindung von Blaßroth, Schwarz und Weiß gab den Gesichtern meiner artigen Freundinnen ein ganz verwunderliches Ansehen, und dieß wurde durch den Kopfputz noch eher vermehrt als vermindert. Dieser bestand aus einem kleinen Tarbusch oder rothen Kappe mit herabhängender purpurner Troddel und umwunden mit einem reichen Tuch; das Ganze saß sehr weit hinten, und Haarzöpfe waren darüber gefaltet. An dem Tuch waren auf dem Schlaf prachtige Diamantagraffen von außerordentlichem Glanz und ungeheurem Werth, nach englischer Weise geschnitten und gefaßt, angebracht, aber die Wirkung davon wurde durch den Schmuck in der Mitte verdorben, welcher aus einem Büschel aufwarts gerollten Haars bestand, worein gewöhnliche künstliche Papierblumen befestigt waren, die von der Mitte der Stirne gerade aufrecht standen. Das Costüm bestand aus einem Leibchen von geblümter Seide mit Pumphosen und einer Art Pelz darüber, der in einem Schlepp endete, welchen, wenn die Damen gingen, kleine Sklavenknaben trugen; ein schöner Kashmirshawl, fest um die Hüfte gewunden, vollendete den Anzug. Die Stoffe zu diesem Anzug waren von der reichsten Art: französische, mit Gold und Silber figurirte Seidenzeuge oder Brocate von den schönsten Farben und Zeichnungen; darunter erkannte ich manche prächtige Waare, die ich in dem türkischen Bazar El Khaliti bemerkt hatte, namentlich konstantinopolitanische Stickereien von farbiger Seide auf feinem, weißem Mustin, und die mit Gold durchwirkten und befranzten Hand- und Tischtücher. Im ganzen Anzug dieser türkischen Damen war durchaus nichts barbarisches, die Stoffe und Juweien waren alle nach europäischer Mode und sehr schön; alles was ein Kritiker aussetzen konnte, war ein übermäßiger Gebrauch entstellender Schönheitsmittel, und bei einigen der in Folge der Jahreszeit geschehene Ueberwurf einer schön gestickten Tuchjacke, die über das Levantiner Leibchen getragen wurde, und gerade aussah, als sey sie aus der Garderobe des Pascha entlehnt worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Moslem kann bekanntlich vier rechtmäßige Frauen haben.

Einiges über die Stadt Cherson.

(Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Nov. 1842.)

Als einen Beweis, wie manche Städte in Südrußland aufblühen, führen wir aus dem obengenannten Journal nachstehende Mittheilungen an, die, gelegentlich bemerkt, auch beweisen können, daß, wenn Potemkins Mittel, um die Provinz Tauris in blühendem Zustande erscheinen zu lassen, damals auch noch so trügerisch waren, die Ansicht dennoch richtig war, daß in diese Länder unter begünstigenden Umständen die alte Blüthe zurückkehren könne. „In den letzten fünf Jahren wurden viele bessere Häuser gebaut, die Straßen verbessert, sumpfige Stellen wurden ausgetrocknet, das Ufer des malerischen Dniepers mit einer Steinmauer eingefaßt, auf dem Kai Buden zur Aufnahme der zu Schiff angebrachten Waaren gebaut, und auf einem der Plätze dem Fürsten von Taurien ein Denkmal errichtet. Die Bewohner von Cherson lieben den Gartenbau, und in Folge dessen ist die Stadt trotz des eben nicht günstigen Bodens mit Gärten umgeben, die sich nach der einen Seite hin auf 130 Werste erstrecken und mit Landhäusern versehen sind. Der auf der großen einförmigen chersonischen Steppe ermüdete Blick des Wanderers ruht hier auf dem frischen und hellen Grün der Gärten aus. Von Nikolajew her hat die Stadt kein Ansehen, desto mehr, wenn man von Osten kommt; die Stadt, am schroffen Uferabhang gelegen, stellt sich malerisch dar: die bedeutenden Festungsgebäude, die Admiralität, die Regierungsgebäude, die neun Kirchen der Stadt, die in einer Weise liegen, daß keine die andere verdeckt, und eine Menge schöner Privathäuser erstrecken sich auf einem Raume von 4 Werst am Ufer hin, auf mehreren Hügeln und untermischt mit Gärten; am Fuße der Stadt strömt der Dniepr, der hier in mehrere Arme sich zu theilen anfängt und mit Wald und Gebüsch bewachsene Inseln umschließt. Der Hafen selbst ist voll von Schiffen, und allenthalben auf dem Flusse sieht man die Segel ziehen, kurz es zeigt sich eine Thätigkeit, von der man noch vor zehn Jahren weit entfernt war."

Chronik der Reisen.

Narrative of a voyage round the world in H. M. S. Sulphur 1836 — 42. By Capt. Sir E. Belcher. 2 Vol. 8.

(Schluß.)

Capitän Belcher ist, wie man sieht, mit dem Verfahren der Missionäre keineswegs einverstanden, und sagt in Bezug auf die Häfte, die sie manchmal auf den Südseeinseln ausüben, daß man wilde Menschen nicht zähme wie ein wildes Roß. Aber der Versuch wurde gemacht von fanatischen, ziemlich ungebildeten Menschen, und daher die innern Kriege auf der Tonga-Gruppe, die aus einem Aufstande der heidnischen Bevölkerung gegen das Christenthum entsprangen. Beim Angriff auf ein solches heidnisches Fort verlor vor kurzem Capitän Croker, der den Missionären beistehen wollte, das Leben. Hierüber sagt Capitän Belcher:

Digitized by Google

„Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß der Religionskrieg in Tonga, oder Tonga-tabu, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, aus der Gewaltthätigkeit entsprang, mit der man sie zu Christen machen wollte, statt sie allmählich durch Ueberredung dahin zu bringen. Die Strafen für Vergehen gegen eine aufgezwungene Religion bei einem noch nicht lang bekehrten Volke waren allzu mitleidslos, so in der That so streng, daß einige Frauen darunter starben,*) und daß der Befehlshaber eines unserer Kriegsschiffe nur mit Mühe sie dahin brachte, mildere Strafen zu verfügen. Man hat mehrfach versichert, daß Stricke von drei und ein halb Zoll Dicke genommen wurden, um die Frauen zu züchtigen."

Der Sulphur besuchte auch die Marquesas-Inseln, die in neuerer Zeit von den Franzosen besetzt wurden; ein zweiter „heiliger Krieg" war damals auf Nukahiva im Gange. Von diesen Inseln hat man neulich in französischen und englischen Blättern viel gelesen, Capitän Belcher aber weiß nichts von dem Baume, der 110 Fuß im Durchmesser haben soll, auch nichts von der Quelle, welche angeblich eine verjüngende Eigenschaft hat. Von den Marquesas fuhr der Sulphur gegen Süden, und machte auf der Bow-Insel das geologische Experiment, durch die Korallenformation zu bohren, wozu man ihm in England ausdrücklich die Instrumente geliefert hatte. Diese Operation war für die geologische Gesellschaft von hohem Interesse, und sie hatte auch die Ausführung derselben lebhaft empfohlen. Das Bohren wurde, trotz aller Schwierigkeit, mit großer Ausdauer fortgesetzt bis zu einer Tiefe von 45 Fuß, nun aber brach nach 35tägiger Arbeit die einen Zoll ins Gevierte haltende Hauptstange, so daß die Arbeit eingestellt werden mußte. Das Resultat indeß bestätigte die Theorie, daß die Korallenformationen an und für sich nicht tief seyen, und den Rand des Wassers nur dadurch erreichten, daß sie auf hohen Bergen wüchsen.**)

Die Fidschi-Inseln, wohin der Sulphur später kam, liefern auch einen Beitrag zu den Liebenswürdigkeiten des wilden Lebens, von denen die Sentimentalen so voll sind. In einem Bürgerkriege waren die Empörer in ihren Bergen vortheilhafter postirt, als die Häuptlinge meinten, und die Vorfälle werden nun folgendermaßen erzählt. „Da man sich nicht stark genug fand, so wurden Verstärkungen begehrt, die auch unter dem Befehl Gornigorie's erschienen, und die von ihm unter der Bedingung losgehoben wurden, daß er die Rebellen vertilgen dürfe. Sein Bruder Thokanauto, oder Philipps, der als des weißen Mannes Freund gilt (aber nur so lange, als er etwas von ihm erlangen kann), war der erste im Vernichten der Feinde durch Feuer und auf andere eben so brutale Weise. Die Expedition endete mit dem Siege der Belagerer, dem Tod der bedeutendsten Häuptlinge und mehrerer Hunderte aus dem Volke. Der Sohn des Häuptlings wurde geschont, um unter den gewöhnlichen Unterwerfungsbedingungen den District ferner zu regieren. Das Folgende wird kaum Glauben finden, und doch ist es außer allem Zweifel: Cannibalismus herrscht noch bis zu einem furchtbaren Grade unter diesem Volke, und ist, wie es scheint, einer ihrer höchsten Genüsse. Die Opfer des furchtbaren Gemetzel wurden regelmäßig zerschnitten, eingepackt und an die verschiedenen Stämme, welche Krieger gestellt hatten, je nach den Leistungen dieser letzteren, vertheilt, und ein Gastmahl dann mit einer ans Unglaubliche gränzenden Barbarei gehalten. Sie glauben nämlich, daß sie durch das Verzehren tapferer Feinde an Muth wüchsen. Gornigorie ist ein bekannter Cannibale, und man behauptet sogar, er habe eine seiner Frauen getödtet und gegessen. Er läugnete dieß und erklärte ihren Tod (der auf seinen Befehl in gewaltsamer Weise stattfand) auf andere Weise. Als ihn Europäer darum befragten, läugnete er seine Thaten nicht; eben so wenig Philipps. Diese Vorfälle sind von ganz neuer Zeit. Man erzählte mir, daß sie mehrere Köpfe, die sie nicht essen, in des Missionärs Hof warfen. Die Nation der Fidschis ist sehr hoch gewachsen, weit größer, als ich irgend ein anderes Volk je gesehen habe. Von fünf Männern, die in meinem Zelte sich befanden, war keiner unter 6' 2". Es war ein seltsames Ding, Gornigorie seinen Cannibalismus in seinem eigenen Hause, und nur begleitet von dem Dolmetscher, einem seiner Untergebenen, vorzuwerfen; er nahm es aber sehr ruhig hin, und bemerkte, es liege ihm nichts an Menschenfleisch, wenn es nicht das eines im Kampfe gefangen genommenen Feindes sey. Als er diesen Ausdruck gebrauchte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Lippen ganz sympathetisch in Bewegung, und daß es besser sey, mich ihm nicht allzu feindselig darzustellen. Ich wünschte ihm deßhalb guten Abend."

Die Expedition schloß damit, daß der Sulphur zu dem Erfolge des Kriegs in China beitrug. Während einer Reise, die sieben Jahre dauerte, wurden die Ufer von Centroamerika, Mexico, Californien, Nutka und die russische Küste von Neuarchangel aufgenommen, der Fluß von Canton untersucht und dann der Heimweg über Ceylon, die Seychellen, den Mozambique-Canal und über das Cap der guten Hoffnung angetreten. Dieß war ein ungeheures Feld für Beobachtungen, leider aber war der Verfasser der Ansicht, die wissenschaftlichen Gegenstände seyen zu trocken oder zu technisch für die Mehrzahl der Leser, und um die Sache dennoch zum Verständniß zu bringen und mitzutheilen, suchte er sie möglichst populär zu machen, es ist ihm aber nur gelungen, die wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit zu verbannen. Man hätte bei einem Werke, das die Worte „auf Veranlassung der Lordcommissäre der Admiralität" an der Stirne trägt, etwas anderes erwarten sollen. — Das Werk schließt mit einem Beitrag des Arztes, Hrn. Ch. B. Hinds, unter dem Titel: „die Vegetationsstriche, eine Uebersicht der Vertheilung der Pflanzenformen über die Erde, in Verhältniß zu Klima und physischen Einflüssen." Der interessante Gegenstand ist mit Geschicklichkeit, aber nicht vollständig behandelt. Indeß ist ein Wink hingeworfen, daß noch etwas mehr in Aussicht steht.

Die aufgefundenen Gräber bei Rouen. Wir haben der daselbst aufgefundenen Steinsärge, die merkwürdig genug nicht die mindeste Inschrift oder sonstiges Zeichen hatten, in Nr. 26 erwähnt, daselbst aber sie als francogallische Alterthümer bezeichnet. Eine Mittheilung des Directors der Alterthümer zu Rouen aber im Echo du Monde Savant vom 23 April weist nach, daß diese Steinsärge aus dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung seyn müssen und Heiden, nicht Christen, angehört haben, indem die Köpfe gegen Osten gerichtet waren, während die Christen die Füße dahin richteten. Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts war die Sitte, die Todten zu verbrennen, bereits abgekommen, und man fing an die Todten ganz einfach zu begraben. Aufmerksamkeit verdient dieser Fund namentlich darum, weil er zu beweisen scheint, daß zur Zeit der römischen Herrschaft auf dem Westufer der untern Seine eine bedeutende Bevölkerung sich gesammelt hatte, wovon man bis jetzt nichts wußte.

*) Wir werden aus französischen Berichten ähnliche Beispiele noch anhängen. A. d. R.

**) S. über Korallenformationen Nr. 48 v. d. J.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1843.

Die französischen Interessen in Oceanien.

Unter diesem Titel theilt das „Univers“ vom 22 und 23 April d. J. einen Artikel eines Hrn. de Carné — wir wissen nicht ob des gleichnamigen Deputirten — mit. Es ist darin die Geschichte der Ausweisung der katholischen Missionäre aus den Sandwich- und den Gesellschaftsinseln in einem sehr bittern Tone erzählt, und sein allgemeines Urtheil über die protestantischen Missionäre lautet sehr ungünstig. Wir theilen solches mit, weil dasselbe, wie wir pag. 496 gesehen, selbst von Protestanten wie Belcher getheilt, und sogar von Amerikanern, wie Ruschenberger, nicht in Abrede gestellt wird. „Die protestantischen Missionäre haben seit dem Anfang dieses Jahrhunderts diesen unglücklichen Bevölkerungen Dienste geleistet, die wir durchaus nicht mißkennen wollen; sie haben sie dem Cannibalismus, so wie der Sittenlosigkeit entrissen, welche das Ende der Barbarei, wie der Civilisation bezeichnet; sie haben den Glauben, die Bedürfnisse, die Gesetze Englands in einigen Archipelen dieser Meere eingeführt, aber alle Reisenden erkennen an, daß der Uebergang nicht gut berechnet war, daß diese jungen Bevölkerungen, die plötzlich unter die absolute Herrschaft eines starren Methodismus und eines poesielosen Glaubens fielen, an den Quellen ihres Lebens angegriffen wurden, und mit jedem Tage zeigt sich mehr eine tiefe Unverträglichkeit zwischen dem Geist dieser kindlichen Völker und der Starrheit ihrer religiösen und politischen Lehrmeister.“

Wir sind im Wesentlichen vollkommen mit dieser Ansicht einverstanden, und halten es für die unglücklichste Idee, den Puritanismus, der nur unter nordischen Völkern und unter dem Einfluß ganz besonderer Umstände seine welthistorische Bedeutung erlangen konnte, unter die heitern Kinder der Südsee zu verpflanzen; wenn aber der Verfasser nachher der religiösen Duldung eine pomphafte Lobrede hält, und den methodistischen Lehrern bitter das Abweichen von ihrer eigenen Lehre vorwirft, so verfällt er ganz in denselben Fehler, den er bekämpft. Die religiöse Duldung, welche in dem alten Europa noch so unvollständig sich begründet hat, ist eine Pflanze, die in Oceanien so wenig festen Fuß fassen kann, als der Methodismus; wenn man Katholicismus und Protestantismus dort einander gegenüberstellt, so führt der Antagonismus zum Kriege, und gewonnen ist gar nichts, als daß bei einem künftigen Kriege zwischen Frankreich und England die Katholiken sich auf Seite des erstern, die Protestanten sich auf Seite des letztern stellen, und unter einander sich morden in majorem Dei gloriam. Die Sache der Menschheit möchte dabei nur sehr wenig und sehr indirect gewinnen.

Die peruanische Provinz Tarapaca.

(Fortsetzung.)

In dem nördlichen und östlichen Theile der Provinz sind zahlreiche Quebradas oder tiefe Schluchten, die am Fuße der Cordilleren beginnen und gegen Westen streichen; einige derselben durchschneiden die Pampa und beide Bergketten, andere enden am Ostrande der Pampa und spalten nur die östliche Kette. Zahlreiche ähnliche Schluchten durchschneiden das Land zwischen den Cordilleren und der See im Norden und Süden der Provinz, und bei Vergleichung der Seitenwände derselben zeigt sich sehr häufig, daß das eine Ufer sich gehoben, oder das andere sich gesenkt hat. Die Tiefe dieser Quebradas wechselt von einigen hundert bis auf 3000 Fuß, und ihre Breite von 300 bis auf 1800 F. Der Boden derselben ist mit Sand und Kies, mit Rollsteinen von Porphyr, Feldspath und Granit, und mit eckigen Stücken von Trachyt, Sandstein und Gyps angefüllt. In verschiedenen Theilen der Schluchten, wo der Fels zu Tage ansteht, sind tiefe Striemen, die in der Richtung der Schluchten laufen. In denjenigen Quebradas, welche am Ostrande der Pampa endigen, sind Wasserlinien deutlich zu unterscheiden, und die Felsenspalten sind, in einer Höhe von mehreren hundert Fuß über der Ebene, mit derselben Thonart ausgefüllt, welche meilenweit diesen Theil der Pampa deckt. Die Quebradas sind meist unfruchtbar, an einigen Stellen wird jedoch Klee (alfalfa) in bedeutender Menge gebaut. In den östlichen Theilen der Quebradas von Camarones, Chisa, Pisagua und Tiliviche sind kleine Bäche, die in den Anden ent-

Digitized by Google

springen, aber sich verlieren oder verdunsten, ehe sie das Meer erreichen.

Unter der Oberfläche eines Theils der Pampa liegt ein ausgedehnter Wald von starken Bäumen, die alle mehr oder minder gegen Südosten geneigt sind. Sie sind meistens von der Art Algarobo (Johannisbrodbaum, Ceratonia siliqua). Das Holz ist dunkelbraun, ins Rothe streifend, und sehr brüchig; es brennt leicht und ohne viel Rauch, obgleich es ziemlich viel Harz enthält. Ein Theil dieser Bäume hat ein verkohltes Ansehen. Vom 20° S. B. habe ich diesen Wald fast 60 (engl.) Meilen weit in südöstlicher Richtung verfolgt. Ungefähr 30 Meilen weiter nördlich hat man gleichfalls Bäume entdeckt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese ganze jetzt unfruchtbare Ebene einst ein fruchtbares, dicht bewaldetes Thal war. An einigen Stellen sind die Zweige der Oberfläche ganz nahe, an andern sind sie viel tiefer vergraben, was eine ehemalige unebene Oberfläche anzudeuten scheint. — Man hat Brunnen durch den salzigen Boden der Pampa gegraben, und an einigen Orten in der Tiefe von 10 bis 12 Fuß Wasser gefunden, während man anderswo acht- bis zehnmal so tief gegraben hat, ohne welches zu finden. Gewöhnlich gräbt man einige Ellen tief durch Mergel, und stößt dann auf eine Schichte von grobem Sand. An der Westgränze der Pampa hat man mehrere Brunnen durch Trachyt gegraben, und in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß brackliches Wasser gefunden. In der Nähe von Almonte grub man 150 Fuß, ohne Wasser zu finden. Dieser Brunnen ging 50 Fuß tief durch Mergel und Thon, 2 Fuß tief durch groben Sand, 80 Fuß durch Thon, 10 Fuß durch feinen Kies, und endete dann in einem Bette von grobem Kies, untermischt mit großen, vom Wasser abgeriebenen Steinen.

In der Nähe von Pica sind zwei heiße Quellen, von denen die eine 92° F. (26⅔° R.), die andere 98° F. (29½° R.) hat. — Zwischen den Bergen, welche die Küste begränzen, und an ihrem Fuße auf der Westseite der Pampa sind Lagerungen von salpetersaurem Natron (Natronsalpeter), die einen Landstrich von nicht weniger als 150 Meilen decken. Sie sind unbedeutend über das Niveau der Ebene erhoben und mit einem leichten trockenen sandigen Mergel, untermischt mit kleinen Muschelfragmenten, bedeckt. Diese Decke weicht mit einem knisterndem Geräusch unter den Füßen, wenn man darüber hingeht, zeigt so die Anwesenheit des salpetersauren Natrons an und wird dadurch für diejenigen, welche letzteres aufsuchen, zum sichern Führer. Unter dieser Decke, und nur wenige Zoll unter der der Oberfläche ist gewöhnlich eine fußdicke Schicht von gewöhnlichem Salz, das eine grobe, faserige Structur hat. Unter dem Salz liegt das salpetersaure Natron, das auf einem mit Salzstoffen geschwängerten und mit Muschelfragmenten gemischten Mergel aufliegt. Dieß Salz, gewöhnlich Caliche genannt, liefert abwechselnd 20 bis 75% salpetersaures Natron. Einige der Lagerungen sind außerordentlich fest und müssen mit Pulver gesprengt werden, während andere sich leicht mit der Spitzhaue und Schaufel losmachen lassen. Hie und da sind Höhlungen mit regelmäßigen und fast reinen Krystallen angefüllt. Die Farbe wechselt nicht nur in den verschiedenen Lagerungen, sondern auch in den verschiedenen Theilen derselben Lagerung: einiges ist so weiß wie raffinirter Zucker, anderes röthlich braun, citronengelb und grau. Oft finden sich alle Varietäten in Einer Lagerung.*)

In verschiedenen Theilen der Westküste Südamerika's zwischen 18 und 23° S. B. ist der Boden mit salpetersaurem Natron so wie mit anderen Salzen geschwängert, und bildet eine dünne Kruste auf der Oberfläche; niegends aber finden sich so ausgedehnte Lagerungen, wie in der Provinz Tarapaca zwischen 19° 30′ und 20° 45′ S. B. und 69° 50′ und 70° 5′ W. L. v. Gr. Die Reisenden geben es zwar häufig an, es ist aber nur ein Mißverstand wegen des allgemein gebrauchten Ausdrucks Salitre, der von Salpeter und anderen Salzen gebraucht wird. Das hier gelagerte salpetersaure Natron gibt einem großen Theil der Einwohner der Provinz Beschäftigung. Im Jahre 1837 wurden nicht weniger als 150,000 Cntr. zu zwei Drittheilen nach England und fast zu einem Drittheil nach Frankreich verschifft. Die neuerliche Benützung als Düngungsmittel wird wahrscheinlich den Begehr in fremden Ländern noch vermehren. Der Proceß des Raffinirens, den das Salz vor dem Verschiffen durchmachen muß, ist sehr einfach und roh. Er wird gewöhnlich von Indianern unter Aufsicht eines spanischen Majordomo vorgenommen. Jede Officina oder Werkstätte besteht aus einigen Hütten, deren Mauern aus Salzkuchen aufgeführt und durch den mit Salz gemischten Mergel, welchen man aus den zum Raffiniren gebrauchten Kesseln erhält, mit einander verbunden sind; die Decker sind aus Matten geflochten, und diese auf Sparren aus Cactus gestützt. Die ganze Arbeit der Raffinirung geschieht in der freien Luft. Der Apparat besteht aus einigen kupfernen Kesseln, von denen jeder 50 Gallonen hält, und zwischen Mauern von Salzkuchen eingesetzt ist, ferner aus seichten, länglichen, Gefäßen zum Krystallisiren. Das aus der ganz nahen Lagerung mit Pulver gesprengte Salz wird auf dem Rücken der Arbeiter nach der Officina getragen, wo Frauen und Kinder es in Stücke von der Größe eines Hühnereies zerschlagen. Wenn etwa zwei Drittheile des Kessels mit dem zerbrochenen Salz gefüllt sind und Wasser hinzugegossen ist, wird ein starkes Feuer unterhalten, bis das Wasser gesättigt ist, sodann läßt man es in Fässer laufen, damit es sich absetze, worauf es noch heiß in die Krystallisirgefäße gebracht wird. Der übrig bleibende unaufgelöste Theil, welcher meist aus Kochsalz und Erde besteht, wird als werthlos bei Seite geworfen, obgleich oft nicht die Hälfte des Salpeters ausgezogen ist.

*) Im Durchschnitt ist die Zusammensetzung folgende:

Salpetersaures Natron	64,98
Schwefelsaures Natron	3,00
Kochsalz (chloride of sodium)	28,69
Jodsalze	0,64
Muscheln und Mergel	2,60
	99,90

Auch findet sich hyperiodsaures Natron und hyperiodsaure und selensaure Bittererde beigemischt.

Digitized by Google

Abgesehen von dieser Verschwendung ist die ganze Arbeit sehr gut geleitet. Jeder Zweig des Geschäfts vom Ausbrechen des Salzes aus der Lagerung bis es an Bord der Schiffe zur Ausfuhr gebracht wird, wird von einer verschiedenen Arbeiterclasse übernommen, die dafür von jedem Centner raffinirten Salzes eine bestimmte Summe erhält. Die Kosten der Raffinirens von je 102 Pfd. betragen an Arbeit 5 Realen, an Brennmaterial 2½ bis 3 Realen, Pulver und Werkzeuge etwa 1 Real, Fortschaffung nach dem Hafen 5 bis 6 Realen, also zusammen 13 bis 15 Realen (8 Realen = 1 Piaster), wozu noch die Säcke zum Packen, die Unterhaltung der Wege und die Aufsicht über das ganze Geschäft kommen.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Cairo.

(Schluß.)

Nach einiger Zeit trat eine vierte ähnlich angezogene, aber bedeutend ältere Dame ein; sie war indeß noch schön, und das Roth, welches die jugendlichen Gesichter entstellte, machte sie hübscher. Diese Dame war von einer Anzahl tscherkessischer Sklavinnen gefolgt, und bei ihrem Eintritt standen die jungen Frauen des Pascha's auf und küßten den Saum ihrer Kleider. Meine Führerin flüsterte mir zu, dieß sey die Mutter des Pascha's und darum das Oberhaupt des Harems. Mir schien etwas besonders gefälliges in dem Benehmen dieser Dame zu liegen, und ich stellte mir vor, wenn der Pascha ihr gliche, so möchten wohl seine jungen Frauen etwas eifersüchtig auf seine Zuneigung seyn; glücklicherweise aber sind solche Dinge unter moslemitischen Damen unbekannt, und wenn irgend eine Sklavin, die vielleicht besonders begünstigt scheint, den Frauen mißfällt, so ist der Ehemann gefällig genug, sie aus dem Harem zu entfernen; aber Vorfälle dieser Art sollen sehr selten seyn. Im Gegentheil begreifen die Damen und ihre Dienerinnen im Allgemeinen ihre Stellung recht gut, und sollte der Ehemann sich ungebührlich einmischen oder versuchen die Ausgaben zu beschränken, oder die Regeln der Höflichkeit und Sitte verletzen, so macht das ganze Harem gemeinschaftliche Sache gegen ihn, und so ernst und stolz der Türke sich außerhalb des Hauses zeigt, so unterwürfig soll er unter dem Angriff weiblicher Zungen seyn, die manchmal den Mann im häuslichen Leben begrüßen. Man stelle sich nur vier Frauen und fünfzig Sklavinnen vor, die ihr Geschrei gegen eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung erheben, und frage dann, ob der Türke mit allen seinen Pfeifen, seinem Kaffee und den in Aussicht gestellten Houris glücklicher ist, als derjenige, welcher nur die einzelnen Vorwürfe einer Zänkerin, die ein böses Geschick ihm zur Seite gestellt, zu befahren hat?

Nachdem wir eine Zeitlang mit Hülfe meiner Führerin, die fließend türkisch sprach, geschwatzt hatten, traten drei tscherkessische Mädchen ein, eben so gekleidet wie ihre Gebieterinnen, und mit Ausnahme der Juwelen, in gleich reiche Stoffe. Beim Eintritt in dieß Gemach stellten sie sich mit gekreuzten Armen ein wenig auf die eine Seite; ihnen folgten drei schwarze Sklavinnen, von denen zwei silberne Präsentirtellee mit übergebreiteten, goldgestickten Servietten, und die dritte ein mit Juwelen besetztes Rauchfaß trug, aus dem sich kostbare Gerüche im Zimmer verbreiteten. Auf ein Zeichen von der ältern Dame brachten die Sklavinnen die Präsentirtellee zu mir, und hoben die Servietten ab: auf dem einen standen prächtig geschliffene Gläser, gefüllt mit künstlich gekühltem Wasser von der vollkommensten Klarheit, im andern standen Gefäße mit Confituren nebst goldenen Löffelchen. Nach diesen Erfrischungen nahmen die Sklavinnen abermals ihre Plätze auf beiden Seiten der Thüre ein, und zwei andere kamen und präsentirten Kaffee auf dieselbe Weise, wobei die kleinen chinesischen Tassen in Silbergefäßen von Filigranarbeit eingeschlossen waren. Gleich nach dem Kaffee brachten tscherkessische Sklavinnen jeder Dame einen Tschibuk, dessen Rohr mit Gold und Silber umwunden, der Kopf aus Silber und das Mundstück aus feinem Bernstein gefertigt war. Sie rauchten in zierlicher Nachlässigkeit auf die Kissen zurückgelehnt, während die Sklavinnen mit ernstem Gesicht und gekreuzten Armen achtungsvoll vor ihnen standen. Diese Tscherkessinnen hatten etwas besonders unangenehmes für mich; sie waren schlank, viel schlanker als die türkischen Damen, ihre Gesichter waren schön, von blendender Weiße, auf den Wangen lebhaft geröthet, Augen und Haare völlig schwarz, schön also, sehr schön, und doch war es eine Schönheit, welche mehr Furcht als Bewunderung einflößte; in den Blicken dieser schönen Odalisken war keine Milde, kein Gefühl, sondern ein wilder, entschlossener Ausdruck, der die Fähigkeit zu gewaltsamen Handlungen kund gab. Als ich von den runden, sanften, kindesartigen Gesichtern der türkischen Damen auf die stolzen, gebieterischen Züge dieser tscherkessischen Sklavinnen blickte, und sie wie als Späherinnen über die Frauen und Nebenfrauen ihres Herrn dachte, bedauerte ich die armen Dinger mehr wegen dieser Gesellschaft, als wegen alles dessen, was türkischer Despotismus über sie verhängen konnte; es schien mir die Verbindung des Sperlings mit dem Sperber, und ich bin ganz überzeugt, daß die Gebieterin eines türkischen Harems oft über die Macht ihrer Sklavin zittert.

Alles was ich sah, erweckte in mir die Neugierde den Herrn dieses glänzenden Hauses zu sehen, und ich wagte einige Fragen, die damit beantwortet wurden, daß eine der jungen Frauen mir Sami Pascha's Porträt brachte, das ein Künstler zu Konstantinopel gemalt hatte. Das Porträt, welches in Oelfarbe gemalt, schön eingefaßt, und über dem Glas noch mit einem Schleier von gesticktem Musselin bedeckt war, stellte einen blühenden, ziemlich gut aussehenden Mann von etwa 24 Jahren dar, im Turbusch, mit einem blauen Frack nach englischer Mode, und, seltsam genug, auf einem rothsammetnen Sopha kniend. Die Damen erklärten, es sey vollkommen ähnlich, jede berührte dasselbe zum Zeichen ihrer Achtung mit der Stirne, und die letzte übergab es dann der Mutter, welche dieselbe Ceremonie beobachtete. Ich hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, wenn der Pascha selbst eingetreten wäre,

Digitized by Google

um zu sehen, ob zwischen dem Porträt und dem Original in den allgemeinen Zügen ein großer Unterschied sey. Der Pascha war jedoch abwesend, und man erwartete seine Rückkehr erst in einem Monat; wäre er zu Hause gewesen, so wäre mein Besuch im Haerm vielleicht auf größere Schwierigkeiten gestoßen.

Die Mutter des Pascha entschuldigte sich, daß sie mich nicht mit Musik und Tanz unterhalte, was eine der gewöhnlichsten Vergnügungen ist; da aber eben das Beiramsfest war, und im Hause einer Freundin eine Hochzeit gefeiert wurde, so hatten die Sklavinnen, die sonst gespielt hätten, Erlaubniß erhalten, dem Feste beizuwohnen. Die tanzende Almé, die in den Straßen Cairo's nicht mehr gewöhnlich ist, blieb immer noch die Lieblingsunterhaltung der Haremsdamen, und jedes besser eingerichtete Harem hat einige der Art nebst der Gawazeh, oder dem gewöhnlichern, zum Tanz verwendeten Mädchen. Die jungen Damen zeigten mir statt dessen eine Menge konstantinopolitanischer Stickereien, alle sehr schön in Zeichnung und Ausführung, meist mit Floß-Seide und Gold auf feinem weißem Musselingrund; da aber diese Stickereien nicht wie die indischen waschbar sind, so müssen solche Kleider ungeheure Summen kosten. Türkische Damen sticken gewöhnlich sehr schön, Sami Pascha's Frauen thaten aber durchaus nichts, als daß sie von einem Zimmer ins andere schlenderten, Kaffee schlürften, ihre Tschibuks rauchten und sich drei- oder viermal des Tages ankleideten. Sie waren so artig, mir ihre Zimmer zeigen zu wollen, und die ganze Schaar setzte sich in Bewegung. Die Damen schoben sich nur langsam fort, da die weiten Beinkleider, die Pantoffeln ohne Sohlen und die von kleinen Eunuchen getragenen Schleppen sie hinderten; die tscherkessischen Sklavinnen folgten mit den Pfeifen, und die Negerin mit dem Rauchfaß schloß den Zug.

Die Zimmer waren alle geräumig und in ähnlicher Art meublirt wie das, in welchem ich empfangen worden war; in einigen jedoch waren Alabasterbrunnen, um im Sommer Kühlung zu gewähren, in andern Reihen kleiner Spiegel in die Mauern eingesetzt. Die Badezimmer waren alle mit Alabaster ausgelegt und hatten Brunnen mit heißem und kaltem Wasser, aber seltsam genug sind die Bäder nicht gemacht, um sich darin rückwärts zu lehnen, sondern sie sind viereckig und klein, wahrscheinlich etwa 5 Fuß tief, ohne Stufen, und dagegen mit einem rothen, von der Decke herabgehenden Strick versehen, an welchem der Badende sich in das Bad hineinschwingt. Ich sah hier den von den Cairo-Damen gewöhnlich angewandten Meccastein, und die Fibern der syrischen Palme, welche zur Badetoilette der türkischen Damen nothwendig sind, denn das Bad dauert in Aegypten lange und ist anstrengend, so daß die nachherige Ruhe auf dem Diwan im Ankleidezimmer nebst Pfeife und Kaffee nicht überflüssig sind.

Vom Hause aus schlenderten wir nach dem Garten, der nur eine mäßige Ausdehnung, aber eine Mauer von hoffnungsloser Höhe hat. Die gefangenen Vögel sind hier also sehr sicher, und Frauen vom Range der Gemahlinnen des Pascha's verlassen ihre Wohnungen selten, außer um bei feierlichen Gelegenheiten eine Freundin zu besuchen, wo sie dann streng bewacht sind. Der Garten enthielt eine Anzahl orientalischer und europäischer Pflanzen, namentlich die Hennapflanze, von der die türkischen Damen, wie die asiatischen, einen so reichlichen Gebrauch machen. Weder im Garten noch im Hause konnte ich einen einzigen Gegenstand entdecken, der geeignet gewesen wäre, meinen neuen Freundinnen Unterhaltung zu verschaffen. Kein Vogel, kein Reh, keine zahmen Fische, mit denen man hätte spielen, keine Gemälde, die man hätte betrachten, keine Kinder, welche man hätte liebkosen können; das ganze Leben schien in apathischer Trägheit zu verlaufen.

Als ich Abschied nahm, drangen alle artig und freundlich in mich, meinen Besuch zu wiederholen, allein einestheils hatte ich mich ihnen nur aus Neugierde aufgedrängt, andrerseits fühlte ich mich nicht hinreichend angezogen, um diese Bekanntschaft fortzusetzen, denn so höflich und artig diese Damen waren, so fand ich doch weder den scharfen Verstand, welchen ich oft unter meinen mohammedanischen Freundinnen in Indien getroffen, noch die feinen Sitten und das einnehmende Wesen der noch ungebildeteren und einfacheren Frauen der Hindus von hoher Kaste.

Sucht nach Bildung, die allgemeine Epidemie der neuern Zeit, grassirt auch in Cairo, hat Copten, Juden und Araber ergriffen, und fängt an auch in die Harems der Türken einzudringen. Niemand kann aufrichtiger als ich wünschen, daß Kenntnisse sich allenthalben verbreiten, daß Vorurtheile und Irrthum schwinden möchten vor dem Licht der Wahrheit, und daß die Frauen jedes Landes in den Stand gesetzt würden, sich selbst in denjenigen Stunden, welche man zu Hause zubringt, angemessen und angenehm zu beschäftigen; ich bin aber überzeugt, daß alle allgemeinen Systeme, d. h. solche, die nicht auf die besondern Lagen, Charaktere, Geschmack und Verhältnisse angepaßt sind, nothwendig mißlingen müssen. Ehe eine bedeutende Veränderung im weiblichen Unterricht stattfinden kann, muß das ganze Haremssystem eine Veränderung erfahren, und die Türken müssen selbst hinreichend unterrichtet werden, um eine verständige Lebensgefährtin einer wandelnden Zierpuppe vorzuziehen. *) Sultan Abdul Meschid zu Konstantinopel hat an fränkischen Costümen und englischen Sätteln eine solche Freude, und Mehemed Ali will vermittelst seiner Schulen so sehr für einen gebildeten Fürsten gelten, er ist zugleich in religiöser Beziehung so lax, und sucht so entschieden das Militär über die Priester zu erheben, daß ich nicht einsehe, weßhalb unter diesen beiden Fürsten die Neuerung nicht noch viel weiter gehen soll; bis jetzt aber sind die schönen Unterthanninnen der hohen Pforte nur wenig verschieden von den reizenden Fatimas, wie sie Lady Wortley Montague in ihrem angenehmen Buch beschrieb, das noch immer am treuesten die mohammedanischen Sitten schildert.

*) Die wandernden Engländer und Engländerinnen haben doch immer etwas von dem Missionär, der in alle Welt den Heiden das Evangelium predigen will, nur nicht den Heiden daheim, was freilich um ein gutes Theil schwerer ist und etwas mehr Kopfbrechens erfordert, als das gewöhnliche landläufige Missionswesen. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1843.

Nil und Indus.

Schon Burnes hat eine Vergleichung zwischen diesen beiden merkwürdigen Strömen angestellt, sie ist aber nicht sehr genau, da Burnes den Nil nicht selbst bereist hatte, und wir halten es deßhalb nicht überflüssig, eine von Capitän Postans — wie es scheint, dem Gatten der Mstrß. Postans, von welcher die „Scenen aus Cairo" herrühren — in der Asiatischen Gesellschaft zu London am 8 April mitgetheilte Vergleichung hier einzuschalten.

Der Nil entspringt unter dem Aequator, der Indus in den Regionen des ewigen Schnees, aber beide durchlaufen zum Theil dieselben Breitegrade, und in dem Klima, so wie in den Erzeugnissen der von ihnen durchströmten Lande finden sich manche merkwürdige Uebereinstimmungen. Strömung und Wassermasse sind sehr verschieden: der Nil strömt gleichmäßig in einer Schnelligkeit von 2½ bis 3 (engl.) Meilen in der Stunde, ist immer tief genug für die Schifffahrt, und gewöhnlich von Felsenufern eingeschlossen, welche sehr ausgedehnte Ueberschwemmung verhindern. Der Indus hat eine größere Wassermasse, seine Strömung ist zwei- oder dreimal so stark, er ist nur bei der höchsten Anschwellung schiffbar, dann aber auch manchmal so reißend, daß nichts ihm widerstehen kann. Capitän Postans sah ihn einmal von mäßiger Wassermasse plötzlich zu einer solchen Höhe und Stärke anschwellen, daß er ein Dampfboot von 60 Pferdekraft hülflos ans Ufer warf; wenige Minuten später war er wieder auf seinen vorigen Stand gesunken. Die Farbe der beiden Ströme ist sehr verschieden: der Nil ist gewöhnlich blau, wird aber während der Ueberschwemmung dunkelsiegelerd; der Indus hat stets eine schlammige Strinfarbe, und obgleich sich das Wasser durch Filtration leicht reinigen läßt, so ist es doch zum Trinken nicht so gesund wie das Nilwasser, das alle ihm gespendeten Lobsprüche verdient. Die auf beiden Flüssen angewendeten Boote sind von ganz entgegengesetzter Bauart; Capitän Postans sah mit Erstaunen, daß auf dem Nil, wo die Schifffahrt ganz gefahrlos ist, die Schiffe groß und stark gebaut waren, mit einem Kiel, der sie zur Fahrt auf stürmischer See geeignet gemacht hätte, während die auf dem Indus klein, flachbodig und schwach sind, so daß sie bei dem geringsten Stoß in Trümmer gehen, und wenn sie auf einer Sandbank einem starken Wind ausgesetzt sind, auch wirklich in wenigen Minuten zerstört sind. Dieß läßt sich wohl aus der Nothwendigkeit erklären, sehr seichtgehende Schiffe auf einem Strom anzuwenden, der oft nicht über drei bis vier Fuß Tiefe hat. Die Zahl der Bevölkerung in den Ländern, welche die Ströme durchziehen, ist sehr verschieden: Aegypten mit einem schmalen Streifen anbaufähigen Landes an seinen Ufern nährt jetzt noch beinahe Millionen, und könnte unter einer bessern Regierung das Dreifache ernähren, während in Sind an den Ufern des Indus, wo die Ausdehnung des Bodens unbegränzt ist, und nur die Industrie fehlt, die Bevölkerung nicht einmal auf eine Million Einwohner sich beläuft.*) In Aegypten ist nicht ein Zoll breit Boden unbebaut, in Sind ist der Anbau fast unbekannt, und die elenden Einwohner nähren sich hauptsächlich von Fischen, welche der Strom liefert. Die Erzeugnisse der beiden Länder sind ziemlich dieselben: die Haupternten in beiden sind Weizen und Sorgohirse (holcus sorghum), in Aegypten Durra, in Indien Dschawari genannt. Fast alle andern Erzeugnisse sind gleichfalls dieselben: Baumwolle, Indigo, Sesam und Tabak sind von derselben Art, und unter den Bäumen ist der Dattelbaum vorherrschend. Die Ufer des Nils und des Indus sind gleich reich an Büffeln, Kamelen, Maulthieren und Eseln, und Federvieh ist in den Hütten beider Uferanwohner in Ueberfluß vorhanden. Letztere sind hier wie dort aus Lehm und Rohr gleichförmig aufgeführt; gleicher Schmutz und Elend herrschen in beiden, aber die Gemüthsart der Einwohner ist ganz verschieden: der kräftige, abgehärtete Sindier ist entweder störrisch oder melancholisch, und seine Arbeit wird stets schweigend vollbracht, während der schmächtige Aegyptier immer singt oder

*) Sie muß in ältern Zeiten, so wie im Mittelalter ohne allen Vergleich viel bedeutender gewesen seyn. Sind ist den verheerenden Angriffen der Belutschen weit mehr ausgesetzt, als Aegypten denen der Araber; auch sind die Ueberschwemmungen des Stroms keineswegs so regelmäßig, wie bei dem Nil.

A. d. R.

Digitized by Google

lacht; Töne des Scherzes und der Luft hört man von einem Ende des Landes zum andern, obgleich der Aegyptier vielleicht noch mehr als der Sinaïter ausgesogen wird.

Die peruanische Provinz Tarapaca.

(Schluß.)

Silbererze, Antimonium und Kupfer finden sich in den porphyritischen Hügeln an der Küste; Kupfer kommt auch in den südlichen und östlichen Theilen der Provinz in Adern vor, die den Feldspath durchsetzen. Die Silberminen von Guantajay und Santa Rosa in der Nähe von Iquique wurden früher in ausgedehntem Maaße bearbeitet, und lieferten einen bedeutenden Ertrag, in den letztern Jahren aber sind die Kosten der Bearbeitung gestiegen, das Erz ist ärmer geworden, und somit wurden die meisten dieser Minen aufgegeben. Als ich dieselben besuchte, gab das gewonnene Erz nicht mehr als 0,31 Proc. Silber, früher aber war es sehr reich, auch fand man hier einige der größten und reinsten Massen gediegenen Silbers, die je gefunden wurden: im Jahre 1758 eine von 800, und im Jahre 1789 eine von 200 Pf. — Da es in dem Theile des Landes, wo diese Minen liegen, weder Wasser noch Brennmaterial gibt, so wird das Erz auf Maulthieren nach Tirana gebracht. Das hier beim Ausschmelzen befolgte Verfahren hat mehrere Besonderheiten, das gewonnene Silber ist sehr porös und heißt in diesem Zustand Plata pena. Die Käufer schmelzen es gewöhnlich um und formen es in Barren.

In den Städten Tarapaca, Camina, Pica, Matilla und Tirana wird der Boden angebaut, aber in den andern Städten Iquique, Pisague, Mexellones an der Seeküste und in den Minenniederlassungen Guantajay und Santa Rosa ist der Boden unfruchtbar, und die Einwohner müssen frisches Wasser und Lebensmittel aus der Ferne her beziehen. Das frische Wasser wird häufig aus Chili hergeführt und kostet 6 Cents (etwa 9 kr.) die Gallone. Wo man den Boden bewässern kann, ist derselbe, obgleich von organischen Stoffen fast entblößt, sehr fruchtbar, und gibt die verschiedenen, den tropischen Klimaten gewöhnlichen Früchte. In der Stadt Pisa hat man Reben, welche einen eigenthümlichen Wein von vortrefflicher Qualität liefern. Die Küste liefert Guano, das einzige Düngungsmittel, welches man in Peru anwendet, in Menge. Früher erhielt man es nur aus einer kleinen, Iquique gegenüberliegenden Insel, aber diese ist jetzt ziemlich erschöpft, und an der Küste, einige Leguas gegen Westen, findet es sich in großer Menge; eine Anzahl kleiner Fahrzeuge ist stets damit beschäftigt, solches zu holen, und man rechnet den Verbrauch davon in Peru auf jährlich 100,000 Centr. Die Peruaner kannten den Werth des Guano als Düngungsmittel schon vor der Eroberung der Spanier, und man hatte es Hunderte von Meilen weit transportirt, um den Boden ferner Orte zu befruchten; noch jetzt führt man es auf Maulthieren über rauhe Bergpfade viele Meilen landeinwärts mit großen Kosten nach den Ackerbaudistricten von Peru und Bolivia.

Die meisten Bewohner der Häfen von Tarapaca, von denen Iquique mit 1200 Seelen der bedeutendste ist, sind mit dem Salpeterhandel beschäftigt, während die Binnenstädte auf Acker- und Bergbau angewiesen sind.

Das Klima ist außerordentlich gesund und viele Einwohner erreichen ein hohes Alter. Der Himmel, gewöhnlich tiefblau, ist nur manchmal mit einigen leichten Wolken, sogenannten Schäfchen bedeckt, aber es regnet nie. Die Luft ist klar und trocken, und die Hitze der Sonnenstrahlen sehr groß, aber bei der außerordentlichen Trockenheit der Luft und der daraus entspringenden schnellen Verdampfung hat man von der Hitze wenig zu leiden, wenn man sich nicht direct den Sonnenstrahlen aussetzt. Als ich die Kugel eines Thermometers im Schatten mit Wasser wusch, fiel das Quecksilber um 18° F. (8° R.). Todte Körper vertrocknen, ohne zu verwesen, und in allen Theilen der Provinz, wo viel gereist wird, sieht man Haufen von todten Maulthieren und Pferden, die man oft als Wegweiser für die Reisenden in Haufen zusammenwirft. Auf dem Kirchhof von Iquique blieben zwei Leichen liegen, weil die Verwandten das Geld für die Beerdigung im geweihten Boden nicht zahlen konnten oder wollten. Sechs Wochen später sah ich sie noch an derselben Stelle; sie waren trocken und verrunzelt, gaben aber keinen unangenehmen Geruch von sich.

In den südlichen Theilen der Provinz bemerkt man oft die Luftspiegelung. Man erblickt schöne Seen, manchmal mit Inseln besäet und mit Buschwerk eingefaßt, und so vollständig ist die Täuschung, daß ich mehr als einmal meilenweit diese trügerischen Erscheinungen verfolgte, in der Hoffnung, sie möchten sich doch noch als richtig bewähren. Manchmal erscheinen die Gegenstände ungeheuer groß, und bei gewohnten Dingen erweckt dieß eine eigenthümliche Empfindung, z. B. wenn man einen Reiter in nicht bedeutender Ferne deutlich, aber in riesenhafter Größe sieht.

Ein See- und Landwind wechseln täglich und die von den Bergen herab über die Pampa strömende Luft erzeugt oft Wirbelwinde, welche Sandsäulen von 80 bis 100 Fuß Höhe emportreiben. Während der Nacht fühlt man oft dünne, von den Bergen herabkommende Luftschichten, welche viel kälter als die umgebende Atmosphäre sind; sie bringen im Gesicht oder an den Händen eine Empfindung hervor, nicht unähnlich der, wenn man mit einer kalten Eisenstange in Berührung kommt. Eine sehr schmerzliche Zusammenziehung der Muskeln ist manchmal die Folge davon, wenn man sich derselben aussetzt, und die Indier, welche sie „Mal-apres" nennen, vermeiden sie sorgsam, indem sie sich Nachts, wenn sie in freier Luft schlafen, mit ihren Ponchos zudecken.

An Ueberresten des Alterthums ist die Provinz Tarapaca nicht reich, doch finden sich in mehreren Theilen der Ebene interessante Spuren. Auf dem Gipfel eines sehr regelmäßig geformten Hügels bei Tanna sind zwei concentrische, aus großen Steinblöcken gebildete Kreise, zu denen man die Steine aus einem entlegenen Theil des Thals, und, wenn ohne Maschinerie, mit einem ungeheuren Aufwand von Arbeit herbeischaffen mußte. Aehnliche Steinkreise, gleich denen der alten Celten,

Digitized by Google

sind in Peru und Bolivia nicht ungewöhnlich. Am Fuße des Hügels sind die Ueberreste einiger Steingebäude, deren Mauern eingefallen und beinahe begraben sind. Als man aus dem einen den Sand hinwegschaffte, fand man den aus einem glatten und harten Cement bestehenden Fußboden. Auch einige irdene Gefäße und mehrere, oben flache, unten aber gerundete Steine, die vermuthlich zum Kornmahlen gedient hatten, wurden entdeckt. Eine kleine Stunde von da ist ein altes Begräbnißplatz, wo eine Menge Leichen liegen, die aber, unähnlich denen in der Nähe von Arica und vielen andern Theilen Peru's, größtentheils in Staub zerfallen sind. Sie sind in sitzender Stellung begraben mit über die Brust gekreuzten Armen und eingehüllt in wollene Tücher, die zum Theil sehr schön und prächtig gefärbt sind. Wie in dem Begräbnißplatze von Arica sind viele der hier gefundenen Schädel verlängert, so daß zwei Drittheile der Hirnmasse hinter der Oeffnung des Hinterhauptes sich befinden.

Am Südende der Pampa wurde ein einzelnes Grab, fern von allen Ueberresten der Ureinwohner, entdeckt; der Körper war in einer horizontalen Lage und in zierlich zusammengenähte Fettgansfelle gekleidet. An seiner Seite lag ein Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, deren Spitzen aus Carneol bestanden. In mehreren Theilen der Pampa sieht man 20 bis 30 Fuß hohe Figuren in dem sandigen Mergel der Ebene abgebildet; die Linien sind 12 bis 18 Zoll breit und 6 oder 8 Zoll tief. Ursprung und Bedeutung dieser mächtigen Hieroglyphen sind unbekannt.

Das nützlichste und größte Werk der alten Einwohner, das noch übrig ist, sieht man in der Stadt Pica: es besteht aus Tunneln, die durch den Sandstein der geneigten Ebene am Fuße der Berge gegraben sind, um Wasser zur Bewässerung des Bodens zu erhalten, wozu sie auch noch jetzt von den Spaniern benutzt werden. Diese Tunnels sind sehr lang, und wenn man erwägt, daß sie ohne die Beihülfe eiserner Werkzeuge ausgegraben wurden, so kann man nicht umhin, die Geschicklichkeit, die Ausdauer und den Muth dieses Volkes zu bewundern.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

Am Morgen des 15 Mai 1841 entdeckten wir nach einer langen und mühseligen Fahrt von den Nicobar-Inseln her die hohen Berge von Pulo Pinang über der Prinz-Wales-Insel, und Abends langten wir auf der Rhede an, die durch eine schmale, Pulo Pinang von dem Ufer der Halbinsel Malacca scheidenden Meerenge gebildet ist. Der Anblick bei der Einfahrt in die Rhede ist reizend: rechter Hand ist die hohe Insel, die mit Bergen von 2000 bis 2200 Fuß Höhe bedeckt ist, die von oben bis unten mit dichtem Wald bewachsen sind; links ist das niedrige, mit Kokospalmen und Mangrove-Bäumen bedeckte Ufer von Malacca, und in blauer Ferne erblickt man die 6 bis 8000 Fuß hohen Spitzen des Gebirgs, das die Halbinsel durchzieht.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir an die Einfahrt in den Hafen. Als es dunkelte, befanden wir uns dem Fort Cornwallis gegenüber, einer kleinen, unbedeutenden Veste, die auf einem Vorgebirge desselben Namens aufgeführt ist. Zugleich näherte sich uns eine große, mit sechs Ruderern bemannte Barke aber Pean mit einem Lootsen, einem Mauren aus Madras, in weißem Turban und Oberkleid. Auf meine Frage, wie er heiße, erwiederte er, sein Name sey Ibram,*) er sey Lootse und Dubasch, d. h. Lieferant von Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen an fremde Schiffe. Ich durchblätterte sein Buch mit den Attesten, die ihm von mehreren Kriegs- und Kauffahrteischiffen ertheilt waren, war aber verwundert, daß ich nirgends seinen Namen fand, und bemerkte, daß er wahrscheinlich aus Versehen mir nicht das rechte Buch gegeben habe. Er versicherte mich des Gegentheils, und als ich fragte, weßhalb ich denn hier seinen Namen nicht fände, erwiederte er: „Sie finden ja den Namen John Brown." — „Du heißt ja aber Ibram?" — „Ja, aber den Engländern schien dieser Name unbequem, und sie nannten mich John Brown."

Die Nacht war mondhell, wir fuhren ab der Festung vorüber und lagen bald in der Nähe von Georgetown vor Anker. Auf der Rhede befanden sich eine Menge europäische Kauffahrer und chinesische Dschonken, malayische Praus u. s. w. Gegen 10 Uhr hüllte sich der Himmel in drohende Wolken und bald blies ein sehr steifer Wind. Die ganze Wasserfläche erglänzte von einem grünlichen phosphorischen Licht, und die Wellenspitzen erglühten von hellen, beweglichen Streifen eines weißen Feuers. Diese zauberhafte Beleuchtung zeigte sich um so stärker, als der Himmel ganz finster war, und die Schiffe stachen von dem hellen Grund wie große dunkle Flecken ab. Einige Minuten lang ergoß sich ein heftiger Regen, dann legten sich die Wellen und die Rhede bot nur Eine sanft wogende Masse phosphorischen Lichtes dar. Nach vier Stunden aber war auch nicht eine Spur von dem wunderbaren Bilde mehr zu sehen, der scharfe Wind ging vorüber, der Himmel hellte sich auf und wiederum begann die zauberhafte Ruhe einer tropischen Nacht. Nirgends sah ich ein so starkes Phosphoresciren des Wassers, wie hier. Schaluppen, die in verschiedenen Richtungen die Rhede durchfurchten, ließen eine feurige Spur hinter sich, vor dem Bug und von den Rudern flogen die Feuerfunken auf, und selbst die Fische, welche sich näher der Oberfläche halten, lassen helle, schimmernde Streifen zurück.

Am folgenden Morgen kam der Dubasch mit frischen Provisionen, Gemüse und Früchten, Chinesen brachten einen Haufen fertiger Kleider, Pantoffeln u. s. w., und Hindus in weißen Käppchen, mit Haaren, die bis auf die Schultern herabfielen, boten sich an unser Weißzeug zu waschen. Hindus und Mauren sind ohne Zweifel einer der schönsten Stämme der Erde. Ihr Wuchs ist etwas über Mittelgröße, sie sind ziemlich hager, aber außerordentlich regelmäßig gebaut; alle Bewegungen geschehen mit außerordentlicher Ruhe. Das einfache, aber malerische Costüm erhebt noch mehr den Adel ihrer Gestalt und ihrer Haltung. Ihre Kleidung besteht meistens aus einem um die Hüften geschlagenen weißen oder bunten Stück Baumwollenzeug, dessen wirklich classischer Drapirung bis an die Knie reicht, und nicht im mindesten ihre Bewegungen hemmt. Auf dem Kopf tragen sie meist weiße Turbane, und die Moslems unterscheiden sich von den Hindus nur dadurch, daß die erstern ihre Haare scheren, die letztern sie fliegen lassen. Die Kaste der Wäscher trägt eine weiße Kappe von Nesseltuch, die andern Kasten binden

*) Verketzert von Ibrahim.

Digitized by Google

entweder ihre Haare unter dem Turban zusammen oder lassen sie auf die Schultern herabfliegen; die Dandys schmieren sie mit Oel ein, kämmen, stutzen und flechten sie sorgfältig. Die Chinesen scheren sich, wie bekannt, die vordere Hälfte des Kopfes ganz, und binden die hintern Haare in einen Zopf, in welchen, um ihn noch länger zu machen, schwarze, seidene oder baumwollene Schnüre hineingeflochten werden. Der Kaufmann, welcher zu uns kam, trug weite blaue Nankinghosen, über die er ein weißes Hemd ohne Kragen, aber mit weiten Aermeln angezogen hatte; an den Füßen trug er Pantoffeln mit zolldicken Korksohlen. Den Anzug vollendete ein Strohhut mit aufwärts gebogenen Krämpen. Das flache, gelbe Gesicht mit den kleinen, Schlauheit verrathenden und ziemlich lebhaften Augen mahnt unwillkürlich an Vorsicht, und in der That muß man sehr energisch mit ihnen verfahren. Die Hindus aller Kasten, so wie Mauren und Malayen fühlen gegen die Chinesen die tiefste Verachtung, die sie auch gar nicht vor denselben verbergen. Allerdings unterliegt die strenge Ehrlichkeit der Hindus, namentlich gegen Fremde, gleichfalls starken Zweifeln, oder wo sind Fremde nicht das Opfer der Uebervortheilung! Doch liegt wenigstens im Aeußern und im Benehmen der Hindus etwas, das alle Gedanken an Betrug entfernt.

Aber trotz der Körperschönheit und Größe der Hindus ist ihre Feigheit, namentlich die der Bengalesen, unter den Bewohnern der Meerenge von Malacca sprüchwörtlich geworden. Die finstern Malayen haben weit mehr edle Eigenschaften, sie sind ehrenhafter und zuverlässiger als die Hindus, obwohl ihre Rach- und Rachsucht sie zu fürchterlichen Unthaten hinreißt. Die Malayen höhern Ranges sind außerordentlich empfindlich gegen die leichtesten und selbst eingebildeten Beleidigungen, und die Folge davon ist häufig blutige Wiedervergeltung. In moralischer Hinsicht stehen die Chinesen weit unter Hindus und Malayen: Geld ist ihr Idol, und sie scheuen sich vor keiner Betrügerei, um es zu erlangen. Dagegen sind die Chinesen der fleißigste und arbeitsamste Stamm unter allen Bewohnern der englischen Colonien. Nach der Aufhebung der Sklaverei und bei dem Mangel an Händen zum Anbau der Plantagen wurden die Chinesen den Engländern fast unentbehrlich. Mit uns lagen bei Pulo Pinang zwei große Dreimaster, welche mehrere hundert Chinesen nach Mauritius überführen sollten.

Die hiesigen Früchte sind vortrefflich, und Pulo Pinang heißt nicht umsonst der Garten Indiens, für den, wie für ein verzogenes Kind, die Mutter Natur ihre üppigsten Gaben nicht sparte. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs setzen die Naturforscher in Entzücken. Die erste Stelle unter den Früchten nimmt der Mangustan ein: in einer ziemlich zarten, dunkelvioletten Hülse ist eine saftige, zarte, in dem heißen Klima außerordentlich kühlende Frucht von vortrefflichem Geschmack. Ohne die Hülfe gleicht sie einer kleinen geschälten Apfelsine mit zarten, rosenfarbenen Adern. Die Mango hat gleichfalls einen sehr angenehmen und etwas scharfen Geschmack, der ungemein den Durst löscht. Der Form nach gleicht sie einer Gurke von mittlerer Größe, unter der hellen gelben Haut liegt das orangefarbene Fleisch um einen flachen, durch die ganze Länge der Frucht laufenden Rippe. Die Ananas setzten mich durch ihre Größe in Verwunderung, denn ich habe mehrere von 9 bis 10 Zoll Länge gesehen, und welcher Unterschied in Geschmack, Geruch und Farbe zwischen dieser saftigen goldenen Frucht und unsern bleichen, kleinen, in Glashäusern gezogenen Dingern! Der Preis ist ungemein wohlfeil, aber man muß sich vor einem unmäßigen Genusse hüten. Hier schätzt sie Niemand sonderlich, man hält sie nur gut genug für Chinesen und hieher kommende Europäer. Reiche Chinesen füttern die Schweine mit Ananas und Kokosnüssen. Durion ist eine Frucht, von der nicht jeder zu kosten sich entschließt wegen des widerlichen Geruchs, den sie von sich gibt. Eine grüne, ungleiche, gespaltene, dicke, aber zarte Schale schließt zwei oder drei Kerne von der Größe einer Kastanie in sich, und diese Kerne sind mit einem fetten Fleisch bedeckt, das gleichfalls zur Nahrung verwendet wird. Malayen und Chinesen essen die Frucht sehr gern, und manche Europäer, welche den unangenehmen Eindruck des Geruchs überwunden und sich zum Essen entschlossen, gewannen eine so leidenschaftliche Vorliebe dafür, daß sie Durion den leckersten Früchten Indiens vorzogen. Bananen gibt es hier acht verschiedene Sorten, von denen einige vortrefflich sind. Doch eine Aufzählung aller dieser Früchte würde hier zu weit führen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zucker zum Branntweindistillieren und Bierbrauen. Die durch die Herrschaft der Grundeigenthümer in England hervorgerufenen drückenden Gesetze, wozu auch das gehört, daß zum Branntweinbrennen nur Korn und kein Zucker verwendet werden darf, werden eines nach dem andern angegriffen und zwar auf eine Weise, wie sie dem Engländer am verständlichsten ist. So berechnet der Spectator (woraus die Col. Gaz. vom 19 April einen Auszug gibt), daß die Million Quarter Korn, welche gegenwärtig auf das Branntweinbrennen verwendet wird, wohl erspart werden könnte, um eine weitere Million Menschen jährlich zu nähren, wenn man statt Korn Zucker in den Distillerien verwende. Statt der Million Quarter Korn würde man 83,000 Tonnen Zucker brauchen, und bei dem wohlfeilen Preis des Zuckers nicht nur eine allgemeine Ersparniß herauskommen, sondern auch noch der Handel des Landes gewinnen, wenn man nahe an 100,000 Tonnen Zucker mehr verbrauchte, die allmählich doch mit englischen Fabricaten bezahlt werden würden. — Ein Versuch von zweifelhafterem Werth betrifft die Verwendung von Zucker zum Bierbrauen; bemerkenswerth ist aber einer der Gründe, wodurch dasselbe empfohlen wird, nämlich, daß das Brauen aus Zucker bei weitem weniger große Anstalten erfordere, und Leute mit sehr mäßigem Capital Brauereien unternehmen könnten, während jetzt sechs Brauer in London die ungeheure Versorgung dieser Stadt und eines Theils des Landes allein leisten.

Ueber den französischen Emancipationsvorschlag bemerkt die Col. Gaz. vom 19 April: „Der Vorschlag geht dahin, die Abschaffung der Sklaverei auf 15 Jahre hinauszuschieben; während der ersten 10 Jahre soll eine modificirte Sklaverei aufrecht erhalten, für die fünf letzten Jahre eine Art „Lehrlingsschaft“ eingeführt werden. Alle seit 1838 geborenen Kinder sollen völlig frei seyn. Die ganze Absicht geht dahin, durch eine complicirte Anordnung die Uebel zu vermeiden, die aus der übereilten Emancipation in englisch Westindien entsprangen; es ist aber zu bezweifeln, ob nicht eben dieß complicirte Wesen seinen Zweck verfehlt, und ob die Verbesserungen, welche auf dem Papier so vielversprechend aussehn, sich auch in Praxi bewähren. Lange, ehe die französische Maaßregel große Fortschritte gemacht haben kann, wird England durch die freie afrikanische Auswanderung eine neue Lehre ertheilt haben, und indem es das wahre Mittel gegen die Folgen der vollständigen Emancipation anwendet, wird die von England geleitete Auswanderung Frankreich verdrossen, die unbequeme Masse specieller Verordnungen über Bord zu werfen, da dieselben auch für Franzosen, obgleich diese an vielfache Einmischung der Regierung mehr gewöhnt sind, zu lästig werden müssen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Streina.

The proper study of mankind is man.
Pope.

„Wissen Sie etwas ganz Neues? Väterchen hat am Peterhoffschen Wege, auf der ersten Insel, für diesen Sommer gemiethet! Es ist nun bestimmt abgemacht! oh comme c'est joli!"

So flüsterte mir die kleine, niedliche Cäcilie N—off zu, während sie die schöne Introduction eines Liedes von Franz Schubert auf dem Pianoforte, vor dem wir beide saßen, anschlug. Ich muß gestehen, daß mich diese Nachricht einigermaßen aus dem Takte brachte, und daß mein Vortrag der reizenden Composition die neckende Rüge der Frau Staatsräthin, Cäciliens Mutter, gewiß zum vollen Genüge verdiente. Höchst willkommen war mir übrigens die im Zimmer herrschende angenehme Dämmerung, der ich noch obendrein halb den Rücken kehrte, denn die kluge Frau hätte zweifelsohne meine Verlegenheit bemerkt und Gott weiß welch wohl begründeten Verdacht geschöpft, da ihr Cäciliens harmloses Flüstern nicht entgangen zu seyn schien. Gesegnet seyen die langen Tage des hohen Nordens, vermöge welcher es dort möglich wird, noch Abends in der zehnten Stunde ohne künstliche Beleuchtung nach Noten zu singen! Ohne sie hätte man mich sicher auf einer sehr verzeihlichen Schwäche ertappt, nämlich der, meiner schönen Begleiterin am Pianoforte etwas tiefer als cathsam in die verführerischen Augen geblickt zu haben. In Deutschland wird es mit einer Huldigung der Schönheit, die nicht wohl eine Mariage in Perspective stellen kann, dermalen nirgendwo mehr so genau genommen; man traut sich und andern Geschick zu, eine glatte Bahn zu behaupten. Petersburgs Sitten sind jetzt weit difficiler, schon aus dem Grunde, weil junge Mädchen ohnehin eine schwere an den Mann zu bringende Waare am Orte sind, und man Ursache zu haben glaubt, der erstaunenswerthesten Mesalliance auf dieser Welt das noli me tangere, im strengsten Sinne genommen, entgegenzusetzen. Was war es auch, das mich bei der unverhofften Nachricht roth werden ließ? Nichts als die Freude auf dem Lande ein paar kurze Monate mit weniger Zwang und mehr Natürlichkeit im Kreise einer liebenswürdigen Familie hindringen zu können. Höchstens durfte ich hoffen — in Begleitung der Familie natürlich — die schöne Cäcilie dann und wann am Arme im Parke zu Streina spazieren führen und dabei etwas ungenirter und unbefangener mit ihr über die herrliche Musika phantasiren zu können; und dieß Vergnügen war doch sicher anspruchslos genug, dennoch aber konnte es für die Petersburger Verhältnisse als etwas Bedeutendes gelten. Man versteht sich hier so wenig darauf, Vermittelndes in die herrschenden, ungeselligen Extreme zu bringen, worin doch in der That der höchste Reiz der Gesellschaft liegt! Ich will den sehen, der im Stande ist, sich mit Wärme und Feuer über einen Kunstgegenstand, etwa in einer Soirée auszusprechen, wie sie die vornehmere Gesellschaft zusammenstellt, ohne mit vollem Rechte befürchten zu müssen, daß die Moquerie sich über ihn lustig mache. Man muß sehr Neuling seyn, um nicht zu wissen, daß dergleichen Natürlichkeit auffällt, und daß es nichts Verpönteres in den Cirkeln von gutem Ton gibt, als eben alles was Natur heißt.

Ohne Zweifel war es sehr angenehm, an der Seite der schönen Pianofortevirtuosin im blumendecorirten Salon zu sitzen, dessen exotische Gewächse uns an den Ganges zurückrufen konnten, hätte nicht die elegante Damengesellschaft, nur mit wenigen Fracks durchwirkt, in steif-nachlässiger, modernen Anständigkeit runder gruppirt gesessen oder gestanden als Repräsentanten des hohen Nordens, hätte nicht ein Blick in das nächste, erleuchtete Nebenzimmer uns eine Anzahl besetzter Boston- und Whisttische gezeigt.

Die Familie N—off hielt ununterbrochen, Winter und Sommer hindurch auf ihren bestimmten Gesellschaftstag in der Woche; ich war ohne Schwierigkeit eingeführt worden, und hatte mich wohl so viel als möglich an die schöne Kunstenthusiastin Cäcilie gehalten, weil sie viel aufrichtige Neigung zur Musik im höhern Sinne blicken ließ; indessen stets umlagert von andern Damen oder einigen frostigen Complimen-

Digitized by Google

tiften in Männerkleidung mußte mir in der Aussicht auf eine Saison außerhalb der Stadt viel intimere Mittheilungsgelegenheit winken, da ich wohl wußte, wie sehr sich die Besucherzahl eines Hauses zu vermindern pflegt, sobald man nur in einige Entfernung zieht, wo zu Besuchen durchaus eigene oder bestellte Equipagen erforderlich werden, welche weit kostspieliger sind als die gewöhnlichen, stets und überall in der Stadt bereitstehenden Miethfuhrwerke. Man ersieht aus letzterer Bemerkung, daß die Familie N—off nicht zur eigentlichen haute volée gehörte, bei deren Connaissancen die eigene Equipage durchgängig als sich von selbst verstehend angenommen werden muß.

Einem musikalischen Steckenpferdreiter wird man sicher aufs Wort glauben, wenn er gesteht, den sogenannten Petershofschen Weg bis zur eilften Werst unzählig oft zurückgelegt zu haben, allein ich fürchte, man wird einen solchen als Cicerone nicht für vollgültig anerkennen mögen, denn es ist nur zu bekannt, wie dergleichen Leute viel zu sehr mit sich und ihrer Puppe beschäftigt zu seyn pflegen. Obgleich ich nun gestehen muß, will ich anders gerecht seyn und anerkennend in den Busen greifen, daß es mir oft, ja meist passirte, auf der freundlichen Datsche (Landhaus), welche N—offs bewohnten, anzukommen, um aus einer fortlaufenden Reihe von Träumen durch das Stillstehen des Wagens geweckt zu werden; obgleich ich immer nur höchstens einzelne zerstreute Blicke auf die Umgebungen des Weges und auf diesen selbst zu werfen fast gewöhnt war, so darf ich dennoch behaupten, alle feststehenden Gegenstände seyen mir endlich dermaßen bekannt und vertraut geworden, um in der dunkelsten Nacht stets im Stande zu seyn, genaue und richtige Beschreibung jeder Stelle liefern zu können. N—offs dürfen dieß Jahr bis spät in den Herbst hinein auf dem Lande, das sie erst spät aufgesucht, und oft spielte meine Phantasie in den dunkeln Nächten während der Nachhausefahrt, indem sie mir alle Gegenstände am Wege, welche die Dunkelheit dicht umschleierte, in hellster Sonnenbeleuchtung vormalte, mit einer Präcision, die ich ihr selbst nicht zugetraut hätte. Der freundliche Leser wolle daher immerhin sich von mir eine kleine Beschreibung gefallen lassen, die ich aus der Erinnerung und in einer Entfernung mehrerer tausend Werste von in Rede stehendem Gegenstande liefern will.

Nehmen wir an, mein Leser besuchte mich als Fremder in Petersburg und ich hätte versprochen, ihn der gastfreien Familie des Staatsraths N—off vorzustellen, welche nach dieselbe Datsche auf der eilften Werst bewohnt. Mein Wagen hält vor dem „Hôtel restaurant" der Wittwe Heyde auf Wasili Ostroff in der ersten Linie; denn der im Literatursache bewanderte Leser kannte den Bellizard'schen guide du voyageur à St. Pétersbourg als eine vortreffliche Arbeit; wußte, daß dieß das einzige Gasthaus in der großen Residenz des nordischen Kaiseradlers ist, wo man sich tout à l'allemande befindet; er hatte durch erwähnten Guide erfahren, es sey tenue avec beaucoup d'ordre et de propreté, und wußte natürlich nicht, wie viel von diesem Lobe auf Rechnung eines speculativen, lobdurstigen Autors zu setzen sey, aber was dem einsichtigen Verleger in die Schuhe geschoben werden muß. — Genug, wir übergeben unsern Stubenschlüssel in der dunkeln, durch nichts einladenden, unwirthlichen Wirthsstube den Händen einer verdrüßlich blickenden Person, stiegen die dunkeln unbequemen Treppen herab, um uns in den Wagen zu setzen, der uns von Zeit zu Zeit an die Unvollkommenheit menschlicher Dinge auf recht fühlbare Weise erinnert, indem er die Stöße des erbärmlichsten Straßenpflasters der Welt repetirt, während wir in der langen ersten und zweiten Linie *) an den hohen, uniform angestrichenen Häusern vorbeirollen, zuerst den baumbepflanzten und mit Gärten umgebenen „Srednji prospect" (mittlere Perspective [Straße]) und später den ähnlichen „Bolschoi (großen) Prospect" passiren, wo das ungeheure, ein ganzes Stadtviertel einnehmende Seecadetteninstitut beginnt. Darauf fahren wir im Fluge über die lange Isaaksbrücke, um uns in das Innere der Riesenstadt zu begeben. Wir überschreiten zuerst die Moika (Canal), sodann einen die Stadt, der Breite nach, von der Fontanka (Canal) bis zur großen Newa durchschneidenden kleinen Nebencanal, bis wir — den Katharinencanal zur Seite — den größten der Newacanäle, die Fontanka, passiren. Bis hieher bleibt Petersburg großstädtisch, die Häuserreihen der Straßen sind nur selten durch Gärten unterbrochen, hölzerne Gebäude spielen noch eine sehr secundäre Rolle, und was der Anzeichen mehr sind. Jenseits der Fontanka eine ganz andere Welt! Selten ein backsteinernes Gebäude, kein Haus mehr dicht am andern; dagegen die Straßen mit eng zusammengefügten Bretterumzäunungen eingefaßt, wodurch eine unangenehme Monotonie entsteht. Die Bäume hinter solchen Einfassungen blicken uns wie Gefangene an, von denen wir nur die ängstlich durch die Luftfenster gestreckten Häupter, ihre empor gehobenen Arme zu sehen bekommen; der Erdboden schämt sich gewissermaßen von uns erblickt zu werden. Als ich das erstemal diese Stadtgegend durchfuhr, konnte ich Petersburg in Petersburg nicht finden.

So gelangten wir an das Rigaische Thor, jetzt ein von Säulen getragener Prachtbau und noch vor kurzem nur Pforte von den Deutschen genannt, während die Russen und Russificirten gern Sastawa (Schlagbaum) brauchten. Das Volk sagt noch jetzt nicht Jekaterinogofskaja worota (Katharinhofsche Pforte). **) Man passirt hier auch den die in der Newakrümmung liegende Stadt abschneidenden Sagorodnoi (Umschließungs-) Canal und befindet sich jetzt erst außerhalb der Stadtgränze, aber immer noch auf der bis ins Innere südeenden Peterhofschen Perspective. Wir legten aus einem ungefähren Mittelpunkte der Stadt bis hieher fast eine deutsche Meile zurück.

Etwa 1500 Schritte hinter dem Thore, dicht vor dem „Tarakanofka rietschka" (Tarakanenflüßchen) zeigt sich uns plötzlich

*) Zwei Linien (Häuserreihen) bilden immer Eine Straße, so daß man stets weiß auf welcher Seite ein Haus zu suchen, sobald man erst die Linie erfahren, in der dasselbe steht; eine Anordnung, die empfohlen zu werden verdient. Tr. W.

**) Auch Narfofkie worota (Narwaische Pforte) ist noch gebräuchlich. Tr. W.

Digitized by Google

die prachtvolle Triumphpforte Alexanders. Man frage mich nicht, wen alle diese Menge kleiner Figuren von Bronce in Separatnischen vorstellen sollen, ich weiß es nicht; denn man sagte mir, es seyen berühmte russische Kriegshelden, und daran hatte ich genug! Wem nach Specialitäten gelüstet, der studire Ustrialoffs russische Geschichte mit ihren ergötzlichen Massakern und belebe in seiner Phantasie die Leutchen, welche jetzt so ruhig in ihren diversen Schilderhäuschen hier Thorwache stehen, nachdem sie so viel Blut auf Erden vergossen, so zahlreiche Thränen erzeugt, so viel Lärmen verursacht; meinerseits gönne ich ihnen ihre dermalige Muße von ganzer Seele. Guarenghi entwarf die Zeichnung und Alexander zog 1815 an der Spitze seiner aus Frankreich heimkehrenden Garden durch das Modell von Holz und Gyps. Die brüderliche Pietät des jetzigen Kaisers Nicolaus brachte die Ausführung aus Backsteinen mit Verkleidung von Bronce 1833 zu Stande. Es lautet die Ueberschrift zwar „Triumphalnaja worota," allein das Volk weiß im allgemeinen den Zusammenhang der Dinge besser, und spricht insgemein „Triugolnaja worota" (dreiwinkelige Pforte). Um die ungeheure Menge der angebrachten Inschriften zu lesen, dazu bedürfte es mehr Zeit, als wir jetzt haben, auch sind wir ja nicht so speciell im Interesse, darnach geizen zu sollen; hat doch selbst noch nicht Einer von den bisherigen Beschreibern Petersburgs meines Wissens die Lecture vorgenommen. Wir begnügen uns also damit, die Verhältnisse des Ganzen wahrhaft schön zu finden, lassen nebenbei der Fabrik zu Alexandrofski, aus welcher die Broncen hervorgingen, alle Gerechtigkeit widerfahren, und gestehen sogar den russischen Künstlern, Malinofski an der Spitze, Geschmack und Geschick bei Ausführung der Standbilder, Gruppen und Verzierungen zu, indem wir unter den Füßen der oben in der Quadriga stehenden Siegesgöttin, welche ihren Kranz nicht loswerden kann, hindurchfahren. (Fortsetzung folgt.)

Peruanische Gräber.

Im Museum zu Boston befindet sich gegenwärtig eine interessante Sammlung von Mumien, die ein Hr. Blake in einem alten Begräbnißplatze in Peru ausgegraben hat. Dieser Begräbnißplatz liegt am Ufer der Bay von Chacota in der Nähe von Arica unter 18° 20' S. B. und nimmt einen sehr bedeutenden Raum ein. Die Gräber sind alle von runder Form, haben 2 bis 4 Fuß im Durchmesser und 4 bis 5 Fuß Tiefe. In einem derselben fand Hr. Blake die Mumien eines Mannes, einer Frau, eines 12- oder 14jährigen Knaben und eines kleinen Kindes. Sie waren alle eng in wollene Kleider von verschiedener Farbe und Feinheit gehüllt und diese durch Nadeln von Dorn zusammengeheftet. Die Skelette waren sämmtlich mit einem bituminösen Stoff gesättigt und ausgezeichnet gut erhalten, so wie auch die wollenen Kleider, was ohne Zweifel von der großen Trockenheit der Atmosphäre und des Bodens in diesem Theil von Peru herkommt. Hr. Blake besuchte viele andere Begräbnißplätze zwischen den Anden und dem stillen Meere bis hinab nach Chili, und alle entsprachen denen in den hohen Thälern der peruanischen Anden. Von diesen Begräbnißplätzen ist auch nicht eine Sage übrig, aber wollene Tücher, ähnlich denen in den Gräbern, werden von den Indiern Peru's noch heutzutage gewoben, und im westlichen Theil Bolivia's, südlich von dem Orte, wo diese Mumien entdeckt wurden, im unfruchtbarsten Theil der Wüste von Atacama, fand Hr. Blake einige Indianer, die wahrscheinlich wegen der Unzugänglichkeit ihrer Wohnungen weniger von den Spaniern annahmen und mehr bei ihren alten Sitten blieben; die Kleidung derselben gleicht heute noch denen der erwähnten Mumien in Gewebe und Form. Nach Dr. Morton*) haben diese Mumien denselben eigenthümlichen Schädelbau, dieselben zarten Knochen und die merkwürdig kleinen Hände und Füße, wie die, welche man in dem Begräbnißplatz von San Francisco (im nördlichen Mexico) traf. Er bemerkt, daß nach einer Untersuchung von fast 400 Schädeln von Individuen, die zu den ältern Nationen von Mexico und Peru gehörten, so wie von solchen, die man aus Grabhügeln im westlichen Nordamerika ausgrub, alle nach Einem Modell gebildet scheinen und auf eine merkwürdige Weise mit denen aus San Francisco übereinstimmen, daß dieselbe Schädelbildung mit einer staunenswerthen Gleichförmigkeit sich über alle Stämme von Canada bis Patagonien und vom atlantischen bis zum stillen Meere erstreckt, was die Ansicht verstärkt, daß trotz der leichten Abweichung in der physischen Gestaltung und der noch viel bedeutendern in der intellectuellen Entwicklung alle Ureinwohner Amerika's aus allen bekannten Epochen einer großen besondern Race angehören. (Stephens Incidents of Travels in Yucatan.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach unserer Ankunft stieg ich ans Ufer, nahm einen der Barkenbesitzer, den Mauren Hadschimid, als Führer an, und ging zuerst in das Magazin eines reichen chinesischen Kaufmanns, in welches eben aus einer malayischen Praw Reis geladen wurde. Nachdem ich meine Begrüßung angebracht, lud mich Tschin-tschin, der dicke Chinese, zum Essen ein, und bewirthete mich nach chinesischer Weise mit Thee. Von hier aus begann ich in der Stadt herum zu schlendern. Georgetown, auf malayisch Tandschong-Panaik, ist auf einem niedern Landvorsprung auf der Ostseite der Insel erbaut. Trotz der englischen Benennung hat das Aeußere doch gar nichts Europäisches, sondern es ist eine ganz asiatische Stadt. Man zählt etwa 20,000 Einwohner, Engländer, Chinesen, Malayen, Hindus u. s. w., Engländer aber im Ganzen sehr wenige, denn sie leben meist auf ihren Plantagen. Auf den Straßen trifft man kein einziges europäisches Gesicht, was mich nicht wenig in Verwunderung setzte. Chinesen, Malayen und Hindus wohnen in besondern, ebenen und geraden, nach rechten Winkeln gezogenen Straßen. In dem von Chinesen bewohnten Theil herrscht die größte Thätigkeit. In kleinen hölzernen, nach der Straße offenen Schuppen werden alle möglichen Handwerke getrieben. Chinesische Cyklopen, den Zopf um den Kopf geschlungen und in Schweiß gebadet, schmieden Ackerwerkzeuge und Wirthschaftsgeräthe, allerlei Schiffsbedürfnisse u. s. w.; Wagenmacher, Tischler, Drechsler, Schneider — alles arbeitet eifrig trotz der unerträglichen Mittagshitze. In den Barbierstuben sieht man, wie die Dandys sich die Köpfe scheren, die Zöpfe flechten und mit besondern Zängelchen die Haare aus Nase und Ohren ausreißen lassen. Zwischen den Hand-

*) Von welchem ein besonderes, auch im Ausland erwähntes Werk „Crania americana" verfaßt wurde.

werferbaden sind welche mit Früchten, Gemüse und Fleisch; in den steinernen Häusern sind die Buden etwas reicher, und hier kann man chinesische Zeuge, Gefäße u. dgl. finden. Ueber dem Eingang in die Häuser und an den Mauern sind innen und außen chinesische Inschriften auf rothem oder buntem Papier, manchmal mit goldenen Buchstaben. Innen sieht man nicht schlecht gemalte, aber mißgestaltete Bilder der chinesischen Götter, vor denen immer Wachskerzen oder Räucherwerk brennen. Auf den Straßen gehen in leichtem Trabe halbnackte Träger, welche an Bambusstangen Körbe mit verschiedenen Gegenständen oder in Kokosblätter eingewickelt die wohlgemästetsten Schweine tragen. An verschiedenen Orten sieht man mit bunten Inschriften bemalte chinesische Capellen, wo vor kleinen Idolen Opfergaben an Candiszucker und Früchten auf Tischen stehen und Wachskerzen brennen, und auf einem der Hauptplätze erhebt sich ein chinesischer Tempel von seltsamen Umrissen. Das Dach ist mit ausgehauenen Drachen und allerlei wunderlichem Schnitzwerk geziert; unter der Decke hängt eine zahllose Menge großer, aber sehr leichter Laternen, und die Vorhalle ist durch ein eisernes Gitter gesperrt. Dem Tempel gegenüber ist auf leichten Säulen ein mit Metallplatten und verschiedenartigem Schnitzwerk verziertes Theater errichtet, welches von einigen reichen Kaufleuten unterhalten und in dem jeden Abend unentgeltliche Vorstellungen gegeben werden, wobei die Zuschauer unten auf dem Platze stehen. Mit Einem Wort, alles ist hier so neu und unterscheidet sich von allem Europäischen so schroff, daß selbst die einfachsten Gegenstände unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die übrigen Theile der Stadt haben einen ganz verschiedenen Charakter. Auf breiten Straßen zwischen kleinen, von Palmbäumen beschatteten Häuschen schreiten in mäßigem Schritt ernste Hindus; neben den Brunnen nehmen Rechtgläubige ihre Waschungen vor; in den Reihen von Buden, die mit englischen Baumwollenzeugen oder indischen Waaren angefüllt sind, liegen der Länge nach ausgestreckt die Verkäufer und leiern Verse aus dem Koran, oder rauchen schweigend aus der Hukah den wohlriechenden Hucalu.*) Zwischen den kleinen Häuschen sieht man hie und da Moscheen mit gemalten Thürmchen und Hindutempel. Unter dem Volke sollen namentlich die Polizeisoldaten oder Peons auf, in Turbanen, kurzen Ueberröcken und weiten Hosen, das Seitengewehr an einem breiten, mit Kupferplatten verzierten Riemen an der Seite hängend. Diese Peons recrutiren sich meistens aus Indiern, doch sind auch Malayen darunter, aber in bedeutend geringerer Zahl, weil sie den verschmitzten Chinesen gegenüber nicht schlau genug sind.

Ich miethete nun mit meinem Begleiter einen Palankin, oder richtiger einen Paiki, d. h. einen kleinen zweirädrigen Wagen, in welchem die Passagiere einander gegenüber sitzen. Ein kleines malayisches Pferdchen führte mich im raschen Trabe fort, und neben demselben lief ein halbnackter Sais oder Kutscher, und so ging's fort nach dem Wasserfall, einer der ersten Merkwürdigkeiten der Insel, die alle Fremden zu besuchen für Pflicht halten. Die malayischen, auf leichten Pfählen erbauten Häuschen beginnen erst in den vom Mittelpunkt der Stadt entlegenen Theilen und zeichnen sich durch ihre Unreinlichkeit aus. Der größte Theil der Malayen, die den Grundstock der Bevölkerung von Pulo Pinang bilden, lebt in kleinen Dörfern im Innern der Insel oder am Meeresufer, und beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Fischfang. Die Malayen sind bei weitem nicht so schön wie die Indier und in ihren finstern unfreundlichen Blicken liest der Europäer kein freundliches Entgegenkommen: die Malayen hassen die Europäer, freilich nicht ohne Grund, und sie verbergen auch diesen Haß keineswegs. Jetzt namentlich hat für sie eine schlimme Zeit begonnen; ein ruhiges Leben und Betrieb des Ackerbaues, wozu die Engländer sie bewegen wollen, liegt nicht in ihrem Geist und ihren Sitten, und der Seeraub, die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Malayen, von den Söhnen der Radschas und andern angesehenen Personen angefangen bis zum letzten Bettler herab, ist jetzt ausnehmend gefährlich, ja fast unmöglich geworden. Die englischen Kreuzer haben in der Meerenge von Malacca eine Menge Seeräuberprahus zerstört, aber die Kreuzer sind bei den in der Meerenge herrschenden Windstillen den leichten Prahus, welche vortreffliche Ruderfahrzeuge sind, bei weitem nicht so gefährlich als das Kriegsdampfboot, das von der Regierung ausdrücklich zu dem Zweck, der Verhinderung des Seeraubes und der Vernichtung der Räuber, unterhalten wird. So fahren jetzt die Kauffahrteischiffe sicher in der Meerenge von Malacca. Es ist außer allem Zweifel, daß England durch die Sicherung des Handels der Menschheit und, wie sich von selbst versteht, ihren eigenen Kaufleuten zuerst einen großen Dienst erweisen; aber es ist darum nicht minder wahr, daß der Seeraub die Lieblingsbeschäftigung der Malayen von jeher war, und daß die Unmöglichkeit, ihn fortzusetzen und auf ihre Weise glücklich zu seyn, sie zum bittern Hasse gegen die Engländer reizt, welche noch überdieß sich ihres Landes bemächtigt haben, und sie nicht nach den herkömmlichen Gesetzen und Gewohnheiten regieren. Zudem sind die Europäer in den Augen der Malayen und der Indier nichts anderes als unreine Thiere; der Verbrecher, der wegen irgend einer blutigen Unthat zum Tode verurtheilt wird, ist niemals von der Gerechtigkeit des Urtheilsspruchs überzeugt, er hält ihn für einen unabwendbaren Schlag des Geschicks, und geht mit Fühllosigkeit und kaltem Blute zum Richtplatz, ohne die mindeste Reue zu zeigen.

Die Straßen in Pulo Pinang sind, wie in fast allen englischen Colonien, vortrefflich. Auf beiden Seiten einer breiten ebenen Chaussée wachsen Teakbäume, ungeheuer Bambus- und Bananengebüsche, der Eisenholzbaum, die Kokos- und Areka-Palme u. s. w. Die langen Zweige der Bäume und das dichte Grün der Blätter schützen die Straße fast vollkommen gegen die Sonnenstrahlen. Neben den Bambusgebüschen, welche hier die Stelle der Zäune und Einfriedungen bei den Plantagen versehen, wachsen Ananas, um die kein Mensch sich kümmert und die jedem Vorübergehenden gehören, der sich erfreuen will. Die niedrigen und sumpfigen Gegenden, namentlich am Meeresufer, wo der Boden aus aufgeschwemmter Erde besteht, sind mit Reis besäet, welcher die Mühen des Anbaues mit reichlichen Ernten belohnt und die Hauptnahrung der asiatischen Bewohner der Insel bildet. Die Abhänge der Hügel sind mit Muscatpflanzungen bedeckt, von denen die reichsten einem Engländer, Namens Brown, gehören. Diese Plantagen liegen anderthalb Stunden von der Stadt und werfen jährlich etwa 200,000 Piaster Einkommen ab. Der Vater des jetzigen Besitzers fing an, Muscatpflanzungen anzulegen im Jahre 1810, als noch Niemand auf einen glücklichen Erfolg hoffte, und seine Freunde sagten deßhalb, er suche ein neues Eldorado. Jetzt wachsen auf seinen Ländereien über 100,000 Muscatbäume, welche jährlich nicht weniger als 150,000 Pfund guter Nüsse geben. Ein einziger Baum trägt etwa 200 Piaster ein und zwei ancere gegen 80. Es ist zu bemerken, daß vor 1798 auf der ganzen Insel nicht Ein guter Muscatnußbaum war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist ein Gemisch aus Tabak, Bananen und Zuckerrohrsaft, das die Indier aus der Hukah rauchen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1843.

Klima von Buenos Ayres.

(Letters on South America by J. C. and W. P. Robertson.)

So wechselvoll auch das Klima von Buenos Ayres ist, indem die Hitze bald auf 90° F. (25⅞° R.) im Schatten steigt, und dann auf 35 bis 40° F. (1½° bis 3⅓° R.) fällt, so ist es doch, wie schon der Name Buenos Ayres, gute Luft, anzeigt, äußerst gesund. Wie in vielen andern Theilen Südamerika's ist die Witterung mehr durch locale Ursachen, als den Stand der Sonne bedingt. Diese localen Ursachen sind in Buenos Ayres die Winde. Wenn der Südwestwind mitten in der Sommerhitze heftig weht, so wandelt er die Sommerhitze in eine Winterkälte um, und weder Winterszeit noch die Schatten der Nacht können die Hitze erträglich machen während der pestilentialischen Herrschaft des Nordwindes mit der Feuchtigkeit auf seinen Flügeln. Der Südwind trocknet alles aus, der Nordwind deckt alles mit Schimmel und Rost. Im Sommer bringt er Mattigkeit und Krankheit, erschwert das Athmen, führt Myriaden von Mosquitos und andere Insecten in seinem Gefolge mit, und bringt Fäulniß in Fleisch und Gemüse; Fische kann man nicht über zwei bis drei Stunden auf dem Marktplatz halten, die Früchte werden matt und die Blumen welken. Sobald aber der Nord solchergestalt seine Macht zu mißbrauchen anfängt, so kommt alsbald wie ein Blitzstrahl der Pampero oder Südwind über ihn, rückt heran mit drehenden Wolken und rollendem Donner, und beginnt den Kampf mit Regenstürzen, manchmal mit Hagel, dann kommt er brausend daher durch die Straßen und hüllt die Atmosphäre und die Einwohner in Dunkelheit durch die aufgewirbelten Staubwolken. Thüren und Fenster schlagen krachend auf und zu, und alles ist mit Staub bedeckt, von dem mancher wider Willen ein volles Maaß schlucken muß, während er jene schließt. Aber dieß dauert selten länger als eine Viertelstunde, dann öffnet der Pampero die Schleußen des Himmels, legt den Staub nieder, fegt alle pestilentialischen Niederschläge weg, und man erwacht am Morgen nach einer köstlichen Nachtruhe zum Genuß nicht bloß einer gekühlten, sondern auch gereinigten Atmosphäre und eines glänzend blauen Himmels, an dem nur hie und da ein Silberstreifen von Wolke zu ersehen ist.

Dennoch ist Winter und Sommer völlig geschieden: ersterer beginnt im April und endet im September; dann kann man die Wärme und Annehmlichkeit eines Kamins recht wohl ertragen, und solche sind auch in dem Lande allgemein im Gebrauch, und wenn man auf dem Lande keine Kohlen bekommen kann, so gewährt der Pfirsichbaum ein ganz angenehmes Surrogat, besonders wenn man in alte Wälder kommen und alte Wurzeln herausgraben kann. Der Sommer beginnt im October und endet Ende März; dann ist freilich kein Feuer nöthig, man nimmt Bäder, kehrt um eilf Uhr Mittags nach Hause zurück, macht alles so finster wie möglich, ißt zeitig zu Mittag, trinkt etwas rothen Wein, macht eine Siesta, reitet Abends aus, oder geht in der Alameda mit den Damen spazieren, raucht seine Cigarre auf der Azotea (Dach) oder im Patio (Hofraum), nimmt leichten Branntwein mit Wasser, und geht endlich zu Bett unter einer sehr leichten Decke und einem Moskitonetz bei offenen Thüren und Fenstern.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Streluа.

(Fortsetzung.)

Beliebiger Kürze halber sagen wir der Schildwacht, welche vor Erhebung des hinter der Triumphpforte angebrachten Schlagbaumes nach unserem Stand und Namen frägt: Kupzi iz gorodu (Kaufleute aus der Stadt). Unter solchen Formen sind wir sicher ohne weiteres Inquiriren wegzukommen; Kaufleute gehören zu den indifferenten Nützlichkeitsthieren, die von der Krone fast gehegt und gepflegt werden, dieweil man sie als Schröpfköpfe der Nation betrachtet, in Fällen, wo dieser auf keiner andern Weise beizukommen ist. Man weiß, der Kaufmann mischt sich nur in Politik, sofern solche zu seinem Schacher gehört; er conspirirt also nicht, ist mithin ohne eigentliche politische Bedeutung, daher mag er sich doch ansaugen, bis

Digitized by Google

gelegentlich für gut befunden wird ihn auszuleeren. Wo demnach die wachsame Polizei stets offene Augen hat, nimmer rastet und vortrefflich aufpaßt, auf daß nicht etwa räudige Schafe aus- und einschleichen, da drückt sie mit Gleichgültigkeit das linke Sehorgan zu, wenn sich der Name Kupez (Kaufmann) am Thore hören läßt. Zu trauen ist ihr aber noch immer nicht ganz, denn das erste Auge schielt uns so lauernd nach, daß unser Gewissen sich erst vollkommen beruhigt, wenn wir den Schlagbaum sich wirklich heben sehen und nun unter demselben hinwegrollen auf der schönsten Straße der Welt. Ach hätte doch Petersburg sich so fester Straßen zu erfreuen! ist der erste Wunsch, den wir jetzt ausstoßen.

Bei 24 Ellen Breite ist der herrliche Weg zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt, die durch Steine ausgesetzt sind, auch laufen parallel nebenbei erhöhete Fußwege, zu denen von Zeit zu Zeit überwölbte Quergräben die Zugänge bilden. Dauerhaft gewölbte Brücken leiten über einige Bäche, und nur an etlichen Stellen ließe sich mehr Sorgfalt auf die Instandhaltung dieser Musterstraße wünschen. Und wer schuf dir so schwierigem, versumpftem Terrain diese große Bequemlichkeit? Wer anders als ein Deutscher, dürfte man versucht seyn zu antworten, nachdem überall deutsche Namen erklingen, wo etwas Tüchtiges, Gemeinnütziges in Rußland sich zeigte. Aus dem Munde eines Augenzeugen, des Geheimraths B. habe ich gehöret, welch fürchterliches Unternehmen es früher war, auf diesem Wege nach Petersburg zu gelangen, zumal im Frühjahre oder Herbst; acht Pferde waren oft kaum im Stande den leichtesten Wagen von der Stelle zu bringen. Alle Besserungsversuche scheiterten an der Bodenbeschaffenheit, bis General Bauer (unter Katharina II.) die Sache gründlich erfaßte, indem er der Straße zuerst eine Grundlage von Kies gab, worauf Granitstücke kamen, die man mit Ziegelsteinen überdeckte, darüber kam abermals eine Lage Kies und endlich ein Pflaster von Feldsteinen, das die gewöhnliche Aufschüttung von Kies und kleinen Steinen trug. Die Werst kostete ohne Brücken 25,000 Silberrubel; diese Solidität widerstand endlich sowohl dem Terrain als auch dem Klima bis auf heutige Zeiten.

Den ganzen schönen Weg finden wir zu beiden Seiten besetzt mit Datschen, die in größerem oder geringerem Abstande inmitten kostspieliger Gartenanlagen stehen; in Zwischenräumen zeigen sich noch kleinere und größere Partien der ursprünglichen Baumvegetation, Birken und Nadelholz.

Unter Alexander war der Peterhofsche Weg à la mode, weil hier die schöne Gräfin Narischkin auf ihrer Datsche wohnte, die einem Feensitze durch alle erdenklichen Künste ähnlich gemacht wurde. Natürlich fanden sich die Mitglieder der haute volée ebenfalls hier ein, daher noch heute Graf Scheremetieff und andere Große zwar diese Besitzungen noch haben, ohne jedoch häufig und lange sie zu bewohnen, vielmehr miethet nicht selten ein reicher Petersburger Kaufmann oder sogar ein vornehmer Handwerker solch ein in aller Hast entstandenes und mit unermeßlichen Kosten hergestelltes Gartenkunststück der hochvornehmen Familie ab, die am Ende froh ist Jemand zu finden, der ihr die Sorge für Instandhaltung der Holzgebäude und Anlagen auf einige Zeit abnimmt. Die Launen, vielleicht auch nebenbei seine Absicht und Berechnung der Beherrscher Rußlands haben dadurch, daß man sich bald auf diese bald auf jene Seite aufs Land in der Nähe der Residenz begab, um daselbst den Sommer zuzubringen, die Umgegend Petersburgs sehr verschönert. Wo ursprünglich nichts als Morast oder Sand und magere Kiefern oder Birken den Boden bedeckten, erhob sich eine, die klimatischen Zustände zeitweise versteckende, südlichere Vegetation. Was könnte Petersburg mit seinen benachbarten Gegenden seyn, wenn Peter der Große größer als eigensinnig und halsstarrig gewesen wäre, und seinen Sitz in südlichere, gesegnetere Gegenden seines großen Reiches aufgeschlagen hatte, wie ihm auch angerathen wurde. Ungeheure Menschenkräfte, verkürzte Menschenleben und unberechenbare Geldmittel vermögen hier doch nur höchst Ephemeres und Erkünsteltes zu leisten.

Erfreuen wir uns indessen an den Dingen wie sie sind, und sehen, daß Sträuche und Bäume, die hier auf fremdem Boden stehen, einem fremden, strengen Klima ausgesetzt, doch so ziemlich gedeihen, sobald sie erst etwas herangewachsen sind und durch sich selbst Schutz vor den Winden gewonnen haben. Sie zieren die Gegend ungemein und gewähren dem Auge die erquickendsten Abwechselungen der Formen und des Grünen, während anderswo immer nur Kiefern und Birken mit Birken und Kiefern abwechseln.

Höchst anmuthig sind hier und da die Einblicke auf die Wasser des finnischen Meerbusens mit seinem Hintergrunde Kronstadt und seinen gelegentlichen Staffagen an Fahrzeugen aller Art. Unser Weg zieht sich offenbar am Rande eines vorzeitigen Seeufers hin, denn fast überall liegen — nimmt man die allernächste Nachbarschaft der Hauptstadt etwa aus, welche nur ganz flach ist — die Datschen links am Wege, auf kleinen dünenartigen Erhöhungen. Das Zurückziehen der Gewässer, oder die Verringerung ihrer Masse, ist somit auch hier ganz außer allen Zweifel gestellt, durch fast handgreifliche und schlagende Beweise.

Die bei aller durch erwähnte Gartenanlagen herbeigeführter Abwechselung dennoch herrschende Gleichförmigkeit der Gegend gibt dem minder genau Beobachtenden wenig oder keine besondere, durch natürliche Beschaffenheit herbeigeführte Bezeichnungen, daher die schönen obeliskenförmigen Werksteine dieselben bilden müssen.

Unterwegs begegnen wir auch, links am Wege liegend, dem „Pflegehaus aller Bekümmerten.“ So nennt der Russe nämlich sein Irrenhaus; ihm ist die Ideenverbindung irre, toll, närrisch für das zu Bezeichnende gänzlich fremd und außer dem Begriffe liegend. Ach! die Russen sind in gar vielen Dingen so übel nicht, daß sie eben nur ihrer Natürlichkeit überlassen bleiben und nicht par force cultivirt werden. Im Oberarzt und Director der trefflich geleiteten Anstalt, Dr. Herzog, finden wir abermals einen sehr wackern Deutschen aus Thüringen, und sein erster Gehülfe ist auch ein Deutscher.

Ich möchte wissen, ob es wahr ist, was so allgemein behauptet wird, daß nämlich die Zahl der Irren mit der gestei-

Digitized by Google

gerten Verstandescultur und Civilisation wachse? Es wird mir schwer, an diese Demüthigung des menschlichen Wesens zu glauben.

Die Landhäuser fangen an, uns alle zur linken Seite zu liegen; wir sind mithin schon über die siebente Werst hinaus. Ob es schon spät ist? Wir fuhren bisher äußerst langsam! Sieh da! schon stark in der fünften Stunde, da müssen wir eilen, nicht zu spät bei Tische zu erscheinen. „Stupai!" (Vorwärts!) „Michail! Skorjeje!" (Schneller!) So, nun fliegen wir ja förmlich an den Gegenständen vorüber. Wie hübsch dort der kleine Teich, mit dem Kaninchengehege im Parke! Welch reizende Baumgruppirungen vor jener Datsche! Ah! Dort zeigt sich ja schon N—offs Datsche! „Na lewu!" (Links!) „Michail! Tut na dwor!" (Dort in den Hof!)

Ei! man ist schon bei der Suppe; allein wir verursachen wenig Umstände. Während ich die kurze Vorstellung meines stockfremden Begleiters abmache, sind auch bereits ein paar Couverts für uns aufgelegt und wir nehmen Platz in der Nachbarschaft des Hausherrn. Nach uns erschienen noch ein halbes Dutzend Besucher; thut nichts! es wird ein Tisch an die Speisetafel gerückt, der sich wie durch Zauber vollständig convertirt, und alles geht wie am Schnürchen, ohne daß man einen Mangel an irgend etwas zu entdecken vermöchte. Kaum daß bei solchen gelegentlichen Ueberraschungen einer größern Anzahl von Gästen als man erwartete, die Hausfrau später gegen eng Befreundete äußert, daß sie ein wenig befürchtet, diese oder jene Speise möchte nicht hinreichen. Es ist diese Art sich zu arrangiren um so bewunderswerther, als in einer solchen Entfernung von der Stadt an keinen schnellen Ersatz des Fehlenden gedacht werden kann.

Die Unterhaltung bei Tische finden wir auf dem Lande schon ein wenig belebter als in der Stadt, wozu die hier veranstaltete bunte Reihe der Damen und Herren wohl etwas beitragen mag, denn zu den Gegenständen gewöhnlicher Männerunterhaltung vom Wetter, vom Kaiser und der jetzten Whistpartie treten noch allerlei Turns, wie die Engländer sagen, und wofür wir bloß die Uebersetzungen, Wendung, Krümmung, Abwechselung, Zufälligkeiten und noch eine Schaar anderer Worte haben, von denen aber keines so recht bezeichnend ist, als eben das vieldeutige englische. Unsere Sprache ist zu reich für das Wiedergeben dieser hübschen Armuth.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Fortsetzung.)

In einiger Entfernung von der Stadt befindet sich Bambau-Square, das aus unreinlichen Buden besteht und von Chinesen, Malayen und Indiern der niedersten Classe bewohnt ist: hier finden sich Schenken, wo man einen Arrak und giftigen Samschu verkauft, ein starkes Getränke, das mit Opiumdämpfen geschwängert ist; hier wohnen auch die Freudenmädchen. Als ich etwas über eine Stunde weit gefahren war, stieg ich aus dem Palenkin, und war nicht wenig betroffen durch ein seltsames Gepolter, das von einem großen benachbarten Gebäude herröhnte; mein Begleiter sagte mir, das sey eine chinesische Mühle, und wir traten in das große mit einer Menge Inschriften versehene Thor. In einem weiten Raume wurden hier acht Paar Mühlsteine durch Büffel in Bewegung gesetzt; die untern Mühlsteine waren in die Erde gegraben und in den obern waren Stangen angebracht, die durch Stricke an die Hörner der Büffel befestigt waren. Man kann sich vorstellen, wie langsam die Arbeit bei einer solchen Einrichtung ging. Zum Durchsieben des Mehls sind kleine Buden errichtet; unten ist eine Kiste, in die das durchgesiebte Mehl hineinfällt, und darüber ist ein viereckiges Netz, zwischen dessen langen Seiten und den Wänden der Bude nur 4" Raum übrig gelassen ist. Das Netz ist der Länge nach an zwei schmalen Balken befestigt, an denen es von einem außenstehenden Chinesen mit Stricken hin- und hergeschüttelt wird. Diese Mühle besteht seit der ersten Colonisation der Insel durch Chinesen und ist die einzige in ganz Pulo Pinang. Trotz der langsamen Arbeit ist die Mühle doch hinreichend für die Bedürfnisse der Bewohner, weil nur Europäer und Chinesen Brod essen, ja sogar kann man noch an die ankommenden Schiffe verkaufen. In einer andern Abtheilung des Gebäudes ist eine Bäckerei, wo eine Art Nudeln (vermicell) gebacken und auch im Hofe gleich getrocknet werden; die Chinesen essen solche sehr gern, und sie sind auch wirklich gut. Der Eigenthümer war ungemein freundlich und zuvorkommend, weihte mich in die Geheimnisse seines Geschäftes ein und bewirthete mich mit Brod und Nudeln.

Von der Mühle bis zum Wasserfall ist es noch gegen eine Stunde. Nach einiger Zeit gelangten wir in ein mit Zuckerplantagen bedecktes Thal, zwischen Bergen, von denen einige Abhänge mit Muscatbäumen, andere, und zwar die höchsten, mit dichtem Urwald bewachsen sind, in den noch keine menschliche Hand führte. Zwischen dem dichten Grün der Bäume sieht man einen kleinen Wasserfall, der aus einer Höhe von 1000 Fuß in mehreren Abstufungen von 50 bis 80 Fuß herunterfällt. Der Wasserfall ist nicht durch die Wassermasse, noch auch durch die Höhe des Falles bemerkenswerth, gibt aber der ohnehin entzückenden Landschaft einen neuen Reiz. Der weiße Schaum sticht lieblich ab von dem hellen Grün der Umgebung, und das eintönige Geräusch stimmt zu eigenthümlichen Gefühlen; über die Gegend und den Wasserfall selbst laufen abergläubische Sagen unter dem Volke um: mein Begleiter, ein Mosiem, erzählte mir, daß vor langen, langen Zeiten ein frommer Molla hieher gekommen, aber nicht mehr zurückgekehrt sey, und daß Niemand von seinem Schicksal etwas wisse. Seit dieser Zeit sind die wahren Gläubigen der Ansicht, daß Allah die eitle Neugierde der Menschen, welche zu wissen suchen, was ihnen nicht gebührt, ungnädig ansehe, und sie halten es darum für Sünde an verbotene Orte vorzudringen, die nach Allahs Willen mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt bleiben sollen.

Nachdem ich mich in den „kalten Fluthen des Wasserfalls" gebadet, kehrte ich nach der Stadt zurück, stillte hier zuerst meinen Hunger durch eine Tasse chinesische, recht schmackhafte Suppe, die ich mir in einer tragbaren Küche zubereiten ließ, und dann speiste ich in einer Traiteurie, die ein Creole in englischem Styl hielt, der mir aber für ein dejeuner à la fourchette eine gottlose Rechnung machte. Um 4 Uhr Nachmittags ritt ich nach der Kaffeeplantage eines aus Ceylon eingewanderten Mannes;

Digitized by Google

unser Arzt fuhr mit meinem moslemitischen Führer in einem Pakankin dahin. An der Thüre seines, eine kleine Stunde von der Stadt, in entgegengesetzter Richtung von dem Wasserfall, entlegenen Hauses empfing uns ein ehrwürdiger graubärtiger Greis von hohem Wuchse und zeigte uns seine Kaffeestauden, seine Muscat- und Mangustan-Bäume u. dgl. Leider hatte ich mich in meinen Erwartungen getäuscht: statt einer weitläufigen Kaffeeplantage fand ich nur einige Kaffeebüsche mit unreifen Früchten. Das Haus des alten Mannes war auf Pfählen gebaut und die Mauern bestanden aus Kokusblättern, die zu Matten verflochten waren; aus den Fenstern schauten die bräunlichen Köpfe seiner Kinder hervor, unter andern auch der eines 13jährigen äußerst reizenden Mädchens. Wir trennten uns von dem Greise eine Stunde vor Sonnenuntergang, kamen an den Casernen der Sipahis vorüber, hielten einen Augenblick am Gefängnisse an und kehrten dann nach der Stadt zurück. Mitten auf einem Wiesenfleck, nicht weit von dem Gefängnisse, kniete auf einem auf der Erde ausgebreiteten Teppich ein Muslem, der sich durch die Anwesenheit der Ungläubigen in seinen frommen Betrachtungen nicht stören ließ.

In dem Gefängniß erwarteten die Theilnehmer eines blutigen Vorfalls, der sich kurze Zeit vor unserer Ankunft zu Pulo Pinang ereignete, ihr Todesurtheil. Die Regierung der ostindischen Compagnie hat die Gewohnheit, die zur Galeerenarbeit verurtheilten Verbrecher an entlegene Orte zu schicken, wahrscheinlich um alle Versuche zu einer Befreiung von Seite ihrer Verwandten oder Helfershelfer vorweg abzuschneiden. Solchergestalt sendet sie Verbrecher, die in Madras oder Calcutta verurtheilt werden, nach Singapur, Pulo Pinang, Malacca u. s. w. Eine englische Handelsbrigg mit 25 gebührend gefesselten Hindus ging von Calcutta nach Singapur unter Segel. Die Schwäche des beigegebenen Commando's gestattete nicht über die Verbrecher hinreichende Aufsicht zu halten, und als sie im Angesicht von Atschin*) angekommen waren, flößten sie ihren wahrscheinlich schon früher verabredeten blutigen Plan aus, streiften in einer Nacht ihre Ketten ab, überfielen den schlafenden Capitän und sein Commando, ermordeten alle, mit Ausnahme des Koch, eines Lascars, und liefen dann im Hafen von Atschin ein. Hier gingen sie jeden Tag ans Ufer, um die auf dem Schiffe vorgefundene Ladung abzusetzen, und ließen nur den Koch zurück, nahmen aber alle Nachen mit sich, damit derselbe nicht ans Ufer gelangen könne, in der sichern Ueberzeugung, daß, wenn er sich einfallen lassen sollte ans Ufer zu schwimmen, die Haifische ihm schon sein Recht angedeihen lassen würden. Trotz aller dieser Vorsichtsmaaßregeln gelang es dem Koch in einer vorüberfahrenden Fischerbarke ans Ufer zu gelangen, und er fand auch Mittel zu dem Sultan von Atschin durchzudringen und ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Der Sultan, froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich die Engländer, in deren Händen er gänzlich ist, zu verbinden, schickte einen eigenen Boten nach Pulo Pinang, und hielt indeß die Mörder gefangen. Aus Pulo Pinang wurde alsbald ein Schiff abgesendet, um die Verbrecher aus Atschin nach Pulo Pinang überzuführen, wo unverzüglich ein Geschworenengericht niedergesetzt wurde, um sie zu richten. Vor einigen Jahren noch hatte Pulo Pinang nicht das Recht, Criminalfälle zu entscheiden, und die Verbrecher mußten nach Calcutta geschickt werden, was die Aburtheilung derselben sehr verzögerte, während der Seesund und die Blutrache der Malayen keinen langen Aufschub gestattet. Die Malayen werden trotz aller Bemühungen der Engländer doch noch lange glauben, daß ein guter Stoß mit dem Kris die beste Rache für eine erfahrene Beleidigung ist. Unter Indiern und Malayen kommen Beispiele einer eigenthümlichen höchst originellen Art von Rache vor. Beide sind fest überzeugt, daß Meineid frühre oder später der verdienten Strafe nicht entgeht. Es sind Fälle vorgekommen, daß der Kläger vor Gericht erklärte, er halte sich für befriedigt, wenn der Gegner seine Unschuld beschwöre, nicht als ob er an die Wahrheit seiner Aussage geglaubt hätte, sondern bloß in der Absicht, seinen Feind zu einem falschen Eid zu vermögen, und sich durch die Strafe zu rächen, welche dieß Vergehen nach sich ziehen müsse. Cap. James Low erzählt in seiner Beschreibung von Pulo Pinang einen Fall, von dem er selbst Zeuge war. „Zwei Soldaten, gebürtige Bengalesen und innige Freunde, geriethen wegen einer unbedeutenden Sache in Streit; einer derselben, welcher sich für beleidigt hielt, schoß sich kaltblütig durch die Brust. Ich stand in diesem Augenblick nicht weit von ihm, lief zu dem Unglücklichen hin und fragte ihn, was ihn zu dieser furchtbaren That bewogen habe? — Möge mein Blut auf denjenigen fallen, der mich beleidigt hat, antwortete er kaltblütig, und gab nach einigen Secunden den Geist auf. Ueberhaupt sind unter Hindus die Beispiele von Selbstmord aus Rache nicht sehr selten. Ein abergläubischer Schrecken läßt dem schuldigen Gewissen derjenigen, auf deren Haupt das Blut der Selbstmörder mit einem ewigen Fluch fallen soll, keine Ruhe.“ Und dieser Fluch geht häufig in Erfüllung, weil derjenige, den er trifft, bald genug die ganze Schwere der ihn erwartenden Strafe fühlt: die erschreckte Einbildungskraft verfolgt ihn mit ihren Schreckbildern; er weiß nicht, was er anfangen soll, er verläßt seine Familie, sein Besitzthum, er schwindet dahin, und nimmt sich endlich selbst das Leben oder verliert den Verstand.

(Schluß folgt.)

*) An der Nordspitze von Sumatra.

Miscellen.

Die Xanthischen Marmortafeln. In der k. literarischen Gesellschaft zu London las der bekannte Alterthumsforscher Leake eine Abhandlung über den griechischen Theil der Xanthischen Inschriften vor. Es ist eine Dedication an die zwölf Götter in zwölf Versen, die aber mehrere Unregelmäßigkeiten darbieten. Obelisk Leake setzt das Alter der Inschriften zwischen 541 v. Chr., wo Xanthus von Harpagus, dem Feldherrn des Cyrus, eingenommen wurde, und 333 v. Chr., wo Lycien unter Alexander dem Großen kam. Der Harpagus, der in der Inschrift genannt ist, war vermuthlich ein Nachkomme des obenerwähnten. Das Xanthische Denkmal, welches früher bereits im Besitz des brittischen Museums war und die Einnahme der Stadt durch Harpagus darstellen soll, gehört ans Ende des fünften oder in den Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. (Litt. Gaz. vom 22 April.)

Zunehmende Kaffeeconsumtion in Norwegen. Wohlhabenheit, Handelsverbindungen und Genußsucht sind in Norwegen so gestiegen, daß z. B. die Kaffeeconsumtion allein vom Jahre 1825 bis 1842, also in 17 Jahren, von 1 auf 4 Millionen Pfd. anwuchs. (Berlingske Tidende vom 16 März.)

Das französische Budget. Ein mäßiger Kopf hat berechnet, daß, wenn man seit der Gründung Roms bis zum Jahre 1843 alle Minuten ein Frankenstück bezahlt hätte, das französische Budget von 1844 mit 1404 Millionen noch nicht beisammen wäre. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1843.

Skizzen aus Peking. *)

Das chinesische Heer und die chinesischen Kriegsübungen.

Die chinesische Regierung unterhält sowohl zum Schutze gegen äußere Feinde als zur Behauptung der Ruhe im Innern ein ungeheures Heer, und verwendet auf den Sold und den Proviant, der in Reis besteht, bedeutende Summen; sie gibt sich alle mögliche Mühe, das Heer in einen möglichst guten Stand zu setzen, befördert den Unterricht, hält häufig Revue, und nimmt die Beförderungen zu Officieren und selbst zu den niedern Chargen nur nach erstandenem Examen vor. Trotz allem dem aber befindet sich sowohl die äußere Einrichtung der Armee als auch der Geist der Truppen des himmlischen Reichs in einem sehr kläglichen Zustande. Die Ursachen hievon liegen theils in der Feigheit der Chinesen, theils in dem schlechten Organismus der Armee, und am meisten wohl in der geistigen Erstarrung der Nation überhaupt.

Das Landheer in China zerfällt, wie bei uns, in Infanterie (bu-zsiun), Reiterei (ma-din) und Artillerie (cho-zi-in). Die Soldaten bilden in China einen besondern Stand, so daß die Söhne der Soldaten durchaus wieder in den niedern Stand ihrer Väter eintreten, wozu sie nicht nur das Staatsgesetz, sondern auch ihr eigener Vortheil nöthigt. Recrutenaushebungen finden in China nicht statt, weil hier die Eltern, wenn ein Sohn kaum das fünfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hat, sich alsbald bemühen ihn zu verheurathen, so daß fast jeder Soldat Nachkommen hat, die bereit sind seine Stelle einzunehmen, und nicht selten lange warten müssen, bis sie in die Reihen des Heeres aufgenommen werden. Das chinesische Heer zerfällt, seinem Solde nach, in zwei Classen: Pa-zi und Ljul-zi, die ersten bestehen aus Mandschuren, Mongolen und solchen Chinesen, welche den Mandschuren zur Vernichtung der Dynastie Ming beistanden; sie erhalten den doppelten Sold der zweiten Classe des Heeres, in welcher nur Chinesen dienen. Der Sold der ersten beträgt etwa 8 Thlr. monatlich und einen Sack Reis. Der Schnitt der Kleidung ist bei der Infanterie und Cavallerie beinahe gleich, und sie sind mit Bogen, Pfeilen, Seitengewehr, aber nur zum Theil mit Flinten versehen. Wenn man für die offenen Soldatenstellen Candidaten auswählt, so prüft man sie namentlich im Bogenschießen; der Infanterist schießt nach einem Ring, welcher etwa 8 Zoll im Durchmesser hat, auf eine Entfernung von 40 Schritten, und wenn von 3 Pfeilen einer trifft, so gilt seine Geschicklichkeit für genügend. Tritt einer in die Reiterei, so muß er vom Pferde aus schießen. Zu dieser Prüfung wird ein besonderer Graben gezogen von anderthalb hundert Klafter Länge, 4 bis 5 Schuh Breite und gegen 3 Schuh Tiefe. Der Reiter, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, reitet in den Graben und setzt hier sein Pferd in vollen Lauf. Auf der linken Seite des Grabens hart am Rande sind drei mit Leder überzogene Ringe aufgestellt, und der dahersprengende Reiter muß, wenn er in gleicher Richtung mit einem Ringe gekommen ist, einen Pfeil so abschießen, daß er durch den Ring trifft. Wenn er dieser Anforderung Genüge leistet, so gilt er für einen guten Reiter und gewandten Schützen, und er wird in den Dienst aufgenommen. Aber es gibt auch Reiter die geschickt genug sind mit dem Gewehre schießen zu können; die Probe in der letztern Kunst wird fast in derselben Weise angestellt, erfordert aber eine andere Art von Gewandtheit. Der Reiter reitet in den Graben mit dem Gewehr in der Hand, das Pferd wird in den Galopp gesetzt, und die Aufgabe besteht darin, bis man an den Ring gekommen ist, das Gewehr zu laden und abzufeuern. Uebrigens ist dieß nicht so schwierig, als es auf den ersten Anblick scheint. Dem Reiter hängen drei Patronen auf der Brust, er braucht die Ladung nicht mit einem Pfropfen festzustampfen, und somit kommt es nur darauf an, das Pulver in den Lauf zu schütten und die brennende Lunte anzulegen, welche gewöhnlich um den Schaft des Gewehres gewunden und in der Art festgemacht ist, daß man sie nur drücken darf, um sie auf das Zündloch fallen zu lassen. Zu zielen ist nicht nöthig; die Chinesen sind schon zufrieden, wenn sie jedesmal ihr Gewehr losgehen sehen.

*) Aus den Mittheilungen eines gewesenen Mitgliedes der russischen Mission in Peking. Vaterländische Memoiren, Aprilheft.

Digitized by Google

Man darf indeß nicht glauben, daß damit die ganze Kunst der chinesischen Krieger erschöpft sey: einige zeichnen sich durch besondere gymnastische Künste aus, sie heben schwere Steine frei empor, handhaben ungeheure Pallasche mit großer Geschicklichkeit, und wissen die stärksten Menschen im Ringkampf mit ungewöhnlicher Fertigkeit niederzuwerfen. In der letztern Kunst zeichnen sich die Mandschuren aus, namentlich diejenigen, welche am Hofe zu Peking unterhalten werden und jährlich im Winter dem Kaiser eine Probe ihrer Gewandtheit im Vergleich mit den mongolischen Ringern geben, welche man zu diesem Ende besonders nach Peking kommen läßt. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß auch hier eine kleine, sehr unschuldige List von Seiten der Chinesen mit unterläuft. Man versammelt die Ringer gewöhnlich im Palast, einige Stunden ehe der Kaiser kommt, und vertheilt sie in besondere Zimmer, wobei es sich dann immer trifft, daß die Mandschuren den Kampf in gut geheizten Zimmern abwarten, die Mongolen aber in so kalten, daß sie bei ihrer leichten Kleidung fast erstarrt zum Kampfe kommen; die Mandschuren werden gut genährt und ihnen sogar gewärmter Branntwein gereicht, während die Mongolen nüchtern kämpfen müssen. Diese Kraftmenschen, welche bei Mandschuren wie bei Mongolen sich auch durch Gewandtheit auszeichnen, führen den Namen Batorn. Wenn irgendwo ein Aufstand ausbricht und der Localbefehlshaber mit seinen Truppen dessen nicht Meister wird, sondern um Hülfe bitten muß, so schickt der Kaiser einen seiner Großen mit einer Heeresabtheilung, und gibt ihm gewöhnlich 20 oder 30 Batorus mit, auf deren Stärke und Tapferkeit er eine besondere Hoffnung setzt. — Noch muß ich einer eigenen Truppenart erwähnen, die, wie es scheint, nur in China existirt; ihre Bestimmung besteht darin, die feindliche Reiterei zu erschrecken. Diese Krieger sind vom Kopf bis zu den Füßen in Tiger- und Pantherfelle gekleidet und führen Knallkugeln mit sich; bei dem Zusammentreffen mit dem Feinde werfen sie sich den Reiterabtheilungen entgegen, und suchen durch allerlei Sprünge und furchtbaren Lärmen die feindlichen Pferde zu erschrecken.

(Schluß folgt.)

Neue Skizzen aus Petersburg.

Strelna.

(Fortsetzung.)

Nach Tische nehmen wir eine Tasse Kaffee im Garten, wo man eine allgemeine Fahrt nach Strelna bespricht, an die wir uns natürlich mit Vergnügen anschließen, und gegen sieben Uhr haben wir die Station mit ihrem recht anständig erscheinenden Restaurationsgebäude erreicht, wohin jedoch nur unsere Equipagen gesandt werden, da es nicht comme il faut für Damen ist, dergleichen Locale ohne dringende Noth zu betreten. Wir stiegen daher vor dem Eingange in den kaiserlichen Park ab, und betraten einen wundervoll duftenden, schattenreichen Laubgang, gebildet von alten, hohen Lindenbäumen, die in voller Blüthe stehen. Ha! welch reizende Kühle, welche Erholung nach überstandener staubiger Straße!

Warum ich so solo dahin schlendere, die Hände, recht unanständig mich gehen lassend, auf den Rücken gelegt? Warum ich mir nicht Cäciliens Arm erbeten? Ach! lieber Leser, hast du nicht jenen Blondin bemerkt, der über Tische neben der Schönen saß? Ja, ja, er war schon damals zugegen, als Cäcilie mir am Pianoforte die Neuigkeit wegen des Sommerquartiers zuflüsterte. Er war eben neu im Hause eingeführt und ich, — je nun, ich diente Cäcilien, als alter Bekannter, zum Lockvogel, mit dem man vertraut thut, um anderen, die man zu fangen gedenkt, zu zeigen: seht, so gut und wohl noch besser könnt ihr auch behandelt werden, wenn ihr euch fangen laßt. Die Mädchenwelt verfolgt oft eine so einfache und natürliche, dennoch aber so sichere und schlaue Politik, gegründet auf physisch-psychische Leimruthen. Wir sind jung, reich, und vor allem unvermählt, mithin Speculationsgegenstand; wie willkommen ist da den jungen Damen z. B. ein Knabe zur Hand! Wie wird der geliebkoset, geherzt, geküßt! Nun ich dächte, euch müßte der Mund wässern, oder ihr habt Fischnaturen. Um sich möglichst glücklich in der Welt zu fühlen, muß man vor eigenem Egoismus das egoistische Getriebe anderer nicht bemerken!

Es befinden sich in unserer heutigen Gesellschaft mehrere Fremde, denen das vom Kaiser Alexander restaurirte Schloß, dessen von Peter dem Großen herrührende Baulichkeiten fast zu Ruinen geworden, unbekannt war; daher bewegte sich unser ganzer bunter Zug dem stattlichen Gebäude zu. Eine Art Aufseher, schon vorher durch den Hrn. Staatsrath von unserm Kommen unterrichtet, öffnete uns die Gemächer, welche zwar vollständig meublirt sind, denen man es indessen doch deutlich ansieht, es wohne selten Jemand von den hohen Herrschaften hier. An den Wänden hängen eine ziemliche Anzahl Oelbilder, meistens Niederländer, oder aus der italienischen Schule, darunter ohne Zweifel manch werthvolles Stück; allein auch wir gehen nur flüchtig daran vorüber, um doch wenigstens ebe nso verdreht vom Sehen zu reden, als die andern. Jede Gemäldesammlung von nur einigem Werthe will entweder studirt oder gar nicht erst betrachtet seyn, um dem Beschauer aufrichtigen, wahren Genuß zu gewähren; das gebräuchliche Begucken ist eine Beleidigung der Kunst. Unstreitig das schönste Bild in Strelna befindet sich oben auf der Plattform des Schlosses. Es ist die reiche Umsicht, welche man von da hinunter bis Petersburg, hinüber bis zum mastenreichen Kronstadt, hinauf bis an die Landspitze hinter Oranienbaum und umgedreht über ein gutes Stück ins Land mit seiner bunten Scenerie, gebildet aus einzelnen Häuseen und Gehöften, aus Ortschaften, Waldgruppen, Feldern, Wiesenflächen, Landstraßen, kleinen Hügeln u. s. w. Nur allein Herr von Sudost macht einige Einwendungen gegen langes Verweilen auf dem hohen Standpunkt, und da wegen allzu leichter Erkältungen männiglich besorgt ist, so heißt es bald: In den Park! In den Park! Dieser bis hinunter an die See reichend ist nicht in allen Theilen so wohl erhalten, als vorn am Eingange und in den Hauptpartien, — ein Beweis, daß die kaiserliche Familie nicht hier weilt. Man kann mit Sicherheit in Rußland überall

Digitized by Google

vorausſetzen, daß da wo nicht befürchtet werden muß, das Auge des Kaiſers könne darauf fallen, ſich Vernachläſſigung jeder Art zeigen wird. Es ſcheint ſich noch immer der Geiſt zu erhalten, welcher in Potemkin beſonders ſichtbar und weltbekannt wurde, als er ſeiner Kaiſerin förmlich gemalte Decorationen für Wirklichkeiten vor die hohen Augen brachte. Man berechnet noch jetzt mit Aengſtlichkeit, wie weit des ſtrengen Kaiſers Blicke reichen könnten, und hält bis dahin ein Uebermaaß von äußerem Schein zum wenigſten, oft aber auch von wirklicher Ordnung aufrecht, während hinter dieſer Linie wieder alles tout à la russe iſt. So verhält es ſich nicht nur in Betreff der Aeußerlichkeiten, derſelbe Geiſt zeigt ſich auch genau in allen mehr ſpirituellen Angelegenheiten, und der Bewanderte muß zugeſtehen, daß über den äußern Anſtrich hinaus durchweg noch gar wenig in Rußland erreicht wurde. Die Civiliſation und Cultur vermag nicht tiefer einzudringen, indem ein ganz eigenes, nationales Weſen im Ruſſen ſich dagegen ſtemmt. Einer meiner Freunde meinte, „es gehe der Cultur in Rußland wie der Kälte; die Menſchen brauchten fortwährend Gegenmittel zur Wiedervertilgung des Eingeſogenen!“

Wir befinden uns in der Mitte des Julius, folglich nehmen die Tage ſchon wieder ab, und der prachtvolle Sonnenuntergang, welcher den ſchönen, vor unſern Blicken liegenden Golf von Petersburg zauberhaft vergoldet, erinnert daran, daß es gegen neun Uhr iſt. Der Wind hat ſich völlig gelegt, die See jedoch, noch leicht bewegt, prangt in entzückender Beleuchtung durch das ſcheidende Tagesgeſtirn und nur eine leiſe Bewegung der Luft umfluthet uns mit Wohlgerüchen, geſpendet von den nahen Linden des gegen den ſtärkern Luftſtrom ſchützenden Parkes. Unter fortwährendem Geplauder promeniren wir wohl noch ein Stündchen, bis die anbrechende, unbeſchreiblich reizende Dämmerung, welche bis zum Aufgang der Sonne — gegen 3 Uhr — dauert, ſo wie das Einwickeln unſerer Damen in ihre Umſchlagetücher, uns an den Aufbruch mahnen.

Wir hatten von unſeren Gebieterinnen Erlaubniß bekommen, die Cigarren in Brand zu ſtecken, um den wahrhaft unverſchämten Mückenzudringlichkeiten Trotz zu bieten, und dieß half die Promenade den Rauchern beſonders behaglich machen.

Die Equipagen harren unſerer ſchon am Eingange des Parkes und bringen uns pfeilſchnell zurück nach der eilften Werſt, wo wir denn Thee einnehmen, Mlle. Cäcilie eine Chopin'ſche Etude vortragen hören, und ſodann uns gegen Mitternacht auf den Heimweg nach der Stadt begeben.

Wie köſtlich iſt doch die Nacht, zumal uns ihre Fetiche nicht gefährdet, da wir wohlweislich in wärmende Mäntel gehüllt ſind. Welch angenehmer Mittelzuſtand zwiſchen dem geräuſchvollen Tageslicht und dem tiefen Todesſchweigen einer windſtillen, dunkeln Nacht! Der Golf bildet eine dunkle, gerade Linie, nur hin und wieder durch einen feſten, tiefſchwarzen Punkt unterbrochen; es ſind einzelne Fiſcherboote oder die Baggerfahrzeuge, welche in dem ewig verſchlammten Hafen ein ſchmales Fahrwaſſer frei erhalten. Kronſtadt verſchwimmt faſt mit dem Horizont, und den jenſeitigen Strand verräth nur ſein abſtechendes tieferes Dunkel ſo wie die gleichen Umriſſe des Ufers, hinter welchem ſich am Himmel eine leichte Abend- oder Morgenröthe, man weiß nicht zu ſagen welches von beiden, zeigt. Aufgang und Untergang der Sonne liegen ſo nahe bei einander, daß der Zwiſchenraum nur bei aufmerkſamer Beobachtung bemerkbar wird. Sieh! dort ſteigt eine Rakete, ihr folgen mehrere Leuchtkugeln; gewiß vergnügt ſich auf der Inſel Petrofski irgend eine heitere Geſellſchaft ſchon am Lichtſpiele eines Feuerwerks, obſchon die Zeit, wo alle Welt platzen und ſtimmen läßt, erſt kommenden Monat erſcheint, wenn die Nächte bereits länger und dunkler zu werden beginnen. Viel zu ſchnell halten wir wieder am Schlagbaum vor der Triumphpforte. Die Schildwache frägt „Kto tam?“ (Wer da?) und „Otkuda?“ (Woher?) Wie kennen das abgekürzte Verfahren und entgegnen bloß: „Kupzi iz derewni!“ (Kaufleute vom Lande!), oder noch kürzer bloß „Datschi!“ (von den Landhäuſern!), worauf ſich der Schlagbaum geräuſchlos empfachebt, und wir in die Stadt einrollen. Zu bemerken iſt, daß man deſto ungehinderter paſſirt, je lakoniſcher man der Thorwacht auf Fragen antwortet; dieſer iſt das Gehorchen mechaniſch ſo ſehr eingeprägt, daß kurzen, befehlshaberiſch klingenden Worten, oder demgemäßen Handlungen, zu opponiren ihnen in der Regel gar nicht beikömmt. Je mehr man von dieſem Verfahren abweicht, um ſo ſicherer darf man ſeyn, gehudelt zu werden, denn der Ruſſe hudelt ſelbſt gar zu gern, ſo wie er bemerkt, daß er nicht dominirt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen eines ruſſiſchen Officiers im indiſchen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Fortſetzung.)

Als wir nach der Stadt zurückgekehrt waren, hatten wir Gelegenheit eine Probe indiſcher geiſtlicher Muſik zu hören, wenn man das wilde, unharmoniſche Geräusch, das einen Todten erwecken könnte, Muſik nennen kann. In einem kleinen buddhiſtiſchen Tempel, der aus dünnen Säulen aufgeführt und mit Flechtwerk gedeckt war, ſahen und ſtanden fünf Indier und bliesen mit Entzücken, um nicht zu ſagen mit Wuth, aus allen Kräften in zwei Clarinetten und eine Trompete, ſchlugen eine Trommel und kupferne Teller, — wozu! das möchte wohl der große Buddha ſelbſt nicht wiſſen. Ein raſender Fanatismus glühte in ihren Augen, der Schaum ſtand ihnen vor dem Munde und der Schweiß floß in Strömen über ihre glänzende, dunkelolivenfarbige Haut. Die Hindus üben in Pulo Pinang alle ihre wunderſamen Gebräuche außer dem Verbrennen der Wittwen und der Wagenproceſſion. Das in Indien gebräuchliche Schwingen an Haken, die an den Rippen befeſtigt ſind, wird auch hier getrieben, und das Volk ſieht häufig dieß widerliche Schauſpiel des religiöſen Fanatismus. Mir ward indeß das Schauſpiel nicht zu Theil, was ich als ächter Reiſender bedauern muß.

Wir warteten das Ende der geiſtlichen Muſik nicht ab, ſondern gingen weiter und blieben dem chineſiſchen Theater gegenüber ſtehen, um das ſich eine zahlreiche Schaar von Menſchen aller Farben und jeden

Digitized by Google

Alters verſammelt hatte und die Vorſtellung betrachtete, deren Sinn keiner, der nicht in die mannichfachen herkömmlichen Zeichen und Abkürzungen der chineſiſchen Schauſpielkunſt eingeweiht iſt, verſtehen kann. Die Decorationen bleiben ſtets dieſelben, an welchem Ort auch die Handlung vor ſich gehen mag; Schläge auf den Gong und ein verſtärktes Spiel der Muſikanten, die zu beiden Seiten der Scene aufgeſtellt waren, begleiten die Erklärung, daß die Scene der Handlung aus einem Palaſt in einen Wald, Garten, Haus u. dgl. verlegt werde. Zwei Krieger in voller altchineſiſcher Rüſtung mit bemalten Geſichtern ſchritten auf der Schaubühne auf und nieder, fochten mit den Händen und declamirten etwas eifrigſt in einem Recitativ. Augenſcheinlich handelte es ſich von einer Schönen, welche ſteif wie eine Puppe von ihrem Sitze aufſtand, ſich bald an dieſen, bald an jenen Helden wandte und mit einer Fiſtelſtimme ſie um etwas bat. *) Neben ihr ſaß auf einem Stuhle mit auf den Rücken gebundenen Händen ihr Ehemann, wie mir mein Führer erklärte, und erwartete mit der unbeweglichſten Kaltblütigkeit ſein Schickſal. Keine der handelnden Perſonen ſchenkte ihm eine Aufmerkſamkeit, und darum glaube ich, daß die von ihm eingenommene Ecke der Bühne ein Gefängniß vorſtellen ſollte. Die Krieger fochten nun ſehr heftig zuſammen und trennten ſich dann wieder, hieben in die Luft und fielen nacheinander nieder, woraus ich ſchloß, daß ſie miteinander fochten. Die Sache endigte damit, daß nach einem ſehr durchdringenden Schrei der Schönen einer der Helden um ein vielfarbiges Gitter herumlief, das die Scheidewand der Schaubühne bildete, die Bande des Mannes zerſchnitt, worauf laute Schläge auf den Gong, ſowohl auf der Bühne als im Tempel, das Ende des Spectakels ankündigten. Bei dieſer Gelegenheit verbrannte man auf einer Art Altar, der vor dem Tempel aufgeſtellt war, eine Menge verſchiedenfarbigen Papiers.

In Erwartung, daß die Nacht bald völlig einbrechen würde, gingen wir in das Haus zu Ibram und meinem Führer, und waren hier in einem Augenblick von einer Schaar Indier und Mauren umgeben, welche mich zum Sitz auf einem Schämel einluden, mir eine Hufa reichten und dann um die Wette Muſcheln, Reiſe, Bambusſtöcke u. dgl. zum Kauf anboten. Obgleich ſie auf eine gottloſe Weiſe unſere Piaſter in Anſpruch nahmen, betrachtete ich doch den lebendigen ſchönen Haufen mit Vergnügen, ſog den aromatiſchen Duft des Huccha ein und erfriſchte mich mit Kokosmilch. Als es völlig dunkel geworden war, ſchlenderten wir abermals in der Stadt umher, denn Abends beim Mondſchein iſt ſie beſonders ſchön. Alles, was bei Tage durch ſeine Unreinlichkeit einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte, war durch die Dunkelheit verdeckt. Im chineſiſchen Theil war die Thätigkeit noch nicht zu Ende; in den von Lampen erhellten Buden ſchneiderten, ſchuſterten, hobelten und ſchmiedeten die arbeitſamen Söhne des himmliſchen Reichs wie bei Tage; vor den Götterbildern brannten mit Papier verzierte Wachskerzen, in den Capellen waren leichte, mit durchſichtigem Papier überzogene und mit Drachenbildern bemalte Laternen angezündet, und in den Fruchtläden brannten Laternen, die aus ausgehöhlten Ananas gefertigt waren. Weiterhin in den Straßen der Moslems und Hindus wandelten die wohlgebauten Geſtalten in weißen Tuchbanen hin und her, oder ſammelten ſich um die mit einer Menge kleiner Lampen erleuchteten Moſcheen und Tempel. Wir blieben am Eingang in einer Moſchee ſtehen; die mit uns bekannten Mollas kamen uns entgegen, brachten Blumen, und ſchlugen uns dann vor, in das Innere der Moſchee einzutreten, unter dem Beding, unſere Fußbekleidung auszuziehen. Wir ließen uns natürlich nicht lange bitten, zogen die Stiefel aus und traten ein. Nachdem wir vor dem moslemitiſchen Heiligthum das gewöhnliche Salam gemacht, legten wir in das Käſtchen mit einer Oeffnung, worein die milden Gaben kommen, einen Piaſter. Das Innere der Moſchee bot nichts Beſonderes dar: die Mauern waren nackt und weiß, und rechts ſtand das Modell einer Fregatte, wobei mein Führer mir die Erklärung gab, daß ſie einmal im Jahre völlig ausgerüſtet und zur Zeit des Feſtes zu Ehren Haſſans und Huſſeins im Triumph in der Stadt herumgetragen werde. Als wir uns einige Minuten umgeſehen, traten wir hinaus, und die Mollas, deren Achtung für uns ungemein geſtiegen war, luden uns ein, in einem Vorplatz auf einen Schämel uns niederzuſetzen. Eine ungeheure Menſchenmenge ſammelte ſich auf der Straße und am Eingang und blickte uns mit Neugierde an. Inzwiſchen bewirthete uns der oberſte Molla, Scheich Abdul Chadre, ein Greis von höchſt ehrwürdigem und wohlgefälligem Aeußern, der von den Rechtgläubigen in Pulo Pinang wie ein Heiliger verehrt wird, mit Scherbet, und ſtellte eine halbnackte Mißgeburt mit einem ungeheuren Fächer oder Punka vor uns, der dann auch im Schweiße ſeines Angeſichts aus allen Kräften uns befächelte. Nachdem wir uns noch einige Minuten unterredet hatten, erhoben wir uns und gingen weiter. Der Theaterplatz war angefüllt mit Volk, das chineſiſche Abendſchauſpiel in vollem Zuge, der Platz, das Theater, die auf der Schaubühne ſich bewegenden und Fratzen ſchneidenden ſeltſamen Figuren in den buntſcheckigen Coſtümen und mit bemalten Geſichtern, die zahlloſen Haufen verſchiedenfarbiger und verſchiedenartiger Zuſchauer, — alles dieß beleuchtet von dem fahlen rothen Licht der Lampen und Fackeln, hatte etwas Phantaſtiſches, Zauberhaftes. Der Rauch der Lampen ſtieg in Säulen empor, die Muſikanten ſpielten aus allen Kräften, häufige Schläge auf den Gong erſchütterten die Luft, und das Ohr eines Mozart oder Roſſini wäre auf das unbarmherzigſte zerriſſen worden, für mich aber, einen Fremdling aus dem fernen Norden, der auf einmal in dieſe ſeltſame, für mich völlig neue Welt unter den prachtvollen tropiſchen Himmel verſetzt war, für mich war alles dieß reizend und alles feſſelte die Einbildungskraft durch die Seltſamkeit und Neuheit der Scene. Nachdem wir uns ſatt daran geſehen, kehrten wir auf unſer Fahrzeug zurück. Am andern Morgen um 8 Uhr kamen die Mollas, um uns zu beſuchen, und brachten eine Menge Früchte und Blumen mit. Ich beſchenkte ſie, händigte ihnen eine gute Anzahl Piaſter für die Armen ein, und wir ſchieden als die beſten Freunde. Um 10 Uhr lichteten wir die Anker und mit Bedauern blickten wir zurück auf das geſegnete Land. (Schluß folgt.)

*) Die Rolle der Frau ſpielte ein junger Chineſe.

Gold und Silber in Frankreich und England. In der Sitzung der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften der franzöſiſchen Akademie vom 22 April las Hr. Leon Faucé eine Abhandlung über das Münzſyſtem in Frankreich vor, und ſprach ſich darin für das Gold als einen beſſern Werthmeſſer wie das Silber aus. Bekanntlich ſtrömt in Folge der verſchiedenen Münzſyſteme das Gold nach England, das Silber nach Frankreich. Vom Jahre 1816 bis 41 hat ſich der Vorrath an Goldbarren in Frankreich um 440 Mill. vermindert, aber um zwei Milliarden an Silber vermehrt. Entgegengeſetzt, aber in gleichem Verhältniß, war die Zunahme des Goldes in England groß, und ebenſo die Abnahme des Silbers. Hr. Faucé glaubt der Ueberfluß an Silber und der Mangel an Gold könne Frankreich große Verlegenheiten bereiten. (Echo du Monde Savant vom 30 April.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1843.

Aberglaube der Walachen.

Zweiter Artikel.*)

Der Murony.

Die grauenvolle Sage von den Vampyren ist, wie überhaupt im östlichen Europa, so auch bei den Walachen allgemein verbreitet.

Der Vampyr — oder wie ihn die walachische Sprache nennt, der Murony — geht aus der Verbindung zweier unehelich gebornen Wesen hervor; aber auch ein anderer, den ein Murony getödtet hat, kann wieder ein solcher werden, daher holt man zu jeder walachischen Leiche, gleichviel welches Alters und Geschlechts der Verstorbene gewesen sey, sobald sie gewaschen und angekleidet ist, ein altes Mütterlein, das sie weiht und mit einer geheimnißvollen Mischung salbt. Auch ein anderes Mittel wendet man häufig an, um den furchtbaren Lebenskeim zu ertödten, womit der Biß des Murony seine Beute vergiftet: man schlägt dem Hingeschiedenen einen Nagel durchs Herz.

Maaßregeln dieser Art werden insbesondere dann für nothwendig gehalten, wenn ein sonst gesunder Mensch plötzlich hingestorben ist. Ob eine Spur vom Bisse des Murony wahrzunehmen sey, thut eigentlich nichts zur Sache, da dieses räthselhafte Wesen zwar für gewöhnlich einem Menschen gleicht, aber nach Belieben sich in jedes, auch das kleinste Thier verwandeln kann. Es wählt hiezu vornehmlich die Gestalt von solchen Thieren, die allgemein als höllisch gelten, wie Hunde, Katzen, Eulen, Spinnen, Flöhe, Läuse u. dgl.

Priculics. Priculicsone.

Der Priculics, welcher auch als weibliches Ungethüm, als Peiculicsone gedacht wird, ist eine Abart des Murony, und scheint im Aberglauben der Walachen fast eine noch wichtigere Rolle zu spielen als dieser. Er durchschweift bei Nacht Weiden und Triften, tödtet alle Thiere, welche ihm begegnen, wie Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, und saugt ihnen die guten Säfte aus, weßhalb er immer, so alt er auch wird, ein gesundes, blühendes Aussehen hat.

Wie der Murony trägt er menschliche Gestalt, und ein vollsäftiger, gut aussehender Mensch kann leicht in den Verdacht kommen, daß er bei nächtlicher Weile das Gewerbe des Priculics treibe. Als untrügliches Zeichen hievon nimmt der Walache den Hundsschweif an, in dem sich der Rückgrat eines solchen Wesens fortsetzt. Erst vor fünf Jahren haben die Einwohner eines Dorfes in meiner Nähe mit Gewalt durchgesetzt, daß einer von ihren Mitbürgern sich untersuchen lassen mußte, ob sein Körper nicht jenen verrätherischen Auswuchs zeige. Die Sache machte großes Aufsehen, und am Ende waren sogar das Comitat und der Bischof genöthigt, sich darein zu legen. Nur die Wachsamkeit der Ortsvorstände und der Eifer der Geistlichen sind im Stande zu verhüten, daß nicht zuweilen ein Unglücklicher diesem furchtbaren Wahne zum Opfer falle.

Jam bei Weißkirchen, im Banat.

Arthur Schott.

*) Vergl. das Ausland vom Jahre 1842, Nr. 290.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Streluа.

(Fortsetzung.)

Man hatte mir schon viel von den Orgien russischer Officiere erzählt; namentlich waren die Garderegimenter wegen der Ausschweifungen ihrer mit dem Porte-epée Versehenen bekannt und genannt.

Unter der Zahl meiner Petersburger Bekanntschaften befanden sich wohl mehrere Gardeofficiere, namentlich von den höher Graduirten, indessen stand ich ihnen gesellschaftlich immer nur fern, so daß mir keinerlei Urtheil in Bezug auf die angedeuteten Beschuldigungen zustand. Ich spiele ungern Karten, liebe die Würfel nicht im entferntesten, weiche Trinkgelagen in der Regel aus und habe niemals besonders gern Quadrillen vollzählig machen helfen; wie hätte ich näher mit russischen Gardeofficieren zusammen kommen sollen? Ich sollte Petersburg jedoch nicht verlassen ohne daß mir der Zufall Gelegenheit

Digitized by Google

gegeben, wenigstens eine Erfahrung auch in dieser Beziehung zu machen.

An einem schönen Februartage des Jahres 183*, wo die Sonne so hell und warm schien, als müsse der Winter gezwungen werden, sein weißes, eisiges Kleid abzuwerfen, während er kaum Anstalten machte, auf den Metalldächern der Petersburger Häuser einige Schmelzversuche anzustellen — denn was die Sonne etwa gut machte, verdarb die Luft aus Sibiriens Gefilden, berüchtigten Andenkens — an einem jener herrlichen Nordlandstage trat der junge, liebenswürdige Diplomat, Baron S. bei mir ein und fragte: „ob ich für heute dringend engagirt sey?" Auf mein Verneinen hieß es dann: „er bitte mich in seinem und seines Bruders Namen eine kleine Abschiedsfête, die letzterer beim Traiteur in Strelna seinen Freunden gebe, mit meiner erheiternden Gegenwart zu beehren." Die Partie war etwas entfernt und frostig, daher suchte ich mich zu entschuldigen, allein man war so liebenswürdig zu behaupten, der Bruder — welcher als Capitän der *schen Garde eben den Abschied genommen und nun im Begriff stehe, Petersburg wo nicht für immer, so doch auf sehr lange zu verlassen, da er sich auf die Güter in Kurland begeben wolle, um von dort aus ins Ausland zu reisen — habe ganz besonders gewünscht, mit mir noch einen Abend froh hinzubringen. Der deutsch-russische Adel besitzt unwiderstehlich liebenswürdige Manieren, und ich mußte nachgeben.

Capitän von S. ließ mich bitten, mit ihm in seinem Reiseschlitten abzufahren, und sein Bruder, der Diplomat, bat sich meine Begleitung auf dem Rückwege aus, meine eigene Equipage entbehrlich zu machen, da es ohnedieß am Platze zum Unterbringen der Pferde mangeln dürfte.

Ich fuhr also verabredetermaßen gegen 2 Uhr Mittags in die Italianskaja (italienische Straße), wo mein abreisender Bekannter wohnte, und nachdem wir ein in Bereitschaft gehaltenes Gabelfrühstück verzehrt, fuhren wir nach der Jämskoi (Postbauernstraße), um daselbst die Abfahrt der Troika (Dreigespann) zu betreiben. Es herrscht nämlich in Petersburg die Eigenthümlichkeit, daß die Post sich gar nicht um Postvorgespann oder sogenannte Extrapost kümmert. Der Reisende löset seine Podoroschna (Postpaß) für die ganze Reise, und muß sich nun selbst bis auf die erste Station vor der Hauptstadt zu bringen suchen, woselbst die Posthalter wieder verpflichtet sind, Vorgespann zu besorgen.

Dank sey es dem Geschick und der Betriebsamkeit des Denschtschiks (Burschen) meines Begleiters, wir kamen bald von der Stelle, und mit Windeseile rissen uns die Postklepper auf der spiegelglatten Bahn des Peterhof'schen Weges fort. Wir waren beide in warme, dicke Pelze gehüllt, die sich trotz der Sonnenwärme ganz wohl ertragen ließen, denn ein steifwehender Nordostwind sorgte für mehr als genügende Abkühlung der Luft; die Temperaturnachrichten, welche er aus Sibirien brachte, lauteten auf dort herrschende, liebenswürdige vierzig Grädchen mindestens.

Wie einförmig jetzt die im Sommer so viel Abwechslung gewährende Straße ist! Die Anatomie der Bäume allein bildet mit den verschiedenartigen Formen der Landhäuser einige Zerstreuung. Die See bietet jetzt nichts als eine eintönige, weiße Fläche dar, über welche sich nur eine gelbbraun schimmernde Haarlinie zieht, hie und da mit dunkeln, beweglichen Punkten besetzt. Es ist der Fahrweg von Petersburg nach Kronstadt und Oranienbaum über das Eis des Meerbusens. Kronstadt selbst erscheint vermöge der klaren Luft um die Hälfte näher als im Sommer. Die Straße auf der wir uns befanden, war nur wenig belebt, doch begegneten uns einzelne, kleine Schlittenzüge, die Proviant und andere Dinge der Hauptstadt zuführten. Ein Pferd tritt genau in die Fußstapfen des vorhergehenden, daher auch das Holperige, Stufenförmige jedes Weges, auf dem viele solcher Fuhrwerke gehen, wenn lange kein Schnee gefallen ist; man fährt wie auf einem fortwährenden Knüppeldamme und wird wie auf Wellen geschaukelt. Eine höchst unangenehme Empfindung!

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Peking.

Das chinesische Heer und die chinesischen Kriegsübungen.

(Schluß.)

Man kann daraus abnehmen, wie furchtbar das chinesische Heer ist, aber die Artillerie der Chinesen befindet sich in einem noch kläglichern Zustande. Ich übergehe den schlechten Guß der Geschütze und bemerke bloß, daß die Kanonen der chinesischen Artillerie gar keine Laffetten haben und auf zerbrechlichen Bauernwagen fortgeführt werden, eben so wie die Kugeln und das Pulver. Wenn man sich zum Schießen anschickt, so werden die Kanonen auf die Erde gewälzt und hölzerne Klötze darunter geschoben. *) Namentlich bemerkenswerth sind die von dem Kaiser vorgenommenen Revuen der Artillerie: man schafft zeitig die zur Revue bestimmten Kanonen zur Stelle, legt sie in einiger Entfernung von einander auf den Boden nieder und stellt Scheiben vor denselben auf, dann beginnt man zu feuern und rückt die Kanonen so lange hin und her bis die Kugeln gerade das Ziel treffen; in dieser Lage bleiben sie dann bis zur Ankunft des Kaisers. Die Kanoniere, die zu jeder Kanone gehören, werden in besondern, hinter den Kanonen aufgeschlagenen Zelten untergebracht, und bleiben hier die ganze Zeit der Revue hindurch versteckt, weil nach der chinesischen Etikette kein Unterthan, außer den dem Kaiser zunächst stehenden Personen, seinen Beherrscher sehen darf. Wenn der Kaiser geruht das Feuern aus irgend einer Kanone anzubefehlen, so läßt man es im Zelte wissen, aus welchem nun die zur bezeichneten Kanone gehörigen Kanoniere hervorkommen und den Befehl vollziehen. Gewöhnlich läßt der Kaiser aus der ersten Kanone feuern, und darum ist diese sorgfältiger ge-

*) Diese Schilderung datirt aus der Zeit vor dem englisch-chinesischen Kriege, denn während dieses letztern haben die Chinesen bekanntlich bedeutende Fortschritte gemacht. A. d. R.

Digitized by Google

richtet und man hat die erfahrensten Kanoniere daran gestellt. Manchmal aber ereignet es sich, daß der Kaiser ganz unerwartet eine andere Kanone bezeichnet, und nun beginnt eine gräuliche Verwirrung; Kanoniere laufen aus verschiedenen Zelten herbei, drängen sich in großer Zahl um das eine Geschütz, hindern einander und der Schuß geht immer fehl. In einem solchen Falle straft der Kaiser, erzürnt über die Ungeschicklichkeit seiner Artilleristen, alle Soldaten vom ersten bis zum letzten, und ordnet einen Unterricht bis zur nächsten Revue an. Wenn die Kugel gerade das Ziel trifft, erhalten die Artilleristen Geldbelohnungen und die Oberbefehlshaber werden belobt. Solche Revuen finden gewöhnlich einmal oder zweimal im Jahre statt. Die Festungsartillerie der Chinesen ist seit vielen Jahrzehnten außer aller Thätigkeit, ihre verrosteten Kanonen liegen alle auf dem Boden, und sind größtentheils zur Hälfte in die Erde gesunken, so daß man ihre Mündungen kaum sehen kann, und andere sind gar mit Gras überwachsen.

Die chinesische Flotte kann nur auf den Flüssen und an den Seegestaden operiren, weil die Schiffe fast alle flachbodig sind. Wenn ein solches Fahrzeug sich auch nur etwas vom Ufer entfernt, so ist es alsbald verloren, theils in Folge des Baues der Schiffe selbst, theils durch die Ungeschicklichkeit der Seemänner. Die Chinesen fühlen auch die Schwäche ihrer Flotte, und lassen sich darum selten auf eine Seeschlacht ein, sondern nehmen ihre Zuflucht gewöhnlich zu andern Vertheidigungsmaaßregeln, als Befestigung der Ufer, Versperrung der Fahrwasser, Versenken großer mit Stein beladener Schiffe ꝛc.

Das Schicksal des chinesischen Soldaten ist äußerst günstig: vom Tage seines Dienstantrittes an ist er aller Sorge ledig; Reis erhält er so viel, daß er stets davon verkaufen kann, sein Sold reicht für die bescheidene Soldatenkleidung hin und sogar zur Befriedigung einiger kleinen Luxusbedürfnisse. Der Dienst ist sehr leicht. Er muß zuweilen bei dem Unterricht sich stellen, wo er fünf- bis sechsmal mit dem Bogen schießt; damit ist die ganze Sache vorbei, und die übrige Zeit hat er völlig frei; zweimal im Jahre muß er der allgemeinen Revue anwohnen, und außerdem noch gewisse Wachtdienste thun, aber auch diese letzte Arbeit wissen sich die Soldaten zu erleichtern: sie haben einige unter sich ausgewählt, denen sie einen Theil ihres Soldes abtreten, wofür diese letztern die Verpflichtung übernehmen, stets auf den Wachtstuben zu wohnen. Uebrigens stellen die Chinesen keine Schildwachen, in dem Sinne wie wir das Wort verstehen, aus, und die ganze Obliegenheit der Wachthabenden besteht darin, auf der Wachtstube den vollen Bestand der Uniform-Mützen zu behalten, und nicht alle zugleich aus der Wachtstube hinwegzulaufen; die Fehlenden werden dann häufig im Nothfall durch den nächsten besten, welcher auf der Straße läuft, ersetzt.

Obwohl es in Peking Casernen gibt, so genießen die chinesischen Soldaten doch völlige Freiheit in ihrem häuslichen Leben: es ist ihnen freigestellt in Casernen oder freien Quartieren zu wohnen, und da in den Casernen der Raum außerordentlich beschränkt ist, so wohnen nur die armen darin; jeder aber, der irgend etwas außer seinem Sold sich erwerben kann, wohnt in einem gemietheten Quartier. Ihre Kleidung unterscheidet sich in nichts von der anderer Leute, ihre Dienstpflicht drückt sie nicht sonderlich und jeder beschäftigt sich nach Gefallen mit irgend einem Gewerbe, wenn ihn nicht eine natürliche Neigung zur Trägheit abhält. Auch die, welche fortdauernd in den Wachhäusern wohnen, führen ein ganz müßiges Leben. Die Soldaten stehen um 7 oder 8 Uhr Morgens auf und trinken ihre Tasse Thee, den sie für den ganzen Tag in einem eigenen Theekessel kochen. Dieser Thee heißt Sjan-pjan, ist bei der armen Classe des Volks im allgemeinen Gebrauch, und das Pfund von der geringsten Sorte kostet nur 6 bis 7 Groschen. Um 9 Uhr essen die Soldaten: ihr Tisch ist natürlich nicht luxuriös und besteht aus in Wasser gekochtem Reis, den sie von der Regierung erhalten, und einem grünen Gemüse mit einigen Loth Hammel- oder Schweinefleisch. Ochsen zu schlachten ist in China durch das Gesetz verboten, aber auch das Schwein- und Hammelfleisch ist ziemlich theuer (8—16 Groschen das Pfund); darum gibt es Leute, die bis in ihr hohes Alter nie Fleisch gekostet haben, und die ärmere Classe kauft Fleisch und Speck lothweise. Suppe und Grütze kochen sie ohne Salz, und um den süßlichen Geschmack zu unterdrücken, gebrauchen sie beim Essen Sjan-zai (gesalzene Zuspeisen), d. h. verschiedene stark eingesalzene und manchmal getrocknete Früchte. Dieß ist das tägliche Mahl der Soldaten und des niedern Volks überhaupt. Uebrigens gestatten sie sich manchmal einen guten Bissen, und kochen statt der Grütze Fadennudeln, eines der beliebten Nationalgerichte. Die Zubereitung dieser Schüssel ist äußerst einfach: sie rühren das Mehl mit Wasser an, und um dem Teig die nöthige Festigkeit zu geben, mischen sie etwas Sesamöl darunter; dann wird der Teig zu äußerst dünnen Cylindern gerollt und im siedenden Wasser gekocht. Das gemeine Volk ißt diesen Teig ohne Salz gekocht, nimmt nur etwas schwachen Essig dazu und ißt gesalzene Zuspeisen; bei Reichen wird zu den auf ganz gleiche Weise bereiteten Nudeln eine besondere Sauce aus Schweinefett, getrockneten Bitzen u. dergl., welche ebenfalls einen säuerlichen Geschmack hat, gegeben. Man kann daraus ersehen, wie geschmacklos die Nudeln für einen ungewohnten europäischen Gaumen seyn müssen; es ist einfach gekochter Kleister mit Essig. Wenn der Soldat gegessen hat, geht er hinaus vor die Thüre, setzt sich auf einen kleinen Schemel und raucht einige Stunden lang seine Pfeife, oder er geht in irgend einen Tempel auf dem Markte, nach irgend einer der Hauptstraßen, wo Buden aufgeschlagen sind, in denen Erzähler sitzen und fertige Kleider verkauft werden. Wenn er so den ganzen Tag hingebracht hat, kehrt er gegen Abend nach Hause zurück, und legt sich um neun Uhr schlafen. Entlassungen aus dem Dienste finden keine statt, und die Soldaten selbst würden es für das größte Unglück halten, wenn man sie entließe und ihres Soldes und der Reisration beraubte. Beförderungen finden gleichfalls keine statt, denn der Soldat bleibt immer Soldat.

Zu Officieren rücken die Kinder der Kriegsbeamten und die der Ackerbauer vor, welche die gesetzliche Prüfung sowohl hinsichtlich der Stärke und Gewandtheit, als in den nöthigen

Digitized by Google

Kenntnissen bestanden haben. Der militärischen Rangclassen sind, wie der bürgerlichen, sieben; die Officiere der 7ten, d. h. der niedersten Classe, tragen auf ihren Mützen einen goldenen Knopf, die der 6ten einen weißen, undurchsichtigen, die der 5ten einen weißen, durchsichtigen, die der 4ten einen blauen, undurchsichtigen, die der 3ten einen blauen, durchsichtigen, die der 2ten einen rothen undurchsichtigen, und die der ersten einen rothen durchsichtigen Knopf. Orden und Medaillen gibt es in China nicht, und die ganze Auszeichnung besteht in einer Pfauenfeder, welche hinten an die Mütze befestigt wird und etwas hinabhängt. Die Officiere haben ohne Ausnahme die Feder mit einer Schleife, und nur für irgend eine besonders ausgezeichnete That erhalten sie zwei oder drei Schleifen. Ihr Sold ist sehr ärmlich, und da sie durchaus keine Nebeneinnahmen haben, so leiden sie oft an allem Mangel, und nicht selten geschieht es, daß der Officier, wenn er ausrücken soll, die Kleidung der einen Jahreszeit versetzen muß, um mit einer der laufenden Jahreszeit entsprechenden Kleidung ausrücken zu können. Bei Feldzügen verbessert sich ihr Loos einigermaßen; sie erhalten hier ihren Tisch und Vorspann vom Staate, und wissen sich nebenbei noch einige, freilich ungesetzliche Vortheile zu verschaffen. Solche Einkünfte sind oft so groß, daß einige Officiere, die als Bettler ins Feld zogen, mit einem ziemlichen Capital zurückkehrten.

Die im Kriege verwundeten Officiere erhalten vom Staat eine ziemlich beträchtliche Unterstützung, und wenn einer fällt, wird seine Leiche auf Staatskosten nach seiner Heimath gebracht, damit sein Staub neben dem Staube seiner Vorfahren ruhe; auch wird zur Vollziehung der Begräbnißceremonie bis zu 400 Thaler beigesteuert. Außerdem erhält der älteste Sohn des Gefallenen, auch wenn er noch in der Wiege läge, sogleich den Knopf des fünften Ranges und die demselben entsprechende Besoldung. Wächst der Knabe heran und zeigt sich zum wirklichen Dienste tauglich, so beginnt er denselben mit dem fünften Range und steigt allmählich zu den höhern Graden auf. Ist er zum Dienst nicht tauglich, so wird er, auch wenn er gar kein Amt bekleidet, zeitlebens zum fünften Range gerechnet, und erhält den entsprechenden Gehalt. Wenn ein gemeiner Soldat im Kriege fällt, so wird manchmal nur sein Zopf in die Heimath gebracht und mit denselben Ceremonien beerdigt, wie sie der ganzen Leiche gebühren, sein Sold aber geht auf den ältesten Sohn über; tritt dieser Sohn selbst in den Dienst, so geht diese Pension auf den nächsten Sohn über, und so weiter selbst bis auf die Enkel.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Schluß.)

Vor der Besitznahme Singapurs durch die Engländer war Pulo Pinang ein Freihafen und der Haupthandelspunkt zwischen Indien und China. Die Rechte eines Freihafens besitzt es zwar noch jetzt noch, aber seine Bedeutung ist gefallen, und die Einnahmen reichen nicht zum Unterhalt der Colonie hin. Singapur, das in den letzten 20 Jahren groß geworden ist, bestreitet nicht nur seine eigenen Kosten, sondern auch noch die von Pulo Pinang und Malacca. Jetzt ist der Handel von Pulo Pinang nur noch dadurch belebt, daß viele Schiffe hieher kommen, um sich mit Wasser zu versehen, und Federvieh nebst andern Lebensmitteln einzunehmen, welche hier viel wohlfeiler sind als in Singapur. Die gesunde Luft der Berge von Pulo Pinang, deren frische und kühle Temperatur auf die Gesundheit den wohlthätigsten Einfluß hat, lockt viele Europäer hieher, welche durch das schwüle und ungesunde Klima anderer Länder Indiens leiden. Hinsichtlich des Reichthums seiner Naturerzeugnisse ist Pulo Pinang vielleicht die erste Insel der Welt; Muscatnüsse, Zimmt, Nelken und Pfeffer wachsen hier üppiger als irgendwo, und außerdem gedeihen hier Kokosnüsse, Zucker, Indigo, Nilam, Gambier, Reis, Tabak, Kaffee, Baumwolle, Betel, Arekanüsse, Nepah, Mais u. s. w. vortrefflich. Die Einkünfte der Insel bestehen aus der Grundsteuer und einer Abgabe vom Verkauf des Betels, des Opiums und der starken Getränke, sie reichen aber, wie schon bemerkt, zur Bestreitung der Ausgaben nicht hin.

Die Art, wie die Engländer in den Besitz dieser prächtigen Insel kamen, ist folgende: Im Jahre 1789 gab der alte Sultan von Quedah Pulo Pinang seiner Tochter, die einem Capitän Light heirathete, als Mitgift. Light trat alle seine Rechte der Compagnie ab, die den Punkt sehr geeignet zur Anlegung eines Entrepots zwischen Indien und China fand, und aus Bengalen eine Abtheilung Soldaten nebst einigen Kaufleuten zur Besitznahme der Insel absandte. Im Jahre 1805 war daselbst schon eine regelmäßige Regierung eingerichtet. Der Sultan von Quedah, welcher kurz nach der Uebergabe von Pulo Pinang von seinen Nachbaren, den Siamesen, beunruhigt wurde, bat die Engländer um Hülfe, wofür er ihnen einen Theil seines eigenen Landes am Ufer nebst einigen Inseln abtreten wollte, unter der Bedingung, daß man ihm eine jährliche Pension ausbezahle. John Bull fand dieß ganz erwünscht. Die Engländer schlossen mit dem Sultan einen Vertrag, welcher heilig und unverbrüchlich gehalten werden sollte, „so lange Sonne und Mond nicht aufhören wiederzukehren.“ In Folge dessen erhielt der Sultan von Quedah Hülfe, und die ostindische Compagnie verpflichtete sich ihm jährlich 10,000 spanische Thaler zu zahlen. Der Sultan trat ihr dafür einen Strich Landes am Ufer von Malacca von 35 Meilen in der Länge und 4 in der Breite ab. Der Sultan erhielt seine Pension und lebte ruhig in Malacca bis zum Jahre 1835. Um diese Zeit kamen die Engländer auf den Einfall sich Malacca zuzueignen und den gesetzlichen Beherrscher desselben in Georgetown auf Pulo Pinang unter Aufsicht zu halten. In der Folge wurde er auf sein Ehrenwort entlassen und lebte zu Delli auf Sumatra. Aber auch hier genoß er nicht lange der Freiheit: die Engländer argwöhnten er möchte Bündnisse schließen, um wieder in den Besitz seiner Länder auf Malacca zu gelangen, und schickten eine Corvette ab mit dem Befehl, den alten Sultan mit Gewalt einzuschiffen und nach Pulo Pinang zu führen. Von Pulo Pinang brachte man ihn nach Singapur, wo er auch in hohem Alter starb. Seine Söhne wollten die Leiche ihres unglücklichen Vaters in Malacca begraben und brachten sie dahin, dem Leichenzug traten aber hier Soldaten entgegen, und der befehlhabende englische Officier erklärte dem Sohne des Sultans, daß er durchaus nach Singapur zurückkehren müsse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1843.

Die theoretische Nationalökonomie im englischen Parlament.

Bei Gelegenheit des Mißglückens der Handelsunterhandlungen mit Brasilien und Portugal machte, wie die Zeitungen melden, der durch seine staatsökonomischen Schriften bekannte Ricardo den abstracten Vorschlag: „daß man die Erniedrigung der Einfuhrzölle nicht von unsichern Handelsunterhandlungen abhängig machen solle.“ Erwägt man den Stand der Handelsfragen in England, so enthält der Vorschlag allerdings ein ganzes und zwar wohlüberlegtes System, und in diesem Sinne wurde er auch von Lord John Russell und Lord Howick aufgefaßt. Der Mehrzahl der Mitglieder war derselbe jedoch gar nicht mundgerecht, und die Minister hatten leichtes Spiel den Vorschlag verwerfen zu lassen, und zwar mit einer großen Majorität. Die verwickelten Handelsverhältnisse Englands vertragen allerdings kaum eine systematische Behandlung, und der Vorschlag hätte, obgleich sein Schicksal, wie die Sachen einmal stehen, nicht zweifelhaft seyn konnte, wahrscheinlich mehr Anklang gefunden, wenn er eine praktischere Form gehabt hätte; allein es ist darum nicht minder merkwürdig, daß ein Mann wie Ricardo einen so abstracten Satz als Norm des künftigen Verfahrens aufstellen, und daß derselbe Vertheidiger wie Howick und Russell finden konnte, denn dieß beweist, bis zu welcher Klarheit allmählich in England durch die lange und eifrige Besprechung diese Handelsfragen gediehen sind. Das Mercantilsystem, welches nur Waaren aus- und möglichst viel baar Geld einführen will, ist in England, wie so manches andere, erschöpft und zum Fluch geworden, die Erkenntniß ist zum Durchbruch gekommen, daß, wenn die Einfuhr da ist, die entsprechende Ausfuhr in natürlicher Folge nachkommen müsse, wenn nicht das Land schnell verarmen soll, und wir sehen daher jetzt, wie England bemüht ist mit China auf einen Fuß zu kommen, der diesem Lande gestattet mehr Waaren einzuführen. Die ächten Kaufleute Englands sind gegenwärtig in der That mehr darauf bedacht, die Mittel ausfindig zu machen, wie England mehr Waaren aus China beziehen kann, in der sichern Ueberzeugung, daß es an Waaren, um solche chinesische Erzeugnisse zu bezahlen, nicht fehlen wird. Was aber in Bezug auf China wahr ist, ist es auch in Bezug auf Nordamerika und Brasilien: läßt man die Stapelwaaren derselben zu, so werden diese ihre natürliche Bezahlung in englischen Manufacten finden, aber das Interesse der Gutsbesitzer stemmt sich gegen die Zufuhr des wohlfeilen amerikanischen Korns, und das Interesse der westindischen Pflanzer gegen die Zulassung von Zucker und Kaffee. Entschlösse sich England in diesen beiden Beziehungen nachzugeben, so würden sich die Handelsverhältnisse ganz von selbst ordnen, und dieß ist der Sinn des Antrags von Ricardo. Diese Erklärung hat auch Hr. Cobden, der Wortführer der Anticornlaw-League, ohne alle Umschweife gegeben. Wenn einmal die Fragen so klar und jedem verständlich durchgebildet sind, so kann die Lösung nicht mehr lange ausbleiben; das hat das Beispiel Nordamerika's in Betreff der Banken gezeigt, denn jetzt sind alle Sophismen, womit man eine Wiederherstellung der Nationalbank bevorwortete, gänzlich nutzlos geworden: die Frage ist durchgesprochen und bis auf ihre einfachsten Verhältnisse zurückgeführt worden. Das ist der Triumph der wissenschaftlichen, oder wie die Engländer sagen, der philosophischen Bildung unserer Zeit.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Streina.

(Schluß.)

Die 17 Werst bis Streina legten wir in weniger als einer Stunde zurück, und fanden in der Restauration des dasigen Posthauses bereits über ein Dutzend ehemaliger Cameraden von S. um einen Würfeltisch versammelt, auch der jüngere S. war bereits vor uns angelangt; er schien heute den Wirth zu machen, und da er meine Abneigung gegen alles Spiel, namentlich gegen Würfel kannte, so machte er mich nur kurz mit den Anwesenden bekannt. Es waren fast lauter junge Officiere aus bekannten Familien, allein nur vom Stabscapitän v. L...r war ich einigermaßen näher gekannt. Dieser schied sogleich von der Partie, steckte sein Geld ein und nahm

Digitized by Google

mich unter dem Arm indem er sagte: „Kommen Sie, ich muß Ihnen doch mein neues Pferd zeigen, ein göttliches Thier, ächt arabischer Race!“ Schöne Pferde sehe ich gern, darum folgte ich meinem Führer nach den Ställen. Unterwegens fragte er mich ganz befremdet: „Aber mein Gott! wie kommen Sie zur heutigen Gesellschaft? da werden Sie schwerlich Ihre Rechnung finden, denn es wird nur getrunken, viel getrunken, toll getrunken und zwischen hinein gespielt werden!“ Ich berief mich auf des jüngern S. dringende Einladung, und L. lachte mich herzlich aus, denn er behauptete, der junge, diplomatische Schelm habe mich wahrscheinlich wegen meiner bekannten Zimperlichkeit in Betreff des Trinkens und Spielens necken wollen. Darin konnte Wahres liegen, und ich dankte also v. L. für seine Aufmerksamkeit, indem ich ihn zugleich ersuchte, schlimmsten Falls mit mir eine Partie Piquet um eine Kleinigkeit zu spielen, wenn an keine Unterhaltung zu denken sey, womit der Liebenswürdige sich sogleich übereinverstanden erklärte.

Nachdem ich das in der That herrliche Roß meines Begleiters bewundert, machten wir noch einen kleinen Spaziergang im kreischenden Schnee auf der Straße, die das Dorf entlang führt, und betrittelten das Landhaus des Grafen Orloff, welches dieser mit ungeheuren Kosten im sogenannten gothischen, besser gesagt aber im Rococogeschmack hat aufführen lassen. Natürlich alles hölzern und im eigentlichsten Sinne verschnörkelt, anders kann man vernünftigerweise nicht darüber urtheilen; Einfachheit, die doch so schön und fast allein zur Natur paßt, sucht man in der Regel auf den russischen Landhäusern vergebens!

Bei unsrer Rückkehr hatte sich der Salon sehr gefüllt mit Ankömmlingen; es waren wohl an fünfzig Personen, darunter manche Bekannte von mir, mit denen ein halbes Stündchen durch Plaudern hingebracht wurde, während die allgemeine Theilnahme den Würfeltischen gewidmet war. Nach 4 Uhr setzten wir uns gegen sechzig Personen stark zur Tafel; v. L. hatte die Aufmerksamkeit mir zur Seite zu bleiben, und so war mir eine gute Unterhaltung gesichert. Als der Wein anfing auf die Köpfe zu wirken, wurde man allerseits sehr laut, und noch ehe die Hauptwaffe, der Champagner, erschien, gab es Händel zwischen ein paar Lieutenants, welche ernsthaft zu werden drohten. Da stand Capitän v. S., der heutige Festgeber auf, und erbat sich einen Augenblick Gehör; nicht ohne Mühe trennte man die Streitenden, und nach etwa 10 Minuten trat endlich Stille in der Gesellschaft ein. V. S. war ungewöhnlich ernst und forderte von den Anwesenden, sie möchten erlauben, daß er zum Abschiede ihnen eine gemachte Lebenserfahrung mittheilen dürfte, die er namentlich seinen Cameraden gewissermaßen als ein Vermächtniß zu hinterlassen wünsche. Man gelobte Stillschweigen und jemehr der Erzähler in seinem Vortrage fortschritt, um so seltener wurden kleine Unterbrechungen etwa durch Gläsergeklirr u. dergl.; alle folgten mit gespanntem Interesse nachstehenden Worten, die sich mir fest ins Gedächtniß prägten.

„Mehrere unter euch werden sich noch der schönen Gräfin Angeline **ta erinnern, wegen welcher ich eine Zeitlang viel von meiner Bekanntschaft zu leiden hatte und die mir stets nur schmerzliche Rückerinnerungen erregen kann. Sie wurde bei ihrem Onkel erzogen, der in Petersburg sonst ein großes Haus machte; ihr Eintritt in die Gesellschaft konnte in jeder Hinsicht glänzend genannt werden. Wer sie nur gesehen, denkt sicher noch mit Entzücken an die reizende Erscheinung, und wer das Glück ihres nähern Umgangs genossen, muß gestehen, daß sie ein Engel an Güte und Liebenswürdigkeit war. Nebenbei kannte man ihre Mitgift als eine fürstliche, so daß sie das Ziel der Bestrebungen einer großen Männerschaar ward, als sie eines Tages an der Hand ihres Onkels auf einem sehr glänzenden Balle erschien, welcher zur Feier ihres Eintritts in die Gesellschaft von dem Letztgenannten gegeben wurde. Ich war längst durch unsern damaligen Regimentscommandeur im Hause des alten **ki eingeführt und hatte dort auch Gelegenheit gehabt seinen einzigen Sohn kennen zu lernen, der als Lieutenant bei dem *ten Husarenregiment in * stand und zuweilen auf Urlaub nach Petersburg kam. Es war ein herrlicher Junge, voller guter Eigenschaften, allein mit einer unglücklichen Erregbarkeit von der Natur begabt. Diese trat ganz besonders hervor, wenn er ein Glas Wein genommen, daher sein alter Vater in steter Angst um ihn war. Daß er für einen der besten Fechter mit dem krummen Säbel galt und die Kugel seines Pistols ganz in der Gewalt hatte, trug nur wenig bei, den Alten zu trösten, denn dieser haßte alles Duell und war der heftigste Gegner desselben im Staatsrathe. Man kann sich leicht denken, wie ihm einige ruchbar gewordene Duelle seines Sohnes aus doppelten Ursachen zuwider seyn mußten.

„Der erste Anblick seiner unvergleichlich schönen Cousine reichte hin mich zu ihrem Sklaven zu machen, und ich verhehlte meine Gefühle so wenig, daß der alte **ki bald aufmerksam wurde, da er seine Nichte beständig im Auge hielt und die Bemerkung gemacht haben mochte, daß Angelinens Blicke, stets von den meinigen gesucht, öfter auf mir hafteten als auf andern jungen Leuten. Wie ich später erfuhr, hatte der Alte eine Verbindung seiner Nichte mit seinem Sohne im Sinne, und es schien ihm am gerathensten, die jungen Leute jetzt je eher je besser an einander zu bringen. Daher erschien eines Morgens plötzlich Alexander Stepanowitsch, Angelinens Cousin, bei mir, und machte mich mit dem Plane seines Vaters bekannt, der jedoch keineswegs mit den Wünschen und Neigungen des jungen Mannes im Einklange stand. Eine Jugendliebe hatte sich fortgepflanzt, und war dem überraschten Vater jetzt, da es zwischen beiden zu Erklärungen gekommen, gestanden worden.

„Daß ich die Sache kurz mache, meine Wünsche wurden durch den Beistand von Alexander Stepanowitsch unverhofft schnell gekrönt, und schon war der Tag meiner feierlichen Verlobung mit der reizenden Angeline festgestellt, als das neidische Geschick mein Lebensglück auf immer untergrub. Alexander Stepanowitsch kam eines Tages zu mir und forderte mich auf, sein Secundant in einem Duell auf Pistolen zu seyn, das er mit einem Officier des *tischen Gardecorps vorhabe wegen

Digitized by Google

einer Beleidigung beim Tanze in Gegenwart seiner Geliebten. Konnte ich anders als zusagen? Noch an demselben Tage ließ mich der alte **ki rufen; er hatte Nachricht von der Sache bekommen und verlangte von mir, ich solle das Duell verhindern. Welche Zumuthung! Ich konnte nur versprechen, alles aufbieten zu wollen, die Sache ohne Lebensgefahr auf beiden Seiten beizulegen, worüber der Alte zuerst höchst aufgebracht war und das Duell dem Kaiser anzuzeigen drohte. Nachdem ich ihn jedoch auf die für seinen Sohn daraus entspringenden, nachtheiligen Folgen aufmerksam gemacht, beruhigte er sich so ziemlich mit meiner ihm gegebenen Versicherung, den Zweikampf auf den Säbel feststellen zu lassen, worin er seinen Sohn Meister wußte und weniger für dessen Leben zu fürchten schien als bei der Kugel. Der Gegner hätte nämlich den Umständen zufolge den ersten Schuß gehabt. Als ich den alten **ki verließ, nahm er mich bei der Hand und sagte mit ganz ungewöhnlichem Ernste:

„„Ich sehe ein, daß ich Sascha (Alexander) nicht sogleich von hier entfernen darf, ohne seiner Militärehre zu schaden; ich weiß welch wahnsinnige Begriffe von Ehre unter euch Soldaten herrschen; allein ich sage dir, Fedor Dmitritsch, mache Dir nie eine Hoffnung in meine Familie zu treten, wenn aus diesem hirnlosen Zweikampfe Unheil entsteht, was Gott verhüte!““

„Vergebens versicherte ich, mein möglichstes thun zu wollen und bat die harte Bedingung zurückzunehmen, da ich endlich doch möglichenfalls nicht für einen betrübten Ausgang stehen könne und die Schuld eines solchen keineswegs mir zu tragen aufgebürdet werden dürfe. Der Alte blieb bei seinem Ausspruche, und ich begab mich sofort zum Gegner meines Freundes Alexander Stepanowitsch, den ich mit größter Mühe dahin brachte, vom Pistolenduell abzustehen, das ihm den Vortheil der im ersten Schusse lag zuwendete. Als ich einmal so weit war, veranstaltete ich eine Fête, wozu ich diesen Gegner nebst seinen Secundanten und einige in Ansehen stehende Oberofficiere bat. Beim Glase brachte ich die Leute so weit zuzugeben, daß die beiden Duellanten am bestimmten Tage eben nur eine Probe ihrer Fechtergeschicklichkeit ablegen sollten, wozu ich mit Mühe vorher die Zustimmung meines Freundes Alexander Stepanowitsch erlangt hatte. Endlich hatte ich meine Leute doch so weit, daß sie erklärten, sich beiderseits mit einer Genügeleistung der Form zufrieden zu stellen.

„Es war im Spätherbst, die Blätter hatten sich gefärbt und fielen auch schon ab, wie dieß denn bei hiesigem Klima rasch in der Natur herzugehen pflegt, als ich mit Alexander Stepanowitsch hier in Streina ankam. Ein sonderbares, ängstliches Vorgefühl hatte mich den ganzen Tag gepeinigt, und obgleich bei solchen Vorkehrungen nicht das geringste Unangenehme zu fürchten war, glaubte ich doch zum Richtplatze zu gehen. Wir erfuhren beim Traiteur, daß mehrere Officiere nach uns gefragt und hinterlassen, sie seyen immer zum voraus hinunter in den Park gegangen; auch habe man ein Diner für acht Personen bestellt, woraus ich leider ersah, daß man auf uns dabei mitgerechnet. Ich wollte nämlich sogleich nach abgemachter Sache mit meinem Freunde nach Hause fahren, weil Angeline mich dringend darum gebeten. Mein Schutzengel wandte mir den Rücken, als ich mir einfallen ließ, wir dürften die Zuvorkommenheit unserer Gegenpartei nicht wohl von uns weisen.

„Da unten im Park an der See liegt jetzt tief unterm Schnee ein breiter, ebener Rasenfleck von Bäumen umgeben, welcher ziemlich abgelegen vom Schlosse und den benachbarten Wohnungen als passend zu unserm Vorhaben, im voraus schon als Rendezvous ausersehen ward. Wir trafen dort den Gegner mit seinem Secundanten und vier Zeugen.

„Nach einigen gewechselten Artigkeiten gaben die beiden jungen Streiter, fast gleich geübt in der Behandlung des krummen Säbels, uns das Schauspiel ihrer ungewöhnlichen Geschicklichkeit, und nach sechs Gängen, während denen eben nur ein paar leichte Schrammen gegenseitig ertheilt worden, erklärte man sich für satisfacirt, ganz wie verabredet war. Mir fiel ein großer Stein vom Herzen! So nahe einem schönen Ziele, war dasselbe auf die beweglichste Wagschale gelegt.

„Bald saßen wir alle munter beisammen in dem Zimmer, welches an diesen Saal stößt; der Champagner floß in Strömen, und wir waren sammt und sonders höchst aufgeregt. Ich plauderte eben mit meinem Tischnachbar von der letzten polnischen Campagne, die wir beide mitgemacht, und achtete gerade wenig auf Alexander Stepanowitsch, als dieser plötzlich vom Tische aufstand, indem er laut erklärte: so wie sich eben sein heutiger Gegner über das vorgefallene Duell ausgesprochen, könne er nicht mit der gegebenen Genugthuung zufrieden seyn und verlange daher, daß der Zweikampf, wie früher abgemacht, auf Pistolen nachträglich vor sich gehen solle.

„Mein Freund sprach mit Erbitterung, sein Gegner blieb ihm nichts schuldig, und all mein Zureden war umsonst; die Streitenden ließen sich nicht besänftigen.

„Unglücklicher Weise hatte ein Officier, der als Zeuge heut erschienen war, Pistolen mitgebracht, angeblich um einige Probeschüsse zu thun, eigentlich aber und wie ich später erfuhr, zufolge einer bestimmten Verabredung. Alexander Stepanowitsch stammte nämlich aus einer polnischen Familie; ich war ein Deutscher und ein unseliger Nationalhaß oder Dünkel hatte die Russen zu der Verstellungsscene veranlaßt. Unter ihnen war die Sache zum voraus anders besprochen und abgemacht, als sie in meinem Beisein beschlossen worden.“

Hier entstand unter den heute anwesenden, nur wenigen Nationalrussen ein mißfälliges Gemurmel, und v. S. sah sich veranlaßt, in seiner Erzählung einzuschalten: „Fast alle hier Anwesenden kennen mich und wissen, ob ich mich Sohn meines Vaterlandes, Rußland, mit Recht nennen darf. Was Landsmannschaft und dergleichen, ich rede Wahrheit und rufe aus voller Seele, daß ich keinen der Anwesenden damit verletzen oder beleidigen wollte. Ihr alle sollt lange und Hoch leben! Hurrah!“ Damit e hob er sein Glas, und es dauerte eine ganze Weile, ehe der Tumult erwiederter Toaste sich legte und der Schluß der Erzählung wie folgt gegeben werden konnte:

Digitized by Google

„Mit Zittern und Zagen, ich gestehe es euch ihr Freunde ohne Scheu, trat ich an der Seite meines Alexander Stepanowitsch den kaum zurückgelegten Weg nach dem Park aufs neue an. Ich sah wie der brave Junge vom Wein erregt war und daß er in solchem Zustande leicht das Opfer seiner Bravour werden könne; allein kein Abreden half bei ihm. Ich bat und flehte vergebens, wenigstens bis morgen die Sache zu vertagen, er blieb dabei, dieß würden die andern ihm als Feigheit auslegen! Auf demselben Platze angelangt, wo früher der Kampf stattgefunden, protestirte ich laut gegen die Wiederholung eines Duells bei solcher Aufregung durch hitzige Getränke; man höhnte nur! Eben so vergeblich war mein Anführen, es sey bereits zu spät, das Tageslicht zu solchem Vorhaben nicht mehr hinreichend; Alexander Stepanowitsch selbst bat mich in seiner leidenschaftlichen Weise mit meinen Einwendungen still zu seyn!

„Die Schritte wurden gemessen, beide Gegner stellten sich an, und nach wenigen Augenblicken lag der unglückliche Alexander Stepanowitsch, seinen Geist aufgebend, in meinen Armen. Die Kugel war ihm mitten durch den Hals gegangen und hatte seinen schönen jungen Lebensfaden plötzlich durchschnitten. Mein Schmerz war grenzenlos und meine Wuth gegen den Mörder meines Freundes unbezähmbar. Ich forderte auf der Stelle Genugthuung, und da mir der erste Schuß zufiel, so lag der Elende bald mit zerschmetterter Schulter am Boden; ich hatte nur ein paar Linien zu hoch gehalten für meine Absicht, dem Freunde den Feind in jene Welt nachzusenden.

„Die hereinbrechende Dunkelheit trug dazu bei, meinen todten Freund in den Wagen und weiter in meine Wohnung zu bringen, von wo aus er nach drei Tagen in aller Stille nach Wolkowa*) geschafft wurde. Ein Schlagfluß, hieß es, habe ihn plötzlich dahin gerafft.

„Lasset mich schweigen vom Jammer des unglücklichen Vaters, der trostlosen Geliebten, und von dem was Angeline gelitten, als sich jeder Versuch umsonst zeigte, den alten **lt zu bewegen, seinen unbarmherzigen Ausspruch gegen mich zurück zu nehmen. Er reiste am Tage nach dem Begräbnisse seines Sohnes auf die Güter und nahm Angeline mit sich, die ich seit jener Zeit nicht wieder gesehen habe, da **lt jeden Annäherungsversuch meinerseits streng von der Hand wies."

Damit schloß v. S. seine Erzählung, die eine ernste Stimmung in der Gesellschaft verursachte, welche sich bis zum Abschiednehmen erhielt. Man trank zwar viel, allein es konnte keine rechte laute Fröhlichkeit wieder aufkommen, wie solche wohl sonst bei dergleichen Gelegenheiten nicht auszubleiben pflegt.

Nach dieser Zeit bin ich nicht wieder nach Streina gekommen.

*) Der größte von den beiden Begräbnißplätzen Petersburgs. Kr. W.

Die Prairien zwischen den canadischen Seen und dem Missisippi.

In der französischen geologischen Gesellschaft las der bekannte Elie de Beaumont einen Bericht über ein Memoire des Grafen Castelnau, aus dem wir (s. Echo du Monde Savant vom 13 April) Nachstehendes ausheben.

„Die Lage der großen amerikanischen Seen gegen die Gränzen der krystallinischen Felsen hin erinnert an das baltische Meer und die großen Seen von Rußland und Schweden. Der Huron-See, so wie die Hudsons-Bay verlängern sich in einer Spitze gegen Süden, und der Michigan-See ist beinahe ganz von Norden gegen Süden gerichtet mit einer leichten Beugung gegen Südwest. Letztere Richtung ist um so bemerkenswerther, als sie sich durch die mächtigen Prairien von Illinois fortsetzt, die bis zur Vereinigung des Ohio mit dem Missisippi laufen. Ihre ungeheure Ausdehnung ist ganz durch einen tiefen Alluvialboden gebildet, der einen mit Bittererde gemischten Kalk bedeckt. Die baumlose Oberfläche bietet eine Grasvegetation, die sich durch ihre Einförmigkeit auszeichnet, aber einen der merkwürdigsten physischen Charakterzüge bildet, welche die mittlern Gegenden Nordamerika's darbieten. Die Einförmigkeit des Bodens wird nur an einigen Stellen durch zahlreiche erratische Blöcke unterbrochen, die dem Urgestein angehören. Der räthselhafte Ursprung dieser Prairien erklärt sich einigermaßen durch eine Vergleichung mit dem Norden Europa's. Ich konnte, sagt Hr. v. Castelnau, unmöglich diese Gegenden durchwandern, ohne mich zu überzeugen, daß sie zu einer gewissen Zeit vom Wasser bedeckt waren, mit Einem Wort, daß hier ein See sich befand, der unendlich größer war, als die jetzt noch vorhandenen. Näherer man sich dem Missisippi, so werden die Beweise dafür noch deutlicher. Ein bekannter Reisender, Hr. Schoolcraft, hat schon bemerkt, daß der Lauf des Missisippi in der Nähe des „großen Thumes" auf ein Hinderniß gestoßen haben muß, das die Wasser staute und sie zu einer Höhe von 40 Metres über ihre jetzige Linie hinaufstieg. Es ist auch in der That ganz richtig, daß, wo die Felsen in diesem Theil des Missisippi gegen den Fluß steil abfallen, in einer Höhe von 30 Metres eine Reihe von parallelen und horizontalen Wasserlinien sich zeigt, die sich ein wenig gegen Norden neigen. Diese alten Linien müssen wohl das westliche Ufer des alten und ungeheuren Sees bezeichnen, und die Höhe der Linien über dem jetzigen Niveau die Tiefe der Gewässer desselben. Die allmählich verminderte Tiefe dieser Gewässer erkennt man auch noch deutlich an den Spuren der jetzigen Seen. Der südöstliche Theil des Michigan-Sees zeigt eine Reihe erhobener Uferlinien, die amphitheatralisch übereinander ansteigen, und Hr. v. Castelnau zählte ihrer an einigen Stellen bis zu zweiundvierzig."

Strich warmen Wassers im Meere. In einem an das amerikanische Nationalinstitut gesendeten Bericht äußerte sich Capitän Wilkes, wenn wir nicht irren der Commandant der amerikanischen Südsee-Expedition, auf folgende Weise: „Unter der Linie fanden wir einen Strich Wasser, dessen Temperatur um 23° (F. oder R.?) höher war, als bei der Oberfläche, und um 10° wärmer, als das Meer nördlich und südlich von diesem Strich. Die Ausdehnung dieses Strichs warmen Wassers betrug etwa 200 Seemeilen in der Breite." (Echo du Monde Savant vom 30 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1843.

Scattery-Island und die runden Thürme in Irland.

(Von Kohl.)

Kilrush ist ein irisches Städtchen, das in der Grafschaft Clare an einer winzig kleinen Bay liegt, die sich vom Shannon aus ins Land eindrängt. Vor dieser Bay paradiren ein paar kleine Inseln in der Mitte des Shannon, der hier an seiner Mündung 4 bis 5 Meilen breit ist. Eine dieser Inseln ist das berühmte Scattery-Island, auf der sich die Ruinen von sieben Kirchen und mitten unter ihnen ein wohl erhaltener „round tower" befindet.

Ich hatte beschlossen, diese interessanten Monumente in nähern Augenschein zu nehmen, und vertraute daher meinen Mantelsack und mein eigenes Ich einem kleinen Ruderboote an, mit dem ich dann zugleich meine Reise in die Grafschaft Kerry hinüber fortsetzen wollte. Ich setzte mich ans Steuerruder, und ein Paar tüchtige Ruderer, die ich schon den Abend vorher gedungen hatte, übernahmen in Ermangelung des Aeolus, der uns nicht das geringste Lüftchen sandte, die Beförderung des Schiffchens.

Es war ein vollkommen stiller, warmer Morgen. Dabei war aber die Sonne noch, als wir vom Ufer stießen, unter fahlen Nebeln versteckt. Auch die Insel auf die wir zusteuerten erblickten wir nicht, und auch von dem breiten Shannon sahen wir nicht viel mehr, als was unser Schiffchen und unsere Ruder in blinkende Bewegung setzten. Die Nebel waren von ganz fahlgelber Farbe und strichen auf dem glatten Wasser dahin, das selbst in Nebel verwandelt zu seyn schien, da sich nichts in ihm spiegelte, als wieder Nebel. Nur zuweilen blitzte einmal eine kleine, schnell wieder geglättete Welle von weitem her, als wenn das Auge einer vorüberschwimmenden Nereide unter dem Schleier hervorgeblickt hätte, den sie rasch wieder zugezogen. Meine Schiffer gaben mir das Steuercommando für den Augenblick, und nach einiger Zeit, da sich die Nebel ein wenig verzogen, lag dann die kleine, grüne Insel mit ihren Kirchenruinen vor uns, und die hohe Säule des „round tower" trat anfangs wie ein dunkler Streifen, dann deutlicher, bestimmter und mächtiger aus dem Nebel hervor.

Diese sogenannten „runden Thürme" (round towers) sind die interessantesten Alterthümer, welche Irland besitzt. Wo ich in Irland in die Nähe eines solchen kam, habe ich es nicht versäumt ihn genau zu besichtigen. Und da ich mich immer wie alle in Irland Reisenden und wie alle Irländer selbst von einer entschiedenen Round-Towers-Passion ergriffen fühlte, in Deutschland aber wohl wenige eine Ahnung von dieser Passion und ihrer Bedeutung haben mögen, so glaube ich, daß eine vorläufige kleine Nachricht über das Wesen dieser merkwürdigen Gebäude hier am Platze seyn wird.

Es sind diese Round-Towers von Irland runde, aus grossen Feis- und Quadersteinen aufgeführte Thürme, die indeß von weitem gesehen weniger Thürmen, als hohen, mächtigen, runden Säulen gleichen, da sie von unten herauf bis zur höchsten Spitze mit einer gleichmäßigen Dicke emporwachsen. Jetzt sind sie freilich von verschiedener Höhe, da sie im Laufe der Zeit mehr oder minder zusammenstürzten. Die aber, welche ganz blieben, sind alle so ziemlich von derselben Höhe, Dicke und Bauart, und gleichen einander, wie die Obelisken von Aegypten. Gewöhnlich steigen sie bis zu 100 und 120 Fuß hinan, und haben einen Umfang von meistens 40 bis 50 Fuß, mithin einen im Vergleich mit jener Höhe ziemlich unbedeutenden Durchmesser von 12 bis 16 Fuß.

Ihre Mauern sind unten stark und dick, verdünnen sich aber gegen oben. Sie sind inwendig hohl, und haben von außen keine andere Oeffnung zu dieser Höhlung, als etwa acht bis zehn Fuß über dem Boden ein ziemlich enges Thürloch, und alsdann weiter hinauf in der Nähe der Spitze vier enge, kleine Fensterlöcher, welche in der Regel nach den vier Weltgegenden, Süden, Norden, Osten und Westen gerichtet sind.

Man findet diese eigenthümlichen Gebäude in ganz Irland zerstreut. Oft stehen sie auf einsamen Inseln, oft an dem Ufer eines Flusses, oft mitten in der Ebene, oft in dem zurückgezogenen Winkel eines entlegenen Thales. Man zählt ihrer im Ganzen jetzt 118.*) Im Allgemeinen genommen sind

*) Die Zahl der „Round-Towers" in Irland wird sehr verschieden angegeben. Einige zählen nur achtzig, andere hundert. Jene Anzahl ist die höchste, welche ich fand. Sie befindet sich auf der

Digitized by Google

ſie außerordentlich gut erhalten. Vollkommen perfect und unverſehrt befinden ſich indeß nur etwa 15 unter jener Zahl, und von 36 ſind nur noch die Grundlagen oder ein höchſt unvollkommener Stumpf vorhanden.

Man nennt dieſe Gebäude im Allgemeinen wie geſagt „Raund-Towers," eine Benennung, die aber nichts weniger als charakteriſtiſch iſt; denn rund ſind die meiſten Thürme mehr oder weniger. Einige Schriftſteller nennen ſie wohl „Pillar-Temples" (Pfeiler-Tempel), doch hat dieſer Name den Fehler, daß er den Gebäuden ſchon eine Beſtimmung gibt, die ihnen eben nach von andern, welche ſie nicht für Tempel halten, beſtritten wird. — Da das Charakteriſtiſche und Eigenthümliche in dieſen Thürmen darin beſteht, daß ſie mächtigen Säulen gleichen, und doch, weil inwendig hohl und mit Thüren und Fenſtern verſehen, keine eigentliche Säulen ſind, ſo wäre der entſchieden, beſte und unparteiiſchſte Name, welchen man ihnen geben könnte: „Säulen-Thürme."

Das Merkwürdigſte an dieſen Thürmen iſt nun vor allem dieß, daß ſie einzig und allein und faſt ausſchließlich der Inſel Erin eigenthümlich ſind. Im ganzen übrigen Europa findet man keine antiken Gebäude, welche dieſen iriſchen Säulenthürmen ähnlich ſind. Nur in Schottland fallen ſich einige wenige Säulenthürme befinden, welche denen in Irland gleichen. Im fernen Orient finden wir wieder Gebäude von derſelben Conſtruction und denſelben Dimenſionen; das erſte, was dem Reiſenden bei dem Anblicke der iriſchen Säulenthürme einfällt, ſind die Minarets der Mahammedaner.

Da es gar keine ſchriftlichen und authentiſchen Nachrichten über die Erbauung dieſer Thürme gibt, und da alles darauf hinweiſt, daß ſie im grauſten Alterthume der Inſel entſtanden ſeyn müſſen, ſo haben ſich daher die Gelehrten und Ungelehrten in Vermuthungen und Hypotheſen über ihren Zweck, über die Zeit ihrer Entſtehung und ihres Erbauens erſchöpft, es gibt der Theorien und Deutungen über dieſen Gegenſtand unzählig viele, und obgleich nun trotz dem bis auf dieſen Tag die Wahrheit noch nicht gefunden iſt, ſo läßt ſich doch wenigſtens von vielen dieſer Theorien die Falſchheit nachweiſen.

Viele z. B. behaupten und haben behauptet, daß dieſe Thürme von den Dänen gebaut ſeyen; allein dieſe Gelehrten müſſen wahrſcheinlich vergeſſen haben, daß auch runde Thürme in denjenigen Theilen von Irland erſcheinen, in welchen die Dänen nie bleibend wohnten, wie z. B. in dem entlegenen Donegal und in den noch entfernteren Grafſchaften des Connaught, — und ſie müſſen ihre Augen verbindet haben gegen den Umſtand, daß die Dänen, welche doch auch England beherrſchten, weder in England, noch auch in ihrem eigenen Vaterlande ſolche Thürme bauten.

Daß die Anglo-Normannen, welche den Dänen folgten, ſie nicht gebaut haben, iſt eben ſo gewiß, weil wir dann ohne Zweifel eine Nachricht darüber hätten, und weil wir auch in dem Heimathslande dieſer Anglo-Normannen — in England — keine Spur von ſolchen Conſtructionen finden.

Da, wie geſagt, dieſe Säulenthürme Irland ganz ausſchließlich eigenthümlich ſind, und da nur im Oriente noch ſich ähnliche Gebäude befinden, ſo bleibt daher die Vermuthung höchſt wahrſcheinlich, daß ſie lange vor der engliſchen und däniſchen Zeit entweder von den Eingeborenen des Landes ſelbſt, oder von einer aus dem Oriente kommenden Colonie errichtet wurden.

Die allgemeine Volksſage in Irland hat ſich für die letztere Anſicht entſchieden, und trotz aller Widerlegungen und Zweifel der Gelehrten hat ſie ſeit alten Zeiten her behauptet, daß dieſe Säulenthürme von den Phöniziern in Irland errichtet ſeyen, und ſie behauptet dieß noch jetzt ſteif und feſt. — Die Gelehrten, welche gegen ihren eigenen Theorien folgen, oder die nur gewöhnt ſind, den geſchriebenen Nachrichten, welche ſie allein für authentiſch halten, zu trauen, legen in der Regel der Volksſage zu wenig Gewicht bei, und vergeſſen es oft, daß das Gedächtniß des Volks oft Jahrtauſende hindurch treuer iſt, als die Bücher, und daß eine ſolche Volksſage oft eben ſo unverwüſtlich iſt, als die aus Stein und Erz errichteten Monumente ſelbſt.

Das im Ocean einſam ſchwimmende Erin, das von allen Continental-Ländern Europa's im Ganzen genommen fünfzehnmal ſo weit entfernt iſt, als England, hatte bis zu der Zeit, wo die Dänen einen Theil davon eroberten, und bis zu der Zeit, wo es die Engländer endlich an ihr Schickſal ketteten, ſeine ganz ſeparirte Geſchichte und Entwicklung, und wurde nicht einmal zu der Römerzeit mit in den Strudel der europäiſchen Welthändel gezogen. Wie es ſich daher Eigenthümlichkeiten bewahrte, die man im ganzen übrigen Europa nicht wieder findet, ſo mag es damals auch jene eigenen Säulenthürme, die ſich nirgends wiederfinden, für ſich erfunden haben. Nur die Phönizier beſuchten und beherrſchten dieſe Inſel im Alterthum und brachten ſie, die von Europa entfernte und entfremdete, mit einer andern ebenſo entfernten Welt durch die die äußerſten Extreme verbindende Schifffahrt in Connex mit dem Oriente, und es hat daher nichts Unwahrſcheinliches, ſie auch als die Erbauer der Säulenthürme anzuſehen.

Bedenkt man nun, daß wirklich im ganzen Oriente ähnliche Säulenthürme exiſtiren, daß in der perſiſchen Provinz Maſandran neuere Reiſende, welche mit Irland bekannt waren, Thürme geſehen haben, welche ganz denen von Irland gleichen, daß es in Indien ſogar ähnliche Gebäude gibt, die religiöſen Zwecken gewidmet ſind, und daß die türkiſchen Minarets, welche in der Nähe der Moſcheen ſtehen, wahrſcheinlich nicht erſt eine neuere mohammedaniſche Erfindung, ſondern vielleicht ſchon eine uralte orientaliſche Gebäudeform ſind, ſo wird es beinahe unvermeidlich, die iriſchen Säulentempel mit denen des Orients in Verbindung zu bringen.

Manche ſind nur vor dem Alter zurückgeſchreckt, welches ſie darnach den iriſchen Thürmen zuſchreiben müſſen. Allein es ſind ſehr ſolide Gebäude, und es hat gar nichts ſo Unmögliches, daß dieſe Steine auf dieſelbe Weiſe einige Jahrtauſende

Karte von Irland, welche die Society for the diffusion of uſeful Knowledge herausgegeben hat. Und da die Namen aller Thürme einzeln dabei genannt ſind, ſo iſt kein Zweifel, daß dieſe Zahl wenigſtens als Minimum recht iſt.

Digitized by Google

über einander stehen konnten. Haben wir doch sogar noch Backsteingebäude der Römer aus der Zeit vor Christi Geburt. Nehmen wir an, daß es heilige Gebäude waren, und bedenken wir, daß sie ihrer unbequemen Figur wegen als Befestigungen im Kriege kaum von einigem Nutzen seyn konnten, und daß daher die zerstörende Wuth des Krieges sich selten gegen sie wenden mochte, so fällt daher auch diese Ursache der Zerstörung weg.

Eben so verschieden wie die Meinungen sind über das Alter und die Erbauer der runden Thürme, eben so verschieden sind sie über ihre Bestimmung. Einige dieser Meinungen sind völlig absurd, und in dem Walde von Meinungen und Ansichten vorerst etwas Luft zu machen, wollen wir sie zunächst beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

Die Fahrt von Pulo Pinang nach Singapur, eine Entfernung von 450 Seemeilen, dauerte 15 Tage. Unaufhörliche Windstillen, leichte Gegenwinde, heftige Gegenströmungen und Krankheiten (Fieber, die schon auf den Nicobar-Inseln begonnen hatten) machten sie höchst beschwerlich; endlich aber am 2 Junius Mittag warfen wir auf der Rhede von Singapur Anker. Ungefähr 40 Kauffahrer, größtentheils Dreimaster unter den Flaggen verschiedener Nationen, 10 siamesische, chinesische und cochinchinesische Dschonken von wahrhaft primitiver Bauart und einer Menge malayischer und buginesischer Prahus befanden sich mit uns daselbst. Malayische und chinesische Sampans, indische Prahen und europäische Schaluppen durchfurchen die Rhede nach allen Richtungen; ein Telegraph verkündigt der Stadt die Ankunft von Schiffen aus Osten und Westen, mit Einem Wort, alles zeigt eine umfassende Handelsthätigkeit. Noch weit vom Ankerplatz entfernt kamen uns schon mehrere Boote mit gutgekleideten Hindus und einigen Engländern entgegen, die uns ihre verschiedenartigen Dienste anboten, aber nach der wirklichen Ankunft auf der Rhede konnte man sich der Chinesen und Hindus, die sich uns um die Wette als Dubaschen anboten, gar nicht erwehren. Ich wählte zwei aus: den chinesischen Kaufmann Wampoa, den man uns schon auf dem Cap und in Pulo Pinang empfohlen hatte, und den Hindu Barikan; die andern schaffte ich mir mit Gewalt vom Halse.

Unsere erste Sorge war ein Quartier für die Kranken aufzusuchen und diese ans Ufer zu schaffen. Hier in geräumigen Zimmern bei frischen Nahrungsmitteln und guter Luft genaßen sie allmählich alle.

Die Rhede von Singapur ist keinen Stürmen oder heftigen Winden ausgesetzt; nur zu Zeiten stellen sich Windstöße mit Regen ein, aber sie dauern nicht lange und sind nicht gefährlich; auch sahen wir häufig Wasserhosen auf der Rhede, aber so viel ich immer höre, ließen sie keine Spuren der Zerstörung nach sich. Die niedrigen Theile der Insel sind zur Zeit der Fluth mit Wasser bedeckt, und deßhalb gibt es dort eine Menge Sümpfe. Indeß bemerkt Dr. Bennet, daß nach seinen Beobachtungen die Sümpfe, welche einem Niveauwechsel des Salzwassers ihren Ursprung verdanken, keine so schädlichen Dünste erzeugen, wie bei der Fülle von Sumpfpflanzen die Süßwassersümpfe in tropischen Klimaten. Darum ist das Klima von Singapur trotz seiner Nähe am Aequator — es liegt unter 1° 17' N. B. — gesund in Vergleich mit andern Gegenden Indiens; wenn die hier angesiedelten und gelegentlich hier ankommenden Europäer ein Leben führten, das den Localverhältnissen und dem Klima entspräche, so ist es kein Zweifel, daß sie viele Krankheiten vermeiden würden, denen sie wegen Ausschweifungen jeder Art unterliegen.

Ich ergriff die erste bequeme Gelegenheit, mich ans Ufer zu begeben. Der Landungsplatz ist am Westufer einer schmalen Salzwasserbucht, die man gewöhnlich den Fluß von Singapur nennt. An demselben Ufer findet sich auch die asiatische oder, richtiger gesagt, die chinesische Stadt, und auf dem gegenüberliegenden wohnen in reichen prächtigen Häusern die europäischen Einwohner, größtentheils englische Kaufleute und die Consuln der verschiedenen Nationen; hier liegt auch auf einem ziemlich bedeutenden Hügel das Haus oder der Bungalo des Gouverneurs und der Telegraph. Das Aeußere der asiatischen Stadt ist nicht so reizend wie in Pulo Pinang, trotz dem, daß Straßen, Häuser und Buden hier in viel größerem Maaßstab sind, als dort. Wer auf die Abbildung gestützt, die dem Reisewerke Dumont d'Urville's beiliegt, hier große Gebäude und einen prächtigen Kai erwartet, an dem dreimastige Kauffahrer landen können, der täuscht sich gewaltig. Die Gebäude am Kai des westlichen Ufers sind düstere und ziemlich schmutzige Häuser von zwei Stockwerken, deren oberes von Comptoiren, Magazinen und Wohnungen eingenommen ist, während unten die Läden der europäischen und indischen Handelsleute sind, die fast ausschließlich englische Waaren verkaufen. Am Landungsplatze sitzen selbst leichte malayische Prahus auf dem Sande auf, und große Schiffe können hier gar nicht näher kommen.

In dem Flusse von Singapur verdient die Wasserstadt Aufmerksamkeit, die einen Begriff von derjenigen im Cantonfluß geben kann. Eine Menge malayischer und chinesischer Familien wohnt fortdauernd auf Schiffen, und die Kinder, die sich an warmen Tagen unaufhörlich baden, werden zu wahren Amphibien, so daß die Benennung Orang-Laut, oder Wassermenschen, wie die Malayen sie nennen, gar nicht so übertrieben ist. Die Breite des Flusses beträgt hier 300 Fuß, und er ist für Nachen einige Meilen aufwärts schiffbar.

Der einzige ziemlich schöne Platz im chinesischen Quartier oder Campong — Commercial Square — ist mit steinernen Häusern umgeben, die englischen, chinesischen und Parsikaufleuten gehören. Inmitten desselben ist ein kleiner Garten angelegt; der übrige Theil des chinesischen Campongs besteht fast nur aus hölzernen Häuschen von unreinlichem Aeußern. Hier, wie in Pulo Pinang, unterscheidet sich der chinesische Fleiß scharf von der Faulheit der andern asiatischen Völker: allenthalben sind Buden oder Werkstätten, in denen die Arbeit vom Morgen bis zum Abend dauert. Zu Zeiten ertönen häufige Schläge auf den Gong, die einen Verkauf auf dem offenen Markt ankündigen, eine Menge Volk sammelt sich um die Stelle, und die Gewinnsucht malt sich gleichmäßig in den kleinen, glänzenden Augen der Chinesen, in der ruhigen Physiognomie des stattlichen Hindustanees,*) wie in dem Kupfergesicht des kaltblütigen John Bull. Der an der Mündung des Flusses angelegte chinesische Markt und die Fischbank bieten ein merkwürdiges

*) Wir müssen diesen im Grunde unrichtigen Ausdruck beibehalten, weil wir kein anderes Wort haben, um den dravidischen und den mosaitischen Hindu zugleich zu bezeichnen. A. d. U.

Digitized by Google

Schauspiel dar: unter einem weiten, runden, etwa 200 Fuß im Durchmesser haltenden Schuppen sind auf Tischen, die in Parallelkreisen aufgestellt sind, alle möglichen Arten von Lebensmitteln aufgeschichtet, Gemüse, Früchte, Fleisch, namentlich das fetteste Schweinefleisch, das man sich nur vorstellen kann. Um die Ordnung zu erhalten, schreiten zwischen den Tischen Peons in ihren malerischen Kleidungen auf und ab, denn hier, wie in Pulo Pinang, besteht die Polizei meist aus Hindustanern und Mauren, welche mit Abscheu und Verachtung auf die unreine Speise der Christen und Chinesen blicken. Weiterhin unter einem zweiten Schuppen, der an einem langen aus Holz erbauten Landungsplatz errichtet ist, verkauft man Fische, Seekrebse, Schrimse u. dgl., die in den hiesigen Meeren so zahlreich sind. Hier sind die Händler der Mehrzahl nach Malayen. Die friedliche Scene des Handels wurde durch einen Streit zweier schmutzigen Chinesen mit einem malayischen Fischer unterbrochen, dem sie etwas gemaust hatten. Der Peon kam auf den Lärm herbei, und ohne ein Wort zu sagen, ohne auf die Rechtfertigung, das Geschrei und das Schelten der Söhne des himmlischen Reichs zu achten, packte er beide am Zopf und zog sie mit sich. Interessant war es die stattliche Figur des Hindustaners mit dem regelmäßigen, ausdrucksvollen Gesicht und dem rothen Kleid zu sehen, wie er um die eine Hand die Zöpfe zweier schmutzigen, halbnackten Chinesen wand, die sich krümmten, gesticulirten, schalten, baten und mit schreienden Weiberstimmen sich zu rechtfertigen suchten. Schimpfen und Spotten der Malayen und zorniges Geschrei von Seite der Chinesen begleitete diese interessante Gruppe. Ein Naturforscher möchte nicht ohne Nutzen an den hiesigen Fischbänken vorübergehen: er würde viele Exemplare der Meerbewohner sehen, die man in Europa nicht zu Gesicht bekommt, und sein Spaziergang könnte die Wissenschaft mit neuen und nützlichen Erfahrungen bereichern. Von dem Markt nach der Flußmündung liegen die meist von Tschulias**) bewohnten Straßen, und hart an der Mündung liegt ein neuer, noch unvollendeter chinesischer Tempel. Ich trat hinein: alle Idole und Schnitzarbeiten von Holz und Stein waren aus Canton hergebracht; Vergoldung, Malerei und Schnitzarbeit sind hier reicher und besser, als in dem Tempel zu Pulo Pinang, aber letzterer ist höher und größer. Leider sprach der chinesische Priester, der mich sehr freundlich empfing, auch nicht ein Wort englisch, und somit konnte ich von ihm auch keine Erklärung über die Idole und die Malereien, ihren Namen und ihre Bedeutung erhalten. Ein malayischer Peon machte den Cicerone, aber auch aus seinen Auseinandersetzungen wurde ich nicht viel klüger; er ging von einem Idole zum andern und sagte: this China devil, this China devil, this China good man (das ist ein chinesischer Teufel, das ist ein chinesischer guter Mann). Im Allgemeinen sind die chinesischen Gottheiten mißgestaltet, und haben ein wildes strafendes Aussehen, was mit der Menge von Drachen, die an den Wänden abgebildet sind und die Hauptzierath der Laternen und der sculpirten Karniehe bilden, vermuthen läßt, daß die Chinesen im Allgemeinen ein sinnliches und höherer religiöser Ideen unfähiges Volk sind, und mehr die Bosheit und Rache seiner Götter fürchtet, als ihre verschonende Weisheit und Güte segnet.

Die malayischen Theile der Stadt sind eben so unreinlich, wie in Pulo Pinang, und die Mehrzahl der Malayen lebt hier wie dort in Dörfern am Ufer, in einiger Entfernung von der Stadt; die Häuser der europäischen Residenten befinden sich auf dem Ostufer des Singapurflusses. Ein Theil derselben ist auf der weiten mit Kies überschütteten Ebene oder Esplanade aufgeführt, an deren westlichem Ende das Gouvernementsgebäude ist, ein hoher, weißer Bau mit zwei Thürmen, die einer Pfefferdüte gleichen; am andern Ende ist das Institut von Raffles und in der Mitte die von einer Mauer eingeschlossene englische Episcopalkirche. Die Esplanade dient zu Abendspaziergängen der hiesigen beau monde; hier stehen unter einem mit Palmblättern gedeckten Schuppen acht metallene Kanonen, 18Pfünder, welche die ganze Artillerie der Colonie bilden. Zwischen den Enden der Esplanade und hinter derselben, dem Flußufer parallel, erstrecken sich breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen, wo englische und andere europäische Kaufleute und Consuln wohnen. Jedes Haus ist von einem Gärtchen umgeben und hat einen weiten Hof; der größte Theil der Häuser ist mit Colonnaden geziert. Die Wohnzimmer sind mit Verandas umgeben, d. h. mit breiten Galerien, welche durch venetianische Jalousien gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind; diese sind in dem hiesigen Klima weit besser als Glasfenster, weil hier jeder Luftzug, den man bei uns so fürchtet, eine wahre Wohlthat ist. Darum bemüht sich jeder sein Haus so zu bauen, daß selbst der schwächste Wind nicht verloren geht. Die Böden sind allenthalben von Stein, meist von Backstein; man begießt sie mit Wasser, welches durch das Verdampfen die Luft einigermaßen kühlt. Jenseits des europäischen Campongs befindet sich das Gefängniß, das etwa tausend Verbrecher einschließt, welche zur Galeerenstrafe verurtheilt und aus Calcutta und andern Orten hieher geschickt sind, um die Wege zu bauen und öffentliche Gebäude aufzuführen. Diese Verbrecher sind fast lauter Hindustaner, und unter denselben befinden sich, wie man mir später erzählte, eine Menge Thags oder Mitglieder der Mördersecte, zu deren Vernichtung die Regierung der ostindischen Compagnie die thätigsten Maaßregeln ergriff. Nicht weit von dem Gefängniß sind die katholische und armenische Kirche, kleine, aber ziemlich hübsche Gebäude. Die Katholiken haben in Singapur einen Bischof, einen sehr ehrwürdigen Greis; er, so wie die übrige katholische Geistlichkeit, ist ein Franzose.

(Fortsetzung folgt.)

**) Mit diesem Namen bezeichnet man in Singapur die Hindustaner aller Classen, so wie auch die Mauren.

Die Bewegungen am Cap. Die neuesten Nachrichten, welche bis zum 18 Februar reichen (s. Col. Gaz. vom 29 April), zeichnen den Stand der Dinge ziemlich deutlich. Die englischen Befehlshaber haben nicht gewagt, ihre Truppen über den Oranjefluß setzen zu lassen, und sich den feindseligen Boers gegenüber so tief ins Land hineinzuwagen; darum hat man in der Gränzstadt Colesberg nur einige hundert Mann gelassen, und ist mit den übrigen nach Grahamstown zurückgekehrt, um sich mit den benachbarten Kafferhäuptlingen zu besprechen. Es ist jedenfalls eine ganz neue Phase in dem Schicksal Südafrika's eingetreten: die europäischen Einwanderer mit ihren europäischen Oberhäuptern waren bis jetzt immer den eingeborenen Stämmen gegenüber einig. Jetzt spricht sich die Spaltung unter den Europäern immer stärker aus, und in demselben Maaße muß die Stellung der Eingeborenen eine ganz andere werden. Es fragt sich, wer solche für sich gewinnt. Die Boers an dem obern Zuflusse des Oranjestroms sind, eben so wie die zu Port Natal oder vielmehr Pietermaritzburg, den Engländern unerreichbar, und somit ist an eine Unterwerfung nicht zu denken. Selbst die Engländer gestehen, daß sie in den stärker bewohnten Orten physische Macht genug haben, daß aber ihr moralischer Einfluß durchaus nicht zureiche, um die entstandene Spaltung zu beschwichtigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1843.

Corsische Banditen.

Dieß Geschlecht ist immer noch nicht ausgestorben, und zeichnet sich noch immer durch seine chevalereskeu Eigenschaften aus. Die neueren französischen Blätter (Voleur, 30 April) erzählen wieder eine Geschichte, die den Charakter derselben hinreichend schildert. „Das Leben der beiden corsischen Banditen Giacomoni und Santa Lucia ist ein wahrer Roman voll merkwürdiger Episoden. Vor einiger Zeit hatten sich beide, um den unablässigen Verfolgungen der Gendarmen zu entgehen, nach Sardinien geflüchtet, wo ihre Namen bald eine Art von Bewunderung jenes Muthes erweckten, von dem sie in den Gefechten mit den Agenten der bewaffneten Macht nur allzu viele Proben schon gegeben hatten. Sie benahmen sich indeß voll Rücksicht gegen alle diejenigen, die nicht ihre Feinde sind, und haben schon mehrmals Beweise von Edelmuth und Hochsinn gegeben. Vor kurzem nahm ein sardinischer Räuber den Namen Santa Lucia an, beging unter demselben ein abscheuliches Verbrechen, und Santa Lucia beschloß sich dafür zu rachen. Die sardinischen Banditen, welche dieß erfuhren, wollten ihm zuvorkommen, griffen ihn eines Tages zu fünf im Gebüsche an, und schossen nach ihm. Er war allein gegen sie, dennoch tödtete er drei seiner Angreifer, die beiden andern nahmen die Flucht. Es waren dieß die drei berüchtigtsten Banditen Sardiniens. Seit dieser Zeit ist der Name Santa Lucia bei der sardinischen Bevölkerung sehr geachtet, und man hat ihm den Beinamen Guerriero gegeben. Die neueste Nachricht betrifft das Zusammentreffen Santa Lucia's mit einem andern corsischen Banditen, Namens Calzanaro, seinem Feinde, und gleichfalls flüchtig in Sardinien. Santa Lucia trifft auf dem Wege einen Reiter des Corps der sardinischen Dragoner, gibt sich diesem zu erkennen, und wird alsbald aufgefordert, hinter diesem auf das Pferd zu sitzen, was er auch annahm. Sie durchzogen eben ein dichtes Gebüsch, als ein Schuß fällt und eine Kugel an ihren Ohren vorüberpfeift. Santa Lucia steigt sogleich ab, erkennt in dem Schützen seinen Feind Calzanara, gibt sogleich ebenfalls Feuer und verwundet ihn am rechten Arme. Trotz dieser Wunde schießt Calzanaro nochmals und tödtet das Pferd, ohne den Banditen zu treffen, worauf dieser ihn angreift und sogleich todt zu Boden streckt. Während dieß in Sardinien vor sich geht, verbreitet sich in Corsica das Gerücht, daß Santa Lucia die Keckheit so weit getrieben habe, eine Zeitlang sich in Bastia aufzuhalten, wo man ihn habe herumspazieren sehen mit einem Stock in der Hand. Die Gerechtigkeit verdoppelte ihre Anstrengungen, um diesen furchtbaren Banditen oder seinen Gefährten Giacomoni zu verhaften oder zu vernichten, aber sie haben sich bis jetzt beide noch in Freiheit behauptet, obgleich der Hunger sie wie wilde Thiere von einem Versteck zum andern treibt.

Scattery-Island und die runden Thürme in Irland.

(Fortsetzung.)

Weil sie so hoch wie Telegraphen hervorragen, so haben einige die Meinung aufgestellt, daß man sie als Wachtthürme errichtete, und damit gewissermaßen eine Art telegraphisches Netz über die ganze Insel gezogen habe. So unsinnig diese Meinung ist, weil viele, wo nicht die meisten dieser Thürme, wie wir schon sagten, auf niedrigem Grunde, in Thälern, auf einsamen Inseln ꝛc. liegen, von wo aus man rings herum weder etwas sehen, noch auch benachrichtigen konnte, so hört man sie doch noch beständig wiederholen, und man findet überall im Lande Leute, die einem diese interessante Neuigkeit von einem telegraphischen Netze mittheilen, obgleich ein bißchen vernünftiges Nachdenken ihnen sogleich die Unwahrheit der Sache zeigen würde.

Andere sind fest überzeugt, die Thürme seyen als Befestigungswerke aus christlicher Zeit anzusehen, und die Kirchenältesten und Priester hatten in Zeiten feindlicher Bedrohung sich und ihre Kirchenschätze in diese Thürme gerettet. Ich glaube aber nicht, daß Menschen je so unsinnig gewesen seyn sollten, sich hohle Pfeiler zu Festungen zu bauen. Mit der größeren Höhe war ja sowohl die Vertheidigung schwieriger, als auch der Angriff und die Zerstörung leichter. Außerdem mußten die, welche sich in diesen Thürmen verkrochen, in dem

Digitized by Google

engen Raum inwendig einander auf den Köpfen stehen, und um dem Feinde an den Leib zu kommen, hatten sie weiter nichts als oben 80 bis 100 Fuß über dem Boden auf jeder Seite ein kleines Loch, und hier standen sie dann wahrscheinlich mit dem Bogen und paßten es ab, bis ein Feind die Güte hatte, ihnen vor die Mündung zu kommen. — Ich habe gehört, daß jetzt wieder in Irland jemand eine kleine Schrift über die runden Thürme vorbereitet, worin er beweisen will, daß sie Befestigungswerke waren. Dieser Gelehrte möchte denn doch erst einmal eine kleine Einleitung über die Schädelbildung der alten Irländer voranschicken und uns diejenige absonderliche Hirnabtheilung der alten Irländer für verrückte Befestigungswerke nachweisen. — Wären die runden Thürme solche Werke gewesen, so würde wahrscheinlich kein einziger mehr aufrecht stehen, denn die Kriegesstürme, welche nun aufgehört haben in Irland zu wüthen, haben die meisten andern Befestigungen bis auf den Grund zerstört. Die runden Thürme sehen dagegen aus, als seyen sie vom Volke mit besonderer Hochschätzung und Heilighaltung behandelt und conservirt worden.

Andere wiederum meinen, es seyen die Säulenthürme bloße gewöhnliche, christliche Glockenthürme gewesen, und sie schließen dieß theils daraus, daß sie gewöhnlich in der Mitte zwischen den Ruinen alter Kirchen stehen, theils aus dem Namen, den sie von den Irländern haben, Cloigteag, welches ein verdorbenes germanisches Wort seyn soll (Cloig von Glocke). Allein abgesehen davon, daß, so wie der Mohammedanismus für seine kirchlichen Gebäude seine besonderen, architektonischen Formen hat, die einmal für allemal beobachtet werden, eben so auch das Christenthum vom Anfang herein seine überall befolgten Bauplane hatte, daß aber weder in der orientalischen noch in der occidentalischen Christenheit Glockenthürme von der Construction der irischen Round-Towers gefunden werden, abgesehen hievon sage ich, pflegen doch Glockenthürme dazu gebaut zu werden, daß man nicht nur eine Glocke darin läute, sondern daß man dieselbe auch draußen vernehmen könne, und zu diesem Ende pflegt man sie mit weiten Seitenöffnungen und gewölbten Schallthoren zu versehen. Da nun, wie wir sagten, diese Säulenthürme gerade so gestaltet sind wie ein Perspectiv und nur oben vier enge Löcher haben, so müßte der Ton der in ihnen geläuteten Glocken wo nicht gar ersticken, wenigstens außerordentlich gedämpft werden, und die Christen draußen müßten ein besonders feines Gehör haben.

Es gibt noch mehrere andere gelehrte Deutungen dieser Art, mit denen allen aber wiederum die Volkssage nicht übereinstimmt. Diese hat vielmehr wieder ihre eigene Meinung und hält diese Säulenthürme für Tempel der alten Feueranbeter, welche aus dem Oriente mit den Phöniziern nach Erin kamen. Jeder einigermaßen in den alten Sagen seines Vaterlandes unterrichtete irische Bauer erzählt einem sogleich der diesen Thürmen von den Sun- und Fire-Worshippers (den Sonnen- und Feueranbetern), und behauptet, daß ihm diese Sagen von seinen Vorvätern „from generation to generation" zugekommen sey.

Thomas Moore und einige andere Gelehrte haben dieser Sagen gehorcht und sind geneigt, ihr zu glauben, weil die Pyrea's (Feuertempel) der Parsen nach der Beschreibung einiger Reisenden den irischen Round-Towers aufs Haar gleichen, und weil es ausgemacht ist, daß der Feuerdienst in Irland ehemals die herrschende Religion war. Da die Thürme inwendig beinahe ganz dunkel sind, so ist es auch sehr glaublich, daß sie zur Aufbewahrung der heiligen Flamme dienten, die sich in dieser Dunkelheit lieblich genug ausnehmen mochte. Der hoch über dem Boden schwebende Eingang zum Innern erklärt sich dann leicht daraus, daß das Feuer heilig war, und nicht jedem zugänglich seyn sollte.

Man hat eingewendet, daß wenn diese Thürme nur zur Aufbewahrung des Feuers dienten, es nicht nöthig gewesen sey, sie so hoch zu machen, allein man kann sich Erklärungsgründe genug dafür denken. Vielleicht hielt man das Feuer in der oberen Etage des Thurmes in der Nähe der vier kleinen Fenster, und die Priester stiegen dazu hinauf, um es herab zu holen, zum Zeichen gewissermaßen, als hätten sie es vom Himmel, und zur Anspielung auf die Sonne, den hohen, himmlischen, freien Gott und Strahlenquelle. Brannte das Feuer aber unten auf dem Boden des Thurmes, so mochte der Thurm vielleicht aus demselben Grunde so hoch gebaut werden, aus welchem man noch jetzt die Schornsteine in England bis zu einer Höhe von 300 bis 400 Fuß bringt, um dem heiligen Feuer zu allen Zeiten einen beständigen leichten Luftzug zu verschaffen, und um es nie der Gefahr des Erlöschens auszusetzen.

Möglich ist es aber auch, daß diese Pyreen zu verschiedenen Zwecken zugleich dienten, theils zur Aufbewahrung des Feuers, theils oben, z. B. wie von den Minarets herab, die Gläubigen zum Gebet zu rufen, oder vielleicht um aus den vier Löchern gewisse Feuerzeichen für die benachbarten Umwohner zu geben. Da die Astronomie mit der Sonnenverehrung natürlich in innigster Verbindung stand, so mochte jene obere Partie vielleicht auch zu astronomischen Bestimmungen dienen, welche zur Regulirung der religiösen Feste nöthig seyn mochten.

An einigen Thürmen finden sich christliche Zeichen, z. B. sieht man auf der Spitze des bei Sevords in der Grafschaft Dublin befindlichen ein kleines, kurzes, steinernes Kreuz. Andere, ich glaube nur zwei von den 118, haben gar die Bilder der Mutter Maria. Allein diese Dinge sind nur höchst selten und ohne Zweifel wohl erst später hinzugefügt, so wie es denn auch wohl wahrscheinlich ist, daß manche zu Glockenthürmen oder als Zufluchtsorte, und mit einem Worte zu allen den genannten Zwecken, für die man sie ursprünglich hieher nicht baute, später gelegentlich gebraucht und eingerichtet wurden.

Daß sich fast immer zerfallene oder auch noch stehende Kirchen und Begräbnißplätze in der Nähe dieser Thürme finden, ist wohl nicht auffallend, denn es ist eine allgemeine Erscheinung, daß einmal bei einem Volke geheiligte Plätze es gewöhnlich, selbst wenn auch der Cultus geändert wird, für immer bleiben. Auf dem Platze der meisten unserer alten christlichen Kirchen standen schon vorher heidnische Tempel, und die meisten der alten Moscheen in der Türkei, welche eine moham-

Digitized by Google

medanische Monarchie ist, die von einem Ende zum andern beinahe ganz auf altem christlichem Boden steht, sind früher christliche Tempel gewesen.

Gewöhnlich sind die Kirchen, welche in der Nähe der Round-Towers sich finden, sieben an der Zahl. Man hat dieß mit dem Umstande in Verbindung gebracht, daß schon vor dem heil. Patrick, der aus Frankreich nach Irland kam und das katholische Christenthum hinüber brachte, ein altes Christenthum existirt hat. Einige glauben, daß dieses Vor-Patrickische Christenthum weder aus Italien, noch aus Frankreich, sondern aus Griechenland direct gekommen sey. Die Sage geht sogar, daß der heilige Apostel Jacobus selbst der erste Prediger in Irland gewesen sey. *) Dieses Christenthum, sagen sie, habe mit Rom nichts zu thun gehabt, und sey ganz nach der Weise des durch die orientalischen ökumenischen Synoden geregelten Ritus geordnet gewesen. Und daher erklärten sich denn auch in Irland die vielen sieben Kirchen auf demselben Flecke, welche eine Anspielung auf jene berühmten sieben ökumenischen Kathedralen des Orients seyn sollten. Die Vertheidiger dieser Ansichten sind bemerkenswerterweise die Protestanten in England, und da die Sache wohl sehr wahrscheinlich ist, so wäre dieß dann wieder eine zweite merkwürdige directe Verbindung Irlands mit dem Oriente. Findet sich denn noch ein einziges anderes christliches Land, in welchem die Ruinen der alten und ursprünglichen Kirchen immer in Haufen, sieben an der Zahl, zusammenliegen? Ich weiß keines!

Die römischen Katholiken hingegen läugnen dieß, und halten das Christenthum in Irland von Anfang her für römisch-katholisch. So erstrecken sich also die Meinungsverschiedenheiten der Parteiungen des heutigen Tages sogar über Gegenstände hinaus, die längst im Schooße der Vergangenheit doppelt und dreifach begraben liegen.

(Schluß folgt.)

*) Derselbe würde dann noch wohl ebenfalls von Spanien, wie die früheren Colonisten Irlands herüber gekommen seyn. Die Spanier halten ja auch den Jacobus für ihren Apostel.

Napoleonisches Museum in London.

Wer hätte vor 25 Jahren gedacht, daß man in London aus Speculation ein Museum aus allerhand Siebensachen, die auf Napoleon und seine Zeit Bezug haben, errichten würde! Und doch ist es so: ein Hr. Salisbury hat die Sache unternommen und sie scheint sich zu rentiren. Die Revue britannique (April) berichtet darüber Folgendes: „Es ist dieß eine Sammlung von allem dem, was man über den Kaiser und die andern handelnden Personen der großen politisch-militärischen Epopöe, deren Agememnon und Achilles er war, zusammenbringen konnte: Portraits, Medaillen, Miniaturgemälde, Autographen, Kunstgegenstände u. s. w. Die Merkwürdigkeiten dieses Museums reichen auch über Napoleon hinauf, und man findet Briefe von Ludwig XIV und Cromwell, vermuthlich weil der Kaiser der Erbe einer Revolution, wie der erste, und der größte Monarch seines Jahrhunderts war, wie der andere. Die Briefe Napoleons und seiner Familie sind natürlich in großer Zahl vorhanden, unter andern bemerkt man zwei mit dem Datum des 1 März 1796 und nur in einem Zwischenraume von vier Stunden geschrieben. Der erste ist Buonaparte, der zweite Bonaperte unterschrieben, als ob Napoleon an diesem Tage die italienische Orthographie seines Namens französirt hätte. Man bewundert namentlich auch die Tapeten mit den Bienen des kaiserlichen Wappens und den prächtigen drei Farben. Alles dieß ist um einen Schilling zu schauen."

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

An der Einfahrt in den Singapurfluß, auf dem westlichen Vorgebirge (Commercial Point), war einst ein Felsenstück mit einer Inschrift, worüber sich die Alterthumsforscher vergebens die Köpfe zerbrachen. Bekannt war nur, daß die Inschrift nicht chinesisch, nicht Sanskrit, nicht malayisch und nicht arabisch sey. Nach Prof. Belcher, der auf der amerikanischen Fregatte Columbia die Reise um die Welt machte, haben die malayischen Sagen folgende Geschichte dieses Felsens aufbewahrt.

„Es war einmal ein Sklave eines malayischen Häuptlings, Namens Badang. Einst verließ er sein Fischernetz und begab sich auf das Feld, das er für seinen Herrn bearbeitete. Als er zu seinem Netz zurückgekommen war, sah er, daß eine Menge Fische hineingerathen, daß aber nichts davon übrig war, als die Schuppen und Gräten. Dasselbe wiederholte sich einige Tage nacheinander, so daß Badang endlich die Geduld verlor, und beschloß das Netz zu bewachen, um zu erfahren, wer seine Fische fresse. Er setzte sich in das Gebüsch und erblickte ein Gnut oder Gespenst, welches alle Fische fraß, so daß nur ein einziger ins Netz zurückfiel. Die Augen der Erscheinung brannten heller als Feuer, die Haare waren wie Draht und geflochten gleich einem Korbe, der Bart aber hing ihm bis unter den Gürtel herab und in der Hand hielt er eine Sichel ohne Handhabe. Als Badang die schreckliche Gestalt sah, faßte er sich Muth, stürzte sich auf den Gnut und drohte ihn zu ermorden. Der Gnut gerieth in Angst, wollte fliehen und rief kläglich: „Tödte mich nicht, ich will alles thun, was du befiehlst." — „Ah! dachte Badang, hier läßt sich etwas machen!" Indeß weckte das Versprechen des Geistes doch einiges Bedenken in ihm: soll er Reichthum wünschen? den nimmt ihm sein Herr oder irgend ein anderer; soll er wünschen unsichtbar zu seyn? — dabei kann man sterben. „Nein," dachte er, „ich will mir lieber Stärke wünschen, dann kann ich jede Arbeit, die man mir aufbürdet, leicht verrichten; das wird das Sicherste seyn. Gib mir Stärke, Gespenst, solche Stärke, daß ich Bäume mit der Wurzel ausreißen kann." Der Gnut willigte ein, jedoch mit einer allerdings unangenehmen Bedingung, die Badang nach vielen sauern Gesichtern endlich annahm. Und Badang erhielt Riesenstärke: während er mit der einen Hand das Gespenst am Barte hielt, konnte er mit der andern die größten Bäume ohne alle Anstrengung ausreißen. Dann ließ er den Gnut los und ging zu seinem erstaunten Herrn, indem er mit den Händen den dichtesten Wald ausrodete. Die Nachricht von den wunderbaren Thaten Badangs gelangte nach Singapur, und der dortige Radscha Sri Raisa Wichenum forderte ihn zu sich und machte ihn zu seinem Ringer. Badang konnte damals Felsen mit seinem Kopfe zerschlagen, Mastrn aus einem Schiffe reißen und sie als Ruder ge-

Digitized by Google

brauchen, so wie viele andere Wunderthaten verrichten. Da berief man den ersten Helden des Linga-Landes, der bisher seines Gleichen nicht gehabt hatte, nach Singapur und veranlaßte ihn sich mit Badang zu messen. Sieben Schiffe waren dem Sieger zur Belohnung bestimmt. Lange kämpften sie, und Badang hatte über seinen Gegner nur einen schwachen Vortheil. Aber vor den Zelten des Radscha lag ein ungeheurer Stein, und der Held von Linga schlug vor, diesen Stein zum größten und letzten Beweis seiner Stärke aufzuheben. „Gut," sagte Badang, „versuche es zuerst, und ich will dann nicht zurückbleiben." Der Kämpfer von Linga bemühte sich lange ächzend mit dem Stein, hob ihn endlich ein wenig auf, ließ ihn aber aus Erschöpfung auf die Erde niederfallen und sagte zu Badang: „Nun ist die Reihe an dir, Freund!" Badang hob den ungeheuren Stein ohne alle Anstrengung auf, schwenkte ihn einigemal hin und her und schleuderte ihn dann nach der Mündung des Flusses. Jetzt wird auf dem Vorgebirge, wo er lag, eine Batterie gebaut, und darum ist der Fels mit der wunderbaren Inschrift dem Schicksal der andern nicht entgangen, — man hat ihn mit Pulver gesprengt. Man glaubt, die Inschrift habe die Beschreibung der That Badangs enthalten. — Spät Abends kehrte ich auf mein Schiff zurück.

Die nicht weit von uns ankernde Dschonke sollte bei guter Zeit nach China abgehen, und auf ihr wollten etwa 200 Chinesen, die theils kürzere, theils längere Zeit in Singapur gelebt hatten, in ihre Heimath zurückkehren. Jeden Tag kamen neue Passagiere aus der Stadt, und der gräulichste Lärm der verschiedensten Stämmen begleitete jede Arbeit. Schläge auf den Gong dienten als Vorrede zu den Befehlen des Capitäns, auf welchen niemand hörte. Ich war ausnehmend neugierig, dieß wundervolle Exemplar einer vorweltlichen Seemannskunst zu sehen; die Dschonke war etwa 130 Fuß lang und maß 500 Tonnen. Außen war sie mit einer schmutzigen rothen Farbe angestrichen mit einem breiten weißen Streif, auf dem die Stückpforten aufgemalt waren. In der Mitte nach der linken Seite hin stund der aus Backsteinen aufgeführte Ofen, und neben demselben ein bis auf den Gürtel nackter Chinese, der mit den schweißigen Händen in den Kessel fuhr und Reis umrührte; in mehrstöckigen mit Matten gedeckten Bambusgehäusen krochen schmutzige Kinder herum, der Schiffsraum war mit Seemodellen, Reissäcken und allerlei Habseligkeiten angefüllt. Im Hintertheil des Schiffes, in einer Art Cajüte, saß auf einer Kiste ein dicker Chinese mit grauem Schnurrbart und geschälte Ananas; neben ihm vor einem mit verschiedenen Inschriften und unheimlichen Bildern gezierten Kästchen brannten Wachskerzen, und hier hing auch der ungeheure Gong, auf den nach des Capitäns Befehl ein junger Chinese schlug, der ihm als eine Art Ordonnanz diente. Auf mein „Tschin-tschin" verzog sich das von Fett überfließende Gesicht des Capitäns zu einem Lächeln, er wies mir einen Platz neben sich an (sprechen konnte er nicht) und seine Ordonnanz, die zum Zeichen ihrer Achtung mit aufgelöstem Zopf dastand, reichte mir eine Ananas und ein Messer. Wenn es wahr ist, daß jeder Mensch in seinem Aeußern eine leichte Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere hat, so glich der chinesische Capitän noch am ehesten einem gemästeten Eber. Nachdem ich meinen neuen Bekannten lange genug angegafft, wollte ich meine Besichtigung weiter fortsetzen. Einige verrostete eiserne Kanonen ohne Lafetten lagen auf dem Verdeck neben der großen Tanka, die den ganzen Raum zwischen dem großen und dem Fockmast einnahm. Auf dem Vordertheil des Schiffes lagen in einer kleinen Holzbarke zwei ungeheure hölzerne Anker, deren Schaufeln mit Eisen beschlagen und deren Stricke aus zwei Bambusstangen bestanden, die fest an die Spindel angebunden waren. Stricke und die ganze Takelage war aus Gras geflochten und konnte auf dem Wasser schwimmen, denn Hanf brauchen die Chinesen nicht. Der übrige Bau ist in entsprechender Güte. Die Masten sind häufig ein Gegenstand der Speculation. Die Dschonken kommen aus China mit schlechten, halbverfaulten Masten an, nehmen in Singapur, wo das Holz wohlfeil ist, neue ein und verkaufen sie in Canton. Zum Aufrichten der Masten wenden die Chinesen keine Kranen an, sondern sie errichten Holzgerüste und heben die Masten wie Säulen an Stricken empor, die durch jede Flagge nach dem Krahspill geführt werden. Die Dschonken, die nie anders als mit günstigem Wind fahren, gehen aus China einige Zeit vor dem Ende des Nordostmonsuns ab und kehren mit dem Südwestmonsun zurück. Um sich der Mühe zu entledigen vorwärts zu schauen, sind vorn an jeder Dschonke und selbst an jedem kleinen Sampan zwei ungeheure Augen angemalt, denen die Chinesen irgend eine übernatürliche Macht zuschreiben. Auf dem Cap kannte ich einen schwedischen Capitän, welcher mir erzählte, daß er während seines Aufenthalts in Canton im Jahre 1838 selbst gesehen habe, wie man eine große Kriegsdschonke in Stücken schlug und verbrannte, weil die Kugel einer englischen Brigg ihr das Auge ausgeschlagen hatte. Wenn sie ihre eigenen Augen nicht zu hüten verstand, wie sollte man ihr das Schicksal von einigen hundert Vertheidigern des himmlischen Reichs anvertrauen. Es ist zum Erstaunen, daß die Chinesen, die doch so viele Vorbilder des neuen besseren Schiffbaues stets vor Augen haben, von den Fremden keine Verbesserung entlehnen. Sieht denn dieß seltsame Volk nicht ein, und kann es nicht begreifen, wie weit es hinter den Europäern zurückgeblieben ist? Machen die zahllosen Unfälle des Scheiterns, des Strandens u. s. w. keinen Eindruck auf sie? Was können die Ursachen dieser mit dem gesunden Verstande so wenig übereinstimmenden Hartnäckigkeit seyn? Ist es der Stolz dieses Volks, das sich für unvergleichbar höher als jedes andere hält, oder ist es die Furcht vor dem Zorn der überall ruhen und willkürlichen Regierung, die, ohne sich um das Loos des Volks zu kümmern, nicht einen Schritt von den seit Jahrhunderten eingewurzelten Anordnungen ablassen will, welche Art diese auch seyn mögen, — das sind Fragen, die nicht leicht zu lösen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bevölkerung in Irland. Nach den officiellen Angaben betrug die Bevölkerung Irlands im Jahre 1821 6,801,827, im Jahre 1831 7,767,401, im Jahre 1841 8,175,273. Die Vermehrung war also zwischen 1821 und 1831 965,574, zwischen den Jahren 1831 und 1841 nur 407,872 oder um mehr als die Hälfte schwächer. (Litt. Gaz. vom 29 April.)

Schifffahrt auf dem Indus. Die ostindische Compagnie ist entschlossen die Schifffahrt auf dem Indus und Setledsch aufs ernstlichste zu betreiben, und läßt gegenwärtig Dampfboote für diese beiden Ströme bauen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 26 April.)

Alterthümer bei Rouen. Man findet fortwährend in der Nähe desselben Orts, wo die Steinsärge (s. Nr. 123) gefunden wurden, weitere gallo-römische Alterthümer, unter andern einen bleiernen Sarg. (Echo du Monde Savant vom 4 Mai.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Der erste Mai in Katharinenhof.

Die Menge treibt sich durch Sturm und Regen,
Dem hergebrachten Fest entgegen;
Man hätte um Alles in der Welt
Den Vorwand zum Nichtsthun nicht verfehlt.

Aus dem Manuscripte eines nichtgekrönten Poeten.

Mit dem September beginnt bei den Petersburgern das eigentliche Leben in der Stadt und dauert ununterbrochen bis zum Junius fort, wo der weiße und braune Winter wieder einmal dunkelgrün zu werden beginnt, und männiglich, ohne vom Wege des Hergebrachten abzuweichen, den Herrlichkeiten der Residenz auf drei nur zu schnell verfliegende Monate Valet sagen darf.

Nach Abzug dieser sogenannten Sommerintervalle, welche gar Manchem als Hiatus erscheinen mag, bleibt eine erkleckliche Differenz von neun langen, langweiligen Monaten zu Gunsten des Stadtlebens übrig, dessen Reize zu besingen ich andern überlasse, denen es minder als mir an Geduld gebricht, die Zeit fein gebührlich er- und abwarten zu können. Wie schön in und an Petersburg alles ist, hört man von Niemanden mehr hervorheben, als von den Petersburgern selbst, so daß es äußerst verzeihlich erscheint, wenn andere auf die Idee gerathen, die Leutchen seyen von dieser Imagination, Illusion oder wie man es benennen soll, so durchdrungen, als ein glückseliger Apothekergehülfe es nur immer von den Gerüchen der Büchsen seiner Officin seyn kann, und dennoch ist es — Täuschung! Nur in den besten Fällen vermag ich Selbstpersuadirung gelten zu lassen, wie solche die gütige Mutter auch dem Eskimo und Kamtschadalen verliehen, und vermöge welcher er allein in den Stand gesetzt wird, sein stiefmütterlich behandeltes Vaterland nicht nur zu ertragen, sondern sogar für das schönste der Erde zu halten.

Ich gehörte mehrere Jahre hindurch zu der Schaar jener Unruhigen, denen die Zeit stets zu lang wurde, ehe eine wärmere Luft die starren Aeste der Bäume mit Knospen schwellte, ehe die Erde aufs neue frische Triebe herausschob. Freilich war dieß eine schwarze Undankbarkeit gegen die vielen geselligen Cirkel, in denen man der Natur vermittelst Kunst ein Schnippchen zu schlagen versteht, und wovon mir mehrere offen standen. Freilich verleiht es einen schlechten Geschmack, silberne Gänseblümchen den schönen, parfümirten Rosen aus ächt Pariser Fabrik, die das reizende Köpfchen der Salondame so bildschön kleidete, vorzuziehen, weil letztere eben künstlich waren. Mein einziger Trost war und blieb, daß es Tausende gab, denen dasselbe Malheur zu passiren schien; denn was sonst als jener räthselhafte unwiderstehliche Zug zur Natur vermochte wohl heute wie andere Jahre Katharinenhof um diese Zeit so gedrängt zu bevölkern? Verriethen nicht alle die Tausende, daß sie den Sommer kaum erwarten können? Ueberdieß hatte dieser erste Mai ja alle Jahre, in allen Kreisen, den halben Winter hindurch als Gesprächsgegenstand gedient, und es ist nur zu bekannt, daß die Welt, je gebildeter sie ist, sich um so mehr bloß von angenehmen Dingen zu unterhalten sucht und wünscht. Fliehet man nicht selbst in Gedanken arme, unglückliche Freunde? Ist es nicht für äußerst gauche und mal-adroit erklärt: in guter Gesellschaft irgend etwas zu berühren, das nach mesquin schmeckt? Mesquin aber muß unbezweifelt alles genannt werden, was unsere Illusionen stört, unangenehme Gefühle erweckt u. s. w.

Nachdem ich so meine eingestandene Schuld auf ziemlich gewöhnliche Weise dadurch zu verringern gesucht, daß ich eine größtmögliche Menge Mitschuldiger citirte, wollen wir — mein geduldiger Leser und ich — zusammen getrosten Muthes unsre Regenmäntel umnehmen, um allen Raisonnements zum Trotze den ersten Mai in Katharinenhof feiern zu helfen. Da wir wie ganz natürlich vornehme Leute sind, so wohnen wir in größtmöglicher Nähe des Hofes und zwar etwa in der großen Million. Eine Fahrt zu Wasser die Newa hinab würde nun wohl das Directeste und Einfachste für uns seyn, allein Sanitätsregeln, denen wir uns wohlweise unterwerfen, sprechen dagegen, und überdieß liegt uns ja gerade daran, das ganze Getriebe so recht ex fundamento kennen zu lernen; darum

Digitized by Google

müssen wir den Landweg einschlagen und unsern Iwan anspannen lassen.

Wir rollen auf dem holzgepflasterten Wege durch die große Morskoi bis auf den Platz des großen Theaters, wo die Herrlichkeit des Fahrens wie in der gedielten Stube ein Ende mit Schrecken nimmt, denn es beginnt das abscheulichste Straßenpflaster der Welt, ganz geeignet, um den verstocktesten Gemüthern Erkenntniß menschlicher Gebrechlichkeit einzuprägen. Daher, und weil auf der Peterhof'schen Perspective bereits Wagen an Wagen gereihet steht, so daß der allgemeine Zug nur Schritt vor Schritt und nach vielfachen Stillstandspausen vorwärts kömmt, erachten wir es für gerathen auszusteigen, um den Weg vollends zu Fuß zurückzulegen.

Um vor dem Gedränge an Ort und Stelle zu gelangen, mußten wir um ein oder zwei Uhr abfahren, während es jetzt bereits in der sechsten Stunde ist, wo die Mehrzahl der Petersburger schon zu Mittag gespeist hat.

Wie bevölkert uns jetzt auf einmal St. Petersburg erscheint, während wir auf der bisherigen Fahrt nur einzelnen Equipagen und wenigen Fußgängern begegneten. Die gedehnte Langweiligkeit des nordischen Babels zählt also doch gewisse kurzweilige Episoden! Nun ja! säße die halbe Million so eng auf einander gepackt wie z. B. die Einwohnerschaft Hamburgs, dann würde viel Bequemeres und Vergnüglicheres, aber auch manch Beschwerliches und Langweiliges wegfallen, das eben Petersburg charakterisirt. Der gemeine Mann ist hier sicher nur um so übler daran; denn während ihm doch nur die elendesten Quartiere übrig bleiben, in denen er gleich ungesund und zusammengepreßt bei einander hockt, wie unter den übelsten Umständen in Deutschland, muß er nebenbei noch meilenweit nach jedem Verdienste, jedem Lebensbedürfnisse sich die Beine müde laufen und die kostbare Zeit verwenden. Der Reiche und Wohlhabende, der Theilnehmer an einer Hammerpartei dingegen, erfreut sich vieler Vorzüge mehr, auf die er anderswo theilweise oder völlig verzichten muß, sobald er Hauptstädte bewohnt. Wir sehen hier noch in grellerem Lichte als anderswo die Prärogativen begünstigt und die Nation, das Volk, vernachlässigt in seinen ersten Lebensansprüchen. Der Norden scheint also dem Menschen mehr Spannkraft zur Ertragung und Ueberwindung von derlei Wohlfahrts- und Ernährungshindernissen verliehen zu haben! Es wäre eine Aufgabe für Menschenbeobachter, genau zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die Ertragungskraft der Nichtbevorzugten bei den Völkern je nach klimatischen Umständen wechsele. Jedenfalls erscheint die vielbelobte Anlage Petersburgs bei genauerer Untersuchung höchst zweideutig.

Das neue Gebäude hier vor der Brücke über die Fontanka ist eine Spinnfabrik. Ja, ja, es mehren sich dergleichen Fabrikenetablissements hier zusehends, obschon fast kein ungünstigerer Platz dazu aufgefunden werden könnte. Der Lebensunterhalt ist hier am kostspieligsten fast im ganzen Reiche; alles muß von fern herbeigeschafft werden, wovon die Bevölkerung leben soll, und die Reichen und Vornehmen treiben mit ihrem Luxus die ohnehin gesteigerten Preise noch mehr in die Höhe. Das Manufact oder Fabrikerzeugniß aber muß wiederum dahin versandt werden, woher die Lebensmittel kommen. Es läßt sich kaum begreifen, warum man in der Nähe des Thrones so viel Zündstoff aufhäuft. Irgend eine Stockung im Absatze oder der Zufuhr und — die Garderegimenter bekommen zu thun, wie jenes Gendarmeriepiquet drüben an der Brücke, das beauftragt ist, die Linie der Fahrenden in Ordnung zu erhalten. Ein schweres Stück Arbeit! denn die ungeduldigen Damen können nicht erwarten, auf der Sulanie (dem Spaziergange) anzulangen, obschon sie in der Regel dort selten absteigen, um zu spazieren, vielmehr in den Wagen sitzend sich dem süßen Vergnügen des Sichsehenlassens hingeben, und um später sich sagen lassen zu können: „Wir waren so glücklich, Ihnen in Katharingof*) zu begegnen!" Je spröder man alsdann Ursache hat seyn zu dürfen, d. h. je reicher man ist, oder je spröder man seyn zu können glaubt, d. h. je schöner und vornehmer im Range man ist, um so weniger gesteht man zu, selbst gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Scattery-Island und die runden Thürme in Irland.

(Schluß.)

Unser kleines Boot landete endlich auf Scattery-Island, das, wie mir die Schiffer erzählten, in alten Büchern „Inniscatry" genannt wurde, und welches jetzt von einigen „Tenants" des Hrn. M'Kean bewohnt und von dem Vieh beweidet wird. „It is a very old ancient place!" (Es ist ein sehr alt antiker Platz!) sagte einer der Matrosen, indem er mich auf den Rücken nahm und durchs Wasser trug; denn wir hatten einen Landungsplatz getroffen, wo die Fluth noch ein langes Stück Land mit einem Fuß hoch Wasser überlaufen hatte. — Man könnte diesen Pleonasmus „alt antik" von vielen solchen Plätzen in Irland brauchen, auf denen alte und älteste Ruinen neben einander liegen.

Gewöhnlich wird einem bei allen den alten heiligen Orten Irlands, welche den Namen „seven churches" (sieben Kirchen) haben, irgend ein Name eines Heiligen genannt, der hier gelebt haben oder gestorben seyn soll, und welcher zu den ersten Predigern und Aposteln des irischen Christenthums gehörte. Hier ist es der heilige Senan, dessen Grab in einer der Kirchenruinen gezeigt wird. Es werden in einer dieser Kirchenruinen und in ihrer Nachbarschaft auch noch jetzt Begräbnisse veranstaltet; ich konnte nicht erfahren, warum nicht in den sechs andern. Man bringt die für dieses Inselgrab in den Wellen bestimmten Leichen auf kleinen Booten vom Festlande herüber, und die Begleiter der Leiche folgen ebenfalls in Booten hinterher. In der That einer der interessantesten und eigenthümlichsten Leichenzüge, von denen ich gehört habe.

*) Die russische Sprache hat das deutsche G nicht, und man ersetzt dasselbe durch das Gimel, woraus bei Eigennamen oft ganz eigene Umwandlungen entstehen; z. B. durch Gans für Hans, Gof für Hof, Gelm für Helm u. s. w.

Digitized by Google

Ich sah noch mehrere ganz frische Grabmonumente aus den letzten Jahren, die sich neu und blank polirt, mit schönen, goldenen Inschriften versehen, eigenthümlich und poetisch genug auf der einsamen Insel ausnahmen. — Es waren unter den Gräbern auch die einiger Schiffscapitäne, welche in der That an keinem bessern Platz, als auf einer Insel an einer Flußmündung, wo sich eine Aussicht zugleich nach vorne in den Ocean und nach hinten in das Festland darbot, ihre Ruhestätten wählen konnten. Auf dem Grabstein eines derselben waren die Passions-Embleme, ein Schwamm, ein Napf, ein Kreuz, ein Schwert, ein Spieß u. s. w. eingemeißelt. Wird einmal eine Zeit kommen, wo die Gelehrten sich auch über solche Steine und die Deutung ihrer Hierogipphen streiten werden?

Es ist, so viel ich weiß, kein Land in Europa, welches sich so interessanter Gottesäcker und so pittoresker Grabmonumente zu erfreuen hat, als Irland; theils weil sie gewöhnlich immer mit Epheu und andern schmückenden Immergrünen umrankt sind, theils weil es dort die Sitte ist, auch noch unter Ruinen zu begraben, ja, und unter Ruinen vorzugsweise. Alte Kirchen selbst, wenn auch nur noch ein Stück ihrer Mauer blieb, sind innerhalb ihres Mauerparallelogramms gewöhnlich voll gepfropft mit Gräbern jüngsten und ältesten Datums. Außer hie und da in Schottland habe ich dieß in keinem andern Lande gesehen.

Einige der sieben Kirchen waren beinahe völlig verschwunden, drei aber noch zum Theil conservirt; ihre Mauern waren mit Epheu bedeckt. In der Mauer der einen dieser Kirchen, in der, welche dem runden Thurme am nächsten steht, befindet sich über dem mittlern Fenster ein sonderbares Gesicht in Stein ausgehauen. Es hat sonderbarer Weise ganz durchaus die steifen und maskenähnlichen Züge der ägyptischen Sculpturen, sogar die abstehenden Ohren derselben. Dabei erkennt man deutlich, daß es von irgend einem andern Gebäude weggebrochen und nachher hier eingemauert ist. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Kirche ist ein Stein eingemauert, auf dessen Oberfläche noch eine alte Inschrift deutlich erkennbar ist.

Der Säulenthurm steht etwas abseits; obgleich er nicht mehr ganz vollkommen und unversehrt ist, so gehört er doch mit zu den malerischsten von Irland, denn er ist vom Blitz auf eine furchtbare Weise getroffen und auf der einen Seite von oben bis unten gespalten. Eine lange und breite Kluft zieht sich durch die ganze Mauer herab. Auf einer Seite ist er von oben bis unten mit Pflanzen, Moosen und Gräsern bedeckt, und zwar auf der Südseite, weil wie die Schiffer mir sagten, auf der Nord- und Westseite die heftigen Winde alle Pflanzenkeime wegreißen. Ich lasse dieß dahin gestellt. Die Blitze und die Pflanzen sind die schlimmsten Feinde der runden Thürme.

Ich sagte oben, daß die „Round-Tower" gewöhnlich wie Säulen mit gleichmäßiger Dicke bis zur Spitze emporsteigen. Dieß ist jedoch nicht buchstäblich zu verstehen. Ein ganz klein wenig und kaum merklich scheinen sie sich fast alle nach oben abzuschmälern; auch die Mauern selbst werden nach einem sehr richtigen architektonischen Princip nach oben hin etwas dünner. Es deutet diese Constructionsweise auf ein nichts weniger als rohes Volk hin.

Die kleine Insel gewährt sonst außer diesem Gottesacker nur wenig Ackerland, es ist alles umher Weideland. Auf der Spitze der Insel liegt eine Batterie, welche die Mündung des Shannon vertheidigt. Es gibt an verschiedenen Küstenpunkten des Mündungsgebietes des Shannon im Ganzen sechs solche verschiedene kleine Batterien und Forts, und an der Themse gibt es gar keine. Die Engländer müssen die irischen Küsten stark machen, weil sie ihre schwächste Seite umsäumen.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Die in Singapur, Pulo Pinang, Manilla und den Molukken angesiedelten Chinesen bleiben, obwohl die Gesetze des Reichs der Mitte sie zur Todesstrafe verurtheilen, selten in den Ländern der Fan-Kwei, d. h. der fremden Teufel. Jeder strengt sich möglichst an, um ein kleines Capital zu sammeln, was bei der theuern Arbeit in den Colonien diesen arbeitsamen Bienen nicht schwer wird, um dann einen bedeutenden Theil ihres Vermögens, oft die Hälfte, zu den Füßen des Localmandarinen zu legen, und die Erlaubniß zu erhalten, wieder im Vaterlande zu leben; die Entfernung aus dem himmlischen Reiche und das Unglück, unter Fan-Kwei zu leben, wird einem Sturm oder irgend einem andern Unheil zugeschrieben. Die Frauen aber können durchaus ihren Männern nicht über die Gränze folgen, und daraum lebt der größte Theil der in den Colonien sich aufhaltenden Chinesen ledig, und die andern verheurathen sich mit Malayenfrauen; Hindustanerinnen und moslemitische Frauen würden es für eine Todsünde und für die größte Unehre halten mit den unreinen Schweineessern eine unheilige Ehe einzugehen. Von den 25.000 in Singapur wohnenden Chinesen sind deßhalb nur 7000 verheurathet. Auf den Pflanzungen bezahlt man einen chinesischen Arbeiter besser als einen Malayen oder Tschulia; übrigens befinden sich bei dem amerikanischen Consul, dem ersten Zuckerpflanzer in Singapur, der etwa 250 Arbeiter beschäftigt, lauter Tschulias, und Chinesen werden nur zum Hausdienst gehalten. Seiner Angabe nach sind die Chinesen sehr widerspänstig und arbeiten nur unter strenger Aufsicht gut, und wenn man ihnen Arbeit an verschiedenen Oeten zutheilt, so daß der Eigenthümer oder sein Gehülfe unmöglich die genaue Aufsicht allenthalben führen können, so kann man sich nicht auf sie verlassen.

Bald nach unserer Ankunft in Singapur kam auch die portugiesische Fregatte Magnanimo dahin. Ich begab mich auf das Schiff und erfuhr von dem Capitän, einem ehrwürdigen Greis, daß er 22 Tage von Pulo Pinang nach Singapur, also noch länger als wir, gebraucht und viele Kranke an Bord habe. Diese Fregatte kam aus Lissabon und ging nach Macao, um Recruten nach der dortigen Garnison zu bringen; unterwegs aber mußte sie auch in Mozambique und Goa anlegen. In welcher kläglichen Lage befindet sich jetzt die portugiesische Flotte und Colonien! Als der Magnanimo in Mozambique war, nahm man ihm etwa 80 Matrosen, um eine Corvette zur Aufsuchung eines Piraten auszurüsten,

Digitized by Google

der ungestraft eine Menge Kauffahrer geplündert hatte; als er nach Goa kam, nahm man ihm wieder eben so viel Leute, um ein Schiff nach Mozambique auszurüsten und den dortigen Gouverneur zu ersetzen, der schon lange seine Zeit ausgedient hatte. Mit Einem Wort, wenn auf der Fregatte keine 300 Recruten gewesen wären, so hätte er nicht gewußt, wie er nach Macao kommen solle, wo er dann unfehlbar Leute zur Rückfahrt nach Europa miethen mußte. Die Fregatte Magnanime war frühre ein Transportfahrzeug, das ehemals Holz aus Brasilien nach Europa führte, „vor der Zeit, wo Portugal den Namen, der Brasilien heißt, verlor," wie der Capitän mit bittrem Lächeln hinzusetzte.

Während unseres Aufenthalts auf der Rhede von Singapur hatten wir Gelegenheit ein Bild von dem zu sehen, wie die Koralleninseln sich bilden: an unserer Ankerkette und dem unter Wasser befindlichen Theil der Ruderfahrzeuge bildete sich nach und nach eine dicke Rinde aus einer zahllosen Menge kleiner Muscheln, und dazwischen begannen aus den Gliedern der Kette kleine Zweigchen schwarzer Korallen herauszuwachsen. Fünf Tage nachher, als wir von den Schaluppen aus diese Auswüchse abgekratzt hatten, setzten sie sich wieder fest, und wenn wir sie nicht wieder abgenommen hätten, so wäre bis zu unserer Abfahrt die Rinde zwei Zoll dick geworden. An dem kupfernen Beschlag haften die Muscheln nicht, sonst würden sie den Gang des Schiffes bedeutend aufhalten. Die Malayen, welche auf den leichten Gang ihrer Schiffe einen großen Werth legen, bringen sie bei der Fluth an seichte Orte, und wenn das Wasser bei der Ebbe verläuft, so bleibt das Schiff auf dem Trockenen, und man kann den untern Theil ohne Mühe abkratzen. Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung in den hiesigen Gewässern ist die Menge von Seeschlangen. Als einmal ein Matrose die äußere Schiffswand abwusch, schöpfte er unerwartet eine Schlange mit herauf und warf sie aufs Verdeck; ihr Rücken war grünschwarz, der Bauch von bläulicher Silberfarbe, ihre Länge betrug etwa 3 Fuß. Ich bewahrte das Exemplar in Spiritus auf. Eine solche Schlange biß einen unserer Leute, als er sich in der Nähe der Flußmündung badete, wo chinesische und malayische Kinder vom Morgen bis zum Abend herumplätschern. Während des Badens fühlte er auf einmal, daß sich ihm etwas um den Fuß eingle. Er ging sogleich ans Ufer, um nachzusehen, was es sey. Ein vorübergehender Indier bemerkte es, machte ihm ein Zeichen und führte ihn in sein Haus. Hier hieß er ihn sich niederlegen, nahm eine Kokosschale, machte sie rothglühend und brannte ihm etwa eine Viertelstunde lang die verletzte Stelle aus; dann zerstieß er Schwefel, mischte denselben mit Wasser und wusch die Wunde aus. Nach 20 Minuten ging der Mensch in die Schaluppe und fuhr nach dem Schiffe, als ob nichts geschehen wäre.

Auf einem meiner ersten Ausflüge ans Ufer wurde ich mit dem amerikanischen Consul, Hrn. Balestier, bekannt, einem sehr gebildeten und achtungswerthen Mann. Einmal wurde ich von ihm zugleich mit einem meiner Officiere nach seiner Zuckerpflanzung zum Essen eingeladen. Der Weg führte durch Campong Glam, der aus einem malayischen Bazar und einer kleinen bugginesischen Niederlassung besteht. Letztere unterscheidet sich in nichts von den malayischen Dörfern, die Häuschen ruhen auf Pfählen in sumpfigem Wasser, Wände und Dächer sind mit Doppelmatten bedeckt, und die Physiognomie der Bewohner ist so finster und unfreundlich, als die der Malayen. Auf der Seite des Weges zwischen Gebüschen ist ein kleines Observatorium für meteorologische und magnetische Beobachtungen. Jenseits des Campong Glam führt eine lange zwischen Reisfeldern hinlaufende und mit hohen Bambusbüschen bepflanzte Allee nach dem Hause oder Bungalo*) des Hrn. Balestier, das in der Mitte seiner prächtigen Zuckerpflanzung liegt. Das Haus ist von Holz und auf allen Seiten von Verandas umgeben. Die Zimmer sind mit einigen Originalgemälden von Rembrandt, Vandyk, Wouwermans und dem Portrait Washingtons geziert. Eine auserlesene Bibliothek von französischen, englischen und lateinischen Classikern nebst einer Sammlung von Karten, Plänen, Kupferstichen und Zeichnungen nahmen unsere Aufmerksamkeit bis zur Erscheinung der Hausfrau in Anspruch. Nach einer halben Stunde kam sie und führte uns in ihr Cabinet, das mit einer vortrefflichen Sammlung von Muscheln Indiens und des indischen Archipels geziert ist, eine selbst in den Augen gelehrter Naturforscher merkwürdige Sammlung. Außer den in Fächern in der größten Ordnung nach den Arten eingereihten Muscheln zeigte sie uns eine Menge japanischer und chinesischer Seltenheiten. Mit Einem Wort, diese Sammlung von Seltenheiten Hrn. Balestiers wäre eine wichtige Erwerbung für eine Kunstkammer. Vor dem Essen führte Hr. Balestier uns auf seiner Pflanzung umher. Er ist einer der ersten Ansiedler auf Singapur und steht an Unternehmungsgeist seinen neuen Yankee-Landsleuten nach. Von 2000 Acres ihm gehörigen Landes sind ungefähr 200 angebaut, aber diese ganz vortrefflich. Die Wege zwischen den mit Zuckerrohr bepflanzten Feldern sind auf beiden Seiten mit Ananas bepflanzt und der Anbau dehnt sich mit jedem Jahr weiter aus. Das Klima Singapurs unterstützt ungemein den Anbau. Orkane und Stürme gibt es hier nicht, und die Jahreszeiten führen in dem Zustand der Atmosphäre fast gar keinen Wechsel herbei; nur im Januar und Februar fällt mehr Regen als gewöhnlich, übrigens kann man das ganze Jahr hindurch säen und ernten. Zeiten der Ruhe sind hier gleichfalls unbekannt, die Vegetation wird durch kurze, aber ziemlich häufige und reichliche Regen erfrischt, welche die Hitze der Aequatorialsonne mäßigen. Außer der Pflanzung ist auch noch die Zuckerfabrik bemerkenswerth, wo eine Dampfmaschine mit Hochdruck von 30 Pferdekraft durch sechs Walzen den Saft aus dem Rohr drückt. Die ganze Anstalt hat im Jahre 1839 viel durch einen Brand gelitten, der das Gebäude, wo der Zuckersaft in Farinzucker umgewandelt und Rum gebrannt wird, verzehrt hat. Durch diesen Unfall ließ sich Hr. Balestier nicht niederschlagen, und verschrieb neue Maschinen zur Reinigung des Zuckers vermittelst Dampf. Seine Felder werden auf die thätigste Weise bearbeitet, der undurchdringliche Urwald und das Gestrüpp wird ausgebrannt, und so werden diese Zuckerpflanzungen mit der Zeit die Quelle großer Einkünfte werden.

Nach dem Essen fächelten uns zur Erfrischung der Luft einige Manern mit ungeheuren Fächern an. Unter anderm bemerkte ich an der Decke und an den Wänden des Speisezimmers eine Menge kleiner Eidechsen. Der Hausherr, der mein Erstaunen sah, erklärte mir, daß man in Indien diese Thierchen in den Zimmern besonders hege, um die Spinnen, die Schaben und Moskitos, deren man sich sonst gar nicht erwehren könne, zu vertilgen. Bald nach dem Essen kehrten wir in die Stadt und auf mein Schiff zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nennt man hier allgemein die Landhäuser, welche meist an erhöhten Orten angelegt werden, um jedes kühle Lüftchen zu genießen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1843.

Die Chinampas oder schwimmenden Gärten in Mexico.

(Life in Mexico. By Mdme. C. de la Barca.)

Wir fuhren am Abend in einem großen Kahn mit einer ausgespannten Decke zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen auf dem Canal nach dem kleinen Dorfe Santa Anita, und sahen hier zum erstenmal die berühmten Chinampas oder schwimmenden Gärten, welche jetzt größtentheils fest geworden sind und Gemüse nebst Blumen in reichlicher Fülle tragen; daneben sind die kleinen Hütten der Indier, welche die Waaren in die Stadt bringen. Die Erzeugnisse sind namentlich Chilipfeffer, Tomates, einige Rübenarten u. dergl. In meiner Erwartung von der Schönheit der schwimmenden Gärten war ich freilich getäuscht, ihre Entstehung ist indeß merkwürdig. Schon im Jahre 1245 sollen die wandernden Azteken oder Mexicaner, so genannt von ihrem Kriegsgott Mexitli, zu Chapultepec angelangt seyn, wo sie von den Fürsten von Tultocan verfolgt, auf einer Inselgruppe südlich vom Tezcuco-See ihre Zuflucht nahmen. Sie fielen unter das Joch der Könige von Tezcuco, verließen ihre Inselheimath, und flohen nach Tezapan, wo sie zur Belohnung für den Beistand, den sie den Häuptlingen in einem Kriege leisteten, ihre Freiheit erhielten und sich in einer Stadt ansiedelten, die sie nach ihrem Kriegsgott Mexicalsingo nannten, jetzt ein Haufe von großen Scheunen und ärmlichen Hütten. Doch ließen sie sich nicht für beständig hier nieder, denn um einem Orakel zu folgen, wandten sie sich von dieser Stadt nach den Inseln östlich von Chapultepec auf der Westseite des Tezcuco-Sees. Nach einer alten Sage sollten sie da eine große Stadt gründen, wo sie einen Adler auf einem Nopalbaum sitzen sehen würden, dessen Wurzeln den Fels durchbrechen. Im J. 1325 erblickten sie dieß Zeichen, und an dieser Stelle gründeten sie auf einer Insel im See das erste Teocalli oder Gotteshaus von Mexico. Während ihrer Wanderungen bauten die Azteken, wo sie immer anhielten den Boden und lebten von dem was die Natur ihnen gab. Von Feinden umgeben und in der Mitte eines Sees, in welchem es wenig Fische gab, zwang sie die Noth schwimmende Felder und Gärten auf dem Wasser anzulegen.

Sie flochten die Wurzeln von Wasserpflanzen zusammen, und steckten Baumzweige hindurch, bis sie einen hinreichend festen Grund gelegt hatten, um die aus dem Boden des Sees heraufgeholte Erde zu tragen; hier säeten sie ihren Mais, ihren Chili und alle andern ihnen nothwendigen Pflanzen. Diese schwimmenden Gärten waren etwa einen Fuß über dem Wasser, und hatten eine länglich viereckige Form. Später bauten sie in ihrer natürlichen Vorliebe für die Blumen nicht bloß die nützlichen, sondern auch die Zierpflanzen; die kleinen Gärten vervielfältigten und bedeckten sich mit Blumen und aromatischen Kräutern, die beim Gottesdienst gebraucht oder zur Verzierung des kaiserlichen Palastes verwendet wurden. Die Chinampas längs des Vija-Canals sind keine schwimmenden Gärten mehr, sondern mit dem festen Lande verbunden, und liegen zwischen den beiden großen Seen von Chalco und Tezcuco. Ein kleiner, aber voller Wassergraben trennt jeden Garten von dem andern, und obgleich sie jetzt in ihrem Sumpfland nur noch ein schwaches Bild von dem geben was sie gewesen seyn mögen, als sie noch ihre blumengekrönten Häupter über die klaren Gewässer des Sees erhoben, und die Indier, wenn sie ihren Wohnplatz verändern wollten, in ihren Booten die kleinen Blumeninseln fortziehen konnten, so bieten sie dennoch auch jetzt noch ein anmuthiges Landschaftsbild.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun ein wenig den Menschenstrom! Fast lauter Plebs in schmutzigen Anzügen; nur etwa der zehnte Mann ordentlich bekleidet. Die Schafpelze finden sich häufig vor, denn noch ist es zu kalt für die bunten Hemden, über welche man jetzt noch den Pelz gezogen, auf dessen ehemals weißem Grunde alle Schmutzfarben in ergötzlicher Sammlung

Digitized by Google

palettenartig aufgesetzt sind. Ohne daß wir die Leute sprechen hören, erkennen wir ihre Landsmannschaft genau an den Kleidern und Gesichtszügen. Die Mehrzahl besteht aus Russen, deren Sprache auch in der ganzen Marschcolonne vorherrscht. Am meisten hören wir außerdem noch deutsch sprechen, als ob den eingewanderten Germanen die Zeit nach dem Sommer besonders lang würde. Damit dürfte denselben indessen leicht zu viel zugemuthet werden, denn es ist mehr die alte Wirthshauslust, welche sie treibt, wie wir uns später durch treffende Beispiele überzeugen können.

Wie gesprächsmüssig im Ganzen die Menge doch erscheint! nur etwa kurze Fragen, denen ein „tschto?" (was?) oder ein „kak?" (wie?) nebst kurzer Entgegnung folgt, und dann behält ein jeder aufs neue das beliebte Schweigen bei. Allein wie könnte man sich auch in solchem Gedränge unterhalten mögen! Was kann man jedoch außerdem suchen? Darauf läßt sich nur das viel gebrauchte russische „Pasmatrim!" (Wir werden zusehen!) erwiedern.

Die Equipagen geben reichen Stoff zur Unterhaltung schon durch ihr Gemisch und ihre schroffen Unterschiede. Während hier das prächtige Viergespann des Fürsten R., bestehend aus übers Kreuz gespannten Schimmeln und Rappen, die ungeduldiger als ihre Herrschaften über das langsame Fahren zu seyn scheinen, einen Wagen nach neuestem Londoner Muster aus der berühmtesten Wagenfabrik Petersburgs (Fröbelius oder Jochim) ziehen, schleppt gleich hinterdrein ein magerer Klepper mit Mühe und Noth eine schwindsüchtige Droschke, auf der zwei Bartrussen hinter einem dritten dito, dem Iswoschtschik, gar jämmerlich hocken, dennoch aber am heutigen Tage sich durch Fahren sehen lassen wollen. Darauf folgt die zweispännige Lohnequipage des gesuchten Arztes **, welcher man es ansieht, daß der medicinische Hr. Staatsrath mit Lohnpferden fährt, so wie es fast allgemein hier Sitte ist, um der Scherereі und des Aergernisses mit Kutscher und Pferden überhoben zu seyn. Die heirathslustigen Töchter des staatsräthlichen Doctors benützen den Wagen des Hrn. Papa, während dieser sicherlich an irgend einer gutbesetzten Mittagstafel etliche Tacte von etwa drei bis vier Stunden Länge in seiner Praxis pausirt, zum Wohl oder Wehe derjenigen Patienten, die später etwa noch seine Besuche zu gewärtigen haben oder erheischen. Der würdige Nachfolger weiland Aeskulaps wird nach Tische geneigter seyn, herzhafte Dosen der Modemedicamente zu verordnen, und dadurch Mama Natur zwingen, sich auf eine Seite zu erklären. Leben oder Tod? Diese interessante Frage wird zur Entscheidung getrieben, und in beiden Fällen liegt Wohl und Wehe, wenn gleich der Tod im allgemeinen ungerechterweise als ein Uebel angenommen zu werden pflegt. Selig sind die Todten, denn sie ruhen im Herrn! Diese göttliche Wahrheit kann nur von Thoren bestritten werden, wie wir Menschen leider fast allesammt genannt zu werden verdienen, da wir sonderbarerweise sammt und sonders so gewaltig am diesseitigen Leben hangen, ohne Rechenschaft geben zu können, warum? Ein Mathematiker mit seinem fatalen: was wird damit bewiesen? könnte uns häufig gewaltig in die Enge treiben. Auch die Frau Doctorin oder Staatsräthin, wie sie sich lieber nennen hört, dürfte in Verlegenheit bei dieser Frage gerathen, wenn sie in Bezug auf ihre Gesellschaftstage, Assembleen, Soireen u. s. w. gestellt würde, die des Gemahls schwer und leicht erworbenen Verdienst consumiren, ohne daß die lieben Töchter unter die Haube kommen können. Die Kosten des erwähnten Aufwandes zurückgelegt und den häuslich für geringe Ansprüche erzogenen Töchtern mitgegeben dürfte weit eher zum Ziele geführt haben, denn die heutige Männerwelt fängt an äußerst vorsichtig und berechnend zu werden.

Ei! da kommen ja die vier Engländer vor der Equipage des hier ansässigen englischen Kaufmanns **; gewiß sind es seine bekannten, hübschen Töchter, die so kalt englisch vor sich hinsehen. Die Pferde fallen hier durch ihre Größe und Stutzschwänze auf, weil man hier noch nicht so thöricht gewesen ist, die Natur auf diese Art zu verstümmeln; dagegen herrscht eine andere abscheuliche Sitte in den sogenannten Galloppins, wie eben hier einer vorbei kömmt, in einem der schönsten Gespanne der Hauptstadt. Es ist ein lichtbrauner Wallach in der Bügelgabel und ein schwarzer Hengst zur Seite galoppirend; der Kopf dieses letztern, schönen, muthigen Thieres wird durch einen Riemen zur Seite und niederwärts gezogen, so daß das arme, geplagte Geschöpf in dieser erzwungenen Haltung verharren muß, wodurch es um mehrere Jahre früher zu Grunde geht, als es sonst der Fall seyn würde, wenn dieser Zwang wegfiele. Doch was kümmert dieß den in der eleganten Drosche sitzenden Besitzer, einen Notarius Publicus, welcher oft täglich seine 500 Rubel für die Arbeiten seiner Schreiber einstreicht! Diese Art Pferde zu maltratiren bezeichnet vortrefflich den eigensinnigen Despotismus der vornehmen und nicht vornehmen Russen. Es ist keine Art von Nutzen dabei, die Pferde werden, wie erwähnt, früher dadurch zu Schanden gemacht; das Auge des Verständigen, Schönheitsliebenden kann sich nicht an der gebückten, erzwungenen Haltung erfreuen, und dennoch erhält sich diese widerliche Mode. Es scheint als erfreuten sich die Besitzer am Gedanken, daß auch ein so kräftiges Geschöpf ihren Launen fröhnen müsse, denen sie sich gleichfalls selbst zu unterwerfen haben und oft gleich gebückt, körperlich wie geistig, einherkriechen, um später andere Mitgeschöpfe kriechen machen zu können. Wer eines dieser zahlreich vorkommenden Gespanne sieht, vermag eine ziemlich richtige Idee des geistigen Zustandes der Bevölkerung Rußlands zu fassen.

Vielfach wird behauptet, man sehe in Petersburg die schönsten Pferde auf der Welt, und es mag allerdings darin Wahres liegen, nur muß ein Jeder sich hüten zu glauben, daß schöne Pferde mehr als ausnahmsweise vorkommen. Am heutigen Tage so wie bei ähnlichen Gelegenheiten, wo sich der Equipagenreichthum Petersburgs nach einem Punkte hin zusammendrängt, wird genau sichtbar, daß man in der Regel mit sehr mittelmäßigen, aber wohl recht dauerhaften Pferden fährt. Einzeln zeigt sich wohl ein edles, schönes Thier, auch wohl ein gutes, ja vortreffliches Gespann, allein dieß ist nur sehr ausnahmsweise der Fall; selbst die Vornehmsten fahren mit Miethpferden, und da ist natürlich mehr von Dauerhaftigkeit und

Digitized by Google

Gewinn, als von Eleganz und Kostspieligkeit die Rede. Namentlich fällt es auf, keine großen Wagenpferde, wie in England, Deutschland u. s. w. vorzufinden, vielmehr überall nur eine kleine, feingegliederte Nationalrace; schon dieser Umstand allein entspricht nicht unsern Anforderungen an ein Postgespann.

Die Wagen anlangend, so herrscht darin hier ein außerordentlicher Luxus, und ich ließ mir sagen, die Wagenbauer hätten ihre liebe Noth um die Zeit, wo Promenaden gleich der heutigen statt fänden. Ist man nicht im Stande die neueste Façon mitmachen zu können, so will man wenigstens in einem neuaufgeputzten Kasten sich präsentiren. Wahl manche Dame ist heut darüber in Verzweiflung, daß der niemezki master (deutsche Meister) nicht Wort hielt, oder die leere Casse und der mangelnde Credit geboten, sich mit dem Vorhandenen zu begnügen!

Wir sind unter diesen Betrachtungen längs dem Canale Fontanka hinunter bis zu seinem Ergießen in die Newa-Ausströmung gegangen und biegen nun in den Jekateringofskoi Prospect (die Katharinhof'sche Perspective); hier befinden sich zu beiden Seiten des Weges einzelne Häuser, von Gärten umgeben, und es beginnt der eigentliche Tummelplatz der Freuden des Tages. Wochen, ja sogar oft Monate lang sind zum voraus in diesen Häusern alle Fenster in Anspruch genommen, und man zahlt oft recht gute Preise, namentlich wenn es gelten soll, ein Zimmer für sich ganz allein zu bekommen, und dann von da aus das ganze Getriebe so recht in aller Ungestörtheit betrachten zu können, oder — was die Hauptsache bei jungen Damen ist — sich von da aus sehen zu lassen. Man will wissen, daß namentlich die Töchter der wohlhabenden Deutsch-Petersbueger Bürger ganz versessen auf Fenster an diesem Tage seyn sollen, vielleicht weil ihnen weniger anderweitige Mittel zum Gesehen- und Begehrtwerden zu Gebote stehen mögen.

So wie schon früher auf der Peterhof'schen Perspective die Wagen, fangen hier die Fußgänger an sich zu stopfen, und es kostet einige Kraft, um hindurch zu dringen. Wir haben nicht Ursache blöde zu seyn; tragen wie seine Kleidung, so nimmt man einen Puff von uns hier schon hin, ohne daß — wie etwa in Berlin — die Leutchen gleich rappelig werden. Selbst der hier eingewanderte Deutsche lernt sich fügen, weil er weiß, daß beim geringsten Lärmen die Polizei gern nach solchen greift, von denen etwas zu ziehen seyn dürfte und dieß ist niemals der ganz gemeine Mann oder der fashionable Crimiete. Nur die Taschen müssen leer gehalten werden, widrigenfalls man für das Entleeren nicht die geringste Sorgfalt zu tragen nöthig hat; die russischen Taschendiebe verstehen ihr Handwerk in solchem Grade, daß die Pariser und Londoner Collegen zu ihnen auf die Universität kommen können. Von den Deutschen kann dabei nicht die Rede seyn, die sind und bleiben in dieser wie in vielen andern Beziehungen plump und ohne Cultursfähigkeit.

Endlich sind wir hindurch! Wir haben nämlich den Sagorodnoicanal mittelst einer Brücke passirt, und befinden uns nun in den eigentlichen Anlagen von Katharinenhof, nachdem wir zuvor noch über eine nahe zweite Brücke auf diese Insel traten. Der Fahrweg, welcher die Katharinhof'sche Perspective oder Steaße bildet, geht mitten hindurch, und es laufen zu beiden Seiten Baumgänge, in denen das Publicum sich ausbreiten kann. Der Canal, welcher Katharinenhof zur Insel macht, wird zum Theil aus dem Wasser des Tarakanenflüßchens (Tarakanofka rietschka) gebildet. Die Anlagen zur linken Hand der Steaße bestehen aus Birken und etlichen andern Baumarten, welche jedoch meist nur sehr kümmerlich zu gedeihen scheinen. Mit Sand bestreute Wege führen unter den Bäumen hin zu einigen hölzernen, aber in elegantem Styl erbauten Restaurationsgebäuden; darunter zeichnet sich besonders das am entgegengesetzten Ende, nahe an der Stadtbarriere (Sastawa) und vor dem Anfange des Dörfchens Katharinenhof (Jekateringofskaja sloboda) belegene, sogenannte Vauxhall aus. Es wurde, wie man mir sagte, vom Kaiser Alexander errichtet und anfänglich stark besucht, bis es so gut wie alle andern Restaurationsetablissements in und um Petersburg an der herrschenden geselligen Ungeselligkeit, oder wie man will, ungeselligen Geselligkeit scheiterte, und jetzt äußerst wenig Zuspruch hat, so daß ich kaum begreife, wie ein Pachter darauf zu bestehen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Nach der Ansicht Professor Belchers war Singapur in alten Zeiten der Mittelpunkt eines großen malayischen Handels; wie dem auch seyn mag, vor der Gründung einer englischen Colonie daselbst diente sie nur einigen hundert Fischern und Piraten als Zufluchtsort, indem Pulo Pinang damals das Entrepot des malayischen Archipels war. Malayische Chroniken berichten, daß im Jahre 1752 Sei Iskender Schah, der letzte malayische Herrscher von Singapur, heftig bedrängt von dem malayischen König Muschapahita, sich aufs feste Land entfernte und hier die Stadt Malacca gründete. Aus den Kirchenüberresten und andern Trümmern, die man auf der Insel Singapur findet, schließt man, daß nach der Entfernung des malayischen Radscha Holländer und Portugiesen in kleinen Partien sich ansiedelten und einen thätigen Handel mit China und Cochinchina trieben, oder was noch wahrscheinlicher ist, daß chinesische Colonien aus sehr alten Zeiten in Singapur bestanden, wie auch die hier manchmal aufgefundene chinesische Münzen beweisen.

Im Singapore Chronicle kann man eine vollständige Beschreibung der europäischen Ansiedlungen auf den dortigen Inseln finden. Es ist daselbst bemerkt, daß schon im Jahre 1772 ein Engländer, Namens Dalrymple, auf der Insel Balambangan eine Colonie nach den Grundsätzen eines Freihafens gründete, so weit man damals einem solchen Gedanken sich nähern konnte; die Colonie indeß gedieh nicht. Auch erwies schon auf den nordöstlichen Vorsprung von Borneo als auf den bequemsten Platz zur Errichtung eines Centralpunkts für den Handel zwischen Indien, China und dem östlichen Archipel hin. Im Jahre

Digitized by Google

1789 colonisirten die Engländer Pulo Pinang nach dem System des freien Handels, und auf denselben Grundlagen erneuerten sie auch im Jahre 1803 die Colonie auf Balembangan. Da aber keiner dieser Punkte zur Beherrschung des Handels hinreichend in der Mitte lag, schlug Obrist Farquhar der ostindischen Compagnie in den Jahren 1816 und 1817 den holländischen Handelspunkten Bencoolen und Batavia gegenüber im östlichen Theil der Straße einen Hafen zu gründen vor. Die Compagnie trug Sir Stamford Raffles, dem Obrist Farquhar und einigen andern Commissären auf, den bequemsten Punkt zur Errichtung eines Handelshafens auszuwählen. Die Commission besuchte die Carimon-Inseln, welche vier Eingänge in die Malaccastraße beherrschen, aber der Mangel einer größern Ebene am Meeresufer zur Erbauung einer Stadt veranlaßte sie den Gedanken aufzugeben. Sie besuchten dann den südlichen Theil Sumatra's, die Inseln Bantang und Singapur, und wählten endlich dieß letztere. Im Jahre 1819 kauften die Engländer von dem malayischen Radscha das Recht zu Errichtung einer Factorei auf dem Südufer von Singapur auf einer Strecke von zwei Meilen in der Länge und von einem Kanonenschuß in der Tiefe unter der Bedingung, sich nicht in die innern Angelegenheiten des übrigen Theils der Insel zu mischen. Der malayische Radscha sollte als Beherrscher der ganzen Insel gelten, selbst innerhalb der Gränzen der brittischen Factorei, und die Hälfte der dort erhobenen Einkünfte erhalten. Die raschen Erfolge der neuen Colonie machten diesen Tractat äußerst lästig, und die Engländer ersannen bald ein Mittel, denselben mit einem vortheilhaftern zu vertauschen.

Singapur und die in der Nähe liegenden Inseln gehörten zu den Besitzungen des Sultans Mohammed von Dschohor, der im Jahre 1810 starb und keinen legitimen Nachfolger hinterließ. Nach seinem Tode theilten deßhalb die vornehmsten Beamten die Länder unter sich. Bandahara, oder der erste Minister, nahm den östlichen Theil des Sultanats um Dschahne, Pahang, in Besitz, der Tumongung, eine Art Kanzler, nahm den westlichen Theil nebst Singapur und andern Inseln; außerdem bemächtigte sich ein Häuptling von bugineſischem Blut der Insel Rhio und ein anderer der großen Insel Lingin. So standen die Sachen acht Jahre vor der Ankunft der Engländer. Da sie, wie schon erwähnt, den Vertrag mit dem Tumongong unvortheilhaft fanden, so suchten sie irgendwo zwei unächte Söhne des alten Sultans auf, die sich, wenn sie gleich nach dem Tode des Vaters keinen Antheil bekamen, doch als rechtmäßige Nachkommen in allen seinen Besitzungen ansehen. Da sie keine Mittel hatten, ihre Ansprüche geltend zu machen, so lebten sie in Armuth und wanderten unstät umher. Als die Engländer ihre Factorei anlegten, waren die Söhne nicht in Singapur, ersterer aber zögerten nicht einen derselben, Hussein Schah, dahin kommen zu lassen; diesen munterten sie in seinen Ansprüchen auf, und erklärten ihn im Jahre 1819 als den gesetzlichen Herrn aller Besitzungen des Sultans von Dschohor. Zu derselben Zeit überredeten die Holländer, welche Rhio auf der Insel Bintang für sich erwerben wollten, den zweiten Sohn, sich als Erben der Besitzungen seines Vaters zu erklären, und unterstützten seine Ansprüche. Sie besetzten Rhio und bestritten den Engländern sogar das Recht auf Singapur. Bald nachher schlossen die Engländer mit ihrem Protegé einen Vertrag, kraft dessen ihnen die ganze Insel Singapur mit allen benachbarten Inseln und Straßen bis auf eine Entfernung von 10 Meilen zufiel, und als Ersatz für diese Abtretung zahlten sie dem Prätendenten eine einmalige Summe von 32,000 Piastern und eine lebenslängliche Pension von 1300 Piaster monatlich, dem Tumungong des verstorbenen Sultans aber 26,000 P. und eine monatliche Pension von 700 P. Die Ansprüche der Engländer blieben jedoch einigermaßen zweifelhaft bis zu dem Vertrag vom Jahre 1824 mit den Holländern, der sie in unbestrittenen Besitz aller auf diese Art erworbenen Inseln setzte. Singapur wurde damals zum Freihafen erklärt, und ward bald zum Mittelpunkt des Handels zwischen Europa, Indien, China und dem östlichen Archipel.

Die Malayen nahmen den durch die Vermittlung der Engländer eingesetzten Sultan als gesetzlichen Herrscher an und erwiesen ihm königliche Ehren. Er kleidete sich in einfache malayische Tracht und wohnte in einem einsamen, auf einem Hügel in der Nähe von New-Harbour *) erbauten Bungalo. Er starb im Jahre 1821 im 51sten Jahre seines Lebens. Seine Wittwe und sein Sohn erhalten jetzt die ihm von der ostindischen Compagnie ausgesetzte Pension und wohnen in einem malayischen Dorfe in der Nähe von New-Harbour. Man sagt, der Sohn kreuze in den benachbarten Meeren mit einigen Seeräuberpraus umher, wie auch sein Vater früher gethan hatte. Ich sah ihn auf einem meiner Ausflüge zu Pferd; er ist ein Mann von 30 Jahren, mittlern Wuchses und von finsterer, hochmüthiger Physiognomie. Sein Anzug besteht aus einem gewürfelten Sarong oder Gürtel von Baumwollenzeug, einem zurückgeschlagenen kurzen Oberrock oder Baschu, der den nackten Körper deckt, und weiten Beinkleidern; er zeichnet sich nur durch seine Reinlichkeit vor der Kleidung der gemeinen Malayen aus. Seine Frauen wohnen auf einer kleinen Insel an dem südlichen Eingang in den New-Harbour.

Die Wahl des Orts zur Begründung der Colonie Singapur erwies sich als völlig richtig durch die ungewöhnlichen Fortschritte und den Wohlstand derselben. Die Verwaltung der Colonie ist gebaut auf Religionsduldung, auf die strengste Gerechtigkeit und die Gleichheit der Rechte aller und jeder. Keine Nation hat ein Vorrecht vor der andern, die Ordnung und das Eigenthum der Privaten werden durch eine thätige Polizei geschützt, und dem Arbeitsamen eröffnen sich alle Mittel sein Auskommen überflüssig zu gewinnen. Dieß ist der Grund, weßhalb Singapur, wo im Jahre 1819 nur eine Handvoll malayischer Fischer und Seeräuber wohnte, jetzt das Centrum eines ungeheuren Handels bildet, sich mit Pflanzungen bedeckt und gegen 40,000 Einwohner zählt. Die Bevölkerung vermehrt sich fortwährend, und die Bedeutung der Colonie wird ohne Zweifel mit der Zeit in ungeheurem Maaßstabe wachsen. Den Haupthandel treiben hier Engländer, Chinesen, Parsen und zum Theil Portugiesen. Unter den Pflanzern sind gleichfalls einige Chinesen, und die Kaffeepflanzung eines derselben gilt für die erste auf der Insel. (Fortsetzung folgt.)

Meridianmessung in Finnland. Man ersieht aus dem Jahresbericht der Petersburger Akademie der Wissenschaften, daß die in Finnland fortgesetzte Gradmessung so weit vollendet ist, daß sie mit der schwedischen Triangulation in Verbindung kam, und ein Meridianbogen von 15° 2', nämlich von 52° 6' bis 67° 8' N. B., gemessen, so wie daß die ganze Vermessung in 2 bis 3 Jahren vollendet seyn wird. (Aftonbl. 26 April.)

---

*) Dieser wird durch eine Meerenge gebildet, die von dem Südufer Singapurs, der Insel Blakan-Mati und den zwischen diesen beiden gelegenen Inselchen Brani eingeschlossen wird.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Eingebornen.

Die einheimische Bevölkerung Neuseelands bestand ursprünglich aus zwei verschiedenen Racen, die einige ihrer charakteristischen Züge behalten haben, obwohl sie im Laufe der Zeit sich ungemein vermischten, so daß eine Menge Zwischenvarietäten entstanden sind. Sie nennen sich Maori, d. h. Eingedorne, im Gegensatze gegen Pakea, Fremde, oder Pakea mango mango, ein sehr schwarzer Fremder, ein Neger. Die Männer der ersten Race, welche bei weitem die zahlreichere ist, sind im Allgemeinen schlank, muskulös, wohlproportionirt, neigen sich selten zur Dicke, sind aber in der Größe so verschieden wie die Europäer. Ihr Schädel nähert sich auch der Form der schönsten kaukasischen, nur sind sie meist von vorn nach hinten etwas länger. Die Farbe der Neuseeländer ist hellbraun, oft heller als die der Südfranzosen, die Nase ist gerade und wohlgebildet, oft eine Adlernase, der Mund gewöhnlich breit, und die Lippen entwickelter als bei den Europäern; die Augen sind dunkel und voll Lebhaftigkeit und Ausdruck, das Haar gewöhnlich schwarz und straff oder leicht gerollt, die Zähne weiß und gleichförmig, Füße und Hände wohl geformt, und gewöhnlich lachen sie über die mißgestalteten Füße der Europäer, denn da sie den großen und den zweiten Zehen beim Flechten des Phormium brauchen, so haben sie eine stärkere Muskelbewegung und der Fuß ist schöner entwickelt. Ihre Züge sind stark, aber regelmäßig, der Ausdruck des Gesichts ruhig, voll Selbstbeherrschung, wozu noch kommt, daß durch das Tättowiren das Gesicht die Furchen der Leidenschaft und des Alters nicht annimmt; ihre Physiognomie zeigt nichts von Wildheit, sondern ist offen und gefällig. Einige haben röthliches Haar und sehr helle Hautfarbe, ja es kommen ganz weiße Hautfarbe, flachsernes Haar und blaue Augen vor, dieß scheint aber Albinismus.

Die zweite Race hat unzweifelhaft einen andern Ursprung. Dieß zeigt ihr minder regelmäßig gebildeter Schädel, der an den Seiten mehr eingedrückt ist, ihr volles und breites Gesicht, die vorstehenden Backenknochen, die vollen Lippen, kleinen Ohren, das gelockte, grobe, aber nicht wallige Haar, die dunklere Hautfarbe und die kurze, minder gut proportionirte Gestalt. Diese Race, in unmerklichen Abstufungen mit der andern gemischt, ist minder zahlreich, herrscht in keinem Theil der Insel vor, nimmt keine besondere Stellung in einem Stamme ein, und die beiden Racen machen keinen Unterschied unter einander; dagegen ist auffallend, daß ich unter der zweiten Race nie einen Mann von Bedeutung traf, und daß sie, obwohl freie Leute nur die niedern Stufen der Gesellschaft einnahmen; daraus können wir vielleicht einen Schluß ziehen auf ihr Verhältniß zu den ältesten Einwanderern vom ersten Stamm, obgleich ihre Ueberlieferungen darüber schweigen. Man hat aus dem Nebeneinanderbestehen der beiden Racen den Schluß gezogen, daß die dunklere die ursprüngliche war, die vor der Ankunft der ächten Polynesier den Boden besaß, daß sie besiegt und beinahe ausgerottet wurde. Man hegt diese Ansicht in Betreff aller Inseln Polynesiens, allein es ist sehr zweifelhaft, ob die unter den Eingebornen Neuseelands beobachteten Verschiedenheiten eine solche Quelle haben, denn es ist sehr merkwürdig, daß keine Spur einer Sprachenmischung sich findet, und daß keine Sage auf eine Besiegung der einen Race durch die andere hinweist. Der französische Capitän Crozet, der schon frühe Neuseeland besuchte, will am Nordcap einen Stamm dunkler als die übrigen gefunden haben; ich konnte aber, obwohl ich alle Stämme besuchte, nichts der Art entdecken. Eben so wenig sind die dunkelfarbigen Leute im Innern zahlreicher; ich möchte eher das Gegentheil behaupten. Alle Neuseeländer sprechen ohne Unterschied von den Manga-manga (Schwarzen) auf Neusüdwales als von einer untergeordneten, mit ihnen in keiner Verbindung stehenden Race, machen aber unter ihren eigenen Stämmen nie einen solchen Unterschied.

Die Frauen sind im Allgemeinen nicht so schön wie die Männer; obgleich sie mit großer Achtung und Güte behandelt werden, ihren freien Willen haben, und großen Einfluß in allen Angelegenheiten des Stammes besitzen, so sind sie doch mit aller schweren Arbeit belastet: sie müssen das Feld bauen, Holz und Vorräthe herbeischleppen, und auf ihren Wanderun-

Digitized by Google

gen schwere Lasten tragen. Früher Verkehr mit dem andern Geschlecht, den die Sitte gestattet, häufige Fehlgeburten und langes, oft dreijähriges Stillen der Kinder tragen dazu bei, daß Jugend und Schönheit schnell verschwindet, und ihr Körper sich nicht vollkommen entwickelt. Töchter von angesehenen Häuptlingen, welche das Feld durch Sklaven bearbeiten lassen, sind oft schön und reizend, was noch durch eine natürliche Bescheidenheit und kindliche Naivetät gehoben wird, die unter allen Ausschweifungen nicht ganz verschwindet. Die Kinder beiderlei Geschlechts mit ihrem freien, offenen, zutraulichen Benehmen, waren stets meine Lieblinge. Da sie in Gesellschaft der Erwachsenen erzogen werden, und an den Berathungen ihrer Väter Theil nehmen, so werden ihre Verstandesfähigkeiten früher geweckt und geschärft, als dieß in civilisirten Ländern der Fall ist. — Ich darf nicht vergessen, auch den alten Frauen mein Lob zu spenden; diese sind die gutmüthigsten und freundlichsten Geschöpfe die man sich denken kann, und der Reisende darf sicher seyn, von ihnen lächelnd bewillkommt zu werden, wenn auch sonst Niemand die Absicht zeigt, sich mit ihm zu befreunden.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Fortsetzung.)

Inmitten der rechts am Wege liegenden Parkanlage befindet sich der im Jahre 1711 von Peter dem Großen für seine Gemahlin Katharina erbaute sogenannte Palast, bestehend aus einem zweistöckigen Holzgebäude, das mit den später hinzugebauten Flügeln kaum die Concurrenz mit jetzigen gewöhnlichen Privatwohnhäusern auszuhalten im Stande ist. Obgleich der große Peter diesen Bau zu Ehren seiner Gemahlin mit deren Namen taufte, so ist doch anzunehmen, daß er dabei mehr an sich und seinen am 2 Mai 1703 hier erfochtenen Sieg über die Schweden gedacht. Am 1 Mai des genannten Jahres nämlich rückte das Preobraschenski'sche Leibgarderegiment in die Festung Nyenschanz, welche am Einflusse der Ochta in die Newa lag, und die nach heftiger Kanonade capitulirt hatte. Der Zaar wohnte der Belagerung, welche Scheremetieff commandirte, als Capitän bei, und als er am folgenden Tage die schwedische Flotte glücklich getäuscht und zwei große Schiffe erobert hatte, empfing er nebst Mentschikoff den St. Andreasorden aus den Händen des General-Admirals Golowin. Diese Wegnahme der Schiffe geschah bei der Insel Witsiar, auf welcher eben jetzt Katharinenhof liegt. Peter folgte auch bei dieser Anlage seiner Hauptneigung, die er in Holland eingesogen, alles mit Wasser zu umgeben. Ein Canal leitet das Wasser des finnischen Meerbusens bis hinter das Schlößchen Katharinenhof, so daß man mit Kähnen bis nahe dahin fahren kann. Im Innern des Gebäudes sieht es nicht besonders wohnlich aus: enge Treppen, kleine, wenig hohe Gemächer, deren kahle Kalkwände uns frieren machen, kleine Spiegelchen, hie und da ein Wandleuchter, alte, verschliffene, zum Theil goldlederne Tapeten, roh aussehende Meubeln. Welch ein Contrast gegen heutige Pracht der kaiserlichen Gemächer!

Ein Bewunderer von Kleidern, die merkwürdige Menschen getragen, oder von Sachen welche ihnen gehört, der findet im Schlößchen von Peter dem Großen selbstgetragene Nachtjacken, selbstgedrechselte Tabaksdosen, ein Uhrband, Katharina ipse fecit, dessen Solidität unbezweifelt genannt werden muß, und andere Dinge mehr.

Außer dem Schlosse befinden sich diesseits der Anlagen noch einige andere bald gothische, bald chinesische, französische oder sonstige Gartenkünsteleien, an denen nichts zu rühmen ist, als daß man von der Plattform der einen oder der andern schöne Aussichten über den Meerbusen genießt, wenn man hinauf klettert und die Wächter vorher mit etwas Klingendem zähmt.

Die diesseitigen Anlagen sind besser erhalten als die jenseitigen, vielleicht daß sie ältere seyn mögen, oder besseren Baden zur Unterlage haben. Heute sieht alles noch gar sehr winterlich aus, kaum daß der Rasen zu grünen beginnt. Wir finden zu unserm Erstaunen die Gänge ziemlich menschenleer, denn alle drängen nur vorwärts nach der Straße und nach den Zelten, welche links am Wege unter den Bäumen aufgeschlagen sind, damit alle etwa Genußlustigen sich unterbringen können. Man sieht indessen nur einzelne Vögel auf die gesteckten Leimruthen fliegen, und größtentheils hört man dieselben Deutsch reden. Der Russe kauft sich eine Tasche voll Haselnüsse oder sonstiges Naschwerk, das für ein Billiges zu haben ist, und gleicht auch hierin den Hebräern, mit denen er überhaupt noch manches andere gemein hat.

Das unter einander Herumlaufen hat, da wo Russen zugegen sind, manch Unangenehmes; nicht daß man durch Lärmen oder daran gränzendes besonders zu leiden hätte, denn es schiebt sich alles recht ruhig fort, und eine hie und da aufgestellte Regimentsmusik mit Instrumenten oder Singstimmen läßt sich wohl ertragen; allein außer dem Gehör besitzt bekanntlich der Mensch noch andere Sinne, vermittelst welcher ihm beizukommen ist. So gewährt es keineswegs angenehmes Gefühl, von einer schmutzigen Menge gepreßt, gestoßen, oder auf die Füße getreten zu werden; es schmeichelt dem Auge nicht im geringsten, eine halbe Bevölkerung des Platzes anhaltend beschäftigt zu sehen, mit den Händen gewisse Beunruhigungsbewegungen in den Kopfhaaren, und außerdem noch an verschiedenen Orten des Körpers vornehmen zu sehen. Schon der Gedanke, daß jedes Geschöpf sich nähren wolle und solle, lehnt sich dagegen auf, und endlich sind nicht Jedermanns Geruchsnerven darauf eingerichtet, entweder am Moschus oder anderweitigen Düften, vulgo Gestank, ein Gefallen zu finden. Wir bewundern daher die Beharrlichkeit einzelner junger Elegants, die — allem diesem stoischen Gleichmuth entgegen setzend — im Gedränge aushalten, um vorbeikommenden Schönheiten nachzuschauen, und verfolgen einen Gartengang, der uns hinunter an die See führt, woselbst wir mehrere Fahrzeuge beschäftigt finden, das Publicum hinüber auf die Insel Kesmoi

Digitized by Google

zu sehen. Es schallt Gesang von drüben herüber, und zwar sind es nicht die eigenthümlichen Molltöne russischer Nationallieder, sondern ächt deutsche Gassenhauer, die an unser Ohr klingen, daher müssen wir schon zusehen, welch vereheliche Landsmannschaft sich da etablirt.

Kaum auf der hie und da noch mit alten Bäumen besetzten Insel angekommen, erblicken wir überall hin zerstreut recht ergötzliche Gruppen. Es sind Individuen beider Geschlechter in allen Lebensalteen, zusammengeschaart wie Laune, Zufall oder allerlei Verbindungen sie zu einander brachten. Fast überall spricht man Deutsch mit Russicismen stark verwürzt. Sie haben sich zum Theil um angezündete Feuer neben Theemaschinen und allerlei anderweite Eß- und Trinkbares enthaltende Gefäße geschaart und gelagert. Da geht's wahrhaftig einmal lustig zu, just wie daheim hinter Schulzens Scheune, allein man streicht nicht nur hart an die fatale Decenzlinie, sondern schnappt vielmehr nicht selten etwas darüber hinweg, so daß wir unsere Landsmannansprüche hier gern suspendiren. Dergleichen tolerirt sich in der That besser daheim, wo wir unter uns sind und wo es wenigrr auffällt als hier neben dem ganz abweichenden Wesen der Russen. Diese betrinken sich ganz sachte, umarmen, küssen einander und fallen unter die Tische, während der Deutsche unter denselben Umständen es ohne etwelchen Lärmen und Halloh durchaus nicht zu thun vermag. Wohl wünschen wir im Auslande, dem Landsmännischen stets nur unter den ehrenvollsten Umständen zu begegnen; indessen das ruhige Gewässer tritt nicht aus seinen Ufern, es fließt hell und geräuschlos dahin, während der Gebirgsbach oft zum Strome anschwillt, trübe Kothmassen mit sich führend die Ebenen überschwemmt und allerhand dumme Streiche macht, jedoch auch wieder befruchtenden Humus absetzt, der die Wiesen mit dem herrlichen Schmucke feischer Blumen und Gräser überziehen hilft. Auch der edle Wein braust gährend über seiner Thatkraft, während die Milchsuppe höchstens, vom Feuer gereinigt, überläuft, ohne dadurch besser zu werden.

Abgesehen von etwas Heftigkeit, bildet diese niedere deutsche Populace auch in Petersburg gar nützliche Vehikel für den Betrieb der Manufacturen und Fabriken. Die Werkstätten, aus denen Renommirtes hervorgeht, sind gewiß ganz oder doch hauptsächlich mit deutschen Gesellen besetzt. Wir wollen daher unsern Landsleuten etwas Ueberdenstrangschlagen um so mehr zu Gute halten und nachsehen, als dieß ja sogar die Petersburger gestrenge Polizei zu thun scheint, von welcher sich auch nicht eine Uniform auf Rèswoi zeigt, während es drüben in Katharinenhof davon wimmelt.

Mein gütiger Leser wünscht vielleicht, wenn dieß ohne allzu nahe persönliche Berührungen sich thun läßt, das Publicum auf Reswoi etwas genauer zu betrachten, und wir wollen also zusammen diesen niedrigen Erddamm verfolgen, der uns jener Gruppe näher bringt, die dort hinten unter einem hohen Baume gelagert ist. So! ein Gesträpp nur trennt uns noch von den Schwatzenden oder Singenden, und wir kehren uns, die Hände auf den Rücken gelegt, bald gegen die See, anscheinend in Betrachtung derselben vertieft, während wir nach der Seite hin ein scharfes Auge und ein wachsames Ohr den Gegenständen unserer Wißbegier widmen.

(Fortsetzung folgt.)

Neu aufgefundene Mammuthleiche.

In den Petersburger Nachrichten theilt ein Hr. Motschulski Nachfolgendes über eine in Sibirien im Jahre 1840 aufgefundene Mammuthleiche mit dem Fleisch, der Haut und den Haaren mit: „Pallas fand schon in dem Jahre 1772 in den nördlichen Theilen Sibiriens in dem gefrorenen Boden völlig erhaltene Theile eines Nashorns. Später im Jahre 1806 entdeckte der Reisende Adams an der Mündung der Lena eine beinahe vollständige Mammuthleiche, die jetzt im Museum der k. Akademie der Wissenschaften aufbewahrt wird. Sie war schon im Jahre 1799 von Tungusen mit Fleisch, Fell und Haaren gefunden worden, aber im Laufe der 7 Jahre, bis Adams dahin kam, hatten die Bären diejenigen Theile, welche durch das Aufthauen des Eises frei wurden, zerrissen. Während meines Aufenthalts in Sibirien hörte ich im Februar 1841, daß an den Ufern des Flusses Tas, welcher 300 Werste von dem Eismeere in den Jenisei fällt, eine vollständige Mammuthleiche mit Fleisch, Haut und Haaren entdeckt worden sey; durch das Unterwaschen des Wassers war sie allmählich aus dem gefrorenen Boden hervorgetreten. Ich benachrichtigte die k. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau von diesem Funde, und ergriff Maaßregeln diese Seltenheit für die Gesellschaft zu erhalten, mußte aber dann Sibirien verlassen und nach Petersburg zurückkehren. Jetzt sind durch die besondern Bemühungen des Civilgouverneurs von Tobolsk, des Staatsraths Lodeschenski, so wie eines Bürgers von Obdor, Namens Trofimow, diese Ueberreste der Vorwelt nach Besiegung aller Hindernisse einer Reise von 2000 Werften durch unbewohnte Gegenden in Tobolsk angelangt, und bald wird man das Thier ausgestopft in Moskau sehen. Beachtenswerth ist auch noch der Umstand, daß man aus der im Magen dieses Mammuths erhaltenen Speise mit Zuverlässigkeit wird abnehmen können, ob Sibirien in der antediluvianischen Zeit so kalt war, wie jetzt.“ (Nordische Biene vom 15 (27) April.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Unter denjenigen, welche den seltsamen Fremdling, ein russisches Kriegsschiff, zu besuchen kamen, waren auch die Officiere eines in Singapur liegenden Infanterieregiments der ostindischen Compagnie. Von ihnen erhielten wir auch eine feierliche Einladung zum Mittagsmahl in einen auf einem Hügel jenseits der Stadt nicht weit von den Casernen gelegenen Bungalo. Wir folgten der Einladung und fanden, wie zu erwarten, einen reichlichen Tisch, gesuchte Weine und einen freundlichen Empfang. Wir kamen an der Caserne vorüber, als gerade die Sipohis in ihrem nationalen Deshabillé auf der Wiese ihre Gewehre reinigten, und konnten uns nicht genug verwundern, daß dieß dieselben

Digitized by Google

Leute waren, die uns in der Stadt aufstießen und in ihren rothen englischen Uniformen so gar ungelenk schienen. Man sah aus allem, daß die europäische Einrichtung nicht für sie gemacht ist; in der Tuchkleidung, welche dem Aequatorialklima ganz unangemessen ist, schienen sie sogar schwächlich, während sie in ihrem indischen Costüm die ganze ihnen eigenthümliche, würdevolle Haltung behielten. Unter dem Essen fragte ich einen Officier, wie die Sipahis sich gegen den Feind benähmen. Seinen Angaben nach sind sie nicht feig, obgleich sie den englischen Truppen weit nachstehen. Unter anderm erzählte er mir, daß ein Infanterieregiment während des Feldzugs in Afghanistan sich feige gezeigt habe und vom Schlachtfelde gestohen sey. Der Oberbefehlshaber ließ ihnen zur Strafe für ihre Feigheit einen Hund mit eingezogenem Schwanze auf die Aufschläge nähen; dieß wirkte; bei dem nächsten Gefecht suchten sie den Schimpf abzuwaschen, und erhielten wieder ihre gewöhnliche Uniform.

Ich machte manchmal Ausflüge zu Pferde, man rieth mir aber, mich nicht allzu weit von den Dörfern und bewohnten Orten zu entfernen, weil in den Urwäldern und Dschungeln die sogenannten Königstiger in großer Anzahl hausten. Ein solches Thier wurde kurz vor unsrer Ankunft auf der Pflanzung des Hrn. Balestier getödtet, und man erzählte, derselbe habe bereits fünf Chinesen zerrissen gehabt. Diese Ausflüge in Singapur sind bei weitem nicht so interessant und mannichfach, wie auf Pulo Pinang. Die Insel ist viel flacher, die Gegenden einförmiger und die Ueppigkeit und Schönheit der Vegetation minder groß. Ueberdieß ist Singapur eine neue Colonie und zum größten Theil nicht angebaut: verbrannte Baumstutzen, ausgehauene und niedergebrannte Dschungeln und Felder im ersten Stadium des Anbaues, darauf fällt allenthalben der Blick, selbst in geringer Entfernung von der Stadt. Der Theil der Insel, welcher östlich von dem Singapurfluß liegt, ist besser angebaut als der westliche, übrigens werden auch in diesem letztern emsig Wege angelegt und der Boden zu Pflanzungen gereinigt. An einem Morgen, — ich sage nicht eines schönen Morgens, weil unter den Tropen ein nicht schöner Morgen eine große Seltenheit ist, — ritt ich vor Sonnenaufgang mit zwei Begleitern zur Stadt hinaus nach New-Harbour hin. Am Ende der Stadt, in dem von Tschulias bewohnten Campong, erblickt man, von hohen Bäumen umgeben, eine Moschee und eine Pagode nebeneinander. Die Moschee steht in einem Hofe, zu dem man unter einem mit verschiedenen künstlichen Arabesken in gutem Geschmack verzierten Bogen gelangt; über demselben ist die Galerie, von welcher herab der Muezzin zu den bestimmten Stunden die Gläubigen zum Gebete ruft. Neben der Moschee ist ein Bassin für die Waschungen, und am Eingang in dasselbe lagen einige fromme Mosiems, welche Verse aus dem Koran sangen. Der Eingang in die Pagode hat die Form eines ziemlich hohen, gleichfalls mit verschiedenen Sculpturen verzierten Obelisken. Jenseits dieser Tempel führt der Weg zwischen hohen Bambusgebüschen hin und theilt sich an dem Begräbnißplatze der Chinesen; der eine Arm führt nach New-Harbour, der andere zu der Caserne der Sipahis. Zur Seite des Weges sieht man da und dort auf Hügeln schöne Bungalas, die von englischen Kaufleuten und Beamten bewohnt sind. Der chinesische Begräbnißplatz ist am Abhang einer kleinen Höhe. Die Gräber sind von Bäumen beschattet, und die Denkmäler darüber bestehen aus zwei concentrischen halbrunden Terrassen, die aus Steinen aufgeführt sind. Der hohle Theil ist bei allen nach Einer Seite hin gerichtet; in der Mitte des Halbkreises ist ein kleiner viereckiger Auftritt, der mit rothen, blauen und manchmal vergoldeten Inschriften gziert ist. Auf diesen Auftritten lagen zum Theil verwelkte Blumen und Früchte, wahrscheinlich Opfergaben, welche von Verwandten dem Schatten der Todten dargebracht werden. Nicht weit von dem Begräbnißplatz ist ein hölzerner chinesischer Tempel von ziemlich ärmlichem Aeußern. Von da ritten wir in schnellem Galopp auf dem gekrümmten, ebenen und äußerst malerischen Weg nach New-Harbour. Als wir an dem malayischen Dorfe angekommen waren, welches am Ufer des den Hafen bildenden Meerbusens liegt, stiegen wir von unsern mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferden, holten bei einem Malayen Ananas und erfrischten uns unter dem Schatten von Bananenbüschen und Kokospalmen. Die Häuser dieses Dorfes, das augenscheinlich einst die Zufluchtsstätte der Piraten war, sind auf Pfahlwerk erbaut, dessen unterster Theil bei der Fluth mit Wasser bedeckt ist; zwischen den Häusern standen einige auf Blöcke gestellte Boote von verdächtigem Aussehen und zum Theil kunstreich mit blauer, gelber und weißer Farbe angestrichen. An einem Ende des Dorfes ist ein ziemlich hohes, weißbewortenes Haus, für die Wittwe des verstorbenen Sultans von Dschohor bestimmt, die jedoch nicht hier wohnt, und ihre einfache malayische Hütte vorzieht. Als wir uns mit Ananas gesättigt hatten, ritten wir noch etwas weiter, und kehrten dann, zum Tode ermüdet, in die Stadt zurück.

Die Abendspaziergänge in Singapur sind gleichfalls nicht ohne Interesse. Unter den Vorhängen der Galerie, welche sich von den Bogenreihen der Mauren und Tschulias hinzieht, saßen da und dort Rechtgläubige und sangen Verse aus dem Koran, die ihnen der Molla auslegte; weiterhin beim Schein der Lampen saßen einige Chinesen und Malayen, welche Karte spielten, und das Kupfergeld rasch von einer Hand in die andere wandern ließen; die Beons marschirten in gemessenem Schritt um die Spielere her, um Unordnungen zu verhüten, die häufig dabei vorkommen und manchmal mit Blutvergießen endigen, namentlich wenn die Spieler Opium geraucht haben. Es kommt vor, daß Malayen, wenn sie alles verloren haben, in Wuth gerathen, aufspringen und jeden, der ihm aufstößt, mit dem Kris durchbohren, was man diesen Wuthlauf m e n g - a m o g. Jetzt sind solche Vorfälle äußerst selten; der letzte in Singapur soll im Jahre 1834 vorgekommen seyn. Malayen und Chinesen sind höchst leidenschaftlicher Spieler; Spielwerkzeug, so wie das vergiftende Opiumrauchen waren schon häufig die Ursache blutiger Verbrechen. Die Colonialregierung hat schon viele Verordnungen gegen das Spiel ergehen lassen; aber strenge Geld- und Gefängnißstrafen führten nur dahin, daß die Spieler sich möglichst der Aufsicht entzogen und die Polizei bestachen; diese Maaßregeln machten also nur das Uebel ärger, und man verfiel endlich darauf, das Spiel zu gestatten und zu einer Finanzquelle zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Bibelgesellschaft. Am 19 April hielt die schwedische Bibelgesellschaft, welche Bibeln theils zu sehr niederem Preis verkauft, theils verschenkt, ihre Jahresversammlung. Sie hat im vorigen Jahre 1539 Bibeln und 13,664 Neue Testamente verkauft und 434 Bibeln nebst 333 N. T. verschenkt, um ein gutes mehr als im Jahre zuvor. Seit Stiftung der Gesellschaft wurden 144,487 Bibeln und 400,100 N. T. gedruckt. (Aftonbl. 21 April.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1843.

Das französische Zuckergesetz und die Neger.

Seit drei Jahren wird in Frankreich über das Zuckergesetz gestritten, und gar viel Unklares und Falsches ist bei dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen. Lange wollte die Regierung mit dem weitgreifenden Gegenstande sich nicht befassen, im vorigen Jahre aber erregte das abermalige Hinausschieben einer Entscheidung solche Unzufriedenheit, und war auch in der That allen Betheiligten so lästig, daß man dießmal nicht umhin konnte sich ernstlich der Sache anzunehmen. Die Regierung trat mit einem Vorschlag auf, den Rübenzucker gegen eine Entschädigung der Fabricanten ganz zu unterdrücken. Ob es ihr wirklich Ernst gewesen, ein so gefährliches Beispiel, wie das einer Geldentschädigung an Fabricanten, zu geben, mag dahin gestellt seyn, genug, die niedergesetzte Commission hat den Antrag verworfen, und in ihrem sehr ausführlichen, durch eine Masse der interessantesten, officiellen Angaben ausgezeichneten Bericht den ganzen Thatbestand in ein neues, vielfach merkwürdiges Licht gestellt. Der Rübenzucker erhält eine sehr harte Stellung in dem Vorschlag, man läßt ihm nur gerade so viel, daß er nicht stirbt, und zwar wohl hauptsächlich aus dem schon im Jahre 1840 von Thiers angeführten Grunde, daß man die ganze Maschinerie der Rübenzuckerfabrication erhalten müsse, damit Frankreich bei einem allenfalls ausbrechenden Seekriege nicht hinsichtlich seiner Zuckerversorgung ganz von der Gnade der Neutralen abhänge. Der Einwurf von zu starker Concurrenz zwischen Rüben- und Colonialzucker wird genügend beseitigt und darauf hingewiesen, wenn man der Forderung einer gewaltsamen Unterdrückung des Rübenzuckers nachgebe, so werde bald derselbe Streit zwischen dem fremden und Colonialzucker entstehen.

Doch diese Gegenstände berühren uns hier weniger, als das Verhältniß, in welchem die von der Commission ausgegangenen Vorschläge zu der Sklavenemancipation stehen. Der Vorschlag zu letzterer wird auf keinen Fall dieß Jahr mehr in der Kammer vorkommen, und vielleicht findet man das nächste Jahr eben so gut Mittel, die Sache, mit der es der Regierung so wenig als den Pflanzern sonderlicher Ernst scheint, hinauszuschieben. Inzwischen würde, wenn die Vorschläge der Commission Gesetzeskraft erhalten sollten, der Sklavenbevölkerung des französischen Westindiens mit diesem Gesetz vielleicht mehr gedient seyn, als mit einer Emancipation, die im Laufe von 15 Jahren bewerkstelligt werden soll. Beim Zuckerbau ist das Loos der Schwarzen am schwersten, theils wegen der Schwierigkeit der Feldarbeit, theils aber und hauptsächlich wegen der Arbeit in den Zuckermühlen. Gleich nach dem Frieden suchte die französische Regierung den Zuckerbau der Colonien durch schwere Zölle auf fremden Zucker und selbst durch Prämien zu heben, und dieß ist ihr auch so gut gelungen, daß sich der Zuckerertrag vom Jahre 1816 an in den Colonien beinahe versechsfacht hat. Daher lange Zeit noch die Zufuhr an Sklaven, welche vielleicht selbst in den letzten Jahren nicht ganz aufhörte, und ein ziemlich hartes Loos derselben. Die Steigerung der Production veranlaßte die Umwandlung von Kaffee- in Zuckerpflanzungen, und hatte die Vernachlässigung des Anbaues von Lebensmitteln, so wie das Umbrechen minder fruchtbarer Ländereien zur Folge, was alles dazu beitrug, das Loos der Sklaven zu erschweren. Diesen Folgen soll nun das neue Gesetz entgegenarbeiten, indem es den ausschließlichen Zuckerbau vermindert und zu Anpflanzung von Tabak, Kaffee und Lebensmitteln aller Art aufmuntert; dadurch wird es möglich die großen Güter in kleinere zu zerschlagen, und diese Theile den Negern in Pacht zu geben. Zugleich ist die Regierung seit einiger Zeit schon bemüht, den neuen Maschinerien zur Zuckerfabrication Eingang zu verschaffen. Diese Maschinerien, welche in einem sehr großen Maaßstabe angelegt werden sollen, erzielen aus dem Rohr einen weit höhern Ertrag, als mit der jetzigen Methode möglich ist, und die Zuckerpflanzungen werden somit bald ihr Geschäft, in so weit es Fabrication ist, einstellen, und sich einfach auf den Landbau beschränken; dann wird es auch möglich, den Negern einzelne Stücke Land zuzuweisen, und nur eine bestimmte Anzahl Zuckerrohr als Bezahlung von ihnen zu verlangen; sie werden dadurch eine Art glebæ adscripti, eine Stellung, die sie der Freiheit ohne Vergleich näher bringt, als eine so weit hinausgeschobene Emancipation.

Digitized by Google

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Fortsetzung.)

Die Hauptfigur der muntern Schaar ist offenbar jener lange, hagere Mann, welcher in Hemdärmeln dasteht, das Grogglas schwingt und unter lebhaften Gesticulationen Bruchstücke des schönen Rheinweinliedes unsers Clandius gröhlt. Allem Anschein nach ist es ein Elsässer, denn seine Lesart des Gesanges heißt: „Am Rhei, am Rhei, da wachsche unschre Rebe ꝛc.“ und zwischenein fallen französische Brocken, wie sie nur ein Mühlhäuser zu liefern im Stande ischt. Jenes Weib mit den ungalanten Zahnlücken, mit den verwelkten Gesichtszügen, unter geschmackloser Haube und der zupassenden Toilette, die saiopp genannt zu werden verdient, überwacht augenscheinlich mit Sorge den singenden Trinker, denn sie verwendet kein Auge von ihm. Jetzt stolpert er und sie springt hinzu, ihn mit ihren Armen aufzufangen; wir hören genau, wie sie zu ihm sagt:

„Jeh'n wir nach Hous Jean! komm' jehn wir! Du hast deine Pikfen (Inexpressibles) ingerissen, ich muß sie Dir wieder heel (ganz) machen!“

Der Gemahl, dieß ist unser Elsässer ohne Zweifel, denn zu einer liaison dangereuse wäre Madame zu wenig verführerisch, wenn die Petersburger Sittenpolizei dergleichen mehr zu tolerirren geneigt wäre, als es eben der Fall ist; der Gemahl also zeigt wenig Neigung, dem süßen Heimathsrufe Folge zu leisten, er langt nach dem Glase, das ihm entfallen ist, und indem er dasselbe dem Ganymed hinreicht, ruft er:

„Buvons encore!“

Besagter Ganymed erscheint: jeder Zoll ein deutscher Handwerker oder Knote, wie die vulgata academica hat; Vetter Michel guckt aus seinem viel zu weitläufigen Rocke; er lächelt selbstgefällig aus dem starken Backenbarte, und guckt so gewiß verwogen unter einer Faustlocke des blonden Haupthaares hervor, die halb und halb hinters Ohr gedreht ist, gleichsam um warnend anzuzeigen, der Inhaber habe es hinter den Ohren! Vetter Michel sticht aus der engen Cravatte, der bunten Weste, den steifen Ellenbogen und — den schiefgetretenen Stiefeln, die dem Gefallsüchtigen überall zu eng sind. Ob er Schuster, Schneider oder Gevatter Handschuhmacher ist, bleibt billig dahin gestellt; den Landsmann aber verräth sein singender Dialekt, in welchem er sich vernehmen läßt:

„Das muß wahr seyn, Herr Schnier is eh kanzer Mann! der ferdrägt einen Stoof (2 Nösel) Rhamm mir nischt dir nischt? Ne! Ne! Madam Schnierrn, Se miß'n schonn noch eh Bissel hier bleib'n! der echte Kuhlanige (Guiaute, Spaziergang) is noch nich ahnkekangen! Mer missa uns noch alle miteinander erscht katscherna (schaukeln) lassen.

„Herr Schnier werden die Katschelis (Schaukeln) heit aus jewissen Irinden voll nich mit seiner Jejenwart beehren, et is och keen rechtes Wetter nicht bestellt; aber laasen Sie 't man jut sind, mit de Zeit blib'n de Roosen och in de nordischen Jefilde!

Dieser sehr witzige Einwurf hat zum Verfasser einen kleinen gelenken Menschen, der dort an den Baum gelehnt steht, und äußerst elegant gekleidet ist. Die Firma „Schneider“ ist dem Zierlichen über und über so deutlich aufgeprägt, als nur immer das preußische Wappen auf einer Zollvereinsmünze, VII eine feine Mark, ausgeprägt seyn kann.

„Pal! Pal!“ *) so intervenirt die grobe Stimme eines stämmigen, alten Burschen, der unweit dem preußischen Nadelkünstler im Grase liegt, und aus einer Meerschaumpfeife gleich Jupiter Wolken erschafft.

„Verderbt nich das Wetter, Hr. Blümecke! Mit Schniern is's maachmal nich jut spaßen. Beliebt ein Schnieschen?“ (Prieschen.) Dabei wird dem Angeredeten eine gewaltige Horndose präsentirt, der aber dankt und antwortet spitz:

„Können de Jrobschmiede von Rewl (Rewal) och witzig sind?“

„Dojahn!“ (alberner Mensch!) brummt der Grobe, „so'n Strunt (schmutziges, erbärmliches Ding) sollte ein'n dankbar seyn, daß man 'n warnt, aber 's fehlt Maß-Beckers-Urthel.“ (Gesunder Menschenverstand.)

Damit bekömmt der tactfeste Schmied die Lacher auf seine Seite und es entsteht eine Pause, welche wir benutzen, um ein Stückchen weiter zu gehen, eine andere Gruppe zu belauschen. Es sind zwei Frauen, am Rande sitzend, und eben beschäftigt, mit Beihülfe von drei Kindern einen Haufen Kuchen zu decimiren. Wir hören die eine zur andern sagen:

„In die Tulupe?“ (Schlafpelz.)

„Ja, in die Tulupe, beste Madam Schulz! Ich setzte jerade die Krüschka (Ofendeckel) auf, liegt nicht der Barüschnik (Betrüger) auf die Leschanka (Ofenbank) in die Tulupe! Ich sage: will der Bolwan (Tölpel) jleich herauffer! aber er ist janz voll (betrunken). Rufe ich Jwanuschka (Johannchen) und sage ihm, jeh schön zum Pogrebschtschik,**) bitt ihm, daß er jleich komme zu mich. Jwanuschka bringt auch schnell den Pogrebschtschik, der nimmt den besoffenen Schwein, schmeißt ihm aus die Kalitka (kleine Hausthür). Jetzt kömmt Karl Jwantsch (wahrscheinlich der Herr Gemahl) und derr will einen Sorokowoi (Orthof) in den Schulan (Verschlag) setzen. Er ruft dem Dworнick (Thürhüter, Hausknecht), da sage ich, daß er ist geworfen aus die Kalitka. Karl Jwantsch jacht (tobt) serr darum, er wollte kein Schälchen (Schnäpschen) nemmen, er sagte, man hätte solln dem Luk einen tüchtigen Knlak (Faustschlag) jeben. Bosche moi! (Mein Gott!) die Männer wollen nur immer schlagen! Jwanuschka! Jwanuschka! jeh weg von das Jrant (Kies), es ist moddig (schmutzig)! Paddi suda moi milenka!“ (Komm hieher, mein Liebchen!)

Da haben wir ja eine ganz allerliebste Probe des ächten Petersburger Deutsch, und können uns vor der Hand wohl damit begnügen.

---

*) Pal ist ein Ausdruck, den man in den russischen Ostseeprovinzen bei Kindern häufig anwenden hört, und der etwa so viel als „lieb“ bedeutet. Man sagt z. B. Pal Kindchen! wenn man ausdrücken will: sey lieb, sey artig u. s. w.

**) Kellerbewohner, hier Bier- oder Weinverkäufer.

Digitized by Google

Wer jemals Bekanntschaft mit den Winden gemacht, wie sie oben unterm sechzigsten Grade ihre Spielchen treiben, der wird zugeben, daß der Nordwesten eine Himmelsgegend ist, aus welcher am ersten Mai keineswegs laue Zephyrlüftchen zu wehen pflegen. Der heutige Vormittag brachte schon einmal sogenanntes Schlackerwetter und eben bereitete sich ein ähnlicher Decorationswechsel vor, indem die Gegend von Kronstadt ein finsteres Antlitz zu machen begann. Daher wollen wir uns mit dem Kingen berathen und in der Zeit einen Rückzug antreten, um in den Gemächern des Vauxhall den Schauer im Trockenen vorüberegehen zu sehen. Der kurze Weg bis dahin ist schnell zurückgelegt, und noch scheint Niemand den nahenden Schrecken bemerkt zu haben, denn nur einzelne Personen sitzen da und dort im ziemlich geräumigen Locale, mit türkischer Schweigsamkeit Tabakswölkchen aus Cigarren in das Zimmer blasend. Diese Sorglosigkeit um das Kommende ist in ganz Rußland vorherrschend; nur wenn die Polizei befohlen hätte, sich nach dem Wetter umzusehen, würde man es gethan haben. Ich bin geneigt, diese Erscheinung der im Regime liegenden Hinneigung zum blinden Gehorsam gegen Befehlende zuzuschreiben, den auch die preußische criminalistische Zeitung sehr in Schutz nehmen willens zu seyn scheint, und in der That ist derselbe mit Annehmlichkeiten verbunden, zumal für Vegetationsmenschen, denen jede Beweglichkeit ein Gräuel wird. Nur schade, daß jeder unvorhergesehene Zufall ein um so tolleres Drunter und Drüber herbeizuführen im Stande ist, wobei die ruhige Vegetationslust meist am ärgsten ins Gedränge geräth. Man bringt uns im Vauxhall rasch genug ein warmes Glas Punsch und läßt sich dafür zwei Rubel zahlen, beiläufig den zehnfachen Werth. Wir wählen mit scharfem Ueberblick den günstigsten Platz in einem größeren Seitenzimmer, entschlossen, diesen nur unter möglichst profitablen Umständen aufzugeben und zu cedieren. Kaum sind etwa zwanzig Minuten verstrichen, als Regen mit Schnee untermischt an die Fenster schlägt, und in wenig Augenblicken ist das ganze Locale der Restauration zum Ersticken gefüllt. Bei solchen Gelegenheiten treibt anderswo der Drang des Augenblicks aneinander, nicht so hier. Alles bleibt kalt, gemessen und nur bereits Bekanntes wechselt einzelne, gleichgültige Worte. Unsern Platz begehrt ein Elegant in artigen französischen Redensarten für zwei Damen, die draußen dem offenen Wagen entsprangen und sich nicht um uns kümmern; es sind vornehme, unverheurathete Russinnen, deren wegwerfenden Mienen man es ansieht, wie sehr sie der Vorfall aigrirt. Sie besitzen zu viel Erziehung, um sich natürlich zu zeigen, und es fehlt ihnen an Geist, um an einer Unterbrechung des Gewöhnlichen sich ergötzen zu können. Uns ist zu wohl bekannt, daß Russinnen zu den warmblütigen Geschöpfen gezählt werden müssen, sonst würden wir versucht worden seyn, sie zum Fischgeschlecht zu rechnen.

Wir drücken uns durch die Menge und begegnen an der Thüre einem hier wohlhabend gewordenen deutschen Handwerker. Dieser hält ein sogenanntes Magazin (Verkaufslocal) seiner Arbeiten auf der Newski Perspective, und wir kauften dort dieß oder jenes; vielleicht lernten wir den Mann auch auf sonstige Weise als Landsmann kennen. Unter solchen Umständen würde der Wackere in Deutschland niemals zu Gedanken an irgend eine Familiarität kommen; hier ist es anders. Es dorgen bei ihm russische Fürsten, er hat sie so zu sagen im Sacke, geht mit ihnen ganz vertraulich um, und deßhalb ist es ganz in der Ordnung, daß er mit uns gar keine Umstände macht, sondern auf uns zukömmt, uns die Hand entgegenstreckt und ausruft: „Ih was Teibel, lassen Sie Ihnen och mal in juter Jesellschaft sehen?“

Wie sollte so ein Mann auch Lebensart lernen? Jedermann verkehrt nur mit ihm, wenn er seiner Dienste bedarf und er ist im Uebrigen streng auf sich und Seinesgleichen descheankt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Einmal waren wir bei dem Gouverneur von Singapur, Hrn. Bonham, den man in den von ihm verwalteten Ländern nicht sehr loben kann, zum Mittagessen eingeladen. Er ist ein Mann von mehr als 50 Jahren, von hohem Wuchse, angenehmem Aeußern und freundlichen Manieren; sein artiges Lächeln und sein ungezwungenes Benehmen stimmen jeden auf den ersten Blick zu seinen Gunsten. An diesem Tage fand sich eine sehr zahlreiche Gesellschaft bei ihm ein, die aus den vornehmsten Beamten und andern Bewohnern der Colonie, aus den fremden Consuln, Land- und Seeofficieren bestand. Nichts fehlte als — Damen, da der Gouverneur ein alter Hagestolz ist. Das Mahl war luxuriös, die Weine vortrefflich, und das prächtige Silberservice nebst der zahlreichen asiatischen Dienerschaft in weißen Oberröcken und verschiedenfarbigen Turbanen mit den regelmäßigen, dunkelolivenfarbigen Gesichtern erhöhten auch die äußere Pracht dieses wahrhaften Nabobmahls. Zur Kühlung der Luft wurden die über dem Tisch aufgehängten mit weißem indischem Baumwollenzeug überzogenen Schleme oder Punkahs fortwährend geschwungen. Der Zufall gab mir einen sehr angenehmen und interessanten Tischnachbar, einen jungen Artillerieofficier von großen Kenntnissen, der jetzt alle in Singapur angestellten magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, so wie die über Ebbe und Fluth leitet. Als nach dem Ende des Mahls die Bouteillen herumgingen, gab man dem Gouverneur und einigen andern Gästen prächtige, mit Silber und Gold verzierte Hukahs, den übrigen Manilla- und bengalische Cigarren, und bald nahm eine dichte Wolke die Decke des Zimmers ein. Im Gespräch hörte ich von dem Gouverneur, daß im Jahre 1838 auf der amerikanischen Fregatte Columbia während ihres Aufenthalts 60 Menschen am Fieber und an Blutdiarrhöe starben. Hr. Balestier, mit dem ich darüber sprach, erklärte mir die Ursache dieser ungewöhnlichen Sterblichkeit; sie liegt fast allein in der seltsamen Methode, die Leute ans Ufer gehen zu lassen. Auf der amerikanischen Flotte dürfen die Matrosen Einmal im Jahre auf zweimal 24 Stunden in Abtheilungen von 30 bis 40 Mann ans Ufer gehen. Die Mannschaft auf den Schiffen besteht aus allem möglichem Gesindel: hier sieht man gewesene Schauspieler,

Digitized by Google

verflossene Dichter, Künstler, Handwerker jeder Art u. s. w. Eine solche verschiedenartige Menschenmasse, die im Laufe des Jahres bei ihrem sehr guten Sold eine Menge Geld zusammenbringt, gibt sich nun den ausgelassensten Einfällen hin, und bemüht sich den Becher der Vergnügungen auf ihre Weise bis auf den Grund zu leeren. Jeden Tag fand man einige auf der Erde eingeschlossene betrunkene Matrosen, welche so die ganze Nacht fortschliefen, und die natürliche Folge solcher Nachtlager im tropischen Lande, wo nach Sonnenuntergang die Erde die stärksten und bösartigsten Dünste aushaucht, sind Fieber und Dysenterie. Hiezu kam noch, daß die amerikanischen Matrosen den giftigen Sumatschu tranken, einen sehr starken Arrak, den die Chinesen, um ihn noch stärker zu machen, mit Tabak und Opium ansetzen.

Am folgenden Morgen zeigte mir mein Nachbar am Tische des Gouverneurs das auf dem Commercial Point errichtete Observatorium zur Beobachtung der Ebbe und Fluth. Von einem Pumpenstämpel, den das Wasser je nach den Veränderungen seines Niveau's hebt oder sinken läßt, läuft eine Saite nach einem Rade mit einer an dessen Achse angebrachten Welle; an diese ist vermittelst einer Feder ein Bleistift befestigt, der auf einem vertical gerichteten und mit Papier bekleideten Cylinder, der sich vermittelst eines Uhrenmechanismus in 24 Stunden einmal um seine Achse dreht, eine krumme Linie zeichnet. Diese krumme Linie entspricht dem allmählichen Steigen und Fallen des Wassers, und zeigt so diese Veränderungen in verminderter Maaßstab an, natürlich genauer, als es sonst durch menschliche Beobachtung möglich ist, wo auch bei der größten Sorgfalt Irrthümer unvermeidlich sind. Zu den meteorologischen Beobachtungen dient eine Maschine, wo vermittelst eines gleichfalls mit einer Uhr in Verbindung stehenden Mechanismus der Wind auf dem Papier seine Stärke und Richtung zu jeder Zeit des Tages anzeigt. Ich sah ein Jahr vor meiner Abreise in unserem hydrographischen Departement eine solche Maschine, die, glaube ich, zu meteorologischen Beobachtungen in Torneå bestimmt war.

Gegen das Ende unseres Aufenthalts zu Singapur kamen täglich Transportschiffe mit Truppen aus Madras und Calcutta an, die nach China bestimmt waren; man klagte sehr über den Befehlshaber der Truppen, die Tschusan besetzt hatten, daß er, um die Nationalvorurtheile der Chinesen nicht zu kränken, die Truppen nicht in chinesischen Städten und Dörfern unterbrachte, sondern sie fast ein halbes Jahr lang im Lager hielt. Daraus waren Krankheiten entsprungen, die ein schönes schottisches Regiment so mitgenommen hatten, daß von 1000 Mann nur 13 am Leben geblieben waren. Auch die Escadre, welche die chinesischen Küsten blokirte, hatte durch Krankheiten und Mangel an frischen Lebensmitteln eine Menge Leute verloren. — Die Kauffahrer, die in Indien gebaut werden und gewöhnlich country ships heißen, sind im Allgemeinen vortrefflich. Sie führen meist 700, 1000, 1500 Tonnen und darüber. Die Schiffe der ostindischen Compagnie sind alle in Privathände übergegangen, seit das Privilegium des ausschließlichen Handels mit China durch die Parlamentsacte des Jahres 1833 aufgehoben wurde. Viele von diesen ungeheuren Schiffen, von denen jedes Waaren zu einem Werthe von Millionen aus Indien nach Europa führte, hatten zwei Decke und Stückpforten für 60, 70 für 70 Kanonen, womit man sie auch zur Zeit des Kriegs mit Frankreich zum Schutz gegen Corsaren und Kreuzer bewaffnete. Man baut hier die Schiffe aus Teakholz und sie dienen unglaublich lange. Die Bemannung dieser Schiffe besteht fast ausschließlich aus Lascars, was, beiläufig bemerkt, für die Rheder sehr vortheilhaft ist, da der Unterhalt dieser Leute fast nichts kostet, denn die Lascars, d. h. die indischen Matrosen, essen nichts als Reis und trinken keine starken Getränke; der Reis wird für alle in einem gemeinsamen Kessel gekocht. Die Genossenschaften theilen sich nach den religiösen Kasten, und jede macht für sich, abgesondert von den andern, ihren Zusatz aus Pfeffer oder Cayenne. In Singapur baut man noch keine Schiffe, doch finden sich bereits einige unternehmende Kaufleute, welche einen Theil ihrer Capitalien auf die Erbauung einer großen Werfte verwenden wollen.

Unser Aufenthalt zu Singapur dauerte bis zum 6 Jul. und wurde uns endlich höchst langweilig. Einige zärtliche Herzen machten den jungen Töchtern der Inhaberin des „Singapore Hôtels" den Hof, aber die einförmige Lebensweise der Engländer im nebeligen Britannien läßt auch unter dem Aequator keine flüchtigen Bekanntschaften zu, wo man den Abend sans façon zubringen könnte. Vor dem Essen, d. h. von 6 bis 7½ Uhr Abends, kann man die ganze Gesellschaft von Singapur auf der Esplanade sehen. Die Damen, geputzt und geschnürt, sitzen in ihren Palankins wie die Puppen, und die Männer sind, den langen, unbeweglichen Physiognomien nach zu schließen, wahrscheinlich noch mit den Berechnungen des Gewinnes oder Verlustes am verflossenen Tage beschäftigt. Mit Einem Wort, der Spaziergang auf der Esplanade gleicht eher einem vom Doctor vorgeschriebenen Mittel gegen den Spleen, als einer Gesellschaft von Menschen, die von ihren Geschäften ausruhen und sich zerstreuen wollen. Ich weiß nicht, sind meine Augen schuld daran, aber zu meinem größten Bedauern schien mir das schöne Geschlecht hier nicht schön zu seyn. Von allen den herumfahrenden Damen schien nur eine Creolin, die Frau des portugiesischen Consuls, den Namen einer wirklichen Schönheit zu verdienen. Nach der Spazierfahrt geht alles nach Hause, um zu speisen. Hier ist, wie in England, das Mahl eine wichtige ceremonielle Angelegenheit, wozu die Damen sich putzen wie auf einen Ball und die Männer die Röcke wechseln,*) und wobei ein Fremder ungeladen nicht erscheinen darf. Das Mahl, nach welchem, wie in England, die Männer bei der Flasche sitzen bleiben, endet um 10 oder 11 Uhr, worauf die Herren, ziemlich geröthet, zu den Damen sich begeben, um hier sich an falschem Gesang und dem Spiel eines verstimmten Fortepiano's zu ergötzen, da hier gleichfalls Musik und Gesang, wie sie auch seyn mögen, als unerläßliche Ausschmückung jedes Abends gelten. Auch nach der Angabe des französischen Consuls ist die Gesellschaft hier unmäßig langweilig, und dieser Fehler war für ihn um so fühlbarer, als er aus dem lustigen Manilla, aus der Gesellschaft reizender Spanierinnen und französischer Creolinnen, gekommen war.

(Schluß folgt.)

Der Reisende Domejko (wie es scheint ein Pole), der einige Jahre als Professor der Mineralogie in Quito war, macht häufige gelehrte Reisen nach den Cordilleren. Seine schönen Entdeckungen haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten rege gemacht. Er hat eine bedeutende Menge Versteinerungen aus der Tertiärperiode bei Quito gesammelt und sie an A. d'Orbigny (der bekanntlich gegenwärtig das Ergebniß seiner Reise in Südamerika herausgibt) gesendet. (Tygodn. liter. Nr. 17.)

---

*) Ein weißer Rock aus Leinwand oder Baumwollenzeug und ein grauer Filzhut das ist allenthalben der Anzug der in Indien lebenden Europäer; alles Stutzerthum dabei besteht nur in der Reinlichkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1843.

Schlachten des wilden Rindviehes und der wilden Pferde in Südamerika.

Die beiden Brüder Robertson, bekannt durch ihre Schriften „Briefe über Paraguay" und „Francia's Herrschaft", haben abermals aus dem Schatz ihrer Erinnerung drei Bände zusammengestellt, unter dem von uns schon erwähnten Titel: „Letters on South America." Neben vielem ziemlich überflüssigem Geschwatze finden sich doch eine Menge höchst interessanter Züge, welche auch auf die Geschichte dieser Länder seit dem Beginn des Unabhängigkeitskampfes ein neues Licht werfen; auf diesen Punkt werden wir wohl später zurückkommen müssen, da es allen Anschein hat, als ob die Angelegenheiten, namentlich der La-Plata-Staaten, sich einer Krise nähern. Was die Schilderung der Sitten betrifft, so möchte diese trotz dem, daß schon ein Dutzend Jahre verflossen ist, seit diese beiden Herren Buenos-Ayres verließen, immer noch gleiche Gültigkeit haben. Sie waren so ziemlich die ersten, welche englischerseits den großen, jetzt so wichtigen Handel mit Häuten einleiteten, und dabei, wie es scheint, sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarben. Wir heben deßhalb über das dabei beobachtete Verfahren eine Mittheilung aus dem ersten Bande aus.

„Sie können sich eine Vorstellung von unsern täglichen Geschäften machen, wenn ich Ihnen sage, daß wir während der neun Monate, die ich mich zu Goya aufhielt, von diesem (Fluß-) Hafen aus 50,000 Ochsenhäute, 100,000 Pferdshäute, und ich weiß nicht mehr wie viel Ballen Wolle und Haar verschickten. Es mag nicht uninteressant seyn, eine kurze Geschichte dieses bedeutenden Handelsartikels, d. h. der Häute zu geben, von dem Augenblick an, wo sie noch auf dem Rücken des Thieres sind bis zu dem Zeitpunkt, wo man sie in den Schiffsraum geladen hat.

„Das Vieh auf den großen Gütern in den La-Plata-Provinzen besteht gewöhnlich aus zwei verschiedenen Classen: Ganado de rodeo, gehütetes Vieh, und Ganado alzado oder wildes Vieh. Wo das Gebiet aus einer offenen Ebene besteht, und der Eigenthümer mit seinen Dienern im Stande ist seine heranwachsenden Heerden zu überwachen, da gibt es wenig oder kein wildes Vieh; wo aber die Ländereien sehr groß und wohl bewaldet sind, kann oft die beste Aufsicht nicht verhindern, daß sich Vieh von der Heerde trennt, und in die Montes oder Wälder geht, wo es sich in wildem Zustande vermehrt. Wo, auch abgesehen hievon, das Vieh nicht fortdauernd wohl überwacht wird, wächst die Zahl des wilden Viehes im Verhältniß zu dieser Nachlässigkeit. In den Pampas von Buenos Ayres findet sich jetzt kaum Ganado alzado, denn regelmäßige Hutung und Sorgfalt haben dasselbe sogar in dem waldigen Gebiet der Banda Oriental und von Entrerios vermindert. Aber in diesen letzten weiten und fruchtbaren Provinzen hatte damals die gesetzlose Gewalt des Gauchohäuptlings Aetigas Leben und Eigenthum unsicher gemacht: die Estancierias waren verlassen oder nur theilweise beaufsichtigt, und so wurde allmählich alles Vieh in diesen beiden Landstrichen alzado oder wild. In Corrientes waren drei Viertheile der Häute die wir kauften von Ganado alzado, und die meisten Thiere, von denen sie genommen waren, wurden während unseres Aufenthalts in der Provinz geschlachtet.

„Die barbarische Art, wie man in Südamerika das zahme Vieh von Reitern mit Lasos einfangen und schlachten läßt, ist bekannt genug. Das Ganado alzado wird aber auf ganz andere Weise getödtet. Das Vieh zieht sich in der Nacht stets in die Wälder zurück, und die Matanza (das Schlachten) findet hier während der Sommermonate und bei Mondenlicht statt. Wenn die Nacht klar ist, — und dieß ist sie gewöhnlich — so legt eine Anzahl Menschen, je nach der Zahl der Häute die man bedarf, eine Art Lederpanzer an, um zwischen den dornigen Bäumen durchkriechen zu können, ohne sich zu zerreißen. Die Wälder bestehen fast ausschließlich aus Mimosas, vermischt mit zahlreichen Varietäten der dornigen Acacie. Wenn die Leute zwischen die Bäume kommen, wo das Vieh ruht, so kriechen sie auf Händen und Füßen zwischen die schlafenden Waldbewohner, stoßen ihre scharfen Messer ihnen in die Kehle, lassen sie zu Tode bluten, und kehren am Morgen zurück, um sie abzustreifen. Diese Leute führen auch eine Art Schild von Ochsenhaut, um sich nöthigenfalls gegen die aufgeschreckten Stiere zu vertheidigen.

Digitized by Google

„In dieser Operation liegt eine materische Barbarei, sie ist aber verhältnißmäßig eine leichte Arbeit in Vergleich mit dem Schlachten der wilden Pferde, der edlen ungezähmten aber dennach dem Tod geweihten Bewohner der innern Wälder. Während unsers Aufenthaltes in Corrientes hatten die wilden Pferde das Land so überschwemmt, daß man nicht selten Heerden von 5 bis 10,000 Stück beisammen traf. Bei einer Jagd auf solche Thiere sind etwa 30 bis 50 Mann beschäftigt; sie errichten am Rande irgend eines großen Forstes einen ungeheuren Corral oder rundes Gehege mit starken, hölzernen Pfählen, an welche rund herum querlaufende Stäbe mit Lederstücken festgemacht sind. Ein solcher Corral kann 5 bis 10,000 Pferde, ja manchmal noch mehr aufnehmen. Eine sehr weite Oeffnung führt hinein, und auf der dieser Oeffnung entgegengesetzten Seite ist ein zweiter Eingang in einen kleinern Corral. Nach diesen Vorbereitungen besteigen die Leute sehr starke, kräftige Pferde, gehen in den nahen Wald, bilden um eine von ihnen aufgestöberten Pferdeheerde einen weiten Halbkreis, und treiben schreiend und lärmend die Pferde immer enger zusammen nach dem Rande des Waldes hin. Hier rennen nun die wilden Thiere in die zwischen dem Corral und dem Walde liegende Fläche; die Peons aber bilden rasch einen Halbkreis und drängen die Pferde nach dem Corral hin. Viele entkommen wieder nach den Wäldern, aber die Mehrzahl wird in den Corral hineingetrieben, und die Operation wird wiederholt, bis der große Corral voll ist. Dann wird in den anstoßenden kleinen Corral eine bestimmte Anzahl hineingelassen, wo sie alsbald durch die Bolas der Gauchos niedergeworfen, sogleich geschlachtet, zu einem andern Thor hinausgeschleppt und in der Nähe abgestreift werden.

„Leute, deren Zeugniß keinem Zweifel unterliegt, haben mich versichert, daß auf diesen Corridas de vegnas Chucaras oder Wildpferdejagden manchmal ein Tiger, den der Lärmen und das Geschrei aufgescheucht hat, in den Pferdetrupp hineingeräth; die Pferde drängen aber so gewaltsam vorwärts, daß der Tiger nach einigen verzweifelten Versuchen sich zwischen den tollgemachten Pferden durchzuarbeiten, in wenig Augenblicken zu Tode getreten wird. (Schluß folgt.)

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Schluß.)

Unterdessen hat sich draußen das Theater wieder verändert. Die Sonne scheint aufs neue hell und klar, die Musik ertönt überall von frischem, daher verlassen wir den geschätzten Landsmann sammt dem Vauxhall, um uns wieder unter das große Publicum zu mischen, das sich umhertummelt, als sey alles in schönster Ordnung geblieben. Man hat die Toilette so gut als möglich gerettet, und verbeißt die innere Ursache blau angelaufener Lippen, Wangen und Nasen, indem sich der Fußgänger rascher bewegt, die Fahrenden ihre Mäntel fester um sich schlagen.

Sollten wir Auskunft geben über jene fünf Bauerndirnen im Sonntagsstaate, nämlich blauen, grünen oder rothen Röcken, weißen oder bunten Bänderschürzen, die oberhalb der Brust über ein weißes Hemd mit langen, weiten Aermeln gebunden sind, und deren Biertonnentaillen dicht unter den Achselhöhlen befindlich, eben so wenig Verlockendes haben, als ihre ausdruckslosen Gesichter, so müssen wir gestehen, diese oder eine ähnliche Gruppe regelmäßig am ersten Mai hier gesehen zu haben. Sie gehen mit an einander gefaßten Händen durch die Anlagen, sehen männiglich starr in die Augen, und singen, wo die Musik der Regimenter sie nicht übertönt, eigenthümliche, chorartige, wildmelancholische, russische Nationalgesänge mit grellen, kreischenden Stimmen. Etliche von ihnen tragen das Haar in langen Flechten über den Rücken hängend, während andere es rund verschnitten und zu Nestern aufgewunden haben.

Wir versehlten nicht die Umgegend Petersburgs fleißig zu besuchen, und kennen mithin die theils von Russen, Finnen, oder deutschen Ansiedlern bewohnten Dorfschaften, welche nach der östlichen Strandseite etwa Tschetüri ruki, Strelna, Pulkowa u. s. w. heißen; allein es begegneten uns daselbst niemals singend herumstreifende Gruppen. Daher muß es auffallen, sie gerade da zu finden, wo man sie am wenigsten erwarten sollte; drum geben wir zu, sie seyen noch so frech und abgebrüht durch die Stadter geworden, immer würden sie sich etwas genirt fühlen müssen, hier bei naßkaltem Wetter herumzutreiben und zu gröhlen. Und warum zeigt sich die Erscheinung nicht allgemeiner, wenn es etwa eine Sitte wäre, gerade am heutigen Tage sanglustig sich zu beweisen? Nur auf dem Feste zu Peterhof bemerkt man noch Aehnliches, an das wohl im Innern des Reiches vorhandene, nationale Leben Erinnernde. Selbst in der Butterwoche, wo doch aller Petersburger Pleb's wie von Banden gelöset erscheint, lassen sich nur höchst selten auf den Schaukeln singende Stimmen vernehmen, und sonderbar! sie rühren, wenn man genauer hinsieht, von Individuen her, die dasselbe starr-freche Wesen der heut sich präsentirenden Dirnen zur Schau tragen, welches — wir heben dieß besonders hervor — durchaus nicht im russischen Volkscharakter liegt. Das weibliche Geschlecht lebt so sehr unter dem Drucke der Gedrückten in Rußland, daß an solch keckes Auftreten nur unter sehr demoralisirten Umständen zu denken ist. Ich hatte mehrmals die Polizei im Verdachte, daß sie wohl dergleichen Dirnen an gewissen Orten miethen, einkleiden und bei Gelegenheiten wie die heutige, singend losiassen könnte, damit es den Anschein habe, als sey das Volk fröhlich, und es sey in der That ein Volksfest, welches gefeiert werde. Doch wie gesagt, dieß sind nur ganz einfaltige Einfalle von mir, und ich verwahre mich, deren historische Wahrheit darthun zu wollen oder zu können. Sollte sich die Sache in der That also verhalten, dann gehörten intimere Bekanntschaften dazu, als ich mir schmeicheln darf gehabt zu haben, um mit Ueberzeugung sprechen zu können.

Was die Bevölkerung Petersburgs so charakterisirt, ist, daß man bei öffentlichen Zusammenkünften selten oder niemals Unsittlichkeiten und Rohheiten in geschlechtlicher Beziehung

Digitized by Google

wahrzunehmen Gelegenheit hat. Die Lobredner heben dieß als besonders verdienstlichen, dem Gouvernement hauptsächlich zur Ehre gereichenden Vorzug heraus; allein so sehr ich mich auch daran erfreute, mag ich dennoch nur der Wahrheit die Ehre geben. Die Sache ist und bleibt meistentheils klimatisch bedingt; ein wenig Wärme mehr und Mephisto würde hinlänglich arge Streiche spielen. Die russischen Fasten thun nebenbei auch das ihre dazu, und wohl dem Volke, dessen Beherrscher noch einflußreich genug sind, da mit Weisheit gouvernirend eingreifen zu können, wo die menschliche Natur im Allgemeinen zu schwach für ein Selbstgouvernement sich erweist. Der berühmte Wittenberger Reformator hätte besser gethan, die seine, äußerliche Zucht, wie er das Fasten nannte, ein wenig mehr im Auge zu behalten, schon weil das Aeußerliche mehr auf unser Inneres einwirkt, als unsere Eingebildetheit und unser Hochmuth zugestehen mögen.

Wir unterhalten uns eben mit einer Bekanntschaft, als um und neben uns eine eigene, erstaunende Bewegung in der Mitte entsteht, und einzelne, flüsternde Stimmen kurz herausstoßen: „Gossudae!" (der Kaiser). Uns fällt dabei das von den Wilden Amerika's ausgestoßene „Hugh!" ein, welches in Coopers Romanen eine so bedeutungsvolle Rolle spielt. Ein stattlicher Zug nahet sich! voran zwei höchst elegante, vierspännige Equipagen, in denen die Großfürstinnen und eine oder die andere Hof- und Ehrendame sich befinden, daneben die Heldengestalt des Kaisers zu Pferde in Uniform der Leibgarde, ein schönes Bild chevaleresken Lebens darbietend. Hinter dem Wagen folgt die kaiserliche Suite, in ähnlicher Zusammenstellung, wie sie uns Meister Krüger in Berlin so lebensgetreu lieferte. Mit welcher Anmuth die Kaiserin und ihr weibliches Gefolge die Begrüßungen des Volks entgegennehmen und mit wie viel Gewinnendem sie erwiedert werden! Wie oft der Monarch grüßend an den Federhut greift, wie er dem Volke ernst-freundlich zunickt. Zugegeben, daß alles eben nur Repräsentation ist, gewissermaßen das Spiel einer Rolle, wie wir gut oder schlecht unsere Rollen im öffentlichen Leben spielen, so muß man gestehen, hier wird con amore gespielt; ja es hat den schönsten Anstrich des „vom Herzen Kommens." Mehr kann von keiner Regentenfamilie der Welt begehrt werden, und die offenbare, enthusiastische Zuneigung der Petersbuerger für den Kaiser und die Seinen ist so wohl und richtig motivirt, als nur irgend eine Volksneigung motivirt seyn kann.

Die hohen Herrschaften halten wohl dem ungeminderten Vergnügen der Menge Stich und man mache nur so lange auch nicht die geringste Anforderung, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf etwas anderes zu ziehen, es würde dieß ein höchst vergebliches Beginnen seyn; selbst wer ein Liebchen hat gefunden, muß Sr. Majestät die Nebenbuhlerschaft unbedingt zugestehen oder resigniren.

Mit dem Abzuge der hohen Herrschaften verliert sich das Gedränge bedeutend; die meisten kann man sagen, haben nun genug.

„Den Kaiser und die Seinen zu sehen," dieß zog gewiß den großten Theil hieher und die Befriedigung dieses Wunsches läßt sie wieder heimkehren. Wir wissen nun, daß auch heut wie allezeit das Vergnügen der Petersburger in der Schauluft am Monaechen besteht, und schließen uns dem ins Innere der Stadt entströmenden Menschenzuge an.

Ueberdem bleiben nur noch wenige in Katharinenhof zurück, darunter die meisten Zechbrüder sind.

Es wird höchst rathsam seyn, daß wir uns zu Hause auf unserm „Samowar" (selbstkochende Theemaschine) einen recht starken Thee bereiten, um durch Transpiration die eingesogene Mailuft wieder aus dem Körper zu bekommen, widrigenfalls ein tüchtiger Schnupfen das Leichteste seyn dürfte, womit wir das Mitspielen auf dem Maifeste zu Katharinenhof zu bezahlen haben dürften. Jede Erkaltung ist aber hier zu Lande auf das Sorgsamste zu vermeiden und zeitig zu beseitigen, falls sie dennoch eingetreten seyn sollte; denn setzt eine solche sich einmal im Körper fest, so fällt es äußerst schwer, den argen Feind im hiesigen Klima wieder los zu werden. Manche und Mancher, die fahrlässig in dieser Hinsicht waren, lagen wenige Jahre nach solchen Festen regungslos, ein Raub der Würmer, auf Wolkowa oder Smolensk, den beiden großen Ruhestädten der in St. Petersburg das Zeitliche gesegnenden. Nach duechgemachten Rheumen nebst interessanten Zugaben stellte sich eine galoppirende Schwindsucht ein, die mit dem dürftchen Leben oder Licht im Menschen leicht fertig zu werden pflegt.

Mag nun der geneigte Leser von mir halten was er will, mag er der Meinung seyn, es wäre nicht eben viel durch mich verloren, höchstens etwa ein langweiligee Erzähler, ein mosquanter Führer, sicherlich bedenkt er noch sein eigenes, gewiß recht innig geliebtes Ich und befolgt einen aus Erfahrung geschöpften, so wohlmeinenden als probaten Rath.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Schluß.)

In Singapur, wie in allen indischen und amerikanischen Colonien, sind die aristokratischen Unterabtheilungen auf die Hautfarbe gegründet: Leute von reinem europäischem Blut sehen hoch herab auf die Creolen, die Creolen auf die Mestizen und diese auf die farbigen Eingeborenen. Die Mehrzahl der Bewohner Singapurs verstehen malayisch, was in diesen Gegenden fast unerläßlich ist. Die malayische Sprache ist die Lingua franca fast des ganzen östlichen Archipels: sie ist angenehm für das Ohr, und ihr Klang ist dem Italienischen ähnlich. Chinesen, Hindustaner, Mauren u. s. w., die sich hier niederlassen, lernen alle in kurzer Zeit malayisch reden.

Unter den berühmtesten Einwohnern von Singapur verdient der chinesische Kaufmann Wampoa, der uns mit Lebensmitteln versorgte, besondere Aufmerksamkeit. Der größte Theil der nach Singapur kommenden europäischen und amerikanischen Schiffe wählt ihn zu ihrem Dubasch, weil er in Vergleich mit anderen chinesischen und selbst mit vielen europäischen Kaufleuten ziemlich ehrlich ist, und gute Lebensmittel am billigen Preis liefert. Er spricht fließend englisch, portugiesisch und

Digitized by Google

malayisch, ist mit der Geographie ziemlich bekannt und hat sogar den Entschluß gefaßt, über Kiachta und Irkutsk nach Moskau zu gehen.

Die Vorneigung der Engländer zum Missionswesen verläugnet sich auch hier nicht. In Singapur gibt es außer den englischen auch noch katholische Missionäre, aber beide, obwohl sie von Chinesen, Malayen und Tschulias einige Proselyten gemacht haben, klagen durchaus über schlechten Erfolg. Der größte Theil der Missionäre, namentlich der Engländer, überläßt die Zukunft der mosleminischen und heidnischen Seelen dem Schicksal, und bemüht sich das eigene irdische Daseyn zu sichern. Der Hauptgrund ihres schlechten Erfolgs beruht darin, daß alle asiatischen Bewohner der Colonie sich hier nur für eine Zeitlang ansiedeln, in der Absicht, wenn sie durch ihre Händearbeit ein gewisses Capital erworben haben, um dieß zu genießen in ihre Heimath zurückkehren, wo ihnen wegen des Religionswechsels Verfolgung oder wenigstens Verachtung und Widerwille von Seite ihrer Verwandten und Freunde wartet.

Das Raffles-Institut ist wegen des umfassenden Zwecks, der seiner Einrichtung zum Grunde lag, eine der merkwürdigsten Anstalten. Es soll darin einer bestimmten Anzahl junger Malayen, Chinesen und sonstiger Leute aus dem intrachinesischen Archipel Unterricht ertheilt werden. Die Hauptabsicht geht auf die Kinder angesehener asiatischer Familien, die, nach ihrer Rückkehr in die Heimath, im Stande wären, den Samen der Aufklärung auszustreuen. Vorerst aber sollen die hier gebildeten Asiaten, zugleich mit der Aufklärung und den ihnen eingepflanzten neuen Bedürfnissen, auch den Sinn für Industrie und Handel verbreiten, die dann, wie sich von selbst versteht, in die Hände der Engländer übergehen und den englischen Manufacturen neue Absatzwege eröffnen würden. Das Institut wurde im Jahre 1825 von Sir St. Raffles und dem verstorbenen Dr. Morrison gegründet. Das Gebäude ist groß, doch ist noch genug Platz gelassen es zu erweitern, im Fall es sich mit der Zeit unzureichend erweisen sollte. Jetzt befinden sich sechs Lehrer und etwa 280 Schüler darin.

Singapur treibt einen starken Handel mit allen Ländern und Inseln des östlichen Meere. Einer der Hauptzweige desselben ist der mit Siam, von wo jährlich 18 bis 20 Dschonken, jede von 100 bis 350 Tonnen, kommen. Diese gleichen völlig den chinesischen, aber die Siamesen fühlen die Unzulänglichkeit derselben recht wohl, deßhalb haben sie auch bereits angefangen, Schiffe nach europäischem Muster zu bauen, und eines derselben, ein Dreimaster, der einen großen Theil der Länder des östlichen Archipels besucht, stand unter dem Befehl eines englischen Capitäns. Aus Siam bringt man Zucker, Reis, Safran, etwas Elfenbein, rohe Seide u. dgl. Die Hauptladung besteht in Zucker, der fast ganz nach Europa geht; eben dahin geht auch das Elfenbein. Unter den vielen Singapur besuchenden Asiaten nehmen die Siamesen am meisten Manufacturwaaren mit, feiner Wachs, Kampher, gezwirnte Seide u. s. w. Der Handel mit Cochinchina ist nicht so bedeutend. Er wird in Dschonken von 100 bis 200 Tonnen geführt, deren 30 bis 40 jährlich aus verschiedenen Häfen Cochinchina's ankamen; ihre Zufuhr besteht meist aus Salz und Reis, und sie führen dagegen hauptsächlich Opium und europäische, so wie indische Manufacte aus. Singapur treibt auch einen bedeutenden Handel mit Kampar, dem alten malayischen Reiche auf dem Ostufer von Sumatra. Hier sind keine chinesischen Ansiedler, und deßhalb ist der Handel ausschließlich in den Händen der Malayen. Die Malayen fahren alle Monate in kleinen gut bewaffneten Prahs nach Singapur, immer zehn bis zwölf miteinander, um sich gegen die Seeräuber zu vertheidigen, von denen die engen Straßen zwischen den kleinen Inseln in der Nähe von Singapur wimmeln; es versteht sich, daß sie selbst eine günstige Gelegenheit, wenn sie über eine schwächere Zahl herfallen können, nicht vorübergehen lassen. Jede dieser Prahs hat 15 bis 30 Mann, und ist mit zwei langen kupfernen Falkonets und einem hinreichenden Vorrath von Kris, Lanzen u. s. w. ausgerüstet. Ihre Ladung besteht meist aus Kaffee, so wie aus etwas Gambier, Wachs, Nashörnern und einer geringen Sorte Cassia. Diese Waaren setzen sie leicht an die chinesischen Kaufleute ab, und tauschen dagegen Leinwand, weiße Baumwollenwaaren, Blei, Eisen, Stahl, javanischen Tabak u. dgl. ein. Singapur hat auch Handelsverkehr mit dem Westufer von Borneo zwischen Tondschong Datu und der Nordspitze dieser Insel, so wie mit den dortigen holländischen Colonien von Sambas, Mompawa und Pontianak. Diesen Handel treiben die Malayen und Bugis in Prahs, die für alle möglichen Fälle gut bewaffnet sind; es kommen ihrer jährlich 15 bis 20 nach Singapur, und sie machen jedes halbe Jahr zwei Reisen. Von Borneo bringen sie Pfeffer, Kampher, Wachs, Schildkröten, Vogelnester, Gold, Perlmutter und Perlen; alles dieß wird in Singapur an die reichen chinesischen Kaufleute verkauft, welche dagegen blaues und weißes Madrastuch, bengalische und europäische Sitze, Eisen, Stahl, verschiedenfarbigen Nanking u. s. w. geben. Von den holländischen Colonien ist der Handel nach Borneo bedeutender; aus Sambas kommen jedes halbe Jahr 15 bis 20 Prahs mit Goldsand, die andern Waaren sind nur in geringer Menge wegen der hohen Zölle, welche die Holländer auf alle nach den englischen Häfen gehenden Waaren legen. Aus Pontianak und Mampawa kommen jährlich zweimal 30 bis 40 Prahs mit Goldsand, Diamanten, Zinn und spanischem Rohr zu einem Werth von 250,000 spanischen Thalern; nach den holländischen Colonien gehen aber wegen der hohen Zölle keine englischen Manufacturwaaren.

Zehn bis fünfzehn chinesische Dschonken kommen jährlich aus Canton und Amoy mit Thee, Porcellan, Ziegeln, Vermicell, baumwollenen Sonnenschirmen, Nanking, Seide, Tabak u. s. w. Der Werth jeder Ladung beträgt 30 bis 60,000 Piaster. Jede Dschonke führt 350 bis 400 Tonnen und ist mit 80 bis 100 Matrosen besetzt; demnach verursacht die Ungeschicklichkeit der Chinesen in der Schifffahrt zahlreiche Schiffbrüche, namentlich an den vielen Stürmen ausgesetzten siamesischen und cochinchinesischen Küsten. Außer den Waaren bringen diese Dschonken auch jährlich gegen 2000 Auswanderer, welche in den Kaffee-, Pfeffer-, Sago- und Muscatnußpflanzungen Arbeit suchen. Viele Chinesen gehen auch nach Java, um dort auf den Pflanzungen, oder nach Borneo, um in den Goldbergwerken zu arbeiten.

Die fremden Waaren, die man nach Singapur bringt, bleiben nicht da und man braucht sie auch nicht, denn Singapur ist nur ein Lagerplatz für die Waaren aus Europa, Indien, China und dem indischen Archipel. Die meisten Waaren gehen durch die Hände der Chinesen, bei denen sich häufig auch die Europäer für ihre Schiffsladungen versorgen. Die Chinesen führen aus Singapur Kampher, Vogelnester, Sandelholz, Elfenbein, Schildpatt, Feuersteine, Büffelhäute, Tripang, europäische und bengalische Stoffe, Leinwand, Pfeffer, Gambier, Zinn, und als Contrebande etwas Opium aus. Die nach Singapur kommenden Schiffe zahlen weder Zoll, noch Hafengebühren, und der Handel erfährt weder eine Unterbrechung, noch eine Beschränkung. Die Ausfuhr betrug im J. 1837/38 etwas über 8, die Einfuhr nahe an 9 Mill. Piaster.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1843.

Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange in Irland.

(Von Kohl.)

Der Boyne ist einer der Hauptflüsse Irlands, welcher im Norden zu Dublin bei Drogheda sich ins Meer ergießt.

Das ganze Thal dieses Flusses von Drogheda aufwärts bis Navan zeigt Spuren von druidischen Monumenten. So besahen wir, von Drogheda ins Thal einwärts fahrend, auf einer Anhöhe die Ueberreste eines Cromleachs (eines druidischen Cirkeltempels). Es waren jetzt nur noch vier große Steine, welche in dem Segmente eines Cirkels aufgestellt waren. Da man die Anhöhe eines ökonomischen Zweckes wegen bald weggegraben hatte, so waren ein paar andere Steine heruntergesunken. — Weiter hinauf befinden sich im Thale mehrere große Tumuli, und von diesen ist einer die berühmte Höhe von New-Grange.

Dieser Hügel ist von einer ungeheuren Masse von Kieselsteinen errichtet; er ist etwa 60 Fuß hoch und hat 300 Schritte im Umfange. Die Menge der Steine, aus denen er besteht, ist daher ungeheuer groß, besonders da die meisten, wenigstens die, welche oben aufliegen, nicht viel größer sind, als gewöhnliche Pflastersteine. Rund um den Hügel herum, am Rande seines Fußes, ist ein Kreis von großen Steinblöcken aufgestellt, die alle mit dem Kopf in dem Boden stecken. Einige von diesen Steinen sind bereits umgefallen, andere völlig verschwunden. Da der Hügel rund umher von Ackerland umgeben ist, so mögen die Bauern zu ihrer Bequemlichkeit manche Steine hinweggeräumt haben. Der Cirkel ist daher nicht mehr ganz vollständig.

Das Aeußere des Hügels ist jetzt allerdings mit Rasen, Gebüsch und Bäumen bewachsen, denn die Steine haben sich natürlich im Laufe der Jahre mit Staub, Moder und Erde bedeckt, wo auch dann die Vegetation aufgesproßt ist. Hie und da, aber besonders auf dem Gipfel, ist diese grüne Rasendecke bei Seite geschafft, wahrscheinlich durch neugierige Menschenhand, und man sieht dann die Steine deutlich da liegen, so wie man sie überall entdeckt, wo man sich selbst die Mühe nimmt, den Boden wegzugraben.

An Größe und äußerer Figur kommt dieser Tumulus ungefähr denen gleich, die man bei Krakau dem Kosciuzko, der Wanda und dem Krok zu Ehren errichtet hat. Auch erinnert man sich dabei des Tumulus des Elpenor und des Achilles auf dem Sigeischen Vorgebirge, die von den Reisenden und von Homer in dem zwölften Buche seiner Odyssee ganz ähnlich beschrieben werden. Auch der Hügel des Patroclus und des Halyattes in Kleinasien sollen, nach Camdens Zeugniß, ganz eben so seyn. Die größeren unter den tatarischen Hügeln in der Krim, welche wahrscheinlich zu Ehren scythischer oder bosporanischer Könige errichtet waren, sind ihnen in der Figur ebenfalls völlig gleich, nur daß sie in jenem kieselsteinlosen Lande nicht aus Steinen, sondern aus Erde errichtet sind. — Im Süden Rußlands findet man auf die Spitzen dieser Hügel zuweilen eine rohe Figur, aus Stein gemeißelt, aufgestellt, oder auch bloß einen Stein. Auch auf dem Tumulus des Achilles sollen noch Spuren eines Pfeilers sichtbar seyn, der auf ihm hervorragte, und in Irland sollen auf diesen Hügeln gleichfalls große Felsblöcke als Schluß- und Gipfelsteine gestanden haben. Aber auf der Spitze dieser Hügel findet sich in der Regel eine kleine Vertiefung, in welcher der Stein gestanden, und wo ihn der Regen herausgewaschen haben mag. — Die Engländer nennen diese Hügel „Barrows," wenn sie von Erde, und „Cairns," wenn sie von Steinen aufgehäuft sind.

Der Hügel von New-Grange bietet indeß nicht in seiner äußern Erscheinung, sondern in seinem innern Ausbau das größte Interesse dar. Man hat nämlich eine Oeffnung unten am Fuße des Hügels entdeckt und ist durch sie in das ausgehöhlte Innere des Berges gelangt, und eben dieses Innere des Berges zu besuchen war auch eigentlich der Hauptzweck unserer Fahrt. Wir hatten uns dazu mit Lichtern versehen, denn der Eingang ist äußerst schmal und ziemlich lang.

Vor der Oeffnung befindet sich ein kleiner vor dem Winde geschützter Raum, eine Art Höhle in dem am Fuße des Berges angehäuften Erdreich, die wahrscheinlich von den Aufsuchern und Ausgrübern des Einganges gemacht wurde. Hier zogen

Digitized by Google

wir unsere Kleider aus, zündeten unsere Kerzen an und begannen unsere Operation. Der etwa 50 Fuß lange Höhlengang ist dermaßen mit Steinen verschüttet, daß man nur auf dem Rücken liegend mit den Füßen vorantastend und mit den Händen nachhelfend hinein kommen kann. Da der Grund mit lauter kantigen Kieselsteinen bedeckt ist, so ist diese Rutschbahn in der That eine der unglattesten in der Welt. Die Seitenwände des Ganges sind aus großen, ziemlich flachen Steinen gebildet, welche der Reihe nach senkrecht aufgestellt, und mit eben solchen großen Steinen bedeckt sind, welche der Quere nach darüber gelegt wurden.

Wir gelangten bald in das bequeme Innere des Berges, worin man nicht nur aufrecht stehen, sondern auch frei herumgehen kann, da es nichts mehr und nichts weniger als eine kleine Capelle ist, welcher drei kleine Seitencapellen angehängt sind. Wir hatten eine ganze Partie von Lichtern mitgebracht und hingen eines davon in der Mitte der großen Capelle auf, in jede der drei kleinen Capellen stellten wir ein anderes und die übrigen klebten wir rund herum an den Felsen an, wo es sich thun ließ, und nun schauten meine Augen in dieser Illumination das merkwürdigste und interessanteste Gebilde uralter cyklopischer Architektur. So roh, so einfach alles war, so wird es doch ohne Zeichnung schwer seyn, meinen Lesern einen rechten Begriff von diesem Anblick und von der Bauart der Capelle zu geben.

Dieselbe wurde offenbar nicht später erst in den Steinhügel, dessen Bauart dieß nicht erlaubt hätte, hinein ausgehöhlt, sondern sie bestand vielmehr schon vor diesem Hügel selbst, und die große Kieselstein-Pyramide desselben wurde dann erst nachher über dem Dache der Capelle errichtet. Wie die Kinder ihre Kartenhäuser aus dünnen Papierblättchen bauen, so wurden auch diese Capellen aus Steinblöcken gebaut. Ein paar große Plattsteine wurden als Hinter- und Seitenwände auf die Kante nebeneinander gesetzt, und darüber ein paar andere Plattsteine derselben Art als Plafond gewälzt; auf diese Weise wurden die drei kleinen Nebencapellen zu Stande gebracht. Dieselben blieben natürlich nach der Seite hin, wo sie mit der mittlern großen Capelle zusammenhängen sollten, offen. Eine dieser Capellen steht nach Osten, eine nach Westen und eine nach Norden; nach Süden findet sich die Oeffnung zu dem höhlenartigen Ausgange. Diese Oeffnung ist natürlich auch wieder wie ein Thor aus Riesensteinpfosten und Riesenquerpfeilern gebildet.

Die Hauptschwierigkeit für die alten cyklopischen Baumeister bestand nun darin, die Wölbung der hohen, mittleren Capelle herauszubringen. Sie haben diese so gelöst: sie legten auf die vier festen Basen oder Stützpunkte, welche die Dächer der kleinen Capellen und der mächtige Querbalken der Ausgangsthüre darboten, andere große, glatte Felsstücke, die sie nach innen etwas überstehen ließen. Auf diese schoben sie wieder andere ähnliche Steinplatten, die sie wiederum noch etwas mehr nach innen vorstehen ließen, und die daher von allen vier Seiten heranrückend die Räume hier mehr und mehr verengten. Diese Operation wurde drei- oder viermal wiederholt und die Steinplatten dabei aneinandergefügt, wie die Finger einer gefalteten Hand. Das kleine Loch, was so am Ende nach oben in der Spitze der Capelle blieb, wurde dann durch einen darauf gewälzten Riesenstein geschlossen, und auf diese Weise das Ganze vollendet.

Da alsdann noch die Capelle von außen mit einer Masse von Kieselsteinen beworfen wurde, so gab das Gewicht derselben den nach vorne überkippenden Steinen noch mehr Haltung, und das Ganze mußte so fest und unverwüstlich für die Ewigkeit begründet bleiben. Die ungeheure Masse von Steinen, welche als ein großer Berg jetzt auf dieser Capelle und ihren Nebencapellen und auf dem Dache des höhlenartigen Einganges liegt, erwuchs wahrscheinlich erst allmählich und mit der Zeit. Es war und ist nämlich nicht nur in Arabien, einigen Gegenden von Afrika und vielen andern Ländern der Welt, sondern auch in Irland und in Schottland die Sitte, an heiligen Orten und besonders über Gradern Steine aufzuhäufen. In Arabien, im nördlichen Afrika, ebenso in einigen baltischen Provinzen, z. B. in Esthland und ebenso in Schottland und Irland erfordert, oder erforderte es der Gebrauch, daß jeder Vorübergehende an einem solchen geheiligten Platze einen Stein hinwerfe, indem er wahrscheinlich dabei irgend einen frommen Wunsch oder ein Gebet damit verband. Auf diese Weise entstanden in jenen Ländern überall große Steinanhäufungen an verschiedenen Stellen. Wahrscheinlich wurde an solchen besonders heiligen Orten gleich bei ihrer Einweihung von der versammelten Volksmenge eine große Partie von Steinen sogleich aufgeschüttet, und der große Berg von Blöcken wuchs dann erst im Laufe der Jahrhunderte als ein Resultat aller der frommen Werke der Gläubigen darüber an.

Ich sage das ganze cyklopische Werk steht auf diese Weise für die Ewigkeit da; denn es läßt sich beinahe außer der Verwitterung der Steine, deren Vollendung nach ihrer harten Natur sich gar nicht absehen läßt, gar keine Ursache denken, welche die Zerstörung dieses Monuments herbeiführen könnte. Die Jahrtausende, welche über diese Steine dahin gegangen sind, haben noch nicht einmal die geringste Spur von Zerstörung an ihnen ausgewaschen. Es hat sich inwendig noch nicht einmal ein nagendes Moospflänzchen angesetzt. Ein Erdbeben, das den Mund der Erde öffnete und das ganze Monument verschlange, wäre das einzige denkbare Naturereigniß, was diese Capelle zerstören könnte. Aber Irland hat bisher noch nicht an dieser Plage gelitten, und wird es auch wahrscheinlich in Zukunft nicht.

Von den Menschen läßt sich eben so wenig wie von der Natur aller Wahrscheinlichkeit nach etwas fürchten, denn alle die Gründe, aus denen Menschen alte Gebäude zerstören, leiden hier bei New-Grange, wie es scheint, nicht die geringste Anwendung. Viele unsrer architektonischen Monumente sind unter der Menschenhand verschwunden, weil sie den nachfolgenden Generationen ein Aergerniß waren, so z. die Bastille in Paris, viele alte Schlösser und Burgen; andere sind zerstört, weil ihr Material eben diesen nachfolgenden Generationen zu andern Zwecken dienen konnte, andere wiederum, um die Habgierde

Digitized by Google

und die Neugierde zu befriedigen, weil man entweder Schätze oder andere verborgene Dinge darin zu entdecken hoffte. So hat man mehrere Pyramiden in Aegypten, mehrere Königsgrabhügel in der Krim und andern Orten durchwühlt und zerstört. Die Leidenschaft für Kunst und Wissenschaft hat wiederum andere Monumente dem Untergange nahe gebracht, z. B. mehrere schöne Tempel in Griechenland.

Von allen diesen Motiven ist aber nicht eines im Stande, die Bewohner Erins gegen solche Monumente wie New-Grange zu bewaffnen. Nutzen können diese großen Blöcke, so wie sie sind, dem jetzigen Geschlechte und seinen Nachkommen nicht gewähren, oder das Menschengeschlecht müßte wiederum zu der alten Barbarei zurückkehren und unsere Künste zu den Stufen hinabsteigen, auf welchen die cyklopische Bauart stand; und selbst dann würden sich in der Nachbarschaft Felsblöcke, die auf weit bequemere Weise zu erlangen wären, darbieten.

Aergerniß können diese Capellen gar nicht mehr geben, denn die Meinungsverschiedenheiten und Parteistreitigkeiten, deren Gegenstand sie vielleicht auch einst zur Druidenzeit auf dieselbe Weise waren, wie es später viele heidnische und nicht heidnische Tempel waren und noch sind, sind längst völlig ausgeglichen und entschlafen, und ihre Wiedererweckung ist gänzlich undenkbar. Der bloße Muthwille hätte bei der Zerstörung und Vernichtung der großen Steinmassen viel zu viel zu thun, als daß man ihn noch hier zu berücksichtigen nöthig haben sollte.

Die Kunstenthusiasten, welche wohl Griechenlands und anderer Länder Tempel beraubten, finden kaum etwas darin, was eines Raubes werth wäre, denn das Ganze ist nur in seiner jetzigen Zusammenstellung merkwürdig, und verliert sein Interesse, sobald die einzelnen Stücke auseinander genommen werden. Nur in Bezug auf einige Theile, wie ich gleich zeigen werde, könnte dieß vielleicht eine Ausnahme leiden.

Auch Neu-, Wiß- und Habgierde werden diesem Bauwerke wenig oder nichts anhaben, denn es ist hier nichts mehr vor dem Auge verborgen, und jeder kann sich sofort überzeugen, daß nichts mehr da vorhanden ist, als die rohen Steinmassen, die man vor Augen sieht. *)

Aus diesem allem geht dann hervor, daß New-Grange, wie andere ihm ähnliche Monumente aus uralter Vorzeit, höchst wahrscheinlich dauernder dasteht, als der Thurm von Babylon, als die Obelisken von Aegypten, die Tempel von Griechenland, die Burgen des Mittelalters und sämmtliche Gebäude unsrer jetzigen Zeit.

Es ist dieß ein merkwürdiger Gedanke, von dem sich die Ueberzeugung sofort dem Beschauer aufdringt, indem sie ihn zugleich mit Ehrfurcht und Respect vor diesen Zeugen einer längst verschwundenen Vorzeit, die noch so lange in die Zukunft hinaus reden werden, erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man hat allerdings einige goldene Münzen zwischen den Steinen zu New-Grange zerstreut gefunden (und zwar römische), allein derselben sind ohne Zweifel so wenige, daß sie die Mühe der kostspieligen Wegschaffung der ganzen ungeheuren Steinmassen nicht lohnen würden.

Schlachten des wilden Rindviehes und der wilden Pferde in Südamerika.

(Schluß.)

„Wenn man das Hornvieh und die Pferde in der von mir erwähnten Weise geschlachtet und abgestreift hat, so werden die Häute auf den Boden ausgestreckt und hier in der Sonne liegen gelassen bis sie ganz trocken sind. Dann bringt man sie in rohem und schmutzigem Zustand nach einer Estancia und legt sie hier in der Barraca, dem Häutemagazin, nieder. Hier werden sie von innen und außen gereinigt und mit Stöcken geschlagen, um sie von der Polilla zu befreien, einem Insect, welches der große Feind der Häute und Felle jeder Art ist. Dann werden sie in mächtigen Haufen, die bis ans Dach reichen, in der Barraca aufgeschichtet, und dadurch flacher und weicher gemacht; auch nimmt man sie zu Zeiten von dem Haufen herunter und klopft sie wieder durch, ehe man sie wieder einschifft, wie denn überhaupt die größte Vorsorge angewendet wird, daß die Polilla nicht mit an Bord komme. Da dieß Insect mit der Winterkälte verschwindet, so geschehen die Haupteinschiffungen um diese Zeit.

„Das Ausklopfen der Häute mit Stäben will wohl gelernt und geübt seyn, so einfach die Operation auch scheint. Es geschieht durch zwei Leute, welche die entgegengesetzten Enden der zusammengefalteten Haut halten, beide Theile etwas von einander abstehen lassen, damit die Polilla zu Boden fallen kann, und dann beide Seiten zugleich klopfen. Geübte Klopfer bleiben genau im Tact und machen die Operation mit unglaublicher Geschwindigkeit durch. Jedes Paar Klopfer hält sechs bis acht Mann in fortdauernder Bewegung, um die Häute von den Schichten herunter zu bringen und wieder aufzuschichten, und wenn die Klopfer es den Trägern zuvorgethan, oder eine große Schichte durchgeklopft haben, so schlagen sie auf der letzten Haut zum Zeichen ihres Triumphs den Tact einer Melodie durch. Auch die Peons, welche die Häute in der Barraca aufschichten, zeigen beim Hinaufwerfen eben so viel Kraft als Geschicklichkeit, und die ganze Arbeit geht unter Scherz und Lachen vorüber; Abends beschließt dann ein Feuer, um das sich sämmtliche Arbeiter herumsetzen, und ein tüchtiges Mahl den Tag.

„Nicht uninteressant ist es auch, etwas über den Preis dieser Waare an Ort und Stelle bis zu den Lohgruben in Europa zu sagen.

„Als die Laplata-Provinzen noch ein spanisches Vicekönigthum waren, verstand man im Innern des Landes die ersten Handelsgrundsätze nicht. Die Estancieros wußten damals den Werth ihrer Ländereien und ihres Viehes gar nicht zu trennen. Man kaufte gewöhnlich eine Estancia nur nach der Zahl des darauf befindlichen Viehes, wo es zu einem sehr niedern Preis, etwa zu einem halben Piaster das Stück, angeschlagen wurde. Das Land selbst, das oft aus mehrern Leguas des schönsten Acker- und Weidelandes bestand, ging mit in den Kauf! Diese Verkaufsweise kam allmählich ab. Der Estanciero verkaufte so und so viel Stücke Vieh, die auf seiner Estancia geschlachtet werden sollten, behielt aber seine Ländereien für sich. Der

Digitized by Google

Preis war, als wir uns noch in Corrientes aufhielten, 4 Realen (½ Piaster) das Stück wilden Viehes, und der Käufer hatte dafür das Fleisch (welches nutzlos war), die Hörner, die Häute und den Talg. Die getrocknete Haut wurde somit werthvoller als das Thier selbst, denn zu dem ursprünglichen Ankauf kamen noch die Kosten des Schlachtens, die Zubereitung der Felle, der Transport u. s. w. Ich besitze noch einen Contract, den ich mit einem Estanciero zu Goya über 20,000 wilde Pferde machte, zu dem Preis von einem Medio (9 kr.) für jedes lebende Pferd. Das Schlachten kostet einen Medio weiter, das Ausstrecken und Reinigen der Häute abermals einen Medio, endlich der Transport nach Goya einen vierten Medio, so daß die Pferdehaut auf 2 Realen oder etwa 36 kr. kam. Diesem Contract gemäß wurden 10,000 Thiere geliefert, die Häute in Ballen gepackt, in Buenos-Ayres zu 6 Realen verkauft, und endlich in England zum Preis von 7 oder 8 Shilling (14 oder 16 Realen) abgesetzt, d. h. die Felle kosteten in England 30mal mehr als in Goya das Pferd gekostet hatte. So sehr steigt manchmal der Werth eines Products, bis es aus den Händen des ersten Erzeugers in einen in die Hände des Consumenten im andern Lande kommt. Für uns war freilich nicht alles Gewinn, denn die Kosten des Transports von Goya nach Buenos-Ayres mochten wohl noch zwei Realen das Stück betragen, für das Land aber war der Vortheil um so größer, da doch etwa 4 Realen per Stück im Lande, wenn auch nicht gerade an den ersten Erzeuger, gezahlt wurden."

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

(Von Mistreß Postans Asiat. Journ. April.)

Wir brachen von Cairo nach Theben auf, und ein günstiger Wind führte uns in sechs Tagen von Cairo nach Manfalut, vorbei an den Pyramiden von Daschur und Saccara, die wir nur mit Bedauern unbesucht ließen, aber ein Reisender auf dem alten Nil darf aus keinem Grunde in der Weil einen guten Wind, wenn ihm ein solcher zu Theil geworden ist, verlieren, denn er wechselt nur allzu schnell, und die arabische Schiffsmannschaft ist nur allzu geneigt, allenthalben, wo sie eine Anzahl Boote beisammen sehen, zu landen, einige Stunden zu schwatzen und auf den Bazars umher zu schlendern. Durch Versprechungen und die Drohung, uns an die türkischen Paschas zu wenden, waren wir bei der großen Stadt Miniyeh mit einem halbstündigen Aufenthalt vorübergekommen, aber nach Manfalut kamen wir in der Nacht, und da der Rais (Capitän) hier eine ganze Flotte von Booten sah, die größtentheils mit Pilgern überfüllt waren, so fühlte er sich alsbald überzeugt, daß er hier seinen Brodvorrath vermehren und somit anlegen müsse; er hatte dabei den Vortheil vor uns voraus, daß wir in der Cajüte schliefen, und unser Dragoman Jussuf sich gleichfalls zu einem Schläfchen niedergelegt und fest in seinen Burnus eingewickelt hatte; so war denn das Boot schnell am Ufer festgebunden, und der Rais mit seiner Mannschaft bald im Gewühl der am Ufer und im Bazar versammelten Araber. Da war nichts zu machen, und weil wir schon aus Erfahrung wußten, was es mit dem Mehlkaufen und Brodbacken für eine Bewandtniß habe, wie viel Zeit darüber hingeht und wir also 12 Stunden in einem Boote zu bleiben hatten, gefressen von ägyptischen Fliegen, angeknurrt von schmutzigen Arabern, angebellt von bösen Hunden und in der Stille verflucht als Christen von allen grübelnden Herren, die in der vollen Blüthe ihres Religionseifers uns umgaben, so begannen wir alles Ernstes zu überlegen, wie wir diesem Zustande entgehen könnten. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stromes lag ein niederer flacher Strich angebauten Landes mit einem Dorf in der Ferne, sämmtlich von Kalkbergen eingeschlossen, welche durch Monolithentempel und ehemalige Eremitenwohnungen, — denn wir befanden uns jetzt mitten in der Thebais, — ausgehöhlt waren. Wir wußten, daß in der Nähe eine alte durch die Verehrung der Krokodile berühmte Stadt gelegen habe, und daß mehrere Höhlen in dem Berge zur Aufbewahrung von Krokodilmumien benutzt worden seyen, und trugen deßhalb unserem Dragoman Jussuf auf, uns die Mittel zu verschaffen, nach dem Dorfe Maabdeh zu gelangen, von wo der Weg über die Berge nach den Mumienhöhlen führet. Wir waren um so begieriger, diese kennen zu lernen, da sich gegenwärtig zu Maabdeh allein Grabhöhlen finden, die ihren Uebereresten gewidmet sind.

Nach dem Frühstück bestiegen wir Jussuf zwei Esel nach dem andern Ufer hinüberzusenden, und setzten dann mit Sonnenschirmen, Wachskerzen, einer großen Laterne, einer Phosphorbüchse und vier kräftigen mit Stangen bewaffneten Matrosen in einem kleinen Boote über. Ein Dolmetscher sagt, wie manche andere Reisende, manchmal mehr als er beweisen kann, und so war es auch hier, denn trotz der feierlichsten Versicherungen, daß eine Stunde zuvor zwei schwarze Esel, — er gab sogar die Farbe an, — übergesetzt worden seyen, fanden wir keine vor und mußten uns auf ein Bündel Gras niedersetzen, wo wir der Anziehungspunkt für alle Vorübergehenden wurden, bis wir einen Kreis von Männern, Weibern und Kindern, alle in mächtige braune Röcke von Ziegenhaaren gekleidet, um uns hatten; die Männer spannen Ziegenhaare, die Weiber waren mit blauen Halstüchern geschmückt, und die Züge der Kinder waren ganz unkenntlich durch die Schichte von Fliegen, welche ihre Gesichter ganz überzogen. Ich bemerkte unter dieser Gruppe von Fellahs, so wie an unsern Bootleuten, daß sie alle zum Schutz gegen die gefürchtete Aushebung sich den Vorderfinger der rechten Hand abgehauen hatten, eine Handlung, die unter jedem andern Volke das Gemüth mit Mitleiden für diese Menschen füllen würde, welche durch den Ehrgeiz ihres Herrschers zu einem solchen Aeußersten getrieben wurden, aber die Trägheit eines Arabers ist so groß, daß ich glaube er würde sich jeden Finger und jeden Zehen abhauen, wenn er dadurch zu Wege bringen könnte, daß er sich den ganzen Tag auf eine Bank legen und in der Sonne wärmen könnte. Zu Aden unter englischer Regierung ist der Araber ganz dasselbe Geschöpf, wie in Aegypten unter dem Pascha; keine Bezahlung treibt ihn zur Arbeit, er lebt lieber in Schmutz dahin, und nährt sich von gelegentlichen Almosen oder schlechten Fischen, die der Fischer weggeworfen hat, als daß er die geringste Anstrengung machte, seine Lage zu verbessern.

(Fortsetzung folgt.)

Die tollen Wetten scheinen allmählich auch in Frankreich Mode zu werden. Ein Provincialblatt (s. Voleur vom 10 Mai) meldet aus Limoges, daß ein dortiger Advocat eine Wette von 10,000 Fr. angeboten habe gegen jeden Pferdebesitzer, der es unternehme bei einem Glockenthurmrennen auf einer bestimmten, fünf deutsche Meilen langen Strecke einem ihm gehörigen Mutterschwein zuvorzukommen. Freilich ist dabei die Bedingung gesetzt, daß das Pferd, so lange das Schwein vorne ist, denselben Weg wie dieses einschlagen muß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1843.

Ueber die glagolitische Literatur.

Wir haben in diesen Blättern öfters des russischen Professors Preiß erwähnt, der in Auftrag seiner Regierung die slawischen Länder durchreist, um theils die Localdialekte, theils die alten Sprachdenkmäler zu studiren. Sobald er in das Gebiet des sogenannten illyrischen Dreiecks kam, mußte der eigenthümlich geführte Kampf zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und zu den Gegenständen, die hier in Betracht kamen, gehört nun auch die sogenannte glagolitische Literatur, ein wunderlicher Name, der zu allerlei seltsamen Erklärungen geführt hat, auf die wir hier nicht eingehen können, und bloß bemerken, daß Professor Preiß es höchst wahrscheinlich macht, Glagolita bedeute nichts als einen homo literatus, und da sich auch die Sprache durch einige Eigenthümlichkeiten von der Volkssprache unterscheidet, so heiße die glagolitische Sprache nichts als die Schriftsprache der Priester und Gelehrten. Ihr eigentlicher Sitz ist bei den Kroaten am adriatischen Meer, zu unterscheiden von den Kroaten jenseits des Gebirgs an den Flüssen Save, Kulpa und Drau. Ihre Sitze reichen von dem Fluß Rasca (ital. Arsa) in Istrien bis zum Fluß Cetzine in Montenegro. Diese Kroaten wurden schon im 7ten Jahrhundert von Missionären der römischen Kirche bekehrt, standen aber in politischer Beziehung unter den griechischen Kaisern; deßhalb bekämpften sich griechischer und lateinischer Ritus und Liturgie, bis im zehnten und eilften Jahrhundert eine dritte Sprache, nämlich die Landessprache, in die Liturgie nach mehr als zweihundertjährigem Kampf eindrang, und zwar in Folge der Bemühungen der bekannten Slawenapostel Cyrill und Methodius, so wie ihrer Schüler. Wo die italienische Bevölkerung das Uebergewicht hatte, wurden die Befehle der Päpste hinsichtlich der lateinischen Liturgie beobachtet; wo dieß nicht der Fall war, mußte man aus Noth die Sache gehen lassen, und im Jahre 1248 gab endlich Innocenz IV dem Drang der Umstände nach, wie es scheint, um eine Spaltung, vielleicht gar einen Anschluß an die griechische Kirche zu vermeiden. Die slawische Liturgie scheint sich dann allmählich ausgebreitet zu haben.

Man hat die glagolitische Schrift für eine alt-slawische halten wollen; man hat behauptet, sie habe in Bulgarien neben der sogenannten cyrillischen oder eigentlichen slawischen Kirchenschrift bestanden, man hat ihren Ursprung in ein hohes Alter, sogar über die cyrillische Schrift hinaufgesetzt.*) Preiß dagegen spricht sich (siehe Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, März 1843) dahin aus, daß die Schrift wesentlich auf die dalmatischen Ufersriche sich beschränkt habe, daß sie unter dem Volke selbst die croatische Schrift heiße, und daß sie wahrscheinlich erst im zehnten Jahrhundert entstanden, vielleicht sogar absichtlich erfunden worden sey, um die cyrillisch-slawische Liturgie zu verdrängen, und, ohne dem Volke die Liturgie in der Muttersprache zu nehmen, doch dasselbe von den östlicher wohnenden mit der orientalischen Kirche verbundenen Slawen zu scheiden. Wie dem nun auch seyn mag, gewiß ist, daß sich viele Worte und Wortformen, ja selbst in manchen Fällen die Syntax wesentlich von der kirchenslawischen Sprache unterscheiden, was Preiß dem Umstande zuschreibt, daß diejenigen, welche sich der glagolitischen Schrift bedienten, viel aus dem Lateinischen übersetzten und wohl sämmtlich Italienisch verstanden; daß manche Italianismen vorkommen, leidet ohnehin keinen Zweifel.

Die glagolitische Liturgie wird jetzt von Rom aus, wo auch noch manches in glagolitischer Schrift gedruckt wird, unterstützt, und man sucht sie zu erhalten. Selbst Versuche einer Wiederbelebung der glagolitischen Literatur scheinen gemacht worden zu seyn, wie sich aus nachstehenden Worten des Prof. Preiß am Schlusse ergibt: „Die Zeit der Versuche, die glagolitische Literatur wieder zu beleben, scheint ohne Wiederkehr vorüber zu seyn. Ein neues Geschick hätte ihr im 16ten Jahrhundert aufgehen können, wenn die Reformation sich derselben zu ihren Zwecken hätte bedienen wollen. Aber die Bemühungen einiger wenigen Personen waren vergeblich; alles was unternommen wurde, fiel unter den ersten Streichen der Gegner. Von dieser

*) Auch von Jacob Grimm ist dieß geschehen.

Digitized by Google

Zeit an hat die glagolitische Literatur nichts mehr hervor gebracht, sondern nur Altes wiedee aufgewärmt; augenscheinlich hat sie ihee Zeit übeelebt und wird bald verschwinden. Große Schuld daean teägt die glagolitische Geistlichkeit selbst, die wenig gebildet und zu Arbeiten und Anstrengungen nicht sehr geneigt ist. Die höheee Geistlichkeit wae ohnehin nicht auf Seite der Glagoliten, und man kann sich somit leicht voestellen, daß die Entwicklung der slawischen Literatur bei den Cevaten fast unmöglich war. Mit Ausnahme juridischer Acten und kiechlicher Bücher besteht fast alles nur aus Abschriften cyrillischee Weeke." Somit beantwortet Professoe Peeiß die Feage, ob die glagolitische Literatue noch einen Einfluß auf die übrigen südslawischen Stämme haben werde, mit Nein, wenngleich die Ragusanee noch ihren eigenthümlichen Dialekt bewahren wollen. Es fragt sich nun, welchem Zweige der slawischen Liteeatur weeden die Dalmatiner gewonnen werden? Doch wohl dem illyrischen, wie denn auch Gaj seine ehemalige „illyrische" Danica, jetzt eine „kroatisch-dalmatisch-slavonische" nennt.

Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange in Irland.

(Fortsetzung.)

Wir beschanten darauf die Einzelnheiten in den deei kleinen Capellen, die nicht weniger interessant sind, als die Bauaet des Ganzen.

In jeder derselben steht ein geoßes Steindecken, und in einee sogar zwei solchee Becken ineinander. Diese Becken, die mit den Taufsteinen unsrer christlichen Kirchen einige Aehnlichkeit haben, sind das merkwüedigste Peodnct druidischee oder cyklopischee Steinmetzaebeit, das mie noch voegekommen ist. Sie sind nämlich so beschaffen: es sind groβe, ciekelrunde Steine, von etwa 20 bis 24 Fuß im Umfang, die inwendig ein wenig ausgehöhlt und schwach vertieft sind, wie etwa das Unteeschälchen einer Theetasse. Die Aushöhlung und Beaebeitung ist aber so eoh, das Eirkelrund des Beckens so unregelmäßig, daß, obgleich zwae sichtbarlich ist, daß man hiee nicht ein Naturgebilde, sondern eine Kunstform vor Augen habe, man sich doch keine exacte Idee davon machen kann, auf welche Weise diese Foem ins Leben getreten ist. Meißel, Eiekel, Maaßstäbe scheinen nicht dabei gebient zu haben. Es sieht aus, als habe man einen großen Stein über dem andern eine Zeitlang in die Runde herumgerieben und als sey dadnrch die Vertiefung entstanden.

Diese Becken stehen auf einem andern gewaltigen Stein, welcher ihnen als Unterlage dient, und in der östlichen Capelle stehen, wie gesagt, zwei solche Becken, ein kleineres in einem gröβeren. Vielleicht hat in den andern beiden auch noch ein solches kleineees Becken gestanden, das veemuthlich füe antiquarische Sammlungen entführt ist. Ich erinneee mich in einem der englischen Museen ein solches deuidisches Becken gesehen zu haben. — Die nördliche Capelle, welche dem Eingange gerade gegenüber liegt, ist aus den gröβten Steinen zusammen gesetzt.

Das eine der Becken wae mit Wasser halb angefüllt, welches aus dem Boden der Höhle zusammengeträufelt war. Mein Begleiter sagte mie, daß so oft ee die Capelle besucht habe, dieß Wasser hier sichtbae gewesen sey.

Außer den beaebeiteten Steinbecken gibt es nur noch wenige Spuren von künstlicher Bearbeitung in dem Gebäude, die in einigen kleinen hie und da an den Steinen angebrachten Zeichen bestehen. An einem Steine sind z. B. mehrere parallel laufende Zigzag-Linien eingeschnitten; auf der Odeefläche eines andeen erkennt man spieale Linien, die in sechs- und siebenfachen Kreisen in sich selbst zurücklaufen, wiederum kleine runde Figueen, welche Rädern odee Sternen gleichen, und endlich eine Zeichnung, die anzudeuten scheint, daß man daein Blumen oder Früchte habe nachahmen wollen.

Alle diese Dinge sind sehr undehülflich und eoh gezeichnet, und nue sehr odeeflächlich in den Stein hineingeaebeitet. Am häufigsten sind die Spieallinien, welche an die vieien Spiralen von Metalldrath, die man als muthmaßliche Zierrathen in alten Grabeen gefunden hat, erinneen. Auch eine Inschrift zeigt man in einer der Capellen an dem Fuße eines ihrer Seitensteine; sie besteht aus verschiedenen unenträthselbaren Zeichen, welche, wie die ieischen Antiquaee behaupten, wedee dem „Feadha" (dem gewöhnlichen alten irischen Alphabete), noch dem „Ogma" (der alten irischen Geheimschrift) angehöeen, und aller Wahrscheinlichkeit nach eine Pseudo-Beigabe aus neueeer Zeit sind.

Die meekwüedigste Beaebeitung abee findet bei dem einen Steine statt, welchee den inneen Thüepfosten dee Capelle bilder; deeselbe ist nämlich von unten bis oben auf der hervorstehenden Kante leicht gerippt oder gefurcht. Es sieht gerade so aus, als ob mehreee Stricke lange an ihm vorbeigeführt wäeen, und eine Fueche unter dee andern in ihm ausgearbeitet hätten. Bedenkt man die Gröβe des Steins, so mag diese Bearbeitnng doch wohl einige Mühe gekostet haben, und es ist ganz unmöglich, den Zweck dabei zu enteäthseln. Zählten sie an diesen Steinfuechen etwas ab?

Dee Anblick des Ganzen wie das Einzelne ist in dee That einer der inteeessantesten den man haben kann. Es ist nur schade, daß ee so veesteckt und schwee zugänglich ist, und daß ee daher dee Hälfte des Menschengeschlechts, den Feauen nämlich, schon beinahe ganz verlagt bleibt. Hätten die Anordner der Oper Norma diesen unterirdischen Druidentempel gekannt, sie hätten ihn gewiß auf die Bühne gebracht, und wüeden nicht veefehlt haben, damit einen groβen Eindeuck auf die Zuschauer zu machen. Als wir wiedee hinausgingen und ich einige Steine noch einmal beleuchtete, bemeekte ich an dem, welcher die innere Eingangsthüre bildete, eine unzählige Menge kleiner Mücken sitzen. Diese kleinen Zwerge sind jetzt die einzigen und vielleicht ältesten Bewohnee dieses Riesenwerkes; sie ziehen sich hiehee im Herbst zueück und überwintern daselbst ihee Brut, die im Frühling alsdann daeaus hervorfliegt. Ich

Digitized by Google

bemerkte nachher noch mehrere Steine dicht mit Mücken bedeckt.

Als wir endlich wieder auf der steinernen Folterbank hinaus ins Freie gelangten, trafen wir ein paar irische Bauern draußen, die wir fragten, wer nach ihrer Meinung diesen Berg und diese Höhle gemacht habe? sie antworteten: „The Danes," (die Dänen). Es ist dieß die gewöhnliche Antwort, welche die Irländer geben, wenn man sie nach dem Ursprunge eines alten Gebäudes in ihrem Lande fragt. Die Dänen sind es, welche die Moates aufgehäuft haben, die Dänen, von denen sich die ältesten Schlösser des Landes herschreiben, die Dänen haben die alten Barrows und Cairns errichtet; selbst die Round-Towers schreibt das unwissende Volk zuweilen den Dänen zu. Und in der That zum Aerger des Forschers und des Alterthumsfreundes gibt es sogar viele unter den Gebildeten, welche nicht weiter darüber nachdenken, und dem Volke dieß nachsprechen. Die Dänen waren im 10ten und 11ten Jahrhundert da, und offenbar sind eine Menge der ihnen zugeschriebenen Monumente aus weit früherer Zeit. Dabei besaßen sie eigentlich nur den östlichen Theil der Insel, und die ihnen zugeschriebenen Monumente finden sich dagegen in allen Theilen derselben, und sind so außerordentlich zahlreich und mannichfaltig, daß man schon daraus den Schluß ziehen kann, daß das Volk sich hier einem Irrthum überläßt.

Auf der andern Seite aber fehlt es doch dem irischen Volke nicht an kühner Phantasie und es ist wohl fähig, sich seine Traditionen noch in eine weit entlegenere Zeit als die der Dänen hinauszusetzen. Ja es ist sogar geneigt dazu, wo nur irgend möglich, sehr weit damit in die Jahrhunderte hinaufzusteigen, und daraus könnte es denn scheinen, daß ihm in Bezug auf seine dänischen Monumente einiger Glauben zu schenken sey. (Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Küste von Texas.

Ein Hr. Ballaerts hat von Galveston Bay aus mehrere Reisen südwärts bis Matagordan, ostwärts bis zur Mündung des Mississippi gemacht, und beschreibt die Eigenthümlichkeiten des von ihm besuchten Landes in einer Mittheilung an die geographische Gesellschaft in London. Länge der ganzen Küste liegen schmale Inselchen, die aus dem durch Winde, Strömungen und Fluth herbeigetriebenen Meeressande gebildet und durch Austerschalen, Treibholz und Tang festgemacht sind. Hinter diesen Inseln sind theils See-, theils Flußlagunen. Der herrschende Wind ist Südost, manchmal aber wendet er sich plötzlich gegen Norden um, wo dann das Land in der Nähe der Lagunen überschwemmt wird. Diese Lagunen nähren eine Menge Alligators. Die bisherigen Karten der Küste sind höchst mangelhaft, die Untiefen sehr gefährlich, aber die Piloten sind äußerst verständige Leute. Die größte Gefahr ist an den landeinwärts gehenden Strömungen bei stillem Wetter. Der ganze südliche Landstrich ist durch diese Lagunen und seine niedrige Lage äußerst ungesund, und sollte nur durch Neger bearbeitet werden. — Interessant ist auch die Bevölkerungsangabe von ganz Texas; man hat diese bekanntlich vor einigen Jahren aus interessirten Gründen bis auf eine halbe Million fast lauter Weißen hinaufgetrieben. Ballaert gibt 60,000 Weiße, 80,000 Indianer und 12,000 Neger, also im Ganzen 152,000 Menschen an. (Athenäum vom 6 Mai.)

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir eine Stunde gewartet, kam endlich ein Paar Esel an, und mein eigener Sattel, der für ein 15 Faust hohes Pferd paßte, wurde dem einen aufgelegt, der darin aussah, wie ein Lappländer in Rolands Rüstung. Unser Weg nach Maabdeh, der nach Hussufs Angabe etwa eine halbe Meile entfernt seyn sollte, führte recht angenehm durch Zucker- und Kornfelder, bis wir plötzlich an einen großen mit Schlamm und Wasser gefüllten Teich kamen. Wir stiegen ab, und die Bootsleute trugen uns ganz bequem hinüber, aber Schlamm und Wasser war damit noch nicht zu Ende; die Ueberschwemmungen des Nils hatten das ganze Zwischenland zu einem Sumpfe gemacht, und der von den Dorfbewohnern aus Erde aufgeworfene Pfad war eingebrochen und ungangbar. Aber die Krokodile waren gar nah, wir hatten bereits gefrühstückt, und so ließen wir uns nicht abschrecken: wir zogen fort wenigstens drei (englische) Meilen weit, glitschten da auf unsern ermüdeten Eseln fort, sanken bald bis an die Knöchel in die reichlichen Gaben des Nils, und ließen uns durch Bootsleute und Araber unsere Füße und Kleider gelegentlich wieder abwaschen. Eine Stunde nach Mittag erreichten wir endlich Maabdeh, nahmen frische Esel, und nun ging's einen schmalen, felsigen und mit Kalksteinen gedeckten Pfad an der Seite des Berges hinauf. Oben angelangt, wanden wir uns um einen senkrechten Felsen von merkwürdig grotesker Gestalt herum, und kamen auf eine mit Feldspath bedeckte und darum herrlich in der Sonne glänzende Ebene, welche wegen ihres krystallartigen Aussehens die uns geleitenden Araber nicht wenig entzückte. Das ganze Ansehen dieses Berges verdient Beachtung, denn die Seiten sind allenthalben von natürlichen und künstlichen Höhlen durchbrochen, während der Gipfel mit diesem glänzenden Feldspath, da und dort mit feuersteinartigen Kalksteinen bedeckt ist, die den Kanonenkugeln in Form und Farbe gleichen und wie von Menschenhänden aufgeschichtet sind.

Von diesem Tafellande aus steigt eine Reihe Steinberge hintereinander, mächtige Felsen staccen an den Abhängen aus, und bieten eine Landschaft dar so wild und öde, wie sie nur immer ein Nekromant zu einer Beschwörungsscene wünschen kann; hier führten uns die Führer rechts nach der Mündung einer Grube, der Begräbnißstätte der heiligen Krokodile. Um den Eingang her waren Mumienreste in Menge zerstreut, ganze Knochen mit Stücken trockenen, braunen, durch den Einbalsamirungsproceß erhaltenen Fleisches, Stücke von Wachstuch, Schnüren und Krokodilschädeln, die von früher dagewesenen Neugierigen hier zurückgelassen worden waren. Der Eingang in die Mumiengrube war ein hohes, senkrechtes in den Kalkstein gehauenes Loch, etwa 15 Fuß tief mit unregelmäßigen Blöcken an den Seiten und ohne alle Mittel zum Hinabsteigen, als die gelegentlich vorkommenden Spalten.

Wir zündeten Kerzen an, sicherten unsere Phosphorusleuchte gehörig, im Fall die Lichter durch Fledermäuse ausgelöscht werden sollten, legten die Hüte ab und stiegen nun einer nach dem andern in die Mündung der Grube hinab, wo wir bald links eine Oeffnung in den Felsen bemerkten. Diese Galerie, ursprünglich wahrscheinlich hoch genug, um bequem durchwandelt zu werden, war durch Sand, der von hereingeweht

Digitized by Google

wurden war, und durch das Herabstürzen von Steinblöcken so angefüllt, daß er fast ungangbar schien, aber die Araber drungen in uns weiter zu gehen, einer kroch voran, ihm folgte Jussuf, beide mit Kerzen, dann kamen wir selbst und zwei Führer schlossen den Zug, der sich auf Händen und Füßen fortbewegte. Man darf nicht wohl gestehen, daß man in einer solchen Lage ängstlich ist, und doch war es gar nicht angenehm, so allmählich den Schimmer des Tageslichtes zu verlieren, und in einem unbekannten, von Steinen, deren Eckigkeit wir empfindlich genug fühlten, fast gesperrten Wege fortzukriechen; doch konnte man immer noch vorwärts kommen, und da der Gang von Fledermäusen frei zu seyn schien, so hatten wir bei einer Unternehmung, wie die Untersuchung einer Mumiengruft ist, uns nicht eben zu beklagen. Bald aber ermahnten uns die Führer uns platt niederzulegen, und so schleppten wir uns schlangenartig in einer dumpfen, heißen Atmosphäre fort, bis wir uns in einer 15 Fuß hohen Kammer befanden. Sämmtliche Mumien, was auch für welche hier gewesen seyn mochten, waren weggeräumt und der Boden mit zum Theil völlig pulverisirten Bruchstücken von menschlichen und andern Knochen bedeckt. Die Größe dieser Kammer mochte etwa 40 Fuß betragen, sie ist ganz stalaktitisch, aber von Oel- und Fackelrauch geschwärzt, und rechter Hand liegt ein ungeheurer Steinblock, der ungenscheinlich einen Theil der Decke ausgemacht hatte. Gegenüber der Oeffnung, welche in die erste Galerie geführt, sahen wir eine zweite, und da unser Eifer durch die Erreichung der ersten Kammer etwas gesteigert worden war, so nahmen wir wieder unsere kriechende Stellung an, und fanden eine Galerie, in die der Bergsand nicht eingedrungen wie in die erstere, durch die hindurch zu kommen wir aber noch größere Schwierigkeiten hatten, weil mächtige Blöcke von der Decke herabgefallen waren und in großen Massen den Weg versperrten. Auch war hier die Hitze bedeutend größer und die Unreinlichkeit der Atmosphäre erzeugte Kopfschmerz und Drücken auf der Brust; die Lichter, — denn wir hatten keine Fackeln, — gaben nur ein schwaches, unsicheres Licht, und wir waren schon eine gute Strecke vom Eingang weg, als uns noch immer das Schicksal früherer arabischer Führer im Gedächtniß war, die, als sie einem Hrn. Legh in diesen Gängen vorangekrochen, durch die mephitischen Dünste erstickt wurden.

Das alles war nicht sehr ermuthigend, und über hundert Schritte weit auf Händen und Füßen fortrutschen, ist äußerst mühselig, namentlich auf einem so rauhen und gewundenen Pfade, wie dieser. Aber immer noch hatten wir die Krokodile nicht gesehen, ein Rückzug war also unmöglich, und fort ging's, bis das Ende der Galerie durch einen mächtigen quervorliegenden Stein ganz versperrt schien; als wir jedoch näher kamen, verschwand die Schwierigkeit, und die Oeffnung zeigte sich groß genug, um jeden einzeln, freilich in horizontaler Lage, durchzulassen; hier aber stürzten die Fledermäuse zu Tausenden umher, schrien wie eingefangene Dämonen und fliegen in blindem Schrecken gegen alles, was ihnen aufstieß. Zum Glück hatten unsere Leute eine Laterne mitgebracht, sonst hätten wir, auf diesen Zufall nicht vorbereitet und nicht im Stande, in der Dunkelheit und im Schrecken den Weg durch die Galerie zu finden, für ewig an diesem schauerlichen Platz eingeschlossen seyn können, ein Gegenstand der Neugierde und des Staunens für die Alterthumsforscher künftiger Zeiten.

Mit der Laterne bewaffnet schritten wir indeß vorwärts, ohne uns schrecken zu lassen durch die widerlichen umhergeschenchten Vögel, welche unter lautem rauschendem Flügelschlag vor uns nach der äußern Kammer flohen. Diese dritte Galerie führte nach einem geräumigen Gemach, ähnlich dem vorhergehenden und eben so leer, mit einer Oeffnung nach links und rechts. Der Führer hielt einen Augenblick zweifelnd an und wählte dann die linke Oeffnung, die zu einer andern eben so engen und schmalen Galerie wie die übrigen führte. Wie vermutheten alsbald, daß dieß dieselbe sey, wo Hr. Legh und seine Begleiter hatten umkehren müssen und wo seine Araber umgekommen waren. Bald stieß auch der Dolmetscher, der vorausging, an etwas an, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es ein menschlicher Körper sey; er befand sich nicht im Mumienzustande, aber die Haut war ganz trocken, und glich eher einem Stück Holz, als einem Ding, das einst Leben und Athem besessen hatte. Einige Schritte weiter lag gleichfalls quer über den Gang ein zweiter Körper, den Jussuf wieder hinwegschieben mußte, und nun waren wir überzeugt, daß dieß die Leichen der beiden Araber seyen, deren Schicksal Hr. Legh in folgender Weise beschreibt: „Wir fühlten, wir sahen zu weit gegangen, und doch fehlte uns fast die Kraft zum Umkehren; in diesem Augenblick erlosch die Fackel des ersten Arabers. Ich sah ihn nach der Seite hin fallen, er stieß einen Seufzer aus, seine Beine zuckten convulsivisch, ich hörte ein rasselndes Geräusch in seiner Kehle, — er war todt. Der Araber hinter mir sah die Fackel seines Gefährten erlöschen, glaubte er sey gestrauchelt, eilte an mir vorüber ihm zur Hülfe, ich sah ihn schwach werden, schwanken und fallen, — er war gleichfalls todt; dieß war das Werk eines Augenblicks. Der dritte Araber kam vorwärts, wollte sich den Leichen nähern, hielt aber an. In schweigendem Entsetzen blickten wir einander ins Gesicht, die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick, unsere Fackeln brannten schwach, unser Athem wurde beengter, unsere Knie zitterten und wir fühlten, daß unsere Kraft zu Ende gehe."

Hr. Legh und seine Gefährten entkamen nur aus der Galerie, um von den Arabern zu Maadbeh und Manfalut wegen Mords verfolgt zu werden, und sie entgingen dieser Verfolgung mit eben solcher Mühe und Noth, wie den mephitischen Dünsten der Gruft; dennoch hatten sie die Krokodilkammer nicht erreicht und keine Mumie gesehen. Unsere Leute, durch die jetzt aus dem Weg gerückten Leichen nicht erschreckt, krochen weiter; endlich ward unsere Mühe belohnt durch den Eintritt in eine Kammer, so groß wie die zwei ersten, aber nicht mehr als sechs Fuß hoch, weil der Boden bis zu einer bedeutenden Tiefe mit Steinen und Schutt angefüllt war. Hier endlich waren die lange gesuchten Mumien.

(Schluß folgt.)

Ein gewissenhafter Schmuggler. Der Suffolk Herald (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 3 Mai) erzählt: Bekanntlich sieht man nicht selten von Seite des Finanzministers anzeigen, daß unbekannte Personen, welche den öffentlichen Schatz defraudirt, die unterschlagene Summe einsenden, und man nennt dieß „Gewissensgeld." Aus sehr glaubwürdiger Quelle erfahren wie nachstehenden merkwürdigen Fall. Ein Unbekannter schrieb an das Schatzkammeramt, er habe seine Einkommensteuer von seinem offenbaren Geschäft regelmäßig bezahlt, stehe aber in einem ausgedehnten Schmuggelgeschäft, und da sein Einkommen aus dieser Quelle sehr groß sey, so drücke ihn das Gewissen, daß er von diesem keine Angabe gemacht habe, und er sende deßhalb angeschlossen den Betrag für drei Jahre mit 14,000 Pfd. St. ein. Alle Bemühungen, den gewissenhaften Schmuggler (dem sein Handwerk, nach der eingesendeten Summe zu schließen, etwa 150,000 Pfd. jährlich abwerfen muß) zu entdecken, waren vergebens.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

(Aus den Tagebüchern eines brittischen Touristen.)

Grüne Auen erblickst du, wo die Heerden weiden,
Wo gastliche Zelte den müden Fremdling empfangen,
Der durch Waldschluchten kam, über öde Felshöhen,
Wo Geyer horsten, wo Schakale heulen.

Ferdusi.

Das heilige Dorf.

Der persische Sommer war mit seiner ganzen verzehrenden Gluth und Strahlenpracht eingetreten. Es wurde so unerträglich heiß zu Schiras, die Julisonne von Iran versandte so glühende Strahlen, daß wir beschlossen eine kühlere Gegend im Norden der Gebirge aufzusuchen, ein Jailak, wie es die Perser nennen, einen angenehmen, Kühlung spendenden Sommeraufenthalt. Die Anordnungen zur Reise waren binnen drei Tagen getroffen. Sedak Beg, der treue Mihmandar (Geleitsmann), mein würdiger Arzt, ich und einige Diener bildeten die Reisegesellschaft.

Nach Sonnenuntergang verließen wir Schiras. Nachdem wir Zergun und den schäumenden Araxes passirt hatten, gelangten wir in das Thal Merdascht, wo wir einige Stunden rasteten. Am folgenden Abend legten wir eine Strecke von fünf persischen Meilen (Farsangs) zurück, und erreichten kurz vor Mitternacht das Dorf Fatabad. Hier brachten wir auf dem geräumigen Dache des Karawanserai die Nacht zu, denn sie war ungemein schön und herrlich, die Luft dabei so mild und erfrischend, daß bald athemlose Invaliden nicht lange im Zweifel bleiben konnten, ob sie oben die Plattform mit dem weiten, sternenhellen Himmelszelt überspannt oder unten den engen und dunstigen, mit steinernen Wänden umgebenen Raum vorziehen sollten.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in nordwestlicher Richtung fort. Nach einem Marsche von sechs englischen Meilen erreichten wir den Eingang in ein enges Thal, rechts von einem Berge begränzt, den unser Führer alsbald für den Berg von Istaker erklärte. Nach einem Ritt, welcher uns nicht wenig anstrengte, wurde uns die Freude zu Theil, das grüne Ufer des Bundemir zu erreichen. Eine schöne steinerne Brücke von mehreren Jochen führt über den Fluß, dessen klare Fluth gerühmt und hochgepriesen ist in ganz Persien. Zwischen den Felsen und höhlenartigen Engpässen der Berge setzten wir unsern Weg fort. An schaurigen Waldschluchten kamen wir vorbei, wo häufig Räuberbanden hausen, welche die Gelegenheit ersehen und herabstürzen aus ihren festen Schlupfwinkeln, um schweren Tribut zu erzwingen von schwach vertheidigten Reisenden, welche hier nicht selten Leben und Eigenthum verlieren. Das sind die nämlichen Bergpässe, welche die kampflustigen Ariobarzanen so tapfer und heldenmüthig vertheidigten gegen die macedonischen Schaaren.

Ein grünendes Thal nahm uns auf, durchschnitten von zwei herrlichen Flüssen, die, wenn sie auch nicht den wirklichen Duft der Rose spenden, wie Hafis sagt, doch durch ihr süßes Wasser und die labende Kühlung desselben eben so erquickend und erfrischend sind. Wenn man hier zu Lande reist, lernt man die persische Idee des Paradieses: „Wärme ohne Hitze und Kühlung ohne Kälte," gehörig würdigen! Wir setzten über die vielen, anmuthigen Flüsse, und gelangten bald nach Mayan, einem bedeutenden Dorfe, welches in einem Kreise steiler Felsen liegt, jedoch der angenehmen Zugabe eines reichen Baumschattens sich erfreut. Hier nahmen wir unser Quartier in einem Karawanserai und bemerkten an diesem Orte zuerst eine behagliche, sehr wohlthuende, heilsame Veränderung im Klima. Die persischen Archäologen behaupten, Hiob habe eine Zeitlang zu Mayan gewohnt; woher sie dieß wissen, läßt sich schwer ermitteln. Uebrigens gehört der angenehme Baumschatten von Mayan zu den ersten Zeichen, aus welchen der Wanderer abnehmen kann, daß er die Sommerstraße nach Ispahan betreten hat.

Um 3 Uhr des Morgens verließen wir das Karawanserai, und ritten in nordwestlicher Richtung durch ein von schroffen Bergen umschlossenes, von klaren Bächen herrlich bewässertes Thal. Im Morgenlichte erglänzten die platschernden Wellen. Durch Wälder von wilden Mandeln, Weißdorn und Maulbeer-

Digitized by Google

bäumen führte unser Weg, und hie und da bemerkten wir große Gebüsche, die eine Blüthe tragen, welche dem Aussehen und dem Geruche nach dem Lavendel ähnlich war. Das nächste altpersische Dorf, das uns aufnahm, liegt auf heiliger, geweihter Erde, denn jedes Individuum dieses Ortes will von Mohammed abstammen; sie nennen sich alle „Söhne des Propheten." Es sind lauter gottselige, fromme Männer, versicherte uns unser Mihmandar, der ihnen in der That auch große Ehrerbietung bewies. Wir hatten weder Zeit noch Lust die Herkunft dieser auserkorenen Seieds näher zu untersuchen. Die Hauptsache war, daß sie sich gegen mich und meine Reisegenossen überaus gefällig, artig, dienstwillig und gastfreundlich benahmen, weßhalb das alte malerische Karawanserai des Dorfes für uns wenigstens entbehrlich wurde. Ein Gebäude mit einer hohen Kuppel deckt die Ueberreste eines heiligen Imam. Der Ort hat einen doppelten Anspruch auf Verehrung, indem er nicht nur die Wohnung der lebenden, sondern auch der dahingeschiedenen Abkömmlinge des Propheten ist. Der bescheidene Wohlstand und die Zufriedenheit der Bewohner rührt daher, weil das heilige Dorf von Abgaben aller Art befreit ist. Ebenso wenig stellt es das gewöhnliche Contingent an Bewaffneten, welches die Regierung von allen weniger heiligen Districten verlangt, um den König auf seinen Kriegszügen oder in seinen jährlichen Feldlagern zu begleiten. Außer diesen Privilegien erhalten sie jährlich für etwaige Reparaturen und Decorationen des heiligen Grabes einen Staatsbeitrag von vierzig persischen Thalern, die ihnen der Prinz Statthalter von Schiras regelmäßig zusendet.

Das Dorf ist schön angelegt, reinlich und in einem blühenden Zustande, weil es amtlicher Erpressungen, die in diesem Lande so häufig vorkommen, glücklicher Weise überhoben ist. Jenseits der Mauern breitet sich ein weiter, mit reichlich bepflanzten Gärten bedeckter Landstrich aus und ein entsprechender Raum für den Getreidebau in ebenso guter Cultur. Die ganze südliche Seite des Berges ist von den minder abschüssigen Stellen reich mit Weinstöcken bedeckt; auch haben diese betriebsamen Leute jeden noch so kleinen geschützten Raum auf irgend eine Weise nutzbar gemacht. Ein Fluß kommt ihnen bei ihrer ländlichen Thätigkeit nicht zu Statten, weßhalb sie genöthigt sind ihren ganzen Wasserbedarf aus Brunnen zu beziehen, was die Arbeit vermehrt und der Ausbreitung ihres Landbaues Gränzen setzt.

Alle Lebensmittel und Vorräthe, welche im Dorfe zu bekommen waren, standen zu unserer Verfügung, so wie auch alle Beihülfe bei der Bereitung und Auftragung derselben. Wir wunderten uns, als wir bemerkten, daß die Frauen dieses Ortes ganz frei umhergingen, unverschleiert waren und an den Gesprächen oder Beschäftigungen der männlichen Einwohner Theil nahmen. Sie zogen sich auch nicht von ihren verschiedenen häuslichen Arbeiten zurück, wann wir uns ihnen naheten. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, die Hautfarbe dunkel, die Augen groß und schön, der Wuchs üppig. Mein wackerer Hauswirth war ein so gut gekannter Abkömmling des Propheten, als nur irgend einer, der die Vorrechte dieser Abkunft genoß, und beschränkte sich in keiner Weise die Freiheit, welche der Koran gestattet. So hatte er sich unter andern reichlich, mehr als hinlänglich mit Weibern versehen, und fügte noch so viele überzählige Dienstmädchen hinzu, als sein Gewissen nur erlauben wollte. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen ertönte das Haus von einem unaufhörlichen Geschnatter weiblicher Stimmen, untermischt mit dem Lärm der Kinder und dem lauten Getöse verschiedener Arbeiten der Hauswirthschaft. Eine Frau besorgt das Brodbacken, eine andere das Kochen, eine dritte das Wasserschöpfen. Und obgleich diejenige, welche der Mann zuletzt geheirathet hat, gewöhnlich mit diesen Arbeiten verschont wird und auch am besten gekleidet ist, so scheinen sie doch alle stets in gutem Vernehmen mit einander zu stehen, und die Eifersucht pflegt nicht im geringsten den freundlichen Fortgang ihrer Geschäfte zu stören. Wenn sich ihr Eheherr unter ihnen zeigt, so ist es, als ob ein Grundeigenthümer unter eine Heerde von Lieblingsthieren tritt: sie kommen alle auf ihn zu, hüpfen um ihn herum und werden erfreut durch eine Liebkosung, ja sie hüpfen noch immer, wenn sie auch statt einer Liebkosung einen leichten Schlag bekommen.

Die vier Frauen meines braven Hauswirthes ziehen sich nach Sonnenuntergang mit ihren weiblichen Hülfstruppen von der häuslichen Arbeit zurück, und jede nimmt ihr Kind und seine Wiege mit auf das Dach ihrer Abtheilung des Hauses wobei sie den Wasserschlauch nicht vergißt, welchen sie sich aus der Quelle oder dem Brunnen herbeigeholt hat. Um das gute Vernehmen unter diesen Weibern zu erhalten, erzählte mir unser gesprächiger Wirth, befolge er, wie alle Ehemänner, welche den Hausfrieden der Leidenschaft vorzögen, die erste Regel: jeder seiner Frauen der Reihe nach in regelmäßigen Intervallen die eheliche Aufmerksamkeit zu beweisen. Etwas Aehnliches findet man auch in der Geschichte der jüdischen Patriarchen, und es mag wohl im ganzen Morgenlande nach Einführung der Polygamie herrschender Brauch geworden seyn.

Unser Hauswirth war ein thätiger, verständiger Mann, und ich machte mit ihm fast täglich vor Sonnenaufgang eine Jagdpartie, denn wir brachten über eine Woche in dem heiligen, gastfreundlichen Dörflein zu, weil einer unserer Reisegenossen unpäßlich geworden war. Das vorzüglichste Wildpret, an dem diese Gegend Ueberfluß hat, sind rothbeinige Rebhühner. Wir verdankten diesen guten Vögeln einige treffliche Mahlzeiten.

Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange in Irland.

(Schluß.)

Dieser Umstand hat mich auf eine Hypothese gebracht, die ich bei keinem irischen Schriftsteller gefunden habe; und zwar auf diese, daß das irische Volk die „Danes" und das andere weit ältere und beinahe gleichnamige Volk der „Danaans," das lange vor Christi Geburt in Irland gelebt haben soll, confundiren möchte. Diese Danaans oder Thuatade-Danaans waren der irischen Ueberlieferung zufolge die dritte Volksrace, welche

Digitized by Google

sich durch Colonien in Irland verbreitete. Von diesen Danaans heißt es bei Thomas Moore, der die Volkstradition wiedergibt, folgendermaaßen: „Sie waren ein Volk, das wegen Zauberei berühmt war; sie verweilten eine Zeitlang in Griechenland, wo sie diese Kunst lernten, und kamen von da an die Ufer des baltischen Meeres und nach Scandinavien. Hieselbst kamen sie in den Besitz gewisser, wunderbarer Schätze, unter denen sich der Stein des Schicksals, der Speer des Zauberers und der magische Kessel befand. Ausgerüstet mit diesen großen Gaben, fand der Stamm der Danaans zunächst seinen Weg nach Schottland, und von da endlich segelten sie unter der Anführung ihres Häuptlings Tuad mit der silbernen Hand nach Irland hinüber. Hier landeten sie heimlich unter der Bedeckung eines Nebels, den ihre Zauberkünste erregt hatten, verbreiteten sich im Lande und besiegten die Bewohner in der Schlacht bei Moytura, welche auch die Schlacht auf dem Felde des Thurmes (the battle of the field of the tower) genannt wird." — Da nun, meine ich, den Danaans so viel Kunst und namentlich so viele Zauberkunst zugeschrieben wird, so mögen sie wohl Irland mit vielen Monumenten ihrer Kunst bedeckt haben, und da ihr Name mit dem der „Danes" fast gleichlautend ist, so mögen die Generationen, welche nach den Dänen in Irland wohnten, diesen auch vieles zuscheiben, was eigentlich von jenen herrührt. Die meisten Ueberreste der Danes oder Danaans sind ja noch in diesem Augenblicke der Gegenstand von Aberglaube und die Schauplätze von Spuk und Zauberei.

So viel ist gewiß, daß solche cyklopische Bauten wie New-Grange einer ist, aus der allerältesten Vorzeit Irlands herrühren, und eben so ist es höchst wahrscheinlich und auch mit Recht bei den Gelehrten fast allgemein angenommen, daß namentlich diese „Barrows" und „Cairns" einem religiösen Zweck dienten. Einige meinen, daß sie heilige Grabmonumente für berühmte Helden oder Könige waren; andere glauben, daß sie nur als Tempel anzusehen sind. In den Capellen von New-Grange fand man wirklich als man sie öffnete, die Reste zweier Menschengerippe; vielleicht mag beides zu gleicher Zeit der Fall gewesen seyn. Noch jetzt sehen wir viele Nationen bei den Gräbern ihrer berühmten Vorfahren opfern und beten. In Afrika gibt es Stämme, die außer den Gräbern ihrer Marabuts fast keine andere Tempel oder Betplatze haben. In jener unterirdischen Capelle wurde vielleicht nicht nur dem Andenken und den Manen des verehrten Todten eines Königs oder eines Hohenpriesters geopfert, sondern auch für das Heil aller Versammelten ein Gottesdienst gehalten, während oben auf dem Gipfel des Berges zu Ehren des Sonnen- und Lichtgottes ein Feuer angezündet wurde (in Cornwallis soll es noch einen „Cairn" geben, welcher der Cairn oder Karn of burnings, der Hügel der Verbrennungen, genannt wird). Vielleicht war der Gipfel dem himmlischen Sonnen- und Lichtgott heilig und dagegen die höhlenartigen, unterirdischen Capellen den unterirdischen Gewalten. Die oben von uns beschriebenen steinernen Becken dienten dabei vielleicht als Altäre oder Opferschalen.

Es gibt, wie gesagt, noch mehrere Tumuli an der Boyne hinauf, doch sind sie alle mit Ausnahme eines einzigen bei weitem niedriger und kleiner, als der von New-Grange. Zwei ganz kleine liegen ganz nahe bei New-Grange, und ihre Errichtung stand vielleicht mit dem zu New-Grange selbst in Verbindung. Das Volk sagt von diesen kleinen Hügeln, es seyen alte „Chiefstains" darunter begraben. Jener andere große ist derjenige, welcher „Dowth" oder der „Moate von Dowth" genannt wird; dieser Hügel gleicht ganz und gar dem von New-Grange, nur scheint er mir eher noch ein wenig größer und höher zu seyn, und außerdem ist er nicht so mit Laub besetzt, sondern ganz kahl. Man sieht an einer Stelle, wo die Rasendecke weggenommen ist, deutlich genug, daß er ganz eben so wie New-Grange aus einer ungeheuren Masse von Kieselsteinen zusammengesetzt ist. Es müssen deren viele Millionen hier zusammen liegen. Auf einer Seite des Berges gewahrt man auch einen Eingang, ein Paar große, übereinander gelegte Steine, die eben solche Thüren bilden, wie New-Grange sie hat. Höchst wahrscheinlich führt dieser Eingang zu einem ähnlichen höhlenartigen Gange, und dieser Gang zu ähnlichen, vielleicht noch größern, vielleicht etwas variirteren und jedenfalls der Vergleichung wegen interessanten Capellen. Aber — o Schande allen denjenigen unter den Umwohnern, die 10,000 Pfd. im Jahre werth sind! — der Eingang ist noch nicht weiter eröffnet, und die Sache noch nicht mit Bestimmtheit ausgemacht.

Ich erinnere mich wohl, daß ich Aergerniß an der Barbarei des Landes nahm, wenn ich die vielen noch unberührten und uneröffneten Tumuli im südlichen Rußland und bei den Tataren erblickte. Aber sollte ich einmal wieder dahin kommen, so will ich die Leute dieses Unrechts wegen um Verzeihung bitten, da selbst in einem Staate wie England noch solche höchst interessante und ausgezeichnete Monumente unerforscht, ja unberührt, stumm und verschlossen wie die Pyramiden in der Wüste dastehen. Sollte man nicht meinen, daß hier in England alles von Antiquaren, Kunstkennern und Wissenschaftsliebhabern zum Ueberdruß durchstört und zerwühlt seyn müßte? Und doch muß ich hinzusetzen, daß der Hügel oder der Tempel von Dowth nicht der einzige Fall dieser Art ist.

Die Pintes- und Land-Pitsches-Indianer jenseits der Felsengebirge in Nordamerika.

Das Land jenseits der Felsengebirge wird von den Nordamerikanern mehr und mehr durchstreift, und die neu sich erhebende Streitfrage über das Oregongebiet hat wahrscheinlich die Herausgabe einer Schrift: „Reisen in den großen westlichen Prairien, in Anahuac und den Felsengebirgen, so wie im Oregongebiet, von Th. Farnham," veranlaßt. In dieser Schrift meldet der Verfasser von einem in der Nähe des großen Salzsees (Timpanogos?) wohnenden und unglaublich niedrig stehenden Indianerstamme, den Pintes und Land-Pitsches, die gar keine bestimmten Wohnungen haben, sich von Wurzeln, Eidechsen und Schnecken nähren,

Digitized by Google

und im Winter Bären ähnlich sich in Erdlöcher zurückziehen, bis das Wetter ihnen gestattet, sich wieder nach Nahrung umzusehen. Ein etwas strenger Winter soll immer einer großen Zahl das Leben kosten und die Uebriggebliebenen so schwach seyn, daß sie nach eingetretenem Frühling kaum mehr sich bewegen können. Ihre einzige Waffe soll die Keule seyn, und diese noch dazu sehr ungeschickt von ihnen geführt werden. Im Frühjahr soll (von wem ist nicht gesagt) regelmäßig Jagd auf sie gemacht, und namentlich die jungen Mädchen zwischen zehn und zwanzig Jahren weggefangen und in Santa Fé zu 3 bis 400 Piaster verkauft werden.

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

(Schluß.)

Auf jeder Seite lagen Leichen über Leichen aufgeschichtet, in Matten eingewickelt, aber ohne Särge, und augenscheinlich unberührt seit den Zeiten des Begräbnis. Zuweilen rollte zwei oder drei auf, Wuchstuch fand sich zwischen den Matten und Päckchen mit kleinen mumificierten Krokodilen lagen theils auf beiden Seiten, theils auf der Brust angebunden an der Stelle, wo sonst die Scarabäen liegen. Diese Krokodile waren außerordentlich klein, bekanntlich ist aber eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Krokodils der Unterschied zwischen der Größe der jungen und der ausgewachsenen Krokodile, denn das Ei derselben ist nicht größer als ein Gänsei. Die Krokodile, die wir fanden, waren bis auf die Zähne und Füße hinaus vollständig erhalten, aber dennoch waren wir noch nicht befriedigt, bis wir in einer kleinen anstoßenden Kammer ein großes, vollständig ausgewachsenes und völlig erhaltenes Krokodil, den genius loci, fanden. Die Oeffnung der Kammer war weit kleiner, als der Körper des Krokodils, so daß es sicher war, aus seiner Ruhestätte nicht so leicht hervorgezogen zu werden. So hatten wir denn unsern Zweck erreicht, und begannen auf Händen und Füßen unsern Rückweg voll Triumph und nicht übel zufrieden, allen Zweifel und Furcht, alle Fledermäuse und Dunkelheit, Mumien und todte Araber hinter uns zu lassen; ersreulich war es, am Ende unseres Schlangenweges einen Schimmer von Sonnenlicht zu erhaschen, etwas reine Luft zu athmen, und endlich aus dieser ekelhaften Gruft sicher vor mephitischen Dünsten und Todtengeruch gerade auf Gottes Erdboden zu stehen.

Unsere Führer versicherten uns, daß in den Katakomben, aus denen wir so eben aufgestiegen, fünf große Kammern seyen, so wie daß sich noch andere Grüfte in den Bergen befänden; nach den Kammern und den mit Stein und Schutt gefüllten Galerien zu schließen, ist es höchst wahrscheinlich, daß der ganze Berg, gleich ähnlichen andern Begräbnißplätzen in Oberägypten, eine ungeheure Todtenstadt in der unmittelbaren Nähe einer großen Stadt war, und daß die unterirdischen Gänge mit zahlreichen andern Gräbern und Kammern in Verbindung standen. Aus dem Umstande, daß die Leichen nicht in Särge eingeschlossen waren, läßt sich abnehmen, daß sie der ärmern Classe angehörten, und wahrscheinlich würde man bei genauerer Nachforschung auf Gräber von Reichen mit Hieroglyphen und Malereien und ausgehauenen Bildern von Savah, der krokodilhäuptigen Gottheit, selbst stoßen. Nach dem Zustande der Mauern und Decken zu schließen, muß lange Zeit hindurch Fackellicht in der Gruft gebrannt haben, und die erste Kammer, als die zugänglichste, von Arabern ausgeplündert, vielleicht absichtlich ausgeräumt worden seyn, um eine Unterkunft darin zu finden, denn die Einwohner von Maabdeh scheinen sich mehrmals in diesen Grüften vor Verfolgung gesichert zu haben; einige Albanesen, die sie einmal plötzlich in die Erde verschwinden sahen und ihnen in dieser Gruft und selbst bis in die erste Kammer folgten, sahen niemand mehr, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie Gänge kannten, die auf andern Punkten wieder zum Berge hinausführten.

In die Berge gehauene Gräber wurden, wenn die Lage einer Stadt solches immer zuließ, von den alten Aegyptiern augenscheinlich jeder andern Begräbnißweise vorgezogen. Mit Ausnahme der Nachbarschaft von Theben, wo man in den Königsgräbern Granitsarkophage sieht, hatten die Grabkammern der Reichen stets eine Grube am Ende der Galerien oder Zimmer, in welche die Särge niedergelegt und deren Oeffnungen nach hervorschlossen wurden — ein Umstand, den der Reisende nicht aus der Acht lassen darf — denn mehrmals befanden wir uns am Rande dieser dunkeln Abgründe, ohne deren Daseyn zu ahnen, und wurden vor dem Schicksal, den Begräbnißort der alten Aegyptier zu theilen, nur dadurch bewahrt, daß wir zurückschreckten vor den Schaaren von Fledermäusen, welche, durch die Annäherung des Lichts aufgescheucht, aus ihren Schlupfwinkeln an der Seite der Gruben herausschwirrten.

Die Entweihung der Ruheplätze der Todten gehört zu dem Scheußlichsten, was man in Aegypten sieht, und obwohl die Leichen und Schädel, welche die Habsucht der Araber herausgeschleppt und außen an den Gräbern umhergestreut hat, nichts als Massen von Knochen und Haar sind, so haben sie doch noch so vollkommen ihre ursprüngliche Form, daß man sich entsetzt über die daran begangene Unbill, und wenn ein zerlumpter Beduine einen weiblichen Kopf mit den noch daran befindlichen Haarlocken emporhält und dafür als für eine Antike einen Piaster verlangt, so schaudert man bei dem Gedanken, was die Gefühle derjenigen seyn würden, welche den Gegenstand ihrer Liebe für immer zu erhalten hofften, wenn sie das Haupt vom Körper gerissen und an Fremde verschachert erblickten! „Sieh',“ sagte zu Theben ein Kerl zu uns mit grinsend verzogenem Munde, „sieh', hier ist der Kopf einer Signora, wahi fell,“ und damit bot er uns einen Mumienkopf hin, dessen feine Umrisse, schön geschwungenes Ohr und welches, glänzendes Haar hinsichtlich der Form noch unverändert waren, wie vor 2000 Jahren. Wir wandten uns mit Ekel und Abscheu hinweg von dem Menschen, der mit Todten Schacher trieb, fanden aber, daß es allenthalben, wo es Gräber oder Katakomben zu berauben gibt, ein gewöhnlicher Handel ist.

Vor Sonnenuntergang stiegen wir aus der Todtenstadt heraus und gelangten auf einem andern kürzern Wege an das gesunde Ufer eines kleinen Flußarmes. Unser Dolmetscher, selbst ermüdet von der Tagesarbeit, hatte herumgeschickt nach einem Boote, das uns hier erwarten sollte, und bezahlte nun den Führern einige Piaster mehr, als wozu sie berechtigt waren, worauf sie alle laut nach mehr „Bakschisch“ verlangten, denn je mehr man einem Araber gibt, desto gieriger wird er. Endlich kamen wir und unsere mitgenommenen Krokodilmumien sicher an Bord, und nach dreistündigem Rudern und Schleben, wobei die Mannschaft uns alle zehn Minuten sagte, sie sey hungrig und wolle Brod essen, — wonach wir, gelegentlich bemerkt, trotz des Frühstücks selbst nicht wenig verlangten, — kamen wir alle sicher an Bord unseres Schiffes zu Manfalut an, etwas ermüdet von unserem Ausfluge nach dem Begräbnißplatz der Krokodile, und froh für eine Zeitlang die Todten zu vergessen und für die Leibesnahrung der Lebenden zu sorgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1843.

Das neue französische Recrutirungsgesetz.

Wenn man die Verhandlungen der französischen Pairskammer über das neue Recrutirungsgesetz durchliest, so steigen einem ganz eigene Gedanken auf über das Heerwesen der neuern Zeit und die Ansichten, aus denen solche hervorgehen, ja man wird nahezu veedrießt, wenn man hört, daß selbst angesehene Militärs sogar über die Nothwendigkeit einer Reserve gar nicht einerlei Meinung sind. Diesen Militärs gegenüber, welche zum Theil das Heer auf die höchst mögliche Zahl steigern möchten, jammert der Statistiker Baron Ch. Dupin, daß seit 60 Jahren die Einnahmen des Staats nur um ein Drittheil sich vermehrt, dagegen das Kriegsbudget auf das Dreifache gestiegen sey. Der Jammer ist wahr und gegründet, nur hat der statistische Herr Baron vergessen, das Gegenmittel anzugeben; in der Lage Europa's wie sie ist, sind zahlreiche Armeen unerläßlich, was auch die Staatsökonomie d zu sagen mag, und wir können somit diesen Punkt völlig unbesprochen lassen. Wegen solch kläglichen, aber meist ganz überflüssigen Jammers ist man anderer Seite gar gerne der Ansicht, die Laien hätten sich um Kriegseinrichtungen gar nicht zu kümmern, und die Zeit liegt nicht so fern hinter uns, wo man einerseits dem Nichtmilitär es verargte, wenn er auch ein Wort in der Sache mitsprach, andrerseits die Nichtmilitärs selbst sich gar nicht um dieselbe kümmerten, ohne zu bedenken, daß so weit die Weltgeschichte zurückgeht, Glück und und Unglück der Nationen, ihre Größe und ihr Fall von der größern oder geringern Tüchtigkeit ihrer Kriegsinstitutionen abhingen. Was in frühern Zeiten wahr gewesen, ist es noch jetzt, was auch die Faulheit und Bequemlichkeit dazu sagen mag; allerdings ist der Nationalreichthum ein eben so wichtiges Hülfsmittel zum Krieg, weil schon nach des alten Montecuculi Ausspruch Geld, Geld und noch einmal Geld nöthig ist, aber das Geld kann die ächten Kriegsinstitutionen nicht ersetzen. Im vorigen Jahrhundert schien der Indegriff der politischen Bestrebnisse darin zu liegen, möglichst viele und reiche Provinzen zu haben, um viele Soldaten halten zu können; der Kriegerstand war völlig von dem bürgerlichen geschieden, er stand ihm fremd, ja feindlich gegenüber; die französische Revolution wollte wie allenthalben, so auch im Militärwesen den Baum mit den Wurzeln ausreißen, man bot die ganze Nation auf, und sprach keck den Grundsatz aus, daß im Fall der Noth jeder Mann und jedes Vermögen dem Staate gehöre. Wir wollen den Grundsatz als wahr annehmen, er hat aber immer seine Gränzen, über welche hinaus seine Anwendung zur Unmöglichkeit wird. Man konnte die ungeheuren Massen nicht lange erhalten, und erfuhr gelegentlich zu bitterem Schaden, daß an regelrechter taktischer Bildung aller ungeregelte Muth zu Schanden werden müsse. So stand man wieder auf dem alten Flecke: man mußte eine stehende Armee haben, und borgte von dem so vielfach nachgeahmten und nachgeäfften Rom auch die Conscription, mit andern Worten die Auswahl unter der heerpflichtigen und waffentüchtigen Mannschaft. Im Verlauf der Kriege wurde aber die Conscription allmählich so verhaßt, daß die rückkehrenden Bourbonen sie wieder aufhoben, vielleicht in der Hoffnung, dadurch das ganze, durch die Revolution geschaffene Heerwesen wieder loszuwerden. Das ging aber nicht, und die Aufhebung der Conscription dauerte gerade nur so lange, als man wegen Anwesenheit der fremden Truppen im Lande einer größern Armee nicht bedurfte, denn im J. 1818 wurde die Conscription wieder eingeführt, freilich mit der unbeschränkten Erlaubniß einen Stellvertreter zu wählen. Da begannen dann die sogenannten Compagnies d'assurance ihr Spiel, und trieben es so arg, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, sie hätten das seitherige Werbsystem überboten. Freilich konnte sie nicht, wie häufig die alten Werber, Gewalt anwenden, desto mehr kam aber Betrug vor, man brachte köperlich unbrauchbare Menschen ins Heer, und jetzt ist das Uebel allmählich so arg geworden, daß ein volles Viertheil der Ausgehobenen aus Stellvertretern besteht, und daß dieß Viertheil sich mehr Vergehen und Verbrechen zu Schulden kommen läßt, als die übrigen drei Viertheile mit einander.

Ehe wir hierüber weiter sprechen, müssen wir einiges über die Conscription überhaupt und ihre Folgen in Frankreich sagen. Die Conscription ist, wie schon erwähnt, der Mittelweg zwischen dem allgemeinen Aufgebot und der Werbung, da er-

Digitized by Google

stere unmöglich, letztere ungenügend ist, aber die Conscription hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, so einfach die Sache auf den ersten Anblick scheint. Wir wollen nur an die Römer mahnen: die Conscription war in den ersten drei Jahrhunderten der Republik sehr leicht, und das Geschäft der Tribunen welche über die Exemptionen statuirten, hat verhältnißmäßig wenig Schwierigkeit; unter Augustus konnte man in dem damals viel stärker bevölkerten Rom nur mit der größten Mühe zwei Legionen ausheben, und in den spätern Jahrhunderten war mit Rom und der Umgegend gar nichts mehr anzufangen. Allerdings hatte die alte Welt noch die Hausisklaverei, die Zahl der Sklaven, auch derer die das Feld bearbeiteten, mehrte sich auf Kosten der freien Landeigenthümer zusehends, und da Sklaven die Waffen nicht führen durften, so war nur noch wenig zu holen. Dieser Umstand erklärt viel, aber doch nicht alles, und die neuere Welt möchte hinsichtlich der Abnahme der kriegerischen Kräfte, wenn dem Verderben nicht bald Einhalt gethan wird, ziemlich zu eben dem Ziele hinauskommen, wie die alte; zum mindesten scheint man im Osten Europa's, wo das 19te Jahrhundert für das der Slawen erklärt wird, im Gegensatz gegen die ausgelebten romanischen und germanischen Völker, gar sehr auf einen solchen Verlauf zu speculiren. Nichts ist so geeignet, über Gefahren dieser Art aufzuklären, als die Conscriptionslisten; man erzählt arge Dinge aus Deutschland, sie sind aber minder zugänglich als die französischen, welche vielfach einen höchst unerfreulichen Aufschluß geben.

Man hat in Deutschland und namentlich in Preußen sich gerühmt, daß das neue Kriegswesen darauf hinarbeite, das Volk überhaupt wieder zu kräftigen, und gleichsam physisch zu erziehen. Es ist zum Theil etwas Wahres daran, könnte jedoch in weit höherem Grade seyn, als es wirklich der Fall ist, ohne viel höhere Kosten zu verursachen. In Frankreich aber hat man die Sache bis jetzt etwas gar zu materiell genommen, und so großes Lob manche militärische Einrichtungen dieses Landes verdienen, so ist doch die Grundlage der Art daß sie ohne bedeutenden Nachtheil für die Bevölkerung nicht lange in der jetzigen Art fortdauern darf. Vom J. 1818 an, wo die Conscription wieder eingeführt wurde, wurde die Vertheilung der zu stellenden Recruten nach der allgemeinen Volkszahl gemacht; bald erhoben sich Klagen von verschiedenen Departements, daß sie hiedurch ungewöhnlich belästigt und benachtheiligt seyen, indem sie im Verhältniß zur Zahl ihrer jungen Leute ein gar zu starkes Contingent treffe. Nach der Julirevolution suchte man diesen Klagen abzuhelfen, nahm departementsweise zehnjährige Durchschnittszahlen der in die Listen als conscriptionspflichtig eingetragenen jungen Leute an, und vertheilte diesen zufolge die zu stellenden Contingente. Einige Jahre ging's, dann kamen die Klagen aufs neue, und seit dem Jahre 1836 wurde die Recrutenzahl nach dem wirklichen jährlichen Bestand der in einem Departement vorhandenen Conscriptionspflichtigen ausgehoben. Auch dieß System, obgleich in dem dießjährigen Recrutirungsgesetze beibehalten, nähert sich augenscheinlich seinem Ende, denn jetzt wird die Forderung gestellt, daß man die Aushebungen nicht nach der Zahl der Conscriptionspflichtigen, sondern nach der Zahl der Dienstauglichen bewerkstelligen soll. Sobald die Forderung gestellt ist, versteht man leicht, daß die früheren Klagen alle aus derselben Quelle und von denselben Localitäten kamen: so lange man die Recruten nach der Verhältnißzahl der Conscriptionspflichtigen aushebt, werden einzelne Localitäten nicht bloß an dienstfähiger und körperlich tauglicher Mannschaft erschöpft, sondern sie sind gar nicht mehr im Stande, die erforderliche Zahl zu stellen. So kam es, daß die Aushebungen seit einer Reihe von Jahren nicht die vom Gesetz festgestellte Anzahl von 80,000 erreichten, sondern mehr oder minder darunter blieben, weil einzelne Departements die nöthige Anzahl der Dienstauglichen nicht aufbringen konnten, während andere freilich bedeutenden Ueberschuß hatten. Ueber die Rechtsfrage, ob man aus den Conscriptionspflichtigen oder den Dienstauglichen die Recrutenzahl bestimmen soll, bescheiden wir uns völlig eines Urtheils, und gehen nur auf die praktischen Folgen des bisherigen Verfahrens ein.

Die Angaben des Vicomte de Bondy (bekanntlich ehemals Präfect des Seinedepartements) sind in dieser Beziehung von hohem Interesse. Von 1000 jungen Leuten, die auf der Conscriptionsliste stehen, sind im Durchschnitt nur 458 dienstfähig. Diese Zahl gilt von ganz Frankreich zusammen genommen, dagegen ist die Zahl der Dienstfähigen im Elsaß, in Burgund, in Lothringen, in der Vendée, in den Pyrenäen weit über diese Mittelzahl, und natürlich in andern Departements um eben so viel unter derselben. Vicomte de Bondy sagt: nimmt man eine Zone an, die sich von Chalons sur Marne, Amiens und Rouen in südwestlicher Richtung in einer Breite von 70 bis 80 Lieues und in einer Länge von 200 Lieues bis an die Pyrenäen hinzieht, so findet man in derselben 38 Departements, darunter mehrere sehr mächtige mit einer Oberfläche, welche $^{43}/_{100}$ der Gesammtoberfläche Frankreichs ausmacht. Diese 38 Departements gehören zu den 43, wo die Dienstauglichen der Conscriptionspflichtigen unter der Mittelzahl von 0,458 bleiben. Nur 4 von diesen Departements können etwa 450 dienstfähige Männer von 1000 stellen, die Hälfte ist nicht im Stande auch nur 400 zu geben. In dieser unglücklichen Zone finden sich also sämmtliche Departements mit einer schwächlichen Bevölkerung beisammen, und mehrere derselben können gewöhnlich ihr jährliches Contingent nicht stellen. Das Departement der Dordogne stellt nie mehr als 300 Dienstfähige unter Tausend, ebenso das Lozère-Departement, während Morbihan (Vendée) und Doubs (Burgund) über 600 stellen können. Unter den einzelnen Cantonen desselben Departements ist der Unterschied oft noch viel größer: in dem Yonne-Departement stellt ein Canton 73 Dienstfähige von 100, ein anderer nur 28, ein Canton des Orne-Departements im Jahr 1841 gar nur 10, das Jahr zuvor 22.

Da von 315,000 Conscriptionspflichtigen jährlich 80,000 ausgehoben werden sollen, also etwas mehr als der vierte Theil, so ist die natürliche Folge, daß manche Departements ihre sämmtliche dienstfähige Mannschaft abgeben, andere nicht einmal den sie treffenden Antheil stellen können; in letzterem

Digitized by Google

Falle befand sich z. B. das Departement der Dordogne seit zehn Jahren, und zwar in jährlich stärkerem Maaße; im J. 1838 blieb es von 1092 Mann, die es stellen sollte, mit 108, also mit einem Zehntheil im Rückstand. Vte. de Bondy berechnet die Zahl derjenigen Recruten, für welche die Ziehung nur eine Täuschung ist, weil sämmtliche dienstfähige Mannschaft ausgehoben wird, auf 7—8000, also auf den zehnten Theil der gesammten jährlich ausgehobenen Mannschaft, und sagt deßhalb nicht mit Unrecht: „es ist zu fürchten, daß in denjenigen Departements und Cantons, wo die ganze Blüthe der Jugend von 20 bis 28 Jahren unter den Waffen ist, die körperliche Kraft und Größe der Bevölkerungen allmählich dahin schwinde, und die Verschiedenheit unter den einzelnen Zweigen der großen französischen Familie immer größer und auffallender werde. Der ganze mittlere Theil des Königreichs wird in seinen Kindern unaufhörlich von einer Auflage betroffen, deren Ungleichheit eine jährliche fortdauernde Ueberbürdung ist, und hinsichtlich der Zahl und der Qualität die bereits schwache Bevölkerung immer mehr herunterbringt. Jedermann sieht ein, welchen Einfluß diese wichtige Thatsache auf den Ackerbau in diesem Theile Frankreichs haben muß."

Eine eigenthümliche Folge dieses Zustandes der Dinge zeigt sich in dem Einstehersystem. Um die über ganz Frankreich verbreiteten Gesellschaften, welche um einen bestimmten Preis Recruten stellen, und sich dabei alle möglichen Betrügereien zu Schulden kommen ließen, wo möglich einzuschränken, wollte der Kriegsminister, Marschall Soult, im J. 1841 die Bestimmung ins Recrutirungsgesetz einfügen, daß die Einsteher jedesmal aus demselben Departement seyn müssen, wie der dessen Stelle sie vertreten. Der Zweck war augenscheinlich den Conscribirten zu nöthigen in seiner Nähe einen Stellvertreter zu suchen, der von der Familie und den Behörden gekannt, eine größere Sicherheit böte; man erkannte aber alsbald, daß die Durchführung ganz unmöglich sey, und daß gewisse Departements durchaus immer an andere Departements sich wenden müßten. So zahlen manche Departements jährlich 3 bis 400,000 Franken, und einzelne Arrondissements in den kräftiger bevölkerten Gegenden gewinnen einige hunderttausend Franken jährlich, so daß man die Steuer, welche die schwächlicher bevölkerten Landstriche an die stärker bevölkerten zahlen, auf 12 bis 15 Millionen Franken anschlägt. Nun sage man noch, das Reislaufen und das Werben sey abgekommen! Die Folgen des jetzigen Standes der Aushebung sind allerdings für die mittleren Landstriche Frankreichs höchst unglücklich, allein das Abhülfsmittel ist sehr schwer: jetzt controlirt jedes Arrondissement und jeder Canton die Revisionscommission so streng wie möglich, daß kein Dienstfähiger eximirt werde, weil jeder Nichteximirte die Folgen einer solchen Bevorzugung zu tragen hat; sobald man aber das System einführen will, die Quote der Recruten nach den für dienstfähig erkannten zu berechnen, so sind alle Arrondissements und alle Cantone gleichmäßig betheiligt, so viele wie möglich eximiren zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

3. Manilla.

Am 6 Julius lichteten wir auf der Rhede von Singapur die Anker, fuhren mit einem leichten günstigen Wind bald an den Ufern von Battam und Bintang vorüber, und kamen am Abend nach Pedro Branco, einer kleinen steinigen Insel am Eingang ins chinesische Meer. Hier trafen wir gleich am andern Tage den Südwestmonssun, mit welchem wir in neun Tagen glücklich nach Luçon gelangten und am 16 Morgens nach eintägiger Windstille in der weiten Bucht von Manilla vor Anker gingen. Die Einfahrt in dieselbe wird durch hohe, mit wunderbarem Grün bedeckte Berge bezeichnet; nicht weit von derselben ist die kleine felsige Insel Carregidor mit einer ziemlich starken Batterie und der Lootsenstation. Wir lösten, als wir uns derselben näherten, eine Kanone und hißten eine Lootsflagge auf. Nach einiger Zeit wälzte sich ein mächtiges Boot unter spanischer Flagge heran, statt aber unsern Cours zu durchschneiden, segelte er gerade auf uns los und kam deßhalb hinter uns, weil wir 7 Knoten segelten und unsern Lauf um eines ungeschickten Lootsens willen nicht anhalten wollten. Um 7 Uhr Abends lagen wir auf der Rhede von Manilla vor Anker. Am andern Tage betrat ich, nachdem wir die auf der Festung wehende spanische Flagge salutirt, das Ufer. Am Eingang in den Fluß Passig, auf der linken Spitze des Mole, der sich weit hinein ins Meer erstreckt, damit der durch die Fluth heraufgeführte Kies und Sand den Fluß nicht verstopfe, ist eine kleine Veste erbaut, die durch die Länge der Zeit und die Feuchtigkeit ganz schwarz geworden ist; auf dem gegenüberliegenden Ufer, das gleichfalls in einen Mole ausläuft, liegt der Leuchtthurm. Als wir am Zollhaus, einem mächtigen alten Gebäude am linken Ufer des Passig, vorüber waren, betraten wir das Ufer der Trattorie La Alcanza gegenüber, wo ich meine Uniform anlegte, um mich zu dem französischen Consul Hrn. Barrot zu begeben, an den ich ein Schreiben aus Singapur hatte. Hr. Barrot, der früher schon Generalconsul auf den Sandwichinseln gewesen war, nahm mich sehr gut auf; ebenso auch der belgische Consul, Hr. Lanoy. Nach diesen Besuchen kehrte ich in die Stadt zurück, kleidete mich in das weiße tropische Costüm und wanderte nun zu Fuß in der Stadt und den Vorstädten umher.

Manilla, eigentlich Stadt und Veste, wo die Behörden und die Aristokratie der philippinischen Inseln wohnen, ist von den Handelsvorstädten Bilondo und Santa Cruz durch den Fluß Passig geschieden, über den schon seit alter Zeit eine steinerne Brücke gebaut ist. Die Vorstädte sind sehr stark bevölkert, man schätzt die Bevölkerung auf nicht weniger als 170,000 Seelen, größtentheils Mestizen, Chinesen und Tagalen. Chinesen sind jedoch hier nicht so viel, wie in Singapur und Pulo Pinang, auch sind sie hier nicht so reinlich, wie dort. Die Tagalen gehen barfuß in weißen Hemden, die sie über den gestreiften oder rothen weiten Beinkleidern tragen. Ihre Gesichter sind dunkelbraun und unregelmäßig, aber der Ausdruck voll Gutmüthigkeit und milden Frohsinns; ihr Gang ist ungezwungen und ihr Benehmen frei und offen; ihre Kleidung stets reinlich. Bei den Dandys sind die Hemden sehr fein, und bestehen aus einer Leinwand, die man in Manilla und China aus den Fasern der Ananasblätter macht; die Krägen sind gewöhnlich sehr zierlich und meist mit großem Geschmack gestickt. Die Frauen tragen Cambais oder Röcke aus einem gewürfelten Stoff von

Digitized by Google

einheimiſcher Arbeit; um den Kopf haben ſie Tücher geſchlungen, und die ſchönen ſchwarzen Haare laſſen ſie auf die Schultern hinabfliegen. Ihre Phyſiognomien athmen Sanftmuth und ſind unausſprechlich liebreizend. Beſonders bemerkenswerth ſind ihre kleinen Füßchen, an denen ſie rothſeidene oder ſammetne Chinelas oder Pantoffeln tragen, die größtentheils mit Silber, oft ſogar mit Gold geſtickt ſind. Eine ſchlanke Geſtalt, ein leichter Gang und eine ungemeine Zierlichkeit der Bewegungen, das ſind Eigenſchaften, die man den hieſigen Frauen ſelbſt von gemeinem Stande nicht abſprechen kann. Alle Tagalen und Tagalinnen tragen Roſenkränze um den Hals, und Cigarren ſieht man ſtets im Munde der Frauen, wie der Männer. Die Tagalen ſind im Allgemeinen ſehr fromm, was die Geiſtlichkeit, die auf den philippiniſchen Inſeln außerordentlich mächtig iſt, emſig zu erhalten bemüht iſt, aber die zügelloſen Sitten der Mönche haben ihren früher unbegränzten Einfluß auf die öffentlichen und Privatangelegenheiten ſchon bedeutend erſchüttert. Die Bewohner Manilla's ſind auch leidenſchaftliche Freunde von Hahnenkämpfen. Die Regierung, welche eine Steuer davon erhebt, geſtattet dieſe Vergnügung an Sonntagen außerhalb der Stadt, an beſonders dazu eingerichteten Oeten. Die Kampfhähne werden mit unbegränzter Liebe und der zärtlichſten Sorgfalt von den Tagalen gepflegt, welche ſie ſtets mit ſich führen, ſich nur in der äußerſten Noth von ihnen trennen und ſie immerwährend ſtreicheln und ſchmeicheln. Der Kampfhahn iſt viel größer als unſere Hähne und ſein Gang zeigt ſchon ſeine Stärke an.

Wenn man über die Brücke von Bibondo geht, ſo betritt man die Stadt Manilla, und hier iſt nicht mehr ein Schatten der Thätigkeit, von der die Handelsvorſtädte belebt ſind. Es war 3 Uhr, die Zeit der Sieſta; auf den verödeten Straßen keine Seele, in den Klöſtern und den kloſterähnlichen größern Gebäuden war alles todt. Selten begegnet man einem Mönch oder einem Diener, und ihr langſamer Gang zeigt deutlich, daß auch ſie von der einſchläfernden Gewalt der Sieſta gefeſſelt ſind. Die Wohnzimmer in den hieſigen Häuſern ſind mit breiten Galerien umgeben, wie man es allenthalben in heißen Klimaten ſieht; ſtatt des Glaſes ſind in den beweglichen Rahmen durchſichtige Muſcheln eingeſetzt, welche das Tageslicht hereinlaſſen, aber die Galerien gegen die tropiſche Hitze ſchützen. Manchmal werden die Rahmen aufgehoben und es ſchaut ein reizendes Köpfchen mit einem claſſiſch regelmäßigen Geſichtchen heraus, dem die dichten ſchwarzen Haare auf die ſchlanken Schultern herabfallen; der Körper ſteckt in einem weißen Unterkleid, — dem gewöhnlichen Coſtüm der Spanierinnen zur Zeit der Sieſta. Oft blieb ich ſtehen, gefeſſelt durch den Anblick irgend einer Schönheit; meine Augen konnten ſich nicht ſatt ſehen an dem reizenden, ſo lange entbehrten Anblick, und wenn die Schöne, mein ſtummes Entzücken bemerkend, ſich entfernte und im Vorübergehen auf den unterwürfigen Fremdling einen Blick voll Selbſtzufriedenheit und Koketterie warf, konnte ich eine Zeitlang nicht zu mir kommen, und entſchloß mich nur ungern zum Weitergehen.

Das Haus oder, wie man hier ſagt, der Palaſt des Generalcapitäns der philippiniſchen Inſeln ſteht auf einem großen Platz, deſſen drei übrige Seiten die Kathedrale, der Juſtizpalaſt und die Wohnung des Erzbiſchofs der philippiniſchen Inſeln einnehmen. Die Kathedrale und der Gefängnißpalaſt ſind prächtige Gebäude, welche jede Hauptſtadt zieren würden, der Palaſt des Generalcapitäns und die Wohnung des Biſchofs aber ſind häßliche Bauwerke, die eher einer großen Fabrik, als der Amtswohnung eines hohen Beamten gleichen. In der Mitte des Platzes ſteht die Statue Kaiſer Karls V. Eine Menge Manns- und Frauenklöſter erheben ſich in verſchiedenen Theilen der Stadt; in den Niſchen einiger derſelben ſind Todtenſchädel aufgeſtellt oder das Fegfeuer abgebildet, aus deſſen Flammen die Seelen der armen Sünder kläglich die Hände emporſtrecken und die Vorübergehenden um Todtenmeſſen zu ihrer Ruhe anflehen. Als ein Beweis der Macht der Geiſtlichkeit auf den philippiniſchen Inſeln kann auch der Umſtand dienen, daß hier die liberale ſpaniſche Regierung nicht wagt die Klöſter zu ſchließen, was in ganz Spanien und auch in den andern ſpaniſchen Colonien geſchehen iſt. Die Regierung begreift ſehr gut, daß ſie ohne die Stütze der geiſtlichen Macht hier nicht beſtehen kann.

Als ich nach einer Zeitlang in der Stadt herumgeſchlendert war, ging ich zu Hrn. Barrot, um bei ihm zu ſpeiſen. Bei ihm war eine zahlreiche Geſellſchaft von Conſuln verſchiedener Nationen und ſpaniſcher Beamten, nebſt dem Capitän und den Officieren einer franzöſiſchen Fregatte, der Danaide, die in Cavita, einem kleinen Hafen der Bucht von Manilla, ſieben Meilen von dieſer Stadt, vor Anker lag. Capitän Roſamel beklagte ſich über die Langweile des langen unthätigen Aufenthalts und ſagte, er ſey entſchloſſen nach Canton zu gehen, pour se retremper en passant dans quelque typhon, wie die ächt franzöſiſche Phraſe lautete. Gewiß hatte er noch keine dieſer furchtbaren Geiſeln des chineſiſchen Meeres erfahren, ſonſt hätte er wohl nicht ſo leichtſinnig darüber geurtheilt. Nach dem Eſſen ging ich mit einem Franzoſen ins Theater oder, beſſer geſagt, in den Schuppen, wo Tagalen ſpaniſche Komödien, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſehr ſchlecht aufführen.

Am Abend des andern Tages war ich auf der Calzada oder dem Abendſpaziergang, welcher um Sonnenuntergang beginnt; dann fährt aus der Stadt und den Vorſtädten die ganze Geſellſchaft in leichten Kaleſchen (birlochos) und rollt reihenweiſe auf einem kleinen Raume am Meeresufer dahin. Welcher Unterſchied zwiſchen der Calzada in Singapur und in Manilla! Dort iſt alles langweilig, kalt, todt, hier dagegen athmet alles Luſtigkeit und iſt voll unausſprechlichen Reizes. Die ſchönen Spanierinnen, in ihren Birlochos mit der beliebteſten Koketterie rückwärts gelehnt, einfach, aber mit Geſchmack gekleidet, den unbedeckten Kopf mit friſchen Roſen geziert, genießen in vollem Maaße die Allmacht ihrer Schönheit. Manilla iſt, wie Valparaiſo, das Paradies der Weiber und die Hölle der Männer. Gegen Ende der Spazierfahrt kam auch der Generalcapitän mit ſeiner Familie in einer vierſpännigen Kaleſche angefahren; drei Dragoner mit Standarten ritten in raſchem Trabe vor ſeiner Equipage her und zwei andere ſchloſſen den Zug. Leider kann man nicht ſagen, daß die Cavalleriſten von Manilla gute Reiter ſeyen.

(Schluß folgt.)

Unterirdiſche Wärme in den Minen von Cornwallis. Nach den Beobachtungen eines Hrn. Henwood hat das Schiefergeſtein im Allgemeinen eine höhere Wärme in gleicher Tiefe als Urgeſtein, und in großen Tiefen iſt der mittlere Unterſchied in der Temperatur der verſchiedenen Geſteinarten viel größer als man bisher annahm; Zinnerze ſind kälter als Kupfererze, und zwar in allen Tiefen; eben ſo iſt in allen Tiefen das Geſtein wärmer als die Gänge oder Queradern. Auffallend iſt auch der Umſtand, daß dieſelbe Stelle, als ſie nach der tiefſte Theil der Mine war, ſich wärmer zeigte als ſpäter, wo man die Mine noch tiefer ausgegruben hatte. (Litt. Gaz. vom 6 Mai.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Krankheiten der Eingebornen.

Ehe die Neuseeländer mit den Europäern bekannt wurden, waren sie im allgemeinen ein sehr gesundes Volk, und die ersten Seefahrer, die sie besuchten, schildern sie auch als von kräftiger Gestalt und ausgestattet mit der üppigen Gesundheit und der animalischen Lebenskraft, die man bei einem von den Uebeln der Civilisation noch nicht angetasteten, in einem gesunden Klima wohnenden Volke, das seine Bedürfnisse durch Anwendung seiner geistigen und physischen Kräfte befriedigen muß, gewöhnlich findet. Ihre Krankheiten waren entzündlicher und epidemischer Art. Unter den Stämmen der Ostküste geht die Sage, daß kurz vor Cook eine Epidemie unter ihnen geherrscht habe, welche so viel Menschen hinraffte, daß sie die Todten nicht mehr begraben konnten, sondern ins Meer warfen. Eines der Symptome war, daß der Kranke alle seine Haare verlor. Epidemien sind noch jetzt gewöhnlich unter den Eingebornen, treffen aber selten die Europäer. Die Krankheit ist eine sehr bösartige Form von Influenza, die in ungewöhnlichem Grade die Kräfte aufreibt; früher waren diese Epidemien vorübergehend, und der Kranke mag gewöhnlich seine frühere Gesundheit wieder erlangt haben, gegenwärtig aber ergreift die Epidemie schon geschwächte Constitutionen, rafft nicht nur Menschen jedes Alters hin, sondern läßt viele nicht mehr zu Kräften kommen, chronische Krankheiten bleiben zurück, und bei dem geringsten Krankheitsanfall erfolgt der Tod. Die Folge ist, daß die Zahl der Eingebornen rasch abnimmt, eine traurige, aber unläugbare Thatsache. Da die Neuseeländer nicht, wie z. B. die nordamerikanischen Stämme, größtentheils von der Jagd lebten, und durch die Einwanderung der Angelsachsen in ihren Jagdgründen beengt wurden, so muß die Ursache der Bevölkerungsabnahme wohl tiefer liegen.

Man kann den Zustand der Eingebornen vor der Einwanderung der Europäer sich noch jetzt sehr genau vergegenwärtigen, wenn man die Stämme im Innern des Landes besucht. Selbst vor Ankunft der Europäer hemmten viele Ursachen eine stärkere Vermehrung der Bevölkerung. Die Familien der Eingebornen sind nicht zahlreich: früher Verkehr der Geschlechter hemmt die natürliche Fruchtbarkeit der Frauen, Kindermord besteht bis zu einem gewissen Grade; die Gewohnheit, nicht mehr anzubauen als eben nöthig ist, der Mangel während der Regenzeit und im Kriege wo sie in ihren Befestigungen fern von den Feldern belagert werden, der Krieg selbst, der oft ganze Stämme hinraffte; der Glaube an Zauberei (makuta) welchem viele zum Opfer gefallen sind, theils die Bezauberten in Folge ihrer aufgeregten Einbildungskraft, theils die angeblichen Zauberer durch die Rache der Verwandten; endlich die Sklaverei, welche auch in der mildesten Form nirgends zur Vermehrung der Bevölkerung beiträgt, alle diese Ursachen zusammengenommen erklären hinreichend, weßhalb die Eingebornen sich nie in sehr großer Zahl über das Land hin verbreiteten, das bei ihren Werkzeugen eine viel größere Einwohnerzahl hätte ernähren können. Aber weder alle diese Ursachen, noch die Kriege, welche seit 25 Jahren das Land erschütterten, und viele Stämme, die in unaufhörlicher Furcht lebten und das Land nicht zu bauen wagten, aus ihren Wohnsitzen trieben, noch auch die Einführung der Feuerwaffen, die dem einen Stamm ein so großes Uebergewicht gaben, erklären weßhalb so viele Krankheiten jetzt unter ihnen herrschen und warum ihre Anzahl, nachdem die meisten jener Ursachen aufgehört haben, noch immer abnimmt. Meine Ansicht hierüber ist die: in früherer Zeit bestand die Nahrung der Eingebornen aus süßen Kartoffeln, Taro (Caladium esculentum), Farrenkraut (pteris esculenta), den aromatischen Beeren der Kahikatea (dacrydium excelsum), dem Mark eines Farrenbaums (Cyathea medullaris) Koran oder Mamako genannt, der süßen Wurzel der Dracena indivisa, dem Mark eines Palmbaums (Areca sapida), einer bittern, aber vortrefflichen Pflanzenspeise, und mancherlei Beeren. An Thieren verzehrten sie Fische, Hunde, die einheimische Ratte, Vögel und Gnanas. Rohe, selbstgefertigte Matten oder Hundsfelle machten ihre Kleidung aus. Sie waren durch die Nothwendigkeit, sich alle diese Bedürfnisse selbst zu verschaffen, durch die häufigen Raub- und Wanderzüge, die eine heilsame Aufregung und eben

Digitized by Google

dadurch eine leichte Verdauung dieſer rohen Speiſen herbeiführten, gegen den Einfluß des Klima's abgehärtet.

Dieſer Zuſtand der Dinge änderte ſich ſeit der Ankunft der Europäer allmählich. Die Eingebornen erhielten die gewöhnliche Kartoffel, die ſie ſich mit wenig Arbeit in großer Menge verſchafften, und da dieſe Arbeit größtentheils durch Sklaven oder durch Weiber geſchehen konnte, ſo wurden Kartoffeln die Lieblingsnahrung der Eingebornen, im Gegenſatz gegen die viel geſündere, aber viel mühſamer zu gewinnende ſüße Kartoffel. Sie vertauſchten den Ueberfluß ihrer Ernten gegen Zeuge, welche die Haut in einem fortwährend irritirten Zuſtand erhalten, und weit mehr Ungeziefer und Schmutz hegen, als die Matten. Die Europäer brachten ihnen Mais, um aber die Körner zu erweichen, legen die Eingebornen ſie ins Waſſer und laſſen ſie gähren oder faulen, bis ſie einen unangenehmen Geruch von ſich geben; dann werden ſie geſtoßen, zu Kuchen gebacken und in großer Menge verzehrt, ſie bilden aber eine ſehr ungeſunde Nahrung, die den ganzen Aſſimilirungsproceß ſtört. Die Kriege nahmen ab, theils aus Erſchöpfung nach ſehr unruhigen Zeiten, theils durch die Errichtung der Miſſionen. Statt unaufhörlich in körperlicher Bewegung zu ſeyn, fingen ſie an leſen zu lernen, und dieſe Beſchäftigung entſprach ihrem natürlichen Hang zur Trägheit. Ihre zahlreichen Tänze, Geſänge und Spiele wurden als laſterhaft angeſehen, und ſtatt gegen andere vertauſcht zu werden, ganz aufgegeben. Ich kenne nur einen einzigen Fall, wo die Miſſionäre, um auch für die körperliche Wohlfahrt ihrer Heerde zu ſorgen, anders verfuhren; dieß war zu Kaitaia, im Norden der nördlichen Inſel, wo ſie das Ballſchlagen einführten, was nebſt einigen andern unſchuldigen Spielen bald in große Gunſt bei ihnen kam. Kaitaia war der einzige Ort, wo die Miſſionäre über die Urſachen der herrſchenden Krankheiten nachzudenken ſchienen und Mittel zur Abhülfe aufſuchten. Mit Einem Wort, ſtatt einer thätigen, kriegeriſchen Race ſind die Neuſeeländer Kartoffeleſſer geworden, in Folge der Leichtigkeit ſich Nahrung und Kleidung zu verſchaffen, hat ihre frühere körperliche Thätigkeit nachgelaſſen, und ſie bringen jetzt ihr Leben mit Eſſen, Rauchen und Schlafen hin. Die Folgen ſind offenkundig: Kartoffeln ſind ungeſund, wenn ſie die einzige Nahrung bilden, und nicht große körperliche Anſtrengung mit dieſer Nahrung verbunden iſt. Die dicken Bäuche werden unter den Kindern gewöhnlich, die der Race ſonſt nicht eigenthümlich ſind, und die man im Innern nicht findet. Die Eingebornen haben einen Theil unſrer Nahrung und einen Theil unſrer Kleidung angenommen. Ich habe oft geſehen, daß ein kränklicher Eingeborner alsbald geheilt wurde, ſobald man ihm ſtatt des ungeſunden Mantels (blanket) den er jeden Augenblick abwerfen kann und auch abwirft, ein Hemd, Hoſen und Jacke gab, wenn man ihn mit Fleiſch und Wein oder Bier verſorgte, kurz wenn er lebte wie Europäer auch; wenn keine acute Krankheit vorhanden war, ſchlug dieſe Behandlung immer ſehr gut an.

Ihre Lebensart prädisponirt mehr zu Krankheiten, als daß ſie wirklich Krankheiten erzeugte. Die weicher gewordene Haut iſt klimatiſchen Einflüſſen mehr unterworfen und anſteckende Krankheiten finden in einer ſo geſchwächten Conſtitution einen fruchtbaren Boden. Skrophulöſe Verhärtungen, lymphatiſche Geſchwüre, Unreinheit des Bluts, die in zahlreichen Abſceſſen ſich äußert, und bösartige Fieber mit Affectionen der Schleimhäute ſind ſehr häufig, während ich nie acute exanthematiſche Krankheiten bemerkte. Syphilis iſt an der Küſte auch bereits ſehr gewöhnlich und zeigt ſich in vielen ſehr complicirten Formen. Eben ſo oft kommt eine Art puſtulöſer Krätze vor, die ſich nur dadurch heilen läßt, daß der Kranke den Mantel ablegt, dagegen Hemd und Beinkleider trägt und die Nahrung ändert. Chroniſche Katarrhe, eine Folge der kalten und feuchten Atmoſphäre, die nach einer Hitze von 100° F. in ihren Häuſern ſehr ſchädlich wirkt, enden oft in Auszehrung. Im Innern, wo die Eingebornen noch wenig mit Europäern in Berührung kamen, und ihre alten Sitten und Gewohnheiten bewahrt haben, ſind die Krankheiten weit minder häufig.

Das neue franzöſiſche Recrutirungsgeſetz.

(Fortſetzung.)

Bei dem Zuſtande der Bevölkerung, wie er in Frankreich von jeher geweſen, und wie ihn die ſeit fünfzig Jahren zum Theil mit großer Härte fortgeſetzten Aushebungen verſchlimmert haben, war das Einſteherweſen ein nothwendiges Uebel; wenn in manchen Cantonen und Arrondiſſements gar kein tauglicher Mann von 20 Jahren frei war, ſo mußten Einſteher geſtattet werden, und da man ſie nicht in derſelben Localität bekommen konnte, ſo haben ſich die Verſicherungsgeſellſchaften, welche ihr Netz über ganz Frankreich ausgeſponnen haben, ganz von ſelbſt gebildet; die Regierung hatte im Jahre 1841 wegen der vielen Mißbräuche, welche für den Dienſt und zum Theil für die Einſteher ſelbſt von ſehr nachtheiligen Folgen waren, ſchon den Entſchluß gefaßt, dieſe Verſicherungscompagnien ganz aufzuheben, aber ſie konnte mit ihren Anſichten bei der Deputirtenkammer nicht durchdringen, wohl hauptſächlich darum, weil ſie nichts wirkſameres an die Stelle derſelben zu ſetzen wußte, oder ſich getraute. Die Zahl der jährlichen Einſteher beträgt 16,000, und im Jahre 1841 zählte man in der geſammten effectiven Mannſchaft 101,000 Einſteher. Da dieſe Einſteher größtentheils unter den Fahnen zurückgehalten werden, auch wenn andere in unbeſtimmten Urlaub gehen, ſo machen ſie wohl ein Drittheil der jetzigen activen Armee aus.*) Die Frage über das Einſteherweſen iſt daher für das geſammte Heerweſen von großer Bedeutung.**) Sobald die Regierung einmal die Verſicherungsgeſellſchaften belaſſen und als ein noth-

*) Dadurch erklärt ſich einigermaßen, weßhalb ein ſo großer Theil der von Soldaten begangenen Vergehen und Verbrechen den Einſtehern zur Laſt fällt.

**) Man ſchätzt die Summe, welche durch das Einſteherweſen in Frankreich jährlich umgekehrt wird, verſchieden zu 16 bis zu 32 Millionen an, indem manche als Mittelpreis eines Einſtehers 2000 Franken annehmen. Der Preis iſt natürlich an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden und ſcheint zwiſchen 1000 und 3000 Fr. zu ſchwanken.

Digitized by Google

wendiges Uebel annehmen mußte, so handelte es sich nur noch darum, wie man dieses Uebel so unschädlich und so gewinnbringend als möglich für die Armee machen könne. Dieß führte zu einer für den Laien anscheinend futilen, in der That aber sehr wichtigen Debatte, ob man den alten Soldaten im letzten oder im vorletzten Jahre ihrer Dienstzeit das Einstehen gestatten solle.

Früher, wo der Soldat seine ganze Dienstzeit hindurch unter den Fahnen blieb, durfte er nur nach völlig vollendeter Dienstzeit für einen andern eintreten. Das verstand sich im Grunde von selbst. Sobald man aber anfing, ihm in den letzten Jahren einen unbestimmten Urlaub zu ertheilen, so stellte sich die Sache anders. Der Soldat einmal aus dem Dienst entfernt, und den Gewohnheiten desselben durch ein- oder mehrjähriges bürgerliches Leben fremd geworden, entschloß sich viel seltener, wieder in Dienst zu treten, als wenn er die Fahne und namentlich sein gewohntes Regiment, seine ihm bekannten Officiere und seine Cameraden nie verlassen hätte. Soult hat erst seit 1836 — wenn wir nicht irren — den älteren Soldaten gestattet, im letzten Jahre für einen Recruten einzustehen; da aber im 6ten bis 8ten Jahre der Capitulation die Soldaten gesetzlich in unbestimmtem Urlaub seyn sollen, um die Staatscasse zu erleichtern, so sah Marschall Soult im Interesse des Dienstes über das Gesetz hinweg, und verordnete, daß diejenigen Soldaten, welche sich zum Einstehen bereit erklärten, dennoch bei den Fahnen und im Solde erhalten werden sollten.*) Er hatte nicht nöthig, wegen dieser Ungesetzlichkeit sich zu rechtfertigen, denn man kam ihm mit Lobsprüchen für seinen einsichtsvollen Diensteifer entgegen. Nun schlug der Herzog von Fezenzac vor, den alten Soldaten das Einstehen im vorletzten Jahre ihrer Dienstzeit zu gestatten; der Marquis von Saint Simon wollte sogar, daß diese Erlaubniß mit dem vollendeten fünften Jahre beginne, wo gewöhnlich die unbestimmten Urlaube ertheilt werden. Es ist hier ganz überflüssig, in das Detail der Gründe für und wider einzugehen, und wir bemerken bloß, daß die Gegner, wie die Vertheidiger des Vorschlags, dem Zweck desselben, so viel wie möglich alte Soldaten unter den Fahnen zurückzuhalten, volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Discussion wurde, wie sich von selbst versteht, fast nur von alten erfahrenen Militärs geführt, es herrschte ein wahres Unisono von Klagen über die geringe Zahl alter Soldaten, und man hob namentlich hervor, daß die französische Infanterie zwar wegen der natürlichen Anstelligkeit der Franzosen schnell gebildet sey, aber gar nicht so schnell die Gewohnheit und die Kraft erlange, Beschwerden zu ertragen, lange Märsche zu machen, schwere Lasten zu tragen, und ihre Waffen unter allen Umständen mit Sicherheit und Gewandtheit zu handhaben. Der Hauptgrund, den die Gegner des Vorschlags anführten, war der, daß die Armee, angenommen die Zahl der militärischen Einsteher steige durch eine solche Vergünstigung auf die Hälfte der Gesammtzahl, also auf 8000 jährlich, diese Anzahl während der zwei Jahre der noch laufenden Dienstzeit verliere, also um 16,000 Mann schwächer werde. Der Grund ist nicht ausreichend, und auch wohl nicht der wahre, denn der Herzog von Fezenzac bemerkte ganz richtig, wenn es zum Kriege komme, so müsse diese Lücke und noch manche andere ohnehin durch kräftigere Mittel, als in dem jetzigen Recrutirungsgesetz liegen, ausgefüllt werden. Der Eindruck, den die ganze, von lauter erfahrenen Militärs geführte Discussion hervorbringt, ist ganz eigenthümlich; man findet sich da den hohlen Declamationen, in welche man sich in Betreff des Kriegswesens seit fünfzig Jahren so oft ergossen hat, gänzlich entrückt und in die praktische Sphäre hineingezogen; nicht ein Schein ist da von den hohlen Theorien allgemeiner Bewaffnung, die nachgerade selbst in Nordamerika, wo doch keine solche politische Nothwendigkeit zahlreicher Armeen existirt, ziemlich lächerlich geworden sind, so daß Van Buren sich getraute, die Grundlage zu einer wahren Heerverfassung vorzuschlagen, und die unnütze Plackerei und Spielerei eines allgemeinen Milizdienstes mit ihrem wahren Namen zu taufen. Die öffentliche Meinung ist in Amerika für eine solche Umformung noch nicht ganz reif, in Europa aber könnte sie wohl allmählich völlig gereift seyn. (Schluß folgt.)

*) Die Folgen dieser Verordnung machten sich bald fühlbar; unter den 101,000 Einstehern im Jahre 1841 befanden sich 27,000 alte Soldaten.

Goldklumpen im Ural.

(Bulletin de l'académie des sciences. 9 Janv.)

Die Minen von Zarewo-Nikolajewsk und Zarewo-Alexandrowsk, im südlichen Theil des Ural auf dem asiatischen Abhang gelegen, haben schon über 6500 Kilogr. Gold geliefert. In dem Goldsande von Miask fand man im Jahre 1826 den großen Goldklumpen von 10 Kilogr. und mehrere andere von 4 bis 6½ Kilogr. wurden nur einige Zoll unter der Rasendecke gefunden. Seit dem Jahre 1837 schienen die Minen von Nikolajewsk und Alexandrowsk erschöpft und man suchte neue Lager in der Nähe, namentlich längs dem Bache Taftka Targanka. Diese sumpfige Ebene zeigte sich sehr reich, und schon im Anfang des Jahres 1842 war das ganze Thal ausgebeutet, bloß mit Ausnahme desjenigen Theils, den die Gebäude zum Auswaschen des Goldes einnahmen. Während des Sommers 1842 beschloß man diese Gebäude niederzureißen und entdeckte hier gerade unter einer Ecke einen Goldklumpen von 36 Kilogr. an Gewicht. Der Goldklumpen, den man im Jahre 1502 auf Hayti beim Auswaschen im Flusse Hayna fand und der mit dem Schiff, mit welchem Bobadilla, Roldan und der kriegerische Cacike Guarionex untergingen, ins Meer versank, wog zwischen 14 und 15 Kilogr. Derjenige, welchen man im Jahre 1821 in den Vereinigten Staaten in der Grafschaft Rafon fand, wog 21,70 Kilogr. Die Zunahme des Ertrags der Goldwäschereien in Rußland, namentlich in Sibirien, östlich von der Meridiankette des Ural, ist so groß, daß sie im Jahre 1842 sich auf 16,000 Kilogr. belief, wovon Sibirien allein 7800 lieferte.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

3. Manilla.

(Schluß.)

Zweimal in der Woche spielen um 8 Uhr Abends vor dem Hause des Gouverneurs die Regimentsmusiken. Wir waren angenehm erstaunt,

Digitized by Google

gutgespielte Ouvertüren aus dem Khalifen von Bagdad, der Norma und andern Opern zu hören. Drei Chöre von Blasinstrumenten aus den in Manilla stehenden Infanterieregimentern sind auf dem Platze aufgestellt, jedes spielt der Reihe nach eine Ouverture, dann einen Marsch, und unter letzterem wird nach der Caserne gezogen, wo die Musik noch bis 10 Uhr fortdauert. Zu dieser Musik strömt die ganze Stadt zusammen; ein Theil der Damen sitzt in ihren Equipagen, und hört statt auf die Musik auf die Complimente ihrer Anbeter, andere gehen auf der breiten Straße vor dem Hause des Gouverneurs auf und nieder, und die ganze belebte Scene macht unter dem wunderbaren tropischen Himmel einen eigenthümlichen Eindruck. Die Spielleute bestehen aus Tagalen, die ein besonderes Talent zur Musik haben: sie lernen schnell neue Stücke, vergessen sie aber auch bald wieder. Der Capellmeister ist ein Franzose, der früher in der großen Armee diente und viele Napoleonische Feldzüge mitgemacht hat.

Wer in Manilla sich aufhält, besucht auch die große Cigarrenfabrik; mir wurde aber dieß nicht zu Theil, so wie ich denn auch die Hahnenkämpfe nicht sah. Die Cigarrenfabrik konnte ich nicht besuchen, weil an dem Tage, wo ich mich in der Stadt befand, eben ein katholischer Feiertag war; letztere aber kann man nur an Sonntagen sehen, und am Sonntag waren wir bereits wieder segelfertig, und erwarteten nur einen günstigen Wind, um die Anker zu lichten. Die Fabrica de tabacos in Manilla wird auf Kosten der Regierung betrieben und bildet ihr Hauptmonopol, deßhalb darf niemand Tabak bauen ohne besondere Erlaubniß, und für diese Erlaubniß muß, wie sich von selbst versteht, bezahlt werden. Um diese Verbotsmaßregel streng aufrecht zu erhalten, unterhält die Colonialverwaltung eine besondere Wache, welche den Tabak auch da untersuchen muß, wo er wild wächst. Die philippinischen Inseln, und namentlich Luçon, erzeugen einen vortrefflichen Tabak, und mit wenig Arbeit könnte dieß ein sehr bedeutender Handelszweig werden, und somit den Wohlstand des Volks bedeutend vermehren, wenn das Monopol nicht wäre. Aber die engherzigen Berechnungen des spanischen Colonialregiments streben, weit entfernt, das Aufblühen der Colonien zu befördern, gleichsam nur dahin, demselben Fesseln anzulegen. Noch vor nicht gar langer Zeit durften Fremde sich nicht im Innern Luçons niederlassen und Plantagen daselbst anlegen. Die trägen Spanier sehen mit Neid die Bereicherung einiger wenigen hier angesiedelten Fremden, deren Arbeitsamkeit dem Reichthum des Bodens, der an Fruchtbarkeit und Vegetationsfülle den schönsten Strichen Indiens und Südamerika's nichts nachgibt, alle möglichen Vortheile zu entlocken weiß. Noch mehr widersetzt sich den Neuerungen, so nützlich diese auch seyn mögen, die Geistlichkeit, welche, wie schon bemerkt, eine unglaubliche Macht über das abergläubische und rohe Volk ausübt. Jetzt ist aber ihre Gewalt bedeutend vermindert, und darum ist auf viele nützliche Veränderungen zu hoffen, um so mehr, als der jetzige Generalcapitän ein charakterfester und verständiger Mann ist. Nichtsdestoweniger kamen uns Gerüchte zu Ohren, die wahrscheinlich von der Geistlichkeit ausgestreut sind, daß man alle Fremden aus Manilla verjagen wolle. Das Mißtrauen und die Furchtsamkeit der Colonialregierung, die ohne Zweifel aus dem innern Gefühl ihrer Schwäche entspringen, sind unglaublich. Die Ankunft irgend eines fremden Kriegsschiffes, namentlich wenn dasselbe die Flagge einer großen Macht führt, erweckt schon Furcht bei den hiesigen Behörden. Der unbedeutende Umstand, daß wir unsern Cours nicht hemmen wollten, um einen Lootsen aufzunehmen, der nicht beizulegen verstand, wurde mit verschiedenen Uebertreibungen erzählt, erschreckte ganz Manilla, und war die Ursache unfreundlicher Maaßregeln. Den Naturforscher der französischen Corvette Danaide wollte man nicht ins Innere von Luçon gehen lassen, um hier seinen gelehrten Forschungen nachzugehen, in der Ansicht, sein Zweck sey ganz anderer Art. Ihre Furcht ist auch vielleicht nicht ganz unbegründet, weil Spanien, durch innere Unruhen geschwächt, nicht im Stande ist, seine Colonien zu vertheidigen, und alle Vernünftigen sind der Ansicht, daß sie beim ersten europäischen Krieg alsbald in die Hände der Engländer fallen werden, denen die philippinischen Inseln allerdings ein leckerer Bissen seyn möchten. Sehr wahrscheinlich ist auch, daß die philippinischen Inseln, durch das Beispiel der andern spanischen Colonien gelockt, sich von Spanien lossagen. Die Faulheit und Unwissenheit der Einwohner, so wie die mit der gesunden Ansicht in Widerspruch stehenden Bedrückungen von Seite der Colonialregierung sind die Hauptursachen des kläglichen Zustandes der Industrie und des Handels auf den Philippinen. In den Händen der Engländer oder Holländer würde diese Colonie bald ein ganz anderes Ansehen bekommen. Jetzt schon ist der ganze Kleinhandel in den Händen der Chinesen, der Großhandel in den Händen der Fremden und zum Theil auch der Chinesen.

Nur die Treue des vorigen Generalcapitäns erhielt dem spanischen Thron die philippinischen Inseln zu der Zeit, wo alle seine Colonien in Südamerika die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten. Wenn die Colonialregierung verständig genug ist, zu ihrem eigenen Vortheil und zum Wohl des Volks vielen für die Nationalindustrie drückenden Maaßregeln zu entsagen, so kann Spanien allerdings noch lange seine Herrschaft über die philippinischen Inseln behaupten. Sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen, ist sehr schwer, was die Engländer bereits erfahren haben. Manilla ist gut befestigt und kann zu seiner Vertheidigung 5000 Mann regulärer Truppen stellen, die größtentheils aus Eingeborenen bestehen. Außerdem wäre es unter der mächtigen Mitwirkung der Geistlichkeit nicht schwer, zur Vertheidigung der spanischen Flagge eine starke Miliz aufzubieten, und dann würden, um sich der Colonie zu bemächtigen, sehr bedeutende Streitkräfte nöthig seyn. Aber zu einem glücklichen Widerstande gegen äußere Feinde wäre eine innige Uebereinstimmung unerläßlich. In Manilla aber ist die bürgerliche und die geistliche Gewalt im Streite; die bürgerliche Gewalt hat nicht die Zuneigung des Volks, weil sie die Entwicklung der Industrie hindert, die geistliche Gewalt aber wird durch die Ausschweifungen und das unordentliche Leben ihrer eigenen Mitglieder geschwächt, so wie durch die Ausbreitung der Aufklärung im Volke, welches nach und nach aus seiner geistigen Erstarrung heraustritt, und die Unbilligkeit mancher Ansprüche der Geistlichkeit zu begreifen anfängt.

Vermehrte Anwendung des Eisens. Die unglaublich niedrigen Eisenpreise, die gegenwärtig in England um ein ziemliches unter dem Erzeugungspreise stehen, munterte zu immer ausgedehnterem Gebrauch auch in der Schifffahrt auf. Nach dem Mining Journal (s. Monit. industr. 7 Mai) sind gegenwärtig zwei eiserne Dampfboote auf den Werften von Liverpool beinahe fertig und drei andere sollen demnächst angefangen werden. Hölzernes wird gegenwärtig gar keines gebaut.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Der Emporkömmling.

Am Tage unseres Einzugs in Ispahan wurden wir zuerst von dem jüngsten Sohne des zweiten Staatsministers Sr. persischen Majestät, einem Knaben von etwa dreizehn Jahren, eingeholt. Er empfing uns mit der Ruhe eines alten Höflings. Nachdem er die gewöhnlichen Eingangsbegrüßungen: Ihr seyd willkommen! Ihr erweiset uns Ehre! Seyd Ihr munter? Wie befindet Ihr Euch? Es fehlt Euch doch nichts? abgemacht, folgte eine Pause, nach welcher der kleine Held seine eingelernten Höflichkeiten nochmals von vorne, zu unserer nicht geringen Ergötzlichkeit, wiederholte.

Dem Reisenden, der von Süden kommt, gewährt Ispahan einen grandiosen Anblick. Entzückt von diesem ruft der Perser aus, sein Ispahan sey „nisfeh djchehan," — die halbe Welt!

Für Fremde wie für Heimische sind die Bazars ungemein amusant; alles strömt dort zusammen, Unterhaltung und Erholung zu suchen. Jede Classe der bunten persischen Gesellschaft lernt man hier kennen; manche durch die Mährchen der Tausend und Eine Nacht uns bekannt gewordene Scene findet man hier verwirklicht: der junge Kaufmann aus Armenien, die Frau von Stande auf ihrem Maulesel, von ihrem Hämling und ihrer Sklavin begleitet, der jüdische Arzt, der Dalal oder Waarenausrufer, der Bartputzer, Barbar, in einer kleinen Bude sitzend, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Jeder erscheint hier in seinem Berufe, jedes Gewerbe ist hier in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu sehen. Die Mollas oder Rechtsgelehrten sieht man gewöhnlich auf Mauleseln umher reiten, um Personen und Sachen zu mustern. Ihr Stand und ihre Würde bringt es mit sich, auf weißen, aus Arabien kommenden Eseln zu reiten.

Wir speiseten bei dem Hrn. Minister, dessen Sohn uns so artig begrüßt hatte. Erst saßen wir in einem kleinen traulichen Gemach, tranken Kaffee und rauchten dazu, dann wurden eingemachte Früchte, Confituren und andere Leckereien aufgetragen, auch Eis fehlte nicht; hierauf wurde von einigen Dienern abgeräumt und das Haupttessen angekündigt. Der Minister lud uns ein, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen, wo wir ein auf europäische Weise angerichtetes Mahl vorfanden. Im ganzen Orient hat der Herr des Hauses das Recht, jeden so hoch hinaufzusetzen als ihm beliebt. Davon hatten wir ein Beispiel, denn als die Gesellschaft bereits vollzählig war, kam der Statthalter von Kaschan, ein bescheidener, obwohl sehr vornehmer Mann, und nahm ganz unten Platz. Da wies ihm der Minister, welcher ihm schon durch seine ausgezeichnete Begrüßung seine besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatte, einen höheren Sitz an, den er ihn einzunehmen bat. Geschmortes Geflügel mit trefflichem Reis, gebratenes Lammfleisch und Eierkuchen bildeten die Hauptbestandtheile der Mahlzeit. Nach derselben wurde, da es bereits zu dunkeln begann, im Hofe ein Feuerwerk abgebrannt; glänzende Raketen zischten durch die Lüfte, bengalische Feuer erhellten die dunkeln Mauern.

Während dieses Schauspiels sahen wir ein Weib mit stark bemaltem Angesicht und phantastischem Kopfputz an dem Fenster eines der kleinen obern Gemächer. Ihre muntern Blicke aus den großen, glänzenden Augen bewiesen, daß sie sich nicht ungern von uns bemerkt sah. Es währte aber nicht lange, so flog das Fenster zu. Diese Schöne, wer sie auch seyn mochte, erinnerte mich an die Königin Isabel, welche ebenfalls ihr Angesicht schminkte, ihr Haupt schmückte und zum Fenster heraussah, wie geschrieben steht in den Büchern der Könige.

Da die Geschichte des Herrn Ministers, der uns so trefflich bewirthete, Einsicht gewährt in die wechselnden Ereignisse persischen Lebens, so dürfte folgende biographische Notiz über ihn willkommen seyn. Ursprünglich war er Gewürzkrämer in Ispahan, wo er und seine Familie geboren sind. Seine erste Erhebung aus dieser Niedrigkeit war, daß er Ketkoda oder Viertelsmeister wurde. Bereits auf diesem Posten, wußte er sich bei Hofe durch diverse Aufmerksamkeiten beliebt zu machen. Dann wurde er Stadtdirector in Ispahan, und nach einigen

Digitized by Google

Jahren Thabit oder Kreisdirector. Durch eine zweckmäßige und gerechte Verwaltung, deren er sich alles Ernstes befleißigte, erhielt sein Name einen guten Klang. Nun machte er sich bei dem Könige durch ein großes Geschenk ungemein beliebt, und weil der damalige Statthalter in Ispahan ein ausschweifender, ungerechter und harter Mann war, gelang es ihm, dessen Absetzung zu bewirken und selbst Statthalter zu werden. Nun wußte er durch seine genaue Kenntniß des Handels und aller Hülfsquellen der Stadt die Einkünfte wie noch nie zuvor zu steigern. Er ward Handelsgenosse jedes Krämers, Pächters und Kaufmanns, half denen die es brauchten, mit Baarschaft aus, und unterstützte die, deren Gewerbe schon schwunghaft war. Auf diese Weise schien er Wohlthaten zu erzeigen, steigerte aber doch nur durch seine vielen Monopole die Preise fast aller Waaren. Da jedoch diese Einkünfte scheinbar ohne Bedrückung der Landleute erhoben wurden, so galt er für einen großen Finanz- und Rentbeamten, und stieg, trotz aller Gegenstrebungen seiner Feinde, reißend schnell im Vertrauen des regierenden Herrn und in Ehrenstellen. Als der jetzige König den Thron bestieg, sicherten ihm sein Eifer, seine Ergebenheit, besonders aber seine großartigen Geschenke die Fortdauer fürstlicher Gunst, und endlich ward er zweiter Wesier. Wie er den Reichthum erworben, wodurch er aus seinem Gewürzladen, aus seinem Spezereigeschäft sich empor arbeitete, ist nicht ganz genau bekannt. Seine Feinde sagen, während der letzten Bürgerkriege in Persien wäre tief in der Nacht ein Zug von Dschafar Khan's Maulesel dicht an seinem Hause vorüber gezogen; zwei hätten sich zufällig von den übrigen getrennt und in seinen Hof verlaufen; sie wären mit Schmuck, mit Edelsteinen und andern Sachen von großem Werth beladen gewesen, welche er sich nach dem Sturz dieses Fürsten zugeeignet habe. Es wäre das ein hübsches Zwischenspiel in einem arabischen Nachtmährchen, und allerdings muß er wohl auf diese oder andere Weise Mirza Schefi, dem damaligen ersten Ministre, Geschenke gemacht haben, um nur vor ihn kommen zu dürfen.

Es kann kein auffallenderes Beispiel als ihn geben, wie wenig erlauchte Geburt, Geistesbildung oder andere Gaben nöthig sind, um in Persien ein Staatsmann zu werden. Lesen und Schreiben mußte er freilich, als er nun stieg, lernen; es ist ihm aber so schlecht gelungen, daß er nicht im Stande ist, einen gewöhnlichen Aufsatz zu fertigen. Einst sollte er in einer Audienz bei dem König ein Verzeichniß eben eingegangener Geschenke ablesen; da machte er einen solchen Versstoß, daß Se. Majestät in Zorn geriethen, und ihn beinahe mit höchsteigenen Händen tüchtig abgestraft hätten, wie weiland Kaiser Peter den Menzikof. Da zog sich der Glückspilz durch augenblickliche Erlegung einer beträchtlichen Summe Geldes, als Entschuldigung seiner Unwissenheit, aus der Verlegenheit. Sancho Pansa verstand das Ding doch besser.

Indessen in seinem besondern Fache, Geld zu erheben, neue financielle Hülfsquellen ausfindig zu machen, um des Königs Cassen zu spicken, hat ihn vielleicht noch keiner in Persien übertroffen. Gleichwohl sind die Ispahaner, von welchen doch die Gelder bezogen werden, im Ganzen recht gut auf ihn zu sprechen. Er setzt seinen Stolz darein, die Stadt zu verschönern, so wie auch ihre nächsten Umgebungen, und das ist ihm offenbar gelungen. Die öffentlichen Gebäude sind ausgebessert, zweckmäßig hergerichtet und verschönert, neue Gärten, neue schattenspendende Anlagen angepflanzt worden. Der Landbau ist bedeutend gediehen und allgemein scheint mehr Wohlhabenheit verbreitet als früher.

Die meisten Häuser in Ispahan sind ein Geschoß hoch, aber der Abtheilungen darin so viele, daß selbst die kleinsten eine bedeutende Baustelle einnehmen; was in unsern europäischen Wohnungen durch die Höhe gewonnen wird, geht in Persien, Indien und andern orientalischen Ländern in die Breite. Das Innere der Häuser ist, wie in allen despotisch regierten Staaten, weit besser als es von außen scheint. Wo von der Straße aus fast nichts von einem Hause zu sehen ist als eine kahle Mauer, bleibt für äußere Zierden wenig Raum. Diese fortlaufenden Mauern ohne Fenster geben den Straßen von Ispahan ein geheimnißvolles, ganz eigenthümliches Gepräge. Aus den kleinen Maueröffnungen guckt zuweilen ein verschleierter Eunuch oder ein neugieriges Weibchen auf die unten Vorübergehenden, wodurch das Unheimliche nur noch erhöht wird. Man denkt an Schilderungen von Hafis, von Ferdusi, von Dschelaleddin, von Kosru und Schirin.

Die Eingänge von der Straße in die Häuser sind meist klein und niedrig. Eines armen Mannes Thür ist kaum drei Fuß hoch, und das ist eine Vorsichtsmaaßregel, auf daß die Schergen der Großen nicht hineinreiten und Gewaltstreiche ausüben. Nur eines vornehmen und mächtigen Mannes Wohnung erkennt man an der Pforte, welche je nach der Eitelkeit des Eigenthümers hoch oder höher ist. Eine hohe Pforte ist im ganzen Orient eines der königlichen Ehrenzeichen.*)

Dergleichen Zierart eines Wohnhauses zieht die Blicke der Menge so sehr an, daß, wer für reich gehalten zu werden fürchtet, sie sorglich vermeidet, um den König, die Statthalter und andere hohe Herrschaften nicht lüstern zu machen. Die Kaufleute von Ispahan, unter welchen es einige sehr reiche gibt, haben absichtlich ganz kleine, winzige Eingänge an ihren Häusern, während inwendig große Ueppigkeit herrscht. So hielten es auch die Juden während des ganzen Mittelalters allenthalben im Abendlande, um von übermüthigen Dynasten nicht überfallen zu werden. In der asiatischen Türkei sind manche Leute so eitel, daß sie ein an sich kleines Haus mit einer Pforte, wie sie einem Palast zukäme, versehen; aber sie bezahlen auch gewöhnlich ihre Schaustellung gar theuer. „Wer seine Thüre hoch macht, ringet nach Unglück!" sagt schon der weise König Salomo.

*) So war es auch in der Vorzeit. Die Thore von Zion, Susa, Babylon, Damaskus, Tyrus werden in den Büchern des alten Bundes sehr häufig mit Hindeutung auf ihre Größe erwähnt. Im diplomatischen Verkehr heißt bekanntlich noch immer das türkische Cabinet die hohe Pforte.

Digitized by Google

Das neue französische Recrutirungsgesetz.

(Schluß.)

Man erkennt deutlich aus dem Obigen, wie sehr es sich darum handelt, nicht bloß einen Stamm alter Soldaten zu erhalten, sondern überhaupt die Zahl derer zu vermehren, welche das Kriegshandwerk zu ihrer Lebensbeschäftigung machen. Die Gefahr indeß, daß dieß zu weit gehen könne, ist nicht groß, denn der Sold des Kriegers ist gegenwärtig, England ausgenommen, wo das alte Werbsystem noch in voller Kraft besteht, viel zu gering, als daß es viele verlocken sollte, diese Bahn einzuschlagen, wenn irgend eine andere offen steht. Wird hier der Staat durch Gewährung eines höhern Soldes ins Mittel treten? Die Aussicht dazu ist sehr gering, und es würde dadurch auch der Kriegsdienst den für unsere jetzigen Ansichten und Verhältnisse nothwendigen Charakter des Zwangsdienstes, der in der Mehrzahl immer bessere Soldaten liefert, als der freiwillige, verlieren. Doch dieß Capitel würde uns zu weit führen, und wir kommen deßhalb auf denjenigen Punkt, der für den Augenblick der interessanteste ist, weil er zeigt, wie ein Theil der Aushebung doch wieder ins Werbsystem zurückschlägt und immer mehr zurückschlagen muß.

Wir haben oben erwähnt, welch ungeheure Summen in Frankreich durch dieß Einstehersystem umgesetzt werden; die niederste Angabe ist 15—16 Mill. Fr., die höchste 32 Mill. Bis jetzt mengte sich der Staat gar nicht in den Vertrag zwischen Recrut und Ersatzmann, und auch in der letzten Verhandlung noch bemerkte der Jurist Persil mit doctoraler Weisheit, der Staat könne in diesen Privatvertrag rechtlicher Weise gar nicht eingreifen, als ob nicht der Staat der erste Betheiligte bei der Sache wäre. Große Unordnungen waren die Folge dieser Unterlassungssünde: einige Soldaten gaben das empfangene Geld der Regimentscasse, oder einzelnen Officieren, ja selbst Unteroffizieren zum Aufheben. Mit diesem Gelde wurde nicht immer gut gewirthschaftet, und oft erfolgte Verlust ohne Schuld der Depositäre. Sehr vieles von diesen Geldern blieb bei den Assecuranzcompagnien liegen, von denen einige Bankerott machten, eine derselben mit 1,800,000 Fr. Doch dieß waren noch unbedeutende und temporäre Nachtheile, verglichen mit andern, bei dem Einstehersystem vorkommenden Umständen. Wir wollen sie schildern mit den Worten eines Mitglieds der Pairskammer, Hrn. Bourdeau, in der Sitzung vom 22 April. „Lange vor der Zusammenberufung der Conscriptionspflichtigen durchreisen die Agenten der Versicherungscompagnien die Departements und greifen alle jungen Leute auf (raccoler ist der Kunstausdruck), deren sie nur irgend dahaft werden können, so daß wer einen Einsteher finden will, genöthigt ist, sich an diese Agenten zu wenden. Die angeworbenen jungen Leute werden nun in besondere, zu ihrer Empfangnahme eingerichtete Häuser gebracht, hier bis zu dem für die Conscription anberaumten Tage zusammengehalten, und zu allerlei Ausgaben, angeblich auf Kosten dessen, für den sie einstehen, veranlaßt. An dem anberaumten Tage werden sie gekleidet wie zu einem Fest, nach geschehener Untersuchung, wenn sie als Einsteher angenommen sind, kehren sie in ihren bisherigen Aufenthaltsort zurück, und hier benützt man nun ihre Neigung zur Verschwendung, um sie zu Ausgaben zu veranlassen, für die man sich durch Zurückbehaltung eines Theils ihres Einstehergeldes entschädigt; auch werden besondere Agenten an sie geschickt, um sie zu allerlei Abtretungen und Uebertragungen der zu empfangenden Gelder zu vermögen. So durch Wirthshäuser und durch gewinnsüchtige Agenten ruinirt, kommen sie bei ihrem Corps an, und haben gewöhnlich schon ein Drittheil, die Hälfte, ja drei Viertheile ihres Einstehergeldes vergeudet. Mit der Verzweiflung im Herzen, daß sie auf Jahre hinaus ihre Freiheit gegen eine unbedeutende Entschädigung aufgeopfert haben, werden sie eingereiht, und wie sollte nicht diese Stimmung auf ihr Betragen einwirken? Daher die Vergehen und die Verbrechen." Glaubt man hier nicht eine Weebergeschichte aus dem vorigen Jahrdundert zu hören? Die Regierung konnte dem Scandal unmöglich länger zusehen, da die Zuverlässigkeit der in Dienst getretenen Mannschaft darunter allzusehr litt, und machte in dem neuen Gesetze die (in Deutschland längst geltende) Verordnung, daß der Vertrag zwischen dem Recruten und dem Ersatzmann gerichtlich gemacht, daß das ganze Einstehergeld an die Militärcasse entrichtet werden müsse und alle Nebenverträge verboten und nichtig seyen.

Das klingt nun ganz gut, hat aber auch seine bedeutenden Nachtheile, und die Folgen müssen sich in wenigen Jahren zeigen. Der Einwurf, daß der Staat durch die Verwaltung von 80 bis 100 Millionen Einstandsgelder sich eine ungeheure Last aufbürde, ein Einwurf, auf den ein starkes Gewicht gelegt wurde, kann nicht gelten. Die Nothwendigkeit diese Gelder zu übernehmen ist da, und dieser Nothwendigkeit müssen alle andern Rücksichten weichen. Allein mit dieser einzigen Verlegenheit ist die Sache nicht abgethan; wir haben oben gesehen, daß einzelne Departements die nöthige Anzahl Recruten gar nicht, andere nur mit genauer Noth stellen können, und daß die Vorschrift des Kriegsministers, die Einsteher nur aus dem Departement zu nehmen, in welchem der Ausgehobene ansässig ist, an der daaren Unmöglichkeit scheiterte. Sind nun Ausgehobene und Einsteher so weit von einander entfernt, daß es dem Einzelnen unmöglich ist, sich einen solchen zu verschaffen, so müssen die Versicherungscompagnien oder der Staat wieder ins Mittel treten. Die erstern haben bis jetzt ihren Hauptvortheil von den Ersatzmännern bezogen, die um einen Theil ihres Geldes auf allerlei Weise betrogen wurden; da nun aber der Staat durch das neue Gesetz die Möglichkeit dazu abschneidet, so müssen die Compagnien sich an denen erholen, welche einen Ersatzmann suchen. Der Preis der Ersatzmänner muß also steigen, und allmählich auf die mittleren, mit kriegstauglichen Leuten schwächer versehenen Departements als eine furchtbare Last drücken. Elsaß stellte in diesem Jahre für sich selbst 4000 Recruten, und als Einsteher weitere 4000 Mann; schlägt man nun das Einstehergeld nur zu 1500 Fr. für den Mann an, so ergibt dieß eine Summe von 6 Millionen Fr., welche von den innern Departements an Elsaß allein bezahlt wird. Steigt nun der Mittelpreis für den Einsteher auch

Digitized by Google

nur auf 2000 Fr., — und einige wollen, wie oben bemerkt, 2000 Fr. jetzt schon als den Mittelpreis ansehen — so steigt die Summe für 16,000 Einsteher auf 32 Mill. Fr. jährlich, und der Staat hat somit für die acht Dienstjahre die ungeheuee Summe von 256 Mill. Fr. zu verwalten.

Man hat dem neuen System des französischen Ministeriums, welches wie schon bemerkt, in Deutschland seit langer Zeit gewöhnlich ist, den nicht unbegründeten Vorwurf gemacht, es bleibe auf halbem Wege stehen, es sey ein Mittelsystem zwischen dem gemeinen Rechte, welches den Vertrag zwischen Ausgehobenem und Ersatzmann ganz den beiden Verteagenden überlaßt, und dem viel einfachern, offenern System, daß der Staat selbst gegen eine bestimmte Summe die Stellung der Ersatzmännee übernehme. Letzteree Vorschlag ist auch schon in Deutschland gemacht woeden, hat aber den Nachtheil, daß dadurch die Regierung wieder zu einem Act Werbsystem greifen muß; auch in Frankeeich hat der Staat sich gescheut, geradezu den Geundsatz auszusprechen, daß man den persönlichen Kriegsdienst abkaufen könne. Der Einwurf ist nicht unerheblich, und wird sich schwer beseitigen lassen. Bis jetzt sind die Regierungen diesem unangenehmen Scheitt dadurch ausgewichen, daß sie das Einstehen von ausgedienten Soldaten möglichst begünstigten, wie es auch schon das Interesse des Dienstes mit sich brachte. Damit aber wird man auf die Länge nicht auskommen, namentlich nicht in Frankreich, wo die Zahl der Einsteher immer noch im Zunehmen ist, und nur durch den steigenden Peeis dee Ersatzmänner, also durch die Unmöglichkeit solche zu stellen, vermindert werden kann.

In Deutschland, wo es an dienstauglicher Mannschaft nirgends fehlt, wo nur einzelne beschränkte Localitäten in einem ähnlichen Falle sind, wie in Frankreich eine gute Anzahl Deparetements, ist die Frage noch bei weitem nicht so praktisch geworden; man darf aber wohl auf das, was in Frankreich geschieht, die Augen gerichtet halten, denn die Erscheinung, daß die Kriegstüchtigkeit der Masse der Nation im Abnehmen ist, steht in Frankreich keineswegs vereinzelt da; sie gibt sich in Deutschland und England kund, und hängt mit gar vielen politischen Verhältnissen zusammen. Man ist schon häufig gleich bei der Hand gewesen, die Schuld dieser Verkümmerung der des Menschengeschlechts, dee wachsenden Industrie und den Fabriken zuzuschreiben. Letzteres ist allerdings local richtig, aber bei weitem nicht in dem Umfang als man häufig glaubt, wovon das Elsaß, welches eine dee gewerbsamsten Provinzen Frankreichs ist, und dennoch eben so viel Ersatzmanner stellt, als die Provinz selbst Soldaten zu liefern hat, den deutlichsten Beweis abgibt. Es ist schwer, die lange Kette von Uesachen anzugeben und nachzuweisen, in letzter Instanz liegt sie aber immer in unsern modernen Staatsverhaltnissen überhaupt, wo die große Last dee Steuern mehr oder minder verdeckt auf die niederste Classe fällt, welche ihren Unterhalt mit ihrer Handearbeit zu verdienen hat, und außer ihrer körperlichen Kraft nichts besitzt. Die Regierungskunst der nächsten Jahrhunderte muß darin bestehen, die Masse wieder physisch und geistig zu heben, dann werden tausend Dinge von selbst ins Geleis kommen, an denen man jetzt fruchtlos herumstümpert. Die in Deutschland herrschende Ansicht, alles zum Waffendienst zu bilden, ist als Idee vortrefflich, bis jetzt ist aber die Ausführung auf unendliche Hindernisse gestoßen. Das preußische System wird in die Länge, wenn es wirksam bleiben soll, ungeheure Summen kosten und allzu lästig fallen; werden aber die Summen nicht darauf verwendet, so verfällt es in ein kostspieliges und doch untaugliches Milizsystem. Der Satz, daß stehende Heere dem jetzigen Bedürfnisse der Staaten nicht mehr genügen können, bleibt immer richtig, die Aufgabe aber, in welcher Art man dem stehenden Heeee eine nationale Geundlage geben, und zugleich den immer unabweislichern Anfoedeeungen des Dienstes, der eine geößere Anzahl alter versuchter Soldaten braucht, entsprechen solle, ist bis jetzt noch auf keine genügende Weise gelöst worden. Man hat diese Frage in der Pairskammer discutirt in dem Streit über die Reserve; da abee dieß in zu viele militärische Details eingeht, so müssen wir uns einer nähern Ausführung enthalten.

Miscellen.

Das historische Institut in Frankeeich sollte am 14 Mai im Palast Luxembueg den neunten historeischen Congreß eeöffnen. Die Gegenstände, welche daselbst discutirt weeden sollten, sind sehr gemischter und zum Theil solchre Art, daß sie wohl das Studium eines gründlichen Foeschees in Anspruch nehmen, zu einee Discussion aber keineswegs langen. Das Echo du Monde Savant vom 11 Mai zählt diese Fragen auf und wir heben meekwürdigkeitshalbee einige deeselben aus. Allgemeine Geschichte: „welches sind die charakteristischen Züge eines Urvolks und bei welcher Nation Europa's finden sich diese? Welches ist von allen Völkern der Erde dasjenige, dessen Ursprung ins höchste Alter hinaufsteigt? Man soll den Zustand der Gewerbe vor und während der Römerhereschaft in Gallien näher angeben." Was läßt sich wohl bei einer allgemeinen Discussion übee solche umfassende Aufgaben sagen? Doch es kommt noch besser. In der zweiten Abtheilung, Geschichte der Sprachen und Literaturen, ist die Frage gestellt: „was war der Einfluß dee germanischen Sprache auf die romanischen?" Man möchte es fast als einen Beweis ansehen, wie wenig diese Frage verstanden wird, wenn man die gleich darauf folgenden Fragen eewägt, nämlich, welchen Einfluß die spanische und italienische Literatur und Sprache auf die französische gehabt hätten. Zum Schluß ist noch die Frage angehängt, welchen Einfluß dee Romanticismus auf die französische Sprache ausgeübt. Aus dee Geschichte der physikalischen, mathematischen, politischen und philosophischen Wissenschaften sind noch weitere fünfzehn, aus der Geschichte der schönen Künste drei Fragen aufgestellt. Unter den ersten sind Nr. 6 „eine oergleichende Analyse dee meeovingischen (soll heißen: fränkischen), burgundischen und westgothischen Gesetzbücher," und Nr. 9 „über den Einfluß dee Völkeewandeeungen im 4ten und 5ten Jahrhundert auf den gesellschaftlichen und intellecteellen Zustand Eueopa's," nicht die schwersten, und was die schönen Künste betrifft, so soll „der Ursprung, die Fortschritte und der Veefall der gothischen Architektur" in aller Eile historeisch nachgewiesen weeden.

Typhöses Fieber bei den Thieren. Ein Hr. Rayer will die Entdeckung gemacht haben, daß auch Thiere von typhösen Fiebern befallen weeden können. Er seciete ein Thier, — einen jungen Esel von sechs Wochen, — und glaubte alle Symptome eines typhösen Fiebers zu erkennen. (Echo du Monde Savant vom 4 Mai.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwoetlicher Redacteue Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1843.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

Erster Artikel.

Panem et Circenses! war immer das Losungswort der Pariser, ist es noch und wird es bleiben; denn darin ist die Masse der Nation bei allen übrigen Trennungen und Spaltungen in Meinungen und Ansichten eines und ungetheilt. — Und so war es ja auch bei den alten Römern, mit welchen man hier die Neufranken bis in ihren ausschweifendsten Lastern so gern vergleicht. „Brod und Schauspiel!" — Sie haben jetzt beides in Ueberfluß, und als das erstere fehlte, blieb ihnen doch das letztere zur Sättigung ihres Hungers nach Lustbarkeiten und Genüssen, dem sie täglich und stündlich fröhnen. Auch an den schlimmsten Tagen des Schreckens, da der Kopf des unglücklichen Ludwigs XVI fiel, das Blut der Girondisten in Strömen vom Blutgerüste floß, die Hekatomben von Bürgern von Robespierre's Henkern geschlachtet wurden, waren die Schauspielhäuser gedrängt voll! Vom Blutgerüste des Revolutionsplatzes ging es in die Komödie! — Robespierre, der den Leichtsinn der Nation kannte, beförderte auf alle Weise die Befriedigung dieses Hanges, und fünfzehn Schauspielhäuser wurden täglich geöffnet. Dem Tyrannen und seinen Büttlein, den Proconsuln in den Departementen, fehlte bloß der Apparat von Löwen und Tigern und ein Amphitheater von Rom oder Verona; sie würden sonst, um auch hier römisch oder veronisch sich zu zeigen, dem Volk öffentliche Thierkämpfe gegeben, und die Tausende, welche in Masse durch die Guillotine, durch Erschießungen und Ertränkungen umkamen, den Ungeheuern vorgeworfen haben, und der blutdürstige Pöbel hätte, der Neuheit dieser Zerfleischungen wegen, so ruhig zugesehen, als er jenen Metzeleien der besten Staatsbürger zusah. In Ermangelung jenes kostbaren Apparates und passenden Locals that freilich die wüthende Schreckensregierung alles, die Theater zu vandalisiren und aus dem Charakter des Volkes alle Sitte zu verbannen; aber sie ist Gottlob in ihren Reformationsversuchen schmählich gescheitert. Wenn man die alten Franzosen klagen hört, daß die Nation durch die Revolutionszeiten an Feinheit und Artigkeit sehr verloren habe, so muß ihnen der Fremde das freilich glauben, wenn er den vorigen Zustand nicht kennt; ebenso muß er es ihnen glauben, daß man vorher auch in den Schauspielhäusern beinahe wie in den Salons der vornehmen Welt lebte, und bei weitem mehr Urbanität zeigte, obgleich, wer aus England und Deutschland kommt, hier genug anzutreffen meint. Allgemein ist die Aeußerung, wenn man sich über den Anstand und die Ruhe in den großen Theatern wundert, das sey nichts gegen die Schicklichkeit und Stille der guten alten Zeit, man müsse vor der Sündfluth, d. h. vor der Revolution, hier gewesen seyn, um das recht würdigen zu können. Fragt man dann nach den Veränderungen, so steht bei ihnen voran die französische Feinheit, welche ein Ausländer kaum ahnen möchte (so belieben sie sich auszudrücken), von der so vieles dahin sey, was man wieder kaum ausdrücken könnte. Und freilich kann man ihnen darin wohl etwas glauben, denn diese Feinheit ist wirklich den deutschen Fingern oft zu fein zum Ergreifen. Ferner klagen sie, das Zischen und Klatschen sey lauter und plebejisch lärmender geworden, als es zu den stillen, royalistischen Zeiten war. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich dieses, so weit es überall anständig ist, in den großen Theatern immer innerhalb der Regeln des Anstandes und der Bescheidenheit gegen die Zuschauer und Spieler gefunden habe; selbst wo offenbare Cabalen gegen einzelne Spieler und Stücke im Spiele waren, stieg es selten zu dem Lärmen, den man oft, ohne Revolutionszeiten erlebt zu haben, in wohlgesitteten Städten Deutschlands findet, und nie zum Handgemenge und zu ähnlichen Scenen, als sie in London oft in den ersten Schauspielhäusern sind, wo das grobe und plumpe Volk endlich die Sache auf gute Matrosenart entscheidet. Was sich in allen hiesigen Schauspielhäusern unbeschreiblich verschlimmert habe und ganz erbärmlich geworden, sagen die Lobredner der guten alten Theaterzeit, sey das Parterre, welches sonst, besonders im Théatre français, zur Bildung des Dichters und Schauspielers mitgewirkt, dessen zarter Tact für jede Feinheit und für jede Unschicklichkeit und die zartnuancirte Weise ihn zu äußern, für den ächten Kunstfreund oft ein eben so interessantes Schauspiel gewesen, als das, welches auf der Bühne vorgegangen.

Digitized by Google

Ferner klagen die, so das Alte vermissen, über Unartigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Auch da fällt einem Deutschen so leicht nichts auf, weil bei uns in dieser Rücksicht an den meisten Orten noch so viel zu verbessern wäre. Sie rügen, und nicht mit Unrecht, daß die jungen Leute mit den Füßen auf die Polster der Parterrebänke treten, worauf nachher andere sitzen müssen; daß oft ein halbes Dutzend Männer in Einer Reihe sitzt und zusehen kann, wie ein paar Damen stehen und herumlaufen, ohne einen Platz zum Sitzen gewinnen zu können. Es ist abscheulich und war sonst unerhört, rufen sie aus, und wer stimmt nicht gern mit ihnen ein! Je freier und stärker der Mann wird, wenn er es anders jetzt in Frankreich geworden ist, desto milder und aufmerksamer soll er gegen die Schwächern, und also vor allen Dingen gegen das zartere und schwächere Geschlecht seyn, um so mehr, wenn sein Land dieß schon als wohlhergebrachte Sitte geheiligt. Ist man also darin derber und unhöflicher in Paris geworden als sonst, so muß ich es doch zur Ehre des Volkes sagen, daß dieß alles in keine Vergleichung kommt gegen die Verstöße, welche weit häufiger und gröber jenseits des Rheines gegen das schöne Geschlecht gemacht werden.

Im Ganzen zeichnet denn doch die heutigen Franzosen auch hier gegenseitige Höflichkeit und Gefälligkeit aus. Noch mehr aber findet man diese Gefälligkeit gegen die Spieler und eine gutmüthige Feinheit, die man wirklich liebenswürdig nennen muß. Das Interesse, welches der Franzose an jedem Spiele und also auch vorzüglich an den Schauspielern nimmt, ist seinem Charakter etwas durchaus Natürliches und Unverlierbares. Man kann mit Recht von der ganzen Nation sagen, daß sie ohne Spiele gar nicht leben kann, so groß ist ihre Beweglichkeit und Lebendigkeit. Wir andern Nordländer, durch deren Adern meistens auch kälteres Blut fließt, hören leider gewöhnlich gar zu früh zu spielen auf, und nennen in unserm bequemen Phlegma gar zu leicht albern und närrisch, was doch bloß leicht und jugendlich ist, und alle munteren und menschlichen Menschen auch gar zu gut kleidet. Was dem Franzosen nun also diesen angebornen Spieltrieb mit befriedigen hilft, das kann mit Gewißheit auf seine Dankbarkeit rechnen. Nicht leicht also wird er einen Spieler mißhandeln, wo er es durch Uebermuth und Ungezogenheiten gegen das Publicum nicht verdient. Nur diesen gilt das Zischen und Pfeifen oder dem Dichter, dessen Stück entweder durch seine eigene Erbärmlichkeit fallen muß, oder durch die Cabale fallen soll. Wenn aber das Stück nur einigermaßen befriedigt und zusammengeht, ist man für den darstellenden Künstler, für den Dichter, Componisten, Decorateur und Maschinisten mit Beifallsbezeigungen durchaus nicht karg. Alles Lobenswerthe von dem gutgesüheten Dialog bis zu einer besonders vortheilhaft angebrachten Beleuchtung wird hier mit Eifer beklatscht, und man fühlt sich angenehm mit erwärmt durch den herzhaften Applaus. Bei uns wird man dagegen oft mit erkältet durch die freilich oft nur scheinbare Kälte des Theaterpublicums, welches die besten Schauspieler in ihren größten Rollen oft bis ans Ende ruhig ausspielen lassen kann, ehe es ihnen den oft verdienten Beifall laut zollt. Fast scheint bisweilen die Bemerkung, unser Publicum sey mehr auf dem Wege des Raisonnements und der Kritik zu der Bildung gelangt die es hat, als durch Genuß und Selbstthätigkeit für die schönen Künste, sich auch im Theater zu bewahrheiten. Man hört da seine Nachbarn über Scenen und Darstellungen, die ein anderes Publicum in Entzücken setzen würden, recht vernünftig und fein urtheilen, und wenn solche Zuschauer sich beim Ausgange vornehmen, das Stück noch einmal zu sehen, so sind sie der vollen Ueberzeugung, alles gethan zu haben, was Direction und Schauspieler nur irgend von ihnen erwarten können.

Das zweitemal sehen sie das Stück wohl mit noch größerer Ruhe, und da sie nun genau vorher wissen was sie von jeder Scene zu erwarten haben, und auch nicht das letzte Wort, nicht den Schluß der Tirade verlieren wollen, so leiden sie gar nicht, daß ein anderer neben ihnen, der lebhafter fühlt, mit seinem Beifall laut werde. So wird bei einzelnem versuchtem Klatschen oft von andern ebenso stark gezischt, um das Klatschen zum Schweigen zu bringen, und das oft aus wahrer Achtung für die Scene. Wie unterscheidet es aber der Schauspieler, der sich natürlich lieber durch allgemeines Beifallgeklatsch als durch den Streit zwischen Klatschen und Zischen unterbrochen sieht, wie unterscheidet er, ob das Zischen ihm oder dem zu frühen Klatschen gilt? Und wie soll der aus Empfindung Klatschende immer genau wissen, wann denn eben die letzte Spitze ausgesprochen ist? — Unsere Schauspieler selbst haben oft nicht die kluge Theatertaktik hiesiger Schauspieler, um dem Zuhörer das Signal zum Klatschen zu geben. Und kennt der Zuhörer auch immer den rechten Klatschpunkt, wird er die Empfindung, die ihm in jenen Augenblicken des frohen Genusses die Hände zusammentrieb, am Ende der Scene oder gar des Stücks noch eben so lebhaft haben, noch eben so gern äußern mögen? Es ist leicht gesagt: dergleichen laute Beifallsbezeugungen sind überall nur störend und sollten gänzlich unterbleiben. Der stundenlang mit einer sinnlichen Darstellung beschäftigte Schauspieler entbehrt sie sicher immer ungern, und entbehrt nicht bloß eine schmeichelnde Befriedigung seiner Eitelkeit, sondern wohl eine nöthige Anfeuerung und Stärkung, um stundenlang sich in der Spannung und dem Feuer zu erhalten, welche zu einer lebendigen Darstellung nothwendig sind, die so viele Kräfte in Bewegung setzt und aufreibt. Die Erfahrung lehret auch, daß da, wo der laute Enthusiasmus der Zuhörer die Künstler am lebhaftesten anfeuret, die Ausübung auch wo nicht am vollkommensten, doch am lebendigsten und eingreifendsten ist. Wer öfter mit besonderem Beifall aufgenommenen Vorstellungen in Paris beigewohnt hat, wird sicher bemerkt haben, daß die Darstellung mit jedem Acte an Leben und Kraft zunahm, dahingegen man auf andern Theatern nicht selten das Gegentheil erlebt.

Die Stille und Aufmerksamkeit so vieler Tausende, wenn nicht geklatscht wird, ist in den bessern Theatern wirklich zu bewundern, und auch selbst, wenn man da Langeweile hat, zeigt man sie für sich und läßt sie seinen Nachbar zur Rechten und Linken nicht empfinden. Aber diese Langeweile ist selten

Digitized by Google

anhaltend; man findet doch immer in dem Schlechtesten etwas zur Unterhaltung. Das kleinste Spiel, und auch von den Kleinsten gespielt, ist den Franzosen wichtig, und auf diese Wichtigkeit, die sie ihren Spielen beilegen, bilden sie sich nicht wenig ein. Ich werde unten etwas davon erwähnen, wenn ich auf die Kindertheater komme.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Finnland.

(Von Pastor Stockfleth.) *)

Bei meinem letzten Aufenthalt in Christiania waren meine lappischen **) Sprucharbeiten so weit fortgerückt, daß das Neue Testament, ein Abschnitt des alten, eine Liturgie und ein Gebetbuch, so wie mehrere Unterrichtsbücher in lappischer Sprache gedruckt und ausgegeben werden konnten. Ferner war die erste Abtheilung meiner Sprachlehre gedruckt worden, und ich habe die Reinschrift meiner vielen lexikographischen Sammlungen vollendet; nichts stand im Wege meine dritte Reise nach den Finnmarken in Gemäßheit der königlichen Resolution vom 11 September 1839 anzutreten. Am 22 Julius 1840 reiste ich ab und begab mich mit meiner Frau über Kongsvinger nach Arboga, einer kleinen Stadt am Göthacanal, wo wir das Dampfschiff Gustav Wasa bestiegen, das uns und eine Menge Reisender an Einem Tage nach Stockholm brachte. Von dem König und Kronprinzen erhielt ich alle mögliche Aufmunterung zu meiner Reise, und der liebenswürdige Dichter, Bischof Franzen, der die Lappmarken in geistlicher Hinsicht unter seiner Aufsicht hat, sprach mit Wärme und Theilnahme über die von norwegischer Seite getroffenen Anstalten und rieth mir, sowohl in philologischer Beziehung als in Hinsicht auf den Zweck meiner Reise überhaupt zuerst nach dem nördlichen Finnland zu gehen, dann nach den norwegischen Finnmarken und erst im darauf folgenden Winter die schwedischen Lappmarken zu bereisen, um so mehr, als man dann die Zweckmäßigkeit der neuesten Verbesserungen im Unterricht der schwedischen Lappen, der bekanntlich in ihrer Muttersprache geschieht, beurtheilen könne. Die Zahl der Lappen in Schweden beträgt nur 4000 Seelen, demnach hat Schweden seit langer Zeit und auch neuerdings wieder sich angestrengt, um die Bildung und den Unterricht des Volks in seiner Muttersprache zu ertheilen. Norwegen zählt 10 bis 12,000 Lappen.

Am 3 September verließen wir Stockholm und gingen über Upsala und Gefle nach Hernösand, wo wir uns auf dem Dampfboot nach Wasa in Finnland einschifften und von da zu Land nach Uleaborg gingen. Der Gouverneur Lagerbeeg, schon seit einem Jahre von meiner baldigen Ankunft und den Zwecken meiner Reise unterrichtet, that mir allen möglichen Vorschub, und gab den Distrietsvorstehern Befehl, mir jeden irgend nothwendigen Beistand zu leisten. In Uleaborg hielten wir uns bis zum December auf, da ich hier die Ankunft Dr. Lönnroths, des bekannten finnischen Philologen, abwarten wollte, und setzte hier meine Studien über die finnische oder quänische Sprache fort. Uleaborg ist eine ganz neue Stadt, denn es brannte vor einigen Jahren völlig nieder. Die Häuser sind von Holz und mit wenigen Ausnahmen nur ein Stockwerk hoch, aber groß und recht hübsch, übrigens mit wenigen Ausnahmen noch nicht mit Brettern verkleidet.

Uleaborg ist, wie ganz Finnland, mit Recht wegen seiner Gastfreiheit berühmt. Eine kurze Skizze des Umgangs und des gesellschaftlichen Lebens in Uleaborg mag hier nicht ganz ohne Interesse seyn. Gleich am Tage nach meiner Ankunft wurde ich mit meiner Frau eingeladen. Doch ich muß mit der geehrten Leserin Erlaubniß mit den Herren beginnen. Von einem der Beamten in der Stadt wurde ich angegangen, den Abend einige Stunden bei ihm zuzubringen, „er sey am Abend daheim," und dann würden einige seiner Freunde ihn besuchen. Ist man da so selten zu Hause, dachte ich bei mir selbst. Ich war aufgefordert nicht zu spät zu kommen, und ging deßhalb um 6 Uhr hin. Noch niemand war angekommen, und einige Zeit nachher brachte man mir Kaffee. Ich war erschrocken: zuerst Kaffee, dann Thee, dann Punsch und Toddi und Kartenspiel, und endlich nach nach allem diesem das Abendessen. Ich hörte schon die langweilige Protestation, wenn ich mich zwischen neun und zehn entfernen wollte. Um 9½ Uhr war ich indeß meines Schreckens bereits ledig. Gegen 7 Uhr versammelte man sich und in Einem Augenblick war alles Munterkeit und Leben. Man bewirthete mit Thee und Toddi, einem in Finnland beliebten Getränk. Kein Zwang, kein Nöthigen, jeder füllte sich sein Glas, wie er wollte, kein Kartenspiel, man sprach und scherzte. Unvermerkt schwand eine Stunde nach der andern, und ehe ich es wußte, war halb 10 Uhr vorüber. Ich bereitete mich nun zum Gehen, sah mich um und zu meiner Ueberraschung und Verwunderung wurde ich jetzt erst gewahr, daß die meisten Gäste in aller Stille bereits fortgegangen waren, und daß sämmtliche Anwesende auf dem Punkte standen dasselbe zu thun. Ein paarmal in der Woche kommt man auf diese Weise zusammen, denn wenn man nicht ausgehen, sondern ein paar Stunden in freundlichem Gespräche zu Hause bleiben will, so läßt man dem ersten besten seiner Freunde sagen: „heute Abend bin ich zu Hause." Dieser sagt es wieder einem andern, und so fort. Das Gewöhnlichste ist aber, daß man gar nichts sagen läßt, sondern etwas nach 6 Uhr zündet man mehr Lichter an als gewöhnlich, bereitet alles vor, steckt seine Pfeife an, wirft vielleicht auch da und dort einen Blick auf die Toddiflasche und erwartet nun ganz ruhig die Wirkungen der vermehrten Lichter. Diese bleiben denn auch nicht aus, denn um 7 oder 7½ Uhr ist das Zimmer voll mit Menschen, die ein paar Stunden in munterem Gespräch zubringen und dann wieder verschwinden, um sich nach ein paar Tagen wieder zu versammeln, aber bei einem andern, denn jetzt ist es dunkel bei dem, welcher zuerst Leute bei sich sah. Um halb 7 Uhr geht man durch die Straßen der Stadt und wo man Licht sieht, da geht man hinein.

Meine Frau wurde, wie schon erwähnt, den Tag nach unserer Ankunft gleichfalls eingeladen, und zwar mit dem Beisatz: „zum Kaffee." Auch ihr war es gegangen wie mir, und beide kamen wie fast zu einer und derselben Zeit zurück in unser Quartier bei einem Hutmacher der Stadt, welcher Fremde beherbergte. Die Dame im Hause hat in Uleaborg, wie in ganz Finnland, ihre eigenen besondern Zimmer. Bei dem schönen Geschlecht geht es so ziemlich zu, wie bei den Herren, nur mit dem Unterschiede, daß statt Toddi und Tabak eingemachte Sachen und Backwerk servirt werden, daß die Damen etwas zeitiger zusammen

---

*) S. Norweg. Constitut. Nr. 43, 47, 54 und 61 v. d. J. Stockfleth ist der ausgezeichnetste Kenner der lappischen Sprache und der eifrigste Verbreiter des Unterrichts und des Christenthums unter ihnen.

**) In Norwegen werden Lappen und Quänen gleichmäßig mit dem Namen Finnen bezeichnet; letztere heißen auch hier immer Finnen, obgleich der Verfasser auch die Finnen in Finnland als Quänen bezeichnet, was wir, um Mißverständnisse zu vermeiden, unterlassen. A. d. R.

Digitized by Google

kommen, und daß sie sich stets laden lassen, und zwar auf eine Tasse Kaffee, denn in ganz Finnland bewirthet man früh und spät mit Kaffee, wie bei den Türken. Es trifft sich dann zuweilen, daß die Dame und der Herr vom Hause beide an einem Abend verschiedene, von einander unabhängige Kaffee- und Teegesellschaften haben. Außer diesen freien und ungeladenen Gesellschaften fehlt es natürlich auch nicht an gemischten Zusammenkünften, musikalischen Unterhaltungen, Bällen u. s. w. Die Stadt hatte früher und hat auch jetzt noch ein Privattheater, auf dem aber diesen Winter keine Vorstellungen gegeben wurden. Kurz nach dem Anfang des Winters wurde eine Meile von Uleaborg die Heimführungshochzeit bei einem geachteten und wohlhabenden finnischen Bauern gefeiert. Meine Frau, ich und mehrere andere Personen aus der Stadt reisten dahin, um an dem Fest Theil zu nehmen. Die Hochzeit hatte bei den Eltern der Braut stattgefunden, und der Bräutigam führte nun seine junge Braut heim zu seinen Eltern, wo sämmtliche Gäste vereinigt waren, um den Neuvermählten mit Gewehrschüssen und Glückwünschen zu empfangen. Die finnischen Bauern haben hier einen eigenen Nationaltanz, der nur von einem einzigen Paar ausgeführt werden kann; mehrere Paare können zwar zu gleicher Zeit tanzen, aber bleiben getrennt, und dadurch unterscheidet sich der Tanz von dem polnischen. Der Tanz besteht darin, daß man sich kreuzweise an den Händen faßt, und während der eine Fuß fest stehen bleibt, dreht man sich um denselben, und führt auf diese Weise sehr einförmige und bald langsamere, bald raschere Schwenkungen aus. Im Stift Bergen findet sich derselbe Tanz. Da auch hier alle mit der Braut tanzen müssen, so sah man von einem erhöhten Standpunkt aus die Gesellschaft sich die ganze Nacht über in kleinen Kreisen drehen.

Am 2 December kam Dr. Lönnroth nach Uleaborg. Sein berühmtestes Werk ist eine Sammlung finnischer Volkslieder in zwei Bänden, Kalevala genannt. Diese Lieder, welche man noch jetzt im Innern des Landes von den ältern Bauern hören kann, bilden ein Ganzes, ein Epos, ein nationales Heldengedicht von hohem Werth für Geschichte und Mythologie, dessen Gleichen kaum irgend ein anderes Volk aufweisen kann. Lönnroth gehört zu den seltenen und ausgezeichneten Menschen. Mit seinem Ranzen auf dem Rücken, wie ein armer umherstreifender Wanderer gekleidet und stets zu Fuß und ohne Wegweiser, zieht er unter den wilden Bewohnern der wilden Gegenden, namentlich in dem russisch-karelischen Gebiet, umher, mit seiner Flöte in der Tasche, um das Volk und die Sprache zu studiren und dessen merkwürdige Volkslieder zu sammeln. Von einem Wegweiser begleitet oder von irgend jemand, der ihm seine Sachen trüge, würde er in Gegenden, wo flüchtige Verbrecher hausen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und wäre der Plünderung und dem Mord ausgesetzt. Wo Flüsse ihm entgegentreten, wirft er sich hinein und schwimmt hinüber, denn Boote sind nicht immer in der Nähe zu finden. Manchmal ist man nicht geneigt, ihm die Lieder vorzusagen oder vorzusingen, daß er sie niederschreiben kann, dann besiegt seine Flöte ihren Starrsinn und Widerwillen, oder er nimmt die Kantela — ein finnisches Nationalinstrument, das sich deßhalb oft in den Bauernhäusern findet — von der Wand; wenn er nun einige dieser Volkslieder gesungen und gespielt hat, da kann der Alte nicht widerstehen, die Gesänge (Runen) brechen nun hervor, strömen über seine Lippen, und er ist selbst darum besorgt, daß sie niedergeschrieben werden. Da diese Lieder, welche Jahrhunderte lang durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht gekommen sind, mehr und mehr verstummen, indem das aufwachsende Geschlecht immer weniger sie sich aneignet, so würden sie ohne Lönnroths Bestrebungen nach kürzerer oder längerer Zeit ganz verloren seyn. Auf einer seiner Wanderungen hatte sich L. einmal in der Nähe eines Herrenguts sehen lassen, das in einer Gegend lag, wo man nicht glaubte, daß für seine Forschungen irgend eine Ausbeute sich ergeben würde. Der Gutsherr lud ihn sogleich zu einem Gastmahl ein, das er eben anrichtete; mit ungewöhnlicher und deßhalb unerwarteter Bereitwilligkeit nahm L. die Einladung an, und fand sich in seinem einfachen Reisekittel unter den übrigen gepatzten Gästen ein. Gleich nach dem Mittagsmahl verschwand L. auf eine unbegreifliche Weise; keiner von den Gästen, noch von der Dienerschaft hatte ihn das Haus verlassen sehen, und doch war es fast eine Unmöglichkeit dieß ungesehen zu thun. Er fand sich nicht bei dem Kaffee, nicht nach dem Kaffee ein, und man hatte bereits aufgehört von einer Erscheinung zu sprechen, die eben so unvermuthet verschwindet, als sich sehen läßt, als einer der Diener hereinkam und meldete: „Dr. Lönnroth sitzt im Hühnerhaus und spielt die Flöte.“ So unglaublich dieß auch war, so überzeugte man sich doch bald von der Wirklichkeit. Eine 64jährige Frau, welche über das Geflügel die Aufsicht führte, war aus einer durch ihre Sänger und Sängerinnen berühmten Gegend; das wußte L. und sonst niemand. Diese Frau war es, welche L. in die Gegend geführt hatte, und die ihn veranlaßte, eine Einladung anzunehmen, welche ihm eine willkommene Gelegenheit gab, die Sängerin zu sehen und den passenden Augenblick zu einer Zusammenkunft wahrzunehmen. L. hatte sie gebeten, ihm zu folgen und zu singen, sie aber befahl ihm seiner Wege zu gehen und sie in Ruhe zu lassen. L. schwieg, setzte sich auf den Boden, zog seine Flöte heraus, spielte und sang dann; nun kam auch die Sängerin mit ihren Liedern herausgerückt, und ließ ihn auch solche niederschreiben, jedoch ohne das Hühnerhaus zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheures Vermögen. Als ein Beweis, welche kolossale Vermögen in England sich anhäufen, theilen englische Blätter (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 10 Mai) Folgendes über den Vermögensstand des kürzlich in seinem 86sten Jahre verstorbenen Hauptes der Familie Arkwright (wahrscheinlich eines Sohnes dessen, der die Baumwollspinnmaschine erfand) mit. Der Vater hatte etwa eine halbe Million Pfund bei seinem Tode hinterlassen, und der Sohn hinterließ jedem seiner fünf Söhne anderthalb Millionen, abgesehen von den Landgütern, die 40,000 Pfund jährlich einbringen und an den ältesten Sohn fielen. Jeder seiner 51 Enkel und Urenkel erhielt 14,000 Pfd., was auch wieder 700,000 Pfd. ausmacht. Was seine Töchter (deren Anzahl nicht angegeben ist) erhalten sollen, ist noch nicht bekannt, beläuft sich aber wahrscheinlich auch in die Hunderttausende, so daß das Gesammtvermögen 10 bis 12 Mill. Pfd. St. betragen muß.

Dwarkanath Tagore und seine Familie. Die europäischen Zeitungen haben zur Zeit der Reise dieses ausgezeichneten Hindu viel von ihm und seiner Stellung in seinem Vaterlande erwähnt; nicht uninteressant ist aber, daß die neueste indische Post (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 8 Mai) die Nachricht bringt, er sey von seiner Familie so angefeindet, daß man ihm den Zutritt ins Familienschloß versage, weil er wiederholt mit den „unreinen Europäern“ gegessen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1843.

Die Handelsunterhandlungen zwischen England und China.

Die neuesten indischen Blätter bringen eine weitläufige Correspondenz zwischen dem brittischen Bevollmächtigten, Sir H. Pottingee, den englischen Kaufleuten und dem kaiserlichen Commissäe Je-li-pu. Was bei den Unterhandlungen herauskommen wird, ist noch nicht abzusehen; das letzte Schreiben Je-li-pu's vom 23 Tag des 12 Monats des 22 Jahees Tao-Kwang (23 Jan. 1843) ist höflich, ohne die gewöhnlichen chinesischen Prätensionen (die ee in einigen frühern Schreiben herausgekehrt, aber auf eine derbe Erklärung Sie H. Pottingees fallen gelassen hatte), und in einee Weise abgefaßt, daß man daraus schließen kann, es sey dem kaiserlichen Beamten wirklich um gütliche Beilegung der Sache zu thun. Ob dieß wirklich der Fall ist, kann hier nicht in Betracht kommen, und wir machen nur auf die Art aufmerksam, wie bisher der Handel betrieben wurde. Er war bekanntlich in den Händen einer privilegirten Gesellschaft, der sogenannten Hongkaufleute, die zugleich dee Regierung verpflichtet waren, denn bei allen Ausfuhrgegenständen war von den Hongs der Ausfuhrzoll so wie einzelne Nebengebühren bereits auf den Preis der Waare geschlagen, und dieser Zoll wechselte im Verlauf einiger Jahre sehr bedeutend. Im Jahre 1836 rechnete man, daß der Picol (125 Pfund) Thee 2½ Tael (10 fl.) zahle, im Jahre 1842, wo man die Engländer gehörig empfen wollte, war diese Abgabe auf 8½ Tael (34 fl.) gestiegen, und soll in diesem Jahr auf 6 Taels gesunken seyn. So gingen also nur von diesem einzigen Artikel nach dem Maaßstabe von 1836 eine Million, nach dem von 1843 viertehalb Millionen Taels Zoll durch die Hände der Hongs, und von diesee Summe scheint das Wenigste in die Cassen der kaiserlichen Regierung geflossen zu seyn. Man kann sich denken, daß das Meiste in den Händen raubsüchtiger Beamten und in denen dee Hongs selbst blieb, welche zum Theil zu ungeheurem Reichthum gelangten, aber auch, wenn die Gelegenheit sich ergab, gehörig ausgepreßt, nöthigenfalls selbst in die Tatarei verwiesen und ihres Vermögens verlustig erklärt wurden. Jetzt erklärt Sir H. Pottinger peremtorisch, daß er nichts mehr mit den Hongs als einer politischen Körperschaft zu thun haben wolle, daß sie zwar die Mäklergeschäfte nach Gefallen treiben könnten, daß aber die Ausgangszölle fixirt werden müßten, damit dee englische Kaufmann wisse, woran ee sich zu halten habe. Wie viele Menschen mögen wohl bei den Millionen betheiligt seyn, welche die Hongs seit so vielen Jahren nur allein vom Thee, der andern Ausfuhrartikel zu geschweigen, bezogen hatten? Dem kaiserlichen Commissär scheint es ernst zu seyn, mit der Sache ins Klare zu kommen, wenigstens heißt es in seiner Zuschrift an Sir H. Pottinger: „die Sache muß auf den Grund untersucht und billige Anordnung getroffen werden, so daß der Tarif gleichförmig *) bestimmt und den Zollbeamten der verschiedenen Häfen zugestellt werde, damit in alle Zolleinnahmen Uebereinstimmung komme, und die Hongkaufleute keinen Schutz mehr finden für ihr unerlaubtes, wucherisches Verfahren (illicit and gainhunting practices), das nur immer wieder Uebel und Uneinigkeit erzeugen kann." Er foedert deßhalb den englischen Commissäe auf, durch die englischen Kaufleute eine Liste aller von ihnen bisher bezahlten Zölle anfertigen zu lassen. Schon diese Auffoederung beweist, daß die Chinesen mit dem wirklich vorhandenen alten Tarif, der ungemein mäßig seyn soll, nicht herausrücken wollen, die englischen Kaufleute aber scheuten sich gleichfalls die verlangte Liste zu entwerfen, weil Zoll und Nebengebühren aller Art durch einander geworfen waren, weil dee eine Hong viel, der andere wenig Gebühren berechnet hatte, und sie wohl fürchteten, wenn sie eine Gesammtangabe des Bezahlten machten, so werde man danach den neuen Zoll bestimmen und die Nebengebühren noch dazu kommen. Man sieht, das ganze Zollwesen, wie es in Canton betrieben wurde, ist eine Masse von Malversationen jeder Art, wo reiche und angesehene Leute nebst dem ganzen Troß dee niedern Beamten dabei betheiligt sind, daß weder der kaiserliche Commissär, noch der englische in der Sache klar sehen sollen, und es ist kaum zu erwarten, daß es so leicht gelingen wird, den Knäuel zu entwirren. Es ist leicht

*) Es sollen sogar die einzelnen Hongs ganz verschiedene Forderungen von Zöllen gestellt haben.

Digitized by Google

zu errathen, wer den Aufstand gegen die englischen Factoreien, dessen wir früher (Nr. 88) gedachten, angezettelt und geleitet hat. Die Bewohner Cantons haben seit langen Jahren allen Bemühungen, den Handel auszudehnen und auch von andern Städten aus betreiben zu lassen, jedes mögliche Hinderniß in den Weg geworfen, und gewiß wird auch dießmal keine Mühe gespart werden, um die Sache so lange wie möglich zu hintertreiben. Schon haben sie die dießjährige Handelsperiode wieder gewonnen, denn der Handel dieses Jahrs soll bis zum 1 Julius an nach von den Hongs betrieben werden. Ob es dem kaiserlichen Commissär und Sir H. Pottinger gelingt, trotz aller entgegen gewoefenen Schwierigkeiten, das ganze Nest auszufegen und eine geordnete regelmäßige Zolloerwaltung einzuführen, das ist noch immer sehr ungewiß, und wenn der Zweck erreicht wird, so zeigt die chinesische Regierung mehr Energie und Ausdauee, so wie eine größere Einsicht in den wahren Stand der Dinge, als man bis jetzt ihr zuzutrauen berechtigt war.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Bei dieser erstaunlichen Vorliebe für alle Schauspiele darf man sich nicht wundern, daß sich in Paris einige zwanzig Theater, kleine und große, für feine und feinste, geobe und gröbste Welt, theils ziemlich leidlich, theils sehr gut halten. Täglich werden mit Ausnahme einiger Ruhetage des einen oder des andern Theaters die folgenden 22 Schauspielhäuser geöffnet: drei Operntheater, die große Oper, die komische Oper und die italienische Oper; fünf Schauspiel- und Melodramentheater: das Théâtre français, und sein Zwillingsbruder in der Vorstadt Saint-Germain mit dem stolzen, atheniensischen Namen Odeon, die Porte Saint-Martin, die Gaité, das Ambigu comique; vier Vaudevilletheater: das Gymnase dramatique, das Vaudeville, die Variétés und das Palais-Royal, und zehn Theater vermischter Gattung: der Cirque olympique, die Folies dramatiques, die Funambules, das Theater der Madame Saqui, Klein Lazari, das Theater der Porte Saint-Antoine, das des Pantheons, das des Luxembourg, das Gymnase enfantin, das Theater Comte.

Jedes dieser Schauspielhäuser wird stark besucht; jedes hat sein eigenes Publicum, seinen eigenen Geist, sein eigenes Genre, seine eigenen Vorzüge. In den sogenannten großen Theatern ist das Gedränge am ärgsten. Oft kann man es der unausstehlichen Hitze wegen in den geprapft vollen Sälen kaum aushalten; man sitzt darin, wie in einer heißen Badstube, und so interessant auch das Schauspiel seyn mag, so verlangt man doch nur immer nach dem erfrischenden Augenblick, wo man in den Zwischenacten einigermaßen Luft schöpfen kann; mehrere Menschen werden oft krank herausgetragen. Hiezu kommt nun noch das lange Warten vor und zwischen den Stücken; denn um einen bequemen Platz zu finden, muß man früh, oft eine Stunde vorher hingehen, oder eine Loge voraus miethen. An den Zahlcassen ziehen sich die Schweife von langen, doppelten Reihen Menschen durch die Portiken bis auf die Gasse hinaus, und rücken nach der Ordnung der Zuerstkommenden langsam vor, um Billette zu nehmen. Billethändler bieten vor den Häusern akapacierte Billette aus, die man mit Wucher bezahlen muß, wenn man sich nicht entschließen will, den Cassenschweif durch ein Glied zu verlängern. Zwischen den Acten belästigen einen die Ausrufer von Limonade, Orgeade, Eis u. dgl., und andere wieder, die die Textbücher zu den Opern und ganze Schauspiele, auch Abendzeitungen und Theaterjournale, andere wieder welche Augengläser ausrufen, die alle das ganze Haus von allen Seiten um die Wette mit ihrem Geschrei erfüllen. Dieses ist desto widerlicher an solchen Tagen, wo das Theater, besonders das Français, so voll ist, daß man die Musiker aus dem Orchester hinausgehen läßt, um auch da Zuschauer unterzubringen, und wo dann jene Schreihälse, gleich nach dem letzten tragischen Wort, auf welches sie in den Thüren schon passen, ihr: Orgeat, Limonade, Glaces! marchand de lorgnettes, Vert-Vert, le Messager du soir u. s. w. unbändig losschreien, und so, ganz unbedeckt von Musik, die Odeen und das Gefühl sinniger Zuschauer zerreißen. Eine große Unannehmlichkeit während des Spiels ist bisweilen das Zusammentreffen mit einer verwünschten Menschenrace auf den guten Plätzen, nämlich mit solchen, die freien Eingang haben, und die sich dafür verpflichtet halten, nach jedem hellen Leist auf dem Theatee, sey er auch noch so abgeschmackt, zu applaudiren. Dieses geschieht denn aber nicht, wie in Deutschland, mit zwei bis drei Schlägen in der hohlen Haud; solch ein Bursche setzt sich ordentlich zurecht dazu, legt den Hut bei Seite, klemmt die Zeitung zwischen die Knie und arbeitet nun aus Leibeskräften minutenlang mit Händen und Füßen. Gilt es einem Acteur, dem er besonders zugethan oder für sein Einlaßbillet verpflichtet ist, so fängt er drei- bis viermal hinter einander an und hört nicht eher auf, als bis er die Menge, die in jedes Geräusch nur zu gern einstimmt, nach sich gezogen hat. Bei manchen ersten Vorstellungen könnte man darauf wetten, daß der vierte Theil aller Zuschauer aus solchen Leuten besteht, denn alle Schauspieler, Sänger und Tänzer erhalten zu jeder ersten Varstellung eine Anzahl Billete für ihre Feeunde und Verwandte, die den Claqueurs von Profession, die im Parterre ihren Standpunkt haben, zur Verstärkung dienen. Schlimmer noch als diese Claque-Volantairs ist mitunter die Nachbarschaft van Engländern, deren es hier eine Unzahl gibt, und die manchmal die Hälfte der guten Plätze anfüllen. Denn die meisten von ihnen verstehen die Speache nicht hinlänglich, um in den größern Stücken zu folgen, und treiben daher zum Zeitvertreib das albernste Zeug. Sie theilen sich entweder unter einander ihren pariser Lebenslauf mit, oder fragen alles um sich her nach jedem hübschen Gesicht, das sich in den Logen oder auf den Brettern zeigt; wissen sie den Namen, so wollen sie auch die Wohnung wissen, und ich höre ihnen darüber oft so bereitwillig Bescheid geben, daß ich wohl darauf wetten wollte, sie werden die meiste Zeit von den Bescheidgebenden zum besten gehabt. Das macht nun freilich denen viel Spaß, die sich nicht für die Vorstellung interessiren, ist aber höchst lästig für diejenigen, welche mit Aufmerksamkeit hören wollen.

Digitized by Google

Das Publicum der meisten sogenannten kleinen Theater, welche aber alle so geräumig wie die gewöhnlichen Theater in Deutschland und mit Geschmack decorirt sind, besteht größtentheils aus den niedern Classen; davon zeugt schon die Stickluft, die man an dem Eingange riecht und einhaucht. Aber auch fast jedes dieser kleinern Theater zeichnet sich durch einige gute Schauspieler, Sängerinnen, oder durch ein gutes Orchester, so oder anders aus; und in der That, es verlohnt sich der Mühe, einige Abende der Runde in diesen Schauspielhäusern zu widmen. Nirgends wird so herzlich und kräftig gelacht, als in diesen Tempeln der Volksgötter; aber man verschließe die Nase — und noch mehr die Taschen! denn auch nirgends werden Taschenspielerkünste so gewandt getrieben, als am Ausgang aus diesen Theatern. Hier findet Philippe Meister in seiner Kunst. Das Parterre ist hier eine rohe, schmutzige Menge, die weder Gefühl noch Urtheil hat. Unsinniges Toben und Schreien der Schauspieler, convulsivisches, widersinniges Spiel, das allein wird beklatscht, und mit einer Vehemenz und einem tollen Larmen bejubelt, daß die Nerven bis ins Gehirn erzittern; dazwischen ein beständiges Toben und Reden unter sich, und neckende Scenen mit den Logen und Galerien und den Zuschauern in den Coulissen, die nicht das Mindeste auf alles Zurufen und Schelten der lauten Menge geben, und es dadurch oft zu ihrer eigenen Lust verlängern. Im Parterre zwischen diesen Leuten zu sitzen, ist für jeden, der wirklich genießen will, ganz unmöglich. Stört ihn nicht Larm, so thut es das dumme Staunen der pöbelhaften Menge, die alles zum erstenmal sieht, und wie ein ihr verwandtes Thier das neue Thor anstaunt mit offenem Munde dasitzt, oder sich die trivialsten, widersinnigsten Bemerkungen über die oft erlogene histoire scandaleuse der Schauspielerinnen einander laut mittheilt. Nase und Auge wird da ebenso oft beleidigt als das Ohr. Wird ein Platz neben mir leer, so bin ich keinen Augenblick sicher, daß nicht ein hinter mir sitzender, schmutziger Bursche seine kothigen Füße neben mich auf die Bank hinstreckt, oder ein vor mir Sitzender legt sich zurück, auf die Ellenbogen gestützt, dicht neben mich hin und vermehrt den übeln Geruch, den das genossene Bier, Cognac und Tabak schon um ihn der verbreitete, auch durch stark riechende Früchte u. dgl., die er aus der Tasche ißt, und wohl gar mit meinem Nachbar auf der andern Seite über mich weg theilt.

Eine andere Ungezogenheit des Parterre's in diesen Volkstheatern ist, daß die Sitzenden oft stundenlang vorher, ehe das Stück angeht und angehen kann, mit den Füßen und kleinen Pfeifen ungeheuren Lärm machen. Dieser Ungezogenheiten und Plackereien wegen kann man in den kleinern Theatern gar nicht auf das Parterre gehen, sondern muß das Orchester, Balcon, Galerie, Amphitheater und wie die Plätze des ersten Ranges alle heißen, besuchen. Hier ist man nun zwar vor widersinnigem, tollem Applaudiren und vor unnützem Geschwätz eben auch nicht gesichert; es geht denn aber doch im übrigen viel anständiger her, man ist vor Ekel gesichert und die Schwatzenden hören willig auf den Zuruf des Aufmerksamen.

(Fortsetzung folgt.)

Folge der Dampfschifffahrt für Westindien.

Man hat oft gesagt, es lasse sich noch gar nicht berechnen, welche Folgen die Dampfschifffahrt für manche Länder haben werde, und dieß bestätigt sich mit jedem Tage mehr. Wie manche Gegenden Englands, von denen nur jetzt das ungeheure London mit frischem Gemüse versorgt wird, während sonst nur die Nachbarschaft Londons es lieferte und liefern konnte, so wird Westindien, — dieß ist die Ansicht des bekannten Hrn. P. Cunningham (s. Col. Gaz. vom 13 Mai) — gleichfalls in ein ähnliches Verhältniß zu England treten; Früchte und andere schnell vergängliche Waaren beider Länder werden, da jetzt die Fahrt nicht mehr als vierzehn Tage erfordert, von einem nach dem andern gebracht werden. Melonen, Bananen u. dgl. kann man jetzt leicht nach England führen, und sie werden wegen ihrer Wohlfeilheit selbst den Mittelclassen zugänglich werden, die sich bis jetzt diesen Genuß versagen mußten. Da frische Kartoffeln, grüne Bohnen u. s. w. das ganze Jahr hindurch in Westindien zu haben sind, so wird letzteres das Gewächshaus für England werden, um ganz England damit wohlfeil zu einer Zeit zu versorgen, wo man sie in England selbst nur aus Gewächshäusern, also mit sehr großen Kosten, haben kann. Diese Neuerungen, welche nach und nach in dem Verkehr mit England vorgehen müssen, werden auch für die Neger eine sehr wohlthätige Folge haben, indem kleine Stücke Gartenland einen immer höhern Werth erhalten, da ein bisher unbekannter Absatz nach England auf diese Weise eröffnet wird, während England früher kaum etwas anderes als Zucker und Kaffee aus den Plantagen bezog, was dazu führte, die Neger in einer sklavischen Stellung auf großen Gütern zusammenzuhalten.

Scenen aus Finnland.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Ankunft in Uleaborg brachte Dr. Lönnroth eine freundliche Einladung an meine Frau und mich von Propst Acymilius und seiner Frau, die in der Nähe von Kajana wohnen, doch ja nicht bei ihnen vorüber zu reisen und meine Frau den Winter über bei ihnen zu lassen, während ich mit Lönnroth weiter reiste, — ein schönes Beispiel von finnischer Gastfreiheit gegen Menschen, die man nie gesehen. Am 8 December verließen meine Frau und ich um Mittagszeit Uleaborg und kamen am 10 Vormittags nach der Pfarrwohnung Paltamo zu Acymilius, und meine Frau brachte auch wirklich den größten Theil des Winters bei dieser achtungswürdigen und gastfreien Familie zu. Gleich den Tag nach unserer Ankunft war meine Frau die Base und ich der Vetter im Hause, wie dieß auch in den Häusern zu Uleaborg, wo wir Eingang gehabt, der Fall gewesen war. Den 10 Abends kam Dr. Lönnroth nach, und Tags darauf ging ich mit ihm nach seiner Wohnung Polvila, eine halbe Meile auf der andern Seite von Kajana und anderthalb Meilen von dem Pfarrhause Paltamo, dem wir also während unseres Aufenthalts zu Polvila wiederholt Besuche abstatteten.

In Polvila hatte Dr. Lönnroth seine Eltern und Geschwister bei sich; dieß waren finnische Bauersleute und arm, aber die Güte ihres Sohnes und Bruders hat sie aus dieser Lage herausgeeifert, obgleich er es nicht thun konnte, ohne sich selbst zu berauben. Er beschränkt indeß seine Güte nicht auf seine Verwandten allein, sondern er ist überhaupt ein Menschenfreund, und obwohl er ein sehr gesuchter Arzt ist und seine Praxis ihm viel einbringen könnte, so nimmt er doch nur selten Be-

Digitized by Google

zahlung an. Wir durchgingen miteinander die lappische Grammatik, so wie etwas von der finnischen, denn zur richtigen Auffassung der einen Sprache kann man die andere nicht entbehren. Sonnabend Vormittag den 16 Januar hatten wir unsere Sachen zusammengepackt, um eine Reise in ostsüdöstlicher Richtung in das Innere des Landes zu machen, dahin, wo die obenerwähnten Volkslieder noch vom Volke gesungen werden. „Nun wollen wir Thee trinken, ehe wir reisen," rief Lönnroth und ging hinaus, um seinen Eltern und Geschwistern noch Lebewohl zu sagen. Um 12 Uhr setzten wir uns an den Theetisch, auf welchem eine kochende Theemaschine stand. Liebe zum Thee, zur Philologie und zu den Menschen sind die Hauptbestandtheile von Lönnroths Wesen. Nachdem wir unseren Theedurst gestillt, setzten wir uns um 1 Uhr in einen Reitschlitten nebeneinander und fuhren ab. Der Weg, den wir wählten, liegt abseits von der Heerstraße, und führte durch ein dünnbevölkertes Land, wo keine Schneebahn für den Reisenden gebaut wird. Die Reise ging deßhalb langsam, und wir kamen an diesem Tage nicht weiter als 2¼ Meilen (d. h. schwedische, also etwa 4 deutsche). Am folgenden Tage hatten wir gehofft dem Gottesdienste in einer hart am Wege liegenden Kirche beizuwohnen, aber die Hoffnung schlug uns fehl. Mit Anbruch der Nacht näherten wir uns einem Bauernhofe, 4¼ Meilen von unserem vorigen Nachtquartier. Wir legten uns in der Pörte (Bauernstube) auf den Fußboden nieder, Lönnroth fiel sogleich in Schlaf, ich aber blieb sehr lange wach. Kaum war ich jedoch eingeschlummert, so kam es mir vor, als hörte ich ein Dröhnen und fühlte eine Bewegung von einer fernen Erschütterung des Bodens, die aber plötzlich so zunahm, daß die Thüre der Bauernstube aufsprang und der Boden unter mir bebte und schwankte. Es war kein Traum; eine Lampe war angezündet, ich richtete mich auf, fuhr aber augenblicklich zur Seite; ich war auf dem Boden ausgeglitten, und meine eine Hand war nahe daran, von zwei scharfbeschlagenen Pferden übel mitgenommen zu werden. Ich erkannte nun die Ursache des Erdbebens in zwei Pferden, die so nahe an meinem Lager sich befanden, daß meine Hände die Füße des Pferdes berührt hatten. Mit Hülfe der angezündeten Lampe wurde ich nun näher bekannt mit der Gesellschaft, die ziemlich zahlreich, aber etwas gemischt war, wie der Leser bereits erfahren hat. Außer einer Menge Menschen war hier ein Hund, eine Katze, die beiden erwähnten Pferde und eine Kuh, die zur Seite eines Webestuhls stand, an dem eine Frauensperson beschäftigt war. Alles war in Bewegung und Arbeit. Ich sah auf die Uhr, es war noch nicht 3 Uhr; ich legte mich wiederum nieder, und um 6 Uhr standen Lönnroth und ich auf: es war natürlicherweise Nacht, aber das erwähnte Frauenzimmer web beim Schein eines Kienspans noch fort.

Donnerstag den 11 wurden wir vom Fiscal Georgeus, dessen Frau Lönnroth zwei Jahre zuvor vom Tode gerettet hatte, eingeladen, und reisten in seiner Gesellschaft weiter auf sein Hofgut, Meeliä genannt. Am folgenden Tage wurde aber Lönnroth zu dem erkrankten Befehlshaber des Distrikts Stenius zu Sarkila, ¾ Meilen von Meeliä, gerufen; ich blieb inzwischen an letzterem Orte bei dem Fiscal, dessen Familie aus einer Frau und mehreren Kindern nebst einer Schwester bestand, die ein kleines Mädcheninstitut hielt. Ich sah indeß niemand von der Familie, nicht einmal an dem Mittagstisch. Das Wohnhaus bestand aus zwei getrennten Häusern oder „Charaktergebäuden," wie man sie hier nennt; in dem einen hielt sich die Familie, in dem andern der Fiscal selbst auf. Am 23 reiste ich gleichfalls nach Sarkila, wo wir uns wegen der Krankheit von Stenius bis an das Ende des Monats aufhalten mußten, denn früher konnte Lönnroth den Kranken nicht wohl verlassen. Am Montag den 1 Februar verließen wir Sarkila, kamen am 3 um Mitternacht nach Illomants, 32 Meilen von Paltamo, und wurden daselbst von dem Prediger eingeladen. In Illomants ist auch eine griechische Kirche, allein der Geistliche war abwesend.

Am 8 Februar mußte ich bereits meine Rückreise antreten, und hatte leider durch den langen Aufenthalt bei dem kranken Stenius den Hauptzweck meiner Reise verfehlt, nämlich in den Landstrich zu gelangen, wo die erwähnten Volkslieder am meisten bekannt sind. Dieser Landstrich beginnt erst zu Illomants. Nachdem ich noch mit Dr. Lönnroth eine philologische Zusammenkunft auf nächsten Winter in der norwegischen Finnmark verabredet hatte, verließ ich ihn und die gastfreie Pfarrfamilie und reiste an dem genannten Tage ab, nahm aber einen Umweg über Knopio, der durch einen volkreichern Distrikt führte. Am 12 Februar war ich wieder in Paltamo. Kurz darauf wurde hier eine Versammlung der Pfarrer und Schullehrer der gesammten Propstei gehalten, in der Absicht, eine Wittwen- und Waisencasse für die Geistlichkeit und alle dazu gehörigen Beamten zu errichten. Aehnliche Zusammenkünfte wurden diesen Winter in ganz Finnland abgehalten, und es sollten auf denselben Deputirte zu einer Generalversammlung für ganz Finnland gewählt werden. Ich machte auf der Versammlung zu Uleaborg und Paltamo mehrere interessante Bekanntschaften mit finnländischen Geistlichen. Ueberall in ganz Finnland weckte die Vorsorge der norwegischen Staatsregierung für den Unterricht und die Bildung ihrer lappischen und quänischen Unterthanen in ihrer Muttersprache allgemeine Freude, und die Sache wurde in mehreren finnländischen Journalen mannichfach besprochen.

Wegen Unpäßlichkeit mußte ich in Paltamo einige Zeit verweilen, so daß mein gütiger Wirth, Propst Aeymilius, früher noch abreisen mußte zum „Leseverhör," wie man die Sache hier nennt; dieser Art von Katechisation müssen Verheirathete und Unverheirathete bis zu einem Alter von 60 Jahren beiwohnen.

Sowohl Uleaborg selbst, als die zur Stadt gehörige Diöcese war damals in Bewegung; das Pastorat von Uleaborg war nämlich seit zwei Jahren erledigt und war nur von einem provisorisch angestellten Prediger versehen worden; nun sollte das Amt vergeben werden, und bereits hatten zwei Candidaten die Wahlpredigt gehalten; bei dieser Wahl war der gesammte Landdistrict eben sowohl wie die Stadt in hohem Grade betheiligt. Einer dieser Candidaten, ein Prediger in Helsingfors, mußte die lange Reise hin und zurück machen, und erhielt doch das Amt nicht. In Finnland werden keine Propstvisitationen und noch weit weniger Bisthumsvisitationen abgehalten, wie bei uns, ein sehr großer Vortheil, den die norwegische Kirche vor der schwedisch-finnischen voraus hat. Wie fallen doch Leute, die niemals die Bibel lesen, beurtheilen, ob eine Predigt biblisch ist oder nicht, und biblisch soll doch wohl eine Predigt seyn. — Von theologischen Zeitschriften hatte ich Gelegenheit mit zwei sehr christlichen und schön geschriebenen bekannt zu werden; die eine war finnisch (quänisch), die andere schwedisch geschrieben. In dem Finnischen gibt es zwei Uebersetzungen von Thomas a Kempis Nachfolge Christi, von denen die eine durch ihr classisches Finnisch ausgezeichnet ist. Bugge's Postille und Arndts wahres Christenthum sind gleichfalls in diese Sprache übersetzt, so wie noch verschiedene kleinere und größere erbauliche Schriften. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Aderbeidschan.

Ardebil, eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern, ist mit festen Mauern umgeben; das Grabmal eines berühmten Scheik lockt viele andächtige Wallfahrer nach Ardebil. Dicht an den Mauern dieses persischen Loretto rauscht ein klarer Fluß mit trefflichen Forellen und Gründlingen, die in den meisten Bächen und Flüssen Persiens zu Hause sind. Dieser helle, fischreiche Fluß entspringt in den Gründen von Sabalan, verbindet sich mit dem Karasu, der aus Quellen in der Ebene von Ardebil entspringt, und fällt bei Aslanda in den Araxes. Wir wurden vom Landpfleger sehr artig aufgenommen; er sandte uns ein Körbchen voll Melonen und einen vortrefflichen Lachs.

Von Ardebil zogen wir gen Churim durch schönes, angebautes, zum Theil wohlbewässertes Land. In den warmen Thälern sahen wir zahlreiche Hirtenzelte und das Vieh graste auf den umliegenden Bergen. Oestlich erblickt man die schneebedeckten Gipfel des Akdag, des weißen Berges. Bald gelangten wir in die große und fruchtbare Pflege von Khalkal, welche für die Kornkammer von Aderbeidschan gilt. Viele außer dem Wege liegende Krümmungen und einige auf Hügeln gebaute Dorfschaften mußten passirt werden. Je weiter wir vorrückten, desto ergiebigeren Boden und ausgedehnteren Anbau fanden wir. Das Hochland verlassend zogen wir abwärts nach den Ufern des Kisilosen und hielten im Dorfe Paras an, in dessen Nähe einige sehr auffallende, in geologischer Hinsicht merkwürdige Felsmassen sind. Wir erklimmten einige dieser kahlen Steinwände, unter denen nach der Behauptung der Landleute Gnomen und Elfen ihr Wesen treiben. Wir hatten eine herrliche, weit ausgedehnte Umsicht; das tiefe Thal, durch welches der Kisilosen sich schlängelt, lag zu unsern Füßen, und in weiter Ferne, gerade am Horizont gezeichnet, erblickten wir die Schneegipfel der Bergkette von Sahon.

Auf dem Wege nach Paras begegneten wir einer mit Bergsalz beladenen Heerde Esel, welche nach Ardebil ging. Das Salz, sagten uns die Treiber, grüben sie aus einem Hügel bei Landaki.

Die Gegend von Paras hinunter ist großartig; sie bietet die schönsten Umrisse von tiefen Schluchten und hereinhangenden Felsen. An bequemer Furt setzten wir über den Kisilosen und kamen in das große Dorf Mamau, woselbst wir einige Stunden rasteten.

Am folgenden Tage erreichten wir Dekargan. Bis hieher hatten wir die Berge von Tebris im Gesicht behalten. Wir bestiegen eine Höhe und erblickten in einer wildromantischen Gegend den Schahisee mit seinen steilen Ufern. Wir glaubten uns in das schottische Hochland versetzt, Falken und Habichte erfüllten die Lüfte mit heiserem Krächzen. Das Land um den See herum ist wild und ohne allen Anbau.

Dekargan ist eine Stadt mit Mauern, die innen eben so viel Bäume und Gärten als Häuser hat. Der Zugang ist ungemein pittoresk. Da unsere Zelte am fernsten Ende der Stadt aufgeschlagen waren, mußten wir durch die Straßen und fanden zu unserem Erstaunen statt eines über die Mauer guckenden Gesichtes oder einer vereinzelten Gruppe ein Volksgedränge, eine Menschenmasse, deren geschäftige Blicke uns verkündeten, es müsse hier etwas Ungewöhnliches vorgehen. So war es auch. Es war nämlich Markttag, ein Beweis von dem ländlichen Wohlstande dieser Gegend, von der guten Verwaltung dieses Bezirkes. Auf dem öffentlichen Platze, wo das Landvolk versammelt war, erblickten wir eine schöne, von Pfeilern getragene, mit einem flachen Dache versehene Moschee. Zwischen duftenden Gärten wurden unsere Zelte aufgeschlagen. Der beste Wein, welchen die Armenier in Tebris keltern, ist aus den Trauben von Dekargan; Aepfel, Birnen, Melonen und Pfirsiche gedeihen hier vortrefflich.

Maraga, eine uralte Perserstadt, wird allenthalben von grünen Bergen beherrscht. Nordöstlich von der Stadt ist ein großer, sehr merkwürdiger Begräbnißplatz, woselbst sich viele alte Grabsteine mit kufischen Inschriften befinden; auf manchen sind Bogen und Pfeile, Schwerter und Schilde, die das Grab eines Kriegers bezeichnen, ausgehauen; auf einigen sieht man Hämmer und Ketten, auf andern Bücher und Leserulte

Digitized by Google

abgebildet. Auf einem dieser in artistischer Beziehung so interessanten und beachtenswerthen alten Grabdenkmale ist ein Mann ausgehauen in voller Rüstung und zu Pferde.

In den nahen Bergen finden sich einige merkwürdige Mineralquellen; sie entsprudeln mehr oder minder kräftig der Erde. Am merkwürdigsten sind zwei dicht neben einander, ein kalter und ein warmer Quell. Dann ist wieder einer, der mit ungleicher Kraft dem Felsgestein entquillt, manchmal gewaltig hervorsprudelnd, manchmal nur tröpfelnd; das Wasser ist stahlhaltig.

Maraga liegt in einem langen, engen Thale. Im Westen ist die Stadt von einer Hügelreihe umgürtet; viele dieser Hügel ließ ein alter Beherrscher des Landes abtragen, um die Beobachtungen auf seiner prächtigen Sternwarte zu erleichtern, wo Nasireddin Tusi, der gefeierte Astronom, mit den besten Sternkundigen jener Zeit die Bewegungen der Himmelskörper beobachtete. Ueberbleibsel dieser berühmten Sternwarte sind noch zu sehen.

In den Bergen und Felsklüften um Maraga hausen Gemsen, Hirsche und Antilopen, deren die älteren Poeten des Landes häufig gedenken. Wir widmeten, von zwei recht angenehmen persischen Jünglingen begleitet, zwei volle Tage der Waidmannslust und waren so glücklich, unsere nomadische Wirthschaft mit einer ganzen Ladung Wildpret zu versehen; nun hatten wir Braten die Fülle und dazu köstlichen Rebensaft von Dekaegan.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Etwas ganz Eigenes, was ich wenigstens sonst nirgends bemerkt habe, ist es, daß man hier in allen Theatern eine besondere Polizei für die Logen hat, auf deren Beobachtung das Parterre streng hält, und jede Verletzung derselben mit einem plötzlichen Zischen und Stampfen bestraft. Es ist nämlich die angenommene Sitte, daß aus den Logen Niemand weit mit Kopf und Schultern sich vorlehnen, noch irgend etwas, z. B. einen Arm, einen Hut, Sonnenschirm, Fächer oder ein Umschlagtuch heraushängen lassen darf. Wer sich darin vergißt, hat augenblicklich alle Augen auf sich, und bald alle Kehlen und Arme im Zeigen und Pfeifen gegen sich. Ich denke, diese angenommene Sitte bezieht sich mehr auf die Bequemlichkeit der andern Zuschauer in den Logen, als auf akustische Rücksichten der Bühne. Denn wenn viele sich auslegen, oder auch Hüte und Tücher fliegen und hängen lassen, so wird dem Sehen mancher andern dadurch geschadet, nicht zu gedenken, daß diese schlecht angebrachten Zierrathen auch der Schönheit der netten Theater keinen Vortheil bringen. Auch nichts Närrisches und nur Aufsehen Erregendes darf in den Logen erscheinen, ohne sogleich bemerkt und ausgezischt zu werden; ferner darf das Logenpublicum nie vergessen, daß es im Theater wie in Gesellschaft ist, jede allzu bequeme Stellung, jedes allzu vertrauliche Flüstern erregt Mißfallen und Hohngelächter.

Eine große Unart aber haben die Pariser selbst in den bessern Theatern mit den Zuschauern fast aller Orten gemein, nämlich die, Worte des Stücks auf die Spieler, noch mehr auf die Spielerinnen zu beziehen und ihnen so gelegentlich ein Compliment zu machen. Daß dieß einige Stutzer und Stutzerinnen thun, kann man noch weniger abgeschmackt finden, als wenn ein so gebildetes und gesetztes Publicum, wie das des Théatre français, es stillschweigend oder gar einstimmend gutheißt; aber eine Abgeschmacktheit bleibt es immer, die nicht nur den angenehmen Schein stört, sondern auch die Spieler recht eigentlich gewöhnt, sich selbst zu spielen, nicht aber den eigentlichen Charakter, der in ihrer Rolle liegt. So eine feine Schauspielerin unterläßt auch nie, sich für eine so gefällige Deutung mit einem freundlichen Nicken oder gar mit einem artigen Knicks zu bedanken. Man ist hier so daran gewöhnt, daß man das Unschickliche davon gar nicht einsieht; die, welchen die Schmeichelei gilt, haben eine so feine Witterung, daß sie auch die zarteste Anspielung und leiseste Deutelung sogleich verstehen.

Die andern Anspielungen, die zu verhüten man noch vor kurzem so große Anstalten machte, und die noch jetzt so bedeutend scheinen, daß allein ihretwegen gewisse Stücke noch jetzt nicht gespielt werden dürfen, kommen seit der Wiedereinführung der Theatercensur weniger vor und haben das Heftige und Lärmende des Parteigeistes verloren, der die Bühne als Bühne aufgegeben zu haben scheint; doch wird diese Art der Beifallsbezeugungen, die das Schauspiel auf eine ganz eigene Weise interessant macht und den Geist des Tages und die Stimmung des Publicums bedeutsam offenbart, hier noch immer, wiewohl mit nicht so reichen Beziehungen als ehemals, ausgeübt. Wo die öffentliche Meinung irgend etwas gilt, da ist dieses Anspielen eine äußerst interessante und wichtige Art von Censur, von Belohnung und Strafe, ein gar feiner, politischer Thermometer. Wo Gesetze und Polizeianstalten gar nicht hinreichen, wirkt sehr oft Ein Wort des Stücks, das vom Parterre durch einen allgemeinen lauten Ausruf, Freude oder Abscheubezeugung herausgehoben wird, unbeschreiblich viel. Dieses setzt aber nicht nur ein empfängliches, feinfühlendes und selbst witziges, sondern auch ein sehr gebildetes Publicum voraus, wie Paris es vor vielen andern Hauptstädten Europa's besitzt. Jetzt werden durch solche moralisch-politische laute Aeußerungen des Publicums vorzüglich die Worte herausgehoben, die sich auf die Gewinn- und Titelsucht der neuen Geldreichen, oder gegen die Börsenmänner beziehen lassen. Man hat da oft vielen Spaß, weil der Pariser sich wenig genirt.

Ein Hauptvorzug der französischen Bühne hat immer darin bestanden, daß die verschiedenen Genres gänzlich von einander gesondert waren, und auf jedem der besondern Theater die bestimmtesten, oft wiederkehrenden Hauptcharaktere von vorzüglichen Künstlern allein und ohne Verwechslung mit andern entgegengesetzten Charakteren gespielt wurden. So bildete sich das ganze innere und äußere Wesen eines Schauspielers zu einer Sicherheit und Reinheit in Ton und Form, wie man sie

Digitized by Google

bei andern Nationen, wo Ein Schauspieler oft alle Rollen, vom Könige bis zum Sklaven, vom Opferpriester bis zum Lustigmacher spielt, äußerst selten findet. Diese ewige Theatergesetzlichkeit bildete auch beim Publicum, welches die verschiedenen Theater fleißig besuchte, ein gewisses, sicheres Urtheil, das nicht selten Gefühl und höhern Geschmack in gewissem Grade ersetzte, und den Schauspieler nicht leicht in die Verlegenheit brachte, vor einer rohen Menge seine Kunst wegwerfen zu müssen. Die Kunstkritik ward neben der darstellenden Kunst ausgebildet, und mehrere sehr gut redigirte Zeitschriften sicherten das große Publicum wenigstens vor der Gefahr, durch unzeitige, vorlaute Aeußerungen seine Unwissenheit zu verrathen. Es bestand zwischen dem Theater und dem Publicum ein gewisser gesetzlicher Zustand, den langes Herkommen heiligte. Die Kunst und der Geschmack des Publicums wurden andererseits freilich dadurch auch beschränkt und das Fortschreiten erschwert.

In einer so bestimmt fixirten und zum Theil auf Weltconventionen begründeten Kunst, wie z. B. die französische Tragödie ist, gibt es aber ein Maximum, das nicht überschritten werden kann und darf. Und ist dieß einmal erreicht, so beruht hiebei der höhere Genuß derer, die sich darauf verstehen, eben so gewiß auf dem ergebenen Vertrauen der gläubigen Menge, wie in höheren Angelegenheiten der Weltregierung und des gesellschaftlichen Wohls. Das Théâtre français bemüht sich noch am meisten, das alte Geleise zu halten und im gewöhnlichen Gange zu bleiben. Es hat aber gegen das von allen Seiten eindringende wilde Wasser des neueren Drama's zu kämpfen, und das Bestreben einiger der ersten Talente, mehr und etwas anderes als französische Tragiker seyn zu wollen, trägt selbst dazu bei, die alte Einheit zu zerstören. So hat man hier in der Tragödie noch recht angenehmen Genuß an einzelnen Talenten, aber fast nie, oder doch sehr selten, im Ganzen. Dieß genießt man hier nur noch im Lustspiel.

Auf diesem Theater habe ich besonders Aufschlüsse über das Unterscheidende und Charakteristische des französischen Spiels erhalten, und hier sah ich die dramatische Kunst wieder aufs engste mit dem ganzen Gemüthe und den Sitten dieses Volkes zusammenfließen. Nach diesen Beobachtungen muß ich es geradezu gestehen, daß mir kein europäisches Volk so ganz zur Komödie gemacht scheint, als die Franzosen. Man gehe ihre ganze Geschichte zurück, und lasse es sich nicht verdrießen, die undankbaren Chroniken des Mittelalters auszustäuben, und schon da wird man finden, wie ein unwiderstehlicher Hang dieß Volk von jeher zu Spielen des Scheins und zu Darstellungen trieb. Wo ward das Ritter- und Turnierwesen so ausgebildet? Wo hatten die Feste und Vermählungen großer Häupter so viele Aufzüge und Darstellungen mythischer und biblischer Personen? Aus diesem Triebe, alles zu bilden und mit allem zu spielen, ist endlich die Gewandtheit und Urbanität der Sitten hervorgegangen, worin bis jetzt noch keine andere europäische Nation der französischen gleichkommt. Diese und die seltene Herrschaft, welche der Franzose über seinen Leib zu erringen weiß, werden ihn fürs erste immer zu einem trefflichen Spieler im Komischen machen. Dem leicht fassenden und wiedergebenden Charakter des Volkes sind auch die Stücke meist angemessen, welche gespielt werden. Neben einigen Meisterwerken des großen Molière, mehreren sentimentalen Dramen von Diderot, Destouches und Beaumarchais und verschiedenen moralisirenden Lustspielen von Collin, Andrieux und Picard, tändeln die meisten beliebten Stücke des classischen Lustspiel-Repertoirs den leichten Gang des Volkes so hin. Wenn man sie bloß liest, glaubt man nur blitzende Wasserbläschen zu sehen und hat zuletzt Langeweile; aber kaum erscheinen sie auf dem Theater, so gewinnt alles in ihnen Leben und Wirklichkeit, und man erröthet, daß man sich so deutsch irren konnte. Doch will ich hiemit keineswegs in Abrede stellen, daß nicht viele dieser angenehmen Nichts so dünn und flach sind, daß sie durchaus der Vorstellung bedürfen, um nur einen Augenblick genießbar zu seyn. Es bleibt darum doch der Charakter des Trefflichen, daß es auch todt auf dem todten Papiere gefallen muß. Und wer will es am Ende läugnen, daß die ästhetische Bildung der Franzosen eine ewige Flachheit ist, so wie ihr Leben? Aber befleißigen wir andern Europäer uns nicht derselben Flachheit? Und dazu haben wir noch die Schwerfälligkeit und oft den Bombast auch im Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Finnland.

(Schluß.)

Außer dem philologischen Nutzen und der Nothwendigkeit meiner Verbindung mit Löwenoth war auch eine nähere Bekanntschaft mit dem finnischen Volk in seiner Heimath durchaus nothwendig für eine richtige und vollständige Auffassung und gerechte Beurtheilung dieses Volks, das in großen Schaaren in das nördliche Norwegen eingewandert ist, und noch immer einwandert und sich niederläßt. Ich habe Finnland in verschiedenen Richtungen durchreist, in Gegenden, wo das Volk wenig und wo es in hohem Grade fremder Einwirkung ausgesetzt ist. Die Finnen*) sind ein kräftiges, abgehärtetes und arbeitsames Volk, fleißig und ausdauernd; überall, wo ich reiste, war man Morgens bereits zwei und drei auf; es ist mäßig und genügsam, seine Sitteneinfachheit, seine beschwerlichen Arbeiten, seine sparsame Lebensweise und die daraus folgende frühzeitige Angewöhnung an harte Arbeit, alles dieß hat einen tiefeingreifenden Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters; indeß sind sie auch häufig eigensinnig, unbändig und zugleich phlegmatisch. Das letztere findet namentlich im Innern des Landes statt; während die finnischen Bauern auf der allgemeinen Heerstraße oft mit ihren Pferden unbarmherzig fahren, setzt ihr Phlegma und ihr langsames Fahren im Innern oft die Geduld der Reisenden auf eine harte Probe; ich hatte das Volk kennen gelernt, und setzte deßhalb stets Phlegma dem Phlegma entgegen, obgleich Phlegma sonst eben nicht meine Tugend und mein Fehler ist. — Im Ganzen genommen herrscht Nüchternheit, an einigen Orten in hohem Grade. Ein lebendiger christlicher Vortrag vom Altar oder der Kanzel verfehlt niemals seine Wirkung.

*) Hier, wie Eingangs erwähnt, immer Quänen genannt. A. d. R.

Digitized by Google

Die Finnen sind vortreffliche Krieger, und man kann Finnlands Kriegsgeschichte nicht lesen, ohne Achtung zu fühlen für ihre Tapferkeit und Ausdauer. Der Kaiser sieht es daher gern, wenn sie Dienste sowohl in seinem Landheer als in der Marine nehmen. Sie sind indeß frei vom Militärdienst, und es gibt keine andern finnischen Truppen, als ein Garderegiment, das einen Theil des Sommers in Petersburg zubringt.

In den Städten besteht die Bevölkerung aus Finnen und Schweden, weßhalb auch allenthalben in den Städten in beiden Sprachen Gottesdienst gehalten wird. Die Schweden haben namentlich am Meeresufer sich niedergelassen. Es ist merkwürdig, daß beide Stämme sich nie vermischen und immer nur einzelne beide Sprachen verstehen. Z. B. auf dem Wege von Wasa nach Nicaborg stößt man auf Bauernhöfe und Wirthshäuser, wo nur schwedisch gesprochen und verstanden wird, kurz darauf auf andere, wo man nur Finnisch versteht und spricht, obgleich die Höfe dicht nebeneinander liegen. So viel fürs erste über die Finnen und deren Heimath. In dem Maaße, als mein Tagebuch fortschreitet, soll der Leser das Volk von Finnlands Gränzen gegen Norwegen hin, so wie die in Norwegen angesiedelten Finnen näher kennen lernen.

Am 10 März verließen wir endlich das gastfreie Nicaborg und trafen um 12 in dem 16 Meilen entfernten Tornea ein, ließen hier unsern Paß visiren und setzten dann unsere Reise sogleich nach Happarandu fort. Ein Abstecher nach Luleä in Schweden hielt uns einige Tage auf, dann setzten wir unsere Reise nordwärts fort und kamen am 19 nach Ober-Tornea. Nach ein paar Stunden Aufenthalt wurde die Reise nach Pwalnen fortgesetzt; hier trafen wir einige Gebirgslappen, und unter diesen einen aus Kautokeino, der mich augenblicklich fragte, ob ich jetzt lappische Bücher mitbrächte. Dieß Gebirgsvolk brachte Handelswaaren nach Ober-Tornea. Ich hielt hier das Abendgebet für die anwesenden Lappen. Während des Lesens kamen drei finnische (qwänische) Bauern ganz nackt herein; sie kamen aus dem Bade, und um keine Störung während des Gebets zu veranlassen, setzten sie sich so lange ruhig nieder, ohne daß dieß die geringste Aufmerksamkeit erweckt oder die Andacht gestört hätte. Am andern Morgen setzte ich nach abgehaltener Morgenandacht meine Reise fort, und kam um 22 März nach Muonioniska, wo ich bei Pastor Liljeblad wohnte. Um diesen Ort her sind einige Kautokeino-Gebirgslappen,*) und mit einigen von diesen begaben wir uns am 26 März auf den Weg, tummelten uns drei Tage lang auf den Gebirgen mit Rennthieren umher, bis wir am 29 Nachmittags nach Kautokeino kamen, oder, richtiger gesagt, nicht nach diesem Kirchenort selbst, sondern nach dem eine Meile davon liegenden Aythje, wohin die meisten Bewohner von Kautokeino in den letzten Jahren gezogen sind.

Wir waren natürlich gleich umringt von den anwesenden Lappen, und ohne alle Veranlassung von meiner Seite fiel das Gespräch sogleich auf Bücher. Der Kirchenvorsänger des Orts, norwegischer Dolmetscher und Schulmeister, Clement Gundersen, kam sogleich zu mir, zog die lappische Tabelle über die von dem Wort „Licht“ in der lappischen Sprache abgeleiteten 465 Worte aus dem Busen und sagte mir auf norwegisch: „ja, lieber Prediger, ich wundere mich sehr über dich und über diese Tabelle; ich habe mit dem größten Fleiß und Mühe alle diese Worte studirt, um doch wo möglich einen Fehler zu entdecken, aber ich kann keinen finden, jedes Wort ist gutes, ächtes und deutliches Lappisch. Es sind wohl manche Worte da, die in der Sprache dieser Welt nicht gebraucht werden, sondern nur von höhern Dingen und Gedanken, aber jedes Wort verstehe ich, und darüber wundere ich mich so und freue mich.“ Viele von diesen Worten sind veraltet und zusammengesetzt, oder durch eine angehängte Partikel so abstract gemacht, daß viele von denen, welche behaupten und jetzt nach der Ansicht sind, daß es der Sprache an Worten für abstracte Begriffe mangle, Mühe haben werden, dem abstracten Ideengang des Volks und der Sprache zu folgen.

Als wir am andern Tage nach Aiten hinunter reisten, übernachteten wir in einem der vorläufig auf öffentliche Kosten aufgeführten Häuschen, das aber in schlechter Verfassung und voll Löcher war; zudem ging die Thüre unmittelbar hinaus in die freie Luft, ohne irgend ein Vordach, und so oft die Thüre aufging, wurde der innere Raum voll Schnee und Regen. Wir waren am andern Morgen, als wir uns wieder in unser Fuhrwerk setzten, ganz steif von Kälte. Das Häuschen war aufgeführt aus dünnen und schmalen Holzstücken, die nebeneinander eingesetzt und schlecht mit Moos verstopft waren; der vom Feuer aufgethaute Schnee drang nicht nur durch die schon erwähnten Löcher und Ritzen, sondern auch durch das Moos und tropfte unaufhörlich auf uns nieder. Wenn man durch Unwetter genöthigt wird, mehrere Tage in einem solchen Häuschen (gam) zuzubringen, so kann man sich leicht vorstellen, was man ausstehe, und daß es sich um Gesundheit und Leben handelt. Dazu kommt noch, daß oft mehrere Menschen zusammentreffen, und daß die das Postfuhrwerk leitenden Lappen ebenso berechtigt sind, eine Liegestatt, Wärme und Obdach in dem Häuschen zu suchen, wie jeder andere Reisende. Namentlich ist der Weg zwischen Aiten und Kautokeino eine wahre Heerstraße, die von Reisenden aller Stände, In- und Ausländern, sehr stark befahren wird. Nach einer k. Resolution sollen jährlich 500 Speciesthaler zur Beförderung und Unterbringung von Reisenden an unbewohnten Stellen verwendet werden, und in dieser Hinsicht ist noch sehr viel zu thun, namentlich in der Finnmark. Da seit 1835 gewiß eine hinreichende Summe zusammengespart worden, so steht wohl der Ausführung eines so nützlichen Vorschlags nichts mehr im Wege.

Am 31 März war es, als wir nach Aiten aufbrachen, eine rasche Rennthiergalappade brachte bald Wärme in die Glieder, und uns noch denselben Tag zeitig in das schöne Aiten. Vergessen waren die Beschwerlichkeiten der Reise, und das Vergnügen frisch und gesund wieder hieher zurückgekommen zu seyn, um in des Herrn Namen fortzusetzen, was in des Herrn Namen begonnen war, wurde noch erhöht durch das unerwartete Zusammentreffen mit Freunden und Bekannten aus verschiedenen Gegenden der Finnmark, die wegen einer Amtsversammlung hier zusammengerufen worden waren.

Hiemit schließe ich den ersten Auszug aus meinem Tagebuch.

Kautokeino, 29 Dec. 1842.

Scheffleth.

*) Hier immer Finnen genannt; wir müssen aber zum Unterschied von den gewöhnlich so genannten Finnen, die jedoch zum Quänenvolk gehören, hier den gebräuchlichern Namen „Lappen“ setzen. A. d. R.

Dürre in Penang. Nachrichten vom Ende Februars zufolge herrscht auf dieser Insel eine sehr starke Dürre, so daß nicht nur eine Menge Quellen versiegt sind, sondern selbst Häuser und Mobilien den größten Schaden leiden. Man will bemerkt haben, daß eine solche Dürre alle 4 oder 5 Jahre in Penang eintritt. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 8 Mai.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1843.

Geschichte der baptistischen Missionsgesellschaft von 1792 — 1842.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Cox, einem Geistlichen der Baptistensecte, ein Werk in zwei Bänden erschienen. In England sieht die Staatskirche allzu oft noch doch herab auf die Secten, sucht ihnen ihre Widersprüche und die Mangelhaftigkeit ihres Lehrbegriffs nachzuweisen und wirft ihnen Unwissenheit, Aberglaube und Heuchelei vor. Der Vorwurf mag in mancher Beziehung nicht ungegründet seyn, trifft aber auch die Staatskirche selbst. Diese kann sich jedenfalls mit den Secten hinsichtlich der Thätigkeit, mit der diese sich um den Unterricht annehmen, nicht in Vergleich stellen. Seit nun aber die Staatskirche ihre Inferiorität in dieser Beziehung gefühlt hat und bestrebt ist das Versäumte möglichst einzuholen, sind die Secten nicht minder bedacht, ihre eigenen Arbeiten ans Licht zu stellen, und was bisher in verworrenen, größtentheils ganz ungenießbaren Missionsberichten enthalten war, das hat Hr. Cox sich bemüht in einer übersichtlichen Darstellung zu geben. Während die Secte der Independenten ihr Feld namentlich in der Südsee aufsuchte, die Methodisten und andere fast über alle vier Welttheile sich ergossen, haben die Baptisten sich namentlich dem Unterricht der Neger in Westindien und den in Unwissenheit versunkenen Völkern in Ostindien gewidmet, und viele Anstalten zum Theil mit großem Aufwand gegründet, so namentlich die Druckerei zu Calcutta, welche über 20,000 Pfd. St. kostete, und in allen geschriebenen Sprachen des Orients druckt. Seit 1801 sind beinahe eine halbe Million Bände daselbst gedruckt worden, darunter die Bibel in 44 Sprachen und Dialekten. Abgesehen hievon haben sie eine Menge Schulen gegründet, predigen in bengalesischer Sprache, haben eine botanische und eine Ackerbaugesellschaft, Sparbanken und mehrere große Erziehungsanstalten gegründet, deren Kosten sie großentheils mit dem Ertrag ihrer eigenen Arbeit bestreiten.

Wir glauben kaum, daß sie in Indien einen großen, directen Erfolg haben werden, ihre Ansichten sind zu beschränkt, ihre Dogmen zu wenig dem Lande und Volke angemessen, aber ohne Folgen werden diese weitgreifenden Anstrengungen gewiß nicht bleiben, wenn auch nicht gerade das erzielt wird, was die baptistischen Missionäre erstreben. Interessanter und gewiß in vielen Beziehungen folgenreicher sind ihre Bemühungen in Westindien unter den Negern. Sie sind vorzugsweise, an manchen Orten ausschließlich, die Lehrer dieser letztern, bei ihren Predigten sammeln sich manchmal mehrere Tausende, sie haben einzelne junge Neger zu Schullehrern gebildet und Lancaster'sche und Sonntagsschulen errichtet. Daß diese Bemühungen einen ungeheuren Einfluß auf die nicht durch Kastenvorurtheile und vererbte, tief gewurzelte Religionsbegriffe eingenommenen Neger haben müssen, ist natürlich; sie haben zur Emancipation wesentlich beigetragen, indem sie die Neger unterrichteten und ihnen dadurch das Joch der Sklaverei unerträglicher machten. Daß letzteres der Fall gewesen, zeigt der große Negeraufstand im Jahre 1832, den die Pflanzer geradezu den Baptisten Schuld gaben, was so weit ging, daß die Magistrate und Milizofficiere die Capellen und Wohnhäuser der Missionäre am offenen Tage zerstörten — eine eben so thörichte als verbrecherische und auch durch die öffentliche Meinung hinreichend gebrandmarkte That. *) Denn wenn gleich nicht zu läugnen, daß sie durch ihren Unterricht indirect wesentlich zur Freiheit der Neger beitrugen, so ist es doch augenscheinlich, daß sie nicht, wie man sie beschuldigt hat, die Neger zur Empörung aufmunterten. Seit der Emancipation haben sie ihre Thätigkeit noch vermehrt, und wenn die neu erlangte Freiheit keine blutigen Früchte trug, so dankt man dieß wohl hauptsächlich den Missionären.

Man hat bemerkt, daß ihre Religionsansichten gar zu schroff seyen, daß ihre allgemeine Bildung auf keiner hohen Stufe stehe. Beides ist vielfach wahr, aber wie oft zeigt nicht die Geschichte, daß niedere, fanatische Secten unter rohen Stämmen die Bahn brechen für eine vernünftigere Religionsansicht, die ohne den vorher gelegten Boden nicht hätte Wurzel schlagen können. Zudem geht unter den Secten, selbst unter

*) Der Schaden betrug 23,250 Pf. St., von dem die Regierung in der vollen Ueberzeugung der Unschuld der Missionäre einen großen Theil ersetzte, während eine öffentliche Subscription in Jamaica selbst binnen sieben Wochen 13,000 Pf. St. einbrachte.

Digitized by Google

Baptiſten, Quäkern, Independenten, Methodiſten u. ſ. w., ſo gut wie unter den übrigen Theilen des Volks eine Veränderung vor und die Anſichten läutern ſich. Dieſe Secten ſind entfernt nicht mehr, was ſie vor einem halben Jahrhundert waren, und wenn man an ihren Dogmen und ihren Anſichten überhaupt auch noch ſo vieles auszuſetzen findet, ſo darf man doch die Thätigkeit nicht überſehen, welche ſie entfalten, und die nothwendigen Folgen, welche daraus hervorgehen müſſen. Das Werk van Cor ſcheint unter den gegenwärtigen Religionsverhältniſſen Englands zugleich eine Art Rechtfertigung des Sectenweſens überhaupt gegenüber der Staatskirche zu ſeyn, die durch den Puſeyismus auf eine Bahn geräth, welche immer weiter von dem proteſtantiſchen Princip abweicht.

Bemerkungen über die Pariſer Theater.

(Fortſetzung.)

Was könnten aber die Franzoſen nicht leiſten mit ihrem Volke und ihren beſtimmten Sitten, die jedem Dinge Bedeutung und Klarheit geben! Eben weil ſie feſte und ſtehende äußere Sitten haben, können ſie ein herrliches Luſtſpiel haben. Ich frage, wie iſt dieß bei uns Deutſchen möglich, wo man nach der Hof- und Staats- und Prieſtertracht einer jeden Provinz wieder andere Leider und Köpfe trägt; wo in Berlin und Leipzig gemein und abſcheulich iſt, was man in Wien und München mit vollem Jubel beklatſcht, wo wir von allen Völkern die Moden und Sitten und Gebräuche nachäffen, und darüber keine äußern behalten, wenn gleich die inneren ſich bei vielen durch ihre Treue und Rechtlichkeit noch behaupten. Wenn ich das Ding ſo recht bedenke, ſo ſcheint es mir unmöglich, daß wir das eigentlich Feinere beſitzen könnten, welches man nur Luſtſpiel nennen ſollte. Durch wie vieles entzücken uns die franzöſiſchen Spieler, durch wie viele kleine Schatten und Anſpielungen zeigen ſie ihre tiefe Kunſt, die durchaus bei den meiſten unter uns verloren gehen würde, hier aber vom Publicum recht ſehr gefühlt und unterſchieden wurde! In der That iſt es ein großes Vergnügen zu ſehen, mit welchem zarten Tact die Pariſer jede ſchöne Stelle haſchen und jede gut geſpielte Scene mehr belachen, als beklatſchen. Ich kenne doch faſt keinen angenehmeren Moment im Leben aus der gebildeten Welt, als den einer guten theatraliſchen Vorſtellung vor einem ſinnigen Publicum. Bei ſolchen Vorſtellungen begreift man einerſeits, wie die kunſt- und ſchauſpielliebenden Griechen ganze Tage in ihren geräumigen, luftigen Theatern zubringen und mehrere Trauer- und Luſtſpiele hinter einander mit Vergnügen ſehen und genießen konnten; andererſeits wie Menſchen, welche an das großſtädtiſche Leben gewöhnt ſind, und die Theaterſtunden zu ihrer Tagesordnung zählen, in einem häuslichen oder gar ländlichen Leben ſo ſelten ſich glücklich fühlen. Für Franzoſen, und beſonders für Pariſer, die das Theaterweſen ſo recht nach Gefallen und nach ihrer jedesmaligen Laune genießen können, iſt dieſer eine Umſtand ſchon hinlänglich, daß es ihnen nirgend in der Welt weiter ſo gefallen kann, und deren Heil iſt es wohl ganz eigentlich, von dem das alte Sprüchwort ſagt: hors de Paris, point de salut.

Was man auch dagegen ſagen mag, mir däucht bis dieſen Tag, daß wir wenige Stücke haben, die man Luſtſpiele nennen könnte. Erſcheint auch einmal etwas Luſtiges und Munteres, ja gar etwas Witziges und Naives auf der Bühne, ſo geben die meiſten durch ein gräuliches Lachen zu verſtehen, daß das Feinſte und Witzigſte in dem Stücke ihnen nicht angehöre; die andern ſagen durch eine gewiſſe bequeme Gleichgültigkeit und Ruhe, womit ſie zuſehen, daß dieſe Blumen von einem fremden Boden oder wenigſtens aus einem Kopfe kommen, deſſen Witz hier keine Verwandten hat. Um ſich davon zu überzeugen, gehe man in das erſte beſte Theater Deutſchlands, z. B. in das Berliner, welches wohl zu den beſten gehört. Kaum ſteigt man aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens und aus dem alltäglichen Ton ein wenig heraus, ſo verliert alles, Spieler und Zuſchauer, ſeine Haltung und Wohlbehaglichkeit, weil das Stück ſelbſt keine Haltung hat. Denn wo iſt unſer feiner Converſationston? und haben wir überall einen gleichen? Der Pariſer wird ſich in Lille und Marſeille, in Nantes und Bordeaux wieder finden; man bringe den Berliner und Frankfurter nur zuſammen, oder gar beide nach München und Wien, und frage ſich, wie die Leute ſich zuſammen ausnehmen. Was ſoll der deutſche dramatiſche Dichter thun? Die feine Welt und ihr Ton iſt kein ſo öffentliches und ausgeſetztes Ding bei uns, als in Frankreich. Vielleicht hat er ſie ſelbſt nicht ganz, und wie ſoll er ſie dann darſtellen? oder hat er ſie, welchen Verbindungspunkt gibt es zwiſchen ihr und dem Publicum? Ich glaube dieſen Stein des Anſtoßes zu vermeiden, haben wir uns denn endlich gefallen laſſen, rechte ächte Fußgängerſtücke (fabulas pedestres) auf die Bühne zu bringen, mit Sitten, die freilich Jedermann verſtändlich ſind, welche aber auch weiter nichts Anziehendes haben als dieſe Verſtändlichkeit, weil ihnen ſelbſt der ſcharfe und grobe Witz der Fußgänger fehlen muß. Mir fällt hierbei ein, was die Bauern eines Dorfes von ihrem Prediger ſagten, der ihnen immer Schnurrigkeiten und närriſche Gleichniſſe zum Beſten gab; für die Schenke bei einem Kruge Bier und einer Pfeife Tabak möge ſich das Zeug noch wohl ſo ziemlich leidlich anhören laſſen. Schlimm genug, daß unſere meiſten Luſtſpiele, deren Leben man oft mit gutem Fug ein Schenkenleben nennen könnte, ſich nicht einmal in einer Schenke leidlich hören ließen. Man macht an einen Schauſpiel- und Luſtſpieldichter nur Anſprüche, die er zuerſt an ſich ſelbſt machen ſollte, wenn man verlangt, daß er das feinere und witzigere Leben der Geſellſchaft darſtelle, wenn ſchon, auch wenn es nicht auf der Bühne erſcheint, ein ſchöner Schein ſeyn ſoll. Was ſoll man mit dieſen Tagelöhnerſtücken ohne Geiſt und Salz, mit ſo läppiſchem Zeug, als Lumpaci-Vagabundus und ſolchem Auskehricht des Wiener Boulevards, ohne Witz und Aldernheit, aber freilich gerade faßlich für das liebe Publicum, das recht bequem alles mit den Zähnen faſſen muß, was ihm behagen ſoll? Was ſoll man davon denken, wenn man ſieht, wie es das verſchrobenſte Spiel beklatſcht und dem alltäglichſten Gewäſch ſeine Ohren und ſein Zwerchfell zum Beſten gibt? O ihr Landsleute, was für Speiſe könnt ihr ertragen? Ein franzöſiſcher Lumpenmann würde ſich ſolcher

Digitized by Google

Possen, nicht Possen, sondern solches hölzernen Werkstapels schämen und ex tempore das erstemal besser spielen.

Der Franzose ist berechtigt, weit größere Forderungen an seine komischen Schauspieler zu machen, als wir. Wir geben nicht so außerordentlich viel auf Leichtigkeit und Abglättung des eigenen Aeußern, und sind daher mit den meisten Schauspielern schon zufrieden, wenn sie nur einigermaßen etwas mit ihrem Leibe anzufangen wissen, und nicht steif und ungegliedert wie die Holzblöcke dastehen. Was der Franzose aber von einem jeden verlangt und an den meisten Menschen auch hat, den glatten Firniß und den täuschenden Schein der ästhetischen Darstellung, wie sollte er das nicht in einem vorzüglichen Grade von denen fordern, deren ganzes Leben darin besteht, mit ihrem Leibe zu spielen? Man fordert von einem Schauspieler nicht allein, daß er seine Rolle wohl durchführe, sondern auch zugleich das ganze Stück stütze, und nie, selbst wo er nichts zu thun zu haben scheint, als ein müßiger Gaffer dastehe, bis er wieder seine Paar Worte zu sprechen hat. Freilich, wenn einmal vier und fünf Personen in einer Scene zusammenkommen, so können nur zwei davon zur Zeit sprechen; aber sollen denn die andern zwei, drei so lange bewegungslos und ängstlich dastehen, bis sie wieder einfallen müssen? sollen sie es nicht vielmehr machen, wie es in jeder Gesellschaft geschieht, wo mehrere beisammen sind und einige laut sprechen, die andern flüstern, winken, hin- und hergehen, kurz in Haltung, Ton und Gebärde die Leidenschaft und Empfindung ausdrücken, von welcher sie eben bewegt sind? Die äußern conventionellen Sitten haben hier überdieß öffentlich eine Strenge, daß auch der geschickteste Künstler an sich genug zu mustern und zu studiren hat, um das Publicum durch einen Verstoß nicht unwillig, nach sich lächerlich zu machen, welches beides beinahe gleich schlimm ist. Hier sieht man das Abstechende zwischen uns und den Franzosen. Ein Nichts läßt sich durch vier, fünf Acte von ihnen durchspielen und gefällt durch die bestimmte Darstellung. Unsere Künstler verderben das Feine gewöhnlich, wo sie nicht in sich das Maaß und die Haltung finden, welche die Sitten der Nation ihnen nicht geben können. Wir können einmal nicht lange spielen, und müssen vor allen Dingen zuerst eine derbe Unterlage haben. Der Franzose singt bei seinem Wasserkrug wie ein Begeisterter, wir müssen den vollen Weinkrug oft rund gehen lassen und uns halb berauschen ehe wir anfangen. Jene volle Bewegung und Handlung, wir lassen uns oft damit abspeisen, daß man uns erzählt, wie die Leute sind, ohne daß wir sehen, wie sie sind. Man stopft uns den Mund mit schönen Worten, welches weit leichter ist, als sparsam mit ihnen zu seyn, und so eine schöne Handlung in ihr zartes Gewebe einzuflechten. Wir wollen immer, ich will nicht sagen Tiefe — denn dieß möchte zu viel gesagt seyn — doch Grund und festen Boden haben, und können das luftige Spiel zwischen Himmel und Erde nicht lange aushalten, wo die Gestalten selbst nur scheinen und doch sind. Wir spielen uns durch den Schein, den jedes Spiel festhalten soll, gar zu leicht bis an die äußerste Gränze der Wirklichkeit, welches eben so gefährlich ist, als wenn der Schiffer sich vor einer Sandbank vor Anker legt, der erste Windstoß treibt ihn auf den Strand. So fallen wir durch die dicke Wirklichkeit des handelnden Lebens gar oft in das Träumende und Empfindsame, das für ein Arkadien ganz gut seyn mag, aber auf der Bühne immer herzlich langweilig ist. (Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

(Aus Lieutenants Murray's: Doings in China.)

4. Einnahme von Tscha-pu. — Einfahrt in den Yang-tse-kiang. — Einnahme der Batterien von Wu-sung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-fu. — Friedensunterhandlungen.

Am 17 Mai Abends langten wir 22 Segel stark vor Tscha-pu an und setzten am andern Morgen Truppen ans Land, die alsbald einen Berg hinanstiegen, auf dem man von den Schiffen aus ein befestigtes Lager zu erblicken geglaubt hatte. Es zeigte sich aber, daß es nur eine geradinsende Brustwehr war, die vom Feinde verlassen wurde, sobald wir Miene machten, sie von der Seite aus anzufallen. Erst auf dem zweiten Berge hielten sie einen Augenblick Stand, flohen aber auch hier nach einigen Salven und nun ging die Verfolgung fort über Stock und Stein. Als ich eine Abtheilung eine Schlucht hinab verfolgte und an einem Grabmal vorüber kam, sah ich hier einen Chinesen, wie es schien unverwundet, liegen. Einer meiner Leute wollte ihn niederschießen, ich hielt ihn aber ab und blieb bei dem Chinesen stehen, bis alle meine Leute vorüber waren, worauf der undankbare Bursche, statt über seine Rettung erfreut zu seyn, ganz kaltblütig mit einem kurzen Säbel oder Messer sich die Kehle abzuschneiden begann. Ich störte ihn nicht in seiner Arbeit, sondern wollte sehen, ob es ihm Ernst sey, und dieß war auch in der That der Fall.

Am Ende der erwähnten Schlucht stand ein Haus mit einer Mauer ohne Fenster; eine Anzahl Chinesen drang auf der Flucht hinein, meine Leute griffen an, wurden aber durch ein heftiges Feuer zurückgetrieben. Obrist Stevens, der kurz darauf ankam, befahl den Angriff einzustellen, bis die Kanonen herankämen, aber ein Mißverständniß bewog den Obrist Tomlinson, den Angriff in eigener Person zu erneuern; doch auch jetzt wurde derselbe abgeschlagen, und Obrist Tomlinson selbst ein Opfer seines unbesonnenen Muthes. Nun ließen sich die Soldaten nicht mehr halten und stürmten abermals, doch wiederum ohne Erfolg; endlich kam Artillerie herbei, und nur nach langer Anstrengung gelang es das Feuer der Chinesen zum Schweigen zu bringen; sie hatten wie rasend sich vertheidigt, ohne im mindesten auf Pardon zu hoffen. Als man endlich hineindrang, waren von etwa 300 Menschen noch 53 am Leben, und auch diese meist verwundet. Die Leiche eines bei dem Angriff erschossenen Soldaten fand man innen im Hause, arg verstümmelt mit seinem eigenen Rasirmesser, das man ihm aus dem Tornister gezogen hatte; Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten und die Augen ausgestoßen. Man kann es als einen großen Beweis der Rohheit der Chinesen ansehen, daß sie, selbst in einer gräßlichen Lage und den augenblicklichen Tod vor Augen, noch solche Grausamkeiten begehen konnten. Unsere Soldaten waren wüthend darüber, und es kostete viele Mühe, den Gefangenen das Leben zu retten.

Ohne dieß Haus würde unser Verlust sehr gering gewesen seyn, der der Chinesen war ungemein groß, denn der Boden war mit ihren Leichen bedeckt. Was das Schauderhafte der Scene noch vermehrte, ist

Digitized by Google

der Umſtand, daß die unglücklichen Chineſen, wenn ſie verwundet wurden, auf ihre angezündeten Lunten fielen, und da ihre Kleider aus Baumwolle beſtanden und auch mit Baumwolle wattirt waren, ſo fingen ſie ſogleich Feuer, und viele verbrannten ganz oder trugen ſchreckliche Brandwunden davon. Wir nahmen ohne fernern Widerſtand Beſitz von der Stadt, und bezogen unſre Quartiere, wie gewöhnlich, in den Tſchoß-häuſern. Dieß war das erſtemal, daß wir auf regelmäßige tatariſche Truppen geſtoßen waren, denn obgleich auch zu Canton ſich Tataren befanden, ſo waren wir doch nie mit ihnen ins Handgemenge gekommen. Dieſe Tataren waren die directen Abkömmlinge derer, die einſt das Land eroberten, und ſchienen ſich nicht mit den Chineſen zu vermiſchen, denn die von Tataren und Chineſen bewohnten Stadttheile waren getrennt durch eine Mauer; die tatariſchen Häuſer waren in geraden Linien lagerartig gebaut und faſt alle von gleicher Größe, mit einem kleinen Gartenfleck daran. Als wir in die Häuſer traten, war das Schauſpiel, das ſich uns bot, entſetzlich. Männer, Weiber und Kinder hatten ſich ertränkt oder erhängt, zum Theil in Lagen, wo ein verzweifelter Entſchluß dazu gehörte, ihr Vorhaben auszuführen. Alle Brunnen waren voll Leichen. Daß die Männer ſich ſelbſt entleibten, läßt ſich begreifen, ſie glaubten, es ſey nach ihrer Niederlage alles mit ihnen aus, um ſo mehr, als ſie häufig von der Regierung wegen ſchlechten Erfolgs mit dem Tode beſtraft werden. Daß aber auch die Weiber daſſelbe thaten, und daß einige, die wir noch vom Tode retteten, nachher doch noch ſich zu ertränken ſuchten, das ging über unſere Begriffe. Hr. Gützlaff aber bemerkte, wenn wir gegen Norden vordrängen, ſo würde ſtets die tatariſche Bevölkerung nach einer Niederlage ſich ſelbſt umbringen.

Wir marſchirten noch etwa fünf Meilen über die Stadt hinaus, ſahen aber nur hie und da Leichen von Soldaten, namentlich in einem Canal; wahrſcheinlich waren ſie auf dem Rückzug an ihren Wunden geſtorben und hier ins Waſſer geworfen worden. Ihr Verluſt an Verwundeten muß wegen mangelnder ärztlicher Hülfe jedesmal groß ſeyn. Ich habe einige durch unſrer Aerzte an Armen und Beinen amputiren ſehen; ſie ertrugen die Operation mit dem größten Muth, und ſtießen auch bei den heftigſten Schmerzen nicht einen Laut der Klage aus.

Das Land um Tſcha-pu iſt außerordentlich fruchtbar, Reis wird ſehr wenig gebaut, aber deſto mehr Weizen, Gerſte, Erbſen und Bohnen. Das Land ſchien mir hier beſſer als in andern Landestheilen angebaut, auch die Räder, um Waſſer zum Bewäſſern der Felder heraufzuziehen, vortheilhafter eingerichtet. Die Stadt hat ein ärmliches Anſehen, iſt aber wegen ihres Handels mit Japan von großer Bedeutung. — Die hier gemachten Gefangenen wurden gut behandelt und ihre Wunden verbunden. Als wir die Stadt verließen, ſetzte Sir H. Gough ſie in Freiheit, gab jedem drei Dollars und ſchickte Geld in die Tatarenſtadt für die Frauen und Kinder. Sie nahmen es alle an, mit Ausnahme eines alten Mandarinen, der ſie im Gefecht angeführt hatte. Dieſer ſagte, er habe ſchon ſeit mehreren Jahren ſich vom Dienſte zurückgezogen, als aber beim erſten Angriff die Briten vornehmſten Mandarinen geflohen ſeyen, habe er ſich an die Spitze der Soldaten geſtellt und nach der Niederlage ſich in das obenerwähnte Haus zurückgezogen, entſchloſſen ſein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen. Der alte Mann hatte verſucht, ſich das Leben zu nehmen, war aber daran gehindert worden. Mir ſchien er beſonders angenehm überraſcht, als ihm Sir H. Gough Complimente über ſeine Tapferkeit machte und ihm die Gefangenen zurückgab, nachdem er denſelben das Verſprechen abgenommen, nicht mehr gegen uns zu fechten.

Wir verließen Tſcha-pu am 27 Mai und begaben uns nach einigen Inſeln, die uns als Rendezvous angewieſen waren. Am 5 Junius ging es auf die Mündung des Yang-tſe-kiang los, und wir dachten mit Vergnügen daran, dieſen zweitlängſten Strom der Welt eine gute Strecke hinaufzufahren, waren jedoch nicht ganz ohne Beſorgniß, denn der Fluß fall um dieſe Jahreszeit ungeſund ſeyn, namentlich für Europäer, da die Ufer nieder und ſumpfig ſind. Unſere Flotte beſtand nur aus 27 Segel, 8 Kriegsſchiffen, 6 Dampfbooten und 13 Transportfahrzeugen, aber die Verſtärkungen aus England und Indien wurden täglich erwartet. Allerlei ungünſtige Umſtände hielten uns auf bis zum 13, am 14 und 15 aber wurden die Dampfboote zum Recognoſciren ausgeſchickt; die Chineſen, voll Zuverſicht, uns zu ſchlagen, feuerten nie auf dieſelben, und als die Boote nahe herankamen, um Boyen zu legen und die Stellung zum Angriff zu bezeichnen, ſchrien und lachten ſie nur.

Am 16 Junius Morgens halb 5 Uhr waren die Dampfboote in Bewegung, um die Kriegsſchiffe in ihren Standpunkt zur Beſchießung der Batterien von Wu-ſung zu bringen. Kurze Zeit darauf begannen die Chineſen das Feuer, das wir erſt erwiederten, als die Schiffe ſchon ganz ihre rechte Stellung eingenommen hatten. Dritthalb Stunden widerſtanden hier die Chineſen, dann erſt begann ihr Feuer zu ermatten, worauf eine Abtheilung Seeſoldaten und Matroſen ans Land ſtieg und ſie mit leichter Mühe vollends aus den Batterien jagte. Das chineſiſche Feuer war beſſer geweſen, als die Schiffe es je erfahren hatten, und einige derſelben waren ziemlich beſchädigt. Die Batterien hatten 253 Kanonen, darunter 43 von Metall; einige waren ſehr groß, 11 Fuß lang und 65 Centner ſchwer, ſo viel wie unſere 68Pfünder wiegen, obgleich es nur 24Pfünder waren. Einige der metallenen Caronaden hatten chineſiſche Zeichen, welche „Beſieger der Barbaren“ bedeuteten, und eine beſonders große Kanone hieß der „Barbar.“ Die Kanonen waren gut und neuerdings erſt gegoſſen. Faſt alle hatten eine eigenthümliche Art von Wurfböcken, um ſie leichter bedienen zu können; auch hatten ſie Viſire und bei einigen war oben auf der Mitte der Kanone ein hohles Bambusrohr befeſtigt, was zur Richtung des Kornſchuſſes eben kein übler Einfall war. Vier große Dſchunken (mit hölzernen Schaufelrädern, ähnlich denen eines Dampfbootes und durch ein innen befindliches Rad getrieben) führten mehrere große metallene Kanonen und konnten eine drei Knoten in der Stunde gegen die Strömung zurücklegen; ſie wurden bis auf eine, die man merkwürdigkeitshalber mitnahm, durch die Dampfſchiffe zerſtört. — Die Landtruppen landeten erſt ſpät, nachdem alles vorüber war. Als wir am 18 längs der Batterien hinmarſchirten, mit dem Auftrag, die Zelte zu verbrennen, die Munition zu zerſtören und die Kanonen zu vernageln, fanden wir letzteres ſchon geſchehen durch die Chineſen ſelbſt, die augenſcheinlich uns die Sache abgenommen hatten, denn dieß war das erſtemal, daß ich eine von Chineſen vernagelte Kanone fand. (Fortſetzung folgt.)

Orangenwein. Ein ſpaniſches Journal ſagt, die Orangen ſeyen im vorigen Jahre ſo überreichlich gerathen und man habe ſo wenig gewußt, wie man ſie abſetzen ſolle, daß mehrere Landbeſitzer ſie zu Wein auskelterten, der von köſtlichem Geſchmack ſeyn und in der Blume dem Madeira gleichen ſoll. Man läßt den ausgedrückten Saft in Gährung übergehen gerade wie den Traubenſaft, worauf man ihn ohne Beimiſchung von Alkohol oder Waſſer in Fäſſer füllt. (Athenäum vom 13 Mai.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Kinder. — Das Tättowiren.

Kindermord, ist immer noch ein ziemlich oft vorkommendes Verbrechen, doch erscheint dasselbe jetzt häufig als eine Art Rache, wenn der Vater die Mutter verläßt, oder Uneinigkeit in der Ehe herrscht. Unerlaubter Verkehr mit Europäern, Sklaverei während der Schwangerschaft und Trennung von dem Ehemann sind gleichfalls häufige Ursache. Manchmal entspringt der Kindermord aus grobem Aberglauben, wie nachstehende Erzählung beweist. Rangi-tautau, die Frau eines jungen Häuptlings bei der Mission zu Rotorua, tödtete ihr erstes Kind unter folgenden Umständen: während ihrer Schwangerschaft ging sie einst nach einem Pa (verschanzten Dorfe) auf der andern Seite des Sees, und sah hier den Mantel einer alten Priesterin aufgehängt, um ihn zu lüften; die junge Frau bemerkte ein gewisses Insect auf demselben, fing und aß es nach Landessitte. Sie glaubte unbemerkt geblieben zu seyn, allein die alte Hexe hatte sie gesehen, und stieß sogleich die heftigsten Verwünschungen und Flüche gegen sie aus, daß sie eine Laus von ihrem heiligen Kleide gegessen, und sagte ihr voraus, sie würde zur Strafe dieser That ihr eigenes Kind tödten und essen. Diese Drohung wiederholte sie öfters auch nach der Niederkunft der jungen Frau, und wirkte durch die Drohungen der Rache des Himmels so furchtbar auf das erschütterte Gemüth der jungen Frau ein, daß diese ein Loch in den Boden grub, ihr Kind hineinlegte, Erde darüber warf und es trotz seines durchdringenden Geschreies zu Tode trat. Später fühlte sie die tiefste Reue über diese unnatürliche That, und vielleicht in Folge hievon sagte sie sich mit ihrem Manne von ihrem Stamme los, und schloß sich den Missionären an.

Auch andere Arten die Kinder zu tödten kommen vor, namentlich im Mutterleibe durch heftiges Schnüren mit einem Gürtel, oder durch Eindrücken des Kopfes im Augenblick der Geburt. Aber das Kind, das man im ersten Augenblick leben läßt, wird später selten mehr geopfert, indem die natürliche Mutterliebe die Oberhand behält. Bald nach der ersten Kindheit nimmt sich auch der Vater des kleinen Wesens an, und zwar mit einer bewundernswerthen Geduld und Nachsicht. Das Kind bleibt geraume Zeit unbekleidet, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, nimmt aber häufig seine Zuflucht zu dem warmen Mantel des Vaters oder der Mutter, und wird hier durch eigene Ammenlieder, für die sie einen besondern Namen haben, eingeschläfert. In der ersten Kindheit sterben wenige, außer in denjenigen Gegenden, wo durch die Einwanderung der Europäer und die veränderte Lebensart schon Krankheiten eingerissen haben (s. Nr. 144). Einige Monate nach der Geburt findet eine Art Taufe statt. Sie geschieht durch den Tohunga oder Priester, der einen grünen Zweig in ein Gefäß mit Wasser taucht, das Kind damit besprengt und je nach dem Geschlecht desselben eine Beschwörungsformel spricht, die, obwohl bekannt, nicht leicht zu enträthseln ist, indem sie wahrscheinlich eine symbolische Bedeutung hat; die Ceremonie selbst hat viel Geheimnißvolles, und wenige unter den jungen Leuten sind bei derselben anwesend gewesen. Alles daran deutet auf sehr alte Gebräuche hin, und dieß zeigt sich selbst auch bei den Spielen der Kinder, von denen eines den Namen Maui (der neuseeländische Adam) führt, da dieser es hinterlassen haben soll.

Die Familien sind meistens nicht zahlreich; mit Ausnahme des innern Landes fand ich selten mehr als zwei oder drei Kinder, doch sah ich auch ihrer zehn von Einem Vater und Einer Mutter. Das lange Säugen der Kinder scheint eine Hauptursache der geringen Fruchtbarkeit zu seyn. Sobald der Knabe heranwächst, nimmt er an den Beschäftigungen des Mannes Antheil und sucht sich durch kriegerische Thaten einen Namen zu machen. Dann erhält er die Tattowirung, eine Operation, welche eine Zeitlang dauert, und in mehreren Zwischenräumen geschieht. Der Tohunga ist damit beauftragt, aber nicht jeder kann die Sache ins Werk setzen. Einige Meister in der Kunst sind Sklaven, und der Waikatustamm wegen seiner Geschicklichkeit in Ausführung der Zeichnungen berühmt. Das Tättowiren oder Moko, wie es hier heißt, geschieht entweder mit einem scharfen Vogelknochen oder einem kleinen Meißel, Uhi genannt. Der zu Tättowirende legt seinen Kopf auf die Knie des Operateurs, welcher den Meißel mit der Hand in die Haut eindrückt. Jedesmal wird derselbe in eine

Digitized by Google

Farbe, Naraha, getaucht, welche aus dem verkohlten Harz der Kaurifichte bereitet wird. Der zu Tättowirende gibt nie den geringſten Schmerz kund, und wenn die Entzündung vorüber iſt, erſcheinen die regelmäßigen und reinen Narben dunkel. Das Tättowiren der Lippen iſt der ſchmerzlichſte Theil der Operation. Der Moko iſt derſelbe in allen Stämmen, und bildet nicht, wie man behauptet hat, eine Art Wappen oder eine Auszeichnung für eine tapfere That. Auch iſt er keine gezwungene Ceremonie, man kann ſich tättowiren laſſen oder nicht, nach Gefallen. Ebenſo bleibt die Operation häufig unvollendet. Sklaven, die als Kinder gefangen genommen werden, tättowirt man nicht, und wenn die Operation bereits begonnen war, wird ſie nicht vollendet. Der vollſtändige Moko umfaßt das Geſicht, den Hintern und den vordern Theil des Schenkel bis über die Kniee. Die erſten Linien werden von den Naſenflügeln nach dem Kinn gezogen, und faſt alle ſind krumme oder Spirallinien; auch haben ſie ſämmtlich ihre beſondern Namen.

Bei den Mädchen werden, ſo wie ſie mannbar ſind, die Lippen tättowirt mit horizontalen Linien, denn rothe Lippen zu haben iſt eine Schande für eine Frau. Manchmal läßt man die Operation damit beruhen, häufig aber wird auch das Kinn tättowirt, ſo wie der Raum zwiſchen den Augenbrauen; ſelten erſtreckt es ſich auf die Mundwinkel, und ich habe nur Eine Frau geſehen, deren ganzes Geſicht tättowirt war. Frauen tragen auch häufig die Zeichen ihrer Tangi oder Todtenklagen; dieß ſind Einſchnitte auf dem Körper, die man mit Muſcheln macht, mit Naraha färbt, und die oft regelmäßig über die Bruſt nach den Extremitäten hinunterlaufen, häufig aber ohne alle ordentliche Zeichnung. Das Tättowiren gibt dem Geſicht ein ſtrengeres, unveränderliches Anſehen, läßt die Spuren des Alters nicht ſo früh ſichtbar werden, ſieht aber keineswegs ſo furchtbar aus, als einige Reiſende behauptet haben. Das Tättowiren der Lippen bei den Frauen gibt denſelben ein todtenhaftes Ausſehen, gewiß nicht zu ihrem Vortheil.

Bemerkungen über die Pariſer Theater.

(Fortſetzung.)

Die Franzoſen ſind jetzt freilich arm an vorzüglichen Dichtern für die Bühne; was noch Leidliches und Genießbares gearbeitet wird, iſt meiſtens für die kleinern Theater, es ſind Poſſen und Farcen, die für ihr ephemeres Leben oft witzig und launig genug ſind. Die höhere Kunſt in dieſem Fache hat ſeit Jahren ſo wenig an Compoſition, als an der Aufführung der Stücke gewonnen; denn darin ſtimmt jeder richtige Theaterfreund überein, daß die jetzigen Komiker der erſtern Claſſe ſich mit den vor ungefähr zwanzig Jahren ſpielenden Künſtlern nicht vergleichen können, obgleich die der kleinern Theater es jetzt denen in jenen Zeiten gleich, wenn nicht zuvorthun. Man liebt in dieſem Fache, ſo wie überhaupt, mehr das leichte Tändeln als ernſthafte Zuſehen; eine ernſthafte Charakterkomödie durch fünf Acte achtſam zu verfolgen, das greift die Zauſelköpfe der in allem leider nur zu ſehr erſchlafften Modlinge ſchon zu ſehr an. Sie wollen leichten, geſchwind aufzufaſſenden Witz in ſogenannten Vaudevilles und Variétés, mit leicht nachzutrillender Muſik und mit vielem Theaterſpiel haben. In dieſer Art von leichtern Luſt- und Schauſpielen hat man es denn auch jetzt in Frankreich ſehr weit gebracht, und da keine Nation es dieſer in allem, was zur eleganten Welt gehört, ſo niedlich und ſo geiſtvoll nachtändeln kann, ſo wird ſie hierin wohl immer das einzige Original bleiben. Doch haben einige Dichter auch das höhere Luſtſpiel im claſſiſchen Sinne mit Erfolg bearbeitet. Delavigne iſt der dramatiſche Dichter der honneten, aber nicht beſonders geiſtreichen Bourgeoiſie, und hat mit ſeinen Komödien viel Glück gemacht, freilich kein ſolches Glück wie Scribe, der Theaterdichter der Geldariſtokratie, der Liebling der Böſenieute, der Bankiers und Papiermäkler, für die Delavigne zu pedantiſch, moraliſch und kleinbürgerlich iſt. Ancelot, der ſich anfangs mit Beifall im Luſtſpiel verſucht, hat in den letzten Jahren ſeine Hauptthätigkeit den kleinen Theatern zugewandt und ſchreibt Vaudeville über Vaudeville, zumal ſeitdem er Director des Vaudevilletheaters geworden iſt; ſeine Frau ſchreibt auch, und ihre weinerlichen Stücke finden thränenreiche Zuhörer, denn es hat ſich ſeit der Revolution ein gewiſſer Geiſt der Empfindelei der Nation bemächtigt, welcher faſt in allen neueſten Producten franzöſiſcher Federn ſichtbar iſt. Das Weinerliche nimmt meiſtens die Stelle des Muntern und Frohherzigen ein, welches ſelbſt die flachen Romane und Zeitvertreibarbeiten der vorigen Franzoſen auszeichnete.

Alle neuen Luſt- und Schauſpiele, welche das Théâtre français in Scene ſetzt, werden in der Regel ſorgfältig einſtudirt und trefflich zuſammengeſpielt und ſind dadurch hauptſächlich intereſſant. Indeß iſt es für mich ein ungleich größeres Vergnügen dieſes Theater zu beſuchen, wenn darin ältere Stücke, inſonderheit alte weltbekannte Luſtſpiele des claſſiſchen Repertoirs, gegeben werden, wie es nach löblicher Sitte noch immer der Fall iſt, und zwar mit dem größten Beifall — ein ſchlagender Beweis, daß es doch noch viele Menſchen gibt, welche an die Kunſt nicht eben ſolche Foderungen machen, als an ihren Schneider, und bei denen alt von Kunſtwerken nicht eben ſo viel heißt als aus der Mode und verlegen. Die ausgezeichnetſten Komödien Molière's: Tartuffe, le Misanthrope, les femmes savantes, l'école des maris, l'école des femmes, habe ich hier zu wiederholtenmalen aufführen ſehen. Freilich werden dieſe Meiſterſtücke jetzt viel ſchwächer geſpielt, als vor acht Jahren, da noch die Mars ſolche Charakterſtücke beſeelte. Im Ganzen aber ſieht man ſie doch noch ganz gut zuſammenſpielen. Die alten ächt drolligen und etwas derb komiſchen Stücke werden noch beſſer gegeben; doch aber in mehreren Rollen ohne das alte Leben und die alte, ſchöne, ächtfranzöſiſche Gaité, welche weder unſere Fröhlichkeit oder Luſtigkeit, noch die engliſche und italieniſche Ausgelaſſenheit iſt, die bei den alten großen Komikern des franzöſiſchen Theaters immer Natur blieb, ſelbſt im Uebertreiben doch franzöſiſch national war, nie den guten Geſchmack beleidigte und immer ſo hoch ergötzte. Die Schauſpieler, welche gar wohl wiſſen, daß das gegenwärtige Publicum, aus falſcher Scham, die alten derben Ausdrücke, die ſtark bezeichnenden und den Nagel auf den Kopf treffenden mots pro-

Digitized by Google

pres scheut, gleiten über die derben Späße, auf die Molière und seine guten Nachfolger in ihren herrlichen Possen vielleicht ihrem damaligen gesundern, derben Publikum zu Gefallen besonders drückten, so schnell weg, daß man die Hauptworte kaum versteht, und damit ist dann oft eine ganze komische Scene, die sich um jenes Wort herumdreht, verloren. Es wäre allerdings läppisch, die Verehrung gegen diese Stücke so weit zu treiben, daß man nicht wagen möchte darin auch nur das abzuändern, was ganz allein zum Geschmack und Costüme der damaligen Zeiten gehört; aber eine Sünde ist es, wenn man sich bei der Vorstellung Molière'scher Possen die Freiheit nimmt, die freie, komische, dem Charakter der kleinbürgerlichen Personen so angemessene Sprache umzuändern, gewisse garstige Worte ganz auszumerzen und Benennungen, wie le Cocu imaginaire ganz umzuschmelzen. Dieses Stück wird jetzt unter dem Titel: Sganarelle, ou le mari qui se croit trompé mit etwas verändertem Text und mit einem andern Ausgange gegeben. Indessen paßt diese Benennung gar nicht zum Stücke, in welchem die allgemeine Verwechslung und die gegenseitige, unaufhörliche Furcht und Eifersucht das Aechtkomische der Intrigue ausmacht. Diese Prüderie ist um so unbegreiflicher, da gerade George Dandin mit besonderer Lebhaftigkeit und ächt komischem Spiel aufgeführt wird. Durch die Lebhaftigkeit der Vorstellung wird die Infamie doch aber zu anstößig, daß der arme, dumme Kerl von Bauer, der seine schmutzige, aber volle Geldkatze mit dem hohen, aber hohlen adeligen Stammbaum vermählt hat und öffentlich zum Hahnrei gemacht wird, bis ans Ende seinem Ehrenschänder und zuletzt sogar dem infamen, heuchlerischen Weibe selbst auf den Knien Abbitte thun muß. An Molière's Geburtstag wird gewöhnlich als Nachspiel le malade imaginaire gegeben, mit der burlesken Ceremonie zur Aufnahme des Doctors. Man lernt bei dieser Procession das ganze Personal des Théâtre français kennen, denn auch die tragischen Schauspieler erscheinen alle dabei, ziehen paarweise nach Rang und Würden über das Theater und lassen sich defiatschen.

Vorzügliche Subjecte für Lust- und Schauspiel hat jetzt das Theater gerade nicht; doch sind Samson, Régnier, Provost und einige Andere Künstler von Verdienst und alle gut eingeschult. Freilich stehen die mit den ersten Rollen beauftragten Spieler meistens um einige Noten tiefer als die Personen welche sie vorstellen; aber sie verderben alle nichts in den zweiten und dritten Rollen, und spielen alles so ganz leicht und leidlich weg. Die weiblichen Rollen in diesen Fächern sind ziemlich besetzt. Die Plessis spielt mit vielem Erfolg die ersten Liebhaberinnen und die andern ersten Rollen der Mars, welche sie freilich schwach ersetzt. Sie würde noch mehr gefallen, wenn man jene Seltene mit den unvergleichlichen Grazien ihrer Person und ihrer Kunst vergessen könnte. Mlle. Amis und Mlle. Dupont geben sehr brav die naiveisen, schnippischen Soubretten, die spitzbübischen, intriguirenden Zofen und Vertrauten, kurz alle Rollen wobei die feine Schelmerei und List und Coketterie der Weiber das weiteste Feld hat. Außerdem sind noch Mlle. Mante und Madame Menjaud als recht wackere Schauspielerinnen zu nennen. (Schluß folgt.)

Californien.

(Nach Duflot de Mofras. Echo du Monde Savant vom 18 Mai.)

Californien zerfällt in das nite oder Niedercalifornien und in das neue oder obere Californien. Das erstere ist bedeckt mit unfruchtbaren Bergen und war früher von barbarischen Stämmen bewohnt, unter denen Missionen anzulegen die ganze Ausdauer der Jesuiten erforderte. Der Boden ist hier selten zum Anbau geeignet, und erzeugt nur Dattein, Feigen, Orangen und Zuckerrohr. Man beutet einige Silberminen und die Perlenbänke im californischen Meerbusen aus; letztere sind aber ziemlich erschöpft. Neucalifornien beginnt am Hafen San Diego unter 32° und bietet eine ununterbrochene Reihe von Missionen, Pueblos und Presidios, die sich 200 Leguas weit gegen Norden erstrecken. Die andern Haupthäfen sind die von Monterey, Bodega und San Francisco, einer der schönsten Häfen der Welt. Alle bewohnten Orte, die 8 bis 10 Leguas auseinander liegen, finden sich am Meere auf einem schmalen Streifen. Der Anblick des Landes ist entzückend: es ist eine Reihenfolge von unermeßlichen Thälern, in denen man Tabak, Hanf, Baumwolle, Weinreben, Oliven und Orangen und alle andern Früchte Europa's baut. Der Wein steht dem von Spanien nicht nach, und die Cerealien liefern einen fast fabelhaften Ertrag. Die Temperatur gleicht der von Valencia und der schönsten Theile Italiens. Die Nordwestwinde mäßigen die Sonnenhitze, wie die Südwinde die Strenge des Winters. Das Land ist reich an Bauholz auch für Schiffe; dichte Wälder bedecken die innern Hügel und die meisten Flußufer, und Lorbeerbäume, Sycomoren, Platanen und verschiedene Eichenarten erheben sich neben riesenhaften Fichten und Tannen, von denen einige nicht weniger als 80 Meters Höhe haben. Die Wälder sind angefüllt mit dornigen Büschen voll Früchte, ähnlich den Johannisbeeren, wilden Erdbeeren und saftigen Wurzeln, die den Indianern zur Speise dienen. Auch trifft man hier die Dedra, eine Staude, die so giftig ist, wie der Manschinellenbaum. Man braucht bloß daran vorüberzureiten, selbst in ziemlicher Entfernung, um sogleich die schädlichen Wirkungen in einem Anschwellen des Körpers zu fühlen, das bei Kindern manchmal tödtlich ist. — Einige Ebenen haben 100 Leguas Länge bei einer Breite von 15 bis 20 Leguas. Hier erreicht das Gras nach reichlichem Regen manchmal eine Höhe von 10 Fuß, und es weiden auch hier unermeßliche Heerden von Pferden, Schafen, Rindvieh, nebst zahlreichen Schaaren von Antilopen, Rehen und einer eigenthümlichen Art Hirsche von der Größe eines großen Pferdes, mit Geweihen, die eine Weite von 6 und manchmal eine Höhe von 8 Fuß haben. Der amerikanische Löwe ist unbekannt, dagegen der graue und braune Bär, der Prairie-Hund und die wilde Katze sehr gewöhnlich. In den Flüssen gibt es Flußottern und Biber, an den Küsten erscheinen Wallfische, Phoken aller Art, Meerpferde und Meerschildkröten in Menge, ebenso Sardellenbänke, und der Rio Sacramento, der einzige schiffbare Fluß von ganz Californien, führt ungeheure Salmen. Unter den wenigen Reptilien ist nur die Klapperschlange giftig; sie ist aber klein, scheu und flieht vor dem Menschen. — In geringer Entfernung von der Küste liegen verschiedene Gruppen unbewohnter, waldreicher Inseln, wo amerikanische und russische Jahrzeuge Seeköher und Bischottern jagen. In dem Canal zwischen dem festen Lande und den St. Barbara-Inseln zeigt die Oberfläche des Meeres ungeheure schwärzliche Flecken, was von den am Ufer gelegenen Erdpechquellen kommt, deren Geruch sich auf mehrere Leguas weit fühlbar macht.

Digitized by Google

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

4. Einnahme von Tscha-pu. — Einfahrt in den Yang-tse-kiang. — Einnahme der Batterien von Wu-sung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-fu. — Friedensunterhandlungen.

(Fortsetzung.)

Wir blieben am 17 und 18 zu Wu-sung, während welcher Zeit die Verstärkungen aus England und Indien eintrafen. Am 19 zog ein Theil der Truppen am rechten Ufer aufwärts, um die etwa 14 Meilen entfernte Stadt Schanghai anzugreifen, während die übrigen Truppen auf den Dampfbooten den Fluß hinaufführen. Der Marsch war heiß und lang, da wir häufig Halt machen mußten, um den Weg für Artillerie zu ebenen, Gräben auszufüllen u. dgl. Die Stadt wurde ohne Widerstand besetzt, und die Batterien am Strome gleichfalls nach einigen Schüssen geräumt; hier wurden 111 weitere Kanonen erbeutet, was mit den früher genommenen nicht weniger als 364 Stück macht. In der Stadt Schanghai fanden wir gutes Quartier. Es ist ein bedeutender Ort von großer commercieller Wichtigkeit, und steht in dieser Beziehung Canton am nächsten; die Stadt treibt außer einem bedeutenden Küstenhandel auch starken Verkehr mit Siam und Japan. Hier bemerkte ich einige hübsche öffentliche Theegärten mit Grotten und Labyrinthen aus wirklichen und künstlichen Felsen, die in merkwürdiger Weise übereinander aufgeschichtet waren. In diesen Gärten wurden einige Regimenter einquartiert. Am 23 kehrten wir nach Wu-sung zurück.

Die Ankunft der Verstärkungen aus England und Indien beschleunigte die Vorbereitungen zur weitern Hinauffahrt auf dem Yang-tse-kiang. Am 14 Julius erreichten wir eine militärische Stellung mit zwei kleinen Batterien, die auf die ersten Schiffe feuerten, aber bald zum Schweigen gebracht wurden. Eine Truppenabtheilung landete und zerstörte die Gebäude und die Kanonen. Hier war das Land sehr hoch und auf einem Berge stand eine große Pagode, welche auf große Entfernung hin als Richtungspunkt dienen konnte. Dieser Ort war etwa 200 Meilen von der Mündung des Stromes, der aber im Durchschnitt immer noch 10 englische Meilen breit war.

Am 20 erreichten wir Kin Chan oder die goldene Insel und waren um 11 Uhr Vormittags der Stadt Tschin-kiang-fu gegenüber Anker. Die britische Flagge wurde auf dem obern Stockwerk der Pagode auf der Goldinsel aufgepflanzt und eine Wache bei derselben aufgestellt, um eine muthwillige Zerstörung zu verhindern. Die Insel hat wahrscheinlich ihren Namen daher, daß die Pagode oben eine große vergoldete Kuppel hat, und die Häuser mit einer Art grellen gelben Porzellans gedeckt sind, das, wenn die Sonne scheint, eine sehr schöne Wirkung hat. Am 21 wurde die Stadt Tschin-kiang-fu angegriffen, und hier wiederholten sich in der Tatarenstadt dieselben Scenen, wie zu Tscha-pu. Der tatarische General, Kai-Aun, zog sich, als er alles verloren sah, in sein Haus zurück, setzte sich mitten in demselben auf einen Stuhl, befahl dann seinem Diener das Haus in Brand zu stecken und ließ sich verbrennen. Sein Privatsecretär, den man am folgenden Tage im Garten versteckt fand, erkannte seine Leiche. Einige der Truppenabtheilungen waren auf sehr entschiedenen Widerstand gestoßen, und der Verlust war ziemlich empfindlich für die wenig zahlreiche britische Mannschaft, nämlich über 200 Mann an Todten und Verwundeten. Hiezu kam noch die furchtbare Hitze, welche zwei Officieren und dreizehn Mann das Leben kostete; eine Folge dieser Hitze war es auch wohl, daß später hier die Cholera unter den Truppen ausbrach.

Die Stadt hat 4 (engl.) Meilen im Umfang und ist sehr hübsch gelegen. Die Mauern sind vortrefflich erhalten, haben einstöckige Brustwehr, fast stark genug gegen Kanonen, und vortrefflich geeignet für die Wall- und Launtenflinten. Die Schießscharten sind eng, die Chinesen hatten sie mit losen Steinen fast ausgefüllt, um sich gegen unser Kleingewehrfeuer zu schützen, und eben nur Raum genug gelassen, um selbst hindurch zu feuern. Töpfe mit Kalk waren neben jeder Schießscharte aufgestellt, um sie auf die Angreifenden hinabzuschießen. Die Tatarenstadt ist ziemlich dieselbe, wie zu Tschu-pu, mit der Ausnahme, daß Häuser und Gärten besser sind und mehr Wohlstand anzeigen. Die Wiegen der Kinder waren bemerkenswerth, da sie aus einer Art japanesischer Arbeit*) bestanden und an Stricken, die von der Decke herab gingen, aufgehängt waren.

Dieselben gräulichen Scenen, wie zu Tscha-pu, ereigneten sich auch hier, eine Menge ersäufte oder tödtete sich auf andere Weise. Wir zogen mehrere Weiber und Kinder aus einem Teich, in welchem sie sich ertränken wollten; sie hielten den Kopf wiederholt unter das Wasser, hatten aber doch mit Ausnahme von wenigen nicht Entschlossenheit genug, ihre Absicht zu vollführen. Wir schleppten die Leichen zusammen und verbrannten sie, damit bei der furchtbaren Hitze die Luft nicht verpestet werde. Auch eine große Anzahl öffentlicher Gebäude, Arsenale und Ställe wurden zerstört und die Pferde frei gelassen: meist gesattelt und gezäumt. Der tatarische Sattel ist groß und plump, bequem zum Sitzen, muß aber fast unfehlbar das Pferd drücken. Die Pferde sind abgehärtete kleine Thiere, Striegel und Bürste scheinen aber nie an sie gekommen zu seyn.

Ich sah einen Mandarin am Boden liegen, der nebst seinem Pferde erschossen worden war und die Rüstung seines Ranges trug, d. h. ein mit messingenen Nägeln verziertes, innen mit Eisenplatten belegtes gestepptes Baumwollenkleid und einen Stahlhelm. Ich hatte oft diese Kleidung in chinesischen Häusern gesehen, dieß war aber der einzige Mann, den ich sie je im Gefechte tragen sah. Sein Pferd war von sechs Kugeln durchbohrt, muß ihn aber doch noch eine Strecke weit getragen haben.

Die tatarischen Frauen hier, wie zu Tscha-pu, haben alle natürliche Füße, nicht so gepreßt, wie die der Chinesinnen. Die Stadt beherrscht den Eingang in den großen Canal. Der Pöbel benützte, wie gewöhnlich, die Abwesenheit der Behörde und begann zu plündern: die Vorräthe waren völlig ausgeleert, und um die Verwirrung zu vermehren, steckte der Feind sie auch noch an mehreren Stellen in Brand. So litt die Stadt durch unsere Niederbrennen der öffentlichen Gebäude und Arsenale, so wie durch die chinesischen Plündererrotten. Unsere Mannschaft gab sich, obwohl die Stadt mit Sturm genommen wurde, keinen Ausschweifungen hin. Dieß war die erste Stadt, welche der Feind ernstlich zu vertheidigen suchte, und ist wohl den Tataren zuzuschreiben, denn die Chinesen fürchten viel zu sehr durch Vertheidigung Verderben über ihre Feinde zu bringen. Die rasche Einnahme der Stadt trotz der wirklich entschlossenen Vertheidigung muß sie nicht wenig in Erstaunen gesetzt haben.

(Schluß folgt.)

*) Tischlerarbeit, wobei die Theile bald flach, bald vertieft, bald erhaben sind, und einen schönen Metallglanz zeigen. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1843.

Die Porta aurea zu Pola.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Vom Forum der alten Stadt ausgehend lief eine herrliche Straße jenseit der Ringmauer durch eine ansehnliche Vorstadt, von wo sie, mit zahlreichen Gräbern, Säulen und Trauerdenkmalen zu beiden Seiten, nach dem Marsfelde führte, das zu körperlichen Uebungen, Volksversammlungen und zum Erlustigungsorte diente. Die Straße zog sich bis zum Busen von Pomer, oder Portus flanaticus der Alten, dem Einschiffungsplatze nach Dalmatien, Griechenland, Konstantinopel u. s. w. Die Oeffnung in der alten Mauer bildete eine dreifache Pforte. Der Hauptdurchgang war für Wagen, die zwei Seitenpforten für Fußgänger bestimmt, und ebenso dreifach getheilt und mit Bäumen eingefaßt war die ganze Straße bis zum Marsfeld und vielleicht noch weiter. Die Bauart war einfach, nicht ohne Verzierung der Wölbungslinien, wodurch sie sich von den gewöhnlichen römischen Thoren nicht sehr unterschied. Sie war nach der Minerva genannt, deren Bildniß am Knauf des Mittelbogens eingegraben war, denn im Alterthum widmete man die Pforten den Gottheiten, wie weit angemessener im Mittelalter den Heiligen; aber das Volk, den Namen Minerva vergessend, nannte sie, wie noch jetzt, „Porta aurata" (vergoldete Pforte), nicht „aurea" (golden), denn nur ihre Gitter waren reich vergoldet. Die Porta aurata bekundet, wie sehr Pola den ansehnlichsten alten römischen Städten auch in den einzelnen Theilen nachzustreben suchte. Später, wahrscheinlich zur Zeit der Trajane, ungefähr 100 Jahre nach Chr. Geb., wollte eine Frau aus dem Geschlechte der Salvier, nach Ableben ihres Vaters geboren, und deßhalb Posthuma genannt, mit Lucius Sergius Lepidus, dem Sohne des Lucius, verehelicht, aus eigenen Mitteln ein herrliches Denkmal den Manen ihres Gatten und zweier anderen berühmten Männer aus dem Geschlechte der Sergier errichten; sie schmückte daher die innere Façade der Pforte mit einem Bogen, um so das Gesetz zu umgehen, das dergleichen Ehrenbezeugungen nur Kaisern vorbehielt, und stiftete so statt eines Denkmals der Trauer, wenn auch nicht einen Triumphbogen, so doch ein Ehrendenkmal. Ihr Gatte war aus Pola, darauf deutet seine Aedilwürde; später wurde er Obrist in der 29sten Legion des Fußvolks, deren die Inschrift erwähnt. Nur dieß und sonst nichts wissen wir von ihm, und vielleicht bezeichneten sein Leben nur Reichthümer und das Tribunat über eine Legion. Von den beiden andern Verewigten wissen wir bloß, daß Lucius Sergius, Sohn des Cajus, in Pola Aedil und später Duumvir, der andere C. Sergius, Sohn des Cnejus, Aedil, Duumvir und endlich Quinquennalcensor war. Die drei Statuen, welche sie darstellten, sind nicht mehr vorhanden.

Dieß ist der Bogen der Sergier, deren Name aus alter Zeit sich bis jetzt erhalten; derselbe gleicht an Form ähnlichen Denkmalen im römischen Gebiete aus den Zeiten des Kaiserreiches. Diese Sergier waren überaus reich; ihre Nachkommen eigneten sich im Mittelalter die Oberherrschaft über Pola an, wurden später verwiesen und ihr Geschlecht droht mit dem Grafen Pola von Treviso zu erlöschen. Die Porta aurata und der Bogen der Sergier, welche gemeinsam den Eingang zur Stadt bildeten, waren im Mittelalter kriegerisch bewehrt und einen großen Theil des Thores deckte ein Thurm, um die Erhaltung des Bogens zu sichern. Im Jahre 1826 ward die Porta aurata sammt einem Theil der Mauer abgebrochen, so daß der Bogen jetzt vereinzelt steht. Wir bemerken noch, daß die der Stadt zugekehrte Façade des Bogens mit Verzierungen versehen ist, die der äußern fehlen, und daß die Porta aurata nächst den Eingängen, gleich den übrigen Thoren von Pola und den altrömischen, Fallgitter hatte. Wir erwähnen dieß zur Widerlegung der irrigen Angaben, nach welchen die Fallgitter aus dem Mittelalter herrühren.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Schluß.)

Noch vor kurzem wurden gewöhnlich nur Lust- und Schauspiele, sehr selten Trauerspiele gegeben, und auch diese meist vor leeren Bänken; in der neuesten Zeit sieht man jedoch die Werke von Corneille und Racine sehr häufig spielen und zwar

Digitized by Google

immer bei vollem Hause. Ueber die classische Tragödie der Franzosen hier ein Langes zu reden, scheint mir nicht am rechten Orte; ich will also bloß einiges über die Vorstellung sagen. Eine treffliche tragische Schauspielerin ausgenommen, scheint man mir die Darstellung im Ganzen viel zu bunt und kraus zu machen, und nicht die tragische Einheit und Würde zu kennen, welche allein durch Sitte und Gehabenheit wirken soll, wo ein großes Schicksal mit großen Menschen und Dingen spielt.

Wenn der Deutsche im Lustspiel nur zu leicht ungeschickt und unbehülflich ist, so tritt er dafür im Trauerspiele desto mehr wieder auf seinem eigenen Boden einher. Unser Charakter ist Tiefe und Ernst, und der sollte er bleiben; bei kleinen Dingen sind wir leicht albern und verlegen, aber dafür finden wir bei großen und ernsten leichter unser Maaß, als die so mit allem spielen können. Es geht uns wie dem Ulysses beim Vater Homer. Die Höflinge des Priamus lachten diesen groben und ungeschickten Gesellen gleich einem Dummbart aus, als er mit dem schönen und feinen Menelaus als Gesandter an ihrem Hofe erschien. Der letzte gefiel allen, er konnte sogleich über alles und zu allen sprechen, und ziemlich leidlich sprechen, aber das war auch sein ganzes Verdienst. Ulysses war blöde, zitterte und stotterte, ehe er seine Rede beginnen konnte. Kaum aber faßte ihn sein natürliches Feuer, so ergoß sich seine Rede wie ein Strom, seine Augen blitzten, seine gebückte Gestalt veredelte sich und richtete sich empor; er stand in seinem Vermögen da, wie ein Gott, und schleuderte die Donner seiner Beredsamkeit unter Priamus und seine Großen, die ihn staunend anblickten, zweifelnd, ob noch derselbige Mensch mit ihnen rede, der eben so klein und gestaltlos unter ihnen gestanden hatte. So wie ich hier die Trauerspiele aufführen sah, muß ich gestehen, daß die Künstler im Durchschnitt ihre Rollen sehr flach gefaßt hatten und sie eben so flach darstellten. Auch nennt die strengere Kritik von dem Künstlerpersonal dieses Theaters nur eine einzige als gute tragische Schauspielerin, und weist alle die andern Subjecte zu dem Range der Mittelmäßigkeit zurück, den sie auch höchstens nur behaupten können. Diese einzige ist die berühmte Rachel, eine wahre Zauberin, die den altclassischen Trauerspielen die verlorene Anziehungskraft wieder gegeben und den neuromantischen Dramen die öffentliche Meinung abwendig gemacht hat. Die Racinianer und die Theaterfreunde von der alten Observanz betrachten die Erscheinung dieses neuen Bühnenmeteors als die Wiederauferstehung der altclassischen Tragödie; aber auch die Shakspearisten und Anhänger der neuen Theaterschule lassen ihrem Talent Gerechtigkeit widerfahren, und wenn einige Kritiker in der letzten Zeit ihre tragische Trefflichkeit durch den Mangel an Seele haben verdächtigen und herabsetzen wollen, so beweist doch der erstaunliche Zulauf, den sie durch ihre Vorstellungen unaufhörlich herbeizieht, daß der zu ihren Gunsten angeregte Enthusiasmus des Publicums kein künstlicher und gemachter ist. Jede ihrer Vorstellungen ist eine Wohlthat für die arme Casse des Théâtre français, denn jeden Abend, wo sie spielt, ist das Haus gestopft voll und das Klatschen betäubend. Die Natur hat wenig für sie gethan; ihr Aeußeres hat nichts Imposantes und ist sehr unscheinbar und gewöhnlich. Aber davon bleibt bei diesem großen Spiele, wo man die Zierlichkeiten der Gestalt vergessen muß, auch keine Spur. Kaum ist sie aufgetreten, so wird sie durch die edle und höhere Welt, worin sie lebt und worin die Gefühle des Hasses oder der Liebe als Aeußerungen einer göttlichen Kraft erscheinen, auch schon verwandelt und gehoben. Sie wird augenblicklich größer und beseelter, und ein anderer Geist scheint in ihr zu walten, der, wie die Minerva einst den Odysseus, sie stattlicher und herrlicher macht und wie eine Göttin anzusehen. Mit tragischer Wahrheit und Würde des Spiels verbindet sie einen ausgesuchten Adel der Action, eine seltene Bestimmtheit der Accentuation, die tiefste Kenntniß der Declamation und den kraftvollsten Ausdruck starker Leidenschaften. Doch sündigt sie in der Declamation bisweilen durch schroffe Contraste von Höhen und Tiefen, von Scheeren und Murmeln, von Schleppen und Jagen. Gerade von ihr, die sich auf eigenem Wege ein höheres, reineres Genre geschaffen, welches sich von dem alten, gar zu conventionellen der französischen Tragiker entfernt und der Natur und Wahrheit wieder nähert, ist es auffallend, daß sie das alte schnelle Steigen und Fallen in Einer Periode, oft in Einem Thema, mit einem heftigen Schrei auf Einer einzigen Hauptsylbe beibehalten, welches man bei der Mittelgattung französischer Schauspieler, die nur nach einzelnen eclatanten Augenblicken haschen, gewohnt ist. Bei der Rachel ist dieses indeß vielleicht nur die Sünde des Publicums, das jedesmal nach dem Schluß einer solchen Tirade ungestüm applaudirt, denn man sagt, daß die Rachel leider nur zu ängstlich nach dem Beifall dieses Publicums strebe. Vielleicht hat auch das Bewußtseyn einer gewissen Beschränktheit in der Naturanlage der Physiognomie und Stimme dieser trefflichen Künstlerin seinen Theil an ihrem ängstlichen Bestreben, dem Publicum immer zu gefallen. Ihre Stimme ist nicht sehr biegsam, und unfähig der feinern Modulationen, nur zu geneigt, in Schrei überzugehen, wo sie etwas stark heraushebend und kräftig bezeichnen will; dieses und ihr finsteres Gesicht müssen sie auf gewisse hochtragische Rollen beschränken, und in andern, die sie denn auch wohl übernehmen muß oder will, zu ängstlicherem Streben nach Beifall verdammen. Das Fach der tragischen Königinnen und Heldinnen ist ihre eigentliche Domäne. Es ist nicht möglich, stolze heroische Scenen mit höherem Anstand und im Sinne der französischen tragischen Kunst mit größerer Würde zu spielen und zu sprechen. Mit seltener Hoheit der Sprache spielt sie die stolze Emilie im Cinna, und Verachtung und Haß drückt sie in dieser Rolle mit einer Stärke aus, die an einem so jungen Mädchen in Erstaunen setzt und beweist, daß sie für solche Rollen geboren ist. Das Genre der zärtlichen Prinzessinnen sagt ihr weniger zu, weil ihre Stimme sich mehr für pathetischen, als für zärtlichen Ausdruck eignet, und es ihr überhaupt an Empfindsamkeit zu fehlen scheint. Ich habe sie in der wichtigen Rolle der Amenaide im Tancred gesehen. Ihr Spiel war wärmer und natürlicher, das heißt aus eigener Empfindung hervorgehender, als meist. Ganz das,

Digitized by Google

was die Rolle erfordert, war sie aber doch nur im Ausdruck des edlen Stolzes und der tiefen Entrüstung. Es war ein gefährliches Probestück für sie; denn wer in dieser Rolle, für die das ganze Stück gemacht und berechnet ist, wie das Concert für den Solospieler angelegt und ausgeführt wird, eine Rolle, in welcher von Anfang bis zu Ende die reinste, feurigste Liebe des edelsten, heldenmüthigsten weiblichen Herzens in der schönsten Sprache dargestellt erscheint; wer von dieser Rolle nicht durch und durch erwärmt und zum seelenvollsten Ton der Empfindung inspirirt wird, der stellt auch nicht aus sich selbst, von innen heraus, dar. Und dieß war und that Mlle. Rachel auch in den meisten Scenen nicht, und gerade in den zärtlichsten, rein weiblichen am wenigsten. Aber im vierten Acte zeigte sie eine Stärke und Kraft, die ihre ganz entschiedene Anlage für große heroische Rollen der französischen Tragödie ins hellste Licht stellten. Mit großem Vergnügen habe ich sie mehreremale in der schweren Rolle der Hermione in Andromaque gesehen. Hermione ist nicht bloß eine verlassene Geliebte, sondern auch eine heftige, rachsüchtige Frau, welche sich eines Liebhabers bedient, um den andern umzubringen. Die Rachel gibt diesen saubern Charakter in aller seiner Wahrheit. Sie declamirt meistens vortrefflich, auch ihr Spiel ist edel und kunstschön, hie und da fast etwas zu studirt und durchdacht, oder vielmehr zu absichtlich noch. Auch hiebei gilt Goethe's wahres Wort im Tasso: „Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt." In der Rolle der Phädra hat die Rachel mich weniger befriedigt. Die Phädra ist nicht bloß eine verbrecherische, sondern auch eine unglückliche Geliebte. Den einen Theil der Rolle, welcher in der Darstellung der blutschänderischen Liebe und einem heftigen Charaktre besteht, drückt die Rachel ungemein energisch aus; die Darstellung der unglücklichen Liebe und eines empfindsamen Herzens, welche den andern Theil der Rolle ausmacht, scheint sie mir dagegen nicht genug hervorzuheben. Ganze Scenen hat sie meisterhaft gesagt und gespielt, und sie hat einzelne herrliche, große Momente und ächt tragische Accente; doch hat sie im Ganzen meine Erwartung nicht erfüllt. Am meisten vermißte ich in ihrem Spiel die Kunst, das übrigens bewundernswürdige Studium zu verbergen; das Streben, geübte und gedachte Kunst, blickte dabei gar zu sehr durch, wiewohl sie die Rolle auf ihre Weise interessant genug spielte.

Die männlichen Rollen im tragischen Fach sind überaus schwach besetzt, und es ist wirklich nur das schöne, anziehende Spiel der Rachel, an dem man bei Vorstellungen von Tragödien Freude haben kann. Ligier ist nicht ohne Talent, hat aber doch durchaus nichts, was auf einen großen Künstler hindeutet, und kann nie die Mühe verhehlen, die es ihm kostet, seine Heldenrolle so trefflich (wie er es andeutet) darzustellen. Eben dieß gilt von Beauvallet, von welchem ich nicht begreife, wie ihn einige Franzosen so eminent finden können, Guyon, Geoffroy und einigen andern. In ihrer Declamation verfallen sie sämmtlich in den Fehler wilder Uebertreibung, den man, mit convulsivischen Verzerrungen des Körpers bei den französischen Schauspielern zweiter Ordnung gewöhnlich findet. Manche Rollen spielen Ligier und Beauvallet gar nicht übel; wenn aber diese Helden an die heftigen Scenen kommen — großer Apoll! welch Gebrülle, welche Fieberwuth, welche Convulsionen! Nach einiger Zeit scheeren sie sich dermaßen heiser, daß sie zuletzt aus ganz erschöpfter Brust und tonloser Kehle unverständliche Laute gegen und gurgeln.

C. C.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

4. Einnahme von Tscha-pu. — Einfahrt in den Yang-tse-kiang. — Einnahme der Batterien von Wu-sung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-fu. — Friedensunterhandlungen.

(Schluß.)

Am 1 August war die Flotte zum Absegeln bereit und wartete nur auf günstigen Wind. Wir gingen auf der goldenen Insel ans Land, um die Pagode zu besichtigen, welche sieben Stockwerk hoch ist und von der die Insel den Namen führt. Wir erstiegen dieselbe und hatten von hier aus eine herrliche Aussicht über das umliegende Land; wir sahen eine Bergkette, 10 Meilen von Nanking, folglich 30 Meilen von uns, denn Nanking liegt 40 Meilen von Tschin-kiang-fu. An der Pagode hingen auf allen Seiten kleine Ketten herab, ich konnte nicht begreifen, zu welchem Zweck, wahrscheinlich aber als Blitzableiter. Auch einige hübsche Dschoßhäuser finden sich hier, die Bilder darin sind aber wie allenthalben in China. Diese Gebäude sind sehr alt und zerfallen in Trümmer. Eines derselben hat eine hübsche Bibliothek, die wohl an 4000 Bände enthalten soll; diese sind in Kästchen von schönem Holz, die nach oben sich öffnen und je vier Bücher enthalten, welche in ein prächtiges Stück gelbe Seide geschlagen sind; ein kleines Säckchen Kampher steckt zwischen jedem Bande zum Schutz gegen Insecten. Auch finden sich hier einige große Bände mit Bildwerken, die augenscheinlich von den Jesuiten herrühren oder ihnen nachgemacht wurden. Einige dieser Bilder hat man auch schon in Europa gesehen, z. B. wie der Kaiser sich seinen Unterthanen zeigt und auf dem Eise die Truppen die Revue passiren läßt. In einem andern Zimmer ist ein alter Tisch und Stuhl, die dem Kaiser Kien-Long gehört haben sollen. Die Insel, welche nur eine halbe Meile im Umkreise hat, sehr felsig und bis an die Spitze bewaldet ist, wird nur von einigen armen Priestern bewohnt, welche die Gebäude bewachen und zu ihrem Unterhalt einige Gemüse bauen.

An den folgenden Tagen war Wind und Strömung widerwärtig, und wir kamen um 5 nur bis zum Eingang des großen Canals, der hier anderthalb Meilen breit ist, und wo Schiffe aufgestellt wurden, um die Durchfahrt der zahlreich versammelten Dschunken zu hindern. Um 7 sahen wir in bedeutender Entfernung die große Porcellan-Pagode, so wie die äußern Mauern von Nanking, und um 8 ankerte die Flotte fast den Mauern der Stadt gegenüber in 19 Faden Wasser. Der Fluß ist hier nur etwa Dreiviertelmeilen breit, weiter hinauf scheint er aber wieder bedeutend sich zu erweitern. Auf dem linken Ufer des Flusses sind einige umfangreiche Mauern, wir konnten aber nichts von der Stadt sehen. Die Mauern sehen aus, als seyen sie zur Einzäunung eines Jagdgrundes erbaut, sind aber alt und schlecht erhalten.

Weiße Flaggen wehten jetzt allenthalben auf den Mauern, da aber die Chinesen immer noch mit Vertheidigungsmaaßregeln beschäftigt waren,

Digitized by Google

die Schießscharten mit Sandsäcken verstopften und einige Batterien aus demselben Material aufwarfen, so achtete man nicht auf ihre Friedenszeichen, und mehrere Schiffe legten sich hart am Ufer, wo der Strom auch 10 Faden tief war, vor Anker, um die äußere, eine schwache Viertelstunde vom Ufer entfernte Stadtmauer beschießen zu können. Die Stadt selbst lag etwa eine Stunde vom Ufer entfernt; den Umkreis der äußern Mauer rechnet man verschieden auf 23 bis 37 Meilen. Die Tatarenstadt war mit einer besondern Mauer umgeben.

Indeß bewährten sich die Friedensgerüchte, und am 20 endlich erschienen die kaiserlichen Commissäre, um dem brittischen Bevollmächtigten an Bord des Admiralschiffs einen ceremoniellen Besuch zu machen. Als sie vom Ufer abstießen, wurde eine chinesische Begrüßung von drei Kanonenschüssen erst von ihren eigenen Leuten, dann von dem Admiralschiff abgefeuert. Das Dampfboot Medusa war abgesendet worden, um sie abzuholen, da sie ein Dampfboot sehen wollten; sie waren von einer Menge Mandarinen mit blauen und weißen Knöpfen begleitet. Die Bevollmächtigten trugen sehr einfache Kleider, mit blassen Korallenknöpfen auf den Mützen. Sie entschuldigten sich wegen ihrer einfachen Kleidung, indem sie auf der Reise seyen, und ein Mandarin auf der Reise nicht in voller Uniform zu erscheinen braucht. Sie wurden mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, indem der Bevollmächtigte, der General und der Admiral sie auf dem Hinterdeck bewillkommten; alle Officiere der Landarmee und Marine, welche dem Empfang beiwohnen wollten, durften erscheinen, jedoch nur in voller Uniform. Man führte die Commissäre auf den Verdecken herum, wobei sie aber, so außerordentlich ihnen auch manches erscheinen mußte, kein Erstaunen bezeugten und keine Frage stellten, mit Ausnahme eines Tatarenadjutanten.

Die Erwiederung dieses Besuches verzögerte sich aus mancherlei Ursachen bis zum 24. Eine Grenadiercompagnie ward ans Land gesetzt, um dem Bevollmächtigten als Ehrenwache zu dienen. Wir marschirten hart an den Stadtmauern vorüber, da die Vorstädte überschwemmt und die Straßen unwegsam waren. Vor dem zum Empfang bestimmten Hause marschirten wir in Linie auf. Der Bevollmächtigte, der General und der Admiral ließen sich in Palankinen tragen; die Straßen wurden durch Polizeimänner mit langen Pettschen, welche scheelend auf- und niederliefen, rein gehalten, um das Volk zu hindern, daß es uns nicht dränge. An der Thüre des Hauses stieg der Bevollmächtigte mit seinen Begleitern aus den Palantins, wir präsentirten das Gewehr, die Musik spielte das God save the queen und die Chinesen feuerten drei Kanonenschüsse ab. Wir marschirten hinter dem Bevollmächtigten drein zwischen zwei Reihen tatarischer Truppen, die ohne Waffen nur mit einigen Fahnen verschiedener Art dastanden, und eine Musikbande von etlichen abscheulichen Instrumenten bei sich hatten, die einen Ton gaben, wie zerbrochene schottische Sackpfeifen. In Ningpo waren solche wandernde Musikanten öfters in unser Quartier gekommen, um wo möglich einige Kupfermünzen zu erhaschen, und einigen glückte dieß auch, denn es verlohnte sich wohl, ihnen einiges zu geben, um sie los zu werden. Sie hatten nur einen Accord, und zwar einen sehr melancholischen, und spielten ein dreisaitiges Instrument von sehr roher Bauart. Die Musikanten waren stets Blinde.

Die Soldaten in dem nächsten Hafenorte trugen die kaiserliche Farbe, nämlich gelb; jede Abtheilung derselben stand unter einem Mandarin. Die Commissäre kamen bis auf eine gewisse Entfernung den Besuchenden entgegen und führten sie in ein inneres Zimmer. Das Haus war augenscheinlich erst für die Gelegenheit hergerichtet worden, denn es war keineswegs schön, aber ausnehmend rein. Ji-lian saß auf der rechten Seite des Generals, der Bevollmächtigte (Sir H. Pottinger) in der Mitte, der Admiral links. Key-ying, der Neffe des Kaisers, saß links vom Admiral, und Yen, Gouverneur der beiden Provinzen Kiang-su und Kiang-si, neben letzterem. Ihr Ansehen hatte nichts Besonderes, sie waren einfach gekleidet und hatten keine Staatskleider an, denn sie schienen sehr eilfertig von Nanking abgereist. Erfrischungen jeder Art, Theekuchen, Eingemachtes und Schamschu (Branntwein) wurden im äußern und innern Zimmer aufgetragen, denn nur wenige von den übrigen Mandarinen durften ins innere Zimmer; deßhalb drängte sich alles in dem äußern und in den Gängen. Der Secretär der beiden Provinzen war ein sehr hübscher, gescheidt aussehender Bursche mit einem blauen Knopf. Die Kleidungen der Anwesenden waren nicht so schön, als wir sie sonst gesehen hatten, denn da die kaiserlichen Commissäre nicht in ihren Staatskleidern waren, so durften auch die andern nicht in den ihrigen erscheinen. Einige Kleider von Männern und Frauen, die wir früher gesehen hatten, waren ausnehmend schön, denn die chinesische Weberei ist prächtig, und die Ueberkleider waren mit reichen Pelzen verbrämt.

Ich gab mehreren Mandarinen Tschents (ostindische Cigarren), sie waren ihnen aber zu stark, und nur ein einziger alter Mann konnte sie rauchen. Ich sah eine Menge schöner Leute, vermuthe aber, daß sie besonders ausgelesen waren, und dennoch konnten sie mit den anwesenden Engländern keine Vergleichung aushalten. Unsere Musik lockte eine Menge Menschen herbei, die chinesischen Musikanten verließen ihre eigenen Instrumente, und alle zeigten mehr Erstaunen, als es sonst gewöhnlich ist, da sie ihr Erstaunen über fremde Dinge möglichst zu verbergen suchen. Als der Besuch vorüber war, kamen die Commissäre heraus bis ans erste Thor; wir präsentirten das Gewehr und die Chinesen feuerten drei Kanonen ab. Sir H. Pottinger behandelte sie gerade in der rechten Art, um ihnen ein Begriff von seiner Würde zu geben, indem er ohne besondere Complimente sie bloß mit gewöhnlicher Höflichkeit behandelte.

Am 26 besuchte Sir H. Pottinger die Stadt zu Pferde, und am 30 kamen die Commissäre an Bord des Admiralschiffs, wo der Vertrag unterzeichnet werden sollte. Ji-lian war so unwohl, daß er sich auf das Schiff tragen lassen mußte. Er hatte einige Zeit zuvor einen Mandarinen an Bord geschickt und um eine Arznei bitten lassen; diese war dem Ueberbringer mitgegeben worden mit einer geschriebenen Anweisung, wie sie gebraucht werden solle, aber der nachlässige Mensch verlor dieß, und der alte Mann nahm die Medicin, die auf zwei- oder dreimal bestimmt war, auf einmal. Der Mißgriff klärte sich später auf, und der Mandarin, der die Anweisung verlor, soll später die Bastonnade erhalten haben.

Nach Unterzeichnung des Vertrags wurde eine chinesische gelbe Fahne auf dem Hauptmast aufgesteckt, eine Salve abgefeuert, und so das Ende des chinesischen Kriegs verkündet, zur nicht geringen Freude der Truppen, denn es war große Sterblichkeit eingetreten, und mehrere Regimenter wurden furchtbar gelichtet. Noch einen Monat zuvor hatte, da das Klima sich entsetzlich ungesund zeigte, kein Mann in der Armee und Marine sich träumen lassen, daß die Chinesen nachgeben und Friede machen würden unter den Bedingungen, die wir dem Bruder der Sonne und dem Kaiser des himmlischen Reichs auferlegten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat Mai.)

Digitized by Google

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1843.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

Die Politiker sehen in der Bildung, Entwicklung und Befestigung des indo-brittischen Reiches das Factum der furchtbaren und gefährlichen Vergrößerung der brittischen Macht, und wirklich ist dieß ein das Nachdenken genugsam anregender Gegenstand. Seit einem Zeitraum von noch nicht 60 Jahren hat die ausgedehnte, von einigen schlauen Kaufleuten in Besitz genommene Halbinsel denselben ihren Reichthum, aber nicht ihre Sitten und Gewohnheiten geopfert. Das Land konnte zwar wider die sächsische Energie nicht kämpfen, aber es hat, wie der Augenschein zeigt, seine Braminen-Nationalität bewahrt. Seine Unbeweglichkeit, so wie sein ewiger Gleichmuth haben sich stets den Anstrengungen der christlichen Missionäre widersetzt. England nutzt das Land, aber die Volksthümlichkeit hat sich ihm nicht unterworfen. England beherrscht die Materie, den Geist hat es jedoch nicht in seiner Gewalt. Nächstdem ist die sogenannte Unbeweglichkeit Hindostans aber auch eine falsche Idee, denn in dem Lande ist nichts stabil. Sitten und Gebräuche verändern sich nicht nur bei den Eingebornen, sondern auch bei den Eroberern, und dieß alles deutet auf die Unabweislichkeit einer neuen Regierung hin, welche bis jetzt zwar noch verborgen, von der es jedoch ziemlich gewiß ist, daß sie weder von England noch von Indien ausgehen wird.

Der Conflict des Teutonismus mit dem Hindostanismus ist nämlich in der neuern Geschichte eine höchst merkwürdige Erscheinung, indem die Engländer, d. h. das sächsische Deutschland, voll normännischer Kühnheit sich jetzt mit frischer Milch an der Wiege selbst und in den Windeln des alten pantheistischen Asiens ernähren und sich mit diesem immer mehr vermischen. Die ersten Anzeichen dieser Vermischung sind zwar kaum bemerkbar, dennoch aber mischen sich die Stämme. Indische Frauen gebären Kinder von übersiedelten Sachsen; die Opfer Dschaggernats werden seltener, die alten Götzen, ehemals mit Menschenblut und geschmolzenem Fett beschmiert, wandern zwar noch mit Luxus umher, plagen jedoch die Leute nicht mehr; Braminen fangen an sich von dem Glauben ihrer Väter abzuwenden, und schreiben und drucken Journale. Begümen verheurathen sich mit europäischen Abenteurern, so wie französische Generale mit Töchtern von Radschahs, und junge indische Schauspieler verstümmeln Shakespeare's Tragödien in Gegenwart von Engländern. Sonderbare Anzeichen einer Bewegung, welche jedoch nicht beendigt ist, sondern sich erst noch vervollkommt! Das sächsische Leben keimt nur mühsam über dem majestätischen Absterben des uralten Hindostan auf; aber wie es immer war und stets seyn wird, so entsprießt auch hier das Leben dem Tode, und der Tod dem Leben.

Die Engländer, gezwungen dem ewigen Gesetze der Erneuerung zu folgen, setzen demselben vergeblich ihre starren Gewohnheiten, so wie ihren festen Sinn entgegen, und unterwerfen unfreiwillig ihre hölzerne oder eiserne Natur der Wirkung des Klima's, der Localität, der Nothwendigkeit, wie denn schon viele wunderbare Beispiele den Einfluß der Sitten Hindostans auf die Engländer beweisen. Einige derselben treten in die Kaste der Braminen ein, andere werden Bramino-Britten, während noch andere die buddhistischen Waschungen mit europäischen Religionsgebräuchen vermischen, ja einzelne Engländer, welche Ehen mit eingebornen Frauen oder verführerischen Tänzerinnen eingegangen, haben sogar den Buddhismus, Bramanismus oder Mohammedanismus völlig angenommen. Einiger ungewöhnlichen Ausnahmen nicht zu gedenken, so unterwirft sich überhaupt die Masse der in Hindostan etablirten Engländer bei jeder wichtigen Gelegenheit der Veränderung, und demnach muß diese Erscheinung allmählich eine neue Gesellschaft, eine neue politische Gestaltung, eine neue Macht, eine neue Civilisation vorbereiten.

Die alte hindostanische Gesellschaft ist längst abgestorben. Das englische Menschengeschlecht, welches in Calcutta reich wird, vergeht und stirbt, streuet aber in den alten, aus unzähligen Schichten von Menschen und Sitten gebildeten Boden fruchtbaren Samen. Oft haben Philosophen, jedoch stets ohne Erfolg, sich bemüht, die Religion der Hindus auszulegen. Die von allen Kräften der Natur umgebenen Eingebornen der Halbinsel singen, beim Erblicken der wunderbaren Erscheinung

Digitized by Google

dieſer Kräfte, an, ſich vor ihnen zu beugen, ſie anzubeten. Dieſe Anbetung des Lebens, dieſer Götzendienſt hat aber in einem Lande, wo das Schauſpiel des Lebens an ſich ein Wunder iſt, eben nichts Wunderbares. Der europäiſche Maaßſtab iſt jedoch in Vergleich mit der ununterbrochenen Fruchtbarkeit, mit der ewigen Ueppigkeit der Natur in Hindoſtan, immer nur ein ſehr kläglicher. Unter den neuern Schriftſtellern hat offenbar nur einer dieſes Geheimniß erkannt und die Aufmerkſamkeit auf deſſen Urſache gerichtet, nämlich Robert Southey, der Verfaſſer des „Curſe of Kehama," indem derſelbe eingeſehen hat, daß man über die dortigen Sitten, über die dortige Natur unmöglich nach unſeren Geſetzen urtheilen könne.

Der eingeborne Bewohner Hindoſtans glaubt nicht an unſichtbare Geiſter, aber er ſpricht mit ihnen, er hört, ſieht und liebt ſie. Die Sipahi-Schildwachen auf den Wällen einer Marhattenfeſtung machen dem Schatten eines verſtorbenen Officiers, den ſie lieb hatten, und der, ihrer Meinung nach, jede Nacht wieder kommt, immer noch die Honneurs, und dieſe militäriſche Begrüßung mocht ihnen Vergnügen. Ein vierjähriger Knabe, der Sohn chriſtlicher Eltern ſtarb und wurde am Fuße eines Hügels begraben, auf deſſen Gipfel eine engliſche Familie wohnte. Die indiſchen Diener, welche den Knaben liebten, bildeten ſich ein, daß deſſen Seele allnächtlich um Brod und Oel bei ihnen bitte, und die ganze Hausdienerſchaft ging daher, 50 Köpfe ſtark, um Mitternacht zum Grabe des Knaben, und warfen ihren Herrn den die umliegenden Wälder bewohnenden Hyänen, Bären und Schakalen zur Beute hin. In den Ruinen von Tempeln, im Innern von Säulen, in Grabhöhlen ſieht man Tauſende von Prieſtern, Fakirn und Bettlern ſchweigſam auf Teppichen ſitzen, in der Ueberzeugung, daß ſie kein beſſeres Leben haben könnten, und daß ſie ſo mit den Entſchlafenen plauderten. Die Großartigkeit des Schauſpiels entſpricht der Sonderbarkeit der Idee; Rieſenhaftes ereignet ſich überall und das Gewöhnliche verſchwindet. „In den Straßen von Lucknow," erzählt Capitän Todd, „ſieht man oft 50 Elephanten mit unwandelbarer Richtigkeit und einförmiger Geſchwindigkeit in einer Reihe einher gehen, mit Stoicismus die Gewalt ihres Lenkers ertragend, ohne daß einer von ihnen die Reihe verläßt. Man kann ſich das Schauſpiel denken, was 50 Koloſſe darbieten, die in einer Reihe, in geſchloſſener Linie gehend mit purpurfarbenen, mit drei Fuß hohen, goldenen Fronzen beſetzten Decken behangen ſind und ſilberne Throne tragen, und von denen, wenn der Pfad ſich ſpaltet, ſich auch nicht ein einziger trennt. Wenn aber die Mahuten (Kornaks) die Elephanten durch Stimmen und Geſten anfeuern und die fünfzig Giganten ſich mit einemmale niederwerfen, und Dächer, Zäune und Buden umſtoßen, ſo erinnert dieß alles an Tauſend und Eine Nacht. Die Genauigkeit der üppigen Legenden, die Sitten und Gebräuche, die Waffen der handelnden Perſonen, die häuslichen Geräthſchaften, kurz alles trägt hier einen ganz beſondern Stempel an ſich." — „In den Höfen," erzählt Major Moore, ſieht man Krüge, in denen ein Menſch Raum findet, und die in den Dichtungen Aſiens eine bedeutende Rolle ſpielen." In den Aſiatic Researches vom J. 1761 findet man ferner folgende merkwürdige Beſchreibung von einer Jagd des bengaliſchen Nabob Kaſſim-Ali-Chan: „Zwanzigtauſend Menſchen und eine ganze Schwadron leichter Cavallerie folgten dem Chan zur Jagd, welcher hierzu zwiſchen dem Ganges und dem die Gränze ſeines Gebietes bildenden Hügelreihen ein Terrain von mehrern Meilen ausgewählt hatte. Die Jäger, zum Theil zu Fuß, zum Theil in Palankinen oder zu Pferde, zu Elephanten oder zu Kamele, mit Lanzen, Säbeln und Gewehren bewaffnet, von Hunden und Falken begleitet, bildeten hier einen weiten Kreis, welcher nach und nach ſich verengte, und ſo die darin befindlichen Tiger, Hyänen, Leoparden, wilden Schweine, Damhirſche, Alligatoren ꝛc. immer mehr zuſammendrängte. Auf ein gegebenes Zeichen wurden endlich die Falken und Hunde losgelaſſen; die Hirſche fielen unter den Zähnen der Jagdhunde, die wilden Schweine unter dem Meſſer der Jäger zu Fuß, die Tiger, von den Elephanten verfolgt, unter der Kugel der Wagehälſe, welche ſich mit den blutgierigen Thieren in Kampf einließen. Zu den allerverwegenſten Jägern gehörte aber der Nabob ſelbſt, der zuweilen, von einem ganzen Arſenal umgeben, im Palankin getragen wurde, zuweilen zu Pferde, wenn aber das Geſträuch den Weg verſperrte, auf ſeinem Lieblingselephanten ſaß. Das Schlachten war ſo fürchterlich, daß, als die Jäger ſich endlich dem Centrum des Kreiſes näherten, dieſelben hier eine Pyramide von 50 bis 60 Fuß Höhe erblickten, welche ſich aus den Kadavern der unter ihren Streichen gefallenen wilden Thiere gebildet hatte." (?)

Das Nützliche wirkt nur ſchwach auf den Verſtand der Hindu, das Große dagegen ergreift ſie. Indem die Engländer ſich nur mit den Vortheilen der Eroberung begnügten, haben ſie ſich zu einem ewigen Kampf für die Beſchützung und Befeſtigung ihrer Eroberungen verurtheilt. In einem ſolchen Lande und ſolchem Klima, wo alles erſt die Entwicklung der Kräfte andeutet, hat alles, was ſich nicht auf Aeußerliches bezieht, auch keine Bedeutung; Schall, Lärm, Glanz, Licht und Flammen ſind hier die einzigen Symbole, an welchem ſich die Macht zu erkennen gibt. Die Hindu, welche dieſelbe nur in dieſer Geſtalt ſehen, vermögen daher nicht das Beſcheidene zu ſchätzen, das Heimliche zu lieben. So halten ſie z. B. eine ungeſchlachte, große Kanone, welche ihre eigenen Artilleriſten zerſchmettert, doch für eine beſonders gute Waffe, um den Feind zu tödten. So iſt z. B. in Bidſchapur eine Kanone von ungewöhnlicher Größe, welche nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wird, dann aber auch faſt immer durch die Erſchütterung, welche ſie verurſacht, einen Theil der Stadt zerſtört; dieſer Kanone zollen die Eingebornen nun wahrhaft göttliche Verehrung, und nennen ſie den „Monarchen des Thals" — Mulki Meidan. Die Mündung derſelben wird mit Guirlanden umwunden, Weihrauch dampft vor dem Geſchütz, und in tiefer Andacht nähern ſich ihr die Hindu mit auf der Bruſt gekreuzten Armen. Kurzum, dieſe Kanone iſt ihnen eine Gottheit, und alle Kaſten, alle Secten verehren die zerſtörende Kraft ihrer bronzenen Seele. Die Kanone iſt aber auch in der That ein Ungeheuer; ſie wiegt 20 Tonnen und der Schall ihres Schuſſes klingt ſo hell und ſtark, wie der Schall einer

Digitized by Google

großen Glocke, welchen man auf die weiteste Entfernung noch hören muß. Man sagt, daß die Masse dieser Kanone aus einem kleinen Zusatze von Gold, noch etwas mehr Silber und einer bedeutenden Masse Zinn bestehe. Die kolossale Poesie der Hindu hat dieser Kanone auch noch eine Schwester geschaffen, in der Jungfrau Kurk o Burd (Donner und Blitz); eine andere Kanone, welche jedoch noch niemand irgendwo gesehen hat. Dieß ist das Geschenk der großen Kräfte der Natur, der Götzendienst, welcher das ganze System des indischen Pantheismus erklärt!

In Indien ist alles so ganz anders als bei uns; selbst das Gewitter in Indien kann mit unserm Gewitter nicht verglichen werden, und die dortigen Steppen und Wälder sind den Steppen und Wäldern Europa's nicht ähnlich. Lebenskraft zeigt sich dort überall; sie lärmt bei Tag und bei Nacht, fliegt, kriecht und windet sich aus allen Höhlen und Tiefen des Bodens. Stets wird man von einer Masse von Creaturen verfolgt, denn die indische Nacht ist belebter als der europäische Tag. Wenn man z. B. des Nachts im Nachen auf dem Ganges schwimmt, so hört man ein furchtbares Concert: Schakale mit ihrem durchdringenden Geheul laufen heerdenweise an den Ufern; Raub- und Wasservögel lassen unaufhörlich ihr Geschrei ertönen; Myriaden von Ratzen, welche das Fahrzeug zernagen, machen ein unerträgliches Geräusch, und über dem Haupt summen Schwärme von Insecten. Je mehr sich der Wanderer den Steppen nähert, je tiefer er in das wunderbare Leben eindringt, desto unerträglicher stellt sich ihm die innere Verbindung aller Stunden mit den lebenden und neu erwachsenden Kräften der Natur dar. In der Umgegend von Jtana ist er keine Secunde von der unruhigsten Gesellschaft befreit. Der Wolf und die Hyäne spazieren friedlich auf unserem Balcon, an die Mauer lehnt sich der Panther oder drückt sich das Stachelschwein, während auf dem Dache gewöhnlich Legionen von Eichhörnchen, Ratzen und Schlangen hausen, und die das Dach tragenden Balken den wilden Katzen, den großen Eidechsen und der Cobea Capello, welche sich mit Hartnäckigkeit einander verfolgen und verjagen, zum Aufenthaltsort und zum Kampfplatze dienen. Der Vorsicht wegen spannen daher die Eingebornen Leinwand zwischen diesen Balken aus, welche jedoch den Vierfüßigen so wie den Kriechenden als Parquet dient, so daß man von unten alle Bewegungen der Creaturen, ihren Lauf, ihre Kämpfe, und wenn die Leinwand alt und mürde wird, auch wohl plötzlich irgend eine sich anklemmende Pfote oder den grünen Schweif einer Eidechse sieht, ja bisweilen fällt einem auch wohl gar eine Schlange auf den Kopf.

Mit Einbruch der Nacht hört aber alle Möglichkeit zu ruhen auf, denn nun wachen die Nachtvögel auf und schlagen mit ihren großen Flügen; Schwärme von Insecten beginnen ein unermüdliches Concert; Kröten lassen sich hören, Heimchen zirpen, Mücken summen, und zwar so arg, als wollten diese verschiedenen Creaturen eine die andere übertreffen. Sogar die Hindu, welche des Tags über ausgeschlafen haben, können Nachts kein Wort ohne Schreien sprechen, sie singen und tanzen auf den Wegen, an religiösen Festtagen aber spielen sie außerdem noch auf allen möglichen, wilden Instrumenten, indem man hier kupferne Trommeln, Glöckchen und sechs Fuß lange Trompeten zu hören bekommt.

Am Morgen wird das Bild ein anderes. Grüne oder dunkelfarbige Tauben mit violetter Brust, dunkelblaue Häher und Spechte mit schwarzen Huppen schweben uns über dem Haupte, so daß man den ganzen Tag ein trauriges Girren hört, während smaragdgrüne Libellen um uns her summen und die ganze Luft von Fliegen mit amethyst- und topasfarbenen Flügeln angefüllt ist, und Schwärme von Fasanen und Papagayen, durch nahende Menschen aufgeschreckt, mit den Flügeln rauschen.

An der halboffenen Thüre springt die Antilope vorüber, der riesige Reiher stolzirt mit großen Schritten zum Flusse, wohin sich auch die Bramineneute schleppt, und unzählige blaue Füchse, Zibetkatzen und Eichhörnchen versammeln sich auf den Bäumen, neben den Gebäuden an den Ufern, so daß selbst die jungfräulichen Urwälder Amerika's nicht dergleichen Lebenskraft und Fruchtbarkeit aufweisen dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Lessons Aufenthalt auf den Marquesas-Inseln im Jahre 1840. *)

Am 21 April 1840 verließ unsere Belgg die Inseln Mangareva oder Gambier, und fuhr aus der Centrallagune durch ein enges Fahrwasser zwischen Mangareva und Taraval, das mit einzelnen Korallenbänken besäet, aber tief und so durchsichtig ist, daß wir die Fische in einer großen Tiefe schwimmen sahen. Ein guter Wind, der uns gestattete nach Belieben hin und her zu steuern, begünstigte unsere Ausfahrt, aber die Einfahrt muß sehr schwer zu erkennen seyn und eine sehr günstige Witterung erfordern. Bald konnten wir mehr Segel aufsetzen, und am Abend verloren wir den hohen Berg von Mangareva, was in der ovanischen Sprache der „wegweisende Berg" bedeutet, aus dem Gesicht. Am 29 erblickten wir ein hohes mit Wolken umhülltes Land, Vögel flogen über die blauen Gewässer des Meeres hin und eine warme, feuchte Luft machte sich fühlbar. Mittags waren wir nur noch zwei Lieues entfernt, und bald hatten wir das Land südlich umschifft; dasselbe ist vielfach von Schluchten durchschnitten, in denen die Wälder sich vom Meeresufer bis zu den Gipfeln hinaufziehen. Auf der andern Seite bemerkt man jedoch ziemlich ausgedehnte baumleere Flächen auf den sanften Abhängen, die wohl einst sich zur Bebauung eignen. Dieß war die Magdalenaninsel oder Otahi-Hoa der Eingebornen. Am 30 fuhren wir zwischen den Inseln Dominica und Christina durch, um in der Bay Madre de Dios zu ankern. Wir waren somit an den Marquesas-Inseln angelangt. Vom Meere aus gesehen stellen sich diese Inseln hoch, bergig und an den Küsten zerrissen dar, doch bemerkt man auch sanft abhängige Hochflächen, und hin und wieder Steilabstürze oder dreieckige schaefe Vorsprünge am Meere. Wer Madera und dessen Ufer gesehen hat, kann sich die Insel Dominica vorstellen; es sind unendlich getheilte Schluchten und hohe vulcanische mit Vegetation bedeckte Gipfel.

*) Echo du Monde Savant vom 30 April und 4 Mai.

Digitized by Google

Der Archipel der Marquesas besteht aus zwölf Inseln, nämlich: 1) Otahi-Hoa oder Magdalena de Mendana, entdeckt im Jahre 1595. Dieß ist eine hohe etwa 6 Lieues im Umkreis haltende und sehr bevölkerte Insel. 2) San Pedro de Mendana oder Matane der Eingeborenen, eine hohe, 2 bis 3 Lieues im Umfang haltende, schwach bevölkerte Insel. 3) Tanata oder St. Christina; sie ist hoch, hat etwa 7 bis 8 Lieues im Umkreis und die Bevölkerung beläuft sich auf 100 Einwohner in einem Dorfe, deren man 23 kennt. Der Hafen von Madre de Dios, welchen Cook Resolution Bay nannte, heißt bei den Eingeborenen Waitahu. 4) Otahi-Hoa oder Dominica ist eine hohe, 14 bis 15 Lieues im Umkreis haltende, aber sehr zerrissene Insel, die unter dem König Patihi steht. 5) Die Insel Fetuga ist die von Cook im Jahre 1774 entdeckte Insel Hood. Sie ist hoch und hat nur 3 Lieues im Umkreis. 6) Napu wurde im Jahre 1791 von Marchand entdeckt; sie ist hoch, hat etwa 6 Lieues im Umkreis und ist von Felsen eingeschlossen, die stark von Schluchten durchschnitten sind; mehrere Buchten bieten nur einen gefährlichen Ankergrund dar. Sie hat 11 Dörfer mit je 100 bis 150 Eingeborenen. 7) Nu-Hiau oder Nuka-Hiva, von Marchand im Jahre 1791 die Insel Beaux und von Ingraham die Federal-Insel oder St. Martin genannt, ist die größte des ganzen Archipels. Es ist eine hohe Insel von etwa 30 Lieues im Umkreis mit mehreren vortrefflichen Bayen. Ein Vorsprung der Insel trägt den Namen Tschitschagow, den ihm die Russen gegeben haben. 8) Nau-Hugu, von den Franzosen im Jahre 1791 Insel Rieux und von den Amerikanern Washington genannt, hat etwa 6 Lieues im Umfang, ist aber noch sehr wenig bekannt. 9 und 10) Mein-Iti, oder die beiden Brüder nach Marchand, sind zwei niedere, wenig bewaldete, unbewohnte Inselchen. 11) Enatahu, von Marchand Insel Masse genannt, ist klein, ziemlich hoch, aber unbewohnt. 12) Die Insel Hiau, oder Chenai nach Marchand, ist klein, hoch, aber unbewohnt. Etwas gegen Osten liegt eine Korallenbank; die Engländer haben diesen beiden Inselchen den Namen Roberts-Inseln gegeben.

Ich komme nun zu einigen nähern Angaben über die drei Inseln Nu-Hiau, Tanata und Napu, die ich selbst besucht habe. Ziemlich große unversiegbare Bäche liefern den Bewohnern das nöthige süße Wasser. Tanata ist in dieser Beziehung am besten bedacht, aber eine ziemlich heftige Brandung ist schuld, daß die Schiffe sich nicht selbst in der Bay von Waitahu mit Wasser versehen können und man zu den Eingeborenen seine Zuflucht nehmen muß, welche die Fässer durch die Brandung nach den Booten schaffen. Nu-Hiva bietet weniger Schwierigkeiten dar; man muß aber das Wasser in großer Entfernung holen, und seine Reinheit läßt vieles zu wünschen übrig. — Die Berggipfel halten die Wolken auf und verursachen eine sehr schnelle Hagelbildung, die sich häufig erneuert, aber rasch vorüber geht.

Mit Ausnahme eines Theils der Bay von Taiohai auf Nukahiva sind alle andern Theile dieser Inseln wohl bewaldet, und bis tief in den Grund der Thäler sind die einzigen Bäume Rimas oder Brodbäume, Kokospalmen, Bananen und einige andere Fruchtbäume; ich weiß nicht, ob es im Innern Urwälder gibt, habe aber Grund daran zu zweifeln. Unter anderen nützlichen Pflanzen erwähne ich eine Art Aepfel von einem Baume, Keiu genannt, eine Art sehr geschmackreicher Kastanien, Ihi genannt, die Rasi Pahahu, das sehr selten gewordene Sandelholz, den Ute oder Papiermaulbeerbaum, den Tao oder Taro der Gesellschaftsinseln, Huhne oder den Kürbis, Kumaun, eine Art Kartoffel, To oder Zuckerrohr, Kapa, Ingwer u. dgl. Als Bauholz möchte das des Keiu und Ihi gute Dienste leisten.

Die Wohnungen dieser Insulaner liegen ausschließlich in den Thälern und sind durch Wäldchen von Kokosbäumen geschützt. Auf Tanata liegen sie am Meeresufer, während sie auf Nukahiva und Napu auch im Innern des Landes sehr zahlreich sind. Auffallend ist es, daß diese Häuser ganz gegen die Sitte fast aller andern Inseln der Südsee über dem Boden erhoben sind, augenscheinlich um die Bewohner gegen die aus der Erde aufsteigende Feuchtigkeit zu schützen, welche nackten Menschen sehr schädlich ist. Diese Insulaner scheinen überhaupt die fortdauernde Einwirkung der Wasserdünste sehr zu scheuen, und brauchen die umständlichsten Vorsichtsmaaßregeln, um sich gegen dieselbe zu schützen. Vielleicht darf man die reiche Entwicklung ihrer Körperform diesem Umstande zuschreiben, obwohl man den Grund in dem häufigen Besuch ihrer Berge und der dortigen feischen Luft gesucht hat.

So viel ich bemerken konnte, gibt es auf den Marquesas, wie in den meisten Tropenländern, nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die regnerische. Auf letztere folgt in Oceanien häufig ein sehr gefährlicher Typhus, namentlich im Tonga-Archipel. Ich habe keine genauen Nachweisungen darüber, daß diese Geißel auch auf den Marquesas herrscht, glaube es aber aus einigen Angaben mehrerer Insulaner und aus dem schwächlichen Aussehen einiger derselben, die wenige Monate vor unserer Ankunft von einer Krankheit befallen worden waren, schließen zu dürfen.

Der besuchteste Hafen ist der von Waitahu oder Madre de Dios. Im Hintergrunde zweier kleiner Buchten, die mit der Bay zusammenhängen, liegen die Dörfer Waitahu und Hanamiai, deren Häuser theils am Seegestade beisammenliegen, theils über den Abhängen der benachbarten Hügel zerstreut sind. Die Bay hat ½ Seemeilen Tiefe und 2 Meilen Breite. Der Boden ist Sand und bietet einen vortrefflichen Ankergrund dar. Die Tiefe beträgt 10 bis 30 und selbst 35 Faden. Ein hoher Hügel trennt die beiden unter Kokos- und Brodbäumen versteckten Dörfer.

Während meines Aufenthalts auf den Marquesas fand ich zwei seit mehreren Jahren zu Waitahu ansässige englische Missionäre, Stolworthy und Thompson; letzterer war mit dem Unterricht Temouna's, der über einen Theil der Stämme von Nukahiva herrscht, beauftragt, hatte ihn aber wegen eingetretener Mißverständnisse seit einiger Zeit verlassen. Die französische Mission bestand aus dem Provincial Caret und den Vätern Bodichon, Boegela und Murphy. Sie hatten ihrer Niederlassung den Namen der Königin von Frankreich, Amelie, gegeben. Wir brachten den Pater Caret nach der Insel Napu, wo sich bereits die Väter Fournier und Guilmar befanden, und inzwischen blieb die Mission von Waitahu unter der Aufsicht Bodichons.

(Schluß folgt.)

Wettfahrt zwischen einem Dampfschiff aus französischer und einem andern aus englischer Fabrik. Im Jahre 1840 befand sich in Frankreich noch kein Etablissement, um Dampffregatten von 450 Pferdekraft herzustellen. Indeß ließ die französische Regierung ein solches errichten zu Indret, bestellte aber auch zugleich mehrere Dampfmaschinen in England. Zwei Dampffregatten nun, Labrador und Normede, die beide aus französischen Werften hervorgegangen, von denen aber das letztere mit englischen Maschinen versehen ist, stellten kürzlich (s. Valeur vom 20 Mai) eine Wettfahrt an, bei welcher, namentlich wo es gegen eine sehr stürmische See und steifen Wind ging, der Labrador zur großen Freude der Franzosen den Sieg davon trug.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1843.

Huttons Reise nach Dahomey.

Das Königreich Dahomey ist, obgleich seine Gränzen sich an die Goldküste erstrecken, eines der unzugänglichsten Länder von Afrika, weil der König einer der größten Sklavenhändler der Welt ist, und daher Europäer ungern zuläßt. Sein hauptsächlichster Seehafen ist Whido, wo er einen verbannten Spanier, Namens de Souza, zum Gouverneur hat, der für sich und für ihn Sklavenhandel im Großen treibt. Souza selbst ist jedoch dem König verdächtig, so daß er ihn durch ein System von Spionerie beaufsichtigt, was ihm keine Art von Freiheit läßt; er kann nicht ausgehen, ohne daß ihm Spione folgen, und obgleich er Güter in Cuba angekauft hat, so hat er bis jetzt unmöglich gefunden, sein Vermögen in Afrika zu realisiren und das Land zu verlassen.

Im Jahre 1840 befand sich ein junger Engländer, Namens Hutton, in Whida, wo er eine Factorei zum Verkauf englischer Waaren und Ankauf von Oel einzurichten suchte, und auf diese Art mit Souza bekannt wurde. Dieser muß, wie alle Häuptlinge, die unter Dahomey stehen, jährlich zu den großen Festen nach der Hauptstadt Abomey reisen, und bot Hutton an, ihn mitzunehmen. Dieser nahm es an und schrieb seinem Oheim in London einen Brief über die Reise, welchen dieser der parlamentarischen Commission über die Goldküste mittheilte, und den wir hier geben, da diese Länder in Folge der Versuche von Civilisirung, welche dorthin gerichtet werden, von großem Interesse sind.

„Das Land," sagt Hutton, „von Whida gegen das Innere erhebt sich allmählich und fast unbemerklich etwa 40 bis 50 englische Meilen weit, so daß man im Innern das Meer von weitem aus sieht. Der Boden ist weit besser als irgendwo an der Goldküste, man findet überall große und schattige Bäume ohne viel Gesträuch, und grüne Felder, welche durch Baumgruppen durchschnitten sind, als ob sie ein Lustpark wären. Was mich aber besonders gewundert hat, ist der breite, offene Pfad von der Seeküste bis Abomey, der Hauptstadt des Königs. Dieser empfängt Fremde ohne die peinlichen Verzögerungen, welche das Ceremoniell in Aschanti verlangt. Man sieht viele schöne Dörfer, und ich konnte nicht ohne Vergnügen die Zufriedenheit und den vergleichungsweisen Wohlstand der Bewohner beobachten. Der Boden scheint überaus fruchtbar, und könnte Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle hervorbringen, und liefert auch schon jetzt die beiden letztern, welche von den Eingebornen zu guten Zeugen verwendet werden. Jenseits Abomey hat man eine Gebirgsgegend vor Augen. Der König war unter dem größten Zelt, das ich je gesehen habe, gelagert, und hielt sein Fest, welches fünf bis sechs Tage dauert, von welchem jeder einem besondern Aufzug gewidmet ist. Während des Festes sitzt der König auf einer großen, runden Terrasse, welche sich etwa sechs Fuß vom Boden erhebt, und ist von vielen Untergebenen umgeben, welche ihm die äußerste Ehefurcht bezeugen; das Volk versammelt sich unten an der Terrasse. Wenn der König trinken will, so wird ihm das Wasser mit vieler Ceremonie gereicht, und der, welcher es ihm bietet, fällt dabei glatt auf den Boden. Man gab mir Wasser als eine Auszeichnung. An einem der Tage zeigt der König seine Kleidungsstücke, welche eine sehr beträchtliche Garderobe bilden. Jedes Stück wird aufgehoben und gezeigt, und einige wurden mit großen Beifallsbezeugungen des Volks aufgenommen. An einem andern Tage besteht das Fest in sonderbaren Exercitien und Evolutionen der Leibgarde, welche aus 1000 Weibern besteht. Der letzte Tag ist Menschenopfern geweiht, und da ich dieß zuvor gehört hatte, so beschloß ich zu sehen, was meine Ermahnungen über den König vermöchten. Er kam mir jedoch darin zuvor und schickte mir eine Botschaft mir sagen zu lassen, wie er gehört habe, daß meine Landsleute diese Sitte mißbilligen, und daß er mir daher die Erlaubniß und den Rath gebe wegzubleiben. Da ich aber so weit gereist war und mich an einem Ort befand, den wahrscheinlich kein Engländer vorher betreten hatte, so beschloß ich den Gräuelscenen mit anzuwohnen, entschlossen, einen Versuch zu machen, den König von dieser Barbarei abzubringen. Ich ließ ihm daher sagen, daß die Engländer allerdings Menschenopfer nicht billigen, und daß ich wünschte zu kommen und es ihm selbst zu sagen, und daß ich entschlossen sey, sein ganzes Fest mit anzusehen. Als ich nahe bei ihm war, sagte ich mit

Digitized by Google

Hülfe eines Dolmetschers, daß es gegen Gottes Gesetz sey, daß ein Mensch dem andern das Leben nehme, jedenfalls aber sey es gegen das Interesse des Königs Menschen zu tödten, die er zur Elephantenjagd oder zur Feldarbeit benutzen könne, und daß es besser wäre, Thiere zu opfern, wenn er ja Opfer halten müsse. Ich sprach einige Minuten lang in diesem Sinne und der König war sichtbar über meine Gründe betroffen. Er antwortete mir mit großer Ruhe, und sein Betragen war äußerst höflich; er sagte mir am Ende, daß er gerne thun wollte, was ich wünschte, daß er glaube, daß die Engländer Recht haben, daß er aber König dieser Nation sey und ihre Gebräuche beobachten müsse. Wenn er seinen Unterthanen diese Opfer verweigerte, würden sie gegen ihn aufstehen und ihn selbst tödten; um mich aber zu überzeugen, daß er persönlich zu thun wünschte was ich verlangte, wolle er Einen der Opfer freilassen. Während dieses Gesprächs hatten Menschen auf ihren Schultern acht Körbe herbeigetragen, deren jeder einen an Händen und Füßen gebundenen Neger enthielt. Der König ließ einen der Körbe niedersetzen und den Menschen losbinden und freigeben, die übrigen sieben wurden sogleich unter das Volk geworfen, das sich wie Bluthunde auf sie warf, die Kehlen der Unglücklichen abschnitt und so ihrer Qual ein Ende machte. Mein einziger Trost bei dem gräulichen Anblick war, daß ich doch wenigstens Einen gerettet und daß ich den König nicht ganz fühllos gefunden hatte. Er unternimmt jedes Jahr einen Einfall in einen der umliegenden Staaten, er bestimmt allein wohin, und diese Einfälle geschehen ohne allen Vorwand. Die Gefangenen welche gemacht werden, verkauft er als Sklaven oder opfert sie bei den Festen. Allein ich bin überzeugt, daß man ihn und sein Volk leicht zum Aufgeben dieser Gewohnheiten bringen könnte, wenn England mit ihm in ein freundliches Handelsverhältniß treten könnte." Die englische Regierung hat jetzt beschlossen, das alte, englische Fort in Whida, welches längst zerfallen ist, wieder aufzurichten, und so zu versuchen den Sklavenhandel durch Productenhandel zu verdrängen.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel haben aber alle diese physischen Ursachen auch großen Einfluß sowohl auf den Charakter, die Sitten und Ideen der Menschen, als auch auf die Entstehung und Ausbildung der Religion und der Künste. Es gibt auch in Indien eine Zeit, wo der ungeheure, in steter Bewegung sich befindende Fächer, die dicken Vorhänge an den Thüren und die feuchten Nebeladen die Atmosphäre durchaus nicht abkühlen können, so daß im Innern eines Gasometers nicht eine so glühende Hitze ist, als hier in den Häusern; kaum daß man stehen kann, so ermattet sind alle Glieder. Man fühlt die höchste Erschöpfung, und die Haut des Körpers trocknet von dem glühenden Winde zusammen. Alles was man anfaßt, brennt einem die Hand durch, das festeste Holz platzt mit solcher Vehemenz auseinander, als ob jemand ein Pistol abfeuerte, und Wäsche, die man aus dem Schrank nimmt, ist so warm, als ob sie aus dem Ofen käme, alle Zimmer aber sind so heiß wie geheizte Oefen. Die Vögel bewegen sich kaum mit halbausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, und die Katzen winden sich mit ihrem schmiegsamen Leib um die in den Badezimmern stehenden Krüge mit Wasser, oder strecken sich auf das feuchte Gras unter Rohrsträuchen, und lassen mit Entzücken die Tropfen auf sich fallen.

Die Regenzeit, die gewöhnliche Nachfolgerin der heißen Jahreszeit, tritt sodann mit eben so riesenhaften Formen auf. Zuerst erhebt sich langsam, nach und nach feierlich, am äußersten Rande des Horizonts eine schwarze Wand, welche endlich wie eine unübersteigliche Mauer zwischen der Sonne und dem Menschen dasteht. So lange noch keine Ströme aus dem geöffneten Himmel herabgießen, sieht man zwar keine Blitze, doch hört man fortwährendes Rollen des Donners. In kurzer Zeit aber ist dann auch alles mit Wasser bedeckt, und der Beobachter kann von dem Dache seiner Hütte sehen, wie schnell die verdurstete Erde die wohlthätige Feuchtigkeit in ihren Schooß einsaugt, und wie plötzlich grüne Pünktchen, endlich glänzende Oasen erscheinen, so daß der Grad der Schnelligkeit, mit welchem die Vegetation sich hier entwickelt, fast unglaublich ist.

Das Pflanzenreich und seine Vegetation ist außerdem hier noch ungewöhnlich prachtvoll; sogar die Schmarotzerpflanzen, das riesenhafte Zubehör aller hiesigen Bäume, hängen an den alten Stämmen in solchen ungeheuren Festons, daß man dieselben in der That gefüllte Blumenkörbe nennen kann. Unter den dichten Schatten derselben fliegen Schaaren von Weihen, schlafen Tiger und streifen Heerden von Schakalen umher, diese Zerstörer, welche alles fressen, was der Tod schon dem Leben geraubt hat. Kaum ist ein Hirsch, Stier oder Büffel unter dem Zahne des Tigers gefallen, so nähern sich auch schon Hunderte von Raben und eben so viele Schakale und Wölfe der Beute, und warten, bis der Wirth abgespeist hat.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß bei einem solchen Durcheinander der unglaublichsten Fruchtbarkeit die Menschen das Gefühl der Ordnung zu vergöttern bemüht sind und durch eine strenge Organisirung der Kasten ihre Politik zu befestigen glauben. Die Künste können nur eine Nachahmung der außern Größe und Kraft seyn, und selbst die Philosophie mußte hier nur ein Abdruck des Aeußerlichen werden. Konnte hiernach wohl die bescheidene, schüchterne, analytische Metaphysik des anglicanischen Protestantismus einen kräftigen Einfluß auf die mit indischen Theorien genährte Phantasie haben? Die Braminen erwiederten vielmehr den Missionären, welche ihnen die Götzendienerei vorwarfen: „daß ihre Götzen nur Symbole seyen und daß deren ungeheure Köpfe keine höllische Religion bezeichneten, sondern metaphysische Allegorien in sich trügen." Die bekannten Götzenbilder der indischen Poesie sind aber an diese Ideen geknüpft, und entsprechen der gebändigten Kraft und der unendlichen Größe.

Ungeachtet der Herrschaft der Engländer kann man doch

Digitized by Google

nicht sagen, daß der Haß der Eingebornen gegen die erstern erloschen sey. Die Engländer zeigen bei dem sonderbaren Wesen ihres Charakters überhaupt den Fremden oft absichtlich eine sehr unangenehme Außenseite, als ob sie dadurch erst recht ihre Unabhängigkeit, ihren Werth darthun könnten. Eine eben solche Unleidlichkeit, einen solchen, auf das äußerste widerwärtigen Egoismus zeigen sie nun auch dem Hindu, diesem höflichen, bescheidenen, elegischen und gleichzeitig epischen Volke. Anstatt durch Liebkosungen die Abneigung der Hindu gegen die englischen, mit ihrer Religion unverträglichen Sitten zu besiegen, regen die Britten vielmehr den Haß eines Volkes gegen sich auf, welches sich der ältesten Civilisation rühmen kann und in vielen Beziehungen durch Verfeinerung der Sitten und Ideen, so wie durch Zartheit der Gefühle die Völker Englands und Europa's weit übertrifft. Ein außerordentliches Höflichkeitsgefühl veranlaßt jedoch die Hindu, ihre Verachtung gegen die Europäer zu verbergen, wenn dieselben die Reinlichkeit vernachlässigen, verbotenes Fleisch berühren, ihren Freunden gestatten Arm in Arm mit ihren Frauen und Töchtern zu gehen, die während der Hundstage tanzen, bei Tische schreien oder singen und überhaupt sich Dingen hingeben, zu denen der Eingeborne sich nie erniedrigen wird. Die freundschaftlichen Beziehungen der Hindu zu den Engländern wollen dahee so gut als gar nichts sagen. Natürlich legen die Hindu ihr Mißbehagen und ihre Verachtung gegen die Engländer nicht an den Tag; man muß aber die handschriftlichen Journale der Hindu lesen, welche in persischer Sprache erscheinen und von allen Notabilitäten der indischen Gesellschaft gehalten werden, um ihre Gedanken über ihre Beherrscher kennen zu lernen. Hier beschreiben sie die Familien der Engländer, über welche sie sich lustig machen wollen auf das vollständigste, hier nennen sie alles beim rechten Namen. Dazu kommt, daß die Engländerinnen einen lächerlichen Widerwillen gegen das ursprüngliche, schöne und majestätische Costüm der Frauen des Landes haben, und jetzt noch die alten Faldalas vom Jahre 1813 und die kleinen Hütchen von 1812, welche hier durch Hausiree verkauft werden, den üppigen Musselingewändern vorziehen, welche den schlanken Wuchs der Bewohnerinnen Hindostans umfließen. Besonders paradiren die Mädchen, welche aus gemischten Ehen entsprossen sind, mit französischen Moden. Portugiesinnen, welche an Hindus verheurathet sind, stolziren in gestickten rothen Saffianpantoffeln, in Kleidern von violettem Crepe, mit einer geiden Pariser Schärpe, die europäische Frisur mit einem weißen Schleier bedeckt, umher. Während die Erzeugnisse des Orients in Europa einen ungewöhnlichen Preis haben, fallen die in Indien lebenden Engländerinnen mit wahrer Gier über den Ausschuß europäischer Mannfacturwaaren her. Aus Furcht, mit den indischen Frauen verwechselt zu werden, erscheinen die Engländerinnen selbst auf den Bällen in den altmodischsten europäischen Costümen. In Benares und Calcutta könnten sie zwar sehr leicht mit Gold und Silber gestickte Musseline, goldene und silberne Spitzen, ausgezeichnete Gaze, die seltensten seidenen Zeuge, Gürtel, Ringe vom feinsten Golde und die vortrefflichsten Geschmeide kaufen. Die Schönen Britanniens behängen sich aber lieber mit ephemeren, aus der Mode gekommenen Lappalien, welche europäische Handwerker aus blattersdünnen Metallen gefertigt haben; ja sie verachten sogar die reizenden Halsbänder aus Korngold, welche eine bewundernswerthe Aehnlichkeit mit den kostbarsten Steinen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Spielkartensammlung.

Die Bibliothek von Rouen hat sich kürzlich mit einem Curiosum bereichert, nämlich mit einer Spielkartensammlung, die ein Hr. Leber, ein französischer Beamter im Ministerium des Innern, während 30 Jahren zusammengebracht hat. Diese Sammlung beweist, daß man sich in den Pampas Amerika's, in den Steppen Rußlands und in den Sümpfen Hollands eben so mit Kartenspiel belustigt und ruinirt, wie in den Spielsälen von Baden, London und Paris. Man setzt gewöhnlich den Ursprung der Spielkarten in die Zeit Karls VII, dessen Trübsinn man durch dieß Spiel zu lindern suchte, aber diese Sammlung reicht viel weiter hinauf. Unter denjenigen, die für diesen unglücklichen König gefertigt wurden, zeichnen sich die Bilder des Malers Jacquemin Geingonneur aus; sie sind von 1392 und 17 an der Zahl. Es sind Vierecke von 6¼ Zoll Höhe und 3¼ Zoll Breite. Jede hat ein kleines Gemälde, das durch den naiven Ausdruck der symbolischen Figuren, den Tod, die Gewalt, die Mäßigkeit ꝛc. vorstellend, ausgezeichnet ist. Es finden sich in dieser Sammlung auch die historischen Karten, welche Mazarin erfand, um den jungen Ludwig XIV zu amusiren; ferner hindostanische Karten, welche rund und etwas kleiner als ein Sechslivresthaler sind; dann kommen die Negerkarten, mit welcher die Schwarzen von Hayti sich in Bildern an der Herrschaft der Weißen rächen, die republicanischen Karten, wo die Könige durch Solon (Coeur), J. J. Rousseau (Trefle), Cato von Utica (Carreau) und Junius Brutus (Pique), die Buben durch Hannibal, Decius, Mucius Scävola und Horaz ersetzt sind. Später hat man unter dem Kaiserreich die kaiserlichen Spielkarten, unter der Restauration die monarchischen erfunden. Die Revolution von 1830 hat klugerweise keine Neuerungen dieser Art vorgenommen, da sie mit zu ernsten Dingen beschäftigt war, um diese Sammlung, die bizarrste die wohl ein Bibliomane je zusammenbringen konnte, zu bereichern. (Presse vom 22 Mai.)

Chronik der Reisen.

Lessons Aufenthalt auf den Marquesas-Inseln im Jahre 1840.

(Schluß.)

Der König an der Bay von Waitahu heißt Jotete und sein Kriegsbefehlshaber oder Toa ist der Krieger Panuhu, welcher vor einiger Zeit mit einem Neffen des Königs, Namens Puhe, einem sehr schönen Mann, in England war. Die Bewohner von Waitahu sagten mir, daß die Insulaner von Dominica, so wie mehrere Stämme im Innern noch Menschenfresser seyen, und diese Thatsache wurde mir nicht nur von dem König Jotete, sondern auch von einem sehr verständigen Bewohner der Insel bestätigt, der mehrere seiner Verwandten verloren hatte, die von den Cannibalen verzehrt wurden.

Digitized by Google

Von allen Insulanern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sind die von Anamihai und Waitahu die am besten gebauten und die gesündesten, und doch sind syphilitische Krankheiten in Folge des Aufenthalts der Wallfischfänger sehr gewöhnlich; der Aussatz herrscht minder stark, wahrscheinlich in Folge der zahlreichen Waschungen, welche die Eingeborenen mehrmals im Tage vornehmen. Sie schmieren sich sämmtlich die Haut mit Oel ein, das sie mit Gelbwurz färben; dieß macht ihre Haut weich und geschmeidig.

Die Eingeborenen haben bereits das Geld kennen gelernt, und sind namentlich nach Gold begierig, dessen Werth sie vollkommen kennen. Auch haben sie die Gewohnheit des Rauchens angenommen, und es ist sehr gewöhnlich, Insulaner zu sehen, die eine Pfeife in der Runde herumgehen lassen, wobei jeder einige Rauchwolken in die Luft bläst. Seit ihren häufigen Verbindungen mit den Wallfischfängern haben sie mit einer Art Leidenschaft den Gebrauch der Feuerwaffen angenommen, und vernachlässigen völlig die Fabrication ihrer Keulen aus Eisenholz, die sie mit Schnitzarbeit bedeckten.

Man erzählt, daß zu Waitahu ein großer Tempel existirt, wo ihre Opfer dargebracht werden, aber die katholischen Missionäre konnten der Sache nie auf den Grund kommen; man glaubt bloß zu wissen, daß der Tempel im Hintergrunde eines Thals in einer der Schluchten erbaut ist, die ins Innere der Insel führen. Die protestantischen Missionäre, oder, wie die französischen Priester sie nennen, die Nachbarn, waren nicht glücklicher, trotz ihres langen Aufenthalts auf der Insel. Die Nachforschungen zogen den Missionären häufige Beleidigungen zu, doch wurde ihr Leben nie bedroht. Die jungen Leute und namentlich die Frauen machten sich über sie lustig. Die Missionäre haben mit ihren eigenen Händen eine kleine Kirche am Rande der Bay von Waitahu erbaut, und ich muß gestehen, daß ich nie einen zierlicher geschmückten ländlichen Tempel sah; der auf einer Erhöhung aufgeführte Altar war mit weißem Tapatuch bedeckt, und die Unterfüße der großen Leuchter waren von rothen und schwarzen mit Kokosfasern durchflochtenen Stricken getragen.

Ich finde hier einige Blätter meines Journals, die der berühmten Paetini, dieser Königin mit drei Ehemännern und drei Königreichen, gewidmet sind, und es verlohnt wohl der Mühe den Leser mit dieser Fürstin etwas genauer bekannt zu machen. Die Männer dieser dreimal verheuratheten Königin sind allerdings nicht schön, aber sie sind mächtig, und dieß gilt in ihren Augen mehr. „Was war Ihr Zweck," fragte ich sie, „bei einer dreifachen Verbindung mit den Häuptlingen dreier verschiedener Stämme?" — „Mein Zweck," erwiederte Paetini mit jenem feinen Lächeln, das den von uns wild genannten Völkern häufig eigen ist, „mein Zweck war, bei einem Unglücksfall eine sichere Zuflucht im Gebiet eines meiner Ehemänner und eine kräftige Stütze zu finden." — „Aber," fragte ich weiter, „was sagen Ihre Ehemänner zu Ihrer häufigen Untreue?" (Man zählte die, welche sich ihrer Gunst erfreuten, nach Dutzenden, und Paetini liebte den Wechsel ungemein.) „Oh," erwiederte die Königin, „sie sind nachsichtig und unsere Sitten sind nicht streng; sie haben mehrere Frauen, und wenn sie einmal mich besuchen, so weicht derjenige, welcher zuerst angekommen, dem nächsten, und meine Ehemänner sehen gern, daß meine königliche Wohnung stets dem Fremden geöffnet ist und ihren Ruf der Gastfreiheit verdient."

Eine so weit gestiegene Civilisation, von der Europa noch lernen konnte, entriß mir einen Schrei der Verwunderung. Was Paetini mir von ihren politischen Absichten erzählte, hatte sie auch ohne Scheu den Missionären wiederholt, die sich darüber entsetzten. Paetini hörte ihre Einwürfe ruhig an, behielt aber nichtsdestoweniger ihre drei Ehemänner abgesehen von so zahlreichen, jeden Tag vorkommenden Galanterien. Sie erinnerte sich gern an den amerikanischen Commodore Porter, den sie sehr jung gekannt hatte und dessen Geliebte sie gewesen war.

Diese Königin hat übrigens einen starken Anspruch auf die Zuneigung der Franzosen: seit Ankunft der Missionäre auf den Marquesas hat sie sich zu ihren Gunsten ausgesprochen, und ihrem Einfluß danken sie es, daß sie, wenn auch auf eine precäre Weise, ihr Leben unter den Eingeborenen fristen konnten; auch wurden sie durch Paetini von allen gegen sie geschmiedeten Anschlägen in Kenntniß gesetzt. Die Frauen mit ihrem empfindsamen Geiste waren stets die geeigneten Werkzeuge neuer Religionen. Die Frauen und die Kinder, sagte mir der Pater Nil, und namentlich die letztern sind der fruchtbarste Boden, um darin den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen. Durch den Mund der Unmündigen wird der Name Gottes hundertmal des Tages in der Hütte ihrer Eltern wiederholt. „Die Frauen erkundigen sich dann bald nach dem Glauben und ihre Seele öffnet sich leicht seinen Lehren, aber unsere Bemühungen scheitern an den erwachsenen Männern; die Krieger lachen über unsere Sittenlehre und die alten heidnischen Priester verfolgen uns und erwecken uns Feinde." Die jetzigen Missionäre haben somit Recht denselben Weg einzuschlagen, wie die Jesuiten in Paraguay. Die Erziehung der Kinder ist das erste, was man erreichen muß; davon hängt der Erfolg der Mission ab. „Unser erster Gedanke," sagte mir ganz freimüthig der Pater Nil, „ist auf die Erziehung der Kinder gerichtet; durch sie erfahren wir alles, was in der väterlichen Hütte gesprochen wird, denn das kindliche Alter kann nichts verschweigen; wir schützen uns auf diese Weise gegen die Nachstellungen der Insulaner. Mit Einem Wort, die Kinder sind, ohne es zu wissen, unsere wirksamsten Beschützer und unsere größten Lobredner."

Geologische Nachricht über Sicilien und Calabrien. In der französischen Akademie der Wissenschaften wurde ein Bericht über ein Memoire vorgelesen von Hrn. Paillette über den geologischen Bau des Bodens von Sicilien und Calabrien, so weit er Schwefel und Bernstein enthält. Der Verfasser beschreibt die verschiedenen Schwefelbistricte, so wie die Methoden, wie man sie bearbeitet. Er hat zwar das Geheimniß über die Bildung und Lagerung des Schwefels nicht aufgeklärt, indeß sehr viele merkwürdige Thatsachen gesammelt, und die Akademie forderte ihn deßhalb auf, seine in Sicilien und Calabrien begonnenen Studien auch auf Spanien auszudehnen.

Berichtigungen.

In den Aufsatz: „Das neue französische Rekrutirungsgesetz." Nr. 143 ff. haben sich mehrere, zum Theil ziemlich störende Druckfehler eingeschlichen.

S. 569, Sp. 2, Z. 11 v. u. „konnte" statt „konnten."

S. 570, Sp. 2, Z. 2 v. o. „Sobald die Forderung gestellt ist," statt „Sobald die Forderung so gestellt ist."

S. 570, Sp. 2, Z. 23 v. u. „sehr mächtige" statt „sehr wichtige."

ibid. Z. 6 v. u. steht „10" statt „20."

S. 580, Sp. 1, Z. 16 v. u. „zu einem Art Werbsystem greifen muß," statt „zu einer Art Werbsystem."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1843.

Morrisons Erziehungsgesellschaft in China.

Nach dem Tode des Missionärs R. Morrison stifteten die Europäer in Canton seinem Andenken zu Ehren eine Institution, genannt „Morrisons Erziehungsgesellschaft." Sie besteht aus einer Schule, in welcher zwanzig chinesische Knaben umsonst erzogen und erhalten werden. Die Gesellschaft wandte sich an die Missionsgesellschaft von Newhaven im Staate New-York um einen Lehrer, und diese schickte ihr Hrn. Brown, der seit dieser Zeit die Anstalt leitet, und seiner Aufgabe vollkommen gewachsen scheint. Der Plan dieser Erziehung ist sehr vernünftig: der Morgen wird auf chinesische Studien, die nach chinesischer Methode betrieben werden, gewidmet, und der Nachmittag englischer Sprache und Erziehung. Der vierte Jahresbericht wurde im October letzten Jahres erstattet, und enthält eine Vertheidigung der Beibehaltung der chinesischen Methode, welche nicht uninteressant ist. „In chinesischen Schulen," sagt der Berichterstatter, „bringen die Knaben sechs bis acht Jahre damit zu, daß sie die classischen Bücher laut lesen und auswendig lernen. *) Während dieser ganzen Zeit wird keine andere Geistesgabe ausgebildet, als das Gedächtniß, und so lange diese Bücher die Basis der Erziehung ausmachen, kann es nicht anders seyn, denn der Inhalt derselben ist für ein Kind völlig unverständlich und ihr Styl macht es unmöglich, daß ein Knabe, was er auswendig lernt, verstehen könnte. Es wäre weit langwieriger, auch wenn es möglich wäre, dem Kinde diese Bücher zu erklären, als sie auswendig lernen zu lassen. Der Fehler liegt daher nicht in der Methode, sondern in dem Object der Studien, und so lange Confucius und Mencius als Schulbücher gelten, muß man gestehen, daß die Chinesen das einzige Mittel ergriffen haben, sich ihrer zu bedienen. Der wahre Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist, daß diese Bücher die einzige Basis der Erziehung in Schulen aller Art und jedes Grades bilden, außer einigen Werken schöner Literatur, welche in höheren Anstalten gebraucht werden. Man kann sagen, daß im Allgemeinen in chinesischen Schulen nichts gelehrt wird, als der Gebrauch ihrer Sprache, aber keine Wissenschaft noch Kunst gehört in ihren Plan. Diese Erziehung hat den traurigsten Einfluß auf den Geist der Nation, gibt keine Art von nützlichen Kenntnissen, sondern beschränkt den Geist auf abstracte Werke, die nur gelegentlich ihre Träumereien mit praktischer Weisheit vermischen, sie läßt das Volk diese Bücher als den Inbegriff alles Wissenswerthen ansehen, und vom Höchsten bis zum Niedrigsten sind alle gewöhnt, das Alterthum als die einzige Quelle von Weisheit zu betrachten. So wird die Nation systematisch gelehrt, nicht zu denken, und China ist dadurch versteinert worden." Um aber die von der Gesellschaft erzogenen Knaben nicht aus der geistigen Gemeinschaft mit ihrem Vaterland zu verbannen, muß man sie lehren, was ihnen in China nöthig ist, und sie lernen Confucius und Mencius auswendig, wie in jeder chinesischen Schule. Aber dazu wird nur die Hälfte ihrer Zeit verwendet und der Rest wird rationelleren Studien gewidmet; sie lernen Englisch, Mathematik, Geschichte und Geographie, was ihren Gesichtskreis erweitert und ihnen nach einigen Jahren einen namhaften Vorsprung in Brauchbarkeit vor ihren chinesischen Zeitgenossen gibt. Der Bericht lobt die Gelehrigkeit, Folgsamkeit und Anhänglichkeit der Schüler sehr, einige von ihnen wurden während des Krieges von ihren Eltern zurückgenommen, aber alle kamen wieder und baten, aufs neue aufgenommen zu werden. Sie sprechen unter sich nur Englisch und haben sich selbst eine Geldstrafe für jeden Bruch dieser Verabredung aufgelegt; diese kamen anfangs sehr häufig vor, sind aber jetzt selten geworden.

Die Schule war anfänglich in Macao, aber nach der Eroberung von Hongkong hat sich die Gesellschaft an Sir H. Pottinger gewandt, und ihn um einen Bauplatz auf dieser Insel gebeten. Er gab ihnen einen neben dem, welchen er einer andern philanthropischen Gesellschaft, der medicinischen Missionsschule, angewiesen hatte, und der Bau ist gegenwärtig im Fortschritt. Das neue Haus soll 21 Zimmer für eben so viele Schüler, Logis für die Lehrer und Säle für die Schüler und Bibliothek enthalten; der bekannte Opiumhändler Dent hat

*) Man vergleiche damit die aus dem Russischen übersetzten Mittheilungen über diesen Gegenstand, die völlig gleich lauten. Siehe Nr. 49 ff. A. d. R.

Digitized by Google

vor seiner Abreise aus China 3000 Dollars dazu geschenkt. Die Gesellschaft hat sich nach Amerika gewendet und einen zweiten Lehrer verlangt, dessen Ankunft sie in den Stand setzen wird, den Schulplan zu erweitern. Das Ganze trägt den Charakter eines wohlüberdachten Plans, und scheint sehr gut geleitet zu seyn. Es ist der erste Versuch einen vernünftigen Einfluß auf China auszuüben, denn es ist fast unmöglich, daß die jungen Leute, welche daraus hervorgehen, nicht um sich herum neue Ideen und eine größere Freiheit des Geistes verbreiten sollten. Bisher hat China, außer eine Zeitlang durch die Jesuiten, den moralischen Einfluß von Europa nicht gefühlt, denn man kann die katholischen Missionäre in ihrem gegenwärtigen Zustande kaum rechnen, da sie gezwungen sind ihre Existenz aufs äußerste zu verbergen. Die Erziehungsgesellschaft ist ein Anfang, zwar ein kleiner, aber doch ein gesunder.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

So stößt der englische Stolz mit seltener Grobheit und lächerlicher, gesuchter Etiquette gepaart, die Eingebornen zurück, welche von der Natur zu dankbaren Menschen geschaffen sind und über die man, durch Beobachtung der Schicklichkeit und durch Höflichkeit sehr leicht einen moralischen Sieg davon tragen könnte. Die Erkenntlichkeit der Hindus kommt daher ihrer Erbitterung ganz gleich. Oft ziehen sie in Haufen zu einem abgelebten Beherrscher, von dem sie nichts mehr zu gewärtigen haben, und bis auf den heutigen Tag noch singen sie Hymnen zu Ehren Hastings, der vor sechzig Jahren ihr Wohlthäter war, obgleich die europäischen Journale, durch falsche Berichterstatter getäuscht, denselben als ein Ungeheuer schildern.

In der moralischen Geschichte der Menschheit gehen eine so unerschütterliche Dankbarkeit, ein so tiefes Gefühl, eine so unvertilgbare Erinnerung, welche die Hauptzüge des indischen Charakters sind, ein eben so trostreiches als erhabenes Bild. Bis auf den heutigen Tag lebt noch der Name Alexanders des Großen (der große Sekunder) in dem Gedächtnisse der Hindu. Zwanzig Dörfer führen noch den Namen Alexanders, und alle Kasten sprechen denselben mit Hochachtung aus. So ist in der Nähe von Agra ein Grab, auf welchem die Hindu fortwährend eine brennende Lampe unterhalten, indem hier ein englischer Officier begraben ist, der durch seine Wohlthaten bekannt war, und kein Sipahi geht hier vorüber, der nicht dem Verstorbenen die Honneurs machte. Unweit Dagimola erhebt sich ein Grabmal zum Andenken an August Cleveland, einen früheren Kreisrichter zu Boglipur, einen guten und wohlthätigen Mann. Zwei Fakirs haben den Dienst bei der unverlöschlichen Lampe, und jährlich an Clevelands Todestage versammelt sich noch immer das Volk der Umgegend am Grabmale, und gibt durch eine große Feierlichkeit seine Dankbarkeit zu erkennen, da August Cleveland, obschon er in seinem neunundzwanzigsten Jahre starb, doch während seiner kurzen Laufbahn virlen Armen viel Gutes gethan hatte.

Die Engländer könnten sich ein solches Gedächtniß des Herzens und solche Ausdauer und Beständigkeit der Gefühle zum Muster nehmen.

Um aber einen Begriff von der wilden Unabhängigkeit der brittischen Sitten und Gebräuche zu erhalten, muß man einen Blick auf das häusliche Leben der Engländer werfen, besonders derjenigen, welche in den von den großen Städten entfernter gelegenen Orten leben. Hier sind die Engländer ohne alle Rücksicht vom Morgen bis zum Abend nur im Hemde, liegen, ununterbrochen mit Essen und Trinken beschäftigt, wenn sie am Tische sitzen, ihre Füße auf denselben, rauchen Cigarren und schlafen. Auf den öffentlichen Promenaden in Calcutta sieht man nicht selten alte Nabobs oder reich gewordene Engländer ihre Füße über die Wagenthüre hinausstrecken und so die Vorurtheile der eingebornen Kasten verhöhnen, welche in Hinsicht der äußern Sitte und des Anstandes sehr streng sind. Dergleichen Anglo-Hindu wollen aber auch von einem Vaterlande nichts hören, ihre geistigen Fähigkeiten werden durch eine ungewöhnliche Gleichgültigkeit eingeschläfert, welche kaum durch Mahlzeiten und Schlaf unterbrochen wird. Ein Engländer, der lange Zeit in Indien lebt und dessen Haut unter der glühenden Sonne dort verhärtet, wird ein völlig gefühlloser Mensch, oder richtiger gesagt, nicht Mensch, sondern nur ein mit Gold beschlagener Stein. Der junge Engländer, welcher aus London, Oxford, Edinburg oder von andern Orten nach Indien kommt und keine Idee von den indischen Sitten und Gebräuchen hat, macht sich ein Vergnügen daraus, die an die Etikette gewöhnten Hindu zu necken. So quält er zuerst, wenn er sich im Palankin tragen läßt, seine Träger mit Anforderungen aller Art und endigt gewöhnlich damit, als Beweis seines sächsischen Uebergewichtes sie zu schlagen, bis ihn die Träger in irgend einem Wald abwerfen und seinem Schicksal überlassen.

Auf den entfernteren Posten dagegen wird der Engländer aus einem gebildeten Menschen ein Misanthrop. Auch trägt man dort die allersonderbarsten Costume; einige tragen noch die Moden vom Jahre 1775, andere erfinden sich muselmännische, französische und indische Costume, auch gehen sie zuweilen mit geschorenem Haupte wie die Chinesen, und reiten Kamele auf der Jagd. Wenn dergleichen Verbannte, welche ihr Leben am Fuße des Himalaya verbringen, zu ihren Freunden nach Calcutta und Madras kommen, hat man oft das Vergnügen, auf einem Ball beim Gouverneur in ein und derselben Quadrille eine Mischung von Damentoiletten aus den Jahren 1780, 1802 und 1816, ungeheure Fischbeinröcke oder die Taille dicht unter den Armen u. s. w. zu sehen. Die Männer in Strohhüten, in Musselin, Seide und Sammet, aus dem chinesische, muselmännliche oder indische Schneider die lächerlichsten Kleider geschnitten haben, erregen den höchsten Unwillen der Eingebornen durch ihre ungeschliffenen Manieren und ihre unvernünftige Aufgeblasenheit. Die allertollsten dieser Barbaren

gehen übrigens gar nicht aus ihren Höhlen heraus, sondern bauen Indigo in den Steppen, gewinnen Vermögen, was sie nicht anzuwenden wissen, überlassen sich allen möglichen physischen Genüssen und sterben fern von der Welt. Einer dieser Einsiedler, ein ehrenwerther Mann, besaß eine Bibliothek von 6000 Banden, und führte unter seinen Büchern ein so abgeschiedenes Leben, daß Niemand von seiner Existenz etwas wußte. Mehrere unter diesen Isolirten haben jedoch wirklich moralischen Werth und sind um so wohlgezogener, als Prahlerei und Anstaunen der Menschen hier keine verführenden Gründe seyn können. Der größte Theil ergibt sich aber doch den Leidenschaften mit einer zügellosen, viehischen Rohheit. Diese abgelegenen Gegenden sind daher auch oft der Schauplatz der Rachsucht, der Verführung und schrecklicher Mordthaten, für welche hier kein Gesetz existirt. Die allerverdorbensten Söhne Albions sind hier stets berauscht, und spielen, umgeben von unterthänigen Dienern, die Rollen der asiatischen Despoten auf das vollkommenste.

Der Mensch geht aus angeborner Neigung leicht von der Civilisation zur Barbarei über, dem Gesetzgeber liegt aber die Pflicht ob, den geselligen Bund als das einzige Unterpfand für Fortschritte und Moralität, mit aller Strenge aufrecht zu erhalten. Eine derartige Rückkehr zur Barbarei, wie vorstehend erwähnt worden, erstreckt sich hier aber sogar auch auf die Handelswelt, welche in den großen Städten lebt und den Ton der anglo-indischen Sitten angibt. Wer unlängst erst aus Europa kommt, ist wenigstens ein Jahr lang der Gegenstand der traurigsten Mystificationen. Man macht ihn mit den Landessitten nicht bekannt, bei dem geringsten unwillkürlichen Versehen aber macht man sich über den Neuling lustig. Sogar der Bischof Hebert und Damen aus den besten Familien sind diesem Schicksal nicht entgangen.

Und so haben denn die Engländer moralisch nichts erobert, sondern sich nur selbst verunglimpft und verunstaltet. Die Hindus, die in ihnen nur grobe, schlecht gekleidete Leute sehen, welche die Regeln des Anstandes und guten Geschmacks nicht beobachten, können sich nicht denken, daß dieß keine Barbaren seyen, weßhalb denn auch zwei Eingeborne, welche unlängst London besuchten, mit dem größten Erstaunen erzählten, daß in Großbritannien wirklich sehr viel Reichthum und Verkehr sey.

(Schluß folgt.)

Wanderung auf den Cykladen.

(Von Buchon. Revue de Paris. 30 April.)

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

Am 10 October schiffte ich mich mit dem Grafen Sartiges, französischem Legationssecretär in Athen, und den zufällig anwesenden HH. Ampère und Mérimée auf den Kutter Lyons ein, den König Otto die Güte gehabt hatte für eine Fahrt im Archipel zu meiner Verfügung zu stellen. Ein Dampfboot bugsirte uns aus dem Hafen, und bald fühlten wir uns sanft fortgezogen zwischen den beiden Furchen, welche die Räder desselben auf dem ruhigen Meere hinter sich ließen. Das Meer war so vollkommen ruhig, die Winde schliefen einen so tiefen Schlaf, daß das Meer spiegelglatt lag und die zahlreichen kleinen Feuer auf den Schiffen im Hafen nicht die geringste Bewegung zeigten. Wir glitten, wie von einer mächtigen Hand geleitet, über die Fläche hin, und da wir von dem Dampfboot ziemlich entfernt waren, so hatten wir auch nichts von dem dichten, an Bord so unangenehmen Rauch zu leiden, und fühlten nichts von dem convulsivischen Schütteln, das die Dampfmaschine jedem Fahrzeuge mittheilt. Wir hatten alle Vortheile, alle Poesie der Industrie ohne ihe Prosa.

Der Abend war vollkommen schön, und nie sah ich die Wolken von den letzten Strahlen der Sonne mit tiefrothem Purpur gefärbt. Die Luft war zauberisch lieblich, so daß wir uns nicht entschließen konnten das Verdeck zu verlassen, um uns zur Ruhe zu begeben, und wir warteten, bis wir die Spitze des Cap Sunium hinter uns und die gleichen Säulen, die es dem Reisenden kenntlich machen, vollkommen aus dem Gesicht verloren hatten. Die Küste Attika's verschwand völlig aus unsern Blicken, und wir sahen nichts mehr als ein glattes Meer, in welchem die Sterne funkelten und die beiden Räder des Dampfbootes leuchtende Furchen zogen. Wir hatten um 5 Uhr Abends die Anker gelichtet und vor 4 Uhr Morgens am 11 October waren wir im Hafen von Syra angekommen. Hier wollten die HH. Ampère und Mérimée sich an Bord des französischen Fahrzeugs begeben, das nach Konstantinopel abging, und umsonst suchten wir sie zu bewegen den Ausflug in die Cykladen mit uns zu machen; wir brachten sie an Bord des ihrer harrenden Fahrzeugs, nahmen Abschied von ihnen und ließen uns zu Hermopolis, dem untern Syra, ans Land setzen. Hier besuchten wir den französischen Consul, Hrn. Devoize, und laden ihn ein die Reise mit uns zu machen. Als er dieß zugesagt, rüsteten wir uns zur Abreise, und machten eine wahre Razzia in den Kaufläden von Syra, um alles fortzunehmen, was wir uns anderswo nicht wohl verschaffen konnten, und was die Stunden der Ermattung und Langweile an Bord auszufüllen im Stande seyn mochte.

Endlich verließen wir wohlversorgt um 11½ Uhr den Hafen und hofften die Richtung nach Naxos einschlagen zu können, aber der Wind blies frisch aus Norden, und obwohl wir unser Vordertheil auf Naxos zu gerichtet hatten, so waren wir doch kaum etwas über die Kanincheninsel hinausgekommen, als wir uns schon entschlossen, den Weg nach Delos einzuschlagen. Um 2½ Uhr kamen wir in die Meerenge zwischen den beiden Delos, Rhenea oder Groß-Delos, der Gräberinsel, und Klein-Delos, der Tempelinsel. Wir landeten sogleich an der letzten und nun machte sich jeder von uns alsbald an seine Arbeit: Devoize fing an zu zeichnen, Sartiges nahm sein Gewehr, um auf die vortrefflichen Kaninchen von Delos, die im ganzen Archipel wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches bekannt sind, Jagd zu machen, und ich durchwanderte die Ruinen, die sich vom Ufer bis zur Spitze des Bergs ausdehnen.

Auf dieser Insel, wo jetzt nicht ein einziger Einwohner sich mehr findet, fanden einst zwei Städte auf den beiden Abhängen des Bergs und stießen auf dem Gipfel zusammen, ferner vierzig prächtige Tempel, ein ungeheures Theater, ein Gymnasium, Säulenhallen, Millionen Bildsäulen, alle möglichen Meisterwerke der Kunst. So lange Apollo auf seinen Altären sich behauptete, behielt auch Delos, das nach den griechischen Sagen das erste Land war, welche die Strahlen der Sonne nach dem Ablauf der Fluth des Ogyges vergoldeten, seinen Ruhm und seinen

Digitized by Google

Glanz; aber die ersten Streiche, welche die römische Welt der griechischen beibrachte, trafen eben sowohl die Religion als die alte Freiheit. Obwohl die Römer nach der Unterwerfung Griechenlands sich das Ansehen gaben, als wollten sie Delos ganz besonders schützen, und auch, wie Polybius berichtet, seine Bewohner von jeder Steuer frei erklärt hatten, so mußte doch schon Hadrian, der Athen wieder hergestellt hatte, auch Delos auf seine Kosten wieder aufbauen, und nur 30 Jahre noch ihm, als Pausanias die Insel besuchte, hatte der Verfall schon begonnen. „Was ist aus dem mächtigen Delos geworden?“ ruft er aus, „es wäre bereits ganz verlassen, wenn nicht die Athener jährlich eine Besatzung zum Schutze des Apollo-Tempels herschickten.“ Einige Jahre später wurde die kolossale Bildsäule dieses Schutzgottes der Insel von ihrem Piedestal herabgestürzt durch die eifrigen Freunde des siegenden Christenthums. Alle Tempel wurden zerstört, alle Statuen fortgeschleppt oder zerbrochen, und seit dieser Zeit war Delos nur noch ein ungeheures Magazin von Säulen, Capitälen, von Bruchstücken parischen Marmors aller Formen, ein Magazin, das allen denjenigen offen stand, die es lüstete, nach Gefallen zu plündern. Wie viele Fahrzeuge aus Amalfi, Pisa, Genua und Venedig sind nicht während des ganzen Mittelalters hieher gekommen, um sich mit völlig behauenen Säulen für die Kirchen ihrer Länder zu versorgen! Wie viele französische und englische Fahrzeuge haben hier nicht ungeheure Marmorblöcke geholt, die zum Behauen von Bildsäulen schon ganz hergerichtet waren! Wie viele Bewohner der benachbarten Inseln Syra, Mikoni, Tinos holten hier und holen noch alle zum Bau ihrer Kirchen und Klöster nothwendigen Materialien! Wie viele Maurer und Kalkbrenner haben nicht Jahrhunderte lang in die von ihnen auf Delos selbst errichteten Oefen die kostbarsten Fragmente und Bruchstücke der alten Basreliefs und Bildsäulen geworfen, um Kalk daraus zu brennen! Ungeheuer ist die Zahl der Tempel und alten Denkmäler, von denen man nicht mehr einen Stein findet, und deren Verschwinden man sich erst erklären kann, wenn man im Gebüsch die Kalköfen entdeckt, in denen sie zu Grunde gingen! Und doch trotz aller dieser Zerstörung staunt der Wanderer noch jetzt, wenn er den Fuß auf Delos setzt, über die ungeheure Masse von Säulen, Pilastern und Marmorfragmenten jeder Art, die hier aufgehäuft sind.

Ich landete an dem niedersten Theil von Klein-Delos, den Gräbern von Rhenea oder Groß-Delos gerade gegenüber, wanderte am Ufer hin und erblickte hier hart am Meere eine Art viereckiger Pilaster von rothem Granit. Es sind ihrer zehn sehr nahe einander; sie haben 5 bis 6 Fuß Höhe und sind an einigen Orten in zwei Linien. Sind dieß Reste von Säulenhallen, die am Meeresufer zu Spaziergängen oder öffentlichen Niederlagen eingerichtet waren, oder war es ganz einfach eine Reihe starker Pfeiler, woran die Taue der Schiffe festgemacht wurden, auf denen die Pilgerschaaren (theories) zu den Festen zu Ehren Apollo's aus den verschiedenen Gegenden Griechenlands herbeikamen? Das ist eine Frage, deren Lösung ich nicht unternehmen will. Von hier wandte ich mich nach einem kleinen Hügel, von dem aus man ein Thal übersieht, das ganz mit alten Ruinen bedeckt ist, unter denen die Ueberreste der Tempel Apollo's, der Diana und der Latona, so wie die Säulenhallen Philipps sich durch die Menge und blendende Weiße des Marmors auszeichnen. Man hat Mühe zwischen den Marmor- und Granittrümmern sich einen Weg zu bahnen. Das Piedestal der kolossalen Bildsäule Apollo's ruht noch, geschützt durch seine Masse, an demselben Ort, und trägt in großen Buchstaben den Namen des Gottes. In der Nähe sind die verstümmelten Reste des Kopfes zerstreut, und ringsumher sind cannelirte, halbcannelirte und glatte Säulen, ungeheure Architraven und Fetzen von Karniesen aufgehäuft; hier liegt noch genug, um für lange Zeit die Kalkbrenner des Archipels und die Marmorhändler Europa's zu versorgen.

Geht man weiter nach dem Hügel, welcher gegen Mikoni abfällt, so bemerkt man auf dem von den Tempeln eingenommenen Abhang dicke Granitmauern, die sich in einer Ellipse in den Hügel hineinerstreckten und ein mächtiges Wasserbecken einschließen sollten. Geht man von diesen Tempeln den kynthischen Berg hinauf, so zeigen sich die ungeheuren Ruinen eines an einen noch höheren Hügel angelehnten Theaters. Die Stufen sind fast allenthalben erhalten und gleich zur Seite sind mehrere Kammern mit einer runden in den Boden sich einsenkenden Thüre, wahrscheinlich ehemalige Cisternen, denn an mehrern Orten sah man noch die steinernen Röhren, in denen das Wasser nach den Cisternen hingeleitet war. Eine der beiden Städte von Delos dehnte sich auf der gegen Rhenea hin liegenden Seite des kynthischen Berges aus. Auf der Mitte des Bergs steht noch das Thor, durch das man in die Stadt eintrat; es ist aus ungeheuren Granitblöcken errichtet, die aus den Seiten des Bergs selbst entnommen sind, und läuft spitzig aus, wie das von Nepino im Königreich Neapel, und bei fast allen den Festen, die man mit dem Namen der pelasgischen oder cyklopischen bezeichnet. Der untere Theil ist mit Trümmern verschüttet, und die Bogenwölbung hat eine Breite von 15 Fuß. Ich drang mit einiger Schwierigkeit hinein und setzte von da meine Besteigung des Bergs fort. Ganz oben auf dem Gipfel steht noch der Unterbau eines Tempels, der durch seine Masse widerstand, während ungeheure viereckige Säulenfüße und Säulentrümmer längs den beiden Abhängen hinab liegen. Die Aussicht von der Höhe herab ist sehr schön: man hat auf der einen Seite Rhenea, auf der andern Mikoni, das ganz nahe Naxos stellte sich in seiner ganzen Ausdehnung dar, alle Inseln scheinen sich achtungsvoll im Kreise um Delos her zu gruppiren, und erhielten daraus wohl den Namen Cykladen, den das poetische Alterthum ihnen gab.

(Fortsetzung folgt.)

Wiederaufbau Pointe-à-Pitre's aus Eisen. Die Journale haben vor kurzem von einem eisernen Palast gesprochen, den ein Hr. Lopeock für Gyambo, einen afrikanischen König, baut. Dieser Bau ist völlig gelungen, und mehrere mit den Antillen wohlbekannte Personen haben das neue Haus aus einem andern Grunde als der bloßen Neugierde besucht. Die furchtbaren Zerstörungen des letzten Erdbebens, namentlich zu Guadeloupe, haben den Gedanken angeregt, ob es nicht möglich sey, Pointe-à-Pitre in einer Weise wieder aufzubauen, daß es den Erdbeben, denen es ausgesetzt ist, widerstehen könnte. Man glaubt, daß Gebäude, ähnlich dem nach Afrika bestimmten, die heftigsten Stöße aushalten könnten, ohne umgestürzt zu werden, daß sie selbst stehen bleiben würden, wenn ein Drittel des Bodens, den sie bedecken, verschlungen würde. Der Bau aus Holz ist in den Antillen theils wegen der Feuersgefahr, theils wegen des Ungeziefers nicht thunlich. Man hat deßhalb vorgeschlagen, Point-à-Pitre ganz aus Eisen zu bauen, und die französische Regierung hat auch bereits Untersuchungen anstellen lassen, um im Stande zu seyn, eine Entscheidung hierüber zu fassen. (Monit. industr. 14 Mai.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Persische Trachten.

Unsere Zelte wurden abgebrochen und von geschäftigen Dienern zusammengepackt. Der Beginn einer Reise ist sowohl in Persien wie in vielen andern Ländern jederzeit mit einiger Unruhe und Verwirrung verbunden; die einzelnen Gegenstände haben noch nicht den gehörigen Ort erhalten, Asiaten und Europäer verstehen einander noch nicht und können demnach nicht recht zusammenwirken; das Gepäck ist noch nicht gehörig revidirt, die einzelnen Ladungen sind noch nicht in Ordnung, die Bedienten werden ärgerlich und lärmend, die Maulthiertreiber übel gelaunt und grob. Es mag wohl kein unangenehmeres Geschäft geben, als das der Anordnung einer großen Reisegesellschaft in Persien, besonders wenn sie aus so heterogenen Stoffen besteht, wie die unsrige; aber es gibt auch nicht leicht ein so malerisches Schauspiel als eine solche Karawane im verjüngten Maaßstabe, wenn sie erst in Bewegung ist. Die Trachten sind zwar nicht so verschiedenartig und reich, als es bei ähnlichen Gelegenheiten in Indien der Fall ist; aber der Mangel an Pracht und glänzendem Colorit wird durch die grotesken Gestalten und den höchst verschiedenartigen Charakter und Ausdruck fast vollkommen ersetzt.

Wenn der Perser zu Pferde reist, so trägt er ein Paar sehr weite Hosen, die in der Regel von rothem Tuch sind, die in ihre Falten den größten Theil seines Unterkörpers verhüllen und mittelst eines Bandes an den Knöcheln zusammengebunden werden, damit sie in die sehr weiten, plumpen Stiefel passen, die aus röthlichem Leder, oder wenn es der Mann haben kann, aus Bulfal oder Juchten verfertigt sind. Durch diesen Anzug bekommt der Unterkörper ein ganz eigenes, rundliches Ansehen, das noch dadurch vermehrt wird, daß der Perser in den weiten Sack, welchen diese Hosen bilden, alles einpackt was er für seine Person bedarf, oder wessen er sich auf der Reise bemächtigt. Die Kabba, das Oberkleid bei dem gewöhnlichen Anzug, ist vorn aufgeschürzt, so daß man den faßähnlichen Untertheil sieht, und der Reisende sich so frei als es dieser Anzug erlaubt bewegen kann. Ueber das alles trägt nun noch der Perser einen großen, stattlichen Reisemantel, mit weiten Aermeln, der die ganze Person gehörig schützt und bedeckt, und nach dem Geschmack und dem Vermögen des Besitzers aus grobem oder feinem Tuche, aus kostbarem Gewebe oder selbst aus Sammet verfertigt ist. Bei den Vornehmen des Landes ist dieser Reisemantel mit Gold oder Silber gestickt, mit Seide oder Pelzwerk ausgefüttert. Häufiger wird indessen der sogenannte Oima getragen, der für Reiter auch weit mehr passend und geeignet ist; er gleicht fast dem Reitkleide eines Frauenzimmers und liegt vom Halse bis an den Gürtel dicht am Körper; hier aber ist er zusammengefaltet, erweitert sich unter dem Gürtel und fällt bis auf die Füße herab. Er wird gewöhnlich aus Tuch verfertigt, dessen Güte eben so verschieden ist wie die Schönheit der ihn zierenden Stickerei; beides hängt gleichfalls vom Geschmack und Reichthum des Besitzers ab.

Wer sich diese bessern und kostspieligen Gewänder und Kleidungsstücke nicht anschaffen kann, schützt sich gegen die Kälte, insbesondere gegen die der Gesundheit sehr gefährlichen Nachtfröste durch einen Mantel von Fellen oder grobem Wollenzeug oder auch durch einen Schafpelz, der nur bis zu den Schenkeln herabreicht. Zuweilen tragen sie noch eine weite Umhüllung, ebenfalls von Schaffellen, deren Lederseite nach außen gekehrt wird, die Pustins heißen, die Person ganz bedecken und gegen jedes Wetter, selbst gegen die größte Kälte kräftig schützen.

Die friedlich Gesinnten begnügen sich mit dieser Rüstung in allerlei Variationen, aber die Mehrzahl, voll kriegerischen Sinnes, ist nicht nur mit einem Schwert, einer Flinte, Pistolen und einem Dolch versehen, sondern sie hängen noch Pulverhörner, Patrontaschen und mancherlei sonderbare Behälter für die Munition an den Gürtel, über die Schultern und an andere Theile ihres Anzugs; die Pistolen stecken zuweilen in Halftern, zuweilen in dem Gürtel. Die persische Flinte, ein sehr gefährlich aussehendes Gewehr, hängt auf dem Rücken. Auf dem Kopfe sitzt eine schwarze Mütze von Schaffleder in verschiedener Form und von jeder Größe, die ganz darauf berechnet ist, den stolzen Blick des schnurrbärtigen Be-

Digitized by Google

sitzers noch mehr zu heben, und der Mann von Schiras oder Tus scheint auf seinem hohen Sattel, so erbärmlich auch zuweilen das Thier ist das ihn trägt, sich als den Herrn der Welt zu betrachten, und nimmt ein höchst insolentes Ansehen an, das nur durch die Autorität seines Herrn gebeugt werden kann.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

(Schluß.)

Das große, eben so einfache als erfolgreiche Factum aber ist die allmahliche Vermischung der feindlichen Stämme. Die Philosophen errathen jedoch immer noch nicht, an welchem Orte sich eigentlich die wahre Zukunft Hindostans offenbart. „Schlechtweg im Marionetten-Theater," sagt Miß Emma Roberts sehr richtig. Hier stellen Kinder der Hindu und Engländer die pittoreskeste und viel bedeutendste Mischung dar. Nach den von leichter Hand regierten, hölzernen Figürchen schauend, rufen die kleinen Hindu mit schwarzen Gesichtern, schwarzen Augen und kupfernen Armringen: wah! wah! bravo! bravo! während neben ihnen kleine, weiße, rosige Engländer auf den Armen ihrer mit Schleiern bedeckten, indischen Ammen still sitzen. Solche anglo-indische Kinder, die mit 5 oder 6 Jahren englische Worte lernen, die in indischer Sprache ihre ersten Gefühle, ihre ersten Gedanken, ihre eesten Wünsche ausdrücken, werden niemals ächte Engländer, sondern bilden eine neue Kaste von Hindu. Die englische Mutter, die, mit ihrem Knaben spielend, von demselben die Landessprache lernt, macht, aller Sitte zuwider, das Kind zum Lehrer. Mit den Jahren gewöhnt sich der Knabe zwar auch englisch zu sprechen, doch ist die englische Sprache für ihn nur eine gelehrte, wie für uns die lateinische, und die abgestoßene, aus der Kehle kommende unangenehme Aussprache wird stets den Anglo-Hindu vom ächten Britten unterscheiden. Gehört er zu einer ehrenwerthen Familie, so wird ihm auch noch Latein und Griechisch gelehrt, und besser als der ausgezeichnetste Oxforder Student kennt er gewöhnlich die classischen Autoren Großbrittaniens, Roms und Athens. Alle diese Kenntnisse beziehen sich jedoch nur auf die reine Gelehrsamkeit, die Hindu-Sprache bleibt für einen solchen Engländer doch immer der Hauptgegenstand.

Der neue Stamm, den man weder einen brittischen noch indischen nennen kann, vermehrt sich allmählich immer mehr, und geht größtentheils aus Indien nie fort, wo er mit den Töchtern des Landes Ehebündnisse eingeht. Die aus solchen Ehen entsprießenden Töchter lernen Musik, Zeichnen, während die Väter durch gründliche Kenntniß der Sprache den Eingebornen näher gebracht, beide Stämme immer mehr mit einander verbinden. Die Portugiesinnen, welche nicht sowohl durch Schönheit und Grazie, als vielmehr durch ausgesuchte Ueberladung mit sonderbarem Putz sich auszeichnen, heirathen sehr gern englische Officiere, welche sich übrigens über derartige Verbindung nicht zu beklagen haben. Die Armenierinnen, gewöhnlich von blendender Schönheit, machen wieder eine ganz besondere Classe aus, die mit europäischer Kunst die Sitten Asiens verbindet. Sie kleiden sich nach Pariser Mode und singen hindostanische Lieder, welche sie auf dem Fortepiano begleiten.

Die zahlreichen Verbindungen von Engländern, Hindu und Mohammedanern fangen aber allmählich an, die asiatischen Vorurtheile zu schwächen. Der berühmte Oberst Gardiner ging eine solche Ehe, oder besser, ein solch romantisches Bündniß ein, denn es ist schwer zu bestimmen, welche religiöse oder Civilceremonie den Bund eines englischen Gentleman mit einer muselmännischen Schönheit segnet, der übrigens nach dortigen Begriffen dessen ungeachtet stets ganz gesetzlich ist. Der Oberst Gardiner diente im Heere des Mahratten Holkar, als dieser Häuptling mit England Krieg anfing. Durch Drohungen sowohl als durch Versprechungen war Holkar bemüht, den ausgezeichneten Officier bei sich festzuhalten, und befahl endlich, nach barbarischer Art und Weise, den Widerstrebenden an die Mündung einer Kanone zu binden, konnte ihn aber dennoch nicht dazu zwingen, gegen seine Landsleute zu fechten. Stets von mahrattischen Soldaten begleitet, stand der Oberst einst auf einer Felsspitze am Ufer des Ganges, und stürzte sich, den Abgrund mit den Augen ermessend, das fünfzig Fuß hohe Ufer hinab. Glücklicherweise that sich Gardiner keinen Schaden, sondern schwamm sofort durch den Ganges; da er jedoch bemerkte, daß die Soldaten den kürzesten Weg zum Flusse eingeschlagen hatten, verbarg er sich im Schilfe, und wirklich wurden ihn die Mahratten auch nicht gewahr, so daß der Flüchtling glücklich das entgegengesetzte Ufer des Ganges erreichte, wo ein englisches Lager stand. Nachdem er hier seine militärische Carriere mit glänzender Auszeichnung vollendet hatte, verliebte sich Gardiner wieder in die Schwester eines mohammedanischen Radscha, schlich sich in das Harem und entführte seine Geliebte. Der Oberst lebt heute noch und genießt die allgemeine Achtung: seine Töchter, im mohammedanischen Glauben ihrer Mutter erzogen, gehören zu den besten Heirathscandidatinnen, und irgend eine Calcutta'sche oder Bombay'sche Zeitung wird mit der Zeit die Nachricht mittheilen, daß die jungen Begümen, die Töchter des Obersten Gardiner, gesetzliche Ehen mit dem Sohn eines schottischen Pastors, mit einem muselmännischen Radschah, einem persischen Wesir oder einem Director der ostindischen Compagnie geschlossen haben.

Das Resultat aller derartigen Erscheinungen wird aber mit der Zeit ein doppeltes werden: nämlich die unvermeidliche Auflösung des sich bereits sehr umgestaltenden englischen Charakters und eben so die des indischen, welche sich ohne gegenseitige Auflösung nicht mit einander verschmelzen können. Wer in Hindostan lebt, kann seine Kinder unmöglich auf englische Weise erziehen; sie aber nach London zu schicken ist kostspielig und nicht geeignet zu verwandtschaftlichen Verbindungen. Reichgewordene Familien, die England wieder zu sehen wünschen, beeilen sich daher, ihre Töchter dem ersten besten Eingebornen oder Christen zu verheurathen; die Töchter aber, des langweiligen Lebens herzlich müde, welches ihnen weder

Digitized by Google

viel Familientrost noch Familienfreuden verspricht, beeilen sich ihrerseits ebenfalls, sich unter die Haube zu bringen. Die Ehefetten werden in der Regel mit fast lächerlicher Eile geschlossen. Die Mädchen nehmen sogar zuweilen auch auf der Reise, im Palankin sitzend, Freiwerber an, und viele Freier reisen auch oft hundert Meilen weit, in der Hoffnung mit einer Frau zurückzukehren. Der Club der Dschowwads oder der Phalanx der Hagestolzen wider Willen, ein nothwendiges Zubehör der anglo-hindostanischen Gesellschaft, ist aber dennoch bis heutigen Tag sehr ansehnlich. Die reichen und schönen Bräute gehören nur zum halbschwarzen, aus der Vermischung mit armenischem oder portugiesischem Blut entstandenen Stamme; sie sind die Enkelinnen oder Urenkelinnen jener Kaufleute, welche einst die Compagnie gründeten. Sie sind an sich gut, jedoch nicht erzogen, haben eine schlechte englische Aussprache, bedienen sich vieler Barbarismen, und müssen daher, bei allen ihren Vorzügen, doch die Palme des Vorranges den ächten Engländerinnen oder denen, die eben aus London kommen, welche ein Aquarellbildchen in ein Album zu kleckſen, ein Stückchen auf dem Fortepiano zu klimpern verstehen, oder selbst den von Officieren hinterlassenen Waisen abtreten. In Kanerpur ist ein ganzes Haus von solchen verwaisten Heurathscandidatinnen, doch ziehen die Engländer denselben die in einer deutschen Pensionsanstalt erzogenen Fräuleins vor.

Der ehelose Stand der Engländer und Engländerinnen hat aber den verderblichsten Einfluß auf die Moralität und beschränkt durch ungesetzliche Verbindungen die Classe der aus der Mischung der Stände hervorgehenden Metis, welche weder durch Farbe der Haut, noch durch Sitten ihren Vätern oder Müttern ähnlich sind, denn sie haben weder die Vorurtheile der Kasten, noch theilen sie die einfältige Verachtung der Engländer gegen die Hindus. Während aber der religiöse Fanatismus schwächer wird, und die englischen Ideen ihre Härte verlieren, unterwirft eine neue Nation sich die Zukunft. Die Verachtung wird sich endlich auch der Schönheit der Metis unterwerfen, welche auf den Bällen des Gouvernements einen großen Eindruck machen. Dieselben heurathen größtentheils Engländer. Unter der Anzahl der gemischten Ehen ist aber die der Prinzessin Sumru besonders zu nennen, deren Hofstaat ganz mit Europäern besetzt ist. Mit einem Wort die „Vermischung nimmt immer mehr zu." Die Kinder sprechen nicht mehr reines Englisch, die Bande des Vaterlandes und der Familie sind abgestreift. So groß daher auch die Anzahl der Engländer, welche nach Indien sich übergesiedelt haben, seyn mag, so wird nichts ihre Umbildung aufhalten, weil die Kraft und die umgestaltende Nothwendigkeit in dem Lande liegen, welches die Emigranten gewählt haben. Betrachtet man daher die Leute mit bleichen, ruhigen Physiognomien, in Tuchhauen, in weißen Musselinkleidern, wenn sie den Klagen Hamlets oder der Wuth Othello's zuhören, so kann man nicht in Abrede stellen, daß Verbindungen zwischen den Nachkommen beider Stämme existiren.

Von allen unvermeidlichen Verwandlungen dieses Erdenrundes ist aber diese, wie es scheint, die merkwürdigste, und um so merkwürdiger, als dieselbe von allen theoretischen Berechnungen abweicht, und auf kein bei Zeiten erdachtes Gesetz begründet ist. Doch hat wohl noch kein Publicist, so viel uns bekannt ist, bisher über diese Erscheinung recht ernstlich nachgedacht.

Ueber aufrechtstehende fossile Bäume in den Kohlenschichten von Neuschottland.

In der Versammlung der Londoner geologischen Gesellschaft am 26 April las Hr. Lyell eine Abhandlung über diese merkwürdige, schon seit einiger Zeit gemachte Entdeckung. Man findet die Bäume in verschiedenen Niveaus, die Stämme laufen durch verschiedene Schichten durch, sind aber stets in einer gewissen Höhe abgebrochen, und ihr unteres Ende ruht immer in Kohlenflötzen oder in Schiefer, aber nie in Sandstein. Sie sind alle von Einer Art und ihre Rinde ist gefurcht, wie man dieß auch schon in England entdeckte. Sie stehen genau in rechten Winkeln zu den Ebenen der Schichtung, aber diese ist gewöhnlich in einem Winkel von 24° geneigt. In einem Kohlenwerke zu South Joggins sind neunzehn verschiedene Kohlenflötze übereinander, und in zehn derselben finden sich siebzehn aufrechtstehende Bäume. Hr. Lyell zieht aus seinen gemachten Beobachtungen nachstehende Schlüsse: 1) Die verschiedenen Schichten, welche in einer durchgängigen Dicke von 3 bis 4000 Fuß ziemlich gleichmäßig in einem Winkel von 24° geneigt sind, müssen einst horizontal gelegen haben. 2) Es müssen wiederholte Senkungen des trockenen Landes stattgefunden haben, so daß eine Reihenfolge von mehr als zehn Wäldern übereinander entstand. 3) Die Uebereinstimmung in den Eigenthümlichkeiten dieser Bäume Neuschottlands mit denen in den Kohlenfeldern Englands führt zu dem Schluß, daß dieselben durch die Stärke ihrer Wurzeln den Strömungen und Winden, welche die benachbarten Lepidodendern und Sigillarien fortrissen, Widerstand leisteten. 4) Daß die hier beobachteten Thatsachen den Haupteinwurf gegen die Ansicht beseitigen, nach welcher die Anhäufungen von reinen Kohlenschichten aus dem Wachsthum von Bäumen und Pflanzen an derselben Stelle in torfartiger Weise zu erklären sey.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Von der Höhe des kynthischen Bergs stieg ich auf dem andern Mikoni gegenüberliegenden Abhang wieder herab. Eine zweite Stadt lag auf dieser Seite auf einem von dem kynthischen Berge getrennten Hügel. Die Straßen sind noch bezeichnet durch die Fundamente der Häuser, die allenthalben vorspringen, und große Cisternen sieht man da und dort. Eine Schafheerde weidete inmitten der Ruinen, unter Aufsicht eines Schäfers, des einzigen Bewohners der Insel. Er hat, um sich während der großen Hitze zu schützen und seine Milch aufzubewahren, eine Art Höhle aus Bruchstücken von Marmor und Granit erbaut. Ich näherte mich diesem König von Delos und complimentirte ihn, nicht über die Fruchtbarkeit, sondern über den Ruhm seiner Besitzungen. Aber

diese Insel, welche zwei Städte und so viele Tempel und Denkmäler umschlossen, diese Insel, der Gegenstand der Verehrung für ganz Griechenland und Asien, die ihren Antheil gehabt hatte an allen Tributen, an aller gemachten Beute, mein Hirte wies den Besitz derselben als eine Beleidigung zurück, und wollte nicht, daß man ihn für einen Bewohner von Delos hielte. Alle Abende bestieg er wieder seine Barke, um nach Mikoni in seine eigene Hütte und zu seiner Familie zurückzukehren, und jeden Morgen kam er wieder nach Delos. Er hatte indeß Unrecht, Letzteres gering zu schätzen, denn die Kräuter, die seine Schafe abweideten, waren sehr aromatisch, die Milch vortrefflich und der Käse sehr gut.

Während der ersten Reise, die ich im Anfang April nach Delos gemacht hatte, das die Europäer Stille nannten, obwohl sie den Griechen die Verstümmelung ihrer eigenen Namen Schuld geben, war ich auch nach Rhenea, auf der andern Seite der Meerenge, gegangen. Der ganze Abhang dieser Küste ist mit Gräbern bedeckt, denn man begrub seit der von Herodot erwähnten Verordnung Pisistrats niemand auf der heiligen Insel. Die Kranken eilten, sich nach Rhenea schaffen zu lassen, um nicht Delos durch ein Schauspiel des Todes zu entweihen, und man hatte auch alle alten Gräber dahin geschafft; es war eine völlige Todtenstadt. Ein großer Theil dieser Gräber scheint durch Menschenhand, die oft so zerstörend ist, als die der Zeit, zerstört zu seyn. Die großen schönen, in Dachform ausgehauenen Marmordeckel lagen umher, weggerissen von dem Grabe das sie schlossen, und fast alle Gräber waren durchwühlt, um Edelsteine, Ohrgehänge, Bracelletten, Ringe und geschnittene Steine daraus zu holen, die jetzt in öffentlichen und Privatsammlungen über alle Länder Europa's zerstreut sind. Indeß sind gewiß in diesem Gewirre von einzelnen und Familiengräbern noch eine Menge nicht durchsucht, man kann sie aber mitten unter der allgemeinen Verwüstung nicht erkennen. Geht man von dieser Nekropole bis ans Ende des Cap Garopoda oder des Möwencaps, so gelangt man zu den Trümmern der den Todesgöttern geweihten Tempel. Allenthalben liegen Altäre und Grabpiedestale umher; auf mehrern bemerkte ich den Kopf eines Bocks, von dessen Hörnern Blumengehänge und eine Weintraube herabhingen. Ich bemerkte eine gute Anzahl dieser ausgehauenen und wohlerhaltenen Grabpiedestale. Hat man diese und die Tempel, die gleich nach der Todtenstadt kommen, im Rück, so gelangt man an die alte Stadt Rhenea, die dem Apollotempel auf der heiligen Delos gegenüber liegt. Alle Häuser liegen da, wie Kartenhäuser, welche die Hand eines Kindes umgeworfen hat.

Rhenea ist durch eine schmale Erdzunge in zwei Theile getheilt. Jenseits dieses kleinen Isthmus, an dem man die Grundmauern des Mole, eines alten jetzt zerstörten Hafens, sieht, erstreckt sich der andere Theil der Insel. Hier stand einst ein fränkisches Schloß, von dem man nur noch unförmliche Trümmer sieht, indem die mit Wappen verzierten und ausgehauenen Stücke zu verschiedenen Zeiten nach Mikoni geschafft wurden. Als nach der Einnahme von Margat im Jahre 1284 und von St. Jean d'Acre im Jahre 1291 durch die ägyptischen Sultane die Johanniter Ritter sich genöthigt sahen, das heilige Land zu verlassen, bot ihnen Heinrich II von Cypern einen Ort zur Niederlassung an, bald aber erhoben sich Streitigkeiten zwischen ihm und den Rittern, und diese mußten daran denken, sich eine ganz unabhängige Niederlassung zu suchen. Sie besaßen damals Rhodus noch nicht, was sie erst einige Jahre später (1306) eroberten. In dieser Verlegenheit dachten sie, wie einst der Tyrann von Samos, Polykrates, zur Zeit der Seeräuber, an die Insel Rhenea, die so bequem im Mittelpunkt des Archipels liegt, da die Einwohner in einigen Hirten bestanden, so leicht zu erobern, und auch leicht zu befestigen war. Der Kaiser Johann Cantacuzenos erwähnt mehrmals dieser Niederlassung auf der Insel Delos, und gibt den Rittern deßhalb den Namen Delier.

Während meines zweiten Besuchs zu Rhenea wollte ich ein kleines Vorgebirge der Insel, auf dem ich große Haufen Steine aufgehäuft gesehen hatte, untersuchen. Wir fuhren deßhalb schon Morgens 5 Uhr südwärts zur Meerenge hinaus, und nach einer halbstündigen Fahrt stieg ich an der äußersten Spitze, wo der Felsen bis ins Meer vorspringt, ans Land. Ich fand hier eine von einem Gebirgbach ausgegrabene Schlucht, wo ich zwar jetzt noch, am 13 October, etwas Wasser fand, die aber vermuthlich erst nach den Winterregen sich stärker füllt. Sie scheidet die beiden Abhänge des Berges, die rauh und felsig, doch des Anbaues fähig sind; auch bemerkte ich im Hinaufsteigen einige Spuren von Anbau und da und dort weideten kleine Heerden. Die Regierung hatte den alten Kriegern hier Land angewiesen, da man ihnen aber den Verkauf erleichtert hatte, noch ehe sie das Land anbauen und nutzbar machen konnten, so hatten sich nur wenige hier niedergelassen. Fast alle hatten ihre Rechte wohlfeil an die Schäfer des Landes gegeben, die ihre Heerden hier ohne Hirten weiden lassen, und einige Hütten in demjenigen Theil Rhenea's bewohnen, welcher der Insel Tinos gegenüber liegt. Diese kleine Menschenzahl hindert die griechische Regierung nicht, diese Insel, eben so wie das kleine Delos, als vollkommen öde anzusehen, und den Schiffen, welche sich nicht den unbequemen Quarantänen von Syra oder im Piräus unterwerfen wollen, unter der Aufsicht von Gesundheitsbeamten ihre Quarantäne auf Delos machen zu lassen, wo sie nach Gefallen spazieren gehen und jagen können.

Als ich eben auf dem Gipfel des Caps angekommen war, fand ich ungeheure viereckige Marmorblöcke, die absichtlich aus ihrer Lage gerissen und nach allen Seiten hin zerstreut worden zu seyn schienen; ganz oben sind die Grundmauern des kleinen Tempels, der den Eingang in den Engpaß von Delos so schön bezeichnete. Die Alten wählten die Stellen zu ihren Tempeln immer mit vollendetem Geschmack. Von dem Punkte, wo ich stand, hatte ich eine herrliche Aussicht über Tinos und die in einem Kreis um mich gelagerten Cykladen. Ich hielt mich bei diesen von keinem Schriftsteller erwähnten Ruinen nur kurze Zeit auf, und um 8 Uhr waren wir schon wieder an Bord unseres Kutters, auf dem wir gegen Paros steuerten.

(Fortsetzung folgt.)

Unterricht in erfischer Sprache. Bekanntlich ist die nationalirische Sprache schon großentheils durch das Englische verdrängt, und selbst O'Connell, der gefeierte Vorsprecher seines Volks, soll nicht einmal erfisch verstehen. Dagegen hat sich zu London seit 20 Jahren eine Gesellschaft gebildet, um die Erziehung und den religiösen Unterricht der Iren vermittelst ihrer eigenen Sprache zu befördern. Die 21ste Jahresfitzung fand kürzlich in London (s. Examiner vom 12 Mai) unter dem Vorsitz des Grafen von Galloway statt, und man ersieht aus den Verhandlungen, daß die Zahl der Schulen bereits 788 beträgt, und sie werden von 16,975 Kindern, ferner 13,043 Erwachsenen, 358 Personen über 50 Jahren und 2908 Frauen besucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1843.

Ueber Vertheilung des Vermögens in Frankreich.

In der Londoner statistischen Gesellschaft wurde die Uebersetzung einer Abhandlung von Hrn. Passy, „über die Erdtheilung und deren Einfluß auf die Vertheilung des Reichthums" vorgelesen. In England, dem Lande des Erstgeburtrechts, gilt es als eine ausgemachte Sache, daß die Erdtheilung, wie sie in Frankreich besteht, das Besitzthum ins unendliche theile und das Vermögen aller auf ein ziemlich gleiches Niveau bringen müsse. Daß Frankreich einem solchen Zustande noch nicht sehr nahe ist, und inzwischen noch ganz andere Umstände als das bloße Erdtheilungsgesetz einer Nivellirung der Vermögensverhältnisse in den Weg treten, das geht aus der Abhandlung, wenn man es auch sonst noch nicht wüßte, sehr deutlich hervor. Der Verfasser beginnt mit der Nachweisung, daß unter den Völkern des Alterthums alle Versuche, welche eine Gleichheit des Vermögens zu erhalten strebten, durchaus fehlschlugen, und kommt dann auf die feudalen und neueren Zeiten, wo sich gleichfalls der Beweis ergibt, daß Erbgesetze auf die Theilung des Vermögens nur eine untergeordnete Wirkung äußern. In Polen gab es nur fünf große Besitzungen, die auf den ältesten Sohn allein vererbten, dennoch gelangten einige wenige Familien zu fast königlichem Reichthum, während die Mehrzahl des Adels in Armuth versank. Nachdem der Verfasser die allgemeinen Ursachen erwähnt, welche immer dahin wirken eine Ungleichheit des Vermögens herbeizuführen, kommt er auf die in Frankreich speciell wirkenden Ursachen, wovon eine der wichtigsten ist, daß in den reichen Familien im Durchschnitt am wenigsten Kinder geboren werden. Von 1826—1836 war die Durchschnittszahl der ehelichen Kinder in Frankreich 904,702; da nun die Durchschnittszahl der Heurathen in derselben Zeit 256,927 war, so kommen auf jede Heurath 3,52 Kinder. Die 39 Städte, welche über 20,000 Einwohner haben, enthalten eine Bevölkerung von 2,634,523 S. und der jährliche Durchschnitt der Geburten war 65,290, der Heurathen 21,374, wonach auf eine Ehe nur 3,05 Kinder kommen. Der Durchschnitt der Geburten in diesen Städten ist also bedeutend geringer als auf dem Lande, nämlich um etwa 15 Proc. Der Durchschnitt der Geburten ist am geringsten in denjenigen Städten, wo die Mehrzahl der Einwohner von ihrem Vermögen leben, und am größten, wo die arbeitende Classe am zahlreichsten ist. Der Einfluß, den der Reichthum auf die geringere Fruchtbarkeit der Ehe hat, ist nirgends sichtlicher als in Paris, wo die reichsten Familien Frankreichs vereinigt sind. In den vier ersten Arrondissements, wo die reichen Familien wohnen, ist die Zahl der Kinder, die auf eine Ehe fallen, nur 1,97, während in den vier ärmsten 2,86 auf die Ehe kommen; dieß ist um so mehr zu beachten, weil immer in den reichen Quartieren auch eine Anzahl armer Familien wohnt, und umgekehrt eine Anzahl reicher Familien in den armen Quartieren. Wenn somit der reichste Theil der Bevölkerung von Paris, der nicht zwei Kinder auf die Ehe zählt, nicht durch den Zutritt neureicher Familien erneuert würde, so würde er seinem Untergang rascher entgegengehen, als irgend eine der in der Geschichte bekannten aristokratischen Körperschaften. Eine der bedeutendsten Ursachen der ungleichen Vertheilung des Reichthums liegt also in der geringen Fruchtbarkeit der Ehen unter den reichen Classen.

Hr. Passy führt auch die Theilung des Bodens an, um zu beweisen, daß hier von keiner gleichheitlichen Austheilung die Rede seyn kann, und daß diese Theilung in keinem solchen Verhältnisse zunehme, als man gewöhnlich glaubt. Im Jahr 1815 waren 10,083,751 Personen als Grundeigenthümer eingeschrieben, im Jahr 1835, also 20 Jahre später, 10,893,528, was in 20 Jahren eine Vermehrung von 8 Proc. ist. Das wäre ein großer Betrag, wenn die Bevölkerung stationär geblieben wäre, aber im Jahr 1815 betrug sie 29,154,743, im J. 1835 bereits 33,326,573, also eine Vermehrung von 14 Proc. Die Theilung des Grundeigenthums stieg also nicht im Verhältniß mit der steigenden Bevölkerung, und hat somit verhältnißmäßig abgenommen.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Dschiftan.

Gegen 7 Uhr des Abends begann unsere Gesellschaft in den eben angedeuteten höchst verschiedenartigen Trachten bei

Digitized by Google

glänzendem Mondschein ihre Reise. Die Maulthiertreiber schrien, fluchten und zankten über die Ladung, die Kurchir und Bedienten stritten sich mit ihnen und widersprachen ihnen eben so heftig, die Glocken der Maulthiere klingelten, die Pferde wurden durch den Lärm scheu, wieherten, rissen sich los, stiegen und schlugen hinten aus; Figuren, die Salvator Rosa's Pinsel werth waren, sprengten zu Pferde heran und versuchten mit ihren Peitschen die Ordnung herzustellen und die Schreier zur Ruhe zu bringen; alles war in Bewegung und vom herrlichsten Mondlichte glänzend beleuchtet, so daß es ein höchst interessantes Gemälde bildete. Nach langem Aufenthalt bewegte sich endlich der Zug vorwärts, und bald nachher bestiegen wir Europäer mit unsern unmittelbaren Bedienten unsere Rosse und folgten der Karawane.

In dieser Jahreszeit (vom März bis zum October) werden in Persien alle Reisen während der Nacht vorgenommen, wodurch die Lastthiere und auch ihre Herren die Hitze des Tages vermeiden. Kamele und Maulthiere können sonach gehörig weiden, sich gütlich thun und ausruhen. Die Maulthiertreiber, die gewöhnlich die am leichtesten beladenen Thiere besteigen und einschlafen oder ruhig ihre persische Pfeife rauchen, wünschen immer so früh als möglich abzureisen, damit sie, ohne sich anzugreifen, ruhig fortreiten können und doch ihrem Zwecke gemäß am Morgen vor Sonnenaufgang an Ort und Stelle anlangen. Es ist für jeden, der mit einem solchen Gefolge reist, deßhalb rathsam, noch einige Zeit nach dem Abzug des Gepäckes an dem Ort der Abreise zu bleiben; man kann alsdann rascher und weniger langweilig als mit den Lastthieren den Weg zurücklegen und an einem passenden Punkt an der Straße Halt machen, eine Tasse Kaffee trinken und wenn es nöthig ist, ein Schläfchen halten: beides sind vortreffliche Mittel gegen die sehr unangenehme Neigung zum Schlaf, welche den Reisenden, wenn der Zug so langsam fortrückt, mit solcher Macht überfällt, daß man ihr kaum wiederstehen kann. In der Zwischenzeit trifft die Bedienung an dem bestimmten Ruhepunkt ein, und wenn der Herr anlangt, so findet er den Kaffee oder was er sonst wünschte, schon bereit.

Der Theil der Provinz Fars, durch welchen die Straße von Buschir nach Dalaki führt, heißt Duschistan, d. i. die flache Gegend. In der jetzigen heißen Jahreszeit hatten diese altpersischen Feldmarken kein sehr freundliches Ansehen; alle Erzeugnisse des Pflanzenreichs waren von den glühenden Sonnenstrahlen versengt und verbrannt, und nirgends entdeckte das Auge etwas Grünes, ausgenommen hier und dort einige Dattelbäume oder ein Paar Tamarisken oder Kapernbüsche, die ganz von Staub bedeckt waren. Die Straße führte durch eine Reihe niedriger Sandhügel und durch Strecken von Lehmboden, der ziemlich fruchtbar ist und reiche Ernten gibt, wenn er gehörig bewässert werden kann, aber wo das nicht der Fall ist, ist er eben so unfruchtbar wie der Sand. Von allem, was zu einer für Menschen passenden Oertlichkeit gehört, findet man hier gerade das Gegentheil, und doch sind die Menschen in dieser unfruchtbaren Gegend, wo die glühenden Sonnenstrahlen jede Kraft und Fähigkeit zu unterdrücken und zu vernichten scheinen, muthig und unabhängig, wie ihre großen Vorfahren. Selbst die Macht des unumschränktesten Königs übt nur eine sehr bestrittene und sehr unvollkommene Gewalt über die Stämme des Duschistan aus.

Dörfer findet man überall, wo es Wasser gibt, sie sind zwar arm und schlecht gebaut, aber ziemlich stark von halbwilden Bewohnern bevölkert. Ihre Nahrung besteht aus Datteln und Gerstenbrod, auch fehlt es ihnen nicht an Milch, weil sie Schafheerden haben, die sie aber meist verkaufen. Pferde ziehen sie gleichfalls, die zwar nicht so berühmt sind als die von Nedschd oder Bacharei, aber doch sehr geschätzt werden.

Dem Reisenden bietet sich auf diesem Wege nichts das Auge Erfreuendes und Erheiterndes dar; die Dörfer sieht man selten von der Straße aus, auch bestehen selbst die besten bloß aus Dattelbaumhütten, die so klein und niedrig sind, daß man sie kaum von den Erhöhungen des Bodens unterscheiden kann. Hie und da stößt man auf die Trümmer und eingestürzten Mauern von Dörfern, die durch die Tyrannei ihrer Herrscher zerstört werden; auch trifft man alte Begräbnißplätze, die wenigstens beweisen daß hier Menschen gelebt haben. Alles, was wir sahen und hörten, bewies deutlich, daß die übel berufene persische Regierung dem Wohlstand des Volkes weit mehr im Wege steht, als der karge Boden, den es bewohnt.

Ein Beispiel, das zur Erläuterung der Habsucht der Fürsten dieses Landes und der Herren Statthalter desselben dienen kann, erfuhren wir zu Braschdschun, einer bedeutenden Stadt an der Straße. Wir wünschten Pferde zu kaufen, und der Scheik dieses Ortes ließ unter seinen andern Pferden, die er uns theils zeigte, theils zum Verkauf anbot, ein ungewöhnlich schönes, ganz weißes arabisches Pferd von der besten Race uns vorführen. Wir bewunderten den Bau und die Gestalt dieses Thieres, und da wir bemerkten daß es an beiden Vorderfüßen Spuren des glühenden Eisens hatte, so drückten wir dem Besitzer unser Bedauern aus, daß ein so schönes Thier doch nicht ganz gesund wäre. Der Scheik lächelte ohne zu antworten, aber einer von unsern Leuten, dem die Geschichte bekannt war, sagte uns, das Pferd sey jung und vollkommen gesund, aber der Eigenthümer wünsche es gern für sich zu behalten und habe jene Stellen bloß deßhalb gebrannt, um sein Pferd vor der Habsucht des Fürsten zu schützen, der, sobald er von einem so schönen, ganz fehlerfreien Thier hören würde, sich ganz gewiß unter irgend einem Vorwande desselben zu bemächtigen wissen würde.

Bei dieser Gelegenheit erzählten uns die Perser eine Menge Geschichten von den Ränken, zu denen sich die Leute von Stande erniedrigen, um ihre Zwecke zu erreichen. In solchen Fällen schickt der Fürst einen Mann, der in diesen Kunstgriffen erfahren ist, an den Besitzer des Thiers, das er zu haben wünscht. Dieser Abgeordnete bringt entweder Freundschaftsversicherungen von Seiten des Fürsten und spricht von der guten Meinung, die man am Hofe von seiner Ergebenheit und Bereitwilligkeit habe, oder er thut als käme er ohne Auftrag, bloß als Freund, um den Besitzer des Thiers von der

Digitized by Google

günſtigen Meinung zu unterrichten, die der Prinz von ihm habe. Im Laufe der Unterhaltung bringt er das Geſpräch gewandt auf Pferde und wenn der Herr nicht ſehr vorſichtig iſt, ſo läßt er ſich dadurch leicht verleiten, das Thier, auf welches er ſtolz iſt, ſelbſt vorzuführen; ahnt er aber die Schlinge und bleibt zurückhaltend, ſo gibt ihm der andere zu verſtehen, daß er wohl wiſſe, welchen Schatz er beſitze und ſpricht den Wunſch aus, das Thier zu ſehen. Er lobt es dann und gibt dem Beſitzer einen Wink, wie ſehr er in der Gunſt des Herrn ſteigen würde, wenn er dieſem mit dem ſchönen Thiere ein Geſchenk machte.

Wenn dieſer Köder nicht fruchtet, ſo erklärt er, der Fürſt habe von dieſem Pferde gehört und wünſche es um jeden Preis zu kaufen. Kurz, der arme Beſitzer wird gezwungen, ſein Thier hinzugeben, entweder als Geſchenk, das ihm nie vergolten wird, oder, was ziemlich gleichbedeutend iſt, gegen eine Kaufſumme die er nie ausbezahlt erhält. Sollte er es wagen, ſein Thier zu behalten und dem Zorn des Fürſten Trotz zu bieten, ſo kann er ſicher auf Bedrückungen und Verluſt ſeiner Stelle oder ſeines Vermögens rechnen. Wenn der Beſitzer zu mächtig iſt, um ihn auf dieſe Art zu behandeln, ſo wird ein gewandter Dieb abgeſandt, dem es früher oder ſpäter gelingt, das Thier zu ſtehlen; und der frühere Eigenthümer ſieht bei ſeinem nächſten Beſuch bei Hofe den Fürſten ein Pferd reiten, das ſein rechtmäßiges Eigenthum war, darf aber bei Leibe und bei Leben nicht wagen, ſich zu beſchweren oder dieſen Umſtand in irgend einer Weiſe zu bemerken.

Der einzige Ausweg iſt, daß man ſich mit dem Abgeordneten verſtändigt und ihn beſticht, damit er ſeinem Herrn einen falſchen Bericht erſtatte; aber das gelingt nicht immer, denn ſelten traut der Fürſt ſeinem Abgeordneten und ſchickt einen zweiten, der nun ſeinerſeits ebenfalls beſtochen werden muß, ſo daß endlich der arme Eigenthümer ſich genöthigt ſieht, ſein Pferd unter jeder Bedingung hinzugeben. Die einzige wahre Sicherheit gewährt die vollkommene Verheimlichung, oder wenn man, wie in dem obenerwähnten Fall, dem Thiere künſtlich einen Fehler beibringt und das, was die Natur vollkommen geſchaffen hat, verunſtaltet. Ich ſelbſt erlebte einen Fall, wo ein Mann ein ſchönes arabiſches Pferd, das wohl mehr als 1000 Rupien werth war, mit nach Schiras gebracht hatte und hier von den Heiſersheifern des Fürſten ſo gedrängt wurde, daß er endlich froh war, als er ſein Pferd heimlich aus der Stadt ſchaffen und für 300 Rupien an einen engliſchen Officier, der ſich eben hier befand und ein Pferd brauchte, verkaufen konnte.

Miſſionen in Oberkalifornien.

(Nach Duflot de Mauſras. Echo du Monde Savant vom 25 Mai.)

In Kalifornien ſind die Miſſionshäuſer alle nach einem gemeinſamen Plane gebaut. Das Gebäude ſchließt einen viereckigen mit Bäumen bepflanzten und mit laufenden Brunnen verſehenen Hof ein. Die Kirche, welche mehrere tauſend Perſonen faſſen kann, nimmt die eine Seite ein, auf der andern ſind die Zellen der Mönche, die Werkſtätten der Schmiede, Zimmerleute, Schneider, Weber, Baumwollen- und Wollenſpinnereien. Die Krankenzimmer und Schulen ſind im ruhigſten Theil des Hauſes. Der Unterricht geſchieht auf ganz patriarchaliſche Weiſe: die Kinder der Eingeborenen, mit denen der weißen Race gemiſcht, erhalten hier den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben, ferner in Geſang und Muſik. Die Indianer haben für letztere eine ſo natürliche Anlage, daß ſie bei den religiöſen Feſten, die mit großem Pompe unter Glockenſchall und beim Krachen der Geſchütze gefeiert werden, die Segel ſchlagen, alle Inſtrumente ſpielen und den Chorał mit einer Richtigkeit anſtimmen, den man ſelten in den Dörfern Europa's findet. Die Franciscaner namentlich waren darauf bedacht, bei der Miſſion eine gute Truppe Muſikanten zu haben. Rings um die Miſſion her ſind die Wirthſchaftsgebäude und die Wohnhäuſer der Weißen und der Eingeborenen. Ehe die bürgerliche Verwaltung an die Stelle der Verwaltung der Miſſionäre trat, war die Zahl der Eingeborenen in der Miſſion ohne Vergleich viel größer.*) Damals waren in jeder Miſſion zwei Mönche, die von der apoſtoliſchen Präfectur (jetzt dem Biſchof) von Monterey abhingen. Der älteſte beſchäftigt ſich mit der innern Geſchäftsführung und dem religiöſen Unterricht, der jüngere mit der Leitung des Ackerbaues. Die getauften Indianer waren in Abtheilungen getheilt, die unter Aufſicht ihrer Corifen oder Alcalden arbeiteten. Jeden Sonntag nach der Meſſe wurde die Arbeit für die nächſte Woche beſtimmt und am Sonnabend über die Ausführung Bericht erſtattet. Mehrere Miſſionen, z. B. die von San Gabriel, San Diego und San Luiz zählten gegen 3000 Indianer, in 15 bis 20 Pachthöfe vertheilt. Die Zahl des zu den Anſtalten gehörigen Viehs war ungeheuer. Im Jahre 1836 beſaß die Miſſion San Luiz 80,000 Stück Hornvieh, 10,000 Pferde und über 100,000 Schafe; ſie erntete 12,000 Fanegas Getreide. Unter den Mönchen fand die billigſte Vertheilung des Ertrags der Miſſionen ſtatt. Die Indianer wußten, daß ihre Wohlfahrt ſich im Verhältniß mit ihren Arbeiten vermehrte, ſie ſahen die Miſſionäre alle ihre Arbeiten theilen, ſich in eben ſo grobe Stoffe kleiden, dieſelben Speiſen verzehren, und darum war auch ihre Hochachtung für die guten Väter unbegränzt. Seit der Einfluß der Mönche ſchwächer wurde, iſt ein Theil der Indianer wieder zu ihren nomadiſchen und ränderiſchen Gewohnheiten zurückgekehrt, nur noch einige Stämme bauen wie unter den Miſſionären den Boden. Daß die alten Preſidios oder militäriſchen Poſitionen unter dieſen Umſtänden zu Grunde gingen, iſt natürlich.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortſetzung.)

Um Mitag kamen wir in Paros an und warfen in dem kleinen Hafen Santo Mario, dem Vaterlande des beißenden Aechtſuchſes, Anker. In der Nähe von Paroikia, der Hauptſtadt der Inſel, wurden die berühmten chronologiſchen Tafeln aufgefunden, die zuerſt der gelehrte Franzoſe Peyreſc an ſich brachte, die ſodann verſtohlener Weiſe in die Hände des Grafen von Arundel übergingen und jetzt unter dem Namen der Marmortafeln von Paros in Oxford niedergelegt ſind. Man findet darauf eine Chronologie der griechiſchen Geſchichte während 1318 Jahren.

*) Sie ſoll von 30,000 auf 5000 geſunken ſeyn, man ſieht aber nicht, in wie weit die Leitung des Ganzen jetzt in den Händen der Alcalden iſt, und was noch unter den Miſſionären ſteht.

Digitized by Google

Hesiod ist 27 Jahre vor Homer und Sappho 200 Jahre später angegeben. Was mich hauptsächlich nach Parekia zog, war der Wunsch, die Ueberreste des fränkischen Schlosses zu sehen. Zur Zeit der Eroberung des griechischen Reichs durch die französischen Kreuzfahrer im Jahre 1204 hatte Paros einen Theil des Herzogthums Dodekanesien*) oder der Cykladen, dessen Hauptstadt zu Naxos war, und das der venetianischen Familie der Sanudo als eine der großen, von dem fränkischen Fürstenthum Achaja abhängigen Baronien verliehen worden war. Florentia Sanudo, einzige Tochter und Erbin Johann Sanudo's, fünften Herzogs der Cykladen, nannte Paros von ihrem Herzogthum, indem sie es ihrer Tochter aus zweiter Ehe, Maria, welche Gaspar von Sommariva heirathete, zur Mitgift gab. Diese Sommariva, die sich im Jahre 1230 aus der Lombardei nach dem Fürstenthum Morea übergesiedelt hatten, pflanzten sich in den Cykladen fort. Von dem festen Schloß, das die Herren von Paros zu Parekia erbauen ließen, steht nur noch ein Thurm am Meeresufer, welcher ganz aus alten Bruchstücken vom schönsten weißen Marmor erbaut ist. Die Steinreihen seiner Mauern bestehen aus Säulen von Tempeln und alten Denkmälern, die in der ganzen Mauertiefe wie Holzscheite auf einen Holzstoß aufeinander geschichtet sind; sie bieten das schlagendste Bild antiker Größe und des schlechten modernen Geschmacks, eine Vergleichung, die unsern kreuzfahrenden Baronen nicht sehr zum Vortheil gereicht. Ueber diesen Säulenschichten sind ungeheure viereckige Marmorblöcke, die aus andern Tempeln genommen und mit andern, bald glatten, bald cannelirten, aber ohne Unterschied durcheinander gemischten Säulen abwechseln. In einem Theil der Mauer zählte ich über dreißig alte, solchergestalt nebeneinander gesetzte Säulen. Ueber dieser Säulengruppe sah ich in derselben Mauer einen langen viereckigen Block von schönem weißem Marmor, der so behauen war, daß man seine ursprüngliche Bestimmung, die Stütze des Thores eines Tempels zu bilden, deutlich erkannte. Er hat gegen 30 Fuß Länge und liegt zum Theil außen an der Mauer, zum Theil im Innern einer kleinen modernen Kirche. In einer Ecke des Thurmes ist eine Säule, die ausnahmsweise aufrecht steht, und an verschiedenen Orten sind schöne Fragmente von Karniesen. Dieser ganze Thurm, die Thüren und Fenster aller Häuser und Ställe bestehen fast ganz aus antiken Marmorresten. Venetianer, Franzosen und Engländer haben ihrer Zeit die bedeutendsten Fragmente fortgeschafft, jetzt aber, wo die Ausfuhr antiker Marmorstücke verboten ist, kann man sagen, daß die elendesten Hütten aus Marmorstücken aufgeführt sind, die den Neid unserer Bildhauer erwecken würden.

Unter der Herrschaft der fränkischen Herren waren die Bewohner von Paros fast sämmtlich Katholiken, aber seit diese Herren sich entfernten, kehrten die letztern nach und nach zur griechischen Kirche zurück. Die Jesuiten, welche nach Naxos geschickt worden waren, suchten sie wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, und kamen am 24 Februar 1641 zum erstenmal nach Paros. Ich habe einen handschriftlichen Bericht von dem Pater Jakob a. Anjou, dem ersten Missionär, über die Resultate seiner Mission unter der Hand. Dieses Manuscript befindet sich in dem Archiv der Lazaristen von Naxos, die mir solches mittheilten. Der Pater erzählt darin die ersten Wunder, durch die er seine kirchliche Obergewalt befestigte, z. B. die Heilung von Fieberkranken mit frischem Wasser, und spricht rühmend von den Schönheiten der Insel: „Die Insel Paros ist eine der lieblichsten unter den Cykladen und eine der merkwürdigsten des Archipels, wegen des Marmors, den die alten Römer (er wagte nicht die Griechen zu nennen, vielleicht aus Antipathie gegen den griechischen Cultus) daraus gezogen haben, und der sich noch jetzt in solcher Menge findet, daß statt der Hecken, welche in unserem Frankreich das Besitzthum jedes einzelnen umschließen, Mauern von dem weißesten und schönsten Marmor, den man sehen kann, gezogen werden. Das Land ist angenehm und von einer solchen Menge Quellen bewässert, daß man nur wenig graben darf, um überall lebendige Quellen hervorspringen zu sehen. Auf der Insel Paros sind drei Städte, Agussa, Parerchia oder, wie andere sagen, Epaekia, und endlich Kephalo, die mit 6 oder 7 Dörfern etwa 15 bis 16,000 Seelen, fast lauter Christen, enthalten. Es sind höchstens ein Dutzend Türken auf der ganzen Insel." Ich habe die Insel Paros etwas minder grün und etwas minder gut bewässert gefunden, als sie hier der Pater Jakob beschreibt; kaum konnte ich auf den magern Baumwollen- oder Getreidefeldern einige Olivenbäume erblicken. Allerdings soll man früher viel Oel gemacht haben, aber nach dem Kriege von Candia verbrannte die venetianische Armee, die hier 8 oder 10 Jahre sich aufhielt, alle Olivenbäume, doch erfreute uns der Anblick von einigen pittoresk gruppirten Palmen in dem reichen Thale, das von Naussa nach Parekia führt. Auch bemerkten wir einen kleinen Fluß, der mit einer fast eben so üppigen und ausgezeichneten Kresse bedeckt ist, wie die, welche ich in der castalischen Quelle zu Delphi sammelte. — Man findet alte Münzen auf Paros, namentlich zu Naussa, wo auch noch ein venetianischer Thurm mit dem Löwen von St. Marcus steht, aber man fordert unmäßige Preise dafür.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Name, welcher „zwölf Inseln" bedeutet, findet sich schon in den Gesetzen des 8ten und 9ten Jahrhunderts.

Miscellen.

Blitzableiter für Schiffe. Bis jetzt hat man noch keinen ausreichenden Schutz der Schiffe gegen Blitzschläge, denen sie wegen des vielen Metalls sehr ausgesetzt sind, erfunden, in der englischen Marine ist man aber schon seit Jahren bemüht etwas Entsprechendes ausfindig zu machen. Capitän Snow-Harris hat ein neues System vorgeschlagen, welches darin besteht, den großen Mast von der Spitze an bis zum Kupferbeschlag am Kiel mit zwei an einander genieteten Kupferplatten von 2 bis 6 Zoll Breite und etwa ¼ Zoll Dicke zu belegen, und zwar in einer im Mast angebrachten Rinne, um allen Bewegungen desselben nachzugeben. Die Ausgabe ist für ein Linienschiff von 120 Kanonen auf 366 Pfd. St., für ein Schiff von 10 Kanonen auf 103 Pfd. St. berechnet. Die Commissäre der Admiralität haben sehr günstig darüber berichtet. (Monit. industr. vom 21 Mai.)

Der einheimische Zucker in Frankreich. Die Zahl der Fabriken beträgt in diesem Jahre 384, 15 weniger als das Jahr zuvor. Die Fabrication des Jahres 1842/43 (vom 1 Mai 1842 bis 30 April 1843) belief sich auf 30,200,227 Kiloge. (Moniteur industriel vom 18 Mai.) In einer spätern Nummer desselben Blattes (21 Mai) nach erfolgter Entscheidung über das Zuckergesetz ist die Ansicht ausgesprochen, daß sich die einheimische Zuckerindustrie durch neue Anstrengungen und mit Hülfe der Wissenschaft doch wohl halten werde.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1843.

Briefe aus Peking. *)

Erster Brief.

Wo-fo-sy **) den 31 Mai 1842.

Ich schreibe diese Zeilen in dem Saale der Betrachtungen ***) unter dem Klang der Glocken und dem lauten Gesang der Cheschan †), welche die untergehende Sonne mit Gebet begleiten. Die letzten Strahlen vergolden den Gipfel des Berges, der wie ein Schild über das Kloster hereinhängt, und die langen Schatten der Felsen breiten sich vor mir in phantastischen Gestalten aus. Von Süden her erheben sich drohende Wolken, und schon vernimmt man ferne Donnerschläge; im Osten erblickt man das unbegränzte Thal, das schon zum Theil in abendliche Dunkelheit versinkt. Nur eine Mauer scheidet mich von dem kleinen Palast, wo Kian-Lun, der Großvater des jetzigen Kaisers, manchmal in Einsamkeit und Stille zubrachte, und zu meinen Füßen fließt der Bach, aus welchem die Zehntausend Jahre ††) selbst zu trinken geruhten.

Wo-fo-sy oder der Tempel des schlafenden Buddha, wo ich jetzt wohne, liegt in einem malerischen Engthal der westlichen Berge, welche am Rande der Ebene von Peking sich majestätisch erheben. Nach den Aussagen der Mönche ist das Kloster schon unter der Dynastie Tang (618—908 v. Ch.) erbaut worden; obwohl ich nun nichts fand, was für dieß hohe Alter spräche, so ist es doch augenscheinlich reich und auf den ersten Blick entdeckt man eine Menge beachtenswerthee Gegenstände. Eine schöne Allee von schattigen Bai-schn (Thuia orientalis) führt nach einem prachtvollen, an vielen Stellen mit Marmor ausgelegten und mit zahlreichen Sculpturen verzierten Thor, mit einem Fronton, der mit verschiedenfarbiger Glasur bekleidet, und mit einem Dach von gelben und grünen Ziegeln gedeckt ist, die dem Ganzen eine sehr angenehme Mannichfaltigkeit geben. Ein Marmorpflaster, das im Bogen um ein mächtiges, mit demselben Stein ausgelegtes und mit durchsichtigem Quellwasser gefülltes Bassin läuft, führt zu dem zweiten Thor, welches den Eingang in das Kloster selbst bildet. Hier öffnet sich ein weiter Platz, der von mächtigen Seitengebäuden umgeben ist, wo ganze Säle für den Empfang der Besuchenden offen stehen. In der Mitte des Parallelogramms erheben sich Reihen von Tempeln, welche durch ihren Reichthum, die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Verzierungen, die Marmordenkmäler und durch ihre Reinheit so ziemlich alle Tempel, die ich noch sah, übertreffen. Sie stehen unter dem Schatten hundertjähriger Bäume, welche dem ganzen Bild eine wunderbare Größe verleihen, und durch ihr leises Rauschen die Seele in tiefes Sinnen versenken.

Die Architektur der Tempel ist hier im Grunde dieselbe, wie überall, doch hat sie eine Besonderheit, welche die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich zieht. Dieß ist das kolossale Bild des schlafenden Fo. *) Innerhalb eines sehr großen, nur durch ein Halblicht erleuchteten und mit Rauchwolken erfüllten Saals, steht ein Lager, auf dem Buddha liegend dargestellt ist, mit geschlossenen Augen und die eine Hand auf ein kupfernes Kissen gestützt; um ihn her stehen 12 Boddisadwas — Gerechte, die den höchsten Grad der Heiligkeit erlangt, aber noch nicht Buddhas geworden sind — in ehrfurchtsvollem Schweigen mit gesenkten Häuptern, als bewachten sie den ruhigen Schlummer des großen Lehrers. Das Bild Buddha's hat über zwei Klafter Länge, an der Brust ist es etwa fünf Fuß breit; der Kopf ist augenscheinlich zu groß, und deßhalb verliert das Ganze die Ebenmäßigkeit,

*) Die beiden nachfolgenden Briefe finden sich in den russ. Vaterländischen Annalen, Maiheft 1843, und rühren von irgend einem Mitglied der russischen Mission in Peking her.

A. d. R.

**) Wo-fo-sy ist ein buddhistisches Kloster, 20 Werste von Peking in den westlichen Bergen.

***) So heißt der Saal, in welchem die buddhistischen Mönche sich versammeln, um schweigend sich in die Gegenstände der geistigen Welt zu verlieren und sich von allem Irdischen zu entfernen.

†) So heißen die buddhistischen Mönche, wenn sie ächte Chinesen sind; die mongolischen u. s. w. heißen Lamas.

††) Wan-nän oder Wan-sui, ein Ausdruck, der manchmal als kaiserlicher Titel gebraucht wird.

*) Der chinesische Name des Buddha überhaupt, und namentlich des Buddha Schakiamuni's, des Begründers der Buddha-Religion.

Digitized by Google

hat aber dennoch nichts furchtbares oder monströses; sein Gesicht drückt stille Ruhe aus, und wenn auch keine besondere Kunst daran zu ersehen ist, so stößt es doch nicht durch rohe Formen ab. „Seht," sagte mir der alte Cheschan, der mich in den Tempeln herumführte, „diesen Tisch, auf dem die Lichter brennen, er ist ganz aus theurem, wohlriechendem Holz gefertigt worden; aus demselben ist auch das Bett gefertigt auf dem der Buddha ruht. — Das konnte der Kaiser Jun-tschen — und dieß war ein weiser Fürst — in keinem Buche auffinden." Der ganze Buddha ist aus reinem Kupfer gegossen und hat gewiß viel Geld gekostet. Der Großvater des jetzigen chinesischen Kaisers ließ in das Götzenbild eine Oeffnung machen, um zu sehen, was darin aufbewahrt sey, „aber aus der Wunde," setzte der Cheschan hinzu, „floß Blut, O-mi-to-fo! O-mi-to-fo!" *) sagte der fromme Greis, erhob die Hände und machte drei tiefe Verbeugungen. „Dem Kaiser schien dieß Ereigniß wunderbar," fuhr er fort, „und er schickte in den Tempel diese Tafel **) mit goldenen Buchstaben, welche über der Thüre hängt. Der Kaiser Jun-tschen liebte das Kloster Wo-so-sy besonders, und auf seinen Befehl wurden 25 Bilder gemalt von berühmten Cheschans, welche einen hohen Grad von Heiligkeit in der Welt der Wiedergeburt erreicht hatten. Sie wurden von ihm in dem Saal der Betrachtung dargebracht zur Vorbildung und Belehrung von uns Unwürdigen. Sie werden sie dort sehen, und können sich sogar selbst an diesem schönen Orte in Betrachtung vertiefen; der Kaiser Zjan-Lun selbst war gerne einsam und lebte in jenem Palaste, der fast im Umkreis dieses Klosters liegt. Weiterhin erhebt sich ein zweistöckiges Gebäude, hier wird die Ceremonie der Heiligsprechung vollbracht, und in diesem Jahre werden viele zu verschiedenen Stufen erhöht werden; bereits sammeln sich von allen Seiten Candidaten; kommt im sechsten Monat her um diese heilige Ceremonie zu sehen; dann wird dieser Tempel voll seyn von Volk und die Einöde selbst wird sich beleben."

In einer Reihe mit den Tempeln erstreckt sich eine andere Abtheilung der Gebäude, wo die dieher kommenden Fremden die reine Luft einathmen können, und wo auch die Cheschans wohnen, deren man gegenwärtig 70 zählt. Sehr schön ist das Plätzchen, wo der Vorstand wohnt; frische grüne Bambusgebüsche wachsen auf beiden Seiten seines kleinen Häuschens und schwanken beim geringsten Winde hin und her, einige Gebüsche von baumartigen Pionien (Pionia mu-tan) wachsen in aller Schönheit empor, und dazwischen eine junge Jui-lan (Magnolie); in einer ungeheuren thönernen Kufe steht ein roher, vom Regen ausgewaschener Stein, auf dem kleine Modelle von Tempeln aufgeklebt sind, und unten breitet sich das üppige Blatt des Nenuphar (Lotus) aus, mit einem Wort, es ist ein Muster von chinesischem Geschmack. Ich war nicht in den Versammlungszimmern, in dem Speisesaal der Cheschans, und kann deßhalb nichts darüber sagen. Der Tempel ist stark bevölkert, aber Reinlichkeit und Stille sind ungewöhnlich groß, nur selten stößt man auf Menschen, und der Spaziergang wird nie durch eine Schaar von Gaffern unterbrochen, die einen vom Kopf bis zu den Füßen betrachten. Gegen Westen ist der Tempel durch einen steilen Berg gedeckt, und hinter demselben erhebt sich der Kamm des Gebirgs. Wenn man den Gipfel ersteigt, so hat man eine wunderbare Landschaft vor sich liegen: auf der einen Seite ist der prächtige kaiserliche Palast, der sich an den Berg Sjan-schan anlehnt, und aus einer tiefen Spalte bis hinauf auf den Berg sich zieht; aus dem Schatten der Bäume blicken die gelben, wie mit Gold übergossenen Dächer, die Gruppen der Thürmchen, Lusthäuschen und Kiosks vor; alles dieß ist von einer Mauer umgeben, die sich wie ein Halsband um den kaiserlichen Palast windet — nur ein Schritt über die geheimnißvolle Einfriedigung hinaus, und man sieht nichts als nackte Felsen, Steine und Berge, keinen Baum und kein Gras, ein seltsamer, aber schöner Contrast. Auf der andern Seite breitet sich die unermeßliche Niederung des Thals von Peking aus, das mit sammtartigem Grün bedeckt, und mit Dörfern und Gärten besäet ist. Chai-djan *) sind Häuschen, die auf den Hügeln und an den mit Lotosblättern (Ljan-choa) bedeckten Seen umherlagen, und weiterhin fließt alles mit dem schönen blauen Himmel zusammen, und versinkt in den glänzenden Wolken, wie in einem Meere. Gleich wenn man aus den Mauern des Klosters tritt und in westlicher Richtung geht, trifft man auf eine Wasserleitung, die aus einem theils ausgehauenen, theils ausgemauerten Steinbett besteht, das mit einem schiefen Dache bedeckt ist; in der Nähe des Klosters liegt die Wasserleitung am Boden, weiter im Thale aber wird sie sehr hoch und fließt in gerader Linie nach den Seen bei Chai-djan, die, wie es scheint, durch das Wasser derselben gefüllt werden. Eine Viertelstunde oberhalb des Klosters kommt man an den Anfang der Wasserleitung, während die Quelle selbst noch tiefer in den Bergen liegt. Von hier beginnt ein Weg, der in Stufen in den Felsen des Gebirgs ausgehauen ist, erhebt sich bis auf den Rücken derselben und windet sich an Gipfeln hin, die sich in den Wolken verlieren. Dieser Weg führt zu einem berühmten Tempel, welcher hinter der äußern Bergkette versteckt ist, und wohin jetzt ganze Züge von Pilgern oder Pilgerinnen ziehen, um dort zu beten und Lichter anzuzünden. Das ganze Thal ist angefüllt mit Volk, das sich in einem ununterbrochenen, je nach Höhe und Tiefe bald ansteigenden,

*) Anrufung des Buddha Abid, des Beherrschers der Bewohner des Paradieses.

**) Tafeln mit Inschriften bilden bei den Chinesen eine Art Andenken, das man zu Ehren der Geister in ihren Tempeln oder in den von ihnen beschützten Staats- und öffentlichen Anstalten, oder zu Ehren von Menschen in ihren Wohnungen aufstellt. Sie werden aus kostbarem Holz gefertigt und sind etwa 5 Fuß lang, halb so breit und 4 Zoll dick. Die Inscheisten enthalten meist Lobreden derjenigen Personen, zu deren Ehren die Tafel aufgestellt ist, und manchmal erklären sie auch die Begebenheit, welche die Aufstellung veranlaßte. Solche Tafeln hängen gewöhnlich über dem Thore am Eingang in das Haus, oder über der Thüre des Gebäudes selbst.

*) Dieß ist ein Flecken in der Nähe des Palastes Juan-min-juan, der 15 Werste von Peking gegen Westen liegt; der Flecken ist größtentheils von Kaufleuten und Krämern bewohnt, in der Nähe desselben befinden sich Paläste der Fürsten und Landhäuser der Großen.

Digitized by Google

bald sich senkenden Zuge ausdehnt, und manche von Waldbächen ausgerissene Schluchten zu durchschreiten hat. Wenn die Pilger erschöpft und von der Sonne ausgedörrt einen solchen Bach erreichen, fallen sie auf die Knie und trinken gierig die kalte Fluth, worauf sie auch noch das Gesicht mit kaltem Wasser waschen, das für sie eine gewisse heilige Bedeutung hat. Das Bild ist äußerst interessant und athmet patriarchalische Einfalt; auf der andern Seite ist es auch ein Beweis chinesischer Frömmigkeit.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Der zweimal Geköpfte.

Wir gelangten zu einem kleinen, halb in Trümmern liegenden Dorfe, das wegen seiner Lage an der geraden Straße nach Mesched beständig mit frommen Pilgern angefüllt ist, die nach der dortigen Moschee wallfahrten oder daher kommen. Der benachbarte, von einigen Palmbäumen und Terebinthen beschattete Hügel soll der Tradition nach einer der Punkte seyn, von welchem in den Tagen des Glanzes von Persien das Horn des Königs zur bestimmten Stunde erschallte. Von da zogen wir dicht an dem Gebirge hin und zur Rechten hatten wir eine freie Ebene, die in die Salzwüste auslief.

Die Bewohner von Kedüd gehören meist einer sonderbaren mohammedanischen Secte an, wenn man sie anders als eine solche betrachten kann, die den Namen der Ali Elahis führt. Diese Schwärmer halten den Schwiegersohn des Propheten, Ali, für die Allmacht, und diese tolle Glauben wird aus einer eben so tollen und phantastischen Legende abgeleitet. Ali soll nämlich einst aus irgend einem Grunde gegen einen gewissen Mann so aufgebracht gewesen seyn, daß er sein Schwert zog und ihm den Kopf abhieb. Er bereuete aber bald seine Hitze, setzte den Kopf wieder zwischen die Schultern und belebte den Mann. Kaum war das Wunder vollbracht, als der Geköpfte auf die Knie fiel, den Ali anbetete und sagte, er sey Gott selbst. Ali ärgerte sich über diese Gottlosigkeit und verbat sich dringend diese Verehrung; aber der Mann beharrte bei seinen Worten und der Streit zwischen beiden wurde immer heftiger, bis der erbitterte Ali ihn zum zweitenmale köpfte. Indessen auch jetzt errang seine Milde und Barmherzigkeit den Sieg und er gab dem Geköpften das Leben auf dieselbe Weise wieder. Aber so wie die Operation vollendet war und der Mann wieder sprechen konnte, begann er auch das vorige Spiel und schwur, Ali sey kein anderer als Gott selbst. Ali's Hitze war jetzt verraucht, oder seine Eitelkeit fand sich geschmeichelt; er begnügte sich, den Mann einen Narren zu nennen und sich zu entfernen.

Von diesem zweimal geköpften Manne stammt die Secte der Ali Elahi ab, die den Schwiegersohn des Propheten noch immer als die Gottheit selbst verehren; sie sind diesem Glauben sehr fanatisch ergeben, weßhalb sie von allen rechtgläubigen Mohammedanern als arge, verstockte Ketzer verabscheut werden. Sie sollen zudem noch eine Menge sonderbarer Sitten und Gebräuche haben. Eine Person, die zur Zeit eines Festes durch ein von diesen Leuten bewohntes Dorf kam, erzählt, sie hätten ein großes Feuer angezündet, ihre Kinder hineingeworfen und diejenigen welche unverletzt entkamen, als im Glauben stark und fest angesehen; die aber, welche nicht so glücklich waren, ließen sie, als unwürdig des göttlichen Beistandes, umkommen. Auch Erwachsene müssen sich von Zeit zu Zeit dieser fatalen Feuerprobe unterwerfen.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Es ist nur drei Seemeilen von Paros nach Naxos; um 6 Uhr Morgens lichteten wir an letzterer Insel die Anker bei fast völliger Windstille, aber herrlichem Sonnenschein, unser leichter Kutter rückte jedoch, wenn auch langsam, vorwärts, und so liefen wir um 9 Uhr in dem Hafen von Naxos ein. Die Stadt Naxos bietet vom Meere gesehen eine seltsame Mischung aller Baustyle und Epochen dar. Vorwärts dem Ufer auf einem einsamen, eine Insel bildenden Felsen erhebt sich ein schönes altes Thor von weißem Marmor, der einzige Ueberrest, wie man sagt, des alten Bacchus-Tempels. Tiefer unten am Seegestade dehnt sich der Ort mit seinen Fischerhütten aus, unter denen sich die kleine Kirche des heiligen Antonius erhebt, die der alten Ballei der Johanniter-Ritter gehörte und noch jetzt mit den Wappenschilden dieses Ordens geziert ist. Am Fuße des Bergs liegt die griechische Stadt mit ihren weißen Häusern, ihren Vordertreppen und Terrassendächern. Oberhalb derselben schlängelt sich gegen den Berg hin die lateinische Stadt mit ihren schwarzen unreinlichen Häusern, die im alten Umkreise des Schlosses der fränkischen Herzoge von Naxos liegen und von den 400 Katholiken der Insel bewohnt sind. Auf dem Gipfel des Bergs steht noch ein großer viereckiger Thurm, ein imponirender Rest des alten Schlosses mit zwölf Thürmen und den Spuren der eisernen Balustrade und der hohen Marmorbalcone.

Als der königliche Kutter sich näherte, drängte sich die Bevölkerung beider Städte an den Landungsplatz. Mit Ausnahme einiger Seeleute, welche die weiten blauen Beinkleider, den rothen Gürtel und die kleine rothe sogenannte Tuneser Mütze tragen, waren alle fränkisch gekleidet, und unter ihnen erkannte man einen lateinischen Geistlichen an seinem langen Rocke, seinem weißen Käppchen und seiner offenen verständigen Physiognomie. Dieß war der Abt de Camps, der Superior der französischen Lazaristen von Naxos, der von unserer nahen Ankunft benachrichtigt worden war und uns jetzt in sein Kloster einlud. Während meine beiden Gefährten mit ihren alten Bekannten von Naxos einige Worte wechselten, bestieg ich in aller Eile einen leichten Nachen, der mich auf die kleine Insel brachte, auf der ich das alte Thor erblickt hatte. Das Volk hat diesen Ueberresten den Namen Palati, Palast, gegeben. Dieß Thor, von schönen Verhältnissen, wenigstens 25' hoch und 12' breit, besteht aus drei schönen Stücken weißen Marmors, die auf einem jetzt bloßliegenden Fundament von Marmor aufliegen. In der Nähe bemerkt man auf dem Felsen ein offenes Grab; die Alten gruben gern ihre Gräber in die Seitenwände der steilsten Felsen, am Ufer des Meeres und beinahe im Bett von Wildbächen aus, aber keine

Digitized by Google

Vorsicht, um die Unverletzlichkeit ihrer Gräber zu sichern, konnte sie gegen die Raubsucht der einen und die wissenschaftliche Gier der andern sichern: fast in ganz Griechenland sind die Gräber geöffnet, der Staub der Helden und Halbgötter in die Winde gestreut, und der Grabstein, auf dem das letzte Lebewohl ihrer Familie, ihres Stammes, ihres dankbaren Vaterlandes eingegraben waren, hängt als ein eitler Gegenstand der Neugierde in den Vorzimmern und auf den Treppen unserer Musen. Das Inselchen Palati enthielt ohne Zweifel noch einen andern Tempel, denn auf dem niedersten Theil des Felsens zunächst der Küste bemerkte ich Trümmer von Säulen zerstreut, und eine derselben steht noch aufrecht, obwohl halb in die Erde gegraben. Auch scheint eine Brücke das Inselchen mit Naxos verbunden zu haben, denn ich sah deutlich, fast im Niveau mit dem Wasser, die Reste von Bogen einer Brücke, die wahrscheinlich zugleich als Wasserleitung diente, denn man sieht noch auf der Ebene von Naxos, etwa 6 Fuß über dem Boden, die Reste einer Wasserleitung, die allmählich sich senkend bis ans Meer läuft.

Die kleine Kirche St. Anton, die ehemals zu der reichen Ballei des Ordens der Johanniter-Ritter zu Naxos gehörte und dem Großmeister 51,000 fl. jährlich einbrachte, liegt einige Schritte vom Meeresufer in der Nähe des ehemaligen, jetzt zerstörten Arsenals, wo die Johanniter-Ritter ihre sechs oder sieben Galeeren unterbrachten. Ich ließ mir die Kirche öffnen und fand darin einige Grabnischen mit Malteserkreuzen und Wappen.

Ich kehrte bald zu meinen Freunden am Hafen zurück, und wir machten uns miteinander auf den Weg nach dem Lazaristenkloster, das in einem Theil der alten Festung oberhalb der lateinischen Stadt liegt. Wir mußten durch ein Gewirre von engen, krummen und unreinlichen Straßen, welche die alte und elendeste der drei Städte ausmachen, hinaufsteigen. Sie liegt auf einem Hügel, oberhalb einer schönen Bay, dem frischen Seewind ausgesetzt, und die Stadt sollte ein eben so gesunder als lachender Aufenthalt seyn, aber die Luft kann kaum circuliren, die Sonne in den stinkenden Straßen sich kaum zeigen, und fast alle Kinder und Frauen, die ich in diesem Theil der Stadt bemerkte, sahen blaß und schwächlich aus. Aber auf den anscheinend so ärmlichen Häusern sind doch edle Wappenschilde ausgehauen, z. B. die der Crispo, Sommarina, Barozzi, Francopulo, Coronello, la Rosa u. dgl., deren Abkömmlinge sich in Naxos erhielten, während mehrere dieser großen Familien im Abendlande ausgestorben sind. Jeder Schloßherr (châtelain) trägt Sorge über seiner Thüre sein Familienwappen aushauen zu lassen, sein erbliches Siegel und seinen Stammbaum aufzubewahren; dieß ist aber der noch am meisten zu Tag liegende Theil ihres Erbes. Allen scheint die Abneigung gegen jede Arbeit das sicherste Zeichen des Adels, die Eitelkeit trieb sie fortwährend dem Schein die Wirklichkeit aufzuopfern, ihr mäßiges Vermögen ging bald auf die Neige, während die rein griechische, nüchterne und arbeitsame Bevölkerung an Zahl und Bedeutung wuchs. Die Schloßherren entschädigten sich für ihre Entbehrungen durch äußern Prunk. Die ersten Familien hatten unter sich die europäischen Consulate getheilt, und der Federhut, so wie das goldgestickte Kleid des Consuls waren der Stolz eines Hauses. Den höchsten Rang nahm das französische Consulat ein, lange Zeit ein Erbtheil der Familie Coronello, das mit dem alten Herzog von Naxos aus dem Hause Crispo verwandt war. Die andern Consulate von Oesterreich, Rußland, England, Schweden, Norwegen, Spanien kamen der Reihe nach so nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit; es gab für alle etwas, aber der Kleider waren freilich nicht so viel als der Consulate. Die Consuln der kleinern Mächte hatten Uniformen gemeinsam, womit man sich der Reihe nach, je nach Bedürfniß, schmückte, und mancher, der sie angezogen hatte, um ein ankommendes Schiff zu begrüßen und auf dasselbe eingeladen worden war, hütete sich wohl, dasselbe zu verlassen, um nicht die Uniform ablegen zu müssen zu Gunsten eines andern Consuls von einer befreundeten Macht, unschuldige Freuden, die freilich dann mit den Revolutionen, die alles erneuern, Kleider und Institutionen, endlich verschwanden.

Es ist leicht einzusehen, daß bei solchen Gewohnheiten die Schloßherren von Naxos mit den Ideen, die den griechischen Continent in Bewegung setzten, nur sehr wenig sympathisiren konnten. Sie waren wenig geplagt worden von den Türken, die sich bei dem jährlichen Besuch der Insel mit 5975 Talari für den Kapudan-Pascha, 60 Ochsen, 60 Schafen, 60 Käsen, dem nöthigen Brennholz und einer Summe von 20,000 Thalern, dafür daß sie keinen türkischen Aga unter sich hausen lassen mußten, begnügt hatten. Waren diese Bedingungen erfüllt, so regierten sie nach Gefallen. Damals war die Bevölkerung der griechischen Städte vertheilt, wie ehemals die der hellenischen. Im Alterthum war die Akropolis von den Vornehmen, die Stadt von allen andern Bürgern, die Vorstädte von Fremden und Sklaven bewohnt. Im Mittelalter und unter der türkischen Herrschaft war das Castro von türkischen oder fränkischen Familien, die Stadt von den Eingeborenen, die Vorstädte von Bauern, Matrosen und Fischern bewohnt. Beim Ausbruch der griechischen Revolution erklärten sich die Matrosen allenthalben für die Sache der Nationalunabhängigkeit. Auf den Inseln Samos, Chios, Ipsara, Candia unterstützte die gesammte christliche Bevölkerung, sey es, daß sie thätiger oder unterdrückter war, mächtig die Bewegung, obwohl diese Inseln durch die Entscheidung der Mächte wieder unter türkische Herrschaft fielen; anders aber war es auf den Cykladen und namentlich auf Naxos. Die lateinische Bevölkerung der letztern Insel zeigte sich besonders der Bewegung abhold, denn neben ihr war die griechische Bevölkerung emporgewachsen, die an dem Wohlstande und der neuen Entwicklung auch ihren Antheil haben wollte, und seit langer Zeit daran arbeitete sich Raum zu verschaffen. Unter den neuen Familien hatte die der Marcopoliti am meisten das Haupt erhoben. Das Haupt derselben, um mit dem ganzen Stamm der Schloßherren um so offener zu brechen, trug nicht nur die türkische Tschube, sondern auch den türkischen Rock und Turban; er war einer der ersten, welcher sich gegen die Türken erklärte, um durch eine Revolution das Uebergewicht wieder zu erhalten, welches das Andenken an die fränkische Eroberung den lateinischen Familien gegeben hatte. Ein Marcopoliti ist jetzt, so viel ich weiß, Dimarch von Naxos, und die Revolution ward somit eingeweiht durch die Demüthigung der Schloßherren, die sich dadurch rächten, daß sie ihre Wappenschilde auf eine in die Augen fallende Weise ausbessern ließen, sich gegenseitig ihre Titel als Grafen, Baronen, Schloßherren und selbst als Agas gaben, und das Griechische nicht verstanden, ohne des Französischen sehr kundig zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Missionverein für China hielt am 10 Mai eine große Sitzung, in welcher unter anderm beschlossen wurde, während des laufenden Jahres zwölf Missionäre nach China zu senden, wozu bereits 7500 Pfd. St. unterzeichnet sind. (Examiner vom 13 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1843.

Die Secession in der schottischen Kirche.

Es ist dieß ein wichtiges, nicht bloß für Schottland und England, sondern für die protestantische Kirche überhaupt sehr bedeutendes Ereigniß. Wir haben den Gegenstand des Streits schon früher erwähnt, und wiederholen hier nur in Kürze, daß derselbe sich um eine von der schottischen Kirchenversammlung im Jahre 1834 erlassene Acte, die sogenannte Veroacte, dreht, dergemäß sich die Mehrzahl der schottischen Geistlichkeit gegen die Präsentation der Kirchenamtscandidaten durch den Staat oder durch andere Laien erklärt, obgleich dieselben, ehe sie überhaupt präsentirt werden können, von der Kirche geprüft seyn müssen, und selbst dann noch ihre Annahme von dem Presbyterium verweigert werden kann, wenn dieses irgend triftige Gründe gegen einen vorgeschlagenen Candidaten aufzuführen hat. Es erhebt sich also die Frage, wem soll die Ernennung zu Pfarreien anheimfallen, dem Landesherrn (sey es nun der Grundherr oder der an seine Stelle getretene Staat), der Gemeinde oder der geistlichen Behörde allein? Das Verfahren der englischen Regierung in dieser kirchlichen Frage ist interessant: sie vermied trotz vielfacher Bemühungen jedes Einschreiten, ließ, als einige Presbyterien ohne genügenden Grund präsentirte Geistliche verwarfen, der Klage der Präsentanten vor dem Gerichtshof, und als dieser gegen die Presbyterien entschied, der Appellation dieser letztern an das Haus der Lords als der obersten richterlichen Behörde des Landes, ungehinderten Lauf. Vergebens suchte die schottische Geistlichkeit, d. h. die damalige Mehrzahl der Assembly, die englische Regierung in den Streit hineinzuziehen; diese ließ sich nicht aus ihrer Neutralität bringen, that keinen Schritt, und erst als dieselbe sich am Ende vorigen Jahres direct an die Königin wandte, und um eine Antwort bat, als auf eine „Bitte um Abstellung von Beschwerden, wie sie allen Unterthanen Ihrer Majestät zusteht," sprach Sir J. Graham im Namen der Regierung in einem weitläufigen Schreiben, das vom 4 Januar d. J. datirt ist, die Ansicht der letztern aus. Es ist dieß ein merkwürdiges Actenstück, das durch seine offene unumwundene Sprache den Bruch in der schottischen Kirchenversammlung vollends herbeiführte. Die Ansprüche dieser letztern sind juridisch auf eine unwiderlegliche Weise zurückgewiesen, aber Sir J. Graham scheut sich auch nicht, den Hauptpunkt offen zu berühren, indem er sagt: „der Vorschlag, das Präsentationsrecht an das Volk zu übertragen, ist sehr scheinbar und hat ungemein viel anziehendes; was aber auch vorgeschlagen und beabsichtigt werden mag, so ist nur allzuehr zu fürchten, daß in nicht sehr langer Zeit die ganze Gewalt in die Hände der Kirche selbst fallen würde — ein Ausgang, den Sie wahrscheinlich mit mir als eben so nachtheilig für die Religion wie gefährlich für den Staat ansehen."

Unter diesen Auspicien wurde die dießjährige Versammlung der schottischen Kirche eröffnet. Daß der Staat die Ansprüche der Nons, d. h. derer, welche sich gegen die Präsentation (oder Aufdrängung, Intrusion, daher Nonintrusionists) der Pfarramtscandidaten durch Laien aussprachen, entschieden mißbilligte, das brachte manche zur Besinnung, und als es zum Treffen kam, fanden sich die strengen Nonintrusionisten, welche seit 1834 in der Versammlung die Mehrzahl gehabt hatten, in der Minderzahl. Nur 93 Geistliche, gefolgt von etwa 100 Laien traten aus, und legten eben damit ihre Stellen, so weit sie von dem Staate und den Grundherren abhängen, d. h. in Betreff der Temporalien, nieder; die Minister haben erklärt, daß sie die erledigten Stellen besetzen lassen würden. Es erhebt sich also jetzt die kitzliche Frage: haben die ausgetretenen Geistlichen so viel Halt in ihren Gemeinden, daß diese ihnen den nöthigen Unterhalt aus ihrem Vermögen geben? Ist dieß nicht der Fall, so ist die ganze neuere Bewegung der schottischen Kirche mißlungen. Es scheint beinahe, als hätten die Leiter derselben, in dem Gefühl, daß das neue Geschlecht dem Leithand ihrer Kirche entwachse, durch einen kühnen Schritt ihre Herrschaft auf lange Zeit befestigen wollen, indem sie die Ernennung der Geistlichen, mittelbar aber ganz, in die Hände der geistlichen Behörden brächten. Aber es hat sich aus dem Schooße der protestantischen Kirche ein neuer Protestantismus entwickelt, der sein Heil nicht mehr in den protestantischen Kirchenformen sieht, und dieser möchte wohl dem alten Protestantismus allmählich zu mächtig geworden seyn.

Digitized by Google

Briefe aus Peking.

Zweiter Brief.

Russischer Hof, 2 Junius 1842.

Ich beginne meinen zweiten Brief in den Mauern unsers stillen Guan *) und mein erstes Wort ist lebhafter Dank für die Zeilen, welche ich von Euch erhielt, und die mir der deutlichste Beweis Eurer Erinnerung an Goduphan **) sind. Mein Leben fließt still und geräuschlos dahin, und so gut als man nur im fremden Lande leben kann. Vor uns liegt ein weites Feld des Nachdenkens; nach und nach fangen wir an eine Einsicht zu bekommen in die uns umgebende Welt, und obwohl uns alles Chinesische zuwider ist, so staunen wir doch über China und jeder Tag gebiert neue Räthsel und neue Aufgaben für uns. Man darf nur von den Einzelnheiten auf das Ganze übergehen, um zu erkennen, welches Meer von Leben sich in dem Nebel birgt, ein Leben, das sich oft so schroff von dem unsrigen unterscheidet, und dennoch eines tiefen Studiums und aller Aufmerksamkeit würdig ist. Es ist ein trauriger Gedanke, daß China ein mächtiger Grabplatz ist, hinausgeworfen ins Weite und zerstört von der Zeit, zu dem man nur wandert, um sich an Ereignissen der vergangenen Größe zu erinnern und die Spuren des ehemaligen Lebens aufzusuchen. Aber auf den Trümmern werden neue Gebäude aufgeführt, und aus der Puppe entspringt ein glänzender Schmetterling. — Ich mache mich allmählich mit der Geschichte der Mandschuren bekannt, und gerne möchte ich mich in die wilden Länder hin versetzen, wo die erste Größe dieser Nomadenstämme begann und ihre Macht aufblühte. Jetzt aber versetze ich mich nur in Gedanken in jenes geheimnißvolle Land.... da ist alles Nacht und Dunkelheit, über welche, wie es scheint, niemals eine Sonne aufgehen wird. Es treten da mit einemmal ganze Geschlechter und Stamme auf, die, ganz gegen alle Regeln des chinesischen Theaters, ihre Herkunft und ihren Rang nicht angeben; ihre Züge sind so dunkel und unbestimmt, daß man nichts Näheres über sie angeben kann; auf alle Fragen wartet man umsonst auf Antwort, und die jetzigen Mandschuren haben ihre Sprache und ihre Lieder vergessen. Ich warte mit Ungeduld, bis man den Fremden erlauben wird, in ganz China herum zu reisen, dann wandere ich mit dem Stab in der Hand und zu Fuß nach Tschan-bo-schan ***) und bade mich in den tiefen Wassern des Amur.

In diesem Frühjahr habe ich gar keine Ausflüge über die Stadt hinaus gemacht, mit Ausnahme dessen nach Wo-so-sy, von dem ich in meinem letzten eine langweilige und unvollständige Beschreibung geliefert. Botanische Excursionen habe ich gleichfalls nicht gemacht, weil die Jahreszeit und das Wetter bisher dem Pflanzenwuchs höchst ungünstig war. Frühzeitige Hitze, dann fortdauernder heftiger Westwind und vollkommene Trockenheit haben fast alle Vegetation vernichtet. Nur unser Wohnhaus blühte und duftete mehr wie je. Tyn-lo (Wisteria sinensis) stand vor unserem Haus so üppig, wie nur immer in Tan-schan; *) auch der im vorigen Jahr gekaufte Modan **) blüht jetzt. Vor kurzem hatte ich von einem Eheschan, der in der Blumenzucht sehr bewandert ist, erfahren, daß man, um Nenuphar aus Samen zu ziehen, eines stark bewässerten Thons, so daß ein Viertel Wasser auf drei Viertheile Thon kommt, bedürfe. Dreijähriger Samen hat seine Triebkraft noch nicht verloren. Im ersten Jahre treibt der Samen nur eine Wurzel, aber keine Blüthe, d. h. wenn der ausgestreute Samen aus irgend einem Umstand keine Pflanze emportreibt, so darf man darum die Hoffnung, daß sie dennoch komme, doch nicht aufgeben.

Nicht vergessen darf ich eine Pekinger Neuigkeit, nämlich den Brand des Thores Zi-chua-myn, berühmt in der Geschichte der jetzigen Dynastie, indem vor jetzt beinahe 200 Jahren (zwei Jahre weniger) die Mandschuren durch dieß Thor in die Hauptstadt einzogen und sie besetzten. Ich bemerkte den Brand schon gestern Morgen, jetzt aber habe ich auch die ganze Gewalt des Feuers und die Geschäftigkeit des hiesigen Feuercommando's kennen gelernt. Die ganze an den Thurm stoßende Mauer war mit Beamten und einigen Compagnien Soldaten angefüllt, und auf den Zinnen wehten Fahnen, um die Bedeutung des seltenen Schauspiels anzuzeigen. Drei oder vier kleine Pumpen bespritzten auf jeder Seite das brennende Gebäude ein wenig. Wenn der Dampf aufstieg, gerieth alles in Entzücken und schrie mit Selbstzufriedenheit: chao! chao! (bravo!) wenn dagegen das Wasser sein Ziel nicht erreichte, zischten die um den Brand her versammelten Tausende die Brandmeister mit lautem Gelächter aus. War das Wasser zu Ende, so stiegen wohl acht Mann, paarweise mit Eimern, jedes Paar von zwei Soldaten mit kleinen Fahnen in den Händen begleitet, feierlich hinab, und zogen nach dem Canal. Unter lautem Geschrei an das Volk, daß es auf die Seite weichen solle, stiegen sie nach einer Viertelstunde wieder hinauf, und begannen wieder zu löschen; wiederum spritzten die Pumpen, die Beamten rauchten ihre Pfeifen, die Soldaten hielten ihre Fahnen, das Volk gaffte und der Thurm brannte, mit Einem Wort, der Brand ging in allen gesetzlichen chinesischen Formen vor sich. Ich weiß nicht, welcher Art die ersten Arbeiten beim Brand waren, aber die von mir gegebene Schilderung kann ich aus eigener Anschauung bezeugen.

*) Dieß bedeutet so viel als Hof, Wohnung.
**) Der chinesische Name des Briefstellers.
***) Der Name von Bergen in der Mandschurei, welche an den südlichen Gränzen der Provinz Girin liegen.

Reisen in Persien, China und den turkomannischen Marken.

Dalaki.

In diesem Dorfe zogen wir einige Nachrichten über die hier gebräuchliche Art der Besteuerung der Felder ein. Da die

*) Der [kaiserliche] Palast, 20 Werste von Peking gegen Norden; bei demselben finden sich heiße Quellen und einige Bäder sind eingerichtet. Er erhält seinen Namen von dem eine halbe Werst davon gegen Westen liegenden Berg.
**) Der mandschurische Name der baumartigen Pionie.

Digitized by Google

Datteln hier, wie in Arabien, ein Hauptproduct sind, so wird eine Durchschnittssumme als Ertrag jedes Baumes angenommen und hiernach die Steuer bestimmt. Man rechnet, daß jeder ausgewachsene Baum 110 Pfund Früchte gibt, die dem Besitzer zwei oder drei Rupien eintragen, und davon beträgt die Abgabe einen Mohammedi (7 Kupferkreuzer). Ein Achtel dieser Abgabe erhält der Steuereinnehmer des Dorfes und das Uebrige wird dem Statthalter des Districts für die Krone abgeliefert.

Weizen- und Gerstenfelder werden in der Regel nach der Zahl der Thiere abgeschätzt, die zu ihrer Bearbeitung nöthig sind. So bezahlt der Pächter für ein Stück Land, das mit einem Esel bestellt werden kann, 8 Rupien, und für ein Maulthier oder ein Pferd 16 Rupien. Nach ihrer Rechnung erhält man in gewöhnlichen Jahren und auf leidlichem Boden von einem Stück Land, das mit einem Esel bestellt werden kann, 60 Haschmen Weizen oder Gerste. Die Steuer wird auf verschiedene Weise eingetrieben, mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse und die Art des Feldbaues. Zu Daiaki wird das zum Dorfe gehörige Land von einer großen Quelle bewässert, die der Regierung gehört, und jeder Dattelbaum oder jedes Feld muß eine Abgabe für den Gebrauch dieses Wassers bezahlen. Ich habe später bedeutende Abweichungen in der Art der Beitreibung der Steuern in den verschiedenen Theilen des Landes bemerkt, aber die Quantität der an die Regierung einzuliefernden Abgaben war überall ziemlich dieselbe.

Der Preis der Dattelbäume scheint nach dem was wir hier erfuhren, in keinem richtigen Verhältniß mit dem Werth ihres jährlichen Ertrags zu stehen. Ein Garten mit hundert Dattelbäumen wird, wie man uns versicherte, für 300 Rupien verkauft — eine Summe, die er schon in zwei Jahren wieder einbringt. Wenn diese Angabe richtig ist, so wäre es interessant den Grund einer solchen Verringerung des Werthes zu erforschen; aus der Unsicherheit des Besitzes allein läßt sich ein solches Mißverhältniß wohl nicht erklären.

Die Datteln von Daiaki gelten rücksichtlich der Güte und des feinen Geschmacks für die besten im ganzen Duschistan. Die Quelle, aus der sie bewässert werden, entspringt aus einer tiefen Schlucht in den hart am Dorfe sich hinziehenden Gebirgen; sie, bildet nachher einen ziemlich starken Strom und hat zu allen Jahreszeiten an der Mündung über 80° F. Wärme, so daß sie als eine heiße Quelle angesehen wird; ihr Wasser ist vollkommen klar, hat aber einen schwach alkalischen Geschmack, den es wahrscheinlich von den Kalkfelsen annimmt, aus welchen es herausdringt.

Daiaki liegt zwischen Hügeln, deren kahle Felsen die Strahlen der Sonne mit großer Vehemenz zurückwerfen; die dadurch entstehende fast erstickende Hitze und dabei der merkwürdige Ueberfluß an Wasser werden für die Hauptursachen der ausgezeichneten Güte der hiesigen Datteln gehalten, denn diese Frucht heischt zur vollkommenen Reife eine sehr hohe Temperatur.

Schulen in Chili.

(Aus Claude Gay's Reisen. Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Man hat in Chili den Unterricht nicht vernachlässigt; jeden Tag vermehren sich die Primärschulen, und um sie mit Lehrern zu versorgen, hat man in der Hauptstadt Santiago eine Normalschule gegründet, deren Schüler besonders zu dem Zweck unterrichtet werden, um später die Schulen der untern Classen zu leiten. Auch andere literarische und wissenschaftliche Anstalten entgehen der Aufmerksamkeit der Regierung nicht. Es finden sich in den Provinzen einige Lyceen mit einheimischen und fremden Lehrern, und in der Hauptstadt sind mehrere Unterrichtsanstalten, die sich mit europäischen messen können. Wenn man erwägt, daß im Laufe von nicht zwei Jahrzehnten die Hauptstadt mit solchen Schulanstalten, mit einer eben so zahlreichen als wohlgewählten Bibliothek, mit einer naturhistorischen Sammlung, einem prächtigen botanischen Garten und einer Universität, die über das ganze Unterrichtswesen zu wachen hat, ausgerüstet wurde, so kann man mit ziemlicher Zuversicht dem Lande eine glänzende Zukunft versprechen.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Die Lazaristen sind keinen so strengen Regeln wie die andern religiösen Orden unterworfen, ihr Leben ist nicht so abgeschlossen, und die Richtung ihrer Ideen hat nichts, was der Förderung des gesellschaftlichen und politischen Zustandes von Griechenland hinderlich wäre. Die Lazaristen folgten den Jesuiten in den Missionen der Levante in Kraft eines königlichen Befehls vom 5 Januar 1783, der den Lazaristen alle Rechte, Besitzungen und Privilegien einräumt, welche die Priester der aufgehobenen Gesellschaft Jesu besaßen, und ihnen die Pflicht auferlegt, den Gottesdienst in den Consulatcapellen zu verrichten, und alle Sorgfalt auf die Unterweisung der jungen Christen und der Geistlichen zu verwenden. Diese beiden letzten Verpflichtungen sind in den meisten Urkunden über Schenkungen, welche die Lazaristen und ihre Vorgänger zu verschiedenen Zeiten erhielten, ausgesprochen. Die Lazaristen, deren Schutzheiliger Vincenz de Paula ist, haben ihren Sitz und ihre zwölf Directionen in Paris und senden ihre Missionäre nach allen Theilen der Welt. Der Superior der levantinischen Missionen residirt zu Konstantinopel. Es sind zwei Niederlassungen in Griechenland, eine zu Santorin mit zwei Priestern, die andere, weit reichere, zu Naxos mit drei. Sie sind in gewissen Beziehungen unabhängig von der Diöcesangewalt, und was ihre politische Stellung betrifft, so sind sie durch das Protokoll der Londoner Conferenz vom Jahre 1830 geschützt, in Gemäßheit der Forderungen, die Frankreich damals machte, als es zu Gunsten des neuen Souveräns von Griechenland das Patronat niederlegte, das es mehrere Jahrhunderte hindurch im Orient über die Christen von lateinischem Ritus ausgeübt hatte. Diese Acte stipulirt, daß die katholische Religion in Griechenland freie und öffentliche Ausübung ihres Cultus genießen, daß ihr altes Besitzthum ihr gewährleistet seyn, daß die Bischöfe in ihrer Gewalt, ihren Rechten und Privilegien, wie sie solche unter dem Patronat Frankreichs genossen, erhalten, und daß endlich in Kraft derselben Grundsätze die den ehemaligen französischen Missionen gehörigen

Digitized by Google

Güter anerkannt und geachtet werden sollten. Dieser status quo hat das Besitzthum der Lazaristen gegen die Ansprüche der Regierung sowohl als gegen die der Landesbewohner geschützt, die nicht übel Lust gehabt hätten, ihnen erst die Verwaltung, dann das Eigenthum des Schlosses, wo ihr Kloster liegt, und die köstlichen Landhäuser, die sie in den lachenden Thälern der Insel Naxos besitzen, Engares und Kalamitzia zu nehmen. Lange Zeit hatten die Lazaristen gegen die Hindernisse zu kämpfen, welche ihnen die zu einer Corporation vereinten Schlossherren von Naxos entgegensetzten, die sich in tausend kleinen Neckereien und Intriguen gefielen. Namentlich hat die Geschichte einer der, während und nach dem Ausgang eines großen Processionskreuzes mehr oder minder offenen, mehr aber minder geschlossenen Thüre jahrelang nicht bloß das Consulat zu Syra, unsere Gesandtschaft zu Athen, unsern Botschafter zu Konstantinopel, ja sogar das französische Ministerium und das heilige Collegium beschäftigt. Endlich wurde der unablässige Streit zur Zufriedenheit aller beigelegt, theils durch die Festigkeit des französischen Cabinets, theils durch die Mäßigung der Lazaristen, welche zugaben, daß die famöse Thüre von Rechtswegen durch die Lazaristen geschlossen, faetisch aber offen gehalten werden sollte. Jeder zog zufrieden und triumphirend ab nach diesem Ausgang, um so mehr er Beilegung diplomatischer Streitigkeiten gleicht.

Diese wichtige Angelegenheit der von Rechtswegen geschlossenen und faetisch geöffneten Thüre wurde eben, als ich zu Naxos ankam, durch einen regelmäßigen Vertrag abgemacht, und meine vortrefflichen Landsleute, die Lazaristen, waren in ihrer Wohnung gut eingerichtet, genossen der ihnen gebührenden Achtung und fänderten allmählich die französische Sprache der naxiotischen Aristokratie. Meine erste Arbeit war, ihr Kloster, ihre Kirche, ihr großes Processionskreuz und namentlich die famöse Thüre zu besuchen; dann fragte ich nach der Bibliothek und den Archiven. Diese beiden, an sich unbeträchtlich, waren in dem Streit über die Thüre großentheils zerstreut worden; ich fand nur noch wenige Papiere, und diese wurden mir von den Lazaristen willig mitgetheilt. Ein Arzt des Landes vertraute mir eine im Jahre 1800 von einem ehemaligen Jesuiten, Namens Riechter, geschriebene Geschichte von Naxos. Diesem Geschichtschreiber zufolge waren die Jesuiten schon im Jahre 1626 von Raphael Schiattini, dem letzten Erzbischof von Naxos seit der Eroberung von Rhodus durch die Türken im Jahre 1520, berufen worden. Die Priester machten ihnen Geschenke, und man trat ihnen die Capelle der heiligen Jungfrau, so wie eine für das Land sehr große Kirche ab. Riechter behauptet, daß die Jesuiten die süßen Orangen nach Naxos gebracht und zwei Bäume davon, der eine Adam, der andere Eva genannt, gepflanzt hätten, von denen alle andern abstammten. „Adam, sagt er, ist seit einigen Jahren (gegen 1800) vertrocknet, aber Eva hält sich noch in gutem Stande." Sie wurden allmählich Besitzer der schönsten Güter der Insel, und ließen zu Kalamitzia in einer sehr schönen Lage ein hübsches Landhaus bauen.

Als ich meine Lectüre beendigt hatte, besuchte ich die Stadt und den Flecken. In der Tiefe sieht man noch die Quelle der Ariadne, noch das Dianenbad genannt, wo Theseus die Tochter des Minos verließ. Von hier setzte ich meinen Weg auf der Ebene, eine Viertelstunde von der Stadt, fort, und kam zu einem theilweise zerstörten Kapuzinerkloster. Unterhalb eines Fensters längs der Straße bemerkte ich auf einem Gesims eine griechische Inschrift, und las darauf, daß dieß Kloster auf Kosten Pisanis, Herrn der Insel Nio, gegründet worden sey. In der That wurde auch ein Pisani von Venedig durch Heirath mit einer Crispo Herr von Nio. Der Kirche der Kapuzinerhäuser gegenüber auf einem Hügel jenseits der Straße ist eine kleine ganz aus alten Trümmern errichtete griechische Capelle. Im Innern sind Arkaden, gestützt durch Säulen jonischer Ordnung, die zu zwei und zwei aneinander angelehnt sind; in der Mauer sind Säulen von schönem Marmor und mächtige, gewiß aus einem hellenischen Tempel stammende Bruchstücke eingeschlossen. Dieß ganze fruchtbare Thal ist mit Getreide, Baumwollenstauden und Reben bedeckt, und die Hecken sind aus verschlungenem Geisblatt gebildet.

Ehe ich die Stadt von dieser Seite betrat, hielt ich an den Ruinen einer alten Kirche der heiligen Katharina an. Es war dieß ehemals die Capelle der Herzoge von Naxos, und bei ihrem Abbruch fand man das Grab Marco Sanudo's, dritten Herzogs von Naxos, mit einer Grabschrift und seinem Wappen, einem himmelblauen Streif im silbernen Felde. Die lateinische Kathedrale liegt ganz oben in der Stadt. Erst als die Türken im Jahre 1520 Rhodus einnahmen, wurde das Bisthum Naxos zum Metropolitansitz erhoben, als Ersatz für Rhodus. Außen an der großen Thüre sind drei Wappenschilde ausgehauen, unter denen ich die der Crispo und der Sommariva erkannte. Im Innern des Portals ist eine griechische Inschrift, der zufolge die Kathedrale im Jahre 1520, also in demselben Jahre, wo sie zur Metropole umgestaltet worden, restaurirt wurde. Die Kirche hat fünf Schiffe und an den Wänden sah ich ein Dutzend Grabsteine mit ausgehauenen Wappen, hier ein Schild getragen von zwei Adlern mit der Marquiskrone darüber und der Devise: viget, dort ein anderes vom Jahre 1505, weiterhin die Wappen der Barozzi, der Morosini, der Sommariva u. s. w.

Meine Ausflüge endeten mit einem Besuch bei der Familie Coronello, welche die alte herzogliche Kanzlei bewohnt, die noch jetzt mit dem Löwen von St. Marcus und dem Wappen der Crispo verziert ist, von denen die Frau des adeligen, aber armen Coronello abstammt. Dieser verschmäht die Arbeit, wie alle seiner Brüder Schlossherren, aber sein Stammbaum ist ganz in der Ordnung. Er vertraute mir denselben an, und ich konnte durch Vergleichung mit andern Genealogien der Sanuda, Sommariva und Crispo manches Interessante für meine Nachforschungen daraus ziehen. Eine sehr mäßige Belohnung entschädigte Hrn. Coronello für die Mittheilung des Stammbaumes, die ihn nichts kostete.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Maschinenausfuhr aus England. Früher verbot in England das Gesetz die Ausfuhr mehrerer Maschinen, namentlich der Baumwollspinn- und Webstühle. Seit dieß Verbot aufgehoben ist, gehen eine Menge derselben nach Frankreich und verdrängen zum Theil die französischen. In Liverpool und Manchester sollen zahlreiche Bestellungen aus Frankreich seyn, während die Maschinenfabriken im Elsaß feiern. (Monit. industr. vom 2t Mai.)

Fische im artesischen Brunnen von Grenelle. Vor einigen Tagen hat der Brunnen kleine schwarze Fische ausgeworfen, an denen man keine Augen entdecken kann. Im vorigen Jahre bemerkte man diese Erscheinung gleichfalls zu derselben Zeit. Die Akademie der Wissenschaften will über dieß außerordentliche Vorkommen sich einen Bericht erstatten lassen. (Fr. Bl.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1843.

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

Zweiter Abschnitt. *)

(Colonial Magazine, März und Mai.)

Am folgenden Morgen standen Muscovado und ich ganz vergnügt und munter auf, trotz unserer ermüdenden Jagd am Tag zuvor. Wir streiften um die Felder unseres Wirths herum, und stießen dabei auf zahlreiche Schaaren von Drosseln oder Kornvögeln, wie man sie in Trinidad nennt, welche auf den Maisfeldern unsres Freundes arge Verheerungen anrichteten. Der Vogel ist so groß wie eine Taube und schwarz mit Ausnahme des Schnabels und des Schwanzes, die gelb sind, was ihnen ein merkwürdiges Aussehen gibt. Sie gleichen den Raben in ihren Gewohnheiten, und hielten uns wohl eine halbe Stunde beschäftigt, während welcher Zeit wir zehn oder zwölf Paare meistens sitzend schossen; sie machen ihr Nest in beutelartiger Form und hängen es mit großer Schlauheit an den kleinsten Zweigen der höchsten Bäume auf, wodurch sie den Affen, für welche ihre Eier ohne Zweifel ein Leckerbissen wären, völlig unerreichbar werden. Wir waren kaum mit diesen Vögeln fertig, als eine Menge Papagaien durch ein lärmendes Geschrei ihre Ankunft ankündigten; sie flogen paarweise über uns hin, aber zu hoch, als daß wir sie hätten erreichen können, und erst als einige sich auf einem Baum am Saume des Waldes niederließen, konnten wir etliche herunterholen. Sie nähren sich von der Frucht des Baumes Poisdoux, die sie sehr gerne fressen; die Frucht gleicht, wie der Name „süße Erbse" anzeigt, einer großen Erbsen- oder Bohnenschote, deren Samen mit einem sehr schmackhaften Fleisch bedeckt ist. Ich nahm einige der heruntergefallenen Schoten auf und fand sie sehr wohlschmeckend. Die Papagaien gewährten uns eine gute Jagd, da sie mehrmals zu denselben Bäumen zurückkehrten. Als wir noch einige rothköpfige Baumhacker oder Carpinteros, wie die Spanier den Vogel nennen, erlegt hatten, kehrten wir nach Hause zurück, sehr zufrieden mit dieser Jagd in Naparima.

Ein in der Nähe der Laguna wohnender Pflanzer, der von unsrer Absicht gehört hatte, solche zu besuchen, lud uns sehr freundlich zu Tische ein, wir verließen deßhalb bei Zeiten unsern gastfreien Freund und machten uns auf den Weg. Nachdem wir etwa zwei Stunden weit gegangen waren, kamen wir bei der Wohnung unsres andern Gastfreundes an, und schickten hier sogleich jemand ab, um zu erfahren, ob unsere beiden Kähne, wie verabredet, in der Laguna angekommen seyen, und da dieß der Fall war, so ließen wir alles für den nächsten Morgen in Bereitschaft setzen. Wir brachten einen vergnügten Tag und eine Nacht auf der Pflanzung zu, und am andern Morgen um 4 Uhr, etwas vor Tagesanbruch, machten Muscovado und ich, begleitet von meinem Bedienten Juan uns auf den Weg nach dem Embarcadero oder Landungsplatz an der Mündung einer kleinen Bucht, die vom Meere nach der Laguna führt. Wir fanden hier alles in Bereitschaft. Muscovado mit einem seiner Leute bestieg den ersten, ich mit Juan und Muscovado's zweitem Neger den andern Nachen, der Tag war inzwischen angebrochen und nun fuhren wir eine ausnehmend schmale Bucht hinauf nach der Laguna. Dichte Mangrovewälder umschlossen beide Seiten, und das Fahrwasser war so schmal, daß sie einen völligen Bogen über dasselbe bildeten. Manchmal wurde unsere Weiterfahrt durch gefallene oder überhangende Bäume gehemmt, deren Hinwegräumung nicht wenig Arbeit erforderte. Eine ewige Dunkelheit schien über dem schwarzen schlammigen Wasser zu hängen, und den düstern Eindruck vermehrte noch das Herumfliegen einer Menge kleiner Fledermäuse, die wir aus ihrem Schlummer aufgescheucht hatten, während da und dort das plötzliche Platschen eines Alligators oder eines Fisches und das laute Klappen der Austern, die ihre Schalen schlossen, den Eindruck keineswegs verminderte. Nachdem wir eine halbe Stunde weit durch diese dunkle Höhle fortgerudert waren, kamen wir plötzlich heraus in ein weites Marschland mit einzelnen ausgedehnten Wasserstrecken und etlichen waldbewachsenen kleinen Inseln. Das Marschland ist etwa eine Stunde breit und erstreckt sich landeinwärts, so weit das Auge reicht. Der Contrast zwischen dem finsteren Canal und der glänzenden, schönen Fläche, die sich vor uns ausbreitete, machte einen starken Eindruck.

Ein unternehmender Franzose hatte auf mehrern dieser

*) S. Erster Abschnitt, Nr. 38—40.

Digitized by Google

Inseln, die er durch Dammwege und Brücken verband, eine schöne Zuckerplantage nebst einem Viehhof errichtet, zu dem man von der See her auf einem künstlichen, über eine halbe Stunde langen Canal gelangte. Das Rindvieh streifte in halber Wildheit umher und war fast ohne Aufsicht, bis man es für den Markt bedurfte, wo dann einige Anstrengung nöthig war, um es zu fangen. Es treibt sich im größten Theil der Lagune herum, vermehrt sich rasch, und wird von dem zarten Gras, das am Rande wächst, ungemein fett.

Wir hatten zwar beim Hereinfahren in der schmalen Bay mehrere Vögel gesehen, welche Pulver und Blei wohl werth gewesen wären, hatten aber unser Feuer gespart, um nicht die Enten in der Lagune zu verscheuchen. Mein Kahn fuhr jetzt in einen kleinen Fluß, der im Innern nahe am entlegensten Ende des Sees entspringt und fast dessen ganze Länge durchfließt; Muscovado's Nachen dagegen wandte sich in eine Strömung rechts, wodurch wir unsere Kräfte theilten und unsere Aussicht auf eine günstige Jagd verdoppelten. Juan hatte sich im Vordertheil meines Kahns niedergekauert und blickte scharf umher, ich saß in der Mitte und mein anderer Neger ruderte uns sachte und vorsichtig vom Hintertheil aus. Nach einiger Zeit erspähte Juan ein Paar Enten hart am Ufer, feuerte auf die eine, sie fiel, aber die andere entkam. Nach einiger Zeit kamen wir zu einem ganzen Flug von etwa 30 Enten, die im schlammigen Wasser umherschwammen. Wir fuhren tief hinein ins Rietgras, Juan watete hinein, schoß so wie ich auch, und etwa ein Dutzend wurde erlegt. Während Juans Abwesenheit sah ich einen Alligator gemächlich der Strömung entlang herschwimmen, feuerte aber nicht auf ihn, um nicht die Vögel zu verscheuchen. Die Bewegung dieser amphibischen Thiere in ihrem Hauptelement ist äußerst merkwürdig. Die einzigen Theile, welche beim Schwimmen sichtbar werden, sind die Augen, die so bedeutend am Kopfe vorstehen, daß sie allenthalben scharf umherspähen können, während der ganze übrige Körper unter dem Wasser ist und geräuschlos fortschwimmt. Da die Augen von zwei auf dem Wasser schwimmenden Luftblasen nicht wohl zu unterscheiden sind, so ist augenscheinlich, wie leicht sie sich ihrer Beute unbemerkt nahen können. Die Alligators auf Trinidad sind viel kleiner, als die auf dem Continent von Südamerika, sie haben selten über sechs bis sieben Fuß, und greifen nie den Menschen, wohl aber Rothwild und Lapas (Cavia paca) an. Ihre größeren Verwandten auf dem südamerikanischen Festlande haben indeß schon manchmal Trinidad besucht, theils zufälligerweise, theils um Nahrung zu suchen. Einer meiner Freunde war bei der Jagd auf einen dieser häßlichen Abenteurer an dem rechten Ufer des Caroni anwesend; das Unthier maß achtzehn Fuß.

Als wir die Strömung so weit verfolgt hatten, bis Schilf und Binsen die Weiterfahrt hinderten, kehrten wir um, und schossen auf dem Wege noch ein Paar Mangrove-Tauben, eine sehr schöne Art, die ihren Namen daher hat, daß sie nasse und sumpfige Orte, wo der Mangrove-Baum wächst, besonders liebt. Wir fanden sie auf einigen Bäumen am Ufer sitzen, wo sie sich durch ein auffallend helles, klagendes Girren bemerklich gemacht hatten. Sie sind so groß wie die Haustauben, von brauner Farbe, die auf dem Kopf, Brust und Bauch ins Bläuliche übergeht, und schmecken ganz vortrefflich. Ich schoß auch eine große Reiherart. Mein Freund hatte indeß gleichfalls das Seinige gethan, und nicht nur die gewöhnliche Entenart nebst einer Kelchente geschossen, sondern auch einen Alligator erlegt, als derselbe auf dem Ufer sich sonnte; er maß nicht über fünf Fuß. Die Eingebornen betrachten ein geschmortes Stück von diesem Reptil als einen Leckerbissen; ich kostete gleichfalls davon, und fand es sehr schmackhaft. Auch die Eier sind vortrefflich und gleichen in Geschmack und Aussehen den Schildkröteneiern. Wir brachten jetzt unsere Kähne unter ein Dickicht von Mangrovebäumen, um zu frühstücken, und ruhten dann eine Stunde aus, während welcher Zeit unsere Neger badeten und sich mit geringem Erfolg mit Fischen abgaben.

Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr fuhren wir wieder durch den Canal, auf dem wir Morgens hereingekommen waren, hinaus nach der offenen See und gelangten in einer Stunde nach Oropuche, drei Stunden von San Fernando. Von hier war es nur eine halbe Stunde bis zu Muscovado's freundschaftlichem Dach, auf einer schönen Zuckerplantage, deren Verwalter er war. Der Distrikt von Oropuche gleicht dem von Naparimas in Boden und äußerem Ansehen; es ist ein undulirendes Land, hat aber ein niederes Ufer und viel stagnirendes Wasser zwischen den angebauten Theilen, wodurch es etwas ungesunder wird. Es finden sich hier einige schöne Zuckerplantagen, auf denen auch vortrefflicher Tabak, jedoch nur für den eigenen Verbrauch gebaut wird; zu Siparia aber, etwa fünf Stunden im Innern auf der Nordseite der südlichen Bergkette der Insel wird Tabak in großer Menge zu Cigarren fabricirt, die nach San Fernando und Port of Spain gebracht und dort selbst von Kennern den besten Havana's gleichgeschätzt werden. Ich kaufte einige Tausend zu eigenem Gebrauch um den Preis von drei spanischen Thalern das Tausend, und fand sie vortrefflich. Der Tabak wird von eingebornen Indianern, einem Ueberrest der Ureinwohner der Insel, gebaut und verarbeitet; diese Indianer sind zu etlichen Hunderten an der Zahl zu Siparia in einer Mission vereinigt, die unter der unmittelbaren Aufsicht eines spanischen Padre steht, welcher geistliche und weltliche Macht zugleich über sie hat, und in letzterer Eigenschaft unter dem Magistrat von Oropuche steht. Diese Indianer sind ruhige, ordentliche und ziemlich fleißige Leute, die Regierung könnte indeß ihren Zustand und den Unterricht sehr verbessern.

Ich blieb den ganzen folgenden Tag zu Oropuche und brach dann am Morgen vor Sonnenaufgang — denn dieß ist in Westindien die einzige kühle Zeit zum Reisen — mit meinem Freund nach La Brea auf, um den Pechsee zu besuchen. Ein großer, von vier starken Negern gerauderter Kahn begleitete uns, meinen Juan und seine Hunde weiter, und nach einer Stunde landeten wir bei dem Dorfe La Brea, so genannt wegen des benachbarten Sees, denn Brea ist der spanische Name für Theer oder Pech. Schon vor der Landung gab sich der pechige Charakter des Orts dem Gesichts- und Geruchssinn zu

Digitized by Google

erkennen, namentlich dem letztern, denn ein starker Pechgestank machte sich fühlbar, als wir noch einige hundert Ellen vom Lande entfernt waren. Der Landungsplatz ist an der Spitze eines schroff vorspringenden Hügelrückens, wo nicht nur das Ufer große und kleine Asphaltstücke zeigt, sondern auch mächtige Asphaltblöcke die Bucht durchziehen und sich bis auf eine beträchtliche Entfernung ins Meer hinaus erstrecken. Wir kehrten hier bei einem Spanier ein, der mit seiner großen Familie in dem Dorfe wohnt, uns äußerst freundlich aufnahm und mit Kaffee, der gewöhnlichen vormittägigen Erfrischung, regalirte. Er unterhält einen Drogher oder kleines Küstenfahrzeug, mit welchem er die Verbindung zwischen dem Dorfe La Brea und Port of Spain unterhält, und den Agenten für die benachbarten Pflanzer machte, denn La Brea ist der Verschiffungsort für etwa ein Dutzend Zuckerplantagen. Die Bewohner von La Brea, das nur ein Paar Dutzend kleine Häuser zählt, sind theils Krämer, theils Taglöhner, die für die benachbarten Pflanzer arbeiten. Der Boden auf dem diese Häuser stehen, ist eine Mischung von Alluvialboden und Asphalt, ein Umstand, der zwar die Bewohner keineswegs beunruhigt, aber dem lothrechten Stand ihrer Häuser nicht sehr günstig ist. In der That stand nicht Ein Haus von La Brea gerade; sie waren auf Pfählen errichtet, die man in dem Boden eingeschlagen hatte, und da diese den launenhaften Bewegungen des Asphalts nachgeben, so hing das eine rechts, das andere links, und alle waren durch das abwechselnde Sinken und Steigen mehr oder weniger beschädigt. Selbst das unsers spanischen Freundes war, obgleich es sich größerer Solidität rühmen konnte als die andern, nicht ganz von dem Tanze verschont geblieben.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Minen in Mexico.

(Aus einem Bericht Becquerels an die französische Akademie über eine Arbeit des Reisenden St. Clair Duport. Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Während des Unabhängigkeitskrieges wurde eine Anzahl Minendistricte entvölkert, anfangs durch freiwillige, später im Jahre 1828 durch gezwungene Auswanderung der Spanier, welche sich theils nach Spanien theils ins südliche Frankreich flüchteten und eine ungeheure Masse Capitalien mit sich nahmen. Das Geld, was in den Jahren 1820 bis 1830 aus Mexico hinausging, bildete den größten Theil des im Umlauf befindlichen Capitals, und ohne die von der Republik in England gemachten Anleihen und die Bildung englischer Minencompagnien wäre die Ausbeutung unmöglich geworden. Die Anleihen halfen indeß dem Uebel nur zum Theil ab, denn die Regierung mußte sich aus denselben ihre Hülfsquellen nehmen, die sie anderswo nicht finden konnte. Dadurch wurde der Credit erschüttert und der Zinsfuß stieg auf 30 bis 40 Procent. Dieser Zustand der Dinge*) hemmte das Wiederaufblühen der Minenindustrie. Auf der andern Seite lieferten die englischen Compagnien meist klägliche Resultate,*) mit Ausnahme der von Bolaños in Zacatecas, die etwa 25 Millionen Franken abwarf. Der Verfall der Minenindustrie wäre immer weiter gegangen, wenn nicht eine bessere Verwaltung der Finanzen mehr Zutrauen eingeflößt und den Zinsfuß auf die Hälfte herabgebracht hätte. Die alten und neuen Minen werden wahrscheinlich erst dann mit größerem Erfolge bearbeitet werden, wenn man in Mexico wieder die Capitalien in größerem Maaße findet. — Die Behandlung des Erzes vermittelst Quecksilbers (die Amalgamirmethode) ist an den meisten Orten Mexico's minder kostspielig als das Schmelzen, und möchte nur in einzelnen Details einer Verbesserung bedürfen. Ein großes Hinderniß ist aber der hohe Preis des Quecksilbers und der Verlust dabei, der 13 Unzen auf die Mark beträgt, und dieser Zustand der Dinge wird fortdauern, solange das Monopol des Quecksilbers in Europa dauert. Die Minen von Krain sind ungenügend für die gegenwärtigen Bedürfnisse, die größtentheils aus den Minen von Almaden bestritten werden müssen. Sollte durch irgend einen Umstand die Production von Almaden aufhören oder sich vermindern, so würde die Bearbeitung der Minen in Mexico einen furchtbaren Stoß erleiden.

*) Man hatte ihnen auch größtentheils die schon mehr ausgebeuteten Minen nicht die reichern, in die Hände gespielt. A. d. R.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Schluß.)

Die Insel Naxos ist unter den Cykladen durch die Schönheit ihrer Landschaften berühmt. Die Insel Andros allein bietet einige reizende Aussichten, einige hirtliche Thäler dar, die sich mit denen von Naxos vergleichen lassen, die andern Cykladen sind fast nackte Felsen, auf denen man nur mit Hülfe zahlreicher Terrassirungen die zum Anbau taugliche Pflanzenerde zusammenbringt. Auf Naxos findet sich mit Ausnahme einiger Berge allenthalben Pflanzenerde. Ich war begierig die schönsten Striche der Insel zu besuchen, und machte mich eines schönen Morgens mit dem Abt de Camps auf guten Maulthieren auf den Weg. Ich hatte vorher ein Maulthier, das wegen seines Eigensinns jeden Fremden wenigstens einmal abzuwerfen berühmt war, rüstigst zurückgewiesen. Ein mir bekannter Engländer, ein vortrefflicher Reiter, hatte mit großer Verachtung für die bisher abgeworfenen, ungeschickten Reiter das Maulthier für sich verlangt. Gleich unten am Berge wollte das Thier trotz seines Reiters wieder den Abhang hinauf, aber der Engländer hielt aus, der Stock that seine Dienste, die ganze Stadt war in Erwartung und sein Triumph vollständig. Nun mußte ein Bach überschritten werden; derselbe Widerstand von Seite des Maulthieres, derselbe Triumph. Endlich fühlte der Engländer sich Meister: zum drittenmal an einem Kreuzwege wurde das Maulthier, das den unrechten Weg wählen wollte, gezwungen den rechten einzuschlagen, hatte aber kaum einige Schritte mit ganz ruhiger, resignirter Miene gemacht, als es einen gewaltigen Sprung rechts, dann einen zweiten links machte und seinen Reiter auf einen prächtigen Grasfleck absetzte; dieser Beweis seines Talents schien dem Maulthiere zu genügen, denn als es auf dem andern Wege ein Stück weit zurückgetrabt war, kam es von selbst wieder zu seinem aus dem Sattel geworfenen Reiter. Mein Freund tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Fall nicht hart, und namentlich daß er ohne Zeugen gewesen, und kam ohne andere Gefährte zurück, um in der Stadt zu speisen. Auf der Ebene von Langadina, die nach der Stadt führt, sah er einen Schaik von Banee daher kommen, der ihm sagte: „Nun, Effendi, das Maulthier hat wieder Streiche gemacht?“ — „Wie so?“ —

Digitized by Google

„Oh! ich hab's gesehen, dort unten am Kreuzwege hat es Sie abgeworfen; ich dachte mir's wohl und folgte ihnen mit den Augen.“ Der Engländer senkte den Kopf und sprach kein Wort. Im Flecken gleiche Anrede, in der griechischen Stadt wiederum, der Engländer ritt ohne ein Wort zu sagen weiter nach der lateinischen Stadt hinauf. Hier war alles auf dem Marktplatz versammelt, um ihn nach seinem Sturz zu fragen, und nun erfuhr er, daß über 300 Personen ihm in verschiedenen Richtungen gefolgt seyen, um seinen Kampf mit dem Maulthier zu sehen; sie alle waren Zeugen seines Unfalls gewesen, und hatten denselben sogleich in der ganzen Stadt verkündet. Ich war gewarnt und wies das böse Maulthier zurück; man gab mir an seiner Stelle das schönste und gelehrigste Thier von der Welt, und auf diesem machte ich mich mit Abbé de Camps auf den Weg.

Die Ebene von Langadia, die wir zuerst durchzogen, ist sehr gut angebaut, und die artigen Wege, die sich durch die Weingärten und Getreidefelder schlängeln, sind zierlich mit Geisblatt und Mastixbäumen eingefaßt. Jenseits der Ebene bis Sangri geht der Weg über steinige Berge, und kaum bemerkt man einige magere Baumwollenfelder. Wir hielten einige Augenblicke zu Sangri an, wo die Sommariva ihre Besitzungen haben. Diese, eine der mächtigsten Familien von Naxos, bewohnt, wie die andern großen Familien, einen viereckigen Thurm oder Pyrgos mit Zugbrücke, wo sie sich gegen einen Ueberfall vertheidigen können. Eine Art Vorthurm enthält eine steinerne Treppe, die zu einer etwa 20 Fuß vom Boden angebrachten Oeffnung führt. Von dieser geht nach dem obern Theil des Thürmchens eine Zugbrücke, oder auch eine festgemachte, aber so leicht gebaute Brücke, daß sie im Augenblick eines Angriffs abgebrochen werden kann. Ueber der Thüre und auf den Seiten der Mauer findet sich das Wappen der Sommarivas. Wir hatten, ehe wir zum Pyrgos gelangten, wohlriechende, mit den prächtigsten Bisam-Citronenbäumen besetzte Gärten zu durchwandern, so wie die schönsten Orangengärten; in der That, der Adam und die Eva der Orangenbäume haben seit ihrer Einführung durch die Jesuiten im Jahre 1626 eine Familie erzeugt, auf deren Zahl und Schönheit sie stolz seyn können. Die Liebhaber gothischer Meubeln, welche Stühle mit Wappen an den Lehnen haben wollen, dürfen nur nach Naxos schicken: in dem Pyrgos der Sommarivas zu Sangri, wie in dem der La Roca und anderer sind die Familienwappen auf allen Holzstühlen des großen Saals ausgeschnitzt.

Von Sangri aus entdeckt man die Ruinen zweier Schlösser oder vielmehr zweier Städte des Mittelalters, Paliri mit seinen dreifachen Mauern auf dem Berge gleichen Namens, und Apano-Castro, oder das obere Schloß. Auch findet sich auf Naxos ein drittes, sehr altes Schloß, Namens Vacatreccas, eine Lieue von der Stadt östlich von der Ebene. Es war dieß ehemals das Landhaus der Herzoge von Naxos. Die Capelle, welche einen Theil des Klosters der Annunciada ausmacht, besteht noch, so wie ein großer Thurm, der von vier kleinen balcanartig abgeschnittenen Thürmchen flankirt ist, wie man es in vielen unserer alten Schlösser sieht. Zu Kylocastro, eine halbe Lieue gegen Osten, sieht man noch die Ruinen eines alten Schlosses und mehrerer alten Wachthürme, die gegen plötzliche Einfälle der Piraten errichtet wurden. Ein viel älterer hellenischer Thurm im Lande, unter dem Namen Thurm des Achilles oder des Chimaren bekannt, steht noch jenseits der Berge, in denen diese schönen Thäler liegen, anderthalb Lieues von dem Gipfel des Bergs Zeos. Dieser runde Thurm hat nach dem Manuscript des P. Riechter 30' Durchmesser, 60' Höhe und wird nach oben zu schmäler.

Von Sangri nach Potamides fällt der Blick fortdauernd auf steinige, unangebaute Felder, aber das Aussehen des Landes ändert sich allständig. Potamia oder Potamides ist ein artiges Dorf mitten in einem Wald von Citronen-, Orangen- und andern schönen Bäumen, die ein Tiefthal anfüllen, wo die Vegetation durch einen Fluß genährt ist, der von dem Zeos-Berg herabkommt und sich durch dieß Thal ins Meer ergießt. Hier steht das Landhaus des Erzbischofs und die älteste lateinische Kirche des Landes.

Nachdem wir noch eine halbe Lieue Felsenland durchzogen hatten, wo wir das Oberhaupt des griechischen Stammes der Insel, Hrn. Markopoliti, im Nationalcostüm und gefolgt von einer Familienescorte, trafen, kam ich endlich in das köstliche Thal von Drymalia, das mit sechzehn Dörfern besäet ist, die sich mitten unter den Oliven-, Citronen-, Granaten- und Orangenbäumen verlieren. Bei jedem Schritt, den man in diesem herrlichen Thal thut, findet man es grüner, fruchtbarer und schöner; ich kenne kein Beispiel einer mannichfaltigern und üppigern Vegetation: man hat Mühe sich Bahn zu machen zwischen diesen balsamischen Baumgärten, die zu jeder Jahreszeit mit Blumen und Früchten prangen sind. Die Bergkette, welche den Berg Koroni mit dem Berg Zeos verbindet, schließt zierlich dieß Thal ein, das sich in den ansteigenden Wellenbewegungen des Bodens endlich verliert. Koroni ist die Nährmutter des Bacchus. Oberhalb des Bergs, der seinen Namen trägt, ist eine noch jetzt in dem Lande verehrte Quelle. Ihr Wasser, das beausend aus dem Boden hervorspringt, ist sehr rein und der Rand der Quelle mit den schönsten Bäumen bepflanzt. Der Berg Zeos, der am entgegengesetzten Ende der Kette liegt, ist derselbe, wo die Bacchantinnen das Fest des Bacchus feierten, und man sieht hier noch die Grotte, die Zeugin der Mysterien, so wie eine alte Inschrift (ὄρος Διὸς Μεγίστου), welche den Berg dem Jupiter weiht.

Mitten in diesem reizenden Thal von Drymalia liegt der Pyrgos der Francopulo. Das Haupt dieser sehr alten Familie, welche man häufig in der Geschichte der letzten Zeiten des fränkischen Fürstenthums Macca angeführt findet, heißt hier ohne alle weitere Bezeichnung der Graf. Sonst gaben die Familienmajorate diesen Titeln einigen Glanz; es war Herkommen zu Naxos, daß die Güter der Frau von denen des Mannes getrennt waren, der Vater steuerte den ältesten Sohn, die Mutter die älteste Tochter aus, erschufen für beide ein Majorat, und widmeten die andern Söhne und Töchter der Kirche oder dem Kloster. Die Einführung fast sämmtlicher französischen Gesetze in den Codex des neuen griechischen Königreichs hat alles dieß geändert, die Majorate gebrochen, und wenn auch die hohen Titel sich noch erhalten, so sinken doch die Familien immer mehr. Die letzten Zweige derselben klammern sich um so hartnäckiger an die letzten Reste ihrer Größe, den Pyrgos und die Wappen. Der Graf empfing uns freundlich in seinem artigen Pyrgos, von dessen Terrasse aus man das ganze Thal übersieht, zeigte uns seine Wappen, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln mit himmelblauer Binde, stellte uns seine reizenden Töchter vor und erzählte uns seine Familiensagen; seit den ältesten Zeiten, versicherte er, hat nie ein Francopulo das Glück gehabt, seinen Vater zu kennen; nach seiner Ansicht sind sie dazu prädestinirt.

Wir rissen uns nur ungern aus dem reizenden Thal von Drymalia, aus der herzlichen Gastfreundschaft des Grafen und seiner Töchter los, um die Ruinen von Apano-Castro zu besuchen, welche den Hauptzweck meiner Reise bildeten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Calcutta, den 16 März.

Ich wünschte Ihnen einige literarische Neuigkeiten geben zu können, aber sie sind selten hier, seitdem das College Fort William aufgehoben ist und die Besoldungen von Lord W. Bentinck beschnitten worden sind, denn seit dieser Zeit gibt es Niemand hier, der Zeit und Beruf hätte sich ausschließlich mit Wissenschaft abzugeben. Früher brachte ein literarischer Name hier Ehre und Vortheil, daher manche talentvolle Civildiener und Officiere mit großer Anstrengung neben ihren Berufsgeschäften sich ernstlichen Studien widmeten; aber auch dieß hat sich geändert, weil die Regierung sich nicht mehr dafür interessirt, und es gehört in diesem Klima wahrhaft großer Eifer dazu mehr zu thun, als unumgänglich nothwendig ist. Daher stirbt die alte Generation von Gelehrten, die der Compagnie und England Ehre gemacht hatten, aus, ohne Nachfolger hinter sich zu lassen. Am meisten geschieht noch in Naturwissenschaften, für welche die Regierung einigen Sinn hat, weil Geologie, Mineralogie, Botanik u. s. w. eine unmittelbar nützliche Anwendung finden. Auch hier geschieht zu wenig, weil der heillose afghanische Krieg alle Hülfsmittel des Reichs absorbirt hat, denn die Schätze des Landes in Bergwerken und in Fähigkeit zu neuen Culturen sind noch bei weitem nicht bekannt. Doch ist vor einiger Zeit ein sehr ausführlicher Bericht von Capitän Hebert über die Mineralogie und Geologie des Himalaya erschienen; die Untersuchungen über den besten Boden für Baumwollencultur, welche durch Gen. Briggs Broschüre über diesen Gegenstand veranlaßt und auf Befehl der Regierung in ganz Indien unternommen wurden, gehen ernstlich vor sich, und die Localberichte kommen von Zeit zu Zeit ein. Die Vermessung von Indien schreitet ebenfalls schnell fort, und etwas mehr als die Hälfte ist geschehen. Das naturgeschichtliche Museum der asiatischen Gesellschaft nimmt schnell zu, besonders seitdem die Compagnie eine Besoldung für einen eigenen Curator ausgesetzt hat; dieser ist H. Piddington, ein gelehrter und eifriger Mann, der auch seit einiger Zeit die Stelle des Secretärs der asiatischen Gesellschaft versieht. Der botanische Garten und die Ackerbaugesellschaft sind ebenfalls in gutem Zustand, aber das alles ist viel zu wenig für ein so großes Reich, in dem von den Eingebornen noch lange nichts für Wissenschaft zu hoffen ist; die reichen Familien, sowohl Mohammedaner als Hindus leben in ihrer alten Unwissenheit auf ihren Gütern, und werden eher kindischer als früher, da die jetzige Generation von den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen ist, an denen ihre Väter noch einen großen Antheil hatten. Bis es gelingt, dieser stagnirenden Masse eine Bewegung mitzutheilen, welche sie in Verbindung mit der civilisirten Welt setzt, und ihr den Ehrgeiz gibt, sich etwas von den Kenntnissen anzueignen, durch welche gegenwärtig die Welt regiert wird, ist es umsonst, etwas in Indien zu hoffen. Die Europäer sind zu wenig, zu beschäftigt, viele zu kränklich und die Eingebornen in absurde Vorurtheile wie in ein Leichentuch eingehüllt; die wenigen Studien die sie machen, sind gänzlich unnütz, denn in ihren eigenen Literaturen dringen sie nicht auf den Kern ein.

Es ist hier davon die Rede, eine Gesellschaft von Eingebornen zur Herausgabe ihrer classischen Werke zu stiften; es wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen, würde den noch übrigen Gelehrten unter den Braminen und Mollahs eine Beschäftigung geben, und das Studium der Sprache und der Literatur erleichtern. Das Verkehrte der Civilisationspartei hier ist, daß sie bei den Eingebornen das Studium ihrer gelehrten Sprachen und Literaturen durch englische Studien ersetzen will. Dieß kann nie gelingen, weil sie, je weniger sie ihre eigene Literatur kennen, um so höhere Begriffe davon haben; das einzige Mittel ist im Gegentheil das Studium von Sanskrit u. s. w. so zu erleichtern, daß sie in ihrer Jugend die ganze Gelehrsamkeit, welche darin steckt, bemessen können, und dann, um mehr zu erhalten, sich an europäische Kenntnisse wenden müssen. Aber dazu ist das erste der Druck der Handschriften, denn so lange man Manuscripte lesen muß, ist der Zeitverlustes kein Ende. In Europa hält das Lernen von Latein und Griechisch Niemand ab, neuere Sprachen und Wissenschaften aller Art zu studiren, und so wäre es in Indien mit Sanskrit und Arabisch; aber im Mittelalter, ehe die

Digitized by Google

claſſiſche Literatur gedruckt war, blieben die Gelehrten ihr Leben lang im Studium von einem halben Dutzend Bänden ſtecken, und ſo iſt es jetzt in Indien. Der ganze geiſtige Zuſtand iſt überhaupt der von unſerem Mittelalter, und das Unglück iſt, daß die Civiliſation der fremden Beherrſcher einen ſo großen Vorſprung vor dem des Volks, ſelbſt des gebildetſten Theils desſelben, voraus hat, daß nichts ſchwerer iſt, als eine gegenſeitige Sympathie von beiden zu erſchaffen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, die Geſellſchaft von Eingebornen zu dem Zweck des Drucks aller einheimiſchen Werke zuſammen zu bringen, denn viele Hindus und die großen mohammedaniſchen Landbeſitzer ſind ungeheuer reich, oft verſchwenden ſie bei Einer Hochzeit Hunderttauſende von Rupien, und wenn die Regierung denen, welche ſich die Beförderung der Gelehrſamkeit angelegen ſeyn laſſen, ein Zeichen ihres Beifalls geben wollte, ſo würden ſich Mitglieder in Menge finden. — Vor einigen Tagen hatte hier eine ſonderbare Feierlichkeit ſtatt, nämlich die Errichtung einer Schule für Hindus, welche von dem reichen Bankier Muttiloll Seal geſtiftet wurde, um 500 jungen Leuten eine wiſſenſchaftliche Erziehung zu geben, die ſie in den Stand ſetzen könne, ihren Weg in der Welt zu machen. Dieß iſt natürlich genug, aber das eigene iſt, daß der Hindu die Schule den Jeſuiten anvertraut und ihr den Namen St. Xaviers College gegeben hat. — Die aſiatiſche Geſellſchaft hat durch den Tod von J. Prinſep einen Verluſt erlitten, deſſen Folgen noch immer fühlbar ſind. Er hatte gewußt, andern ſeinen eigenen wiſſenſchaftlichen Enthuſiasmus mitzutheilen, und der für alles Literariſche jetzt ſo gleichgültigen Regierung wenigſtens einige Hülfe abzunöthigen. Doch iſt das Journal der Geſellſchaft, das der Staatsſecretär Torrens redigirt, noch immer das beſte aller aſiatiſchen Journale; es enthält eine große Maſſe neuer hiſtoriſcher, geographiſcher und naturgeſchichtlicher Facta in der beſten und einfachſten Form, weil die Verfaſſer der Aufſätze nicht Gelehrte vom Fach ſind, welche ihre Entdeckungen mit aller Pedanterie ihrer Collectaneenbücher umgeben, ſondern ſehr beſchäftigte Leute, die gerade zum Zweck gehen und ihre Beobachtungen kurz und ohne weitere Umſchweife niederſchreiben.

Ausflug längs der Weſtküſte von Trinidad.

(Schluß.)

Die wechſelnde Bewegung des Bodens iſt dem Leben der Bewohner von Brea zwar nicht gefährlich, führt aber eine Menge Unbequemlichkeiten herbei, da die hölzernen Häuſer jeden Augenblick Ausbeſſerung oder Stützung brauchen. Die Schwängerung des Bodens mit Pech ſcheint indeß auf die Vegetation keinen weſentlichen Einfluß zu haben: die gewöhnlichen Bäume, Pflanzen, Früchte und Gemüſe gedeihen in Fülle, und Pinienäpfel ſtanden beſonders üppig in und um das Dorf. Große Maſſen dieſer köſtlichen Frucht werden nach Port of Spain zum Verkauf geſandt, wo ſie mit Recht für ſchmackhafter gelten, als die aus irgend einem andern Theile Trinidads. Es ſcheint eine beſondere Art zu ſeyn, die auch nach England verpflanzt wurde, und dort ihren eigenthümlichen Wohlgeſchmack behielt.

Indeß drängte die Zeit und wir machten uns auf den Weg nach dem Pechſee. Die Straße führt, nachdem ſie eine Zeitlang an der Nordſeite des Sees hingegangen, ins Innere des Landes. Bei unſerem Gang um den See und der Beſichtigung ſeiner Eigenthümlichkeiten ließen wir die Jagd nicht außer Acht, und ſchoſſen unter anderem einen ſehr ſchönen Vogel, ſo groß als ein Regenpfeifer, der Sporenflügel genannt, da er an den Flügeln zwei ſcharfe, knochige Auswüchſe hat, die einem Sporn nicht unähnlich ſind. Der Vogel hat ein eigenthümlich maleriſches Anſehen im Fliegen, namentlich wegen ſeiner gelben Beine, die er hinten hinausſtreckt, ſo daß ſie einem unverhältnißmäßig langen Schwanz gleichen; er gleicht im Fliegen einigermaßen dem Paradiesvogel. Nachdem wir uns hinreichend beluſtigt, den See in Augenſchein genommen hatten und gehörig müde waren, begaben wir uns am Nordende des Sees an eine Stelle, die auch frühee ſchon von Jägern beſucht worden war, wie ſich aus einer noch ſtehenden, nach indianiſcher Weiſe erbauten Hütte oder Ajoupa, wie man es nennt, ergab. Außer unſerer eigenen Geſellſchaft fanden ſich noch zwei Negerjungen bei uns ein, die wir am Ufer des Sees getroffen hatten und die uns freiwillig ihre Dienſte anboten. Mein treuer Juan befand ſich auf dem Pechſee und ſchoß ein paar Tauben, während einer der Negerjungen uns in ſeinem franzöſiſch-engliſch-ſpaniſchen Patois einige Erläuterungen über die merkwürdige Localität gab, und der andere am Feuee ein Agouti oder Kaninchen, das wie im benachbarten Walde mit unſern Hunden gefangen, als Zuſatz zu unſerer kalten Küche röſtete. Nach dem Mahle brachen wir auf, wanderten weiter um den See bis vier Uhr Nachmittags und kehrten dann nach dem Dorfe Le Brea zurück, wo unſer Fahrzeug nach den Anordnungen, welche Muscovado getroffen, mit Aſphalt kalfatert und dann damit beladen worden war. Wir nahmen Abſchied von unſerem ſpaniſchen Freund und ſteuerten nach Oropuche, wo wir zu gehörigee Zeit ankamen. Nachdem ich noch einige Tage bei Muscovado geblieben, benützte ich einen nach Port of Spain abgehenden Drogher, und kam mit einem günſtigen Winde nach ſechs Stunden am Ort meiner Beſtimmung an, ſehr vergnügt über meinen ſo angenehmen Ausflug.

Zum Schluſſe noch einiges über den ſo vielfach beſprochenen Pechſee. Betrachtet man denſelben von der Nordſeite, ſo zeigt er ein ungeheures Feld von feſtem Aſphalt mit Ausnahme eines kleinen Theils in der Mitte, welcher mehr oder minder flüſſig iſt; man kann überall ſicher darüber hingehen, nur nicht über den flüſſigen Theil; kommt man dieſem nahe, ſo wird man durch allmähliches Einſinken gewarnt, ſich zurückzuziehen. Der See iſt völlig flach und in gleicher Höhe mit ſeinem Ufer. Seine Form iſt nahezu oval, anderthalb (engl.) Meilen lang und eine Meile breit, ſo weit ich es ohne wirkliche Meſſung ſchätzen konnte. Man kann ſein Anſehen einem weiten Eisfeld bei raſch einfallendem Thauwettee vergleichen oder einer Maſſe geſchmolzenen Bleies, von dem ſchon ein Theil kalt ge-

Digitized by Google

worden iſt, während zahlreiche Streifen flüſſigen Bleies dasſelbe noch durchziehen; dieſe Streifen würden eine Menge Spalten im See bezeichnen, die 6 bis 7 Fuß tief ſind, in allen Richtungen hinlaufen, und ſtets mit klarem Waſſer bis zum Rande angefüllt ſind. Die Ränder dieſer Spalten ſind nicht ſcharf, ſondern abgerundet, zum Beweis, daß der Aſphalt nicht nach der Verhärtung ſich zerklüftete, ſondern in einem noch ziemlich flüſſigen Zuſtand dieſe Spalten bildete. Zerbricht man ein Stück dieſes Aſphalts, ſo zeigt es im Innern eine faſt ganz ſchwarze Farbe.

Der Pechſee iſt zu verſchiedenen Zeiten von wiſſenſchaftlichen Männern beſucht worden, leider aber blieben ſie meiſt nicht lange genug, um den außerordentlichen Eindruck, den das Schauſpiel macht, verſchwinden zu laſſen und Zeit für ruhigere Beobachtung zu gewinnen. Dieſer Pechſee iſt ſchon lange bekannt. Sir Walter Raleigh erwähnt ſeiner ſchon im J. 1593 und berichtete, daß das Pech nicht nur bei den Eingebornen der Inſel, die damals noch faſt die ganze Bevölkerung ausmachten, ſondern auch bei den verſchiedenen, am Orinoco wohnenden Indianerſtämmen zum Kalfatern ihrer Kähne gebraucht werde; Sir Walter Raleigh ſelbſt benützte das Pech zu demſelben Zweck. Möglich iſt, daß ſpaniſche Schriftſteller des Sees noch früher erwähnen. Der Jeſuit Gumilla gibt mit der Gewandtheit, die ſeiner Genoſſenſchaft eigen iſt, einige nützliche Nachrichten über den Pechſee im erſten Bande ſeiner Historia natural, civil y geografica de las naciones situadas en las riberas del Rio Orinoco, welche im Jahre 1791 zu Barcelona gedruckt wurde. In ſeiner Beſchreibung der Inſel ſagt er: „die größte Merkwürdigkeit derſelben beſteht in den Pechquellen, denn ſo nenne ich einen See von flüſſigem Pech nicht weit vom Cap Cedro. Kurz ehe ich Trinidad beſuchte, ſank halbwegs zwiſchen der Hauptſtadt und einem indianiſchen Dorfe ein Theil des Bodens plötzlich ein, und wurde ſogleich durch einen Pechteich erſetzt, zum großen Erſtaunen und Schrecken der Bewohner der Nachbarſchaft, welche fürchteten, dasſelbe könne mit einemmale auch an der Stelle, wo ſie ſelbſt wohnen, ſich ereignen. Etwas öſtlich vom Cap Cedro nahe am Meeresufer iſt eine Pechquelle, die ſich nie erſchöpft, denn obgleich alle Schiffe, welche vorüber kommen, große Quantitäten davon nehmen, wie ich dieß auch that, um meine Orinocoboote zu kalfatern, ſo werden doch die Löcher bald wieder mit neuem Pech ausgefüllt, in derſelben Art, wie dieß bei Salpetergruben der Fall iſt."

Dſchani der Belutſche.

(Eine Skizze nach dem Leben von Mrs. Postans. Asiatic Journal. Mai.)

Finſtere Verbrechen und mannichfache Uebel häufen ſich ohne Zweifel in einem barbariſchen Geſellſchaftszuſtande, dennoch hat derſelbe ein Intereſſe, eine Friſche, eine Lebendigkeit, daß man gern bei den Erzählungen von denſelben weilt und manchmal von den Einzelnheiten wahrhaft gefeſſelt wird. So haben die alten Legenden mit ihrer lieblichen Poeſie, die Feudalzeiten mit ihren Erzählungen roher Thaten, ſelbſt der Räuberhäuptling mit ſeinem wilden Gefolge einen gewiſſen Reiz, und wir folgen gern den Handlungen derer, welche dazu geboren ſcheinen, in Gutem und in Böſem mehr zu thun als ihre Nebenmenſchen, und für welche die Hinderniſſe, die für Leute von geringerer Thatkraft durchaus hemmend ſind, nur als Sporn zu kecken Thaten dienen. Dſchani der Belutſche war ein ſolcher Mann, und obwohl weder Häuptling noch Krieger, ſondern nur ein kecker Freibeuter in den Ebenen,*) ſo hat doch ſeine Geſchichte ſo viel Romanhaftes, daß ich mich nicht enthalten kann ſie niederzuſchreiben. Meine erſte Bekanntſchaft mit Dſchani ſchreibt ſich von einem Beſuche her, den ich ihm zu Schikarpur in Oberſind abſtattete. Da wir gewöhnlich in Gedanken zwiſchen einem Mann und ſeinen Thaten eine Aehnlichkeit ſuchen, ſo hatte auch ich einen hochgewachſenen, ſtark gebauten Mann zu finden erwartet, dagegen aber fand ich Dſchani, wenn auch kräftig gebaut, doch klein, aber ſein wildes, flammendes Auge, ſein langes wallendes Haar, ſein ſchwerer Turban und vollſtändiges wattirtes Baumwollenkleid bezeichneten ihn als den Belutſchen-Räuber der Ebene von Cutſch und machte ihn kenntlich vor allen den Sindiern, unter denen er ſtand.

Lange war Dſchani der Fluch des Niederlandes geweſen; Gewaltthat, Mord und Raub hatten ſeinen Pfad bezeichnet, und weder Jugend noch Alter hatten vor ſeinem Schwerte Schutz gefunden. Er rühmte ſich ſelbſt ſeiner Verbrechen, bei dem Namen Dſchani's zitterte der Bauer und hob ſeine Hände gen Himmel, das lächelnde Kind ſchmiegte ſich inniger an ſeine Mutter und der Greis im grauen Haar rief unter ſtrömenden Thränen Allah um Hülfe an. Etwa ſechs Monate, ehe der Zufall mir die Bekanntſchaft mit dem kühnſten Mann ſeiner Zeit und ſeines Landes verſchaffte, war Dſchani durch unſere Reiterei von Dorf zu Dorf, von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gejagt worden, aber der Belutſchi-Räuber hatte ein Lieblingsroß von ächter Choraſaner Zucht, ſicher und ſchnell, und auf ihm ließ er alle ſeine Verfolger hinter ſich. Dſchani's Zuverſicht auf die Vollblutrace ſeines Roſſes hatte ihn nie getäuſcht, und oft, wenn man genau erfahren hatte, wohin er ging, und wenn unſere Truppen ihn eifrigſt verfolgten, ſah man ihn ruhig neben ſeinem Roſſe gehen, ſelbſt wenn er wußte, daß ihm der Feind auf den Ferſen ſey. Ehe man ihn aber erreichen konnte, war er in den Sattel geſprungen, machte unſern Soldaten eine tiefe Verbeugung, ſtieß ſeinem Roſſe die nackten Ferſen in die Seiten und mit einem wilden Schrei verſchwand er wie ein dunkler Punkt in der Ferne.

Noch den Tag, ehe Dſchani ſich den politiſchen Behörden überlieferte, hatte er einen charakteriſtiſchen Streich ausgeführt. In einer vergeblichen Jagd auf ihn waren 28 Pferde der irregulären Reiterei kampfunfähig und mehrere Leute ſchwer verwundet worden. Die Tagesarbeit endete, wie gewöhnlich, mit dem Entkommen Dſchani's und der Rückkehr unſerer Leute zu ihren Poſten, in der Nacht aber beſchloſſen vier der Reiter, welche Sattel und Zeug der getödteten Pferde nicht gern verloren geben wollten, hinauszugehen und zu holen, was möglich ſey. Dſchani kannte den Charakter der Eingeborenen zu gut, um nicht zu ahnen, was ſie thun würden, deßhalb ſchlich er ſich in aller Stille von einem Freund begleitet zurück, und als die unglücklichen Reiter ſorglos herbeikamen, um ihr Eigenthum heimzuholen, ſprang Dſchani auf ſie los und hieb ſie nieder. Am andern Morgen überlieferte er ſich, Säbel und Kleider noch vom Blut der Erſchlagenen beſprützt und triumphirend über ſeine That, den engliſchen Behörden. Das Verſprechen, keinen am Leben zu ſtrafen, der ſich ſelbſt überliefere, rettete ihn vom wohlverdienten Tode, und ſeine Unterwerfung ward angenommen.

*) Dieſe ſind der Schauplatz der Thaten der Belutſchen, die es für nicht unritterlich halten, die ſchwachen Bewohner des Industhales zu plündern.

Digitized by Google

Dschani wirklich einzufangen wäre wohl unmöglich gewesen, aber er war es müde allenthalben gehetzt und unaufhörlich über die Ebenen von Cotschi gejagt zu werden, wobei ihn viele Freunde im Stiche ließen; da er überdieß wohl wußte, daß er sein Raubsystem nicht fortsetzen könne, so hielt er es für klüger sich zu ergeben, und sich dadurch Gnade zu erkaufen. Als englischer Gefangener wurde er zur Arbeit verurtheilt, aber der wilde Räuber der Wüste weigerte sich zu gehorchen, und er stand in seinem Gefängniß, freilich gefesselt, aber frei im Geist und so keck, wie je.

Es wäre für Dschani nie schwer gewesen, ein Alibi nachzuweisen, denn wenn je ein menschliches Wesen mit Allgegenwart begabt schien, so war er es. Häufig beraubte er in der Nacht ein Dorf und am Morgen war er 20 bis 30 Stunden davon. Dieß dankte er seinem schönen Roß, das, wie er sich rühmte, in Einem Zuge den Weg von Sind nach Sedschestan zurückzulegen im Stande sey, und doch sah es stets abgemagert und hohlängig aus; obwohl mit einer schönen Scharlachschabracke und einer Menge blauer Glasperlenschnüre geschmückt, kannte es doch weder Striegel noch Bürste, und genoß in der Regel dieselbe Nahrung, wie sein Herr, nämlich grobes Korn, einige Datteln, hie und da etwas Opium, und manchmal, wenn besondere Anstrengungen nöthig waren, ein Stück ungekochtes Hammelfleisch. Dschani dankte seinem Roß allzu viel, um es nicht als treuen Gefährten zu lieben, der für und mit ihm gefochten, und als er es nebst seinen Waffen abgeben mußte, beklagte er dessen Verlust vielleicht mehr, als den des theuersten Freundes, der je mit ihm Dörfer verbrannt und Scheunen geplündert hatte.

Seltsam waren die Geschichten, welche Dschani manchmal von seinen Anschlägen und deren Erfolg erzählte; von dem Schrecken der Dorfleute, welche Nahrung für ihn unter die Bäume hinstellten, an denen er bei einem nächtlichen Räuberzug vorüberkommen sollte, von der Schärfe seines Säbels, die nie einen zweiten Streich nöthig machte, und von seiner Geschicklichkeit Kamele wegzutreiben, indem er die fliehenden Thiere mit seinem Säbel stachelte und so ihrer dreißig auf einmal fortnahm. In allem diesem ist nichts Seltsames oder Neues, außer für den, welcher nicht gewohnt ist, den Menschen in seinem ursprünglichen halbbarbarischen Zustande, oder anders als Stärkebewohner, gefesselt durch mancherlei Gesetze, zu sehen, denn vom Anfang der Zeit an unterdrückte der Starke den Schwachen, und der bewaffnete Räuber war stets geneigt seinen Unterhalt von den Heerden und Kornfeldern des Landmannes zu ziehen.

Seiner Waffen, seines Rosses, seines Schildes, der freien Ebene und der freien Luft beraubt, blieb Dschani monatelang gefesselt, wurde aber von den Genossen seiner Raubthaten nicht vergessen. Tag für Tag kamen Leute seines Stammes, hochgewachsene, kraftvolle Menschen mit Schwert, Schild und Luntenflinte; ihre trotzigen Augen blitzten von kaum gebändigter Leidenschaft, ihr Haar flog frei unter dem schweren Turban, und ihre knochigen Pferde brachen fast zusammen von dem langen raschen Ritt, den sie aus irgend einer fernen Veste her gemacht hatten; sie verlangten ihres Anführers Freiheit, nicht in demüthigen, geschmeidigen Worten, sondern mit drohender Miene. „Gebt uns Dschani!“ lautete die Forderung. „Ihr wollt nicht? gut, so habt Recht, denn bei den Birken unserer Väter, wir wollen kommen und ihn holen. Inschallah! soll der Sohn der Wüste gebunden seyn von den Feringis? Wir haben Säbel und Pferde und unser Bruder soll unser seyn; die Welt ist weit und wir sind nicht lahm.“ Mit einem höhnenden Gelächter bestiegen Nachmat und seine Freunde ihre Pferde, stießen die Fersen ihnen heftig in die Seiten und fuhren dahin wie ein Wirbelwind über die Ebene.

Diese Drohungen machten es nothwendig Dschani zu entfernen, und um Mitternacht wurde der Beludschi-Räuber, von einer Anzahl Soldaten bewacht, nach der Festung Bakkar um größerer Sicherheit willen gebracht, hier blieb er, bis eine politische Aenderung sein Gefängniß öffnete, und ihm unter Bedingung der Freundschaft und guten Bündnisses seine Freiheit verschaffte. Ich wußte nichts davon, und saß eben in meinem gewöhnlichen Zimmer, als ein Diener hereintrat und mir ankündigte: „Dschani, der Beludsche, will sein Salaam machen.“ Dieß war ein Morgenbesuch, auf den ich allerdings nicht gefaßt war, aber ich glaube, ein plötzlicher Schrecken, der mich bei dem Gedanken an seine furchtbaren Mord- und Gewaltthaten und an das erlittene vermeintliche Unrecht ergriff, das er zu rächen geneigt seyn könnte, machte mich ungewöhnlich höflich in meinem Benehmen, denn Dschani setzte sich sogleich ganz vertraulich nieder, zog den einen Fuß auf den Stuhl herauf, schlang den Arm um das Knie und schien ganz gemüthlich.

Ich hatte viele Beludschi-Säbel, die in verschiedenen Gefechten genommen worden waren, und unter andern auch den von Dschani, gesehen, der jetzt an einem bunt verzierten Gürtel von Cabul-Leder quer über seine Schulter herunter hing. Er hatte sich selbst, als noch seine Arme gefesselt waren, gerühmt, daß die Feringis ihn nicht müde gejagt hätten, als bis er sein Hundert Menschen erschlagen, was ihn unter seinem Stamm auf den Gipfel des Ruhmes erhob; aber seine Waffe schien mir so seltsam geformt, so breit und gekrümmt, daß die Art, wie sie geführt werden möchte, meine Neugier nicht wenig reizte. Dschani konnte mich übrigens hierüber am besten verständigen, und im Lauf des Gesprächs bat ich ihn mir zu zeigen, wie er denn die tödtliche Klinge gebrauche. Mit wilder Freude sprang er bei diesem Begehren auf, riß den Säbel aus der Scheide, schwenkte ihn dreimal über seinem Kopfe und that dann einen wie in die Runde gezogenen Hieb, als wolle er einem den Kopf abschlagen. Ich fragte, ob er nie einen zweiten Hieb führe, darüber aber lachte er nur spöttisch, nahm ein Blatt Papier vom Tische, ließ es fallen, und hieb es durch, ehe es den Boden erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Census von Irland, dessen wir früher schon gedachten (s. Nr. 133), zeigt nicht nur eine geringere Zunahme der Bevölkerung in den letzten 10 Jahren, als in den Jahren 1820 bis 1830, sondern ist auch noch in anderer Beziehung merkwürdig. Im J. 1831 waren in ganz Irland im Bau 15,308 Häuser, im J. 1841 nur 3313. Die Zahl der unbewohnten Häuser in Irland war im J. 1831 40,654 oder 3,11 Proc., im J. 1841 dagegen 52,719 oder 4,07 Proc. In den Jahren 1820 bis 1830 sind nur 31,195 Menschen ausgewandert, in den Jahren 1831 bis 1841 254,307. (S. Athenäum vom 27 Mai.) Die Erklärung dieser Erscheinung ist vielleicht nicht schwer. Vor der Emancipationsacte war jeder, der 40 Sch. Pachtgeld zahlte, Wähler, die Gutsherren hatten also ein Interesse, ihre Güter in kleine Theile zu zerschlagen, um die Zahl der von ihnen abhängigen Wähler zu vermehren; mit der Emancipation wurde auch das Recht der 40 Schilling-Wähler aufgehoben, und das Wahlrecht auf eine Rente von 10 Pfd., also das Fünffache, beschränkt, und nun wurde eine Menge kleiner Pächter ins Elend hinausgestoßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1843.

Die Seen von Killarney in Irland.

(Von Kohl.)

Sonst reisten bloß die vornehmen und reichen Classen in England, und diese gingen damals — wie denn gewöhnlich das Einheimische verachtet wird — liebee zu den berühmten Plätzen des Auslandes. Jetzt aber, wo duech die immer mehr überhand nehmende Reiselust eine Reisesucht wach und durch die immer leichter und billigee weedenden Reisegelegenheiten auch eine ganze Menge Classen der Gesellschaft flüssig gewoeden und um ästhetische Genüsse aufzusuchen in Bewegung gesetzt sind, weiche sonst, wie die glebæ adscripti, an dem Boden wurzelten, oder doch nur dee Geschäfte wegen, nicht aber der schönen Gegenden halber im Lande herumreisten, jetzt ist nun auch die Schönheit von Punkten erörtert, discutirt, kritisirt und bis zum Himmel erhoben woeden, welche sonst nur die nächsten Nachbarn kannten, und welche der Reisende links am Wege liegen ließ.

Durch diese in allen Seelen erwachte Reiselust sind nun auch, natürlich zu gleicher Zeit, eine Menge anderer Begierden und Interessen erweckt worden. Es wird dadnech viel Geld in Bewegung gesetzt, Gastwiethe, Kutscnee u. s. w. genahrt. Diese Leute, welche sonst nicht daran dachten, was füe ein Unterschied zwischen dem Anblick eines irischen Toefmoors und eines Alpenthales wäre, sprechen nun alle über die ästhetischen Vorzüge diesee oder jenee schönen Gegend, und finden bald hier, bald dort ein wundeevolles Paeadies aus. Da es ihr Wunsch ist, die Reisenden in diejenigen Gegenden zu locken, wo sie am besten von ihnen profitiren können, so lassen sie wo möglich Journalartikel und herrliche Schilderungen aus dee Nachbarschaft ihees Doefes abfassen und auf irgend eine Weise im Publicum verbreiten. Dazu kommt dee Patriotismus, den die Schriftstellee füe ihe Vaterland, für ihee Heimath, für ihren Geburtsoet empfinden, und vermöge dessen sie immer geen das Paeadies so dicht als möglich in der Nähe des letzteen ausfindig machen. Sonst beschäftigte sich dieser Patriotismus fast nur mit den Institutionen, mit den politischen Freiheiten, mit den groẞen Männeen, mit den geselligen Vorzügen des Vaterlandes und solchen Dingen. Jetzt aber, bei der so glühend gewordenen Liebe zur Natur und zum Umherschweifen und zum Haschen nach interessanten und belehrenden Dingen wied er nun insbesondere auch auf die Naturschönheiten ausgedehnt, die er in den schönsten Dichtungen und Farben beeausstreicht.

Auf diese Weise ist es gekommen, daß einige Punkte eine so außerordentliche Berühmtheit erlangt haben, daß es beinahe für eine Art von Barbarei gilt, in dem Lande gewesen zu seyn, in welchem sie sich befinden und sie nicht gesehen zu haben. Zu diesen Punkten gehören nun die „lakes of Killarney," oder wie sie in Irland auch wohl schlechtweg genannt weeden: „the lakes," (die Seen). Denn obgleich Irland noch eine Menge andrer Seen hat, so versteht man doch unter „den Seen" nur die schönen von Killarney, im Südwesten des Königreichs in der Grafschaft Kerry. Auch in England und in Schottland gibt es Seen, welche in diesem Sinne vorzugsweise „the lakes" genannt werden. Die schottischen Seen sind der Longh Lomond und seine Nachbaeleen, und wenn der Engländer sagt: „Have yon seen our lakes," so meine er die Seen von Westmoeeland.

Killarney ist eine recht nett gebaute Stadt, wie dieß auch von Tralee und Tarbert und mehreren andeeen kleinen Städtchen des südlichen Irlands gilt, die meistens alle erst in neuerer Zeie zu ihrer Bedeutsamkeit gelangt sind, und noch vor 30 Jahren sehr elend ausgesehen haben sollen. Auch hat Killarney keinen Mangel an trefflichen Wirthshäusern, die einem zugleich auch alle mögliche Unterstützung und Bequemlichkeit zur Bereisung der Seen und zur Beschauung dee Umgegend gewähren, natürlich füe Geld und gute Worte, oder was man hier passender sagen würde, für Worte und gutes Geld.

Ich kam daselbst gerade zur Frühstückszeit an und associirte mich mit einem englischen Officiee, den ich ebenfalls gerade in der Disposition fand, die Seen zu besuchen, und der sich, ich weiß nicht mehr aus welcher Batterie oder Barracke am Shannon auf ein paar Wochen in das Paradies von Killarney zurückgezogen hatte, um alle seine Reize recht con amore zu genießen.

Die Seen von Killarney liegen in einem Halbmonde ge-

Digitized by Google

bogen um den Fuß der höchsten Gebirgsmasse von Kerry herum, welche die „Macgullicuddy Reeks“ genannt werden. Es sind hauptsächlich zwei Seen, ein großer unterer und ein kleiner oberer (the lower and the upper lake), Um die Reise recht mannichfaltig zu machen und so viel als möglich von der Umgegend auf einmal zu sehen, miethet man sich einen Wagen, ein Boot und ein paar Reitpferde zu gleicher Zeit. Das Boot geht die Seen hinauf und erwartet die Partie in einem kleinen Hafen des obern Sees, die Pferde werden bis zu einem Gebirgspasse vorangeschickt, der die „Macgullicuddy Reeks“ durchschneidet und das „Gap of Dunloe“ (die Klust von Dunloe) heißt. Man fährt nun zunächst zu Wagen um das Ende des untern Sees herum, und einige Meilen weiter bis zu dieser Klust; hier steigt man zu Pferde und passirt die Gebirge. Auf der andern Seite steigt man von ihnen herab und gelangt zu dem äußersten Ende des obern Sees, von wo dann die Schifffahrt die Seen herab beginnt, bis zu dem Punkte zurück, von wo man ausging.

Von Killarney aus, das auf der ebenen Seite des untern Sees liegt, sieht man über den See blickend die Berge auf der andern Seite wie dunkle Wände sich aufthürmen, denen sich der Seespiegel ganz nahe sich anschmiegend zu Füßen legt. Wo uns die Hecken, Zäune und Mauern Durchblicke erlaubten, hatten wir hübsche Ansichten dieses Bildes. An dem flachen Ufer des Sees hin auf der Seite der Stadt erstreckt sich der Race-course (der Hippodrom) von Killarney. Es ist bemerkenswerth, wie selbst solche kleine Orte auch in Irland ihre Wettrennen und Wettrenn-Localitäten haben; ein Wettrennen hier an den malerischen Seen hin muß seine besonderen Reize haben.

In den Dörfern, durch die wir kamen, sahen wir die kleinen, irischen Knaben zur Schule laufen, jeder mit seiner Rechentafel und Fibel unter dem einen Arm und mit seinem Stück Torf für den Schulmeister *) unter dem andern.

Wir kamen endlich aus der Ebene zu dem besagten Gap of Dunloe hinauf. Es ist ein wilder Paß durch das Gebirge, der mehreren andern in Irland, Schottland und Wales sehr ähnlich sieht; er geht zwischen den Macgullicuddy Reeks und den Bergen Tomies und Glenna durch, die von jenen noch besonders unterschieden werden, eigentlich aber mit ihnen eins sind. Die Macgullicuddy Reeks sind von den verschiedenen Erhebungen, welche diesen Theil von Kerry formiren, die höchsten, und diese sind überhaupt die höchsten Gebirge in Irland. Die höchste Spitze von ihnen heißt Guerane Tual; sie ist 3404 engl. Fuß hoch, und in ganz Irland ist kein Punkt, der ihr an Erhebung über die See gleich kame. England hat etwas höhere Berge, sein höchster, der Snowdon, hat 3571 Fuß Höhe; und Schottland hat noch höhere, sein höchster Berg, der Ben Nevis, steigt bis 4370 F. und ist daher der höchste in dem ganzen vereinigten Königreiche. Da sowohl Irland als England mehrere Berge haben, welche bis auf 3000 F. und etwas darüber hinaussteigen, Schottland aber eben so viele, die bis 4000 F. und etwas darüber hinausgehen, so kann man im Ganzen annehmen, daß die schottischen höchsten Berge etwa 1000 F. höher sind, als die höchsten englischen und irischen.

Die Macgullicuddy Reeks stehen wie eine Reihe von riesengroßen Heuschobern da, und haben daher auch ihren Namen. Reeks ist wahrscheinlich von dem germanischen „Recken“ abzuleiten, und bedeutet anfänglich jedes hoch aufgehäufte und in die Höhe gereckte Ding, dann aber insbesondere einen Heuschober. Macgullicuddy Reeks könnte man daher eben sowohl die „Heuschober“ als auch die „Recken“ des Macgullicuddy übersetzen.

Dieser Macgullicuddy soll ehemals ein großer Herr und Besitzer in dieser Gegend gewesen seyn. Sein Vater war ein O'Sullivan und vermachte ihm, seinem Lieblingssohne, alle seine Güter und nannte ihn auch Macgullicuddy, das heißt: „Liebling meines Herzens.“ Zu den väterlichen Gütern gewann dann derselbe später noch so vieles andere Land hinzu, daß zu diesem großen Gebiete endlich die hohen Berge sich nicht anders als wie Heuschober zu den kleinen Aeckern eines andern Mannes verhielten, und daher nannte denn das Volk jene Berge „die Heuschober des Lieblings meines Herzens“ um die Größe des Besitzthums des letztern zu bezeichnen.

Wir stiegen vor dem Gap von Dunloe zu Pferde und trabten in das Thor der Klust hinein. Ueber uns schwebten ein Paar, die noch besser beritten waren als wir, ein Paar Adler nämlich in hohen Lüften.

Die Kerry-Pferde sind wie alle Gebirgspferde klein, aber dabei klug, vorsichtig und ausdauernd. Ihr Zügelwerk ist das ärmlichste was mir noch je in meinem Leben vorgekommen ist; es ist in Ermangelung von Leder, von Flachs, von Hanf, kurz in Ermangelung aller besseren Bindemittel von Stroh geflochten. Man sieht freilich in ganz Irland Strohstricke viel in Gebrauch, so z. B. haben die Leute gewöhnlich den Schweinen einen Strohstrick ans Bein gebunden, und führen sie auf diese Weise zu Markte. Aber ein ganzes Zügelwerk für ein Pferd als Strohgeflechte ist mir doch nur noch bloß in diesem ärmsten, westlichen Theile von Irland vorgekommen; dabei muß man wissen, daß es nicht etwa der Nothbehelf oder ein Einfall eines Einzelnen war, sondern daß es durchweg allgemeine Sitte ist. *)

Die Felsen der Klust steigen zu einer Höhe von gewiß 1500 Fuß empor; die Klust selbst ist an verschiedenen Stellen breiter, an andern schmäler, hat, die Windungen mit eingerechnet, eine Länge von etwa 3 bis 4 Meilen, und ist reich an äußerst wilden Partien.

Nicht wenig trägt zu dieser Wildheit die Farbe der Felsen bei, die, weil sie mit Torfmoraft überlaufen sind, gewöhnlich dunkel, oft ganz vollkommen schwarz ist. Die Ueberdeckung dieser Felsen und Berge mit Torfstoff (Bogstuff) ist das merkwürdigste was ich gesehen habe. Die Höhen aller dieser Berge sind mit Torfmoraft bedeckt, und derselbe liegt nicht nur auf

*) Dieß Stück Torf ist nämlich ein Theil des Honorars, den die Dorfschulkinder ihrem Lehrer jeden Tag entrichten.

*) Hie und da haben auch die Irländer selbst einen solchen Strick um den Leib gebunden, der ihnen statt Gürtel und Hosenträger dient.

Digitized by Google

der etwa in größerem Maaße zusammenhängenden Ebene der Höhen, sondern auf jedem Vorgebirge, auf jeder schmalen oder breiten Berghöhe, auf jeder Felsenspitze und Steinkante. Wo nur ein wenig Raum ist, liegt wiederum ein Fleckchen Torf. An den schroffen Felsenwänden, sowohl oben als unten, wo nur ein kleiner Anhaltspunkt ist, liegt auf den kleinen Absätzen überall Bogstuff, und alle Ritzen derselben sind ebenfalls mit Bogstuff ausgefüllt; ich wollte dieß anfangs gar nicht glauben, bis ich dann selbst auf einige Felsen hinaufstieg und kleine Torfstücke aus den Felsenspalten herausbrach, welche ganz die Form des Felsens angenommen und beibehalten hatten. Es ist als ob der Torfstoff hier im Lande in der Luft schwebe und auf jeder Felsenwand niederschlüge, oder als ob die ganzen Gebirge mit einer torfigen Morastlauge übergossen seyen, die dann auf den Seiten in allen Löchern, Ritzchen und Spältchen bis ins unterste Thal herunter geflossen sey. Woher mag es doch kommen, daß auf diesen Gebirgen sich alle verfaulenden Gräschen und Moose in Torfstoff verwandeln, während dieß auf Gebirgen anderer Länder nicht der Fall ist?

Die Gebirgsleute, welche uns begleiteten, sagten uns, daß die Masse von Torf auf der Nordseite des Reeks weit größer sey als auf der Südseite; die Schichten seyen auf jener überall viel dicker als auf dieser. Die Leute im Thale holen sich hier wie in Wales ihren Torf von den Bergen herab; zuweilen ist jenes Herabrutschen der morastigen Torfmasse wirklich geschehen. Man sieht, wie die Torfdecke hie und da vom Regen weggenommen oder verschoben wurde, und wie anderswo wieder hinter Felsenvorsprüngen solche rutschende Torfmassen dann stecken blieben. Hie und da scheint nicht sowohl die ganze Torfmasse gerutscht zu haben, sondern vielmehr nur ein schwarzes Torfwasser an den Felsenwänden herunter gelaufen zu seyn, denn stellenweise sind diese mit großen, langen, schwarzen Flecken und Streifen von oben bis unten gefärbt. Dabei ist es merkwürdig, daß neben diesen vielen, vom Torf herrührenden schwarzen Flecken auch überall eine unzählige Menge kleiner, hellweißer dazwischen eingesprengt sind. Es ist, als wenn sich auch hier die Extreme einander hervorrufen sollten. Diese zahllosen weißen Flecken rühren von kleinen, weißen Moosen her, die auf den Felsen wachsen. Es erinnerte mich dieß an die sonderbar geschwärzten Gebäude von London, auf denen auch, ich weiß nicht woher, neben den schwarzen Flecken und Streifen überall hellweiße Flecken und Streifen erscheinen.

Die Hauptbewohner dieser Felsen sind die Ziegen und ihre Hirten, und dann deren hauptsächliche Feinde die Adler und die Füchse, die den jungen Ziegen nachstellen; sonst kam auch noch der Wolf hinzu, der sich in diesen wilden Gegenden länger hielt als in irgend einem andern Theile des vereinigten Königreichs. Der letzte großbritannische Wolf soll ums Jahr 1700 herum hier in den Macgillicuddy Reeks geschossen seyn; der letzte schottische Wolf wurde im J. 1680 bei Lochaber in den Highlands geschossen. In England hielten sich die Wölfe am längsten in Yorkshire und waren hier noch ums Jahr 1300 unter dem König Edward I häufig. So offenbart sich denn auch in diesen Zeitpunkten der Ausrottung der Wölfe der gradueller Fortschritt dieser drei Königreiche; Schottland schritt hinter England her und Irland blieb mit seinen Wölfen noch hinter Schottland zurück.

Die Ziegen bleiben hier in einem halb wilden Zustande Winter und Sommer draußen; und die „heedsmen" (die Heedenmänner), so nennen hier Iren die Hirten, sprechen das Wort aber immer so aus wie: „Erseman," als meinten sie die critischen Männer, welche noch das Erse, die alte Sprache Eins reden, machen sich nicht viel dabei zu thun. Sie warten sie nicht, wie unsere Hirten die Schafe, sondern sie wandern nur zuweilen durchs Gebirge, um nach ihren Heerden zu sehen, und einmal im Jahre fangen sie sie ein, um die, welche tauglich dazu sind, abzuschlachten und den andern dann wieder ihre Freiheit zu geben. Sie sind froh, wie sie uns erzählten, wenn sie für 50 Ziegen, welche sie ins Gebirge entlassen, nur 40 wieder einfangen; die andern zehn werden von Adlern und Füchsen zerrissen, sterben eines natürlichen Todes oder kommen sonst auf andere Weise zwischen den Felsen um.

(Fortsetzung folgt.)

Ein indianischer Missionär.

(Aus Buckinghams: Canada, Nova Scotia etc.)

Während meines Aufenthalts zu Toronto (in Obercanada) erhielt ich einen Besuch von dem berühmten Indianer Kah-ki-wa-quon-a-bi oder der „aufschlagenden Feder," welcher Christ und Missionär unter dem Namen Peter Jones geworden war. Er war europäisch gekleidet und sprach Englisch völlig gut, denn er war in England gewesen und hatte auch eine Engländerin geheurathet, die sich mit ihrer Lage vollkommen zufrieden erklärte. Sie hatten einen Sohn, dem der Stamm den Namen Wa-weya-kah-megn oder „die runde Welt" gegeben hatte. Die Indianer, welche Jones leitet, sind etwa 250 an der Zahl, gehören zum großen Stamm der Tschippewä und wohnen westwärts von Toronto am Flusse Credit, so genannt, weil ehemals hieher die Pelzhändler kamen, um die Pelze einzuhandeln, wobei den Indianern oft Credit aufs nächste Jahr gegeben wurde. Sie sind alle Christen und die ältern Leute sehr fromm; einige Theile der Schrift und geistliche Lieder haben sie in Tschippewäsprache, auch wird in dieser gepredigt, ob sie gleich alle Englisch verstehen und sprechen. Auf unsere Fragen über die Fortschritte des Christenthums unter den Indianern und den Einfluß der neuen Lebensweise auf die Sitten erwiederte Jones, die Bekehrung vom heidnischen Aberglauben gehe bei den Erwachsenen sehr schwer, und die Haupthoffnung beruhe auf den Kindern. Unter den nördlich und westlich von Canada wohnenden Indianern hatte Jones vergebens das Christenthum zu verbreiten gesucht, und er glaubt auch nicht, daß das Predigen des Christenthums bei den Leuten, die bereits das mittlere Lebensalter überschritten hätten, je von Erfolg seyn werde. Die Indianer in Obercanada sind nicht zahlreich und mögen im Ganzen nicht über 8000 Seelen betragen. Viele von ihnen sind bereits so weit civilisirt, daß sie das Jägerleben wenigstens im Sommer ganz aufgegeben und den Ackerbau ergriffen haben. Im Winter aber überlassen sie sich noch gern den Freuden der Jagd und versorgen sich für das übrige Jahr mit Wildpret.

Digitized by Google

Dschani der Beluttsche.

(Fortsetzung.)

Dschani war gegen einen Sold in englische Dienste getreten und nun ein Mann des Friedens. Vorerst hütete er das Haus eines englischen Officiers, das in der weiten Wüste stand, die so manchen Zug des Räubers gesehen hatte. Hier saß er Abends, wenn die Sonne hinter den westlichen Bergen niedersank, auf einem Gebetsteppich auf dem Dache des Hauses, rauchte seinen Kallan, wohl in Erwägung, ob ein ruhiger, ehrlicher Dienst nicht besser sey, als sein früheres Leben; er mochte manchmal tief seufzen, unruhig hin und her blicken und das Pulver auf der Pfanne seines Gewehres untersuchen, wenn sein Blick auf die Schaf- und Rinderheerden fiel, die von der Weide in den Bergen heimkehrten; zu Zeiten, wenn ein besonderes fettes Schaf oder eine große Ziege vorüberzog, schickte er hinab und verlangte sie als Geschenk, das dem Namen und dem Anblick Dschani's nicht abgeschlagen wurde. Einmal blieb ein englischer Officier, als er die Wüste durchreiste, den Tag über bei Dschani, und bei Sonnenuntergang machte sich letzterer im Geist orientalischer Höflichkeit auf, um seinen Gast des Weges zu geleiten; auf diesem Zuge aber stießen sie auf einen Paesskaufmann, einen jener abenteuerlichen Spekulanten, welche mitten durch die Stämme des Bolan hindurch Bier und Branntwein führten, um sie mit einem Profit von 100 Prozent an die durstigen Seelen zu Quettah zu verkaufen. Dschani sah, daß der Parsi von einigen Beluttschen seines eigenen Stammes geleitet war, deren Hülfe, wenn er sie brauchte, ihm wohl nicht entgehen konnte. Die Versuchung für den Räuber war zu stark, er machte nach wenigen Augenblicken seinem Gast, dem Officier, ein „Salam aleikum," stieß die Steigbügel tief in die Seiten seines ihm zurückgegebenen Lieblingsrosses, und war bald weit entfernt. Am andern Tage fand man den Parsen als verstümmelte Leiche in der Wüste, seine Reisesäcke ausgeleert, seine Kamele fortgetrieben und zerbrochene Champagnerflaschen auf dem dürren Boden umhergestreut.

Eine Reihe Rückfälle in seinen alten Gewohnheiten erweckten erst Verdacht, dann Anklagen, seine Besoldung wurde nicht mehr ausbezahlt; der Räuber floh und ein Preis ward auf seinen Kopf gesetzt. Abermals verfolgte die Reiterei seine Spur, Spione wurden hoch bezahlt, um Nachrichten von ihm zu geben, und die von ihm beraubten Dorfleute wurden aufgemuntert Rache an ihm zu nehmen. Dschani war indeß nicht so leicht zu fangen, Spuren von ihm waren allerdings zu finden, ein rauchender Aschenhaufen, vor kurzem noch ein friedliches Dorf, da und dort eine niedergemetzelte Familie, Heerden in ihrem Blute sich wälzend, wenn sie zu zahlreich waren, um fortgetrieben zu werden, das waren die Merkzeichen von der Hand Dschani's; er selbst war aber nirgends zu sehen.

Einmal war so genaue Nachricht von seinem Aufenthalt eingegangen, daß unsere Cavallerie, reguläre wie irreguläre, sich zu seiner Verfolgung aufmachte, und der Klang von feindlichen Rosshufen schlug an die Ohren Dschani's und seiner Bande, als sie eben ihre Rosse kuppelten, um dann ein Dorf zu plündern. Dschani sah, daß Flucht hoffnungslos und List seine einzige Rettung sey: er berief den Vorstand des Ortes, und befahl diesem ihn sogleich zu verstecken, wenn er nicht die furchtbarste Rache über sich hereinziehen wolle. Der unglückliche Dorfvorstand wußte wohl, daß, wenn der Räuber gefangen genommen würde, das Dorf verlassen sey, indem Dschani's Stamm es alsbald plünderen und zerstören und die Einwohner auf die fürchterlichste Art niedermetzeln würde; deßhalb führte er die Räuber in ein hohes Getreidefeld und häufte das frischgeschnittene Getreide über ihnen auf. Die Pferde, abgesattelt und ihres bei den Beluttschen gewöhnlichen bunten Staates beraubt, ließ man frei durch das Dorf laufen, und als die Verfolger ankamen mit erschöpften Pferden, die Leute selbst halb todt vor Ermattung, da sie den Räuber von Einbruch der Nacht bis zum Morgen verfolgt hatten, stürzte der Dorfvorstand aus seinem Hause heraus, scheinbar athemlos vor Schrecken und Eile und schrie: „Vorwärts, vorwärts, in Allahs Namen vorwärts oder er entkommt!" Die betrogenen Truppen jagten wie rasend durch das Dorf nach einigen Bäumen, die einen entfernten Brunnen überschatteten, während Dschani sich herausstahl, sein Roß bestieg und schon weit in ihrem Rücken war, ehe seine Verfolger umwandten.

Ein andermal gab ein Spion, selbst ein Beluttsche, aber von anderem Stamm, Nachricht, daß Dschani um Mitternacht mit seinen Gefährten Rachmet und Jindar in einem gewissen Dorf, das er bezeichnen wolle, sich aufhalten werde. Die Truppen stiegen zu Pferde, und jagten rasch, aber in möglichster Stille über die mondbeleuchtete Ebene hinter dem wilden Beluttschen und seinem knochigen Klepper drein. Das Dorf war jetzt in der Nähe, die Reiter halten die Zügel an und ziehen im Schritt langsam einen Kreis um die Häuschen. Alles ist still; die Mondstrahlen fallen auf die breiten Blätter der Banianen- und Akazienbäume in einem Strom so reich und voll wie das Sonnenlicht, während die Schaf- und Rinderheerden in tiefem Schlafe lagen und in den kühlen Gehägen vor den Thüren die Hirten in ihren rohen Bettstätten sich ausstreckten und den Kopf wie den ganzen Körper in ihre dicken Ziegenhaarmäntel hüllten. Alles war still, als plötzlich der wegweisende Beluttsche sich umwandte und mit seiner Lunte[n]flinte auf ein Häuschen wies: vor der Thüre desselben standen die wohlbekannten Rosse, deren Kraft und Schnelligkeit so oft ihre Verfolger geneckt hatte; ein Fluch ist auf den Lippen des vordersten Reiters, aber verliert sich im Lächeln des Triumphs, als er sich umblickt und die Aufstellung seiner Leute sieht. Mit dem Pistol in der Hand springt er aus dem Sattel und wirft die Thür der Hütte zurück: an einem Holzfeuer den Kopf zurückgelehnt, den Turban bei Seite geigt, das lange buschigr Haar um das Gesicht hängend, die schaefen Augen blitzend von innerer Aufregung, sitzt Dschani der Beluttsche da und erzählt seinen Gefährten, die verwundert auf ihn schauen und seine Erzählungen mit Ausrufungen wilder Freude unterbrechen, irgend eine seiner Räuberthaten. Die Scene ist neu, seltsam und malerisch und der eintretende Reiter hält einen Augenblick inne, ehe er seine Beute faßt, aber dieser verlorene Augenblick bringt auch Niederlage und Schmach. Dschani wendet seine Augen gegen die Thüre, sein Säbel blitzt in keckem Trotz über seinem Kopf und mit einem lauten Fluch gegen die Feringis stürzt er neben dem Reiter vorbei und erreicht die Schwelle des Hauses. Zwei Leute sind verwundet und Dschani ist in seinem Sattel; er flieht durch die Ebene, die Reiter folgen ihm rasch, aber Dschani wendet sich und feuert sein Luntengewehr gegen die Schaar seiner Verfolger ab — der Vorderste fällt. „Schießt, schießt!" schreit nun alles, „schont ihn nicht!" ertönt es von allen Seiten. Eine Anzahl Pistolen werden rasch nacheinander abgefeuert und die gespornten Rosse rennen wie toll vorwärts, aber Dschani entkommt ihnen allen, und ein rascher Ritt bringt ihn auch den Bergen, wohin er weiß, daß sie ihm nicht zu folgen wagen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Der Gebirgspaß.

So wie man die Ebene verläßt und den Kothal Mullo, eine Meile von Dalaki, betritt, steigt der Weg in Windungen an der Seite eines steilen Gebirges hinauf, zwischen hohen Felsstücken, und dreht sich um die Ecken, welche die hervorragenden Felsschichten bilden. Der Boden ist durch die unausgesetzte Passage der Karawanen so spiegelglatt geworden, daß die Pferde oft ausgleiten und straucheln. Zuweilen steigt die Straße in den sonderbarsten Windungen hinauf und senkt sich eben so wieder herab, schlängelt sich zwischen chaotischen Massen hin, die von den Berggipfeln herabgerollt sind und den Weg für Menschen und Thiere fast unzugänglich machen. Selbst die lebhafteste Phantasie kann keine wilderen Formen erdenken als die dieser Gebirgskette und der Felsmassen, aus denen sie besteht; ganze Seiten der Berge sind in Stücke zerfallen und in die tiefen Schluchten gestürzt, wo sie Vorgebirge von Ruinen bilden; die festeren Schichten, welche dem Wetter, das alle weicheren Stoffe hinweggespült hat, getrotzt haben, sieht man in mannichfachen Winkeln, in gigantischen Lagen, unter denen ganze Armeen Schutz finden könnten, frei hervorragen; sie erstrecken sich in ununterbrochener Linie quer durch die Schluchten und Bergrücken so weit das Auge reicht, und zeigen nur da Zwischenräume, wo sie der gewaltsamen Einwirkung der Gebirgsströme ausgesetzt waren. An einer andern Stelle war ein ganzer Berg auseinandergerissen, so daß seine Eingeweide und die kräftigen Züge seiner innern Gestaltung deutlich sichtbar waren; der obere Theil hing noch frei in den Lüften, drohend, die Vorüberziehenden durch seinen Einsturz zu vernichten. Keine Erde bedeckt diese Felsen, keine Pflanze belebt sie; ein paar Büsche von der melancholischen, laublosen, wilden Mandel, welche ihre Wurzeln in die Spalten des Gebirgs eintreiben, sind ziemlich alles, was man in dieser Jahreszeit aus dem Pflanzenreich hier findet.

Es endigt dieser merkwürdige Gebirgspaß mit einem schroffen Steig auf der Fläche einer der höchsten Massen, zwischen wunderbar geformten, grotesken Felsen, die von den höhern Gipfeln herabgestürzt sind. Oft mußten unsere Pferde von einer Klippe zur andern schreiten, so daß ein einziger Fehltritt sie in die Kluft hinabgestürzt haben würde. Es war wunderbar, wie die Maulthiere auf diesem äußerst schwierigen, gefährlichen Terrain mit Sicherheit fortzuschreiten wußten; sie begehrten keinen Beistand von ihren Treibern, im Gegentheil sie wiesen ihn als unnütz und nachtheilig zurück; vorsichtig verfolgten sie ihren Weg, klimmten an fast senkrechten Stellen empor und sprangen rasch und mit der größten Sicherheit von einem Felsstück zum andern, bis sie einen Punkt erreicht hatten, wo sie ausruhen und Athem schöpfen konnten; besonders bewundernswerth war der Scharfblick, mit welchem sie erkannten, ob ein schmaler Paß zwischen den Felsen oder um eine Klippe herum auch Raum genug für ihre Ladung gewährte. Wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Thiere eine Last von dreihundert Pfund auf dem Rücken tragen, so kann man sich einen Begriff von ihrer Kraft und Ausdauer machen. Auch mit Kamelen zieht man über diesen Gebirgspaß, aber sie tragen nur wenig oder nichts, und doch werden sie oft auf der Straße unfähig zum Weiterreisen und bleiben liegen, was mehrere Gerippe bezeugten, die neben dem Wege lagen.

Nicht weniger interessant war es, die Perser zu beobachten, welche ihre Pferde mit einer tollkühnen Unbedachtsamkeit auf diesem höchst gefahrvollen Wege immer noch antrieben; viele von ihnen stiegen niemals ab, sondern ritten mit der größten Gemüthsruhe über die gefährlichsten Stellen, wo ein Fehltritt unfehlbar einen tödtlichen Sturz zur Folge gehabt hätte; ihre wilden Gestalten standen übrigens mit der Oertlichkeit in harmonischem Verhältniß. Der ganze Zug in dieser Gegend bot ein Bild dar, ein ächt asiatisches, orientalisches Bild, das von jedem ähnlichen europäischen Gemälde durchaus verschieden ist. Der unmittelbare Eingang zu diesem Passe gewährt, besonders bei Mondbeleuchtung, einen imposanten, großartigen Anblick. Die phantastischen Formen der Berggipfel, welche große, gewaltige Massen von Licht und Schatten bilden, verleihen der Gegend ein ganz eigenthümliches, fast

Digitized by Google

zauberhaftes Ansehen; man glaubt in eine von mystischen, geheimnißvollen Wesen bewohnte Schlucht hinein zu gerathen. Schroff und abschüssig steigt der Weg aus diesem Chaos empor und windet sich an dem Rande der furchtbarsten Abgründe hin, wo man kaum sich vorstellen konnte, daß eine Geiß müede vorbeiklettern können. Wir bewunderten im Stillen den Muth des Mannes, der zuerst diese gefahrvolle Straße mit beladenen Thieren zu ziehen gewagt hatte und dachten darüber nach, welcher Zufall oder welche Verhältnisse wohl zur Entdeckung dieser Straße geführt haben mögen. Noch jetzt, nachdem so viele Jahre die Möglichkeit diesen Weg zu passiren bewiesen haben, schaudert man, wenn man die Thiere an dem Rande des schrecklichen Abgrundes rasch, aber vorsichtig, zwischen den Felsstücken oder auf Stufen, welche in den Berg eingehauen sind, dahinschreiten sieht.

Die Seen von Killarney in Irland.

(Fortsetzung.)

Es läuft in dem Passe von Dunloe über die herabgefallenen Steinblöcke hin ein kleiner Fluß herab, und in der Mitte des Thales, wo sich dasselbe zu einem gigantischen Felsenbecken erweitert, bildet dieses Gewässer ein paar kleine Seen. Diese boten jetzt den merkwürdigsten Anblick von der Welt; das Wasser derselben hat nämlich die Eigenthümlichkeit, alle Felsen, die es überfluthet, mit einer dunkeln Farbe zu überziehen, welche so schwarz ist wie Dinte. — Da jetzt im Anfange Octobers, wo alle Gewässer auf dem niedrigsten Standpunkte sind, die Seen beinahe ausgetrocknet waren, und dieß in dem October des Jahres 1842 um so mehr, da dieses Jahr ein besonders trockenes gewesen war, so sah nun das schwarze Felsenbassin der Seen, an deren hohem Rande wir hinritten, aus wie ein geleertes Riesen-Dintenfaß. Die traurigen Ufer, die großen Felsen, welche von oben darin hinabgestürzt waren, dieß alles war mit schwarzer Farbe überzogen, und hätte es unten im tiefen Grunde statt eines Restes von Wasser nur ein Feuer gegeben, so hätten wir uns auf das schönste einbilden mögen, unmittelbar in den schwarzen Mund der Hölle hinabzusehen. Die Irländer nennen daher auch mit Recht diesen ganzen obern Theil der Kluft von Dunloe „the dark valley" „das dunkle Thal." Auch gibt es einen andern Namen eines benachbarten Ortes, der an die Natur der Gegend erinnert, den des Dorfes Blackstone (Schwarzstein).

Wo wir in dem Passe zu den Höhen hinaufblickten, bemerkten wir überall an der Mündung der kleinen Nebenthäler oder Felsenspalten Torfmassen liegen, die von den Heerdsmen des Gebirges aufgehäuft waren. Es wurden uns diese Stellen als solche bezeichnet, von denen sie im Winter auf dem Schnee ihren Torf herunterholen; es schien, als käme ihnen diese nutzbare Gabe unmittelbar vom Himmel herunter. Zuweilen soll diese Himmelsgabe — für den Irländer, der weder Holz noch Steinkohlen hat, ist sie es wirklich — auch gleich oben verbraucht werden. In manchen dieser Felsenrisse nämlich wurde sonst und wird auch zuweilen noch wohl jetzt verstohlener Weise (um den hohen Abgaben zu entgehen) der Whiskey gebrannt, den die Leute daher auch Mountain Dew (Gebirgsthau) nennen. Dieser Name ist doppelt bezeichnend, theils weil Niemand wissen will und Niemand wissen darf, wo dieses Getränk im Geheimen gebraut wurde, und weil es daher gewissermaßen auf höchst wunderbare Weise vom Himmel herabgeträufelt zu seyn scheint, und theils weil es den Einwohnern so köstlich schmeckt, da es denjenigen Torfbeigeschmack, der den Irländern wie den Schotten so sehr am Branntwein behagt, in hohem Grade besitzt, und daher die Anspielung auf den Himmelsthau ihnen so sehr hier am rechten Flecke zu seyn schien. Der Kerry'sche Bergthau wird unter allen Whiskeyarten in Irland am meisten geschätzt.

Viel passender und schöner hätten wir diesen Namen für die gute fette Ziegenmilch gefunden, welche man uns in einer kleinen Hütte in der Nähe jener Seen zu trinken gab, und die ja auch ein Naß war das von den Bergen herabthaute. — Diese Hütte lag am Fuße des Felsensattels, welcher sich in der Mitte des Passes befindet, und die höchste Stelle des ganzen Gebirgsrückens bezeichnet. Da jetzt seit Agassizens Theorie die Leidenschaft für abgerundete Felsen auch in England so groß ist, daß man dort sogar ganze runde Felsenmassen in die Provincial-Museen geschleppt hat, so war es auch uns unmöglich auf dem Pferde sitzen zu bleiben, als wir auf diesem Sattel überall Felsen entdeckten, die auf eine merkwürdige Weise abgerundet waren. Hie und da sah es aus, als ob über diesen Sattel seit unvordenklichen Zeiten beständig große abschleifende Masse hin und her geschleppt worden seyen. Es war wohl unmöglich, daß diese Felsen so rund aus den Eingeweiden der Erde hervorstiegen; eine äußere Kraft muß sie gewiß später polirt haben. Welche war es? die über dem Sattel beständig herüber und hinüber sausenden Winde? das Wasser? oder eine hin- und herrutschende Eisdecke?

Die Leute sagten uns, der Schnee habe dieß Jahr bis zum 7 Mai auf den Reeks gelegen; sonst sey gewöhnlich schon am Ende Aprils aller Schnee auf diesen Bergen verschwunden. Die kleinen Seen im Bay von Dunloe sollen nie zufrieren, eben so wenig die großen Seen von Killarney.

Von der Höhe des Felsensattels stets auf halb felsigen, halb morastigen Wegen herabsteigend fiel unser Blick in ein neues ödes, wildes und wüstes Thal des Humidduff. Es war groß, lang und breit, aber unbewohnt; die kleinen Seen darin blickten ebenfalls schwarz, und alles war weit und breit mit Fels und Torfmoorfarbe erfüllt. Die kleinen armseligen Hütten, welche hie und da darin verstreut waren, erkannten wir nur aus dem blauen Rauche, der aus ihnen aufstieg. Es wäre allerdings hübscher gewesen, wenn wie sie an Gärten, Bäumen, Aeckern, von denen sie hätten umgeben seyn sollen, erkannt hätten.

In allen diesen wilden Glens sprechen sie bloß noch Erse (Irisch), und aus den Felsenklüften vernimmt man das Geschrei des Birkhuhns (engl.: Grouse).

Von da stiegen wir nun zu dem obern der Killarney'schen Seen hinab, wo unser Boot uns erwartete. Diese Seen ha-

Digitized by Google

den das Eigenthümliche, daß sie mitten in dieser Felsenwildniß liegend sich theils mit einem schönen Anlande von Wiesengrund, theils mit einem Saume von Laubbäumen umgeben haben. Dabei sind sie mit einer Menge kleiner belaubter und mit Gras bewachsener Inseln erfüllt, und viele Haldinseln gehen vom Festlande aus tief hinein, indem sie Unterabtheilungen, Buchten, Busen und Häfen bilden, und einige dieser Abtheilungen sind durch schmale Seeengen oder Flußarme mit einander verbunden. An den Ufern haben sich hie und da die Reichen, welche die Einsamkeit und Zurückgezogenheit der Gegend lieben, zierliche Cottages gebaut, und die Seeengen und Flußarme sind hie und da mit malerischen und mit Epheu überwachsenen Brücken versehen. Der ganze Halbbogen der Seen von einem Ende zum andern ist etwa zehn Meilen lang, und die Bootfahrt auf dieser Strecke gehört zu den unterhaltendsten und abwechselndsten, die man sich wünschen kann.

Das Wasser der Seen sieht dunkel-golddraun aus, wenn man hineinblickt, ist aber doch dabei so durchsichtig wie braun gefärbter Krystall, und man kann bis in große Tiefen hinab erkennen, was auf dem Grunde vorgeht. In ein Glas gefaßt zeigt es gar keine Färbung. Wir schifften uns mit einer Bemannung von sechs Ruderern ein (in Irland gibt es überall sechs Paar Arme, wo auch zwei hinreichten) und fuhren auf diesen dunklen Gewässern dahin.

Wenn man einige übertriebene englische Berichte über diese Seen liest, so sollte man meinen, man sey im Begriff, sich auf irgend einem Zaubergewässer einzuschiffen. So drückt sich einer der bekanntesten Schriftsteller Irlands von der Gegend von Killarney redend, wenn man zu den wildesten Felsenpartien kommt, folgendermaßen aus. „Die Natur nimmt hier den wildesten und rauhesten Schmuck von der Welt an, und der verwunderte Beschauer, verloren zwischen Erstaunen und Ueberraschung, denkt, er betrete verzauberten Grund, und während er kaum weiß, auf welche Seite er seine Aufmerksamkeit richten soll, kann er kaum glauben, daß die Scenen um ihn her nicht der Effect von Täuschung sind oder die lustigen Phantome des Gehirns, welche durch die schöpferische Kraft einer erhitzten Einbildungskraft in momentane Existenz gerufen sind." Dieß ist ein rares Stück von Bombast und Unsinn, und wenn dieß von den Seen von Killarney gesagt seyn und gelten soll, so möchten wir fragen, was denn wohl von anderen noch reizenderen Seen gesagt werden sollte. Nur ein Paddy, dessen eigene Imagination noch erhitzter war als die der Natur, wie sie diese Gegenden bildete, konnte so sprechen. Die Natur ist freilich fast überall über alle Beschreibung schön und anziehend, und unsere Rede kommt nie dahin, ihre Reize so lieblich, so vielseitig darzustellen, wie sie sich in Wirklichkeit geben. Allein wenn wir als Länderbeschreiber die Reize einer Gegend beurtheilen, so müssen wir immer vergleichsweise reden und auch der andern schönen Erdflecken gedenken, die sich in unendlicher Zahl darbieten, und denen allen wir durch unser übertriebenes Lob des einen nicht Unrecht thun dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vereinigten Staaten und Canada.

(Aus Buckinghams: Canada, Nova Scotia etc.)

Es finden sich mehr Gegenstände, worin diese beiden Länder verschieden sind, als worin sie sich gleichen; einige davon sind zum Vortheil, andere zum Nachtheil der Canadier. Was uns in Canada zuerst auffiel, war das Betteln; wir waren drei Jahre in den Vereinigten Staaten gereist, ohne einen amerikanischen Bettler in den Straßen zu sehen, wir waren aber in Toronto kaum fünf Minuten am Land, als wir zwischen dem Landungsplatz und unserem Hôtel mehemals angebettelt wurden. In den Vereinigten Staaten hatten wir nie Frauen mit anstrengender Handarbeit beschäftigt gesehen, hier sahen wir sogleich mehrere Beispiele; von zerlumpten, fluchenden, verworfenen Straßenjungen sahen wir in Toronto mehr als in den größten Städten der Union. Auf der andern Seite sahen wir hier niemand Tabak kauen, in den Straßen war ein minder eiliges Treiben, die Krämer waren alle höflicher und gefälliger, die Diener achtungsvoller und aufmerksamer, und alle Classen geschliffener. Im Hôtel selbst, wenn die Damen vom Tisch aufstanden, erhoben sich alle Herren gleichfalls, und blieben stehen, bis sich die Damen entfernt hatten, was ich an öffentlichen Tafeln in Amerika nirgends bemerkte, obgleich hier die Achtung vor dem andern Geschlecht in anderer Art bewiesen wird, indem kein Herr sich setzen darf, bis die Damen Platz genommen haben.

Dschani der Beiutsche.

(Schluß.)

Dschani war, wie viele andere kecke Abenteurer, ein Liebling des schönen Geschlechts, denn die schönen Beiutschi-Mädchen lieben kecken Muth und sind nur zu gewohnt, Pulvertaschen und Säbelgürtel zu sticken, die Luntenflinte zu laden und ihren Brüdern den Steigbügel zu halten, ohne sich viel darum zu kümmern, ob sie zu einer Reise oder zu einem Raubzuge sich aufmachen; in Folge dieser ererbten Denkungsart war Dschani, obwohl in unsern Augen ein Räuber und Mörder, in den ihrigen ein Ausbund von Muth und Ritterlichkeit, der Bayard seiner Zeit und seines Landes, und da er manchmal selbst in seiner wildesten Stimmung die Schönen verschonte und sie auf dem Heimwege mit sich nach Hause nahm, so war kein Beiutsche im ganzen Lande so ausgestattet mit kriegerischem Schmuck, und die schönen Damen schienen ihn um seiner galanten Abenteuer willen nur um so mehr zu schätzen. Bekanntlich kommt die Zärtlichkeit der Frauen einem Mann in schwierigen, ja verzweifelten Umständen oft sehr gut zu Statten, so war es auch mit Dschani.

Es war am Vorabend eines mohammedanischen Festes und die Hälfte aller Musiker und tanzenden Mädchen des Landes sollte sich am Morgen bei einem großen Dorfe versammeln, das von den Bergen durch einen dichten Wald von wilden Cypressen und Tamarindenbäumen getrennt war. Viele Weiber sollten hier sich einfinden, und Schaaren von Fakirs, Kriegern u. s. w.; auch ging das Gerücht, daß Dschani bei diesem Feste erscheinen werde, denn unter den schönen Töchtern der Stämme war besonders eine, die Gnade vor seinen Augen gefunden hatte, und es bedurfte eines mächtigen Grundes, um den Räuber aus seinem Versteck zu ziehen, in das ihn die unaufhörliche Jagd getrieben

Digitized by Google

hatte. Der Tag ging hin, ein klarer und brennender Tag; innen im Dorfe unter den jedes Haus beschattenden Bäumen saßen Gruppen von Frauen auf enhen Tscharpais (lange breite Schämel), jede mit einem metallenen Kamm und einem kleinen Spiegel, ihre dunkeln Haare ordnend, beschäftigt die Nasen und Ohren mit zahlreichen kleinen Turkisen zu schmücken, und das lange blaue Baumwollenkleid, das lockere und nicht sehr züchtige Gewand einer Belutschi-Dame in Ordnung zu bringen, unaufhörlich schwatzend über die unbedeutendsten Gegenstände, denn je weniger die Leute wissen, desto mehr reden sie; wenigstens ist es so im Orient.

Jenseits des Dorfes war alles still, außer daß hie und da ein Reiter durch den Wald sprengte oder eine kleine Sandsäule in der erhitzten Luft emporstieg. Eine Stunde vor Sonnenuntergang war jedoch die Scene höchst belebt: Tamtams und Saiteninstrumente ertönten in den Hütten, Wagen von schönen Ochsen gezogen und bedeckt mit Scharlachtuch zogen rings um das Dorf, die tanzenden Mädchen brachten ihre Schleier und Zierrathen in Ordnung und rüsteten sich zum Tanze, während mächtige Kessel, aufgestellt unter den Bäumen, von allen möglichen schmackhaften Gerichten dampften; auch einige Brahui-Zelte von schwarzem Filz waren da nebst dann aufgeschirrten Rossen und bewaffneten Kriegern in Menge. Auch das Gerücht in Betreff Dschani's hatte wahr gesprochen: der Belutsche saß unter einem der kleinen Zelte; sein glänzendes Haar fiel in dicken Ringellocken auf seine Schultern; sein weißes Baumwollengewand, bedeckt mit dem bunten Gürtel von gesticktem Leder (dem berühmten Schagrin von Cabul); seine Lautenflöte lag ihm zur Seite, und seine ganze Haltung war die eines friedlichen Mannes, der ein gewöhnliches Fest besuchte; ihm zur Seite stand ein Belutschi-Mädchen von schlanker, stattlicher Gestalt, wie sie gewöhnlich sind; sie war die Tochter eines Häuptlings, und der Räuber liebte sie, wagte aber, da ihr Vater zu mächtig war, nicht, ihm sein Kind zu entführen.

So ging das Fest weiter, Fröhlichkeit und Musik, Tanz und Erzählung ließen die Stunden bis Mitternacht rasch dahinschwinden, als man auf einmal Pferdegalopp hörte und Schrecken jedes Herz ergriff, denn hier waren Kinder und Weiber und unbewaffnete Männer, während die Pferde weit herumwanderten und Hülfe nicht zu erwarten war. Wildes Klaggeschrei zerriß die Luft und die Bestürzung erreichte ihren höchsten Grad, als der die Abtheilung befehligende Offizier die Auslieferung Dschani's verlangte. Eine erschreckte Frau wies auf das Zelt und Soldaten rannten augenblicklich darauf hin. Einen Augenblick nachher ging die Thüre auf. Dschani stand, den blinkenden Säbel schwingend, seinen Verfolgern gegenüber mit flammenden Augen gleich einem wilden Thier, das gegen die verfolgenden Jäger sich stellt. Hinter ihm erhob sich das Belutschi-Mädchen, die Augen schreckenvoll auf die Soldaten gerichtet, und plötzlich, als ob die Anwesenheit eines Weibes stets die wildesten Leidenschaften des Mannes zähmen müsse, schrie alles: „schießt nicht, verwundet das Mädchen nicht! vorwärts und packt ihn!“ Aber in diesem verzweifelten Augenblick, wo alle Aussicht auf Rettung verloren schien, rettete den Räuber nochmals sein Schutzgeist, denn ehe der vorderste Mann herankommen konnte, hatte das Mädchen die Stange des Zeltes losgemacht, dieß fiel zu Boden, verwickelte Dschani in seine Falten, und als man dasselbe wieder aufrichten wollte, stand das Belutschi-Mädchen allein, denn ihr Gefährte war auf der entgegengesetzten Seite hinausgekrochen und in den Wald geflohen.

Monatelang trotzte Dschani allen Verfolgungen, und schien sich seiner Kraft zu freuen, alle gegen ihn gerichteten Anschläge zu nichte zu machen, denn er vermied keineswegs die feindlichen Truppen, sondern zog allenthalben Erkundigungen über ihre Bewegungen ein, kam ihnen zuvor und hinterließ niedergebrannte Dörfer, verwüstete Felder oder ermordete Landleute als Zeichen seiner Gegenwart. Der auf seinen Kopf gesetzte Preis half nichts, denn so groß war die Furcht der Rache bei den einen und die Anhänglichkeit der andern, daß die Friedlichen und die Räuber ihn gleichmäßig beschützten, und kein Belutsche wagte Dschani zu verrathen, denn er wußte, daß dann seine Tage gezählt seyen. Indeß nahte die Zeit, wo ein Schicksal, so furchtbar, als er je einen über seine Opfer gebracht, über ihn hereinbrach, und zwar durch einen Zufall ganz eigener Art.

Ein tapferer Gefährte Dschani's, aus seinem eigenen Stamm, hatte eine Frau von ausgezeichnetem Muth, großer Schönheit, aber sehr verdächtiger Tugend. Sie hatte mit Dschani eine Verbindung eingegangen, deren Vertrauter Dschani's Gefährte Rachmet war. Der eifersüchtige Ehemann erfuhr, daß seine Frau, die er liebte, und der er vertraut hatte, die Geliebte des gefürchteten Räubers sey, und daß morgen, während sie ihn auf einem seiner Züge wähnte, die Liebenden sich unter seinem eigenen Dach treffen würden. Der wilde Dämon der Rache erfaßte ihn: „sie sollen zusammenkommen,“ sagte er, „aber bei Allah! sie sollen sich nicht mehr trennen, das wird meine Sorge seyn, und die Feringis sollen den Triumph mit mir theilen.“ In kurzem hatte er den Weg durch die Ebene zurückgelegt und den nächsten europäischen Posten erreicht; nach verabredetem Plan kehrte er zurück, angeblich um den Weg nach den Bergen einzuschlagen, während seine Frau sich mit aller Sorgfalt putzte und ungeduldig die Ankunft des Räubers erwartete. Als er gekommen, blieben sie sorglos in der Hütte sitzen, lachten lustig und der Kalian geht rasch herum — da ertönt plötzlich Hufschlag und ein lautes Halloh vieler Stimmen. Dschani und Rachmet springen auf und eilen nach der Thüre, aber sie ist von außen barricadirt, sie versuchen durch die Fenster zu entkommen, diese sind mit Bewaffneten besetzt. Die Frau blickt in Todesangst umher und ihr Blick fällt auf das wilde Gesicht ihres wüthenden Mannes. Jetzt wissen sie, daß alles verloren ist, sie schlingt die Arme um ihren Liebhaber und zieht ihn zu Boden, damit die hereinfallenden Pistolenschüsse ihn nicht verletzen möchten. Die Soldaten fordern Dschani laut auf, sich zu ergeben, aber Rachmet springt vorwärts, stellt sich gegen die Thüre und fordert die Feinde auf sich zu nähern. Jetzt tritt, freilich nur auf wenige Augenblicke, eine seltsame, unglückweissagende Stille ein, und dann ein wilder Triumphgeschrei, denn nun ist die Rache gewiß. Der erbitterte Ehemann und seine Freunde haben das Dach angezündet, während ringsumher Rauch von grünem Holz in die Hütte dringt. Jetzt ziehen die Feinde sich etwas zurück, und in wenigen Augenblicken sinkt das schwache Gebäude zusammen und begräbt die Unglücklichen in Flammen und Asche.

So starb Dschani, der Belutsche, und durch seinen Fall ward das unglückliche Land, das so lange der Schauplatz seiner kecken Gewaltthaten war, wie von einem Fluche befreit, — der zitternde Landmann zog hin in Frieden und der Bejahete und Hülflose hing sich nicht mehr an die Steigbügel der Soldaten, um sie zu bitten länger im Dorfe zu bleiben, und sie zu schützen gegen Dschani, den Belutschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1843.

Nordamerika's financieller Zustand.

Langsam aber sicher erheben sich die Vereinigten Staaten aus dem tiefen Verfall, in den ihre Finanzen gerathen waren. Die Papiere der Regierung, welche im vorigen Jahre umsonst ein Anlehen in Europa zu machen suchte, stehen jetzt wieder auf 112 im eigenen Lande, und die Cassen der Banken überströmen von baarem Gelde. Die furchtbare Krise, welche das Vermögen von Tausenden verschlang, ist vorüber, der natürliche Reichthum des Landes behauptet seine Rechte, und die Creditlosigkeit des Landes, verbunden mit dem wohlverstandenen System der Regierung, alle Zölle baar bezahlen zu lassen, hat dem schwindelhaften Ankauf europäischer Manufacturwaaren gesteuert. Seit drei Jahren führt Amerika mehr aus als ein, und in natürliche Folge hat sich das baare Geld gehäuft. Mit dem Steigen der Umlaufsmittel werden auch die tiefgesunkenen Rohstoffe in Amerika sich einigermaßen, wenn gleich nicht auf ihren früheren Standpunkt, heben, und die westlichen Staaten allmählich zahlungsfähig werden, was sie bisher nicht waren. Die Repudiationstheorie, über welche man in Europa mit Recht so laute Klagen erhoben, findet immer wenigee Anhänger und Vertheidiger, und bald wird sie unter die Classe der vergessenen republicanischen Excentricitäten gehören.

Dieser Gang der Dinge, der noch nicht ganz abgelaufen ist, indem mit dem Beginne des Spätherbstes von neuem der Strom der edlen Metalle nach Nordamerika geleitet werden wird, hat mancherlei Nebenerscheinungen herbeigeführt, so z. B. eine nie erhörte Wohlfeilheit der Baumwolle in England, so daß man jetzt in diesem letzteen Lande den wöchentlichen Verbrauch auf 27,000 Ballen berechnet, um 2000 mehr als in der größten Blüthe der Fabrication in den Jahren 1839 u. 1840, aber es hat den Verdienst in England nothwendig heruntergedrückt, da nicht mehr die gleichen Waarenmassen nach Amerika gehen konnten wie früher. Am auffallendsten ist dieß bei dem Eisen. An Eisenwaaren überhaupt gingen vor 5 bis 6 Jahren für etwa 1,800,000 Pf. St. nach Amerika, jetzt nur noch etwa ein Drittheil, was in England die Eisenpreise dermaßen gedrückt hat, daß sie jetzt weit unter den Fabricationskosten stehen, und einige große Eisenwerkbesitzer seit drei Jahren 20, 30 bis 40.000 Pf. St. jährlich zugesetzt haben, nur um nicht ihre Arbeiten ganz einstellen und die Oefen ausblasen zu müssen, was indeß doch von vielen aus Noth geschehen ist.

Es sind dieß nur einige Beispiele von der Art, wie Amerika und England, die Länder, von denen das eine vermöge des in der Masse verbreiteten Wohlstandes, das andere wegen der größten Manufacturkraft am schwersten in der Schale des Welthandels wiegen, auf einander einwirken. Wer wird als Sieger aus dem staatswirthschaftlichen Kampfe hervorgehen, in den sie sich mit einander eingelassen? Wir nehmen noch immer keinen Anstand, uns für Amerika auszusprechen, wie wir dieß früher gethan haben. Inzwischen wirkt dieser Kampf auf die Handelsverhältnisse des übrigen Europa's so störend ein, daß man wohl thäte, den Einzelnheiten desselben eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken und demgemäß zu handeln.

Die Seen von Killarney in Irland.

(Fortsetzung.)

Gleich in dem obern See liegt eine Reihe kleiner Inseln, die alle so wie die Ufer des Sees selbst felsig sind; an dem schwarzen Streifen, der alle Inseln und Ufer in einem langen Bande umzog und der überall gleichmäßig etwa zwei Ellen hoch war, erkannten wir, wie hoch das Wasser im Sommer gestanden hatte. Unmittelbar über diesem schwarzen Streifen ging ebenso um die Felsen aller Inseln und aller Ufer in schroffem Contraste, durch eine völlig gerade Scheidelinie abgeschnitten, ein weißer Streifen rings herum, der von einer Menge weißgrauer Moose herrührte, wie wir sie schon oben auf den Felsen des Gaps von Dunloe gesehen hatten.

Alsdann kam über diesem weißen Streifen ein graßgelber; es waren die gelben Blüthen des Pfriemenkrauts, oder der Stechginster, der Furze, wie die Engländer diese allgemein hier verbreitete Pflanze nennen. Sie scheint den moorigen Grund, mit dem die Inseln und Felsen von Killarney bedeckt sind, besonders zu lieben.

Digitized by Google

Endlich dann darüber das schöne Laub der Eichen und der Arbutus (der Erdbeerenbäume); diese letztern bilden einen besondern und viel gerühmten Reiz der Umgegend von Killarney, denn wild kommen sie nur im südlichen Irland vor und zwar besonders zahlreich und schön an unsern Seen und Inseln. In der That sieht man hier zwischen den Felsen mit dickem Stamm sich windend und an den Abhängen klammernd einige der schönsten Exemplare dieses edlen Baumes. Besonders wird der Besucher von Killarney beneidet, der im Herbste dahin kommt, denn dann ist das Laub aller der die Seen umgebenden Bäume am schönsten, da es in den mannichfaltigsten Farben spielt, und da wir noch zu diesem bunten Heerbstlaube sehr heiteres Wetter hatten, so waren wir doppelt zu beneiden, denn Regenwetter ist das gewöhnliche und wie man sagt fast alltägliche Loos der Umgegend von Killarney.

Die meisten Inseln dieser Seen heben sich mit runden Rücken, wie große Wallfische über dem Wasser hervor; die Engländer, als ein seebeschiffendes Volk, haben ihnen auch die Namen von Wasserungethümen gegeben. Die eine, welche wie ein großes Linienschiff daliegt, heißt: „the man of war," andere kleinere, die ihr zur Seite liegen: „Jolly boats," Jöllen und Schaluppen. Manche dieser Inseln sind auch mit nichts als mit Torf, Unkraut und Gebüschen bedeckt, und bei ihnen an Isola Madre und Isola Bella in jenem italienischen See zu denken, kam uns nicht in den Sinn.

Die Vorfelsen des Glenaderges treten zuweilen schroff, hoch und gebieterisch mitten in den See hinein. Vor allen einer, den sie den Adlersfelsen nennen, weil an seinen schroffen und unzugänglichen Wänden schon seit langen Jahren ein Adler-Paar sein Nest hat. Die Leute nehmen diesen armen Vögeln jährlich ihre Jungen aus dem Neste und verkaufen dieselben an diesen oder jenen Marquis, welcher 4 bis 5 Pfd. Sterling dafür bezahlt. Es gibt noch andere Adlersnester hier in der Nachbarschaft, unsern Leuten waren im Ganzen fünf bekannt, alle wie sie sagten 2 bis 3 Meilen auseinander, und es geht ein regelmäßiger Handel mit jungen Adlern von hier aus nach England. Da unter unsern Leuten zwei waren, welche diesen Adlerfang schon seit einer Reihe von Jahren, einer seit 20 Jahren betrieben, so ließen wir uns die Sache näher beschreiben.

Zwischen dem 17 Junius und dem 1 Julius sind die Jungen bereits alt genug, um alsdann von Menschen völlig groß gefüttert werden zu können; dieß ist also die Zeit, wo der Raub beginnt. Da die Nester fast alle an so schroffen und unzugänglichen Wänden gelegen sind, daß man von unten nicht zu ihnen hinanklimmen kann, so lassen sich die Leute von oben hinab in Körben und an Stricken dazu herunter. Die alten Adler haben täglich ihre Stunden, in denen sie regelmäßig vom Neste entfernt auf der Jagd sind, um ihren Jungen Nahrung zu holen; diese Stunden passen die Menschen ab, um ihnen den Gegenstand ihrer liebenden Sorgfalt zu rauben. Da es sich aber oft ereignet, daß sie nicht so schnell damit zu Stande kommen, und daß die Alten unerwartet zurückkehren und den Räubern die Beute streitig machen, so bewaffnen diese sich gegen solche unversehene, wüthende Angriffe mit einer Pistole oder einem alten Säbel, und es hat bei dieser Gelegenheit schon oft harte Sträuße gegeben. Horace Vernet muß von diesem killarney'schen Adlersneste nichts wissen, sonst hätte er uns gewiß schon ein interessantes Bild davon gegeben. Bis ein solches einmal auf der Pariser Ausstellung erscheint, wollen wir es hier vorläufig treu nach der Natur entwerfen, da wir, wenn auch nicht jenen Vorfall selbst, doch den Schauplatz dazu durch ein Perspectiv von unserm Boote aus so genau sahen, als wenn wir ganz dicht davor ständen.

Das Nest liegt aus alten und jungen Reisern gebildet auf der kleinen Platte eines Felsenvorsprungs, nach unten geht es einige hundert Fuß senkrecht hinab, und unten in der Tiefe gewahrt man das blinkende, braunkrystallene Wasser des Killarneyer-Sees; nach oben geht es eben so schroff hinauf. An einem alten, zusammengeknoteten Strick, den unsichtbare Hände irgendwo halten, schwebt über diesem Abgrunde eines dieser irdischen Wesen, die mit mehr natürlicher Unbehülflichkeit ausgestattet sind, als alle andern, und denen ihre Habgier mehr Kühnheit und künstliche Gewandtheit gibt, als alle andern besitzen, d. h. ein Mensch. Er hat einen Fuß auf die Felsenkante gesetzt und bückt sich, theils um sich vor den Angriffen der alten Adler zu schützen, theils um die Jungen, die er bereits bei der Gurgel gefaßt hat, völlig zu sich heran zu reißen. Mit der Rechten führt er mit seinem alten Säbel so eben einen Streich gegen den Adler, der sich am kühnsten und nächsten heran gewagt hat, aus; die Federn des armen Thieres fliegen, es ist die Mutter. Ihr Flügelschlag umrauscht den erblassenden und erschreckt auf sie hinblickenden Menschen ganz nahe, und sie schnappt mit dem krummen Schnabel in die blanke Klinge hinein. Der andere Adler, das Männchen, ist klug dem Streiche ausgewichen, und hält sich zurück. Das eine der Jungen ist aus dem Neste gesprungen und ist unbehülflich zum Rande des Felsens pipend und schreiend hingehupft.

Ich glaube alle diese außerordentlichen Situationen würden hinreichend im Stande seyn, die Phantasie eines Malers aufzuregen und ein höchst malerisches Bild zu schaffen. Als Rahmen könnte dieses ganze Bild von einer der verschiedenen, alten, knorrigen Eichen eingefaßt werden, die hie und da in den schroffen Felsen wurzeln und seit Jahrhunderten mit mächtigem, gedrungenem Stamme daran emporstreben.

Auf diese Weise nehmen die Menschen schon seit langen Jahren immer diesem alten Adlerpaare seine Jungen weg. Wir hatten einen Jäger bei uns, der behauptete, er habe diesen Fang schon seit 20 Jahren mitgemacht; es sey seit dieser Zeit immer dasselbe Adlerpaar, versicherte er, gewesen. Ich fragte ihn, wie er das wissen könne. Er sagte, sie könnten sehr gut die verschiedenen Adlerpaare von einander unterscheiden, und wenn es ein neues wäre, so würden sie, die sie dieselben das ganze Jahr hindurch aus der Nähe und Ferne beobachteten, dieß sofort erkennen. Dieses Paar hielten sie für das älteste in der ganzen Gegend, denn ihre Federn hätten schon außerordentlich verblichene Farben. Nachdem die Jungen

Digitized by Google

ihnen geraubt seyen, umflatterten sie dann gewöhnlich Tag und Nacht schreiend eine halbe Woche lang und oft länger ihr Nest, flögen hin und her und schienen die Jungen in der Gegend zu suchen. Das Merkwürdigste ist, daß die Alten nie dabei klug geworden sind, und ihr Nest nie geändert haben, vielmehr immer wieder ihre Eier in dasselbe Nest legen und ihre Jungen daselbst ausbrüten. Gewöhnlich sind es zwei Junge, zuweilen aber auch nur eines.

Da wir mehrere Zeugen vor uns hatten, und ihre Aussagen alle miteinander übereinstimmten, so schienen mir diese Dinge der Aufbewahrung werth. — In der That ist die seit zwanzig Jahren jeden Frühling wiederkehrende treue Liebe und der jeden Sommer sich wiederholende Schmerz des alten Adlerpaars ein höchst melancholischer Gedanke.

Die Jäger sagten, daß es sich ereignet habe, daß von den weggefangenen und zahm gemachten Adlern zuweilen der eine oder andere seine Freiheit wieder erlangt habe und in die Wildniß zurückgekehrt sey. Diese zahmen Adler seyen aber dann jedesmal von den wilden angegriffen und getödtet worden.

Auch diesen Umstand bestätigten noch alle, daß die Adler die Hasen gewöhnlich den Ziegen vorzögen, entweder weil der Hase ihnen besser mundete, oder weil die Ziegen, welche sich zusammen halten, ihre Jungen besser vertheidigen. Gewöhnlich gehen beide, Männchen und Weibchen, zugleich auf diese Jagd und greifen den Hasen vereinigt an, indem sie ihn in eine wilde Felsengegend treiben, wo dann der eine unter und der andere über dem Hasen fliegt, so daß, wenn er dem untern entgeht, er dem obern in die Krallen fallen muß.

Durch schmale Wasserpässe, in denen das Wasser sich rascher bewegt, und die von schönen Bäumen überschattet und von halb zerfallenen Brückenbögen überbaut waren, kamen wir nach einigen Stunden Arbeit in den Turk-See. Hie und da wurde am Ufer einer Insel ausgestiegen und ein alter schöner Baum besehen, oder ein Echo probirt, und als wir endlich aus dem Turk-See durch einen abermaligen Engpaß in den „Großen See" gekommen waren, wurde ganz ausgestiegen und im Hafen unter alten Arbutus-Bäumen das Mittagsmahl bereitet. Es mundete vortrefflich, die kalte Küche, das Ale, der Bergthau, und wir sandten auch unsern sechs Ruderern gute Portionen; die Speise nahmen sie mit Dank an, aber die Getränke wiesen sie mit Ernst und Entschiedenheit zurück. Sie waren alle sechs sammt und sonders Temperanceemen. Wir baten, sie möchten wenigstens doch unser Ale sich gefallen lassen, aber sie wollten keinen Tropfen davon anrühren und schöpften das Seewasser als Trank zu ihrem Fleisch und Brod. Ich fragte sie, ob es ihnen denn nicht leid thäte, da es doch so frisch auf dem Wasser sey, daß sie ihrem Gelübde zufolge sich nicht mit einem etwas kräftigeren und feurigeren Trank erquicken und erwärmen könnten. Sie sagten, nicht im geringsten, es fiele ihnen gar nicht ein, dieß zu bedauern, und sie hatten „no temptation at all" (nicht die geringste Versuchung dazu). Sie entbehrten auch in der Kälte die hitzigen Getränke nicht mehr, und befänden sich unvergleichlich besser, seitdem sie solche gar nicht mehr genössen. — Mein Officier und ich schämten uns diesen Leuten gegenüber noch selber weiter zu trinken, und ich glaube, es blieb ein guter Rest mehr in der Flasche, als ohne sie darin geblieben wäre. So ist das Beispiel der wohlthätigen Mäßigkeit also ansteckend.

Mein Freund war entschieden für die Mäßigkeit in der Armee, und meinte, es sey der jetzige leichte Temperanceesoldat durchaus ein weit besser disciplinirter als der frühere Whiskey-Soldat, und die Verbrechen und Strafen in seinem Regiments hätten sich nach Vater Mathews Sittenreformen wenigstens um die Hälfte, wo nicht um zwei Drittel vermindert. „In the old drinking-time" (in der alten Trinkerzeit) hätte er seinen täglichen Aerger und Noth in seiner Baracke gehabt, jetzt könne er aber seinen vierzehntägigen Urlaub mit viel größerer Muße genießen, und habe nicht nöthig mit Sorgen an seine Compagnie zurückzudenken.

Wir fuhren nun auf der Wasserfläche des großen Sees dahin. Wie bei den obern Seen die Adler, die Arbutus und die mit Ginster bedeckten, gelb, weiß und schwarz gestreiften Inseln, so spielen nun auf diesen untern Seen der berühmte Ritter O'Donnahue und die von ihm umlaufenden Sagen die Hauptrolle.

(Schluß folgt.)

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Kazrun.

Jeder Reisende wird sich bei dem Anblick dieser Stadt und der sie umgebenden Ebenen in seiner Erwartung getäuscht finden; die Stadt ist fast nichts als ein Haufen von Ruinen, enthält auch nichts Merkwürdiges oder Interessantes. Die Ebene sah jetzt verbrannt und unfruchtbar aus, obgleich in der passenden Jahreszeit hier viel Weizen und Gerste gezogen wird, deren Felder vorzüglich durch Canäle bewässert werden, denn es gibt wenig oder gar kein Quellwasser in dem Thale von Kazrun. Diese unterirdischen Canäle sind ziemlich die einzige Art nützlicher Anstalt, welche, trotz der Kosten, noch jetzt in Persien angelegt wird, und zwar aus dem Grunde, weil der so erworbene Besitz geschützt wird und der Ertrag bedeutend ist und bald erfolgt, weßhalb sie auch in der Regel von hohen Staatsbeamten erbaut werden, die das auf diese Weise herbeigeführte Wasser sehr theuer verkaufen. Noch vor kurzem sind einige neue Canäle in dem Thale von Kazrun angelegt worden, und man kann sich eine Idee von dem Ertrage eines solchen Besitzthums machen, wenn man erfährt, daß die schwache Quelle zu Daiki 4000 Rupien jährlich eindringt, und daß ein jüngst von dem Statthalter geöffneter Canal wenigstens fünf- bis sechsmal so viel Wasser liefert. Unter andern bewässert dieser Canal auch einen Garten, der die schönsten bittern und süßen Pomeranzen-, Pompelmusen-, Citronen- und Granatäpfelbäume enthält, die man nur in dieser Gegend antrifft. Weiter nach Norden, auf der Hochebene von Persien, gelangen

Digitized by Google

die Pomeranzen nicht zur vollkommenen Reife; aber im Ueberflusse wachsen sie an den Gestaden des kaspischen Meeres.

Kazrun ist ein bedeutender Marktplatz für die in der Nachbarschaft gezogenen Pferde, welche man sehr schätzt, weil sie noch viel arabisches Blut haben. Man hat jüngst die besten als Remonte für die englische Reiterei in Indien aufgekauft.

Die Stadt ist ferner berühmt wegen ihrer Pehlewans oder Ringer und wegen einer Art Vogelfänger, welche die Sperlinge und andere kleine Vögel auf eine ganz sonderbare Weise fangen. Die Kämpfe der erstern sind schon oft beschrieben worden, und wer die indischen Ringer gesehen hat, für den ist es nichts Außerordentliches. Die Art des Vogelfangs ist sehr sinnreich, und auf den ersten Augenblick könnte man denken, es sey eine Art von Bezauberung, durch welche die Vogelfänger den Vögeln befehlen, in ihr Netz zu fliegen. Die ganze Sache ist übrigens sehr einfach; die Erfahrung lehrt, daß die Vögel zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Richtung in Schwärmen von den Orten, wo sie ihre Nahrung suchen, nach ihrer Schlafstelle zurückfliegen. In diese Linie wird ein Netz aufgespannt, welches so eingerichtet ist, daß es von einer verborgenen Person zugezogen werden kann; dieser Linie entlang stehen eine Menge Pfähle in zwei Reihen; es scheint aber nicht, daß sie einen andern Zweck hätten, als die Beförderung der Täuschung. Wenn sich ein Zug solcher Vögel nähert, so wirft eine ebenfalls versteckte Person einen Stein oder Erdklumpen über sie weg und gibt zugleich einen gellenden Ton von sich, der mit dem eines Habichts Aehnlichkeit hat, worauf die kleinen Vögel sich sogleich niedersenken und nahe an dem Boden in die Oeffnung des Netzes hineinfliegen, das nun zugezogen wird, und so fängt man zuweilen einen, zuweilen viele Speelinge. Uebrigens gelingt der Fang nicht allemal, denn als die Vogelfänger zu unserer Belustigung ihre Kunst uns zeigen wollten, waren sie eben nicht besonders glücklich.

In der Nähe von Kazrun hält sich ein räuberischer Stamm auf, welcher lange Zeit hindurch sehr gefährlich war und die Reisenden oft ausplünderte. Sie lebten in blutiger Fehde mit den Kazrunern, die beständig auf ihrer Hut seyn mußten. In der neuesten Zeit hat man diese Räuber etwas mehr im Zaume zu halten verstanden. Ein bedeutender Raubmord, den sie einige Zeit vor unserer Ankunft begangen hatten, bewog endlich den Fürsten von Schiras Truppen zum Einfangen der Thäter abzusenden, und man war wirklich so glücklich, drei Männer nebst einigen Frauen und Kindern einzufangen.

Diese Maaßregel hatte den besten Erfolg; das Vieh, welches sie dem Statthalter gestohlen hatten, wurde alsbald zurückgebracht und die Bitte hinzugefügt, daß er sich für sie bei dem Fürsten verwenden möchte. Man schloß hierauf eine Art Vertrag mit ihnen ab, durch welchen sie sich verbindlich machten, künftig nicht mehr auf der Landstraße zu rauben, und seitdem ist die Gefahr nicht mehr so groß als sie früher war. Die Maaßregel des Einfangens der Weiber und Kinder ist jederzeit von dem besten Erfolge, wenn man solche wilde Raubstämme zur Ordnung zurückführen will; sie bewies sich auch in Indien sehr wirksam, und da sie ein eben so menschliches als zweckmäßiges Mittel ist, so verdient sie, wo möglich, in allen solchen Fällen angewendet zu werden.

Miscellen.

Einwendung eines alten Indianers gegen das Christenthum. Ein christlicher Missionär, selbst Indianer (s. Nr. 161), predigte vor einiger Zeit einem nordwärts von Canada wohnenden Indianerstamm das Christenthum, und wurde schweigend und mit Achtung, wie dieß bei Indianern Sitte ist, angehört. Als er mit seiner Predigt zu Ende war, stand einer der Häuptlinge auf und redete den Missionär folgendermaßen an: „Die christliche Religion ist ohne Zweifel eine sehr gute Religion, aber sie ist für den weißen Mann gemacht, obwohl auch dieser sein Benehmen nicht sehr nach ihren Vorschriften einzurichten scheint. Aber Gott hat eine andere Religion für den rothen Mann gemacht, und es ist viel besser für ihn, wenn er dieser folgt. Zum Beweis hievon will ich die eine Begebenheit erzählen, die mit einem Indianer eines andern Stammes sich zutrug; dieser hatte das Christenthum angenommen, starb und blieb drei Tage lang todt. Als man ihn aber begraben wollte, erwachte er wieder zum Leben, und erzählte dann, daß er in den letzten drei Tagen im Himmel der Christen sich befunden und dort sehr glücklich gewesen sey; als ihn aber Gott endlich unter den Weißen erblickte, fragte er ihn, wie er hieher komme? er erwiederte, er habe den christlichen Glauben angenommen, sey in diesem gestorben und komme nun natürlich in den christlichen Himmel. Gott sagte ihm dann aber, er sey ganz unrecht daran, denn die christliche Religion und der christliche Himmel seyen nur für weiße Leute; er möchte augenblicklich den christlichen Himmel verlassen, auf die Erde zurückgehen und der Religion seiner Väter folgen; bei seinem Tode werde er dann in den Himmel der rothen Männer aufgenommen werden und dort die Freuden der Jagd mit einer Menge Wild genießen. Der Indianer entsagte der neuen Religion, kehrte zur alten zurück, lebte noch lange nachher und starb in einem guten hohen Alter. Du siehst also, fuhr der Häuptling fort, ich kann nicht daran denken, die Religion des rothen Mannes für die des weißen zu verlassen, denn wie der Indianer, dessen Geschichte ich euch erzählt habe, könnte ich von dem Allmächtigen aus dem Himmel der Weißen fortgewiesen werden, indem ich kein Recht hätte da zu seyn; wenn mir dann aber nicht auch zugleich Gelegenheit gegeben würde, auf die Erde zurückzukehren und den Himmel des rothen Mannes durch die Rückkehr zu meiner Religion zu gewinnen, so ließe ich Gefahr, beide zu verlieren." Diese Rede des Häuptlings machte einen solchen Eindruck auf die heidnischen Zuhörer aus dem Stamm, daß alle weitern Bemühungen des Missionärs vergeblich waren. (Buckingham Canada.)

Unterseeischer Vulcan. In der Sitzung der französischen Akademie am 15 Mai theilte Hr. Peleron de Blainville die Nachricht mit, daß am 7 März um 4 Uhr Nachmittags ein unterseeischer Vulcan zwischen den Inseln Marie Galante und Guadeloupe ausgebrochen sey; eine große Säule schwärzlichen Wassers wurde zu einer bedeutenden Höhe ausgestoßen und der See weit umher mit Dunst bedeckt. Der Verfasser des Schreibens glaubt, daß Guadeloupe, nachdem dieß Sicherheitsventil eröffnet, jetzt vielleicht sicherer sey vor neuen Ausbrüchen. (Sc. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1843.

J. Kollars Reise in Ungarn.

J. Kollar, bekannt durch mehrere Schriften, namentlich durch seine unter dem Titel „Slawy Dcera" erschienene Gedichtsammlung, ist in neuerer Zeit gewissermaßen der Vorsprecher der Slawen in Oberungarn gegen die Bedrängungen der Magyaren geworden. Was man auch zur Vertheidigung der Maaßregeln der letztern sagen mag, so wird man jedenfalls bekennen müssen, daß sie verletzend für die Slawen Ungarns sind, und selbst die neueste Schutzrede derselben von Lukacs geht von einer Voraussetzung aus, die, was sich auch juridisch dafür anführen lassen mag, factisch auf einen argen Irrthum hinauskäuft. Der Streit hat sich von beiden Seiten erhitzt, und wenn die Magyaren von ihrem Recht als herrschende Nation des Landes reden, so gehen die Slawen andrerseits von der Ansicht aus, daß die Magyaren Eindringlinge seyen und das Land ursprünglich den Slawen gehöre. So wie man auf so schroffe Ansichten hinausgekommen, ist an Verständigung nicht zu denken, und man hat die einfache Erwägung, daß man einmal neben einander leben und darum suchen müsse, möglichst erträglich zu leben, nur allzu oft außer Acht gelassen. Auch Kollar hat in dem Streite, nicht bloß gegen die Magyaren, sondern auch gegen die Deutschen nicht immer Maaß gehalten,*) und eine Gereiztheit der Stimmung, ein etwas gar zu weit getriebenes Herausheben der Slawen zeigt sich auch in dem Buche, aus dem wir die nachstehenden Bruchstücke entnehmen, auf jeder Seite. Die Bewegung der Slawen in Ungarn, Böhmen und Illyrien hat seit zehn Jahren in einem raschen Verhältniß zugenommen, und trotz einiger Bestrebungen sie zu hemmen, ist sie noch nicht am Endpunkt angelangt. Es ist immerhin interessant, die Ansichten und Bemerkungen eines in diesem Streite so lebhaft betheiligten Mannes, wie Kollar, zu vernehmen, und obgleich die das öffentliche Leben in Ungarn bewegenden Fragen in dieser Reiseskizze nur obenhin erwähnt werden, so halten wir es doch nicht für unpassend, den Theil seiner Reise von Pesth bis Triest, welcher in vier Abtheilungen zerfällt, und auch manches antiquarisch Interessante mittheilt, hier einzuschalten.

*) Der Redacteur des Auslandes sieht sich, da Hr. Kollar in dem hier erwähnten Buche auch seiner gedacht und ihm nicht weniger als dritthalb Seiten gewidmet hat, genöthigt einige Worte darüber zu sagen. Hr. Kollar wußte, daß ich Verfasser eines Aufsatzes in der Vierteljahrsschrift, „die slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland" sey, worin auf die Folgen des in Ungarn vor sich gehenden Streits aufmerksam gemacht wurde; er sah sich dadurch veranlaßt, mir auf seiner Durchreise durch Augsburg einen Besuch zu machen, hat aber in seiner Schrift unsere Unterredung in einer Weise dargestellt, um mich als einen Sonderling, einen Querkopf — Podiwin ist der böhmische Ausdruck — erscheinen zu lassen. Das möchte hingehen, daß er mir aber nebst einer „wunderlichen Figur, wie er sie in Deutschland nie gesehen" (podiwna, w Niemcich newidana postawa) auch einen „Schnurrbart gleich einem Polen" (mat fauzy co Polak) andichtet, ob ich gleich in meinem Leben nie etwas anders als einen bescheiden zugestutzten Backenbart getragen, ist doch etwas arg. Wahrscheinlich sollte die äußerliche Sonderbarkeit der geistigen als Folie dienen. Ed. Widenmann.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Vesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

Am 7 Sept. früh Morgens verließ ich Pesth, gerade in dem Augenblick, wo man die Brücke öffnete, um Schiffe durchzulassen, und um 6 Uhr saß ich mit meinen zwei Freunden im Wagen. Ein gewisses Wohlgefühl durchdrang mein Innerstes mit jedem Peitschenknall, als das Rasseln des Wagens auf dem Pflaster von Ofen zu Ende ging, denn zwei arge Unannehmlichkeiten, den Stand von Pesth und den nationalen Wahnsinn, ließ ich immer weiter hinter mir. Längs der Donau, über Sachsendorf, Promontor und Tetin, wo noch immer die Spuren der unglücklichen Ueberschwemmung der Donau vom Jahre 1838 zu sehen sind, kamen wir um Mittag nach Marton-Vasar. Meine erste Sorge war hier, den berühmten Garten und die Bildersammlung der gräflich braunschweigischen Familie zu besuchen; beide übertrafen meine Erwartungen und bereiteten mich würdig vor auf die höheren Natur- und Kunstschönheiten, welche ich auf meiner weitern Reise, namentlich in Italien, bewundern sollte. Der hiesige Park ist einer der prächtigsten, die man in Ungarn sehen kann.

Digitized by Google

Auf die blühende Insel in demselben führte uns ein Nachen, der nicht mit Rudern, sondern von Seitenrädern, nach Art der Dampfboote eingerichtet, jedoch mit den Händen getrieben, fortbewegt wurde. Im hintern Theile des Schlosses befindet sich, 373 Stücke stark, die Gemäldesammlung, von denen einige in dem Katalog den Preis von 800 fl. Crt. angefügt haben. Es finden sich hier Werke von Kranach, Holbein, ein schöner Engel von Zuccarelli und anderes von italienischen Meistern. Meine Aufmerksamkeit zog namentlich ein Brustbild Kupecky's, von ihm selbst gemalt, auf sich; schon hatten alle die Gemäldesammlung längst verlassen, als ich immer noch in Gedanken versunken und allein mich dem Bildniß Kupecky's gegenüber befand. Das trübe Geschick Kupecky's war auf seinem finster erhabenen Gesichte ausgeprägt, und er scheint zu den Charakteren eines Tacitus, eines Juvenals gehört zu haben, deren Lächeln eine Drohung und ein Fluch ist. Zum Glück mißbrauchte er in seiner Kunst niemals seine mehr erworbenen als angebornen Eigenschaften. Sein böhmisches Auge trauert über das verlorene und zerrüttete Vaterland, denn um der Religion willen mußte er noch als unmündiges Kind im Schooße der Mutter nach Ungarn flüchten, im Jahre 1667. Den italienischen Glanz und Farbenzauber wußte Niemand so wie Kupecky mit nordischer Kraft zu paaren; darum haben seine Porträts verdientermaßen einen europäischen Ruf erlangt. Zwei Slawen hatten große Verdienste um Kupecky: der Pole Alexander Sobieski, welcher ihn zu Rom aus der Dunkelheit zog, und Zaar Peter von Rußland, welcher ihn sehr liebte, ehrte und seine Arbeiten aufkaufte. Kupecky, sein Zeitgenosse, der Slowacke Bogdan, und drei Slavonier, Frederico Benkowich, Losenko u. s. w. haben der Welt hinreichend die Fähigkeiten unseres Volkes, nicht bloß, wie man behaupten will, zum Pflug und Ackerbau, sondern auch zum Pinsel und zur Malerei bewiesen. Was wären diese Männer für unser Volk gewesen, wenn wir eine nationale Malerschule, eine Akademie und Gemäldesammlungen gehabt hätten; wenn sie nicht genöthigt gewesen wären, sich den Fremden anzuschließen, sondern wenn sie den slawischen Volksgeist bewahrt, für unser Volk gearbeitet, es gebildet und verherrlicht hätten; jedes zerrissene und zertheilte Volk ist unglücklich, es lebt nicht und stirbt nicht. Jeder seiner Söhne, der die erste angeborne Rohheit abstreift und aus dem Sumpfe des Pöbels zum Bewußtseyn eines freien und gebildeten Mannes sich emporarbeitet, ist, wenn er den Zustand und das Unglück seines Volks bedenkt, ein wahrer Märtyrer. Solche Gedanken und Gefühle zerrissen mein Innerstes vor dem Bilde Kupecky's.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seen von Killarney in Irland.

(Schluß.)

Dieser O'Donnahue war ein mächtiger Ritter oder König, der vor Alters in einem schönen Schlosse, das man noch in Ruinen zerfallen am Ufer des Sees sieht, residirte, und seine Persönlichkeit und Thaten sind so außerordentlich gewesen, daß sie sich unvergeßlich dem Gedächtnisse des Volkes einprägten, und daß noch in diesem Augenblicke eine Menge Sagen von ihm erzählt werden. Unter den buntgestalteten Inseln des Sees, die in ihren Felsenbildungen alle etwas besonderes und auffallendes haben, erkennen die Leute noch die ganze Hauswirthschaft dieses Königs. So nennen sie einen Felsen „O'Donnahue's Pigeonhouse" (O'Donnahue's Taubenhaus). — Eine andere Insel, die ein großes, unterirdisches Gewölbe enthält, O'Donnahue's Gefängniß. Sonst konnte man noch in diese Höhle hineinkommen, jetzt aber ist sie allmählich mit Bogstuff (Torfstoff) fast vollgefüllt. Also selbst in die unterirdischen Gewölbe wie auf die erhabensten Felsenspitzen bringt dieser wunderbare Bogstuff, der hier ein wahrer Hans in allen Gassen ist. Der wunderbarste Felsen ist der, welcher O'Donnahue's Library (Bibliothek) genannt wird; er besteht aus einer Menge dünner, schmaler Steinschichten, die vielfach zerrissen und in geschichteten Trümmern über einander geworfen sind, was in der That gerade das Ansehen von über einander polternden Büchern hat. „Sogar die holy bible liegt oben drauf!" sagte einer unsrer Ruderer, als wir vorüberfuhren, indem er auf einen der dicksten Steine zeigte, welcher der oberste war, und in seiner Form frappant genug einem großen Buche glich; „und dieß ist sein Lexikon!" sagte ein anderer, „mit einer Menge hard words darin" (hard bedeutet im Englischen hart, und auch schwierig.) Die weißen Schaumwellen, welche der See bei starkem Winde aufwirft, nennen sie O'Donnahue's weiße Rosse.

Manche dieser Inseln haben wirkliche Ruinen; bei manchen wird man zweifelhaft, ob man Ruinen eines künstlichen Menschenwerks oder nur Naturarbeit sieht, ebenso wie man bei den Erzählungen der Leute hie und da zweifelhaft wird, ob man Sage oder Geschichte hört.

Zuweilen soll noch jetzt O'Donnahue aus seinem Schlosse hervorreiten und seine Wirthschaft besehen. Er thut dieß an einem schönen Morgen, wenn noch die Strahlen der Morgenröthe mit den Nebeln der Nacht im Kampfe liegen. Er reitet dabei ein schönes, weißes, hellleuchtendes Roß und galoppirt damit über den Spiegel des Sees, indem schöne Feen vor ihm herschweben und seinen Weg mit Blumen bestreuen. Während er über den See dahin fährt, stellt sich rings umher alles wieder in dem prächtigen Zustand her, in welchem es früher am See zu sehen war, sein Schloß, seine Bibliothek, sein Taubenhaus, sein Gefängniß. Wer ihn dabei sehen kann und wer den Muth hat ihm über dem Wasser hin zu folgen, den führt er selbst über die tiefsten Stellen des Sees trocken hinüber, und reitet mit ihm in den gegenüberliegenden Berg ein, wo er seine Schätze verborgen hat, die er überschaut und von denen er gastfreundlich und freigebig mittheilt. Noch bevor die Sonne selbst auf die Wellen des Sees blinkend hinabscheint, reitet er wieder zurück und verschwindet in seinen Schloßruinen. Es ist merkwürdig, wie sehr sich solche Sagen in allen Ländern gleichen. Am Harz haben wir für den bekannten Ilsenstein ganz ähnliche Sagen.

Die interessanteste von den Inseln dieses größeren Sees

Digitized by Google

ist die, welche den Namen „Innisfallen“ hat. Sie ist die größte von allen und über und über mit den auserlesensten alten Bäumen bedeckt, welche wie in einem Parke bequem und in weiten Zwischenräumen neben einander stehen, und unter ihnen befindet sich der schönste Weideplatz für die Kühe und Schafe, welche sie beweiden. Die Bäume sind zum Theil Eichen, meistens aber alte herrliche Eschen.

Auch sah ich hier die ältesten und größten Stechpalmen, welche mir je zu Gesichte kamen; eine hatte 12 Fuß im Umfange und ein mächtiges und ausgebreitetes Gezweige wie eine Eiche. Wenn man die kleinen Stechpalmen gesehen hat, welche nur kümmerlich ihr Leben fristen in dem Jardin des plantes in Paris, und die man dort nur mit Mühe fortbringt, so weiß man dergleichen in Irland um so besser zu schätzen. Dabei hatte diese Stechpalme das Eigenthümliche, daß sie abwechselnd stachlichte und nicht stachlichte Blätter an ihren Zweigen trug. Eine der mächtigen Eschen ward im verflossenen Winter durch einen Sturm umgeworfen und in ihrem Falle hatten ihre Wurzeln ein großes Felsstück von nicht weniger als 20 Fuß im Umfange, das sie in ihrem Wachsthum umklammert hatte mit fortgerissen und von den übrigen Felsen getrennt. Sie, heißt es noch jetzt in ihrer umgestürzten Situation mit ihren Wurzeln fest umklammert.

Auch die Ruinen einer ehemaligen Abtei, Grotten, Dickichte von Immergrün und andere unterhaltende und interessante Dinge befinden sich auf dieser Insel Innisfallen. Es ist dieß die Insel, von der Thomas Moore singt:

Sweet Innisfallen fare thee well,
May calm and sunshine long be thine!
How fair thou art let others tell,
While but to feel, how fair, is mine!

No more along thy shores to come,
But, on the worlds dim ocean tost,
Dream of thee sometimes as a home
Of sunshine I had seen and lost etc.

Wir landeten endlich nach einer Wasserfahrt von mindestens 14 Meilen bei der Ruine des Schlosses Roß-Castle, die nicht weit von Killarney unmittelbar am Ufer des Sees liegt, und von deren Mauern man einen hübschen Rückblick auf diese durchfahrenen Seen und ihre reizende Inseln selbst genießen kann. Die Mauern waren rings von Epheu umrankt, und das Besterhaltene in diesem Schlosse waren die Einfassungen des alten großen Kamins in der Haupthalle, welche deutlich genug zeigten, daß auch schon in alten Zeiten den Leuten hier ihre Feuerstide theuer gewesen seyn muß. Nur brannten damals noch nicht New-Castle'sche Steinkohlen, sondern große Holzstämme darin, wie man das noch diesen Augenblick in Frankreich sieht.

Am Abend verwandelten sich unsere Ruderer und Adlerräuber in Schreiber, denn wir hatten sie gebeten, uns die hübschen Lieder schriftlich aufzusetzen, die sie auf dem See gesungen. Obgleich sie uns versichert hatten, die schwierige Kunst des Schreibens auf der Schule vortrefflich gelernt zu haben, und obgleich sie uns in der That auch ganze Bogen voll geschrieben brachten, so konnten wir doch so wenig davon entziffern, als wäre es alte druidische Runenschrift gewesen und die schönen Lieder blieben für uns ungefangene Fische.

Die Besucher von Killarney pflegen sonst gewöhnlich sich 6 bis 8 Tage Zeit zu nehmen, um alle die Reize der Gegend hier recht durchzugenießen. Da müssen noch die malerischen Ruinen einiger Schlösser in der Nachbarschaft besucht werden, alsdann muß man den hohen Berg Mangerton besteigen und in den kleinen, runden See, der sich auf seinem Gipfel befindet, den Finger stecken, um sich zu überzeugen, daß es wahr ist, daß er, wie man sagt, Winter und Sommer über immer eiskaltes Wasser hat, weßhalb er auch und seiner runden Form wegen vom Volke „des Teufels Punschbowle“ genannt wird. Allein dieß Detailstudium der Gegend lag nicht in meinem Plane, und am andern Morgen früh machte ich mich wieder auf den Weg, um über die hübschen Küstenorte Kenmare und Bantry nach Cork zu reisen.

Wanderungen auf den Cykladen.

(Von Buchon.) *)

Naxos; Besuch von Apano Castro und Apollonia.

Um nach dem zerstörten Schlosse von Apano Castro zu gelangen, muß man durch Felsen hinaufsteigen nach der Höhe eines Berges, der einerseits scheoff abfällt, andrerseits aber nach Drymalia zu sich ziemlich allmählich abflacht. Dieß alte Schloß, von fränkischer Bauart, hat eine doppelte Umwallung. Die Mauern der ersten sind nach der Seite von Drymalia zu durch einen ungeheuren runden, mit Schießscharten versehenen Thurm geschlossen, der sich durch eine dicke Zwischenmauer an einen zweiten Thurm anschließt. Der runde Thurm ist in seinem äußern Theil sehr gut erhalten. Oberhalb der äußern Umwallung ist die zweite, die das feste Schloß einschließt, dessen Stelle noch durch einige Reste von Thürmen und Cisternen bezeichnet ist. Die Lage ist ungemein fest, namentlich auf der dem Berge Zeos gegenüberliegenden Seite. Eine kleine auf der Spitze des Felsens gelegene Kirche trägt Spuren eines hellenischen Tempels und enthält eine Menge antiker Marmorfragmente. Auf der andern Seite sind die Ueberreste eines hellenischen Thurmes aus unbehauenen Steinen. Diese Ruine hat über 30 Fuß Länge und 5 bis 6 Fuß Höhe. Von hier folgte ich der Mauer bis dahin, wo eine kleine Thüre durch einen sehr schwierigen Weg zur Veste hinausführt. Nach Pater Sanigee, der die Geschichte der alten Herzoge des Archipels schrieb, wäre dieß Schloß von Marco Sanudo, dem dritten Herzog der Cykladen von 1244 bis 1255 erbaut worden, um die Bewohner von Naxos im Zaume zu halten, von denen er so eben einen Aufstand bei Gelegenheit der Aufhebung eines Altares des St. Pachys (d. h. des Dicken) unterdrückt hatte. „Das Volk,“ erzählt Sanigee, „strömte in Masse herbei, namentlich die Mütter, deren Kinder mager und krank waren. Sie riefen mit frommem Eifer sehr häufig ihren großen Heiligen an, und steckten das Kind wiederholt durch ein in einem großen Stein angebrachtes Loch, das man noch zeigt, in der Ueberzeugung, daß sie dann bald wieder dick und stark werden würden.“ Marco Sanudo

*) Revue de Paris vom 28 Mai.

Digitized by Google

wollte dieſen verehrten Altar umſtürzen, die Bewohner des Fleckens und der Pyrgos von Drymalia empörten ſich aber, und Marco, um ſie für die Zukunft im Zaume zu halten, ließ das Schloß von Apano Caſtro bauen, welches dieß Thal beherrſcht.

Wir ſtiegen nun auf der entgegengeſetzten Seite, als wir hinaufgeſtiegen waren, wieder herab. Der Weg iſt abſcheulich, aber man wird für ſeine Anſtrengungen entſchädigt, ſobald man an den Abhang des Hügels kommt, welcher in das reizende, wirrwohl enge Thal von Kalamitzia hinabführt. Die Lazariſten haben hier von den Jeſuiten ein am Anfang des Thales gelegenes ſehr ſchönes Haus geerbt, das in italieniſchem Styl mit großen ſchönen Treppen, die nach den Gärten hinabführen, gebaut iſt. Der Garten iſt nach Art der alten franzöſiſchen Gärten mit Grotten, Terraſſen, ſpringenden Waſſern angelegt, und mit einer Menge Citronen-, Orangen- und Granatbäumen beſetzt, die, in Verbindung mit dem überall reichlich vorhandenen Waſſer, dieſen Garten in der großen Hitze zu einem wahrhaft zauberiſchen Aufenthalt machen. Wir nahmen hier ein kleines Mahl ein, und koſteten den herrlichen Wein des benachbarten Dorfes Perato, dem man, als den beſten auf dieſer dem Bacchus geheiligten Inſel, den Namen Bacchuswein gegeben hat. Nach kurzer Ruhe beſtiegen wir wieder unſere Maulthiere, um den Rückweg anzutreten.

Auf das ſchmale, zierliche Thal von Kalamitzia folgt das offene und nicht minder freundliche Thal von Melanes, das durch eine Menge Bäche bewäſſert iſt. Wir ſtiegen ab, zogen von Höhe zu Höhe, von Thal zu Thal, von Bach zu Bach, bald an den Baumzweigen uns fortſchwingend, bald uns ſo gut wie möglich einen Weg über die Bäche bahnend, und beſuchten nacheinander die lachendſten Gärten von Melanes, ſämmtlich mit den ſchönſten Bäumen bedeckt, unter denen Tauſende von Biſamcitronen durch ihre erſtaunliche Größe ſich auszeichnen; alle ſind von kleinen Bächen bewäſſert, und faſt alle ſo gut unterhalten, wie die Gärten von Kalamitzia. In dem Thal von Melanes findet ſich auch ein Haus, das noch jetzt Effendico, das Herrenhaus, heißt und den Herzogen von Naxos als Luſtort diente.

Meine Abſicht war, mich nach dem Beſuche der ſchönen Gärten von Melanes über Santa Elena nach dem Thal von Engares zu begeben, wo unſere Lazariſten gleichfalls Beſitzungen haben, und welches, wie der Pater Sanuger ſagt, der lachendſte und reizendſte Theil der Inſel Naxos iſt, aber der Tag ging zu Ende, und wir kehrten durch ein ſchmales Thal nach der Ebene von Langadia und dann nach der Stadt zurück.

Wir hatten jetzt noch eine der intereſſanteſten Merkwürdigkeiten der Inſel, die Ruinen der Stadt Apollonia, zu ſehen, ſo wie die Trümmer einer koloſſalen Statue, die ſeit dem höchſten Alterthum vor ihrer Vollendung mitten in dem Marmorbruche, aus dem ſie gehauen worden, aufgegeben worden war. Da dieſer Ort gerade auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt Naxos liegt, ſo beſtiegen wir unſren Kutter, und da das Wetter ſehr ſchön war, ſo befanden wir uns nach vierthalbſtündiger Fahrt um 2½ Uhr Nachmittags in der Bay von Apollonia. In einer Art Avlon,*) das durch den Berg Calogera abgeſchloſſen iſt, befindet ſich ein kleiner gegen die Nordoſtwinde nicht geſchützter Hafen, wo kein Fahrzeug ſicher anlegen kann; dieß iſt der Hafen von Apollonia. Raſch anſteigende Berge umgeben den Hafen amphitheatraliſch von allen Seiten. Ein kleiner Fluß von etwa 30 Fuß Breite fließt längs dem Abhang des Calogeen bis beinahe ans Meer, acht oder zehn Fuß über, ehe er in daſſelbe fällt, verſchwindet er im Sande, ſo daß man zwiſchen dem Meere und dem Fluſſe trockenen Fußes durchgehen kann. Ehe man an dieſe Stelle kommt, findet man große Marmorſtücke an dem Ufer zerſtreut, und einige Schritte davon bemerkt man die Reſte einer helleniſchen Mauer, die als Mole oder als Kai diente. In der Nähe ſieht man unter dem Waſſer die Reſte eines Dammes. Steigt man hier das Ufer hinauf, ſo findet man landeinwärts, etwa eine Viertelſtunde vom Ufer, einen ehemals benützten Marmorbruch, wo man durch ein ſinnreiches Verfahren die Stücke in der nöthigen Größe leicht und einfach, wie aus einem weichen Stein, herausholte.

Ein ungeheurer Marmorblock liegt mitten im Graſe, nur wenige Schritte von der Stelle, aus der er losgelöst wurde; auch entſpricht die leere Stelle in der Felſenwand genau der Größe des Blocks, der etwa 36 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und etwas weniger Dicke hat. Der Meißel des Bildhauers hat ſchon ſein Werk am Block begonnen; man bemerkt einen oben etwas platten Kopf, eine hohe Stirne, zwei Höhlungen für die Augen, zwei Erhöhungen an den Seiten für die Ohren, eine Naſe, die von der Stirn gerade hinabläuft, aber unterhalb der beiden Ohren iſt ein Riß im Marmor, der bis ans Geſicht vorläuft, und dieſer hat wahrſcheinlich die Arbeit des Bildhauers unterbrochen. Er iſt hier ohne Zweifel auf eine böſe Ader geſtoßen, die bei einem ungeſchickten Meißelhieb geſprungen iſt. Der Mund iſt gleichfalls nur angedeutet, wie die Augen. Dann kommt ein oval zugeſtutzter Bart; die Schultern ſind gleichfalls nur angedeutet, die Arme ſollten, wie bei den ägyptiſchen und ägineticſchen Statuen, am Leibe anliegen, und nur die Vorderarme ſollten etwas aufwärts geſtreckt ſeyn. Ein Mantel ſollte den Körper einſchließen und die Falten ſind auch merklich bis unter den rechten Schenkel, auf dem das Gewicht der Statue zu ruhen hatte. Der linke Fuß iſt auf dem nur zwei Fuß dicken Piedeſtal etwas voraus geſtellt. Es war dieß ohne Zweifel eine Statue Jupiters, in der älteren Zeit der griechiſchen Sculptur für irgend einen großen Tempel beſtimmt und wegen des Riſſes am Kopfe aufgegeben.

Steigt man von dieſem Steinbruch hinab zwiſchen dem Calogera und dem Marmorberg, ſo gelangt man an die Stelle der alten Stadt, die den Namen Apollonia getragen zu haben ſcheint, wie der Berg ſelbſt nach einer noch erhaltenen Inſchrift dem Apollo geweiht war. Reſte von Mauern, Ciſternen und Waſſerleitungen zeigen allein die Stelle der alten Stadt und der Akropolis an. Ich blieb vier Stunden, um die Einzelnheiten genau zu unterſuchen. Auf einem Felſenvorſprunge ſitzend ſchaute ich voll innigen Vergnügens hinaus auf das ſchöne offene Meer vor mir, auf die beiden Inſeln Pathmos und Samos, die es in der Ferne einſchloſſen, und auf unſern kleinen Kutter, der in den von der Abendſonne beleuchteten Wogen ſich wiegte. Meine Freunde hatten inzwiſchen ihre Excurſion gleichfalls fortgeſetzt und beendigt, der eine hatte einige Ausſichten aufgenommen, der andere gejagt. Sie kamen zu mir auf meinen Felſen, unſere Matroſen holten uns in der Bucht mit unſerer kleinen Jolle ab und bald waren wir an Bord unſeres Kutters. Wir brachten einen angenehmen Abend vor Anker zu, ruhten bei einem vortrefflichen Mahl von unſern Anſtrengungen aus und genoſſen dann auf dem Verdeck die balſamiſche Abendluft, die der Wind uns zufächelte, bis wir um 10 Uhr Abends die Anker lichteten, um auf die Inſel Amorgos zuzuſteuren

*) Dieß iſt die Stelle, wo die ein Thal bildenden Bergabhänge zuſammenſtoßen.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Ehe.

Obgleich wenige oder keine Ceremonien mit der Heurath verbunden sind, so wird doch das Herkommen hinsichtlich verheuratheter Frauen streng und feierlich beobachtet. Keine Heurath oder Verbindung fürs Leben findet statt, ehe nicht die jungen Leute ein gewisses Alter, achtzehn bis zwanzig Jahre, etwa mit einem geringen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern, erreicht haben. Es ist indeß nicht selten, daß ein Kind zur Ehe versprochen wird, und dann ist sie „tapu," bis sie das geeignete Alter erreicht hat. Der Freiwerber gelangt zu seinem Zweck entweder durch eine lange Bewerbung, „e-aru-aru," wenn das Mädchen ihm anfangs ihre Neigung nicht schenken will, oder wenn sie geneigt ist, durch ein geheimes Zwicken der Hände, was von beiden Seiten die Bejahung ausspricht. Letzteres heißt Ropa. Hat das Mädchen zwei Freiwerber mit gleichen Ansprüchen, so daß weder sie noch ihr Vater einen Ausspruch thun will, so wird eine E-puna-rua angeordnet, d. h. jeder zieht an dem einen Arm des Mädchens und der Stärkere bleibt Sieger, wobei denn manchmal dem armen Mädchen der Arm ausgerenkt wird. Vielweiberei ist nicht verboten, aber sehr ungewöhnlich: hie und da hat ein Häuptling zwei, sogar drei Frauen, meist aber nur eine. Ehebruch von Seite der Frau wird mit Tod bestraft, wovon ich selbst mehrere Beispiele gesehen habe; wo unter dem Einfluß der Europäer und Missionäre die einheimischen Gesetze in diesem Punkte wieder streng geworden sind, stellt der Ehemann seine Frau völlig nackt öffentlich aus, und versöhnt sich dann mit ihr. In einem Pa, nahe am Nordcap dieser Insel, hatte die Frau eines angesehenen Häuptlings dieß Verbrechen begangen. Der Häuptling, ein Christ, über die ihm zugefügte Beleidigung wüthend, wollte sich von ihr scheiden; die Frau aber erklärte, daß sie dann sich selbst erhängen würde, und hätte auch ohne Zweifel Wort gehalten. Was war zu thun? Der Fall wurde mit den Missionären besprochen, und nach einigen Tagen verzieh der Mann seiner Frau und nahm sie zurück.

Der Ehebrecher sucht oft sein Heil in der Flucht: ist er niederer Classe oder ein Sklave, so hat er sein Leben verwirkt; ist er ein Häuptling oder sonst eine einflußreiche Person, so kann ihn das Vergeltungsrecht nicht erreichen; ist er von anderem Stamme, so entsteht ein Krieg daraus. Letztere Fälle sind selten, meistens sind es Sklaven, die sich des Verbrechens schuldig machen, und diese sind von Niemand geschützt. Ist der Mann treulos, so wird seine Geliebte manchmal von seiner Frau getödtet, jedenfalls aber nackt ausgezogen. Dieß geschieht öfters von den Verwandten der Frau dem Manne, wenn dieser nicht sein Rang schützt. Manchmal begeht der Ehemann Selbstmord aus Furcht vor den Folgen. Ein merkwürdiger Fall dieser Art kam zu meiner Kenntniß, den ich erzählen will, weil er auch in anderer Beziehung interessant ist. Als wir von Kawia nach dem Waipadistrict zogen, begleitete uns ein Häuptling, Namens Te Waro. Dieser war in Vandiemensland gewesen, hatte dort die englischen Gesetze kennen gelernt, und beschlossen, solche in vollem Umfang in seinem Gebiet einzuführen. Als wir in Kawia waren, erklärte ihm Capitän Symonds, der damalige Sicherheitsbeamte, den neuen Stand der Dinge in Neuseeland, und namentlich, daß sie nicht mehr die Verbrecher selbst abstrafen, sondern sie der Gerechtigkeit überliefern sollten. Der Häuptling versprach dieß in seinem Stamme zu thun. Als wir nachher zu des Häuptlings Wohnung am Waipafluß kamen, entschied Cap. Symonds über einige Vergehen von Einzelnen gegen englische Ansiedler, und sobald dieß geschehen war, rief der Häuptling ein Mädchen zu sich, trat vor und sagte zu uns: „ich versprach euch, eure Gesetze anzuerkennen, weil sie gut sind, und ich will mein Versprechen halten. Dieß Mädchen hat einen Mord begangen. Ihr Bruder hatte einen verbotenen Verkehr mit einer Sklavin, und als die Sache bekannt wurde, fürchtete er die Folgen von Seiten der Verwandten seiner Frau, und erschoß sich. Die Schwester fand die Sklavin vorige Nacht im Wald, und tödtete sie um ihres Bruders Tod zu rächen. Nehmt das Mädchen und richtet sie nach euren Gesetzen." Das Mädchen war Te Waro's Tochter! Man kann sich die Scene denken. Vor ihm stand das Mädchen und vertheidigte ihre Sache mit Festigkeit,

Digitized by Google

obgleich sich hie und da eine Thräne aus ihrem Auge stahl. Sie bemerkte ganz richtig, sie habe dem Gesetz der Eingebornen gemäß gehandelt, indem die Sklavin die Ursache des Todes ihres Bruders gewesen. Aber Te Waro wollte davon nichts hören. Als der Richter das Mädchen nach Auckland zu schicken sich weigerte, wollte Te Waro sich selbst der Gerechtigkeit überliefern, als der nächste Verwandte, und ließ sich nur schwer überzeugen, daß eine solche Stellvertretung unsern Gesetzen zuwider sey. Dieser Fall zeigt, wie sehr die Eingebornen die neue Ordnung der Dinge zu schätzen wissen, und wie leicht man sie ganz damit versöhnen könnte. Dieß war ein Stamm tief im Innern und keineswegs in fortdauerndem Verkehr mit Europäern oder Missionären.;

Die Frau wird von dem Manne gut behandelt; sie ist seine stete Gefährtin, und übernimmt die Sorge für die Pflanzungen, die Fabrication der Matten, so wie die Kinder. Der Mann baut das Haus, geht zum Fischen und in den Krieg; aber selbst hier ist oft die Frau seine Gefährtin, und wartet entweder in der Nachbarschaft den Ausgang des Kampfes ab, oder spornt auch wohl die Männer selbst dazu an. Ehescheidung kommt kaum vor, außer im Fall von Ehebruch. Wittwen sind Tapu, bis die Knochen des Mannes von dem Fleische gereinigt und an ihre letzte Ruhestätte gebracht sind; *) dasselbe ist der Fall mit dem Wittwer. Nach dieser Ceremonie werden sie noa oder frei. Wittwen von Ariki's oder erblichen Häuptlingen behalten Zeitlebens den größten Einfluß über den Stamm und übertragen denselben auf den Häuptling, den sie heurathen. Beispiele von Selbstmord bei dem Tode eines Gatten, namentlich wenn er ein „großer Mann" war, sind nicht ungewöhnlich, und Hängen scheint die Lieblingsmethode des Selbstmords.

Mädchen können, ehe sie heurathen, ihre Gunst nach Gefallen verschenken — eine Erlaubniß, die, so lange sie in ihrem ursprünglichen Zustande waren, vielleicht nicht mißbraucht wurde, da die Verbindung selbst mit Europäern für eine gewisse Zeit bindend war. Nachher wurden die Mädchen ein Handelsartikel bei den Häuptlingen an den Seeplätzen, da sie den Verkauf der Frauen als das leichteste Mittel ansahen, sich Waaren zu verschaffen. Indeß sind Eltern, Verwandte und die Mädchen selbst sehr darauf bedacht, gesetzliche Ehebündnisse mit Weißen einzugehen, und Ausschweifung liegt nicht in ihrem Charakter. Sind die Bande in irgend einer Weise fest geknüpft, so werden sie von den Frauen mit Zuneigung und Treue beobachtet. Kindermord ist dann ungewöhnlich. Ich kenne solche Ehen, aus denen sechs Kinder hervorgingen. Es ist eine der schönsten Mischlingsracen, die es gibt, indeß behalten sie, namentlich was Farbe und Eigenthümlichkeiten des Haares und der Augen betrifft, viel von der Mutter. Sie sind gewöhnlich ihrem Stamme sehr ergeben und wie natürlich mit der Sprache der Eingebornen besser bekannt, als mit dem Englischen. Ihre Anzahl auf den Inseln beträgt etwa 400. Ein Europäer, der eine Eingeborne zur Frau hat, erhält natürlich den vollen Schutz ihres Vaters, und wenn der letztere ein mächtiger Häuptling ist, so kann sein Schwiegersohn einen großen Einfluß ausüben, da die Eingebornen gewöhnlich an ihren Enkeln große Freude haben. Verbindungen dieser Art wurden, selbst wenn das Paar regelmäßig getraut war, von den Missionären, die gar zu gerne das Volk, dem sie das Evangelium predigen sollen, als eine untergeordnete Race ansehen, sehr unklugerweise mit Verachtung behandelt, wobei sie freilich auch die Absicht gehabt haben mögen, dem Einfluß schlechter Menschen, die sich auf diese Weise mit einem Stamm verbunden hatten, entgegenzuarbeiten. Indeß sind, nach meiner eigenen Erfahrung, mehrere dieser Ehen sehr gut ausgeschlagen, und da bei den Eingebornen die weibliche Bevölkerung das Uebergewicht über die männliche zu haben scheint, so kann dieß ein Auskunftsmittel gegen größere Uebel in anderen Colonien, wo ein Mangel an Frauen vorhanden ist, abgeben, und zu einer Verschmelzung der Racen führen, was ich für das Wünschenswertheste halte.

*) Was erst im Verlaufe eines Jahrs geschieht.

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Fortsetzung.)

Linker Hand von unserm Weg blickte uns nach einiger Zeit der See und das Dorf Benatky (Venedig) entgegen, denn so muß man eigentlich in unsere (der slawischen) Sprache das magyarische Velentze nennen. Es ist dieß ein ziemlich langer, schmaler, sumpfiger See, an dessen einem Ende das Dorf Benatky erbaut ist, dessen Name ohne Zweifel von dem ähnlich gelegenen italienischen Venedig entlehnt wurde. In Stuhlweißenburg (slaw. Belobrad, ungar. Szekes-Fejervar) besichtigten wir, der Kirche gegenüber, das dasige Casino, mit artigen, jedoch von Tabaksrauch geschwärzten Zimmern. In einem derselben lagen auf dem Tische eine Menge magyarischer und deutscher Tagblätter und Zeitschriften, aber illyrische, böhmische und überhaupt slawische suchte ich in Wesprym, Kanize u. s. w. vergebens, obwohl in Croatien in jeder Lesanstalt auch magyarische Zeitschriften zu finden sind. Man gab uns in diesem Casino ein Buch, unsere Namen einzuschreiben; als wir dieß, ich in böhmischer Sprache, thaten, und uns dann in den Wagen setzten, umringte uns nicht nur auf der Straße ein Schwarm von Gaffern, sondern auch alle im Casino damals anwesenden Magyaren, Adel und Officiere, stellten sich auf die Galerie und an die Fenster und blickten uns in kleinstädtischer Weise nach, bis wir ihnen aus den Augen verschwanden.

Es gibt einige schreckenvolle Oerter auf der Erde, denen sich jeder Wanderer nur mit Bangigkeit nähert; aber weder Scylla noch Charybdis im Meere, noch die todbringenden Lawinen in der Schweiz, noch die mit Räubern angefüllten Abruzzen Italiens fließen dem Fremden einen solchen Schrecken ein, wie der Wald, welcher sich jetzt vor uns auszubreiten anfing.

Digitized by Google

der von den Magyaren sogenannte Bakonyer-Wald. Je mehr wir uns Wesprym näherten, destomehr tröstete und ermunterte einer den andern, und desto mehr sprachen wir uns Muth ein, denn wo wir auch hinkamen, da redete man uns von nichts als von Mördern und Räubern, von Kerkern und Galgen. Die furchtbaren Namen Schodri, Milsay, Mogor, Kiraly, Pap Andor, die Erzählungen von ihren Raubthaten und Hinrichtungen erklangen in allen Gasthöfen. Diese Räuber bestehen meist aus Schweinehirten (magyar. Kanasch), mit denen sich manchmal desertirte Soldaten und relegirte Studenten verbinden. Sie leben in einer größeren, durch Gesetze geordneten Gemeinschaft, die über mehrere Landstriche und Comitate verzweigt ist, damit gestohlene Sachen desto leichter verborgen werden können. Eine Wildschur oder Bunda, ein Sack und ein Tabaksbeutel, ein Messer, eine Axt, zwei Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr zur Seite, das ist ihre Ausrüstung. Da und dort sieht man im dichten Walde ein Kreuz oder einen Haufen Steine, das sind ihre Tempel und ihre Richtstätten, wohin sie manchmal Priester oder Mönche aus den benachbarten Klöstern mit verbundenen Augen führen, damit er denjenigen von ihnen, die zum Tode verurtheilt sind, den letzten Trost gewähre, nach der bei dem Pöbel herrschenden Ansicht: dem Pfaffen das Seine und dem Teufel das Seine. Dem Geistlichen, wenn er gutwillig geht, geschieht nichts, ja er kehrt oft noch beschenkt zurück; aber wehe der Pfarre oder dem Kloster, die ihnen diesen Dienst verweigern; in der nächsten Nacht sind sie gewiß in Asche gelegt. Wir kümmerten uns um dieß alles nicht, fuhren unbesorgt durch die dichten Wälder und die öden Fluren in der hellen Mondnacht, oft unter Gesang, so daß wir erst um Mitternacht in Wesprym anlangten, wo Freunde und Bekannte uns bis 11 Uhr erwartet hatten, und uns mit Musik und Gesang bewillkommnen wollten.

Am 8 Sept. eilte ich gleich nachdem ich aufgestanden, nach der Veste und dem Thurme, wo der Wächter die verschlafenen Augen weit aufriß, und über die Ankunft eines solchen Gastes nicht wenig erstaunte. Es liegt in einer Eigenthümlichkeit meiner Natur, daß ich allenthalben, wo ich kann, den höchsten Punkt zu ersteigen mich bemühe, um von hier aus mit einemmal zuerst das Ganze, und dann die einzelnen Theile zu unterscheiden, und so ein volles Bild dem Gedächtniß einzuprägen. Ich erinnere mich lebhaft, wie mir schon als Knabe das Hinaufsteigen auf Höhen und Berggipfel, auf Bäume und Thürme eine besondere Freude machte. Ganze Stunden brachte ich zu in solcher Höhe, einsam in seligen Träumen und Betrachtungen. Die Burg von Wesprym hat Aehnlichkeit mit der Veste von Ofen, nur ist sie viel kleiner; Burg, Thurm und sonstige Gebäude tragen den Stempel türkischer Baukunst. Die Aussicht von diesem Thurm ist entzückend, getrübt jedoch im Norden durch den nahen Bakonyer- (ursprünglich wohl Bukony, Buchen-) Wald, das bekannte Nest magyarischer Räuber. Aus den Chroniken ist bekannt, daß hier schon vor der Ankunft der Magyaren ein Städtchen und ein christlicher Tempel stand, von dem slawischen Fürsten Kocel erbaut; minder klar ist, woher bei dem Volke und den Chronisten die Sage entstand, daß hier ein alter slawischer Königssitz gewesen sey. Den Namen Wesprym leiten die Deutschen von Weißbrunn ab, und zeigen auch wirklich in der Vorstadt eine Quelle, welche „Fons Leprosorum" (magyar. Arany-Kut) genannt wird, und bei manchen Krankheiten, namentlich Aussatz, heilsam wirkt. Die Slawen behaupten, hier habe Wes Perunowa (Peruns Dorf) gestanden.

Zwischen 8 und 9 Uhr besuchten wir den hochwürdigen Kanonikus Karl Bogdan, obwohl er eben erst seine Morgenandacht vollendet hatte. Als er unsere slawische Anrede vernahm, wollte der ehrwürdige Greis anfangs seinen Augen und Ohren nicht trauen, denn die slawische, hier von den Magyaren verachtete Sprache wird namentlich von Gebildeten nur selten gehört. Als er aber uns erkannt hatte, strahlte sein Gesicht vor Freude; so lange ich lebe, habe ich das Slawische nicht schöner, würdiger und trostreicher aus einem Munde fließen hören wie hier. Aus jedem Worte ersah man, daß Hr. Bogdan, obwohl, wie er selbst scherzend bemerkte, wie auf die Insel Pathmos verurtheilt, doch fleißig tschechoslawische Bücher las und mitten unter Magyaren ein Freund seiner Muttersprache geblieben ist. Er sprach eine halbe Stunde lang über Gesetzgebung, namentlich über die, welche den Magyarismus betrifft, und der kurze Inbegriff seiner Worte war: jeder weise Gesetzgeber muß darauf achten, daß er vier Dinge nicht verletze, erstens die Religion, zweitens die Sprache und Nationalität, drittens die Gewohnheiten und viertens die alten Gesetze." Und mit besonderer Beziehung auf den geistlichen Stand bemerkte er: „Gott gab den Aposteln die Gabe verschiedener Sprachen, damit sie jedem Volke in der ihm angebornen Sprache das Evangelium verkündigten; so lange in der Kirche auch nur noch eine alte Frau von slawischem Stamm sich findet, so muß der Geistliche sie in slawischer Sprache unterrichten, trösten und erbauen." Ein solches Wort aus dem ehrwürdigen Munde eines am Grabe stehenden Greises machte schon an und für sich einen großen Eindruck, aber dieser Eindruck verwandelte sich in tiefe Rührung, als er bei unserem Weggehen uns den Segen ertheilte mit dem Auftrag, in seinem Namen alle jungen Slowaken zu grüßen und zur Ausdauer in der jetzigen Anfechtung zu ermahnen.

Die Freude, welche mir der Besuch bei dem hochwürdigen Hrn. Bogdan gemacht hatte, wurde mir gleich bei der Zurückkunft in den Gasthof durch eine unangenehme Verletzung meines Nationalgefühls verbittert. Wir trafen nämlich auf dem Wege mit einem jungen Tschechen oder Mähren aus Olmütz, einem verdienstlichen Musiker, zusammen, der seit einigen Jahren Chorregent in Wesprym geworden war; wir redeten den Tschechen tschechisch an, erhielten aber eine deutsche Antwort, und erst als wir beharrten, ließ er sich später auch in seiner Muttersprache vernehmen. Unverständige Scham, sich in fremdem Lande seines eigenen Volks und seiner Sprache zu schämen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise durch das Land der Mammasenni oder Khogills, eines Lurenstammes. Von Baron Clem. de Bode.

Der Verfasser theilte seine Reise in der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft mit und bemerkte im Eingange, daß Hr. v. Hammer in seiner Abhandlung über Persien bemerkt habe, der beste geographische Bericht über die Straße durch Chusistan sey der Zug Timurs, wie er von Scherifeddin Ali in seiner Geschichte Timurs beschrieben werde, aber dieser ganze Bericht nimmt nicht mehr als 13 Zeilen ein, und Baron Cl. de Bode glaubt deßhalb, daß seine Mittheilungen über diese Straße den Bericht von Timurs Zuge vervollständigen und denen, die an geographischen Forschungen Antheil nehmen, nicht unwillkommen seyn würden. Die hier geschilderte Straße ist die von Kazrun nach Behbehan. „Ich hatte, beginnt der Reisende, die Höhle besucht, welche die kolossale Statue Schapurs in den Bergen dieses Namens enthält, bei Fackellicht das Labyrinth in Augenschein genommen, und stieg nun am 21 Januar 1841 in das Thal hinab, wo ich dem Laufe des Flusses Schapur, welcher hier mit Oleander und andern Wasserpflanzen fast angefüllt ist, in ostnordöstlicher Richtung folgte. Dieser Fluß entspringt in den Bergen von Piri-Zen, durchzieht das Thal Deschti Veri, bricht sich Bahn durch die Berge von Kuteli Dochter und bewässert dann die schöne Ebene von Kazrun, worauf er sich hinter die Berge von Kemordsch verliert.“ Nachdem sich der Reisende zuerst ostwärts, dann nordwärts vom Schapur gewendet, gelangte er zu dem Lager eines Mammasenni-Häuptlings. Hier überlieferten ihn die Führer, die ihn von Kazrun hergeleitet hatten, dem Häuptling, und erhielten von diesem eine Bestätigung, daß der Reisende sicher und gesund in dessen Zelt angelangt sey. „Ich hatte, sagt Baron Cl. de Bode, diese Methode mich wie einen Waarenballen von Hand zu Hand, von Station zu Station, von Stamm zu Stamm übergeben zu lassen, auf meiner ganzen Reise durch diesen wilden Landstrich angenommen, und nie Ursache diese Vorsicht zu bedauern, da somit die letzte Person, welche einen Schein über mein Leben und meine Gesundheit gegeben hatte, für meine Sicherheit verantwortlich wurde.“

In dem Reisebericht wird sodann das Lager und das schöne Thal von Bum beschrieben, das zwischen Weingärten und Granatäpfelbäumen rechts und einem wilden Landstrich links liegt, welcher letztere bis zum persischen Golf reicht, und nur von Löwen und andern wilden Thieren bewohnt wird. Auf dem Weiterzuge gegen Norden erreichte er die Ebene von Saral Behram, an deren Eingang ein Basrelief im Felsen ausgehauen ist. Der Fluß Behram entspringt am Fuße des mit Sculpturen bedeckten Felsens und läuft nach der Ebene in nordwestlicher Richtung. Nakschi Rustam wird als ein sehr malerischer Ort beschrieben, jenseits dessen die Ebene sich erweitert. Etwas weiterhin kam er an den Ruinen von Nobendschan vorüber, ehemals eine blühende Stadt, wo Timur anhielt, ehe er Kaleh Sefid (das weiße Schloß) belagerte. Der nächste Ort, nach welchem der Reisende kam, war Nurabad. Dieß Zoet ist von vier Bastionen flankiet. Ringsumher sind die Rohrhütten und Zelte der Mamasenni, die zu dem Stamm der Bekeisch gehören. Die Ebene von Behram mag fünf Stunden lang und eine breit seyn. Etwa acht (englische) Meilen gegen Nordosten sind die Ruinen des von den persischen Dichtern und Geschichtschreibern so hoch gerühmten Kaleh Sefid. Von Nurabad führt der Weg nordwärts über die Berge, welche die Ebene hier einschließen, und steigt dann in nordwestlicher Richtung in das schöne Thal des Abi Schur hinab. Hier in einem der vier irdischen Paradiese der Perser wateten die Pferde ganz wörtlich in einem Meere von Narcissen. Reis, Gerste und Weizen werden hier gebaut, wo aber der Boden brach liegt, gewinnt die Narcisse die Oberhand und scheint Scheb-bowan, so wie die Ebenen von Behbehan zu ihrem Wohnsitz gemacht zu haben. Jahlepan war der nächste Ort; es ist ein ziemliches Städtchen von 60 bis 70 Häusern von zerfallenen Mauern eingeschlossen, war aber früher bedeutender. Die Stadt erhält ihr Wasser aus einem Canal, der von der schneebedeckten Kette jenseits Kaleh Sefid durch die Berge geleitet ist, 14 Meilen weit, denn das Wasser des Abi Schur ist, wie der Name anzeigt, brackisch. Das Land ist sehr fruchtbar und liefert in der Winterernte 25- bis 30fach, aber es fehlt an Händen zum Anbau. Sesam wird hier gebaut, der hundertfältig trägt.

Von Jahlepan aus setzte der Reisende durch eine Furt über den Abi Schur und besuchte einen Imamzadeh, wo er aber nichts als einige Steine mit kufischen Inschriften fand. Dann ging er durch Dschehar-Baser und das Thal von Scheb-bowan. Der Abi Schur entspringt in den Schneebergen von Ardikan, bahnt sich einen Weg durch die Berge westlich von Jahlepan und fällt in den persischen Meerbusen. Nun kam der Reisende in das Thal des Sir-abi-Sudscheh, anfangs angebaut, dann ein bloßer Sumpf, setzte über den Abi Schur und kam in westsüdwestlicher Richtung nach dem Thal von Baschk. Hier ist ein Schloß, das den mittelalterlichen Feudalschlössern gleicht und von den Wohnungen der Vasallen umgeben ist. Hier wurde der Reisende gastfrei aufgenommen. Von Baschk aus führt der Weg durch ein steiniges Thal voll Eichen, wilder Mandelbäume in Blüthe, und Kukuers, einem dem südlichen Persien eigenthümlichem Baum. Bis nach Dughumbesan ist es 27 (englische) Meilen von Baschk, und man findet auf diesem ganzen Striche weder Wohnungen noch Wasser, obgleich sich allenthalben Spuren finden, daß hier Dörfer standen und unterirdische Canäle unterhalten waren. Dughumbesan ist ein zerstörtes Karawanserai. Da der Ort wegen der räuberischen Sitten der benachbarten Bergbewohner nicht für sehr sicher gilt, so wurde die Nacht unter den Waffen zugebracht und am nächsten Morgen sehr früh wieder aufgebrochen. Nach einem Marsch durch ein sieben Meilen langes Thal geht es wieder aufwärts und man kommt in ein anderes von dem Fluß Schemsi-Aeab bewässertes Thal. Wenn man diesen Fluß überschritten hat, kommt man in die Ebene von Lischter, wo Timur, seinem Geschichtschreiber Scherifeddin zufolge, eine Zeitlang lagerte. Von Dughumbesan bis Lischter war die Richtung westlich gewesen, jetzt wurde sie südwestlich und der Reisende kam bald an einen großen Fluß, Kheirabad genannt, von einem großen jetzt zerstörten Dorfe auf dem jenseitigen Ufer, es ist aber der Abi-Schirin in Timurs Marschroute, der Araxes der Alten und der Hindyan der neuen Zeit. Von diesem Fluß bis Behbehan beträgt die Entfernung nur 11 Meilen. (Litt. Gaz. vom 20 Mai. Ein späterer Theil dieser Reise ist in Nr. 49 v. d. J. mitgetheilt.)

Die goldenen Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft wurden in der Jahressitzung derselben am 22 Mai den HH. Symonds und Eyre ertheilt, dem ersten für seine Triangulation eines großen Theils von Palästina und der Bestimmung des Höhenunterschiedes zwischen dem todten Meere und dem See Tiberias, dem andern für seinen merkwürdigen Zug quer durch Australien von Osten nach Westen. (Athenäum vom 27 Mai.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1843.

Die irische Bewegung und das englische Parlament.

Es kann keinen deutlicheren Beweis geben, wie sehr die eigentliche Macht den Händen des Parlaments entsunken ist, als diese so drohend erstandene irische Bewegung. Während des Whigministeriums blieb Irland ruhig, und zum steigenden Verdrusse der Engländer im engeren Sinne war es O'Connell, welcher die Whigs im Ministerium erhielt, da er ihnen durch seinen irischen Anhang (his tail, wie man sich gewöhnlich ausdrückte) lange Zeit das Uebergewicht verschaffte. Es möchte wohl außer Zweifel seyn, daß die Art von Herrschaft, welche O'Connell auf diese Weise über England ausübte, die Impopularität der Whigs von Jahr zu Jahr steigerte, und nicht wenig dazu beitrug, die Wahlen des Jahres 1841 so unerwartet stark zu ihrem Nachtheil ausschlagen zu lassen. Die neue Regierung ist sehr sanft aufgetreten, so sanft, daß selbst Gegner, wie O'Connell, ihr anfangs keinen Vorwurf machten, aber nichtsdestoweniger war sie eine Torpregierung, vertrat die alten Ansichten staatskirchlicher Suprematie, die Hoffnungen der Orangisten wurden gesteigert, ihre Haltung stärker, die Justizverwaltung fiel wieder in ihre Hände, und mit dem Frieden Irlands war es aus. Warum? Sind die Gesetze seitdem anders geworden? Keineswegs, aber die Art der Ausführung wurde anders. Die Gesetze selbst sind dem jetzigen Zustand nicht mehr angemessen, sie athmen alle den Geist der staatskirchlichen Suprematie, und nur durch die allermildeste Auslegung und Anwendung verstoßen sie nicht unmittelbar gegen alle Neigungen und Ansichten des Volkes. Die Gesetze selbst zu ändern gestattete die Macht der Tories und das alte Herkommen, zum Theil die Neigungen ihrer eigenen Partei den Whigs nicht; ihnen blieb also kein anderer Ausweg, als das Gesetz durch die Art der Anwendung gewissermaßen zu umgehen. So wie die Tories ans Ruder kamen, ließen sie den Gesetzen ihren Lauf, und dann war der Bruch da.

Die Rolle, welche O'Connell bei dieser Sache spielt, ist merkwürdig genug. So laut er in den ersten Jahren der Whigregierung gewesen war, so sehr verstummte er nach und nach, als die Whigmajorität immer schwächer wurde, und der baldige Sturz derselben ihm kein Geheimniß mehr bleiben konnte. Daher seine feurigen Sendschreiben von Derrinane aus noch zu den Zeiten der Whigs: es waren die Rüstungen zum Kampf für den nahen, unvermeidlichen Amtsantritt der Tories. Als dieser eintrat, bedurfte es nur geringer Mühe, und die Repealbewegung begann mit einer Stärke, die ganz England in Erstaunen setzte. Es ist nicht unwichtig, die innern Beweggründe O'Connells etwas näher zu untersuchen, und obwohl wir hier natürlicher Weise mehr auf Vermuthungen angewiesen sind, so ist doch in England selbst die öffentliche Stimme zu geschäftig gewesen, ihm allerlei, zum Theil unehrenhafte Beweggründe unterzulegen, und man ist mit dem Namen „Rebell," „Aufwiegler" u. s. w. nicht sparsam gewesen. Dennoch läßt sein Benehmen, so außerordentlich es erscheinen mag, eine sehr einfache Deutung zu. Bei dem Elend und der Aufregung Irlands, die einen agrarischen Krieg in umfassenderem Sinne als er seit den letzten 25 Jahren wüthete, in geringer Ferne befürchten lassen, muß das Heilmittel bei Zeiten gefunden werden, wenn nicht Irland und England sich vielleicht an den Wunden verbluten sollen, die sie sich gegenseitig schlagen. O'Connell ist nahe an 70 Jahre alt, seine Tage sind gezählt, und er ist ein Mann von zu grauer Erfahrung, um nicht klar einzusehen, daß nach ihm keiner im Stande ist, den aufgeregten Sinn der Bevölkerung zu beschwichtigen und zu leiten; keiner hat auch nur einen Schatten von dem Ansehen errungen, das er durch vierzigjährige Anstrengungen über sein Volk erworben hat, und er sagte darum auch in einer seiner neuesten Reden voraus, daß nach seinem Tode keine sechs Monate verfließen würden, ohne daß es zum Blutvergießen käme. Darum will er vor seinem Tode einen Zustand der Dinge erreichen, welcher einigermaßen die Gewähr einer Dauer in sich trägt. Diese Ueberzeugung und Ansicht theilen viele Personen vom mittleren und höheren Stande, und unterstützen ihn darum in seinen Bemühungen. Ob er wirklich die Aufhebung der Union erstrebt, oder ob diese nur das Schlagwort der Partei ist, kann uns hier gleichgültig seyn. Es handelt sich um wesentliche Verbesserung des Zustandes der ackerbauenden Classe, um Be-

Digitized by Google

schneidung der drohnenartig über Irland verbreiteten englischen Staatskirche, um Gesetze gegen die Absentees, welche das Land aussaugen u. s. w. Läßt sich dieß alles nicht ohne ein eigenes irisches Parlament erreichen, dann ist die Aufhebung der Union ohne Zweifel der Zweck O'Connells, die Erklärungen der englischen Minister und ihrer „Landjunkermajorität" mögen dagegen lauten wie sie wollen.

Anders möchte vielleicht die Sache stehen, wenn das englische Parlament wirklich noch in England gehörte, aber Cobden ist als das Haupt der Anti-Corn-Law-League fast ein mächtigerer Mann geworden, als Peel selbst; eine andere Staatskunst macht sich geltend; bei den Tories findet sich Rang, Vermögen, Staatserfahrung, aber ihre Grundsätze sind rein verbraucht; man muß jetzt an die großen Mißbräuche rühren, und dieß können die Tories nicht, ohne ihrer Partei selbst untreu zu werden. O'Connell scheint jetzt auf dem Punkte zu stehen, sie zu zwingen, dieß Bekenntniß offen abzulegen und vom Schauplatz abzutreten, denn die parlamentarische Majorität gibt dem Willen des Ministeriums keine Kraft mehr.

(Schluß folgt.)

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Fortsetzung.)

Auf der Reise durch das Stuhlweißenburger und Wesprymer Comitat fühlte ich mich durch traurige Erscheinungen und allerlei nationale Erinnerungen schmerzlich betroffen. In Stuhlweißenburg standen auf dem Markte zwei Wagen, ich glaube, mit Früchten oder Getreide beladen; als ich vorüberging, sah ich mich auf einmal von zwei Männern umgeben, welche mit einer gewissen Hast meine Hände zu fassen suchten, um sie zu küssen; ich zog die Hände fast unwillkürlich zurück, weil ich das Händeküssen unter Männern nie ausstehen konnte, und fragte: „Wer seyd ihr und was wollt ihr?" — „Wir sind aus Weleg." An ihrer Sprache und ihren Gesichtern erkannte ich sie jetzt, daß es die Abgeordneten von dem Kirchspiel Weleg waren, welche seit einiger Zeit alljährlich nach Pesth wandern zum Generalinspector der evangelischen Kirchen und Schulen und zu dem Convent mit der Bitte, daß man ihnen doch in der Kirche regelmäßig den Gottesdienst in slowenischer Sprache halten, und ihre Kinder in der Schule auch in dieser und nicht in der magyarischen Sprache unterrichte, namentlich in der Religion. Nun fragte ich sie: wie steht eure Sache? — „Ach, Herr!" erwiederten sie, „schlecht, von Jahr zu Jahr schlechter, keine Hülfe und keinen Rath; jetzt sind wir schon zehnmal in Oedenburg bei dem Hrn. Superintendenten gewesen, auf vielen Senioralversammlungen und häufig in Pesth, überall macht man uns Versprechungen, man erkennt unsere Bitte als billig an, aber es geschieht nichts." — „Und wie sieht es in Lajos-Komarno aus?" — „Eben so wie bei uns. Stepan Wrabec, ein ehrwürdiger Greis, starb kurze Zeit nach unmenschlichem Prügeln, als man ihm in Wesprym vor dem Comitatshause 24 Streiche mit dem Haselstock gab." — Guter Gott, dachte ich bei mir, also läßt die edle Wesprymer Gespannschaft lieber die Wildschützen und Räuber des Bakonyer Waldes, welche hier allenthalben Mord und Raub ausüben, unverfolgt und unbestraft, und prügelt dafür die Leute, welche ihre ihnen von Gott gegebene Sprache lieben! Das Dorf Weleg liegt nicht weit von Stuhlweißenburg gegen Norden, Lajos Komarno nicht sehr weit von Wesprym gegen Süden. Und so seufzen dort noch viele tschechoslowenische und wendische Dörfer unter diesem nationalen Wahnsinn und der Sprachentyrannei. Unser Volk hat seine Ehre und Würde vor der Welt verloren, weil es das Gefühl seiner Größe verlor, weil es in ewiger Uneinigkeit und Zerrissenheit lebend, an sich selbst verzweifelte, und seinem Beruf, durch Thaten groß und bedeutend zu werden, längst entsagte. In einer solchen Stimmung, getheilt zwischen Zorn und Schmerz, verließ ich Wesprym.

Von dieser Stadt zieht sich ein schlechtes, steiniges und unfruchtbares Land hin bis Petent und Kapocz. Fast im ganzen Szalader Comitat sahen wir kein freundliches, schönes Gesicht. Die Menschen sind von kleinem Wuchse aber kräftigem Bau, die ziemlich gleichmäßigen Gesichter sind finster, die Kleidung ähnlich denen der Milsays (Ränder). Mehrere Schloßtrümmer, rechts Hedervar, links Keswar, Sigawar u. s. w. haben eine romantische Lage, und locken die Einbildungskraft zur Dichtung von Balladen oder zum Abfassen von Novellen und Romanen. In Egrieg, einem Dorf in der Nähe des Plattensees, sammelten sich Schaaren von Schwalben zum Flug in südlichere Länder, und ihre Zahl war so ungeheuer, daß die ganze Kirche und der Thurm, ja selbst die benachbarten Häuser ganz von ihnen bedeckt waren. Wir betrachteten lange dieß interessante Schauspiel. Einige derselben schienen Königinnen und Heerführer, andere Gesandtinnen, welche fortflogen, um andere zu beaufsichtigen und zusammenzurufen, andere schienen über Ordnung und Sicherheit zu wachen.

Mit gespannter Erwartung betraten wir den Ort und das Gebiet, wo das Ackerbauinstitut, das sogenannte Georgikon, seit vielen Jahren blüht, d. h. Kostel oder magy. Kesthely. Die hiesigen Gelehrten leiten den Namen Kesthely, welcher im Magyarischen keine Wurzel und keine Bedeutung hat, von dem Lateinischen „Castellum" ab; wir erwähnen aber, daß hier slawonische Fürsten Priwina, Kocel und andere wohnten, Tempel oder Kostels (z. B. Moosburg, Fünfkirchen (pet kosteluw) bauten, daß ferner die Magyaren unser o in verschiedenen Namen in e umwandelten, und also Kesthely wohl unser Kostel ist. Das hiesige Georgikon hat auf die Verschönerung und Verbesserung des umliegenden Landes durchaus keinen Einfluß geäußert, denn die hiesigen Wege sind schlecht, die Zäune um Gärten und Weinberge plump und vor Alter verfault, Acker- und Weinbau eben so wie an andern Orten eingerichtet. Die Anstalt selbst befindet sich in keinem guten Stande; Unreinlichkeit herrscht im Hofe, an den Mauern und in den Schulzimmern; dennoch zählte man im vorigen Jahre 63 Schüler

Digitized by Google

Der Pflanzgarten der Weinreben iſt reich, denn er zählt über 800 Arten, eben ſo iſt die Baumſchule gut eingerichtet, indem die Bäume nach Geſchlechtern, Gattungen und Arten nicht zerſtreut, ſondern regelmäßig nach der Ordnung neben einander gepflanzt ſind, wodurch die Ueberſicht und Kenntniß ſehr erleichtert wird.

Gegen Abend kamen in den Gaſthof auch einige der angeſehenſten Einwohner und die herrſchaftlichen Beamten. Dieſe fragte ich, ob es weit nach Salawar ſey? Sie erwiederten, zwei Stunden, aber um nach Kanize zu gehen, brauche man nicht den Weg über Salawar zu nehmen, denn es gebe einen kürzeren. Ich will aber das berühmte Salawar beſuchen, um zu ſehen, ob ſich dort nicht einige alte Ruinen finden, an denen mir ſehr viel liegt, denn es ſind die Trümmer des älteſten chriſtlichen Tempels im Lande. Einer der Anweſenden, ein Mann von anſehnlicher Geſtalt, gebildeter und geſprächiger als die andern, Namens Fr. Speil, ein Deutſcher aus Hohenzollern-Hechingen gebürtig, jetzt in Keſthely privatiſirend, heftete ſogleich die Augen auf mich und ſagte: „mein Herr, ich war vor wenigen Tagen in Salawar beim dortigen Pfarrer; bei meinem Abgang forderte er mich auf, mit ihm einige alte merkwürdige Ruinen eines ehemaligen heidniſchen Tempels in der Nähe des Dorfes am Fluſſe Sala zu beſichtigen, indem das Comitat ſie jetzt niederreißen laſſen wolle, um mit den daraus gewonnenen Steinen die neuangelegte Straße zu pflaſtern. Dieſes ganze Geſchäft iſt dem Hrn. Bodaim, dem Stuhlrichter, der hier in Keſthely wohnt, aufgetragen.“ — Dieſe Worte ſchnitten mir ins Herz und raubten mir Ruhe und Schlaf. Oh! wenn mich meine Anſichten nicht täuſchen! ſagte ich zu meinem Reiſegefährten; wenn dieß die Ruinen des Schloſſes und Tempels Priwinas wären? Ich nahm ſogleich einen Führer und eilte zu dem mir bezeichneten Hrn. Stuhlrichter, um mich mit ihm über die Sache perſönlich zu beſprechen. Die Antwort ſeiner Frau, daß er nicht zu Hauſe ſey und erſt in der Nacht heimkehren werde, that mir nicht wenig leid. Wir nahmen friſche Pferde und fuhren am andern Morgen zeitig nach dem fünf Viertelmeilen entfernten Salawar, gerade als der Adminiſtrator der dortigen Pfarre, Hr. Adalbert Gönez, in die Kirche zum Frühgottesdienſt ging. Wir gingen eben dahin, und ſahen theils in der Umgebung der Kirche, theils im Pfarrhofe Bruchſtücke altchriſtlicher, da und dort mit Inſchriften verzierter Steine, wodurch meine Neugierde wuchs. Die jetzige Kirche von Salawar iſt größtentheils aus ſolchen Trümmern gebaut. In der Kirche ſelbſt fiel mir die Tracht der hieſigen magyariſchen Frauen auf. Ein Tuch hängt, wie ein weißer Schleier, vom Kopfe herab und bedeckt den halben Körper, was den Frauen ein eigenthümliches, halb weltliches, halb nonnenhaftes Anſehen gibt. Nach dem kurzen Gottesdienſt eilten wir von der Höhe, auf welcher das Dorf Salawar ſteht, hinaus in das Thal, oder vielmehr in die ſumpfige, mit Rohr, Binſen, Schilf und ähnlichen Pflanzen bewachſene Ebene. Die Straße führt auf einem gut angelegten Damme hin. Von ferne ſchon bemerkten wir Schaaren von Arbeitern, Schanzgräbern, Laſtträger und Fuhrleute, welche auf einem hohen, etwa eine Viertelſtunde vom Dorf entfernten Platze ſich herumtummelten. Das iſt, das muß Priwinas Schloß und Kirche ſeyn, welches der Salzburger Chroniſt Privina civitas, munimen, castrum in nemore et palude Salæ, die Deutſchen aber Mordurg oder Moosburg nennen. Ich trat zu dem, welcher die Aufſicht über die ganze Arbeit führte, dem Hrn. Saleſius Gaspar, Geiſtlichen vom Benedictinerorden und Adminiſtrator der Kloſtergüter, und bat ihn im Namen aller chriſtlichen Slawen, er möchte den Bauleuten und Schanzgräbern befehlen, inne zu halten, und mir einige Augenblicke ſchenken, indem ich von einer wichtigen Sache mit ihm zu ſprechen hätte. „Mein Herr,“ ſagte ich dann, „dieſer Ort ſollte für uns heilig und unantaſtbar ſeyn; hier ſtand einer der erſten chriſtlichen Tempel, welcher jetzt gerade vor tauſend Jahren, im Jahre 840 durch den ſlawiſchen Fürſten Priwina errichtet wurde; im Jahre 850 wurde er durch Luipram (Luitpeand?), Erzbiſchof von Salzburg, zu Ehren der Jungfrau Maria eingeweiht; der erſte Prieſter bei demſelben war ein gewiſſer Dominicus vom lateiniſchen Ritus; in dieſer Kirche liegen die Gebeine des heiligen Märtyrers Adrian begraben; im Jahre 861 feierte hier bei Kocel, dem Sohn Priwinas, der Erzbiſchof Adalwin von Salzburg, zu deſſen Zeiten die Deutſchen dieſe Stadt Moedurk nannten, die heiligen Weihnachten; im Jahre 870 führte Methodius in dieſe Kirche den ſlawiſchen Ritus und die ſlawiſche Sprache ein. Italiener, Franzoſen und Engländer ehren die Ruinen dieſer erſten chriſtlichen Tempel als heilige Ueberreſte, errichten Denkmale dabei, ſchützen ſie gegen Regen, Wind und andere Unbilden durch Mauern und Dächer; es gebührt ſich, daß auch wir auf gleiche Weiſe zeigen, daß wir das theure Geſchenk des Chriſtenthums zu ſchätzen wiſſen.“ Das waren dieſem Manne und den übrigen hier wohnenden Chriſten ganz neue und unerhörte Dinge; Hr. Gaſpar aber fühlte den Schmerz meines Herzens und die Wichtigkeit meiner Worte, traf nur noch einige Bauanordnungen, entfernte die Arbeiter, ſchickte unſern Fuhrmann nach Keſthely zurück und lud uns ein, in ſeiner Chaiſe nach dem Kloſter oder der Abtei von Salawar zu fahren, welche ein kleines Stündchen entfernt in dem Dorfe Salapathy liegt, wohin ſie nach der Zerſtörung von Mosburg und namentlich in den Unruhen und den türkiſchen Kriegen verlegt worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

(Letters in South America by J. P. and W. P. Robertson. London, 3 Vol.)

Erſter Abſchnitt.

Ich landete im Jahre 1815 zu Corrientes mit einer bedeutenden Waarenmaſſe, und fand, daß der Zuſtand von Verwirrung, Raub und Blutvergießen, der mit der Einnahme der Stadt durch die Räuberſchaar des Artigas begonnen hatte, ſeit ſeinem Abzug etwas, aber nur ein wenig nachließ. Corrientes iſt die Hauptſtadt der großen und fruchtbaren Laplata-Provinz, welche unter dem Namen Entreries bekannt iſt, da ſie zwiſchen dem Parana und Uruguay faſt inſelartig liegt. Der Handel von Corrientes beſteht hauptſächlich aus Häuten und Wolle,

obgleich das Land auch Baumwolle, Zucker und prächtiges Bauholz erzeugt. Alle diese Waaren gehen nach Buenos-Ayres, woher man dagegen Geld und Manufacturwaaren erhält. Die durchschnittliche Ausfuhr dieser Provinz in friedlichen Zeiten betrug 500,000 Dollars jährlich, die Einfuhr 750,000. Aber diese Provinz war, wie ganz Südamerika, so lange der Schauplatz des Bürgerkriegs und der Verheerung gewesen, daß viele der größeren Grundbesitzer ruinirt waren und alle in großen Schrecken vor den Einfällen des Artigas lebten. Er plünderte sie, jagte sie aus ihren Estancias fort und trieb das Vieh auf das östliche Ufer des Uruguay.*) Die Estancias wurden entvölkert, die Hirten als Soldaten mit fortgenommen, der Ackerbau wurde aufgegeben, die Indianer vom großen Chaco machten häufige Einfälle, die Rindvieh- und Pferdeheerden, welche zu zahlreich oder zu zerstreut waren, um systematisch aus dem Lande fortgetrieben zu werden, suchten Schutz in den Wäldern und wurden alzado oder wild; große Schaaren von Geyern sah man in den Lüften schweben, um die frisch geworfenen Kälber und Füllen zu verschlingen; wilde Hunde, Cimarrones genannt, durchstreiften Wölfen gleich in Rudeln das Land; die Häuser wurden verlassen, und selten traf man einen Gaucho, der nicht ein Mörder oder Räuber oder beides zugleich war. Alles, was fünf Leguas weit über die Stadt hinauslag, war von Menschen durchzogen, die vom Raube lebten, und keck mußte der Estanciero seyn, der selbst mit einer wohlbewaffneten Schaar von Sklaven und Dienern seine verödete und verlassene Wohnung zu besuchen wagte. Die mächtigen Wagen, mit denen man sonst die Häute von einer Estancia zur andern und nach den verschiedenen Häfen zur Ausfuhr brachte, waren entweder auseinander genommen oder dienten den herumstreifenden Plünderern als Zelte und Wohnungen. Diese lebten von dem Vieh, das sie mit ihren Lasos fangen konnten, tranken Branntwein, spielten und rauchten Cigarren, wenn sie einzelne oder ein Dorf ausgeplündert hatten. Artigas sah diesem Treiben zum mindesten durch die Finger, denn im Nothfall konnte er die zerstreuten Gauchos unter seinem Banner sammeln und sie in furchtbaren Schaaren täglich 25 Leguas weit nach jedem beliebigen Punkte oder gegen jeden Feind führen, den er angreifen wollte. War sein Zweck erreicht, so entließ er sie wieder, um sich die Kosten ihrer Unterhaltung zu sparen, und so ergossen sich die räuberischen Schaaren immer aufs neue über das Land.

Es ist indeß zu bemerken, daß der Charakter der Artigueño-Soldaten in dem Corrientino etwas modificirt war. Dieser lebt in einem fast tropischen Klima und gleicht mehr dem benachbarten Paraguayer, als dem kühnen, entschlossenen Bewohner der Banda Oriental. Die Corrientiner sind im Allgemeinen fügsamer und fleißiger, und wenn nicht besondere Umstände auf sie einwirken ein gutmüthiges, zuverlässiges Geschlecht. Trotz allem dem befand ich mich, — denn ich hatte eben erst meinen Bruder in Paraguay verlassen und Zuflucht in Corrientes gesucht, — in keiner sonderlich angenehmen Lage; nur der Name und ein Paß von Artigas ward geachtet und konnte Schutz gewähren; ich besaß diesen unentbehrlichen Schein nicht, und wußte nicht, wie ich mich selbst schützen und meine Waaren verkaufen sollte, um endlich dieß von Bürgerkrieg und Verheerung so heimgesuchte Land zu verlassen.

Der Gouverneur von Corrientes, Obrist Mendez, war mein aufrichtiger Freund, ebenso die meisten achtungswerthen Bewohner des Orts, aber die Macht des Gouverneurs erstreckte sich nur über zwei oder drei Milizcompagnien, und je angesehener die Einwohner waren, desto mehr hatten sie von den Artigueños zu fürchten. Ich galt für einen der reichsten Einwohner, hätte also am meisten zu fürchten gehabt, wenn man nicht erfahren hätte, daß mir kürzlich Gunst und Schutz von Seite des Artigas zu Theil geworden sey. Dieß, so wie gelegentliche Geschenkungen an Geld und Kisten mit Porterflaschen an die einflußreichsten Leute der Artigueño-Partei sprachen zu meinen Gunsten und retteten mich von manchen Gefahren, denen ich, meine Waaren und mein Gepäcke sonst ausgesetzt gewesen wäre. Dennoch lebte ich in einem Zustande steter Beunruhigung, denn ich sah, daß Laune, Bedürfniß, Habsucht, Völlerei oder persönliche Mißgunst jeden Augenblick eine Räuberschaar auf mich loslassen konnte.

In dieser kritischen Lage machte ich die Bekanntschaft mit einem der seltsamsten und dermegensten Menschen, die ich je sah. Als ich eines Abends unter dem Corredor meines Hauses saß, kam bis zu meinem Stuhl ein großer, grobknochiger, wildaussehender Mann in Gauchotracht herangeritten; zwei Reiterpistolen staken in seinem Gürtel, ein Säbel in rostiger Stahlscheide hing an einem beschmutzten Gurt von halbgegerbtem Leder, sein Schnurr- und Knebelbart waren roth, ebenso sein ungekämmtes Haar, das durch den Schweiß wie zusammengeleimt und mit Staub gepudert war. Sein Gesicht war nicht nur fast bis zur Schwärze von der Sonne verbrannt, sondern voller Blasen bis an die Augen, während große Stücke verschrumpfter Haut von seinen aufgedorrten Lippen herabhingen. Er trug ein Paar einfache Ohringe, eine gemöhnliche Schirmmütze, einen zerrissenen Poncho, blaue Jacke mit verblichenem rothem Barstoß, ein großes Messer in einer Lederscheide, ein Paar Stiefel aus Füllenleder und rostige eiserne Sporen mit Rädern von anderthalb Zoll im Durchmesser. Sein Pferd war ein edles Thier, das stark schwitzte und keuchte, so daß die blutigen Seiten auf- und niedergingen und die Nasenlöcher sich ausdehnten; es kaute an seinem ungeheuren Gebiß, und stieß den Kopf auf und nieder bis es schäumte und sich und seinen Herrn übersprützte.

Hinter diesem Orlando Furioso ritt noch jemand, den er seinen Pagen nannte, aber einen solchen Pagen sah ich nie. Er war just das Seitenstück zu seinem Herrn, außer daß bei dem einen die Locken roth, bei dem andern glänzend schwarz waren, aber rauh und verwirrt, wie die ungekämmte Mähne eines eben von der Weide genommenen jungen Pferdes. Der Page ritt mit dem Kopf seines Pferdes bis an den Schweif des Pferdes seines Herrn, dann warfen beide die Zügel über die Köpfe ihrer abgejagten Thiere und stiegen ab.*) (Fortsetzung folgt.)

*) Artigas lag mit den Behörden von Buenos-Ayres im Kampfe, und spielte damals gegen Pueyrredon ziemlich dieselbe Rolle, wie jetzt Fruct. Rivera gegen Rosas in Buenos-Ayres.

*) Wenn der Gaucho absteigen will, wirft er den Zügel über den Kopf des Pferdes, was daher kommt, daß er oft ganz wilde Pferde reitet, so daß er beim Absteigen den Zügel in der Hand haben muß, um das Thier zu bemeistern; wenn er die Vorderfüße seines Pferdes oberhalb der Fessel mit einem Lederriemen, Maneador genannt, gebunden hat, so läßt er die Zügel auf den Boden fallen und das Pferd ruhig an der Thüre stehen. Das Thier sucht manchmal, selbst auf diese Weise gefesselt, fortzukommen, macht mit seinen zusammengebundenen Vorderbeinen einige ungeschickte Sprünge, kommt mit den gefesselten Füßen in die herabhängenden Zügel und wird durch das ungeheure Gebiß, das bei den Gauchos im Gebrauch ist, so gehemmt, daß es bald zum Stehen kommt. Wenn der Gaucho kommt und es zurückheit, so nimmt er dem Pferde die Fesseln nicht ab, sondern nemmt nur die Zügel auf und läßt es bis zu der verlassenen Stelle sich nachhüpfen. Hier läßt er es abermals stehen und entfernt sich mit rostiger Gleichgültigkeit. Selten sieht man einen Gaucho sein Pferd mit der Peitsche strafen, ob er es gleich bei dringender Eile oder beim Zähmen oft unbarmherzig spornt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1843.

Der Nachdruck in den Vereinigten Staaten.

Die Engländer sind hierauf wie natürlich sehr übel zu sprechen, und wie Dickens, so hat auch jetzt wieder im Athenäum (27 Mai) ein Engländer seinen Unmuth ausgelassen, unsrer Ansicht nach sehr mit Unrecht. So angemessen wir es finden, daß ein Schriftsteller Schutz gegen den Nachdruck in seinem Vaterlande finde, so wenig wird sich je ein Privilegium gegen den Nachdruck auch über die See hinüber geltend machen lassen, und alle Aufforderungen der Engländer an die Amerikaner, ein international law of copyright, eine internationale Uebereinkunft gegen den Nachdruck, einzuführen, wird stets scheitern. Englische Bücher sind theuer, ein, zwei, drei Pfund Sterling sind nichts seltenes, wer wird solche Preise in Amerika bezahlen? man wird es so wenig thun als in Deutschland; während jetzt eine Menge Werke Englands zu 10 bis 50,000 Exemplaren in Amerika abgesetzt werden, freilich zum Preise von $^1/_8$, $^1/_3$, wenn es hoch kommt $^1/_2$ bis 1 Dollar, und „Bücher müssen wohlfeil seyn in einem Lande, wo die lesenden Classen nicht reich seyn können," sagt der Verfasser des von uns angezogenen Schreibens, und erklärt damit auf einmal, warum die Amerikaner sich den englischen Bücherpreisen nicht unterwerfen wollen. Dabei kann er auch nicht in Abrede stellen, daß „diese ungeheure Verbreitung einer guten Literatur den öffentlichen Geist befruchten muß;" dagegen kann die Behauptung, daß dadurch die ächt amerikanischen belletristischen Schriftsteller ganz unterdrückt werden, gar nicht aufkommen, denn Amerika ist in seiner geistigen Entwicklung eigentlich noch gar nicht an der Belletristik, und ist in dieser Beziehung noch immer das Kind Englands. Was auch Schriftsteller und Verleger sagen mögen, es ist ein Glück, daß Amerika, wo wegen Zerstreutheit der Bevölkerung leicht eine Art Barbarei einreißen könnte, sich fort und fort mit europäischem Geiste nährt, und in das bis jetzt noch nothwendig materialistische Treiben der neuen Welt der Sauerteig unserer humanistischen Bildung immer wieder von neuem gelegt wird.

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Keszthel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Fortsetzung.)

Ehe wir weiter gingen, besichtigten, maßen und zeichneten wir die hiesigen slawisch-christlichen Alterthümer mit einem unaussprechlichen Gefühl von religiöser Verehrung. Die Umgegend ist ein flaches Thal, durch welches der Fluß oder Bach Sala nicht sowohl läuft als durchsickert und sich unter dem schwarzen Torf verliert. Das Flußwasser verliert sich manchmal ganz und ehe man sich's erwartet, kollert es wieder aus dem unter den Füßen zitternden Moorboden hervor. Auf beiden Ufern der Sala sind eine Menge einzelner Wäldchen, die meist aus Erlenbäumen bestehen; es sind die Ueberreste eines ehemaligen großen zusammenhängenden Waldes, von dem schon der Salzburger Chronist redet. Diese Wäldchen werden noch immer von den hiesigen Einwohnern ausgebrannt und ausgereutet, um Felder und Wiesen daraus zu machen. Wo die Burg einst stand, war der Boden etwas erhöht, nach Art einer künstlich aufgeworfenen Insel; die ganze Burg war ein längliches Viereck, von einem Graben eingeschlossen, dessen Spuren man noch sieht. Aus dem Plan und dem ganzen Bauwesen erkennt man den damals in Europa beliebten byzantinischen Baustyl. Die Ruinen und der Boden sind mit Distein und allerlei Gestrüppe überwachsen. Die Trümmer der Burg sind von dem jetzt südwestlich gelegenen Dorfe Salawar 760 Klafter entfernt, von dem neu ausgegrabenen Bette der Sala 160, und von der Mündung dieses Flüßchens in den Platten-See 3235 Klafter. Die Länge der Burg von Norden nach Süden ist 34, die Breite von Osten nach Westen 24 Klafter. An den 4 Eckthürmen und in der südlichen Mauer stehen die Baureste noch über dem Boden vor, alles andere ist aber mit sehr geringen Ausnahmen ganz zerstört, und man kann den Lauf der Mauern nur noch erkennen, wenn man an den Steintrümmern den Boden durch-

Digitized by Google

grädt. In der Ecke zwiſchen der Nord- und Oſtſeite ſtand die Kirche, aber auch auf der Nordweſtſeite ſieht man Reſte einer Capelle, auf deren Mauern man noch Malereien entdeckt, ähnlich den, wenn auch verblichenen, doch unbeſchädigten alten Malereien in der Kirche zu Fünfkirchen, welche mit dieſer gleichzeitig iſt. Auf der Weſtſeite war ein kleiner Anbau und auf den vier Ecken Baſtionen. Beachtenswerth iſt, daß dieſe Burg auf tief in die Erde geſchlagenen, und jetzt mit der Zeit zu Stein gewordenen Pfählen ruhte, wie man namentlich noch an den Ecken ſehr deutlich ſehen kann. Die Fundamente ſind aus behauenen Quaderſteinen; die Mauern beſtehen mehr aus Sandſtein mit Ziegeln gemiſcht, die 11½ Zoll lang, 5½ Zoll breit, 2½ Zoll dick und von hellrother Farbe ſind. Gewinnſucht hat an den Bauwerken ſo gerüttelt, daß nicht nur der größte Theil eingeſtürzt iſt, ſondern daß auch Zwiſchenmauern und Zwiſchengebäude gar nicht mehr da ſind, und man aus den vorhandenen Trümmern ſich keinen richtigen Begriff von der innern Einrichtung der Burg machen kann. Wie bedeutend ſie geweſen ſeyn muß, kann man daraus ſchließen, daß die jetzige Kirche von Salawar, die Pfarrei und viele Wirthſchaftsgebäude, ſo wie auch der größte Theil des Kloſters von Salapathy, ferner Brücken und Straßen in der Umgegend aus dem Bauſchutt dieſer Burg aufgeführt wurden, und noch jetzt ſtehen etwa 70 Klafter Steine und Ziegel in der Nachbarſchaft der Ruinen aufgehäuft, welche zur Pflaſterung der Straße beſtimmt waren, jetzt aber, wie wir hoffen, zu einem beſſern Zweck, nämlich zur Errichtung irgend eines Denkmals dienen ſollen.

Daß auf der Nordſeite das Thor war, kann man daraus ſchließen, daß die alte Straße von Salawar nach der Einöde von Barand auf dieſer Seite des Schloſſes ſich befindet, und daß man in der Nähe vor ſechs Jahren einen ſehr alten, abgeriebenen Stein mit der ausgehauenen Inſchrift „Gaude apto,“ welches letztere wohl aperto zu leſen, aufgefunden hat. — Südlich im Innern der Burg war ein Begräbniß oder Krypte, in Form eines viereckigen Gemachs; hier fand man einen Grabſtein von weißem Marmor (oder wahrſcheinlicher Quarz), 3′ 2″ lang und 2′ 4″ breit, auf welchem drei zuſammenhängende, ſchöne Kränze ausgehauen ſind; in einem derſelben iſt ein Engel, im zweiten ein Löwe, im dritten ein Adler abgebildet. Die Inſchrift darauf iſt unvollſtändig, da der Stein zerbrochen iſt. Unter dieſem Stein fand man eine Menge menſchlicher Gebeine, namentlich Kinderköpfe und Knochen. Unter demſelben Schutte lag noch ein anderer ähnlicher Stein, auf welchem der heilige Georg (der Patron der griechiſchen Kirche) als Reiter auf einem Pferde abgebildet iſt, wobei jedoch der Kopf fehlt; an den Rändern befinden ſich artige Zierrathen. Der dritte hier gefundene Grabſtein, welcher 3′ lang und 2′ 9″ breit iſt, von dem aber der untere Theil und die rechte Seite fehlen, hat mehrere prächtige Sculpturen, darunter namentlich eine Hand, woran die drei erſten Finger zum Schwur erhaben ſind, ſodann ein großes Malteſerkreuz, in deſſen Mitte eine Ritterhand iſt, welche gleichfalls die drei erſten Finger zum Eid ausſtreckt.

Außer dieſen Gegenſtänden hat man auch mehrere Silber- und Kupfermünzen und einige andere Kleinigkeiten gefunden. Im Kloſter traf ich acht Mönche, die uns alle ſehr gaſtfreundlich aufnahmen. In der Bibliothek ſind mehrere alte Handſchriften, unter anderem eine kurze Geſchichte dieſer Abtei von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten. Ich wollte mich ſogleich an die Arbeit ſetzen, und einen Auszug aus derſelben machen, aber Hr. Adalbert Göncz verſprach mir die Handſchrift genau abſchreiben zu laſſen, und die Abſchrift mir nach Peſth zu ſchicken, was er auch wirklich gethan hat. *)

(Schluß folgt.)

Die iriſche Bewegung und das engliſche Parlament.

(Schluß.)

Es fällt in die Augen, daß O'Connell auf dieſe Weiſe nur die Rolle fortſpielt, welche er im Parlament während der Whigregierung ſpielte; das Theater iſt verändert, aber der Zweck iſt weſentlich derſelbe geblieben, wie damals, wenn er jetzt wohl etwas weiter reichen mag, als manchem Whig lieb ſeyn kann. Dieſer Stand der Dinge bezeichnet die Stellung der Whigs in Großbritannien ſehr deutlich: ſie waren die Mittelpartei, welche das Unerläßliche thun wollte, um nicht das ganze Gebäude anzutaſten; ſo handelten ſie in Bezug auf Irland, ſo in Bezug auf die Kerngeſetze, ſo in Bezug auf den Handel im Allgemeinen. Ihr Fehler war der der meiſten Mittelparteien: Mangel an Energie; ob dieſer Fehler nun in ihrer Stellung oder in ihrem Charakter lag, kommt praktiſch auf das Gleiche hinaus. Die Tories haben im Namen der Grundſätze Alt-Englands, d. h. der ariſtokratiſch-ſtaatskirchlichen Revolution von 1688, ihre Anhänger jahrelang zuſammengetrommelt; ſie waren ohne allen Zweifel conſequenter als die Whigs, den alten Staatsgrundſätzen getreuer, und es fragt ſich nur, ob dieſe Grundſätze noch anwendbar ſind. Sie haben das alte Kornmonopol beſtehen laſſen und dadurch dem Handel mit Nordamerika eine ſtets blutende Wunde geſchlagen; ſie haben unter dem heuchleriſchen Vorwand der Sklavenemancipation das Monopol der weſtindiſchen Pflanzer unangetaſtet gelaſſen, dadurch ihren Handel mit Braſilien benachtheiligt, und dieſe beiden Umſtände haben auf den Abſatz der engliſchen Fabricate, ſomit auf den Wohlſtand der arbeitenden Claſſe, und in natürlicher Rückwirkung auf die Staatseinkünfte höchſt ungünſtig gewirkt; die Tories haben durch die erneuerte Unterſtützung der Staatskirche alle Diſſenter gegen ſich aufgereizt, kurz ihr ganzes Regierungsſyſtem iſt in Bezug auf die innern Angelegenheiten fehl geſchlagen trotz ihrer Majorität im Parlament, welche ihnen nichts als ihre Stimmen, aber keine wahre Macht, keinen Erfolg verleihen kann. Dieſen Augenblick ergreift O'Connell,

*) Dieß Manuſcript iſt dem Werke angehängt, und enthält gleich im Anfang eine nicht unintereſſante Thatſache, daß nämlich Karl der Große (wahrſcheinlich nach dem Zuge gegen die Awaren) das Land von Pettau bis zur Drau dem Salzburger Erzſtift übergab.

Digitized by Google

um ihnen wo möglich den Gnadenstoß zu geben und die Macht der Tories für immer zu brechen.

O'Connell ist ein zu guter Rechtsgelehrter, um sich auf Ungesetzlichkeiten ertappen zu lassen, wie denn auch die größten Rechtsautoritäten Englands erklärt haben, daß die Repealversammlungen nichts Ungesetzliches hätten. Wollen die Tories mit dem Schwerte dreinschlagen? Sie möchten wohl eine solche Unvorsichtigkeit hart büßen. Wie? wenn O'Connell weiter geht und seinen Versöhnungsrath — ein wahres irisches Parlament — nach Dublin beruft, und durch diesen in Form von Rathschlägen — für deren Beobachtung die katholische Geistlichkeit Irlands hinlänglich Sorge tragen wird — Beschlüsse fassen läßt, welche England auf irgend eine Weise empfindlich treffen? Dann wird der Mißmuth gegen die englischen Minister immer lauter werden, und wenn sie nicht ohne rechtlichen Anlaß das Schwert ziehen wollen, so bleibt ihnen nichts übrig, als ihr Amt niederzulegen. Man sieht zwischen gänzlicher legislativer Trennung und einem Rücktritt der Tories keinen Ausweg als Gewalt, vor welchem Schritte man in England instinctartig zurückbebt, wohl überlegend, daß auf die 20 bis 30,000 irischen Soldaten in solchem Falle nicht lange zu zählen seyn dürfte.

Die Macht O'Connells liegt hauptsächlich in dem tiefen Elend des Volkes, das durch Krieg kaum ärger gemacht werden kann. Irland hat eine übermäßige Ackerbaubevölkerung und fast keine Industrie, theils weil das Uebergewicht der englischen dieselbe niederdrückt, theils aus andern hier nicht zu erörternden Gründen. Sobald die Ackerbaubevölkerung einen gewissen Grad überschreitet, so ist bittere Armuth die Folge, das zeigt allenthalben die Erfahrung, in England selbst in den bloß ackerbauenden Grafschaften. Der irische Adel sendet seinen Ueberfluß an Ackerbauerzeugnissen nach dem reichen englischen Markt, und verpraßt das gelöste Geld großentheils im Auslande; dabei hungern die Bauern, weil die Concurrenz die Pachtschillinge auf eine Höhe treibt, daß sie nur mit größter Mühe das Leben durchschlagen. Daraus erklärt sich, weßhalb O'Connell das Verlangen aussprach, daß die Pachtschillinge fixirt würden — ein Nothbehelf, der unmöglich lange ausreichen könnte, und vom juridischen Standpunkte aus betrachtet gewissermaßen das Besitzrecht des Bodens von dem „sächsischen" auf den „irischen" Landmann übertrüge. Die Whigregierung wollte in dieser Noth einschreiten, Eisenbahnen auf Staatskosten bauen und noch manche andere Arbeiten unternehmen, die Tories aber verhinderten es, indem — solche Sachen der Privatindustrie überlassen werden müßten; wer aber wird in Irland auf Speculation Eisenbahnen bauen, da es deren in England genug gibt, welche sich nicht rentiren.

So haben die Tories alles gehindert, was wirklich zum Wohl Irlands hätte dienen können, von der Appropriationsclausel *) an, von welcher die Whigs ihr Verbleiben im Amte hätten abhängig machen sollen, bis hinaus auf die ärmliche Geldunterstützung zu öffentlichen Arbeiten. Die Appropriationsclausel war allerdings der Rubikon; war dieser überschritten, so mußte nach und nach das Kircheneinkommen gleichmäßig für alle Kirchen, für die katholische, wie für die Staatskirche und die Dissenter verwendet werden, und war dieser Grundsatz in Irland angenommen, wohin mußte die Anwendung desselben in England führen! Darum handelte Lord Stanley im ächten Torysinne, als er bei der Appropriationsclausel von seinen Whigfreunden zurücktrat, und die Whigs gaben für Irland die Sache des Fortschritts verloren, als sie die Appropriationsclausel fallen ließen. Jetzt kehrt dieselbe Frage in veränderter und erweiterter Gestalt zurück, die Entscheidung kann wohl kaum länger verschoben werden, und ist für Englands und Irlands Zukunft gleich wichtig.

*) Nach dieser sollten die protestantischen Kircheneinkünfte, nachdem die protestantischen Kirchenbedürfnisse bestritten, auch zu andern Zwecken verwendet werden können.

Great Britain, das größte Schiff, ein eisernes Dampfboot.

Dieß prachtvolle Fahrzeug, das gegenwärtig zu Bristol gebaut wird, ist wohl das größte Schiff, das je die See befuhr, und wird den Vorzug des Eisens über das Holz beweisen. Es hat sechs Masten, die mit Ausnahme des Hauptmastes alle auf das Verdeck niedergelassen werden können, wie die Masten der Schaluppen. Seine vier Maschinen von 1000 Pferdekraft brauchen auf 24 Herden täglich 70 bis 80 Tonnen Kohlen. Die Triebkraft ist die archimedische Schraube von 16 Fuß im Durchmesser, die vermittelst einer über ein Zahnrad laufenden Kette das Vierfache der ersten Triebkraft erhalten wird. Die Maschinen bestehen aus vier Cylindern von 88 Zoll Durchmesser und einer Hublänge von 6 Fuß. Die stärksten Platten am Bauche des Schiffs sind ⅛ Zoll dick, die dünnsten 5/16. Das Expansionsprincip soll in größerem Maaße angewendet werden, als bis jetzt je bei Dampfschiffen. Das Schiff hat nach dem sogenannten Schiffbauermaaß 3500 Tonnen, seine wirkliche Trächtigkeit ist aber nahe an 4000. Seine Länge beträgt 320 Fuß, seine Breite 50½ Fuß zwischen den Deckbalken, seine Tiefe vom Deck bis auf den Grund 32½ Fuß. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 1 Jun.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der irische Gaucho.

Ich hielt sie für zwei der wildesten Banditen, und glaubte schon es würden bald mehrere nachfolgen. Wie gewöhnlich bei solchen ominösen Visiten, stand ich auf und bat meine Gäste sich zu setzen. Ich war oft schon mit Artigneños zusammengetroffen, aber zwei so wildaussehende Buesche hatte ich nie gesehen. Ich ging ins Haus, um Porter, Branntwein und etwas Geld holen zu lassen, als zu meinem großen Erstaunen und noch größerer Freude der Herr des Pagen achtungsvoll die Mütze abnahm, ein ungeschicktes Compliment machte und in schlechtem Spanisch sagte: bleiben Sie, Hr. Robertson, wir sind recht gut hier. Der hibernische Accent, das gebrochene Spanisch, die Gesichtszüge, die ich jetzt erst genauer ins Auge faßte, die rothen Haare

Digitized by Google

und glänzenden grauen Augen, alles zeigte mir einen Sohn Erins, der in einen Gaucho umgewandelt war, furchtbarer als ich je einen ächten Gaucho gesehen. Als ich mich etwas von meinem Erstaunen erholt hatte, fragte ich meinen sonderbaren Gast, wen ich die Ehre hätte vor mir zu sehen. „Por Dios!“ rief er aus, „kennt ihr Peter Campbell nicht? Peter Cam-bell, wie die Gauchos mich nennen. Gewiß Ihr kennt mich, und Ihr habt meinen Namen gehört, oder Ihr seyd der einzige Mann im Lande, der ihn nicht gehört hat.“

„Oh, Hr. Campbell, ich kenne Euren Namen und Euern Ruf, aber es ist das erstemal, daß ich das Vergnügen habe, Euch zu sehen.“

„Erlaubt, daß mein Freund Don Edwardo — dieß war der Page — die Pferde nach dem Corral führe; dann wollen wir essen und das andere miteinander abmachen.“

Mit diesen Worten stellte er mir Don Edwardo seinen Knappen als einen Landsmann aus Tipperary vor, der unter den Gauchos nur ihm selbst nachstehe. Nach einigen weitern Complimenten, Lobeserhebungen auf Artigas u. s. w. wurden wir von dem Gouverneur Mendez unterbrochen, der mit einem Adjutanten und escortirt von zwei Milizen wie gewöhnlich Abends herbeikam, um einige Flaschen Porter zu trinken, der ihm ausnehmend mundete. Kaum hatte der Gouverneur meinen neuen Gast erblickt, als er eilig vom Pferde stieg, auf ihn zuging und ihn herzlich und achtungsvoll zugleich umarmte. Don Pedro Campbell erwiederte die Begrüßung durch einen freundlichen Schlag auf die Schulter, wovon die ganze Figur des Gouverneurs erbebte. Der teische Gaucho nahm eine Protectionsmiene an, die mit seiner Deferenz gegen mich allein seltsam abstach. Er setzte sich auf einen leeren Stuhl, schlug mit der Hand auf den Sitz eines andern und lud den Gouverneur auf die verbindlichste Weise zum Sitzen ein: Sientese, compadre*) und laßt uns trinken. Gesundheit und langes Leben für Don Pepe**) und seinen Namensbruder, mein Pathchen! Dann bat mich Don Pedro Campbell um Entschuldigung für die genommene Freiheit, und sagte, er wolle am nächsten Tage umständlicher mit mir sprechen. Ohne weitere Ceremonie machte er eine seiner linkischen Begrüßungen, rief seinen Knappen Don Edwardo, reichte ihm ein Glas Porter, schüttelte dem Gouverneur herzlich die Hand, schlug ihn noch einmal auf die Schulter, sprang dann mit Gauchogewandtheit in den Sattel und ritt dahin unter freundlichen Begrüßungen von vielen Correntinern und Correntinerinnen hohen und niedern Ranges.

„Hombre guapo!“ (wackerer Mann!) sagte der Gouverneur mit einer Miene tiefer Achtung, mit emporgerichteten Augen und einem eigenen Schütteln des Kopfes, welches anzudeuten schien, daß Don Peter's Muth und Tapferkeit sich auch manchmal in etwas verdächtiger Weise gezeigt habe. Aber Oberst Mendez rieth mir beim Abschied, die Freundschaft meines Landsmannes nicht gering anzuschlagen, „denn nächst dem Protector (Artigas) selbst kann euch in dieser Provinz niemand so gute Dienste leisten, wie Don Pedro Campbell.“

Ich hatte schon viel von ihm gehört, der Gouverneur erzählte mir aber noch viel mehr, und aus dem Ganzen theile ich nachstehenden Abriß seiner Geschichte mit.

Peter Campbell war einer der vielen Deserteure von Beresfords Armee, welche im Jahre 1808 an den Ufern des Lapiata landete. Katholik, und in seiner Jugend Lehrling bei einem Gerber. Als die englische Armee vom Lapiata abzog, blieb er zurück, ging nach Corrientes und wurde hier von einem der ersten Bürger des Orts in einer großen Gerberei angestellt; hier blieb er, so lange das Land ruhig blieb, als ein nüchterner, ruhiger, ordentlicher Mensch. Aber sein von Natur unruhiges und unternehmendes Wesen zeigte sich, sobald die Revolution ausbrach, indem er Artigas seine Dienste anbot, mehrere kecke Streiche ausübte, und so den Schrecken seines Namens, besonders in der Provinz Corrientes, ausbreitete, wo er bald ein furchtbarer und somit einflußreicher Mann wurde. Seine persönliche Tapferkeit war außerordentlich, kein Gaucho that es ihm an Reitkunst zuvor oder in der allgemeinen Kunst des Landes, zu der er häufig seine Zuflucht nahm, nämlich einem Zweikampf, wobei ein großes Messer die Waffe und ein um den linken Arm geschlagener Poncho das Schild war. Ich habe nicht gehört, daß er in irgend einem dieser Zweikämpfe seinen Gegner getödtet habe, aber er verwundete und verstümmelte so viele, daß endlich keiner mehr wagte mit ihm anzubinden. Oft ging er in eine Pulperie (südamerikanische Branntweinkneipe), wo gewetzte Messer um ihn blinkten und das Bacchanal gewöhnlich mit dem Tode von einem oder zwei der Kämpfenden endete. Wenn Don Pedro erschien, drückte er mit seinem durch den Poncho gedeckten linken Arm jeden Gegner nieder und fächelte dabei den Säbel mit der rechten Hand — wobei jedoch die Gegner bloß verwundet wurden — so tüchtig, daß in Anwesenheit des großmächtigen, rothhaarigen Inländers die Gaucho-Mörder sich zurückzogen und das Gefecht zu Ende war. Die Gerichtshöfe waren weder stark, noch wachsam genug, um von solchen Vorfällen Notiz zu nehmen. Die Leichen derer, die in den Branntweinhäusern getödtet wurden, brachte man nach der Kirche und legte sie an der Thüre nieder, bis die Begräbnißgebühren unterzeichnet waren, denn ohne diese konnte man in Corrientes so wenig als in London ein anständiges Begräbniß erhalten.

So war Don Pedro Campbell. Zu der Zeit, wo er sich bei mir vorstellte, war er von den Gauchos gefürchtet, von den Estancieros bewundert und von den Einwohnern im Allgemeinen geachtet. Außer seinen persönlichen Ansprüchen auf Achtung besaß er auch das Vertrauen von Artigas, war einer der Günstlinge dieses allmächtigen Häuptlings, somit als Feind sehr zu fürchten, als Freund, namentlich in so unruhigen Zeiten, sehr zu schätzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Don Pedro hatte einen der Kinder des Gouverneurs aus der Taufe gehoben.

**) Don Jose (familiär: Pepe) Artigas.

Miscellen.

Drake's Leben. In England ist ein Werk über diesen berühmten Seefahrer angekündigt, worin das ganze Leben und die mannichfachen Abenteuer desselben nach bis jetzt unbenutzten Staatspapieren, welche theils im englischen Staatsarchiv und im englischen Museum, theils aber auch im Madrider Archiv gelegen, dargestellt werden soll. Der Verfasser ist Hr. John Barrow, wahrscheinlich ein Sohn des bekannten Geographen Sir John Barrow. (Athenäum vom 27 Mai.)

Antwort auf Dickens Notes. Die Amerikaner scheinen die Bemerkungen, welche „Boz.“ der Vielgefeierte, über sie und ihre Lebensverhältnisse gemacht, noch nicht verschmerzt zu haben, und es sollen jetzt „Briefe einer amerikanischen Dame in London an ihre Freundin in New-York“ in Amerika erscheinen und die Engländer mit gleicher Münze bezahlt werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Nomadenzüge.

Um 11 Uhr in der Nacht setzten wir unsere Reise fort und zogen des Morgens um 3 Uhr bei Kheneh Zeman vorüber. In dem Karawanserai brannte ein einladendes Feuer und unsere ermüdeten Thiere wären gern eingekehret; aber wir zogen fort gen Schiras, weil wir besorgen mußten, durch längeres Verweilen von den Stämmen der Jis bemerkt zu werden, die, wie wir erfahren hatten, zahlreich an den Ufern des nahen Flusses lagerten. Die Nacht ging ruhig vorüber; wir trafen zwar oft mit Haufen zusammen, die mit Sack und Pack einherzogen, aber zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, als daß sie sich um uns bekümmert hätten. In der Morgendämmerung, als wir über eine wilde Haidefläche ritten, traten plötzlich zwei bis drei Männer aus einem Hohlwege heraus, deren Zahl sich bald auf vierzehn vermehrte, die alle mit Flinten und Schwertern bewaffnet waren. Sie hatten ein so verdächtiges Ansehen, daß wir uns dicht bei unserm Gepäcke hielten und unsere Waffen zu ihrem Empfang in Stand setzten, während sie ihrerseits eben so unentschieden zu seyn schienen und uns ebenfalls ansahen, ohne weiter vorzuschreiten. Endlich sprengte der Bediente des Mihmandar auf sie zu und fragte, was sie hier wollten? Sie entgegneten sie wären Jis, und suchten einige Pferde und Esel, die in der verflossenen Nacht ihrer Heerde gestohlen worden wären; dann zogen sie vorüber und wir setzten unsern Weg fort. Unser Führer aber bemerkte, sie wären auf jeden Fall auf einem Raubzug begriffen und hätten uns wahrscheinlich für zu stark gehalten, um einen Angriff zu wagen. Wie dem auch sey, fügte er hinzu, sie kehren ohne Beute nicht zurück; wenn sie ihr eigenes Vieh nicht wiederfinden, so finden sie fremdes, denn sie dürfen nicht mit leeren Händen zu ihren Weibern zurückkehren.

Die Gegend hat hier ein wildes Ansehen und besteht großentheils aus unregelmäßigen Sandhügeln, die mit trockenen Stachelkräutern, verwelkten aromatischen Pflanzen, Jowasabüschen, Kameldorn und Wachholder bedeckt sind. Zwischen diesen Pflanzen sieht man die rothfüßigen Rebhühner zu Hunderten herumlaufen.

Als der Tag anbrach, trafen wir auf den Vortrab einer großen Horde Jis, die von einer Weide zur andern zogen, und allmählich gelangten wir zu ihrem Haupttrupp. Diese Nomaden gewähren ein sehr malerisches Bild: vor sich her trieben sie große Heerden Rindvieh, Schafe, Pferde und Esel; auf den letztern Thieren, welche die bedeutendsten an Zahl waren, so wie auf einigen kleinen, aber kräftigen Pferden befanden sich die Effecten der Horde; Zelte und Tücher, Töpfe und Kessel nebst Geräthschaften von mancherlei Art waren in wunderlicher Verwirrung zusammengepackt. Auf diesem Gepäck saßen Kinder und trieben die andern Thiere zum Fortschreiten an, während die jungen Männer und Frauen umherliefen und lärmten, um mit Hülfe ihrer großen, kräftigen Hunde die größern und raschern Thiere vom Verlaufen abzuhalten. Die ältern Frauen, mit den kleinen Kindern beladen, zogen theils langsam zu Fuß vorwärts und wachten über ihr Hausgeräth, oder saßen auf den am wenigsten beladenen Thieren und verpflegten die Kinder. Auf manchen der beladenen Pferde und Esel sah man kleine Bübchen, die noch nicht sprechen konnten, aber ganz wie zu Hause waren, und nicht die geringste Aufsicht begehrten oder empfingen; sie hielten sich mit ihren Händchen kräftig fest, während ihr geduldiges, ihr sicher einherschreitendes Thier vorsichtig den steilen, schlüpfrigen Weg hinabging. Auf andern Thieren hatten die Greise der Horde ihren Platz genommen, von denen viele wieder zu Kindern geworden und von der Last der Jahre ganz zusammengekrümmt waren. Die Männer der Horde schritten ernsthaften und aufmerksamen Ansehens, mit den Waffen in der Hand, emsig auf den Flügeln vorwärts und bildeten den Nachtrab, indem sie die Bewegungen des Zuges, wie er langsam auf seinem Wege fortrückte, beschützten und ordneten. Der ganze Zug erschien in der schönsten Harmonie mit der Umgegend, und hatte viel Aehnliches mit einer Horde Zigeuner.

Ihre Gesichtszüge waren stark markirt und ihre Tracht auffallend. Ursprünglich scheint ihre Hautfarbe hell gewesen

Digitized by Google

zu seyn, denn die kleinen Kinder, welche wir nackend sahen, waren fast eben so weiß wie die europäischen; aber da sie der Sonne und dem Wetter beständig ausgesetzt sind, so bekommt ihre Haut eine dunkle Mahagonyfarbe, welche sich häufig der schwarzen nähert. Die Männer sind gut und kräftig gebaut, haben feurige, schwarze Augen, in der Regel Adlernasen, die sich über den dicken Schnurrbart krümmen, der sich mit dem schwarzen buschigen Bart vereinigt, und den Mund fast ganz verbirgt. Eine tiefrothe Farbe schimmert durch ihre dunkelbraune Haut, und ihr ganzes Ansehen trägt den deutlichsten Charakter der Gesundheit, Kühnheit und Unabhängigkeit, während ihr wildes, ungezähmtes Anstarren den gänzlichen Mangel an Sitte oder Civilisation beweist.

Ihre Kleidung besteht in einem groben blauen Hemd und weiten Beinkleidern; über die Schultern hängt ein großer Mantel aus Thierfellen, dessen Aermel leer bleiben; den Kopf bedeckt eine kegelförmige Mütze von weißem oder grauem Filz; gewöhnlich haben sie eine, zuweilen zwei Flinten auf dem Rücken hangen und in dem Gürtel ein großes Messer oder einen Dolch.

Die jungen Frauen haben ganz das Ansehen der Zigeunerinnen und sind oft recht hübsch. Ihre Hautfarbe ist ein sanftes Nußbraun, das durch lebhaftes Hochroth, die Wirkung des Aufenthaltes und der Bewegung in der freien Luft, belebt wird; ihre Augen sind, wie die der Männer, dunkel und ausdrucksvoll, die Nase ist zierlich und schön gestaltet, der Mund klein und mit herrlichen Zähnen besetzt; ein sehr verführerisches Lächeln, welches vielleicht auch durch die Ueberzeugung, daß sie von uns beobachtet wurden, entstand, verschönerte oft ihre Züge, die überhaupt einen heitern Ausdruck hatten. Trotz der Gewänder, mit denen sie bekleidet waren, bemerkte man doch die Umrisse ihrer schönen, schlanken Gestalten, deren Bewegungen durch die unbeschränkte Freiheit ihres Ganges noch mehr Grazie erhielten. Ihrer Kleidung verdanken sie sehr wenig, denn wohl keine Tracht ist weniger vortheilhaft. Die Frauen dieser Zigeunerstämme verlieren übrigens bald ihre Schönheit, und obgleich sie die feurigen Augen und scharfen Gesichtszüge behalten, so wird doch ihre Haut verbrannt und welk, und ihre Gesichtsfarbe verändert sich in dunkelbraun, in ein häßliches, sonnenverbranntes Roth oder ein blasses Braungelb. Im hohen Alter werden sie die häßlichsten, runzlichsten Scheusale, die man sich nur vorstellen kann, und kein lebendes Wesen gleicht mehr dem Bilde, das man sich von den Hexen macht, als die fleischlosen, krummnasigen alten Weiber der Zigeuner.

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Schluß.)

Auch in Fünfkirchen steht noch eine sehr alte, über den Einbruch der Magyaren hinaufreichende Kirche, welche jetzt die Kathedrale, und wie es scheint mit der von Salawar gleichzeitig ist, denn der ungenannte Chronist von Salzburg erwähnt schon, daß diese Kirchen sämmtlich zu den Zeiten Privina's gebaut und durch die Erzbischöfe von Salzburg geweiht worden seyen. König Stephan von Ungarn, welcher im J. 1019 das Kloster in Salawar gründete und daselbst einen lateinischen Abt einsetzte, *) scheint auch die Kirche in Fünfkirchen wieder hergestellt zu haben. Diese ist ganz aus gehauenen Steinen aufgeführt, hat aber an jeder Ecke einen Thurm, und ist überhaupt in der Anlage den Ruinen der Kirche von Salawar sehr ähnlich. Es gab auch noch andere christliche Kirchen aus jener Zeit in Pannonien und im Slawenlande, z. B. in Altofen die Kirche zur Weißen Maria von Carl dem Großen im J. 804, allein keine hat die historische Bedeutung, wie die zu Salawar. Schon im vorigen Jahrhundert haben einige gelehrte Schriftsteller Vermuthungen über die Kirche zu Salawar geäußert, konnten aber zu keiner sichern Ansicht gelangen, da sie statt Saia öfters Sava oder Sana lasen, indem die Abschriften des anonymen Chronisten von Salzburg (de Conversione Bojoariorum et Carantanorum) sehr mangelhaft waren, und erst durch die kritische Ausgabe dieser Schrift von Kopitar diesem Mangel abgeholfen wurde, bis ferner eine Vergleichung der hiesigen Localitäten mit jener Beschreibung ganz passend sich zeigte, und die Beachtung der in der ganzen Gegend verbreiteten Sagen uns in den Stand setzte, dem langen Streit der Gelehrten über diesen Gegenstand ein Ende zu machen. Darum hoffen wir, daß unsere Leser es nicht übel deuten werden, wenn wir uns etwas lange bei diesem Gegenstand aufhielten. Schließlich haben wir auch noch die Nachricht mitzutheilen, daß einige Freunde der guten Sache sich gefunden haben, welche eine kleine Kirche oder eine Capelle auf diesen Trümmen, gleichfalls in byzantinischem Styl zum Andenken an die Einführung des Christenthums in diesem Lande errichten wollen; Entwurf und Zeichnung dazu sind schön ausgeführt von Jos. Pan, Architekten in Pesth, einem gebornen Böhmen.

Schon seit drei Stunden hielt unser Kutscher mit seinen drei ungeduldigen Rossen im Klosterhofe, um uns nach Groß-Kanize zu fahren. Noch einmal überfahen wir die ganze denkwürdige Thalebene, denn unser Weg ging nochmals an den Ruinen von Salawar vorüber. In Groß-Kanize sahen wir zum erstenmal auf unserer Reise über den Läden und Buden slawische Inschriften; auch erklang die illyrische Sprache aus Häusern und auf den Straßen. Auch hier besuchten wir das Casino, jedoch nur auf einen Augenblick, denn es war voll von Juden und Rauch, und unter den vielen Zeitungen bemerkten wir auch hier noch keine slawische. Unser Kutscher, Namens Joseph, war ein gebornr Kroate, und von ihm lernten wir viel über die Sprache und die Gewohnheiten des Volks. Er war von uns bis Warasdin gemiethet. Schon war es dunkel, als wir Kanize verließen, und vor der Stadt kamen wir gleich in dichte Rauchwolken, denn hier brennen schon seit mehreren Jahren Torf und andere brennbare Stoffe unter der Erde,

*) Daraus scheint hervorzugehen, daß seit Methodius (870) slawische Sprache und slawischer Ritus hier herrschte.

Digitized by Google

ohne daß man löschen könnte. Oft ist auch schon den Leuten der Boden unter den Füßen eingebrochen, so daß jedes Jahr einige Menschen dadurch ihren Tod fanden. Zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht hörten wir in der Ferne das Tosen des Murflusses. Hier ist keine Brücke über denselben, sondern nur eine breite, an einem dicken Strick befestigte Fähre; zu diesem Zweck sind auch zwei Häuschen am Ufer erbaut, in denen die Fährleute wohnen; auf dieser Seite ein magyarischer, auf der andern ein kroatischer. Unser Kutscher rief zuerst vom Wagen aus nach dem Fährmann, und als dieser nicht antwortete, ging er ans Fenster, um anzuklopfen und zu rufen. Auf einmal ging aus der Hütte ein furchtbares Bassamataremkeken mit allen möglichen magyarischen Flüchen los, daß man ihm in der Nacht keine Ruhe gönne und ihn aus dem Schlafe wecke; der Grobian blieb durchaus darauf bestehen, nicht aus dem Bette zu wollen. Indeß konnten wir nicht unter freiem Himmel übernachten, und wollten, gehe wie es wolle, wenn auch spät, noch an dem bestimmten Ort eintreffen. Deßhalb schickten wir nochmals den Kutscher hin, und ließen ihm ein Trinkgeld versprechen. Aber o Himmel! nun entstand ein noch gräulicherer Sturm, denn seine Frau, eine wahrhafte Xantippe, stand mit aufgelösten Haaren am Fenster, schrie hinaus und begann nun die rohesten Blumen der magyarischen Sprache über uns auszuschütten, so daß wir endlich genöthigt waren, mit dem Säbel, den einer meiner Freunde mit sich führte, zu klirren, und ihr dadurch das Maul zu stopfen, daß wir sie auf den Gedanken brachten, wir gehörten zum Militärstand. Unsern Streit und Zank hörte der auf dem andern Ufer wohnende Fährmann, fuhr mit der größten Bereitwilligkeit und Höflichkeit herüber, um uns nach dem andern Ufer zu bringen, und sagte: „der Töpel macht es allen Leuten so; er war früher Soldat, und die Gespannschaft hat ihm dafür diesen Dienst zur argen Belästigung der Reisenden gegeben.“ Wir bezahlten dem wackern Kroaten die Ueberfahrt doppelt; mit wundem Herzen trennten wir uns hier vom Ungarland, und mit um so freudigerem Sinne fuhren wir auf kroatischem Boden unter freundlichen Brüdern in dem Lande der Mur weiter.

Plan zu einer antiquarischen Expedition nach Mittelamerika.

Das Interesse, welches die Werke von Stephens und Norman erweckt, hat ein Project hervorgerufen, zu dessen Förderung der Graf von St. Priest, der Herausgeber der „Antiquités mexicaines,“ sich gegenwärtig in London befindet. Es ist die Absicht einen Fonds von 12,000 Pfd. St. zusammenzubringen, um eine Commission von Künstlern und Alterthumsforschern nach Mittelamerika schicken zu können. Die geographische Gesellschaft von Paris ist im Besitz des „Berichts über die Expeditionen von 1805, 6 und 7, welche auf Befehl des Königs von Spanien unternommen wurden;“ es sind zahlreiche Zeichnungen von Señor Castañeda dabei, und das Original des noch nicht publicirten und äußerst reichhaltigen Werks liegt in dem Museum von Mexico. Die Pariser geographische Gesellschaft will das Werk herausgeben und den Gewinn davon dem obigen Unternehmen widmen. Graf St. Priest will einige der englischen Millionäre für das Unternehmen zu gewinnen suchen, da von der Regierung für jetzt nichts zu erwarten ist. (Athen. vom 3 Junius.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Corrientes und seine Einwohner.

Meine erste Landung zu Corrientes, als ich stromaufwärts nach Paraguay ging, war malerisch genug, und meine zweite, als ich aus Francia's Gebiet verbannt diesem gastfreien Ufer mich näherte, war gleichfalls nicht ganz gewöhnlicher Art. Ich fuhr in einer sogenannten Pirogue, einem viereckigen Kasten mit einer Art Haus darüber, den Paraguay herab, und mit Mühe brachten mich meine kräftigen Paraguay-Ruderer nach sechstägiger Fahrt bis zur Vereinigung dieses Stromes mit dem Parana, etwas oberhalb Corrientes. Diese Stadt, auf einem hohen Landvorsprung gelegen, heißt eigentlich San Juan de los siete Corrientes, oder St. Johann von den sieben Strömungen, und seltsamer Weise ist von diesem Namen nicht San Juan, sondern Corrientes als Name der Stadt im Gebrauch geblieben. Auf dem äußersten Landvorsprung gegen die beiden Flüsse, welcher San Sebastian heißt und mit einigen Kanonen besetzt ist, hat man eine prächtige Aussicht auf die ungeheuer, mit einer Menge schöner Inseln besäete Wasserfläche. Die Stadt hat 5 bis 6000 Einwohner und ist, wie alle spanischen Städte, im Viereck angelegt. Es gibt einige hübsche Kirchen, und in einigen Hauptstraßen sind große und bequeme, von den Magnaten des Orts bewohnte Häuser. Die Straßen sind erbärmlich, ungepflastert und bieten nichts als eine Mischung von Koth und Sand: die Häuser der ärmern Classe sehen großentheils schlecht aus, und viele sind nichts anderes als Schuppen. Nichtsdestoweniger gibt die Menge der mit Bäumen und Blumen reichlich besetzten Gärten der Stadt ein malerisches Aussehen, das durch die Aermlichkeit der Wohnungen nicht zerstört wird.

Als ich am ersten Morgen nach meiner Ankunft aufwachte, hörte ich eine Menge Stimmen unaufhörlich etwas ausrufen; ich horchte und vernahm endlich von kleinen Jungen den Ruf: „Salz für Lichter!“ — „Tabak für Brod!“ — „Yerba für Eier!“ — „Tomates für Zucker!“ u. s. w., kurz alle möglichen Dinge des täglichen Bedarfs wurden im Tausch feilgeboten, andere und eine noch größere Anzahl Stimmen bot alles für Geld aus. Ich eilte an die Thür und fand, daß die Kinder wirklich mit den Gegenständen, die sie anboten, versehen waren, und daß die meisten Leute ihre täglichen Bedürfnisse auf diese Weise einhandelten. Wir führten natürlich in unserem Haushalt bald möglichst den Kauf für Geld ein, zum großen Aergerniß der würdigen alten Damen von Corrientes, und eine Zeitlang ward diese Neuerung alles Ernstes angegriffen. Indeß trug das Geld, das unser Handel im Lande verbreitete, allmählich dazu bei, diesen Tauschhandel viel minder gewöhnlich zu machen.

Die Spanier in Südamerika halten viel auf Etikette, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Besuche, die ich an den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Corrientes von den angesehensten Einwohnern erhielt. Gegen 11 Uhr am ersten Tage kam die Elite des Orts allmählich angezogen: Damen und Herren waren festlich ange-

Digitized by Google

kleidet und betraten die „Sala“ mit ernsten formellen Begrüßungen, aber doch mit vielen freundlichen Worten des Bewillkommnens. Stühle wurden im Zimmer umher gesetzt, Mate und Wein, Confect und Cigaccen den Besuchenden angeboten. Einige Damen brachten Mulatillas kleine Sklavinnen, mit sich, und diese blieben entweder an der Thüre stehen, oder wenn sie sehr jung waren, kauerten sie zu den Füßen ihrer Gebieterin im Zimmer nieder.

Da war der Gouverneur, unser gütiger Freund Mendez, in seiner besten Uniform, begleitet von seinem Adjutanten, der sich hart an seiner Seite hielt, und seiner Ordenanza, welche auf der Straße sein Pferd hütete; dann kam Don Isidoro Martinez, eines der schönsten Exemplare eines höflichen gebildeten alten Spaniers, mit seiner stattlichen Frau aus Corrientes und ihrer Mulatilla. Zunächst trat Don Pedro Campbell ein, in anderer Kleidung als ich ihn früher gesehen. Hinter ihm tänzelte unser lustiger französischer Freund Perichon mit seiner Frau, Donna Pastora, die, vergessend, daß dieß eine Etikettevisite sey, auf mich zulief und mich umarmte. Hierauf kam der Alcalde de primer voto oder Bürgermeister im Amtskleid und einem sehr langen Stock mit goldenem Knopf, und mit ihm zwei oder drei andere Mitglieder des Ayuntamiento. Ihnen folgte Dr. Cossio, der erste und, was noch mehr sagen will, der ehrlichste Richter von Corrientes; so kam, einer nach dem andern, die Velasteguis, die Rolones, die Madaringas, die Escobar, kurz alle die Vornehmen zu dem englischen „Besamanos.“

Es ist hier zu bemerken, daß die Correntinos sich sehr viel auf ihre edlen Vorfahren einbilden, namentlich die Damen. Als die Spanier zuerst diesen großen Strom entdeckten und ihn hinauffuhren, um das Eldorado zu suchen, gründeten sie an der Mündung, wo jetzt Buenos-Ayres liegt, anfangs keine Stadt, sondern ließen nur eine schwache Colonie zurück, die später von den Indiern zerstört wurde, während die Hauptexpedition den majestätischen Rio de la Plata hinauffuhr bis Corrientes und Paraguay. An ersterem Punkte wurde sogleich zu Anlegung einer Stadt geschritten, und die Correntinos behaupten, all das edle Blut Spaniens, das die Expedition mitbrachte, sey zu Corrientes geblieben; von diesem Adel nun leiten sie ihre Abkunft ab, und blicken mit souveräner Verachtung auf die Porteños als Emporkömmlinge und als eine niedere Mischlingsrace herab. Diese hohe Meinung von ihrem Stammbaum und der Reinheit ihres Blutes mag zum Theil den Gesellschaftszustand in Corrientes erklären, der primitiver ist, als in andern, selbst von der Hauptstadt noch weiter entfernten Orten, denn die Correntiner und namentlich die Damen sehen die Frivolitäten und neuen Moden der Hauptstadt als eine Befleckung der reinen, von ihren edlen Vorfahren überkommenen Sitten an.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem „Besamanos“ zurück. Mit der Zahl der Besuchenden wuchs auch der Lärm der Sprechenden, und der Gefrierpunkt der Etikette thaute allmählich unter dem mildernden Einfluß des Gespräches und der Erfrischungen auf. Die Herren sprachen laut und gesticulirten gewaltig, während die Damen, das Spanische bei Seite legend, zu ihrer geliebten Guaranisprache ihre Zuflucht nahmen, und, in kleine Cotterien gebildet, so laut schwatzten und so keck die Aufmerksamkeit nur für sich in Anspruch zu nehmen suchten, daß es ganz unmöglich war, jeden einzelnen auf die artigen Dinge, die sie augenscheinlich eben aussprach, etwas Besonderes zu erwiedern. Diese Besuche führten uns indeß in alle angesehenen Familien ein.

Die ganze Provinz enthielt nach der Entvölkerung der Missionen nicht über 50,000 Seelen; Sitten und Beschäftigungen des Volks waren ganz dem Hirtenleben zugewendet, denn obwohl das Land im höchsten Grade fruchtbar ist, das schönste Bauholz hat und von vielen herrlichen Flüssen bewässert ist, so bemerkte man doch mit Ausnahme der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt und einiger der bedeutendsten Dörfer nicht eine Spur von Anbau, und man sollte nicht glauben, daß Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Mais, Mandioca, Bananen, Orangen, Trauben und eine Menge eßbare Kräuter wie von selbst in dem reichen Boden gedeihen. Auf dem Gebiete der Missionen ist die Yerba (Paraguay-Thee) vortrefflich und wächst in Fülle, Cochenille findet sich in großer Vollkommenheit und auch Indigo ist an einigen Orten angepflanzt. Reis ist gleichfalls ein Erzeugniß des Landes, Kaffee könnte mit Vortheil gebaut werden und wilder Honig findet sich in großer Menge. Corrientes hat die beste Milch und Rahm, die ich je kostete. Es ist in der That ein Land, das von Milch und Honig fließt.

Die Einwohner sind einfach und gutmüthig, aber mit Ausnahme von zwei oder drei Advocaten, einem halben Dutzend Altspaniern und sehr wenigen Creolen macht niemand auf Wissen und Bildung den mindesten Anspruch. Die Mehrzahl der niedern Classen kann nicht schreiben und eine gute Anzahl nicht einmal lesen. Einige Geistliche und Mönche verstehen ein wenig Latein, aber ein wirklich classisches Buch oder ein von der Inquisition verbotenes findet sich selten in einer Bibliothek. Durch Bestechung der Zollbeamten brachte ich meine ketzerischen Bücher einführen, aber auch, als sie auf dem Büchercschrank aufgestellt waren, zeigte man kein Verlangen, sie kennen zu lernen, vielmehr einen sichtlichen Widerwillen sie näher anzusehen, der von Unwissenheit und Mißtrauen hinreichend zeugte. Der gelehrteste Prior aller Klöster nahm eines Tages ein Testament in der Vulgate aus meinem Schranke und las mehrere Stellen, sichtlich erstaunt darüber, daß ich sie verstand, und erfreut, daß wir einerlei Ansicht über den Inhalt waren. Durch diesen guten, aber nicht sehr gelehrten Pater erhielt ich Eingang in alle Klöster, und hatte zwei- oder dreimal die Ehre, mit den Bewohnern derselben im Refectorium zu speisen. Ich schickte bei solcher Gelegenheit etwas englischen Porter und europäischen Wein an den Pater Küchenmeister, und diese mundeten den guten Mönchen nicht wenig, weßhalb sie denn auch manchmal bei mir einsprachen. Der große Vortheil, den ich aus ihrer Bekanntschaft zog, lag darin, daß ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Corrientes trotz meiner verbotenen Bücher und meines Nichtmessehörens doch nie belästigt wurde, daß man vielmehr mich mit Achtung behandelte, weil man mich auf vertraulichem Fuße mit einigen der angesehensten Priester sah. Diese waren auch größtentheils sehr angenehme Leute und sämmtlich ausnehmend tolerant, vielleicht nicht sowohl aus religiösen Grundsätzen, sondern aus Schicklichkeitsgefühl gegen einen Fremden, der sie gastfreundlich aufnahm und keine Neigung zeigte, sie mit Religionsstreitigkeiten zu quälen.

(Fortsetzung folgt.)

Hohle und volle Achsen. Aeußerst interessante Proben haben kürzlich bei Camden Town auf der London-Birminghamer Eisenbahn stattgefunden. Es handelte sich von einer Vergleichung zwischen kürzlich patentirten hohlen Achsen von Hall und den besten, jetzt gebräuchlichen vollen Achsen. Gegen 30 Ingenieure und andere sich für Eisenbahnen interessirende Personen waren anwesend, und als Resultat ergab sich eine auffallend größere Stärke der hohlen Achsen. (Echo du M. S. 4 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1843.

Einiges über die Sitten der Bewohner von Algier.

Dureau de la Malle, bekannt durch seine Arbeit über die Colonisation der Römer in Nordafrika, hat aus dem Bericht der zur Untersuchung von Algier ausgesandten Commission einzelnes ausgehoben,*) und wir nehmen daraus einige Bruchstücke, die nach der Arbeit Pelissiers, des bekannten Chefs des arabischen Bureau in Algier, abgefaßt sind. Hr. Pelissier bekämpft namentlich die übertriebene Ansicht, welche man in Europa von orientalischer Eifersucht und der Häufigkeit der Vielweiberei hat. Der Mann darf allerdings seine Frau, die er auf der That des Ehebruchs ertappt, tödten, bedient sich aber dieses Rechts nicht häufiger und die häuslichen Tragödien sind nicht zahlreicher als bei uns. „In einem ganzen Stamme bei den Amers, in der Nähe von Setif, sind die Frauen so offenkundig ehebrecherisch, als die vornehmen Damen unter der schimpflichen Regierung Ludwigs XV, und die Männer fügen sich eben so willig, wie die philosophischen Ehemänner jener Epoche. Es ist Mode geworden, das Loos der mosiemitischen Frauen zu beklagen, ich finde aber nicht, daß ihre häusliche Existenz schlimmer sey als die der unsrigen.“ Die vom Gesetz gestattete Vielweiberei existirt factisch nicht, und selbst die Scheidung ist selten, denn der Mann kauft seine Frau, und wenn er sich scheidet, muß er ihr einen Unterhalt aussetzen; das persönliche Interesse kämpft also gegen das Gesetz, und erhält fast immer die Unauflöslichkeit der Ehe. Die innern Sorgen des Hauswesens, die den Frauen übertragenen Arbeiten sind dieselben, wie die der jüdischen Frauen zur Zeit Rebekka's, und ihre Lage, die keineswegs der der Indianerinnen Nordamerika's gleicht, scheint dem Verfasser nicht härter als die unsrer Bäuerinnen. In Streitigkeiten, die sich zwischen beiden Gatten erheben, entscheidet die Gerechtigkeit fast immer zu Gunsten des schwächern Geschlechts. Die Frauen erscheinen nur in den Städten verschleiert, in den Zelten sind sie fast gar nicht vom Männerumgang getrennt. Einige derselben haben über ihre Stämme einen politischen Einfluß ausgeübt, und selbst den Befehl im Kriege geführt. Vor einem Jahrhundert sah Peyssonell in der Nähe von Setif eine solche Heldin, die der Familie der Hanneischa angehörte, und in unserer Zeit hat eine Frau im Lande Augad eine ähnliche Rolle gespielt.

Hr. Pelissier widerlegt auch noch aus seiner Erfahrung die den Arabern zugeschriebene Neigung zum Diebstahl, der im Innern der Stämme viel seltener ist, als in unsern Städten. Von einem Stamme gegen den andern ist er häufiger, und der bewaffnete Raub hat sogar in ihren Augen etwas Ehrenhaftes und Rühmliches. Obgleich die Araber wenig Bedürfnisse haben, so lieben sie doch das Geld und sparen es auf, eine Folge ihres herumziehenden Lebens, da das Geld am leichtesten zu transportiren und zu verbergen ist. Trotz dem sind sie nicht habsüchtig und ihre Gastfreiheit ist bekannt. Schafe und Ziegen, die sie selten schlachten, werden, wie zur Zeit der Patriarchen, für den Fremden häufig geopfert. — Der Verfasser führt sodann rührende Züge und interessante Anekdoten über die Liebe dieser Nomaden zu ihren Kindern, ihren Frauen und ihren Eltern an.

Der Elementarunterricht scheint bei den Arabern nicht viel seltener zu seyn, als bei dem französischen Landvolk. Was den höhern Unterricht und die Mittel betrifft den Arabern unsere Kenntnisse und unsere Civilisation beizubringen, so meint der Verfasser, man solle Elementarbücher über einzelne Wissenschaften, namentlich über Mechanik und Arzneikunde, welche bei den Arabern im höchsten Ansehen stehen, ins Arabische übersetzen lassen und im Lande verbreiten.

Bei dieser Gelegenheit spricht er auch die Ansicht aus, daß Lazaristenmissionen bei den Kabylen nicht wenig Aussicht auf Erfolg hätten, denn die Kabylen, die Nachkommen der alten Berbern und Numiden, hätten den Islam nur durch Gewalt gezwungen angenommen, hätten viele alte heidnische Gebräuche beibehalten, und wären vielleicht nicht abgeneigt, den Islam, der ihnen durch die Eroberung aufgezwungen wurde, gegen das Christenthum auszutauschen. Die Kabylen haben feste Wohnsitze, bauen den Acker, treiben Gewerbe, haben somit Bedürfnisse und Interessen, die denen des nomadischen Arabers entgegengesetzt sind, und nähren einen lebhaften Haß gegen ihre

*) Nouv. Ann. des Voyages etc. März.

Digitized by Google

alten Eroberer. Leider ist das Capitel über die Kabylen nur kurz, denn Pelissier selbst gesteht, daß er sie mehr aus eingezogenen Erkundigungen als aus eigener Ansicht kenne. Bei ihnen herrscht durchaus Demokratie, und das Eigenthum ist ungemein getheilt. Besondere Umstände ausgenommen, haben sie selten Vorstände auf Lebensdauer, sondern diese werden je nach Umständen aufs neue gewählt; ihre Regierungsform ist durchaus föderativ.

Die Bewohner der Städte, die man gewöhnlich Mauren nennt, sind ein Gemisch von Arabern, Kabylen, Europäern, Türken, Abkömmlingen römischer Colonisten und endlich Mischlingen aller Racen. Wie schwache und furchtsame Thiere, sagt der Verfasser, bringen sie ihr Leben in der größten körperlichen und geistigen Unthätigkeit zu, wenn der Hunger sie nicht zur Arbeit zwingt. Das Leben der Frauen ist minder hart als das der arabischen, aber sie haben auch nicht die edlen Eigenschaften wie diese. Sie sind herrisch und ihre Männer sind mehr ihre Diener als ihre Herren. Auch sind die Sitten unter den Mauren, namentlich in den Städten am Meeresufer, keineswegs sehr rein.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Fatima's Grabmal.

Der größte Theil der Bewohner von Kom besteht aus Leuten, die zu dem Dienste der verschiedenen Capellen dieses Ortes gehören; aber dennoch scheint hier die Frömmigkeit nicht so gut zu gedeihen, als in Indien oder auch in andern Theilen von Persien; an Intoleranz fehlt es dagegen durchaus nicht, und Kom ist berühmt wegen der Unfreundlichkeit und Grobheit der Einwohner, besonders gegen christliche Reisende; selbst die kleinen Kinder lehrt man schon Schimpfworte stammeln. Während ich auf dem Dache des Karawanserai beschäftigt war eine Zeichnung von der Stadt zu entwerfen, stießen einige kleine Buben, welche von ihren Müttern dazu angereizt wurden, die gröbsten Schimpfreden gegen uns aus, bis sie sahen, daß wir einige vorübergehende Bettler beschenkten, worauf sie sogleich einen andern Ton anstimmten, ebenfalls bettelten und Gebete für unser Wohlergehen sprachen; als sie sahen, daß sie ihren Zweck nicht erreichten, fingen sie wieder an heftig zu schimpfen, bis ihnen endlich der Mihmandar zu schweigen gebot.

Während der Abenddämmerung benutzte ich die Gelegenheit, das Innere des Grabmals der Fatima, die hier begraben ist, zu besuchen. Ich hatte erfahren, daß ein Ungläubiger auch nicht einmal durch Bestechung die Erlaubniß erhalten konnte, diese heilige Capelle zu besuchen. Ich legte deßhalb persische Kleidung an und ließ mich von meinem alten, indischen Diener, der ein Seyed war und schon oft die Capelle besucht hatte, hineinführen.

Wir gingen durch einen schlechten Thorweg in einen engen Hof, in welchem sich Zellen oder kleine Zimmer für die Kadims oder Diener der Capelle befanden; von hier führte ein besserer, mit blauen Ziegeln geschmückter Thorweg in einen größern Hof, der mit zierlichen und besser eingerichteten Wohnungen für die höhere Geistlichkeit umgeben war. In diesem Hofe befindet sich ein langes Wasserbecken zum Abwaschen der Gläubigen, an beiden Seiten läuft ein gepflasterter Fußweg hin und das Ganze ist wie ein Garten mit Bäumen und Gängen angelegt. Von hier führt ein Weg zu dem Hofe, in welchem die Moschee erbaut ist; er ist kleiner als der vorige, aber sehr rein und gut gehalten und ebenfalls mit einem Wasserbecken zum Abwaschen versehen. Hier legten wir unsere Pantoffeln ab; es war um die Stunde des Abendgebets und darum die Capelle ziemlich voll, aber wir gingen rund herum und besahen alle merkwürdigen Gegenstände. Die zur Moschee führenden Thore waren mit blau und weiß lackirten Ziegeln geschmückt, und die Vorderseite des Tempels, die wie gewöhnlich aus drei Bogen bestand, war mit Ziegeln von verschiedener Farbe, mosaikartig, in allerlei Mustern ausgelegt. Das Innere der mittlern Abtheilung, unter der sich das Grabmal befindet, war so wie der Fußboden auf ähnliche Weise verziert; auf dem Boden war ein reicher Teppich ausgebreitet. Das Innere der Capelle selbst ist in Abtheilungen von Bogen gesondert, die nach oben schmaler auslaufen. Man findet in Persien diese Bauart sehr häufig, und sie gewährt oft einen schönen Anblick.

Das Grabmal selbst ist in einen Kasten von Sandelholz eingeschlossen, der 12 Fuß lang und 8 Fuß breit ist; ein grüner Baldachin ist oben darüber angebracht und rund herum läuft ein Gitter von massiven, silbernen Stäben, das die Mutter des vorigen Königs hieher geschenkt hat. Innerhalb des Gitters hängt das Schwert Abbas des Großen, das ich aber nicht genau betrachten konnte, weil ich fürchtete, durch eine nähere Untersuchung aufzufallen und erkannt zu werden. Die beiden Seitenabtheilungen waren mit Teppichstreifen belegt und werden bloß zum Gebete benützt. Das Grabmal und der Baldachin stammen aus der Zeit wo Fatima starb, aber die Moschee hat ein späterer König auf den Ruinen eines kleineren Gebäudes errichten lassen, das vom Schah Abbas erbaut und reich dotirt worden war. Alle Könige von der Dynastie der Sofi vermehrten die Schätze dieser Capelle, die vordem sehr reich war. Die Mutter des verstorbenen Königs von Persien hat das aus Messing bestehende Dach des Doms vergolden lassen, aber so schwach, daß der ganze Werth des dazu verwendeten Goldes höchstens 2000 Tomans beträgt.

Obgleich die frommen Stiftungen unter den letzten Regierungen nicht vermehrt, ja nicht immer respectirt wurden, so hat doch diese Capelle noch immer bedeutende Einkünfte: es gehören ihr mehrere Dörfer, und die Geschenke der Pilgrime, welche hieher wallfahrten, sollen, ein Jahr ins andere gerechnet, jährlich vier- bis sechstausend Tomans betragen. Neun zum Dienste der Capelle gehörige Individuen bekommen einen Gehalt, außerdem befindet sich hier eine Anzahl Mollas, welche aber bloß von dem Gelde leben, was sie für die Erziehung von Zöglingen erhalten.

Nachdem ich mich schnell in der Capelle umgesehen hatte, setzte ich mich mit dem Seyed nieder, als wenn ich mit ihm

Digitized by Google

betete; unterdeſſen bemerkte ich, daß erſt ein Molla kam und mich betrachtete, dann erſchien ein zweiter und endlich kamen mehrere mit brennenden Lichtern in den Händen, denn es war ſehr dunkel, die, nachdem ſie mich einige Zeit angeſehen hatten, den Seyed anredeten. Ich bemerkte leicht, daß ſie ſich ſtritten und zwar um meinetwillen. Einige Mollas entfernten ſich befriedigt, andere aber eiferten fortwährend und wurden durch neue Ankömmlinge unterſtützt; kurz der Lärm wurde ſo arg, daß ich einen ernſtlichen Anfall zu fürchten anfing, als zum Glück der Mihmandar in die Capelle trat und die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich zog, ſo daß ich mit meinem Führer mich entfernen konnte, was mir ſehr angenehm war, weil ich gern alles Aufſehen vermeiden wollte. Der Seyed ſagte mir, er habe die Mollas durch die Verſicherung zu beruhigen geſucht, daß ich dem mohammedaniſchen Glauben ſehr zugethan ſey; aber wahrſcheinlich glaubten nicht alle an dieſes Vorgeben und verurſachten mir durch ihr heftiges Widerſprechen jenen Schrecken. Ich muß übrigens bemerken, daß ihr Betragen, trotz ihrer offenbar feindſeligen Geſinnung gegen mich, ernſt, anſtändig und durchaus nicht unhöflich war.

Mohammed Mirza.

Dieſer liebenswürdige, tapfere Prinz, der älteſte und würdigſte unter den zahlreichen Söhnen des vorigen Königs von Perſien, hatte lange Zeit die wichtige Provinz Kermanſchah verwaltet.

Für Perſien war der frühzeitige Tod desſelben ein höchſt wichtiges Ereigniß, denn es vereitelte alle Hoffnungen einer Partei und verhinderte dadurch einen Kampf, welcher wahrſcheinlich ſehr blutig geworden wäre. Man war übrigens allgemein der Meinung, daß der Ruhm und die Wohlfahrt des Landes von der Thronbeſteigung Mohammed Mirza's abhinge; wenigſtens ſchien der Charakter dieſes Prinzen zu einer ſolchen Hoffnung zu berechtigen. Sein Edelmuth, ſeine Kühnheit, ſeine Milde hatten ſeinen Anhängern und allen denen, die ihn kannten, ein ſo lebhaftes Intereſſe für ſeine Sache eingeflößt, daß es ihm höchſt wahrſcheinlich gelungen wäre, wenn er ſich nur eines Theils des Schatzes ſeines Vaters bemächtigen konnte, jede Oppoſition, die ſich in Perſien gegen ſeine Thronbeſteigung erheben konnte, zu überwältigen. Wenn ſich nun die Ruſſen in dieſe Streitigkeiten gemiſcht und auf die Seite des Abbas Mirza getreten wären, was mehrere Perſonen glaubten, ſo würde die Partei dieſes Prinzen ebenfalls ſehr mächtig geworden ſeyn; freilich würde ihm dieſer Beiſtand im Falle des Erfolgs ein Paar ſeiner ſchönſten Provinzen gekoſtet haben. Nach dem Ableben Mohammed Mirza's wurden die Anſprüche des zweiten Sohnes allgemein anerkannt, die Intriguen der Gegenpartei fielen weg und der blutige Kampf, welcher jedenfalls zwiſchen den beiden Thronbewerbern entſtanden ſeyn würde, konnte nicht ſtattfinden.

Unter den vielen Anekdoten, die man von der Kühnheit und Entſchloſſenheit des Mohammed Mirza erzählt, ſcheint mir folgende vorzüglich charakteriſtiſch. Aſſad Chan, der Anführer eines bedeutenden Stammes, hatte zufolge einer Unzufriedenheit mit dem Benehmen des Königs gegen ihn deſſen Dienſt verlaſſen, ſich in die Gegend von Kermanſchah begeben und that durch Plünderungen und Raubzüge großen Schaden. Der Prinz, entſchloſſen dieſem Unweſen ein Ende zu machen, trat, nachdem er den Rebellen vergebens auf verſchiedene Art zu ſeiner Pflicht zurückzubringen verſucht hatte, an die Spitze eines gegen ihn gerichteten Zugs, und als er an den Ort gekommen war, wo der Chan mit ſeinen Leuten lag, eilte er, ohne ſein Gefolge davon zu unterrichten, gerade in die Wohnung des Khans, meldete ſich ohne weiteres ſelbſt bei ihm an und ſetzte ſich in dem Zimmer nieder; er ſtellte ihm lebhaft vor, wie thöricht er handle, daß er einer Macht Widerſtand leiſten wolle, die ihn doch endlich erdrücken werde; er verſicherte ihm, daß er ſeine Verdienſte vollkommen anerkenne, und wenn er zu ſeiner Pflicht zurückkehren und in ſeine Dienſte treten wolle, ſo werde er gern einem ſo muthigen und unglücklichen Manne vollkommene Verzeihung gewähren; endlich ermahnte er ihn ernſtlich, ſein jetziges entehrendes, verbrecheriſches Leben nicht länger fortzuführen. Der Khan, dem die Gegenwart des Prinzen Achtung und deſſen Entſchloſſenheit Bewunderung einflößte, ließ ſich leicht bekehren, und der Prinz, der ihm bald nachher die Verwaltung eines Diſtricts übertrug, hatte die Freude einen verzweifelten Räuber in einen muthigen, treuen Diener verwandelt zu haben.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erſter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Don Yſidoro Martinez; die Beamten.

Zu Corrientes lebte während meines dortigen Aufenthalts eines der ſchönſten Exemplare eines Altſpaniers, die ich je in Amerika geſehen; ſein Name war Don Yſidoro Martinez y Cieds. In ſeiner Haltung, ſeinem Benehmen, ſeiner Sprache und ſeiner allgemeinen Höflichkeit war er ein Muſter der alten Schule, durchaus freundlich, liebenswürdig und höflich. Er war nicht bloß ein Gelehrter (im ſpaniſchen Sinn des Worts), ſondern in ſeinem Geſpräch war auch eine Munterkeit, eine Naivität und ein Witz, wenn auch etwas Einbildung mit unterlief, die ſeine Geſellſchaft höchſt angenehm machten. Dabei war er ein wohlwollender, offener, edelgeſinnter Mann, verſöhnlich auch in ſeinem Aerger, warm und ſtandhaft in ſeiner Freundſchaft. Er war während der ſpaniſchen Herrſchaft der bedeutendſte Mann in Corrientes geweſen, und auch als ſeine Macht zu Ende gegangen, wurde er von den Freibeutern, welche einige Jahre lang Corrientes in Contribution ſetzten, niemals mißhandelt oder beraubt. Sie begnügten ſich mit dem, was er freiwillig gab, und er war klug genug zu geben, um nicht dem ſchweigenden Einverſtändniß ganz ein Ende zu machen.

Don Yſidoro war der einzige Mann in Corrientes, der eine gute allgemeine Bibliothek, freilich nur eine ſpaniſche, beſaß. Meine geringe Kenntniß der ſpaniſchen Literatur danke ich allein ſeinen Büchern und ſeinen, wenn auch nicht gerade umfaſſenden, doch ſtets ſcharfſinnigen Commentaren. Er war ein großer Landbeſitzer und Kaufmann geweſen, aber mit der ihm eigenen Feinheit, die gegen die Blindheit ſeiner Landsleute in einem ſeltſamen Contraſt ſtand, ſah er den Gang und die Reſultate der ſüdamerikaniſchen Revolution voraus. Er zog die Hörner

Digitized by Google

ein, gab seine Ansprüche auf Superiorität auf, verkaufte seine Ländereien und seine Waaren, schickte den größten Theil seines Vermögens nach England und blieb nur in Corrientes, weil seine Frau den Ort besonders liebte und mit vielen der ersten Familien verwandt war. So beschäftigte sich der schlaue philosophische Spanier jetzt mit seinen Büchern, hie und da auch mit seiner Feder, die er mit Zierlichkeit und Gewandtheit handhabte, und hielt sich nicht bloß von allen politischen, sondern auch von Handelsgeschäften durchaus fern. Seine Unparteilichkeit war so bekannt, seine Unbestechlichkeit so unbezweifelt, daß die erbittertsten Parteien ihre Streitsachen seinem alleinigen Schiedsrichterspruch überließen. Nie stieß der Appellationshof, wenn ja appellirt wurde, seine Entscheidung um, so daß Don Ysidoro, obwohl ein Spanier und als solcher bei den Regenten des Landes nicht beliebt, praktisch eine weit wichtigere Person wurde, als irgend ein Richter im Lande. Er war ein willkommener Gast bei Spaniern und Creolen, und leitete die Angelegenheiten vieler einzelnen Familien, meist der angesehensten. Ich habe nie einen Mann gekannt, der mit so allgemeiner Zustimmung von Freund und Feind ein Uebergewicht in der Gesellschaft behauptete.

Ich speiste oft bei ihm, und traf an seinem Tisch den liberalen Gouverneur, den vorurtheilsvollen Mönch, den geraden Estanciero, den Advocaten, Leute in bürgerlichen Aemtern, die neuangekommenen Fremden und die zahlreichen Verwandten seiner eigenen Frau. Von seinen Sitten nach unsern Begriffen war nicht viel zu sehen, aber dieß wenige dankte man allein dem Beispiel und dem freundlichen Benehmen des Herrn vom Hause. Seine Frau, eine stolze, vorurtheilsvolle Caracalimeria, wurde von ihm mit Milde im Zaume gehalten, ebenso die Mönche und die demokratischen Führer der Revolution, so wie ihre entschiedenen Feinde, die alten Spanier. Sein gesunder Verstand und seine Milde schienen die Wogen der Zwietracht zu beruhigen, und aus den widerstrebenden Elementen des politischen Kampfes alle schädlichen Ingredienzien auszuscheiden. Er kannte die Vorurtheile der Correatiner vollkommen und hütete sich direct dagegen anzustoßen. Manchmal, wenn in seiner Gegenwart eine überscharfe Bemerkung gemacht oder ein unhaltbarer Satz ausgesprochen wurde, warnte mich ein bedeutender Wink seines Auges, daß ein Streit darüber ganz hoffnungslos sey.

Was mich aber am meisten ergötzte, war, ihn auf seinen häufigen Besuchen bei Leuten niedern Standes zu begleiten. In Südamerika hat jedermann, was auch seine Stellung im Leben seyn mag, eine natürliche Unbefangenheit und Unabhängigkeit des Benehmens, das sich vor dem Vornehmen nicht sklavisch beugt. Don Ysidoro konnte sich in gar manchen Beziehungen als der Freund und Wohlthäter seiner armen Nachbarn zeigen, es mangelten viele kleine Bedürfnisse, Arzneien im Fall von Krankheit, es waren Streitigkeiten zu schlichten u. dgl., dieß alles that er mit so viel Anmuth, so viel Höflichkeit oder vielmehr Vertraulichkeit, daß sein stets bereiter Scherz, seine Munterkeit und seine gute Laune sich nie so lebendig zeigten, als wenn er auf einem rohen Ledersthl oder auf dem Vordertheil einer Bettstelle aus Fellen in einer der armen Hütten saß, deren er so viele besuchte.

Don Ysidoro hatte eine besondere Vorliebe für einen gewissen Martinez Saenz, den Eigenthümer und Befehlshaber einer schönen Polacre. Auf seinen mannichfachen Fahrten von und nach Buenos-Ayres brachte er, um seine besondern Freunde zu regaliren, nicht selten eine gute Zufuhr von starkem englischem Bier. Mit Eis versetzter Champagner in der Sonnenhitze erscheint uns nicht so angenehm, als ein erfrischender Zug starken Bieres an den Ufern des Parana geworden war. Nach der Polacre des Cap. Saenz wanderte Don Ysidoro und ich öfters in der Abendkühle, um unser Bier zu trinken und die weißen Wölkchen aus unsern Cigarren auszublasen, die aus dem milden, wohlriechenden Blatte des Landes selbst gefertigt waren. Da fand sich denn nicht selten auch der Gouverneur ein, so wie Señor Mantilla, Zolleinnehmer und Schatzmeister des Gouvernements zugleich. Es ist kaum glaublich, welchen Betrag von Zöllen und welchen diplomatischen Einfluß Don Ag. Mart. Saenz, Capitän der Polacre Florentina, mit einem halben Dutzend Fäßchen englischen Bieres erkaufte. Es ist nicht zu verwundern, daß Stöpsel in Menge flogen und wohlgefüllte, schaumbedeckte Becher zur Erheiterung der Gäste rasch kreisten, wenn die Polacre wohlbeladen ein- und auslief gegen einen Zoll, der mit dem nach strengem Recht eingefordertem Betrag freilich in starkem Mißverhältniß stand. Saenz war ein munterer, gastfreier Mann, aber gleich einem ächten Andalusier wußte er seine Verschwendung mit so viel Gewandtheit zu leiten, daß sein starkes Bier ihm gewiß fünf Piaster die Flasche eintrug.

Schmuggelei gehört zum spanischen Charakter und diese reichliche Quelle des Bösen ward von Spanien nach Südamerika verpflanzt, wo es starke Wurzeln schlug. Der treue Hüter des öffentlichen Schatzes ward auf manche hinterlistige Weise angegriffen, mit gepfropftem Bier und Benicarlo-Wein, mit zierlichen Meubeln für ihre Salas und seidenen Kleidern und Strümpfen für ihre Frauen und Töchter, so wie mit geliehenen Doblaen, deren Rückgabe nie gefordert wurde. Wie es in andern Ländern geht, weiß ich nicht zu sagen, in Südamerika aber macht ein Mann, der ein Empleo oder Amt bekommt, die Berechnung seiner Einnahme nicht nach seinem gesetzmäßigen Einkommen, sondern nach den Gelegenheiten, die es ihm bietet, unter der Hand sich Geld zu machen, bis ihn ein anderer hungriger Rabe verdrängt, und es mag den raschen Wechsel der Beamten bezeichnen, daß trotz aller Untersuchungen mir nur ein einziger Mann der Art bekannt ist, der reich in seinem Bette starb.

Der gute Mendez, der Gouverneur von Corrientes, entlehnte selbst, nachdem er fünf Jahre Gouverneur gewesen war, ohne alles Bedenken 50 oder 100 Piaster von einem guten Freund, vielleicht hatte er aber ein paar Stunden später sie bereits am Spieltische verloren. So war es mit vielen andern Beamten jener Zeit. Manche waren schüchtern, und wollten nichts Auffallendes sich gegen die Gesetze zu Schulden kommen lassen, aber sie liebten meist das Spiel, hatten verschwenderische Weiber und Töchter, große Familie und kleine Einkünfte; so wurde stets im Dunkeln genagelt an dem Vermögen des Staats, welches ihrer Aufsicht, freilich leichtsinnig genug, anvertraut war.

(Schluß folgt.)

Die jetzt zurückgekehrte französische Corvette Danaide hat auf einer vierjährigen Reise einen Theil der Ostküste Südamerika's und die ganze Westküste von Chili bis nach Californien hinauf untersucht, auf der Fahrt durch das stille Meer an mehrern Inselgruppen angelegt und endlich 14 Monate lang in den chinesischen Meeren sich aufgehalten. Bedeutende naturgeschichtliche Sammlungen wurden durch den Schiffslieutenant Jaures und den Schiffsarzt Lautaud gemacht; dieselben sind im Pariser Museum niedergelegt und sollen jetzt von einer dazu ernannten Commission untersucht werden. (Echo du M. S. 1. Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1843.

Alte Ruinen in Peru.

(Annalen der Land- und Völkerkunde. Nr. 208.)

Der nordamerikanische Schiffscapitän Ray aus Nantucket hat vor einigen Jahren bei Guaemay in Peru ein zweites Pompeji entdeckt, und daselbst Mumien, Münzen, Flaschen von wunderlicher Form und andere interessante Gegenstände gefunden.

Es muß dieß unter 10° ½ S.B. an der Küste der Südsee seyn, wo sich ein Thal gleiches Namens, von einem kleinen Fluß durchströmt, findet, das Gaecilasso Hualline nennt, und ein Hafen und Flecken, die am Ausgange dieses Thales liegen, und ebenfalls Guarmay heißen. Nach der Geschichte von Peru war dieses Thal einst sehr zahlreich bevölkert, ist aber gegenwärtig ein bloßer Aufenthalt von Hirten, die in der Umgegend ihre Heerden, aus Rindern und Schweinen bestehend, weiden, und den Flecken Guaemay bewohnen. Man sieht hier noch die Ruinen von einem alten Schlosse, und in dem Hafen legten sich 1615 die Holländer vor Anker, als sie die Armee des Vicekönigs von Peru aufs Haupt geschlagen hatten.

Die entdeckten Ruinen scheinen einer weit ältern Zeit, als der der Incas anzugehören, und dürften ein gleich hohes Alter mit denen teagen, welche sich in der Landschaft Tiahuanaca finden. Daselbst sahen die Spanier einen Hügel von unglaublicher Höhe von Menschenhänden gemacht. Man hatte bei ihm die Bildung der Natur nachzuahmen gesucht, und den Grund von großen Steinklumpen, die fest an einander gekittet waren, gelegt, wodurch verhindert werden sollte, daß die aufgeschütteten Steinhaufen, welche den Körper des Hügels ausmachten, nicht einstürzen sollten. Unweit des Hügels standen zwei große, in Stein gehauene Riesen, die lange Kleider anhatten, welche sie nachschleppten, und eine Mütze auf dem Kopf trugen. Ihr Ansehen, so sehr abgenutzt vom Zahn der Zeit, verrieth ein hohes Alter. In der Nähe dieser Steinbilder lief eine lange Mauer hin, welche von so gewaltigen Steinen aufgerichtet war, daß es unbegreiflich schien, wie Menschenhände sie errichtet hätten. Das Merkwürdigste dabei war aber noch, daß in der ganzen Umgegend sich keine Spuren von Felsen zeigten, wovon die Steinblöcke hätten genommen werden können. Ein Chaos von gigantischen Trümmern bedeckte die Gegend, worunter sich imposante Thore befanden, die das Eigenthümliche in ihrer Bauart hatten, daß alle vier Ecken aus einem einzigen Stein bestanden, die 30 Fuß lang, 15 F. breit und 6 F. im Umfang hielten.

Die Peruaner kannten den Ursprung dieser Ruinen nicht, und erklärten, daß sie in einer älteren Periode aufgeführt worden wären, als wie die ihrer Inca's, und doch ist es aus der altperuanischen Geschichte bekannt, daß Peru vor der Zeit der Inca's sich im rohesten Naturzustande befand, und seine Bewohner gänzlich unfähig waren, große Gebäude aufzuführen. Nach den vorhandenen Ueberlieferungen sollten diese Wundergebäude in uralter Zeit in einer einzigen Nacht fertig geworden seyn, und zwar durch einen übermenschlichen Baumeister. Unter den Ruinen zeichnete sich besonders ein, durch Mauern eingeschlossener Hof von 15 Klaftern im Quadrat und zwei Stockwerk hoch aus. An einer Seite dieses Platzes fand sich ein Saal, 45 Fuß lang und 20 Fuß breit.

Das Ganze, mit Hof, Mauern, Dach, Thoren und Saal war aus einem einzigen Felsblock gehauen. Die Mauern enthielten drei Viertelellen in der Dicke, und höchst sonderbar war das Felsendach des Saales mit Stroh überdeckt. Das morastige Ufer der See stieß an den Fuß der Mauern und rings umher lagen allerlei bearbeitete Steine, welche Bilder von Männern und Frauen nach dem Leben in der gefälligsten Form vorstellten. Einige hatten Gefäße in der Hand, als ob sie trinken wollten, andere saßen, einige standen, andere wieder waren in einer fortschreitenden Stellung gebildet, als ob sie einen kleinen Bach überschreiten wollten, der mitten durch den Hofraum strömte. Außerdem sah man Bildsäulen, welche Frauen vorstellten, die ihre Kinder an der Brust hielten, und zusammengestellte Gruppen, wo Kinder ihre Mütter bei dem Zipfel des Rockes ergriffen hatten, und allerlei andere schöne Bildwerke. Nach der Behauptung der Peruaner sollten alle Steinbilder einst lebende Menschen gewesen seyn, welche vor Alters wegen großer Sünde in Bildsäulen verwandelt worden wären, und zwar weil sie einen Fremden, der ihr Land durch-

Digitized by Google

reist, gesteinigt hätten. Das ganze einem Tempel so ähnliche Gebäude sollte dem Schöpfer der Welt gewidmet gewesen seyn.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Malek Sohar.

Dieser sehr interessante und liebenswürdige Greis, der von einer alten Familie abstammt, die seit mehrern Generationen die Statthalter von Kaschan geliefert hat, besitzt viel Geist, eine lebhafte Phantasie und guten Geschmack; dermalen bekleidet er den ehrenvollen Posten eines gekrönten Poeten des Königreichs Persien. Er ist aber auch in der Mechanik, die er mit leidenschaftlicher Vorliebe treibt, sehr unterrichtet: er hat mehrere sehr complicirte Maschinen von eigener Erfindung auf sinnreiche Weise selbst verfertigt, und sogar nach den Abbildungen in der englischen Encyklopädie eine Druckerpresse gebaut. Sein Benehmen war, als wir ihn besuchten, gütig, seine Gesinnung freundlich und wohlwollend; aber er zeigt viel Unabhängigkeit und seine Satyren sollen zum Theil sehr scharf und witzig seyn. Seine Unterhaltung ist höchst angenehm, er zeigt dabei eben so viel Gelehrsamkeit als Geist, aber er spricht so gern, daß man am Ende dabei ermüdet. Seine Ansichten sind im allgemeinen liberal, ausgenommen in religiöser Hinsicht, wo er ein wenig bigott ist. Er ist, wie alle Perser, eitel auf seine Verdienste, aber er treibt es nicht, wie die andern so oft thun, bis zur Narrheit. Die Europäer bewundert er sehr und ist versessen auf alles, was aus ihren Ländern kommt; im Ganzen ist er einer der unterrichtetsten und angenehmsten Männer am Hofe. Seine Landessprache soll er gründlicher verstehen, als irgend einer der gelehrten Perser, und er besitzt überhaupt in vielen Wissenschaften bedeutende Kenntnisse. Seine Verse werden von den Persern, als denen des Feedusi am nächsten kommend, angesehen; einige setzen sie noch über die Werke dieses großen Mannes, was übrigens als morgenländische Extravaganz erscheint. Die Fruchtbarkeit seines Geistes ist eben so sehr zu bewundern, als dessen Kraft, denn ungerechnet die kleineren Gedichte hat er bereits 160,000 Strophen gedichtet, welche sich vorzüglich auf die Thaten der persischen Könige beziehen, denn der Hofpoet ist zugleich Hofgeschichtschreiber. Er steht bei dem Monarchen und den Prinzen in großer Gunst; Staatsgeschäfte hat er nie übernommen und eben so wenig interessiren ihn politische Angelegenheiten. Der alte Herr nahm uns sehr herzlich auf und unterhielt sich lange Zeit mit uns, wobei er allerdings fast immer den Sprecher machte. Für meine weiteren Touren durch Persien versprach er mir einige Empfehlungsschreiben.

Wir besuchten ferner einen Neffen des vorigen Königs, der mit dem jetzigen Geschwisterkind ist. Er zeichnet sich durch sein Streben nach Unabhängigkeit aus, was man in diesem Lande so selten findet. Er war im Dienste des Fürsten von Kasbin, gab seine Stelle aber auf, weil zwei nichtswürdige Jungen, die, außer ihrer Schönheit, kein Verdienst hatten, ihm vorgezogen wurden und Ehrenämter erhielten. Trotz seiner großen Armuth konnte er sich nicht entschließen, einem unwürdigen Herrn zu dienen oder die königliche Familie um Beistand anzusprechen, und jetzt sieht er sich gezwungen, seine Habseligkeiten stückweise in den Bazar zu tragen, um sich und seine Familie kärglich zu erhalten. Erst am Tage vor unserem Besuche hatte er ein großes Kopfkissen von Flaumfedern verkauft, um die nothwendigsten Bedürfnisse dafür anzuschaffen. Er empfing uns in einem Zimmer, in welchem nichts zu sehen war, als von Motten zerfressene Teppiche, die Fenster waren statt der Glasscheiben mit Papier überzogen und alles bewies den Zustand der kümmerlichsten Armuth. Er war die einzige Person unter allen, die ich sprach, welche den Tod des Mohamed Mirza aufrichtig zu bedauern schien; von ihm allein und dessen Familie sprach er mit Hochachtung.

Fernere Visiten.

Wir machten einen Besuch bei zwei Prinzen von Geblüt, den Statthaltern von Tehran und Kasbin. Der erstere, ein bleicher, kränklich aussehender, ceremoniöser Mensch, welcher den staeken Bart und die Adlernase der Kadschars hatte, empfing uns höflich, aber mit viel Etikette. Der zweite, ein schöner, gut aussehender, freundlicher, gesprächigee Mann, bewillkommnete uns mit mehr Freimüthigkeit. Keiner von diesen Prinzen kann während seines Aufenthalts in Tehran einen Hof mit dem Gepränge halten, wie sie es in der Provinz zu thun gewohnt sind, aber dennoch wird die königliche Etikette bei allen Besuchen streng beobachtet. Man ließ uns zwar in der Mitte des Zimmers Platz nehmen, aber die Pfeife wurde dem Prinzen allein gebracht, weil Niemand in Gegenwart eines Prinzen von Geblüt rauchen darf. Beide waren sehr einfach gekleidet und keiner trug auch nur den geringsten Schmuck. In der ganzen königlichen Familie herrscht eine sehr auffallende Aehnlichkeit; wer diese Prinzen sieht, oder einen ihrer Brüder, der während unseres Besuchs in das Zimmer kam, sieht auf den ersten Blick, daß sie Kadschars und die Söhne des Königs*) sind.

Diese Prinzen wohnen in der Einsiedigung des Palastes, der zu seinem Schutze mit einer hohen Mauer, mit Thürmen, einem Unterwall und tiefen Graben versehen ist. In dem Maidan oder inneen Hofe standen ein paar alte messingene Kanonen, die wahrscheinlich einst den Portugiesen gehörten, ferner einige englische Sechspfünder und zwei Möser, deren Vaterland ich nicht erfahren konnte. In der Mitte auf einer erhöhten Terasse war noch etwas von einem unvollständigen Artilleriepark zu erblicken.

An demselben Tage erhielten wir einen Besuch von Malek Sohar, dem alten, gekrönten Poeten, der meine Zeichnungen sehen und mir die seinigen zeigen wollte. Wenn man die Muster, die ihm zu Gebote standen, bedenkt, so war seine Arbeit sehr lobenswerth; er hatte einige englische Kupferstiche mit der Feder erstaunlich treu nachgebildet, und es war interessant,

*) Nämlich Feth Ali Schah.

Digitized by Google

seine Sammlung von Zeichnungen aus allen Ländeen und Zeiten zu beseben. Unter den englischen bemerkte ich einige Kupfeestiche von den Porträts des Sir Josua Reynolds und aus den Weeken von Bartolozi und Cipriani. Ich schenkte ihm eine von meinen eigenen Zeichnungen, die ihm am besten gefallen hatte; seine Bemerkungen waren richtig und so treffend, wie ich es von einem Asiaten nicht erwartet hätte. Er veestand das Wesen der Perspective vollkommen und speach über den Widerschein der Gebäude und Bäume im Wasser, besondees über den Charakter und die Farbe der Wolken auf eine Art, die bewies, daß er nicht nur sehr wohl verstand was eigentlich daegestellt werden sollte, sondern daß er auch über die Ausführung sehr richtig uetheilen konnte. Ich gab ihm auch noch einige englische Pinsel und Zeichenmaterialien, worüber er sich sehr freute.

Wir kamen wieder auf meinen Vorsatz, noch einige Peovinzen des Reiches zu bereisen, und der alte Heer zeigte sich sehr bereit, mir seinen besten Rath zu ertheilen. Allem Anscheine nach erlaubt der König den Europäern höchst ungeen, die Gegend im Osten der gewöhnlichen Steaße zwischen Schiras und Tehran zu eesorschen; die Gründe dieses Widerwillens, der sich bei mehreren Gelegenheiten gezeigt und sogae den Tod einiger Reisenden bewirkt hat, sollen darin liegen, daß ee nicht wünscht, daß ein Feember die Armuth und den schlechten Zustand des ausgesogenen Landes sieht, so wie in einer gewissen Furcht rücksichtlich unseeee Absichten auf Peesien, die duech unsere Siege in Indien entstanden ist. Man kann kaum bezweifeln, daß Brown, der berühmte Reisende, welcher bei der Brücke über den Kissilosen, wie man sagte, durch Räuber eemordet woeden ist, sein Leben auf Anstiften des Königs verloren hat. Die meisten Eingebornen, mit denen ich über diesen Vorfall speach, bestätigten diese Thatsache vollkommen, und der goldene Chronometer, den der unglückliche Reisende bei sich führte, soll jetzt in den Händen des Schah seyn. Man theilte mir noch einige andere, aber weniger bestimmte Geschichten ähnlicher Art mit, daß einige Europäer, die bis Mesched voegedeungen waren, dort auf Befehl der Regierung vergiftet worden seyen. Man eezählte mir das alles nicht sowohl, um mir den Muth zu dieser Reise zu benehmen, sondern vielmehr, um mich zu warnen, dem Könige etwas von meinem Vorhaben wissen zu lassen; ich beschloß deßhalb, nach dem Rathe meiner Feeunde, mit der eesten Karawane abzueeisen, aber in persischer Tracht, und mit so wenig Gefolge als möglich, um die Aufmerksamkeit nicht auf mich zu ziehen; doch ohne den Vorsatz, die Behörden auf den Straßen zu hintergehen, im Fall ich mit ihnen zusammentreffen sollte, was ich jedoch nach Möglichkeit vermeiden wollte. Zur Beglaubigung wollte ich einen Beief des englischen Residenten mitnehmen, in welchem bezeugt wurde, daß der Inhaber ein Britte sey, welcher zu seinem Veegnügen reise. Jedermann war übrigens der Meinung, daß meine Person weit weniger gefährdet sey und ich weit leichter alles beobachten könnte, je weniger ich für einen großen Herrn gelten würde.

Plan zu einem neuen artesischen Brunnen in Paris.

Es ist die Rede davon einen artesischen Brunnen von groeer Ausdehnung in dem Garten des naturhistorischen Museums zu Paris graben zu lassen. Man will nicht bloß unterhalb der Wassermasse kommen, welche zu Grenelle springt und bekanntlich 550 Metres tief liegt, sondern man hat die Absicht auf 8 bis 900 Metres zu graben, um Wasser zu erhalten, das der Bintwäeme ziemlich nahe kommt. Diese Hoffnung gründet sich auf die genauesten Angaben, wie sie durch Arago und Walferdin gemacht wurden, ehe zu Grenelle das Wasser sprang, als man erst auf eine Tiefe von 4 bis 500 Metees gekommen war. Die damaligen Beobachtungen haben bewiesen, daß die Temperatur bei je 32 Metres um 1° steige. Diese Beobachtung ist durch die Temperatur des Wassers, das jetzt aus einer Tiefe von 550 Metres springt, aufs bestimmteste bestätigt woeden. Das Wasser, das aus einer Tiefe von 8 bis 900 Metees spränge, würde nicht weniger als 36° bis 39° C. haben, und somit geeignet, den botanischen Garten, wo die Aequatorialpflanzen gepflegt werden, so wie die Käfige der Thiere, die in wärmern Klimaten als dem unsrigen leben, ohne Kosten zu wärmen. Viel wichtiger aber wäee es, unentgeltliche öffentliche Bäder in der Vorstadt St. Maceeau und in den benachbaeten Spitälern anzulegen, die Kleinkindeeschulen zu erwärmen und in diesen volkreichen Quaetieeen öffentliche Waschanstalten zu errichten, deren Wasser jeder Zeit, selbst im Winter, die Bintwäeme hätte. (Constitutionnel vom 7 Junius.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Handelsvertrag mit Don Pedro Campbell.

Das Uebel, unter dem die Peoviuz Curcientes litt, bestand in häufigen räubeeischen Einfällen; hatte die Plünderung einmal aierzehn Tage gedauert, so kam auch wieder auf etliche Monate Ruhe, indeß war die Lage der Dinge immerhin der Art, daß mein Beuder und ich mehr und mehr daeauf dachten, unsere Waaren zu Geld zu machen und das Innere zu verlassen und wenigstens nach Buenos-Ayres zu gehen, wo ein civilisirteee Zustand der Dinge, eine englische Seegotte, die Nähe einer starken Seemacht zu Rio Janeiro und die starke Zunahme der dort sich aufhaltenden Engländer den Aufenthalt angenehmer und sicheree machten. Wir wueden hierin durch den irischen Gaucho, Don Pedro Campbell, ausnehmend unteestützt, denn ee machte es bald möglich, daß noch eine zweite Waarenniederlage zu Goya, einem Hafen am Paranafluß, 52 Leguas unter Corrientes, angelegt weeden konnte. Wir unterhielten einen fortdauernden Verkehr durch einen regelmäßigen Courier, Namens Lepoa, der den Weg, wie auch wir selbst, öfters in Einem Tage zurücklegte; das war freilich ein tüchtiges Stück Aebeit, und wer nicht an starkes Reiten und große körperliche Anstreengung gewohnt war, konnte es nicht wohl versuchen.

Doch ich kehre zu Don Pedro Campbell zurück. Als ich eben eines Tages mit meinem Bender überlegte, wie wir die Verschleeeung unserer Waaren am besten ins Werk setzen könnten, trat er herein, nicht mehr in Gauchatracht, sondern in einem blauen freilich etwas abgetragenen Rock mit gelben Knöpfen, keine kleine Sache, an einem Orte, wo man, dias de fiesta ausgenommen, nur Jacken trägt. Wer die ganze Woche hindurch

Digitized by Google

einen Rock trägt,“ was einige trotz der Hitze thun, der heißt ein „hombre de casaca,“ ein Mann mit einem Rock, was bald einen Stutzer, bald einen Mann von Bedeutung bezeichnet.

Don Pedro trug einen Strohhut mit einem blauen Band, um zu zeigen, daß er ein Patriot sey, und durch eines seiner Knopflöcher war ein Ordenszeichen, nämlich ein dreifaches Band, gezogen, das ihm Artigas für seine Tapferkeit in mehreren Gefechten gegeben hatte. Um seinen Hals trug er ein gelbbaumwollenes, nicht allzu neues Tuch, und seine weiße Weste und Hemd schienen bald eben so gelb werden zu wollen, wie seine Cravatte. Er war rasirt, und zwar auf eine Weise, daß man wohl sah, es sey kaum eine Stunde zuvor geschehen, und zwar auf einem Gesicht, das keineswegs weder an ein tägliches Rasiren, noch an ein tägliches Waschen gewöhnt war. Der umgewandelte Mann trug Sammetbeinkleider und hohe Stiefeln aus selbst gegerbtem Leder; er behielt seine Ohrringe bei, stolzirte etwas mit einer Uhr und Petschaft, so wie, als einziges Stück seines ehemaligen Gauchoanzugs, mit einer um den Leib gebundenen Scharlachschärpe, die ihm statt der Hosenträger diente.

Ihm folgte sein Page Don Edwardo, der, bald neben, bald hinter seinem Herrn gehend, ihm so viel Achtung erwies, als sich mit ihrer sanftigen Vertraulichkeit in einsamen Stunden vertrug. Don Edwardo war noch in Gauchotracht, und es bestand, wie mir schien, eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen ihm und Don Pedro, daß der Diener nie, wie der Herr, ein hombre de casaca werden solle. Zu seiner halb adjutantenhaften, halb dienermäßigen Ausrüstung gehörte auch ein großer Reitersäbel, der mit den furchtbaren Gauchosporen einen gräulichen Lärm auf dem Corridor macht. Als Don Pedro und sein Schildknappe eintraten, befanden sich mehrere angesehene Herren aus Corrientes bei uns, und das Gespräch wurde mit Hülfe von Cigarren und einem anfeuchtenden Accompagnement lebhaft unterhalten. Alle standen auf und schüttelten mit augenscheinlicher Herzlichkeit Don Pedro die Hand. Nach allem was ich von ihm gehört und gesehen, stand ich nicht an, ihm dieselbe Aufmerksamkeit zu beweisen, was er mit einer achtungsvollen, obwohl nicht sehr zierlicher Verbeugung erwiederte, während er seine Corrientiner Freunde vertraulich auf die Schulter klopfte.

Die letzten hatten sich kaum zurückgezogen, so entließ Don Pedro auch seinen Knappen, nahm eine ernsthafte und wichtige Miene an und begann also: „Sie sehen, meine Herren, in welchem unruhigen Zustande das Land ist. Ich weiß, daß Sie eine bedeutende Menge Waaren hier haben und sie in Landesproducte umsetzen möchten, um diese nach Buenos-Ayres zu schaffen; Sie werden aber nie so viel bekommen, als sie wünschen, wenn Sie nicht meine Dienste annehmen. Es gibt keinen Estanciero, der die Leber hat, — dieß war sein Ausdruck, — seine Ländereien zu besuchen, zu seinem Fenster hinauszusehen, seine eigenen Thiere zu schlachten, zehn Pinstre in der Tasche zu führen, gemüthlich seinen Maté zu schlürfen, oder nach Sonnenuntergang eine Cigarre anzuzünden, wenn er nicht weiß, daß ich im Lande bin, um ihn zu schützen. Auch gibt es keinen Gaucho, so weißlebrige Schurken sie auch sind, der es wagte, Ihre Geschäfte zu stören, wenn er weiß, daß ich sie leite. Darum lassen Sie mich und meinen Edwardo mit Ihrem Gelde im Lande herumziehen, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen in einem Jahre 50,000 Ochsen- und 100,000 Pferdehäute hier oder in Goya haben. Ich brauche keine große Besoldung, denn die Beschäftigung selbst ist mir angenehm. Geben Sie mir und meinem Edwardo 1200 Dollars des Jahres und ich bin Ihr Mann. Zu meiner Ausgabe für Speise und Pferde brauche ich nichts; meine Freunde sind froh, wenn sie mich sehen, und lassen mich keines von beiden bezahlen.“

Hier wurfen wir ein, daß die großen Wagen, welche das einzige Transportmittel für eine solche Masse Häute seyen, alle auf Artigas Befehl abgebrochen worden und jetzt unbrauchbar seyen. „Wenn sie von Peyo abgebrochen wurden,“ erwiederte der durch nichts zu schreckende Gaucho, „so ist es um so besser, denn jetzt liegen sie im ganzen Lande umher zerstreut, niemand denkt daran, sie zurückzufordern oder sie zu gebrauchen; wenn man aber ein Tausend Zugochsen kauft und ein Dutzend Zimmerleute anstellt, so will ich sie alle auf den Rädern in Bewegung bringen bis nach Goya oder Corrientes.“

Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, was für ein vortrefflicher Verpflegungsbeamter ein solcher Mann wäre, und wir sagten auch Hrn. Campbell alsbald, wie würden seinen Vorschlag in Erwägung ziehen. Bei reiflicher Ueberlegung fanden wir allerdings, daß er der einzige Mann im Lande sey, der eine solche Unternehmung wagen könne, und schlossen nach wenigen Tagen mit ihm ab. Er war wieder ganz in seinem Gauchoanzug mit einer bedeutenden Anzahl Pferde zum Wechseln, und von Edwardo und einem halben Dutzend von Artigas wildesten Gauchos als Bedienten begleitet, die Alforjas (Satteltaschen) mit Dublonen, Dollars und zum Theil mit Waaren gefüllt, nahm Don Pedro auf eine Zeitlang Abschied von Corrientes. Er weckte zuerst ein Dutzend der reichsten Estancieros aus ihrer Lethargie oder ihrem Schrecken auf, und zog mit ihnen dahin, um ihre Ländereien in Ordnung zu bringen und ihr Vieh zu schlachten.

Niemand schien an dem Erfolg des Irländers zu zweifeln, er selbst am wenigsten, und als ich ihn unter Wirbeln von Staub und Sand dahin jagen sah, konnte ich mich der Betrachtung nicht erwehren, welche Elemente des Erfolgs bei allen Unternehmungen, seyen sie groß oder klein, im Selbstvertrauen und der Zuversicht liegen. Er war ein Fremdling in dem gerütteten, von Räubern durchstreiften Lande, und zog auf ein Unternehmen aus, das in der That einer Wiederherstellung der Ruhe im Lande gleichkam, mit einer Zuversicht, als hätte er alle Macht und alle Truppen des Artigas zu seiner Verfügung. Wie es ihm bei seinem Unternehmen erging, werden wir später sehen.

Miscellen.

Ein merkwürdiger Blinder. Im verflossenen Winter starb zu Humpolc in Böhmen ein Mann, Namens Wacław Smecker, in seinem 52sten Jahre. Er hatte als Knabe von vier Jahren sein Gesicht verloren, und in diesem traurigen Zustande entwickelten sich bei ihm merkwürdige Eigenschaften, namentlich ein ausgezeichnetes Gedächtniß, so daß er alles behielt, was er einmal lesen oder erzählen gehört hatte. Er kannte eine böhmische Chemik, das ganze alte und neue Testament, selbst mit Angabe von Capiteln und Versen, die trojanische Geschichte u. auswendig. Er hatte eine eigene kleine Bibliothek, und hielt sich in den letzten Jahren sogar eine böhmische Zeitung. Dabei spielte er die Violine sehr gut, und wußte gegen 300 Volks- und 200 geistliche Lieder auswendig, so daß er bei jeder Festlichkeit ein willkommener Gast war. (Kwety 3 Junius.)

Altpolnische Bibliothek. Die in Böhmen gefaßte Idee, eine altböhmische Bibliothek herauszugeben, hat auch in Polen Anklang gefunden, und der bekannte Woycicki will jetzt eine altpolnische Bibliothek herausgeben. Das Material zu 24 Bänden soll schon beisammen seyn. Unter denselben soll auch ein Werk über Altpolen in geographischer, statistischer und historischer Hinsicht von Balinski und Lipinski sich finden. (Tygodn. lit. 22 Mai.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Nahrung der Eingebornen.

Wir haben dieses Gegenstandes schon früher bei Gelegenheit der Krankheiten erwähnt, müssen aber noch einmal darauf zurückkommen, da sich manche merkwürdige Umstände daran knüpfen. Ein Neuseeländer ißt zweimal des Tages, einmal Vormittags, das anderemal gerade vor Sonnenaufgang. Der aus erhitzten Steinen gemachte Ofen ist entweder in freier Luft oder in einem aus Baumstämmen erbauten Häuschen. Das Holz zur Feuerung muß aus dem Wald genommen werden, denn alle Stücke von alten Häusern, Kähnen, Zäunen u. dgl. sind streng verboten (tapu). Männer und Frauen essen gewöhnlich abgesondert, eben so die taureka-reka oder Sklaven. Die Speise muß in freier Luft eingenommen werden, denn das Haus ist tapu. Früher bildeten Herzmuscheln, die sich zur Zeit der Ebbe in großer Menge am Ufer fanden, einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung. Fische, frisch und in der Sonne getrocknet, werden viel gegessen, und zum Theil mit Angelhacken aus Menschenknochen gefangen; dieß geschieht zum Hohne für einen feindlichen Stamm, denn man nimmt nur Knochen von Feinden, die in der Schlacht getödtet worden. Außer den menschlichen Knochen sind auch die halb fossilen Knochen des Moa, eines wahrscheinlich zum Straußengeschlecht gehörigen, aber nicht mehr vorhandenen Vogels in Ermangelung größerer und stärkerer Knochen von Vierfüßlern mannichfach im Gebrauch. Eine Art Haifisch, der in der Mitte des Sommers, um die Christtagszeit, die Küsten und Baien in zahlloser Menge besucht, ist ein leckeres Gericht; dieser Fisch wird getrocknet gegessen.

Vögel werden von den Eingebornen meist durch Nachahmung ihrer Stimmen oder durch Lockvögel gefangen, in ersterer Weise namentlich die Tuis oder Spottvögel, auf letztere Art der Kaka oder Nestor australis. Früher machten die Kiwis (Apteryx australis *) und Kakopos (Centropus, Sporukakai) einen Theil der Nahrung der Eingebornen aus; diese Vögel sind aber in der nördlichen Insel so gut wie ausgestorben. Die Kiore Maori oder einheimische Ratte und der Guana waren früher beliebte Speisen, aber auch diese Thiere gehen eben demselben Schicksal entgegen. Der einheimische Hund war früher ein Leckerbissen und wurde in großer Menge gegessen, aber die Race hat durch die fast durchgängige Vermischung mit den europäischen Hunden eine starke Veränderung erfahren, und das Verzehren derselben hat aufgehört, da die europäischen Hunde nach der Angabe der Eingebornen durchaus unschmackhaft sind. Der neuseeländische Hund ist verschieden von dem australischen Dingo; letzterer gleicht in Größe und Gestalt einem Wolf, während der erstere mehr dem Schakal ähnlich ist; seine Farbe ist rothbraun, seine Ohren lang und gerade. Der einheimische Name ist Kuri, der allgemeine Name für den Hund bei den Polynesiern, merkwürdig ist aber, daß das spanische Wort perro gleichfalls den Neuseeländern bekannt ist.

Zu den Leckerbissen in gewissen Jahreszeiten gehören auch die süßen und fleischigen Deckblatter (bracteæ) einer Pandanusart (Freycinetia Banksii); ebenso essen sie manchmal die mehlige Wurzel einiger Bodenorchideen; auch verschmähen sie die fette Larve einiger Coleopteren nicht, die sich in verfaulten Bäumen finden. Der Koran oder Mamako, das breiige Mark eines baumartigen Farren (Cyatheamedullaris) ist eine vortreffliche Pflanzenspeise, die um den Christtag reif wird; man bratet sie eine ganze Nacht hindurch in den von den Eingebornen gemachten Oefen. Das Herz der Arecapalme, welche in den düstern Wäldern des Innern wächst, wird roh gegessen. Die Koroi, oder die Sprossen der Kahikateafichte sind eine gesunde, aromatische Frucht. Die Farrenwurzel (pteris esculenta) wird jetzt noch vielfach gegessen, nachdem man sie zuvor geklopft und geröstet hat, doch nimmt ihr Gebrauch schnell ab.

Mit Ausnahme des Taro (Arum oder Caladium esculentum) und des Hunds, die nach ihren Sagen von ihren Urvätern mitgebracht wurden, als sie ins Land kamen, waren alle diese ani-

*) Dieser merkwürdige Vogel ist von der Schnabelspitze bis zum Ende des Leibs drei Fuß lang, seine Flügel dagegen sollen nur einen Zoll lang seyn, und das Gefieder dem Kasuar gleichen.

Digitized by Google

maliſchen und Pflanzenſpeiſen nga mea tawito (alte einheimiſche Dinge). Eine Veränderung in ihrer Nahrung fand ſtatt durch die Einführung der ſüßen Batate, Kumara (Convolvulus batata), deren in vielen ihrer Lieder dankbar gedacht iſt, und die zu allerlei religiöſen Feierlichkeiten Anlaß gegeben hat. E Pani oder Ko Pani, die Frau E Tiki's, brachte den erſten Samen aus der Inſel Tawai. Beide waren, wie es ſcheint, vom Sturm verſchlagen, nach Neuſeeland gekommen, wurden gut aufgenommen, merkten aber bald, daß es hier weniger Lebensmittel gebe, als in ihrem Lande; E. Tiki wünſchte ihnen etwas Gutes zu erzeigen, wußte aber nicht wie, bis ſeine Frau E Pani ſich erbot, zurückzugehen und Kumara zu holen, damit die Leute, von denen ſie ſo gütig aufgenommen worden, ihrer nicht Mangel leiden möchten. Dieß that ſie und kehrte glücklich nach Neuſeeland zurück. Die Kumarafelder ſind ſtreng tapu, und jeder Diebſtahl von denſelben wird hart geſtraft. Auch die Frauen, welche die Kumara bauen, ſind tapu; ſie müſſen mit den Prieſtern für den Erfolg der Ernte beten, dürfen niemals den Kannibalenfeſten beiwohnen, und erſt wenn die Kumara ausgegraben iſt, werden ſie von der ſtrengen Beobachtung des Tapu befreit. Sie glauben, Kumara ſey die Nahrung, welche in Reinga, dem Wohnort der abgeſchiedenen Geiſter, verzehrt wird, und gewiß iſt ſie wenigſtens die werthgeſchätzteſte Nahrung unter den Lebenden.

Reiſen in Perſien, Chiwa und den turkomaniſchen Marken.

Mirza Huſſein Chan.

Unſer nächſter Beſuch war bei genanntem Mann, dem vorigen perſiſchen Geſandten in England; er iſt ein Abkömmling einer alten, aber in Verfall gerathenen Familie, die ſich zuweilen zu Schiras, zuweilen zu Iſpahan aufhält. Seine Jugend verlebte er in ſehr ärmlichen Verhältniſſen, und er wurde zuerſt als ein ſchöner, aber höchſt ſittenloſer Burſche bekannt, der von den Großen der Stadt zu ihren Ausſchweifungen gebraucht wurde, und oft in Frauenkleidern getanzt haben ſoll. Später beſchäftigte er ſich mit dem Handel, wobei er glücklich war und allmählich zu einem ſolchen Anſehen ſtieg, daß ihm, als der König einen geſchickten diplomatiſchen Agenten nach England ſchicken wollte, welches Geſchäft für ſo unangenehm, ſelbſt für ſo gefährlich gehalten wurde, daß kein achtbarer Mann von Stande es übernehmen wollte, die Stelle angetragen wurde, die er gern annahm, weil ſie ihm Gelegenheit gab ſeine Habſucht zu befriedigen. Die Kenntniß der europäiſchen Sprachen und Gebräuche, welche er ſich bei dieſer Gelegenheit erwarb, machte ihn fähig, ähnliche Dienſte, die in Perſien nur ſehr ungern übernommen werden, zu verſehen, und er iſt ſeitdem fortwährend zu ähnlichen Geſchäften gebraucht worden.

Kein Mann von Stande wird am Hofe von Teheran wenniger geachtet oder verdient es weniger als Mirza Huſſein Chan. Er benimmt ſich bei vielen Veranlaſſungen ſo niedrig und ehrlos, daß Niemand, wer es nur vermeiden kann, gern etwas mit ihm zu thun hat, und iſt ſo falſch, daß Niemand ihm ein Wort glaubt. Das ſchändliche, ſittenloſe Leben ſeiner Jugend hat er bei reiferem Alter in einem ſolchen Grade beibehalten, daß jede ehrenhafte Perſon am Hofe nur mit Verachtung und Unwillen von ihm ſpricht, obgleich man in Perſien eben keinen hohen Werth auf die Moralität ſetzt, ſintemalen die vordem ſtrenge Sitte außerordentlich in Verfall gerathen.

Sein Benehmen iſt wenig beſſer als ſein Charakter; er iſt allerdings freundlich, und ſein beſtändiges Lächeln gibt ihm einen Anſtrich von Gutmüthigkeit, die er aber nur gegen ſolche Perſonen zeigt, welche er gewinnen will. Seine Schmeicheleien ſind übrigens plump und ohne allen Takt, und ſeine Unwiſſenheit, ſelbſt in Betreff deſſen, was ſein eigenes Vaterland und ſein Departement angeht, iſt ganz außerordentlich. Unbegreiflich iſt es mir, wie er in Europa und beſonders in England ſo viel Beifall finden konnte: in Perſien gilt er allgemein für einen Mann ohne alle guten oder angenehmen Eigenſchaften, und ſeine Unterhaltung wird oft ſo unanſtändig, daß keine züchtige Frau ohne Gefahr mit ihm ſprechen kann. Die Gaſtfreundlichkeit und Güte, mit der er in England behandelt worden iſt, hat er ſehr ſchlecht vergolten; obgleich er lange Zeit einen bedeutenden Gehalt von der engliſchen Regierung erhalten hat und reich beſchenkt nach Perſien zurückgekehrt iſt, ſo arbeitet er doch beſtändig dem Intereſſe der engliſchen Regierung entgegen und ſpricht gegen ſeine Landsleute mit der größten Geringſchätzung von den Engländern. Er nahm eine Menge ſchöner Shawls mit nach England, und rühmt ſich jetzt, die Gunſt der erſten Frauen jenes Landes damit erkauft zu haben; er nennt ohne Rückhalt die Ladies, Herzoginnen und andere Damen von Range, mit denen er galante Abenteuer beſtanden hat, und außerdem ein ganzes Heer Frauen von geringerem Stande, von denen er Briefe in den perſiſchen Geſellſchaften vorzeigt und vorlieſt, um die Wahrheit ſeiner Erzählungen zu bekräftigen, die man übrigens mehr wegen ſeiner allbekannten Lügenhaftigkeit bezweifelt, als wegen des Vertrauens auf die Tugend der ſchönen Engländerinnen. Er beſitzt ſogar ein Miniaturportrait, das er dem König als das das Bild einer ſeiner Geliebten gezeigt hat, und nennt ihren Namen, der, zu meinem großen Bedauern einer Lady von hohem Rang angehört, die, wie ich glaube, für tugendhaft gilt.

Bei ſeiner Rückkehr war Mirza Huſſein Chan nicht allein mit vielen Geſchenken beladen, die er erhalten hatte, ſondern auch mit einer ungeheuren Quantität Waaren, die er in Europa aufgekauft und vermöge ſeines Charakters als Geſandter zollfrei mitgebracht hatte. Bei ſeiner Ankunft in Perſien wollte er auch nicht einmal den Transport dafür nach Teheran bezahlen und ließ ſeine eigene Waaren auf Laſtthieren fortſchaffen, die er zum Transport der für den König beſtimmten Geſchenke requirirt hatte. Der König aber, der in allen Dingen, die ſein eigenes Intereſſe betreffen, ſehr aufmerkſam iſt, vermuthete die Wahrheit oder war vielleicht davon unterrichtet, und als der Geſandte Teheran nahe war, begab

Digitized by Google

er sich auf die Jagd und befahl jenem, sogleich zu ihm auf das Land zu kommen, während das Gepäck in die Hauptstadt geschafft wurde, wo man es zufolge der vorher gegebenen Befehle ohne Ausnahme als Geschenke für den König, unter welchem Namen der ganze Transport auf Kosten des Staats ging, in eine der königlichen Niederlagen brachte. Der unglückliche Diplomat sah niemals auch nur ein Stück davon wieder und unterstand sich eben so wenig etwas zurück zu verlangen, weil er wohl wußte, wie fruchtlos ein solcher Schritt gewesen wäre, selbst wenn man ihm keine Schuld hätte zur Last legen können. Spiegel, Leuchter, Glaswaaren, Uhren, Gemälde, Tücher, Seidenzeuge u. s. w., alles gelangte so in die Hände seines königlichen Herrn, und er rettete nichts von seinen in Europa angehäuften Reichthümern als ein Paar Ballen Tuch, die als dem englischen Geschäftsträger zugehörig in die Stadt gekommen und demgemäß unangetastet geblieben waren.

Mirza Hussein Chan versieht jetzt die Stelle eines Ceremonienmeisters, wenn dem König Europäer vorgestellt werden; außerdem hat er wenig zu thun; er wünschte sehr das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten, aber man hat ihm bloß die Geschäfte mit England übertragen, und auch bei diesen steht er unter der Aufsicht des dirigirenden Ministers. Gehalt bekommt er gar nicht.

Dieser Mann empfing uns in einer Art Boudoir, das mit englischen Kupferstichen und Spiegeln, mit französischen Schlaguhren und andern Gegenständen reich verziert war; sein Bild, von einem russischen Künstler gemalt, hing an einer sehr in die Augen fallenden Stelle. Ein schöner Teppich schmückte den Boden; aber es brannte auch ein angenehmes Feuer in einem europäischen Kamin, und das ganze Zimmer war bequemer eingerichtet, als gewöhnlich in Persien der Fall ist. Er sprach unaufhörlich und es war komisch, wie er sein Persisch mit englischen Worten spickte, unter denen Ausrufungen, wie: Gott segne mich! auf meine Ehre! und andere ähnliche, sehr häufig vorkamen. Er zeigte uns sein ganzes Haus und seine Einrichtung, und bewies zur Genüge, daß man ihm in England wenigstens einige Begriffe von Comfort und andern guten Dingen beigebracht habe. Uebrigens billigte er die Einrichtung unsrer englischen Häuser nicht vollkommen; er meinte sie hätten zu wenig Raum und die Zimmer wären viel zu klein.

Markisen-Inseln.

1. Geschichte der Markisen-Inseln.

Diese Inselgruppe, von welcher wie bisher durch Handelsschiffe und zerstreute Missionsberichte nur ein unbestimmtes und unvollständiges Gemälde hatten, sind für die Geographie seit der Besitznahme durch die Franzosen um vieles zugänglicher gemacht, und je eifriger die Colonisation auf ihnen betrieben wird, desto mehr häufen sich auch die officiellen und Privatberichte, welche in Frankreich über diese Inseln publicirt werden. Je mehr sich in neuester Zeit noch andere Interessen, wie der Gegensatz des Katholicismus gegen den Protestantismus, bei dieser neuen Besitzung geltend machen, desto weniger kann es freilich fehlen, daß auch diese neuesten Berichte Wahrheit und Dichtung gemengt enthalten, und wenn wir uns hier zur Aufgabe machen, unsern Lesern ein genaues und anschauliches Bild dieser Inseln zu entwerfen, so gestehen wir gern, daß es uns nicht selten schwer wurde, den einfachen Thatbestand dieser neuen Entdeckungen von den Erfindungen und Zusätzen späterer Reisenden abzusondern. *)

Indem wir unsere Beschreibung mit einer kurzen historischen Skizze beginnen, versteht sich von selbst, daß diese Geschichte sich nicht weiter hinauf datirt, als bis zur Entdeckung dieser Inseln, welche das Verdienst des Spaniers Alvaro Mendana ist. Dieser segelte den 9 April 1595 von Callao ab mit vier Schiffen, auf welchen sich 400 Passagiere, Männer und Frauen, befanden; am 21 Julius desselben Jahres erblickten sie ein noch unbekanntes Land: die Südküste der Markisen-Inseln stellte sich zum erstenmal den Augen von Europäern dar. Mendana gab der Inselgruppe diesen Namen, dem Vicekönig von Peru zu Ehren, welcher seine Entdeckungsreise unterstützt hatte; auf verschiedenen Punkten der Insel ließ er je drei Kreuze errichten, und in eine Baumrinde eine Inschrift schreiben, welche den Tag seiner Ankunft verewigte. Doch entdeckte er nur die vier Inseln: Dominica (Ohiva-Oa), Madalena (Fatu-Hiva), Cristina (Tahuata) und San Pedro (Motane).

Von dieser Zeit an dauerte es 170 Jahre, bis ein neues Schiff an dieser Inselküste landete, unter der Anführung von Cook, welcher den 6 April 1772 ans Land stieg, und zu den vier bereits bekannten Inseln die neue Fatu-Uku entdeckte, welcher er den Namen Hood gab. Einer alten Sage zufolge wurde diese kühne Segler Itahiti von den Einwohnern genannt, weil er von Tahiti herkam; wie die Spanier die ersten waren, welche die Schweinezucht auf diese Inseln verpflanzten, so sollen die Engländer die ersten Katzen auf denselben eingebürgert haben. Doch schon den 12 April verließen die Engländer diese Inseln wieder, und nahmen ein trauriges Bild von der Wildheit und Rohheit ihrer Bewohner mit. Wenige Jahre nach Cook jedoch begannen Handelsschiffe ihren Weg an diese Küste zu nehmen. Der amerikanische Capitän Ingraham von Boston und der Franzose Marchand aus Marseille besuchten im Jahre 1791 diese Inseln, und beide Nationen streiten sich bis auf diesen Tag um die Ehre, durch ihren Landsmann das neue Land im Norden entdeckt wissen zu wollen. Diese neu hinzu gekommenen Inseln, Bon-Accueil, Masse, Chanal, Baux, Solide und Deux-Frères, erhielten zusammen den Namen „Revolutions-Inseln.“ Marchand verließ den 25 Junius die Inselgruppe, ohne ahnen zu können, daß 50 Jahre später seiner Entdeckung eine französische Besitzung werden würde. Im darauf folgenden Jahre landete der Engländer Hergest und beschenkte die Inseln mit neuen Namen; ebenso der Amerikaner Washington, welcher die nördlich gelegenen Inseln Archipel Washington benannte. Seit dieser Epoche wurden die Besuche fremder Nationen häufiger, bis endlich durch eine von England ausgehende Mission eine directere Verbindung

*) Wir nennen hier nur die drei neuesten Schriften, welche über diesen Gegenstand publicirt wurden:

1) Iles Marquises ou Nouka-Hiva, histoire, géographie, mœurs et considérations générales par MM. Vincendon Du-Moulin et C. Desgraz. Paris 1843.

2) Lettres sur les Iles Marquises par Le P. Mathias G..., missionnaire de l'Océanie, récemment arrivé de ces îles. Paris 1843.

3) La Polynésie et les Iles Marquises; voyage et marine par M. Louis Reybaud. Paris 1843.

Digitized by Google

des europäischen Festlandes mit dieser Inselgruppe eingeleitet wurde. Im Jahre 1796 fuhr das Schiff „Duff," von Wilson commandirt, aus dem Hafen von Portsmouth, um sich gegen das Südmeer zu wenden. Die Missionsgesellschaft bestritt alle Kosten dieser Fahrt, und 30 Missionäre befanden sich am Bord, um auf den verschiedenen Inseln des Oceans vertheilt zu werden. Mehrere dieser protestantischen Missionäre waren verheurathet und nahmen ihre Familien in dieses lebenslängliche Exil mit. Den 5 Junius 1797 landete Duff im Hafen von Waitahu; man theilte den Missionszweck dem Häuptling Tenai mit, der sogleich darauf einging, zwei Missionäre aufzunehmen, und ihnen Obdach und Ländereien anwies. Der eine dieser Apostel, Harris, von der barbarischen Rohheit der Einwohner zu sehr in Schrecken gesetzt, verließ die Insel sogleich wieder, so daß Crook allein zurückblieb, doch nur für die Dauer eines Jahres, worauf er ebenfalls diesen Wirkungskreis verließ, ohne auch nur Einen der Einheimischen zum Christenthum bekehrt zu haben. Capitän Fanning brachte ihn nach Tuio-hae, von wo aus er sich später nach Taiti begab, wo er gegenwärtig noch arbeitet.

Unterdessen erschien auch eine russische Flotte auf dem Ocean: Krusenstern, dessen Namen in der geographischen Welt einen guten Klang hat, landete 1804 auf der Insel Fetu-Huka, kehrte aber schon im folgenden Jahre wieder zurück, ohne eine nachhaltigere Verbindung angeknüpft zu haben. Um diese Zeit brach auf der Insel eine fruchtbare Hungersnoth aus; die Brodbäume hatten keine Früchte abgegeben, und selbst die Fische verschwanden am Ufergestade; in dieser schrecklichen Dürftigkeit lebte die alte Sitte der Menschenfresserei wieder ein, und über zwei Drittheile der Bevölkerung wurden ihr Opfer. Kurze Zeit nach dieser Katastrophe landete im Jahre 1813 der Capitän Porter im Hafen Tuio-hae während des Kriegs zwischen England und den amerikanischen Bundesstaaten; der Zweck seiner Sendung war, die Prisen, welche die Amerikaner den Engländern abgenommen hatten, in Sicherheit zu bringen, und die Lage der Insel Nuka-Hiva schien seinen Absichten am günstigsten zu entsprechen. Kentanui, der Fürst dieser Insel, nahm die Amerikaner mit vieler Zuvorkommenheit auf, was um so mehr in seinem Interesse zu liegen schien, da eben ein Krieg zwischen den Taio (dem Collectivnamen der Bewohner dieses Thals) und den Happas, einem benachbarten Stamm, ausgebrochen war. Porter wollte sich ursprünglich neutral stellen, wurde aber durch die Herausforderungen der Happas genöthigt, diesen den Krieg zu erklären, welcher mit ihrer völligen Besiegung und Unterjochung endigte. Das ursprüngliche Lager der Amerikaner dehnte sich immer mehr zu einem kleinen Dorfe aus; ein Fort oder vielmehr eine Batterie wurde auf einer benachbarten Anhöhe angelegt, und die Fahne der Vereinigten Staaten wehte stolz über die Insel hin. Auch Porter, wie seine Vorgänger, wollte der Insel einen neuen Namen geben, indem er sie Madison nannte. Allein nachdem Porter selbst wieder abgereist war und nur drei Schiffe zurückgelassen hatte, machte eine von dem Engländer Wilson angelegte Verschwörung der amerikanischen Niederlassung ein schnelles Ende. Verschiedene stets erneuerte Versuche, welche die englische Missionsgesellschaft auf dieser Inselgruppe anstellte, mißlangen der Reihe nach; eben so wenig gelang es den verschiedenen, nur kurze Zeit sich aufhaltenden andern Kriegs- und Handelsschiffen einen festen Fuß für die Besitznahme dieser Inseln zu fassen, bis es endlich dem Admiral Dupetit-Thouars gelingen sollte, die Inselgruppe unter französische Oberherrlichkeit zu stellen. Schon im Jahre 1835 zwar wurde die Insel Nuka-Hiva von dem Franzosen Baron Thierry besucht, der sich als König der Insel proclamirte, allein er gelangte nie auch nur in den Besitz dieser einen Insel. Die Art und Weise, wie diese Eroberung betrieben wurde, so wie die regen Anstrengungen, die französische Colonisation auf diesen Inseln zu heben und zu befördern, bedürfen hier nicht weitläufiger ausgeführt zu werden, da unsere Zeitungsartikel hierüber weitläufigere Notizen gegeben haben mögen es hier genügen, durch diese kurze historische Skizze die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Landstrich gerichtet zu haben, welcher durch seine ergiebige Natur, durch den interessanten Charakter des Volks sammt seinen Sitten und Gebräuchen für Frankreich eine reiche Ausbeute und einen regen commerciellen Verkehr und Austausch verspricht!

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in Chili von Cl. Gay.

Mein erster Ausflug fand nach der Provinz Colchagua südlich von Santiago statt. San Fernando, die Hauptstadt, war in gewisser Art mein Hauptquartier, und von hier aus überstieg ich zweimal die stolzen Cordilleren, welche die Gränze der Republik Chili bilden und sie von Buenos-Ayres trennen; auf einem dritten Ausflug erstieg ich den großen Vulcan von Talcaregue. Diese Ersteigung war sehr mühsam, als ich aber auf der Spitze angekommen war, waren alle Beschwerden schnell vergessen, um auf einer Höhe, welche die des Montblanc weit übersteigt, das prächtige Panorama zu genießen, das sich vor meinem erstaunten Blick ausbreitete. Tiefe Thäler wechselten mit schroffen Höhen, nadelförmige Gipfel mit tausendgestaltigen schneebedeckten Domen, deren blendende Weiße seltsam contrastirte mit den düstern Farben der Felsen und Höhlen. Das mannichfaltige, wehrhaft magische Bild war belebt durch eine große Menge rauschender Wasserfälle und zahlreiche Heerden von Guanacos, Vicuchas, Ziegenhirschen und andern Thieren, die einen großen Theil des Jahres hindurch diese hohen, kalten Gegenden besuchen. — Nach der Rückkehr von dieser letzten Reise, welche mir für die Naturwissenschaften überhaupt und für die Botanik insbesondere eine reichliche Ausbeute gewährte, besuchte ich den großen See Tagualagua, den die Natur mit den schwimmenden Inseln geschmückt hat, wie sie die chinesische Industrie auf den großen Bassins im Innern von China zu erschaffen wußte. Ich habe diese seltsamen Inseln näher untersucht und gefunden, daß ihre Grundlage ganz allein aus allerlei Schilf- und Rohrpflanzen besteht, die am Ufer wachsen. Das tausendfach verschlungene Rohrwerk bildet ein Gewebe, das bald Wasserpflanzen und endlich Landpflanzen, ja selbst Gebüsche trägt. Diese Inseln oder Chivinas, wie die Eingeborenen sie nennen, hängen anfangs mit dem Ufer zusammen, werden später durch die Wuth der Wellen losgerissen und schwimmen, wie der Wind sie treibt, auf dem See herum. Ich habe mehrere besucht; sie enthielten eine große Menge Nester von Wasservögeln, und manchmal waren sogar Kühe oder Schafe durch die reichliche Weide hingelockt worden. (Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Alte Leute in Frankreich. In 14 Jahren, von 1829 bis 1843, sind in Frankreich 2254 Leute von 100 Jahren gestorben, so daß also im Durchschnitt 161 auf ein Jahr kommen. Alle Departements, mit Ausnahme dessen von Loire et Cher, haben ihr Contingent geliefert. (Constitutionnel vom 7 Junius.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1843.

J. Kollars Reise.

2. Das Land an der Mur und Steyermark.

Ueber Podosen, Drzimace und andere Dörfer gelangten wir früh nach Csakatorne, und besahen hier lange das Erbbegräbniß der Familie Zrinyi, welches Windisch in seiner deutsch geschriebenen Geographie beschreibt, worin er sagt, daß das abgeschlagene Haupt des Helden von Szigeth, Nikolaus Zrinyi, zuerst von dem Großwessir Sokoli nach Raab geschickt, von da durch einen treuen Diener nach Hause gebracht, und hier im Helenakloster neben Katharina Frangepani niedergelegt worden sey; Niemand aber, weder im Schloß noch im Kloster, wollte etwas davon wissen, so viel wir auch fragten. Das ist das Schicksal der großen Männer; die ferne Welt kennt und ehrt sie, die Zunächststehenden achten ihrer nicht, und vergessen sie mit empörender Undankbarkeit. Es ist zu vermuthen, daß dieser ausgezeichnete Mann absichtlich verlassen und geopfert wurde, denn es soll von Konstantinopel aus der Verdacht und das Gerücht verbreitet worden seyn, als ob er nach der obersten Gewalt in Croatien trachte; sein ruhmvoller Tod beschämte die bösen Zungen und die leichtgläubigen Ohren. Im Franciscanerkloster hängt in der an den Hof stoßenden Galerie ein altes, wie man sagt, ächtes Bild von Nikolaus Zrinyi. Am Ende der Stadt steht das düster aussehende Schloß Zrinyi's (Zrinyivar), ein festes, mit Bastionen versehenes Gebäude, um das früher auch ein Graben herumlief, der aber jetzt in einen Wiesengrund umgewandelt ist. Graf Althan erhöhte den Bau um zwei Stockwerke; jetzt ist er im Besitz des Grafen Festetics. Etwa eine halbe Stunde von Csakatorne sieht man im Walde ein Denkmal, einen Stein mit einer lateinischen Inschrift, „daß hier Nikolaus Zrinyi von einem Eber zerrissen wurde." Es ist dieser Nikolaus ein jüngerer, von dem Helden von Szigeth ganz verschiedener Mann, ein magyarisch-kroatisches Amphibium; er schrieb ein magyarisches Gedicht; „No bantsd a Magyart," was die Magyaren jetzt als Nationalwahlspruch genommen haben, und von ihm rührt auch ein zweites magyarisches Gedicht: „die Sirene des adriatischen Meeres" her, welches die edlen Thaten seines unsterblichen Vorfahren Nikolaus Zrinyi beschreibt. Letzteres Werk wurde von Peter Zrinyi in die kroatische Mundart übersetzt und zwar so, daß es dem Original weit vorzuziehen ist. Da dieser Nikolaus somit ein Feind seines eigenen Volkes war, so stiegen wir trotz alles Nöthigens und Einladens unserer Führer doch nicht aus dem Wagen. — Das ganze Land an der Mur gehörte einst der berühmten Familie Zrinyi, aber der unglückliche Peter wurde im Jahre 1667 unter Leopold I hingerichtet, sein einziger Bruder Nikolaus kam, wie gesagt, durch einen Eber ums Leben, und da der erstere kinderlos und ohne Erben war, so fiel die ganze Herrschaft in die Hände des königlichen Fiscus. Karl VI schenkte sie dem Grafen Althan, welche Familie sie an den Grafen Festetics verkaufte um 1,600,000 fl., wobei sie sich nur ein Dorf vorbehielt; somit beruht das erbliche Recht der Althan'schen Familie an die Obergerichtsgewalt auf den Besitzungen in Murau. Im Jahre 1703 starb die ganze Familie Zrinyi, deren Name der Christenheit heilig seyn sollte, aus; so spielt das Schicksal mit den großen Geschlechtern!

Von Csakatorne gegen Nordosten führt der Weg über St. Helena und St. Georg nach Strydowa oder Stridon, jetzt ein ärmliches Städtchen, aber merkwürdig durch den Streit um den Geburtsort des heil. Hieronymus. Auf einem nahen Hügel sieht man die Ruinen einer Burg; im Jahre 1448 erbaute hier Friedrich, Graf von Cilli (wie man sagt ein Nachkomme der Fürsten Priwina und Kocel), eine dem heil. Hieronymus geweihte Kirche und Altar; an einer starken Quelle, die hier hervorsprudelt, soll einst ein Haus gestanden haben, in welchem der Heilige geboren wurde; das Wasser der Quelle soll viele Krankheiten heilen. In der ganzen Umgegend ist die Sage verbreitet, daß dieß der Geburtsort des heil. Hieronymus sey, „um den nicht weniger als einst um Homer die Städte sich stritten," wie Schönleben in den Annalen von Krain beim J. 341 sich ausdrückt. Es handelt sich darum, ob Hieronymus in dem pannonischen oder in dem dalmatischen Stridon geboren wurde; in beiden Fällen gehört er den Slawen an.

Was mir im ganzen Murlande auffiel, das waren die von den Deutschen sogenannten „wendischen Beeten" (Zahony im Slawischen) auf den Ackerfeldern. Das ganze Feld theilt

Digitized by Google

sich in mehrere große Furchen, welche in der Mitte einen hohen Rücken (Hrebet) haben; eine solche Furche besteht aus zwei, drei und mehr Einschnitten, die von beiden Seiten aufgeworfen sind. Diese Art den Boden zu bearbeiten ist sehr alt und den Slawen in Europa eigenthümlich; wir bemerkten sie nicht nur in Kroatien, Krain, Steyermark, sondern auch in Italien bis nach Verona, ja in einigen Strichen von Tyrol und Bayern als Ueberreste der dortigen Wenden.*) In den von Deutschen und Slawen gemischt bewohnten Ländern konnten wir, wenn wir an eine Gränzscheide kamen, aus dem äußern Ansehen der Felder zum voraus errathen, welcher Nation das hier wohnende Volk angehöre. Ich konnte lange Zweck und Ursache dieser Furchen und Runen nicht errathen, alles Nachfragen bei deutschen Landwirthen und Beamten war umsonst, bis mir endlich ein slawischer Bauer in Steyermark einen vollständigen und genügenden Bescheid gab, den ich an seiner Stelle anführen werde.

Zu unserem Aufenthalt in Warasdin hatten wir nur etwa zwei Stunden bestimmt, aber auch in diesen zwei Stunden sahen wir genug, den Kopf der Stadt oder das Rathhaus und das Herz der Stadt aber die Lesanstalt. Diese Lesanstalt ist eine wahre Werkstatt oder vielmehr Schule der Nationalität und Bildung. Die äußere und innere Einrichtung wirkt wohlthätig auf den Geist der Slawen. In dem Vorsaal hängen die Bilder der Slawisten fast von allen Stämmen und Mundarten, und im Lesezimmer ist eine bedeutende Anzahl von Zeitschriften. Die illyrische Nationalzeitung und die Danica begrüßten wir hier auf der ganzen Reise zum erstenmal. Da wir fremd waren und nicht zuerst nach den deutschen, sondern nach den illyrischen Zeitschriften griffen, so zogen wir alsbald die Aufmerksamkeit aller anwesenden Leser auf uns. — Aus der Lesanstalt begaben wir uns auf das Rathhaus wegen der Vorspann. In Pesth hatte man uns eine Anweisung auf Vorspann in magyarischer Sprache gegeben; das war Vogelleim auf unsere Flügel in ganz Kroatien, denn schon der hiesige Commissär, welcher die Anweisung in die Hand genommen hatte, warf sie wieder weg als hätte er eine glühende Kohle, und sagte: meine Herren, ich verstehe das nicht, das können wir hier nicht brauchen; wenn Sie Vorspann wollen, so zeigen sie uns ein lateinisches oder kroatisches Schreiben." In dieser Verlegenheit führten uns einige junge Leute auf das Stadthaus, wo man uns durch Vermittlung der Stadtobrigkeit eine lateinische Anweisung gab.

(Schluß folgt.)

*) Wir wollen für die ganz genaue Uebersetzung der obigen Beschreibung nicht stehen, denn die gebrauchten Ausdrücke zahony, hradka, ostredek, und selbst das Wort brazda, das wir oben mit Einschnitt übersetzten, lassen alle selbst noch Jungmanns Lexikon auf den Begriff „Furche" hinaus. In Bayern findet sich allerdings bis gegen den Lech hin — ob noch weiter, ist uns unbekannt — dieses eigenthümliche Aussehen mancher Aecker, das man mit nichts besser vergleichen kann, als wenn ein Riesenpflug den Boden aufgerissen und umgelegt hätte. Ob diese seltsame Bearbeitung des Bodens gerade den alten Slawen zuzuschreiben ist, möchten wir bezweifeln, denn daß bis nach Bayern herein je Slawen gewohnt hätten, davon weiß keine Geschichte etwas, da ja Böhmen selbst bis ins fünfte und wohl bis ins sechste Jahrhundert hinein von deutschen Stämmen bewohnt war, und daß die Veneter Oberitaliens Slawen gewesen, ist zwar in neuerer Zeit von den Slawophilen vielfach behauptet, aber noch keineswegs bewiesen worden. Wir kommen bei Gelegenheit eines gegenwärtig im Druck befindlichen Werkes über die alten Bewohner Rhätiens vielleicht auf diesen Gegenstand zu sprechen.

A. d. R.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Der Moatimud.

Ich begleitete Hrn. Willock bei den Besuchen, die er einigen der vornehmsten Personen des persischen Hofes abstattete. Wir bezeugten somit auch unsern Respect dem Mirza Abdul Wahab, Geheimenrath des Königs und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, persisch Moatimud. Dieß ist ohne Zweifel rücksichtlich der Talente, der Rechtlichkeit, der Popularität und des Eifers für das Interesse seines Herrn der bedeutendste Mann am Hofe; er ist durch seine eigenen Verdienste zu dem bedeutenden Posten emporgestiegen und sein Benehmen ist einfach, ohne alle Anmaßung, fern von jeder Ostentation und Eitelkeit. Obgleich ihm die kräftigsten Mittel sich zu bereichern zu Gebote stehen, so ist er doch arm, und diese Armuth spricht sich sogar in der großen Einfachheit seiner Kleidung und Umgebung aus; aber es ist durchaus keine affectirte Armuth, sondern sie entspringt aus Grundsätzen, was in Persien so sehr selten ist. Er besitzt die größten Talente für Staatsgeschäfte aller Art und es ist bemerkenswerth, daß die Einfachheit seines Charakters sich gleichmäßig bei der Behandlung der Staatsangelegenheiten, wie in seinem häuslichen Leben zeigt. Er kennt keine politischen Reservationen oder Ränke; seine Antworten sind jederzeit klar und bestimmt; was er einmal gesagt hat, das ist er immer bereit zu behaupten und zu vertheidigen, und man kann deßhalb seinen Worten vollkommen vertrauen, was in Persien eine so seltene Erscheinung ist. Aber sein Gegner mag sich hüten, ihm eine Blöße zu geben; er bemerkt augenblicklich jede schwache Seite, und wenn er auch nicht unmittelbar es zu benutzen scheint, so kann man doch sicher seyn, daß er in dem Moment, wo es nöthig ist, diese Blöße ergreifen wird. Er ist der einzige Mann in Persien, den der König einem europäischen Diplomaten gegenüberstellen kann, denn was ihm an Erziehung abgeht, wird durch seine scharfe, durchdringende Urtheilskraft vollkommen ersetzt, und sein gerades, offenes Benehmen ist ganz geeignet, Männer von weit größerer politischer Erfahrung zu verwirren und ihre Gewandtheit nutzlos zu machen. Seine Ansichten über alle Dinge, sie mögen die Politik oder andere Angelegenheiten betreffen, sind liberal und freisinnig, und man muß erstaunen, wie er in einem Lande, wo man solche Ansichten bei Niemanden findet, als bei ihm selbst, sie sich hat erwerben können. Er und nur er allein darf es wagen, dem Könige mißbilligende Vorstellungen über das Betragen der jüngern Prinzen zu machen, und der Einfluß, den ihm seine hohe Stellung, sein Charakter und seine Unabhängigkeit verschafft haben, hat ihn in den Stand gesetzt, das ohne Rückhalt und mit großem

Digitized by Google

Nachdruck zu thun. Im Privatleben ist er gutmüthig, freundlich und gegen seine Freunde gefühlvoll. Er ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und ohne alle Pedanterie; kurz, er würde in jedem Lande ein ausgezeichneter Mann geworden seyn, in Persien aber steht er ganz einzig da.

Der Moatimod ließ uns nicht nach der gewöhnlichen Weise der Großen lange warten, sondern empfing uns sogleich in einem sehr kleinen, und fast ärmlich meublirten Zimmer. Sein Anzug bestand aus einem einfachen, grünen Kattunkleid, über welchem er, weil es gerade kalt war, einen gewöhnlichen Schafpelz trug; Pfeifen und Kaffeegeschirr waren ebenfalls höchst einfach und alles stimmte mit seinem Benehmen überein, um uns von seiner nicht affectirten Demuth zu überzeugen. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den Tod des Mohammed Mirza. Er erzählte mir, daß dieß der erste Sohn sey den der König verliere, und daß er zwar sehr betrübt darüber sey, aber es seiner Würde angemessen glaube, diese Gefühle nicht öffentlich zu zeigen. Er habe gesagt: „Gott hat mir viele Söhne geschenkt; es war sein Rathschluß, mir einen zu nehmen und ich darf mich darüber nicht beschweren; wäre er durch Verrath umgekommen, so würde ich sehr betrübt gewesen seyn!“ Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Kummer des Königs wohl nicht sehr groß; er soll den wackern Prinzen Mohammed Mirza stets mit mißtrauischen, eifersüchtigen Blicken angesehen haben, und wenn das wahr ist, so erklärt sich dadurch seine Philosophie vollkommen. Der Tod des Prinzen wurde, wie wir hörten, durch die unverständige Behandlung eines Magengeschwürs herbeigeführt, das er zu schnell gehoben wissen wollte, um in seinen Operationen gegen die Türken nicht aufgehalten zu werden.

Markisen-Inseln.

(Fortsetzung.)

2. Geographie der Markisen-Inseln.

Der Archipel der Inseln Nuka-Hiva liegt zwischen 7° 55′ und 10° 30′ S. B. und zwischen 141° und 143° 6′ W. L.; er dehnt sich in der Richtung von Nordwest nach Südost aus, seine größte Länge beträgt ungefähr 195, seine größte Breite 48 Seemeilen. Er theilt sich in zwei Gruppen, die südöstliche, welche von Mendana und Cook, und die nordwestliche, welche von Ingraham und Marchand entdeckt wurde. Vom Meer aus gesehen bieten diese Inseln im Allgemeinen den Anblick einer hohen Gebirgskette, welche sich in einer Höhe von 1000 bis 1200 Metres über die Meeresoberfläche erhebt und sich in der ganzen Länge der Insel dahinzieht. Der Archipel zählt im Ganzen zwölf Inseln, von welchen fünf die südöstliche Gruppe bilden; diese sind in der Richtung von Süden nach Norden die Inseln: Fatu-Hiva, Tauata, Motane, Hiva-oa und der Felsen Fetu-Huku. Die nordwestliche Gruppe zählt die Inseln: Huapu, Nu-hiva oder Nuka-Hiva, Hua-Huuna, den Felsen Matu-Iti, die Inseln Hiau und Fetu-u-Hu und eine Sandsteppe, Koralleninsel genannt. In einer Entfernung von beinahe 20 Meilen liegen diese beiden Gruppen auseinander, welche in ihrer äußern Beschaffenheit durch Vegetation und Producte vollkommen analog sind. Beide, von derselben Menschenrace bevölkert, Sitten und Sprache unter sich gemein habend, können nicht von einander getrennt werden: der Charakter des Landes und der Uebewohner verbinden sie zu Einem Archipel, den die Einheimischen den Namen Nuka-Hiva gegeben haben. Beginnen wir in unserer Schilderung mit der südöstlichen Gruppe, so tritt uns zuerst die Insel

1. Fatu-Hiva entgegen, welche Mendana eigenmächtig Magdalena getauft hatte; nach der Angabe von Teffan liegt sie 1120 Metres über der Meeresfläche; die Bevölkerung wird auf 2 bis 3000 Seelen angegeben, nach neuern Berichten beträgt sie bloß 1500 bis 1800. Die größte Länge der Insel beträgt von Süden nach Norden 7½ Meile, ihre Breite 4 Meilen, ihr Umfang umfaßt beinahe 20 Meilen. Die steilen Uferbuchten bieten nur einen gefährlichen Ankerplatz, der nur von Wallfischfängern benützt wird.

2. Motane, von Mendana San Pedro genannt, eine gebirgige Insel, die 520 Metres den Wasserspiegel überragt, unfruchtbar, obgleich sie auf den Höhen und in den Schluchten einige Vegetation darbietet; sie ist unbewohnt und scheint keinen Landungsplatz zu besitzen. Diese Insel dient den Einheimischen als Belustigungsplatz, sie ist von Tauata nur 14 und von Dominica 10 Meilen entfernt. Die größte Länge der Insel von Süden nach Norden beträgt 4½, die größte Breite von Ost nach West 2, der Umkreis 11 Meilen.

3. Tauata, von Mendana früher Santa-Christina genannt; die Insel ist eine Hochebene, von hügelreichen Spitzbergen eingefaßt, die Ebene ist mit einem gelblichen Kanale geziert, die Schluchten enthalten üppigen Baumwuchs. Eine hohe Gebirgskette durchzieht die ganze Länge der Insel, die durch tiefe Thäler getrennt ist, welche herrliche Wasserfälle darbieten. Der Hafen Madre de Dios, jetzt Waitahu genannt, liegt am Fuße des höchsten Gebirgsrückens der Insel; er hat nur 2 Meilen Umfang, ¾ Meilen Tiefe und bietet durch ein felsiges Cap einen freundlichen Anblick. Die erste Bucht, auf welche man im Süden stößt, scheint keinen günstigen Landungsplatz zu bieten, die Wilden nennen sie Anapoho. Von ihr nicht weit entfernt liegt eine größere Bucht, Anaputoui oder Ansr des amis, die zahlreich bevölkert ist; von ihr aus gelangt man zur Bucht Analevahu, die bereits minder bedeutend ist. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre 1835 auf 1100 bis 1200 geschätzt wurde, beträgt jetzt nur noch 7 bis 800 — eine Abnahme, welche man der Einführung der Feuergewehre zuschreibt. Die größte Länge der Insel von Süden nach Norden beträgt 7, die Breite von Osten nach Westen 4½, der Umfang ungefähr 20 Meilen. Auf dieser Insel wurde zuerst die französische Flagge aufgepflanzt.

4. Hiva-oa; diese Insel ist die größte auf der südöstlichen Gruppe und im ganzen Archipel, sie wurde selten besucht, und nur von Schiffen, welche Sandalenholz suchten; ihr sicherster Hafen scheint Taeqa oder Roquefeuille zu seyn, wenn gleich der andere, Nuka-Hiva, größere Frequenz hat. Die Ufer dieser Insel sind noch schroffer und steiler als die von Tauata, besonders auf der östlichen Seite, aber ihre tiefen Thäler und der Fuß ihrer Berge sind mit Bäumen und üppigem Gras bedeckt. Der nordöstliche Theil der Insel ist felsig und unfruchtbar, aber weiter nördlich zeichnen sich einige Thäler durch Baumpflanzungen aus. Ihre größte Länge von Ost nach Westen beträgt 22, ihre Breite von Südost nach Norden 10, ihr Umfang ungefähr 56 Meilen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 6500 Seelen.

5. Fetu-Huku; diese kleine Insel ist aus einem gewaltigen, schroffen und schnurgerade abschüssigen Felsen gebildet; sie ist ganz

Digitized by Google

unbevölkert und wird zuweilen von den Bewohnern von Hiva-oa besucht, welche hier die Jungen der tropischen Vögel suchen oder eine Lustpartie unternehmen; ihr Umfang beträgt höchstens 3 Meilen.

Unter der nordwestlichen Inselgruppe liegt am meisten gegen Süden die Insel

1. Huapu, welche der Reihe nach bald Adams-Island, bald Marchand, bald Jefferson, bald Teerennen benannt wurde; sie erscheint zuerst in einer Entfernung von 3 oder 4 Meilen als ein hohes, sehr gebirgiges, durch hohe Basaltfelsen gespaltenes Land; ihre Ufer sind von lieblichem Grün bedeckt, aber bis jetzt sollte es nicht gelingen, einen günstigen Landungsplatz zu finden. Wie alle übrigen Inseln ist sie sehr hoch gebirgen und vulkanischen Ursprunges, und bietet einen malerischern Anblick als alle übrigen Markisen. Diese Insel, von einer äußerst üppigen Vegetation bedeckt, wird beherrscht von einer großen Anzahl steiler Felsen, die sich durch ihre spitze Form auszeichnen, so daß sie den Glockenthürmen des Mittelalters gleichen; auf der südwestlichen Seite findet sich ein sehr bequemer Ankerplatz; das Ufer ist mit Hütten angebaut, die von Kokosbäumen und einer üppigen Vegetation umzäunt sind; die Bewohner dieser Insel gelten für diejenigen, welche auf dem ganzen Archipel am meisten zugänglich sind. Die Bevölkerung wird auf 2 bis 3000 Bewohner geschätzt; ihre Länge von Süden nach Norden beträgt 8, ihre Breite 5 und ihr Umfang 22 Meilen. Ihre höchste Höhe ist 1190 Metres.

2. Hua-Hano; diese Insel wurde mehrmals getauft, bevor sie ihren jetzigen Namen erhielt: Ingraham nannte sie Washington, Hergest Dion, Roberts Massachusetts; sie hat beinahe eine Kreisform; ihre Lage ist sehr hoch und abschüssig; von frischem Grün bedeckt bietet die Insel einen freundlichen Anblick dar. Ihre Bay heißt Invisible. Die größte Länge der Insel von Südwest nach Nordost beträgt 5½, ihre größte Breite von Ost nach West eben so viel Meilen; ihr Umfang faßt 15 Meilen; ihre Höhe ist 740 Metres und ihre Bevölkerung wird auf 2 bis 3000 angegeben. Die westliche Seite der Insel ist die steilste am Gestade, aber im Ganzen scheint sie sehr fruchtbar und reich an Vegetation zu seyn.

3. Nuka-Hive, diejenige Insel, deren Ufer in neuester Zeit am häufigsten von den Europäern besucht werden, war aber landeten bis jetzt auf der südlichen Seite. Sie hat dieselbe geologische Structur, wie der übrige Archipel; eine Kette hoher Berge, die in der Regel auf ihren Gipfeln aller Bäume entblößt sind, 1170 Metres über die Meeresfläche emporsteigend, durchzieht die Insel in ihrer ganzen Länge, dazwischen liegen fruchtbare Thäler, von Hütten der Eingeborenen besäet. Kommt man von der östlichen Seite heran, so zieht die Gestalt des Cap's Martin, die südöstliche Spitze der Insel, die Aufmerksamkeit auf sich; es ist von einem steilen, nackten, schwarzen und senkrechten Felsen gebildet; von Südwesten aus gesehen verändert sich seine Form und es erscheint nur wie eine mäßige Anhöhe, die sich gegen das Meer hin abladet. Unter den mancherlei Wasserfällen, welche die Insel darbietet, zeichnet sich der auf der Südseite besonders aus; er bildet den Strom, welcher sich in die Bay Allani ins Meer ergießt. Auf der Nordwestseite ist das Land weniger hoch und ebener; hier befindet sich das zahlreich bevölkerte Thal Hotty-Schewa. Bis jetzt kennt man auf der Insel nur drei Buchten, sie sind von Ost nach West zu: Taipis, Anna Maria oder Taeahas- und Tschitschagoff oder Atanai. Die Bay Taipis enthält drei Buchten, welche durch zwei grüne Vorgebirge getrennt liegen: die östlichste derselben heißt Humi, die mittlere, welche die größte und tiefste ist, Hakahaha; sie trennt das Gebiet der Happas und der Taipis; die westlichste ist die kleinste und bildet das Ufergland des Stammes Happas; die Eingeborenen heißen sie Haka-Happo. Hier war es, wo im Jahre 1827 die Wohnung des religiösen Oberhauptes, Tahua-Tini, eines inspirirten Propheten in der Mitte eines zahlreichen Dorfes, sich befand; eine Art von Tempel stand daneben, jedoch nur in Trümmern, ein Zeuge, wie die Religion bei diesem Stamm alles Interesse verloren hatte. Die Bay Taeahae ist 6 Meilen von dem Cap Martin entfernt; eine seltene Fruchtbarkeit zeigt sich an ihren Ufern; man sieht hier die üppigen Zweige des Kakos, die breiten Blätter des Paradiesfeigenbaumes, die Kastanienbäume mit ihrem harten Holz, den Brodbaum, den Granatbaum mit seinen goldenen Früchten, den Hibiscus mit seinen Strohblättern und eine Masse anderer nützlicher Gewächse. Die östliche Seite ist reich bevölkert; hier hatten die Amerikaner ihr Lager aufgeschlagen, dem sie den pompösen Namen Madisonville gegeben hatten. Nahe dabei befindet sich ein Trümmerhaufe, einst Tahua genannt, wo sich das Volk zu Festen versammelte; dieser Stamm der Taio scheint jedoch im Verfall zu seyn, wie aus den verfallenen oder menschenleeren Hütten hervorgeht, die sich überall im Thal finden, so daß es schwer seyn dürfte, die Bewohner dieses Thales noch zu 800 oder 1000 zu schätzen. Zwei Europäer haben sich hier angesiedelt, und wenig Erde trägt ihnen Früchte genug ein, um damit 12 bis 16 Handelsschiffe zu befrachten, welche jährlich in diesem Hafen landen. Die Bay Allani ist ungefähr 4 Meilen von der Bay Taeahae entfernt, ihr Hafen ist sehr eng, ihre Ufer von unbeschreiblicher Schönheit. Die größte Länge der Insel Nuka-Hiva von Ost nach West beträgt 17, ihre größte Breite von Nord nach Süd 10, ihr Umfang 54 Meilen. Das Gebiet, welches von den Taio, Happas und den Taipas bebaut ist, nimmt ungefähr den dritten Theil der ganzen Insel ein. Die Einwohnerzahl scheint von Porter sehr übertrieben worden zu seyn; er nimmt 19,000 waffenfähige Mannschaft an, so daß die Gesammtzahl der Einwohner sich auf 80 bis 100,000 beliefe; nach Kenseaftern beliefe sich die Zahl der Krieger der Insel auf 5000, die Zahl aller Bewohner auf 12,000; der Commandant Dupetit-Thouars zählt im Allgemeinen 5 bis 6000 Seelen.

4. Motu-Iti oder Kiki-Mai, von Ingraham Franklin, von Marchand Deux-Frères, von Roberts Blair genannt, ist ein unbewohnter Inselfelsen, 40 Metres über dem Meere gelegen, der von Zeit zu Zeit von den benachbarten Insulanern auf ihrem Fischfange besucht wird.

5. Hiau und Feta-Uhu, zwei Inseln, welche auf der nordwestlichsten Ecke des Archipels liegen, wurden von Ingraham Knox und Hanack, von Marchand Masse und Chanal, von Hergest Roberts genannt. Die Insel Hiau liegt 620 Metres hoch; sie bietet eine üppige Vegetation, zumal in ihren Thälern, ihre Länge von Südost nach Nordwest beträgt 6, ihre Breite 4, ihr Umfang 16 Meilen. Drei Meilen von ihr entfernt liegt Feta-Uhu, 420 Metres über dem Wasserspiegel; obgleich sie vom Meere aus sehr fruchtbar erscheint, ist sie nicht so üppig und reich an Vegetation, wie ihre Nachbarn. Ihre Länge beträgt von Süden nach Norden 3½, ihre Breite 1, ihr Umfang 6 Meilen. Beide Inseln sind stark bemannt von einer Menge von Seevögeln, welche ihrer Federn sich zu schmücken. Auch der Fischfang gibt auf ihnen reiche Ausbeute.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1843.

Stellung des Puseyismus.

Wir haben vor kuezem (s. Ne. 158) einige Ansichten über die „Secession in der schottischen Kieche" mitgetheilt, und den Grundgedanken derselben in dem Bestreben gesucht, die kirchliche Gewalt, welche allmählich zu erschlaffen schien, duech einen kühnen Schritt fester als vorher zu gründen. Damit wollen wir der Mehrzahl der schottischen Geistlichen, weiche aus ganz reiner Ueberzeugung handeln mögen, und jetzt einem wahren Märtpeerthum sich unterziehen, nicht zu nahe treten. Ihee Absichten mögen rein seyn, ob es aber die Absichten Aller sind, ist eine andere Frage, welche der Mensch dem Menschen gegenüber, eingedenk des Spruches „richtet nicht u. s. w." wohl unbeantwoetet lassen mag. Diese Grundansicht dee Sache dietet sich auch bei nachstehenden Bemerkungen über den Puseyismus dar, ein Parteiwoet, das wir nur der Kürze wegen andern Bezeichnungen vorziehen. Diese Lehre — wenn man sie so nennen darf — wuede augenscheinlich durch die immer schärfer hervoetretenden Schwächen und Fehler der anglicanischen Kirche hervorgerufen, man desteebte sich dem Bau eine haltbarere Grundlage zu geben, und da man sich nicht entschließen konnte, gleich den gemeinen Dissentern, das Neue Testament als die „Norm des Glaubens" anzunehmen, so ging man von den constitutioen Uekunden der anglicanischen Kirche aus. Diese sind die sogenannten 39 Artikel — was für die englische Kirche dasselbe ist was die Augsburger Confession für die deutschen Protestanten — und die Liturgie. Beide stehen zum Theil mit einander in Widerspeuch, indem die 39 Artikei mehr nach protestantischen Geundsätzen, die Liturgie mehe nach dem alten, also katholischen, Herkommen entworfen sind. Dr. Pusey und seine Freunde legten der letztern die gröpere Wichtigkeit bei, und begannen seit dem Jahre 1833 eine Reihe von Abhandlungen (Tracts) zu schreiben, welche bis zu Nr. 90 fortliefen, dann aber auf Befehl der anglicanischen Behörden plötzlich ein Ende nahmen. Die daein ausgesprochenen Geundsätze waeen allmählich mit dem Glaubensbekenntniß der anglicanischen Kieche deemaßen in Widerspeuch gerathen, daß die kiechlichen Behörden, wenn auch ungeen, einschreiten mußten.

Sobald die Puseyiten in iheen Abhandlungen von der englisch-bischöflichen Kirche ausgingen, so mußten ste bald finden, daß diese Kiechenordnung sich nicht duech die Scheift vertheidigen ließ, und somit war die natüeliche Folge, daß sie nicht bloß die heilige Schrift als Norm des Glaubens annahmen, sondern auch die Tradition. Damit waren sie auf einmal auf rein katholischen Boden getreten, und mußten folgerecht der römisch-katholischen Kieche sich immer mehe näheen. Die auch schon von feüheen anglicanischen Schriftstelleen angenommene Foetpflanzung des heiligen Geistes bei den Bischöfen duech die Weihe von den Zeiten dee Apostel her wurde in weiterem Sinne ausgebildet, und mußte nothwendig zum vollen Widerspruch mit ihrer eigenen Kieche füheen, denn sobald sie die Richtigkeit und Wahrheit der Kirchentraditionen annahmen, so warf man ihnen ganz natürlich die Frage entgegen: wann hört denn die Richtigkeit und Waheheit der Tradition auf? Denn entweder mußten sie ganz mit Rom übereinstimmen, oder aber mußten ste, da die anglicanische Kirche einmal sich von Rom getrennt hatte, die Aet und Weise angeben, wie die ächte Tradition und die wahee Nachfolge der Apostel sich in der anglicanischen Kirche fortgepflanzt hätte. Darauf sind die Herren freilich die Antwort schuldig geblieben, und im Gefühl dieser innern Inconsequenz haben sie sich ganz auf die römisch-katholische Seite geneigt, wie der kiechliche Almanach für das Jahr 1843 p. 5 ausdrücklich sagt: „Wir können hoffen, uns für diese Verbindung (mit Rom) vorzubereiten, wornach wir seufzen, und wir sind so weit begnadigt (privileged), daß wir daeauf hoffen, ja anfangen dürfen, sie zu erwarten. Wer wollte nicht daeum beten und arbeiten, als für einen Zweck, vor welchem alle andeen Wünsche in unendliche Undedeutenheit versinken. Gott gebe, daß es stets unser einzigee Zweck sey, diese Verbindung zu beschiennigen, und uns würdig zu machen in dieselbe zu teeten."

Es ist hier nicht der Ort, in die von den Puseyiten entwickelten Glaubenslehren einzugehen, und wir begnügen uns mit der Bemeekung, daß sie mit den hier ausgespeochenen Wünschen und Ansichten in völligem Einklang stehen. So lange indeß alles in theologischen Abhandlungen, zum Theil in

Digitized by Google

Predigten zu Oxford u. s. w. sich ergoß, nahm das größere Publicum keinen Antheil an der Sache, und betrachtete sie mehr nur als ein theologisches Gezänk, um so mehr, als die größeren Journale, das Quarterly Review und Edinburgh Review, die in solchen Dingen als Autorität auf beiden Seiten gelten, theils ganz schwiegen, theils nur Einzelnheiten hervorhoben; seit aber der Bischof von London ein sichtbares Zeichen seiner Gesinnungen aufstellte und die Geistlichen seines Sprengels anwies, Chorhemden in den Kirchen zu tragen, ist die Spaltung offen hervorgetreten; eine Anzahl Geistlicher hat sich gestützt auf ihre Gemeinden widersetzt, und obwohl der Streit fürs erste noch vertuscht werden, so muß er doch bei der ersten Gelegenheit — und vielleicht liefert Pusey's neueste, von dem niedergesetzten geistlichen Gericht verurtheilte Predigt die Veranlassung — zum völligen Ausbruch kommen. Unter den großen Journalen hat das Edinburgh Review vom April d. J. einen 60 Seiten langen theologisch-kritischen Artikel geliefert, den die Gegner nicht unbeantwortet lassen können, und sobald die Geistlichen der englischen Hochkirche sich polemisch zu äußern anfangen, muß der alte, nur mit Mühe zurückgehaltene Kampf zwischen der **hohen** und **niedern**, zwischen den Grundsätzen Lauds und Cranmers von neuem ausbrechen. Die sogenannte niedere Kirche kann sich mit den Dissentern leicht vertragen, die hohe Kirche niemals, und daraus erklärt sich wohl, warum gegenwärtig die Dissenters bei Gelegenheit der Bill über den Unterricht der Kinder in Fabrikstädten so hartnäckig die Ansprüche der Staatskirche bekämpfen.

Wie die Leiter der presbyterianischen Kirche in Schottland die Besetzung der Pfarreien ganz in die Hände der kirchlichen Behörden, der Assembly, zu bringen strebten, so gehen die Ansichten der Puseyiten darauf aus, alle Kirchengewalt in den Händen der anglicanischen Bischöfe zu vereinen. Der Zweck ist derselbe, die Mittel sind verschieden. Die Regierung hat sich in der schottischen Kirchensache, wie wir oben gesehen, entschieden gegen die Ansprüche der geistlichen Wortführer erklärt, und scheint nicht abgeneigt, in der englischen Kirchensache eine gleiche Entscheidung zu fällen, wenigstens hat sie in Fällen, wo ein puseyitischer Geistlicher mit einem Nichtpuseyiten um einen Bischofssitz concurrirte, dem Nichtpuseyiten den Vorzug gegeben; allein die Staatskirche ist durch ihre Verbindungen und ihren Reichthum zu stark, als daß man mit ihr so kurzen Proceß machen könnte, wie mit einer Anzahl armer presbyterianischer Geistlichen; die Temporalien sind es, welche hier zu sehr in Betracht kommen. Noch ließe sich vielleicht der Streit vertuschen, wenn nicht anderswoher der Sturm drohte: Irlands Zustand ist mit dem Bestand der dortigen anglicanischen Hochkirche unvereinbar geworden; man muß Irland mit dem Bajonnet regieren, oder die Kirche wesentlich beschneiden, wo nicht als Staatskirche ganz aufheben. Was werden dann die Folgen für England seyn? Die Dissenters und die niedere Kirche werden auf eine Veränderung dringen, und der scheinbar kirchliche Streit wird auch hier eine politische Richtung gegen die Staatskirche nehmen, der man mit puseyitischen Grundsätzen nicht aufhelfen wird.

J. Kollars Reise.

2. Das Land an der Mur und Steyermark.

(Schluß.)

Zwei junge Kroatenpferde flogen mit uns so rasch der kroatischen Schweiz zu, daß uns fast der Athem ausging. Diese kroatische Schweiz sind die Berge von Iwancic, eine Gegend, welche sehr dem Tatralande in Ungarn gleicht. Hier, wie in ganz Kroatien und Steyermark, wird sehr viel Heidekorn, hier „Haidina" genannt, gebaut, das Menschen und Bienen eine gesunde Nahrung bietet. In Lepoglawa besuchten wir das Franciscanerkloster und die schöne paulinische Kirche; Aufmerksamkeit verdienen zwei Freskobilder, Christus als zwölfjähriger Knabe im Tempel zu Jerusalem und die Vertreibung der Kaufleute aus dem Tempel. In dem ganzen Warasdiner Bezirk herrscht ein unschöner und schwer verständlicher Dialekt. Von Lepoglawa gingen wir auf einem halsbrechenden Weg über die Berge nach Krapina, dem Geburtsorte Gajs. Auf diesem Wege bemächtigte sich meiner ein schmerzliches Gefühl bei Gelegenheit eines rührenden Anblicks. Wegen der steilen Berge gingen wir größtentheils zu Fuß, und sahen mehrere Haufen von Wanderern, mehrentheils Frauen und Mädchen. „Wohin geht ihr?" fragten wir. — „Zur Vergebung der Sünden," war ihre Antwort. Viel lernten wir hier über die Lage und Verhältnisse, über die guten und schlimmen Eigenschaften, über die Vorurtheile und Bedürfnisse des kroatischen Volks. Schade daß man so wenig sorgt für die Bildung desselben, daß so wenig Schulen sich finden! Das Volk ist gesund an Körper und Seele, gewandt und rasch, aber ganz sich und dem Zufall überlassen. Es fanden sich hier Leute aus den verschiedensten Stellen, Städten und Dörfern Croatiens, denn in Krapina befindet sich ein wunderthätiges Bild der Jungfrau Maria, zu dem jährlich um diese Zeit Tausende wallfahren. Ungefähr eine Stunde davon auf dem hohen Jakobsberge sieht man bereits zum erstenmal die Kirche von Krapina. Bei diesem Anblick fallen alle Wallfahrer mit gegen die Kirche gerichtetem Antlitz auf die Knie. In diesem Augenblick kam auch eine arme Mutter herbei, die eine hölzerne Wiege auf dem Kopf trug; als sie solche neben sich auf den Boden stellte, sahen wir in demselben ein kleines, schwächliches, fast schon mit dem Tode ringendes Kind, das die Mutter aus Kopreinica im Kreuzer (Köröser) Comitat hergetragen hatte, um es hier genesen zu lassen; es war gewiß ihr einziges Kind. Uns wie allen Anwesenden flossen die Thränen strommeise aus den Augen.

Ueber Krapina, auf einem hohen breiten Hügel steht die Kirche der Jungfrau Maria; Buden, Kramläden, Zelte, Küchen, Wagen mit Weinfaßchen und eine unzählige Menge Menschen drangte sich um dieselbe durch einander. Die innere schöne Kirche war so voll, daß man kaum hineindringen konnte. Rings umher, auch im Pfarr- oder Kirchhof wurde zu meinem nicht geringen Aergerniß Wein gezapft und verkauft. In Croatien ist es aber nichts neues, über der Thüre der Pfarre den Kranz zu sehen, zum Zeichen, daß hier Wein ausgeschenkt wird. Krapina selbst ist ein kleines, im Thale eingeengtes,

Digitized by Google

und überhaupt ganz unansehnliches Städtchen. Unsere erste Frage war, wo ist das Haus Hrn. Gaj's? Ein kleines, etwa zwölfjähriges Mädchen führte uns mit einer gewissen Freundlichkeit dahin. Es ist dieß ein sauberes, von außen roth angestrichenes Häuschen mit einer Apotheke, wo jetzt Gaj's Bruder wohnt. Man zeigte uns nicht nur das Zimmer, sondern auch die Ecke und das Bett, worin dieser croatische Morgenstern das Licht der Welt erblickte. Ueber dem Städtchen hängt ein ungeheurer Sandfelsen, auf dessen Gipfel die Trümmer der Burg Krapina liegen. Ganz Croatien, namentlich aber die Umgegend, ist weit und breit erfüllt mit Sagen von dem Schlosse Krapina, von Tschech, Lech und Mech, die einst hier wohnten und von hier aus nach Böhmen, Polen und Rußland zogen. Wir hörten diese Sagen nicht bloß aus dem Munde von Geistlichen und Gelehrten, sondern auch aus dem Munde der Kinder unseres Wirths, von Bauern und alten Frauen. Meine Einbildungskraft war von allen diesen Erzählungen so verwirrt, daß wir ohne Aufschub den höchsten Berg und die Mauer erstiegen, und lange wie in stummer Betäubung oben standen. Dieser Sitz war würdig das Schloß Tschechs zu tragen; die neuern Zusätze ließen sich von dem alten Bau leicht unterscheiden. Auf dem gegenüberliegenden, nicht minder hohen Berge sieht man die Trümmerreste eines andern Schlosses, wo Lech, und links abwärts die eines dritten Schlosses, wo Mech gehaust haben soll. Diese Aehnlichkeit der localen Denkmäler und Localsagen in Croatien mit den alten böhmischen Ueberlieferungen und Geschichten ist merkwürdig, und ich halte sie für wichtiger als die gelehrtesten Ansichten unserer Ethnographen und Sprachforscher. Jede Localsage, jede altnationale Ueberlieferung ist wie werth und bedeutungsvoll, da sie immer irgend etwas Wahres zur Grundlage hat. Eine geschwätzige Alte führte uns in Abwesenheit ihres Mannes im Schlafe umher, und freute sich nicht wenig über die Aufmerksamkeit, mit der wir ihren Erzählungen zuhörten.

Am 11 Sept. früh verließen wir Croatien und kamen über die Sotla nach Steyermark. Das Städtchen Weschitsche (deutsch Rain oder Rann) mit etwa 1000 deutsch-slawischen Einwohnern liegt in einer schönen Gegend an der Save. Im Jahre 1475 wurden hier die Christen von den Türken geschlagen; im Jahre 1775 und 1815 war hier ein Aufstand der Bauern gegen den Gutsherrn Ignaz Attemsy; an den Thoren des Schlosses sieht man noch die Spuren der Hiebe und Schüsse. Hier hatten meine Reisegefährten Verwandte und wohnten einer Hochzeit bei, ich aber wollte aus Rücksicht auf meine Gesundheit einmal eine Nacht auf dieser Reise ruhen und ging schlafen; so blieb ich auch diesen Tag in Rain, um am andern Morgen früh nach Zagreb (Agram) zu gehen, denn für mich waren Agram, so wie slawisch-illyrische Literatur und Nationalität wichtiger als eine Hochzeit. Indeß widmete ich den Tag noch so viel möglich dem Lande Steyermark, und besuchte die Kirche, so wie die Schule; hier fragte ich: „in welcher Sprache werden die Kinder unterrichtet?" Der Inspector, welcher mich nicht kannte, erwiederte mit einer den Deutschen gewöhnlichen selbstgefälligen Weisheit und nationalen Beschränktheit: „noch vor einem Jahr sey der Jugend die Religion in slawischer aber windischer Sprache vorgetragen worden, jetzt aber werde alles deutsch verhandelt, denn glücklicherweise werde die ganze Stadt, ja ganz Steyermark immer mehr deutsch." — Das ist meiner Ansicht nach kein Glück, vielmehr das größte Unglück und ein Unverstand, das Volk seiner Nationalität und seiner Sprache zu berauben. Arme Steyrer! — Ein fröhlicherer Geist weht noch auf dem Lande; Gott sey Dank, auf den Dörfern leben noch die slawischen Lieder, obgleich auch hier das Deutsche stark eingedrungen ist.

Wo wir auch in Steyermark hingingen, alles sprach noch von der häßlichen Scene, welche einige Wochen zuvor im Monat August in Robitsch, wo ein berühmter Sauerbrunnen nebst einem Bade ist, vorgefallen war. Der Sohn des Grafen Franz von Attemsy, welcher in Graz wohnt, machte in seiner Kalesche eine Spazierfahrt; ihm begegneten auf dem Wege einige junge Kroaten bei dem dortigen Bade, und da sie bei ihrem sehr vollen Wagen nicht aus dem Wege fahren wollten, rief der junge Graf ihnen ein „kroatisches Saupolk!" zu. Sie gingen ruhig weiter, im Kaffeehause aber, wohin kurz darauf auch der junge Graf kam, wandten sich die Kroaten an ihn und verlangten, daß er ihnen die Beleidigung, welche er ihnen und ihrem Volke angethan, abbitten solle. In diesem Augenblick kam sein Vater, und als er sah, was vorging, sagte er: „ich bin der Graf!" und gab einem der Kroaten eine Ohrfeige. Nun entstand eine furchtbare Schlägerei, so daß beide Grafen, Vater und Sohn, sich flüchten mußten. Die steyrischen Stände waren darüber so erbittert, daß sie den Grafen aller seiner Aemter entsetzten, doch wagte er bald darauf wieder sich auf den Landtagen zu zeigen.

Nachdem ich noch mehrfach den Tag über umher gelaufen, bestieg ich endlich den Kahn und fuhr über die Save ins Krainische Gebiet, so daß ich also an diesem Tag die drei slawischen Landstriche Croatien, Steyermark und Krain berührt hatte. Mitten auf der Save war es, als stiegen wie aus den Wellen zwei traurige Bilder vor meinen Augen auf: „Ha!" rief ich, und bedeckte die Augen mit den Händen: „das ist Kopitar, das ist Cesar!" Kopitar war Professor der slawischen Sprache in Laibach, und ertrank vor einigen Jahren beim Baden in der Save; Cesar, ein fähiger junger Mann und eifriger Vaterlandsfreund, war ein Croate, der in Pesth Philosophie studirt hatte, und wenige Tage vor meiner Abreise beim Baden in der Donau ertrank; beide sind ein großer Verlust für das Slawenthum. Der grausame Tod hat uns schon viele Opfer, viele Hoffnungen vor der Zeit entrissen: Kosnay, Josefowic Mladan, Tomaitsch, Michalowic, Terwenak sind dahin, und so viele leben, die der Nation eine Schande und eine Ueberlast sind! Das auf einem Berge gelegene Städtchen Cilley ist schöner, als seine doppelgesichtigen und zweisprachigen Einwohner, in deren Figuren es schwer zu entscheiden ist, ob das deutsche oder das slawische Element vorherrscht. Der Fluß Srjana trennt hier Krain von Militärkroatien. Es wurde mir hier so eng, so fremd, so bang unter diesem vernachlässigten, von allen Seiten gedrückten und geächteten Volke, daß ich oft

Digitized by Google

nach Haus eilen mußte, um meinem Gefühl auf irgend eine Weise Luft zu machen. Es widerte mich an, länger hier zu bleiben, und eine gewisse unwillkürliche Ungeduld trieb mich von dannen.

Fortschritte der Mäßigkeitsgesellschaft in Schweden.

Am 29 April fand eine Zusammenkunft der Mäßigkeitsgesellschaft in Stockholm statt, und die darin gegebenen Nachrichten sind sehr erfreulicher Art. Die Zahl der Branntweinpfannen im ganzen Lande hat vom Jahre 1834 bis zum Jahre 1840 von 161,000 auf 106,000 abgenommen, der Gehalt der Pfannen von 3,385,000 Kannen auf 2,144,000. Von den zwei letzten Jahren sind die officiellen Berichte der Regierung noch nicht zusammengestellt, man weiß aber bereits, daß an mehrern Orten die Abnahme auch in diesen Jahren wieder bedeutend war. Die Branntweineinfuhr in Stockholm selbst war in den Jahren 1834 bis 1842 zwar in den verschiedenen Jahren sehr verschieden, der Verbrauch scheint aber im Durchschnitt ziemlich derselbe geblieben zu seyn, ja eher zugenommen zu haben, wie sich aus der Zunahme der Branntweinkrankheiten (wahrscheinlich des delirium tremens) beklagenswerth genug herausstellt. (Aftonbladet vom 28 Mai.)

Markisen-Inseln.

2. Geographie der Markisen-Inseln.

(Schluß.)

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der Archipel nur sechs bewohnte Inseln, drei auf jeder der beiden Gruppen, enthält, nämlich: Hiva-Oa, Tauata und Fatu-Hiva im Süden; Nuka-Hiva, Hua-Pu und Hua-Huna im Norden. Der Flächenraum dieser Inseln läßt sich annäherungsweise auf 128,880 Hektaren angeben, wovon Nuka-Hiva und Hiva-oa allein 88,490 ausmachen. Die Zahl der Einwohner würde sich nach den neuesten Angaben auf folgende Weise stellen:

Nuka-hiva	8,000	Seelen
Hiva-oa	6,000	—
Tauata	700	—
Fatu-hiva	1,500	—
Hua-pu	2,000	—
Hua-huna	2,000	—
Zusammen	20,200	Seelen

Es ist klar, daß eine weit größere Zahl von Menschen auf diesen Inseln ihr sicheres Unterkommen finden könnte; der Brodbaum, der Taro, der Ignam, die süße Batate, Kräuter, welche fast ohne alle Bebauung wachsen, der Fischfang, welcher schon jetzt im Verhältniß zu den groben Werkzeugen, welche dabei gebraucht werden, bedeutend zu nennen ist; ferner die Masse von Hühnern und Schweinen, welche in den Wäldern umherirren, würden hinreichen, um eine zehnmal größere Bevölkerung zu ernähren.

Wie der größere Theil der Inseln des Oceans, so sind auch sämmtliche Inseln des Archipels Nuka-Hiva ganz und gar vulcanischen Ursprungs; die Berge bieten auf ihren Spitzen mehrere Lagen grünlichen Granitgesteins; weiter unten sind sie überall von üppigem Grün bedeckt; besonders in den Thälern herrscht große Fruchtbarkeit. Dichtes Gebüsch, hohe Pflanzen wissen sich auf den kaum angelegten Wegen wieder anzusiedeln; auf den Hügeln wird das Gesträuch so dicht, daß man sich nur mit Mühe hindurcharbeitet. Unter den Nahrungspflanzen nimmt der Brodbaum die erste Stelle ein (*inocarpus edulis*), an seinem hohen Stamm, seiner glatten weißlichen Rinde, seinen breiten Blättern mit dunkelm Grün, seinen großen Früchten erkenntlich, welche unter einer dicken, stacheligen Rinde sich bergen; die Frucht wird von den Wilden entweder grün auf dem Rost zum Verspeisen zubereitet oder als gesäuerter Teig längere Zeit aufbewahrt. Ueberall wächst ferner der Kokosnußbaum und bildet einen Hauptindustriezweig der Wilden; die Nuß enthält beinahe ein Litre klaren, köstlichen Wassers, aus seiner Rinde werden verschiedene Sorten von Bändern und Seilen gearbeitet und sein Kern liefert ein treffliches Oel; da jedoch die Mittel zu seiner Zubereitung noch sehr unvollkommen sind, so ist das Oel ranzig, und wird in Frankreich nur bei der Seifenfabrication angewendet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einer sorgfältigern Behandlung dieses Oel zu bessern Zwecken verbraucht werden könnte, wie man z. B. auf der spanischen Colonie der Mariannen-Inseln diese Frucht distillirt und einen äußerst reinen Alkohol daraus zieht, welcher in diesen Gegenden den Wein ersetzt. Die breiten Blätter der Paradiesfeige (*musa Paradisiaca*) beherbergen verschiedene Arten von Früchten, die durch ihren reichen Zuckerstoff sehr nährend sind, und sich grün oder gekocht essen lassen. Der Goyaco-Baum, mit gelben citronenähnlichen Früchten behangen, bietet einen schönen Anblick; seine Früchte, innen roth und körnig, haben einen erfrischenden Saft. Neben diesen Fruchtbäumen prangt der Banione (*ficus Indicus*), ein Baum, der sich jedes Jahr mit neuer Rinde umkleidet, und somit immer neuen Umfang gewinnt; er hat nur eine kleine Frucht, an der sich die Vögel nähren. Der Anblick des Kasuarbaumes (*casuarina*) ist öde und düster, aber sein Holz, wegen seiner Festigkeit Eisenholz genannt, dient zu der Verfertigung der Waffengeräthe der Wilden. Außerdem sind noch die Bäume barringtonia, Hibiscus tiliaceus, Gardeonia florida, Aleurites triloba zu nennen. An einigen Stellen findet sich auch der Melonenbaum, dessen Früchte am Baumstamm selbst sich befinden. Das Zuckerrohr wächst wild, und es steht ebenso zu erwarten, daß die übrigen Antillenpflanzen, wie Kaffee, Baumwolle ꝛc., sich leicht anpflanzen ließen.

Eigenthümliche Säugethiere besitzt das Land nicht; eingeführt sind das Schwein, die Katze und die Ratte; andere vierfüßige Thiere finden sich auf den Inseln nicht; ebenso zeigen sich vier bis fünf Gattungen von Vögeln; diese sind die schöne Taube Kuenkuru, ein wenig kleiner als die europäische; der Papagei Eupil; ferner ein kleiner Fliegenvogel, dessen Gefieder in verschiedene Farben schillert. Unter den Reptilien zeichnet sich eine kleine Schlange aus, kaum zwei Fuß lang, die eine neue Art zu bilden scheint; keines dieser Thiere ist schädlich. Doch fehlen noch über die Naturgeschichte dieser Inseln alle nähern und bestimmtern Angaben; die große Anzahl französischer Neger, welche sich bereit erklärt hat, der neuen Colonie ihre Dienste zu widmen, läßt bald genauere Notizen hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Leicht gebautes eisernes Fahrzeug. In Hull wird gegenwärtig ein eisernes Fahrzeug von 50 Tonnen gebaut, das so leicht werden soll, daß selbst, wenn 40 bis 50 Passagiere mit ihrer Bagage an Bord sind, das Schiff nicht über 18 Zoll im Wasser gehen wird. (Munit. industr. vom 8 Junius.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redaction Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1843.

Die Laplataſtaaten.

Der Streit zwiſchen Buenos Ayres und Montevideo will immer noch nicht ſich zum Ende neigen, und die kürzlich eingelaufene Nachricht von der Einnahme der letzten Stadt durch die Truppen von Buenos Ayres unter Oribe hat ſich bis jetzt nicht beſtätigt, und möchte wohl auch unbeſtätigt bleiben, denn es kann weder im Intereſſe der Engländer, noch der Franzoſen und Nordamerikaner liegen, daß das ganze Laplatagebiet unter Eine Herrſchaft falle. Darum wurde das ſonſt ganz offene Montevideo, welches nach dem Vertrage von 1828, der ſeine Unabhängigkeit begründete, ohne Feſtungswerke bleiben ſollte, mit Windeseile befeſtigt, und der ſichtliche Beiſtand, den die fremden Escadren der Stadt leiſten, wird ſie in den Stand ſetzen, gegen die tapfern, aber nicht mit Belagerungsgeſchütz erſcheinenden Truppen des Dictators Roſas ſich zu behaupten. Doch ſelbſt eine Einnahme Montevideo's würde den gegenwärtigen Stand der Sache nicht lange und nicht weſentlich ändern, denn die natürliche Eiferſucht zwiſchen Montevideo, welche ſich ſeit den erſten Tagen des Unabhängigkeitskampfes zeigte würde auch einen dem Dictator Roſas ergebenen Präſidenten von Montevideo bald zu deſſen Feind machen. Zudem finden ſich jetzt in letzterer Stadt Hülfsmittel zum Widerſtande, wie ſie früher nicht vorhanden waren. Montevideo iſt der Sammelplatz einer romaniſchen und baskiſchen Auswanderung geworden, wie Nordamerika für die germaniſchen Länder, und ſeit wenigen Jahren ſind nicht nur 15,000, theils franzöſiſche, theils ſpaniſche Basken, ſondern auch Gallegos, Sardinier und Canarier vielleicht in gleicher Anzahl dahin gewandert. Alle dieſe Leute ſind arm, verdienen aber reichlich ihr Brod, denn ſie liefern dem Lande gerade denjenigen Theil der Bevölkerung, den das Land nicht zu liefern im Stande iſt, die niedere Stadtbevölkerung. Im innern Lande ſind Eſtancieros und Gauchos, welche letzteren die niedere Arbeit in den Städten verſchmähen, in den Städten aber, die mehr und mehr ein ganz europäiſches Anſehen erhalten, wohnen nur die Kaufleute, welche die Producte des innern Handels empfangen und verſenden, wie ſie auch die fremden Waaren in Empfang nehmen und über das Land verbreiten. Zwiſchen Montevideo und Buenos Ayres iſt indeß ein nicht unbedeutender Unterſchied: erſteres iſt wegen ſeiner Lage am Eingang der Laplatamündung für den Seehandel ohne Vergleich geeigneter als Buenos Ayres, wogegen in letzterem die Waaren des innern Landes leichter zuſammenſtrömen, die ihm von den nördlichen Provinzen her auf dem Parana und Uruguay, von Weſten her durch Landfracht zukommen, während Montevideo nur die Erzeugniſſe eines mäßigen Umkreiſes um die Stadt empfängt. Darum war auch unter ſpaniſcher Herrſchaft Buenos Ayres bei weitem der wichtigere Ort, und weil es den größten Ausfuhrhandel hatte, ſo wieſen die ſpaniſchen ſtrengen Handelsgeſetze ihm auch noch die Einfuhr der fremden Waaren zu, und Montevideo, ſo wie die ganze Banda Oriental war vernachläſſigt. Deßhalb bildete ſich, zur Entſchädigung für den ihr zugefügten Nachtheil, in der Banda Oriental gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Schmuggelhandel aus, der bald einen ſo räuberiſchen und gefährlichen Charakter annahm, daß die Regierung endlich um jeden Preis Ruhe ſchaffen wollte, und zu dem Ende den kühnſten und gefährlichſten Schmuggler, den bekannten Joſe Artigas, einen Mann von den ausgezeichnetſten Anlagen, für ſich gewann. Dieſer ſtellte mit Hülfe der Regierungstruppen die Ruhe im Lande wieder her, that dem Schmuggel Einhalt, und wurde als Bewahrer der öffentlichen Ordnung in jenem Landſtrich aufgeſtellt, zu deſſen Unſichermachung er ſelbſt vorher ſo vieles beigetragen hatte.

Dieſe Vorfälle ereigneten ſich am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, und nun näherte ſich auch der Zeitpunkt, wo das ſpaniſche Handelsſyſtem, welches zu dieſen Unordnungen Veranlaſſung gegeben hat, durch die Einwirkung der Engländer ein Ende nehmen ſollte. Wir wollen deßhalb einen kurzen Rückblick auf die erſten Jahre der Revolution in den Laplataſtaaten werfen, weil ſie uns einen Einblick in die wirkenden Urſachen geben, und zeigen, in welcher Weiſe England die ſüdamerikaniſche Revolution aus Handelsgründen vorbereitete. Die ſpätern Parteiſtreitigkeiten können wir dann größtentheils überſpringen, um gleich auf die neueſten Verhältniſſe überzugehen.

Den erſten Anſtoß zu einer gänzlichen Veränderung gab

Digitized by Google

die Unternehmung der Engländer unter General Beresford gegen die Laplataprovinzen im Jahre 1807. Nicht der feige Vicekönig, Marquis de Sobremonte, sondern Don Martin de Alzaga, erster Alcalde von Buenos Ayres, leitete den Aufstand des Volks gegen die Engländer, welche bereits mit mehreren angesehenen Creolen einen Plan zur Unabhängigkeitserklärung dieser Provinzen entworfen hatten. Einige dieser letztern flohen mit der englischen Flotte und erhielten Pensionen von der englischen Regierung, andere wurden von Alzaga, der auch den unerhörten Schritt that, den feigen Vicekönig zu verhaften, gefangen genommen. Durch einen seltsamen Zufall wurde Oberst Liniers, ein gebornr Franzose, aber seit langer Zeit im Dienste Spaniens, zum Haupt der militärischen Macht und später von der Krone zum Vicekönig ernannt. Liniers sprach sehr schlecht spanisch, und konnte seinen französischen Ursprung nie verläugnen; als der Einfall der Franzosen in Spanien erfolgte, wurde er, der sich größtentheils mit französischen Officieren umgeben hatte, und an dessen Hofe nur Französisch gesprochen wurde, den Altspaniern mit Recht verdächtig. So standen nun die Engländer mit den Creolen auf der einen Seite, während die Spanier sich in Anhänger Frankreichs und Altspaniens schieden, und dadurch schwach wurden. Alzaga zettelte mit Elio *) eine Verschwörung gegen Liniers an, welcher ersteren aber mit mehreren eifrigrn Altspaniern auf ein Schiff bringen ließ und nach Patagonien in die Verbannung schickte. Beide Theile wandten sich zur Entscheidung der Sache nach Spanien, wo indeß an der Stelle König Ferdinands provisorisch eine Centraljunta die Angelegenheiten leitete. Inzwischen schickte Elio ein Kriegsschiff nach Patagonien, holte die Verbannten von dort ab, und brachte sie im Triumph nach Montevideo, noch ehe die Entscheidung von Spanien einlief, welche ganz zu Gunsten Alzaga's war. Elio ward befördert, Liniers wurde abgesetzt, Don Balthazar Cisneros an seine Stelle ernannt, und den Creolen das Mißfallen der spanischen Regierung zu erkennen gegeben. Cisneros setzte sich alsbald mit Elio in Verbindung, vertrieb Liniers ins Innere des Landes, verbannte alle französischen Officiere, vertrieb die fremden Kaufleute, die sich bereits eingestellt hatten, und ließ die verdächtigen Creolen verhaften. Aber seine Lage war kritisch: die Centraljunta in Spanien besaß zu wenig Ansehen, und Cisneros hatte kein Geld um die Truppen zu bezahlen; vergebens wandte er sich an die spanischen Kaufleute, und sah sich endlich aus Noth zu einer Maaßregel gedrängt, welche dem alten spanischen System den Todesstreich versetzte: er öffnete den fremden Schiffen und fremden Waaren gegen Bezahlung gewisser Zölle den Zugang. Die alten Spanier erkannten nur zu gut die Folgen dieses Schrittes, Cisneros wurde der Gegenstand ihres tödtlichen Hasses, und sie ließen nichts unversucht, um ihn zu stürzen, während er zugleich die Creolen eben so entschieden gegen sich hatte. Nun fiel Cisneros von einem Fehler in den andern: um die Creolen zu gewinnen, nahm er Elio den Rang als Generalinspector, den derselbe bisher bekleidet hatte, und stellte zugleich die Verfolgung von Liniers ein, dem er gestattete sich nach Cordova zurückzuziehen, wo derselbe sich festsetzte. Eine Folge dieser Schritte war, daß nun die Altspanier und Creolen sich verbanden, um Cisneros zu stürzen.

Unter diesen Ereignissen traf im Mai 1810 die Nachricht ein, daß Sevilla in die Hände der Franzosen gefallen und die Nationaljunta geflohen sey. Dieß war ein Donnerschlag für die Altspanier und Cisneros war so betroffen, daß er erklärte, er wolle die Regierung in die Hände einer Junta niederlegen. Diese ward am 25 Mai installirt, zwar unter der nominellen Autorität König Ferdinands, aber die vornehmsten Creolen und die Volksmasse legten die Sache anders aus, und sahen die Errichtung der Junta als eine Unabhängigkeitserklärung von Spanien an. Wie sehr bei allen diesen Bewegungen die englischen Kaufleute betheiligt waren, zeigt folgende Geschichte. Die vornehmstrn und angesehensten Beamten des Landes waren die Richter des Audiencia, Oidoees genannt. Sie galten als unverletzlich, und die lange Gewohnheit, ihre Entscheidungen als unwiderrufliche Gesetze betrachtet zu sehen, gab ihnen einen Stolz und eine Zuversicht, daß sie entfernt nicht daran dachten, daß man es wagen könne Hand an sie zu legrn. Sie hatten eine Proclamation aus Spanien erhalten, daß dort ein Regentschaftsrath eingesetzt sey, und schickten diesen an die Junta mit der Forderung, daß derselbe als das gesetzliche Haupt der Nation anerkannt werde. Man lud sie, den Vicekönig und die fünf vornehmsten Oidores, in den Regierungspalast ein. Sie kamen alle in Staatskleidern, Cisneros in voller Uniform, die Oidores die Stöcke mit goldenem Knopf in der Hand, alle in sicherer Ueberzeugung, sie würden jetzt in alle ihre Ehren wieder eingesetzt werden, und die Junta sich unterwerfen. Kaum waren sie aber angelangt, so wurden sie verhaftet und mit Einbruch der Nacht unter Militärbegleitung nach dem Hafen gebracht, wo — ein englisches Fahrzeug ihrer wartete, um sie nach den Canarien zu bringen. So war, während ein englisches Heer als Bundesgenosse Spaniens in letzterem Lande stand, der Hauptschritt zur Unabhängigkeit unter englischer Mitwirkung geschehen, ohne welche er gar nicht hätte ausgeführt werden können. Rasch war nun der Verlauf. Elio, nach ihm Vigodet, in Montevideo wollten den Hafen von Buenos Ayres blokiren, aber die Engländee erkannten die Blokade nicht an, und zu Lande wurden, wohl mit Hülfe englischen Geldes, 1200 Mann gegen Cordova ausgerüstet, wo Liniers die spanische Fahne aufgepflanzt hatte. Eine Menge Freiwilliger schlossen sich an die Truppen der Junta an; Liniers fühlte, daß die Stimmung des ganzen Landes gegen ihn sey und floh, wurde aber auf der Flucht eingeholt und mit seinen vornehmsten Begleitern erschossen. So endete die erste Periode der Laplata-Revolution, an der die Engländer zum mindesten gesagt einen so großen Antheil hatten, als die Creolen; auch befanden sich schon über hundert englische Kaufleute in Buenos

*) Elio, später durch seine grausame Herrschaft in Valencia berüchtigt, commandirte in Montevideo, das durch die Entschlossenheit Alzaga's und die Bestürzung der Engländer beim Abzug gleichfalls von den letztern, wiewohl ohne Noth, geräumt worden war.

Digitized by Google

Ayres, um an dieser lange verschlossenen reichen Quelle des Handels zu schöpfen.

Die innern Kämpfe in Buenos-Ayres können uns hier nicht kümmern, und wir bemerken bloß, daß die Regierung sich zum Theil höchst schwach und unklug zeigte, aber der Beistand der Engländer, welche keine Blokade des Hafens zuließen, hielt die Independenten-Partei immer oben auf, so daß der oben erwähnte ehemalige erste Alcalde, Don Martin Alzaga, mit all seinem Einfluß und seiner Klugheit endlich ein Opfer seiner Bemühungen für die spanische Sache wurde. Inzwischen ging der Unabhängigkeitskampf fort, sowohl gegen Peru hin, als in der Banda Oriental. Ersterer wurde mit abwechselndem Glücke geführt, und fand anders woher eine Entscheidung, letzterer aber berührt die Interessen von Buenos Ayres zunächst. In Montevideo saß noch der spanische Vicekönig, zuerst Elio, dann Vigodet, aber Artigas, dessen Einfluß im Lande wir oben schon erwähnt haben, hatte sich für die Independenten erklärt, und somit waren die Spanier auf Montevideo beschränkt. Auch damals schon begann der brasilianische Hof sich einzumischen, aber in höchst unsicherer Haltung: bald unterhandelte er in Buenos Ayres, um der spanischen Infantin Donna Caciota die Regentschaft in diesen Ländern zu sichern, bald mit Elio, und versprach diesen zu unterstützen. Dabei rückten allmählich portugiesische Truppen ins Land, gegen welche aber Artigas, ihr alter Feind, mit großer Entschlossenheit auftrat. Dieß bewog den brasilischen Hof sich entschieden für Elio und die spanische Herrschaft zu erklären, und Truppen nach Montevideo zu senden; nun verband sich Artigas, dessen Einfluß fort und fort im Lande wuchs, mit dem Gouverneur von Corrientes, schlug die Portugiesen gegen Ende des Jahres 1811 und im Anfang des Jahres 1812 in mehrern Gefechten, und suchte nicht nur die portugiesischen Truppen, sondern selbst die Befehlshaber für sich zu gewinnen, worüber der brasilische Hof in Buenos Ayres bittere Klage führte, aber umsonst, denn theils wußte die Junta gar nicht, was in dem von Artigas besetzten Gebiete vorging, theils war sie zu schwach ihn im Zaum zu halten. Ihr dortiger General, Namens Rondeau, hatte wie es scheint, den rohen Gaucho hochmüthig behandelt, und dieser rächte sich dafür, indem er mehr und mehr nach eigenem Gutdünken handelte, ohne sich um die Regierung in Buenos Ayres zu kümmern. So war der Grund zur Spaltung zwischen Buenos Ayres und Montevideo gelegt, als noch spanische Truppen Montevideo besetzt hielten. Zum Ausbruch konnte die Spaltung jedoch nicht kommen, so lange noch die Spanier in Montevideo saßen; dieß dauerte aber nicht mehr lange, denn unter englischem Zuthun hatte sich eine buenos-ayrische Flotille unter dem Engländer Brown gebildet, und diese schlug am 14 Mai 1814 die Flotille der Spanier. Nun ward Montevideo auch von der Seeseite eingeschlossen, und ein Monat später, am 20 Junius, übergab Vigodet den Platz an Alvear, den neuernannten Befehlshaber der Buenos-Ayrischen Truppen in der Banda Oriental. Doch schon war der Riß geschehen. Das hochmüthige Benehmen gegen Artigas, den die Officiere der Buenos-Ayres-Armee als einen Barbaren ansahen, hatte ihn veranlaßt, mit seinen Leuten die Belagerer Montevideo's zu verlassen, ohne sich jedoch für die Spanier zu erklären. Dieß nahm der neuerwählte Director in Buenos Ayres, Posadas so hoch auf, daß er Artigas sogleich für einen ehrlosen Verräther erklärte und einen Preis von 6000 Pesos auf seinen Kopf setzte — ein Schritt, den man wenige Monate nachher wieder zurücknehmen und Artigas (unter dem 17 Aug. 1814) als einen treuen Diener seines Landes erklären mußte, — ein Verfahren, das Artigas nur die innere Schwäche der Regierung von Buenos Ayres verrieth, und die Trennung der Banda Oriental vorbereitete. (Fortsetzung folgt.)

Markisen-Inseln.

(Fortsetzung.)

3. Religion und Cultus.

Eine weitläufige Theogonie oder Genealogie der Götter und Göttinnen bildet die Grundlage der Religion dieser Insulaner. Die Gottheiten, vollkommen Brüder und Schwestern, vermengen sich gegenseitig miteinander bis zur 30sten Generation herab, oder bis auf Atea und seine Frau Atanua. Unter der ersten Linie zeichnen sich vor allen Tetoo und seine Frau und Schwester Kahuone aus, sie werden als die Schöpfer des Weltalls betrachtet. Die zweite Linie zählt den noch berühmtern Gott Tiki mit seiner Frau Kahuone, der Göttin des Sandes. Dieser Gott verdankt sein Ansehen zumeist der Sage, wonach er zuerst die Sitte des Tätowirens und die Maler- und Bildhauerkunst einführte. Neben diesen guten Gottheiten läuft ein Geschlecht böser Götter her, so namentlich Aomei oder Hamei und Haka-nau, Götter, welche vor allem die Augen mit Blindheit schlagen; Oka und Tohe-Tika, der Gott des Donners, welcher die Menschen verzehrt; Tuapa, Tupohotai, Tuivivi und Patoro, welche die Menschen in Ketten werfen. Wohl möglich, daß einzelne dieser Gottheiten nur allegorische Personen sind, Personificationen physischer und astronomischer Phänomene, welche in der Folge zu Göttern erhoben wurden. Dem Glauben an eine ewige Schöpfung, welche man schon den Markisen auflegen wollte, widerspricht schon ihre Verehrung eines Schöpfers oder vielmehr vieler Schöpfer. Der erste Schöpfer ist Tetoo mit seiner Frau Haka, welche beide, obgleich sie viele Vorfahren zählen, nicht geschaffen worden seyn sollen; Toe-Tia ist der Schöpfer des Donners; Hanau Gott und Schöpfer der Fische; Atea Gott und Vater der Steine, seine Frau Atanua die Mutter der Gewässer des Oceans. Ueber die Art und Weise, wie diese Schöpfung vor sich ging, erzählen die Insulaner manche naive Geschichte; so fischte einst der Gott der Steine am Gestade des Meeres, zog einen großen Felsen heraus, aus welchem er alles übrige Gestein der Erde bildete. Doch genügt es den Bewohnern dieser Inseln nicht, im dunkeln Schacht der Vergangenheit und alter Ueberlieferung ihrer Götter Ursprung zu suchen; vielmehr vermehren sie die Zahl dieser alten Gottheiten durch Vergötterung ihrer verstorbenen oder zum Theil noch lebenden Häupter und Fürsten. Die Tono sind eine Classe von Individuen, welche nach ihrem Tode unter die Zahl der Götter gerechnet werden, und die während ihres Lebens die Gabe der Weissagung besitzen; in ihrer Hand stehen die Elemente, sie geben Fruchtbarkeit oder Mangel den Fluren, sie befehlen über Krankheit und Tod, und die Furcht, welche sie einflößen, ist so groß, daß man ihnen Menschenopfer darbringt, um ihren Zorn

Digitized by Google

abzuwenden; glücklicherweise iſt die Zahl dieſer Huldgötter ſehr klein: nur einen oder zwei zählt jede Inſel, ſie leben in einer myſteriöſen Zurückgezogenheit, welche ihren Landsleuten noch mehr geheime Scheu einflößt. Zuweilen hört man, wie ſie in der Nacht ſchauerliche, unverſtändliche Töne ausſtoßen, dann wieder ihre natürliche Stimme umwendend geben ſie ſich den Schein, mit einem unſichtbaren Weſen in Rapport zu ſtehen. In dieſen Augenblicken der Inſpiration ziehen ſich ihre Geſichtszüge convulſiviſch zuſammen, ihre Augen flammen, ihr Körper zittert, ihre Hände werden ſtarr und kalt, und in dieſem exaltirten Zuſtande wandern ſie durch die benachbarten Ortſchaften, Tod verkündigend oder Opfer heiſchend zur Verſöhnung der erzürnten Gottheit. Außerdem gelten die Taua als Aerzte und Beſchwörer bei allen innerlichen Krankheiten, denn auch bei dieſen Inſulanern, wie bei allen Wilden, gilt jede Krankheit, welche nicht einen äußerlichen Sitz hat, als eine Offenbarung des göttlichen Zorns. Sie nennen dieſen Zuſtand mate no te atua, Krankheit von einem Gott geſchickt! In dieſen Fällen ſuchen die Taua den zürnenden Gott, welcher im Kranken ſelbſt Platz gegriffen hat; ſie preſſen ihm den Daumen ihrer Hand auf, drücken ihn mit ihren Fingern, und wenn die Schmerzen etwas nachlaſſen, ſo hat der Taua geſiegt; helfen aber dieſe gewöhnlichen Mittel nicht, ſo wird der Kranke in ein Waſſer gelegt, das fortwährend mit friſchen Zweigen gepeitſcht wird und von dem man ihm über den Kopf ſchüttet. Dieſe Claſſe der Taua übt einen großen Einfluß über die übrige Bevölkerung aus. Nicht nur wird jeder Taua nach ſeinem Tode Atua, und ſelbſt hie und da noch bei Lebzeiten, ſondern auch, ſo oft ein Taua ſtirbt, opfert man ſeinen Manen eine größere oder geringere Zahl von Menſchenopfern, je nachdem er mehr oder minder Furcht einflößte; ſein Tod iſt ein trauriges Signal zu nächtlichen Ueberfällen in den benachbarten Thälern, um hier Gefangene zu machen, welche bei dem Leichenbegängniſſe eine traurige Rolle ſpielen müſſen. Der allgemeine Name für dieſe Inſpirationen und göttlichen Befehle durch den Mund eines hohen Prieſters iſt Tapu, ein Collectivname für alle einzelnen Geſetze dieſer Art, die entweder beſtimmte Nahrungsmittel verbieten, oder beſtimmte Haine, Felder und Häuſer der Gottheit weihen. So iſt z. B. vor allem der Kopf des Menſchen durch den Tapu heilig, und an dieſem zumeiſt das Haupthaar; dieſes wird häufig beſchnitten, aber mehr dem, welcher auch nur eines dieſer Haare profaniren wollte; ſie verbergen das abgeſchnittene Haar unter der Erde; um es abzuſchneiden, bedienen ſie ſich einer Bambusklinge.

Was den äußern Cult und Gottesdienſt betrifft, welchen ſich dieſe Religion zu eigen gemacht hat, ſo hat er im Durchſchnitt das meiſte mit dem uns bekannten Heidenthum gemein; die Nachrichten über das Einzelne deſſelben ſind zu ſehr zerſtreut und ſich widerſprechend, als daß es möglich wäre, auf daſſelbe näher einzugehen. Möge daher Folgendes genügen: die Häuſer, welche den Zwecken des Gottesdienſtes dienen, unterſcheiden ſich nur durch einen breitern Eingang von den übrigen Wohnhäuſern. In dem Thal der Happas befindet ſich ein ſolches Gebäude, das Marae genannt wird. Es beſteht aus zwei Abtheilungen; die erſtere, groß und öde, war zur Zeit, woher die Nachrichten ſtammen, von einer großen Zahl verſchiedener Weihgeſchenke angefüllt; die zweite Abtheilung enthielt zwei grob gearbeitete Götzenbilder, von denen das eine gleich dem Janus bifrons zwei Geſichter darbot. Ein ähnlicher Tempel im Thal Hacka Happa, der von Stewart geſehen wurde, erfüllte ihn mit Abſcheu: er war dieß der Platz, wohin die Menſchenopfer geworfen wurden, beim Eingang ſah man noch auf einem rauhen Scheag einen in Fäulniß übergegangenen Leichnam. Daneben ſtand eine aus hartem Stein gemeißelte Götterſtatue in Lebensgröße, mit großen Augen und Ohren, weitem und breitem Munde, kurzen Armen und Beinen; neben dieſer Steinmaſſe befanden ſich noch mehrere ähnliche Götzenbilder aus Holz. Als Porter ſah, wie wenig Ehrfurcht die Einheimiſchen vor ihren Götzenbildern bezeugten, wie ſie ſie an den Ohren zogen und ſich über ihre Stumpfnaſen und verkrüppelten Glieder luſtig machten, fragte er ſie um den Grund dieſes Mangels an Achtung. Man antwortete ihm, dieſe Gottheiten nehmen nur einen ſehr untergeordneten Rang in der Hierarchie der Atua ein, und hätten keine andere Dienſtleiſtung als die, die obern Götter zu bedienen. Bald nahm man die Gottheit aus dem Kaſten, in welchem ſie ſorgfältig verwahret war, heraus; es war ein einfaches dünnes Stück Holz, von weißen Tüchern umgeben; ſogleich begann auch die Zahl der anweſenden Inſulaner ihren Gottesdienſt. Einer derſelben nahm die Gottheit in ſeine Arme, während die andern ſangen und mit den Händen klatſchten: er drehte das Stück Holz rechts und links, warf es in die Höhe und machte fortwährend Sprünge mit ihm. Ein Augenblick der Ruhe folgte; dann begann ein neuer Geſang mit veränderter Weiſe. Der Gott wurde dann der Reihe nach an verſchiedene Punkte der Umgebung gebracht, wo man ihm je ein wenig Ruhe gönnte, und am Ende wurde er in ſeinen Kaſten wieder geſtellt. Hierauf richtete der Mann, welcher alles dieſes ausgeführt hatte, einige ſehr lebhafte Fragen an ſeine Zuhörer, und die Antworten, welche er erhielt, ſchienen ihn zu befriedigen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber den Roſt bei gegoſſenem und geſchmiedetem Eiſen und Stahl wurde in der Verſammlung der Civilingenieure zu London am 30 Mai eine Abhandlung vorgeleſen, die eine Menge intereſſanter Punkte enthält, und die Theorie, ſo wie den eigentlichen Charakter des Roſtes auseinanderſetzt. So wurde unter anderm nachgewieſen, daß in Dublin, wo im Durchſchnitt 25,874 Zoll Regen fallen, das Anfreſſen des den gewöhnlichen atmoſphäriſchen Wirkungen ausgeſetzten Eiſens in directem Verhältniß ſteht mit dem Regen und Thau, der in einer beſtimmten Zeit darauf fällt, mit der Höhe der Temperatur bei gleicher Feuchtigkeit und mit dem barometriſchen Druck. Ferner wurde halbzolldickes gegoſſenes Eiſen mehr angegriffen, als zolldickes, wahrſcheinlich wegen der Verſchiedenheit in der Homogeneität der Oberflächen. Die Reſultate der verſchiedenen Proben, die man angeſtellt hat, ſind in umſtändliche Tabellen gebracht, und endlich iſt auch das Reſultat der verſchiedenen bisher gegen den Roſt angewandten Mittel in einer leichten Ueberſicht mitgetheilt. (Athenäum vom 10 Junius.)

Preisfragen der franzöſiſchen Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften für 1844 und 1845. Dieſe drei Fragen ſind ausgezeichnet gut gewählt, und ihre Beantwortung hat für Frankreich beſonders, die zweite aber auch einen allgemeinen Werth. Sie lauten: welches ſind die in Frankreich jetzt üblichen Pachtmethoden, und was für einen Einfluß übt jede derſelben auf die Fortſchritte des Ackerbaues aus? — Welchen Einfluß üben die (materielle) Civiliſation und der Geſchmack für Lebensbequemlichkeiten auf die Moralität des Volks aus? — Welche allgemeine Thatſachen reguliren den Zuſammenhang zwiſchen Fabrikgewinn und Taglohn? (Fr. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1843.

Belustigung in der Stadt Tarifa.

(Voleur, 30 Junius.)

Streng und geographisch genommen liegt Tarifa in Europa, moralisch betrachtet macht es einen Theil Afrika's aus. Sitten und Gewohnheiten sind maurisch, man spricht noch nicht arabisch, aber man spricht auch nicht mehr spanisch. Die getauften Marocconer, die hier wohnen, genießen in Frieden eines stets blauen Himmels und einer tiefen Unwissenheit; nicht Einer kann lesen.

Am ersten Sonntag im Junius haben die Einwohner ein seltsames Fest: man läßt in den Straßen dieser mui nobile ciudad einen Stier los, dessen ohnehin reizbaren Sinn man noch durch alle möglichen Mittel aufstachelt; ist derselbe einmal losgelassen, so läuft ihm alles nach und sucht ihn durch wüthendes Geschrei zu erschrecken. Der eine wirft ihm einen Stein, der andere eine Petarde nach. Wurfwaffen jeder Art fliegen aus allen Stockwerken herunter und scharfe Lanzen erwarten ihn an jedem Fenster. Wie wüthend jagt der Stier durch die ganze Stadt, aber man hat sorgfältig die Thore geschlossen, er kann nicht hinaus; er kehrt also um, brüllt und macht wüthende Sprünge. Betäubendes Geschrei bezeichnet schon von weitem seine Ankunft. Auf 30 Leguas in der Runde strömt alles herbei zu dem anziehenden Schauspiel, obwohl man am folgenden Tage im Kirchhof von Santa Cruz fünf oder sechs Gräber öffnet, und das Spital dreißig oder vierzig Verwundete und Verstümmelte aufnimmt — Dinge, um die sich Niemand kümmert; man muß sich ja doch auch amusiren.

Nach einigen Stunden nimmt die Corrida einen andern Gang: die Jäger sind athemlos, die kecksten und minder gewandten sind kampfunfähig, man muß sie durch Hunde ersetzen. Perros! Perros! schreit nun alles, und ungeheure Bullenbeißer, deren Wuth man seit langer Zeit nur mit großer Mühe zurückgehalten hat, stürzen wüthend dem Stier nach und suchen ihn an den Ohren zu fassen. Der Stier wendet sich gesenkten Hauptes gegen diese neuen Gegner und wirft sie in die Luft, von wo sie blutend und zerrissen herunterfallen, den Zuschauern auf die Köpfe, die dadurch fast zu Boden geworfen werden, aber in Ekstase gerathen, wenn sie den Stier mit gesträubtem Haar, die Lenden mit dem Schweif peitschend und vor Wuth schäumend auf seine Verfolger losstürzen, die einen zerreißen, andere unter seinen Füßen zertreten, und endlich unter dem stets erneuten Angriff der Meute erliegen sehen.

Ist der Stier endlich besiegt und niedergeworfen, so kommt ein Metzger herbei, um ihm den Rest zu geben, dar la puntilla, acachetar. Das Instrument, dessen er sich dabei bedient, ist ein sehr scharfer Pfriemen von Stahl (cachetero), den eine kräftige Faust dem unglücklichen Vierfüßler ins Genick stößt. Das Rückenmark wird durchstochen und der Tod ist augenblicklich.

Jetzt wird der Stier zerstückt, er ist ungenießbar, aber alle essen davon, jeder findet ihn vortrefflich. Kinder, Greise und Feiglinge, welche den Ausgang des Trauerspiels im Hause abwarteten, kommen jetzt in großer Anzahl auf die Straße; man beut vor Freude, man umarmt sich, tanzt, und theilt Messerstiche aus, denn diese gehören eben so gut zur Belustigung, wie das Tanzen. Der Teufel hält sein Spiel in dieser Nacht, es ist die schönste, die tollste, die glänzendste aller Nächte Spaniens, und der allgemeine Taumel könnte einen Sterbenden mit fortreißen.

Wir wollen dem Ursprung dieses Festes nicht nachforschen, denn wir müssen doch auch unsern Enkeln noch eine Arbeit überlassen, und nur das wollen wir noch erwähnen, daß im Jahre 1781 der Gouverneur von Tarifa, ein ächter Andalusier, starb, und einen gewissen Manuel Cuesta aus Madrid, der von den neuern philosophischen Ideen angesteckt war, zum Nachfolger erhielt. Dieser wollte die Corrida als einen barbarischen Gebrauch abschaffen, aber ein Aufstand brach aus, der ihm das Leben gekostet hätte, wenn er nicht eiligst entflohen wäre. Er wollte nachher an der Spitze von Regimentern zurückkehren, aber Graf Aranda, der damalige Premierminister, that seinem übergroßen Eifer Einhalt, um nicht gegen die Neigungen des Volkes zu sehr zu verstoßen.

Digitized by Google

Die Laplataſtaaten.

(Fortſetzung.)

Die nächſten Jahre waren für das Geſchick der Laplataprovinzen entſcheidend, und man kann ſich nichts erbärmlicheres denken, als die oberſten Directoren, welche nach einander in Buenos Ayres aufkamen, zum Theil gute, muthvolle Soldaten, aber ohne alle politiſche Haltung. Vom Jahre 1814 bis 1819 geht die Herrſchaft der Unitarier, welche das ganze Land in Aufregung brachte, und mit dem gänzlichen Fall des Uebergewichts von Buenos Ayres endete. Der bisherige Krieg hatte den Behörden dieſer Stadt, und namentlich dem Cabildo die größte Macht über das ganze Land in die Hand gegeben, und wäre ſie weiſe angewendet worden, ſo hätte ſie dem Lande gute Früchte bringen können, da ohne allen Widerſpruch in Buenos Ayres mehr Bildung vereinigt war, als im ganzen übrigen Lande zuſammen. Alvear, der Sieger von Montevideo, ein junger Mann von 25 Jahren, wurde am 10 Januar 1815 zum oberſten Director ernannt, und begann nun ſeine Macht zu zeigen, indem er, womit auch ſchon ſein Vorgänger Poſadas begonnen hatte, die Juntas der einzelnen Provinzen auflöste und Gouverneure und andere Beamte aus Buenos Ayres hinſandte; man weiß, wie gewöhnlich dieſe Beamten ihre Stelle zur Bereicherung benützten, und zudem mußte der Schritt, auch da wo die Gouverneure, wie dieß bei einigen wohlgeſinnten tapfern Soldaten der Fall war, nach beſtem Gewiſſen handelten, die Localariſtokratie, welche bisher alles geleitet hatte, tief verletzen. Daß Alvear durch Stolz und Leichtſinn auch die reizbaren Bewohner von Buenos Ayres beleidigte, beſchleunigte nur ſeinen Sturz. Der Gouverneur von Santafé, ein alter Bewohner des Orts, den man nicht abzuſetzen gewagt, aber dem man Beamte aus Buenos Ayres an die Seite geſetzt hatte, lud Artigas ein, ihn von den „Porteños," wie man die Buenos-Ayrer nennt, zu befreien. Artigas kam, die Portaños flohen; die Nachricht verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land bis an die Anden, ſelbſt ein Theil der Truppen fiel ab, und Alvear reſignirte ſchon nach drei Monaten. Artigas, den man bereits „Protector der Laplataprovinzen" titulirt hatte, und der über den Parana gezogen war, um Alvear anzugreifen, zog ſich wieder zurück.

Alvear war abgetreten, aber nicht das Syſtem. Inzwiſchen war zu Tucuman ein Congreß zuſammengekommen, der die Unabhängigkeit der Laplataprovinzen von Spanien offen ausſprach, mehrere hochtönende Proclamationen und Verordnungen erließ, die Niemand befolgte, endlich aber am 17 Mai 1816 Pueyrredon zum oberſten Director ernannte; dieß war ein Officier, der ſich im Kriege gegen Peru ausgezeichnet hatte, aber bald genug zeigte, daß er nicht der Mann war, den Staat zu leiten. Artigas kümmerte ſich wenig darum, wer Director in Buenos Ayres ſey, und verlangte nur, daß die Truppen dieſes Staats das Gebiet der Banda Oriental räumen ſollten; als ihm dieß gewährt war, ließ er der Sache den Lauf und blieb ruhig, aber er war es, der Corrientes und Entrerios durch ſeinen Einfluß beherrſchte.

Ueber Pueyrredons Herrſchaft im Innern ſagen wir gar nichts, als daß er nicht bloß in Alvears Fußſtapfen trat, ſondern daß auch während derſelben Beſtechlichkeit in einem unglaublichen Grad herrſchte und willkürliche Verfolgung der Gegner an der Tagesordnung war. Schimpflicher aber als dieß war Pueyrredons Benehmen in Bezug auf die Banda Oriental, wo Artigas ſich ganz unabhängig benahm. Die braſilianiſche Regierung ſtreckte abermals begehrliche Hände nach der Banda Oriental aus, und ſchickte einen General Lecor mit acht bis 10,000 Mann aus, angeblich um die Südprovinzen vor dem anarchiſchen Zuſtand der ſpaniſchen Provinzen zu ſchützen, in Wirklichkeit aber um die Banda zu beſetzen; in der That erreichte er auch, trotz des Widerſtandes, den ihm Artigas entgegenſetzte, am 6 Febr. 1817 Montevideo und nahm es ein. Vergebens waren alle Aufforderungen, die Artigas an den Dictator Pueyrredon richtete: nur unter dem Verſprechen, die Souveränetät von Buenos Ayres anzuerkennen, ward Hülfe zugeſagt, und als Artigas dieß ſtolz zurückwies, wurde die Verbindung, welche ſchon ſeit einiger Zeit zwiſchen Lecor und Pueyrredon beſtanden hatte, immer enger, und letzterer verſorgte erſtern ſogar mit Lebensmitteln. *) Dieß ſteigerte die bereits in den Provinzen herrſchende Erbitterung gegen Pueyrredon; Lopez, Gouverneur von Santa Fé, beeilte ſich zum Kampf gegen Buenos Ayres, und Ramirez, einer der Unterbefehlshaber von Artigas, war mit ihm verbunden. Pueyrredon hatte bereits ſeine Stelle niedergelegt und General Rondeau ſeine Stelle eingenommen, um die Stadt zu vertheidigen. Aber am 1 Februar 1820 ward er geſchlagen, vergebens ſuchte man die Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, nach wenigen Tagen mußte capitulirt werden. Die Bürger mußten ſich im ſtrengſten Sinne des Worts auf Gnade und Ungnade den gehaßten und verachteten Gauchos überliefern, das Cabildo, das gleich dem Stadtrath von Paris die Unruhen und Aufſtände großentheils geleitet hatte, mußte abdanken, und die Unitarierherrſchaft hatte ein Ende.

Das Maaß der Sünden der Unitarier war freilich voll, aber auch die ſogenannten Föderaliſten konnten nicht recht feſtig werden: bei ihnen wohnte allerdings die Kraft des Landes, aber die Bildung fehlte, und ſo mußte man immer zu verſchiedenen Zeiten wieder ſeine Zuflucht zu Unitariern nehmen, ſo zu Rivadavia, der längere Zeit Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war, und endlich überdrüſſig der ewigen Unordnungen nach Braſilien ſich zurückzog; ſo ſpäter zu Lavalle, der hauptſächlich im Kriege gegen Braſilien befehligte. Dieſer Krieg, welcher um die Banda Oriental geführt wurde, war wieder die Angel, um welche ſich das Schickſal von Buenos Ayres drehte. Hier traten die Sünden Pueyrredons deutlich ans Licht. Ramirez, den wir oben mit Lopez, Gouverneur von Santa Fé verbunden, als Anführer der Föderaliſten, d. h. der Gauchopartei, gefunden haben, trat bald nach ſeinem Siege

*) Pueyrredon hatte ſich auch mit Frankreich in Intriguen eingelaſſen, um einen Prinzen von Lucca auf den Thron von Buenos Ayres zu bringen, und man kann ſich denken, wie über Verrath geſchrien wurde, als dieſe Angelegenheit officiell zur Kenntniß kam.

Digitized by Google

über Buenos Ayres gegen Artigas auf, der durch Anstrengungen und Alter gebeugt endlich vom Kampfplatz wich, und sich mit einer Anzahl seiner Anhänger nach Paraguay entfernte, wo ihm Dr. Francia ein Asyl gewährte. Aber Ramirez selbst kam kurz darauf in einem Gefechte im Innern ums Leben, und so war für den Augenblick Niemand da, der den Portugiesen Widerstand hätte leisten können. Diese ließen in den wenigen Städten des Landes Volksversammlungen halten, die unter dem Einfluß der brasilianischen Truppen sich für Brasilien erklärten. Aber das Land, d. h. die Gauchabevölkerung war damit keineswegs einverstanden, und namentlich begann jetzt Don Fructuoso Ribera sich als eigentlicher Nachfolger von Artigas einen Namen unter derselben zu machen. Als es in Buenos Ayres zu einiger Ruhe kam, und Rivadavia die Zügel führte, wurden die Unterhandlungen mit Brasilien wegen Buenos Ayres wieder aufgenommen, und unter Mitwirkung Englands, das eine solche Abrundung des brasilianischen Gebiets nicht gerne sah, fortgesetzt. Nun zeigten sich die Nachtheile des verrätherischen Verfahrens, welches Pueyrredon gegenüber der brasilianischen Regierung eingehalten hatte, in vollem Maaße. Ein im Jahre 1825 englisch und spanisch erschienenes Werk „historischer, statistischer und politischer Bericht über die Vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata," enthält neben vielem leeren Geschwätz eine Anzahl der wichtigsten Actenstücke aus den Verhandlungen zwischen Brasilien und Buenos Ayres, wie man sie sonst nicht leicht zusammen findet. Das Verhalten Pueyrredons ward von Brasilien benützt, um zu beweisen, wie Buenos seine Ansprüche auf die Banda Oriental im wesentlichen durchaus aufgegeben habe. Freilich konnte dieß Brasilien noch nicht rechtfertigen, sich dieser Provinz zu bemächtigen, und so begann ein dreijähriger Krieg, der bekanntlich im J. 1828 mit der Unabhängigkeitserklärung der Banda Oriental unter englischer Vermittlung endigte. Wie England zuerst die Unabhängigkeit der Laplatastaaten überhaupt befördert hatte, so jetzt die der Banda Oriental, da es in dem Interesse desselben liegen muß, kleinere unmächtigere Staaten einander gegenüber zu stellen, von denen keiner daran denken kann, eine unabhängige Handelspolitik zu verfolgen.

Der Krieg mit Brasilien hatte außer der Unabhängigkeitserklärung der Banda Oriental drei für den spätern Gang der Dinge wesentliche Folgen: die Umwandlung des einen Theils der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul in ein wahres Gaucholand, in Interesse, Ansichten und Lebensweise übereinstimmend mit den Gauchoprovinzen am Lapiata; die Macht Don Fructuoso Riberas, welcher allmählich in dem Gebiete der Banda Oriental, so wie in Corrientes und Entrerios ein bedeutendes Ansehen erlangte, und endlich die Erhebung von Rosas auf die Stufe von Macht, welche er jetzt seit vierzehn Jahren bekleidet. Während des Krieges hatte man, wie oben erwähnt, zu den gebildeten Unitariern wieder seine Zuflucht nehmen müssen, und sie hatten für kurze Zeit das Uebergewicht erlangt, wiewohl ohne sich lange behaupten zu können, denn bald wurde Dorrego, ein Geschöpf des bereits im Innern mächtig gewordenen Gaucho Rosas, zum Director erwählt. Als aber Lavalle siegreich aus dem brasilianischen Kriege zurückkehrte, glaubte er die Zeit gekommen, die Herrschaft der Unitarier wieder herzustellen, griff mit den ihm ergebenen Truppen Dorrego an, der sich zu Rosas flüchtete, schlug auch diesen, nahm Dorrego gefangen und ließ ihn ohne weiteres erschießen. Diese blutige That, welche mit den frühern, großentheils ohne oder mit wenig Blutvergießen bewerkstelligten Revolutionen so sehr im Widerspruche stand, führte Lavalle zum Fall; nach kurzem mußte er seinem Gegner das Feld räumen, und seit 1829 steht nun Don Manuel Rosas an der Spitze des argentinischen Staats. Die Gauchoherrschaft, wenn auch durch die Sicherheit, welche sie gegen die Einfälle der Indianerstämme gewährt, dem frühern Zustand entschieden vorzuziehen, ist doch hart, man regiert mit dem Fanatismus der großen Masse gegen die gebildeten Classen, und dieser Zustand der Dinge, welcher sich unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nur mit Gewalt aufrecht erhalten läßt, führte zu zahlreichen Einkerkerungen und Ermordungen. Bis jetzt hat unter dem kraftvollen Rosas, der, nebenbei bemerkt, sich auch ein ungeheures Landvermögen gesammelt hat, keine Reaction sich Bahn brechen können, aber, wie zu erwarten, ist unter den Gauchohäuptlingen Uneinigkeit ausgebrochen. Die Veranlassung des ersten föderalistischen Ausbruchs, nämlich die Verletzung der Localaristokratie ist nun, wenn auch in anderer Form, von Rosas ausgegangen, Männer wie Lopez, ehemaliger Gouverneur von Santa Fé, Fructuoso Ribera u. s. w. wurden seine entschiedenen Feinde, und allmählich zieht sich wiederum ein Netz von Mißvergnügten um die Hauptstadt her, in welcher Rosas befehligt.

(Fortsetzung folgt.)

Markisen-Inseln.

3. Religion und Cultus.

(Schluß.)

Einen der auffallendsten Charakterzüge der Nuka-Hiwler bildet die Furcht vor Hexerei und Zauberei; eine Classe von Individuen, Natikahus genannt, besitzt das Vermögen, den schauerlichen Kahu über ihre Feinde zu verhängen. Diese Zauberei besteht darin, daß man in ein Blatt Speichel, Haare und selbst Excremente eines Menschen einwickelt, hierauf steckt man das Blatt in einen Sack, der mit vielen Knoten geschlossen ist, und legt ihn unter mancherlei Ceremonien unter die Erde. Wer also verhext ist, stirbt allmählich in einer zwanzig Tage dauernden Krankheit ab. Das einzige Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, besteht darin, den Ort aufzusuchen, wo das Blatt begraben liegt und es herauszunehmen, denn dann hört der Zauber sogleich auf: das kleinste Unwohlseyn, alle Krankheiten, selbst die Blindheit, werden dem Kahu zugeschrieben, und man sieht nicht selten Menschen, die mit der größten Unruhe überall den Zauber aufsuchen, der sie tödten muß. Die Nuka-Hiwler sind zwar frei von den zahlreichen Krankheiten, welche im Gefolge der Civilisation einkehren, doch setzt sie die Art und Weise ihrer Lebensweise gefährlichen Krankheiten aus. Auf dem feuchten Boden schlafend, von dem sie nur durch eine Strohmatte getrennt sind, be-

Digitized by Google

kommen ſie leicht Halsentzündungen und Leberkrankheiten; außerdem ſind ſie gern Rheumatismen und der Waſſerſucht ausgeſetzt. Doch iſt auf keiner Inſel der Geſundheitszuſtand der Bewohner beſſer, als in Nuka-Hiva. Iſt eine Perſon ſchwer erkrankt, ſo legt ſie ſich zu Bette und zeigt ſchreibar viel Ruhe, ihre Verwandten verpflegen ſie, und nimmt das Uebel zu, ſo beſchäftigen ſie ſich offen mit den letzten Zubereitungen. Der Kranke ſieht, wie eine Art von Sarg gezimmert wird, der ihn aufnehmen ſoll, und dieſe Zurüſtung, die ihm alle Hoffnung benehmen ſollte, bekümmert ihn nur wenig; im Gegentheil findet er darin nur ein Zeichen der treuen Liebe der Seinigen, welche ihm alle möglichen Ehrenbezeugungen zukommen laſſen wollen. Beim Herannahen des Todes dringen die Frauen ſchaarenweiſe in das Haus, während die Tanas auf jede Weiſe bemüht ſind, den Tod abzuwenden. Die Frauen, weiß gekleidet, beſtreichen ſich bei dieſer Veranlaſſung nicht mit Kokosöl und Papafaſt, wie es ſonſt ihre Gewohnheit mit ſich bringt. Flintenſchüſſe ertönen, durchdringende Töne ſtoßen ſie aus und ununterbrochenes Jammergeſchrei; ein gewiſſer Accord wird in dieſen Ausdrücken des Schmerzes beobachtet, und ſie endigen die Beere, welche ihren Recitativen folgen, mit tactmäßigem Geſchrei und Seufzen, das ihre Stimme erſtickt. Zuweilen ſpringen ſie um den Leichnam herum und verwunden ſich mit ſpitzen Steinen oder Haifiſchzähnen. Hat der Tod ſeine Arbeit vollendet, ſo wird der Leichnam ſorgfältig gewaſchen, man legt ihn auf ein Bett, das aus Lanzen und Heimen gebildet iſt, über welche eine Matte gelegt wird, und ein kleines Haus wird zu dieſem Zweck neben dem Haus des Verſtorbenen gebaut. Der Leichnam wird mit einem Tuche zugedeckt, welches nie zu irgend einem Gebrauch angewandt wurde, und während mehrerer Tage ſetzen die Prieſter ihre Trauergeſänge fort, während die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen ſeinen Leichnam bewachen und ihn ununterbrochen mit Kokosöl einreiben; während dieſes Zwiſchenraumes bereitet man ein Feſt und eine Mahlzeit im Verhältniß zu dem Reichthum der Familie. So lange dieſe Zubereitungen dauern, gehen einige Männer von Hütte zu Hütte, um die Häupter und Vornehmen einzuladen, an dem Feſte Theil zu nehmen; ſie richten an ſie die Worte: tuki, d. h. Ihr ſeyd eingeladen. Ihre Tracht beſteht aus einem weißen Kleide, einem weißen Tuchan, auf dem Haupte tragen ſie ein Paradiesfrigenblatt, welches in der Form einer Mütze gekrümmt iſt, außerdem haben ſie einen Fächer und einen langen Stab, an welchem ſieben Bänder herabhängen, die unten durch einen Knoten zuſammengebunden ſind. Die alſo Eingeladenen verſammeln ſich in einer benachbarten Hütte, die zu dieſen Ceremonien beſtimmt iſt, während die Frauen im Freien ſich im ſchönſten Putz aufſtellen. Während der Zeit, welche vom Augenblick des Todes bis zum Ende der Trauergeſänge der Prieſter verſtreicht, faſtet dieſe ganze Verſammlung und kein Feuer wird in der Nachbarſchaft angezündet. Sind die religiöſen Ceremonien beendigt, ſo wird die Mahlzeit aufgetragen und die Schweine werden aus dem Ofen gezogen, wo man ſie kochte. Das Haupt der Familie des Verſtorbenen ſchneidet dieſe Thiere auf mit einem ſpitzen Holzmeſſer; der Kopf gehört von Rechtswegen dem oberſten Prieſter, die übrigen Portionen werden unter den Häuptlingen vertheilt, welche dann wiederum ihren Freunden davon mittheilen. Das Eſſen dauert bis zum Ende des dritten Tages. Doch alle dieſe Ceremonien finden nur ſtatt bei den Häuptern des Stammes, denn die niedern Claſſen haben nicht Lebensmittel genug, um ein ſolches Feſt zu bereiten. Sie werden ganz einfach begraben, während die Häuptlinge das Privilegium haben, in eine Bahre gelegt zu werden, welche den ganzen Leichnam aufnimmt, mit Ausnahme von 200 Haarlocken, welche ſorgſam aufbewahrt werden. Nach Verfluß einiger Zeit, in der Regel nach Jahresfriſt, hat ein zweites Feſt ſtatt: die Gebeine des Verſtorbenen werden ſorgfältig eingewickelt; die Zeit hat das Fleiſch weggenommen und die Bahre enthält nur noch ein leeres Skelett. Nach den genauſten Berichten verlangt der Tod jedes bedeutenden Häuptlings Menſchenopfer; die Geopferten heißen Heana und werden unter den benachbarten Stämmen geſucht. Am Tage des Todes ihres Häuptlings ziehen die Krieger aus auf das Land; mehr dem, der ihnen begegnet; er wird gewaltſam zum Opferplatz geführt. Die Antropophagie ſcheint ſich bedeutend auf dieſen Inſeln vermindert zu haben; doch ſah man vor noch nicht langer Zeit in Taiohae die Ueberreſte eines Menſchen, einer Frau und eines Kindes, welche dem König von Taio als Speiſe gedient hatten. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe ſchauerlichen Mahlzeiten nur ſtatt haben, wenn die Götter Opfer verlangen, und daß in dieſem Fall die Krieger ihre Gefangenen verzehren. Doch ſind die Frauen von dieſer Mahlzeit ausgeſchloſſen. So wenig übrigens dieſe Grauſamkeit ſich rechtfertigen läßt, ſo läßt ſie ſich doch entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß die Rache der Hauptgrund dieſer unnatürlichen Sitte iſt; jede Familie zählt ein Glied, das unter der Hand des Feindes fiel, und es iſt nur Vergeltungsrecht, das ſie anwendet. Dieſem Menſchenraube verdanken die häufigen Befehdungen der Stämme untereinander ihre Entſtehung. Bei dem Tode eines Häuptlinge fallen ſeine Banden in den benachbarten Bezirk ein, überraſchen ſie und verheeren, verderben alles; Repreſſalien folgen ihren Einfällen, und die Feindſeligkeiten beginnen, um nie ein Ende zu nehmen. Die Beſitznahme einzelner Ländereien und der eroberungsluſtige Geiſt einzelner Stämme ſind noch neue Veranlaſſungen dieſer fortwährenden Kriege. Außer dieſen blutigen Feſten zählen dieſe Inſeln noch eine große Anzahl freudiger und trauriger Feſte, die doch insgeſammt ein religiöſes Gepräge tragen. Mehrere dieſer Feſte ſind auf beſtimmte Jahrestage feſtgeſetzt, andere ſind zufälliger Art. Zu der letztern Gattung gehören die Koika-ika, die Fiſchfeſte, welche ſich häufig wiederholen; mehr national iſt das jährliche Herbſtfeſt. Die religiöſen Familienfeſte beſchränken ſich ausſchließlich auf die Zeit der Geburt und des Todes, denn auch die Ehe erhält bei dieſen Inſulanern nicht die mindeſte religiöſe Weihe. Sobald ein Kind geboren iſt, wird es ſammt ſeiner Mutter unter ein ſtrenges Tapugeſetz geſtellt, es wird mit der Mutter in eine kleine, heilige, zu dieſem Zweck ausdrücklich erbaute Hütte auf mehrere Wochen und ſelbſt Monate eingeſchloſſen, und die Familie ſelbſt hat nicht den Zutritt, ohne eine Maſſe abergläubiſcher Ceremonien zu beobachten.

Ueber den Einfluß, welchen die proteſtantiſchen und katholiſchen Miſſionäre auf dieſer Inſelgruppe ausübten, läßt ſich noch wenig Einzelnes ſagen; der Boden ſcheint für das Chriſtenthum nicht ungünſtig zu ſeyn; mögen die Streitigkeiten der beiden Confeſſionen nicht das größte Hinderniß zur Einführung eines beſſeren Cultus werden!

(Fortſetzung folgt.)

Foſſile Giraffe. In der Sitzung der franzöſiſchen Academie am 3 Junius legte He. Duvernoy einen foſſilen Unterkinnbacken einer Wiederkäuer vor, den man zu Iſſondun (im Indre-Departement) aufgefunden hatte, und das ſeiner Anſicht nach zu einer Giraffenart, verſchieden von der, die ſich jetzt in Centralafrika aufhält, gehört haben muß. Er ſchlug vor dieſem foſſilen Thiere den Namen Giraffe von Iſſondun (Camelopardalis Biturigum) zu geben (Courr. franç. 5 Jun.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Fontainebleau.

Das Schloß von Fontainebleau liegt in der Tiefe, und nimmt sich auf den ersten Blick nicht gar vortheilhaft aus. Es gleicht einer Encyklopädie der Architectur. Sebastian Serlo von Bologna hat den Schloßhof von Fontainebleau entworfen und gebaut. Der Hof des weißen Pferdes verdankt seinen Namen dem von Catharina von Medicis darin aufgestellt gewesenen Gypsmodell des Pferdes von Marc Aurel auf dem Capitol. Eine italienische Prinzessin besitzt doch immer Liebe zu den schönen Künsten! Die berühmte Florentinerin wird als ein überaus schönes Weib geschildert, begabt mit den gefährlichsten Vorzügen des Leibes und des Geistes. Die alten Chronisten können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchse, von dem anmuthsvollen Antlitz, dem vollen weißen Halse. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und Niemand habe dann vermocht wo anders hinzusehen, als auf diese prächtige Büste, auf dieß weißglanzende Fleisch, auf diese pralle Haut. Catharina gehörte zu jenen classischen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit fest erhalten wird durch eine fehlerlose, feste Gesundheit; sie blieb eine schöne Frau bis ins hohe Alter, noch im Lehnstuhle auf dem Schlosse von Blois, wo sie, 71 Jahre alt, den Tod erwartete, bewunderte man ihre schönen Hände. In ihrer Blüthezeit war sie voll und reich wie ein Götterbild. Ein gewisser Henri Estienne hatte ein schneidendes Pamphlet gegen sie geschrieben, sie ließ sich's vorlesen und lachte aus vollem Halse: hätten sie mich gefragt die guten Leute, rief sie lachend, ich hätte ihnen noch viel bessere Dinge mitgetheilt!

In Frankreich war man schon in der spätern Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts der Aufnahme italienischer Kunstformen geneigt gewesen, wie dieß vornehmlich die französischen Miniaturmalereien jener Zeit erweisen. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erscheinen die letztern, namentlich die Arbeiten von Godefroy, in verwandter Richtung mit der ausgebildeten, italienischen Kunst, und sogar bereits in dem Streben nach eigenthümlicher Eleganz und einer gewissen gesuchten Grazie. Dieß Streben bildet den charakteristischen Grundzug in der weiteren Entwicklung der französischen Kunst. Wesentlich wurde dieselbe gefördert durch die großen Unternehmungen, welche König Franz I und sein Nachfolger Heinrich II veranlaßten, und durch die große Schaar der italienischen Künstler, welche von diesen Fürsten ins Land gerufen wurde; unter den letztern mögen hier, als vorzüglich einflußreich, die Maler Rossi, Primaticcio und Nicolo dell' Abbate so wie der Bildhauer Benvenuto Cellini hervorgehoben werden. Die Sinnesweise dieser Künstler stimmte sehr wohl mit jener Rüstung des französischen Geschmackes überein, so daß dieselben nunmehr, obwohl in einer ziemlich manierirten Weise zur vollen Entfaltung kommen mußte. Verschiedene französische Künstler schlossen sich den Italienern an. Da die artistischen Decorationen des Schlosses Fontainebleau den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen dieser Zeit ausmachten, so begreift man den gesammten Kreis der Künstler, welche damals in Frankreich thätig waren, gewöhnlich unter dem Namen der Schule von Fontainebleau. Ihre Blüthe gehört der Mitte und der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an. Jean Goujon, der ausgezeichnete Bildhauer, lebte um dieselbe Zeit, innig befreundet den großen Italiern, wie achtbaren heimischen Künstlern. Im Pariser Museum erblickt man verschiedene Arbeiten von ihm, an welchen die edle Anordnung, die verständige Ausführung gerühmt werden muß. Auch schreibt man ihm das prächtige Grabmal in der Kathedrale von Rouen zu, welches Diana von Poitiers ihrem Gemahl setzen ließ.

Ehe man nach Fontainebleau kommt, gibt es nur eine Stelle, wo die Gegend werth ist angesehen zu werden, und zwar da, wo man plötzlich zweihundert Fuß unterhalb der Landstraße die Seine erblickt. Das Thal liegt links derselben und wird von einem waldigen Hügel verschönert. Aber es gibt da keine zweihundertjährigen ehrwürdigen Ulmen wie in England; dieser Mangel raubt dem Eindruck, den die französischen Landschaften machen, alle Tiefe. Sobald ein französischer Bauer einen großen Baum sieht, denkt er nur daran, ihn für 6 Louisd'or zu verkaufen.

Digitized by Google

Die Laplataſtaaten.

(Fortſetzung.)

Nach der Unabhängigkeitserklärung der Banda Oriental wurde General Rondeau, welcher im Kriege mit Braſilien eine Zeitlang commandirt hatte, auch temporär zweimal in Buenos Ayres an die Spitze der Geſchäfte geſtellt worden war, Präſident des neuen Staats, der im Frieden raſch aufblühte und deſſen Bevölkerung von 60 bis 70,000, auf welche Zahl man ſie im Jahre 1825 berechnet hatte,*) raſch bis auf 170,000 ſtieg. Dieſe Zunahme trat hauptſächlich in der Stadt Montevideo ſelbſt ein, weil hier der Handel plötzlich in Aufnahme kam, ſo daß die Bevölkerung, welche in den frühern Schriften auf 10 bis 12,000 angegeben wird, jetzt an 36,000 betragen ſoll. Die Einwanderung kam, wie oben erwähnt, hauptſächlich dieſer Stadt zu Gute. Im Jahre 1835 wurde General Oribe an Rondeau's Stelle zum Präſidenten erwählt, aber ſchon hatte ſich Fructuoſa Rivera einen ſolchen Anhang im Lande gemacht, daß er im Jahre 1836 den Präſidenten zu verdrängen ſuchte, was aber mißlang, vielleicht hauptſächlich wegen ſeiner Verbindung mit dem Unitarier Lavalle, deſſen Name unter den Gauchos wegen der Ermordung Dorrego's äußerſt verhaßt war. Nun trat aber die franzöſiſche Expedition ein, deren letzte Abſicht die Feſtſetzung der Franzoſen an irgend einem Punkte der Laplataprovinzen geweſen zu ſeyn ſcheint.**) Um ſich eine Partei zu machen, verbanden ſie ſich mit Rivera; Oribe ward verjagt, und nun ſollte mit Hülfe des Reſtes der Unitarier, Lavalle an der Spitze, und der verſchiedenen bereits gegen Roſas ſchwierigen Provinzen, letzterer verdrängt werden. Dieß gelang nicht; die Franzoſen mußten, durch die Engländer gezwungen, ihren Plan aufgeben, die Unitarier wurden gänzlich geſchlagen, Lavalle ſelbſt, welcher in der Richtung von Peru zu entfliehen ſuchte, erſchoſſen, und nun wandte ſich Roſas gegen ſeine eigentlichen Feinde, die Gauchohäuptlinge: Lopez von Santa Fé, oben ſchon als ehemaliges Haupt der Föderaliſten erwähnt, ward verjagt, ebenſo Don Pedro Ferré aus Corrientes, deſſen Aufſtand Roſas ſchon im J. 1839 blutig erſtickt hatte. Von Corrientes und Entreríos, wo Echague, der von Roſas ernannte, aber, wie es ſcheint, nichts weniger als beliebter Gouverneur, ſich wieder feſtgeſetzt hatte, ging es im Anfang dieſes Jahres auf das Gebiet der Banda Oriental, unter Anführung Oribe's, der mit Hülfe von Roſas ſich wieder auf den Präſidentenſtuhl ſetzen wollte, von welchem ihn Rivera im Jahre 1838 mit Hülfe der Franzoſen verdrängt hatte. Im Februar dieſes Jahres ward Rivera auf dem Gebiete der Banda Oriental geſchlagen, und jetzt ſteht Oribe vor Montevideo, während ſich Rivera etwas nördlich gezogen hat, theils um Oribe zwiſchen der Stadt und ſeinen Truppen einzuengen, theils um ſeinen Verbündeten im Norden näher zu ſeyn.***) Dieſe Verbündeten ſind einerſeits der alte Lopez und Don Pedro Ferre, die nach der Niederlage in Entreríos ſich nach Rio Grande do Sul zurückzogen, andererſeits Bruto Gonſalvez, Haupt der Inſurgenten in Rio Grande, welcher im vorigen October mit Rivera eine Zuſammenkunft zu Payſandu hatte, und dort von ihm als das unabhängige Haupt des von ihm beherrſchten Landes behandelt wurde. Damals machte der braſilianiſche Geſandte in Montevideo ſehr ernſtliche Vorſtellungen dagegen, und Braſilien trat in Verbindung mit Roſas, um die zwiſchen beiden aufkeimende Gauchomacht niederzuhalten; ſeit aber die Truppen von Buenos Ayres ſolche Fortſchritte in Entreríos und in der Banda Oriental ſelbſt machten, daß vielleicht Rivera ganz fällt, ſind die Verbindungen zwiſchen Braſilien und Roſas wieder lockerer geworden. Auf der andern Seite haben England und Frankreich wiederholt ihre Vermittlung in dem Streit zwiſchen Rivera und Roſas angeboten, dieſe iſt aber immer zurückgewieſen worden. Der Grund läßt ſich errathen. Roſas, der beiläufig geſagt mit Gedanken von lebenslänglicher, einige wollen ſogar behaupten erblicher Gewalt umgeht, muß ſeinen Sieg jetzt aufs Aeußerſte verfolgen; er hat in Entreríos, in Corrientes und Santa Fé ſehr bedeutende Parteien gegen ſich, die, wenn Rivera's Macht ſich befeſtigt, unfehlbar wieder das Uebergewicht erlangen, und ſeine weiter im Weſten allmählich ſehr unbeliebt gewordene Herrſchaft bedrohen. Er muß alſo der Herrſchaft Rivera's ein Ende zu machen ſuchen, oder er bereitet das Ende ſeiner eigenen vor. Mehrere Nachrichten haben von Drohungen Englands und Frankreichs und von gewaltſamem Einſchreiten geſprochen; dieß hat ſich indeß nicht bewährt, aber unbezweifelt iſt, wie wir ſchon Eingangs erwähnt haben, daß man Montevideo unter der Hand Vorſchub leiſtet, und eine Blokade dieſer Stadt durch die buenos-ayriſche Flottille nicht leicht geſtatten wird. Ohne den Beſitz Montevideo's iſt aber Roſas nie Herr in der Provinz, weil Rivera mit den Gauchos allzu eng verbunden iſt, als daß Roſas dieſe für ſich gewinnen könnte. Sind die hier entwickelten Anſichten richtig, ſo nähert ſich die Herrſchaft von Roſas trotz ſeiner Siege ihrem Fall.

Allerdings kann nur fremder Einfluß die Sache Rivera's halten, denn obgleich dieſer letztere vielleicht mehr Schlauheit und Geiſt beſitzt als Roſas, ſo ſteht er dieſem doch an Energie des Charakters bedeutend nach, und verfällt, wenn auch einzelner großer Anſtrengungen fähig, leicht in Trägheit. Dagegen hat er die fremden Kaufleute, welche das harte Regiment von Roſas in Buenos Ayres drückt, für ſich, und obwohl ſeine Verſchwendung der Staatsgelder bekannt iſt, ſo haben ihm die Kaufleute doch zu dieſem Kriege 700,000 Peſos vorgeſchoſſen. Ueberhaupt herrſcht zu Montevideo gegenwärtig große Freiheit der Bewegung ſelbſt in der Preſſe, und die verbannten Buenos-Ayrier können hier einigermaßen ſich in der Literatur ergehen, was allen Nachrichten zufolge unter der Herrſchaft von Roſas

*) Siehe das oben erwähnte ſtatiſtiſche Werk.

**) Siehe die Franzoſen in Laplata. Ausland 1841. Nr. 54 ff.

***) In welcher Weiſe der Krieg geführt wird, kann man aus folgender Nachricht erſehen, die, wenn auch vielleicht nicht in vollem Umfange wahr, doch gewiß nicht ganz von Wahrheit entblößt iſt. Als die Streitmacht der Orientaliſten am 6 December 1842 zu Arroyo Grande in Entreríos geſchlagen worden war, ſollen alle gefangenen Officiere erſchoſſen, und 37 Fremde, die in der Infanterie dienten, enthauptet worden ſeyn.

Digitized by Google

nicht der Fall ist. Die furchtbaren Reactionen, zu welchen Lavalle eines der ersten Beispiele gab, *) und die Rosas auf eine furchtbare Weise ausdehnte, haben den sonst offenen, aufrichtigen Charakter der Porteños sehr verändert: Mißtrauen herrscht selbst in den engsten Kreisen, und alle diejenigen, die nicht gerade in engem Verband mit der Regierung stehen, wagen kaum einander zu besuchen. Die Höherstehenden und Vermöglichern haben meist Buenos Ayres verlassen, wenn sie nicht als Opfer fielen; von denen, die früher eine Rolle im Lande spielten, sind nur sehr wenige in der Stadt zurückgeblieben, alle benachbarten Länder, Brasilien, die Banda Oriental, Bolivia und Chili sind voll von flüchtigen Argentinern aller Parteien.

Buenos Ayres büßt seinen Leichtsinn schwer: alle politischen Täuschungen sind rein verschwunden, und man ist auf die nackte Wirklichkeit zurück gebracht, daß ein Mann von eisernem Willen die Ruhe aufrecht erhält: eine solche Herrschaft mochte nach dem bodenlosen Leichtsinn, mit dem man jeden Augenblick die Regierungen, welche freilich wenig Werth hatten, umstieß, allerdings nöthig seyn, allein die Herrschaft wird von einem zu rohen Manne geführt, als daß sie wirklich wohlthätig wirken könnte. Was man jetzt noch Föderalisten und Unitarier nennt, hat keinen Sinn mehr, denn die Unitarier sind nur noch die Feinde von Rosas, und diese bestehen aus den Ueberresten aller frühern Parteien ohne Unterschied; von Grundsätzen ist nicht mehr die Rede, es handelt sich nur noch um einzelne Personen und individuelle Interessen, und der Vorwurf ist nicht ungegründet, daß Rosas und die Seinigen überhaupt einen Widerwillen gegen europäische Civilisation hegen, und gegen alles eifern, was die Verbindungen mit Europa zu fördern strebt. Ob aber die Gegner von Rosas nicht wieder, wenn sie ans Ruder kämen, ihre Gewalt mißbrauchen würden, das ist freilich eine andere Frage, die sich nicht leicht beantworten läßt; indeß scheint die Gauchomacht und die Localaristokratie durch ein jetzt zwanzigjähriges Uebergewicht im Innern zu sehr befestigt, als daß man noch einmal von Buenos Ayres aus versuchen könnte, alles beherrschen zu wollen.

(Schluß folgt.)

*) Es fehlen allerdings grausame Scenen aus den ersten Jahren des Unabhängigkeitskampfes nicht, allein in Buenos Ayres selbst, wo die Regierungen wie die Marionetten wechselten, sah man einige der gewaltsamsten Revolutionen ohne Blutvergießen abgehen, und die gestürzten Häupter konnten sich selbst nach einiger Zeit wieder zeigen.

Markisen-Inseln.

(Fortsetzung.)

4. Sprache der Markisen.

Man stellte schon die Behauptung auf, daß die Entartung einer Sprache mit dem Verfall des Volks, das sie spreche, in engem Zusammenhang stehe; hienach ließe sich behaupten, daß die Markisen in einzelnen von Fremden häufiger besuchten Gegenden nicht mehr das sind, was sie waren. Und diese Bemerkung findet noch weit mehr ihre Bestätigung in Beziehung auf andere Inseln des Oceans, namentlich auf Tahiti und Sandwich. Auf diesen verschiedenen Punkten, besonders an den Landungsplätzen, hat sich bereits ein gewisser Dialekt gebildet, der keiner Sprache recht angehört. Es ist dieses eine Vermengung von englischen, spanischen, tahitischen, sandwich'schen, markisischen Wörtern, die eine viel härtere Sprache bildet, als die an sich so schöne reine Sprache. Die Fremden zogen es vor, ihre Sprache mit der Nationalsprache zu vermengen, als diese zu erlernen, daher diese traurige Vermengung. Vor allem ist es häßlich, aus dem Munde dieser armen Völker bereits englische und spanische Flüche zu hören. Vergessen wir jetzt diesen Jargon und beschäftigen uns nur mit der ursprünglichen Sprache der Oceanier. Die ganze östliche Seite von Polynesien und noch einzelne benachbarte Inseln, wie Wallis, haben gewiß dieselbe Muttersprache, die sich bloß in verschiedene Dialekte zerlegte; so lieben die Bewohner von Tahiti und Sandwich die Schleifungen und Dehnungen in ihrer Sprache; andere dagegen, wie unsere Markisen, ziehen die harten Laute und Kehlenbuchstaben vor. Wenn daher gleich ihre Sprache keine Consonanten am Ende der Worte zuläßt, und selbst nicht einmal zwei Consonanten hintereinander, so fanden sie doch Mittel, ihrer Sprache einen männlichen, harten und kriegerischen Charakter zu geben. Deßwegen betonen sie namentlich die Buchstaben t und k sehr hart, und verwandeln selbst letztern Buchstaben zuweilen in den Nasenlaut ng. So wußten sie sich ein sehr stark accentuirtes Sprachidiom zu bilden, das vollkommen ihren entschiedenen und bestimmten Charakter wiedergibt. Doch hat die Sprache wieder manches Milde und Sonore, da zwei Drittel derselben die Vocale einnehmen. Wirklich kann sich kein Wort mit einem Consonanten endigen, kein Oceanier wußte es so auszusprechen. Daraum hängen sie auch nach Belieben an jedes fremde Wort ihre Vocalendung an, wie sie z. B. den Namen Gallimard in Kimaea umsetzten.

Was ihre Syntaxe betrifft, so hat sie gar keine Verwandtschaft mit unserer europäischen Sprache; sie haben nur kurze, abgerissene Phrasen ohne Verbindungen durch Conjunctionen, so daß sie hierin mit dem Hebräischen einige Aehnlichkeit hat. Geben wir denn nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen einige Beispiele. Die Sprache der Markisen hat zwar unsere fünf Vocale vollständig, aber nur folgende zehn Consonanten: F, G, H, K, M, N, P, R, T, V; es fehlen ihnen somit alle Variationen der ursprünglichen Consonanten. Ebenso finden sich die Diphthongen nur äußerst selten. Was die Aussprache betrifft, so sind zwei verschiedene Charaktere zu unterscheiden auf den beiden Gruppen des Archipels. Auf der Insel Nuka-Hiva hat der Dialekt mehr Aspiration, mehr Härten und Kehllaute, wie vielleicht auch der sittliche Charakter kräftiger, stärker und entschiedener ist. Auf der Insel Santa Christina ist der Dialekt ein wenig weicher und fließender; man setzt an die Stelle des H das P, an die Stelle des K das N. Schon diese wenigen Bemerkungen genügen, um zu erhärten, daß die Markisen die Feinheit des Ohres nicht vernachlässigen, und selbst die Harmonie; dieselbe Bemerkung läßt sich aber auf die verschiedenen Dialekte des östlichen Oceaniens anwenden.

Die meisten Wörter lassen sich als Haupt-, Eigenschafts-, Zeit- und Dingwörter zugleich anwenden, wodurch die an sich arme Sprache einen gewissen Reichthum erhält. Der bestimmte Artikel ist te, der in beiden Geschlechtern, in der Einheit und Mehrzahl vor das Hauptwort

Digitized by Google

geſetzt wird. Z. B. te ao, die Welt, te tau tekao, die Worte, te enata, der Menſch, te tau vehine, die Frauen, te ite oder kite, das Sehen. In der Mehrzahl wird gewöhnlich zwiſchen den Artikel und das Hauptwort die Partikel tau eingeſchaltet. Für den unbeſtimmten Artikel haben ſie die Worte na, nu oder o, z. B. o ken, ein Stein, a kai, Nahrung. Das Zeitwort wird durch Vorſetzung des Artikels zum Hauptwort, doch hängt man zuweilen noch den Endungen na, tina, tia, ka, aka an; z. B. moe, der Schlaf, moena oder moeka, Lagerſtätte. Es findet ſich in dieſer Sprache keine Unterſcheidung der Geſchlechter und der Fälle, aber man bedient ſich der Präpoſitionen und des Artikels te. Z. B.

te motua, der Vater, o te motua, des Vaters, i te motua, dem Vater, te motua, den Vater, motua, Vater! o te motua, von dem Vater.

Die Eigennamen erhalten den Artikel nicht; die Bezeichnung des dritten Falls iſt für ſie verſchieden; er wird durch ia ausgedrückt.

Die Markiſen kennen nur das Decimalſyſtem, da ſie an den Händen abzählen, daher bezeichnet daſſelbe Wort iima Hand und die Zahl Fünf. Die Cardinal- und Ordinalzahlen ſind die gleichen, und gemeinhin wird ihnen die Partikel a oder e vorgeſetzt; z. B.

a oder e tahi 1, a ua 2, a tu 3, a ha oder fa 4, a iima 5, e ono 6, a hitu 7, a vau 8, a iva 9, e onohuu 10.

Die Relativa fehlen gänzlich. Was die Mehrzahl betrifft, ſo haben dieſe Inſelbewohner, wie die Griechen, einen Dualis; ſo heißt „wir,“ falls die Perſon, zu der man redet, mit eingeſchloſſen iſt, matou, im andern Fall tatou, „wir beiden“ maus. Für die demonſtrativen Pronomia bedienen ſie ſich des Artikels te mit den Partikeln nei und na, von denen erſtere das Nähere, letztere das Entferntere bezeichnet; ſo heißt dieſer tenei, jener tena. Dieſes nei und na wird, wie im Hebräiſchen, an die Hauptwörter zuweilen angehängt, z. B. dieſer König, hakaiki-nei, dieſe Königin, atepeïu-na. Die Relativa werden durch andere Satzſtellungen überflüſſig gemacht; wollte ich z. B. den Satz ausdrücken: „Ich liebe Gott, der den Himmel und uns gemacht hat,“ ſo müßte ich ſagen: Ich liebe Gott, er hat gemacht den Himmel, er hat gemacht uns ſelbſt.

Wie das Hauptwort, hat auch das Eigenſchaftswort weder Geſchlecht noch Zahl und iſt unveränderlich, es wird immer nach dem Hauptwort geſetzt, zu dem es gehört, z. B. Atua meitai, gutes Gott, na enana meitai, gute Menſchen. Die Vergleichungsfälle fehlen ebenfalls und müſſen umſchrieben werden. Statt zu ſagen: „Petrus iſt größer als Johannes,“ ſagen ſie: „Petrus iſt groß. Johannes klein.“ Um die höchſte Steigerung auszudrücken, wiederholt man das Wort zweimal, z. B. poto, kurz, popoto, zu kurz, oini tiku, morgen früh, oioi tikatika, morgen in aller Frühe.

Die Hülfszeitwörter fehlen in der Oceansſprache gänzlich; man ſetzt einfach vor oder hinter den Wurzelſtamm einige Buchſtaben, um die drei Hauptzeiten auszudrücken. Für die Gegenwart gibt es keine andere Bezeichnung, als den Vocal a, welcher vor den Stamm geſetzt, und nei, das angehängt wird. Z. B. a kite nei au, ich ſehe, a kite nei oe, du ſiehſt, a kite nei ia, er ſieht u. ſ. w. Die vergangene Zeit wird durch die Vorſetzſylbe i, u oder ua ausgedrückt, z. B. ua kite au, ich habe geſehen. Die künftige Zeit, wie der Imperativ nimmt den Vocal a vor dem Stamm, z. B. a kite oe, ſehe oder du wirſt ſehen.

Was die Adverbien betrifft, ſo müſſen an ihre Spitze die eine der Richtung geſtellt werden, welche ſich in allen oceaniſchen Sprachen wieder finden; ſie ſind mai und atu, um ein allgemeines Verhältniß, mai um eine Annäherung, atu um eine Entfernung zu bezeichnen; z. B. kave, bringen, kave-mai, herbeibringen, kave-atu, wegbringen; ferner ae und iho, von denen erſteres die Richtung von unten nach oben, letzteres die von oben nach unten ausdrückt. Was die Adverbien des Orts betrifft, ſo können die Oceanier zwar wohl die vier Weltgegenden, aber ſie ſind für ſie nicht die Hauptbezeichnungen; hiezu iſt ihnen die Lage jeder Inſel behülflich; das Meeresufer und die Berge, dann rechts und links ſind immer die Hauptkennzeichen, um die Richtung auszudrücken, z. B. i tai, kapai, dem Meere zu, i uta, dem Gebirge zu, i ko, kako, rechts, i ko, e hiva, links. Für die Adverbien der Zeit ſind ſie ſehr genau; ſo beſtimmt ſich die Ueberſetzung des Wortes „heute“ nach den verſchiedenen Tageszeiten; heute, wenn ein Theil des Tages ſchon verſtrichen iſt, heißt kapo; heute für die noch übrigen Stunden, i tu anei, ia nei; jetzt, avanei, kuponei; jetzt, wenn es das erſtemal iſt, atahi nei.

Die Präpoſitionen verändern ihre Bedeutung, je nachdem ſie vor einer Perſon oder Sache ſtehen, ſo genau und beſtimmt iſt dieſe Sprache. Conjunctionen kennt dieſe in ihrem Satzbau ſo einfache Sprache faſt gar nicht; nur zwei oder drei ſind zu nennen; z. B. te ani me te henua, Himmel und Erde. Bei langen Aufzählungen hört man zuweilen mei; ni heißt wirklich, in Wahrheit, oi aus Furcht vor. Um ſo reicher iſt dieſe lebhafte Sprache an Interjectionen und Frageſätzen. Statt einfach zu antworten: „nein,“ ſagen ſie: caua le koe? warum ſollte es nicht ſeyn? Ihre Fragen ſind, wie ihre ganze Ausdrucksweiſe, von Ellipſen angefüllt, welche ihrer Sprache viel Grazie geben. Z. B. ſtatt zu ſagen: „Warum beeilen ſich dieſe Leute ſo?“ ſagen ſie: „Sich bemühen, zu welchem Zweck?“ Kokoo i te uha? Ebenfalls gehört es zur Eleganz ihrer Sprache, das Hauptwort des Frageſatzes an das Ende zu ſetzen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein Paar elektromagnetiſcher Signaltelegraphen für die Eiſenbahn von Aachen, nach dem Plane Profeſſor Wheatſtone's entworfen, wurden in der Verſammlung der Civilingenieure zu London am 30 Mai ausgeſtellt. Dieſer Telegraph iſt nur auf eine beſchränkte Anzahl von Signalen berechnet. Die auf dem Zifferblatt bezeichneten Buchſtaben M. S. T. B. u. ſ. w. ſind die Anfangsbuchſtaben der Worte, Maſchine, Strick, Telegraph, Bahn u. ſ. w. Das Zifferblatt hat 8 Zoll im Durchmeſſer, und die Buchſtaben ſind ſo deutlich, daß man ſie auf einige Entfernung ſehen kann. Man kann durch die Verbindung von je zwei Zeichen miteinander 25 Signale geben, was auf der Eiſenbahn völlig hinreicht. Der Zeiger muß am Ende immer am Kreuz anſtehen, zum Zeichen, daß die Signaliſirung regelmäßig gemacht iſt. (Athenäum vom 10 Junius.)

Denkmäler in England. Die Regierung hat von den bei Waterloo genommenen Kanonen zu dem Denkmal, welches in der Stadt dem Herzog von Wellington errichtet werden ſoll, etwa neunzehn Tonnen Kanonenmetall gegeben; es werden indeß nur etwa fünf Tonnen nöthig ſeyn, und für den Reſt haben ſich mehrere Bewerber gemeldet, der Herzog von Rutland für die Geſellſchaft, welche dem Herzog von Wellington in Piccadilly eine Reiterſtatue errichten will, und Sir George Cockburn für diejenige Geſellſchaft, welche die Abſicht hat, auf dem Trafalgarplatz ein Denkmal für Nelſon zu errichten. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1843.

Die galizisch-russinische Sprache.

Die in Warschau erscheinende Denniza (Moegensteen), die bekanntlich in russischer und polnischee Sprache erscheint,*) enthält in ihrem März- und Aprilheft einen Aufsatz, betitelt „das Schicksal der galizisch-russischen Speache." Derselbe ist auch in dieser Sprache, wiewohl ziemlich enssificirt, abgefaßt, und Hr. Dubrowski meint, diese Sprache, wie sie dastehe, könne sich ohne alle Mühe mit der geoßrussischen Schriftsprache vereinigen. Wie dem nun seyn mag, der Aufsatz enthält manche Daten übee den schriftlichen Gebrauch der russinischen oder kleinrussischen Sprache, die nicht ohne Interesse sind. Er vindicirt dieser Sprache den Namen der „südwestlichen russischen" namentlich gegenüber den Ausdrücken einiger polnischen Gelehrten, hauptsächlich Linde's, die sie einen polnischen Dialekt nennen. Es handelt sich, wie wir schon früher (s. Nr. 113 v. d. J.) bemerkten, um die Feage, ob das Rusinische sich dem Polnischen oder dem Russischen anschließen soll, worüber in ietzter Zeit ein iebhafter Streit geführt wurde, und zum Theil noch geführt wird. Vor Peter dem Großen wurde in diesen Ländern ziemlich viel in kleinrussischer Sprache geschrieben, und man vermuthet sogae, daß die Peter dem Geoßen zugeschriebene sogenannte düegeeliche Schrift Rußlands ihren Ursprung in Kleinrußland und hauptsächlich in Kiew gehabt habe. Nach Petee dem Geoßen aber sinkt der Gebeauch des Kleinrussischen, und unter Catharina II, wo die wichtigsten Theile Kleinrußlands mit Großrußland vereinigt worden, wurde die kleinrussische Sprache, nachdem sie schon voeher durch das Polnische Einbuße erlitten, durch das Geoßrussische vollends verschlungen, und blieb nur noch im jetzigen Ostgalizien und im nordöstlichen Ungarn, um Munkatsch, Ungvae und Preszow im Gebrauch. Joseph II, in der Ueberzeugung, daß man das Volk in seiner eigenen Speache unterrichten müsse, that namentlich untee Mitwiekung Peter Bielanski's, Bischofs von Lemberg, viel füe die Hebung der rußnischen Speache. Aber mit dem Tode des ietztern trat ein eifriger Polenfreund (von 1798 bis 1805) an die Spitze des Bisthums von Lemberg, und untee ihm, so wie unter seinem Nachfolger, Anton Angellowitsch (1806—1814), wuede das Kleineussische wiedee völlig vernachlässigt, und dee an der Universität Lemberg in den wichtigsten Fächeen der Theologie in rusinischer Speache ertheilte Unterricht höete wieder auf. Erst mit Michael Lewizki, der im Jahre 1813 Bischof von Przempsl wurde, trat eine besseee Zeit für die eusinische Sprache und den Untereicht in derselben ein; eine Anzahl Unterrichtsbücher erschien in dieser Sprache, wurde meist in Ofen gedeuckt, und später in Lemberg und Przempsl neu aufgelegt. Besonders thätig wae dabei ein Geistlichee, Namens Iwan Mogilnizki, welchee auch auf den Einfall kam, eine Gesellschaft zur Förderung der eusinischen Sprache zu geünden, welche im Jahre 1816 von dee österreichischen Regieeung bestätigt wuede, aber mit seinem Tode wiedee einging, denn Mogilnizki war das einzige thätige Mitglied derselben.

Die neuere Entwicklung der eußnischen Literatue beginnt mit Joseph Lewizki, dee im Jahee 1820 auf der Univeesität in Wien Philosophie und Theologie studiete, und nun auch, hauptsächlich duech Uebeesetzungen aus dem Deutschen *), eine weltliche Literatur zu begründen begann. Im Jahee 1834 scheieb ee eine Grammatik der galizisch-russischen Sprache, und im Jahee 1841 eine zweite auf Befehl der Regierung zum Gebrauch in den Elementarschulen, beide in deutscher Sprache. Seinem Beispiel folgten meheere junge Leute, die im J. 1837 die „Nymphe am Dnestr" (Rusalka Dnestrowa) heraus gaben. Wir übergehen jedoch die Angabe mehreree anderee Schriften, welche nur insofern Bedeutung haben, als sie das Aufblühen einee eusinischen Liteeatur anzeigen; es erschien abee noch vieles in polnischer Speache, die den Gebildeten geläufigee war.

Dee Streit zwischen dem Polnischen und Russischen drach aus im Jahee 1835 duech Joseph Lozinsky, welchee eine Anzahl Liebes- und Hochzeitslieder von verschiedenen Verfassern sam-

*) Der in Posen erscheinende Tygodnik litracki (Nr. 22 vom 29 Mai) spottet darüber, daß die Warschauer Denniza ein Organ des Slawenthums seyn will, und meint, Dubrowski, der Redacteur der Denniza, verstehe sich auf das Polnische so gut wie der Redacteur des Tygodnik auf den Geist der chinesischen Sprache.

*) Er hat auch Schillers Glocke, den Kampf mit dem Drachen u. s. w. übersetzt.

Digitized by Google

melte und unter dem Titel: ruskoje wesile, opysannoje czerez J. Lozinskoho, herausgab. Hierüber heißt es nun in dem angeführten Aufsatze der Dennitza wörtlich: „der Verfasser wollte sich einen Namen machen durch die Vertilgung des russischen Alphabets, dieses theuern Erbtheils, das unsere Väter und Vorväter uns überliefert haben, und das die Jesuiten uns selbst in den schlimmsten Zeiten nicht entreißen konnten; Lozinsky wollte nach dem Beispiele des Schuhmachers von Ephesus, der den Dianentempel verbrannte, durch seine sophistischen Beweisführungen den Galiziern das russische Alphabet entreißen, und das russische Volk an das polnische gewöhnen, um sich dem Wunsche Waclaws von Olesko gefällig zu zeigen, der in der Vorrede zu seiner Schrift: Polnische und russische Lieder des galizischen Volks (Lemberg 1833) sagt: „„sollen wir wünschen, daß die Russinen ihre eigene Literatur haben? Mit wem sollen sich die Russinen verbinden?““ — Nach Waclaws Wunsche versteht sich, mit den Polen, aber warum? Das kleinrussische oder südwestliche russische Volk zählt nach Schaffarik 13,144,000 Seelen, die Polen in allem nur 9,000,000!“ Viel wurde über die Sache in Journalen gestritten, und hauptsächlich nahmen die Geistlichen Partei für die russische Schrift. Das wichtigste Werk aber von J. Lewizki, wie es scheint einem Verwandten des obengenannten, betitelt: „Orthographie oder Rechtschreibung der galizisch-russinischen Sprache“ ist zwar im Manuscript fertig, aber, wie der Aufsatz bemerkt, noch nicht aus der Censur hervorgegangen. Indeß sind auch diejenigen Galizier, welche dem russischen Alphabet den Vorzug geben, hinsichtlich ihrer Sprache gar nicht einerlei Ansicht, und ein Theil wirft dem andern vor, daß er Großrussisches und Kleinrussisches unter einander mische, in einer Art, daß ein wahres Ungeheuer (tschudowischtsche) von einer Sprache herauskomme, welche in der Wirklichkeit gar nicht existire. So hat die eigentlich russinische Literatur zwischen der polnischen, die unter den höhern Ständen des Landes vorherrscht, und der überwiegenden Hinneigung zum Großrussischen einen mühsamen Stand. Ein Theil der Geistlichkeit wünschte eine Zeitschrift herauszugeben, ähnlich dem böhmischen „Journal für die katholische Geistlichkeit.“ Sie wandte sich an die Regierung, und diese fragte bei den Bischöfen an, von denen der eine, nämlich der Bischof von Przemysl sich dem Unternehmen geneigt, der andere aber, und zwar der Metropolit sich abgeneigt bewiesen haben soll; man gibt indeß die Hoffnung noch nicht auf, daß die Erlaubniß erfolgen werde. Die meiste Unterstützung wird die russische Literatur, wie in Böhmen und Oberungarn, zweifelsohne bei den Geistlichen finden, welche durch ihre stete Berührung mit dem Volke darauf hingewiesen sind. Die Bemühungen, eine weltliche Literatur hervorzurufen, möchten für jetzt noch geringen Erfolg haben, aus dem einfachen Grunde, weil ein größeres Publicum dafür fehlt. Unter den vornehmen Russinen Ungarns ist das Magyarische die Sprache der Literatur, in Galizien das Polnische, und beide werden noch geraume Zeit nicht geneigt seyn, eine kleinrussische Literatur vorzugsweise zu begünstigen.

Die Laplataſtaaten.

(Schluß.)

Der Einfluß, den England auf die Laplataprovinzen ausübt, zeigt sich heute noch, wie vor 30 Jahren, und was wir oben im allgemeinen aussprachen, daß dasselbe Interesse, welches England trieb die Unabhängigkeit dieser Provinzen zu fördern und möglichst bald anzuerkennen, es auch zur Unterstützung Montevideo's gegen Buenos Ayres treiben werde, zeigt sich deutlich aus den neuesten Verhältnissen. Ein Vertrag mit England, schon im J. 1839 entworfen, aber durch verschiedene Umstände erst im vorigen Jahre ratificirt, sichert England dieselben Vortheile in der Banda Oriental, wie der Vertrag vom J. 1825 in Buenos Ayres. Dieser Vertrag ist ein Dorn in den Augen des Dictators Rosas, erstens weil England dadurch seinen Rivalen Ribera als legitimen Regenten der Banda Oriental anerkennt, und zweitens, weil England in demselben auf eine allerdings nicht ganz deutliche, später aber gewiß leicht zu benützende Weise seiner Flagge den Handel an dem Uruguay erwirbt. England wird sich zwar hüten, hierin ein ausschließliches Vorrecht anzusprechen, aber seine Hülfsmittel werden ihm gestatten, diese Erlaubniß in größerem Umfang als alle andern Nationen zu benützen. Es ist dieß dieselbe Politik, wodurch es sich in Brasilien die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom zu sichern sucht, und in dem Orinoco eine Zeitlang eine der am Ausfluß liegenden Inseln besetzte: es will durch die Riesenströme Südamerika's, über den keine Regierung wie über Nordamerika wacht, sich einen Weg bis ins Innerste dieses Continents bahnen; es wird andere so gut wie möglich auszuschließen suchen, bis diese endlich mit Hülfe der Anwohner dem englischen Handel eine Concurrenz eröffnen, die dem Aufblühen dieser Länder nur sehr fruchtbar seyn kann. Aber Männer wie Rosas sehen ein solches Eindringen der Fremden ins Innerste des Landes nicht gern, *) und darum hat er den Versuchen der Engländer, nach Paraguay vorzudringen, jedes Hinderniß in den Weg gelegt, das ihm, abgesehen von offener Feindseligkeit, zu Gebot stand; vielleicht ist auch die Entfernung des auf Kundschaft ausgeschickten Engländers Gordon, der angeblich wegen ausgeübter Vaccination von den dortigen Behörden ausgewiesen worden seyn soll, sein Werk. Wie dem indeß seyn mag, mit den Bestrebungen der Engländer verträgt sich die Absicht von Rosas nicht, direct oder indirect auch in der Banda Oriental Meister zu werden, und darum wird die Blokade Montevideo's, welche unfehlbar den Fall der Stadt und den Sieg Oribe's herbeiführen würde, wohl kaum geduldet werden. Die andern Stationscommandanten sind bedenklich geworden, und haben ihre Entscheidung darüber bis auf Ankunft des englischen Befehlshabers ausgesetzt. Die herrschende Ansicht ist aber, daß dieser die Blokade nicht dulden werde, wofür ein Vorwand sich leicht finden läßt. Rosas hat zwar gedroht, in diesem Fall die Fremden aus Buenos Ayres

*) Daraus erklärt sich auch, weßhalb Rosas auf die Besitznahme der Insel Martin Garcia, welche die Schifffahrt auf dem Uruguay sperrt, einen so hohen Werth legte.

Digitized by Google

auszuweiſen, allein da die Zahl derſelben wohl gegen 15 bis 20,000 beträgt und darunter die reichſten Bewohner der Stadt ſich befinden, auch der Abſatz der Landesproducte dadurch einen großen Staß erleiden müßte, ſo wird er ſich wohl zweimal beſinnen, ehe er zu einer ſolchen Maaßregel greift.

Man zählt nicht weniger als 5000 Engländer in Buenos Ayees, eine Maaßregel gegen die Fremden müßte dieſe zuerſt treffen, und die engliſche Flottille in den Laplatagewäſſern würde ſolche gewiß nicht dulden, ſondern durch eine Blokade rächen. Nun hat aber Buenos Ayres ſchon duech die mehrjährige Blokade der Franzoſen nicht wenig gelitten. Die Landeseezeugniſſe, welche nicht auf anderm Wege ausgeführt werden konnten, hatten ſich in Buenos Ayres dermaßen angehäuft, daß nach Aufhebung der Blokade binnen 14 Monaten eine Waarenmaſſe von mehr als 30 Mill. Gulden an Werth ausgeführt wurde. Die Furcht vor einem ähnlichen Fall dieſee Aet mochte das Mißvergnügen wohl auf eine Aet ſteigern, daß Roſas ſich kaum demſelben ausſetzen düefte. Ueberhaupt hat ſeine harte Herrſchaft in dieſee Hinſicht ſchon Uebel genug geſtiftet: in Folge der wiederholten Confiscationen und Ermordungen iſt die Handelsthätigkeit gehemmt, die Capitalien verbergen ſich, und die Fülle werthvollee Waaren, welche das Land liefern könnte, bleibt unbenutzt; eben darum hat auch der Verbeauch europäiſcher Waaren in den letzten Jahren bedeutend abgenommen.

Dieß fühlt man um ſo läſtiger, je mehe die Anweſenheit dee Fremden und die Entwicklung einer den Landesverhältniſſen entſprechenden Induſtrie bereits den Luxus entwickelt hatten. Alle älteeen Leute in Buenos Ayres bezeugen es, daß ſich die Lebensart ſeit den letzten 30 Jahren weſentlich geändert hat. Hiee wie in der Umgegend von Montevideo hat der Gartenbau erſt ſeit fünfzehn Jahren größere Fortſchritte gemacht, theils duech die Engländer, welche an Gaetengewächſe gewöhnt waeen, theils durch die Canarier, welche ſich hauptſächlich dem Gartenbau widmeten. Getreide wied auch erſt ſeit kurzer Zeit in hinreichender Menge für den Gebrauch der Stadt gebaut, denn auf dem Lande iſt das Beod immer noch ein Luxusaetikel, indem dee Gaucho faſt ausſchließlich von Fleiſch, namentlich aon Rindfleiſch, lebt, das ſo zu ſagen gae keinen Werth hat, indem gewöhnlich nur Haut und Fett der geſchlachteten Thiere benützt werden. Selbſt die Benützung des Fettes datirt ſich verhältnißmäßig aus neuer Zeit und von den Talgſiedereien, die ſich jetzt um Buenos Ayres hee in Menge finden, möchte wohl keine 30 Jahee alt ſeyn. Alle dieſe Unternehmungen ſtocken abee im Fall einee Blokade mehr oder minder. Hiezu kommt, daß die Bevölkerung des ganzen Landes und der Stadt Buenos Ayres insbeſondeee duech die Unruhen der letzten Jahre bedeutend gelitten hat, und eine Lücke entſtanden iſt, welche die Fremden nicht auszufüllen im Stande ſind. Auf dem Lande hemmt der Mangel an Händen fortwährend die Arbeit, und er iſt auch in dee Stadt ſelbſt durch die Höhe des Taglohns fühlbar. Selbſt beim bloßen Duechwandern der Straße ſoll das Mißverhältniß dee Geſchlechter auffallen, und die Zahl der Feauen die der Männer bedeutend überſteigen, da ſo viele der letztern in den Kriegen gefallen ſind, ſich nach jetzt bei der Armee befinden oder die Flucht ergriffen haben. Woodbine Pariſh ſchätzt in ſeinem 1839 erſchienenen Werke: „Buenos Ayres und die Laplatapeovinzen," die Einwohnerzahl der Peovinz Buenos Ayres auf 200,000 Menſchen, wovon 80,000 auf die Stadt ſelbſt kommen ſollen; dieſe Zahl hat abee ſeit jener Zeit ohne allen Zweifel abgenommen, und es wird einiger Jahee bedüefen, ehe ſie wieder auf iheen vorigen Stand ſich bedt, was indeß, ſobald Ruhe eintritt, unfehlbar in küezerer Zeit als in einem anderen Lande geſchehen wird. England wird ein ſolches Reſultat aus allen Kräften föedeen, da es ihm darum zu thun iſt, nicht bloß den Handel überhaupt auszubeeiten, ſondeen auch füe einen wichtigen Artikel, den Talg, den es jetzt noch in bedeutender Menge aus Rußland beziehen muß, von letzterem Lande unabhängig zu werden. Die Laplataprovinzen ſind das einzige Land des ſpaniſchen Ameeika, welches ſich der Auswanderung der romaniſchen Völker in großem Umfang darbieret. Der größte Theil von Braſilien iſt ſchon zu heiß, und dee einzelne Einwanderee iſt zu unmächtig, während Buenos Ayres und Montevideo auch dem Aermſten Unterkunft und ein mehe adee minder ſorgenfreies Auskammen verſchaffen.

Die arabiſchen Pferde in Frankreich.

(Musée des Feuilles.)

Bis jetzt nannte man in Frankreich ägyptiſche, ſyriſche und Nedſchdi-Pferde alle ohne Unterſchied arabiſche, obgleich ein großer Unterſchied unter denſelben iſt, denn beſondees bei den Türken heeeſchen die ſeltſamſten Voeuetheile, und ſie geben untee andeem den Füllen bis ins deitte Jahe nicht genügend zu freſſen, was ihre Entwicklung ungemein hindert. Auch die viehärztlichen Kenntniſſe dee Aegyptier und Türken ſind ſehr mittelmäßig, und was ſie wiſſen, verdanken ſie meiſt den in ihe Land gekommenen Europäeu, wäheend die Araber und namentlich die Bewohner von Nedſchd ſehe mannichfache Kenntniſſe beſitzen, die ſie jedoch geheim halten. Gegen Ende Novembers voriges Jahees kamen ſieben ägyptiſche Pferde, welche Mehemed Ali dem König dee Franzoſen zum Geſchenk ſandte, in Paris bei Reſchid Paſcha an, dee ſie acht bis zehn Tage euhen ließ und dann dem König übergab. Man führte ſie einzeln vor und nahm ihnen die Decken ab, damit ihee herrlichen Formen in vollem Maaße bewundeet weeden könnten. Dieſe Pferde, welche nach dem längſt beeeit gehaltenen Stall in Monceaux abgeführet wurden, ſtammen von eelnen Nedſchdi-Hengſten und ägyptiſchen Stuten ab. Sie heißen Hamdani, dee weiße, Durzi, Hamdani, dee braune, Dahmani, Tachiani, Saklawi dee erſte und Saklawi der zweite. Dieſe Namen führeten ſie in den ägyptiſchen Geſtüten und behalten ſie auch in den königlichen Ställen von Monceaux. Durzi iſt das Pferd, welches Ibeahim Paſcha in der Schlacht von Neſib ritt, und von dem man erzählt, daß es 40 Lieues im Galopp zurückgelegt habe, ohne anzuhalten. Dieſes, ſo wie Hamdani der weiße galten in Aegypten füe die vollendetſten Thiere iheer Art. Saklawi dee zweite iſt eeſt 5½ Jahre und war das jüngſte dieſer Thiee, Durzi hatte 12 Jahre und war das älteſte. Dahmani hat innen an ſeinen ſchneeweißen Beinen ſchwarze Zeichen, wie

Digitized by Google

die Aegyptier gewöhnlich an Pferden hoher Race vermittelst eines eigenen Verfahrens anbringen; indeß bemerkt man an diesem Thiere allein diese Zeichen. Vier dieser Thiere, die beiden Hamdani, Durzi und Dahmani, sind bestimmt eine arabische Stuterei in St. Cloud zu begründen.

Man hat in Frankreich lange geglaubt, es sey ein heißes Klima nöthig, um die Nedschdi-Pferde glücklich fortzupflanzen, dieß ist aber ein Irrthum, denn sie gewöhnen sich leicht an ein gemäßigtes Klima; freilich gedeihen sie nie in dem Grade, wie in Arabien selbst, der Grund aber liegt in der Pflege und in der Nahrung, denn neben der liebevollsten Behandlung nährt man sie auch sechs Monate nach ihrer Geburt mit Kamelsmilch, man gibt ihnen ein Mehl, das theils aus Getreide, theils aus getrocknetem und zu Pulver geriebenem Fleisch besteht, ferner Datteln, die man in Milch zerquetscht hat, später gekochtes und selbst rohes Fleisch.

Die Pferde, welche nach Frankreich kamen, zeigten sich im Stalle außerordentlich gelehrig und sanft, sobald sie aber in freie Luft kamen, konnten die Wärter sie nur mit der größten Mühe halten, und Durzi sucht sogar fortwährend zu beißen. Sobald sie indeß einen geschickten Reiter auf sich fühlen, so verschwindet diese Unbändigkeit alsbald, sie gehorchen den geringsten Bewegungen des Reiters, und man bedarf weder des Zügels noch des Sporns. Man macht sich in Frankreich große Hoffnungen, daß diese ausgezeichneten Thiere, deren eben so zierliche als athletische Formen die Bewunderung aller Kenner erregten, der Pferdezucht wesentlich aufhelfen würden. Auch erwartet man noch fünf Stuten aus Aegypten, andere aus Algier, England und der Normandie; das reine arabische Blut soll indeß gleichfalls erhalten werden; man wird die Pferde mit thierischer Nahrung, mit Milch, Fleischbrühe und selbst mit Fleisch nähren, wie dieß in Nedschd selbst geschieht. Ein erfahrener Pferdekenner, Marquis de Strada, erhält die Oberleitung des Gestüts.

Markisen-Inseln.

4. Sprache der Markisen.

(Schluß.)

Reden wie hier noch in kurzem von der Poesie und Beredsamkeit bei den Markisen, so ist zu bevorworten, daß diese Insulaner nichts weniger als unempfindlich für die Harmonie der Töne, für die Schönheit und Grazie der Gedankenfülle sind. Vielleicht haben sie sogar eine größere natürliche Feinheit des Gehörorgans als wir, wie auch ihre übrigen Sinne geschärfter sind. Gleichwohl haben ihre poetischen Gesänge wenig Abwechslung; auch ihre Musik ist nicht weit gediehen. Was sie singen oder recitiren, ist zwar regelrecht, aber sie haben nur wenige Noten, und das meiste dreht sich um zwei oder drei Töne. Als Musikinstrument haben sie nur ihre große Trommel, Pahu genannt, zuweilen eine Flöte mit höchstens zwei oder drei Klappen, die sie an die Nase anlegen; endlich eine Art von Harmonica, aus zwei oder drei Brettern trockenen Holzes bestehend, welche sie auf ihre Knie legen und auf welche sie mit Hülfe eines kleinen Stäbchens tactmäßig aufschlagen. Was ihre Sprache betrifft, so ist gewiß, daß alle, bis auf die kleinsten Kinder hinaus, sie rein und mit vielem Ausdruck sprechen; auch begleiten sie ihre Worte mit Bewegungen der Hand, und auch Auge und Gesicht sind nicht stumm bei dieser Pantomime. Eben so errathen sie viel leichter als wir alles, was in der Seele vorgeht, aus dem Ausdruck der Gesichtszüge und vor allem aus dem Spiegel der Augen. Auf eine kunstvolle Declamation verwenden sie viele Zeit und Mühe, und nach allen Berichten brachten sie es in diesem Gebiet auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Als Beispiel ihrer Poesie füge ich hier ihren Hymnus auf die Schöpfung, himene of no te Pepenana, bei:

	Avanana tatou	Laßt uns singen
	Ja Jehova	Jehoven,
	Avanana tatou	Laßt uns singen
	Ma te fonua nei	Auf dieser Erde
Refrain	E mana te ia	Er ist groß,
	E vaici te ia	Er ist edel.
	Na ia te ani	Von ihm ist der Himmel,
	Ma te aomati	Mit der Sonne;
	Na ia te mahina	Von ihm ist der Mond,
	Ma te feta tini	Mit den Sternen ohne Zahl.
	Na Jehovah mana	Das ist Jehova mächtig,
	J pepena hoi	welcher auch geschaffen hat
	Te tau Anere	die Engel
	J oto he ani	in dem Himmel.
	refr.	

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen genügen, um eine Vorstellung von der Sprache der Markisen zu bilden; der Leser sagt vielleicht gemäß dem Gebrauch der letztern: upao! ziehen wir uns zurück! So grüßen wie ihn noch nach Landessitte mit dem Worte kaoha, ich grüße Sie! Oder vielmehr, um die Eleganz ihrer Sprache nachzuahmen: o koe te i kaoha ia, nicht du grüßest mich, sondern du bist der Gegrüßte!

Sollten unsere Leser Lust haben, sich näher mit dieser Sprache abzugeben, so verweisen wir sie auf das gegenwärtig bei Renouard in Paris im Druck befindliche Dictionnaire des deux principaux dialectes de l'Océanie orientale: le sandwichois et le marquisien!

(Fortsetzung folgt.)

Slawische Literaturnachrichten.

Maciejowski hat seine Geschichte der polnischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum 17ten Jahrhundert beendigt; sie wird viele theils ganz neue, theils noch wenig bearbeitete Gegenstände ins Licht setzen. Eine weitläufige Abhandlung über die polnische Sprache, die sich gleichfalls darin befindet, gründet sich auf bisher noch ganz unberührte Quellen des 13ten Jahrhunderts. Nach dieser Abhandlung folgt eine Aufzählung alter Schriftsteller mit Lebensbeschreibung und einer kritischen Sichtung ihrer Werke. (Dennitza, April.)

Von Iwan Kukuljewic, einem Illyrier, sind zwei aus der illyrischen Geschichte entlehnte Novellen erschienen; so meldet ein Brief aus Agram an die Dennitza (April), und meint, man dürfe zwar nicht zuvor die Novellen von Puschkin und Gogol gelesen haben, um großen Geschmack daran zu finden, allein für das illyrische Publicum seyen sie ziemlich gut, und würden mit dem größten Vergnügen gelesen.

Dasselbe Blatt meldet auch die Herausgabe des Gedichts von Osman Gundulic, der die Thaten der Illyrer gegen die Türken besang. Der Text soll nach alten Handschriften sorgfältig hergestellt seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Reise ins Loirethal. — La Charité.

Ich habe einen traurigen Strich Landes durchreist, ehe ich in das Loirethal hinabgekommen bin. Wenn man diesem schönen Strome näher kommt, fangen die Bäume an, junge Zweige zu treiben und das vom holden Lenz verjüngte Land verliert jenes düstere Ansehen, welches mich im Gatinais so verstimmt hatte. Ich besah mir einige große Ankerschmieden an den Ufern der Loire. An den Mauern dieser Schmieden zeigte man mir, wie ungemein hoch die Loire zu Zeiten gewesen ist. Ich übernachtete zu Cosne in einer idyllischen, aber etwas schmutzigen Herberge; ich mußte mich in mein Schicksal ergeben, denn die andern Karawanserais waren noch entsetzlicher.

Ich besehe eine über die Loire führende Hängebrücke, welche, warum weiß ich nicht, in der dortigen Gegend für häßlich gehalten wird. Die Franzosen haben närrische Ideen. Vielleicht trug der Baumeister der Brücke eine zu hohe Cravatte, was ihm ein hochmüthiges Ansehen gab, oder er hatte die Eitelkeit der Bürger des Städtchens durch ein anderes eben so schweres Verbrechen beleidigt. Diese Brücke, welche nun einmal nicht Mode ist, führt zu einer der Inseln, mit denen der Strom wirklich etwas verschwenderisch ist; bei einem wohlgeleiteten Flusse muß die Insel Ausnahme seyn; bei der Loire aber ist sie Regel, so daß es dem Strome, welcher stets in zwei oder drei Arme getheilt ist, manchmal an Wasser gebricht. Besagte unglückliche Brücke führt über eine solche Insel, welche ganz baumlos ist und sehr schön seyn könnte. Man versicherte mich, daß die Brücke viele Leute aus der Nachbarschaft verdrießlich gemacht habe. Das ist eben das Unglück der Provinz: verdrießlich werden; in den Colonien wird man nicht verdrießlich!

Um meine Gedanken zu vervollständigen, bin ich in den Laden einer kleinen Gewürzkrämerei gegangen und habe mir getrocknete Weintrauben gekauft. Ein Bauer mit etwas alterner Physiognomie und in einem blauen Kittel ging eben über die Brücke; die Gewürzkrämerin sagte mir, dieser Mann äße nur achtmal im Jahre Fleisch und lebe gewöhnlich von saurer Milch. Während der großen Erntearbeiten gestatten sich die Landleute den Genuß von Piquette — ein Getränk, das man erhält, indem man auf die ausgepreßten Weintrauben Wasser schüttet; und wir erheben uns, bemerkte mir ein Franzose, über die Belgier und Schotten! Die Neger sind glücklicher; sie haben gute Nahrung und tanzen jeden Abend mit ihren Weibern. Diese so mäßigen Landleute sollten eigentlich für ihr Leben gern Soldat werden, aber keineswegs; ihr moralischer Zustand ist dem physischen gleich; die elendesten von ihnen wollen verzweifeln, wenn sie eine schlechte Nummer ziehen. Nach Verlauf von sechs Wochen aber singen sie im Bivouac und helfen Abd-el-Kaders Schaaren, Hadschuten oder Kabylen, in die Flucht schlagen.

In raschem Trabe fuhr ich durch die kleine Stadt la Charité, als die Achse an meiner Kalesche morsch entzweibrach. Es war meine eigene Schuld, denn ich hatte mir längst vorgenommen, daß ich, wenn ich einmal eine Kalesche zu eigen besitzen sollte, vor meinen Augen eine schöne Achse aus sechs Stäben weichen Eisens von Fourvoirie wollte schmieden lassen. Der ungeheure Aerger meines guten Joseph macht, daß ich ihn im Stillen auslache und selbst gar nicht ärgerlich bin. Wäre mir das Unglück auf den einsamen Straßen des Landes, Gatinais genannt, begegnet, ja, dann wäre noch Anlaß zum Fluchen vorhanden gewesen. Was wäre unter Bauern, die nur von saurer Milch leben, aus uns geworden? Wie hätte man den Wagen bis zur nächsten Schmiede gebracht?

Ich prüfe den Bruch des Eisens meiner Achse; er ist grobkörnig geworden, wahrscheinlich durch langanhaltenden Gebrauch; ich prüfe die Einsicht des Schmiedes und bin mit dem Manne sehr zufrieden. Ohne ein Wort zu sagen, lasse ich vier Flaschen Wein, für jeden Arbeiter eine, in die Werkstätte dringen, was mir das allgemeine Wohlwollen erwirbt, wie die Blicke bezeugen. Das edle Traubenblut erfreut der Leute Herzen und sie arbeiten wacker darauf los. Einen Augenblick leite ich selbst die vulcanische Arbeit.

Zum Glück ist das Wirthshaus vortrefflich, behaglich, traulich und ganz bequem. Aber was soll ich zu la Charité anfangen? Ich besehe das Cabinet des Hrn. Grasset, eines sehr

Digitized by Google

einſichtsvollen und für die Erhaltung der Ueberbleibſel aus dem Mittelalter eifrigen Mannes. Der Name la Charité ſoll von den Benedictinern herkommen, die ſich zur Zeit des h. Ludwig hier niederließen und müde Reiſende beherbergten. Am häufigſten kehrten Mönche und Pilger bei ihnen ein. Die unter Philipp Auguſt reſtaurirte Kirche iſt groß und ſchön; das Chor und die Façade ſind die einzigen intereſſanten Theile. Ich habe mit Unterſuchung derſelben zwei Stunden zugebracht und dabei nicht im geringſten an meine gebrochene Achſe gedacht oder mich geärgert.

Die gegenwärtige Geſtalt der Kirche iſt die des lateiniſchen Kreuzes; das Schiff und die Abſeiten ſind reſtaurirt und haben keinen Charakter mehr, Chor und Façade allein erinnern an den Zuſtand der Künſte unter König Philipp Auguſt. Die meiſten Gewölbe ſind Spitzbogen, doch findet man auch den vollen, römiſchen Kreisbogen; die runden Pfeiler, welche das Chor umgeben und es von den Abſeiten trennen, ſind romaniſch, auch bemerkt man daran einige Spuren von der Eleganz der corinthiſchen Säule. Einige Basreliefs, welche ſich unten am Thurme befanden und daſelbſt dem Verderben ſehr ausgeſetzt waren, ſind durch die Sorgfalt des Herrn Merimée in das Innere der Kirche gebracht worden.

Als ich zu dem Schmied zurückkam, war meine Achſe noch nicht fertig. Da nahm ich einen Wagen und beſuchte die Ruinen von la Marche, welches ehemals eine Stadt war. Ich habe da Pfeiler in Verbindung mit Säulen geſehen, die Ecken der Capitäle gehen in Menſchen- oder Thierköpfe aus: alles das iſt entſetzlich garſtig. Ich bin noch nicht gelehrt genug, um das Häßliche gern zu haben. Dieſe Architektur von la Marche iſt jedenfalls höchſt ſonderbar; ſie geht wahrſcheinlich bis zum zehnten Jahrhundert hinauf, welches bekanntlich das der tiefſten Barbarei war.

Bei meiner Rückkehr nach la Charité war meine Achſe noch nicht fertig; ich trat alſo in ein Kaffeehaus, und um der Neugier der guten Leute etwas Beſchäftigung zu geben, erzählte ich ihnen, daß ich in Geſchäften nach Lyon gehe und in ihrer hübſchen Stadt durch das Zerbrechen meiner Achſe aufgehalten wurde. Das wußten ſie aber ſchon, ſo wie auch, daß ich zu la Marche geweſen war. Ich erfuhr, daß zwiſchen la Charité und Orleans keine Schifffahrt ſtattfinde, und als ich von Schifffahrt nach Nantes redete, lachte man mir, jedoch mit aller Höflichkeit, ins Geſicht.

Dieſer Mittelpunkt Frankreichs iſt noch ſehr weit zurück; vor tauſend Jahren war er ohne Zweifel beſſer, ich will ſagen, war er nicht ſo ſehr hinter dem übrigen Lande zurück. Im Kaffeehauſe fand ich einen wichtigen Mann, der ſehr gerne gewußt hätte, ob ich Staatsbeamter oder bloß Kaufmann wäre. Ich machte mir einen Spaß daraus, alle fünf Minuten ſeine Vermuthungen über den Haufen zu werfen. Er erzählte mir, daß la Charité vor Zeiten durch die Normänner geplündert und verbrannt worden wäre.

Erſt um 10 Uhr Abends ſollte meine Achſe fertig ſeyn und ich kehrte zur Kirche zurück, welche mir mehr und mehr gefällt. Ich faßte Muth, beſtieg den hübſchen Thurm und ſah von deſſen Höhe herab die Sonne hinter ausgedehnten Waldungen verſchwinden und die Loire ſich ins Unendliche hinſchlängeln. Ich brachte meine Zeit ſehr gut zu; mein Cicerone iſt ein Mann von Verſtand, der mir auf alle Fragen gehörig antwortet.

In Paris drängen ſich dem Beobachter die Ideen fix und fertig auf; es iſt, als ob einem die Mühe des Denkens erſpart und nur das Vergnügen etwas gut zu ſagen gelaſſen werden ſollte. In der Provinz wird man von dem entgegengeſetzten Unglück geplagt. Man kommt bei einem reizenden Landhauſe, einer Ruine, welche das Mittelalter treffend darſtellt, vorbei; aber es iſt Niemand, der einen darauf aufmerkſam machte, daß da etwas Sehenswerthes ſey. Der Landbewohner preiſt ſeine Provinz, wenn ſie für ſchön gilt, in übertriebenen und gehaltloſen Redensarten, welche eine ſchlechte Nachahmung des Schwulſtes des Hrn. v. Chateaubriand ſind. Weiß er hingegen nicht aus den Journalen, daß hundert Schritte von ſeinem Hauſe eine koſtbare Gegend iſt, dann antwortet er auf die Frage, ob in ſeiner Nachbarſchaft etwas Sehenswerthes ſey: „Ach, es wäre ein Leichtes, ſich aus dieſen hochſtämmigen Waldungen ein jährliches Einkommen von 100,000 Livres zu hauen!"

Der Ton der Halbbürger und Halbbauern, deren Unterhaltung ich den Weg entlang hie und da zuhöre, iſt vernünftig und trocken; es liegt darin jene Schärfe und jene Art zu ſcherzen, welche von der Abweſenheit großen Unglücks, zugleich aber auch von dem Mangel tiefen Gefühls zeugen. In Italien findet ſich dieſer ſcherzhafte Ton nicht; ſeine Stelle vertritt da das wilde Schweigen der Leidenſchaft, die bilderreiche Sprache oder der bittere Spott.

Ein Bekannter ſprach alles Ernſtes mit mir von den Municipalwahlen. Werden ſie uns nöthigen, rief er aus, der niedrigſten Volksclaſſe, wie in Amerika, den Hof zu machen; in dieſem Falle werde ich geſchwind ein Ariſtokrat, ich will Niemanden den Hof machen, und dem Volke noch weniger als dem Miniſter. Soll unſere ungebundene, unüberlegte Fröhlichkeit, unſere franzöſiſche Lebendigkeit erdrückt und vernichtet werden durch die Nothwendigkeit einer Menge roher und fanatiſcher Handwerker den Hof zu machen, wie zu Philadelphia geſchieht? Soll die Demokratie dieſen Sieg über unſern angebornen Charakter davon tragen? Das Volk ſteht nur zur Zeit der großen Aufregungen über der guten Geſellſchaft, dann iſt es edler Leidenſchaften fähig. Leute von guter Erziehung ſetzen nur zu oft ihren Ruhm darein, ſo etwas Robert Macaire zu ſeyn. Was iſt den großen Männern der Revolution übrig geblieben, ſagen ſie, die es nicht verſtanden haben ſich Geld zu machen? Erlaubte die Regierung ſolchen Perſonen, welche Anlage zum Reden in ſich fühlen, diejenigen, welche Langeweile und kein Geld für das Theater haben, ſich in einer Capelle zu verſammeln, wir würden bald eben ſo fanatiſch, eben ſo ſauertöpfiſch ſeyn, als man zu New-York iſt; was ſage ich, noch zwanzigmal mehr, denn es iſt unſer Privilegium, alles im Uebermaß zu ſeyn und zu treiben. Zu Edinburgh, in jenen ſchönen Geſellſchaften, reden die jungen Damen mit den jun-

Digitized by Google

gen Herren nur von dem Verdienste dieses oder jenes Predigers, und man citirt Stellen aus seinen gefeierten Sermonen. Deßhalb liebe ich die Jesuiten, welche ich unter Carl X so sehr gehaßt habe. Ist es nicht das größte Verbrechen gegen ein Volk, ihm seine Abendfröhlichkeit zu rauben?

Aber ich erlebe, fuhr mein beredter Freund fort, ich erlebe diese Verdummung des liebenswürdigen Frankreichs nicht, erst gegen 1860 wird sie triumphiren. Wie schade, daß das Vaterland Marots, Montaigne's und Rabelais' diesen natürlichen, lebhaften, leichtfertigen, neckischen, überraschenden Geist, welcher mit der Tapferkeit und der Unüberlegtheit so nahe befreundet ist, verlieren soll! Schon sieht man ihn nicht mehr in der guten Gesellschaft, und in Paris hat er sich zu den Gamins auf die Straße geflüchtet. Großer Gott! Sollen wir Genfer werden?

Paris kennen zu lernen, erfordert ein lebenslängliches Studium, und es gehört schon ein scharfes Auge dazu, wenn man durch die Mode hindurch, welche daselbst mehr als irgendwo die Wahrheit verhüllt, den Dingen auf den Grund sehen will. Auch zur Zeit Ludwigs XV vermochte die Mode alles; sie brachte den General Lally auf das Schaffot, dessen ganzes Vergehen darin bestand, aufbrausend und wenig liebenswürdig zu seyn. Zu unserer Zeit wirft sie einen jungen Officier, welcher eben so schuldig ist, wie General Lally, in den Kerker. Allein zur Zeit Ludwigs XV gab es doch eine Schwierigkeit weniger, hinter die Wahrheit zu kommen; man brauchte sich damals nicht die Mühe zu geben die zierlichen Redensarten von ein paar Dutzend Schriftstellern zu vergessen, Leuten von vielem Talent, welche für ihre Lügen bezahlt werden.

Markisen-Inseln.

(Fortsetzung.)

5. Sitten und Gebräuche der Markisen.

Alle neuern Naturforscher stimmen darin überein, alle Insulaner des Oceans mit gelber Gesichtsfarbe zu derselben Race zu zählen. Entschieden sind die Nukuhiwier der schönste Typus dieser Race, die sich im Allgemeinen durch das Ebenmaß der Körperformen und der Gesichtszüge auszeichnet, und in letzterer Hinsicht an die Bewohner des östlichen asiatischen Festlandes erinnert. Alle Reisenden, selbst der steenge Krusenstern, drückten ihre Bewunderung aus beim Anblick dieses regelmäßigen Körperbaues und des edeln Maßes der Glieder, welches die Nukahiwier zu köstlichen Modellen für die Bildhauerkunst eignen würde.

Ihre Körper haben eine mittlere Größe; ihr Gesicht ist mehr oval als rund, ihre Stirne hoch, ihre großen schwarzen Augen sind von langen Brauen umgeben und voll von Leben; ihre Nase ist regelmäßig geformt, etwas stumpf, häufig eine Adlernase. Ihr Mund, ihre Lippen und Wangen haben einen weit schönern Umfang, als dieses gewöhnlich bei der Mongolenrace der Fall ist. Ihre Zähne sind sehr schön, weiß, glänzend, die Zwischenräume groß. Der Ausdruck ihres Gesichts verräth viel Milde und Heiterkeit. Die Männer theilen mit den Frauen dieses fröhliche Ansehen, was einen Grundzug dieser Insulaner bildet. Sie tragen ihre schwarzen Haare, gewöhnlich in zwei großen Büscheln, in die Höhe gesträubt. Die Haare der Frauen, etwas rauh, sind reichlich mit Oel getränkt und hinten am Kopf aufgewickelt oder flattern über die Schultern, und sind dann um die Stirne durch ein rothes Band zusammengehalten. Die Beine dieser Insulaner entsprechen nicht dem übrigen Reiz ihres Aeußern. Ihre Gewohnheit, stets zu hocken und barfuß zu gehen, hat Brust und Füße entstellt; dagegen sind ihre Arme, Hände und Finger von besonderer Schönheit. Alle Frauen des Oceans haben von der Natur diese schönen Formen zur Mitgift erhalten, aber nirgends zeigen sie sich so vollendet, wie auf den Markisen. Die Hautfarbe dieser Insulaner hat Aehnlichkeit mit der der Araber und Algierer, nuancirt sich aber in verschiedenen Farben, je nachdem sich die einzelnen mehr oder weniger der Sonne aussetzen. Auch die Europäer nehmen sehr bald diese Farbe an, so daß sie sich nur sehr wenig von den Insulanern hiedurch unterscheiden. Unter den letztern sieht man Frauen, welche eine eben so weiße Gesichtsfarbe haben, als nur irgend eine Europäerin; aber diese Farbe ist eine künstliche, sie wird durch eine Pflanze Namens Papa gebildet, deren Wurzeln der Haut einen glänzenden Anstrich geben. Die Männer sind großentheils am ganzen Körper tättowirt, so daß von ihrer natürlichen Farbe fast nichts zu sehen ist. Sey es, daß dieser Gebrauch gegen die Stiche der Insecten oder gegen die Luftzüge schützen, oder daß er eine Zierde seyn soll, genug, er ist allen Völkern des Oceans eigen. Besonders die ältern Häuptlinge zeichnen sich durch eine Masse solcher Hieroglyphen aus, die eine besondere Bedeutung zu haben scheinen. Auch die Frauen haben diesen Gebrauch, jedoch nicht am ganzen Körper; Arme, Hände, Unterbeine, Lippen und Ohrläppchen sind die Theile, welche also mit Figuren verziert werden, die jedoch von denen der Männer ganz verschieden sind.

Die Akaïki oder Kakaïki sind die Häupter der Bevölkerung; die Frauen derselben führen den Titel: Ateyein. Kein einziges äußeres Zeichen der Achtung ist dieser Classe von Menschen zugestanden; man sieht sie mitten unter dem übrigen Volkshaufen rudern, fischen, an Häusern bauen, wie die Niedrigsten ihres Stammes; sie können keine Abgabe, noch Zehnten ihren Unterthanen auflegen, nur durch Tausch oder freiwillige Geschenke erhalten sie das Eigenthum der andern. Doch gesteht man ihnen ein erbliches Recht auf den Besitz gewisser Ländereien und eine moralische Ueberlegenheit zu; ihre Personen und Häuser sind unverletzlich, wahrscheinlich vermöge des geheiligten Geschlechts, das man ihren Vorfahren beilegte.

Die Tahuna oder Tuhuna sind die eigentlichen Priester, ihr Amt ist nicht erblich und setzt ein Noviciat voraus; sie haben hauptsächlich den Atuas Opfer darzubringen, die Ceremonien des Gottesdienstes zu vollziehen, die heiligen Hymnen zu singen, die Trommeln zu schlagen an Festtagen, bei Leichenbegängnissen und bei chirurgischen Operationen, die ihnen ausschließlich anvertraut sind. Sie unterscheiden sich hiedurch von den Taua, die sich nur mit innerlichen Krankheiten abgeben. Ihre Kenntniß erstreckt sich bis aufs Trepaniren, das sie vermittelst eines Haifischzahnes vornehmen. Die Tahuna haben eine äußerliche Auszeichnung, die in einem Kokosblatt besteht, aus dem sie eine Art Mütze bilden. Der Stängel ist der Stirne zugewendet, während die Blätter hinten am Kopf befestigt sind. Eine gleiche Auszeichnung tragen sie um den Hals. Die Uhu sind ihre Diener, welche sie bei Menschenopfern unterstützen müssen. Zu diesem Amt werden nur die zugelassen, welche einen Feind im Treffen mit der Mordkeule, Uhu genannt, erschlagen haben. Nun weiß nichts Genaues über den Rang der Toa, ein Name, der den Königsbrüdern beigelegt wird; dieser Name bezeichnet

Digitized by Google

etwas ganz Verschiedenes als der der Akoiki, obgleich die nämliche Person beide Titel haben kann. Es scheint ein bloßer Name zu seyn, ohne irgend ein Amt oder Privilegium einzuschließen. Wahrscheinlich hat der Tua eines Stammes zunächst die Aufgabe, die kriegerischen Unternehmungen zu leiten, wenn gleich jedem Krieger es frei steht, zu kämpfen oder zu fliehen, ohne irgend jemand dafür Rechenschaft zu schulden.

Gehen wir nun zu der niedern Volksclasse, zu welcher alle die gehören, welche keine Ländereien besitzen und im Krieg sich keine Lorbeern erwarben, so sind hier zuerst die Pelo-Pelo zu nennen, welche durch die Dienstleistungen bei den Häuptlingen sich ihren Unterhalt verdienen; sie bebauen das Feld, heimsen die Früchte ein und bereiten die Lebensmittel zu. Die Aorio, deren Stellung etwas unabhängiger ist, ernähren sich durch Fischfang; die Hoki oder Kolaa sind eine Art reisender Troubadours, Sänger, die von Stamm zu Stamm wandern; sie sind bei großen Festen die Tänzer. Wie die Frauen suchen sie sich mit Hülfe des Papa-Saftes eine weiße Farbe zu geben; sie sind Dichter, Musiker, Improvisatoren und Choragraphen in Einer Person, ohne jedoch durch diese Talente sich irgend welche Achtung zu erwerben. Ihre weiblichen Beschäftigungen ziehen ihnen die Verachtung einer Nation zu, welche die freien Künste wenig zu schätzen weiß.

Alle geschichtlichen Ueberlieferungen dieses Volks sind in den heiligen Hymnen der Tohuno niedergelegt: der fabelhafte Ursprung der Inseln des Archipels, die Namen der übrigen Inseln, an deren Existenz sie glauben, die Genealogie der Häuptlinge, die Großthaten ihrer Helden, die Geschichte ihrer Kriege, kurz alle bedeutenden Ereignisse sind in diesen Gesängen enthalten, welche in mehr als Einer Beziehung an die der Iliade erinnern. Der Ursprung des Archipels Nuka-Hiva ist darin auf folgende Weise beschrieben: die Länder, aus denen er besteht, waren zuvor vergraben in dem Havaiki (dem unterirdischen Raum), wo sich die Geister aufhalten, welche die Erde verließen, und ein Gott zog sie an die Oberfläche hervor. Damals gab es noch kein Meer; eine Frau schuf das Meer und alle Thiere und Pflanzen. Menschen und Fische waren in Höhlen unter der Erde eingesperrt; ein großes Erdbeben warf die Menschen auf die Oberfläche der Erde und stürzte die Fische in das Meer. Diese Gesänge zählen 44 Inseln außer Nuka-Hiva auf. Einige davon beziehen sich offenbar auf die Gruppe von Taiti.

Eine andere Ueberlieferung berichtet die Einführung der Kokosnüsse auf den Inseln von Nuka-Hiva. Der Gott Tao, als er sah, daß die Insel diesen Baum nicht besitze, brachte ihr ihn auf einem steinernen Kahn von der Insel Otupu. Die Einzelnheiten dieser Erzählung sind mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit beschrieben.

Vor der Einführung der Schießgewehre bestanden die Kriege aus lange fortgesetzten Scharmützeln. Die beiden kämpfenden Parteien stellten sich auf zwei Hügeln auf, zwischen welchen ein Thal mitten inne lag; zwei oder drei der tapfersten Vorkämpfer näherten sich tanzend dem Feinde und forderten ihn durch verhöhnende Gebärden heraus zu einem Zweikampfe; sogleich sprang eine Schaar der Feinde auf sie zu, um sie zu verfolgen, diese mußten sich zurückziehen, und so ging es fort auf beiden Seiten. Dazwischen fiel ein großer Steinregen und Geschosse wurden mit seltener Gewandtheit geschleudert; sobald ein Streiter fiel und von den Feinden fortgetragen wurde, so gab dieses das Signal zu einem furchtbaren Widerstande; denn die Ehre erforderte es, die Leichname nicht den Feinden preiszugeben, welche sie ihren Göttern zum Opfer bringen oder verzehren, und ihre Köpfe oder Haare unter ihre Siegestrophäen aufstellen würden. Diese Schädel zieren die Häuser der tapfersten Kämpfer, zur Verhöhnung werden ihnen Augen von Perlmutter eingesetzt, eine Nase von Holz und Zähne von Schweinen angesetzt. Dieß ist der größte Hohn, welchen sie dem Feinde erzeigen. Die Landessitte erlaubt den Frauen, welche sich in benachbarte Völkerschaften verheurathet haben, frei zwischen den feindlichen Heerlagern aus- und einzugehen. Ihre Person wird geachtet, zumal wenn sie mit den Häuptlingen in Verbindung stehen. Sie sind es, die den Frieden vermitteln oder die Nachrichten des Kriegs überbringen. Verheurathung eines Häuptlings ist häufig der Grund, welcher zwischen zwei Stämmen Waffenstillstand oder Frieden schafft. Als ein Mädchen aus dem Stamm der Taipi einen Häuptling von Taiohae geheurathet hatte, wurde die ganze Fläche Meeres, welche sie ihrem Mann entgegen zurückgelegt hatte, für tabu erklärt; auf dieser ganzen Strecke durfte eben deßwegen keine Schlacht mehr geschlagen werden. Und dieses Verbot bestand nicht bloß bei Lebzeiten der Frau, sondern auch nach ihrem Tode noch; denn man setzt voraus, ihr Geist müsse in den Gegenden, in welchen sie gelebt, umherirren, und fürchten eine furchtbare Rache für jede Entweihung ihres Gedächtnisses. Nur unter einer Bedingung hätte dieses tabu aufgehoben werden können, wenn nämlich der Häuptling seine Frau zu ihren Eltern zurückgeschickt hätte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiges Meteor. Ein Seeoffizier, Commandant der Brigg Vigie, meldet in einem Schreiben, daß er am 12 Junius 1842 unter 6° 21' N. B. und 13° 15' W. L. von P. um 8 Uhr Abends den Himmel, der bisher sehr schön gewesen war, sich mit schwarzen Wolken bedecken sah. Zwischen 8 und 9 Uhr hatten sie ein sehr schönes Schauspiel: man bemerkte zu wiederholtenmalen in der Nähe des Zenith etwas gegen Nordosten ein Meteor, das vollkommen aussah, wie das Feuerwerk, das man römische Lichter nennt. Es befand sich nicht sehr weit über dem Maste der Vigie, zweimal platzte es mit einem Geräusch, ähnlich dem eines römischen Lichtes, wenn es springt, und theilte sich in zwei Theile, von denen jedes ein kleines Meteor bildete, das fast augenblicklich verschwand. Im Augenblick des Phänomens zeigte der Barometer 0m,656, der Thermometer 26° C., und es herrschte schwacher Südwind bei hohler See. (Echo du Monde Savant vom 15 Junius.)

Ueber die Wälder in Frankreich. Bekanntlich ist im Laufe dieser Session der Kammern in Frankreich ein Gesetzesentwurf durch die Pairskammer gegangen, welcher wenigstens für die Möglichkeit sorgt, die Berge wieder mit Wald anzupflanzen, und inzwischen richtet sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr und mehr auf diesen Gegenstand, da die Flüsse in Folge der Entblößung der Berge immer größern Schaden anrichten. Fast alle Generalräthe der Departements haben sich mit den Fragen über die Wiederbewaldung, so wie über die Pflege und Benützung der Wälder sowohl von Seite des Staats, als der Privaten beschäftigt, und der Minister der öffentlichen Arbeiten hat im Verein mit den Ministerien des Innern und des Ackerbaues eine Commission niedergesetzt, um die Frage der Wiederbewaldung der Berge in Verbindung mit den Ueberschwemmungen und der Eindeichung der Flüsse zu behandeln. (Moniteur industriel vom 15 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die heilige Quelle.

Unser Weg führte ununterbrochen durch Felsenthäler, durch die Betten von Gebirgsströmen, durch tiefe Felsschluchten, zwischen Bergen, die durch Form und Farbe ein ganz eigenthümliches romantisches Ansehen erhalten, aber ganz entblößt von Erde sind und nicht die mindeste Spur von Vegetation zeigen; nur hie und da sieht man an einem tief gelegenen Fleck, wo sich wahrscheinlich die Feuchtigkeit länger hält als an den andern Punkten, einzeln stehende Babulbäume, die selten drei Fuß hoch sind und ihr Leben nicht einmal durch ein grünes Blatt beweisen. Wir überstiegen einige Reihen brauner Sandhügel, passirten mehrere Dörfer mit Dattelbaumpflanzungen und erreichten gegen neun Uhr die Ortschaften Gullah und Abosir.

Im Ganzen war der Weg, wenn man den Boden, über welchen er führte, in Anschlag bringt, leidlich, obgleich steinig und uneben. An mehreren Stellen fand man die Spur von Menschenhänden; die größeren Steine waren nämlich nach einer Seite gewälzt worden, wo sie eine Gränzlinie bildeten, aber trotz dieser Verbesserung lagen noch eine Menge großer und kleiner, zum Theil sehr spitziger Felsstücke auf dem Wege, so daß wir kaum begreifen konnten, wie die Kamele, die Hauptlastthiere dieses Landes, mit ihren weichen unbeschützten Füßen unbeschädigt diesen Weg passiren können. Es war übrigens eine der Hauptstraßen dieser Gegend, denn sie läuft, wie wir erfuhren, über Burka bis Bahrein und Bassora. Es begegneten uns viele Landleute, welche auf Kameien und Eseln ritten und die Erzeugnisse ihrer Felder, Datteln, Mangos, Weintrauben, Melonen und andere Früchte zu Markte brachten. Die Kamele schienen von der schlechtesten Art zu seyn, und konnten mit denen in Oberindien nicht verglichen werden, aber die Esel waren außerordentlich schön; der, welcher zu unserm Dienste gepreßt worden war, gehörte keineswegs zu den größten, aber er bewies uns die Kraft und Ausdauer der so berühmten Race von Oman vollkommen; sein gefühlloser Herr sprang, als der Tag heiß wurde, trotz der schweren Last des armen Thieres, auch noch hinten auf, und doch lief der Esel unter dieser doppelten Last eben so gutmüthig und eifrig fort, als vorher; er hatte weder Gebiß noch Zaum und seine Bewegungen wurden bloß durch die Streiche geleitet, welche er von seinen zwei Reitern oft höchst unnöthigerweise erhielt.

Das Dorf Abosir liegt am Fuß einer Hügelreihe, die mit denen zusammenhängt, welche wir auf dem ganzen Wege von Muttra her zur Linken gehabt hatten; sie sind nicht sehr hoch, gewähren aber durch Gestalt und Farbe einen sehr malerischen Anblick, sie erscheinen roth, grau, gelb und dunkelbraun, in Gipfeln und Bergrücken, und scheinen eher dem Urgebirge als dem secundären anzugehören; ihre Schichten zeigen sich überall sehr deutlich, aber auffallend verworren und durcheinander gewunden, nirgends bemerkt man Erde und so weit das Auge reicht, tragen sie weder Holz noch irgend eine andere Vegetation. Nach Nordosten verflacht sich der Boden zu einer öden Sandebene, auf welcher man nur selten einige Gruppen von Babulbäumen und Dattelpflanzungen entdeckt.

Man hat in dem Orte Abosir kein anderes Wasser als das, welches die heißen Quellen liefern, wegen deren wir gekommen waren; wir fanden drei Quellen, zwei waren unbedeutend und nur die dritte zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie entspringt in einer kleinen Höhle am Fuße eines Berges hinter dem Dorfe, dringt aus einer engen Oeffnung und läuft durch einen Canal, den sie selbst in den Felsen gebildet hat, in eine viereckige Cisterne oder ein Becken von Mauerwerk, das zu ihrer Aufnahme errichtet worden. Von hier läuft sie durch einen mit Kalk ausgemauerten Canal in einen großen, viereckigen Behälter aus Erde, aus welchem das Wasser, nachdem es sich abgekühlt hat, in das ganze Dorf vertheilt und zur Bewässerung benutzt wird. Da, wo die Quelle mächtig hervorströmt aus dem Gestein, ist ihr Wasser fast siedend heiß: dasselbe ist ganz hell und enthält, so viel wir durch den Geschmack unterscheiden konnten, weder Kalk noch irgend eine andere fremde Substanz, obgleich es durch Kalkgestein hindurchdringt; es ist das einzige Getränk der Einwohner des Dorfes, die es für sehr gesund halten. Man

Digitized by Google

ſchreibt übrigens dieſer Quelle nicht allein mediciniſche, ſondern auch heilige und wunderthätige Eigenſchaften zu, vermöge welcher ſie die Krankheiten der Perſonen heilt, die ſich in ihr baden, beſonders derer, die an allgemeinen Uebeln leiden. Wir ſelbſt ſahen einen ganz gelähmten Mann, der den Gebrauch ſeiner untern Extremitäten faſt völlig verloren hatte, ſich nach dem Bade hinſchleppen, und einige andere Patienten, die mit Geſchwüren bedeckt waren, lagen eben in dem Bade, um ihre Wunden abzuwaſchen, während viele andere herumſtanden und herumlagen, harrend bis die Reihe an ſie käme. Die Bewohner des Dorfes, welche uns begleiteten, ſuchten uns durch eifriges Zureden ebenfalls zum Baden zu bewegen, aber der Anblick der in dem Becken befindlichen Patienten benahm uns alle Luſt, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. Wir entſchuldigten uns nach allen Kräften und ſagten, wir hätten Gottlob nicht nöthig, die Heilkraft des Waſſers, die wir keineswegs bezweifelten, an uns ſelbſt zu verſuchen, und wir wuſchen nur da, wo die Quelle aus dem Felſen entſpringt, Hände und Geſicht; ich bin überzeugt, daß wir durch die Verſchmähung einer ſo großen Gnade in ihren Augen bedeutend verloren haben. Der Name dieſer heiligen Quelle iſt Alifchir.

Man führte uns im Dorfe in eine leere Lehmhütte, wo wir weder Teppiche noch irgend ein anderes Hausgeräth fanden. Wir legten uns alſo auf unſere Pferdedecken und Sättel und ließen uns das aufgetragene Mahl, das aus friſchen Datteln, Mangos, aus ſüßer und ſaurer Milch beſtand, vortrefflich ſchmecken. Während dieſer Mahlzeit beſuchten uns viele Bewohner des Dorfes, die wenigſtens eben ſo viel Vergnügen daran zu finden ſchienen, uns zu ſehen, als wir ſelbſt, indem wir ſie betrachteten; wir befriedigten gern ihre Neugierde, da wir dadurch Gelegenheit erhielten, ihre Tracht und ihre Gebräuche zu beobachten. Sie betrugen ſich übrigens höflich und artig, obgleich viele von ihnen ein ſehr wildes Anſehen hatten; einige dieſer Leute hatten Reiſen nach Indien gemacht und ſprachen leidlich hindoſtaniſch, ja einer war mit einem Schiffsherrn von Maskat bis nach London gekommen.

Wir ſahen viele Frauen vorbeigehen, die Waſſer aus der Ciſterne holten; ihre gelbe Geſichtsfarbe ſchien durch irgend ein künſtliches Mittel noch erhöht zu ſeyn, der blaue Schleier von Baumwollenzeug fällt in Falten bis auf die Füße herab; ſie trugen Armbänder von Silber und hatten Zierrathen von demſelben Metall in den Ohren und der Naſe. Die hier beſchriebene Tracht findet man ſowohl bei den Frauen der Araber als bei denen der Neger, nur die Güte und Feinheit des Stoffes iſt verſchieden. Die Männer in dieſer Gegend tragen eine rothe Kappe, um welche eine bunte Schärpe in Geſtalt eines Turbans gewunden wird.

Abofir enthält nichts als Lehmhäuſer, Dattelbaumhütten und einige Thürme aus Lehm, die zur Vertheidigung mit Schießſcharten und Fenſtern verſehen ſind. Man zieht faſt nichts als Datteln, doch zeigten uns die Leute einige kleine Felder, auf denen ihrer Angabe nach zuweilen Weizen gedeihen ſoll. Gegen Abend verließen wir den Ort und kehrten auf demſelben Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Muttra zurück. Bis zum Untergange der Sonne litten wir viel von dem glühenden Winde, der von den trockenen, öden Sandflächen herwehte. Die herrlichen Früchte und Sorbets, die in dem Hauſe eines freundlichen Kaufmanns, eines Parſen, für uns bereit ſtanden, waren eine ſehr wünſchenswerthe, köſtliche Erquickung.

Demawend.

Nachdem wir die Höhen von Girdu überſtiegen hatten, bemerkten wir in der Vegetation der Thäler eine auffallende Veränderung. Die Süßholzpflanze, welche die Ebenen von Merdusht und die Umgegend von Schiras bedeckt, die Tamariſken an den Canälen und mehrere von den dornigen Pflanzen, welche man auf den Gebirgen in denſelben Diſtricten antrifft, verſchwinden, und an ihre Stelle treten aromatiſche Kräuter, unter denen beſonders eine Art ſehr wohlriechender Raute vorzüglich häufig war. Eine eigene Diſtelart und mehrere Pflanzen mit Schmetterlingsblumen, ein paar niedrige Schwarzdornſträuche und einige andere Kräuter fanden ſich jetzt nicht nur in den Ebenen, ſondern auch an den felſigen, zerriſſenen Seiten der Hügel. Das Intereſſanteſte, was die Vegetation dieſer Gegend darbot, war die Pflanze, welche das Ammoniakgummi liefert; ſie gehört zu den Pentandrien und gleicht dem Fenchel oder dem Schierling, ſo viel wir jetzt noch an den verwelkten Stengeln und Zweigen erkennen konnten; ſie wächst zahlreich in der Ebene bis zu den Höhen und wird oft ſechs Fuß hoch. Wie man mir ſagte, zeichnet ſie ſich in ihrer günſtigen Jahreszeit, in der Zeit ihres Prangens, wie die Perſer ſich ausdrücken, durch ein reiches Dunkelgrün aus und iſt dann ſo mit Saft überfüllt, daß er ſtromweiſe aus dem kleinſten Riß auf die Erde läuft und in langen Streifen und Tropfen an den Stengeln vertrocknet, wie das Wachs an einer Kerze. In dieſem Zuſtande wird das Gummi eingeſammelt; es ſchmeckt bitter und die Tropfen haben inwendig eine perlweiße Farbe.

Es frühſtückte mit uns der Häuptling eines Stammes aus der Nähe des Demawend, und theilte uns unter andern einige Notizen über dieſen hohen merkwürdigen Gipfel der Elbrusberge mit. Er hatte die höchſte Spitze des Demawend vor kurzer Zeit mit einigen andern Häuptlingen erſtiegen und ſeiner Erzählung nach glaubte ich ſchließen zu können, daß er aus Bimsſtein und metalliſchen Schlacken beſteht. Auf dem Gipfel, ſagte er, befinde ſich eine große Oeffnung, als wenn hier ein Bergwerk geweſen wäre, und in verſchiedenen Richtungen fänden ſich mehrere kleine Höhlungen. Der ganze Berg enthält ſehr viel Schwefel, man ſammelt jährlich bedeutende Quantitäten zum Verkauf, und überall auf dem Bergkegel bemerkt man Schwefeldämpfe, aber weder Feuer noch Rauch. Auf der ganzen Oberfläche findet man weder einen Grashalm noch eine andere Spur von Vegetation; auch keine Quelle, keinen Bach. Der im Winter fallende Schnee wird, ſo wie er ſchmilzt, von dem Berge abſorbirt und erzeugt nie, ſo viel man bis jetzt bemerkt hat, auch nur den kleinſten Bach. Der Weg auf den Gipfel ſoll ſehr mühſam und ſteil ſeyn. Wenn dieſe Erzäh-

Digitized by Google

lung der Wahrheit gemäß ist, darf man nicht zweifeln, daß dieser merkwürdige Bergkegel, Demawend genannt, vulcanischen Ursprungs ist.

Skizzen aus Frankreich.

Nevers.

Mein einziger Reisegefährte ist der treue Joseph, welcher mich immer erst ehrerbietig um Erlaubniß fragt, wenn er mir etwas sagen will.

Um 8 Uhr Morgens bin ich in Nevers, welches nur sechs Meilen von Charité entfernt ist, angekommen. Nevers liegt amphitheatralisch an einem Hügel am Zusammenflusse der Nievre und der Loire. Die Kathedrale und das Schloß krönen diesen Hügel, von welchem die Straßen abwärts laufen. Daher kommt es, daß die Häuser, so häßlich sie sonst auch seyn mögen, doch wenigstens Luft haben.

Ich strebe darnach gelehrt zu werden, und fand zum Glück bei einem Buchhändler die Commentare Cäsars, welcher den Schatz seines Heeres in Nevers verwahrte. Cäsar ist das einzige Buch, welches man mitnehmen sollte, wenn man Frankreich bereist; es erfrischt die von den wunderlichen Raisonnements, welche man überall geduldig anhören muß, ermüdete und gelangweilte Einbildungskraft. Seine so edle Einfalt steht im vollkommensten Widerspruch mit den gedrechselten Höflichkeiten, woran die Provinz so überaus reich ist.

Ich besah die königliche Stückgießerei, welche jährlich 230 Kanonen liefert; ich ging auf die städtische Bibliothek, in der Hoffnung noch bedeutende Reste von der Römerherrschaft her zu finden, aber es war nicht der Mühe werth.

Die St. Stephanskirche gefällt mir ziemlich, man muß mehrere Stufen hinabgehen um hineinzukommen; der Grund dazu ist um die Mitte des eilften Jahrhunderts gelegt worden. Die Mode hatte damals noch nicht alle Erinnerungen an antike Kunst vernichtet. Diese Kirche ist romanisch und das Schiff derselben ist breit im Verhältniß zur Länge. Es bildet diese für die mittelalterliche Architektur bedeutsame Kirche ein lateinisches Kreuz, und wird von viereckigen Pfeilern, an welche auf jeder Seite eine Säule gekoppelt ist, in drei Schiffe getheilt. Das charakteristische Kennzeichen romanischer Gebäude ist Festigkeit; das Chor ist von runden Pfeilern umgeben auf denen volle Rundbogen ruhen, der classische Rundbogen findet sich hier überall.

Die ehemalige Kirche zum Erlöser, ebenfalls eine römische Basilica, ist jetzt jammerlicherweise oberhalb in ein Heumagazin, unterhalb in ein Waarenlager umgewandelt und enthält merkwürdige Sculpturen. Einige Capitäler sind schön grün bemalt und an gewissen Stellen vergoldet. Nahe bei dieser befindet sich eine andere alte Kirche, die dermalen zu einer profanen Brauerei eingerichtet ist. Sie hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes und zeigt den Uebergang vom runden zum spitzen Bogen. Manche Einzelnheiten waren zierlich ausgeführt und man setzt die Zeit ihrer Erbauung an das Ende des zwölften Jahrhunderts.

Die Kathedrale von St. Cyr ist eine längliche Basilica; ihr plumper Thurm gefällt den Bauern an der Nievre ungemein gut; sie werden durch einige an den Ecken angebrachte kolossale Figuren bestochen. Daß eine Kirche aus der barbarischen Zeit den Bauern gefalle, ist nichts Geringes. Als Frankreich zur Schreckenszeit die Religion als die unversöhnlichste Feindin der Freiheit ansah, wurden den meisten Heiligen in den gothischen Kirchen die Köpfe abgeschlagen, aber die großen Heiligen an dem Kirchthurme zu Nevers sind verschont geblieben.

Mit dem lebhaftesten Vergnügen betrachtete ich die Façade des Rathhauses; es war das Schloß der Grafen von Nevers, und was davon noch verhanden ist, gehört dem Anfang der Renaissance an, dieser reizenden Epoche, wo die ernsten Schönheiten antiker Baukunst sich hinter den eigensinnigen Verzierungen gothischer Art und Weise zu verbergen scheinen.

Der öffentliche Garten von Nevers ist sehr hübsch. Die elegante Welt findet sich hier ein an heitern Abenden, um zu plaudern und Erfrischungen zu genießen. Einige exotische Pflanzen verschönern den Garten und machen ihn auch dem Botaniker lieb.

In einem Garten der Straße la Tartre bemerkt man zwei schöne, ganz antike jonische Säulen in altem Gemäuer; in einem andern Garten befindet sich ein hübsches Grabmal aus der Zeit Ludwigs XII, welches mit sehr schönen, ziemlich gut erhaltenen kleinen Statuen verziert ist. — Unter der Regierung des kunstliebenden Franz I, welcher Architekten und Maler aus Italien verschrieb, der den trefflichen Francesco Primaticcio wie einen Fürsten ehrte, gelangten Baukunst, Malerei und Sculptur zu einer schönen Blüthe in Frankreich. Germain Pilon, Jean Cousin, Barthelemy Prieur und Pierre Francheville erwarben sich als ganz vorzügliche Bildhauer geachtete Namen. Von Jean Cousin, einem sehr vielseitigen Künstler, sieht man ein jüngstes Gericht im Pariser Museum. Derselbe in Italien gebildete Mann ist als ausgezeichneter Glasmaler berühmt. Unter den Arbeiten solcher Art, die von ihm herrühren, werden besonders die in der Kirche St. Gervais zu Paris gerühmt. Auch die Kathedrale St. Cyr in Nevers hat Jean Cousin mit einigen herrlichen Glasmalereien geschmückt, deren wundervolle Farbenpracht mich in Entzücken setzte. Ueberhaupt fand diese Kunstgattung in Frankreich in der genannten Periode eine sehr bedeutende Theilnahme. Auch finden wir hier neben Jean Cousin noch mehrere andere Künstlernamen von Bedeutung, wie Robert Pinaigrier, Bernard de Palissy und Henri Clande.

Mit der Glasmalerei hängt noch ein besonderes Kunsthandwerk zusammen, das in dieser Periode in Frankreich zu einer bedeutenden Blüthe gedieh, die Emailmalerei, als Verzierung verschiedenartiger, aus Kupfer gearbeiteter Geschirre und Gefäße, auch in ihrer Anwendung zu selbstständigen Tableaux. Der Hauptsitz dieses Industriezweiges war Limoges; seine Arbeiten bilden das Gegenstück zu den italienischen Majoliken, und auch sie geben wiederum in eine frühere Zeit zurück. Schon im zwölften Jahrhundert soll der Kunstzweig der Emaili-

Digitized by Google

arbeit in Limoges geblüht haben. Mancherlei Treffliches und Geschmackvolles findet sich sodann am Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, gleichzeitig mit jenem schönen Aufschwung der französischen Miniaturmalerei. Die eigentliche Blüthe der Emaillarbeit fällt indeß mit der Blüthe der Schule von Fontainebleau zusammen. Die Arbeiten erscheinen theils als colorirte Umrißzeichnungen mit einer glasartigen Transparenz der Farben, theils als Nachahmungen von Majoliken.

Die Höhle von San Francisco bei Villa Nova.

Ein französisches Blatt, die Audience (s. Voleur anm 5 Junius), erzählt von dieser Grotte eine Geschichte, deren Authenticität wir freilich dahingestellt seyn lassen müssen. Man betrachtete sechre die Grotte mit abergläubischem Schreck, und häufig sollen Räuber darin Zuflucht gefunden haben. Im Laufe des vorigen Jahres schlich in einer Sommernacht ein junger Bauer, Ramons Pedro, in die Nähe der Höhle, und suchte in aller Stille einen ungeheuren Felsblock fortzuwälzen. Als er ihn nicht von der Stelle brachte, grub er unterhalb desselben emsig ein Loch, der Block, ohne Unterlage, rollte mit einem furchtbaren Getöse abwärts und verstopfte gänzlich den Eingang der Grotte. Es war dieß eine That der Eifersucht und der Rache. Pedro war von einem Mädchen, Namens Paola, abgewiesen worden, und ein gewisser Mattro hatte den Vorzug erhalten. Mattro und seine Geliebte hatten sich ein Rendezvous in der Nähe der Höhle gegeben, und waren, die abergläubische Furcht ihrer Landsleute überwindend, endlich in die Höhle gegangen. Pedro, der ihnen seit einiger Zeit auf allen Tritten nachschlich, hatte sie belauscht, und war, als er sie in die Höhle treten sah, auf die furchtbare Rache verfallen, die nur allzu gut glückte. Ganz Villa Nova kam über das Verschwinden der schönen Hirtin in Aufregung, aber alles Suchen war umsonst, bis nach vierzehn Tagen zwei Bauern zufälliger Weise die Höhle von San Francisco durch einen ungeheuren Felsblock verstopft und eine von Raubvögeln angefressene Hand aus einer Spalte vorgestreckt sahen. Sie räumten den Felsblock weg, und fanden hier die Leichen Mattro's und seiner Geliebten. Der Verdacht fiel natürlich sogleich auf Pedro, der auch alsbald festgenommen und zum Tode verurtheilt wurde, aber sich im Gefängniß vor der Hinrichtung erdrosselte.

Markise - Inseln.

5. Sitten und Gebräuche der Markisen.

(Schluß.)

Taona ist der Name des schönen, eigenlichen und geordneten Amphitheaters, das sich, ähnlich den römischen Circusplätzen, in jeder Ortschaft findet. Stewart sah drei Schauspieler, einen jungen Mann von 20 Jahren und zwei Kinder von 10 bis 12 Jahren, ihr Costüm war im höchsten Grade bizarr und komisch; ihre Recitation und Gebärdenspiel anfangs langsam und gemessen, doch bald kam Leben in dasselbe; das Metrum der Verse wurde reißender und unter den heftigsten Bewegungen endigte der Tanz. Hierauf folgten Gesänge; die Frauen stimmten einförmige, tiefe Melodien an; sie schlugen mit den Händen den Tact, der nicht ohne Harmonie war. Niemand hat bis jetzt diese Gesänge verdolmetscht; oft bemerkt man darin den Namen verschiedener Personen und bestimmter Gegenstände wiederkehren; man konnte sich auch überzeugen, daß der Ausdruck sehr feel seyn mußte, nach den Gesten zu schließen; aber Näheres weiß man noch nichts darüber.

Trotz der beinahe vollkommenen Nacktheit der Einwohner ist die Zahl ihres Schmuckes doch nichts weniger als gering, aber im Gegensatz zu den civilisirten Völkern sind die Männer reichlicher damit versehen. Außer dem Tättowiren haben die Nukahaier mehrere seltsame Formen der Toilette. Gewöhnlich besteht ihre ganze Kleidung aus einem engen Gürtel, der aus der Rinde des Maulbeerbaumes zubereitet wird, aber an Festtagen schmücken die Krieger ihre Stirne mit einem runden Helmschmuck mit fliegendem Busche; ein Visir verhüllt ihr Gesicht; ein Band von Haiz, mit rother Haut überzogen, umgibt ihre Brust. Ein kurzer Mantel, der die Brust offen läßt, flattert um ihre Schultern; ein voller Köcher hängt darüber. Die Kleidung der Frauen ist einfacher; ihr Hauptschmuck besteht in den Haaren, welche sie mit feinem Kokosöl sorgsam pflegen; ein kurzes Band, eine Art Turban, umgibt mit Grazie ihre Stirne; ein Band von Blumen umgibt ihren kurzen, beweglichen Hals. Eine kurze Schürze, die bis zu den Knien reicht, dient ihnen als Rock; sie ist vom feinsten Zeuge.

Männer und Frauen baden sich häufig, um gegen die Hitze Schutz zu suchen. Um 3 Uhr Mittags ist das Ufer angefüllt mit Gruppen Badender, und in diesem Streit mit dem Element des Wassers erwerben sich die Wilden ihre Geschwindigkeit, Gelenkigkeit und rüstige Mannskraft. Die Kinder werden mit vieler sorgsamer Treue auferzogen, aber sobald sie groß geworden sind, führen sie ein unabhängiges, freies Leben, arbeiten beim Fischfang oder beim Einheimsen der Früchte, bis sie das Alter haben, um sich zu verheurathen. Keine besondere Feierlichkeit wird bei einer Hochzeit angestellt; nur zuweilen finden sich die beiderseitigen Familien zu einem Essen ein. Mann und Frau haben sich gegenseitig gefallen, sie vereinigen sich, und alles ist abgemacht; doch hat zuweilen die Einsprache von Seite der Eltern einen Heirathsvertrag rückgängig gemacht, aber dieses ist sehr selten, denn die Mädchen genießen eine schrankenlose Freiheit.

Die Bevölkerung vermindert sich entschieden auf schauderliche Weise seit mehreren Jahren. Die Einführung der Schießgewehre hatte die traurigsten Folgen. Die Berührung mit den Europäern war für die Insulaner bis jetzt noch nicht vortheilhaft. — Die Nukahaier sind gute Matrosen. Mehrere von ihnen haben schon große Reisen gemacht, und die Franzosen überlassen sich bereits der Hoffnung, ihre Marine meistens durch sie vervollständigen zu können.

Schließen wir diese Bemerkungen mit dem Wunsche, die französische Regierung möge dieses kräftige Naturvolk nicht allzu schnell auf einen Grad der Bildung erheben, welcher, weil er ihm unnatürlich, es nur unglücklich machen könnte; möge die protestantische und katholische Mission, die nebeneinander ihr Werk treiben, nicht dogmatischer Streitfragen der Gegenwart dahin verpflanzen, und mehr durch Schulen als durch Kirchen auf die Einwohner einwirken!

Neues Fossilienlager im Pariser Bassin. Dieses durch so manche Urbereste der Urwelt merkwürdige Bassin wird jetzt wahrscheinlich in Folge der Eisenbahnunternehmungen immer mehr untersucht, und so hat man kürzlich in der Mitte des Meerkalks bei Nanterre und Passy eine neue Knochenschichte nebst zahlreichen Korallithen entdeckt. (Courr. franç. 5 Junius.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Ursprung der Einwohner.

Die Einwohner zerfallen in eine Menge Unterabtheilungen, doch kann man jetzt etwa zwölf Hauptstämme annehmen mit einer Gesammtbevölkerung von ungefähr 115,000 Seelen. Ueber den Ursprung der Stammtheilung und den Haß der Stämme gegen einander läßt sich aus den Sagen nur eine schwache Aufklärung ziehen. Die Sagen sind etwa folgende. Vor der Ankunft der jetzigen Bewohner war das Land menschenleer und waldbedeckt. Drei Kähne Arawa, Kotahi-nui und Matatua kamen aus einem fernen Lande von Osten her. In dem Arawa befanden sich die Vorfahren der Nga-pui und Rarewa, welche im Vordertheil saßen, hinter ihnen in der Mitte die Nga-te-wakaua, und hinten die Nga-te-roinangi. Es ist noch heutiges Tages Sitte, daß diejenigen, welche auf eine wichtige Unternehmung ausziehen, tapu sind; sie dürfen nicht rauchen, nur Nahrung des Landes genießen und mit Frauen keine Gemeinschaft haben. Werden diese Gebote überschritten, so folgt Strafe der Götter. So geschah es hier: in der Mitte des Kahns befanden sich die Frauen, und ein Mann, Namens Tamate-Kapua, beging Ehebruch mit der Frau eines Nga-pui. Der Kahn hielt still, und konnte erst wieder fortfahren, als der Verbrecher gestraft und durch einen Zauberspruch der Zorn der Götter versöhnt war. Noch jetzt gilt der Spruch: „No te uru o te Awara Koe," du gehörst zu den Arawa, d. h. du bist ein Lügner und ein Betrüger. Die Nga-pui landeten in der Inselbai, die Rarewa in Oruru, die andern in der sogenannten Ueberflußbai zu Muketu. Der zweite Kahn landete an der Westküste bei Kawia und seine Mannschaft waren die Vorfahren der zahlreichen Stämme von Waikato. Der dritte Kahn brachte die Nga-te-awa nach Waketane auf der Ostküste, und später ließ sich ein Theil derselben zu Taranaki (am westlichen Eingang der Cooksstraße) nieder. So stammen die jetzigen zahlreichen Stämme wahrscheinlich von fünf Hauptstämmen ab. Nach der Sage kamen die Kähne von der Insel Hawaiki, und brachten das Taro (arum esculentum) und Hunde mit. Oben wurde schon erwähnt, daß später auch Kumara (die süße Kartoffel) aus Tawai eingeführt wurde. Die Namen Hawaiki und Tawai weisen auf die Sandwichinseln hin.

Eine noch ältere Tradition besagt, daß Maui und sein Bruder die neuseeländischen Inseln aus dem Wasser aufgefischt hätten. Maui ist kein Gott, obwohl die Sage ihm übernatürliche Kräfte gibt. Seine Eltern und das Land woher er kam, sind unbekannt. Eines Tages ging er mit seinem jüngsten Bruder aufs Fischen aus; es fehlte an einem Köder, der Bruder bot sein Ohr dazu an, und beide zogen die Inseln aus dem Meere herauf. Ein Berg auf der Ostküste, Hiko-rangi (des Himmels Schweif) genannt, soll der Angelhaken Mauis gewesen seyn. Diese Mythe, welche vielleicht einen geologischen Grund hat, ist ganz übereinstimmend mit einer Sage auf den Tongainseln, nur sind die Personen verschieden benannt. Dieser Maui ist die wichtigste Person in allen den mythischen Sagen der ächten Polynesier, und namentlich in denen der Sandwich-Inseln, deren eine auch seinen Namen trägt. Die Frage, ob die Neuseeländer aus den Sandwichinseln kamen, bietet Schwierigkeiten dar, die sich wohl nie mehr ganz lösen lassen. Indeß sind die Sprachen der Sandwichinseln und Neuseelands einander näher verwandt, als bloß durch das gemeinsame Band, das alle Polynesier umschlingt. Stauden und Bäume derselben Gattung, wenn auch von verschiedenen Arten führen dieselben Namen in Neuseeland und auf den Sandwichinseln. Die Kawa (aus Piper methysticum gemacht) wird auf Neuseeland nicht getrunken, aber in letzterem Lande führt der Piper excelsum denselben Namen; Rata und Aki sind zwei Arten Eisenmaaß (Metrosideros) die sich in Neuseeland und den Sandwichinseln finden; die Züge der Bewohner sind sehr ähnlich, ebenso der Charakter ihrer Sculptur und ihre Manufacte. Die Sandwichinseln sind allerdings von allen diesen Inseln die entferntesten von Neuseeland, aber größere oder geringere Entfernung thut hier nicht viel zur Sache, denn auf den Chatham-Inseln, welche nur 300 (engl.) Meilen südlich von Neuseeland liegen, leben die Ueberreste einer eingeborenen Race, die in kurzer Zeit

Digitized by Google

vor den eindringenden Neuseeländern verschwinden wird, und, obgleich auch Polynesier, mit den Neuseeländern nichts gemein hat. Letztere wußten gar nichts von dieser Insel, ehe sie auf europäischen Schiffen dahin kamen.

Die Wanderungen der Menschen in dem großen Ocean haben nichts Geheimnißvolleres, als die der Pflanzen und Thiere. Wenn ein Landvogel, der nicht weit fliegen kann, sich in beiden Inselgruppen Neuseeland und den Chatham-Inseln findet, oder wenn der Apterix australis, welcher gar nicht fliegen kann, sich auf der kleinen Barrier-Insel in der Nähe Neuseelands sowie auf letzterem sich findet, so darf man wohl fragen, ob nicht geologische Gründe vorhanden sind, die auf eine ehemalige Verbindung dieser Insel mit Neuseeland hindeuten, das ganz gewiß ein Mittelpunkt eigenthümlicher Thiere und Pflanzen ist. Es ist nicht unmöglich, ja sehr wahrscheinlich, daß eine physische Revolution den Weg, auf welchem die frühere Wanderung statt fand, zerstörte, und ein Continent, von dem Neuseeland, die Chatham-Inseln und Norfolk die Ruinen sind, früher einen großen Raum einnahm. Nach den Berichten der Wallfischfanger ist zwischen den Chatham-Inseln und Neuseeland, so wie zwischen letzterem und Norfolk die Meerestiefe nur gering, und aus diesem Grunde wird hier namentlich die Wallfischjagd angestellt. Es ist viel wahrscheinlicher, daß einst zwischen Neuseeland und den Chatham-Inseln eine Landverbindung bestand, als daß man von Neuseeland aus über eine stets stürmische See in einem schwachen Kahne dahin gelangte. Auch trifft hier die Tradition zusammen, denn unter den Eingebornen Neuseelands haben sich dunkle Erinnerungen großer geologischer Ereignisse erhalten, und sie sagen, die mittlere Insel sey mit der nördlichen verbunden gewesen.

Die in Neuseeland allgemein verbreitete Tradition ist, daß die Bewohner aus dem Osten und nicht aus Westen kamen, wie man behauptet hat, nur um die Theorie einer ununterbrochenen Wanderung von Asien her zu unterstützen: die ächt polynesische Race ist durch die Negritos und die Malayen, welche Racen in physischer Stärke und geistigen Fähigkeiten unter den Polynesiern stehen, also wohl schwerlich dieselben ostwärts gedrängt haben, von Asien getrennt. Auf der andern Seite erinnern die schönen regelmäßigen Gesichtszüge der Neuseeländer, der jüdische Ausdruck ihrer Züge, ihre sehr helle Hautfarbe und das Ganze ihrer Sitten auffallend an jene alte asiatisch-afrikanische Bildung, welche in den Phöniziern ihren Hochpunkt erreichte, und weisen auf eine engere Verwandtschaft mit Nationen hin, die in Asien eingeboren, von denen sie aber jetzt durch schwarze Stämme getrennt sind. Die einheimische Taufe, die Gesetze des „Tapu," die monotheistische Richtung ihrer religiösen Ideen, alles mahnt stark an diese asiatischen Nationen.

Gegenwärtig geht eine Wanderung der Malayen nach Neuguinea und Australien vor sich; wir finden unter ihnen die unternehmendsten Kaufleute der Südsee, welche Forts und Niederlassungen auf der Nordküste Australiens, auf Neuguinea und mehrern Inseln angelegt haben, und sich allmählich über das Gebiet der Australneger verbreiten. Diese Wanderung hat aber nichts zu thun mit der alten Bevölkerung der Inseln Polynesiens, von deren Bewohnern die Malayen immer noch durch die schwarze Race geschieden sind. Es ist dieß eine neue Wanderung, welche durch den Geschichtschreiber und Geographen leicht verfolgt werden kann.

zweifle, ob sich aus der einheimischen Tradition viel mehr als das Obige entnehmen läßt. Wenn es ein mythologisches System in dem Lande gab, aus dem die Neuseeländer abstammen, so scheint es von den letztern nicht vollständig, sondern nur in fragmentarischen und verwirrten Begriffen und abergläubischen Ansichten nach ihrem neuen Lande gebracht worden zu seyn. Doch sind immer noch Spuren eines ältern ursprünglichen Glaubens da, der auf den Sandwichinseln zu einer größeren Ausbildung gedieben ist. Hier waren die Traditionen und religiösen Gebräuche in den Händen einer Priesterkaste, und dasselbe ist in Neuseeland der Fall, obgleich es hier schwer zu entscheiden ist, was ein „Tohunga" seyn soll, denn das Wort bedeutet bloß einen weisen Mann, und bezeichnet keine besondere, durch Rang und Vorrechte geschiedene Classe.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Komaischah.

Diese altpersische Stadt war ehedem sehr groß und stark bevölkert, dermalen aber ist sie ganz entsetzlich verödet; wir gingen durch schmale Reihen von zerstörten und verfallenen Häusern, durch lange verlassene Bazaes, die endlos schienen und zwar alle nur aus Lehm gebaut waren, aber doch eine Menge Bewohner enthalten haben mußten. Hie und da fanden wir noch ein Haus oder einen Laden bewohnt, aber die Menschen kamen wie Gespenster, die aus ihren Gräbern heraufbeschworen werden, an das Licht hervor, sahen uns mit einem verdrossenen geistlosen Lächeln an und schlichen dann wieder in ihre Löcher. Unsere Führer schienen stolz darauf zu seyn, daß sie uns diese Trümmer eines verschwundenen Wohlstandes zeigen konnten; aber sie würden uns wohl nicht hieher geführt haben, wenn die Stadt noch von Menschen bewohnt gewesen wäre. Einer meiner deutschen Freunde erzählte mir, daß er bei einer frühern Gelegenheit so unvorsichtig gewesen sey, ohne Führer sich in diese Ruinen zu begeben und lange Zeit in diesem Labyrinth sich herumgetrieben habe, ehe er den Ausgang finden konnte. Wir gelangten endlich zu einer ziemlich guten Wohnung, die zu dem Hause des Gouverneurs gehörte, wo man uns nach den gewöhnlichen Complimenten der Ruhe überließ.

Die Epoche des größten Wohlstandes dieser Stadt ist schon lange vorüber und fand wahrscheinlich unter der Regierung des ersten und größten Königs von der Dynastie der Sofi statt, unter der glorreichen Regierung des Schah Ismael Thamasep. Schon zu Chardins Zeiten bestand sie großentheils aus Ruinen

Digitized by Google

und er sagt, sie sey nichts als ein großes Dorf; aber mit Entzücken spricht er von der Fruchtbarkeit der sie umgebenden Ebene. Von diesem Zustande der Fülle und glücklichen Gedeihens ist Komatschah und die Umgegend außerordentlich herabgesunken. Die Schuld hieran muß man allerdings zum Theil den Afghanen zuschreiben, die während ihres Einfalls in dieses Land grasen, unersetzlichen Schaden anrichteten; aber größern Nachtheil noch brachte die Raubsucht der jetzigen Herrscher. Vor mehrern Jahren bemühte sich der jetzige Suder Amin, unter dessen Oberaufsicht die Provinz Irak stand, und der viel zur Verschönerung von Ispahan und der Umgegend gethan hat, die Stadt Komatschah mehr zu bevölkern und in bessern Zustand zu setzen; es gelang ihm auch insoweit, daß über 3000 Seelen sich wieder in der Stadt befanden und die angränzenden Felder wieder besser angebaut wurden. Die Steuern erhob er mit Berücksichtigung der Verhältnisse, und hätte man ihn gewähren lassen, würde sich die Stadt allmählich erholt haben. Allein kurz nach diesen trefflichen und zweckmäßigen Anordnungen des Suder Amin bestimmte der König diesen unglücklichen District seinem lieben Schwiegersohne Kassim Khan, demselben, der Girdu verheert hatte, als Gehalt, was sehr häufig geschieht, um die Ansprüche der Staatsdramten zu befriedigen. Kaum hatte dieser Tyrann Besitz ergriffen, als er die Steuern erhöhte und schon in den ersten zehn Monaten 23,000 Toman erpreßte. Die Folge war, was sich wohl voraussehen ließ, daß die eben im Wachsen begriffene Wohlfahrt des Ortes gehemmt und die armen, beraubten Einwohner zur Verzweiflung gebracht wurden. Sie stellten dem König ihre Noth vor und baten, er möge den Bezirk wie früher dem Suder Amin anvertrauen. Ob dieses Gesuch gewährt werden wird oder nicht, hängt wahrscheinlich von der Stimmung des Monarchen ab, wenn er die Vorstellung erhält, mehr vielleicht noch von den Geschenken, welche die Bittenden mitbringen, und ob sie im Stande sind, ihren Tyrannen durch Bestechungen zu überbieten. Wenn es ihm gelingt die Stelle zu behalten, so wird es den Bewohnern von Komatschah nach einem solchen fruchtlosen Versuch noch weit schlimmer gehen als vorher, und es wird zwischen beiden Theilen ein Kampf entstehen, der fast immer zum Nachtheil der Unterthanen ausfällt. Mit Sadi möchte man ausrufen: Sende Herrscher, o Gott, die Farsistan mit Gerechtigkeit beglücken!

Das Elbrusgebirge.

Die Oberfläche des großen Landstrichs von Khorasan ist, wie die meisten andern Provinzen von Persien, theils eben, theils gebirgig. Ein sehr großer Theil ist total untauglich zur Wohnung für Menschen, weil er aus kahlen Felsen ohne Vegetation und Wasser, aus Salz- oder Sandwüsten besteht, zwischen welchen wenige fruchtbare Oasen hie und da zerstreut, wie Inseln im Meere liegen. Bei einer geographischen Darstellung der persischen Lande muß man stets die unbewohnten Bezirke von den culturfähigen sondern.

Die große Gebirgskette, welche die Provinzen Aderbeidschan und Irak von Mazanderan und Ghilan scheidet, führt an einigen Theilen den Namen Kohe Kaukasan, gewöhnlich aber wird sie im allgemeinen das Elbruzgebirge genannt; sie steht mit den Gebirgen in Armenien, folglich mit der großen Bergkette des Kaukasus in Verbindung. Die östliche Richtung beibehaltend, läuft sie durch den nördlichen Theil von Khorasan, wo sie mehrere Seitenäste nach Süden sendet, bis sie nördlich von Mesched vorbeiziehend und in das Hochland von Hazareh und Balai Murgab sich verzweigend, südlich von Balkh in die entfernte Provinz Badakschan ausläuft und sich endlich in dem großen Gebirgszug verliert, der nördlich von Kabul die erstaunten Blicke fesselt, mit den Bergketten des Hindukuich und des Himalaya in Verbindung steht, und in deren schaurigen Felsschluchten die mächtigsten, stolzesten Ströme von Asien entspringen.

Ein sehr merkwürdiger Charakterzug dieser Bergkette des Elbuez ist, daß sie in ihrer ganzen großen Ausdehnung den Wall der persischen Hochebene bildet. Die Wüste im Osten des caspischen Meeres endigt an dieser Bergkette, so daß diese wie eine Mauer aufsteigt, ohne alle Verflachungen oder Thäler, so scharf abgeschnitten ist diese Gränze, wenn auch an manchen Stellen tief eingekerbt. Die Gegend im Südrn dieser imposanten Bergreihe bildet gleichfalls eine Hochebene, und nördlich von dem Fuße dieser Gebirge breitet sich in unermeßlicher Weite die große Sandwüste aus, welche die Steppe von Charesmien in sich schließt. In dieser Wüste finden sich mehrere fruchtbare Oasen, bewässert von einigen lebendigen Quellen, deren Gemurmel für den müden Wanderer die lieblichste Musik ist. Nicht fern davon ist der See, in den der Oxus und Jaxartes seine Wellen ergießt. Von den Berggipfeln des Elburz, welche in dieser Gegend sich erheben, überblickt man die fruchtbaren Bezirke Astrabad, Gurgan und Mazandran mit fetten Triften und obstreichen Hügeln.

Der ganze Landstrich weiter oben mit allen dazu gehörigen Marken wird von den Eingebornen Attok genannt, was so viel heißt als Saum, und enthält die bedeutenden Städte Nissa, Abiverd, Dirum, Mehined nebst den dazu gehörigen Dörfern, welche aber jetzt alle in Ruinen liegen und verlassen sind, weil die räuberischen Stämme der Turkomanen sich durch unausgesetzte Einfälle in den Besitz der ganzen Gegend gesetzt haben und ihre Zelte zwischen den Trümmern dieser ehemaligen Städte aufschlagen. Der einzige Ort von Bedeutung im Attok ist Serug, eine uralte Stadt, deren Ueberreste jetzt von Turkomanen und Usbeken bewohnt werden. Das von vielen herrlichen klaren Gebirgsbächen bewässerte Land war vor dem alles verheerenden Einfalle dieser wilden Nomaden trefflich angebaut und stark bevölkert. Die Landschaft um die alte Stadt Tun wird jetzt wieder cultivirt, und theilweise erblickt man Menschenwohnungen, Lehmhäuser oder Dattelbaumhütten; dann findet man aber bis Sunabad wenig oder gar keine Menschen. Letzteres ist ein bedeutender Ort, sieben Tagereisen von Nischapur.

Digitized by Google

Wanderungen auf den Cykladen.

Amorgos.

Wir waren nach dem langen Umherwandern am Tage ruhig in unserem Kutter eingeschlafen während eines sehr milden Südwindes, als wir plötzlich auf eine sehr unangenehme Weise geweckt wurden. Der Südwind war während der Nacht stärker geworden, trieb die Wogen auf und die Wolken zusammen, ein fruchtbarer Regen kam dazu, und unsere Matrosen hatten große Mühe ihre Arbeiten zu verrichten. Die Wasser des Meeres und des Himmels schienen sich zu gleicher Zeit über uns zu ergießen, und Bücher, Karten, Kleider, alles schwamm bunt durcheinander um uns herum. Indeß war die Mannschaft kräftig und an solche Vorfälle gewöhnt, und unser Capitän, ein alter Matrose, der weder lesen noch schreiben konnte, aber das Meer zwischen diesen Inseln zu allen Jahreszeiten befahren hatte, kannte dasselbe vollkommen. Sobald der erste unangenehme Eindruck vorüber war, warteten wir geduldig das Ende dieses Spiels der Wellen und des Windes ab; mit Sonnenaufgang legte sich der Sturm und wir bekamen Amorgos, eine der Sporaden, zu Gesicht. Die Schwierigkeit bestand nur darin, an der Rhede in den Hafen einzulaufen, und zwar in den von Amorgos, statt in den von St. Johann. Es dauerte nicht weniger als zwei Stunden, bis es uns gelang, an dem kleinen Dorfe Catapala (die untere Stadt) anzulegen.

Wir schickten sogleich zu dem Dimarchen, der zu Amorgos, eine Stunde von der Scala von Catapala, wohnt, und ließen ihn bitten uns die nöthigen Pferde und Maulthiere zu senden. Inzwischen ließen wir uns ans Land setzen. Im Alterthum fanden sich auf der Insel Amorgos drei bekannte Städte; Karkesia, Aigialos und Minoa, Vaterstadt des Dichters Simonides, der auch den Beinamen Amorgines führt. Minoa lag genau auf der Stelle des heutigen Catapala, und seine Vorstädte erstreckten sich bis ans Meer und längs dem Ufer desselben hin, wo man noch jetzt viele Ruinen sieht; die Mauern der jetzigen Häuser und Gärten bestehen aus antiken Fragmenten: mitten unter den rohesten Steinen sieht man da eine lange Votivinschrift, dort ein Stück von einem Basrelief. Als ich durch einen Garten ging, sah ich am Ende einer langen Laube besser erhaltene Ueberreste verstümmelter Köpfe, und mehrere drapirte, aber sehr mittelmäßig gearbeitete Statuen ohne Köpfe. Neben der jetzigen Kirche sind die Ueberreste eines alten Tempels, die Bruchstücke liegen auf dem Boden zerstreut und die verstümmelten Säulen sehen da und dort aus dem Boden heraus. Etwas weiterhin zwischen der Kirche und dem Meere sind nebeneinander fünfzehn gewölbte Keller, alle von gleicher Form und mit der Oeffnung nach dem Meere zu. Diese Gewölbe, welche aus der römischen Zeit scheinen, sind zu groß und zu gleichförmig gebaut, als daß sie alte Gräber seyn könnten. Nichts zeigt überdieß, wie in andern alten Bauten dieser Art, im Innern den für die Graburne und die Reste des Todten bestimmten Platz an; vielleicht waren dieß Magazine der Scala von Minoa.

Die alte Stadt zog sich, wie es scheint, um den innern Abhang des Berges, der sich über Catapala erhebt. Ich brauchte drei Viertelstunden, um über unzählige kleine Einschließungsmauern, die zur Hegung der Heerden dienen sollen, bis zu den Resten der großen hellenischen Mauer hinaufzusteigen, welche die Stadt einst umschloß. Ein viereckiger, zehn Fuß über den jetzigen Boden hervorragender Thurm, der aus großen Steinen aufgeführt ist, einige Lagen dieser Steine, die da und dort zwischen den neuern Mauern hervorstanden, und einige schöne in der Nähe des Thurmes auf den Feldern zerstreute Marmorbruchstücke — das ist alles, was von der Geburtsstadt des Simonides noch übrig ist. Ich folgte den Ruinenspuren bis zum Kamm des kleinen Berges, hier wurde aber der Felsen so gleichförmig, daß hier kein Bau zu unterscheiden war. Von diesem Punkt aus hat man eine weite Aussicht über den Hafen von Catapala, über die beiden Landzungen, die ihn einschließen, und das Meer, das sich jenseits derselben ausdehnt. Wendet man sich gegen das Innere der Insel, so erblickt man oben auf einer sanft abfallenden Höhe einige weiße Häuser, die von zwei schroffen Felsenspitzen überragt werden. Dieß ist die moderne Hauptstadt der Insel Amorgos. Als Pater Sauger sie vor anderthalb Jahrhunderten besuchte, existirte nur der Flecken Catapala, in dessen Mitte, wie er sagt, sich ein altes Schloß erhebt, das einst die Herzoge von Naxos bauen ließen. Ich suchte aber längere Zeit auf den innern und äußern Abhängen des Berges von Minoa bis zum Hafen und durch die Gärten von Catapala hindurch, konnte aber keine Spur dieses Feudalschlosses finden. Wahrscheinlich wurden die Steine zum Bau der Häuser von Catapala benützt.

Die neuern Amorgitaner galten lange Zeit für die furchtbarsten Seeräuber und ihre Frauen für die schönsten des Archipels. Die Kriegsschiffe von Frankreich und England haben dem piratischen Gelüste dieser kleinen Inseln, deren sämmtliche Bewohner arm und durch den Druck und die Unwissenheit demoralisirt waren, aber Gewehr und Ruder zu handhaben wußten, Einhalt gethan, und sie werden sich wohl bald den Gewohnheiten der neuen Gesellschaft, der sie angehören, anschließen. Wenn ein Dampfschiff durch regelmäßige Besuche sie in den Verkehr mit den andern Inseln hineinzieht, so wird man sie bald mit Leichtigkeit und Einsicht sich in die neue Ordnung finden sehen. Die kleine Anzahl Frauen, welche ich in den engen und unsaubern Straßen, so wie in den dunkeln Häusern sah, die von den Schweinen als ausschließliches Eigenthum angesprochen zu werden scheinen, verläugneten ihren alten Ruf der Schönheit nicht, aber die frische Farbe war verschwunden, ihr Gesicht abgemagert. Das unglückliche Dorf war seit einem Monat vom Fieber heimgesucht, alles war krank und keine Möglichkeit sich zu pflegen, denn es fehlte an Aerzten und Arzneien, an Brod, Wein, Fleisch und Gemüse; einige Oliven und etwas Käse war alles, was man bekommen konnte, und um Brod zu erhalten, mußte man bis zu dem eine Stunde entfernten Kloster gehen, denn hier ist die einzige Bäckerei des Landes, die mehr als einmal in der Woche bäckt.

Ich hatte hinreichend Zeit, die Ruinen des alten Minoa zu durchwandern und bis zur Ankunft unserer Maulthiere das Mauerwerk des neuen Dorfes zu besuchen. Hier findet sich niemand, der auf die Bedürfnisse der Reisenden speculirt, es gibt keinen Maulthiervermiether, keinen Agojaten oder Maulthiertreiber, der den Fremden geleitet. Der eine hat einen Esel, der andere ein Maulthier zu seinem eigenen Gebrauch, derjenige aber, welcher keines hat, oder ein Reisender besitzt kein anderes Mittel, sich welche zu verschaffen, als indem er sie durch den Dimarchen militärisch requiriren läßt oder seinen Nachbar darum bittet. Als unser Bote zu dem Dimarchen kam, mußte man auf die Felder schicken, um die Eigenthümer solcher Thiere aufzusuchen, ob sie wohl gefällig oder klug genug wären, die Vortheile einzusehen, die daraus entspringen konnten, wenn sie einem Franken einen Dienst leisteten. Endlich kamen jedoch die Maulthiere an, und nach einem reichlichen Frühstück an Bord begaben wir uns nach der Stadt. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1843.

Das Fest des heiligen Christoval zu Merida in Yucatan.

(Stephens Incidents of Travels.)

Wir waren zu Merida gerade zur rechten Zeit angekommen, denn das Fest des heiligen Christoval, welches neun Tage dauert, neigte sich eben zu seinem Ende, und an diesem Abend sollte in der Kirche des Heiligen eine große Function statt finden. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, und nach einem hastigen Mahle begaben wir uns, von einem indianischen Jungen geleitet, nach der Kirche. Wir befanden uns bald in der Hauptstraße, auf welcher, wie es schien, die ganze Bevölkerung Merida's zum Feste zog. In jedem Hause hing eine Laterne von den Balconfenstern herab, oder ein langes Licht stand unter einer Glasglocke. Am Ende der Straße war ein großer Platz mit der Kirche auf der einen Seite, deren Fronte glänzend beleuchtet war, und auf deren Plattform und Stufen, so wie auf dem offenen Platze vor derselben eine wogende Masse von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, meist weißgekleidete Indianer, sich befand. Wir machten uns Bahn bis zur Thüre und fanden das Innere der Kirche blendend beleuchtet. Zwei Reihen hoher Leuchter mit acht oder zehn Fuß hohen Wachskerzen erstreckten sich durch die ganze Länge von der Thüre bis zum Altar. Allenthalben hingen vom Boden bis zur Decke unzählige Lampen, und am äußersten Ende auf einer erhöhten Plattform stand ein 30 Fuß hoher Altar, voll Silberschmuck und Blumenvasen und ebenfalls von zahllosen Lampen glänzend erhellt. Priester in schimmernder Kleidung dienten am Altar; die Musik hallte durch den Corridor und die Bogen, und der Raum der ungeheuren Kirche war bedeckt mit knieenden Frauen, weiß gekleidet und mit weißen Shawls um den Kopf. In der ganzen Kirche war nicht Ein Mann zu sehen. In unserer Nähe war eine Schaar junger Mädchen, schön gekleidet, mit dunklen Augen, die Haare mit Blumen geschmückt. Der Ruf der Schönheit der Frauen von Merida war augenscheinlich nicht unverdient.

Der Gesang verstummte, und als die Frauen aufstanden, glichen sie einer Schaar Geister aus einer reinern Welt, als sie sich aber gegen die Thüre wandten, wurde der Horizont dunkel von indianischen Gesichtern, und hie und da erhob sich ein einzelner schwarzer Fleck, ein afrikanisches Gesicht unter den röthlichen Figuren der Indianerinnen. Wir warteten, bis die letzte hinaus war, und verließen dann gleichfalls die Kirche, die von Licht flammte, während außen Raketen und andere Feuerwerke, Trommeln und Geigen die Luft erfüllten.

Wir wandten uns links von der Plaza in eine illuminirte Straße, in der ein ungeheures Kreuz querüber aufgerichtet war, gleichfalls glänzend erleuchtet. Da wir gerade von der Kirche kamen, so schien dieß in unmittelbarer Verbindung mit der Ceremonie zu stehen, die wir so eben in der Kirche gesehen hatten, aber die Menge blieb vor dem Kreuze, und einem großen gleichfalls illuminirten Hause gegenüber stehen. Die Thüre dieses Hauses stand für alle offen, welche hineingehen wollten, oder vielmehr, die sich einen Weg hinein bahnen konnten. Wir ließen uns durch die Masse vorwärts schieben und bahnten uns mit großer Mühe einen Weg nach der Sala. Dieß war ein großes Zimmer, das sich durch die ganze Fronte des Hauses hin erstreckte. Es war zum Ersticken heiß und voll von Männern und Weibern, Damen und Herren, oder wie man sie sonst nennen mag, lärmend und geräuschvoll, als wäre man in einem Tollhause. Eine Zeitlang konnten wir durchaus nicht begreifen, was hier vorging. Allmählich wurden wir der Länge nach durch die Sala geschoben, bei jedem Schritt gestoßen und getreten, hie und da fuhr uns ein Strohhutrand über die Nase oder der Qualm einer Papiercigarre in die Augen. Auf jeder Seite der Tafel war ein roher, aus zwei Brettern zusammengeschlagener Tisch und alle zwei Fuß ein Licht in einem schlechten zinnernen Untersatz. Längs den Tischen liefen eben so rohe Bänke hin, mit Männern und Frauen, Weißen, Mestizen und Indianern besetzt, alle so eng an einander als nur immer möglich. Jeder hatte ein Blatt Papier von einem Fuß im Viereck vor sich, mit Zahlen und Strichen, daneben ein kleines Häufchen Mais und einen Stab, etwa 18″ lang und 1″ dick; alle hatten die Augen auf ihre Papiere gerichtet.

Digitized by Google

Wir waren allmählich bis in den Corridor gekommen, hier aber konnten wir nicht weiter, denn einen Schritt von uns stand ein Knabe, augenscheinlich der Anführer dieser nächtlichen Orgie, auf einer erhöhten Stelle, rasselte mit einem Sack voll Kugeln, und seine schrille und doch singende Stimme übertönte alles. In diesem Augenblick erreichte der Lärm den höchsten Gipfel: das ganze Haus schien sich gegen den Knaben zu erheben, dessen Stimme endlich überwältigt wurde. Längs dem Corridor und im ganzen Raum des Patio waren Tische, Bänke, die oben beschriebenen Papiere mit Zahlen, Maishäufchen und schwere Stöcke. Hier saßen Grauköpfe, Knaben, Mädchen und kleine Kinder, Väter und Mütter, Herren und Diener, hohe Beamte, Maulthiertreiber und Toreadores, Señoras und Señoritas, mit Juwelen um den Hals und Rosen in den Haaren, neben indianischen Frauen, die nichts hatten als die Kleidung die sie trugen, vielleicht in allem 2000 Personen, und diese große Menge, von der viele wenige Minuten zuvor in der Kirche auf den Knien gelegen hatten — alle jetzt vereint in einem öffentlichen Spielhaus! wahrlich ein seltsamer Anblick für einen Fremden in der ersten Nacht seiner Ankunft in der Hauptstadt.

Aber der Teufel ist nicht so schwarz als man ihn malt, obgleich ich das Spiel, diese Geißel aller Stände in Yucatan und in Mexico überhaupt keineswegs in Schutz nehmen will. Das Spiel heißt La Lotteria (das Lotto) und ist in allen mexicanischen Provinzen eine Lieblingsunterhaltung, von der Regierung nicht nur gestattet, sondern als Einkommensquelle benutzt, indem die Blätter mit den Zahlen von der Regierung gestempelt und zu einem Real verkauft werden. Jeder Spieler kauft ein solches Blatt und befestigt es vor sich mit einer Oblate. Ein Einsatz wird gegeben, der Knabe rasselt mit seinen Kugeln, greift sie dann heraus und liest sie in singendem Ton ab. Wer zuerst seine fünf Nummern voll hat, gewinnt; manchmal entsteht ein Irrthum, und ein solcher hatte das oben erwähnte verwirrte Geschrei zur Folge gehabt. Der Einsatz ist ausnehmend gering; der Knabe hatte anfangs zwei Realen als das Aeußerste genannt, man fand aber auch dieß zu hoch, und es wurde ein Medio (halber Real) festgesetzt. Man kann nicht sagen, daß der Spielgeist die Leute zusammentreibt; das Volk von Merida liebt Belustigungen sehr, und da es weder Theater noch andere ähnliche Unterhaltungen gibt, so bietet das Lotto eine Gelegenheit dar, wo sich Personen jedes Alters und Standes zusammenfinden und Bekanntschaft machen. Reich und arm, groß und klein kommt hier auf dem Fuß völliger Gleichheit zusammen und gegenseitiges Wohlwollen wird befördert, ohne daß man die Rücksichten für den Rang vergißt.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die Salzwüste.

Im Herzen der Hauptkette des Elburz liegt der Distrikt Deregus mit einer Stadt gleiches Namens, und Kelat, die berühmte Lieblingsfestung des berüchtigten Nadir Schah; von diesen beiden Plätzen führen Pässe nach dem Attok. Die Hochländer dieser Gegend sind, wie die übrigen Bewohner dieses Berglandes, wenig gebildet, fast wild, stolz und eifersüchtig auf ihre Freiheit, welche sie in der That nur dem Namen nach besitzen, denn ihre Anführer und Stammhäupter sind eben solche Tyrannen wie die Staatsbeamten, welche sie so sehr fürchten.

Die westliche Gränze von Khorasan läuft fast ganz an der großen Salzwüste hin; sie streift an dem District von Teheran hin und begränzt, indem sie weiter oben eine lange Bucht bildet, die Bezirke von Kaschan und Ispahan durch eine Linie, welche durch vorspringende Berge und Strecken angebauten Landes eine sehr unregelmäßige Gestalt erhält. Sie isolirt den District Yezd und erstreckt sich, mit den Wüsten von Faes, Keeman und Sedschestan zusammenhängend, nördlich bis Tubbuz, schließt aber, mit Ausnahme der Bezirke von Birgun und Kaschan, keine bewohnten Landstriche ein.

Die Beschaffenheit dieser Wüste ist an den verschiedenen Stellen sehr mannichfaltig. An einigen Orten ist die Oberfläche trocken und erzeugt selbst mehrere von den Pflanzen, die einen salzigen Boden lieben; an andern besteht sie aus einer zerfallenden Rinde von trockener Erde, die mit Salzefflorescenzen überzogen ist; ein bedeutender Theil ist sumpfig und an den niedrigern Stellen sammelt sich während der Wintermonate Wasser, das in der wärmeren Jahreszeit ganz oder theilweise verdunstet, und sogenannte Salzkuchen hinterläßt. An einigen Orten besteht die Oberfläche aus fest zusammengebackenem und ganz unfruchtbarem Lehmboden; in manchen Districten herrscht wieder der Sand vor und bildet entweder große Ebenen oder wellenförmige Hügel, die vom Winde bald höher, bald niedriger gemacht werden; zuweilen ist er so außerordentlich fein und leicht, daß er nicht nur höchst beschwerlich, sondern auch gefährlich wird, und schon mancher Reisende hat hier sein Grab gefunden. Aus guten Gründen glaube ich aber annehmen zu können, daß in Khorasan die Salzwüste, von den Eingebornen Kubir genannt, vorherrscht; Salz gibt es überhaupt reichlich in vielen Bezirken, auch außer dem Bereiche der Salzwüste, die höchst wahrscheinlich durch den unbewohnten Isthmus zwischen Herat und Mesched in die beegigen Districte Kohistan und Hazarah dringt. Obgleich die Höhe über der Meeresfläche sehr verschieden seyn muß, so scheint es mir doch wahrscheinlich, daß sich ein gewisser, wenn auch nicht deutlich erkennbarer Zusammenhang zwischen dem eben beschriebenen wüsten Landstriche und der großen Sandsteppe nachweisen läßt, die am Fuße des Elburzgebirges beginnt und sich fast endlos nach Norden ausbreitet.

Die Hügelkette von Meyomid bildet gleichsam eine Halbinsel in der Wüste; man findet daselbst einige schöne Triften mit Heerden und Schäferwohnungen. Meyomid und zwei kleinere Dörfer am nördlichen Abhange sind die einzigen bewohnten Oete. Dieser Bezirk und das ganze benachbarte Thal sind mehr zufolge der beständigen Raubzüge der Nomaden verlassen, als wegen des Mangels an Fruchtbarkeit, denn selbst

Digitized by Google

unter dieſen ungünſtigen Umſtänden findet man an vielen Stellen gute Weide.

Die in den Strahlen der Sonne glänzenden Salzefflorescenzen, die ſich in gränzenloſe Flächen ausdehnen, erſcheinen, beſonders einigen ſchwarzen Felsmaſſen gegenüber, in tauſenderlei phantaſtiſchen Formen. Dieß ſind die durch Refraction entſtehenden Luftgebilde der Wüſte. Die wundervollen Wirkungen dieſer Luftſpiegelung und die dadurch erzeugten Erſcheinungen ſind ſchon oft der Gegenſtand der Bewunderung der Reiſenden geweſen, und es iſt wirklich faſt unmöglich, ſich vorzuſtellen, bis zu welchem Grade dieſe Phänomene gehen, wenn die Luft auf den unermeßlichen ebenen Flächen durch raſches Hin- und Herwogen bewirkt, daß jeder der Oberfläche nahe Gegenſtand in einem Bilde erſcheint, das eben ſo verſtiegt und verſchwimmt, wie die Wirbelwinde die es erzeugt haben. Ein entferntes Gebirg erſcheint dem Beſchauer im Zeitraum einer Minute zuerſt als ein hoher Berggipfel, ſteigt dann, dem Anſcheine nach, zu einer außerordentlichen Höhe, wird oben plötzlich dick und erhält die Geſtalt eines großen Schwammes mit einem ſehr dünnen Stiel; dann zerſplittert dieſer Gipfel in mehrere Spitzen, die ſich auf einmal wieder zu einer großen, zuſammenhängenden Fläche vereinigen. Dieſe Erſcheinung verwirrt ganz beſonders einen Geometer, der die Berggipfel als Punkte gebraucht, um ſeine Dreiecke nach ihnen zu beſtimmen, und wenn er ſich in dieſer Gegend auf eine Beobachtung verläßt, ſo wird er ſich um viele Grade irren. Ein andersmal erſcheint eine von Regengüſſen zerriſſene Bergwand wie eine prächtige Stadt mit Palaſten, Säulenhallen, Minarets und Pyramiden, und wenn man näher kommt, verſchwimmt alles und es war nur optiſche Täuſchung, ein blendendes Luftgebild der großen Salzwüſte. Unzähligemale hat man auf Eſeln reitende Knaben für Rieſen gehalten, die auf Elephanten ſäßen oder für wohlberittene Cavallerieſchwadronen; Schafe und Ziegen hält man für Kamele und Dromedare, niedrige Büſche für die größten Waldbäume. Dieſe verſchiedenen Erſcheinungen ſind oft ſehr ſchön und gewähren viel Unterhaltung, aber nicht ſelten täuſchen ſie auch den ermatteten Reiſenden auf eine ſehr unangenehme Weiſe.

Die engliſche Geſellſchaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen.

(Nach der Colon. Gaz. vom 27 Mai.)

Am 19 Mai fand die 142ſte Jahresverſammlung dieſer auf die Grundſätze der Staatskirche gebauten Geſellſchaft ſtatt. Eine große Anzahl Geiſtlicher, darunter die höchſten Würdenträger der Kirche, fanden ſich ein, ſo wie der Lord Mayor, die Aelderemänner und Scheriffs der Stadt London. Der Biſchof von Norwich predigte, nicht ohne Anſpielung auf die neuen Spaltungen der Kirche und den Puſeyismus, als deſſen Gegner er ſich zeigte. Die Miſſionäre der Geſellſchaft ſind namentlich in den vier großen Abtheilungen des engliſchen Colonialreichs beſchäftigt: in Nordamerika, Weſtindien, Oſtindien und Auſtralien. Die Vereinigten Staaten wurden bis zu ihrer Trennung vom Mutterlande im J. 1783 faſt ausſchließlich von dieſer Geſellſchaft mit Geiſtlichen verſehen; der erſte nordamerikaniſche Biſchof (Dr. Seabury) war ein Miſſionär dieſer Geſellſchaft. (Gegenwärtig finden ſich in den Vereinigten Staaten 19 Biſchöfe und über 1000 Geiſtliche der engliſchen Hochkirche.) Nach der Anerkennung der Unabhängigkeit wandten ſich die Bemühungen der Geſellſchaft nach Canada, Neuſchottland, Neubraunſchweig, Neufundland u. ſ. w. Nach dem Bericht des Biſchofs von Neuſchottland wurden in dieſer Provinz ſeit 15 Jahren 119 Kirchen geweiht. Die Geiſtlichkeit ſeiner Diöceſe, die auch Cap Breton und Prinz Edwards-Inſel umfaßt, beträgt 227, die Zahl derer, die von der Geſellſchaft ausgingen, iſt ſeit des Biſchofs Verwaltung von 5 auf 50 geſtiegen. Seit 1839, wo die Zahl der Bisthümer im britiſchen Nordamerika um zwei vermehrt wurde, iſt die Zahl der Miſſionäre der Geſellſchaft in der Diöceſe Toronto um 42 gewachſen, und in der von Neufundland von 10 auf 25. — In Weſtindien ſteuert die Geſellſchaft zum Unterhalt von 40 Geiſtlichen bei, abgeſehen von Lehrern und Katecheten. — In Oſtindien hat die Geſellſchaft 47 Miſſionäre; ſie hat ein Collegium zu Calcutta für den Unterricht einer einheimiſchen Geiſtlichkeit, und zu Madras Elementarſchulen für die mittlern und untern Claſſen errichtet. — In Auſtralien und Vandiemensland ſind 50 Miſſionäre thätig, und Geld iſt zur Erbauung von Kirchen und Pfarrhäuſern bewilligt worden. — Einen ſchaefen Gegenſatz mit dieſer Thätigkeit bildet der Stand der Geldmittel. Im vorigen Jahre wurden 75,454 Pfd. St. ausgegeben, und das Einkommen belief ſich auf 71 091. Davon betrug eine königliche Bewilligung 35,315 Pfd. St., der Reſt mußte zum Theil aus dem verfügbaren Capital der Geſellſchaft genommen werden, und dieß wird am Ende des laufenden Jahres ſo ziemlich erſchöpft ſeyn. Wenn die jetzigen Miſſionen erhalten werden ſollen, ſo müſſen jährlich wenigſtens 30,000 Pfd. mehr eingehen. Die Mitglieder der Hochkirche und namentlich die ungeheuer dotirten erſten Würdenträger ſcheinen demnach nur geringen Eifer für die Sache zu zeigen, und ſtehen hierin den Secten ungemein nach.

Wanderungen auf den Cykladen.

Amorgos.

(Schluß.)

Hier, wo niemals ein einzelner Fremde anlangt, waren wir der allgemeine Gegenſtand der Neugierde. Alles ſtrömte herbei, und die Frauen erſchienen allenthalben an der Thüre oder auf den Terraſſen ihrer Häuſer mit ihrer großen ſchönen Taille und ihren regelmäßigen edeln Zügen, die ſich höchſt maleriſch ausnahmen in dem weißen, turbanartigen Kopfputz, mit breiten Bändern von derſelben Farbe, die über die Schultern herabfielen oder unter dem Kinn zuſammenliefen, ſo daß ſelbſt der Mund bedeckt war, und man nichts als die ſchönen blauen Augen und eine gerade, regelmäßige Naſe ſah. Der Dimarch, welcher krank war, wies uns unſere Konoki oder Wohnung bei ſeinem Schwager an, deſſen Sohn in Paris ſtudirte. Das ganze Haus, beſtehend aus einem großen Zimmer mit zwei guten Sophas und einer kleinen Kammer mit einem vortrefflichen Bett, wurde zu unſerer Verfügung geſtellt. Die Schränke waren wohl mit baumwollenen Servietten verſehen, mit engliſchen Tellern und ſelbſt mit Silber. Die Inſeln waren nicht, wie der griechiſche Continent, von der türkiſchen Verwaltung oder von dem erſten beſten Türken mitleidslos mißhandelt oder im Kriege geplündert worden; ein jährlicher Tribut war ſtipulirt und alle Jahre kam die

Digitized by Google

ottomanische Flotte, um ihn in Empfang zu nehmen. Die Einwohner wurden nur von ihren eigenen, mit der Erhebung des Tributs beauftragten Landsleuten geplündert, und so bereicherten sich wenigstens diese. Deßhalb findet man auf den Inseln die Häuser mit einer Sorgfalt unterhalten, wovon man sich im continentalen Griechenland keine Vorstellung machen kann. Ueberall sind Betten, Stühle und Tische, die Mauern sind hübsch geweißt und das Innere reinlich, selbst elegant.

Unter solchen Verhältnissen kann ein im Lande ansässiger Mensch ohne Mühe ein bescheidenes und selbst angenehmes Unterkommen finden, aber ein zufälliger Fremder hat alle Mühe sich mit dem Nothwendigen zu versorgen. Hier besteht gar kein Handel; es gibt keinen Laden, in dem man die vortrefflichen Erzeugnisse der Insel einkaufen kann, ihr ausgezeichnetes Oel, ihren Wein, ihren Tabak und ihren Käse, der zwar etwas zu stark gesalzen, aber weit besser als der cretensische ist. Jeder fabricirt ein wenig von allem diesem zu seinem eigenen Gebrauch, wenn er zu der kleinen Anzahl der Glücklichen gehört, unter welche die fruchtbaren Ländereien vertheilt sind; sonst sucht er sich durch ein Uebereinkommen mit diesen das Nöthige zu verschaffen. Von dem einen erhält er einige Pfund Oel, von dem andern einige Maaß Wein, Tabak oder einige der sehr fetten Ziegenkäse. Mit dem Weizen ist man sparsamer. Die Gesellschaft ist, wie man sieht, noch ziemlich im Naturzustande.

Während man bemüht war, alles zu unserer Versorgung Nöthige zusammenzubringen, ritten Sartiges und ich auf unsern Maulthieren nach dem drei Viertelstunden entfernten, auf der Insel und im ganzen Archipel berühmten Kloster der Panagia. Sobald man das Plateau, auf welchem Amorgos erbaut ist, hinter sich hat, geht es längs der Felsen abwärts, an denen sich in großer Tiefe die Wellen brechen. Der Weg war schmal und gefährlich, aber die Aussicht reizend; das Meer entfaltet sich in seiner Majestät, und man erblickt in der Ferne die Insel Siphnos und einen Theil der Insel Milos. Von Zeit zu Zeit erheben sich auf der Seeseite schroffe Felsen und dienen als Geländer. Endlich wird der Fels breiter und etwa 400 Fuß über dem Meere und 800 unter dem Gipfel erscheint wie in einer Felsenspalte ein kleines Kloster, das sich von dem rothbraunen Felsen weiß hervorhebt. Die Lage ist viel malerischer, als die des großen Megaspilion auf Morea in der Nähe von Kalavryta. Wir stiegen eine sehr rohe, mit Hülfe von Felsenspalten und zerbrochenen Steinen erbaute Treppe hinan, die aber plötzlich aufhörte und mit einer äußerst gebrechlichen Holztreppe abwechselte, die durch eine Zugbrücke mit dem Klosterthore verbunden ist; man sieht also, die Mönche hatten ihre Vorsichtsmaaßregeln ergriffen, daß man ihnen gegen ihren Willen keinen Besuch abstatten konnte. Die Nähe des Meeres in einem den griechischen und türkischen Piraten so ausgesetzten Lande hatte diese Vorsicht nothwendig gemacht, und diese ist auch jetzt noch nicht ganz überflüssig, denn manchmal fällt es einem Klephten von Profession ein, auf einer Barke sich Nachts nach einer Insel zu begeben, ein Haus auszuplündern und sich wieder einzuschiffen, ohne eine Spur zurückzulassen, die auf seine Entdeckung führen könnte. Seeraub war das griechische Leben im Alterthum, Seeraub war herrschende Gewohnheit im Mittelalter, und obwohl die scharfen Züchtigungen der Piraten durch die Seemacht der civilisirten Staaten, der man sich in keiner Weise widersetzen konnte, große Verbesserungen in allen diesen kleinen Inseln herbeiführte, so bedarf es nur eines zufälligen Umstandes, um den abenteuerlichen Geist wieder zu erwecken und den Klephten und Fischer in Piraten umzuwandeln.

Das Kloster der Panagia enthält jetzt nur fünfzehn Caloyers statt hundert, wie im vorigen Jahrhundert; es ist indeß sehr reich und hat Besitzungen auf allen umliegenden Inseln und bis nach Asien hinein. Es wurde im Jahre 1088 gegründet, in demselben Jahre, wie das berühmte Kloster von Pathmos, durch den Kaiser Alexis, Vater des bekannten Anna Comnena. Während des letzten Kriegs fürchteten die Caloyers auf ihrer entlegenen Insel die Angriffe der Piraten, verließen ihr Kloster und flüchteten sich nach dem von Pathmos, wobei sie ihre Archive und ihre kostbarsten Gegenstände mitnahmen. Sie blieben sieben Jahre daselbst und sind erst seit kurzem zurückgekommen, haben aber ihr merkwürdiges, von Hrn. Roß näher untersuchtes Archiv, in welchem sich eine große Anzahl goldener Bullen verschiedener Kaiser; so wie auch lateinische Urkunden vorfinden, in Pathmos gelassen. Die Stiftungsbulle des Klosters ist ein höchst merkwürdiges Instrument, das alle dem Kloster ertheilten Privilegien aufzählt, und woraus man den Zustand des Reichs zu jener Zeit kennen lernt. Die verschiedenen Steuern, von denen das Kloster befreit ist, zeigen, welche Lasten auf die andern Stände drückten; das Kloster wird von der Gerichtsbarkeit der verschiedenen Staatsbeamten befreit, und man lernt daraus die unendliche Mannichfaltigkeit dieser Aemter kennen; aus der Befreiung von der Einquartierung der Truppen ersieht man die verschiedenen Grade der Befehlshaber und die Menge fremder, in den Dienst des Reichs aufgenommenen Corps, darunter Russen, Engländer, Franzosen, Deutsche, Bulgaren, Alanen*) und Saracenen.

Die Mönche nahmen uns äußerst willig auf und zeigten uns das Kloster in allen seinen Theilen. Es ist ein unendliches Gewirre von kleinen Treppen und kleinen Kammern. Auf der Außenseite ist die Mauer nur von einer geringen Anzahl Fenster durchbrochen, aber die Cellen der Mönche haben alle Fenster nach innen und sind sehr lustig und gesund. Die Mönche auf den Inseln sind, wie die andern Einwohner, minder arm und mehr an europäische Bequemlichkeiten gewöhnt, als die in den Provinzen des continentalen Griechenlands. Die Kirche ist sehr klein; auf einem Stein des Bodens ist der kaiserliche Adler mit zwei Köpfen ausgehauen, und daneben sind zwei Grabsteine mit Wappenschilden, die einen aufrechtstehenden Löwen mit einer Fahne in der Tatze zeigen. Die Kirche besitzt, wie alle Klosterkirchen, ihr wunderthätiges Bild, das unbeschädigt aus dem Grunde des Meeres herausgezogen wurde; es ist aber die Panagia von Amorgos ein gräßliches Gepinsel, und ich schütze gegen die Mönche mein schlechtes Gesicht vor, das mich hindere, die Malerei gehörig aufzufassen. So trennten wir uns als die besten Freunde von den Mönchen.

Großes Musikfest in Manchester. Die Bemühungen, Sinn für Musik unter den Arbeitern dieser großen Fabrikstadt zu verbreiten, sind als sehr gelungen zu betrachten. Am 10 Junius fand daselbst ein Musikfest statt, wo 1600 Personen aus der Arbeiterclasse mehrere Musikstücke aufführten. Ueber 6000 Personen waren anwesend. (Athenäum vom 17 Junius.)

---

*) Wohl die aus Catalonien, welches Wort bekanntlich aus einer Zusammenziehung der Worte Gothen und Alanen entstanden ist. Noch im 14ten Jahrhundert, zur Zeit der großen Compagnie, welche sich später Griechenlands bemächtigte, findet man Alanen besonders aufgeführt. Die hier genannten sind wohl als die Vorläufer der großen Compagnie anzusehen. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat Junius.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google